



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1835.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1835.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—6, literarische Anzeiger Nr. I—XVIII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1835.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Was sind unsere Leihbibliotheken und was sollten sie sein?

Skizze von Dr. Arnold.

— Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er etwas vorgehen sieht; der Gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz Ausgebildeten angenehm.

Wenn wir keineswegs glauben, daß es Jemanden gibt, der mit diesen Worten Göthe's nicht vollkommen einverstanden wäre, da ihre positive Wahrheit klar ins Auge springt, so ist es um so mehr zu wundern, daß die Vorsteher der unzähligen Leihbibliotheken Deutschlands, von denen nun freilich die wenigsten Göthe'n gelesen, weil sie den innern Gehalt ihrer Bücher als ein Noli me tangere betrachten, diese Worte bisher so schlecht beherzigt haben, da dieselben doch eigentlich diese Opferdiener in Minervens Tempel zunächst angehen und die erste Maxime bei Begründung ihrer Anstalten sein sollten. Sie glaubten jedoch, ihre Aufgabe sattsam durch die Beachtung des ersten Komma obigen Satzes gelöst zu haben, und hielten daran auch so gewissenhaft fest, daß die Leihbibliotheken längst ein Asyl der Tertianer, Ladendiener, Unteroffiziere und Schneidermamsells wurden; der Gebildete nippte nur verstohlen von diesem schmuzigen Circebecher, und der ganz Ausgebildete nahm entweder gar keine Notiz davon oder betrachtete sie als Pendants zu den Lotterieanstalten *), die hundert Nieten enthalten, bis ein unbedeutender Treffer herauskommt, und so recht dazu geeignet sind, jene die geistige, diese die materielle Potenz des Volkes zu vernichten. Allenthalben will man Restauration, und allenthalben wird restaurirt; der Fichte'sche Idealismus wurde von der Schelling-Hegel'schen Identitätslehre, das Théâtre français von Victor Hugo aus dem Sattel gehoben, Paesiello von Rossini gestürzt, das Nibelungenlied und Wolfram von Eschenbach aus dem Staube gezogen und der Moralität und Aufklärung ein nicht unbedeutender Vorschub durch Gasbeleuchtung und Rumford'sche Suppen, durch Schnellpressen und Eisenbahnen geleistet; nur das alte, tausendköpfige Ungeheuer, die Leihbibliotheken Deutschlands, prangen noch in demselben Schmuze und der nämlichen Armseligkeit, wie sie uns als Surrogat der verdrängten Pocken vom 18. Jahrhundert überliefert wurden. Ich sage: „das alte Ungeheuer", denn meine Leser wissen bereits aus Horaz, daß schon bei den Römern solche Anstalten vorhanden waren, und welche unter meinen schönen Leserinnen hätte nicht einmal die elegante Römerin Sabina bei ihrer Toilette besucht und gehört, wie diese ihren Haushofmeister nach der Leihbibliothek sendet, um ihr einige unterhaltende Werke zu holen! Ich bin jedoch weit entfernt, mich zu historischen Deductionen über Leihbibliotheken zu versteigen; denn einen Geschichtschreiber haben diese Anstalten, wenigstens in Deutschland, noch lange nicht verdient; nur sei es mir erlaubt, rücksichtlich ihrer Gestaltung in der neuern Zeit Einiges zu bemerken.

*) Vgl. hiermit die geistreiche Schrift des Herrn v. Wessenberg: „Ueber den sittlichen Einfluß der Romane", S. 187.

Durch die Poesien von Uz, Zachariä, Hagedorn und Gellert erhielt das geistige Leben Deutschlands, welches bald nach Opitz wieder Rückschritte gethan hatte, einen neuen Aufschwung, und allmälig interessirten sich für die vaterländische Literatur auch die höhern Stände, welche damals zum Theil noch so weit zurück waren, daß manche Dame erst die lateinischen Buchstaben kennen lernen mußte, um die züricher Ausgabe von Geßner's Idyllen lesen zu können. Durch die vereinten Bestrebungen jener Männer in den verschiedenen Zweigen der Belletristik konnte es nicht fehlen, daß auch der Roman seine Koryphäen fand. Ziegler's „Asiatische Banise" und „Die schöne Magelone" waren längst vergessen; und Gellert's „Schwedische Gräfin", sowie die Umarbeitungen der Frau Luise

Gottschedin hatten keinen Erfolg. Erst Göthe, der überhaupt von seinem Auftreten an den jedesmaligen Impuls zu den verschiedenartigen Richtungen in der schönwissenschaftlichen Literatur gab, öffnete mit seinem „Werther" eine neue Bahn, und nun überschwemmte das Heer der Siegwarte, gleich einem Heuschreckenschwarm, unsere ohnedies dürren Fluren und verfinsterte die Luft. Doch nicht lange darauf wurde dieses süße, mondsüchtige, ekle Gewäsche durch das Schwertergeklirr der Ritterromane verdrängt, wozu Göthe's „Götz von Berlichingen" die Anregung gegeben hatte, und wie man früher in Schmachten und Sehnen, Klagen und Seufzen beinahe vergangen war, so gefiel man sich jetzt im Plumpen, Gemeinen und Niedrigen, wozu das Mittelalter, dessen Ritter man sich sämmtlich als Rauf- und Trunkenbolde dachte, das geeignetste Tableau zu sein schien. Bald darauf wurde durch Schiller's erstes Auftreten den Romanen, ohne die Tendenz zu verändern, eine andere Farbe verliehen.

> Den Rinaldo Rinaldini,
> Schinderhanno, Orlandini,
> Und vor Allem Carlo Moor
> Nahm man sich als Muster vor.

Das war die schöne Epoche der Räubergeschichten! Gleichzeitig wurden auch die verwünschten Prinzen und die Geister der irrenden Burgfräulein heraufbeschworen, um Zeugniß abzulegen, und Petermännchen und schlafende Jungfrauen spukten ungeziemlicherweise in dem frommen Deutschland umher. Aber endlich ward man der ewigen Raufereien und Zechgelage, der hochromantischen Räuberhöhlen und halbzerfallenen Ritterburgen müde; das Geklirr der Harnische und der Tummler wollte nicht mehr recht behagen, und die müdegehetzten Geister sich durch die verbrauchten Beschwörungsformeln nicht mehr incommodiren lassen. Doch, als die Sündflut von Werther's und Siegwart's Zähren versiegt war, hatte kein versöhnender Regenbogen die Verheißung gethan, daß nicht wieder ein ähnliches Unheil das Menschengeschlecht heimsuchen sollte, und bereits hatten sich die Thränendrüsen des deutschen Michel wieder mit ihren dicksten Tropfen gefüllt. Von Göthe's „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandtschaften" angeregt, war man von Neuem zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich Sehnsuchtsklagen und Liebesseufzer doch am besten in braunen Fracks mit handbreiten Klappen und Manschetten ausnehmen, und welche schöne Früchte diese Ueberzeugung trug, davon kann Herr August Lafontaine Zeugniß ablegen. Doch die alten Ritter konnten auch zum zweiten Male keine Ruhe in den Gräbern finden; noch einmal hoben sie die schweren Deckel von ihren Särgen empor und traten heraus an das rosige Sonnenlicht. Glücklicher wurden sie diesesmal durch Fouqué vertreten; aber die Zeiten hatten sich geändert, und das Klirren der hochfreiherrlichen Sporen, sowie das ewige Vorrücken der alten Feudalrechte fand keinen Anklang mehr. Noch weniger waren die Geisterromane, die etwas später von einer quedlinburger Hebamme an den Tag gefördert wurden, nach dem Geschmacke eines Zeitalters, welches sich vor nichts mehr fürchtet. Ueberdies hatte man sich schon allzu sehr an die süßen allerliebsten Kleinigkeiten Lafontaine's gewöhnt, und der Sumpf Clauren, ein würdiger Nachtreter, der sein schlammiges Wasser mit einer Unzahl von geruchlosen Vergißmeinnichtchen bedeckte, hatte es trefflich verstanden, die Theilnahme der empfindsamen Damen und überschwenglichen Herrchen zu fesseln.

Dies die Literaturgeschichte Deutschlands, insoweit wir sie aus unsern gediegenen Leihbibliotheken immer fühlbarer kennen lernten, je mehr sich die Masse belletristischer Schriften häufte und es dem Privaten schwer machte, auch nur das Bessere seiner Bibliothek einzuverleiben, und hier können wir nicht umhin, den Inhabern von Leseanstalten zuzugestehen, daß sie dieselben gewissenhafter mit jenen Werken bereicherten, die damals als die geistreichsten und gediegensten anerkannt waren. Man fand hier Klopstock, Uz, Geßner, Zachariä, Gotter, Hagedorn, Gellert, Rabener, Gleim und Ramler, sowie die frühern Schriften von Wieland und Göthe. Als sich aber ein Decennium später die literarische Thätigkeit immer höher steigerte, da wurde es den guten Leuten zu viel, all die Romane und Gedichtsammlungen aufzukaufen, die zu Tage gefördert wurden, und weil ihnen gewöhnlich die Kenntnisse fehlten, um den Weizen von der Spreu zu sondern, und sie meistens nur darauf bedacht waren, pecuniairen Gewinn von ihren Instituten zu ziehen, so hielten sie sich zunächst an Das, was den großen Haufen ansprach, und dieses that, leider! unter dem vielen Schlechten grade das Schlechteste. Spieß und Miller, im Gefolge all der famosen Ritter-, Räuber- und Geisterromane, welche das verbrannte Gehirn unseliger Scribler ausgeheckt hatte, machten jetzt lediglich den Bestand der Leihbibliotheken aus, und später wurde diese saubere Gesellschaft noch durch Cramer, Lafontaine, Kotzebue u. A. vermehrt.

So gestalteten sich diese Institute am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, und in dieser schmuzigen Tiefe blieben sie bis auf diesen Augenblick. Der einzige Zuwachs, welchen sie in der spätern Zeit erhielten, bestand in wenigen Romanen Fouqué's und in den bereits erwähnten quedlinburger Machwerken. In dem letzten Lustrum hat diese Clique mit den schwäbischen Dreigroschenausgaben von Clauren, Pichler, Spindler, Schilling u. A. Brüderschaft gemacht. Dieses Alles zusammengenommen macht jetzt den Bestand der meisten Leihbibliotheken aus, und von diesem Tranke, verderblicher als Aqua toffana, wird jedem zwölfjährigen Knaben, jedem sechzehnjährigen Mädchen für wenige Pfennige verabreicht! Konnte es da fehlen, daß die drei verschiedenen Classen geistiger Intelligenz in jenes Verhältniß zu den Leihanstalten traten, wie wir es oben auseinandersetzten? Sie, welche die Bildungsschulen des Volkes, die Gesellschafter und Unterstützer der Gebildeten und Gelehrten hätten sein sollen, beflecken mit ihren schlüpfrigen, gehaltlosen Schriften die Phantasie der niedern Stände, ziehen sie von würdigern Beschäftigungen ab, lehren sie eine Welt kennen, die, dem Himmel sei Dank! nie war und nie sein wird, und verzichten auf die Theilnahme der wahrhaft Gebildeten, da sie ihnen weder die

Blüten der Kunst noch die Früchte der Wissenschaft bieten; denn grade Das, was Deutschland wahrhaft Gediegenes, Schönes und Ausgezeichnetes hervorbrachte, wird am wenigsten hier gefunden, und wissenschaftliche und gemeinnützige Schriften sind ohnedies verbannt.

(Der Beschluß folgt.)

Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten von G. Semper. Altona, Hammerich. 1834. 8. 6 Gr.

Schon seit geraumer Zeit ist die an alten Kunstwerken der Architektur und Plastik gemachte Beobachtung, daß die Griechen und Römer, jene zumal der ältern, diese der spätern Zeit bemalte oder aus buntfarbiger Zusammensetzung des Materials bestehende Bilder und Tempel gefertigt haben. Solche Wahrnehmungen hat namentlich der Professor Martin Wagner in Rom in seinem trefflichen Berichte über die äginetischen Bildwerke, welche Schelling mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben hat, dahin mitgetheilt, daß er an jenen Statuen mehre Farben, vornehmlich Roth und Blau entdeckt, daß nicht blos die Waffen und Gewänder, sondern auch Lippen und Augen noch die Spur aufgetragener Farbe verrathen haben. Durch die unterdessen in Italien und Griechenland von reisenden Künstlern und Gelehrten angestellten Untersuchungen, besonders an den Bauwerken zu Athen auf der Akropolis und an der Trajanssäule in Rom, hat sich die Ansicht von der Bemalung alter Statuen und Bauwerke bestätigt und vervollständigt. Der Verf. des vorliegenden Schriftchens hat die Forschungen an der römischen Trajanssäule vorzüglich betrieben und geleitet; auch in Griechenland hat er die Frage nach der Polychromie der antiken Kunst eine der wichtigsten Aufgaben seiner Nachsuchungen sein lassen. Die gesammelten Resultate beabsichtigt er nun in einem Systeme vorzutragen, von welchem die flüchtige Nachricht dieser kleinen Schrift der Prodromus zu sein scheint. Es soll das größere Werk, dem er seinen Fleiß zu widmen gedenkt, in farbigen Lithographien und in Kupferplatten mit erklärendem Texte bestehen, welche in drei Abtheilungen einander folgen. Die erste Abtheilung soll die dorische Ordnung enthalten, erläutert an dem Parthenon, das, nach eignen Messungen, genau in Construction, Detail und besonders in Bezug auf Farben und ergänzende Verzierungen von Bronze u. s. w. gegeben wird. Vergleichend sollen die Abweichungen der meisten andern dorischen Tempel Griechenlands, nebst einigen merkwürdigen unedirten Bruchstücken colorirter dorischer Architektur mitgetheilt werden. In dem Texte will der Verf. über alles Gefundene, so gut wie über die Ergänzungen Rechenschaft ablegen und eine genaue Auseinandersetzung des von den Alten befolgten Systems der Malerei an Monumenten, auch einen Bericht über das Materielle der Farben geben. Hierauf, im zweiten Hefte, soll die dorische Architektur an Beispielen aufgezeigt werden. Das dritte Heft ist den Monumenten Roms und des Mittelalters gewidmet und wird vornehmlich die Trajanssäule, farbig und mit ihren Umgebungen restaurirt, als das beste Beispiel römischer Polychromie darbieten.

Ueber die Trajanssäule heißt es S. 37: Die Figuren dieses Monuments hoben sich golden ab auf azurnem Hintergrunde. Auch die flachen Reliefs des Piedestals waren unfehlbar durch reiche Abwechselung von Gold und Farben in die gehörige Haltung gebracht. Erst so konnte die Säule mit dem ganzen reichfarbigen vergoldeten Forum, den Porphyrgesimsen und den grünmarmornen Säulen des Tempels in Harmonie treten, sowie mit der Säule die vergoldete Bronzestatue. Der Sirocco und häufiger Regen, den dieser böse Dämon Roms herüberführt, hat die Südwestseite der Säule gänzlich ihrer Farbendecke beraubt, während sie sich gegen Norden am besten erhalten hat. Das Umgekehrte ist in Athen der Fall, wo alle Tempel gegen Süden erhalten sind, indeß der scharfe Zahn des Nordwindes die ihm blosgestellte Seite gebleicht und angefressen hat. Der schöne goldene Glanz der Tempel Athens ist nicht Folge des Einflusses der Sonnenstrahlen, wie man fälschlich annahm, sondern die Spur der vormaligen Farbendecke, die überall an der Sonne eine warme goldgelbe Farbe, in den Winkeln aber ein finsteres Schwarz angenommen hat. Unter dieser schwarzen Kruste hingegen finden sich beim Nachsuchen stellenweis die ganz frisch erhaltenen Farben.

Hr. Semper behauptet und verficht die bisher noch bezweifelte Meinung, daß alle alte Kunst auch der besten Zeiten gefärbt gewesen sei, und tritt somit in den entschiedensten Gegensatz mit allen Denjenigen, welche seither das Farbige der Plastik nur den unvollkommenen Anfängen und Ausgängen der hellenischen Kunst zugeschrieben, einen Hauptvorzug der mittlern und edelsten Periode dagegen ebendarin erkannt haben wollten, daß die plastische Naturnachbildung nur der Form, nicht der Farbe gegolten habe. Abgesehen von dem unpassenden Tone eines von Rom nach Hause kehrenden Kunststudenten, wird er in seinem zu erwartenden Werke, wenn es die Freunde des Alterthums befriedigend überzeugen soll, einer noch gründlichern Entwickelung von Thatsachen bedürfen, wie ihm bereits von Ottfried Müller und Andern bedeutet worden ist. Indessen verräth das Büchlein einen talentvollen und kräftigen Geist, welchem das rechte Maß des Ausdrucks und die gehörige Form des Vortrags gewiß auch zu statten kommen werden, sobald er sich in den interessanten Gegenstand mit den erfoderlichen Studien über die reichen Blätter seiner Reisesammlung hineingeworfen hat. Immerhin ist es höchst erfreulich, Künstler mit so viel wissenschaftlichem Sinn und classischen Kenntnissen ausgerüstet auftreten zu sehen, wie den Verf., dessen Schrift vielfache Anregungen gibt, einen sehr wichtigen Punkt der alten Kunstgeschichte näher ins Licht zu setzen. 62.

Mittheilungen aus Paris.

Heine, der deutsche Emigrant, fängt an, sich in der capitale du monde zu langweilen. Wer hätte das gedacht? Diesem sehnsüchtig-verdrießlichen Gemüth, das in Deutschland sich verloren gab, das von sich selbst versicherte, die feinen Salons und Cercles wären dem dumpfigen Einsiedlerleben in Wandsbeck gefolgt wie der erlösende Tag der schläfrigen Nacht; diesem wunden, eigensinnigen, unbefriedigten, sich nach dem ewigen Champagnerrausch der schönen Welt sehnenden Kopf hätte das Alles bietende Paris doch auch das Seinige bringen sollen! Und doch nicht. Das Vaterland vergißt sich schwer. Ein geistreicher Franzose, der Heine genau kennt, versichert, daß Heine sich nach Deutschland sehnt. Sagen wird er dies wol nicht, denn er machte demselben Freunde seine Vorliebe für Deutschland zum Vorwurf. Aber die Symptome zeigen sich gewiß; denn ein freiwilliges Exil par dépit trägt sich oft schwerer als ein wirkliches Verhängniß. Was soll auch der deutsche Schriftsteller in Paris? Die französischen Romantiker zeigen ihm ja täglich, wie man Buchstaben zu Gold macht und wo ihn selbst der Schuh drückt. Diese Herren haben das vor den deutschen Romantikern voraus, daß sie für das ungewisse Sehnen lieber den gewissen Profit nehmen. Sie sind erfinderisch und speculativ im Absatz und Eintausch, und führen hinter der Scene noch ein Coulissenleben, das weder dem Classiker noch dem Emigré zugänglich ist. „Victor Hugo", schreibt uns ein beobachtender pariser Gelehrter, „hat nun endlich den längst angekündigten Roman: „La Quinquengrogne", fertig. Aber Victor Hugo will sich wahrscheinlich für den nächsten recht lange und recht bequeme Zeit nehmen, denn er verlangt für sein Buch mit barbarischem Titel nicht mehr als 150,000 Francs, und diese hofft er am leichtesten zu erwerben, wenn er sein Werk sogleich ins Deutsche und Englische übersetzen läßt und das Original sammt den Copien zu gleicher Zeit ausgibt. Dies heißt in der That ein Talent zum Commerce, wovon Deutschland in seiner ro-

mantischen Periode keine Ahnung hatte. Jules Janin ist noch erfinderischer. Er eröffnet im Athenäum über die Geschichte der Journalistik einen Cyklus von Vorlesungen, deren Erfolg noch sehr zweifelhaft ist, denn die Pariser sind besonders deshalb so begierig auf dies Unternehmen, weil sie der Meinung sind, Jules Janin ne sait rien. Aber J. Janin hat viel Geist, denn er hat das Manuscript seiner Vorlesungen, das noch gar nicht existirt, schon an einen pariser Buchhändler sehr vortheilhaft verkauft. Aus diesem Geschäft sieht man deutlich, daß Muth bei allen Dingen die Hauptsache ist. Deutscher Sinn ist zu bedenklich. Er würde vor dem bloßen Gedanken erschrecken, Vorlesungen über Literaturgeschichte aus dem Stegreif zu halten und doch das Manuscript schon an den Mann gebracht zu haben.

Um diesem Jugend- und Schriftstellerübermuth etwas Besonneneres und Gediegeneres an die Seite zu stellen, setzt Michelet seine Vorträge über Luther in der faculté des lettres mit Beifall fort, und das „Journal des débats" kündigt bereits unter dem Titel „Mémoires de Luther" (im echt französischen Geschmack gewählt) die Erscheinung derselben als selbständiges Werk in zwei Bänden an. Man verspricht sich viel davon, und es heißt von dem Verf., er vereinige „à l'érudition de nos professeurs toute la poésie de nos étudians". Das ist aber für die deutschen Studenten ein zu großes Compliment. Die deutsche Poesie wird dagegen nicht ohne Grund protestiren.

Von St.-Marc Girardin, der mit Cousin im Auftrage der französischen Regierung die deutschen Schulen bereiste, ist als Frucht dieser Sendung ein Werk unter dem Titel: „Politische und literarische Notizen über Deutschland" erschienen, das eigentlich nur eine Umarbeitung und Zusammenstellung seiner über diesen Gegenstand in verschiedenen Journalen befindlichen Aufsätze ist und unter vielem Gediegenen auch einiges Oberflächliche enthält.

So beschäftigt sich französischer Geist jetzt angelegentlicher als je mit deutschem Interesse. Auch Marmier wird nächstens ein Werk über Göthe („Études sur Göthe") herausgeben, worauf wir alle Ursache haben begierig zu sein, und welches mit den neuerdings erschienenen deutschen Monographien über Göthe zu vergleichen gewiß interessant sein wird.

Dulce utili! Man klagt über den Verfall der Theater, und ist nicht der Meinung, daß zwei für diesen Winter neuangekündigte Stücke von V. Hugo und Alfred de Vigny sie wiederaufrichten werden. Mademoiselles Elsler, heißt es, ont toujours beaucoup de succès. Les méchants disent.... Doch die Sprache der Bösen kommt vor der Beredtsamkeit der Anmuth nicht auf, und die Welt ist schon seit Jahrtausenden galant genug, um zwischen der tausendzüngigen öffentlichen Meinung und den public characters der Damenwelt die richtige Mitte zu halten. 32.

Notizen.

Der russische Staatsrath Paul Swinjin, in seinem Vaterlande auch als Schriftsteller bekannt, hatte auf vieljährigen Reisen durch Rußland mit Fleiß und Aufwand eine bedeutende Anzahl von Kunstsachen und historischen Curiositäten, hauptsächlich aus älterer Zeit, zusammengebracht. Diese Sammlung war in Petersburg aufgestellt, erhielt den Namen des „Russischen Museums", weil sie viele Hervorbringungen russischer Kunst enthielt und ward vielfach von Freunden des Vaterländischen besucht. Rühmlich erwähnt des Museums Professor Morgenstern in den „Dorpater Jahrbüchern" (1834, Heft 1), indem er auf merkwürdige Gemälde russischer Künstler darin aufmerksam macht. Es befanden sich in demselben auch wirklich mehre Gemälde von Jegorow, Warnik, Andreas Matwejew, Alexejew u. A. mehr, deren Namen von Kunstfreunden in Rußland hochgeschätzt werden. Außerdem verbreitete sich die Sammlung auf folgende Gegenstände: Hervorbringungen russischer Bildhauerkunst, Miniaturgemälde (vorzüglich Portraits denkwürdiger, in der vaterländischen Geschichte ausgezeichneter Personen), altes silbernes Geräth von künstlicher Arbeit, Münzen und Medaillen, Handschriften und seltene Bücher. In allen diesen Fächern besaß das Museum merkwürdige und sehenswerthe Einzelnheiten, und es ist daher sehr zu bedauern, daß es im Laufe des Jahres 1834 in öffentlicher Versteigerung hat verkauft werden müssen, wodurch die mühsam gesammelten Gegenstände wieder vereinzelt und in verschiedenen Besitz gekommen sind. Auch aus den deutschen Provinzen, dem ehemaligen kunstreichen deutschen Ordenslande, befanden sich darin Denkmäler alter Kunst und Lebens, unter Andern zwei sehr künstlich und sinnreich gearbeitete Trinkbecher. Da wir nicht wissen, in wessen Besitz sie gekommen und wie lange sie jetzt ihr silbernes, viel begehrtes Dasein in bisheriger Gestalt fristen werden, so retten wir wenigstens einen alten, treuherzigen Trinkspruch, der um den Rand des einen Bechers in krauser, erhabener Schrift sich wand und also lautet:

> Du frevndlicher Gast nem von mir
> Disen wilkum mit wein zu dir,
> Trink aus, da magst du merken frey
> Das der wirt ist milde und kostfrey.

Ein polnischer Gelehrter in Paris, Hr. Slowaczynski, gedenkt daselbst ein „Tableau statistique de la Pologne" herauszugeben, von dem in französischen Zeitblättern bereits Bruchstücke erschienen sind. Wir entnehmen aus einem solchen folgende Uebersicht der jetzigen Bevölkerung der verschiedenen Bestandtheile des ehemaligen Königreichs Polen in seinem Umfang vor der ersten Theilung, wobei die Stammverschiedenheit angegeben ist. 1. Das gegenwärtige Königreich Polen zählt 4 Millionen Einwohner, wovon 3 Mill. Polen, 200,000 Letten, 100,000 Russienen, 300,000 Juden. 2. Der Freistaat Krakau 120,000 Einwohner, wovon 110,000 Polen, 10,000 Juden. 3. Das russische Polen (die Gubernien Wilna, Grodno, Bialystock, Podolien, Volhynien und Weißrußland) 8,800,000 Einwohner, wovon 750,000 Polen, 100,000 Letten, 5,520,000 Russienen, 1,300,000 Juden, 50,000 Walachen, 180,000 Russen vom großrussischen Stamm. 4. Das Königreich Gallizien 4 Mill. Einwohner, wovon 1,700,000 Polen, 1,900,000 Russienen, 50,000 Deutsche, 300,000 Juden, 50,000 Walachen. 5. Großherzogthum Posen 1 Mill. Einwohner, wovon 660,000 Polen, 270,000 Deutsche, 70,000 Juden. 6. Preußen 1,700,000 Einwohner, wovon 550,000 Polen, 200,000 Letten, 920,000 Deutsche, 30,000 Juden. 7. Das ehemalige Herzogthum Kurland 600,000 Einwohner, wovon 500,000 Letten, 100,000 Deutsche. Auf dem Flächeninhalt des ehemaligen Königreichs Polen, wie es 1772 in seinen damaligen Grenzen bestand, wohnen demnach gegenwärtig 6,700,000 Polen, 1,900,000 Letten, 7,520,000 Russienen, 1,640,000 Deutsche, 2,110,000 Juden, 100,000 Walachen, 180,000 Großrussen; von der Gesammtbevölkerung von 20,220,000 Köpfen gehört also nach Slowaczynski's Berechnung nur der dritte Theil zum polnischen Stamm. Das Uebergewicht der russischen Bevölkerung tritt besonders in dem russischen Polen hervor, wo unter beinahe 9 Mill. Einwohnern nur 750,000 Nationalpolen sind, über sechsthalb Millionen aber zu dem russinischen Stamm gehören, welcher mit den Großrussen fast einerlei Sprache redet und durchweg sich zur griechischen Kirche bekennt. Zu bemerken ist noch, daß die Gesammtzahl der Letten, worunter auch die Lithauer im engern Sinn zu rechnen sind, mit 1,900,000 Köpfen, wovon 500,000 allein auf Kurland kommen sollen, wol zu niedrig geschätzt sein dürfte; auch ist bei Preußen, dessen Einwohnerzahl auf 1,700,000 Köpfe angegeben ist, Ostpreußen wahrscheinlich mit hinzugerechnet, welches Land doch 1772 seit mehr als hundert Jahren nicht einmal durch Lehnsverband mit Polen zusammenhing. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 2. — 2. Januar 1835.

Was sind unsere Leihbibliotheken und was sollten sie sein?

Skizze von Dr. Arnold.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Nach dieser Darstellung darf wol nicht mehr erinnert werden, daß nichts so sehr einer Umgestaltung bedürfte als grade diese Institute, weil nichts so sehr bei der in unserer Zeit überhand genommenen Lesesucht die moralische Kraft des Volkes zu steigern und zu vernichten vermag wie sie. Aber leider sind unsere Leihbibliotheken trotz des bedeutenden Einflusses, den sie jetzt gewonnen haben, noch so weit entfernt von Dem, was sie sein sollten, daß wol noch lange nicht an eine Restauration zu denken ist. Wollten sie in Wahrheit nach dem hohen Ziele streben, welches sie erreichen können und zu dessen Occupation sie berechtigt sind, so müßten sie einestheils Anstalten sein, in welchen Alles, was Deutschland seit den Minneliedern Treffliches und Gediegenes hervorbrachte, gesammelt wäre, als ein würdiges Monument deutscher Kunst und Wissenschaft und als der erste Sporn für das jetzige und das kommende Geschlecht, die von den Ahnen glänzend eröffnete Bahn rüstig weiter zu schreiten; zugleich müßten sie als Repositorien des Ausgezeichnetsten, was das Alterthum und die moderne Literatur des Auslandes lieferte, diese Werke im Original und in gelungenen Uebersetzungen enthalten, um jene Blumen, die unter fremdem Himmel sich so schön entfalteten, auch in den heimischen Boden zu verpflanzen. Endlich, da die Aufgabe nur dann als vollkommen gelöst betrachtet werden kann, wenn das Schöne mit dem Nützlichen Hand in Hand geht, müßten sie nicht allein Belletristik, sondern auch das Gediegenste aus allen Fächern der höhern Disciplinen und der gemeinnützigen Wissenschaften enthalten, sodaß an solche Institute gleiches Interesse den Gelehrten, den Künstler und den Handwerker, wie das schlichte Bürgermädchen kettete. Von dem niedrigen Standpunkte ausgehend, welchen unsere Leihbibliotheken gegenwärtig einnehmen, möchte sich vielleicht Mancher zu dem Urtheile berechtigt glauben, daß die oben ausgesprochenen Anfoderungen in die Kategorie träumerischer, übertriebener Hirngespinste gehören; die Art und Weise aber, wie diese Ideen von einigen wenigen Leseanstalten bereits ins Leben gerufen wurden, und der glückliche Fortgang, dessen sich diese Anstalten zu erfreuen haben, bürgen ebenso sehr für die Ausführbarkeit als für den Nutzen, der sich durch die Realisirung dieser Ideen ergeben muß. So lange jedoch die Inhaber von Leihbibliotheken noch fortfahren, statt mit Uhland's Gedichten mit Clauren's Christpüppchen und Tornisterliedchen ihre Institute zu vermehren, und der größere Theil des Publicums, trotz des theilweise so hohen Standpunktes unserer Literatur, damit zufrieden ist, so lange ist wol an keine durchgreifende, allgemeine Reform zu denken, und unsere Wünsche gehören, wenn auch nicht zu den ungereimten, doch zu den frommen.

Haben wir nun bisher von dem bedeutenden Einflusse der Leihbibliotheken für den Aufschwung und die geistige Entwickelung des Volkes gesprochen, ihre Schädlichkeit in gegenwärtigem Bestande und ihr segenreiches Wirken bei einer bessern Organisation — überhaupt dieselben in ihrer Wirkung nach Außen betrachtet —, so stellt sich auch gleichwichtig ihr Einfluß nach Innen, auf Literatur und den mächtigsten Hebel derselben, den Buchhandel, heraus. Zuvörderst müssen wir hier der irrigen Ansicht begegnen: die Leihbibliotheken ziehen den Ruin des Buchhandels nach sich, weil jetzt kein Privatmann ein Buch kaufe, welches er in der Leseanstalt erhalten könne. Wäre diese Meinung gegründet, so müßten sich die Verleger jener Schriften, welche den Bestandtheil der Leihbibliotheken bilden, also der Romane und Novellen, am schlechtesten stehen. Dagegen scheinen grade sie am besten ihre Rechnung zu finden, oder woraus könnte man sich sonst die Bereitwilligkeit erklären, mit welcher sie jeden Roman, und sei er auch der schlechteste, in Verlag nehmen? Der Grund liegt klar am Tage. Deutschland zählt nach dem geringsten Anschlage 10,000 solcher Leseinstitute. Wenn nun unter 10 Leihbibliothekaren auch nur ein einziger den neuen Roman kauft, so ist eine Auflage von 1000 Exemplaren vergriffen (?) und der Verleger hat seinen Gewinn gezogen, wenngleich der Roman von keinem einzigen Privaten, von keinem Casino oder Museum gekauft wird. Fände sich daher Jemand, welcher so genial wäre, einen miserablern Roman, als die miserabelsten von Spies und Cramer, aushecken zu können, er dürfte versichert sein, sogleich einen Verleger zu finden, weil der Letztere die Gewißheit hat, wenigstens 1000 Exemplare in Leihbibliotheken abzusetzen (?). Wie verhält es sich aber mit dem Debit ernsterer, gediegener

Schriften oder wissenschaftlicher Werke? Der Schriftsteller setzt an ein einziges Product die Mühe und Arbeit mehrer Jahre, und oft findet ihn Minervens Eule bei niedergebrannter Kerze oder, wenn die Gelder nicht zureichen,

> Beim milden, freundlichen Mondenschein
> Und dem Flimmern der lieben Sternelein.

Endlich ist das Werk vollendet; hat sich der Name des Verf. nicht schon einen guten Klang erworben, so kann er von Glück sagen, wenn er einen Verleger findet. Erscheint nun das Buch im Publicum, so nimmt die Masse oder deren Repräsentanten, die Leihbibliotheken, ohnedies keine Notiz davon, der Gelehrte vom Fach läßt es sich aus der Sortimentshandlung bringen, excerpirt schnell die interessantesten Stellen und sendet es säuberlich und wohlbehalten zurück, und nur einige Universitäts- und Stadtbibliotheken kaufen es, um sich nicht zu blamiren; hier wird es zwischen zwei alte Folianten gesteckt und hat die schöne Garantie, in den ersten hundert Jahren nicht incommodirt zu werden. Jetzt naht die Ostermesse; die Krebse kommen scharenweise, und der Herr Verleger:

> Er zählt die Häupter seiner Lieben,
> Und sieh', ihm fehlt kein theu'res Haupt.

Man halte dieses Gemälde nicht für allzu grell. Der Katalog, welcher mit jeder Messe eine größere Masse von Romanen bringt, während gediegene belletristische und reinwissenschaftliche Werke immer seltener werden, ist ein nur zu trauriger Beleg. Woher kommt es nun, daß die Verleger so ungern ernstere und gelehrte Werke herausgeben? Gewiß nicht daher, weil ihnen der Absatz durch die Leihbibliotheken geschmälert wird. Diese bleiben doch hier, dem Himmel sei es geklagt, im höchsten Grade neutral! Es geht somit hieraus klar hervor, daß der Buchhandel durch die Leihbibliotheken, von mercantilischem Standpunkte betrachtet, nicht leiden kann, da er im Gegentheile grade bei jenen Artikeln die meiste Thätigkeit entfaltet, wo ihm die Theilnahme dieser Institute geworden ist; würde sich diese Theilnahme plötzlich für einen andern Zweig der Literatur entschieden aussprechen, so würde gewiß auch die Speculation der Verleger sich auf diesen Zweig vorzugsweise wenden. Ich bin daher auch überzeugt, wollten die Vorsteher der Leseinstitute damit beginnen, jene Romane, welche von ästhetischem Standpunkte aus, oder in ihrer Wirkung auf das Volk als verwerflich betrachtet werden, entschieden von sich zu weisen und an deren Stelle gediegenere und gemeinnützlichere aufzunehmen, so müßten die Verleger der erstern Schriften von selbst aufhören, Aehnliches zu drucken, weil es ohnedies keinem Privaten in den Sinn kommen wird, einen schlechten Roman zu kaufen; den armseligen Scriblern wäre der Lebensfaden abgeschnitten, geistreichere Schriftsteller würden mit erhöhtem Eifer und um so freudiger schaffen, weil ihre Erzeugnisse, in einem größern Kreise verbreitet, nicht wie bisher nur von einer kleinen Anzahl Auserwählter Anerkennung zu hoffen hätten. Diese Restauration müßte ihren Einfluß in nicht minderm Grade auch auf die höhern Wissenschaften ausdehnen; denn haben sich einmal die Leihbibliotheken für sie erschlossen, sind sie auf diese Art dem größern Publicum zugänglich gemacht, so würden sich die Gelehrten vor Allem bestreben, das Abstracte ihrer Disciplinen in einer einfachen, populairen Sprache vorzutragen, und manche Quelle der Erkenntniß würde dem Laien aus dem ihm bisher verschlossenen Felsen klar und stärkend hervorsprudeln. So viel kann das gesammte literarische Leben durch eine Restauration der Leihbibliotheken gewinnen. Die Vortheile, welche dem Buchhandel daraus entspringen, sind nicht minder groß, weil seine Bedeutsamkeit nothwendig in demselben Grade zunehmen muß, je höher der Standpunkt ist, welchen die Literatur einnimmt. Hat es auch nie an Männern gefehlt, welche, den wichtigen Einfluß der Leihbibliotheken auf das Volksleben wohl erkennend, laut ihre Stimme gegen diese Institute, wie sie gegenwärtig sind, erhoben und mit Ernst darauf drangen, daß sie durch eine gänzliche Umgestaltung Lehrer und Bildner der niedern, wie Gesellschaften der höhern Stände werden möchten, so sind doch die übrigen Momente, welche ich soeben berührte, noch nie fest ins Auge gefaßt, ja sogar wol verkannt worden. Möchte es mir gelungen sein, durch diese kurzen Andeutungen den Impuls zu näherer Würdigung des vorliegenden Gegenstandes gegeben zu haben!

Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes, nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedrich Karl Julius Schütz. Erster Band. Halle, Scharre. 1834. Gr. 8. Subscript.-Preis für alle drei Bände 3 Thlr.

Die Verdienste, welche sich Schütz durch seine akademische und schriftstellerische Thätigkeit in Halle und Jena, durch seine fast 50jährige Redaction der „Allgemeinen Literaturzeitung" und durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters in einer langen Reihe von Jahren erworben hat, sind vollkommen geeignet, in einer biographischen Schilderung an das Licht gestellt zu werden. Eine solche würde namentlich bei dem jüngern Theile der jetzigen Generation das Andenken an diesen würdigen Gelehrten und edeln Menschen auf eine sehr zweckmäßige Art erhalten, da für Viele der Name Schütz leider schon ein gleichgültiger geworden ist. Zu einer solchen Schilderung hatte nun sein als Schriftsteller hinlänglich bekannter Sohn (ein puer centum artium heißt er in einem Briefe an den Vater auf S. 31), die nächste Veranlassung, da er die Verhältnisse seines Vaters bei der Redaction der „Allgemeinen Literaturzeitung" sowie seine Familien- und socialen Verbindungen am besten kannte und auch vermöge seiner vielseitigen Bildung darzustellen vermochte. Schütz's philologische Wirksamkeit dagegen, sein wirksamer Einfluß auf die Alterthumsstudien während seines Lehramtes in Halle und Jena und seine Art und Kunst in der Bearbeitung griechischer und lateinischer Schriftsteller hätte wol einen andern Darsteller erfodert, wo möglich einen solchen, der den verewigten Schütz noch in Jena gekannt und seine Methode mit der unserer gegenwärtigen philologischen Schulen in Vergleich zu stellen und ganz unparteiisch zu beurtheilen verstanden hätte. Es wäre dies eine Aufgabe für Jacobs oder Creuzer gewesen, der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich mit philologischen

Studien zu wenig abgegeben, um hier competent sein zu können. Dafür theilt er im vorliegenden Buche eine Anzahl Briefe von Philologen mit, aus denen gar Manches zu lernen ist, nur nicht Das, was Schütz als Philolog gewesen ist. Vielleicht gewinnt derselbe in den folgenden Bänden einen Schüler von Schütz für diese Arbeit. Die Grundzüge sind in der biographischen Skizze Schütz's in den „Zeitgenossen", dritte Reihe, Nr. 27 u. 28, gegeben, mit der aber Hr. Schütz nicht zufrieden ist. Und doch wissen wir, daß dieselbe den Beifall vertrauter und von Hrn. Schütz selbst geehrter Freunde seines verstorbenen Vaters gehabt hat; auch spricht der Umstand, daß jener Verf. dieselben Briefe an Jacobs, die Hr. Schütz jetzt erst abdrucken ließ, schon vor drei Jahren benutzt hat, für das nähere Verhältniß jenes Verf. zum verstorbenen Schütz. Einem Andern würde Hr. Jacobs schwerlich diese Briefe zur Benutzung anvertraut haben.

Der erste Band dieser Biographie, dem noch zwei andere folgen sollen, enthält außer der Vorrede, die nicht in der besten Laune geschrieben zu sein scheint und einige starke Ausfälle auf lebende Personen enthält, lauter an Schütz geschriebene Briefe. Die Briefsteller sind Adelung, Apel, Bast, Böttiger, Buttmann, Bredow, Caillard, Böckh, Eichstädt, Carlino, Conz, Creuzer, Einsiedel, Gail, Friedemann, Gerhard, Gierlow, Görenz, Gruber, Hand, Hermann, Heubach, Huschke, Jacobs, Ilgen, Klein, Knebel, Köpke, Lenz, Lichtenstein, Lobstein, Manso, Martyni-Laguna, Millin, Schäfer, Schneider, Süvern, Bernh. Thiersch, Voß, Wernsdorf, Wyttenbach, F. A. Wolf. Die Namen Gierlow und Heubach sind uns ganz unbekannt. Und da es vielleicht andern Lesern auch so ergeht, so würde Hr. Schütz wohl gethan haben, dieselben näher zu bezeichnen. Aber literarische Anmerkungen, die bei diesen Briefen so nothwendig waren, vermißt man gänzlich und grade die an zwei oder drei Stellen gegebenen sind überflüssig. Auch ist die Correctur nicht überall sorgfältig gewesen, denn Böttiger hat (S. 30) gewiß nicht geschrieben, „wozu sie 12 junge Mädchen einlehrte" st. „einlernte" und gleich darauf „die niederländischen Malergeusen". Es muß heißen „Watergeusen". Ebenso dürfte in einem Briefe von Jacobs (nicht Jakobs, wie immer gedruckt ist) auf S. 239 schwerlich stehen, „mein Sasias, der wackere Kirchbach" st. „mein Sosius" und „Kirbach".

Was den Inhalt der Briefe anlangt, so zeigt schon die obengegebene Uebersicht, daß unter ihnen sehr berühmte Leute sind und daß sich also interessante Mittheilungen voraussetzen lassen. Die wichtigsten Briefe sind die von Böttiger, Jacobs, Manso und Wolf, von denen namentlich die von Jacobs, denen auch eine Anzahl Schütz'scher Briefe beigefügt sind, uns einen sehr erfreulichen Blick in die auf gegenseitiges Wohlwollen und vieljährige Bekanntschaft gegründete Freundschaft thun lassen. Gelehrte Nachrichten, Anzeigen von neuen Büchern, kritische Bemerkungen über alte Schriftsteller, politische Neuigkeiten, Familienbegebenheiten, scherzhafte Geschichtchen und Anekdoten wechseln im bunten Gemisch miteinander ab und machen diesen Theil des Briefwechsels sehr würdig andern gelehrten Correspondenzen zur Seite gestellt zu werden. So schreibt Jacobs über die Verhältnisse in München während der Jahre 1809—11 über Montgelas, Aretin, den Streit der nord- und süddeutschen Gelehrten, über die Zeitereignisse vor und nach den Befreiungskriegen, über die metrischen Händel zwischen Voß und Wolf u. dgl., Schütz erzählt voll Laune und Frohsinn viele Anekdoten aus seinem Leben und aus der Gelehrtengeschichte, schildert seine Schicksale bei der französischen Invasion in Halle am 17. Oct. 1806 (S. 270 fg.), spricht gern von seiner berühmten Schwiegertochter, der Frau Hendel-Schütz, spottet auf ergötzliche Weise über das Königreich Westfalen und verbindet damit kritische Bemerkungen über Cicero oder Aristophanes. Ein nicht unbedeutender Theil der Correspondenz beschäftigt sich mit Recensions- und Finanzangelegenheiten. Wir wollen nur zwei Stellen ausheben. Schütz hatte im J. 1812 zum Geburtstage des Königs von Westfalen eine lateinische Rede halten müssen. „Ich fing", schreibt er, „damit an, daß Luther wenige Tage vor seinem Tode auf einen Zettel einige Worte geschrieben hatte, die mit Folgendem schlossen: „Wir sind Bettler, hoc est verum". Nun war unter den Zuhörern unser Stadtcommandant ex officio gegenwärtig. Dieser bedankte sich hernach bei mir, daß ich doch einige Worte deutsch hätte einfließen lassen, woraus er das Thema hätte ersehen können, welchem er seinen herzlichen Beifall gäbe, daß wir alle jetzt Bettler wären" (S. 310). Ernster schreibt Jacobs unter dem 6. Mai 1807: „Als das Unglück über Deutschland hereinbrach, warf ich mich in das Alterthum; und nachdem ich mich nun entschlossen hatte, das Mittel zu brauchen, so war auch die Wirkung sicher und erwünscht. Die Tyrannei und das Unglück kann uns unser Vaterland entreißen, aber aus dem Lande der Humanität, wo wir uns anzusiedeln gesucht haben, wird uns so leicht Niemand vertreiben. Und gewiß, es gibt in Deutschland viele Menschen, welche auf diese Weise die Bestrebungen des Despotismus vereiteln und eine mystische, stille und ruhige Republik bilden, in welcher alle köstlichen Pflanzen der alten und neuen Zeit und keines ihrer giftigen Unkräuter wächst. Wenn Alles zu Grunde geht, wenn es in dem Buche des Schicksals geschrieben ist, daß Ein gewaltiger Wille auf Erden regiere und alle Völker vor diesem Ahriman, diesem Σέβαστος ἀσεβής die Knie beugen sollen und wenn denn alles Große, Eigenthümliche, Freie und Kraftvolle aus dem Leben der Unterdrückten gewichen scheint, so will ich mich doch mit dem Gedanken trösten, daß der Same der Menschheit unvertilgbar ist und daß er in dem dunkeln, unbesonnten Winkel schlummert, bis ihm ein günstiger Sonnenstrahl fröhliche Keime entlockt. Wenn aber auch die Zukunft gar keine Hoffnung mehr darböte, so bleibt doch die Vergangenheit übrig, in der man Trost und Stärkung suchen kann. Ist diese nicht ein sicherer Besitz? Wer kann Hand daran legen? Wer kann ihn vergiften? Wir haben Mosen und die Propheten: wir haben die Alten und sonach ein unvergängliches, immer frisches, immer großes Heldenleben vor unsern Augen" (S. 205). Auch Böttiger's Briefe sind voll interessanter Mittheilungen bald über neue Bücher und literarische Händel, dann über die Napoleon'sche Zeit in den Jahren 1807—12. Wolf's Briefe beziehen sich meist auf literarische Unternehmungen und Recensionen, die er für die „Literaturzeitung" ausarbeiten will, mit manchen derben Bemerkungen und argen Seitenhieben auf hallesche und nicht hallesche Professoren, wie z. B. „an Ausgaben der Memorabilia Socratis bin ich so reich, daß ich Schweine damit füttern könnte"; oder: „Haben Sie schon Bahrdt's Geschichte des Pastors Rindvigius gelesen? ein opus capitale für gewisse Menschen, bei denen am Ende alle feinere Satire doch nichts hilft. Man sollte das Ding, so gut es möglich ist, im Publico bekannt machen. Der Minister von Besenstiel spielt eine abscheuliche Rolle darin, auch ist da zu lesen von einem Pastor Kuhbicklus". Solche und andere Stellen werden aber den meisten Lesern jetzt unverständlich sein, da ihnen die Hermes-Wöllner'schen Zeiten (jene Stelle ist aus einem Briefe vom 11. Juni 1791) zu fern liegen. Um so mehr hätte der Herausgeber hier den Scholiasten machen sollen. Aber gegen die Hofräthin Schütz kann Wolf auch wieder sehr galant sein und über Semler's letzte Lebenstage sehr liebenswürdig schreiben.

Was nun die übrigen Briefe anbetrifft, so können wir nicht bergen, daß uns ein Theil derselben von weit geringerm Interesse erscheint. Denn was kann das heutige Publicum eigentlich für ein Behagen daran finden, wenn es hier liest, wie Conz, Manso, Süvern, Schäfer, Martyni-Laguna, Köpke, Creuzer und Andere sich bei dem Redacteur der „Literaturzeitung" beklagen, daß ihre Bücher noch nicht recensirt sind, wenn Ilgen aus Pforta über einen ihm anvertrauten Schüler schreibt, der schlechte Streiche begangen hat, wenn Böckh und Einsiedel ihre Schriften zur Recension empfehlen, wenn Huschke, Hand, Bredow, Eichstädt und Andere sich zu Recensionen anbieten, oder wenn kritische Bemerkungen und Conjecturen zu alten Schriftstellern mitgetheilt werden, die bei aller ihrer Vortrefflichkeit nicht mehr

den Reiz der Neuheit haben, da sie längst in Druckschriften ein Gemeingut der Philologen geworden sind. Nach unserm Dafürhalten hätte uns Hr. Schütz nicht diese Einblicke in die redactorische Thätigkeit seines Vaters sollen thun lassen, da der Ruhm des Letztern dadurch nicht erhöht werden kann und mancher der Briefsteller wol nicht gern diese Angelegenheiten nach vielen Jahren von Neuem zur Sprache gebracht sieht. Namentlich gilt dies von den Briefen eines noch jetzt lebenden halleschen Professors, auf den Hr. Schütz überhaupt nicht gut zu sprechen ist. Solche Enthüllungen von Privatverhältnissen scheinen uns bei Lebenden unziemlich zu sein, selbst da wo, wie auf S. 143 und 146, die Details sehr zu Gunsten des ebengenannten Professors sprechen. Denn man dürfte es ja in der That nicht mehr wagen sich in Briefen vertraulich zu äußern, wenn man nicht im Falle, daß solche Mittheilungen gedruckt würden, auf eine discrete Behandlung des Herausgebers rechnen könnte, wie sie bei den Briefsammlungen G. Forster's, Schiller's und Göthe's, Göthe's und Zelter's (hier nur mit wenigen Ausnahmen) und in den von Karol. von Woltmann herausgegebenen „Deutschen Briefen" stattgefunden hat. Dagegen lesen wir hier den Ausdruck eines noch lebenden berliner Philologen, daß „F. A. Wolf eine schnöde Rolle gespielt habe und aus unbändiger Selbstsucht nichts Gutes will aufkommen lassen", dann schreibt Buttmann, daß „er sich nur zum Recensiren melde, wenn er einmal seinen Ärger ausspucken wolle", endlich finden sich nicht selten (S. 59, 61, 260, 326, 341) Urtheile lebender Gelehrten über noch lebende Gelehrte, durch welche die Erstern nur compromittirt werden können und die für das literarische Verdienst Schütz's ohne alle Wichtigkeit sind. Auch können solche literarische Streitigkeiten, wie z. B. die in der Correspondenz des verstorbenen Lenz zwischen ihm, Eichstädt und Passow berührten Fehden, nicht einmal gehörig verstanden werden, da die Antworten auf die Briefe nicht abgedruckt sind und der ganze Briefwechsel überhaupt nicht zusammenhängend und vollständig ist. In Beziehung auf diesen Theil des Buches müßten wir also zur Ehre des sel. Schütz, der in allen Beziehungen so höchst bescheiden war und namentlich ein meisterhaft discreter Redacteur genannt zu werden verdient, wünschen, daß sein Sohn weniger briefliche Mittheilungen habe abdrucken lassen, da wir auch nicht einmal einsehen, wozu ihm solche Verhandlungen über Recensionen u. dgl. in der ausführlichen Biographie seines Vaters helfen sollen. Der vorliegende Band würde freilich dadurch an Bogenzahl verloren, aber an wahrem Werthe für alle Verehrer des verstorbenen Schütz gewonnen haben.

Ueberhaupt möchten wir zum Schlusse den Wunsch aussprechen, daß der folgende Band nicht blos den Schütz'schen Briefwechsel, sondern das Leben des verdienten Mannes enthalten möchte, dem die wichtigsten Briefe, wie Hr. Körte unlängst es im „Leben F. A. Wolf's" mit vieler Geschicklichkeit gethan hat, einverleibt oder nach Befinden der Umstände in einem Anhange nachgetragen werden könnten. 14.

Literarische Reisen der französischen Dichter.

Allbekannt ist es, wie einst Chateaubriand seinen poetischen Wanderstab ergriff, und nachdem er das mittelländische Meer befahren, das Land der Griechen besuchte, dann in Jerusalem an geheiligter Stätte wandelte, darauf Alexandrien und Karthagos Ruinen, und nachdem er in den Ruinen von Alhambra geruht, die „Märtyrer" schrieb, das herrliche Denkmal dieser Pilgerfahrt.

Nachher hat Alphonse de Lamartine einen Theil dieser Reise wiederholt, deren Früchte die französische Poesie noch empfangen wird.

Jetzt hat sich Alexander Dumas, der Verf. von „Heinrich III.", „Christine", „Antony" und „Angele" in Begleitung von Jules Lecomte, einem ausgezeichneten Marineoffizier, dem Gründer der nützlichen „Revue maritime" und der „France maritime", und mehrer ausgezeichneter Maler auf die Reise gemacht, in der Absicht, das Mittelmeer und seine Küsten zu besuchen und zu schildern. Die Reise geht zuerst durch den Süden Frankreichs. Schon hier sind viele Materialien gesammelt worden. Der Maler Hr. Jadin hat mehre interessante Ansichten nach der Natur aufgenommen, wozu Dumas den Text liefert. Die Zeichnungen sollen von den besten englischen Kupferstechern durch den Grabstichel ausgeführt werden. Die ersten Lieferungen dieses schildernden Werks sollen zu Anfang d. J. erscheinen. Nach Durchreisung des Südens, dessen Schilderung die Einleitung des Werks bilden soll, wird die Künstlergesellschaft mit Hrn. Dumas ein Fahrzeug, welches sie erwartet, besteigen, um das mittelländische Meer in poetischer und artistischer Hinsicht kennen zu lernen. Von diesem Schiffe aus, dessen Leitung Hr. Lecomte übernimmt, werden Feder und Crayon die frischen Eindrücke schildern, welche die schöne Fahrt und die an großen Erinnerungen reichen Gestade darbieten. Das Werk soll mit der Pilgerfahrt selbst entstehen und fortschreiten; eine in der That merkwürdige Unternehmung.

Unterdessen sind auch von der „Italie publiée par Audot", welche ebenfalls Ansichten von Italien nebst Text enthält, bis jetzt 20 Lieferungen erschienen, welche Toscana und Neapel betreffen. 115.

Correspondenznachrichten.

Kopenhagen, Dec. 1834.

Die Wahlen der Deputirten für die im nächsten Jahre stattfindende Versammlung der rathgebenden Stände neigen sich bald zu Ende und scheinen in den Herzogthümern, sowie in dem eigentlichen Dänemark zur Zufriedenheit des Publicums gediehen zu sein. Nur in Kiel erweckte die Weigerung des Professors Hegewisch, die auf ihn gefallene Wahl förmlich anzunehmen, nachdem er anfangs zu dieser Annahme völlig geneigt schien, Misvergnügen, wie auch aus mehren Zeitungen Schleswig-Holsteins, wo die Sache sehr ernstlich behandelt wurde, zu ersehen ist. Uebrigens sind die Wahlen, die überall öffentlich vorgegangen sind, von dem Publicum mit steter Aufmerksamkeit und ausgezeichnetem Interesse bemerkt worden; man hat vorbereitende Versammlungen gehalten und öffentlich mehre würdige und einsichtsvolle Männer als taugliche Wahlcandidaten genannt. Um die Verhandlungen der Stände so zweckmäßig und so wenig zeitverderbend als möglich zu machen, wollen auf mehren Orten die erwählten Deputirten nach eigner Uebereinkunft sich in Privatversammlungen darüber berathen, welche Gegenstände in den Sitzungen vorzüglich zur Sprache zu ziehen sind. Es ließen und lassen noch die zahlreichen Tageblätter es keineswegs an Theilnahme für diese Angelegenheiten ermangeln. Die Regierung hat sich, wie es zu erwarten war, aller Einmischung klüglich enthalten, direct sowie indirect, und mag dadurch um so mehr an Popularität und Zutrauen gewonnen haben. — In dem Accessionstractat des Königs von Dänemark zu den zwischen England und Frankreich wegen Unterdrückung des Negerhandels abgeschlossenen Conventionen heißt es unter Anderm, „daß der König von Dänemark keinen Anstand genommen hat, die Einladung der Könige jener Staaten zur Theilnahme gedachter Conventionen anzunehmen, da er noch von denselben Gesinnungen beseelt ist, die ihn zur Abschaffung des Negerhandels in den dänischen Colonien zu einer Zeit veranlaßten, als diese Maßregel noch von keiner andern Macht ergriffen war". 128.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1835.

Leben des Generals Freiherrn von Seydlitz. Von K. A. Varnhagen von Ense. Mit Seydlitz's Bildnisse. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

In dem Heldenkreise Friedrich's des Großen behauptet Seydlitz eine ruhmvolle Stelle. Er war den 3. Februar 1721 zu Kalkar im Klevischen in altadeliger Familie geborn und, nach dem Vorgange des Vaters, von der Kindheit an zum Kriegsdienste bestimmt, für welchen er ganz geschaffen schien durch frühe und vollkommene Entwickelung kräftiger körperlicher Gewandtheit, wie durch einen ungebundenen kecken Geist, welcher kein Wagniß für zu groß, keinen tollkühnen Streich für zu gefährlich hielt. Er ward im 14. Lebensjahre Page beim Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, dem Neffen des ersten Königs in Preußen, der, um des Verf. eigne Worte zu gebrauchen, „die Ausgelassenheit einer ungezähmten Jugend auch in das Mannesalter mit herübergenommen hatte und fortwährend die tollkühnsten Streiche, den gewaltsamsten Uebermuth übte". Nach solcher vierjährigen Vorschule, in welcher der Hang zu sinnlichen Ausschweifungen aller Art geweckt wurde, kam S. als Cornet zu dem Kürassierregimente des Markgrafen, welches in Pommern garnisonirte, wo der Chef mit dem Commandeur gespannt war und Letzterer den Ankömmling als den Günstling des Erstern haßte, daher die ganze Strenge der Unterordnung und alle Mühsale des Dienstes an die Stelle bisheriger Hof- und Pagenlust traten. Selbst der mit dem Regierungsantritte Friedrich II. beginnende erste schlesische Krieg, wo S. Gelegenheit fand, kühnen Muth und schnellen Ueberblick vor dem Feinde zu bewähren, konnte ihn zum Regimentscommandeur in kein gutes Verhältniß bringen. Man ließ ihn bei einer gefahrvollen Absendung, unter dem Angriffe großer feindlicher Uebermacht ohne Unterstützung; er gerieth in Gefangenschaft; indeß zog er grade, anstatt der hierauf berechneten Ungunst des Königs, dessen Aufmerksamkeit auf sich. Nach baldiger Auswechslung erhielt S., zur Belohnung des unerschrockenen und einsichtsvoll geleisteten Widerstandes, als Rittmeister den Befehl über eine Schwadron Husaren; ein unerhörter Vorschritt in der Dienstlaufbahn. Im zweiten schlesischen Kriege zeigte er sich diesem würdig durch Muth und Geistesgegenwart, aber auch als Mensch, der, wie er wußte und konnte, der grausamen Unmenschlichkeit seines neuen Commandeurs entgegentrat, unter dem Schutze besonderer königlicher Aufträge. Rühmlichen Antheil nahm er an den Siegen bei Hohenfriedberg und bei Soor und zog, nach bald abgeschlossenem dresdner Frieden, ruhmerfüllt in seine Garnison, Trebnitz in Schlesien, kaum 24 Jahre alt, voller Eifer, auch im Friedensdienste den Krieg nach allen seinen Theilen im Auge zu behalten, mit Mann und Pferd Alles zu wagen, jeden Muthwillen zu treiben, jede Kurzweil zu üben, jedes Abenteuer zu bestehen. Er zeichnete sich immer mehr als vollkommener Cavalerist aus, sodaß seine Schwadron, seine Diensteinrichtungen bald als Muster galten, und sein Vorbild von den Vorgesetzten geachtet, von den Untergebenen nachstrebend bewundert wurde. König Friedrich verlor ihn nicht aus dem Gesichte und erkannte früh, daß er in S. den Mann besitze, welcher der preußischen Reiterei, besonders der schwergewaffneten, eine neue Gestalt geben würde. 1752 wurde S., zum Oberstlieutenant befördert, Commandeur eines Dragonerregiments in Pommern, mit dem der König unzufrieden war. Schon im folgenden Jahre sah sich S. zu einem Kürassierregimente wieder nach Schlesien gerufen, sodaß er in allen Waffengattungen des Reiterdienstes, von der leichtesten bis zur schwersten sich versuchte. In dieser letztgenannten Stellung, nun schon zum Obersten vorgerückt, ging er in den siebenjährigen Krieg, dessen erste Hälfte seinen Ruhm als vorzüglicher Reitergeneral so fest begründete, daß in der zweiten Hälfte, wo er als Liebling des Glückes und des Königs nicht unangefochten blieb, kaum eine Vermehrung dieses Ruhmes möglich war. Nach der Schlacht bei Kolin, in der er Wunder tapferer Unerschrockenheit gethan, wurde er zum Generalmajor ernannt. Der Herbstfeldzug nach Thüringen 1757 gegen die Reichsarmee und gegen ein französisches Heer unter Soubise war eine Thatenreihe des Talents und Glücks, welche durch die Schlacht bei Roßbach zum glorreichsten Erfolge führte. Je größer hier für die Franzosen der Verlust der Kriegsehre war, um so glanzvoller zeigte sich die preußische Reiterei unter Seydlitz, deren entschlossener Angriff das Schicksal des Tages entschied, ehe es eigentlich zur Schlacht kommen konnte. Den außerordentlichen Thaten ließ der König außerordentliche Belohnungen folgen; S. sah sich

mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt und mit der Ernennung zum Generallieutenant zum Chef des bisher commandirten Kürassierregiments ernannt. Eine in der Schlacht erhaltene Verwundung, bei der durch große Anstrengung bis zur Erschlaffung consumirten Körperkraft, hielt ihn längere Zeit vom Kriegsschauplatz entfernt, bis er im Laufe des Feldzugs von 1758 wieder bei dem Heere des Königs erschien, wo er, nach mancher weniger beachteten That den Rückzug desselben aus Mähren deckte und dann die Reiterei befehligte, welche mit dem Heere Friedrich's den Russen sich entgegenwarf und die blutige Schlacht von Zorndorf kämpfte. Seydlitz errang hier den Sieg, welchen des Königs fehlerhafte Anordnungen den Preußen zu entreißen drohten. *) Der Ueberfall bei Hochkirchen war eine Niederlage der Preußen, welche nicht erfolgt wäre, wenn Friedrich Seydlitz's und Ziethen's Rath und Warnung Gehör gegeben; die Rettung des überfallenen und geschlagenen Heers war ein Meisterwerk Friedrich's, bei welchem jene Generale die glänzendsten Thaten verrichteten. Gelegenheit, sich auszuzeichnen und dem Werthe seiner Reitergeschwader Anerkennung zu verschaffen, fehlte nicht; Seydlitz wußte sie zu nutzen. In dem Augenblicke wichtiger Entscheidungen stand seinen kühnen Thaten das Glück zur Seite, nur nicht bei Kunersdorf; schwer verwundet wurde S. aus dieser verlorenen Schlacht getragen. Ohne daß ihm die geringste Schuld beigemessen werden konnte, als habe er hier etwas versäumt, wurde von jetzt an eine Verstimmung zwischen ihm und dem Könige, die in frühern Vorfällen vorbereitet sein mochte, immer sichtbarer. Die Zeichen der Theilnahme des Königs für den körperlich leidenden General konnte die Entfremdung nicht heben, noch weniger, daß, während er beim Heere vermißt wurde, er sich, noch nicht genesen, mit einer Gräfin von Hacke vermählte. Vielleicht hielt ihn Friedrich kaum noch brauchbar, die immer schwierigern Aufgaben der neuen Feldzüge zu lösen. Bei Tottleben's Streifzug auf Berlin, wo S. seine Krankheit vergaß, um sich dem Feinde rüstig entgegenzustellen, zeigte er unverkümmerten Eifer für Friedrich's Sache. Bis zum Schlusse des Kriegs blieb S., nachdem er einigermaßen genesen, dem Heere des Prinzen Heinrich zugetheilt, wo er in kleinen Unternehmungen, Ueberfällen und Gefechten an die frühern Thaten erinnerte, als Parteigänger aber an dem Obersten Fr. W. von Kleist einen tüchtigen, vom Glücke begünstigten Nebenbuhler hatte. Dieser, S.'s Untergebener, hatte als solcher den Vortheil, der Gelegenheit zur Auszeichnung näher zu stehen, während große Ereignisse, wo S. glänzen konnte, nicht eintraten. Der Wachsamkeit des Letztern ist es indeß vorzüglich mit beizumessen, daß die sehr gedehnten Stellungen des prinzlichen Heers gegen einen weit stärkern Feind keine verderblichen Folgen hatten. Auch in der Schlacht bei Freiberg, wo Heinrich gegen das Reichsheer unter Stolberg siegte, die letzte des denkwürdigen Krieges, waren es S.'s Thaten, welche zum Gewinne des Sieges, welchen die Ungeschicklichkeit des Feindes erleichterte, entschieden beitrugen. Nach dem Friedensschlusse blieb dem berühmten General das undankbare Geschäft, die zahlreichen Freibataillone, in deren Reihen so verdienstvolle Krieger bisher gefochten hatten, aufzulösen und dann, zur Garnison zurückgekehrt, in seinem Standquartiere Ohlau und weiter hinaus in Schlesien, wo er der Reiterei als Generalinspecteur vorgesetzt war, Dressur und Disciplin der Reiterei, nach damaligen Begriffen der Taktik, als Meister zu üben, geehrt vom Könige, selbst bei fortwährend gespanntem Verhältnisse, und bewundert von ganz Europa, welches Ohlau als die vollkommenste Cavalerieschule betrachtete. So lebte S., nun zum General der Cavalerie ernannt, zehn Jahre bis zum 7. Nov. 1773, als er, noch nicht 53 Jahre alt, vom Tode übereilt wurde, in einem Lebensabschnitte, welcher nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge der vollkommen ausgebildeten männlichen Rüstigkeit noch zugehört. Er aber erlag so früh den Verlockungen der Sinnlichkeit und Wollust, während die Natur ihn mit einer Fülle von Kraft ausgestattet hatte.

Dieses sind in der Kürze die Hauptmomente eines denkwürdigen Mannes, dem Hr. von Varnhagen mit bekannter biographischer Kunst hier ein Denkmal setzt, welches unsere Literatur mit einer trefflichen geschichtlichen Monographie bereichert. Mit bekanntem Fleiße sind die zerstreuten Materialien zur Lebensbeschreibung des Helden gesammelt, mit feiner Kritik geprüft und geordnet. Aus der Klarheit des Einzelnen erwächst die richtige Zeichnung des Ganzen. Wenn bei hierher gehörigen Kriegsthaten Friedrich II. und seiner Generale deren Fehler nicht gerügt sind, so geschah es unbezweifelt, weil der Verf. eine Biographie, keine Kriegsgeschichte schrieb; daß ihm indeß letztere nicht unbekannt ist, beweisen viele Stellen dieses Werkes, besonders die Aufstellung klarer Bilder von verwickelten Operationen. Außer den gedruckten Quellen wußte sich der Verf. mehre ertragreiche Handschriften, selbst Briefsammlungen des königlichen geheimen Archivs zur Benutzung zu verschaffen und mündliche Ueberlieferungen zu sammeln. Das Werk ist zwei verdienstvollen Generalstabsoffizieren des preußischen Heers, den Gebrüdern von Willisen zugeeignet, deren dritter Bruder ganz dem Berufe lebt, die Ansprüche des neuern Kriegssystems an die Cavalerie zur klaren Ansicht zu bringen und in Roß und Mann auszubilden: ein mit vielen Schwierigkeiten verflochtenes Unternehmen, dem es unter Preußens Kriegern, bis zum Throne hin, nicht an Mitwirkung und Anerkennung fehlen kann.

Ueberblicken wir den Pfad, auf welchem nach den vorliegenden, unverfälschten Zeugnissen Seydlitz ging, so ergibt sich, daß er die Kriegskunst, wie sie Friedrich II. dem dritten schlesischen Kriege zutrug, richtig würdigte. Nach dem Vorbilde großer Feldherren, seit Gustav Adolf, war die seit dem Ritterthume den Reitergeschwadern beigemessene Bedeutsamkeit übergegangen auf die Fußvolksmassen,

*) „Aucun des desseins du roi dans cette journée ne fut exécuté. Toutes ses dispositions furent maitrisées par les événemens. Cette bataille n'a été qu'une série d'échauffourées; l'audace, l'intrépidité de Seydlitz, qui fit des miracles, suppléerent à tout", sagt Napoleon in den von Montholon herausgegebenen „Denkwürdigkeiten".

deren feste Haltung Friedrich's Taktik Beweglichkeit gab. Indem hierdurch die systematisch einfache Anordnung der Märsche, Läger und Schlachtordnung eine wesentliche Abänderung erhielt, wobei das Geschütz mehr beachtet wurde als die Reiterei, welche zur Deckung und zum Rückhalte gebraucht wurde, verlor jene ihre frühere Präponderanz. Um darzuthun, was sie leisten könne und müsse, waren Seydlitz und Ziethen die rechten Männer. Da sie mit taktischer Gewandtheit strategisches Talent verbanden und nicht an Paradesucht gefesselt waren, so leisteten sie große Dienste und stellten Fußvolk und Reiterei wieder in Einklang zur Lösung schwieriger Aufgaben. Ja, sie waren auf dem Wege, dem verhängnißvollen Versäumnisse abzuhelfen, in Verfolg welches man von den Soldaten die höchste Kraftanstrengung foderte und ihnen doch von vorn herein die besten Kräfte raubte, durch beengende Kleidung, durch unnütze Vervielfältigung und Pedanterie des Exercitiums, durch eine Verpflegung, welche eine systematische Hungercur war, durch entwürdigenden Zwang, durch ein willkürliches Züchtigungssystem, welches Körper und Geist entnervte u. s. w. Warum besonders Seydlitz, der bei seinem Regimente zur Beseitigung dieser Mängel, gewissermaßen privatim, große Fortschritte machte, es nicht bis zu einem durchgreifenden Systeme brachte, läßt sich geschichtlich entwickeln. Friedrich's Scharfblick erkannte es gewiß, und böse Erfahrungen aus dem zweiten Theile des siebenjährigen Krieges drang ihm die Ueberzeugung auf, daß er mit dem Geheimnisse seiner Taktik, mit der für damalige Zeiten wundersamen Raschheit der Bewegungen, mit der Kühnheit seiner Stellungen und Manoeuvres nicht mehr ausreichte; als aber der Frieden eine neue Schöpfung möglich machte, wandte er sich lieber den dem Alter und dem Weisen entsprechenden Friedensdienste zu und ließ seine Heeresorganisation, mit welcher er Lorbern, wie kein Zeitgenosse, errungen, um so lieber bestehen, da ganz Europa dieselbe erst dann nachäffte, als die Geschichte ihre schwachen Seiten schon erkennen ließ. Friedrich's großer Name verdeckte die Mängel seines Kriegssystems, und alle Welt staunte die potsdamer Grenadiere und die schräge Schlachtordnung der dortigen Kriegsübungen an, von welchen schon der bairische Erbfolgekrieg bewies, daß man die Künste abgelernt hatte. Friedrich's Verdruß über die Unzulänglichkeit seiner Taktik offenbarte sich schon im Laufe des siebenjährigen Krieges in dem gespannten Verhältnisse zu seinen verdienstvollsten Generalen, welche in demselben Maße glücklicher als er selbst waren, als sie, weniger hartnäckig, offenbare Fehler zu vertreten wagen durften, und wol den Schein auf sich ziehen konnten, als verdunkelten sie seinen Ruhm. Dieses Loos traf den Prinzen Heinrich von Preußen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, Fouqué, Ziethen, und auch Seydlitz entging ihm nicht. Einzelne Momente der Verdienstesanerkennung, der Auszeichnung und Belohnung änderten hierin nichts. Jene eben bemerklich gemachte Schattenseite von Friedrich's Taktik leitet auch zur Würdigung der oft wiederholten Behauptung, daß man in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges mit den mehrmals erneuerten Heeren Friedrich's nicht mehr zu leisten im Stande gewesen, was die 1756 ins Feld geführten Scharen vollbrachten. Man scheint zu vergessen, daß die im Kriege aufgewachsene Mannschaft wol nicht weniger moralische und physische Kraft dem Feinde entgegentrug, als die von den Exercierplätzen, nach langer Friedenszeit, ausgezogenen Soldaten. Mit welcher Tapferkeit schlugen sich die Preußen 1761 und 1762! Die Schlachtfelder von Torgau und von Freiberg geben darüber geschichtliche Zeugnisse. Und welche Thaten vollbrachten die Parteigänger, welche sich von der preußischen Paradetaktik so Weniges aneignen konnten und wollten!

Die Kriegsgeschichte der Zeit, in welcher ein Seydlitz sich einen unsterblichen Namen erkämpfte, darf noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Zur Bearbeitung derselben erhalten wir in der hier angezeigten trefflichen Biographie einen werthvollen Beitrag. 25.

Brief von Silvio Pellico.

Folgender Brief des berühmten Gefangenen und Schilderers seiner Gefangenschaft an Hrn. Fraser in Edinburg, einen Freund Walter Scott's, ist aus der „Revue de Bretagne" entlehnt und kann zur genauern Kenntniß des Schreibenden beitragen. 115.

Mein sehr werther Freund!

Wie viel Zuneigung spricht sich in Ihrem Briefe aus! Ich weiß Ihnen dafür Dank, obgleich ich besorge, daß Sie mich für besser halten als ich bin. Ich möchte glauben, daß der Brief von mir, welchen Sie vermissen, durch einige unglückliche Umstände verloren gegangen ist; hätte man Sie desselben mit Absicht beraubt, so würde das sehr boshaft sein. Ich weiß es wohl, wie tröstend es ist, in lebhafter Aufregung des Gefühls von einem Freunde beklagt zu werden. Allein wenn der Schmerz, in welchen Sie der Verlust einer geliebten Schwester versetzte, gerecht war, so ist nun Zeit, die Trauer zu mäßigen, welche die Erinnerung an dieselbe Ihnen einflößt. Sie schreiben mir, daß Sie leiden, ohne eine unmittelbare Ursache des Leidens zu haben; aber ich sehe, daß die Ursache Ihres Schmerzes zum Theil in der Erinnerung an die Schwester liegt, welche nicht mehr um Sie ist, zum Theil an die theuern Personen, welche Ihnen bleiben, aber von Ihnen entfernt sind. Einige Momente süßer Trauer sind wol gestattet; nur sorgen Sie, daß Ihre Seele nicht dadurch geschwächt werde und Ihre Gesundheit darunter leide. Ist es Ihnen gegenwärtig unmöglich, eine Reise in Ihrem theuern Vaterlande zu machen, so denken Sie, daß Sie zu einer andern Zeit diese Freude haben werden. Es gibt wenig Sterbliche, welche nicht ihrer besondern Lage eine Menge von Opfern bringen müßten; auch Sie haben die Ihrigen zu bringen, und Gott, der es so gewollt hat wird Ihnen die Kraft geben, deren es dazu bedarf; bitten Sie ihn darum! Ich kann Ihnen aus Erfahrung versichern, daß das wirksamste Mittel gegen Traurigkeit das Gebet ist. Ohne Zweifel wissen Sie das auch. Es gab eine Zeit, wo mir die Uebung des Gebets etwas gemein erschien; denn ich sah, daß unsere elende Philosophie so urtheilte. Es schien mir damals, daß eine unbestimmte Empfindung der Verehrung gegen das höchste Wesen hinreiche, daß es aber eine unnütze Sache sei, ihm meine Noth und das Bedürfniß seiner Hülfe auszusprechen. Ich täuschte mich; ich erfuhr seitdem, daß er es will, daß wir mit ihm sprechen, denn nur, indem wir mit ihm sprechen, werden wir von der Liebe durchdrungen, die wir ihm schuldig sind Eine Folge dieser Liebe ist, daß wir begreifen, wie wir verpflichtet sind, auf die beste Weise, die nur möglich ist, unser Schicksal

zu tragen und die Opfer zu bringen, welche das von Gott uns auferlegte Schicksal fodert. Sie klagen sich selbst an, gegen den so gütigen Gott nicht dankbar genug zu sein, welcher Ihnen so viel Mittel verliehen hat, glücklich zu sein, während Andere — — ach! wir können wol Alle ebenso sagen! Nun wohl; arbeiten wir dahin, uns zu bessern! Unsere armen Seelen werden hienieden immer einige Anfälle von Traurigkeit erleiden, aber wir müssen gegen diese Stimmung kämpfen, die so wenig der Vernunft gemäß, so wenig in Uebereinstimmung mit unserm Stande als Kinder Gottes ist, die nur Das wollen sollen, was er will. Hätten wir wahrhaft die Philosophie im Herzen, die höher ist als alle menschliche Philosophien, so glaube ich, würden wir weit seltener seufzen, und auf unsern Lippen würde, selbst im höchsten Leiden, ein leichtes Lächeln schweben. Ich, der ich zu Ihnen predige, bin unglücklicherweise nicht weiser als Sie; aber ich predige mir selbst vor, dann bete ich, und so hoffe ich weiter zu kommen. Es scheint mir, daß, wenn ich als Protestant geboren wäre, meine Ueberzeugung kalt und wenig tröstend sein würde. Mein Glück besteht darin, Katholik zu sein; und weil ich Sie liebe, so bedauere ich, daß Sie es nicht sind. Welche Kraft der Sicherheit und des Trostes liegt in unserm Glauben! Ihr Kummer wird, wie ich hoffe, durch Ihren Aufenthalt in Tours bei der vortrefflichen Frau, von welcher Sie mit so viel Erkenntlichkeit schreiben, erleichtert werden. Ich wünsche es lebhaft. Wie! Sie gedenken mir von Frankreich aus einige Bücher zu schicken. Wohl, es mag sein! Nehmen Sie dafür schon jetzt meinen Dank, falls diese Bücher nicht von Politik handeln; denn Sie wissen wohl, daß ich vor dieser Wissenschaft, welche alle Parteien so sehr misbrauchen, obgleich sie an ihrer Stelle sehr gut sein mag, einige Scheu habe. Sie scheinen mir nicht das Ansehen zu haben, ein Theilnehmer an politischen Fanatismen zu sein, und das ist mir lieb, denn es taugt nichts. Leben Sie wohl. Ich bin von ganzem Herzen

Ihr wohlgeneigter

Turin 1834. Silvio Pellico.

Correspondenznachrichten.

London, December 1834.

Es ist auffallend, wie sehr die Anzahl der jährlich in London herauskommenden Bücher seit einiger Zeit abgenommen hat. Einige Verlagshandlungen fahren zwar, auf ihre Solidität bauend, oder ihrem alten Rufe vertrauend, mit der Herausgabe wichtiger Werke fort, wie z. B. Longman u. C. (das erste Haus in England und wol in der Welt), Murray, Colburn, Bentley, Simpkin, Tegg, Whittaker, Baldwin, Churton, Parbury, Pickering u. A., allein die übrigen wagen sich entweder gar nicht ins Feld, oder nur mit Kleinigkeiten. Man nennt auch einige, mit deren Angelegenheiten es nicht gut stehen soll. Woher kommt diese schnelle Veränderung? was hat die Unzahl der fünf-Schillingbüchelchen, das Verschwinden der theuern, breiträndrigen Quartanten, die Furcht vor anständigen Preisen, und die Abneigung des Publicums, Bücher zu kaufen, hervorgebracht? Unter den vielen Ursachen, die man für diese Krisis des englischen Buchhandels angibt, scheint dem Ref. die annehmlichste: die geheime Besorgniß einer Revolution. Seit den berühmten drei Tagen in Paris 1830 bemächtigte sich auch in England der Reichen und Großen die Befürchtung, daß das englische Volk, der hohen Abgaben und anderer Beschwerden müde, einst eine ähnliche Katastrophe herbeiführen könne. Bei den Frauen wurde dies zuerst sichtbar. Fast alle fingen an ökonomischer zu werden. Eine Dame, welche bisher ein Dutzend und mehr Kleider des Jahres gebraucht hatte, schränkte sich nun auf die Hälfte ein. Man hielt nicht mehr so viele Lehrer für Musik, Tanz, Sprache, Zeichnen &c. wie sonst. Man ging seltener ins Schauspiel und vermied überhaupt alle überflüssige Ausgaben. Dies merkten gar bald die Putzmacherinnen, Modehändler, Musiklehrer, Tanzmeister &c. Nicht lange darauf fingen auch die Buchhändler an zu klagen. Bücher werden von Vielen für einen Luxusartikel gehalten, den man gar bald entbehren lernt, wenn es an Mitteln dazu fehlt, oder wenn sich die Annäherung eines Zeitpunktes befürchten läßt, wo es um die öffentliche Ruhe gethan sein und eine Pöbelherrschaft beginnen könnte. Bald darauf trat die Reform ein. Wir bekamen ein Reform ministry und a reformed house of Commons. Die Tories, auch Conservatives genannt, welche Parlamentsglieder waren, und ihre Organe, die Zeitungen („Morning post", „Standard", „John Bull", das „Quarterly review" etc.) nannten diese Reform geradezu Revolution. So viel ist gewiß, daß seit der Zeit wenig auf Speculation gedruckt worden ist. Nur solche Bücher kamen heraus, von deren Absatz man gewiß sein konnte, und man bemühte sich, diese den Käufern durch Stellung civiler Preise, bequemes Format und häufig beigegebene Abbildungen in Steindruck und Holzschnitt angenehm zu machen, wobei denn freilich durch compressen Druck — denn drei Viertheile dieser Bücher sind wahres Augenpulver — und durch die Raum ersparende Methode, die Holzstiche ohne Unterbrechung in den Text einzudrucken, auch auf den eignen Nutzen gesehen wurde. Unter mehren so verzierten Werken nennen wir nur zwei vorzügliche, nämlich das glasgower „Conversations-Lexikon" (großentheils Uebersetzung des leipziger Originals) und Murray's „Encyclopaedia of geography", bei Longman, mit Karten und Abbildungen von Thieren, Pflanzen, Städten, Alterthümern, berühmten Personen, Menschenrassen, Trachten u. s. w. ausgestattet, dessen mannichfaltiger Inhalt von tüchtigen Männern herrührt.

Das Auswandern der englischen Schauspieler und Schauspielerinnen nach den nordamerikanischen Freistaaten dauert fort. Knowles (bekannter noch als dramatischer Schriftsteller) ist der neueste englische Acteur, welchen Amerika wohl aufgenommen hat. Seine Briefe aus Philadelphia können die Artigkeit nicht genug loben, womit man ihn behandelt. Auch er wird, wie alle seine Collegen, die dorthin gingen, mit voller Börse zurückkommen. Der berühmteste englische Komiker, Matthews, ist zum zweiten Male nach den Vereinigten Staaten gereist, obgleich er in einer seiner besten Stücke die Einwohner dieser Staaten (Yankees) carikirt und dem Spotte preisgibt. Niemand jedoch hat dort bessere Geschäfte gemacht als der berühmte Charles Kemble, welchen man mit seiner Tochter Fanny fast auf den Händen trug. Die Letztere, welche auch schon dramatische Schriftstellerin ist, hat dort sogar einen reichen Gemahl, Herrn Butler, gefunden, und lebt in glücklichen und glänzenden Verhältnissen. Aus Dankbarkeit gegen ihr neues Vaterland hat sie ein Werk in zwei Bänden über die Vereinigten Staaten geschrieben, welches Murray angekündigt hat und worauf man sehr begierig ist. Kein Buch wird mehr gelesen als die „Reise durch Irland", von Inglis. Denn da Irland der Punkt ist, wo die neuen Minister ihr Meisterstück machen sollen, so wünscht man vor allen Dingen ein treues Gemälde dieses Landes. Ein solches hat nun Inglis, der schon durch seine Reisen in Spanien und Tirol vortheilhaft bekannt ist, geliefert. Man findet hier bestätigt, was schon oft gepredigt worden ist, daß nicht die Regierung, sondern die irländischen Großen und Reichen selbst das Land aussaugen. So erzählt Inglis unter Andern von der Stadt Callen, daß er 12 Minuten brauchte, um mit gesunden Gliedern durchfahren zu können, weil das Pflaster äußerst vernachlässigt ist. Dennoch zieht Lord Clifden, der Herr dieser Stadt und der Umgegend, 20,000 Pf. St. jährlich, per fas et nefas, von den armen Unterthanen. Diese Thatsache hat das Publicum so empört, daß Lord Clifden für gut hielt sich in den „Times" wider Inglis zu vertheidigen; aber er störte in ein Wespennest. Denn Inglis trat in demselben Blatte muthig auf und unterstützte seine Behauptung mit neuen Thatsachen. Diese Unerschrockenheit hat ihm große Ehre gemacht und ist der größern Verbreitung seines Werks gewiß nicht hinderlich gewesen. 125.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 4. — 4. Januar 1835.

Briefe vom Rhein, von J. Weitzel. Stuttgart, Scheible. 1834. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Ein politisch Buch. Also muß ein gewissenhafter Recensent, um zu wissen, ob er loben oder tadeln soll, zuerst fragen: auf welcher Seite steht der Autor? Wir lassen ihn selbst darauf antworten: „Wie mir die ewige Frage lästig und widerwärtig geworden ist: Wer sind Sie? zu welcher Partei gehören Sie? welche kann auf Sie zählen? Was ich bin, das weiß ich, wenn es sich auch nicht so leicht sagen läßt; zu welcher Partei ich gehöre und welche auf mich zählen kann, das weiß ich nicht, weil es darauf ankommt, was diese Partei für Zwecke hat, und welche Mittel sie anwenden will, um diese Zwecke zu erreichen. Muß man denn nothwendig in eine Compagnieliste eingetragen sein, um beim Verlesen sein Hier zu rufen, sich einer Schar anzuschließen, mit seinen Nachbarn in Reihe und Glied zu treten und die beliebten Exercitien taktmäßig mitzumachen?" Hierauf erklärt er: „Ich bin ein Reformer, wo Misbräuche zu verbessern sind, ein Antireformer, wo man neuerungslustig verändern will, wenn die Veränderung auch nichts verbessert. Ich bin ein Radicalreformer, wo es das Uebel mit Stumpf und Stiel auszurotten gilt. Sogar Revolutionnair bin ich, und brauche unbedenklich Gewalt, wo die Gewalt mich widerrechtlich binden und berauben will. Mit Marc Aurel und Trajan (!) Monarchist, bin ich mit Washington und Franklin Republikaner. Ich stehe auf der rechten Seite, wenn sie das Rechte will, trete zu der linken über, wenn sie die rechte ist, und halte mich in der Mitte, wenn sie es mit dem Rechten hält. Kurz, ich bin für das Rechte, das Wahre und Gute, wie ich es erkenne und wo ich es zu finden glaube; ich möchte verständig und ehrlich sein, und kein Narr von einer Seite, der Seite und des Namens wegen." Man sieht, von der Meinung werden, der Theorie nach, Viele sein, und die Erklärung, wie sie da ausgesprochen, bringt uns dem Manne nicht viel näher. Doch geschieht dies schon in etwas durch das gleich darauf folgende: „Ich bin von dem Volke und gehöre zu dem Volke, und wenn das Gefühl der Verwandtschaft, welches mich mit ihm verbindet, zu zärtlich schiene, dann mag es die Natur entschuldigen, welche dieses Gefühl in meine Brust gelegt, und die Bande der Verwandtschaft geheiligt hat"; und er erklärt, daß allein der Same der aristokratischen Wucherpflanze in seinem Gemüthe keinen Boden finde, und die Hightories, wie Peel und Wellington, „die mit vornehmem Dünkel zum Volke sagen können, es sei Lumpenpack und stinke" (Peel?!), ihm allein verhaßt seien. Zu Peel und Wellington und den Hochtories macht er indessen einen bescheidenen Zusatz, und rechnet zu den ihm Verhaßten auch die Dorfpatricier in der Schweiz und in Deutschland.

An einer andern Stelle erklärt er sich bestimmter über seinen handelnden Antheil: „Ich habe es auch versucht zu reden und — mich beschämt zurückgezogen. Von beiden Seiten ward: zur Ordnung! gerufen. Man hat eine böse Stelle in der Mitte, auch wenn es die rechte ist. Man fühlt sich von den beiden Nachbarn gestoßen und gedrängt, da an dem äußersten Ende man doch den einen Arm freibehält. Die rechte Mitte ist der zweite Stock eines Hauses, in dem man die Fußtritte und das Gepolter von oben und den Lärm und Rauch von unten hat. — Der leugnet die Bewegung, jener den Stillstand. Da führt man vergebens Gründe an." Da Gründe vergebens gewesen, habe er, sagt der Verf., den Narren, der die Bewegung leugnete, gehen lassen, und den Narren, der keinen Stillstand zugeben wollte, stehen lassen. „Da war ich nun allein, allen Uebrigen ein Gleichgültiger, ein Unentschiedener, ein Zweideutiger, vielleicht gar ein Feiger, obgleich zum Schreien kein besonderer Muth gehört. Ich war ein schlechter Bürger, der das Gesetz Solon's nicht verstand u. s. w." In demselben Falle mögen Viele mit ihm gewesen sein und noch sein, und noch Mehre sich dünken, es zu sein; aber daraus wird nicht klar, was er vor uns, nämlich den Lesern seines Buches, ist, oder praktischer ausgedrückt, warum er diese Briefe geschrieben hat und was er mit denselben bezweckt.

Es sind 536 Seiten einer langen Klage darüber, daß es in der Welt so ist, wie es ist und nicht anders, und wir wollen zugeben, daß es eine besonders schlimme Zeit ist, aber um deshalb, daß der Verf. so seinen Unmuth darüber ausläßt, wird sie nicht anders. Als Börne seine fulminanten Briefe schrieb, konnte man annehmen, wenn man nicht annehmen will, wie Viele, daß es geschah, um die Sache, die er scheinbar verfocht, in Miscredit zu bringen, daß er noch im guten Glauben geschrieben, ihr zu-

helfen. Es war dazumal noch eine Krisis, und ein kräftiges Wort mehr in die große Wagschale konnte viel thun. Diese Krisis ist längst vorüber, dem Verf. dieser Briefe fällt es nicht ein, mit zügelloser Wuth die Leidenschaften aufzuregen, er protestirt vielmehr auf jeder andern Seite gegen die Zumuthung, ein Parteimann zu sein. Er ist ein erfahrener, wohlgebildeter, human gesinnter Schriftsteller; er will wirklich nicht das Radicale um Nichts und wieder Nichts, er will nur die Ordnung. Aber, je mehr man zu dieser Ueberzeugung kam, um so stärker drängt sich die Frage auf: weshalb schrieb er denn die Briefe? Es ist vieles Gute, Wahre, Treffende in den Beobachtungen — wäre man auch von einer andern Parteinuance, das müßte man doch anerkennen — auch manche neue Beobachtung; von der ganzen Arbeit und dem Ideengange läßt sich das aber nicht sagen, und am wenigsten ist damit ein neuer Feldzugsplan angegeben, wie der Wahrheit und Ordnung, die der Verf. will, aufgeholfen werden soll. Will er einen Protest einlegen über seine eignen Gesinnungen, die man verdächtigt hat, so ist dieser zu lang gerathen. Wie blühend auch das ganze Buch geschrieben, so liest man sich doch eben deshalb von einem Satz in den andern hinüber und ist selten durch eine überraschende Wendung gedrungen innezuhalten, nachzudenken oder zu widersprechen. Eben deshalb wird der Schrift aber auch die Wirkung einer Parteischrift fehlen, welche auch, wer zu keiner gehören will, doch beabsichtigt, wenn er so etwas schreibt.

Die Periode, wo man durch wild Schroffes, alles Gegebene, Sittliche Verletzendes die Aufmerksamkeit ertrotzte, ist schnell vorübergegangen. Die politischen Klagen dürfen nicht mehr als vulkanische Eruptionen und Erdstöße herauskommen; es sind Stoßseufzer geworden, die mehr Den verletzen, der sie von sich gibt, als Die, über welche die Klage erhoben wird. So sind auch diese in den Weitzel'schen Briefen nichts weniger als Zerstörung athmend; es ist zwar eine fortgesetzte Kette von Beschwerden, aber, um wieder aus dem Gleichniß zu fallen, nicht über Stock und Stein fortstrudelnde Gebirgsbäche, sondern ein breit hinströmender Fluß, auf dem man ohne andere Gefahr im Kahne hinschiffen kann, als daß man nicht weiß, wohin der Strom sich ergießt. Und das ist das Schlimmste; denn zugegeben, daß Alles sich so, und so schlimm verhält, als er behauptet, und daß er Recht hat, darüber zu klagen, wie er klagt, so ersieht man aus seiner Darstellung doch nicht, wie es im Ganzen besser werden könnte, und nimmt man den sehr trüben Schluß hinzu, so kommt das Ganze weniger als eine Klage gegen die gemisbrauchte Gewalt und deren Inhaber heraus, als wie ein Murren gegen das Schicksal, daß dieses es so trüb mit der Welt gemeint. Diese Klage ist uralt, kam in allen und jeden Verhältnissen vor, und wurde noch nie gestillt durch eine neue Theorie. Nur eine Thätigkeit, die sich ganz auf ein Fach stürzte, und wir rechnen auch den Glauben dahin, konnte den Einzelnen daraus retten.

Diesen Eindruck haben die Briefe auf Ref. gemacht nach einmaligem Lesen. Aber er mag irren, zwischendurch mag doch eine leitende Idee gehen, die uns über das Protestiren, Murren, Anklagen und die Selbstrechtfertigung hinaus zu einiger Befriedigung führen will, und Ref. hat nur die Bäume gesehen und nicht den Wald. Um deshalb, und dem Autor sein Recht widerfahren zu lassen, nämlich daß er, wie er sich gab, und nicht wie wir ihn uns denken, vor's Publicum dieser Blätter trete, blättern wir das Buch noch einmal durch und heben die angestrichenen Stellen heraus. Erscheint auch Einiges wie aus dem Zusammenhange gerissene Brocken, so wird doch die Zusammenstellung derselben Stoff zum Urtheile geben.

„Was ist das für eine Zeit, der wir entgegengehen", hebt der erste Brief vom 23. März 1832 an, und der Schreiber sieht, wiewol abgehärtet durch Drangsale und drangsalvolle Zeiten, Kämpfen entgegen, aus denen kein Friede zu ersehen ist. Die Julirevolution war „ein Blitzstrahl der — zündete, wo er Brennstoff fand. Dafür hatte man an vielen Orten trefflich gesorgt. Das Regieren war seit den karlsbader Beschlüssen gar bequem geworden; es hieß befehlen." „Eine vollkommene Verwaltung, die ihre Dauer verbürgt, würde jede Verfassung entbehrlich machen", da sich diese aber nicht verbürgen läßt, ist Pope's beliebte Aeußerung:

> Laßt um die Formen des Staats sich die Thoren bekämpfen und streiten;
> Die ist die beste allein, wo man mit Weisheit regiert.

nur von Thoren unbedingt gebilligt. „Benedict, der römische Papst, behauptete, Gott habe den Geist Ludwig VI. verwirrt, weil er den Gegenpapst von Avignon in Schutz genommen. Clemens, der Papst von Avignon, dagegen versicherte, der König habe den Verstand verloren, weil er den römischen Gegenpapst nicht vernichtet." Chateaubriand's Worte werden citirt: „In einer constitutionnellen Monarchie tritt die Nationalvernunft an die Stelle der Vernunft des Königs; in einer absoluten Monarchie folgt die Thorheit des Hofes auf die königliche." — „O spottet über den religiösen Glauben nicht, der den Thron geachtet und geehrt in die Mitte des Volkes sicher stellt, und mit geheimnißvollen Banden das Herz der Unterthanen an seine Stufen fesselt! Euer verruchter Materialism, der nur Geld kennt und Geldes Werth, der nur für wirklich hält, was er mit Händen greift, der außer den fünf Sinnen an dem Menschen nichts Wesentliches zu unterscheiden findet; der nur zwei Triebfedern gelten läßt, die uns in Bewegung setzen: schmuzigen Eigennutz und rohe Gewalt, dieser Materialism hat die Throne untergraben, die, nach solcher Vorarbeit, Neuerer keine Mühe haben, umzustürzen. Die schlimmsten und verderblichsten Jakobiner waren und sind die Vornehmen am Hofe und im Staatsdienst, ohne welche die Gemeinen im Volke weder Beistand noch Beifall gefunden hätten." — „Unsere meisten Staatsmänner — glauben, sie hätten die Uhr der Zeit stille gestellt, weil sie — durch die Censur dafür gesorgt, daß sie nicht mehr schlägt." Die Fabel von der Sphinx ist zur Geschichte geworden, die Sphinx ist die Revolution. „Das bedeutungsvolle Räthsel hatte die Sphinx von den Musen gelernt, und wer den Sinn desselben fand-

und es richtig deutete, dem war der Thron verheißen, und sowie es recht verstanden und gedeutet war, starb das Ungeheuer." — „Die Weisheit, und nur die Weisheit könnte also die Revolution endigen und ihrer Wiederkehr vorbeugen." Eine Seite darauf aber lautet es sehr untröstlich: „Zeigt mir ein Beispiel von freiwillig gemachten Zugeständnissen, und ich will mich zum friedlichen und freundlichen System der Reform und der kunstreichen Vermittelung der Extreme bekehren lassen."

Die alte Staatsklugheit ist auch in sich schadhaft geworden, wenn sie früher nur verbrecherisch war: „Es kann für die Regierungen gebildeter Staaten keine andere Politik mehr geben als die des Vertrauens, die Zustimmung und Achtung des Volks für sich hat." Dagegen heißt es nun auch von der liberalen Presse: „Man ist in der That oft entrüstet und beschämt, wenn man sieht, zu welchem Dienste sie sich verstehen muß. Gehässige Persönlichkeiten jeder Art, schmuzige Anfeindungen und Zweideutigkeiten, hämische Entstellungen der Thatsachen, freche Verhöhnung alles Großartigen, das der geistige Pöbel gern zu seiner Gemeinheit herabzieht, um eine Gleichheit nach seinem Maßstabe zu begründen, sind tägliche Mittel, das Verdienst in den Koth zu treten, der scheinheiligen Schlechtigkeit aufzuhelfen u. s. w." „Gewiß ist, daß eine Regierung jetzt dem Tadel nicht entginge, wenn sie den Stein der Weisen fände; aber nichts rechtfertigt ihre kränkliche Empfindlichkeit dagegen." — „Ich bin bei der Bewegung, bei der Bewegung vorwärts, weil Stillstand in der Natur Tod ist." — „Eine Nacht von Trug und Täuschung umgibt die Gewalt; eine Nacht, durch die zu Zeiten nur die Blitze der verkannten, verleugneten Wahrheit aus den Gewitterstürmen der Revolution zischen, welche sich zerstörend durch die Staaten wälzen. Allein diese Blitze erhellen nicht; sie blenden nur." — „Ich habe es nie getadelt, daß Périer mit aller männlichen Anstrengung, die so sehr verlästert ward, den Frieden zu erhalten gesucht hat." — „Ich theile mit allen Gefühlen meines Herzens, mit der ganzen Ueberzeugung meines Verstandes den Abscheu, den Haß und die Verachtung, die das gemeine, brutale und tolle Jakobinerwesen jedem Redlichen und Rechtlichen einflößen muß, dieses Aufregen und Aufhetzen aller niedrigen Begierden und Leidenschaften im Volke, das man Pöbel nennt." — „Die Beschlüsse des Bundestages haben mich mit Trauer erfüllt, weniger durch Das, was sie enthalten, als vielmehr durch Manches, was sie nicht enthalten, aber enthalten könnten, enthalten sollten."

Diese gemäßigten Gesinnungen im Allgemeinen machen im Fortlauf einiger Polemik gegen Norddeutschland und den Protestantismus Platz. Auch hier ist es mehr ein Plänkern als ein Krieg, mehr ein sich selbst Aussprechen als ein Dociren. Der Witz wird nicht verwunden. Zeugnisse aus dem grauen Alterthum werden zu Belegen citirt; aber nirgend wird man inne, wo es hinauswill. Man könnte die Briefe befriedigt und unbefriedigt bei Seite legen — jenes, weil es eine wohlklingende Stimme mehr ist im politischen Redesaal, und der mistönenden bisher die Mehrzahl war — wenn nicht das herbe Ende wäre, welches doch vielleicht das positivste im Buche ist.

Der Verf. stattet hier nämlich einen Bericht über seine eignen Schicksale, in der Form einer Anklage gegen sich ab, dessen Resultat viel fruchtbringender ist als das Résumé seiner vorgetragenen Weisheit; denn es läßt uns interessante Blicke in die Verderbtheit eines Régime thun, das noch immer von Einigen als das entschwundene Utopien bürgerlicher Gleichheit und Glückseligkeit gepriesen wird. Der Verf. war als junger Mann Regierungs- und Kriegscommissair in Germersheim zur Zeit, als das französische Heer am Rheine von Contributionen und Requisitionen lebte. Ein Fahrzeug mit Montirungen für die Armee ging unbegreiflicherweise im Rheine unter. Der Kriegscommissair untersucht, findet seinen Verdacht begründet, daß die Ladung nur auf dem Papiere verzeichnet gewesen, und denuncirt. Aber der Eigenthümer war ein reicher Mann und heftiger Jakobiner. Zwar ward er zur Untersuchung gezogen, aber freigesprochen, denn sein Vorgesetzter war sein Compagnon in dem Geschäfte, und der Commissair dafür in Anklagestand versetzt und die ganze Meute der Jakobiner verschreit ihn als Aristokrat. Später denuncirt er den General Bonnamy wegen schändlicher Erpressungen. Die Sache schleppt sich ein Jahr hin, der gute General wird von seinen Kameraden freigesprochen und der Denunciant als verstockter Jakobiner ausgeschrien. Eine Denkschrift über die schlechte Verwaltung des Donnersberges stürzt ihn bei allen Behörden in Ungnade. Er soll einem französischen Geschäftsführer um ein artiges Geld attestiren, daß die Ueberschwemmungen des Rheines sein Magazin zerstört haben; da das Magazin aber auf der Höhe liegt und das tieferliegende Städtchen nicht einmal gelitten hatte, so scheint ihm das unmöglich; aber Fouglaire lacht ihn nachher aus und beweist ihm, daß es nicht allein möglich, denn er habe das Attest des obern Ordonnateurs, sondern daß es ihm noch viel weniger gekostet, als er ihm dafür geboten! Das sind nur Proben zum Beleg dafür, was ihm bei jener Gelegenheit der Franzose sagte: „Vous ne savez pas votre métier". Aus dieser selben Unkenntniß in der Kunst, zu theilen und sich zu fügen, leitet er noch viele Unglücksfälle her, z. B. daß er mehr als einmal sein Amt verlor und verwiesen wurde und mit keiner Macht sich gut stellte. Die Periode nach dem Sturze des Kaisers läßt er unberührt. Alles möglich, glaublich; daß aber ein Jeder, der sein Leben an etwas Höheres gesetzt, am Schluß seiner Laufbahn mit Talbot ausrufen muß: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!" bestreiten wir billig!

76.

Ueber Bulwer's neuestes Werk: „Die letzten Tage von Pompeji".

Es wird diesem neuesten Romane eines Lieblingsschriftstellers unserer Zeit auch in diesen Bl. nicht an einem kundigen Beurtheiler fehlen, der den Plan des Ganzen und die einzelnen Charaktere, den Aegyptier Arbaces, den Athenienser Glaukus, die Neapolitanerin Jone, das blinde Blumenmädchen Nydia (eine

Göthe'sche Mignon), die Pompejaner Sallust und Diomedes, die Zauberin des Vesuvs und andere mehr, auf das Genaueste würdigen und dem lesenden Publicum empfehlen kann. Ebenso wird ein solcher die Pracht der glänzenden Naturschilderungen, die elegante Schreibart und die trefflichen Lieder nach Verdienst zu rühmen wissen. Wir wollen jetzt eine andere Seite des Romans ins Auge fassen, die vielleicht sonst zurücktreten würde, weil des Hervorstechenden in ihm allerdings sehr viel ist. Es war uns zuvörderst sehr erfreulich, in unserer Zeit, wo man sich gar zu gern von den Werken und Gebilden des Alterthumes entfernt und nur modern sein will, einen Schriftsteller vom ersten Range zu finden, der eben dieses Alterthum zum Gegenstande einer romantischen Darstellung gewählt und seine ganze Scenerie aus demselben entlehnt hat. Weit mehr Bewunderung aber verdient diese Wahl durch die Art und Weise, in der Hr. Bulwer seinen Plan ausgeführt hat. Daß die vornehmen Engländer bereits von ihren Collegien in Eton, Cambridge und Oxford her eine tüchtige classische Mitgabe in das politische Leben hinübernehmen und dieselbe auch fortwährend sich zu erhalten bemüht sind, ist aus vielen berühmten Beispielen bekannt und an Bulwer selbst in seinem Buche über England (Th. 1, S. 33 fg.) und in seinem „Eugen Aram" belobt worden. Diese Resultate classischer Studien treten nun in den „Letzten Tagen von Pompeji" auf das Glänzendste hervor. Ohne alle Pedanterie oder gelehrte Koketterie ist hier eine solche ausreichende Bekanntschaft mit dem Leben der Römer im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt entwickelt, eine solche Genauigkeit in Anführung von Details bewiesen und endlich eine so glückliche Anwendung von allen diesen gemacht worden, daß die Philologen mit Recht über die archäologischen Kenntnisse des ehrenwerthen Parlamentsmitgliedes staunen werden. Man nehme nur seine Beschreibungen der Häuser in Pompeji (Buch I, Cap. 3), des Isistempels (Buch I, Cap. 4), der Bäder (Buch I, Cap. 7), der Winkelschenke (Buch II, Cap. 1), der Landstraße vor Pompeji (Buch II, Cap. 2), oder gehe mit ihm in das Putzzimmer einer pompejanischen Schönheit (Buch III, Cap. 7), in die Küche der classischen Zeit (Buch IV, Cap. 2), oder in das Speisezimmer eines pompejanischen Rentiers (Buch IV, Cap. 3), oder lese die köstliche Schilderung pompejanischer Dandys (Buch 1, Cap. 7), oder die ergreifende Beschreibung des Amphitheaters und der Gladiatorenkämpfe (Buch VI, Cap. 2 und 4) am letzten Tage von Pompeji. Eine Menge Stellen aus den verschiedenartigsten Classikern sind hier mit geschickter Hand vereinigt worden und Hr. Bulwer hat — wenn er hier und da Manches von entlegener Stelle herschaffen mußte — doch nirgend den Leser seine aufgewendete Mühe fühlen lassen. Eigentliche Unrichtigkeiten wüßten wir nicht zu rügen, einzelne Versehen wollen wir nicht anführen, da sie auch wirklich nur unbedeutend sind und einem solchen Dilettanten nachgesehen werden müssen. Sollten über solche Dinge etwa einige Philologen sich erzürnen, so miskennten sie ganz ihren eignen Vortheil und den Sinn des Verf., der zu glauben wagt (Vorrede S. xvii), daß „grade die eigentlichen Gelehrten seine mildesten Richter sein werden". Uns wenigstens erscheint grade in der jetzigen Zeit nicht leicht etwas wünschenswerther als solche lebenvolle Schilderungen von der Hand geschickter Dilettanten. Und Leben hat Hr. Bulwer seinen Gestalten ganz vorzüglich durch die sorgfältige Verbindung gegeben, in die er sie mit den in Pompeji aufgefundenen Alterthümern zu bringen verstanden hat. Das sogenannte Haus des tragischen Dichters, die Häuser des Sallust und Pansa, die wiederausgegrabenen Gemälde, wie das des vorlesenden Dichters, des Abschieds des Achilles von der Briseis, die in verschiedenen Stellungen gefundenen Skelette, selbst das jener Schildwache, welche von der Verschüttung auf ihrem Posten überrascht wurde, kurz, alle jene Kleinigkeiten aus dem Leben und Treiben der reichen und üppigen Stadt Pompeji haben dem Verf. zu Anhaltepunkten gedient, an die er seine Erzählung anknüpfen und ihr dadurch für jeden Gebildeten ein höheres Interesse verleihen konnte. Dieses Interesse nimmt aber das Buch schon für sich in Anspruch, weil es in Neapel selbst, also in der unmittelbaren Nähe der Stadt, deren letzte Schicksale es beschreibt, verfaßt worden ist. Wie sehr dadurch die Anschaulichkeit aller Beschreibungen, namentlich der Naturschilderungen gewinnen mußte, leuchtet von selbst ein. Dadurch hat die Schrift vor ähnlichen Büchern, wie vor der „Reise Artemidor's im Reiche der Römer", vor der „Reise des Antenor und Pythagoras" oder vor „Polyklet's Briefen aus Rom" einen namhaften Vorzug erhalten, da in diesen Büchern sehr oft große Unkunde der alten Welt vorherrscht und der Roman ebenso gut in Paris oder London als in Rom spielen kann. Vor der in vieler Hinsicht ausgezeichneten „Reise des jungen Anacharsis" hat aber Bulwer's Buch die Vorzüge größern Lebens und größerer Anschaulichkeit voraus. „Anacharsis sieht", wie Schlegel treffend gesagt hat, „auf seinen Reisen die Dinge nicht wie ein junger Scythe, sondern wie ein alter Pariser", wozu Hr. Bulwer am Schlusse der Vorrede bemerkt: „Ja, und wie ein Pariser, der nie gereist ist, außer in seinem Armstuhle."

Endlich aber glauben wir noch des auffallenden Zusammentreffens in der Wahl des Gegenstandes zwischen dem Engländer und einem deutschen Gelehrten gedenken zu müssen. Es mag freilich wol Hrn. Bulwer unbekannt geblieben sein, daß seine Schilderungen aus der Regierungszeit des Kaisers Titus ein Seitenstück zu dem Leben einer reichen Römerin unter der Regierung des Kaisers Domitian (also in der unmittelbar nachfolgenden Zeit), mit der uns Böttiger bereits vor 30 Jahren beschenkt hat, abgeben. Sein Buch hat bei dieser Unabhängigkeit gewiß nur gewonnen, aber die Vergleichung ist darum immer noch interessant, wobei wir nun freilich offen gestehen müssen, daß im Ganzen in Böttiger's „Sabina" (denn dies Buch meinen wir) mehr antiker Ton und eine römischere Färbung herrscht, obgleich das Buch an den Ufern der Ilm und Elbe und nicht am Golf von Neapel geschrieben ist. Darum ist aber auch Böttiger's Buch für archäologische Studien so wichtig geworden, wie nur immer eine seiner zahlreichen Schriften, darum haben es gewiß Viele mit uns beklagt, daß nur ein kurzer Aufsatz in der „Urania" für das Jahr 1823 (S. 4—42) an die Stelle der versprochenen Fortsetzungen getreten ist. Aus diesem Grunde wollten wir hier die Erinnerung an die verwandte Böttiger'sche Schrift nicht übergehen, da dieselbe, obschon sie bei ihrem Erscheinen so großes Aufsehen erregte, jetzt nicht mehr so fleißig gelesen wird, als sie es verdient. 14.

Literarische Notizen.

Eug. de Pradel wird in Verbindung mit mehren Gelehrten „Archives biographiques des membres de la légion d'honneur, depuis son origine jusqu'à nos jours, précédées d'un résumé historique de l'ordre" in 20 Bänden herausgeben.

Von Roger de Beauvoir erschien: „Il pulcinella et l'homme des madones. Paris, Naples, Rome."

Der vor Kurzem herausgekommene erste Band der „Souvenirs, mémoires et lettres du général Maximien Lamarque, publiés par sa famille" verbreitet sich vornehmlich über die hundert Tage und die Begebenheiten der J. 1821 und 1822. Der zweite wird die J. 1823—25 umfassen und Briefe des Generals vom August 1815 bis August 1830 enthalten; der dritte die Briefe an den General Canuel und eine Biographie des Prinzen Moritz von Nassau. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1835.

Taschenbücherschau für 1835.

Dritter Artikel.*)

Bei diesem dritten Anlauf, den wir nehmen, um uns durch die nächstjährige Almanachsliteratur mit Händen und Füßen kritisch durchzuwinden, können wir nicht umhin, uns zuvor Muth einzusprechen und das Publicum zu bitten, einen Theil des Trostes und Muthes auf sich selbst übergehen zu lassen. Der alte Gott der Poesie lebt vielleicht noch! Er wird seine goldbeschnittenen Almanachslämmchen nicht ganz stiefväterlich weiden, sie werden nicht ganz gottverlassen sein, es findet sich unter dem schwarzen Gerölle nichtsnutziger Schlacken manch Körnlein echten Metalls! Um einer einzigen Seele willen hätte der Gott Zebaoth Sodoms noch geschont, und die Kritik sollte so gottlos sein, und sich nicht gern durch die geschmückten Ballsäle und flitterhaft geputzten Gemächer der Taschenbuchsliteratur hindurchzubemühen, um hinter dieser oder jener Larve ein Menschenantlitz voll stiller Würde herauszusuchen? Ach! unter Larven die einzig fühlende Brust! so muß man dann freilich ausrufen, wenn man so glücklich ist, die klopfende Ader eines poetischen Herzens hier herauszufinden; aber das ganze Leben ist ja ein Wandel durch Nichtigkeiten, unter tausend Ereignissen zählt man Eines, in dem sich etwas Großes, innerlich Bedeutsames an den Tag stellt! Warum sollte ein Spaziergang durch die lächerlich geschminkten Auen der ephemeren Literatur bedeutsamer, erfolgreicher, freudvoller als das gesammte Leben sein? Wir müssen uns — der Leser merkt es! — zur christlichen Demuth bekennen, sonst wird es unmöglich, die Rolle eines Kritikers der Taschenbücherlieferungen fortzuspielen. Die bunten Lieblinge meines kritischen Hasses liegen um mich her, massenhaft gehäuft. Ich zähl' die Häupter meiner Lieben — und sieh! mir fehlt ein theures Haupt! Clauren ist nicht mehr unter ihnen, sein „Vergißmeinnicht" ist zum Vergißmein für ihn geworden, es ist bei Leo in Leipzig nach wie vor erschienen, allein Clauren, der Vater dieses Blümleins, ist excludirt, er redigirt es nicht mehr und füllt es ebenso wenig. So reißt sich endlich immer eine Colonie vom Mutterlande los und macht sich selbständig. Wir werden nächstens diese muthmaßliche Selbständigkeit beleuchten und die Frage aufwerfen, ob dieser Säugling Clauren's sich nicht zu früh vom Mutterherzen seiner Mimilimuse losriß. Vor der Hand setzen wir unsere Hoffnung auf Rellstab und Spindler. Jener erzählt flott und anmuthig, wenn auch oft mit nachlässiger Selbstgefälligkeit; dieser hat eine kräftige Emphase, süddeutsche volle Backen. Auf Tromlitz und Blumenhagen können wir uns nicht verlassen, sonst wären wir, wie Kasperle sagt, verlassen. Schlägt aber die Hoffnung auf Jene auch fehl, — was bleibt uns dann, „wenn Deutschlands Säulen brechen, wenn der Götter Stimme trügt?" Der Halley'sche Komet bleibt uns dann für 1835, über den wir eine interessante Abhandlung vom Director der berliner Sternwarte, J. F. Encke finden in

5. Berliner Kalender auf das Gemeinjahr 1835.

An dem Kalender hat ein vaterländisch preußisches Gemüth ein wahres Ergötzen. Die Kupfer enthalten Landschaftsgegenstände aus West- und Ostpreußen, zwei Fürsten des 16. Jahrhunderts aus dem brandenburgischen Hause, und als Titelblatt das wohlgetroffene Bildniß des jetztlebenden Kronprinzen von Preußen. F. W. Schubert fährt mit seinem historisch-statistischen Gemälde von Ost- und Westpreußen fort, L. Rellstab gibt eine theils allgemeine menschlich-gemüthliche, theils patriotisch-empfindsame Novelle, und das Verzeichniß der Postcurse ist nicht minder aus patriotischem Standpunkte abgefaßt als Rellstab's „Artilleristen". Nur die Genealogie der regierenden Häuser und anderer fürstlichen Personen in Europa und die Abhandlung über den Halley'schen Kometen sind kosmopolitisch und kosmisch. Der Komet gehört keinem Patriotismus an, er ist weder absolut noch liberal gesinnt, er ist kosmisch seiner Gesinnung nach, ein geborener Kosmopolit. Ref. liebt das Universelle, deshalb setzt er die patriotischen Erzeugnisse bei Seite und beginnt mit Dem, was dem Universum angehört, alle Menschen angeht.

Der Halley'sche Komet wird sicherlich erscheinen; auf den 31. Oct., oder 4., 7. oder 14. November dieses Jahres steht er zu erwarten. Wie wird die Welt ihn begrüßen? Wird sie Buße thun, um ihn in Sack und Asche zu empfangen? Als er 1456 am 8. Juni erschien, stürzte Alles in die Klöster, verhüllte das Angesicht, kreuzigte und geißelte sich wund und blutig. Ein 60 Grad langer Schweif, dunkelroth glänzend wie der Purpurman-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 294—297 und 317—319 d. Bl. f. 1834. D. Red.

tel eines zornigen Königs, der mit flatterndem Gewande einherschreitet und vor dem die Diener zitternd knien. Papst Calixtus IV. ließ die Glocken am hellen Mittag läuten, er schickte Abgesandte durch die Straßen Roms und die nahe Gegend, um Alles aufzufodern, am Gebete wider die Tyrannei der Türken und deren Weltherrschaft, denn dies schien der Komet zu bedeuten, Theil zu nehmen. Auch 1531 und 1607 ward er wieder gesehen von der christlichen Welt, und die christliche Welt schlug wie der Zöllner an die Brust und sprach: Gott sei mir Sünderin gnädig. Sodann erschien der Komet 1682, und Halley lebte damals, beobachtete ihn und berechnete sein Wiedererscheinen auf je 75 oder 76 Jahre. Nach ihm verfolgte Clairaut den nunmehr nach Halley benannten Kometen in Weise des Calculs während seiner Unsichtbarkeit. 1759 erschien derselbe, die Prophezeiung bestätigend, im Frühjahr. Seitdem ist er noch nicht wieder sichtbar geworden und treibt sich, ein ewiger Vagabund, durch den weiten Himmelsraum umher. Gleichwol ist er mehr den planetarischen Umschwungsgesetzen unterthan als andere Kometen, z. B. der sogenannte Encke'sche, der 1805 und 1819 der nördlichen Hemisphäre sichtbar wurde. Die Kometenbahn ist bekanntlich schmaler als die planetarische Ellipse, die sich mehr der Kreislinie nähert. Dadurch wird die Relativität zwischen kleinsten und größten Durchmesser beim Kometen bedeutender als bei den Planeten. Bei der Erdbahn ist das Verhältniß des kleinsten zum größten Diameter wie 7000 zu 7001, bei dem Halley'schen Kometen aber wie 1 zu 4. Dagegen ist der Unterschied zwischen kleinster und größter Sonnennähe bei ihm minder bedeutend als sonst bei Seinesgleichen; bei ihm ist dies Verhältniß wie 1 zu 60, während es bei den meisten andern Kometen so groß ist, daß es sich gar nicht bestimmt ausdrücken läßt und ihre Ellipse sich in eine Parabel verwandelt. Bei so bewandten Umständen läßt sich mit dem Halley'schen Kometen noch immer besser fertig werden, d. h. was den Calcul betrifft, und sein Wiedererscheinen ist denn auf die oben angegebenen Tage von den glaubwürdigsten Astronomen festgesetzt. Besonders gebührt den pariser Sternkundigen, Damoiseau und Pontécoulant, das Verdienst dieser Berechnung. Auch Professor Rosenberger in Halle hat früher sich viel mit der Bestimmung seines Laufes während seiner Unsichtbarkeit beschäftigt. Durch die Bemühungen der erstgenannten Astronomen der pariser Sternwarte ist ausfindig gemacht, daß der Komet diesmal, vermöge der Einwirkung der Planeten, um 92 oder 93 Tage früher zur Sonnennähe zurückkehrt, als es der Fall gewesen sein würde, wenn er diejenige Richtung und Geschwindigkeit beibehalten hätte, welche er zur Zeit seiner letzten Sonnennähe im J. 1759 gehabt hatte.

Was die Gefahr anbetrifft, die der Erde bei seiner Wiederkehr droht, so diene der Welt die Notiz aus dem „Nautical almanac" für 1835 zum Trost, daß er zu Ende Octobers, wo er unserm Planeten am nächsten kommen wird, immer noch durch einen Zwischenraum von 5 Mill. Meilen von uns getrennt ist, wir uns also immer noch seiner „ziemlich entfernten Bekanntschaft" zu erfreuen haben. Außerdem beweist Hr. Encke in der schätzenswerthen Abhandlung, daß mit seinem bevorstehenden Erscheinen kein imposantes Schauspiel zu erwarten ist. Seine glänzendste Schweifentwickelung tritt kurz nach dem Punkt seiner größten Sonnennähe ein, woraus die Astronomen den Schluß gezogen haben, daß die Nebelmasse, die er hinter sich führt, sowie seine ganze Masse den Einwirkungen der Sonne unterworfen sind. Diejenigen Kometen, welche der Sonne am nächsten kommen, haben auch den größten, hellsten Schweif, und zwar eben kurz nach dem Berühren des nächsten Punktes, später verlieren sie wieder den Glanz des Nebels, je mehr sie sich der Sonne entziehen. Nun läßt sich aber, wie sich aus Encke's Darstellung ergibt, zuversichtlich voraussagen, daß die nördliche Hemisphäre der Erde diesmal den Kometen nur vor seiner größten Sonnennähe, mithin nicht mit seiner glänzendsten Schweifentwickelung wahrnehmen wird. Seine Wiederkehr wird der Erscheinung im J. 1607 sehr ähnlich werden. Er ward damals von Harriot in England, von Kepler in Prag, und von Longomontan in Kopenhagen fast gleichzeitig mit bloßen Augen am 23. September entdeckt. Sein Glanz muß freilich auch damals immer beträchtlich gewesen sein, da das unbewaffnete Auge ihn fand, obwol er auch damals, wie dies Jahr wieder zu erwarten steht, nach der Sonnennähe sichtbar wurde. In Betreff der Stärke seines Lichts vergleichen ihn die Astronomen bald mit Saturn, bald mit Jupiter, sein Schweif soll eine Länge von 7, oder 7 und einem halben Grade bei größter Entwickelung gehabt haben. Die Dichtigkeit seiner Masse ist bei ihm wie bei allen Kometen gleich Null anzusehen, weil durchaus nicht bemerkbar geworden ist, daß er irgendwie einen Einfluß auf die Planeten geäußert hätte. Nach dem größern oder geringern Grade ihrer Anziehungskraft auf andere Körper läßt sich nämlich die Qualität eines Körpers mit sehr wahrscheinlicher Bestimmtheit angeben. Nun hat sich aber gezeigt, daß niemals ein Planet in seinem Laufe eine Störung erlitt, so nahe auch ein Komet ihm treten mochte; selbst der vom J. 1770, der unserer Erde so nahe kam, daß er unser Jahr um drei Stunden hätte verändern müssen, wäre seine Massenhaftigkeit der tellurischen Qualität gleich gewesen, blieb ohne alle Einwirkung auf den Lauf und den Umschwung unsers Planeten. Dazu kommt noch die Wahrnehmung, daß ein Ab- oder Zunehmen seiner Körpermasse nicht stattfindet. Somit hat die Welt nie von einem Kometen etwas zu befürchten. Da die Zeit aufgehört hat, wo er moralisch wirkte, wo man sein feuriges Meteor prophetisch deutete, wo man zu Kreuze kroch und an die sündige Brust schlug, und nun auch physisch keine Bedeutsamkeit gewinnen kann für unser Erdendasein, worin sollten wir uns durch sein Wiedererscheinen turbiren lassen? Er wird wie eine Stadtneuigkeit besprochen werden und vorübergehen wie ein Irrlicht im weiten Raume der Welt, ohne Jemand zu irren. Weder Absolutisten noch Liberale, weder Fromme noch Gottlose werden auf ihn deuten und sagen: Seht ihr wohl! der Indifferentismus der Zeit erstreckt sich auf Sonne, Mond und Sterne, eine Ataraxie

hat sich der Welt bemächtigt, eine Ruhelust liegt uns in allen Gliedern, daß wir selbst dem Leibhaften, wenn er erschiene, gleichgültig einen flüchtigen Gruß zuwerfen würden. Es ist der Welt in ihrer Schlummersucht nicht mehr zu helfen, wenn selbst die Zeichen des Himmels fruchtlos über sie hinfahren. Das Höchste, welches das Erscheinen des Kometen hienieden veranlassen kann, wird ein humoristisches Gedicht sein, das den Zorn des feurigen Gestirns verspottet. Wo sonst der Aberglaube betete, schlägt heutzutage der Witz sein Schnippchen. Der Komet wird sich über das entartete Geschlecht wundern, so desorganisirt sah er noch nicht das menschliche Gemüth. Sonst fand er die Menschheit aufgeregt, es war Poesie in dieser Furcht, in dieser Bangigkeit der verzagten Seelen; die Intelligenz hat uns prosaisch und kalt gemacht. Der Komet wird sich wundern, eine so dürftige Taschenbüchersaison zu erleben, und staunen, von Hrn. Encke sich so genau belauscht zu sehen auf seiner ganzen Bahn. Selbst daß er 75 Jahre verschwindet und sich rar macht, um dann vielleicht desto mehr Aufsehen zu erregen, hilft ihm nichts, der Calcul verfolgt ihn durch die weiten dunkeln Luftbahnen des unermeßlichen Weltalls! So steht es mit ihm, mit uns — und nun weiter zu den Producten unserer Almanachsliteratur, auf die weder Sonne, Mond noch Sterne wirken.*)

L. Rellstab's Erzählung: „Die Artilleristen", liest sich wie Alles, was der Feder dieses Autors angehört, höchst angenehm, ohne Aufregung, ohne Erhebung, aber die Behäbigkeit der Darstellungsweise thut wohl und geht auf den Leser freundlich über. Sein Styl ist einfach schön, seine Erzählungsart ist vortrefflich. Während uns keine einzige seiner Gestalten, die er mehr beschreibt als intensiv entwickelt, fesselt, weil der Umfang ihrer psychischen und physischen Qualität nicht das Maß gewöhnlicher Erscheinungen in der Menschenwelt übersteigt, weiß uns der Ton der Mittheilung durchgehends angenehm zu tragen. Mitten im Strome des siebenjährigen Krieges sehen wir bald hier bald da ein gemüthliches Kleinleben im Kreise der Familie, und auch von den Kriegsereignissen erblicken wir nur die stillern Situationen, kleine Genrebilder voll Humor, der, wenn er auch nicht psychologisch tief ist, den Kanonieren und Feuerwerkern recht gut steht. Nur misfällt uns ein Zug in seiner Auffassungsweise des Lebens, der eine gewisse prude Aengstlichkeit verräth. Daß ein Dichter moralisch ernst sein Richteramt versieht und über die Bösen und Guten unter seinen Geschöpfen streng waltet, könnte liebenswürdig erscheinen; allein es tritt hier der besondere Umstand ein, der diese Gerechtigkeitsliebe stört. Beseitigen lassen sich die negativen Gestalten im Leben so wenig als im Roman; der Dichter muß sie also nicht blos hinstellen und bestrafen, sondern in ihrer innersten Natur entwickeln. Rellstab gibt aber nicht die Genesis des Bösen im Individuum, als vielmehr blos sein äußeres Geschick nebst einem verdammenden Urtheile. Er müßte blos idyllisches Stillleben schildern, hier würde sein Pinsel nie fehlgreifen, er würde hier Symphonien liefern voll gemüthlicher Seelenklänge. Nun aber sehen wir das vorige Jahrhundert in seinen Familienzuständen. Gleich die erste Scene ist voller Widerwärtigkeiten, weil wir das Böse blos verdammen hören, ohne daß es sich in seinem Keime, seinem Werden vor uns erschließt; es wird verurtheilt, ohne daß es selbst verhört ist und zur Sprache, zur eignen Vertheidigung gelassen wird. So wird es uns unbegreiflich, anstößig, widerwärtig, und die Darstellung, welche die Erörterung der Sünde vermeiden will, wird so zu einer ästhetisch unmoralischen. Ein Landpfarrer liegt auf dem Sterbebett, seine Kinder stehen weinend um ihn; aber die Gattin, die Stiefmutter, ein junges blühendes Weib, erscheint nicht, sie läßt den Greis im Tode allein, sie verzögert ihren Aufenhalt in der Stadt, wo sie mit ihrem Buhlen verkehrt. Endlich tritt sie ein. Die Kinder werden entfernt, und der Sterbende macht der Frau den Vorwurf des Ehebruchs. Luise erbebt, sie fühlt sich schuldig; aber sie ist doch nicht Sünderin in dem Maße, daß sie dem Vorwurfe keck die Stirn bietet. Also gibt sie der Verf. nicht als total negative Gestalt preis, er müßte uns also die Sünde der Frau genetisch zeigen, sonst ist dieser Contrast beleidigend. Gleich nach dem Hinscheiden des Greises betritt der Offizier, Luisens Geliebter, das Haus. Seine kecke Zudeinglichkeit entbindet sie ihres Eides, den sie dem Sterbenden geleistet. Der Knabe, ihr Stiefsohn, fühlt das Sündhafte der Mutter, er hört, wie man schnöde über sein Schicksal verfügt, er sieht seine Stiefmutter in sträflicher Umarmung — alles dies sind Härten, die das Gemüth nicht erträgt, weil Luisens Fall nicht glaublich gemacht ist. Der Dichter, der uns blos die Wirkungen des Bösen zeigt und die Motive verhüllt, sein Werden uns nicht als möglich zeigt, wird wider seinen Willen Anstöße geben, während er seiner Darstellung durch Schweigen und Enthaltsamkeit grade einen Adel aufzudrücken und sie moralisch gediegen zu machen vermeint.

Von F. W. Schubert's historisch-statistischem Gemälde von Ost- und Westpreußen liegt diesmal der zweite Abschnitt vor, der mit der Geschichte des Hochmeisters Markgrafen Albrecht beginnt und in der ersten Abtheilung die Schicksale Preußens bis zum krakauer Frieden, der das Ordensland in ein weltliches Herzogthum verwandelte, zum Gegenstande hat. In der zweiten Abtheilung sehen wir den Markgrafen in seiner Regierung als Herzog, seine Wirksamkeit auf seine Zeit in civiler Hinsicht, seine Zwistigkeiten mit dem Orden und dem deutschen Reiche und erhalten zugleich die Geschichte der Gründung und des ersten Gedeihens der Universität Königsberg. Endlich führt uns die dritte Abtheilung den Herzog in seinen letzten Jahren und seine Curatoren vor. Die Vereinigung Preußens mit der Kurmark Brandenburg im J. 1618 ist der Schlußpunkt der Darstellung des Verf., die sich in jenem für historische Stoffe wün-

*) Wir machen unsere Leser noch auf folgende vor Kurzem erschienene Schrift über den Halley'schen Kometen aufmerksam: Die wahre und die scheinbare Bahn des Halley'schen Kometen bei seiner Wiederkunft im J. 1835 anschaulich dargestellt und allgemein faßlich erklärt von Aug. Ferd. Möbius. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, Göschen. 1834. Gr. 8. 12 Gr. D. Red.

schenswerthen Niveau ruhiger, besonnener, allseits erwägender, gediegener Erzählungsweise stetig zu erhalten weiß.

Unter den landschaftlichen Gegenständen, die uns der Almanach bietet, machen wir besonders aufmerksam auf die Ansichten von Graudenz, das Schloß, die Börse zu Königsberg, der Marienburg von der Westseite der Nogat und eines Gewölbes in der alten Ordensburg. Noch immer finden Künstler an diesem Denkmal echtdeutscher Baukunst neue interessante Punkte der Darstellung, und so wenig Preußen in seiner historischen Erscheinung und in seinen Localitäten romantische Seiten bietet, hier ist die Romantik noch nicht erschöpft, weder der Dichter noch der Maler hat seiner Kunst hier schon genug gethan.

(Der Beschluß folgt.)

Merigarto. Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem 11. Jahrhundert, herausgegeben von **Hoffmann** von Fallersleben. Mit einem Facsimile. Prag, Enders. 1834. Gr. 8.

Hr. Prof. Hoffmann bot durch die Herausgabe dieses merkwürdigen Bruchstüks Theilnehmenden einen willkommenen Beweis, daß ihn von Anbeginn seiner wissenschaftlichen Reise durch Süddeutschland sein gewohntes Glück begleitete, oder, um richtiger zu reden, daß er durch eifriges Suchen zu erheblichen Funden zu gelangen wußte. Im Spätherbst ist er, wie wir hören, mit reicher Ausbeute zurückgekehrt; der hoffentlich bald erscheinende zweite Theil seiner „Fundgruben" wird wahrscheinlich einen Theil derselben enthalten; von ihrer Erheblichkeit gewährt das vorliegende Fragment im Voraus die beste Erwartung.

Er entdeckte es auf zwei zusammenhängenden Pergamentblättern in der fürstlich Fürstenberg'schen Bibliothek zu Prag, enträthselte diese auf den Kehrseiten bis zur Unleserlichkeit abgeriebenen Blätter, die an den Holzband einer Handschrift geklebt gewesen waren und später, als das Holz zerstört war, die Dienste des Einbandes versehen hatten, trotz der wirksamen Hülfe der Gallusäpfeltinctur nur mit großer Mühe bis auf ein Sechstel des Ganzen und theilt nun das Zusammenhängende, etwa ein Viertel, einzelne Wörter ohne Verbindung zurückbehaltend, in getreuem Abdruck mit, so weit erläutert, als es ein Reisender irgend vermag, der fern von häuslicher Bequemlichkeit nur aus spärlichen Quellen schöpfen kann.

Je schwieriger die Entzifferung dieser alten Blätter war, desto mehr ist es zu billigen, daß der Herausgeber sogleich an Ort und Stelle den Druck veranstaltete und es sich dadurch möglich machte, jeden während desselben sich bildenden Zweifel durch wiederholte Einsicht der Urkunde zu beseitigen. Es kam überhaupt darauf an, das Gefundene durch die Vervielfältigung des Drucks zu sichern; Nachträge und Besserungen bleiben dem Entdecker ja zu jeder Zeit unverwehrt, fremde Bemerkungen gesellen sich zu eignen, und durch die Theilnahme, welche die Herausgabe erweckt, wird die Lust an dem Entdeckten angefrischt.

Die Auffindung dieses Fragments ist trotz seines geringen Umfangs deshalb von beträchtlicher Wichtigkeit, weil sie eine bedeutende Lücke der Kenntniß unserer alten Poesie wenigstens andeutend ausfüllt. Was uns von altdeutscher Dichtkunst aufbehalten ist, gleicht einem Gebäude, das an mancher Stelle bis auf einzelne Verzierungen wohlerhalten ist, an andern ganz versunken und überraset. Eine solche öde Stelle, aus welcher keine Nachgrabung etwas zu Tage förderte, war bisher die Poesie des 11. Jahrhunderts, während aus früherer Zeit doch eine kleine Anzahl dichterischer Ueberreste bekannt war, über welche die Vorrede kurze Nachricht ertheilt. Hierbei haben wir eine Uebereilung zu rügen. Der nürnberger „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters", in welchem Hr. Prof. Schmeller acht althochdeutsche Zeilen bekannt gemacht hat, heißt hier der selige. Er ist aber keineswegs Todes verblichen, vielmehr nach langem Winterschlaf auferstanden in aller unseligen Fülle zahlloser Druckfehler.

Meergarten hat der Herausgeber dieses Fragment genannt, weil es kosmographischen Inhalts ist und die Welt im Althochdeutschen jenen poetischen Namen führt. Ueber Umfang und Inhalt des Ganzen kann aus dem Vorhandenen nicht mit Sicherheit gefolgert werden. Vielleicht war das ganze Werk gleichen Inhalts und schilderte die Merkwürdigkeiten der Erde; doch läßt es sich auch denken, daß der Verf. nach der Einleitung, welcher die aufgefundenen 200 Verse ohne Zweifel angehören, sich von den Wundern der Erde zu geschichtlichen Ereignissen, von dem Schauplatze zu den Begebenheiten, die auf ihm vorgingen, wandte.

Das Bruchstück berichtet, wie Gott, als er Meer und Erde schied, die Erde doch nicht ohne Wasser ließ. Quellen sprangen aus der Erde, mancher große See bildete sich in der Höhe und auf der Ebene, Gewässer durchrannen die Länder, schifftragend und aus fernen Gegenden dem Bedürfnisse der Menschen Befriedigung herbeiführend. Das Meer aber ist mannichfacher Art. Wer von Arabien nach Aegyptenland fährt, der kommt über das rothe Meer. Dort ist Sand und Erde roth wie Mennig und wie Blut, davon scheint auch das Meer so roth. Westwärts im Wendelmeere ist das Lebermeer (das geronnene); wenn der starke Wind die Schiffe in diese Bahn wirft, so vermögen die wackern Fergen (Schiffer) nicht zu entrinnen; sie müssen fahren in des Meeres Busen. Wehe dann! sie kommen um; wenn Gott sie nicht errettet, müssen sie Alle faulen.

„Ich war zu Utrecht, in Kriegsflucht; dort fand ich den vielguten Reginbrecht, einen weisen, ehrhaften Geistlichen. Der sagte mir, er wäre ehemals nach Island gefahren. Dort haben die Leute genug zu des Lebens Bedarf und Lust, aber die Sonne scheint dort nicht, diese Wonne fehlt ihnen. Deshalb wird das Eis dort zu hartem Krystall; Feuer macht man darüber, bis der Krystall erglüht; damit bereitet man die Speisen und heizt die Gemächer. Holz ist theuer, ein erlenes Scheit kostet einen Pfennig."

Hiermit bricht das erste Blatt ab. Das zweite Blatt berichtet von mehren wunderbaren Quellen und Gewässern, meist nach dem 13. Capitel des 13. Buchs von Isidorus Etymologien, wie der Herausgeber gefunden hat.

Wir schließen mit Dank gegen den Herausgeber und mit dem Wunsche, bald durch die weitere Ausbeute seiner Reise erfreut zu werden. 45.

Notiz.

Bücherverkehr zwischen Frankreich und England.

Das neue „Monthly magazine" berichtet, daß die Zahl der von Frankreich nach England ausgeführten Bücher jährlich auf 400,000 steige, d. i. ein Band auf 55 Einwohner; während Frankreich von England jährlich nur 80,000 Bände erhalte, oder einen Band für 400 Einwohner.*) Das Journal wundert sich, daß der literarische Austausch zwischen den beiden gebildetsten Ländern der Welt so gering sei. Man versucht dies aber in Frankreich aus alten Vorurtheilen und dem Hasse zu erklären, welche Frankreich und England so lange trennten. Heutzutage sind diese Vorurtheile verschwunden, der Haß hat der Achtung Platz gemacht; aber die Zahl der Personen, welche in Frankreich Englisch lesen können, ist doch nur gering. In einigen Jahren möchte die Zahl wol größer sein. In England vermehrt sich die Zahl der französische Bücher Lesenden stets. Das Uebrige hängt wol von den verschiedenen Sitten beider Völker ab. 115.

*) Es scheint bei dieser Berechnung nicht darauf Rücksicht genommen worden zu sein, daß in Frankreich sehr viele englische Bücher nachgedruckt werden. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 6. — 6. Januar 1835.

Taschenbücherschau für 1835.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 5.)

6. **Vielliebchen.** Historisch-romantisches Taschenbuch für 1835, von A. von Tromlitz.

Hier werden morsche Geschichten zusammengetrommelt. Man kann in der historisch-romantischen Novellistik nichts auffinden, das so verbraucht, abgenutzt und vertrödelt wäre als der Kampf der Araber und Westgothen in Spanien. Die Liebesgeschichten der Moriskenmädchen mit Christensöhnen in Granada sind schon so zu Tode gehetzt, daß nur Tromlitz in dem erschöpften Stoffe unerschöpflich scheint. Es kann nichts Bequemeres geben, als diese Aventuren in alten Maurenschlössern und gothischen Hallen wiederaufzuwärmen. Arabertugend und Christenthorheit, braune Wangen der Halbafrikaner und weißer Teint der Nordsöhne des Landes, Beides vermengt, gibt ein Ragout, das man kaum noch auf der Bühne ohne weitere Ingredienzen aufzutischen wagt. Tromlitz gibt ein Gericht dieser Art in der Erzählung: „Die Morisken". Die Wüste seiner Poesie dehnt sich 306 Seiten lang, ohne Oase, ohne Thau für die lechzende Lippe, ohne Manna. In London hat sich ein Selbstmörderclub etablirt, wo die Lebensmüden zusammenkommen, um über neue Todesarten zu deliberiren. Man sollte ihnen vorschlagen, statt einer Kugel einen Roman von Tromlitz sich durch den Kopf zu jagen. Sie stürben gewiß schon in der Mitte des Versuchs, selbst wenn sie nicht complet lebensüberdrüßig wären. Nur wäre dies Mittel zu grausam, die Todesqual zu langsam; die Langeweile in Tromlitz's Erzählungen ist gar zu raffinirt. Ein Mensch von Bildung griffe doch zum ersten besten Pistol, um dem öden Jammer zu entgehen. Auch ein Tod in den Fluten ist eine langsame Marter; allein der Wasserstoff, den uns Hr. von Tromlitz zuführt, penetrirt uns ganz allmälig, in Fingerhüten trägt er's herbei, auf jede Seite schüttet er mit 30 Zeilen 30 derselben über unsere Seele und an 306 mal 30 Fingerhütchen voll lauwarmem Wasser sterben wir langsam hin. Die beiden Stahlstiche, welche die Mohrenmädchen Zoa und Estrella darstellen, und auch die übrigen würden lobenswerth zu nennen sein, wenn sie nicht an die Ideale des lauwarmen Romantikers erinnerten.

7. **Vergißmeinnicht.** Herausgegeben von **Spindler.**

Spindler hat sich noch nicht erschöpft wie Tromlitz. Sein Talent ist noch immer ansteigend, noch nicht zur radicalen Ebbe geneigt. Er hat ein Talent der Darstellung, auch gewöhnliche, oft geschilderte Situationen pikant zu machen; das düstere Colorit, das er oft vortheilhaft anwendet, bringt eine ungewöhnliche Beimischung auch in alltägliche Stoffe. Dabei ist er durchaus wählerischer im Sujet; er kennt das Mittelalter, dessen Mächte ihn beherrschen. Frömmigkeit, Aberglaube, Schauer der Naturwildniß, als getreue Gleichbilder verworrener Gemüther, die er mit Glück schildert, Liebe, die sich als Leidenschaft, als Dämon der Begierde entwickelt, alles Dies ist bei ihm empfunden, nicht blos der Sage mit zimperhafter Süßigkeit wie bei Tromlitz enthoben und entnommen. Spindler greift mit nerviger Faust in die Stoffe der Chronik, Tromlitz zieht Glaceehandschuhe an, die er sich von einer Kammerzofe borgte. Etwas krampfhaft ballt jener wol mitunter den Fingerknäul und seine Darstellung kräuselt sich dann dunkel zusammen, er wird gesucht; aber die planlose Planhaftigkeit der flachen Gemälde von Tromlitz mit affectirter Kostbarkeit der pruden Gesinnung, hinter der sich die Lüsternheit nur schlecht verbirgt, ist zu nervlos, um es je zum Dunkel und zu der Verworrenheit zu bringen, an der Spindler stellenweise leidet. „Die Schatzkammern zu Burghausen", in 15 Bildern aus der Geschichte Baierns gegen Ende des 15. Jahrhunderts, fesselt den Leser des diesjährigen „Vergißmeinnicht" durch die Macht gewaltiger Verhältnisse. Es sind Nachtstücke der Leidenschaft, in denen Spindler's Pinsel sich gefällt. Der Hofhalt Herzog Sigismund's ist mit jener Kenntniß historischen Details geschildert, die dem Verf. zu Gebote steht, aber ihn nie verleitet, zu breit zu werden. Spindler zieht das Gewebe seiner bunten Stoffe immer straff zusammen. Schon dies erhält seinen Darstellungen ein Interesse, das sich bei weiserer Oekonomie und Gruppirung noch höher steigern müßte. Dies Talent der Scenerie besitzt unter den heutigen Novellisten Niemand in größerm Maße als W. Alexis, den wir in der Taschenbüchersaison seit einigen Jahren ungern vermissen. „Die Erzählungen bei Ebbe und Flut", welche das vorliegende „Vergißmeinnicht" enthält, geben vier Sagen aus der alten normannischen Geschichte. Der

Antheil, den dieselben erwecken, ist auch ungleich wie Ebbe und Flut; manche Züge sind trefflich. Auch „Das böse Auge", das den Schluß des Buches macht, wird denkende Leser anziehen. Zu Stahlstichen sind einige Scenen aus den größern Romanen Spindler's benutzt.

8. Cornelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

Die Herzogin von Berri, von ihren Kindern umgeben, tritt uns auf dem Titelblatte entgegen. Eine Verherrlichung dieser Dame, in einer Lebensskizze von G—b, wahrscheinlich Karl Geib, eröffnet die literarischen Beiträge der „Cornelia". Wird den deutschen Frauen damit gedient sein, daß dieser weibliche Don Juan, diese Vertreterin einer eben nicht zeitgemäßen Romantik, mit der das Geschick einen losen Scherz trieb, ihnen so emphatisch als Muster eines Weibes hingestellt wird? Der Balladendichter Geib hat sich von Chateaubriand ein abgelegtes Brillenglas geliehen, dessen Focus seine Phantasie bestach, in der Herzogin eine romantische Heilige zu sehen, die sich doch nicht einmal die Märtyrerkrone erwerben konnte, weil man mit ihrer Schwäche Mitleid hatte und ihre Entbindungsgeschichte Schonung erheischte. Jedenfalls sollte man Chateaubriand's poetischem Pinsel überlassen, was nur ihm möglich ist, in das Licht einer Romantik zu stellen, wie die französische Galanterie sie nöthig hat. Für uns Deutsche ist die Herzogin eine komische, keine romantische Erscheinung; Hr. Geib hat sich vergeblich bemüht, sich in Chateaubriand's Standpunkt zu versetzen. Die Erzählung von A. Schreiber gibt ein ziemlich gewöhnliches Bild von weiblicher Schwachheit und Leidenschaft; der Kampf eines jungen Mädchens zwischen Ehrbarkeit und Liebesneigung ist ohne Neuheit in Erfindung und Ausführung. Von Blumenhagen's historischer Novelle: „Heiliger Liebe Triumph", schreckt uns zweierlei zurück. Die Heiligkeit der Liebe kann unter der Feder dieses Darstellers nur zur Caricatur werden. Sodann ist uns die Lecture nicht möglich gewesen, weil die Novelle in Paris spielt. Franzosen, auch wenn sie in der entfesselten Begier revolutionnairer Leidenschaft die Elemente der Galanterie, der Finesse und des Weltbürgersinns völlig in ihr Gegentheil verkehren, sind immer noch nicht die Baschkiren, für die Blumenhagen's Pinsel geschaffen ist. Das Beste, das uns „Cornelia" heuer bietet, ist die Novelle von Adalbert von Schonen: „Die Maler". Es wird uns als ein „Nachtstück" angekündigt, eine Bezeichnung, die doppelt tadelnswerth ist, weil sie gemüthliche Leser und Leserinnen abschreckt, und weil es nicht räthlich ist, den geistigen Charakter eines Werks zum Titel und Aushängeschild zu machen. Der titelsüchtige Deutsche schreibt auch gern auf den Komödienzettel: „großes" Schauspiel, oder benennt die Novelle eine „romantisch-historische". So wird der Leser präoccupirt von einer Vorstellung, die er dann nicht ganz mit dem Gehalt des Werkes vereinbart. Man sucht absichtlich dann etwas Großes, absichtlich nach Romantik und findet um so mehr Kleinliches, Profanes und Hausbackenes. Die sogenannte Romantik von Tromlitz ist nichts als etwas historischer Putz um Clauren'sche Liebesbetteleien und Jagdpartien in Amor's Wäldern. Daß Amor kein Gott, kein Dämon, kein Genius mehr ist, sondern ein Buschklepper, macht die Novellisten noch nicht zu Romantikern; sie bleiben deshalb noch immer Beschreiber des Alltagsklatsches. Die Novelle von A. von Schonen verdient jedoch beachtet zu werden. Der Verf. kennt die menschliche Leidenschaft, er weiß das Dunkle des Seelenlebens; der Conflict des Künstlergemüthes mit der Welt ist im Allgemeinen sein Thema hier. In Andrea del Castagno schildert er die Ruhmsucht des Jünglings, der voller Liebe zur Malerkunst, voller Hingebung zu seinem Meister Beccafumi doch alle Qualen des Strebens in sich fühlt und im Argwohn gegen sein Talent an sich verzweifelt. Er glaubt, der Meister enthalte ihm die eigentlichen Geheimnisse der Kunst vor; seine Cartons sind trefflich, seine Intentionen groß, allein er kann den Farbenelementen nicht den geheimen Reiz, die Wärme der Carnation und das blühende Leben abgewinnen, wie es Beccafumi auf die Leinwand bringt; Alles, was er schön und in glühendster Begeisterung für seinen Stoff erdacht, starrt ihn kalt und naturwidrig an, wenn er es ausführt. Interessant ist die Scene in der Bildergalerie, wo er eines seiner Gemälde zertrümmert, weil es, neben dem Werke des Meisters betrachtet, diese Wirkung auf ihn macht. Beccafumi hat wirklich technische Geheimnisse, die der Schüler nicht kannte; jetzt erst verspricht Jener ihm die Mittheilung derselben. Andrea ergreift den Pinsel mit neuem Eifer; aber bald vernichtet ein empfindsam-stolzer Neid ihm wieder den Muth. Er liebt ein Wesen, an das er seine höchsten, reinsten Wünsche wagt, und Angela, die ihm gewogen schien, wird ihm durch den Meister entrissen. Ohne es zu wissen und zu wollen, reizt Beccafumi den Jünger gegen sich, er ist der endlich Beglückte, und Andrea fühlt nur Haß und Zorn gegen Den, der sonst sein Wohlthäter ist. Des Jünglings Leidenschaft steigt zur Verzweiflung, nur ein Wahnsinn entreißt ihn dem Untergange, und dieser Wahnsinn macht ihn zum Mörder an seinem Meister. Beccafumi kennt den Dolch, der ihn in dunkler Nacht traf; er nimmt es aber schweigend mit ins Grab, nur ihm selbst vertraut er das Geständniß an. Andrea's Verstand ist jetzt erst wirklich zerrüttet, er verräth sich durch ein Gemälde als Mörder des edeln Mannes, und nachdem er ein Meisterstück vollendet, das alle seine Kunst, seine Liebe, seine Verworfenheit, seine ganze glühende, nachtverhüllte Seele ausspricht, endet er sein Leben gewaltsam. Die Situationen sind nicht immer neu angelegt oder ausgeführt, aber sie erinnern nicht an Hoffmann-Callot, sondern die ganze Darstellung spricht von des Verf. eigenthümlicher Pinselführung. Manches bedurfte noch feinerer Wendungen; das Meiste ist aber gut und wahr gedacht. Die Wahl der Künstler ist unglücklich und verstößt gegen die Geschichte. Beccafumi starb früher als Andrea; Beide lebten gar nicht zu gleicher Zeit.

Von der Novelle: „Anker und Kreuz", von Felix Nord, wünschten wir die humoristische Einkleidung fort, die zu dem ernsten Gemälde als unpassender Rahmen

äußerlich hinzugefügt ist. „Die Schuldverschreibung“, von Elisa Rächler, verräth Talent, obwol der Stoff zu dünn und mager ist, um mehr als leichte Gestalten zu tragen.

In Betreff der Stahlstiche hat der Herausgeber das Unglück gehabt, meistens dieselben bestellt zu haben, die das „Rheinische Taschenbuch“ für das laufende Jahr bringt. 59.

Neueste französische Romanenliteratur.

1. **Les jolies filles**, von Touchard Lafosse und Lamothe-Langon. Drei Novellen, von denen die erste Hrn. Lamothe-Langon angehört und den Titel führt: „Comme on perd son avenir“. Wenn Hr. Lamothe-Langon einen genießbaren Styl hätte, so wäre er einer der bessern Romanschriftsteller der neuern Zeit, bei den Franzosen nämlich; an Erfindungskraft, an der Kunst, die Handlung durch allerlei Nebenumstände zu verwickeln und die Neugierde, das interêt de cuisinière zu spannen, gebricht es ihm durchaus nicht, wie er es in dem Dutzend Romane bewiesen, die er bereits zu Tage gefördert. Hier folgt nun die Novelle. Charles Norbéne ist ein étudiant en médecine. Man muß wissen, daß die étudians en médecine und die étudiants en droit der Schrecken der Mütter und Tanten im Quartier-latin sind. Da ist im ganzen Stadtviertel von dem Quai des Augustins an bis ans Ende der Rue St.-Jacques und der Rue de Laharpe etc. keine couturière, keine lingère, keine modiste, die nicht einen oder auch zwei angehende Aeskulaps oder Cujace im Herzen trüge. Charles Norbéne verliebt sich in Mamsell Pauline, eine hübsche Nähterin, die ihm gegenüber im fünften Stocke wohnt. Er schreibt ihr zuerst auf grünem Papier (Hoffnung), dann auf blauem (der Student liebt auf ewig), dann auf weißem und rothem Papier (der Student stirbt, wenn er nicht erhört wird). Nachdem der Student erhört ist, sieht er eine Mlle. Ambroisine, die Augen hat wie lebendiger Karfunkelstein und eine Nase, die aussieht wie ein Epigramm. Er macht nähere Bekanntschaft mit ihr, und bald findet sich's, daß Mlle. Ambroisine ein sehr schlechtes Handwerk treibt; Charles wird durch sie in schlechte Gesellschaft gebracht, und als er einige Jahre später verheirathet und glücklich ist, findet er sich eines Abends auf dem Pont royal dem Bruder seiner saubern Ambroisine gegenüber. Laurent, so heißt der Bösewicht, droht seinem ehemaligen Gesellschafter, ihn als eines Mordes schuldig anzugeben, der früher in seinem Beisein begangen worden; auf diese Drohung faßt ihn Charles und stürzt ihn in die Seine. Die folgende Novelle führt uns an Orte, in die wir unsere Leser nicht führen können. Der erste Theil der dritten Erzählung: „Les filles du parfumeur“ liest sich sehr angenehm. Rose Luquet soll eine der ersten Geliebten Napoleon's gewesen sein. Das Verhältniß ist zart und anmuthig gehalten. Das Ende entspricht diesem Anfange nicht.

2. **Les Concini**, von Brisset. Ravaillac, der Mörder Heinrich IV., wird von mehren Schriftstellern blos als ein Werkzeug der Feinde dieses Königs betrachtet. Als Anstifter werden angegeben: das Haus Oestreich, Maria von Medici, die Gemahlin Heinrich's, der Herzog von Epernon. Andere Historiker schreiben die Mordthat lediglich dem Fanatismus des Mörders zu. In seinem Romane ist Hr. Brisset der ersten Ansicht gefolgt. Die Mörderin war Maria von Medici. Der Herzog von Epernon und besonders Concini und Leonore von Galigaï waren ihr bei Vollziehung der That behülflich. Nimmt man diese Angabe an, so erklärt sich der große Einfluß der oben angeführten Günstlinge Maria's, und die Entdeckung ihres Verbrechens zieht natürlich eine schreckliche Katastrophe nach sich. Ein Mord kann nie einen Mord rechtfertigen; aber man empfindet doch, gesetzt Hr. Brisset habe die wahre Ansicht aufgestellt, mindern Abscheu, wenn man späterhin den pariser Pöbel sieht, wie er Concini's Leiche aus der Kirche St.-Germain l'Auxerrois holt und durch die Straßen schleift, das Herz öffentlich auf einem Roste brät und dann jubelnd verschlingt. Dieses schreckliche Gericht der Nemesis schildert Hr. Brisset in seinem Romane, der ziemlich weit von Paris anfängt. Rabbi Jakob, ein jüdischer Arzt, tritt auf einem Wanderzuge durch Dalmatien in eine Hütte, wo zwei junge Schwestern ruhen. Er betrachtet ihre Hände und prophezeit der Einen, sie werde mächtig werden, aber schwere Proben zu bestehen haben. Es war Leonore Galigaï. Der erste Theil der Prophezeiung geht in Erfüllung. Leonore wird die Favorite der Königin von Frankreich. Ihre Schwester Guzla ist die Sappho von Florenz. Eines Abends führt sie der Zufall an das Kloster der Mater dolorosa, wo Tag und Nacht für die mit dem Tode ringenden Gläubigen gebetet wird. Guzla erblickt einen Fremdling, welcher dreimal die Todtenglocke anzieht. Ein Mönch streckt den Kopf zu einer Oeffnung des Thurmes heraus und fragt, für wen man beten solle? „Für Leonore Galigaï“, ist die Antwort. Guzla macht sich als Pilgerin verkleidet auf den Weg nach Paris. Der Fremde ist ein Bruder Ravaillac's; er will die wahren Mörder des Königs enthüllen und ist in dieser Absicht nach Florenz gekommen. Nun scheint sich die Intrigue etwas zu verwickeln, daher wir zugleich um Nachsicht und Aufmerksamkeit bitten. Vincenzio Ludovici ist von der Maréchale d'Ancre (die Galigaï) abgesandt worden, um den alten Rabbi Jakob aufzusuchen. Der Bote ist unterwegs umgekommen, seine Papiere fallen Ravaillac in die Hände, der den Juden dazu bestimmt, mit ihm an den Hof von Frankreich zu gehen. Rabbi stirbt unterwegs, Ravaillac zieht seine Kleider an, gilt für ihn bei Hofe, welches sehr wahrscheinlich ist, wie man sieht. Guzla vertraut ihm ein Kästchen an, welches die Correspondenz enthält, welche Concini, d'Epernon und die Königin über den vorzubereitenden Mord des Königs geführt. Wenn diese Correspondenz stattgefunden, so ist sie wol auf der Stelle verbrannt worden; sie einem Dritten oder Vierten in die Hände liefern, überschreitet unsers Erachtens die Erlaubniß, welche die Romanschreiber haben, romanesk zu sein. Der vorgebliche Astrolog händigt diese Papiere Albert de Luynes ein, welcher sie Ludwig XIII. vorlegt. Die Maréchale d'Ancre wird zum Tode verurtheilt. Zu den angeführten Personen kommen noch ein Sohn des Herzogs von Epernon und seine Geliebte, Stella, Tochter der Galigaï, und ein Zwerg. Ein Kunstwerk ersten Ranges ist der Roman des Hrn. Brisset nicht, aber er ist nicht ohne Einsicht und Umsicht angelegt, die Sprache decent, und er unterhält, obgleich der Anfang etwas breit ausgefallen ist.

3. **Les Guerillas**, vom Grafen de Locmaria. Der Krieg, den die Franzosen unter Napoleon in Spanien führten, bietet reichlichen Stoff zu dichterischen Darstellungen. Man kann hier mit vollem Rechte in Anwendung bringen, was Villemain von einem Roman W. Scott's sagt: er sei wahrer als die Geschichte. Die Erzählung des Historikers muß eine Menge einzelner Episoden und Abenteuer übergehen, ohne welche kein vollständiges Gemälde dieser Feldzüge denkbar ist. Vaterlandsliebe und religiöse Begeisterung stellten sich hier dem großen Schlachtengewinner in den Weg. Bauern und Mönche, die aus den Hütten und Klöstern zusammenliefen, zeigten sich den Napoleon'schen Heeren furchtbarer als die regelmäßigen disciplinirten Scharen Preußens und Oestreichs. Die Ebenen von Castilien, die Felsenschlünde von Asturien waren den Franzosen nicht minder verderblich als Rußlands eisige Ebenen. Ganz Spanien wurde zum Lager; seine zahlreichen muthigen Bewohner vereinigten alle ihre Kräfte, alle ihre Energie, Gut und Blut zu einer großen Unternehmung, die Fremdlinge und den König, den diese ihnen aufdringen wollten, zurückzutreiben. Den Guerrillas gebührt der größte Ruhm in diesem patriotischen Kriege. War das spanische Heer in offener Feldschlacht besiegt, so rächten es die Guerrillas in einzelnen Gefechten, wo sie, durch die Einwohner und Localkenntniß begünstigt, fast immer Sieger waren. Diese Banden, ihre Art zu kämpfen, ihre Disciplin, hat Hr.

Graf von Locmaria hier geschildert. Wir führen das Buch als Roman an, weil er die poetische Form gewählt und keine militairische Abhandlung geschrieben. Es wird, zumal unter gegenwärtigen Umständen, mit Interesse gelesen werden, und können wir es besonders den Schriftstellern empfehlen, denen darum zu thun ist, gründliche und wahre Nachweisungen über den Gegenstand zu erhalten.

4. Elys de Sault, von Arnaud. Hr. Arnaud hat die „Protestante" geschrieben, über die wir auch in diesen Blättern berichteten. H. Arnaud ist übrigens nicht Hr. Arnaud, sondern eine Dame, wie uns versichert wird. Wir glauben es kaum. Das Talent dieses Schriftstellers hat durchaus nichts Weibliches. Der Styl ist fest, ernst; die Darstellung besonnen; das Gefühl mangelt, statt vorzuherrschen, wie bei den meisten Damen der Fall ist. Da aber die Liebe der Hauptzweck des Romans ist und Alles sich um den Besitz einer Frau dreht, so könnte der Verfasser allerdings doch wol eine Verfasserin sein. Der Roman spielt zu Avignon zur Zeit, wo der päpstliche Hof sich in dieser Stadt aufhielt. Clemens VI. nannte sich damals der heilige Vater. Die Königin Johanna, welche aus Neapel vertrieben war, wohnte ebenfalls zu Avignon. Beide hohe Personen erscheinen bei einem Turniere und Stiergefechte; nebst ihnen erblicken wir Ludwig von Tarent, Johanna's vierten Gemahl, Cecil de Comminges, die berühmte Laura, ferner die Heldin des Buchs, Elys de Sault, den Sire de Goult und einen maurischen König. Rechnet man zu diesen noch eine Bettlerin, mit Namen Perelle, den Juden Jonas und die Jose Marguerite, so hat man das sämmtliche Personal des Romans. Der Sire de Goult, der sich unter allen den genannten Herrschaften gewissermaßen verliert, ist bei alledem eigentlich der Hauptheld oder der Hauptspitzbube des Romans, wie ich denn überhaupt vorschlage, fortan statt Held Spitzbube zu sagen, so oft von einer Person die Rede ist, die in einem neuen Roman oder Drama besungen wird. Elys verliert durch die Pest alle Verwandte ihres reichen Hauses und gewinnt durch diesen Verlust ein ungeheures Vermögen; sie ist demnach eine der reichsten und mächtigsten Erbinnen der Provence, der einzige Abkömmling Konrad's des Wolfes, was uns heutzutage sehr wenig kümmert, aber in Verbindung ihrer Schätze einen großen Eindruck auf den Sire de Goult macht. Er läßt sich vom Papste zum Vormund der schönen und reichen Elys einsetzen und sodann seine Mündel von seinem Bruder nothzüchtigen. Der Nothzüchtiger wird von Dem selbst ermordet, der ihm die That befohlen; auch ermordet der Sire de Goult seine Frau. Nach diesen Unthaten erscheint der Sire de Goult seiner Geliebten nicht reizender, und zuletzt will er die Rolle, die früher sein Bruder gespielt, übernehmen, was ihn aber nicht weiter bringt als bis dahin, nämlich zum Tode; er bringt sich selbst um. Don Lorimer, so heißt der Maurenkönig, rettet Elys aus dem Kerker. An Episoden und Schreckensscenen, an Abenteuern kann sich kaum einer der neuern Romane mit „Elys de Sault" messen, daher sie denn auch in den Lesecabineten mit offenen Armen aufgenommen werden wird.

5. Sir Lyonel d'Arquenay, von J. Lefèvre. Sir Lyonel stammt aus einer bedeutenden englischen Familie; er besitzt zugleich ein großes Vermögen und großes Talent, ist Baronet, General und Schriftsteller. Sir Lyonel hat Hrn. Lefèvre Stoff zu zwei Romanen gegeben, die unter dem angeführten Titel vereinigt sind. Im ersten zieht der geistreiche Baronet am Triumphwagen einer Kokette, Margaretha von Cerisy. Nach langem Leiden faßt er endlich seine Kette mit allen Kräften und zerreißt sie. Damit endigt der erste Roman. Im zweiten ist mehr Bewegung, ein spannenderes Interesse. Lyonel hat eine Adoptivschwester, Amalie, welche von einem Nichtswürdigen verführt und verlassen wird. Um ihre Ehre zu retten, heirathet Lyonel die Unglückliche und verliebt sich in seine Frau. Im Wahne aber, daß Amalie einen Andern liebe, nämlich ihren Verführer, verhält er sein Gefühl unter dem Scheine der Gleichgültigkeit. Amalie ihrerseits liebt ihren Mann, allein sie glaubt sich verachtet, sie wähnt sich der Liebe Lyonel's unwürdig, und so bleiben zwei Herzen getrennt, die sich so leicht beglücken könnten. Das Misverhältniß wird immer drückender; Lyonel faßt den Entschluß, um sich der Fesseln der Ehe zu entziehen, eine Reise nach Ostindien zu unternehmen; Amalie trägt gar auf Scheidung an. Glücklicherweise setzt keiner der beiden Gatten sein Vorhaben durch; sie sinken sich einander in die Arme und leben so glücklich miteinander, als ob Lyonel nie die kokette Margaretha geliebt und Amalie nie ihre Unschuld einem Don Juan preisgegeben, denn die Liebe ist wie die Taufe, sie entsündigt den Menschen. Hier sind wenig Episoden, wenig Abenteuer, ganz gewöhnliche Begebenheiten; aber ungewöhnliche Gedanken, schöne Bilder, eine feine Ironie, feine Beobachtungen. Wie sinnig und geistreich sind folgende Bemerkungen über die Frauen: „Die Frauen leiden anders wie wir; ihre Schmerzen, ihre Freuden werden durch ihren Organismus bedingt. Sie haben ein zarteres, feineres Gefühl, aber nicht dieselbe Energie, besonders nicht dieselbe Ausdauer. Ihre Nerven würden zerreißen unter Vibrationen, wie sie unsere aushalten. Ihre Liebe gleicht gewissen Bäumen in Amerika, welche plötzlich zu einer unermeßlichen Höhe aufschießen, aber nicht im Boden haften. Ein Windstoß reißt sie um. Unsere Liebe gleicht der starken Eiche, die ebenso viel Wurzeln hat als Aeste. Wird sie vom Sturme zerschmettert, so spaltet sich die Erde um sie" u. s. w. „Sir Lyonel" wird besonders Glück in den Salons machen, für die er eigentlich geschrieben ist. Reiche ästhetische Bekleidung, glänzende, schlanke Stylformen, etwas Ueberkünstelung der Gedanken und Gefühle, Decenz und guter Ton; der Roman besitzt so ziemlich Alles, was zu einem Erfolg in der großen Welt erforderlich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

In England besteht seit Jahren eine „Gesellschaft zur Verbreitung allgemein nützlicher Kenntnisse", die den Zweck hat, gute Schriften dem großen und minderbegüterten Publicum wohlfeil in die Hände zu geben. So gab dieselbe 1833 eine Schrift unter dem Titel: „Domesticated animals considered with reference to civilization and arts" heraus, die um des Nützlichen und Schönen willen, das sie enthält, allerdings verdiente, für deutsche Leser bearbeitet zu werden. Das ist nun auch unter der Aufschrift: „Die Hausthiere, im Verhältnisse zu den Gewerben, Künsten, Wissenschaften und der Lebensweise der Menschen" (Leipzig 1834), geschehen, eine höchst zweckmäßige Bearbeitung des englischen Originals, welche an den Abbildungen, die in der That wahre Meisterstücke der Holzschneidekunst sind, eine treffliche Zugabe erhalten hat. An diese Bearbeitung schließt sich ferner die ebenfalls freie und gleichfalls für deutsche Leser eingerichtete Uebersetzung des, von der nämlichen Gesellschaft herausgegebenen englischen Originals: „Insects and their habitations", an, welche unter dem Titel: „Die Insekten und ihre Wohnungen" (Leipzig 1835, mit 48 Abbildungen) erschienen ist. Aber noch mehr als bei jenem, mußte der Uebersetzer bei diesem Originale von demselben abgehen, theils um der Dürftigkeit desselben nachzuhelfen, theils weil die frömmelnde Darstellung des Originals nicht beibehalten werden konnte. Und allerdings hat der Verfasser der deutschen Bearbeitung, statt dieser Kopfhängerei, einen leichtern, unterhaltendern Ton getroffen, der der Jugend, für welche dergleichen Schriften zunächst bestimmt sind, auch ohne Zweifel mehr zusagt als jener frömmelnde. Indeß dürfte gleichwol hier und da der Jugend mehr, als sie vertragen kann, z. B. in manchen politischen Raisonnements und Andeutungen, geboten werden sein. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1835.

La Russie et la Pologne. Esquisse historique par *Th. de K.* Berlin, Nauck. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Enge verbunden erscheinen bei dem Untergange Polens die eigne Schuld der Nation und das Eingreifen der Fremden, sodaß weder die eine noch das andere allein die Basis eines gründlichen Urtheils werden kann. Mag die eigne Schuld der Polen hervorgerufen haben das Eingreifen der Fremden, mag man den siegreichen Erfolg dieses allein jener beimessen, nie und nimmermehr wird durch solche Betrachtungsweise dasselbe gerechtfertigt, nie und nimmer kann es dadurch aufhören, Unbilde zu sein, sowie in den Augen der unterdrückten Nation als Gewaltthat zu erscheinen. Gewalt ruft Gewalt hervor, und es dünkt uns Grausamkeit, zu verlangen, daß der einmal Unterdrückte sich fügen solle in den Willen des Unterdrückers, so lange noch ein Funke von Hoffnung, ein Funke von Kraft in ihm ist, das Joch abzuwerfen; daß man bei solcher Lage der Dinge von Rechtsverletzungen spricht, da dieses verletzte Recht doch auf nichts Anderes als die Gewalt basirt. Als Preußen, als Deutschland sich erhoben gegen Napoleon's Zwingherrschaft und, die kaum geschlossenen Friedens- und Bündnißtractate brechend, im Kampfe ihr altes Recht wiederzugewinnen strebten, wer wagte jenes Beginnen Unrecht zu nennen, wer es zu tadeln?

Wir sind keine Freunde der Polen, wir haben keine frohen Hoffnungen geknüpft an die Wiederherstellung eines freien polnischen Staats, noch uns von eitler Begeisterung für das Wort „Freiheit" hinreißen lassen, aber wir sind hierzu bewegt nicht durch ein Urtheil, welches wir für uns gesprochen über Recht oder Unrecht jenes letzten Aufstandes der Polen, sondern allein dadurch, daß wir die geschichtliche Nothwendigkeit des Unterganges ihres Staats zu erkennen glaubten, oder, was Dasselbe ist, daß wir nach Betrachtung des Ganges der europäischen Staatenbildung und ihrer gegenseitigen Verhältnisse einzusehen meinten, wie die Polen niemals fähig sein werden, sich zu einem neuen selbständigen Staate wiederum zu constituiren. Denn wie der Bildungsgang eines einzelnen Menschen ein zusammenhängender ist, in welchem Ursache und Wirkung stets sich bedingen, wie in diesem also nicht ein beliebiges Stück hinweggedacht werden kann, ohne daß nicht auch das Resultat ein anderes sein müßte, so und nicht anders verhält es sich auch mit dem Leben der Völker, d. h. mit ihrer geistigen Entwickelung und deren Manifestation, ihrer Geschichte. Glaubt man aber, daß die Polen fähig sein könnten, sich in unserer Zeit als Volk zu einer Bildung in Staat und Privatleben selbständig zu erheben, die auch nur einigermaßen adäquat wäre der jetzt allgemein europäischen, so ist man eben jener ungereimten Meinung, in einem geistigen Entwickelungsgange könne auch unbeschadet des Endresultats ein Mittelstück fehlen. Der Hauptumschwung der europäischen Bildung fand im 16. Jahrhundert statt. Damals begann eine neue Entwickelungsreihe des Geistes, und ihr gemäß verwandelten sich auch die äußern Lebensformen. Alle Staaten folgten mehr oder weniger der neuen Richtung, Polen aber blieb zurück, und je weiter jene vorschritten, desto mehr rächte sich im Leben dieses Staats von Jahrhundert zu Jahrhundert das Zurückbleiben durch immer tiefern Verfall. Es fehlten zuletzt alle die Kräfte, welche das Leben eines modernen Staats zu halten und zu tragen allein fähig sind: war es da ein Wunder, daß trotz aller heldenmüthigen Aufopferungen in mancher Rücksicht, daß trotz des glühendsten vereinzelten Patriotismus der Staat zusammensank und eine Beute Derer ward, die der allgemeinen Entwickelung gefolgt waren? Jetzt aber, nach Verlauf von Jahrhunderten, nach einem ganz andern Entwickelungsgange sich dieser Lebenskräfte zu bemächtigen, oder vielmehr sie plötzlich aus sich zu erzeugen, ist für jedes Volk, so auch für die Polen ein Ding der Unmöglichkeit; noch unmöglicher, sie zu überwinden, deren Ueberwindung auch keineswegs als ein Glück für die Menschheit zu preisen wäre. Es hat Jeder die Freiheit, Gift zu nehmen oder nicht, sagt ein geistreicher Historiker, aber die Wirkungen des einmal genossenen Giftes zu vernichten, ist unmöglich.

Daß aber die polnische Nation selbst sich zu dieser Erkenntniß hätte emporheben und in Folge derselben ruhig und treu dem neuen Herrschervolke unterthan bleiben sollen, dieses zu verlangen erscheint uns unbillig und unstatthaft. Vieles Großartige und Tüchtige ist von Rußland aus für die geistige und materielle Erhebung, für Cultur und Wohlstand Polens geschehen, wer kann und wird dieses leugnen? Aber mit dergleichen läßt sich kein Nationalsinn, kein Nationalhaß zu Grabe tragen, und

menschliche Leidenschaften, zumal wenn es die edelste, die Liebe zur Unabhängigkeit des eignen Vaterlandes ist, sind stärker als alle Reflexionen des Verstandes, vielleicht selbst als die Einsichten der philosophirenden Vernunft. Es sind noch Viele unter uns, die sich des Anklanges erinnern, den Schill und Andere, als sie das deutsche Vaterland von fremder Herrschaft zu befreien unternahmen, in den Herzen ihrer Landsleute fanden; wie man fürchtete und hoffte und trauerte, als die Kunde kam vom Untergange des tapfern Führers. Und doch war auch dieser Zug ohne verständige Berechnung, ohne hinlängliche Beurtheilung der damaligen Verhältnisse, nur aus Begeisterung für die Freiheit des Vaterlandes unternommen. Sowie er haben die Polen durch ihre Besiegung gebüßt das Unternehmen, gegen die geschichtliche Nothwendigkeit sich aufgelehnt zu haben; wer aber will sie deshalb tadeln oder gar verdammen? Sie haben gebüßt die Sünden ihrer Väter, und es hat sich für die Zeitgenossen aufs Neue an diesem Volke bewährt, daß die Weltgeschichte auch das Weltgericht sei. Merkwürdigerweise sah schon König Johann Kasimir (1648—68) im Geiste dieses Gericht herannahen und verschwieg es nicht. Zu den versammelten Repräsentanten der Nation sprach der König auf dem Reichstage: „Bei dieser Verfassung wird dieses schöne Königreich eine Beute der Fremden werden. Rußland wird sich Lithauens und Rothrußlands bemächtigen, Brandenburg Preußens und Großpolens, Oestreich Kleinpolens und Krakaus. Jede dieser Mächte wird lieber einen Theil dieser Länder erwerben, als sie mit gegenwärtiger Verfassung ganz besitzen."

(Der Beschluß folgt.)

Neueste französische Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 6.)

6. Manoël, von Alph. Royer. Dieser gehört zu den Schriftstellern, mit deren Werken der Buchhändler Ab. Lebour einen Versuch macht, der ihm vielleicht nicht viel eintragen wird. Er gibt sie nämlich um das halbe Geld im Vergleich mit den frühern Preisen; so kostet „Manoël", ein großer Quartband von 346 Seiten, nur 3½ Francs. Der Verleger hofft dadurch dem Romane größern Absatz zu verschaffen und dürfte sich wol verrechnen. Romane kauft doch Niemand als die Lesecabinete, einige wohlhabende Familien in entlegenen Winkeln der Provinz allenfalls ausgenommen. Doch das geht uns eigentlich nicht an; wir erwähnen auch blos dieses Umstandes, um daraus zu folgern, daß Hr. Royer ziemlich populair sein muß, indem ihm diese Ehre von Seiten seines Verlegers widerfährt. „Manoël" führt als Motto auf dem Titelblatte folgende Worte: „La passion qui d'un homme vertueux fait quelquefois un criminel, peut aussi élever tout d'un coup jusqu'à l'héroisme l'âme la plus dépravée." Solche Aufschriften stören, unsers Erachtens, das Interesse; die Katastrophe schimmert schon durch; man weiß von vornherein, was der Verfasser will, wohin er uns führt; wir würden lieber die Grundidee, auf welcher das Kunstwerk beruht, selbst errathen. Das Kunstwerk des Hrn. Royer beginnt mit einer Procession im Wirthshause und schließt mit einer messe de mariage. Der Schauplatz ist Senlis, die Procession wird kurz nach Ermordung des Herzogs von Guise durch Heinrich III. gehalten, auf Veranlassung der Anhänger des Erstern, um ihren Schmerz über dessen Tod an den Tag zu legen. Eine wunderliche Procession! Capuciner und Carmeliter mit Hellebarden auf den Schultern; Mönche mit geschminkten Gesichtern und nackten Armen, als römische Soldaten verkleidet. Dann kommt Maître Pierre Segnin als Christus. Dieser Segnin, ein Haupt der Ligue, ist der geschworene Feind des Royalisten Germain. Christus, des langen Marsches müde, führt die heilige Jungfrau nebst der heil. Magdalene und den römischen Soldaten ins Wirthshaus. Plötzlich fliegen Steine durch die Luft: „Vivent les princes" heißt es hier; „À bas le Valois! Sus aux hérétiques!" schreit man dort; beide Parteien werden handgemein; der Advocat Gualterius rettet die Töchter des Philipp Germain und sinkt, von einem Steine getroffen, zu Boden. Dieser Gualterius ist ein schöner, tölpelhafter Jüngling, mit einem tieffühlenden Herzen und ungeschickten Manieren, der sich zuerst in Jacinthe, dann in Martinette, beide Töchter des alten Echevin Germain verliebt. Es sind dies zwei abstoßende Frauengestalten. Jacinthe läßt sich durch die schönen Kleider Manoël's und die hübschen Sachen, die er ihr sagt, verführen, und als Gualterius, der ihr ein Jahr lang treu gedient, seine Liebe gesteht, kann sie kaum das Lachen verbeißen. Martinette ist ein noch odioseres Geschöpf; ohne alle jugendliche Täuschung, von kaltem berechnendem Verstande; habsüchtig in ihrem 17. Jahre, strebt sie blos danach, einen reichen Mann zu bekommen; sie nimmt einstweilen die Huldigungen des jungen Gualterius an, weil er für einen feingebildeten, geistvollen Mann gilt und seine Liebe ihren Werth in den Augen Anderer steigern mußte. Manoël ist ein Geck, mit Gold und Spitzen behangen; ein Spanier ist er nicht, sondern ein eingebildeter, impertinenter Franzose. Stolz, echter spanischer Stolz verträgt sich nicht mit Eitelkeit, mit Narrheit. Ich kenne nur einen Franzosen, der stolze Charaktere geschildert, nämlich Corneille. Als ein Geck tritt Manoël auf, späterhin wird er ein gewöhnlicher Melodramenheld. Pierre Séguin, der unversöhnliche Feind Germain's, macht sich anheischig, Senlis an die Union abzutreten, dagegen verspricht Manoël, die beiden Töchter des alten Schöffen ins Verderben zu stürzen. Jacinthe und Martinette werden um Mitternacht von ihm in eine Kirche geführt, wo sie auf sein Zureden ihren Glauben abschwören; alsbald werden sie festgenommen; Jacinthe wird eingekerkert; was mit Martinette geschieht, haben wir vergessen. Nun beginnt die Bekehrung Manoël's, die durchaus nicht psychologisch motivirt wird. Man erräth nur, daß die treue, unerschütterliche Neigung des Mädchens, das er zu seinem Opfer auserkoren, ihn über sich selbst erhebt, und daß sich der Verbrecher an ihrer Tugend aufrichtet. Grade diese Bekehrung wird seine Strafe. Dies ausführlicher zu erzählen, fehlt uns der Raum. Das Ende ist recht auf ein Lesecabinetspublicum berechnet, recht grausig und henkerhaft. Manoël ringt unbewaffnet mit seinem Feinde, der den Dolch nach ihm zuckt; Beide wälzen sich am Boden; den ersten Stoß wendet Manoël mit der Hand ab, daß seine Finger bluten, der zweite zerreißt ihm den Arm, beim dritten endlich fährt ihm das Eisen in die Brust; Jacinthe stürzt zum Fenster hinaus; auch Martinette kommt um in der messe de mariage, womit der Roman schließt.

7. Le perroquet de Walter Scott, von Amédée Pichot. Seitdem Hr. Pichot das Directorium der „Revue de Paris" abgegeben, zeigt er viel Rührigkeit, schreibt in mehre Blättern, und sucht unter der Hand ein neues Journal zu Stande zu bringen, wozu es an weiter nichts fehlt als Fonds, Einsichten, Gewandtheit. Schriftsteller, daran hat es keinen Mangel. Mitten unter diesen Beschäftigungen findet er noch Zeit, Bücher herauszugeben. Das gegenwärtige enthält Reiseskizzen, Legenden und Romane, biographische und literarische Erzählungen. Wir finden darin kritische Studien über den Dr. Johnson, ferner die Geschichte des heiligen Oran auf einer der hebridischen Inseln. Dieser Heilige liebt ein junges Mädchen, Namens Marie, und wird begraben und drei Tage nachher wiederausgegraben, und verkündet den Zeugen dieses Mirakels, es gebe keinen Gott, kein jüngstes Gericht, keinen Himmel und keine Hölle. Er wollte noch andere wunderliche Dinge offenbaren, als ein anderer Heiliger ihn wiedereinscharren ließ. Sobann

kommt „Passeroun", eine Novelle, deren Schauplatz Arles ist. Sie enthält anziehende Localbeschreibungen, auch ist Historisches miteingeflochten. Arles war bekanntlich ein Königreich zur Römerzeit und im Mittelalter; heutzutage ist es durch die Schönheit seiner Frauen berühmt. Passeroun ist der Name eines Zauberpferdes, Cheval-fée, wie es Hr. Pichot nennt, das einem Seigneur de Montdragon gehörte. Kein Pferd kam ihm an Schnelligkeit bei; es wurde über 100 Jahre alt und liegt heutzutage unter einer hohen Cypresse bei Arles begraben. Es soll noch ein zweiter Band erscheinen.

8. La recherche de l'absolu, von Balzac. Obgleich Balzac schon seit längerer Zeit schreibt, so ist er doch eigentlich erst seit vier Jahren berühmt geworden. Die Concurrenz um die Celebrität ist in Paris so groß, es ringen so viele Talente darum, daß man ebenso viele Mühe hat, sich vor den Augen des Publicums aufzurichten, als man schnell wieder in die Vergessenheit zurückfällt. Das erste Werk des Hrn. v. Balzac, welches Aufsehen machte, war „Le dernier Chouan". Die „Physiologie du mariage" erwarb ihm den Ruf eines witzigen Schriftstellers, dessen Beobachtungen in gewissen Punkten etwas zu tief gingen, dessen Phantasie nicht vorsichtig genug über schlüpfrige Scenen wegglitt. Mit der „Peau de chagrin" errang er sich endlich eine feste und zwar eine bedeutende Stellung in der neuesten Literatur. Dieses seltsame Buch fand Tadler, aber wenn es auch nicht Jedem gefiel, so regte es doch Jeden auf. Es setzte alle Tagesblätter in Bewegung; bei den Frauen fand es vorzüglich Beifall, wie Balzac denn überhaupt der Lieblingsschriftsteller der Damen ist. Für diese ist V. Hugo zu ernst, zu energisch, nicht sentimental genug; er hat mehr die Chroniken und literarische Theorien studirt als das weibliche Herz, das Balzac kennt wie Keiner außer ihm, und da er sich viel mit dem schönen Geschlechte beschäftigt, so ist es ganz natürlich, daß ihm dieses sich dafür dankbar bezeigt. „La femme est à Mr. de Balzac", sagt J. Janin; „elle est à lui dans ses atours, dans son négligé, dans le plus menu de son intérieur; il l'habille et la déshabille." In der Provinz hat Balzac besonders ein großes Publicum, welches er nicht seinen literarischen Vorzügen allein verdankt. Den Schauplatz seiner Erzählungen verlegt er bald in diese, bald in jene Landstadt, die sich durch diese Aufmerksamkeit nicht wenig geschmeichelt fühlt. In Saumur zeigt man den Reisenden das Haus, wo Eugénie Grandet wohnte; das Haus der Familie Claes zu Douai wird wahrscheinlich bald auch einen literarischen Ruf bekommen. Der Ort, wo einer seiner Helden lebt, gehört natürlicherweise zu seiner Kundschaft. Die Städte, die er noch nicht aus dem Dunkel hervorgezogen, lassen seine Romane kommen, in der Hoffnung, bald einer gleichen Ehre theilhaftig zu werden, und so ist in den letzten drei Jahren Balzac vielleicht der populairste Schriftsteller in Frankreich geworden. In Paris selbst hat er einige Widersacher gefunden. Der Geschmack der Damen hat sich an die etwas zu ungenirte Familiarität gewisser Scenen gestoßen. Die Kritiker haben gefunden, daß er sich häufige Unwahrscheinlichkeiten zu Schulden kommen lasse und die Nebenumstände meistens den Hauptsituationen opfere. So gegründet auch manche dieser Bemerkungen sein mögen, so bleibt der Verf. von „Louis Lambert" und „Eugénie Grandet" eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der neuesten französischen Tagesliteratur, der man hinlängliche Ansprüche auf nähere kritische Würdigung nicht versagen kann. Honoré de Balzac wurde geboren zu Tours den 20. Mai 1799. Seine ersten Studien machte er im Collége von Vendôme; er zeichnete sich frühzeitig durch lebendige Phantasie, Trägheit und ungeregeltes Lernen aus, las allerlei Bücher durcheinander, machte wenig Fortschritte und war überhaupt ein schlechter Schüler. Er selbst gibt uns den Schlüssel zu seiner geistigen Entwickelung in folgender Stelle seines „Louis Lambert", unter welchem Namen er sich selbst geschildert: „Ich habe lange Zeit die Poesie und alle geheimen Schätze, die im Herzen meines jungen Freundes verborgen lagen, nicht erkannt. Ich mußte 30 Jahre alt werden, meine Beobachtungen mußten durch die Zeit gereift werden, ein plötzlicher Lichtstrahl mußte sie erleuchten, bevor ich die Phänomene begriffen, deren unwissender Zeuge ich gewesen war." In der That hatte Balzac das 30. Jahr erreicht, als er die poetische Ader entdeckte, die in ihm schlummerte. Lambert hatte als Kind in seinem Beisein ausgerufen: „Ich werde einst berühmt werden." „Und auch du", hatte er hinzugefügt; „wir werden die Alchymisten des Gedankens werden." Und das ist Balzac in der That, ein chemischer Zersetzer des Gedankens; wie die Alchymisten hat er Jahre lang in fruchtlosen Versuchen zugebracht, bevor er den Stein der Weisen gefunden. Seine ersten Romane bilden eine Bibliothek von mehr als 30 Bänden, und es ist in der That eine vielleicht einzige Erscheinung in der literarischen Welt, daß ein Schriftsteller 30 schlechte Romane liefert und sich dann auf einmal zum „Le dernier Chouan" und von diesem zu den „Contes de la vie privée" erhebt. Es gehörte dazu eine rastlose Thätigkeit und ein Vertrauen in seine Kräfte, das man wahrhaft heldenmüthig nennen kann. Als Verf. dieser Erstlingsproducte hat Balzac sich nie genannt. Bald figurirt er auf dem Titelblatte als Hr. de St.-Aubin, bachélier en lettres, bald als Hr. Villerglé, bald als Lord R'hoone. Die beiden ersten erschienen 1821; sie sind betitelt: „Les deux Hector", „Le centénaire". Im folgenden Jahre kam: „Le vicaire des Ardennes", nebst fünf andern, die wir übergehen; 1823 erschienen drei andere, 1825 „Wann-Chlore", 1827 „Le corrupteur", und, wie bereits bemerkt worden, 1829 „Le dernier Chouan". Unter allen diesen Producten ist „Wann-Chlore" das erträglichste. Erst in „Le dernier Chouan" finden sich mehre gutgezeichnete Charaktere, dramatischer Effect und pittoreske Darstellung. Leider ist das Streben, W. Scott und Cooper nachzuahmen, allzu sichtbar. Auf dem Titel dieses Romans nannte sich Hr. v. Balzac zum ersten Male. In demselben Jahre erschienen auch Verse von ihm in den „Annales romantiques". Zugleich ließ er sich in buchhändlerische Geschäfte ein, legte eine Druckerei an und gab eine neue Auflage von Lafontaine heraus, zu welcher er eine „Notice" über diesen Dichter schrieb. Mit seiner Druckerei wollte es zum Glück nicht recht fort, sodaß er sich wieder der Literatur zuwendete und als Schriftsteller wiederzugewinnen suchte, was er als Verleger eingebüßt. „La physiologie du mariage" ist eine leichtfertige Production, die zu Zeiten wol ein wenig ans Obscöne streift; sie zeugt von einiger Geistesverwandtschaft mit Rabelais. Uebrigens weiß Balzac das ziemlich abgenutzte Sujet mit Glück zu verjüngen, obgleich es nicht an verschollenen Späßen fehlt. Einige Abschnitte: „La théorie du lit", „Les deux lits jumeaux", „Les chambres séparées", grenzen ans Gemeine. In den „Contes de la vie privée" entfaltete sich zuerst Balzac's eigenthümliches Talent. Im Schildern der Scenen aus dem häuslichen Leben ist er Meister; Niemand versteht wie er eine Allee, einen Speisesaal zu beschreiben: eine Menge interessanter Bemerkungen drängen sich aus seiner Feder, über die alten Jungfern, die alten Frauen, über verwachsene Mädchen, über Mädchen, welche von ihren Geliebten verlassen wurden. Die bessern unter seinen Erzählungen sind: „La femme de trente ans", „La femme abandonnée", „La réquisitionnaire", „La grénadière", „Les célibataires"; unter seinen Romanen stehen „Louis Lambert" und „Eugénie Grandet" obenan. In den übrigen ist Vorzügliches und Mittelmäßiges durcheinander. Oft verflacht sich Balzac in endloser Breite. Im Erfinden wie in der Ausführung zeigt er sich sehr ungleich; man fühlt, wie mühselig ihm das Dichten wird, und dies erklärt, warum es so lange dauerte, ehe er zur Reife gedieh. Der Anfang der meisten Erzählungen ist trefflich, aber sie arten häufig aus und geben keinen befriedigenden Schluß. Sein gewöhnlich so ruhiges, besonnenes Talent wird oft wie von einem innern Strudel ergriffen und weit aus seiner Bahn geschleudert. Eine eigenthümliche Manier ist ihm nicht abzusprechen, allein er ist ihrer nicht gewiß; sie entgeht ihm zuweilen; der Zufall spielt bei ihm eine große Rolle.

Wir gelangen nun zu Balzac's letztem Producte: „La re-

cherche de l'absolu". Es ist zwar keiner seiner besten Romane, indeß, bei aller Unwahrscheinlichkeit mancher Nebenumstände, die ans Fabelhafte grenzen und nicht zu rechtfertigen sind, zieht sich durch die ganze Geschichte ein lebhaftes, fesselndes Interesse; auch sprechen sich des Verf. Vorzüge und Mängel darin am deutlichsten aus. Balthasar Claes, ein reicher Mann von altadeliger spanischer Abkunft, wohnt zu Douai. Als junger Mensch war er nach Paris gekommen, hatte sich in den besten Gesellschaften vorstellen lassen, unter andern bei Madame d'Egmont und bei Helvétius, der, beiläufig sei es bemerkt, damals nicht mehr lebte, wir wollen indeß den Anachronismus dem Verf. gern hingehen lassen. Unter Lavoisier studirte er Chemie und zog sich zuletzt aus der großen Welt zurück, um sich mit einem Fräulein zu vermählen, mit welchem er lange glücklich lebte. Vom Jahr 1809 an zeigt sich in Balthasar's Benehmen eine auffallende Veränderung: eine verborgene leidenschaftliche Neigung entreißt ihn der Gesellschaft, seinen Tulpen, selbst den häuslichen Freuden; er wird ein Alchymist. Ein polnischer Offizier, welcher durch Douai reist und sich mit Balthasar unterhält, bringt diese plötzliche Umwandlung in ihm hervor. Von diesem Augenblicke an sucht Hr. Claes das Absolute, nämlich die Transmutation der Metalle oder die Kunst, Gold zu machen. Das ist fortan sein einziges Ziel; diese Idee beschäftigt ihn ausschließlich; er opfert ihr Alles; seine Frau stirbt vor Kummer; Claes würde sein ganzes Vermögen bei diesen unglücklichen Versuchen einbüßen, erschiene nicht stets im kritischen Augenblicke seine Tochter als eine rettende Fee. In seinem Hause sieht es aus wie sonst in der Kasauba; es ist ein wahrer Palast, wie sie in „Tausend und eine Nacht" beschrieben werden. Die Wände und Balken enthalten Gold, und alle diese Schätze läßt Balthasar in Rauch aufgehen, und dennoch nennt ihn Balzac ein Genie. Die unersättliche Begierde des Adepten, das unheilbare Fieber, das ihn verzehrt, ist meisterhaft dargestellt. Man bedauert Claes; man schaudert vor ihm, und immer fühlt man sich wieder zu ihm zurückgezogen und beugt sich mit schwindelnder Lust über diesen unersättlichen Abgrund. Madame Claes ist eine von jenen Frauengestalten, wie sie der Dichter besonders zu malen liebt; fast häßlich und dennoch verführerisch; eine Frau von 40 Jahren, die immer mehr und mehr gefällt. Da gibt es viele Leserinnen, deren Eigenliebe sich durch solche Portraits geschmeichelt fühlt. Störend sind die häufigen directen Anspielungen auf die Geheimnisse des Ehebettes, die an den Theoretiker der „Physiologie du mariage" erinnern. Auch klingen Sätze wie folgende sehr seltsam: „L'or ruisselle et pétille dans les parloirs — la dentelle bouillonne autour de la longue pelerine de Mme. Claës". Dergleichen finden sich mehre, sowol in „La recherche de l'absolu", als in seinen bessern Romanen, sogar in „Louis Lambert" und „Eugénie Grandet". 19.

Notizen.

Ueber eine moralische Idylle.

Wie im Leben eine anspruchslose Frau durch die ungekünstelten Aeußerungen eines stillen, innigen Gemüths uns tiefer rührt, als die prachtvolle Schönheit, die mit schimmerndem Geist in stolzer Sicherheit ihre Eroberungen verfolgt, so werden wir bisweilen auch in der Literatur von bescheidenen Blättern auf eine Art angezogen, die ein verborgenes Bedürfniß des Herzens befriedigen, und darum uns theuerer werden, als manches Prachtwerk eines gefeierten Meisters. Auf eine solche Erscheinung wünsche ich die Leser der Romane und ähnlicher Poesien, besonders das zartere Geschlecht der Leser aufmerksam zu machen, indem ich ihnen ein kleines Buch von nicht mehr als 150 Seiten empfehle und dabei mit Sicherheit verspreche, daß die paar Stunden, die sie darauf verwenden, ihnen eine angenehme, sanft bewegte Unterhaltung gewähren werden. Das Büchlein heißt: „Meine Jugendtage. Eine Erzählung aus dem Englischen. Mit einem Vorworte von Albert Knapp" (Tübingen 1834). Es ist eine Idylle, in welcher mit frommem Gemüthe die einfachen Schicksale einer irländischen Predigerfamilie geschildert werden. Es ist Seele, Wahrheit, sichere Zeichnung und ein sanftes Colorit, wodurch dies so kunstlos aussehende Gemälde die Betrachtung fesselt. Und grade in unserer Zeit, wo das Leben der großen Welt durch eine gewisse Richtungslosigkeit, durch ein charakterloses Schwanken das Gemüth erkältet, thut es doppelt wohl, auch ein Bild zu sehen, das uns im stillen Landleben die Möglichkeit moralischer Charaktere sichtbar macht. Die deutsche Uebersetzung zeichnet sich durch eine große Gewandtheit im Gebrauch der Sprache und des Styls aus, sowie durch Zartheit und graziöse Haltung. Sie ist die Arbeit eines edeln Fräuleins, das im blühendsten Alter durch den Tod liebenden Aeltern, Geschwistern und Freunden plötzlich entrissen wurde. Ihr gebildeter Geist hätte unsere schöne Literatur einst bereichern können, hätte ihr die Vorsehung ein längeres Leben gegönnt. Das Vorwort, das der moralischen Idylle beigesetzt ist, hätten wir, die Wahrheit zu sagen, lieber weggewünscht; so gut es auch gemeint sein mag, es ist zu dem reinen frommen Sinne der Schrift eine unharmonische Beimischung von Mysticismus und Dogmatismus, welche an gewisse Farben unserer Zeit erinnert, die sicher nicht geeignet sind, ihrem Charakter Licht, Wahrheit und Weisheit zu geben.

Ueber einige Besessene in Würtemberg.

Herr Dr. Justinus Kerner, berühmt durch seinen Glauben an magnetische Gespenster, hat unlängst seine Kunde der Geisterwelt noch erweitert und sich mit dem lebendigen Satan im Leibe einiger Viehmägde und dergleichen ausgezeichneter Personen ganz vertraulich bekannt gemacht. Seine Entdeckung, daß es noch gegenwärtig Leute gibt, die vom Teufel besessen sind, theilt er in einer Schrift dem Publicum mit, und ein Professor der Philosophie in Tübingen, Hr. Eschenmayer, sucht, in einer Zugabe, philosophisch die Wirklichkeit des Besessenseins zu beweisen. In der Natur nämlich hänge Alles ganz harmonisch mit den Vernunftgesetzen zusammen. Ueber der Natur aber wohne Gott in einem ganz eignen Lichte, an das die Vernunft nicht reicht. Und ebenso herrsche unter der Natur, im Reiche der Finsterniß, der Teufel, der sich ebenfalls nicht um die Vernunft bekümmere. Die Erscheinungen also, die der Teufel macht, wenn er in den Leib der Menschen fährt, sind darum nicht weniger wirklich, wenngleich sie nicht nach der Vernunft zu erklären sind. Also gibt es Besessene, und die Philosophen haben Unrecht, mit der Vernunft dagegen zu kämpfen. Ich zweifle nicht, daß die Herren Kerner und Eschenmayer sehr vertraut mit den Sphären sind, die außerhalb der Vernunft und Natur liegen. Da es jedoch nicht Noth thut, ihnen dahin zu folgen, so ist zu besorgen, daß derjenige Theil der Welt, der nicht in Bedlam oder Charenton begütert ist, sich wenig von den neuen Zeugen des Teufels werde belehren lassen, sondern zufrieden sein, innerhalb der Natur mit etwas Vernunft sich zurecht zu finden. Nur eins werden die Freunde der Vernunft sich merken: daß es mit der gepriesenen Civilisation des Jahrhunderts nicht weit herfein könne, da reinverrückte Lehren sogar von Philosophen im erleuchteten Deutschland ohne Anstand vorgetragen werden dürfen. Wahrlich, verständige Männer hätten für ihre Lehren weit weniger Nachsicht zu erwarten; sie stehen vielleicht in Gefahr, eingesperrt zu werden, wenn sie sich einfallen lassen, die Vernunft unter den Menschen zu verbreiten. Princip des Satans, welchen Spuk wirst du weiter in der Welt treiben?*) 122.

*) Die hier erwähnte Schrift, auf die wir vielleicht noch zurückkommen, führt den Titel: Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erfahrungen von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessensein und Zauber. Karlsruhe, Braun. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1835.

La Russie et la Pologne. Esquisse historique par *Th. de K.*

(Beschluß aus Nr. 7.)

Die Wahrheit dieses königlichen Ausspruchs, der im Grunde mutatis mutandis nichts Anderes aussagt als unsere obige Entwickelung, sucht nun der Verf. vorliegenden Buches, welches die Basen eines gründlichen Urtheils über die Verhältnisse Rußlands zu Polen festzustellen zum Zwecke hat, durch eine Schilderung des Entwickelungsganges der polnischen Verfassung zu erweisen und in diesem eine Ursache des Unterganges Polens zu finden. Doch erscheint dieses, was nach der von uns entwickelten Ansicht Hauptpunkt der ganzen Darstellung hätte sein sollen, hier nur als Nebensache, sodaß wir in Folge hiervon zweierlei vermissen: einmal nämlich ein genaueres Eingehen auf die ersten Perioden der Bildungsgeschichte, sowie eine nähere Darstellung der verschiedenen Zweige der polnischen Verfassung, und zum andern fehlt uns eine Schilderung der übrigen Lebensrichtungen der Polen, sei es in Familie, Religion, Wissenschaft u. s. w., welche doch alle auf das Genaueste mit jener zusammenhängen und sie theils bestimmen, theils von ihr bestimmt werden. Nur aus einer solchen, wenn auch noch so kurzen Gesammtdarstellung des geschichtlichen polnischen Lebens, verbunden mit der Schilderung der wechselseitigen Verhältnisse der Nachbarstaaten, würde sich mit hervortretender Klarheit und Evidenz jene höhere Nothwendigkeit des Unterganges des Staats vor die Augen und den Sinn des Beobachtenden herausstellen. Daß der Verf. diese Durchführung nicht versucht hat, daran hinderte ihn, wenn wir nicht irren, eben die zweite Tendenz seines Buches, deren Entwickelung er mehr Raum als jener ersten gegönnt und sie so zur Hauptsache gemacht hat. Denn sich nicht begnügend mit jener aus der Geschichte der Polen selbst entnommenen Erkenntniß und Darstellung der Nothwendigkeit ihres politischen Untergangs, geht der Verf. noch einen Schritt weiter, indem er ein Recht Rußlands gegen Polen zu erweisen sucht, gegen welches das Streben der Polen als Unrecht erscheinen soll, und indem er hierbei eine Art von geschichtlicher Beweisführung anwendet, gegen die wir uns gradezu als eine unhistorische nicht nur, sondern als eine unrechtliche auf das Nachdrücklichste erklären müssen. Es stellt uns nämlich der Verf. den Untergang Polens vor vornehmlich als die Folge und Entscheidung eines durch Jahrhunderte fortgesetzten, schwankenden und oft unterbrochenen, zuletzt für die Russen siegreichen Kampfes beider Nationen. Weil aber aus der Existenz und Fortdauer eines solchen Kampfes sich noch kein Rechtsanspruch für die eine von beiden Parteien ergibt, durch welchen das Streben der andern zum Unrecht würde, so bemüht sich der Verf. zu beweisen, daß der Angriff, die erste Schuld des Kampfes, auf Seiten der Polen läge, daß sie denselben um einen Landstrich, der den Russen gehörte, begonnen und solchergestalt diese zuerst mit Unrecht herausgefodert hätten. Nur ein Wiedervergeltungsrecht wäre von den Russen gegen Polen geübt, von welchem in den Zeiten seiner Macht und Rußlands Ohnmacht auf eine noch viel empörendere Weise die überwiegende Kraft in Rußlands Angelegenheiten geltend gemacht sei. Wenn wir nun auch das Richtige, was in dieser Ansicht liegt, anerkennen wollen, nämlich jenen langen Kampf beider Völker und dessen Folgen, so können wir doch jenen Folgerungen, die der Verf. weiter hieran knüpft, keineswegs beistimmen. Denn abgesehen davon, daß diese Ansicht des Verf.: der Kampf wäre von den Polen um ein von ihnen unrechtmäßig angesprochenes Besitzthum begonnen, nur auf eine historische Hypothese sich stützt, welche der Verf. gewagt hat, so wird ihm, wie wir glauben, wol Niemand darin beipflichten, daß, weil die Polen vor Jahrhunderten gegen Rußland unrecht gehandelt, dieses nun ein Recht habe, wiederum Unrecht an Polen zu begehen; daß, weil die Polen im 17. Jahrhundert fürchterlich in Rußland gehaust, die Russen im 18. oder gar im 19. Jahrhundert für ähnliche Unbilden in Polen ein Recht erworben hätten. Uebrigens war sogar jener alte Kampf zwischen beiden Völkern schon ein Jahrhundert vor der ersten polnischen Theilung geendigt, und zwar zum Vortheil der Russen geendigt (Friede zu Andrussow 1667); es waren die Polen Verbündete der Russen im großen nordischen Kriege geworden, und ihre neue feindselige Richtung gegen Rußland ward zum Theil nur durch dessen Eingreifen in polnische Angelegenheiten von Neuem hervorgerufen. Wäre im 18. Jahrhundert wirklich ein offener Kampf von Rußland gegen Polen unternommen und ehrlich geführt, nun wohl, so wären die Polen durch das Kriegsglück gefallen,

und man hätte ihr Schicksal und das Betragen der Russen wie jeden andern Krieg beurtheilt. Was aber damals ganz Europa empörte, was den Polen jetzt noch Freunde und Vertheidiger hervorruft, war die Art und Weise, in welcher Katharina Polen vernichtete, eine Art und Weise, wie sie sich nie und nimmer wird rechtfertigen lassen, deren Schilderung der Verf. vorliegenden Buches auch wol aus diesem Grunde gar nicht mehr in seine Darstellung aufgenommen hat.

Allerdings kann man Rußland ein gewisses Recht gegen Polen im 18. Jahrhundert im Allgemeinen nicht absprechen, nur ist dieses Recht ein ganz anderes, als welches der Verf. ihm vindicirt, und durch ganz andere Gründe zu stützen. Unserer Ueberzeugung nach hat Stuhr am Ende seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges" für diese Seite der russisch-polnischen Angelegenheiten den allein richtigen Gesichtspunkt hervorgehoben, wenn auch nach seiner Weise wiederum zu viel darauf gebaut in seinem Urtheil über Polen. Es verhält sich hiermit aber kurz folgendermaßen: Bei der Gesammtbetrachtung der europäischen Staaten kurz nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts erscheint es auf den ersten Blick, daß Polen nur in den Händen einer fremden Macht bedeutend für seine Nachbarn war, aber eben um so bedeutender und gefährlicher, je feindseliger die Macht gegen diese Nachbarn gestimmt war, die nun einmal einen dirigirenden Einfluß auf Polen ausübte. Ludwig XV. suchte nun die Polen zu einem Gegengewicht gegen Rußland und Preußen, wie es nöthig schien, zu benutzen, und hierin liegt nun allerdings vom völkerrechtlichen Standpunkt der Selbstvertheidigung für Rußland und Preußen das Recht, diesen feindlichen Einfluß Frankreichs in Polen dadurch zu brechen, daß sie selbst ihn zu erwerben strebten. Die weitere Entwickelung war, wie Stuhr ganz richtig sagt, nur eine Folge dieses einmal existirenden Verhältnisses, was eben eine Wirkung war des aus dem früher von uns angegebenen Ursachen erfolgten Verfalls von Polen. Doch müssen wir hierbei nochmals erinnern, daß dieses Recht Rußlands, das übrigens auch noch für den letzten Aufstand der Polen, und zwar hier noch mehr seine Anwendung findet, daß dieses Recht also nicht ein Unrecht Polens bedingte, wenn dieses sich, so lange es irgend vermochte, vertheidigend entgegensetzte, daß ebensowol Polen sein altes Recht behielt, sich, wenn irgend die Kraft es erlaubte, frei zu machen von der Unterwerfung.

Daß aber auch hinwiederum jeder Versuch in diesem Sinne ein vergeblicher sein muß und wird, daß er daher nie die Beistimmung, nur das Bedauern der Zeitgenossen erregen sollte, ist gleichfalls von uns schon oben entwickelt worden. Friede sei daher mit Polens Asche! 21.

Lord Brougham und die „Times".*)

Die fanatische Wuth, welche die englische Presse gegen den ausgezeichnetsten Mann der Nation, gegen Lord Brougham, seit Kurzem ausübt, scheint auch für den von dem Wankelmuth aller Volksgunst Durchdrungenen unbegreiflich, wenn er nämlich zusammenrechnet, was Brougham während seines Lebenslaufes für England, nicht geredet, sondern gethan hat. Und noch weiß man, daß der Engländer Respect vor Thaten hat und große Männer nicht um Kleinigkeiten verunglimpft. Zur Ehrenrettung der Engländer erfahren wir Folgendes von einem glaubhaften Reisenden, welcher die britischen Inseln in dieser Krisis verlassen hat.

Man würde sehr irren, wenn man den Zeitungen in ihren Urtheilen über Brougham unbedingten Glauben beimäße. Wir erfahren eigentlich nur das Ungünstige über diesen großen Mann, und auch das so aus dem Zusammenhange gerissen, daß wir uns nicht darein finden können. Der Engländer liest seine Zeitungen cum grano salis; er weiß, was er von diesen Invectiven zu denken hat, gönnt oder gönnt sie nicht dem brusken Mann, dem sie gelten, und weiß sehr gut, daß Brougham in Zeit von einem halben Jahre, wenn er die Stimme erhebt, wieder so groß und bedeutend dastehen wird als je, auf welcher Seite er auch stehe. Es gibt in England keinen Mann, der ihm geistig den Rang ablaufe. Wenn Brougham für den Augenblick in Nachtheil scheint, so ist es um deshalb, weil seine hohe Stellung ihm verbietet, gegen all' die einzelnen Anschuldigungen, die ihm zur Last gelegt werden, sich zu vertheidigen. Aber er kennt seine Zeit und seine Leute zu gut, um nicht zu wissen, daß er durch Schweigen alle diese kleinen ergrimmten Feinde besiegen muß.

Am feindseligsten sind ihm bekanntlich die „Times", deren Gründe indeß von ganz anderer Art sind. Diese bis da ausgebreitetste und geachtetste Zeitschrift besteht durch einen Zusammentritt angesehener und reicher Actionnairs. Sie hat ihren Ruf dadurch erlangt, daß sie durch viele Jahre hin der getreue Abdruck keiner Partei, sondern der wahren öffentlichen Meinung, d. h. des großen gebildeten und wohlhabenden Mittelstandes, war. Ihre tausend Fühlfäden, die sie in aller Herren Länder und in alle Kreise des englischen Lebens ausgestreckt hat, die enormen Mittel, die es ihr möglich machen, Emissaire sofort nach allen Weltenden auszuschicken und mit luftpostähnlicher Schnelligkeit von jedem Vorfall zuerst unterrichtet zu sein, machten es ihr möglich, diese wahre öffentliche Meinung in möglichster Vollkommenheit zu repräsentiren. Außerdem, daß sie es that, hatte sie aber auch den Ruf gewonnen, daß sie es thue; und dieser Ruf that noch viel mehr zu ihrer Autorität als ihre eigne Anstrengung. Seit einer langen Reihe von Jahren richtet man sich in England nach Dem, was die „Times" sagen, denn die „Times" sprechen die öffentliche Meinung aus. Vieles, was nun noch sehr davon entfernt war, öffentliche Meinung zu sein, wurde durch den Umstand dazu erhoben, daß es die „Times" sagten, und ihr Einfluß war mehre Jahre hindurch höchst bedeutend.

Sie hat die Reform gemacht, denn sie sprach die öffentliche Meinung aus. Unglücklicherweise aber entstanden über einen scheinbar geringfügigen Umstand Spaltungen unter den Actionnairs. Das Grey'sche Ministerium brachte seine bekannte Armenbill ein. Einer der reichsten und angesehensten Redacteurs hatte sich aber selbst sein Leben hindurch mit einer Armenbill, die auf ganz andern Grundsätzen beruhte, beschäftigt. Aller Opposition der „Times" ungeachtet, ging die Grey'sche Bill im Unterhause durch. Die Hoffnung des Projectisten und Actionnairs beruhete jetzt auf Lord Brougham im Oberhause, an den man sich wandte, um sie dort scheitern zu machen. Brougham aber fand sich nicht bewogen, sich von seinen ministeriellen Collegen zu trennen und gegen dieselben Opposition zu machen, und die Armenbill passirte auch hier.

Von diesem Augenblicke brach der ganze Ingrimm gegen ihn los. Um mit voller Gewalt gegen den gewaltigen Gegner,

*) Folgenden Aufsatz, dessen factische Mittheilungen zur Aufklärung einer uns scheinbar unbegreiflichen Sinnesänderung unter einem gebildeten Volke beitragen dürften, geben wir, nachdem er in den letzten Blättern des berliner „Freimüthigen" nur verstümmelt zum Abdruck gekommen, hier vollständig. D. Red.

der eine so mächtige Alliance von der Hand gewiesen, zu operiren, mußten indessen von der Administration der Zeitschrift Kämpfe ausgefochten werden, in Folge deren ein Actionnair austrat und ein anderer mit Geld gewonnen wurde. Darum wurde Brougham mit allen Waffen, welche die gereizte Eitelkeit an die Hand gibt, angegriffen. Er war ein halsstarriger Witzbold, ein charakterloser, ruder Mensch, der keine Verhältnisse und Rücksichten achtet, ein Trunkenbold; man entstellte seine Reden, hob das Nachtheilige und Schwache heraus und ließ das Mildernde weg, und ein Theil des Publicums, im Vertrauen auf die Reputation der „Times", hielt dies für den Ausspruch der öffentlichen Meinung.

Daß Brougham in genialem Uebermuthe sich Feinde gemacht, daß er von seiner geistigen Höhe herab manche Publicisten oberflächlich und auch gewichtigere Individuen nachlässig behandelt und eine große Gegnerschaft sich zugezogen hat, ist unbestreitbar. Auch mag die „Amicabilität des Lordkanzlers" mit dem Franzosen Dupin in den Augen vieler Altbriten etwas sehr Anstößiges gehabt haben. Ebenso vermissen auch Bewunderer seiner Größe und Thätigkeit eine tiefere religiöse Empfindung in ihm, und der Torygeist, der in ihm einen ersten bürgerlichen Whig auf dem Wollsack erblickt, konnte, wenn er ihm auch, wie dies Wellington gethan, seine Verdienste lassen mußte, ihm dieses Glück doch nicht verzeihen. Wie viel die schlauen Tories vielleicht eben dadurch, daß sie ihm schmeichelten, gethan, um den einzigen Mann unter ihren Gegnern, den sie fürchten und achten mußten, bei seiner eignen Partei herabzusetzen, bleibt mit einem Schleier bedeckt. Der Unmuth, die Ueberraschung des Publicums beim Sturz des Whigministeriums, herumzweifelnd und unwissend, wen es anklagen, fürchten, hassen solle, entlud sich, von den „Times" geleitet, gegen Brougham, weil man doch ein Ziel haben mußte, und der Lordkanzler wurde der Intrignen von der Zeitung angeklagt, vermuthlich mit nicht besserem Grunde als früher des Trunkes. Er hat nicht mehr getrunken, als jeder Engländer in seinem Nebelklima verträgt und vor Allen ein Parlamentsredner. Zu Pitt's Zeit pflegten diese und Pitt selbst auch nicht nach Gläsern, sondern nach Flaschen zu zählen.

Brougham antwortete nicht. Er sank für den Augenblick, aber im nächsten Augenblick sank auch das Ansehen der „Times", die ihm den Untergang geschworen hatte, und es ist zweifelhaft, wer sich schneller wiedererholen wird. Der ehemalige Lordkanzler kann es durch Thaten, die Zeitung nur durch die Versicherung, daß sie wirklich die öffentliche Meinung repräsentirt, etwas, was sich zwar leicht sagen läßt, wozu aber noch gehört, daß es geglaubt wird.

England ist, trotz seiner freundschaftlichen Annäherung dazu, nicht Frankreich. So schnell und ungerecht, wie oft hier, werden große Verdienste nicht vergessen, und wenn der Parteigeist überschäumt, so tritt das richtige Niveau bald wieder heraus. Brougham braucht vielleicht nichts Neues mehr zu thun; das Andenken an Das, was dieser eine Mann mit rastloser Thätigkeit für England gewirkt, könnte vielleicht allein schon ihn in seine volle Popularität bei dem besonnenen Volk der Briten restituiren. Seine Thätigkeit im Gericht ist anerkannt; noch aber hat kein Lordkanzler wie er bis auf den letzten Augenblick im Dienste des Staats gearbeitet und den Ruhm erworben, keine Reste zu hinterlassen. Wie auch die „Times" diese Thatsache verdrehen, ist doch in England darüber nur Eine Stimme.

Den Ruf eines großen Mannes zu retten, ist nicht die Ehrensache der Nation allein, der er angehört, sondern die Ehrensache aller Derer, welche für Größe Sinn haben. 76.

Aus Italien.

Während neue Berichterstatter aus den verschiedensten Punkten Italiens über die Bauweise der neuesten Tage nicht die günstigsten Urtheile fällen, z. B. über die Architektur in Rom die Verfasser der „Beschreibung der Stadt Rom" (I, 613), über die in Florenz ein Berichterstatter in der „Biblioteca italiana" (1834, Juniheft, S. 430 u. s. w.), folglich auch dort man den Widerhall der Klagen hört, die in der „Maatschappij tot aanmoediging der bouwkunde" zu Amsterdam 1822, in der sächs. Ständekammer 12 Jahre später so laut sich vernehmen ließen, — kann man wenigstens Das nicht leugnen, daß vielerlei auf den einzelnen Punkten Italiens gebaut wird. Rom, denn im Fache der Künste ist und bleibt der alten Siebenhügelstadt immer der Vorrang, sieht seine Paulskirche wiedererstehen, freilich weder in der Form die 1823 niedergebrannte ersetzend, noch in Hinsicht der Ausführung als ein Denkmal für die Zeit, wo sie emporsteigt. Es wird eine Basilika mit Marmor, Granit und Vergoldung, wie es in Rom schon mehre gibt, die durch die Stelle, wo sie steht, zwar an die frühere erinnern wird, aber selbst in den Einzelnheiten der Construction gewaltig von ihrem Urbilde abweicht. Man muß sehr bewegende Gründe gehabt haben, den stets großen Aufwand dieses Baues nicht zu scheuen, da so viele Rücksichten sonst wol hätten bestimmen können, in jetziger Zeit die nöthigen Summen auch bei der ersparendsten Ausführung auf näherliegende Bedürfnisse zu verwenden. Würdiger erscheint neben diesem Bau die Ableitung des Anio bei Tivoli, ein großartig ausgeführtes Unternehmen für einen beachtenswerthen Zweck, das rasch genug seiner Vollendung entgegengeht. In Neapel gewinnt der Prachtbau von S.-Francesco und Paolo immer mehr an Umfang und Bedeutung, und als verdienstlich wird gepriesen, daß auch in den Provinzen die Sorge der Regierung sich der öffentlichen Bauten, z. B. beim Hafen von Brindisi, ernstlich annehme. Parma sah eine neue Bibliothek entstehen und den Palast seiner Regentin verschönert; Pavia ein neues Museum (Malespina di Sannazaro), ebenso Brescia; Florenz schmückt vollends seine Kapelle delle pietre dure bei S.-Lorenzo aus, da die Mosaikfabrik für Werke aus edeln Steinarten unter Leitung des Ritters Carlo Sivier wesentliche Verbesserungen erfahren hat, ziert seine Plätze durch Statuen von Luigi Pampaloni, sieht in S.-Lorenzo's Kapelle der Mediceer die kolossalen Kuppelbilder von Benvenuti, und wird wol auch noch die Zeit herankommen sehen, wo die Frontseiten seiner Kirchen würdige Ausschmückung erhalten. Sehr bedeutend sind die Neubauten aller Art in Turin und in Piemont überhaupt, von denen das Juliheft der „Biblioteca italiana" (1834) eine übersichtliche Aufzählung gab. Gilt es aber ein Gebäude zu nennen, das durch seine würdige Ausführung den oft übersehenen Zorn des Genius der Architektur versöhne, so muß man den Friedensbogen zu Mailand nennen, der in würdiger Pracht jetzt seiner Vollendung entgegengeht. Der darauf verwandte Kostenbetrag belief sich auf 3,077,489 Lire und 37 Cent.; aber das Denkmal ist in Anlage wie in Ausführung eines der schönsten, welche in neuerer Zeit Italiens Boden aufsteigen sah. Gleich würdig ist in ihrer architektonischen Anlage die Barriera della porta orientale nach dem Risse des Prof. Vantini ausgeführt worden, in allen Theilen eine großartige Pracht zeigend, wodurch die Hauptstadt des nördlichen Italiens allen ihren Schwesterstädten der Halbinsel vorleuchtet. Man berechnet die Kosten dieses Baues für die Stadt Mailand auf 706,087 Lire, und keine der Künste, die zum würdigen Schmuck des Baues aufgeboten werden konnte, hat man dabei unbeachtet gelassen. Gleichmäßig sucht man in andern Theilen des lombardisch-venetianischen Reichs Das, was der Zeit übergeben wird, durch edlere Formen vor ihren Zerstörungen mehr zu bewahren; denn Einsicht genug darf man dort nach und nach voraussetzen, daß nur das Unbedeutende und Geringe ohne Pflege sich selbst zu überlassen ist. Grade in diesem Theile Italiens ist man täglich mehr beflissen, die Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart durch Monumente künftigen Geschlechtern näher ans Herz zu legen, und man kann sich des Kunstsinns auch als blos Zuschauender freuen, der jetzt Schulden der Vergessenheit abzutragen überall Anlässe sucht. Die Denkmäler für

Dante, Leonardo da Vinci, Galileo Galilei, Volta, Beccaria, Oriani gehören alle der neuesten Zeit an, und die Liste würde noch viel länger werden, sollten alle die Inschrifttafeln aufgeführt werden, welche Dankbarkeit für die verschiedenartigsten Verdienste öffentlich aufstellt. Denn in Inschriften sich das Herz leicht zu machen, ist noch heute bei den Italienern Herkommens, wie es dort schon zur Zeit der alten Römer war; und am Schlusse dieser Notiz kann sich Ref. nicht versagen, eine in Erinnerung zu bringen, welche in einem Zimmer der Bäder zu Masino im Valtellin, zu Ehren eines Allopathen prangend, aufgestellt ist, und wie viele analoge Fälle den Lesern schon ins Gedächtniß gerufen haben mag:

Quae Masinum advenerat
Ut consulto medicorum;
Balneo, luto et stillicidio summo
Tumoren adiposum curaret
Quo in dextera omenti parte affecta,
Comitissa Maria Castel-Barco,
Mediolanensis,
Puellam feliciter parturiendo
Tumorem evacuavit,
Die 30. Julii 1781,
Prout medici prius
Ignaviam evacuassent suam.

Mögen etwaige Leserinnen diesen Text von ihren gelehrten Hausfreunden sich übersetzen und nach Worten und Sachen genauer erklären lassen.

Die früher in deutschen Blättern etwas eilig bekannt gemachten Nachrichten über die Wiederauffindung der Gebeine Rafael Sanzio's in dem Pantheon zu Rom kann man jetzt aus den amtlichen Berichten vervollständigen, die über dieses Ereigniß unter dem Titel: „Istoria del ritrovamento delle spoglie mortali di Raffaello Sanzio da Urbino, scritta dal principe don Pietro Odescalchi dei Duchi del Sirmio, con l'aggiunta delle notizie aneddote raccolte dal Cav. Pietro Ercole Visconti, segretario perpetuo della Pontificia Accademia di archeologia, e di una Canzone del Marchese Luigi Biondi, presidente della medesima Accad. Roma" (1833), zuerst im 58. Theil des „Giornale arcadico", dann einzeln erschienen sind. Aus ihnen ergibt sich, daß die Zweifel über die Stelle, wo Rafael's Leiche beigesetzt sei, vom Ritter Gius. Fabris, Vorsteher der Congregazion de' Musici di S.-Giuseppe ausgingen, zunächst um die Echtheit des Schädels zu beweisen, den man als Rafael's Schädel den Gläubigen in der Akademie des heiligen Lucas vorzeigte. Nach eingeholter Erlaubniß, an Ort und Stelle sich die Gewißheit verschaffen zu dürfen, wurde, wie bekannt ist, am 9. September 1833 die Nachgrabung begonnen, und bis zum 14. Sept. dauerte die Wegschaffung der Stufen und des Altartisches der Madonna del Sasso, unter denen man das Grabmal Rafael's voraussetzte, stets in Gegenwart zahlreicher und namhafter Zeugen. Erst nach Entfernung der genannten Gegenstände stieß man auf den Bogen neuen Mauerwerks, das bald durchbrochen die Stelle zeigte, wo Rafael's Leiche in einem in Asche aufgelösten Sarge beigesetzt war. Diese Entdeckung war die Peripetie des Dramas; denn als alle herbeigerufene Autoritäten sich zudrängten, als Camuccini die Gebeine zeichnete, wie man sie gefunden, als Carlo Fea seinen Irrthum der vornehmen Gesellschaft gestand, weil er es vorzüglich gewesen war, der Rafael's Grabstätte in Sta.-Maria sopra Minerva gesucht hatte, — als man die heiligen Ueberreste ängstlich aus dem Schutte las, Prof. Trasmondo einen osteologischen Bericht über das Gefundene aufsetzte, dauerte nur noch der Nachklang jenes Moments, wo Ritter Salvi, Präsident von S.-Luca, der zuerst in das Loch gekrochen war, den Außenstehenden zurief, er habe den Schädel mit allen seinen Zähnen gefunden. Alle Fibern der Theilnahme, der Spottsucht, des Erstaunens waren da in Spannung. Später übersetzten die Zustürmenden nur, was man damals empfunden, in Worte. Interessant ist in Prof. Trasmondo's Berichte die Bemerkung über den vorgefundenen Radius (Armknochen), daß der hintere Winkel desselben (die spina) beinah scharf, der Eindruck unter dem Höcker (der tuberositas) durch den Ansatz des langen Beugers des Daumens sehr rauh und das Mittelstück des Radius von dichtem Gewebe und starkem Durchmesser gewesen sei, wodurch sich ergebe, daß das Skelett einem Individuum angehört haben müsse, welches den rechten Daumen immer zum Malen gebraucht habe, daß außerdem die Zeichen der Männlichkeit ausgesprochen vorlagen; die Zeichen des Alters sich nicht fanden, daß der Verstorbene folglich mittlern Alters, dem Anfange desselben wahrscheinlich näher als seinem Ende stand u. s. w. Sechs Tage lang strömten die Römer herzu, die Reste des verehrten Meisters an der Stelle zu sehen, wo sie waren aufgefunden worden; am 25. Sept. ward das Pantheon geschlossen, und in Gegenwart einer berufenen Gesellschaft legte man mit den gewöhnlichen Vorkehrungen und Feierlichkeiten von Protokollen, Befundberichten u. s. w. die vorgefundenen Gebeine erst in einen Sarg von Tannenholz, der in einen andern von Fichtenholz eingeschlossen ward, nachdem die Congregation der Musiker des heil. Joseph vorher vom Cardinal Rivarola die Erlaubniß erhalten hatte, den Schädel und die rechte Hand in Gyps abzugießen. Mit den Originalactenstücken auf Pergament geschrieben, allen Zeugnissen u. s. w. wurde nun der doppelte Sarg zuerst in einen bleiernen, dann in eine marmorne antike Todtenurne gelegt, welche Papst Gregor XVI. zu diesem Zwecke angewiesen hatte. Die früher aufgeworfene Frage, ob man die Gebeine nicht sichtbar aufstellen solle, war im Sinne Rafael's, der an jener Stelle seine Ruhestätte gewünscht hatte, und in christlich humanem Sinne verneinend entschieden worden. Alles fand wieder unter dem vermauerten Altar der Madonna seine Ruhestatt. Die antike Wanne, von griechischem Marmor, schien durch ihre Verzierung, Lorberkranzschnüre und Widderschädel, dann kleine Störche in Relief an den schmalen Seiten, für eine ähnliche Bestimmung gearbeitet, und nur durch das bekannte Distichon des Cardinals Bembo zu Rafael's Andenken, dann durch die Worte: Ossa et Cineres. Raph. Sanct. Urbin., sowie durch die Beifügung von: Gregorius XVI. P. M. Anno III. Indict. VI. Arcam. antiqui operis Concessit, brauchte die neue Verwendung angedeutet zu werden. Auf dem neugearbeiteten Marmordeckel waren blos die gewöhnlichen christlichen Zeichen angebracht. Dem durch alle nöthige Actenstücke beglaubigten Berichte ist als Beilage noch eine genauere Notiz über Rafael's Testament, eine über die Weise seiner Bestattung, und eine dritte über seine Braut, Maria Bibbiena, beigegeben. Für Freunde der Kunstgeschichte, denen nichts gleichgültig ist, was den großen Todten betrifft, eine reiche Sammlung! Wer sie besitzt, kann die früher erschienenen „Memorie intorno il rinvenimento delle ossa di Raffaello Sanzio, con breve appendice sulla di lui vita, dell' architetto Carlo Falconieri, siciliano" (Rom 1833), eine durch die Gespräche des Tages veranlaßte Schrift, ohne Besorgniß entbehren. 5.

Literarische Notizen.

Die polnische Buchhandlung in Paris kündigt unter andern Schriften, die sie im Laufe d. J. liefern will, auch die Biographie des Fürsten Adam Czartoryski von M. Niemcewicz und „Mes erreurs" von Skrzynecki an.

Von dem Advocaten A. Bernier ist erschienen: „Monumens inédits relatifs à l'histoire de France. 1400—1600".

Eman. Napol. Perrot hat sich die undankbare Mühe gegeben, Harro Harring's Schrift über Lamennais' „Paroles" ins Französische zu übersetzen. Ebenso erschienen auch vor Kurzen „Paroles d'un négociant". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1835.

Musée de la caricature en France, ou histoire pittoresque de la satyre, de la malice et de la gaîté françaises, pour servir de complément à toutes les collections de mémoires. Erstes bis achtzehntes Heft. Paris 1834.

Von diesem Werke sollen nicht weniger als 150 Hefte, jedes mit drei Kupfern und einem erklärenden Texte erscheinen. Die 18 bisher bekannt gemachten Hefte können also nur noch einen unvollständigen Begriff von der ganzen Sammlung geben, zumal da kein anderer Plan derselben zu Grunde liegt, als daß man Caricaturblätter aus verschiedenen Zeitepochen sammeln und dieselben mit einer Erklärung wiederherausgeben will. Die Caricaturzeichnung ist in Frankreich nie so gut gediehen als in England, wo sie freilich schon seit länger als einem Jahrhunderte sich frei hat ausbilden können. Nur zur Zeit der Bürgerkriege, wenn eine siegreiche Partei sich auf Unkosten der besiegten lustig machen und diese verspotten wollte, oder wenn die Regierung es für gut fand, ihre Feinde lächerlich zu machen, konnten die Künstler in Frankreich Caricaturblätter erscheinen lassen. Noch zur Restaurationszeit fürchtete man die Caricatur so sehr, daß, wenn auch für gedruckte Schriften keine Censur mehr bestand, die Kupferstiche und lithographirten Blätter doch einer vorläufigen Einsicht unterworfen blieben und einer Erlaubniß der Direction des Buchhandels bedurften, um erscheinen zu können. Erst durch die Revolution von 1830 hat die Caricatur ihre Freiheit in Frankreich erobert, und auch erst seit dieser Zeit verdient sie Beachtung, weil sie seitdem große Fortschritte in künstlerischer sowol als in geistiger Hinsicht gemacht hat. Hiervon zeugt das heftweise erscheinende Journal: „La caricature", in welchem man wirklich sehr witzige Einfälle auf eine geistreiche Art dargestellt findet. Einseitig bleiben allerdings die carikirten Darstellungen. Ein unparteiischer, leidenschaftloser Künstler würde niemals eine Caricatur hervorbringen. Aber grade als Aeußerungen des Parteigeistes sind die Caricaturen beachtenswerth, und zuweilen stellen sie die Volksgesinnungen besser dar als Schriften.

Das Unternehmen, 150 Hefte mit ältern französischen Caricaturen anfüllen zu wollen, scheint etwas bedenklich; wo wollen die Herausgeber so vielen Stoff hernehmen, um ihre Abonnenten angenehm zu unterhalten? Indessen scheinen sie sich an den Ausdruck „französische Caricatur" nicht sehr strenge zu halten. Denn schon in den 18 ersten Heften befinden sich einige englische und sogar deutsche satirische Blätter auf Weltbegebenheiten oder Welthändel, worein Frankreich verwickelt gewesen ist. An eine chronologische Ordnung haben sich die Herausgeber gar nicht gehalten; sie nehmen ihren Stoff bald aus den Zeiten der Ligue und aus den Hugenottenkriegen, bald aus der Mazarin'schen Ministerschaft, bald aus der Revolutionszeit und den Kriegen gegen die verbündeten Mächte. Sie binden sich nur an eine einzige Regel. In jedem Hefte geben sie nämlich drei Blätter aus einer und derselben Zeit und begleiten diese mit einem alle drei umfassenden Texte. Zur Abfassung dieses Textes haben sie einige der geistreichsten Schriftsteller aus der jüngern französischen Literaturwelt vermocht, als Jul. Janin, Ph. Chasles, Leon Gozlan, Michel Raymond, Brucker u. A. Wo in aller Welt nehmen doch diese jungen Literatoren die dazu nöthige Zeit her? denn man findet ihre Namen fast bei allen wichtigen literarischen Unternehmen angekündigt. Ueberall sind sie mit Aufsätzen bei der Hand; hier bringen sie eine Erzählung, dort einen Aufsatz über Literatur, anderswo die Beschreibung eines Kupfers, eine biographische Notiz, eine dramatische Scene oder sonst etwas. Alles geht ihnen von der Hand weg, als ob sie nimmer etwas Anderes gethan hätten, wenn nur der Aufsatz nicht allzu lang zu sein braucht. Man sollte glauben, alle diese jungen Leute seien kürzlich aus einer Schule getreten, worin man ihnen eine gewisse mechanische Fertigkeit im Abfassen von allerlei Aufsätzen beigebracht habe. Auch einige wenige ältere Schriftsteller, unter andern Ch. Nodier, wetteifern an Thätigkeit in diesem literarischen Unternehmen sowie in vielen andern mit den jüngern Gestirnen der jetzigen Literaturwelt. Jeder dieser Mitarbeiter behandelt, wie es scheint, seinen Stoff nach Belieben, ohne sich um seine Collegen zu bekümmern, und äußert seine politische, religiöse, literarische Gesinnung, gleichviel ob sie mit derjenigen seiner Mitarbeiter übereinstimmt. Es entsteht dadurch eine Individualität und etwas Originelles in jedem Aufsatze. Die Freiheit, die man jetzt überall in der französischen Literatur antrifft, äußert sich auch hier; Jeder macht sich für seine Gesinnung, nicht aber für diejenige seiner Colle-

gen verantwortlich und spricht freimüthig aus, was ihm der Geist eingibt; Niemand hat das Recht mehr, ihn daran zu hindern.

Einige wenige Blätter abgerechnet, welche aus Handschriften des Mittelalters genommen worden sind, beginnen die Caricaturen in besagter Sammlung eigentlich erst bei der großen Spaltung der Meinungen im 16. Jahrhunderte, nämlich bei der kirchlichen Reformation. Hier bedienten sich zum ersten Male zwei große Parteien aller Waffen, die ihnen zu Gebote standen, um sich einander zu bekämpfen. Die Anhänger des Bestehenden und die Anhänger der Verbesserungen verfolgten und verspotteten sich, und daher entstanden manche Spottbilder, wovon einige hier wiederaufgefrischt werden, um der jetzigen Welt zu zeigen, wie weit damals Witz und Spottlust gekommen oder nicht gekommen waren. So gibt hier Ph. Chasles drei Caricaturblätter aus zwei Libellen der damaligen Zeit, der „Mappe romaine", einer selten anzutreffenden protestantischen Flugschrift, und der „Généalogie et fin des Huguenaux" von dem wüthenden Archidiakonus der lyoner Kathedralkirche, Saconay. Der Verf. des Textes führt noch mehre dergleichen Spottschriften an, um die sich jetzt außer einigen Bücherkennern Niemand mehr bekümmert, die aber doch als Denkmäler der leidenschaftlichen Aufregung jener Zeit einige Beachtung verdienen. Ph. Chasles behauptet, die freimüthigen Reformatoren hätten die französische Revolution vorbereitet oder wenigstens den ersten Stein dazu gelegt. Wäre dieses wahr, so könnte man mit noch mehr Wahrheit sagen, daß jeder Denker der vorigen Jahrhunderte, welcher seine Meinung hat frei äußern können, zu dieser Revolution, sowie zu andern noch kommenden das Seinige beigetragen hat.

Leon Gozlan, welcher drei andere Blätter hinsichtlich der Reformation erläutert, geht auch noch viel weiter als sein Mitarbeiter und ruft also:

Welche undurchdringliche Finsterniß umhüllt den Ursprung der sogenannten Lutherischen und jeder andern Reformation! Sie reicht bis ans Chaos und war dem ersten Menschen (!) eigen. Ich glaube, alle Reformationen rühren von der dreizehnten Rippe her.

Eins dieser Blätter stellt Calvin vor, wie er zum Scheiterhaufen des armen Servet's zu Genf Holz herbeiträgt und das Feuer anschürt. L. Gozlan bemerkt über Calvin:

Die Figur dieses Mannes eignet sich nicht zur Caricatur. Seine Leidenschaften waren zu gewaltsam, als daß sie hätten eine komische Wendung nehmen können. Der Mörder Servet's war gar keine lustige Person.

In demselben Hefte findet sich ein deutsches Blatt, „Geistlicher Raufhandel" betitelt, worin sich der Papst zwischen Luther und Calvin befindet, die ihn Beide bei den Haaren fassen, indeß Luther außerdem noch seinen Mitreformator beim Barte faßt. Zur Seite ist das Volk unter der Gestalt eines armen zerlumpten Schäfers dargestellt, welcher kniend folgendes Gebet zum Himmel richtet:

Herr Jesu, schau du selbst darein,
Wie uneins die drei Männer sein.
Komm doch zu deiner Kirch' behend
Und bring' solch Zanken zu ein End!

Hierüber macht L. Gozlan folgende Bemerkung:

Da die andern Caricaturblätter, sowol die gegen die Reformation so feindseligen als die den Katholicismus so beleidigenden, von ihrem Verfasser und Zeichner unterschrieben sind, so wäre es interessant, den Namen des duldsamen Künstlers zu erfahren, welcher Gott und das Volk, die sich nicht schlagen, über den Papst, über Calvin und über Luther setzt. Der Künstler hat aber seine Unterschrift nicht beigefügt. Vermuthlich hat er sich die voranstehende Caricatur zu Gemüthe geführt und die Gefahr eingesehen, im 16. Jahrhundert wie Servet der Meinung Niemands zu sein. Er war also nicht allein ein Weltweiser, sondern auch ein scharfsinniger Kopf. Ich will nicht weiter in die Materie eindringen, denn sonst könnte ich sogar die Echtheit dieser Caricatur in Zweifel ziehen.

Der Bürgerkrieg zwischen der Ligue und den Hugenotten hat zu einer Menge Spottbilder Anlaß gegeben, wovon hier mehre wiederdargestellt werden; unter andern die berüchtigte Procession der bewaffneten Mönche in Paris, während die Stadt von Heinrich IV. belagert wurde. Zwar haben einige spätere katholische Schriftsteller die Thatsache geleugnet und das Spottbild der Erfindung eines neuern Künstlers zugeschrieben; allein mehre Zeugnisse stimmen für die Echtheit des Factums, und auch die Darstellung der Procession scheint nicht fern von der Belagerungszeit zu sein.

Weit lustiger nehmen sich die Caricaturblätter über die pariser Sitten im 17. Jahrhundert aus. J. Janin hat einen prätentiösen Commentar darüber geliefert.

Ein schönes Blatt ist der Scherz über die Einnahme von Gent durch die Franzosen zur Zeit Kaiser Karl V. Gent heißt bekanntlich im Französischen Gand, welches auch Handschuh bedeutet. Das Spottbild stellt drei Männer in der Tracht damaliger Zeit dar. Der Mann in der Mitte, ein Spanier, sucht mit einer Leuchte und mit der Brille auf der Nase, zur Erde gebückt, seinen verlorenen Handschuh. Ein Flamänder, der ihm zum Führer dient, zeigt auf den dritten Mann, einen Franzosen, der lachend den Handschuh auf der Spitze seines entblößten und emporgehaltenen Degens trägt. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt Gent. Die drei Figuren sind kräftig hingestellt und voller Ausdruck. Der Verf. des Textes, Michel Masson, bemerkt schmerzlich am Ende seiner Erläuterung, daß aber noch jetzt Gent außerhalb der Grenzen Frankreichs liege.

Dann kommen die Mazarinaden, eine Quelle, in welcher die Herausgeber des Werkes manches Spottbild werden finden können, denn der lächerliche Frondekrieg hat deren eine Menge hervorgebracht. Der Cardinal von Retz sagt in seinen „Memoiren", es ließen sich über die Händel dieser Zeit 60 Bände Flugschriften sammeln. Der Spottbilder gab es vielleicht über hundert; jedoch mag die Sammlung selten vollständig anzutreffen sein.

Ueber Ludwig XIV. wagte man nur in Holland einige Caricaturblätter zu verfertigen. Eins davon wird hier illuminirt mitgetheilt. Der König sitzt auf einem Sessel in einer großen Sonne, dem bekannten, von seinen Schmeichlern für ihn erfundenen Sinnbilde. Von dieser Sonne gehen eine Menge Strahlen aus, deren jeder eine dem großen Monarchen vorgeworfene Sünde

angibt, als: Verfolgung der Calvinisten, Ehebruch u. s. w. Einige der Vorwürfe sind ungegründet oder unbedeutend, weshalb auch der Verf. der Erläuterung sich die Mühe gibt, dieselben zu widerlegen. Der Urheber dieser Caricatur wird sich wol gehütet haben, Ludwig XIV. in die Hände zu fallen; denn sonst würde ihn dieser verwöhnte Monarch wol nicht besser behandelt haben als den holländischen Zeitungsschreiber, der es gewagt hatte, die Misbräuche seiner Gewalt kühn zu tadeln, und welcher, durch Verrath in seine Hände gefallen, zu Mont-Saint-Michel in einen Käfig gesperrt wurde und daselbst sein Leben endigen mußte, ohne daß jemals irgend ein richterlicher Spruch ihn zu dieser grausamen Strafe verdammte, und ohne daß er je die geringste Aenderung in seiner jammervollen Lage erhielt. Ludwig XIV. war so wenig daran gewöhnt, die Wahrheit zu hören oder Widerspruch zu leiden, daß ein Zeitungsschreiber, welcher ihn mit Spott verfolgte, ihm wie ein Ungeheuer vorkam, das man einsperren müsse, damit es über Niemand herfalle. Die Memoiren aus der Zeit Ludwig XIV. haben jedoch weit ärgere Dinge ans Tageslicht gezogen, als der Zeitungsschreiber gesagt hatte; was hat dies aber dem armen Leidenden geholfen?

Aus der Zeit der skandalösen Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans kommen bis jetzt nur einige Caricaturblätter vor, die sich auf die verunglückten Finanzoperationen des bekannten Law beziehen; wahrscheinlich werden aus jener an Spott reichen Zeit noch manche Skizzen mitgetheilt werden. Aus der Regierungszeit Ludwig XV. kommen auch bereits einige wenige Caricaturen vor. Damals waren die Franzosen witzig; die Pariser besonders dichteten Lieder und zeichneten Spottbilder auf die Tagesbegebenheiten; die letzten konnten indessen nicht so leicht erscheinen als die Gedichte, welche stets, aller Censur ungeachtet, in Frankreich ans Tageslicht gekommen sind; und wenn auch ein Höfling, wie der Herzog von Aumont, Ansehen genug besaß, um Marmontel in die Bastille setzen zu lassen, blos weil er in einer Gesellschaft ein schön versificirtes Spottgedicht declamirt hatte, so würde doch die Regierung allzu viel zu thun gehabt haben, wenn sie alle Diejenigen, welche Spottlieder und Epigramme dichteten, sangen, hersagten oder abschrieben, hätte wollen in die Bastille sperren; die furchtbare Burg würde nicht groß genug gewesen sein.

Dann kam endlich die Zeit der allgemeinen Staatsumwälzung, der Notabeln, der Generalstaaten, der constituirenden Versammlung, des Nationalconvents. Nun brachen alle Fesseln; nun bekam auch die Caricatur ein Recht, zu erscheinen, zu protestiren, zu kritisiren. Diese Epoche ist daher reich an satirischen Bildern. Indessen fehlte es damals an Uebung, an Gewandtheit, auch wurden die Begebenheiten bald zu ernsthaft, als daß man mit Witz darüber hätte scherzen können. Anfangs wurde der König nicht verschont. Die bekannte Eßlust der Bourbons und die Habsucht der Hofschranzen mußte zum Vorwurfe dienen. So stellte man ein großes Diner Ludwig XVI. dar, zu welchem von allen Gegenden her Eßwaaren herbeigetragen und geschleppt wurden. Sogar noch auf seiner Flucht nach Varennes wurde er essend dargestellt. Nach einem wol unwahren Gerüchte soll sich Ludwig XVI. auf seiner Flucht durch die Champagne deshalb verspätet haben, weil er noch in dem Städtchen St.-Menehould ein köstliches Gericht verzehren wollte. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Verf. des Textes, daß sich diese gewaltige Eßlust, die aber vermuthlich bei Ludwig XVI. nur schwach war, desto stärker bei Ludwig XVIII. vorfand, wie man aus dessen „Reise von Koblenz nach Brüssel" ersehen kann, indem die Mittagsessen darin eine Hauptrolle spielen.

Eine besondere Lust und eine Gelegenheit zum Spaßen gewährten damals den Parisern die Zurüstungen der Emigrirten am Rheine gegen die neue französische Regierung. Hierüber wurden daher auch manche Spottbilder verfertigt mit derben Anspielungen auf die im Emigrantencorps berühmten Männer. So erblickt man hier zwei Bilder, auf deren einem der Zug der Emigranten gegen das linke Rheinufer dargestellt wird. Das zweite bildet dagegen ihre Flucht ab. Beide sind äußerst grotesk. Man findet hier den Prinzen von Condé in einem abenteuerlichen Schmucke als Feldherr; den Cardinal von Rohan (hier Halsband genannt) mit der Trommel, indessen die Chorknaben Pfeifer abgeben; die berüchtigte Madame Lamotte als Begleiterin des Cardinals; Mirabeau, den Bruder des berühmten Redners, mit Tonnenreifen umgeben, als Anspielung auf seine Dicke, weshalb er auch Mirabeau-Tonneau vom Volke genannt wurde. Alle diese Herren und Damen greifen mit kleinen Messern und Pfeilen den Constitutionsfelsen am rechten Rheinufer an und wollen ihn auch ersteigen, fallen aber ins Wasser oder zerschellen unten am Felsen. Dann kommen auch einige Spottbilder auf die comités révolutionnaires, die aber natürlich erst dann erscheinen konnten, als kein Robespierre mehr da war und die Verfasser nicht mehr Gefahr liefen, ihre Spottlust auf dem Blutgerüste zu büßen.

Aus der spätern Zeit findet sich in den bisher erschienenen 18 Lieferungen noch nichts; die Regierung Napoleon's war der Ausbildung der Caricaturkunst nicht günstig. Bekanntlich war der große Herrscher außerordentlich empfindlich; Epigramme und Caricaturen brachten ihn aufs äußerste; obschon es daran nicht fehlte, so konnten sie doch nur heimlich sich verbreiten. Dagegen waren die Engländer außerordentlich emsig im Hervorbringen solcher Spottbilder. Bei diesen also muß die Caricatur jener Zeit gesucht werden. Sie war derb und grob, aber auch oft sehr treffend. Napoleon war so gütig, seinerseits das Erscheinen der Caricaturen gegen die Engländer zu erlauben. In diesem Fache konnte er sich aber des Sieges nicht rühmen.

Aus der Restaurationszeit finden sich in den vorliegenden Heften auch keine Bilder vor. Zwar ließen es die Ultras und die Liberalen, oder, wie sie eigentlich damals hießen, die Royalisten und die Bonapartisten, nicht an Witz fehlen, um sich einander lächerlich zu machen; aber, wie gesagt, das Joch der Censur lastete auf der Carica-

tur, daher konnte sich der Spott auch nur in einem engen Kreise bewegen. Die Ultras hatten es am besten, denn sie wurden in ihrem Zorne gegen die Liberalen durch Aemter, Titel und Pensionen vom Hofe unterstützt; dagegen unterstützte das Volk die Liberalen, aber einstweilen mußten sie doch der Censur weichen, bis zuletzt das Volk und die Liberalen sich selbst Recht verschafften. Heutzutage ziehen die Ultras den Kürzern; wenn sie noch Caricaturen machen, so sind diese meistens gegen den jetzigen Hof gerichtet, und darin stimmen sie ganz mit der republikanischen Partei zusammen. B. G. Depping.

Frescobilder aus dem Leben des genialen Gabriel Hippeltanz, Directors einer herumstreichenden Komödiantenbande, von dem reisenden Kosmopoliten Anselmus Rabiosus. Mit einem Steindrucke, die reisenden Komödianten darstellend. München, Fleischmann. 1834. 8. 6 Gr.

Der Verfasser nennt seine Gabe „Frescobilder“; wenn man unter al fresco grobe Pinselei versteht, so ist der Titel sehr gut gewählt. Was eigentlich mit diesen Bildern, den Jammer und die Lumpen einer herumwandernden Komödiantenbande schildernd, persiflirt werden soll, ist uns nicht recht klar, gewiß aber, daß Jünger in seinem komischen Roman: „Fritz“, das wandernde Komödiantenleben vor vielen Jahren weit treffender und glücklicher in schlichter Prosa malte, als dies hier in holperigen Knittelversen geschieht. Ob Voltaire's „Panglos“ es blos einem Misgriff des Setzers zu danken hat, daß er hier in einen „Panklos“ verwandelt wird, mag dahingestellt sein; gelesen, das sieht man aus dem Panglos und manchen andern Erwähnungen, scheint Anselmus Rabiosus mancherlei zu haben; aber mit dem Lesen ist es nicht abgethan, wenn man als Schriftsteller, und vorzüglich als satirischer auftreten will. Ob sich irgend Jemand durch die zum Glück keine vollen vier Bogen umfassenden „Frescobilder“ erbaut finden kann, wollen wir nicht bestimmen, denn der Geschmack ist unendlich verschieden; eins können wir jedoch mit Sicherheit sagen: das wenige Witzige, was sich vorfindet, ist nicht neu, und das Neue ist nicht gut. Uns hat im Allgemeinen das Ganze nur gelangweilt; oder ist das etwa witzig und amusant oder treffend, oder auch nur wahr, wenn unter Anderm gesagt wird:

> Zum Schminken, ich kann es nicht verhehlen,
> Uns leider fast alle Mittel fehlen;
> Durch Ziegelstaub, Kreide und Rübensaft
> Wird dies Requisit sehr wohlfeil verschafft.

Wo in aller Welt findet sich eine Komödiantenbande, auf die sich dies, selbst en caricature, anwenden ließe?! 55.

Notizen.

Der Katholik Augustin Theiner.

Wer in dem letzten Jahrzehend die kirchlichen Bewegungen auch auf dem Gebiete des Katholicismus mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, kennt aus der Zeit der gegenkirchlichen Bewegung unter den Katholiken Schlesiens auch die beiden Brüder Theiner, die auf dieselbe einen so wesentlichen Einfluß durch ihre Schriften gehabt haben. Nach dem, praktisch allerdings erfolglos gebliebenen, aber an und für sich eifrigen Kampfe dieser beiden gegenpäpstlichen Reformers mußte die schon früher in Deutschland bekannt gewordene Nachricht, daß der jüngere jener Brüder, Augustin Theiner, sich 1833 in Rom selbst mit der Kirche wiederversöhnt habe, nicht wenig Aufsehen erregen. Noch mehr aber muß das mit den Beweggründen dazu und mit dem ganzen Gange der Bekehrung der Fall sein, worüber nun das Vorwort zu A. Theiner's „Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten“ eine weitere und sehr ausführliche Nachricht ertheilt.*) Diese confessions sind in der That ein höchst wichtiges Actenstück, sowol in psychologischer Hinsicht, wie als ein Zeichen auf dem Gebiete der kirchlichen Bewegungen unserer Zeit. Es lehrt aufs Neue, wohin der mit dem Kirchenglauben oder mit sich selbst wegen des Glaubens in religiösen Dingen Zerfallene geräth, wenn er den Kampf, in welchem er sich befindet, nur aus dem Standpunkte des Gefühls und der Phantasie betrachtet, nicht auch mit den Waffen der Vernunft schlichten will und schlichtet; aber es lehrt auch, namentlich an den Verunglimpfungen der Reformation und Luther's sowie des Protestantismus selbst und Derer, die seit jener zur protestantischen Kirche übergetreten sind, nicht minder auch an den Lobpreisungen der römisch-katholischen Kirche, besonders ihrer Hierarchie und des Jesuitenordens, welche sich, nämlich Verunglimpfungen sowol als Lobpreisungen, in jenem Vorworte begegnen, — es lehrt, daß die Extreme sich berühren, und daß Napoleon Recht hatte, da er sagte: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!“ Sei jener Rücktritt die unmittelbare Folge einer innern Verirrung und Verblendung oder äußerer Proselytenmacherei, das ist in der That ganz gleichgültig, und die Antwort auf diese Frage kann die Thatsache nicht ändern; aber diese selbst ist so merkwürdig, namentlich als Zeichen der Zeit, daß wir das erwähnte Vorwort allen Denen empfehlen, die auf diese Zeichen der Zeit ihre Blicke nicht nur im Fluge zu richten pflegen.

Der Marquis de Sade.

Ueber diese Ausgeburt höchster Unsittlichkeit in Frankreich im 18. Jahrhunderte enthält die „Revue de Paris“ vom 30. Nov. 1834 einen höchst interessanten und — wenn über ein moralisches Ungeheuer nur sonst mit Geist geschrieben werden kann — sehr geistreichen Aufsatz von Jules Janin. Er ist um seiner selbst willen, besonders aber auch darum zur Lecture zu empfehlen, weil er an dem Einen Bilde in seinem Rahmen die Unsittlichkeit erkennen läßt, die in Frankreich, als ein Erbstück aus früherer Zeit, die Großen des Landes und mehr oder weniger die ganze Staatsgesellschaft durch und durch verdorben hatte **), und die sodann nach 1789 der Revolution selbst jene so gefährliche Richtung gab, von welcher sich Frankreich vielleicht auch jetzt noch nicht ganz erholt hat. Der Schluß jenes Aufsatzes charakterisirt den Mann hinreichend. „Fünf und siebzig Jahre leben, besessen von unsittlichen Gedanken; seine Jugend im Verbrechen hinbringen, sein reiferes Alter in Gefängnissen verleben und seine spätern Jahre im Narrenhause sich aufhalten müssen; seine ganze Familie hinsterben sehen und der Leichenbegleitung seiner Gattin nicht zu folgen wagen, aus Furcht, diese letztere dadurch zu entehren; von nichts als von fast unmöglich scheinenden Verbrechen träumen (er beging unter vielen Verbrechen eines, wegen dessen er jedoch von der Untersuchung freigesprochen wurde, weil — die Gesetze darüber nichts bestimmt hatten!); in allen Schandhäusern der Welt und den Wohnungen der Unsittlichkeit bewundert werden; der Dichter der Sklavenkerker und der Historiograph der Unzucht sein; sterben, wie man gelebt hat, einsam und als ein Gegenstand des Schreckens und Ekels; Bücher hinterlassen, die die Schande des menschlichen Geistes sind und gleichsam die Buchdruckerkunst entehrt haben: diese Strafe ist eine höchst seltene, aber sie ist dem Marquis de Sade zu Theil geworden.“ 17.

---

*) Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. Mit einem Vorworte, enthaltend: Acht Tage im Seminar zu St.-Eusebio in Rom. Mainz, Kupferberg. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

**) Jules Janin versichert, unter Fürbitten für den Marquis de Sade, da er auf Napoleon's Befehl im Bicêtre war, auch mehre niedliche Briefchen von Frauen und Mädchen aus der großen Welt gelesen zu haben, die baten, „dem armen Marquis die Freiheit zu geben“.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 10. — 10. Januar 1835.

Georg und die Störche.

Ein Märchen der Ipsarioten. *)

Für einen Reisenden, der nicht durch Bequemlichkeiten verwöhnt ist, kann es nichts Anmuthigeres geben als nächtliche Seefahrten während der hohen Sommermonate auf den griechischen Meerbusen, wie von Nauplia nach Astros, oder von dem Peiraieus nach Aigina, Epidauros und Poros. Wie drückend auch die Hitze des Tages gewesen sein mag, mit Sonnenuntergang tritt eine mildere Temperatur ein, eine kühlere Luft haucht die Ermatteten erfrischend an, der Mensch athmet freier und fühlt sich wie neugeboren. Aber nicht jene deutsche Abendluft, jene nebelfeuchten Erdhauche, der Schrecken unserer Frauen und Mädchen, der so oft unsere Lust im Freien stört und uns mit dem letzten Sonnenstrahle den dumpfen Häusern zuzueilen zwingt. Die griechische Abendluft, mit Ausnahme weniger feuchtgelegenen Orte, ist wie die kurze lichte Dämmerung dieses Landes, aus Sonnenstrahl und Sternenschein gewoben, ein leichter ätherischer Balsam, welchen einzuathmen Alles begierig vor Haus und Thor ins Freie eilt. Dann ist es Zeit, die Barke zu besteigen, denn der Landwind, von den Bergen herunter dem Meere zuströmend, wird nicht lange auf sich warten lassen. Die kurze Dämmerung weicht bald dem milden Sternenlichte; ein Stern nach dem andern entzündet sich an dem sanftblauen Himmel, ein zahlloses Heer, mit einem uns Nordbewohnern unbekannten Glanze flimmernd, denn die reine nebellose Luft läßt auch nicht den kleinsten Strahl verloren gehen. Aber nicht lange und die funkelnden Sterne, die über dem Rücken des Hymettos stehen, fangen an zu erbleichen, blasse Strahlen zucken über den östlichen Himmel hin, sie breiten sich mehr und mehr aus; der dunkle Rand des Gebirges zeichnet sich scharf auf dem erleuchteten Hintergrunde ab, und alle Blicke richten sich dorthin, die volle Scheibe des Mondes, die eben hinter dem höchsten Gipfel hervortritt, zu begrüßen. In breiten Streifen gießt er sein mildes silbernes Licht über die nur sanft gekräuselte Fläche des saronischen Golfes aus und läßt Aigina, Salamis und selbst die fernen Berge des Peloponnes in zweifelhaften Umrissen erscheinen. Unterdeß hat ein günstiger Wind schon die Segel gebläht; die Barke hat den Peiraieus verlassen und gleitet in mäßiger Eile sanft und sicher über die tiefe Flut dahin, einen schimmernden Lichtstreif hinter sich ziehend, der an Glanz mit dem Widerscheine des Mondes wetteifert. Nachdem die Segel einmal gerichtet sind, verlangen sie stundenlang keinen weitern Dienst; der Schiffsherr *) kauert auf dem hintern Halbverdeck der Barke, das Steuerruder haltend, und die übrige Gesellschaft, Schiffer und Reisende, lagert sich auf Verdeck und Bänken und trinkt in vollen Zügen die frische balsamische Luft, die Blicke auf die fernen, matt erleuchteten Berge gerichtet und ihre schwankenden Umrisse zu mannichfachen Gestalten deutend oder mit den Augen das ewig wechselnde Spiel der Wellen verfolgend. An Unterhaltung fehlt es nicht, wenn der Reisende nur der Sprache mächtig ist; die Feier der Umgebung schließt die Gemüther auf, halbvergessene Erinnerungen tauchen wieder empor, Geschichten aus dem Türkenkriege und Lieder werden laut, bei denen der Inhalt oft das Widerwärtige des Gesangs, mit welchem sie vorgetragen werden, vergessen macht, oder es wird gar, was die Krone der Unterhaltung ist, ein Märchen erzählt.

Auch die nachstehende Erzählung, ein wahres Schiffermärchen, wurde auf einer solchen nächtlichen Seefahrt von einem Psarianer vorgetragen und schien dem Schreiber dieser Zeilen der Aufzeichnung würdig. Er legt es hiermit seinen deutschen Landsleuten vor. Was etwa darin einer Erläuterung bedürfen möchte, werden die untergesetzten Anmerkungen kurz erklären; die Anachronismen, das Unhistorische desselben bedürfen wol keiner Entschuldigung, da sie eben jedem Märchen eigen sind und nur seine Naivetät zu erhöhen dienen.

Nachdem der Schiffer den Bitten der Reisenden nachgegeben, einen Trunk Wasser genommen und sich mehrmals geräuspert hatte, hob er folgendermaßen zu erzählen an.

Anfang des Märchens: Guten Abend Euch Allen! **)

*) Ipsarioten, die unter den Europäern gebräuchliche Benennung der ehemaligen Bewohner von Psara; sie selbst aber nennen sich Psarianer (Ψαριανοί).

*) Schiffsherr, *καραβοκύρης*. Außer ihm besteht die Besatzung einer solchen Barke (*καΐκι*) noch aus zwei bis drei Mann oft auch nur Knaben.

**) *Ἀρχὴ τοῦ παραμυθίου· καλὴ 'σπέρα σας!* Mit diesen

In Therapia bei Konstantinopel lebte vor langen, langen Jahren ein armer Schiffer, der nichts weiter besaß als sein Häuschen und einen Nachen, mit welchem er auf dem Kanal von Konstantinopel sein Brot verdiente. Es wurde ihm aber sehr schwer, mit seinem kärglichen Erwerb seine zahlreiche Familie zu ernähren, die aus seiner Frau und mehren Söhnen und Töchtern bestand. Sobald daher seine Söhne Dimitri, Michael und Georg ins Jünglingsalter traten, foderte er sie auf, ihr Glück in der Welt selbst zu versuchen; er versah jeden mit einigen sauer ersparten Piastern und gab ihnen seinen Segen; die Jünglinge nahmen Abschied von Mutter und Schwestern und wanderten der großen und reichen Stadt Konstantinopel zu.

Sie waren von Jugend auf ans Schifferleben gewöhnt und hatten oft, wenn sie dem Vater die kleine gebrechliche Barke rudern halfen, mit Neid die großen Handelsschiffe und die reichen vornehmen Schiffsherren betrachtet, welche der lebhafte Handelsverkehr aus allen Weltgegenden in Konstantinopel zusammenführte. Einst auch solche vornehme Schiffsherren zu werden, das war der höchste Wunsch, den sie je gehegt hatten; aber sie sahen ein, daß sie nur durch Fleiß und Anstrengung es dahin bringen könnten. Was war daher natürlicher, als daß sie sofort ihre Schritte nach dem Hafen lenkten, um dort wo möglich auf einem Schiffe ein Unterkommen zu finden. Indem sie vor einem Kaffeehause vorüberschlenderten, erblickten sie auf einer Bank vor demselben einen Mann, den sie an seinen Kleidern als einen Schiffsherrn erkannten. Sein freundliches Aeußere machte ihnen Muth; sie winkten sich einander zu, traten dann vor ihn, grüßten ihn ehrerbietigst, indem sie ihre rechte Hand auf die linke Brust legten und das Haupt ein wenig neigten, und sprachen dazu: „Viel seien die Jahre deiner Herrlichkeit!" *) „Seid willkommen, meine Kinder!" **) entgegnete der Mann, indem er sich aufrichtete und den Gruß auf ähnliche Weise erwiderte. Dimitri trug dann ihr Anliegen vor. „Wir sind freilich noch unerfahren", sagte er, „und haben noch nie auf einem großen Schiffe gedient; wenn du uns aber mitnehmen und uns zu tüchtigen Seeleuten bilden willst, so sind wir bereit, dir drei Jahre lang um die bloße Kost zu dienen." Der Schiffsherr nahm ihr Anerbieten an, führte sie selbst auf sein Fahrzeug, eine neugebaute zierliche Goelette, und schon am folgenden Tage gingen sie nach Smyrna unter Segel.

Worten leitet der Erzähler jedesmal sein Märchen ein, denn die eigentliche Zeit zum Vortrag derselben ist der Abend oder die Nacht.

*) *Πολλὰ τὰ ἔτη τῆς αὐθεντιᾶς σου.* Griechen aller Stände reden sich gegenseitig deine Herrlichkeit (*ἡ αὐθεντιά σου*), deine Wohlgeborenheit (*ἡ εὐγενεία σου*) u. s. w. an. Doch ist die ursprüngliche Bedeutung dieser Wörter fast in Vergessenheit gerathen, und sie dienen eigentlich nur als Umschreibungen des einfachen Du oder Ihr; daher man selbst Geschwister sich gegenseitig Ew. Herrlichkeit nennen hört.

**) *Καλῶς ἤλθατε, παιδιά μου.*

Im Laufe der nächsten zwei Jahre machten sie mehre Reisen nach Marseille, Livorno und Triest, nach Smyrna, Alexandreia und andern Häfen des mittelländischen Meeres, und kehrten jedesmal wieder nach der Stadt *) zurück. Der Schiffsherr war nicht allein mit ihrem Fleiße und ihrem Betragen zufrieden, sondern machte ihnen auch wiederholt kleine Geschenke an Geld und Kleidern.

Als sie nach Ablauf zweier Jahre wieder einmal in Konstantinopel waren, begab es sich, daß in dem Hafen dieser Stadt eine große, prächtige Fregatte zu einer weiten Reise, um unbekannte Länder aufzusuchen, ausgerüstet wurde. Dimitri, dessen unruhigen Sinn die kurzen Reisen auf einer kleinen Goelette nicht mehr zu befriedigen vermochten, hätte gar zu gern mit einem solchen stolzen Schiffe die lange abenteuerliche Fahrt, zu der es bestimmt war, mitgemacht. Mit solchen Gedanken beschäftigt, schlenderte er eines Tages am Hafen auf und ab, von Zeit zu Zeit sehnsüchtige Blicke auf die Fregatte und ihre hohen schlanken Masten richtend, als er plötzlich eine Menge Menschen sich entgegenkommen sah, die einen Herold umgaben, welcher mit aller Anstrengung seiner durchdringenden Stimme eine lange Rede auszurufen bemüht war. **) Neugierig schloß sich auch Dimitri dem Haufen an und horchte dem Ausrufer zu, wie dieser pomphaft verkündigte: jenes herrliche Schiff, das dort vor Aller Augen liege, sei bestimmt, ferne Länder aufzusuchen, wo die Steine und Berge aus eitelm Gold und Silber beständen, und da seine Mannschaft noch nicht vollzählig sei, könnten tüchtige Matrosen noch gegen reichliche Bezahlung Dienste darauf finden. Wer war froher als unser Schifferssohn aus Therapia! Er sah mit Einem Male die Erfüllung aller seiner Wünsche vor sich, seine Reiselust befriedigt und die Hoffnung auf schnelle Erwerbung unermeßlicher Schätze fest begründet. Ohne sich lange zu besinnen, begab er sich an den angewiesenen Werbeplatz und ließ nicht allein sich, sondern auch seine beiden Brüder in das Verzeichniß der Mannschaft eintragen.

Auf die Goelette zurückgekehrt, unterrichtete er Michael und Georg von Dem, was er gethan. Sie erinnerten ihn an die Verpflichtung, welche sie eingegangen waren, ihrem gegenwärtigen Schiffsherrn drei Jahre lang zu dienen, aber er wies alle ihre Einwendungen zurück. „Eine solche Gelegenheit", sagte er, „unser Glück zu machen,

) Stadt ('στὴν πόλη*, d. i. *εἰς τὴν πόλιν*) nennt der Grieche vorzugsweise Konstantinopel, und dem gemeinen Manne gilt das Wort *πόλις* noch jetzt als ein Eigenname, indem er andere Städte *χώρας* oder *πολιτείας* nennt.

**) Alle Bekanntmachungen der Art geschehen durch öffentlichen Ausruf. Will z. B. ein Schiff nach Syra abgehen, so geht einer der Schiffer manchmal tagelang in der Gegend des Hafens auf und ab und ruft von Zeit zu Zeit mit einer monotonen Modulation: *Διὰ τὴν Σύραν, διὰ τὴν Σύραν!* So auch die meisten öffentlichen Verkäufe. Wenn z. B. in Nauplia Jemand ein Pferd loszuschlagen wünscht, so läßt er es von einem Ausrufer besteigen, der damit durch die Straßen reitet, den Preis ausrufend und die guten Eigenschaften des Pferdes anpreisend, bis sich ein Käufer findet.

dürfen wir nicht vorübergehen lassen." Sobald ihr Schiffsherr an Bord kam, stellte ihm Dimitri die Sache vor, und die drei Brüder baten ihn vereint, sie ihres Wortes zu entbinden. Vergebens suchte jener sie eines Andern zu überreden; vergebens bot er ihnen sogar einen ansehnlichen Lohn für die Zukunft. Die Brüder bestanden auf ihrer Bitte, und er mußte endlich nachgeben. Die Reiselustigen packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und begaben sich an Bord der Fregatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Journalistik.

Revue rétrospective. Diese Zeitschrift erscheint in monatlichen Heften. Der Zweck spricht sich in dem Titel hinlänglich aus; sie beschäftigt sich mit der Vergangenheit, erörtert historische Fragen, theilt ungedruckte Urkunden mit, unter denen sich oft recht interessante befinden. Die vorliegende Nr. 14, welche im November erschienen ist, enthält unter der Aufschrift: „Manuel de police impériale" ein Schreiben des Grafen Röderer, außerordentlichen Commissairs in der achten Division während der 100 Tage, an Hrn. Frochot, damaligen Präfecten des Departements der Rhonemündungen. Der Brief ist sehr geistreich abgefaßt und enthält Winke für spionirende Policeibeamte, die der Schlauheit des Hrn. Grafen mehr Ehre machen als seiner Moralität. Als Hauptagenten empfiehlt er den Arzt und Wundarzt; diese bezahlt man genereus für Krankheiten, die man nicht hat; ferner ein paar Advocaten für Verwaltungsgeschäfte, auf die man großen Werth zu legen scheint. Sodann ist der Herr Pfarrer, dem man für seine Armen Geld gibt, das er für sich behält und wofür er Neuigkeiten bringt. „Endlich", fährt der Graf fort, „müssen Sie sich eine oder zwei Maitressen halten, welche in Gesellschaften gehen; sie müssen ein wenig sur le retour sein; an diesen haben Sie die gefälligsten und geschwätzigsten Neuigkeitskrämerinnen. Ich würde mich sogar jeden Tag von einem Damencoiffeur frisiren lassen. Diese Kerls wissen am besten, was in den Köpfen steckt, welche sie unter die Hände bekommen." Das Document wurde in den Cartons des Präfecten Frochot gefunden und ist blos R. unterzeichnet. Da wir indeß in der ersten Zeile von dem Schreibenden selbst erfahren, daß er außerordentlicher Commissair der achten Division sei, so läßt sich gar nicht bezweifeln, daß Röderer der Verf. ist.

Hierauf kommt ein Aufsatz, überschrieben: „Journal de ce qui s'est passé en France devant l'année 1562". Damals ging es wunderlich in Frankreich zu. Den 19. Juni wurde unter Trompetenschall in Paris verkündet, jeder Hugenot solle die Stadt binnen 24 Stunden räumen. Zu Saint-Calais, einer Abtei bei der Stadt Le Mans, füllten die Katholiken einen Brunnen mit Hugenotten. Den 25. Juni wurden zu Paris eine solche Menge Bücher verbrannt, daß man das Feuer an drei Punkten der Stadt weit über die Häuser leuchten sah. Den letzten Juni wurde der Clerc eines Requetenmeisters auf der Straße vom Volke angefallen und gefragt, zu welchem Glauben er sich bekenne. Er sagte, er sei Hugenot und wolle es sein und nichts Anderes. Das Volk tödtete ihn auf der Stelle und warf ihn in die Seine. Aus dem Faubourg St.-Victor führte man eine Frau an die Tränke der place Maubert. Sie war beschuldigt, seit zehn Jahren nicht in der Messe gewesen zu sein. Nachdem man sie jämmerlich zerschlagen, wurde sie ins Wasser geworfen; so oft sie den Kopf aus dem Wasser that und das Ufer zu erreichen suchte, schlugen sie die Schiffer mit Rudern und langen Stangen. In der Julirevolution sah ich einen Geistlichen, den das Volk angefallen hatte und ins Wasser werfen wollte; die Nationalgarde rettete den Unglücklichen. Zu Madrid steckte das Volk kürzlich die Klöster in Brand und erwürgte die Mönche!

Et je suis cuit pour avoir fait trop cuire

sagt der heilige Dominicus in Voltaire's „Pucelle".

Das Journal geht bis zum December 1562. Auf jeder Seite werden ein paar Mordthaten berichtet. Die Leichen wurden durch die Straßen geschleppt; Kinder trugen die blutigen Kleider der Schlachtopfer auf Stangen und schrien: „Au méchant huguenot hérétique!" Merkwürdig ist eine Berathung des conseil privé über die Frage, ob es nicht besser wäre, die Hugenotten wieder in Paris aufzunehmen; ein Prälat, der Cardinal von Lothringen, war der Ansicht, man solle ihnen die Hauptstadt wieder öffnen, wobei er sich vorzüglich auf die Handelsinteressen stützte. Das Journal schließt mit der Schlacht bei Dreux.

Der Aufsatz: „Chronique du règne de Louis XV.", von 1742—43, schildert Frankreich in einem ganz andern Zustande. Von Hugenotten ist keine Rede mehr. Die Kirche hat genug zu thun, um sich zu halten. Doch ist ein Cardinal noch Minister, nämlich Fleury; allein sein Ende ist nahe. Die Chronik macht die naive Bemerkung: „Le public s'impatiente de ce que M. le Cardinal traînasse si longtems". Nachdem er den Parisern endlich den Gefallen gethan, zu sterben, sind sie noch nicht zufrieden; sie machen folgendes Epigramm auf seine Eminenz:

Sans richesses et sans éclat
Se bornant au pouvoir suprème,
Il n'a vécu que pour lui-même
Et meurt pour le bien de l'état.

Unter den literarischen Thatsachen erwähnen wir der Aufnahme des Dichters Marivaux in die Académie française. Seine Antrittsrede gefiel nicht besonders; man fand sie zu naiv, zu einfach, zu wenig geschmückt. Heutzutage gilt Marivaux für einen affectirten, koketten Schriftsteller. Scribe's Manier nennen die Kritiker die Marivaudage. Man begreift nicht leicht, wie ein Publicum mit solchen Kunstansichten Voltaire's „Mérope" verstehen konnte. Die Chronik berichtet, diese Tragödie, vielleicht die beste, welche Voltaire geschrieben, sei mit Enthusiasmus aufgenommen worden.

Das Hauptinteresse dieses Tagebuchs dreht sich aber um Madame de Mailly, die gewesene Maitresse, und ihre Schwester, Mad. de la Tournelle, die damalige Maitresse Ludwig XV. Wo ich nicht irre, hat der Monarch auch den beiden andern Schwestern, Mad. de Lauraguais und Mad. de — — seine Gunst zugewendet; ein sauberes Quatuor! Mad. de la Tournelle ist in der Chronik nämlich offenbar die wichtigste Person des Königreichs; erscheint sie in der Oper, erhält sie ein Billet vom Marschall Richelieu, zeigt ihr der König eine Stelle in seinem Briefe an den Cardinal Fleury, schenkt sie ihrem königlichen Liebhaber ein Souvenir, so ist es mit genauer Angabe des Datums aufgezeichnet. Man erfährt, wie oft der König der Mad. de Lauraguais einen gnädigen Blick zugeworfen, wie oft er über ihre witzigen Einfälle gelacht. Ueber die Mailly macht sich der Hof lustig; es regnet Epigramme auf die unglückliche Frau, welche dem Könige ihren Mann geopfert hatte und ihrer eignen Schwester geopfert wurde:

Grand roi que vous avez d'esprit
D'avoir renvoyé la Mailly:
Quelle hardiesse aviez vous là!
Alléluia!
Et l'on voit son Eminence
Le grand soutien de la France
Qui se f..... de tout cela.

Mad. de Mailly endigte wie die La Vallière; sie ging ins Kloster. Die Predigt eines Jansenisten hatte sie bekehrt. Sogleich wurde ein Epigramm auf sie gemacht, das ziemlich pikant ist; aber ich will lieber noch eins über die La Tournelle mittheilen, welche sich unsägliche Mühe gab, Herzogin zu werden; es ist zwar wol etwas zweideutig, oder auch unzweideutig, aber die Chronik sagt, die petites maîtresses am Hofe hätten das Lied gesungen; da können wir es ja wol lesen. Das hat schon weniger zu bedeuten, und im Französischen kommen Einem solche Sachen ganz decent vor.

Viens à Choisy mon roitelet,
Laisse là ton armée;

Fais-moi gagner le tabouret
Disait la bien-aimée.
Mais debout comme auparavant
Elle reste en arrière;
Négligerait-on le devant,
Ainsi que le derrière?

Mad. de la Tournelle wurde dennoch Duchesse de Châteauroux. Unter diesem Titel ist ein Roman der Frau Sophie Gay erschienen, in welchem man die weitere Lebensgeschichte der Favorite findet, die kein gewöhnliches Weib und ebenso unglücklich wie ihre Schwester de Mailly war.

Der Aufsatz, welcher sich betitelt: „Détention, exécution et inhumation de Louis XVI" führt uns in das blutige Drama, mit welchem sich alle diese Maitressenintriguen, diese Schwelgereien und Erbärmlichkeiten des französischen Hofes endigten. Es mußte leider der tugendhafteste aller Könige, die auf diesem mit so vielen Schandthaten besudelten Throne gesessen, dafür büßen! Wir finden hir zuerst einen Bericht des Comité de sûreté générale über die Maßregeln, die genommen worden, um die Gefangenen im Tempel zu bewachen. Acht Mitglieder der Gemeinde hatten täglich im Tempel den Dienst; eins im Zimmer des Königs, ein anderes im Zimmer der Königin; 287 Mann mit zwei Kanonen machten die Besatzung aus. Der König bewohnte nebst seinem Sohne vier Zimmer. Man hatte ihm weder Dinte, noch Papier, noch Federn gelassen. Befragt, ob er mit der Kost zufrieden sei, die ihm gereicht werde, erwiderte er, er habe darüber nicht zu klagen. doch wünsche er mit seiner Familie vereint leben zu können. Dann folgt ein Brief des Ministers Roland an die Administration des Departments von Paris, worin er ihnen Festigkeit und Wachsamkeit anempfiehlt. Zuletzt kommt dann die blutige Katastrophe. Lefèvre und Momoro, die Abgeordneten des Conseil géneral du département, ferner Salais und Ysabeau. Commissaire des conseil exécutif liegen an den Fenstern des Hôtel de la marine (auch Garde meubles de la couronne genannt) und ein Viertel auf 11 erscheint der Zug unter dem Befehle des Generalcommandanten Santerre auf dem Platze der Revolution. Louis Capet in einem vierräderigen Wagen nähert sich dem Schaffote, welches zwischen der Statue des ci-devant (so steht im Texte) Roi Louis XV und den Champs élysées aufgestellt ist. Um 10 Uhr 20 Minuten ist Louis Capet aus dem Wagen gestiegen; um 10 Uhr 22 Minuten ist er aufs Schaffot getreten. Die Hinrichtung wurde auf der Stelle vollzogen und sein Kopf dem Volke gezeigt. Da steht der Henker und hat das heilige Haupt in der Hand; wo er die blutigen Finger in die Haare gekrallt, da saß einst eine Krone! Trommeln wirbeln, Fahnen werden geschwungen, die Marseillaise erschallt um das Schaffot herum; aber die Hauptstadt ist stumm und öde. Es ist ein schauderhaftes Gemälde! Dieselben oben angeführten Beamten verfügten sich auf den Kirchhof La Madeleine. Ich führe die Worte des Berichts an: „Wir fanden die Befehle, die wir Tags vorher dem Pfarrer gegeben, vollzogen. Ein Detachement Gendarmen zu Fuß brachte die Leiche des Louis Capet. Wir erkannten, daß sie unversehrt und der Kopf vom Rumpfe getrennt war. Wir bemerkten, daß die Haare hinten abgeschnitten, daß die Leiche ohne Halstuch, ohne Rock und ohne Schuhe war. Sonst trug sie ein Hemde, eine Piquéweste, Hosen von grauem Tuche und ein paar grauseidene Strümpfe Also gekleidet, ward die Leiche in einen Sarg gelegt, welcher sofort in eine Grube hinabgelassen wurde." Im acte de décès Ludwig's heißt es: „Louis Capet, profession, dernier roi des Français, domicilié à Paris, marié à M. Antoinette d'Autriche". Ludwig XVI. wurde in seinem 39. Jahre hingerichtet. Ein wichtiges Actenstück ist der Todesschein des Herzogs von der Normandie, Sohnes des unglücklichen Ludwig XVI. Er starb in seinem elften Jahre. Der Policeicommissair Duffer berichtet, er habe den Auftrag erhalten, sich von dem Absterben des unglücklichen jungen Schlachtopfers zu versichern und dessen Beerdigung auf dem Kirchhofe Ste.-Marguerite im Faubourg St.-Antoine zu besorgen. Seiner Aussage nach soll diese mit großem Pomp stattgefunden haben, wobei aber zu bemerken ist, daß diese Aussage in einer Bittschrift enthalten ist, welche Hr. Duffer 1814 einreichte, um als Policeicommissair angestellt zu werden.

Journal des femmes. Ein nettes, feines, elegantes Journal; es wird von und für Frauen geschrieben. Das vorliegende Heft vom 15. December enthält zwei Titellithographien: L'île de St.-Denis bei Paris, und das andere Blatt stellt den König Edgar und einen adeligen Sachsen, eine sächsische Dame und die Abtei von Walltham vor. Sodann tritt Mad. Linna Jannès auf und berichtet über die Vorlesungen der Hrn. Delestre. Wol sollte es Lina heißen, da aber die Männer die Orthographie gemacht haben und sich eine sehr revolutionnaire Tendenz in diesem Blatte verspüren läßt, so hat vielleicht Mad. Jannès Linna geschrieben, um ihren Mann zu ärgern. Mich ärgert's, daß sie über Anatomie berichtet, denn Hr. Delestre liest über Anatomie; diese ist Gift für alle Poesie, wie mich dünkt, und wenn die Frauen sich nicht ein wenig zu poetisiren wissen, so verwelkt und verdorrt die Liebe bald zu einem ekeln Skelette. Auch kommen allerlei Dinge zur Sprache, die unter der Feder einer Dame sich gar curios ausnehmen. So heißt es im Berichte der Mad. Jannès, das Modell sei herbeigeholt worden und habe blos die Bedeckung behalten, welche die Decenz erheischt, und sei dann im Zimmer auf- und abgegangen, habe eine schwere Last aufgehoben, und alle seine Bewegungen seien analysirt worden. Damit aber die schüchterne Scham einen reinen Blick auf diesen Gegenstand richten könne, müsse vor Allem der Lehrer Ernst und Würde zeigen. Das Modell ist nämlich ein tüchtiger vierschrötiger Bursche, der seine Evolutionen im Hemde vor den jungen Damen macht. Hr. Delestre habe einen sehr schmeichelhaften Beweis des Zutrauens erhalten, das er einflöße; seine sämmtlichen Schülerinnen hätten sich bei dieser Vorlesung eingefunden, was ich herzlich gern glaube. Am Schlusse ihres Artikels stellt sich die Referentin die Frage, ob es schicklich sei, daß die Damen Anatomie studiren. „Dites, Mesdames, serez-vous moins religieuses en admirant davantage les oeuvres du tout-puissant? moins bonnes mères, quand vous connaîtrez mieux l'organisation physique et morale de vos enfans?" Nun, in Gottes Namen, studiren Sie Anatomie, Mesdames, aber läuten Sie nicht mit der großen Journalglocke in die Welt hinaus, daß die Spötter herbeilaufen und sich über den großen Zulauf lustig machen, den Hr. Delestre hat, wenn er seinen Mamselles das Modell im Hemde zeigt. Madame la Baronne de Carlowitz erzählt sodann die Geschichte der Libussa unter dem Titel: „Chronique bohémienne", ziemlich lau und flau. An die Beschreibung der Insel St.-Denis knüpft Mad. H. S. die läppische Geschichte eines Schulmeistersohnes der Insel, welcher das Schiffergewerbe trieb; eine junge Dame, die er in einem Nachen spazieren führte und die ins Wasser gefallen war, rettete er und bekam sie von der Mutter zur Frau. Die Damen des „Journal des femmes" treiben auch die Kritik. Da ist eine Clémence Robert; sie nennt sich weder Mamsell noch Madame, die versteht das Handwerk trotz einem Feuilletonisten. Sie recensirt „Exil et patrie", von H. du Cléseur und „Le coeur et le monde" von Hippol. Lucas, mit einer spöttischen Laune, gegen welche die Verse, die sie aus diesen Büchern mittheilt, sich ganz weiblich und liebend ausnehmen. Auch Bulwer wird abgecapitelt, und die Trollope kommt übel weg. Unter den Miscellen haben wir einen ergötzlichen Brief eines Mannes von Dünkirchen an die Directrice des Journals gefunden. Darin heißt es unter Anderm: „Femme, d'après la loi, la nature et la réligion, l'épouse est subordonné à son mari; quelquefois il n'a pas d'autre moyen de la faire obeïr que de la battre. Croyez, femme, que si j'étais votre mari, vous ne seriez pas éditeur de journal. Bien le bon jour, femme." Unterzeichnet: „Un homme qui battra sa femme quand elle le mérite."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1835.

Georg und die Störche.

Ein Märchen der Ipsarioten.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

Nach wenigen Tagen lichtete diese bereits ihre Anker und günstige Winde führten sie schnell durch die Dardanellen und weiter, immer weiter durch die Straße von Gibraltar in den Ocean hinaus. Alles schien eine erwünschte Fahrt zu versprechen, und die Mannschaft war guter Dinge, vor Allen unsere Brüder. Aber kaum waren sie einige Tage im Ocean, als sie von heftigen Stürmen befallen wurden, welche das Schiff gänzlich von seinem Laufe verschlugen und es Monate lang mit geringen Unterbrechungen auf den wilden Wellen umherpeitschten. Selbst der Schiffsherr wußte nicht mehr, in welcher Weltgegend sie wären, und zu noch größerm Unglücke waren ihre sämmtlichen Vorräthe an Lebensmitteln aufgezehrt. Fünf, sechs *) Tage lang ertrug die Mannschaft alle Qualen des Hungers. Als nach Verlauf derselben einer aus ihrer Mitte starb, beschlossen sie, seinen Leichnam zu essen, zerlegten denselben in Stücke und kochten das Fleisch. Ach, es schmeckte den Ausgehungerten köstlicher als je das fetteste Osterlamm in ihrer Heimat. Nachdem der erste Widerwille gegen diese unnatürliche Speise einmal überwunden war, machten sie unter sich aus, täglich Einen aus ihrer Mitte durchs Loos zu bestimmen, der getödtet und gegessen werden solle. Sie verfertigten Loose nach der Zahl der Köpfe ein schwarzes, die übrigen weiß. Wen das schwarze Loos traf, der nahm Abschied von seinen Gefährten, empfahl seine Seele Gott und der Panagia und ließ sich dann tödten, um den Andern zur Nahrung zu dienen. Sie mochten bereits zehn Tage ihr Leben auf diese Weise gefristet haben, als eines Morgens das Loos des Todes auch auf unsern Georg fiel. Er war eben von einem sanften Schlummer erwacht; in einem süßen Traume hatte er Land zu sehen geglaubt, und jetzt sollte er sterben. Aber mit der Beredtsamkeit der Verzweiflung schilderte er seinen Leidensgefährten seinen Traum und wußte ihnen die nahe Erfüllung desselben so wahrscheinlich zu machen, daß sie ihm noch bis zum Abend Frist gaben; fänden sie bis dahin kein Land, so versprach er, sich selbst zu tödten. Die Erwartung Aller war jetzt auf das Höchste gespannt; alle Augen richteten sich angestrengt nach der Gegend, der das Schiff mit einem günstigen Winde eben zuflog. Und wirklich um die Mittagszeit erblickten sie am Horizont einen dunkeln Streifen, und noch einige Stunden später warfen sie an einer blühenden, mit Wäldern bedeckten Küste Anker. Unbeschreiblich war ihre Freude; die Geretteten fielen einander in die Arme und dankten Gott und dem heiligen Nikolaos **) für ihre Erhaltung. Dann ließen sie eiligst die Barken ins Meer und ruderten, so schnell es ihre hingeschwundenen Kräfte erlaubten, ans Ufer. Unsere drei Brüder waren unter den Ersten; kaum waren sie gelandet, so trennten sie sich von den Uebrigen und eilten ungestüm dem Walde zu, in der Hoffnung, hinter demselben menschliche Wohnungen zu entdecken. Einige Vogeleier, wilde Früchte und Kräuter, welche sie fanden, mußten ihren Hunger stillen; aber schon brach die Nacht herein und noch hatten sie keine Spur von menschlichen Wesen gesehen, wußten auch in dem dichtverschlungenen Gebüsch den Rückweg nach dem Schiffe nicht zu finden. Sie übernachteten daher auf den Aesten eines hohen Baumes und setzten am folgenden Tage ihre Wanderung auf dieselbe Weise fort. Erst am Morgen des dritten Tages erreichten sie das Ende des Waldes und sahen nun in einer blühenden Ebene ein prächtiges Schloß vor sich liegen.

Sie richteten ihre Schritte auf dasselbe zu, ohne unterwegs einem lebenden Wesen zu begegnen. Durch eine enge Pforte traten sie in den weiten Vorhof ein, in welchem sie eine große Schafheerde fanden, aber noch immer keine Spur von Menschen. Schüchtern und vorsichtig um sich blickend näherten sie sich dem Schlosse selbst, stiegen langsam die breiten Stufen hinan, durchwanderten eine Reihe mit blendender Pracht geschmückter Zimmer und kamen endlich in einen geräumigen Saal, wo sie eine mit den verschiedensten Speisen reichbesetzte Tafel fanden. Vergebens erhoben sie ihre Stimmen und machten jedes mögliche Geräusch, um die Bewohner herbeizu-

*) Fünf, sechs, die gewöhnliche Bezeichnung einer unbestimmten Zahl im Griechischen, es seien Tage, Menschen oder Sachen gemeint. So auch im Folgenden: etwa zehn Tage, κάμμια δεκαριὰ ἡμέραις. Durch den häufigen Gebrauch ist aus dem Erstern Ein Wort geworden: πεντέξι oder πενθέξι.

**) Der heil. Nikolaos ist der Schutzpatron der Schiffer.

rufen; das Schloß schien gänzlich unbewohnt und verlassen. Der liebliche Duft der köstlichen Gerichte reizte ihren Appetit; sie konnten endlich der Versuchung nicht länger widerstehen und, alle Bedenklichkeiten bei Seite setzend, ließen sie sich an der Tafel nieder und stillten ihren Hunger. Aber kaum hatten sie einige Schüsseln geleert, als ein ungeheurer, ungestalteter blinder Drache sich durch die Thür drängte und mit einer Stimme, welche das Blut in ihren Adern erstarren machte, wiederholt ausrief: „Ich wittere Menschenfleisch, ich wittere Menschenfleisch!" Bleich vor Schrecken sprangen sie von ihren Sitzen auf; aber der Drache, dem Geräusche folgend, streckte seine scheußlichen, langen Krallen nach ihnen aus, packte zuerst Dimitri beim Nacken und zerschmetterte ihn am Boden, dann Michael; nur Georg entkam mittels seiner Behendigkeit und eilte in den Vorhof hinunter. Allein er fand das Pförtchen fest verschlossen, die Mauern zu hoch, um sie zu überspringen; wie sollte er entfliehen? Die Todesangst gab ihm indeß ein Mittel ein; sei es, daß er von dem berühmten Helden Odysseus *) gehört hatte, sei es, daß es seine eigne Erfindung war, er zog das scharfe Messer, welches er als Seemann bei sich zu tragen gewohnt war, erhaschte den größten Widder in der Heerde, tödtete ihn, streifte ihm das Fell ab, warf das Fleisch in einen Brunnen, umwickelte sich selbst mit der Haut, und versuchte es, auf allen Vieren zu kriechen wie ein Widder.

Inzwischen hatte der Drache oben seine scheußliche Mahlzeit von Menschenfleisch geendigt und kam jetzt die Marmortreppe heruntergewatschelt mit dem höhnischen Ausruf: „Du wirst mir nicht entkommen, du sollst mir gut zum Abendessen schmecken!" Er schleppte seinen unförmlichen Körper durch den ganzen Vorhof bis an die kleine Pforte, öffnete dieselbe und setzte sich dergestalt davor, daß er nur einen kleinen Raum freiließ, groß genug, um ein Schaf durchzulassen. Dann rief er nach einander alle Mutterschafe seiner Heerde bei ihren Namen; jedes kam, wie es gerufen wurde; der Drache melkte es und ließ es dann durch die Oeffnung ins Freie. Zuletzt kamen die Widder, unter welche Georg sich gemischt hatte. Mit Furcht und Zittern näherte er sich der verhängnißvollen Oeffnung. Aber der Drache streichelte ihm blos den Rücken wie den übrigen, lobte den vermeinten Widder wegen seiner Größe und Stärke, und glücklich entschlüpfte auch er ins Freie.

Dem sichern Tode entronnen, warf er schnell seine Verkleidung von sich und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, dem nächsten Walde zu. Er irrte wieder einige Tage auf die oben beschriebene Weise umher, und die Entbehrungen, welche er zu ertragen hatte, wurden ihm doppelt peinlich durch die Einsamkeit, in welcher er sich befand und wo ihn der schmerzliche Gedanke an das traurige Schicksal seiner beiden ältern Brüder unaufhörlich beschäftigte. Erst am dritten Tage gelangte er an den Rand des Waldes und erblickte vor sich in einer weiten Ebene eine große Stadt, aus deren Mitte ein stattliches Schloß, wie ein Königssitz anzusehen, stolz hervorragte. Allein nach seiner jüngsten Erfahrung hegte er einige gerechte Furcht vor den Schlössern in diesem verwünschten Lande; er blieb fast den ganzen Tag am Rande des Waldes im Dickicht verborgen, bald mistrauische, bald sehnsüchtige Blicke auf die Stadt richtend; doch endlich bewog ihn theils der Hunger, theils die Hoffnung, hier wenigstens menschliche Wesen zu finden, nach deren Gesellschaft der verlassene Jüngling sich innig sehnte, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und sich der Stadt zu nähern.

Dies geschah, wie man sich leicht vorstellen mag, nur mit der größten Vorsicht; Georg stand fast eine Stunde vor dem Thore, ehe er sich ein Herz faßte, hineinzugehen. Er kam in eine große breite Straße, mit wohlgebauten Häusern eingefaßt, aber nirgend eine Spur von Bewohnern; am Ende derselben sah er das Schloß liegen, allein auch dieses schien todt und verlassen. Doch machte ihm das Schloß sehr verzeihlicherweise die meiste Furcht; er wagte daher nicht, seine Untersuchungen bis dahin auszudehnen, und richtete sich in einem der nächsten Häuser am Thore eine Wohnung ein. Er fand das Innere desselben mit allen Einrichtungen der häuslichen Bequemlichkeit versehen, die Zimmer größtentheils prächtig verziert, selbst mit Diamanten und andern köstlichen Edelsteinen; die Keller und Vorrathskammern waren mit Lebensmitteln aller Art reichlich gefüllt, sodaß er keinen Mangel zu besorgen hatte, ja es fehlte ihm nichts, um glücklich zu sein, als menschliche Gesellschaft und Nachricht von den Seinigen in der Heimat.

Georg mochte etwas länger als fünf Monate in dieser Stadt gelebt haben, als er eines Morgens, vor dem Thore auf- und abgehend, ein großes Heer durch die Ebene herankommen sah. Die erste Freude wurde bald durch die Furcht zurückgedrängt, daß diese Fremden vielleicht auch Menschenfresser sein möchten; er floh in die Stadt zurück und in das nächste Haus, welches zufällig ein Bäckerladen war. In einer dunkeln Kammer fand er einen Backtrog; er wälzte ihn über sich, in der Absicht, während der Nacht seinen Schlupfwinkel zu verlassen und das Weite zu suchen. Indeß die Ankommenden hatten ihn bereits vor dem Thore gesehen, und kaum waren sie in die Stadt eingerückt und hatten die Zugänge mit Wachen besetzt, als sie anfingen alle Häuser nach dem fremden Menschen zu durchsuchen. Georg hörte die Schritte der Suchenden ganz in seiner Nähe, ohne daß sie ihn entdeckten; doch wagte er nicht, aus seinem Versteck hervorzukommen. Am folgenden Tage begann das Suchen von Neuem; zugleich hörte er Ausrufer in den Straßen, welche im Namen des Königs den fremden Menschen auffoderten, vor ihm zu erscheinen, ihm solle durchaus kein Leid geschehen. Allein Georg, der sich jetzt schon überzeugt hielt, daß es auf seinen Tod abgesehen sei, beschloß lieber

*) Solche Anklänge aus den althellenischen Mythen und Geschichten finden sich in den neugriechischen Volksmärchen nicht selten, meistens wie hier in eigenthümlichen Modificationen. Desto wünschenswerther ist eine vollständige Sammlung derselben, am liebsten durch kundige Griechen, in den ursprünglichen Volksdialekten.

Hungers zu sterben als sich fressen zu lassen. Am dritten Tage ließen die neuen Ankömmlinge endlich von ihren Nachforschungen ab, und begannen sich in ihren Häusern einzurichten. Auch der Eigenthümer des Bäckerladens, in welchem unser Georg versteckt war, nahm von seinem Hause wieder Besitz, gürtete seinen weißen Schurz um, und schickte sich an, sein Handwerk wiederauszuüben. Zu diesem Ende kam er auch in die Kammer, wo der Flüchtling verborgen war, hob den Backtrog auf — und war nicht wenig erstaunt, den so lange gesuchten Fremden darunter zu finden. Georg wagte vor Furcht nicht aufzublicken; aber der Mann redete ihm freundlich zu: „Warum", sagte er, „hast du dich hier verborgen, und bist nicht zu dem Könige gegangen, als er dich dazu auffodern ließ?" „Ich fürchtete mich", war die Antwort. „Er wird dir kein Leid zufügen", entgegnete der Bäcker, „denn wir leben mit euch andern Menschen in gutem Frieden; aber du sollst und mußt dich ihm zeigen, und ich werde dich selbst aufs Schloß führen." Vergebens widerstrebte Georg; sie gingen zusammen zu dem König, der unsern Abenteurer sehr freundlich empfing, mit Vergnügen sich seine Schicksale erzählen ließ und ihm seinen Schutz versprach, so lange er in der Stadt bleiben wolle.

Georg wohnte jetzt bei dem Bäcker, half ihm bei seiner Arbeit, und gefiel sich gar nicht übel unter diesen freundlichen Leuten, wenn nicht die Sehnsucht nach seiner Heimat ihn bisweilen mismüthig gemacht hätte. Sechs Monate waren auf diese Weise verstrichen, als er eines Morgens den König und sämmtliche Bewohner der Stadt ihre Häuser verlassen und vor das Thor auf die Ebene hinausgehen sah. Neugierig zu sehen, was es gäbe, folgte er ihnen, und war nicht wenig verwundert zu hören, wie der König sein Volk in größere und kleinere Scharen theilte, und Einigen nach Ingliterra, Andern nach Franza, Andern nach Italia, noch Andern nach Smyrna, nach Konstantinopel und nach den Dardanellen zu gehen befahl; ja selbst nach seinem Geburtsorte Therapia wurden Einige bestimmt. Ehe er noch Zeit gehabt hatte, zu fragen, was dies bedeute, setzte sich das ganze Heer in Bewegung, und nahm seine Richtung nach einem breiten Flusse, der in der Entfernung einer Stunde vor der Stadt vorüberfloß. Aber wer schildert sein Erstaunen, als er den König und alle seine Freunde sich in den Fluß stürzen sah; wer sein noch größeres Erstaunen, als sie nach einigen Minuten sämmtlich am andern Ufer als Störche wiederauftauchten, sich den gegebenen Befehlen zufolge in größere und kleinere Züge sonderten und nach den verschiedenen Weltgegenden davonflogen!

(Der Beschluß folgt.)

Französische Journalistik.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

La mode. Doch wir hätten wol genug Literatur, thun wir also einen Blick in die große Welt und zwar gleich in die größte. Die „Mode" ist ein Karlistenjournal, das es auf die königliche Familie abgesehen hat, und zwar ganz besonders auf den Herzog von Orleans, den es noch immer Duc de Chartres nennt, da der Vater noch immer für die Legitimisten blos der Herzog von Orleans ist. Die jungen Prinzen gehen gern ins Theater; es ist für sie eine Belohnung wie für die Kinder bürgerlicher Familien. Die Herzoge von Aumale und Montpensier werden ins Gymnase geführt, die Herzoge von Nemours und Joinville haben ihre Freude an den Chinesen des Théâtre nautique. Der Herzog v. Chartres, klagt „La mode", gehe nie ins Théâtre français; in der großen Oper sähe er blos die Ballete, das Théâtre italien verlasse er stets, wenn ein schönes Duett anfinge. Bei Mad. Potocka sei neulich ein großes Concert gewesen, der Herzog sei hereingestolpert, habe sich zwischen zwei Ladies gesetzt und dergestalt gelacht und aufgeschrien, daß man selbst die Donnerstimme des Lablache nicht mehr habe hören können; — wohlgemerkt, Lablache ist im Stande, mit seinem Basse die Fensterscheiben eines Salons zu zerbrechen. Das ist aber Alles noch nichts. Bei Lady Graham war Rubini eingeladen; Frau von Appony setzte sich zum Piano, Rubini sang, der Herzog fing wieder an zu lachen und zu schreien, daß Frau von Appony das Piano verließ und die Musik aufhören mußte; in der großen Oper hingegen sah der Prinz einem Pas mit der größten Aufmerksamkeit in tiefster Stille zu. Der Schluß von alle Dem ist, daß der Herzog von Chartres ein schlechter König sein wird, so meint es „La mode". Dann geht es über das „Journal des débats" her. Dieses gab neulich ein interessantes Feuilleton unter dem Titel: „Causeries d'Ecouen". Darin kommt die äußerst merkwürdige Aussage der Mad. Campan vor: „La reine n'eût jamais qu'un attachement pur, profond, unique, bien malheureux et toujours inaltérable; c'est un sécret qu'on a cru pénétrer, qu'on ne sait point et qui doit mourir avec moi." Darüber ist „La mode" sehr entrüstet; Mad. Campan sage zu viel und zu wenig. Ich wüßte nicht, warum; ihre Aussage ist im Gegentheil die beste Rechtfertigung gegen alle Beschuldigung von Ausschweifungen ꝛc., die gegen sie vorgebracht worden; eine stets reine, unglückliche, treue Liebe stellt gegen alle sinnlichen Verirrungen sicher. Zuletzt macht sich „La mode" über die augsburger „Allgemeine Zeitung" lustig, welche Louis Philippe mit Augustus vergleiche; sie solle doch auf so gutem Wege nicht stehen bleiben und gleich auch Montalivet für einen Mäcenas und Viennet für einen Virgil erklären. Den Schluß machen „Coups d'épingle", die aber ein bischen zu tief stechen. Der Witz ist hier ziemlich massiv. Jemand, der hinter Hrn. Thiers in die Akademie tritt, sagt: „Je suis (sequor) un drôle, je suis un faquin." Minder beleidigend ist die Aeußerung des türkischen Gesandten; als er Viennet gehört, sagte er: „Au moins celui-là n'est pas un grec."

La caricature. Die Nr. vom 18. December enthält zwei Blätter; auf dem einen ist der Maréchal Mortier als Mörser abgebildet; Louis Philippe, in der Uniform eines Artilleristen, hält ihm die Lunte an eine gewisse Stelle, und zum aufgesperrten Munde fahren Ehrenkreuze und Ordensbänder heraus auf die haschende Menge. Das ist die symbolisirte Uebersetzung des Napoleon'schen Bonmots über Mortier, der von ungewöhnlich langem Körperwuchse ist: „Un grand mortier à très-petite portée." Besser ist der Triumph des Hrn. Thiers. Das Männchen steht in römischer Toga auf dem Siegeswagen, mit einer hohen Lorberkrone um den Scheitel, eine Brille auf der Nase und einen mächtigen Gänsekiel in der Hand. Der Wagen wird von Dupin, Sauzet, Etienne und den übrigen Staatsmännern gezogen, die er besiegt. Es fehlt auch nicht an Sticheleien über Thiers; er sei dem ehrlichen Andrieux nachgefolgt; die Akademiker seien wie die Tage, sie folgten aufeinander, sähen sich aber einander nicht ähnlich. Noch ein Witz von Talleyrand. Jemand sagte in dessen Beisein, wie es möglich wäre, daß der Kopf des großen Mortier so leer sei. Antwort: „Darüber müssen Sie sich nicht wundern; in großen Häusern ist der oberste Stock immer am schlechtesten ausmeublirt". Ich brauche wol nicht hinzuzufügen, daß jede witzige Grobheit auf Rechnung Talleyrand's gesetzt wird, sowie alle

Calembourgs, alle sogenannten Bêtisen Odry zugeschrieben werden.

Courrier des théâtres. Hier kommt ein Meister im Schimpfen. Der Herausgeber des Blattes nennt sich Charles Maurice; es erscheint täglich in einem kleinen halben Bogen, und auf diesem kleinen halben Bogen ist blos eine halbe Spalte interessant. Diese halbe Spalte enthält aber freilich oft mehr Witz, mehr glückliche Einfälle mehr geniale Lästerungen als oft das „Charivari" und die „Caricature" zusammengenommen. Die Theater, die Schauspieler, die sich nicht abonniren, sind eigentlich grade Die, welchen das Blatt sein Glück verdankt; Maurice verfolgt sie so unablässig, macht sie so herunter, daß die übrigen, aus Furcht seinen Zorn zu reizen, sich fügen und ihm lieber 50 Francs jährlich bezahlen, um Ruhe zu haben. Auf solche Weise hat sich der Herausgeber ein Cabriolet, ein Landgut und ganz artige Renten zusammengelästert. Gegenwärtig hat er es besonders mit dem Théâtre français zu thun, und mit dem Théâtre des variétés, das er „Le Bouge-variétés" nennt. Uebrigens sind seine Späße zu sehr an die Localität gebunden, als daß wir ein Pröbchen mittheilen könnten.

Revue de Paris. Als wir vorhin sagten, es wäre nun genug Literatur, da hatten wir die „Revue de Paris" nicht gelesen, die diesmal so interessant ist, daß unsere Leser nicht böse sein werden, wenn wir ihnen doch wieder Literatur auftischen. Fürs Erste finden wir einen Aufsatz: „Andrieux à mon successeur à l'académie française". Es ist die Biographie des Dichters, von ihm selbst geschrieben. Diese Biographie hat uns innig gerührt. Die Worte, die der sterbende Greis an seinen unbekannten Nachfolger richtet, sind so wehmüthig-heiter, daß sie tiefer wirken als alle Elegien, die, wie Swift sagt, sämmtlich in Mohnsaft eingemacht sind. Andrieux erklärt übrigens, daß alle bisher über ihn erschienenen biographischen Nachweisungen unrichtig sind. Das Wesentlichste daraus dürfte um so mehr Interesse haben, da seit einiger Zeit sein Name in Aller Munde ist. Andrieux wurde geboren zu Strasburg 1759; wir können uns seinen blinden Haß gegen deutsche Aesthetik, deutsche Bildung um so weniger erklären. Er bestimmte sich zum akademischen Lehrer, ließ sich indeß überreden, eine Secretairstelle bei dem Herzoge von Uzés anzunehmen, ward später Advocat, Rath am Cassationsgericht, dann Vicepräsident an demselben Gerichte und endlich Deputirter des Seinedepartements; nach dem 18. Brumaire Mitglied des Tribunals. In dieser Stellung zeigte er sich der damaligen Regierung nicht hold und ward eliminirt, wie man es damals nannte, mit andern Worten: er bekam den Abschied. Eine Censorstelle, die ihm zwei Jahre nachher angetragen wurde, schlug er aus, nahm aber eine Pension an, die ihm Joseph Bonaparte aussetzte. Sie war bedeutend: 6000 Francs, und er bezog sie zehn Jahr lang. Joseph Bonaparte ist eine historische Person. Die Art, wie er Andrieux zur Annahme dieses glänzenden Geschenks zu bewegen suchte, ist zu ehrenvoll, als daß wir sie übergehen könnten, da Andrieux einigen Widerstand zeigte. „Es fällt mir ein großes Vermögen in die Hände; helfen Sie mir, einen guten Gebrauch davon zu machen; die Verbindlichkeit wird auf meiner Seite sein." So sprach Joseph Bonaparte zu einem Manne, der als Mitglied des Tribunals seinem Bruder gesagt hatte: „On ne s'appuie que sur ce qui résiste." Andrieux Werke sein Wirken als Professor der französischen Literatur an der polytechnischen Schule und im Collège de France, alles Das ist hinlänglich bekannt.

Wir kommen nun zu J. Janin. Dieser berühmte Journalist ist Professor geworden; er liest über Geschichte; er schafft eigentlich eine neue Art Geschichte, die Geschichte des Journals. Die Vorlesungen werden im Athénée gehalten, in derselben Anstalt, wo Laharpe seinen „Cours de littérature" entwarf, der noch heutzutage der Koran der classischen Sekte ist. Auch Lemercier, Ginguené, Chénier der Aeltere und Dr. Gall hielten hier Vorlesungen. Die Rede, womit Hr. J. Janin den Cursus eröffnet, theilt die „Revue de Paris" in ihrem Hefte vom 21. December mit; es ist eigentlich ein Feuilleton von größerm Umfange; seine Phantasie, die über mehren Jahrhunderten flattert und im Nu bald an einem Ende, bald am andern Ende ist, läßt in ihrem Fluge oft das entzückende Licht echter Begeisterung ausströmen, oft auch ist es nur griechisches Feuer, das entstellt und auf Knalleffecte berechnet ist. Daß er den Namen Fréron', des furchtbaren Gegners Voltaire's, wieder zu Ehren gebracht, macht seiner kritischen Unparteilichkeit wie seinem Darstellungstalent gleich viel Ehre. Diese ganze Stelle ist mit hinreißender Beredtsamkeit geschrieben. Folgende Bemerkungen über die Presse sind ebenso richtig als geistreich ausgedrückt: „Wer wir auch sein mögen: Staatsminister oder obscure Feuilletonschreiber, und wären wir die letzten Diener der Presse, säßen wir als Sklaven vor ihrer Thüre, hüten wir uns, je die Presse, unsere Nährmutter, zu lästern. Verzeihen wir ihr ihre Verirrungen, ihre Ungerechtigkeiten, ihren Zorn, ja ihre Perfidien; verzeihen wir ihr Alles, was man großen und intelligenten Mächten verzeiht, Alles, ausgenommen Verbrechen, Despotismus und Sprachfehler. Die Presse ist der Ruhm und die Stärke unsers Zeitalters; sie ist zugleich unsere Poesie und unsere Geschichte; sie steht mit den höchsten und den gewöhnlichsten Geistern auf gleicher Höhe; was wir haben, verdanken wir ihr; ohne sie ist für uns keine Zukunft. Sieger oder besiegt, sie hat uns den Sieg gegeben oder genommen. Die Presse ist das Schwert, welches an einem Haare sowol über dem Haupte des Königs schwebt, als des Geringsten, der über die Straße geht."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 12. — 12. Januar 1835.

Georg und die Störche.
Ein Märchen der Ipsarioten.
(Beschluß aus Nr. 11.)

Jetzt fiel es Georg auf einmal wie Schuppen von den Augen; er sah, daß er im Lande der Störche war. Darum also hatte er länger als fünf Monate in dieser Stadt allein leben müssen, und er konnte demnach vorhersehen, daß er wieder sechs Monate lang allein sein würde. Er ergab sich mit so viel Fassung als möglich in sein Schicksal und vertrieb sich inzwischen die Zeit, so gut er konnte.

Als der sechste Monat sich zu Ende neigte, brachte er fast die ganzen Tage vor dem Thore zu, der Wiederkehr seiner langschnäbeligen Freunde entgegenharrend. Endlich vernahm er eines Morgens in der Ferne ein dumpfes Geklapper und sah darauf eine dunkle Wolke jenseit des Flusses heranschweben und sich am Ufer desselben niederlassen. Es waren die Störche; sie tauchten wieder wie bei ihrer Abreise unter das Wasser und kamen am diesseitigen Ufer als Menschen hervor. In wenigen Minuten lag Georg, der ihnen entgegengelaufen war, in ihren Armen. Er suchte vor Allen diejenigen auf, welche in Therapia gewesen waren, hatte tausend und aber tausend Fragen an sie zu thun und ließ sich dieselben beantworten, so gut sie es vermochten.

Dieser Winter verging unserm Georg noch schneller und angenehmer als der vorjährige. Doch lag er dem Könige unablässig mit Bitten an, ihm Mittel zur Heimkehr in sein Vaterland zu verschaffen. Der König versicherte ihm, daß dies nicht in seinen Kräften stehe; „indeß, wenn du ein Storch werden willst, wie wir", sagte er endlich, „so kann ich dich nächsten Sommer nach Therapia schicken". Um nur seine Aeltern und Schwestern wiederzusehen, willigte Georg ein. Endlich kam der ersehnte Frühling heran; nachdem der König den Tag der Abreise festgesetzt hatte, begab sich Alles wieder, wie im vorigen Jahre, nur daß diesmal Georg mit den Andern in den Fluß der Verwandlung tauchte und am andern Ufer als ein prächtiger Storch, mit langem rothen Schnabel und noch längern rothen Füßen, mit weißem Gefieder und schwarzen Flügeln, wieder zum Vorschein kam.

In wie vielen Tagen die Reise nach Therapia zurückgelegt wurde, ist nicht genau bekannt. Nur so viel ist gewiß, daß Georg sich dort mit einer schönen und liebenswürdigen Störchin vermählte und sein Nest auf dem Dache seines väterlichen Hauses baute, das er mit freudigem Geklapper begrüßte. Wie glücklich fühlte er sich, den Seinigen so nahe zu sein und sie noch Alle am Leben und bei guter Gesundheit zu finden, den Vater und die Mutter wie die Schwestern. Aber es genügte seinem zärtlichen Herzen nicht, sie blos vom Dache herunter zu zu sehen; er flog zu ihnen hinab in den Hof und zeigte sich so zahm und zutraulich, daß man ihm endlich sogar erlaubte ins Haus zu kommen. Seit der Zeit versäumte er keinen Tag, um die Mittagsstunde, wenn die kleine Familie ihr bescheidenes Mahl einnahm, sich in ihrer Kammer einzustellen; er schnupperte gern mit seinem langen Schnabel auf und unter dem niedrigen Tischchen*) nach Brotkrumen umher, und er war überglücklich, wenn die alte Mutter bisweilen seinen Kopf auf ihren Schoos legte und ihn mit einer Hand streichelte, während sie ihm mit der andern einen guten Bissen in den Schnabel schob. Dann stimmte Georg sein schönstes Geklapper an, und machte hundert komische Männchen, um ihr seine Liebe und Dankbarkeit zu bezeigen. Freilich betrübte es ihn sehr, seine Aeltern und Schwestern manchmal von ihm und seinen Brüdern sprechen und ihren Tod oder Verlust beklagen zu hören; aber vergebens bemühte er sich, ihnen zu verstehen zu geben, daß er ihr todtgeglaubter Georg sei. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, einst noch Mittel zu finden, in Menschengestalt zu ihnen zurückzukehren, und um sie dann überzeugen zu können, daß er als Storch bei ihnen gewesen sei, spielte er seiner Lieblingsschwester Kathinko eines Tages folgenden losen Streich.

Kathinko war zur Hochzeit einer Freundin eingeladen worden und war im Kämmerchen beschäftigt, mit Hülfe ihrer Mutter sich aufs Schönste zu schmücken. Georg war nach seiner Gewohnheit zugegen. Sie hatte aber ein Paar nach den ärmlichen Verhältnissen der Familie sehr werthvolle silberne Armbänder hervorgesucht, die sie von ihrer Großmutter ererbt hatte; aber kaum hatte sie eins

*) Ein solches Tischchen ist gewöhnlich nicht über 8 Zoll hoch; man setzt sich um dasselbe mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf Teppiche oder Matten. Nachdem Alle sitzen, wird ihnen ein langes schmales Tuch über den Schoos gebreitet, das um das ganze Tischchen herumreicht und als Serviette dient.

derselben um den linken Arm befestigt, als man auf der Straße ein großes Geräusch hörte, wie wenn ein Paschah oder ein anderer vornehmer Herr mit seinem Gefolge vorüberritte. Neugierig, wie Frauenzimmer sind, eilten Mutter und Tochter vors Haus, um zu sehen, was es gäbe, das zweite Armband auf dem Tische lassend. Kaum wurde Georg dies gewahr, als er das Band in den Schnabel faßte, damit aufs Dach flog und es sorgfältig in dem Reisig seines Nestes versteckte. Als Kathinko ins Kämmerchen zurückkehrte, vermißte sie ihr Kleinod; die Mutter ermangelte nicht, ihr bittere Vorwürfe über unzeitige Neugier zu machen, die sie ebensowol selbst verdient hätte, und Beide fingen an zu suchen und kehrten das Unterste zu oberst; aber vergebens, das Verlorene war nirgend zu finden. An den Storch dachte Niemand. Der saß unterdeß oben in seinem Neste, und klapperte vor Freuden über seinen gelungenen Streich.

Inzwischen war der Sommer verflossen; die Störche von Therapia und die aus der Umgegend hielten verschiedene Zusammenkünfte, um sich über ihre Abreise zu bereden, und am festgesetzten Tage flog auch Georg mit den übrigen davon. Als sie am Flusse angekommen waren, ging wieder die bereits bekannte Verwandlung vor sich, und darauf zogen sie in ihre verlassene Stadt ein. Georg war freilich nicht wenig froh, die Seinigen wiedergesehen zu haben, aber desto lebhafter war jetzt seine Sehnsucht, ganz zu ihnen zurückzukehren. Er lag daher dem Könige so unablässig mit Bitten in den Ohren, bis dieser ihm endlich versprach, in seiner Weisheit auf Mittel zu sinnen, ihm zur Rückkehr zu verhelfen. Nach einigen Wochen war das Mittel gefunden. Eine Anzahl von Storchmännern wurde befehligt, einen Nachen zu zimmern, und in Monatsfrist hatten sie ein kleines brauchbares Fahrzeug zu Stande gebracht. Dieses wurde mit Lebensmitteln beladen und auf einen Fluß geschafft, der hinter der Stadt vorbeifloß; dann ließ der König unserm Georg sagen, daß Alles zu seiner Abreise bereit sei. Er beschenkte ihn zum Zeichen seiner Gnade noch mit einem ganzen Sacke voll der köstlichsten Edelsteine aus seiner Schatzkammer. Georg nahm nicht ohne Rührung Abschied von ihm, dem Bäcker und seinen übrigen Storchfreunden, setzte sich mit seinen Schätzen in den Nachen, stieß vom Ufer ab, und ließ sich von der starken Strömung schnell den Fluß hinunterführen.

Schon nach einigen Stunden trat der Fluß in eine Katavothra *) ein und floß nun viele hundert Meilen unter Felsengewölben fort. Georg hat, aller Anstrengung seines Kopfes ungeachtet, nie genau berechnen können, wie viele Tage und Nächte er auf dieser Fahrt zugebracht habe, weil es nämlich in diesen dunkeln Räumen weder Tage noch Nächte gab. Doch schätzte er die ganze Zeit mit großer Wahrscheinlichkeit auf mehre Wochen. Unser Reisender war bereits der Verzweiflung nahe und verwünschte die Stunde, wo er aus der gastlichen Stadt der Störche abgereist war, denn er glaubte, dieser endlose Strom werde ihn gradeswegs in die Hölle bringen. Er war eben mit solchen Gedanken beschäftigt, als er in der Ferne einen Stern zu sehen glaubte; sowie der Nachen weiter glitt, vergrößerte sich der Stern, und endlich erkannte er, daß es das Tageslicht sei, welches in die Oeffnung des Felsengewölbes hineinschien. Mit Pfeilesschnelle fuhr der Nachen aus der Oeffnung heraus, und mit stummem Erstaunen sah Georg die wohlbekannte Stadt Smyrna vor sich liegen und fand sich auf einem Flusse *), der unweit dieser Stadt aus den Felsen hervortritt, ohne daß bis dahin Jemand seinen wahren Ursprung auch nur geahnt hätte.

*) Katavothra (καταβώϑρα) nennt man in Griechenland die Höhlen und Erdspalten, in welche viele der Flüsse dieses Landes sich verlieren, um eine Strecke weiter wieder zum Vorschein zu kommen.

*) Der Fluß Melas bei Smyrna.

Sorgfältig verbarg er seinen Nachen im Schilfe und ging in die Stadt, sich eine Wohnung zu suchen; nachdem er diese gefunden, kehrte er Abends zu seinem Fahrzeuge zurück, und holte das Säckchen mit Edelsteinen. Folgenden Tages ließ er einige Juden rufen, um ihnen einige der Edelsteine zu verkaufen; doch zeigte er ihnen wohlbedächtig nicht seinen ganzen Vorrath, sondern nur ein Dutzend der schönern. Gottes Wunder! wie staunten die bärtigen Söhne Israels, als sie die prächtigen Dingerchen sahen; sie konnten nicht satt werden, sie zwischen den Fingern gegen das Licht herumzudrehen, und überboten in ihrem Eifer ganz wider Gewohnheit sich selbst einander mit den größten Summen, sodaß Georg bald ein paar Tonnen Goldes gelöst hatte. Hierauf fing er an, sich einzurichten. Er schaffte sich prächtige Kleider und eine Menge von Bedienten an, kaufte sich eine große Fregatte und versah sie mit einer auserlesenen Besatzung und allem Nothwendigen. Dann schiffte er sich mit seinen Schätzen ein und ging nach Konstantinopel unter Segel.

Nach Verlauf einiger Tage warf er vor Therapia Anker. Nachdem er seinen Geburtsort mit einer Anzahl von Kanonenschüssen feierlich begrüßt hatte, ließ er die Aeltesten des Orts zu sich aufs Schiff laden. Sie kamen in ihren besten Kleidern, und der Zufall mußte es fügen, daß Georg's alter Vater ihre Barke führte. Georg empfing die Gäste aufs Freundlichste und lud sie ein, sich zu Tische zu setzen; aber er erklärte, daß auch der alte Schiffer mit unter den Gästen sein müsse. Die Ortsältesten rümpften die Nase; „wie", sagten sie, „der alte Schiffer?" Doch wagten sie nicht, dem vornehmen Schiffsherrn dies abzuschlagen. Georg setzte seinen armen Vater neben sich, und befragte ihn viel um seine Verhältnisse. Als die Herren Abschied nahmen, beschenkte er ihn mit einer ganzen Handvoll Goldstücke. Zugleich nahm er eine Einladung der Aeltesten zu einem Feste auf den folgenden Tag an, aber bestand darauf, daß der alte Schiffer mit seiner Familie wieder dabei sei, was sie ihm auch versprachen.

Als die festgesetzte Stunde kam, fuhr er in einem prächtigen Aufzuge ans Land und begab sich an den Ort des Festes. Er setzte sich wieder neben seinen Vater, die Aeltesten auf seine andere Seite. Nachdem der Wein die

Gesellschaft heiter gestimmt hatte, fing er an, zur Unterhaltung aller Anwesenden, von seinen wunderbaren Schicksalen zu erzählen. „Unter Anderm", sagte er, „war ich einst ein Storch und als solcher hier in Therapia." Alle lachten und glaubten, er treibe nur Scherz. „Ich rede die Wahrheit", fuhr Georg fort, „und ich will Euch gleich den Beweis geben. Steige", sagte er zu einem der Diener, „auf das Dach dieses Schiffers und hole ein Armband, welches in dem Reisig des Storchnestes versteckt ist." Sein Befehl wurde ausgeführt, und der Mann kam mit dem Armbande zurück, welches Kathinko sogleich als das ihrige erkannte. Georg erinnerte sie an die Umstände, unter welchen sie es vermißt hatte, und gab sich darauf den Seinigen zu erkennen. Die Ueberraschung hätte seine alte Mutter fast getödtet, wenn nicht die Freude, wenigsten Einen ihrer Söhne wiedergefunden zu haben, sie aufrechterhalten hätte. Georg ließ sich jetzt in Therapia nieder, baute ein großes prächtiges Haus und ließ seine Aeltern bis an ihren späten Tod alle Annehmlichkeiten des Wohlstandes genießen. Seine Schwestern stattete er reich aus, und verheirathete sie an wackere Männer; seinen unglücklichen Brüdern ließ er Denkmäler errichten und machte eine Schenkung an eine Kirche, um Seelenmessen für sie lesen zu lassen. Seine Nachkommen leben noch in Ansehen und Wohlstand in Therapia und der Umgegend.

Als der Psarianer hier seine Erzählung endigte, lenkte die Barke bereits um die flache nordwestliche Spitze der Insel Aigina und lief bald darauf in den Hafen der Stadt ein. In kein Auge war Schlaf gekommen; da aber der Mond noch hoch am westlichen Himmel stand und die Hafenbeamten noch schliefen, wickelten sich jetzt auch die Reisenden in ihre Mäntel und streckten sich in der Barke nieder, um noch einige Stunden bis Tagesanbruch der Ruhe zu pflegen. 124.

Französische Journalistik.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Revue britannique. Novemberheft. „Les chemins de fer." Was Wunder, daß neue Entdeckungen bei uns so großen Widerstand finden! sind doch die Engländer, die schon seit längerer Zeit an Neuerungen gewöhnt sind, von denen so viele Neuerungen ausgegangen, nicht minder halsstarrig. Als die ersten Dampfboote den Missisippi hinauffuhren, glaubten die Wilden beim Anblick dieser Massen, welche sich von selbst bewegten und den brausenden Wellen ihres Flusses Trotz boten, böse Geister zu sehen, und sendeten dem Fahrzeuge einen Hagel Pfeile entgegen; heutzutage stoßen sie jubelndes Geschrei aus, wenn die Feuerschiffe ankommen, denn sie haben den Vortheil davon eingesehen. Die Engländer haben auch jetzt die Vortheile der Eisenbahnen kennen gelernt, aber sie sind nicht so vernünftig wie die Rothhäute. Das Anlegen der Eisenbahnen unterliegt den größten Schwierigkeiten, und zwar grade von Seiten der Leute, die am meisten dabei gewinnen würden. Die Unternehmer einer Eisenbahn von London nach Bristol mußten ihr beinahe vollendetes Werk aufgeben, das bereits 30,000 Pf. St. gekostet hatte. Das Oberhaus widersetzte sich der Vollendung desselben. Die in England und dem übrigen Europa bestehenden oder projectirten Eisenbahnen sind: die von London nach Greenwich, $3\frac{1}{2}$ engl. Meilen, die in 12 Minuten zurückgelegt werden; von London nach Birmingham, an acht Stellen wird sie durch unterirdische Galerien führen, auch über einige Brücken, die größte über das Thal der Ouse, $1\frac{1}{4}$ engl. Meile lang, auf sieben prachtvollen Bogen von 50 Fuß in der Weite. Die ganze Bahn wird $111\frac{1}{4}$ engl. Meilen lang und 28 Fuß, in den Tonnellen (unterirdischen Durchgängen) 22 Fuß breit sein. Man gelangt von London nach Birmingham in $5\frac{1}{2}$ Stunden. Eine andere Bahn wird London mit Southampton und Portsmouth verbinden. Kommt die Eisenbahn von Paris nach Havre zu Stande, so kann der Raum, welcher beide Hauptstädte trennt, in 24 Stunden zurückgelegt werden, vorausgesetzt, daß die Ueberfahrt von Havre nach Southampton 12 Stunden erfodere. Die in Frankreich bereits fertigen oder angefangenen Eisenbahnen sind:

Bahnen.	Länge in Metres.
Von St.-Etienne nach der Loire	21,285.
Von St.-Etienne nach Lyon, durch St.-Chamond, Rive de Gier und Gevors	60,000.
Von Andrezieux nach Roanne	68,000.
Von Alais nach Beaucaire durch Nimes . .	70,000.
Von Epinal an den Canal de Bourgogne .	28,000.

Statt dem englischen Journalisten in seinem Berichte über die in Preußen, Belgien angelegten oder entstehenden Eisenbahnen zu folgen, dessen Genauigkeit wir ohnedies nicht garantiren können, theilen wir einige höchst merkwürdige Angaben mit, den Nutzen und die Veränderungen in der Handels- und Industriewelt betreffend, welche die Eisenbahnen nach sich ziehen werden. Es ist deshalb von der Regierung eine Untersuchung angeordnet worden. Ein Pachter aus der Grafschaft Oxford hat erklärt, wenn die Bahn von Birmingham nach London vor 10 oder 12 Jahren angelegt worden, so hätte er jährlich 500 Pf. St. mehr verdient. In London können die Lebensmittel nur aus den nächsten Umgebungen bezogen werden; sie werden immer seltener. Man muß also darnach trachten, auf einem gegebenen Raume die größtmöglichste Quantität Producte zu ziehen, daher man die Kühe fortwährend in einem fieberhaften Zustande erhält. Die Gemüse werden durch übermäßige Anhäufung des Mistes gewonnen. Da die Geschwindigkeit des Transports auf einer Eisenbahn sechs- oder siebenmal größer ist als auf der gewöhnlichen Landstraße, so können die Landeserzeugnisse in einer sechs- oder siebenmal größern Entfernung herbeigeholt werden u. s. w.

Unter der Aufschrift: „La maison de Souabe", gibt die „Revue britannique" eine Recension der „Geschichte der Hohenstaufen" von Hrn. von Raumer. Der französische Uebersetzer dieser Recension sagt in einer Note, es sei eins der bedeutendsten Werke, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts in Deutschland erschienen, „composition d'un ordre supérieur par la forme et par le fond"; kein anderes Buch enthalte ein so vollständiges Gemälde der schönen Epochen der Feudalherrschaft, des Ritterthums, der Kreuzzüge u. s. w. Die Recension bespricht übrigens ein seit so langer Zeit bekanntes und allgemein verbreitetes Geschichtswerk, daß wir ihr blos die Bemerkung entheben, Hrn. von Raumer's „Geschichte" sei bis jetzt noch in keine europäische Sprache übersetzt worden; sie sei dieser Ehre würdig. — „De la combustion spontanée." Dieses ebenso seltsame als schreckliche Uebel befällt vorzüglich Leute, die dem Trunke ergeben sind. Die sociétés de tempérance haben daher Untersuchungen darüber anstellen lassen, deren Resultat eins ihrer Journale mittheilt. So viel wir davon urtheilen können, so lautet die Lösung des Problems so ziemlich wie die Antwort des malade imaginaire, der sein Doctorexamen macht und gefragt wird: Cur opium facit dormire? „Quia est in illo vis soporitiva." — „Du roman historique en France et en Angleterre." Doch kommen hier auch einige deutsche Romanciers zur Sprache. Veit Weber war ein Schüler des 18. Jahrhunderts und seiner Philosophie. Er bediente sich des Romans, um das Volk gegen den Adel aufzuwiegeln; er malt nur menschliche Ungeheuer und trägt die Farben zu stark auf. Meißner's

„Bianca Capello" fehlt es weder an Phantasie noch an Interesse. Zschokke, ein angenehmes Talent, beschränkt; bei ihm mischt sich zu oft die phantastische Idylle den wirklichen Begebenheiten zu. Geßner'scher Styl und die vagen Phantasien der deutschen Muse verbreiten über seine Schöpfungen ein falsches, trügerisches (menteur) Licht. D'Arlincourt wird sehr treffend eine Caricatur von Chateaubrland, Schiller und Byron genannt. Der „Brasseur-roi" ist das erbärmlichste Machwerk, welches die französische Presse seit 10 Jahren hervorgebracht.

„Nouvelle école de peinture en Allemagne." Bereits der zweite Artikel der „Revue britannique", der sich mit Deutschland beschäftigt. Von Cornelius heißt es, es fehle ihm an Grazie, an mildem Ernst. Als die nächsten nach dem großen Meister stehen Overbeck und Julius Schnorr. Unter den Landschaftsmalern wird besonders Friederich von Dresden hervorgehoben; er habe poetisches Genie, sei aber häufig manierirt. Im Allgemeinen sei die deutsche Schule fruchtbar; sie trachte weniger darnach, zu gefallen und zu blenden, als das Gemüth zu erheben; Zeichnung und Colorit seien etwas schwerfällig.

„Puissances intellectuelles de notre âge." Unter dieser Rubrik gibt die „Revue britannique" zu Zeiten Biographien und kritische Beurtheilungen der durch große Geistesfähigkeiten ausgezeichneten Zeitgenossen. Im vorliegenden Hefte erfahren wir Interessantes über Washington Irving. Er ist der jüngste Sohn eines schottischen, in Neuyork ansässigen Kaufmanns. Die Mutter, eine Engländerin, leitete seine erste Erziehung; die spätere Ausbildung verdankte er zum Theil seinen Brüdern, welche schon einen literarischen Ruf hatten, während er noch lesen lernte. In seinem 20. Jahre bewog ihn sein schwankender Gesundheitszustand, eine Reise nach Europa zu machen. Er begab sich nach Bordeaux, von da nach Rom über Toulouse, Genua und Livorno, durchreiste Italien und die Schweiz, und kam nach Paris, wo er einige Monate verweilte, und lebte hierauf in England. Nach einer 20jährigen Abwesenheit kehrte er nach Neuyork zurück und gab eine periodische Satire: „Salmagundi", heraus, die mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde; sie begann mit dem Jahre 1807 und hörte mit 1808 auf; sein Mitarbeiter war Paulding. Irving's zweites Erzeugniß ist die Geschichte von Neuyork des Herrn Dietrich Knickerbocker. Dies humoristische Werk war eine Mystification, durch welche er die historische Gesellschaft von Neuyork zum besten hatte. Seine Brüder, mit denen er associrt war, gaben ihm die Befugniß, ganz der Literatur zu leben. Eine abermalige Reise, 1815, führte ihn nach England zurück. Seine Brüder fallirten. Washington war auf seine Feder reducirt; das bekannte „Sketch-book" erschien zu gleicher Zeit zu London und Neuyork und machte Glück. Auf einer Reise durch Deutschland sammelte W. Irving den Stoff zu seinen „Erzählungen eines Reisenden". Seine übrigen Werke sind so allgemein bekannt, daß wir sie weiter nicht zu erwähnen brauchen. Bei seiner Rückkehr nach Neuyork, 1832, ward ihm eine sehr ehrenvolle Aufnahme zu Theil. Es wurde ihm zu Ehren ein Fest gegeben, wobei der Kanzler Kent den Vorsitz führte. Wo er erschien, erhielt er Beweise der allgemeinen Achtung. Hierauf besuchte er die verschiedenen Staaten der Union, den Nazarefall, den Champlain und Eriesee, den Mississippi. Gegenwärtig arbeitet Irving, wie es heißt, an einer Geschichte des Sturzes des Reiches der Azteken und der Incas. Es fehlt diesem Schriftsteller an Nationalität; er ahmt die Engländer zu viel nach. 19.

Aus Italien.

Aus der „Gazetta privilegiata di Venezia" vom 23. September 1834 haben italienische periodische Schriften eine Uebersicht des Aufwandes entlehnt, den die lombardische Regierung von 1814—33 zu Gunsten des lombardisch-venetianischen Reichs in öffentlichen Bauten machte. Angaben dieser Art widerlegen am besten das Gekläff der französischen Liberalen und der ihnen nachbetenden deutschen und englischen Touristen; daher scheint es Pflicht, ihnen größere Allgemeinheit zu geben. Der Aufwand für Wasserbauten im genannten Zeitraume, zur Einuferung des Po und seiner Nebenarme, der Etsch, des Tagliamento, der Piave und der Licenza, des Bacchiglione, der Brenta und der neuesten Kanalanlagen betrug zusammen 8,091,580 Gulden, wovon allein 3,853,678 auf die Etsch und die vielen von ihr und zu ihr geleiteten Kanäle kam. Für die Brenta und das mit ihr zusammenhängende Wassersystem war 1,844,358, für den Po 1,408,345 angesetzt. Für neue Kanalanlagen in der Provinz Venedig, für Herstellung der Teiche und Dämme, besonders gegen den Andrang des Meers, kamen zu der obigen Summe 1,801,850 Gulden in Rechnung, von denen 949,927 Gulden allein für die Herstellung der Teiche und Wälle, die in den Seehäfen angelegt wurden. Für Straßen und Brücken belief sich der Aufwand in den acht venetianischen Provinzen auf 3,159,711 Gulden, von denen die Provinz Belluno das Meiste für Straßen hinwegnahm (1,184,451); sowie Udine den größten Aufwand in Brücken (297,826) veranlaßte. Eine Summe von 793,871 Gulden für die Hauptstraße durch Italien und 1,313,544 Gulden für die Hauptstraße nach Deutschland sind darunter begriffen. Alles in Allem kosteten die Straßen im angegebenen Zeitraume 2,592,453 Gulden. Der Gesammtbetrag aller dieser Wasser- und Landbauten belief sich auf 13,052,591 Gulden. Eine andere statistische Angabe setzen wir damit in Verbindung. Nach der mailänder privilegirten Zeitung vom 25. Juni 1834 betrug die Bevölkerung der neun lombardischen Provinzen 2,416,567 Seelen. Nach den glaubhaftesten Angaben rechnet man nun den jährlichen Bedarf von Mehl für jedes Individuum im Durchschnitt auf 216 metrische Pfunde. Dies gäbe für die Lombardei einen jährlichen Bedarf von 522 Millionen metrischer Pfunde. In der Mechanik wird erwiesen, daß zur Verwandlung von tausend metrischen Pfunden in Mehl nahe bei 56 Tage von Handarbeit nothwendig sind. Für die Zermalmung der 522 Millionen metrischer Pfunde würde sonach eine bewegende Kraft noth sein, die 29,232,000 Handarbeittagen gleich käme. Sie sammt und sonders nimmt in der Lombardei den Menschen das Stromwasser ab, denn weder Dampf, noch Wind, noch Kräfte der Thiere verwendet man in der Lombardei zum Mahlen. Alle Arten von Industrie vereinigt, welche in der Lombardei durch Wasserkraft betrieben werden, kommt die ganze Kraft, die man dem strömenden Wasser abfodert, 40 Millionen Tagwerken gleich, oder der jährlichen Arbeit von mehr als 133 Millionen Menschen. Und noch ließen sich viel auffallendere Erfolge gewinnen, wenn man die dort gewöhnlichen Schaufelräder (ruote a palmette) durch Burdin'sche ersetzen wollte, welche so große Vereinfachungen der Mühlwerke bei so unbestreitbaren Ersparnissen an Kraftanstrengung zulassen. Wie über Alles, was exacte Wissenschaften betrifft, spricht mit großer Sachkenntniß darüber die „Biblioteca italiana" im Octoberhefte von 1834.

Am 18. März 1834 fiel in den Lago di Como zwischen den Dörfern Sorico und Gera, von vielen Zeugen beobachtet, ein Meteorstein, und am 10. Mai 1833 sowie in den heißen Tagen des letzten Sommers beobachtete man von Lazise aus in den spätern Vormittagsstunden auf dem Lago di Garda eine Kimmung (fata morgana).

An dem schönen Brunnen von Ammanati auf der Piazza del Granduca zu Florenz fehlte bisher noch zur Vervollständigung der Gruppe eine Statue. Pozzi, ein florentinischer Bildhauer, hat auf Befehl des Großherzogs die Lücke durch einen Faun ergänzt, der durch Manfredini in Mailand in Bronze gegossen, bei den Kunstfreunden große Anerkennung gefunden hat. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1835.

Uebersetzungen des Dante.

Dante's göttliche Komödie. Hölle. Gesänge XI—XXXIV. Dresden. 1833. 4.

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von Karl Streckfuß. Zweite verbesserte Ausgabe in Einem Bande. Halle, Schwetschke und Sohn. 1834. Schmal gr. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

„Die göttliche Komödie" erfreut sich seit einigen Jahrzehnden einer lebhaften Theilnahme in Deutschland, wie dies theils aus kleinern Abhandlungen und Aufsätzen, theils und noch mehr aus neuen oder verbesserten Uebersetzungen zu ersehen ist, und besonders aus den beiden hier verzeichneten Werken, von denen das letztere das bekanntere ist, indem das erstere, eine Fortsetzung der vor wenigen Jahren erschienenen, die ersten zehn Gesänge der „Hölle" enthaltenden frühern Arbeit, nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen ist und nur an Einzelne vertheilt zu sein scheint. Beide nun befriedigen die Erwartungen, welche man von ihnen haben durfte, auf eine ausgezeichnete Weise.

Was die neue Ausgabe der Uebersetzung von Streckfuß betrifft, so ist schon das Aeußere sehr einladend und geschmackvoll. Papier, Druck, auch die Einrichtung, daß die Anmerkungen sich gleich unter dem Texte befinden, sind recht sehr zu billigen, denn das Letztere erleichtert den Gebrauch ungemein. Die Anmerkungen sind im Ganzen dieselben geblieben, und bei manchen Gesängen, ich habe namentlich mehre des „Paradieses" verglichen, sind sie wörtlich ohne Zusatz oder Weglassung wiederabgedruckt; bei manchen aber, z. B. bei dem ersten Gesang des „Fegefeuers", sind nicht unwichtige Zusätze gemacht. Sehr erfreulich ist es auch, daß manches Polemische und zumal Persönliche der frühern Ausgabe, z. B. die Schlußbemerkung zum achten Gesange des „Paradieses", sowie die zu Vers 94 im 15. Gesange, gleichfalls im „Paradiese", und in demselben Gesange zu Vers 64—69 selbst einzelne Worte dieser Art unterdrückt sind. Beiweitem mehre Aenderungen und meistens Verbesserungen hat jedoch die Uebersetzung erfahren, was aus einer nachher zur Vergleichung mitzutheilenden etwas längern zusammenhängenden Stelle deutlicher hervorgehen wird, als aus Erwähnung abgerissener Einzelnheiten. Auch ist der Uebersetzer mit Recht seiner Ansicht und daraus herfließenden Art und Weise, den Dante zu übersetzen, treu geblieben. Witzig sagt er am Schluß der Einleitung, mit Beziehung auf den dritten Gesang der „Hölle", daß, da die erste Auflage von der einen Seite die lebhafteste Anerkennung, von der andern den bittersten Tadel gefunden habe, man ihm wenigstens nicht werde nachsagen können, er gehöre zu Denen, die ohne Schimpf und ohne Lob gelebt haben. Er fährt dann fort:

> Die widersprechendsten Ansichten und die unzulässigsten, von gänzlichem Mangel an Kenntniß dieser Kunst und ihrer Zwecke und Grenzen zeugenden Ansprüche sind hierbei so vielfach laut geworden, daß der Uebersetzer, wenn er nicht seine Selbständigkeit zu bewahren gewußt hätte, dadurch in gänzliche Verwirrung hätte gerathen müssen.

Ueber seine eigenthümliche Art und Weise ein abermaliges und neues Urtheil zu fällen, möchte theils nicht leicht sein, theils mir am wenigsten zukommen, da die meinige eine andere ist. Ich wende mich deswegen sogleich zu dem andern Werke, werde aber, wie schon angedeutet, später auf diese zurückkommen.

Das Hauptverdienst des zuerst verzeichneten Werkes besteht in den geschichtlichen, mathematischen und astronomischen Untersuchungen, zu welchen letztern, der kurzen Vorrede, zufolge der Astronom Oberinspector Lohrmann zu Dresden behülflich gewesen ist, und in den neuen und anziehenden naturhistorischen, anatomischen und medicinischen Bemerkungen, die der Uebersetzer dem geistreichen Arzt und Naturforscher Hofrath Carus verdankt. Wegen dieser Selbständigkeit des Commentars ist, wenn ich nicht irre, niemals oder doch gewiß selten auf neuere, sondern nur auf ältere Ausleger Rücksicht genommen. Gründlichkeit, Genauigkeit und Scharfsinn sind darin unverkennbar, und ich kann kaum dem Drange widerstehen, mehre Proben davon zu geben, um so mehr, da das Buch wahrscheinlich nicht in Vieler Hände kommt. Uebrigens verschmäht der Commentar meistens das Gewöhnliche, und hält sich bei dem Schwierigern desto umständlicher auf. Er ist also für Kenner geschrieben, und zu seiner genauen Beurtheilung bedarf es eines ungewöhnlichen Studiums und Apparats. Ich muß deswegen auf dies Geschäft um so mehr Verzicht leisten, da ich die Freude, auf dies Werk aufmerksam zu machen, nicht gern länger verschieben möchte.

Das wenngleich nicht geringe, doch dem Commentar an Werth nicht gleichkommende Verdienst besteht in der Uebersetzung. Wie in den ersten zehn Gesängen ist auch in dieser Fortsetzung der Vers des Originals nur sehr unvollkommen beibehalten, nämlich ohne Reim, womit denn die Form der Terzine völlig zerstört und hiermit etwas Wesentliches aufgegeben ist, da sich in dieser Verschlingung des Dreireims der Charakter der „Göttlichen Komödie" so sehr ausspricht. Die Uebersetzung besteht also aus fortlaufenden fünffüßigen Jamben, doch durchaus mit weiblichem Schluß oder hendekasyllabisch, nicht selten mit einer langen, und zwar wol ein einsylbiges Wort ausmachenden Endsylbe. Vielleicht ist letzteres mit Absicht geschehen, um dadurch die Eintönigkeit des weiblichen Schlusses zu verringern, oder dem Versmaß eine gewisse Härte und Sprödigkeit zu geben und dadurch den Charakter der Urschrift auszudrücken; indeß sind doch diese Ausgänge etwas zu auffallend, besonders wenn zwei oder mehre hintereinander folgen, wie im 19. Gesange, Seite 127:

Als er der Schlüssel Macht in seine Hand gab?
Gewiß nichts fodert' er als: „Folge nach mir!"
Und Petrus nebst den Andern fodert Gold nicht,
Noch Silber von Matthias, als das Loos ihn —

Ueber den Grund der Weglassung der Reime findet sich in der Vorrede, wenigstens der Fortsetzung, kein Aufschluß. Vielleicht stimmt der Verf. in dieser Rücksicht mit dem Beurtheiler der ersten Auflage meiner Uebersetzung in der „Leipziger Literaturzeitung" vom J. 1821 überein, welcher mit den Worten: „Somit glauben wir dargethan zu haben, wie wenig ein Uebersetzer, selbst bei großem Talent, im Stande ist, etwas dem Inhalt Entsprechendes zu liefern, handelt er nach den recipirten Grundsätzen heutiger Uebersetzungen", alle dergleichen Versuche, doch vergebens, zurückzuschrecken suchte. Höchst wahrscheinlich ist also der Reim von unserm Uebersetzer verschmäht worden, um seiner Arbeit die wesentlichsten Vorzüge der Treue und des angemessenen Ausdrucks nicht zu verkümmern. Und diese hat er sich denn auch in hohem Grade zu eigen gemacht, in höherm Grade als selbst Hörwarter und Enk in ihren unmetrischen Verdeutschungen, sodaß wenig Gelegenheit zu Bemerkungen, wenigstens zu tadelnden, übrig bleibt. Niemals ist umschrieben oder etwas zugesetzt, zu welchen Fehlern die Reime so oft verführen. Die Sprache ist einfach, kräftig, würdig, fern von gesuchter Fremdartigkeit oder Alterthümlichkeit, obgleich hin und wieder ein veraltetes oder landschaftliches Wort, auch, wo es hingehört, ein grelles und gemeines, eingemischt wird, z. B. 24, 11, Schlucker, und besonders bei den Namen der Teufel im 21. Gesange, z. B. Raufefankel und Bückeschnurbs, wobei die Bemerkung hinzugefügt ist, daß Fankel, Spadifankel, ein in der östreichischen Mundart üblicher Name für den Bösen sei, und der Provinzialausdruck Schnurbs einen unerlaubten Gewinn bezeichne, Alichino aber erklärt werden könne quello, che si china adversum bona aliena. Doch werden diese und ähnliche Erklärungen etwas willkürlich genannt und mit Recht gesagt, daß im Grunde auf die Erklärung dieser Teufelsnamen wenig ankomme, wenn nur der Hauptcharakter in dem deutschen Ausdrucke erhalten werde. Mit einer ähnlichen Willkürlichkeit sind XI, 28—30, die größern Kreise, cerchi, durch Kreise, die kleinern, gironi, durch Cirkel übersetzt; obgleich die ziemlich gleichbedeutenden italienischen Wörter zur Rechtfertigung dienen, so scheinen mir doch die Wörter, Kreise und Abtheilungen, oder Kreise und Binnenkreise deutlicher. Doch es ist mislich, in Einzelnheiten einzugehen. Ich stelle, und eben um von den gerühmten Eigenschaften ein Beispiel zu geben, wie bei der Anzeige der ersten zehn Gesänge, eine längere Stelle des Originals mit der vorliegenden und gereimten Uebersetzung von Streckfuß in der ersten und in der jetzigen neuen Ausgabe zusammen. Es sei der Anfang des 25. Gesanges.

Al fine delle sue parole il ladro
Le mani alzò con ambedue le fiche,
Gridando: togli, Dio, ch' a te le squadro.
Da indi in qua mi fur le serpi amiche,
Perch' una gli s' avvolse allora al collo,
Come dicesse: i' non vo', che più diche;
Ed un' altra alle braccia, e rilegollo
Ribadendo se stessa sì dinanzi
Che non potea con esse dare un crollo.
Ahi, Pistoja, Pistoja! che non stanzi
D' incenerarti, sì che più non duri,
Poi che 'n mal far lo seme tuo avanzi?
Per tutti i cerchi dello 'nferno scuri
Spirto non vidi in Dio tanto superbo,
Non quel che cadde a Tebe giù de' muri.
Ei si fuggì, che non parlò più verbo.
Ed io vidi un centauro pien di rabbia
Venir gridando: ov' è, ov' è l' acerbo?
Maremma non cred' io che tante n' abbia,
Quanto bisce egli avea su per la groppa,
Infino ove comincia nostra labbia.
Sopra le spalle, dietro dalla coppa,
Con l' ali aperte gli giaceva un draco:
E quello affuoca qualunque s' intoppa.
Lo mio maestro disse: quegli è Caco,
Che sotto il sasso di monte Aventino
Di sangue fece spesse volte laco.
Non va co' suoi fratei per un cammino,
Per lo furar che frodolente ei fece
Del grande armento, ch' egli ebbe a vicino:
Onde cessar le sue opere biece
Sotto la mazza d' Ercole, che forse
Gliene diè cento, e non sentì le diece.

Bei seiner Worte Schluß hob beide Hände
Der Dieb empor, mit durchgesteckten Daumen
Und rief: „Nimm hin sie, Gott, dir ball' ich zu sie!"
Seitdem bin ich befreundet mit den Schlangen;
Denn eine wickelte sich um den Hals ihm,
Als ob sie spräche: „Mehr sollst du nicht sagen."
Und um die Arm' ein' andre und umschlang ihn,
Sich vorn sodann dermaßen rückwärts krümmend,
Daß keinen Ruck er konnte thun mit ihnen.
Pistoja, o Pistoja, was doch säumst du,
Dich einzuäschern, daß du mehr nicht dauerst,
Da deine Brut im Böses thun du förderst.
Nicht einen Geist in all den finstern Kreisen
Der Hölle sah ich gegen Gott so trotzig;
Selbst der nicht war's, der fiel vor Thebens Mauern.
Und Jener nun entfloh und sprach kein Wort mehr.
Drauf sah ich einen wüthenden Centauren
Laut schreiend nahn, „Wo ist, wo ist der Herbe?"

Maremma, glaub' ich, hat so viele Schlangen
Selbst nicht, als dieser trug auf seinem Kreuze
Bis wo die menschliche Gestalt beginnet.
Ein Drache lag ihm hinten am Genicke,
Mit ausgespannten Flügeln überm Rücken,
Entzündend Jeglichen, den er begegnet.
Zu mir begann mein Meister: „Dies ist Cacus,
Der unterm Fels des aventin'schen Hügels
Oft einen ganzen See von Blut vergossen;
Nicht geht er gleichen Wegs mit seinen Brüdern,
Des Diebstahls wegen, den mit List er übte
An jener großen Heerd', als ihm sie nachkam.
Dort macht' ein Ende dem verkehrten Treiben
Die Keule Herkul's, der ihm hundert Schläge
Wol gab, von denen er nicht zehn gefühlt."

Uebersetzung von Streckfuß.

In der ersten Ausgabe.

Er sprach's, und hob die Händ' empor mit Spott,
Ließ beide Daumen durch die Finger ragen,
Und rief dann aus: „Nimm's hin, dies gilt dir, Gott!
Mir ist's zum Scherz, wenn deine Schlangen nagen!" —
Worauf um seinen Hals sich eine wand,
Als sagte sie: du sollst nichts weiter sagen.
Die zweite schlang sich um die Arm', und band,
Ihn ganz durchbohrend, vorn sich so zusammen,
Daß er nicht Raum damit zu zucken fand.
Was übergibst du dich nicht selbst den Flammen,
Pistoja, du, und tilgst dich in der Glut?
Sind Frevler alle doch, die dir entstammen?
Nie fand ich so verruchten Uebermuth.
Selbst Kapaneus gottlästerndes Erfrechen
Erhob sich nicht zu dieses Diebes Wuth.
Er floh von dannen, ohn' ein Wort zu sprechen,
Und ein Centaur kam wüthend hergerannt,
Mit lautem Schrein: „Wo find' ich diesen Frechen?"
Nicht so viel Schlangen nährt Toscanas Strand,
Als ihm am Kreuz und auf dem Rücken hingen,
Bis dahin, wo sich Roß und Mensch verband.
Ein Drache hielt mit ausgespreizten Schwingen
Sich an den Schultern fest, und spie mit Macht
Glut aus auf Alle, die vorübergingen.
Da sprach mein Meister: „Kakus ist's, hab' Acht!
Er ist es, der so oft zu blut'gen Teichen
Die Auen unterm Aventin gemacht.
Er geht nicht einen Weg mit Seinesgleichen,
Weil er sich nicht gescheut, durch schlauen Trug
Mit jener großen Heerde zu entweichen.
Allein gefrevelt hat er nun genug,
Weil mit der Keul' Alcid, der Wuthentbrannte
Ihn todt, und nach dem Tod noch grimmig schlug."

In der neuen Ausgabe.

Er sprach's und hob die Händ' empor mit Spott,
Ließ beide Daumen durch die Finger ragen,
Und rief dann aus: „Nimm's hin, dies gilt dir, Gott!"
Seitdem seh' ich die Schlangen mit Behagen,
Weil gleich um seinen Hals sich eine wand,
Als sagte sie: du sollst nichts weiter sagen.
Die zweite schlang sich um die Arm', und band
Sie vorn, sich selbst umwickelnd, so zusammen,
Daß er nicht Raum damit zu zucken fand.
Was übergibst du dich nicht selbst den Flammen,
Pistoja, du, und tilgst dich in der Glut?
Sind Frevler alle doch, die dir entstammen?
Nie fand ich so verruchten Uebermuth.
Selbst Kapaneus gottlästerndes Erfrechen
Erhob sich nicht zu dieses Diebes Wuth.
Er floh von dannen, ohn' ein Wort zu sprechen,
Und ein Centaur kam rennend, pfeilgeschwind,
Und schrie voll Wuth: „Wo find' ich diesen Frechen?"
Nicht glaub' ich, daß so viel der Schlangen sind
An Tusciens Strand, als ihm am Kreuze hingen,
Bis dahin, wo des Menschen Form beginnt.
Ein Drache hielt mit ausgespreizten Schwingen
Sich an den Schultern fest, und spie mit Macht
Glut aus auf Alle, die vorübergingen.
Da sprach mein Meister: „Kakus ist's, hab' Acht!
Er ist es, der so oft zu blut'gen Teichen
Die Auen unterm Aventin gemacht.
Er geht nicht einen Weg mit Seinesgleichen,
Weil er als Dieb den schlauen Trug vollführt,
Mit jener großen Heerde zu entweichen.
Dafür ward ihm der Lohn, der ihm gebührt,
Weil Herkul's Keul' ihn traf mit hundert Schlägen,
Von welchen er vielleicht nicht zehn gespürt."

Von diesen 33 Versen sind 12 ganz, oder doch zum Theil von Streckfuß umgearbeitet, und die meisten dieser Veränderungen sind unstreitig Verbesserungen. Fälschlich war der 4. Vers früherhin als Fortsetzung der Rede des Sünders genommen. Im 7. Verse ließ sich ribadendo nicht von einem Durchbohren verstehen. In den Versen 19—21 ist dem Präsens comincia jetzt sein Recht widerfahren. Der Schluß ist richtiger und treuer. Nicht billigen kann ich dagegen im 17. Verse die Worte rennend, pfeilgeschwind, weil davon nichts im Original steht; hier ist die alte Lesart vorzuziehen. Vers 31 genügt sowol in der neuen wie in der alten Uebersetzung nicht, als untreu. Die Verse 13—15 und 23 hätten auch wol einer Aenderung bedurft; die erstern sind zu frei; die finstern Kreise und Thebens Mauern der Urschrift fehlen. V. 23 steht im Italienischen nichts von Festhalten an den Schultern. In V. 25 ist hab' Acht zugesetzt, und V. 26 ist der Singular laco nicht wohl zum Plural geworden. Im 18. Vers ist acerbo mit Rücksicht auf den letzten Vers des vorigen Gesanges wol besser durch herb oder bitter als durch frech wiederzugeben.

Daß die reimlose Uebersetzung treuer ist, darüber bedarf es keines Wortes für Den, der das Original versteht. Doch wäre an ihr etwa zu bemerken: Vers 6 hätte dem Original zufolge dasselbe Zeitwort, entweder sprechen oder sagen, gebraucht werden sollen. V. 15 ist nicht ganz treu, wenn nicht etwa vor verdruckt ist. Kapaneus fiel von der Mauer, giù de' muri. V. 24 ist affuocare wol durch entzünden nicht ganz klar und ausdrucksvoll übersetzt, ich würde Glut speien, wie bei Streckfuß, oder wenigstens versengen, anflammen sagen. Wie wenig ich mit meiner eignen gedruckten Uebersetzung bei der Vergleichung mit dieser reimlosen zufrieden bin, brauche ich wol nicht zu sagen. Indeß wage ich es hier eine neue zu geben, die freilich auch noch keineswegs ganz befriedigend ist.

Der Dieb beim Schlusse seiner Worte schrie,
Die Händ' aufhebend, und die Daumen beide
Durchsteckend: „Nimm's, o Gott, dir ball' ich sie!"
Seit der Zeit sind die Schlangen meine Freude;
Weil jetzt die eine ihm den Hals umjocht',
Als spräche sie: Nichts mehr, weil ich's nicht leide!

Noch eine dann die Arm', und ihn umflocht,
  Rückkehrend vorne so mit sich zusammen,
  Daß nicht zu zucken er damit vermocht.
Pistoja, o Pistoja, säumst in Flammen
  Du zu vergehn, daß ende deine Dauer,
  Da du in Unthat üdst, die dir entstammen?
In keinem finstern Kreis der Höllenschauer
  Kam mir ein Geist vor, Gott so maledeiend,
  Nicht der zu Theben stürzte von der Mauer.
Er floh davon, kein weitres Wort erneuend.
  Und ein Centaur, gewahrt' ich, kam heran
  Mit Wuth: Wo ist, wo ist der Herbe? schreiend.
So viel sieht zu Maremma Schlangen man
  Nicht, glaub' ich, wie auf seinem Kreuz sich regen,
  Bis wo die menschliche Gestalt fängt an.
Ein Drach' ist offnen Flügelpaars gelegen
  Auf seinen Schultern hinten am Genick,
  Anflammend Jeden, der ihm kommt entgegen.
Mein Herr sprach: Kakus steht vor deinem Blick,
  Der oftmals einen See von Blut vergossen
  Unter des Aventinus Felsenstück.
Nicht geht er gleichen Weg mit den Genossen,
  Weil, als die große Heerd' ihm nahe stand,
  Mit list'gem Diebstahl er sie eingeschlossen.
Doch Endschaft unter Herkul's Keule fand
  Sein tückisch Werk, und hundert wol von Streichen
  Empfing er, deren er nicht zehn empfand.

Wenn ich übrigens vorher einen Druckfehler in der reimlosen Uebersetzung vermuthete, so hab' ich dazu insofern ein Recht, als deren sich mehre, besonders in Namen, finden. S. 52 steht Cocyth, S. 91 aber richtig Cocyt; S. 118 Pälerlogus statt mit einem á; S. 124 Amphiareus, und in der Note richtig Amphiaraus; S. 128 Tebais, S. 55 gar Thebeus, S. 124 aber richtig Thebais; S. 129 Prätor und doch Pretoren; S. 131 Eurypiles statt Eurypylus; S. 189 Capanäus, S. 45 richtig Capaneus; S. 195 Alphäus statt Alpheus; S. 206 Licomedes statt Lycomedes. Diese Druckfehler sind um so unangenehmer, da das Werk äußerlich trefflich ausgestattet ist. Vorder- und Rückseite des Deckels zieren dem Inhalte angemessene Arabesken, und drei saubere Karten sind hinzugefügt, von welchen die erste zum 20. Gesange gehört für die Beschreibung von Vers 61—84, den See Benacus und die umliegenden Landschaften darstellend, die zweite und dritte zu dem Anhang über eine mögliche Construction des Höllenraumes.

So viel, oder vielmehr so wenig über dieses treffliche Werk eines Verfassers, der sich unter dem Namen Philalethes bescheidentlich verbirgt, und dem ich im Namen aller Freunde Dante's wol Muße wünschen und ihn auffodern darf, fortzufahren und dem ersten Drittel die übrigen beiden recht bald hinzuzufügen. **Kannegießer.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verluste und Ersatz der französischen Akademie.

Die französische Akademie verlor kürzlich durch den Tod zwei würdige Mitglieder, die Dichter Arnault und Parceval de Grandmaison. Ersterer ist zu bekannt, als daß wir noch etwas hinzuzufügen hätten. Seiner Witwe und Tochter ist von dem Minister des Innern eine Pension von 3000 Francs bewilligt worden, und seine Büste für die Akademie dem Bildhauer Desboeufs zu fertigen übertragen worden. Der Zweite, Verf. der „Amours épiques" und eines Gedichts auf Philipp August, war unter den Gelehrten, welche Bonaparte auf dem Zuge nach Aegypten begleiteten. Er gehörte einer längst abgelaufenen Periode der französischen Literatur an und hing unveränderlich an den Grundsätzen der sogenannten Classicität. Zwanzig Jahre lang hegte und pflegte er seine Epopöe auf Philipp August und seine Freunde kündigten es als ein Seitenstück zu Homer's, Virgil's und Tasso's Werken an. Das Gedicht erschien — aber 20 Jahre zu spät, und wurde kaum gelesen. An die Stelle des Hrn. Arnault ist bekanntlich Scribe eingetreten, der seit fast 30 Jahren die französische Bühne beherrscht und auf ihr eine neue Gattung geschaffen hat. Ein anderer kürzlich verstorbener Gelehrter ist Hr. Dugas-Montbel, Deputirter des Rhonedepartements und Ehrenmitglied der königl. Akademie der Inschriften. Seine Uebersetzungen der „Iliade" und „Odyssee" in Prosa, nebst philologischen Commentaren zu diesen Gedichten werden als fleißige Arbeiten geschätzt. Körperliche Schwäche, welcher sein Tod im 60. Jahre seines Alters folgte, setzten seinem Vorhaben, den Aeschylus zu übersetzen, Grenzen.

Das neue Schulgesetz in Frankreich.

Unter allen aus der Julirevolution hervorgegangenen Gesetzen hat wol keines so große Bedeutung und Wichtigkeit, auch für die Zukunft Frankreichs, und keines wird einen solchen Einfluß auf den äußern und innern Zustand der Gesellschaft in Frankreich ausüben, als das Gesetz vom 28. Juni 1833, welches den Primairunterricht eine weitere Entwickelung gegeben hat. Durch dieses Gesetz ist nämlich die schon seit langer Zeit wahrgenommene Lücke zwischen dem reinen Elementarunterricht und den gelehrten Studien ausgefüllt worden. In der That gab es bisher nichts Mittleres zwischen jenen ersten Begriffen des Volksunterrichts, welche, was ebenfalls dem neuen Gesetze zu verdanken ist, bald Niemand unbekannt bleiben werden, und denjenigen wissenschaftlichen Studien, welche den Zweck haben, eine allgemeine auf alle gewerbliche Studien anwendbare Tüchtigkeit hervorzubringen. Diese beiden Zweige des öffentlichen Unterrichts waren allzu weit voneinander entfernt, als daß es nicht nöthig gewesen wäre beide einander anzunähern und sie durch Zwischenglieder an die gegenwärtige Epoche anzuschließen, in welcher die industriellen Künste reißende Fortschritte machen und der Mittelstand in der Gesellschaft einen so wichtigen Platz einnimmt. Dies war der Hauptzweck, welchen die Gesetzgebung hatte, indem sie an allen Hauptorten der Departements und in den Städten von mehr als 6000 Seelen höhere Primairschulen gründete. Gegenstände des Unterrichts sollen die Elemente der Mathematik und Geometrie und der physikalischen Wissenschaften, Elementargeographie und Geschichte des Landes sein. Schon sind in allen Departements die neuen Lehrer eingeführt worden.

Literarische Unternehmungen.

Zwei Professoren an der Universität in Paris, Garnier und Bouillet, geben jetzt eine philosophische Bibliothek der neuern Zeiten heraus. In dieselbe werden aller derjenigen Philosophen Werke aufgenommen, welche französisch oder lateinisch geschrieben sind, also Bacon, Descartes, Hobbes, Gassendi, Arnault, Malebranche, Leibnitz, Condillac, Buffier, Spinoza. Mit Descartes und Bacon's „Organon" ist schon der Anfang gemacht.

Von Walter Scott's Werken erscheint jetzt in Paris bei Furne, Gosselin und Perrotin eine neue Uebersetzung in 30 Octavbänden mit Stahlstichen. Gewiß ist, daß kein Romandichter in Frankreich eine solche Popularität erlangt hat. Der Uebersetzer ist Hr. Defauconpret, der seit mehr als 20 Jahren in England lebte und mit Scott selbst in Verbindung stand. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 14. — 14. Januar 1835.

Die Romantik und die „Revue des deux mondes".

Bei der Bedeutsamkeit, den der Journalismus in Frankreich gewonnen hat, bedarf eine Würdigung oder theilweise Charakteristik desselben keiner Rechtfertigung. Denn da jede Partei, sie sei eine politische oder literarische, sogleich ihr Organ in der periodischen Literatur sich dort zu bilden sucht, so erhält man durch sie ein ziemlich treues Bild der politischen und literarischen Zustände des jetzigen Frankreichs, das man nicht einmal oberflächlich nennen kann, da eben, leider, das dortige öffentliche Leben hauptsächlich und in seiner ganzen Energie in ihr zur Erscheinung kommt, und also ein Mangel an Tiefe, wenn man ihn bemerken sollte, nicht jener Erkenntnißquelle, sondern dem Leben selbst zugeschrieben werden muß. Unter den derartigen Zeitschriften nun gehört ohne Zweifel die „Revue des deux mondes" zu den bemerkenswerthesten, indem sich in ihr die eine Nuance der neuen französischen, sogenannten romantischen Schule ausspricht. Seit der Julirevolution haben sich nämlich immer mehr zwei Parteien voneinander abgesondert, die, obwol in dem Antagonismus gegen die Classiker übereinstimmend, doch in der Art und Weise, wie sie die französische Literatur umzugestalten suchen, wesentlich voneinander abweichen. Zu dieser Scheidung trug hauptsächlich die seit jener Epoche immer bemerklicher werdende Entwickelung des politischen Moments in dem vorher mehr rein literarischen Treiben der Romantiker bei, welche bei dem allgemeinen Aufschwung des ganzen politischen Lebens in Frankreich und seinem auf Alles sich erstreckenden Einfluß nicht ausbleiben konnte. So bildete sich nun die eine Partei, welche man die der literarischen Doctrinaires nennen könnte, da sie in der Literatur dasselbe System zu befolgen suchte, welches die eigentlichen Doctrinaires, die auch ihren Kern bildeten, in der Politik durchzuführen streben. Sie spricht sich hauptsächlich in den literarischen Kritiken des „Journal des débats", sowie auch in der „Revue de Paris" aus. Ihr Bestreben ist, durch Beförderung des wissenschaftlichen Geistes, durch Anregung zu ernsten Studien, mit einem Worte durch gründliche Verarbeitung des Positiven und nur allmälige Ueberführung der gewonnenen Resultate ins praktische Leben auf theoretischem Wege ein neues tüchtiges literarisches Leben in Frankreich zu gründen und zu verbreiten. Daß bis jetzt von dieser Partei das Bedeutendste geleistet worden, und sie es ist, welche zu einem nicht blos äußerlich geordneten, sondern auch in sich wohl begründeten und gegliederten Zustand Frankreichs noch am ersten die Bahn brechen kann, wird wol Niemand leugnen, der die Leistungen dieser Partei und ihrer Führer kennt und mit den übrigen vergleicht. Sie würde schon beiweitem mehr gewirkt haben, hätte sie sich nicht durch Theilnahme an der egoistischen und intriganten Politik der Regierung, d. i. des Königs und seiner Werkzeuge — eine Schwachheit, in guter Absicht vielleicht begangen — und auch durch andere Unklugheiten und Charakterlosigkeiten in der öffentlichen Meinung geschadet. So wurde es einer andern Nuance der neuern Schule möglich, sich gegen jene zu erheben und sie selbst von einer Seite in der öffentlichen Meinung zu überflügeln. Dies nun ist die Partei, welcher die „Revue des deux mondes" zum Organ dient, und die man die Oppositionspartei unter den Romantikern nennen könnte. Obgleich die Koryphäen derselben an Wissenschaftlichkeit, gründlichen Kenntnissen und auch an Geist weit unter jenen stehen, so haben sie doch, indem sie sich einer Wahrheit bemächtigten, die sich täglich immer mehr aufdringt, und sie energisch in ihrer Weltansicht durchzuführen suchten, einen Einfluß erworben, welcher den literarischen Doctrinaires, die zwar jene Einsicht auch hatten, aber sie, und vorzüglich in praxi, nicht so bestimmt aussprachen, entging. Wie meinen das Bewußtsein von der Jämmerlichkeit und Zerrissenheit des socialen Lebens und der von Tag zu Tag mehr fortschreitenden und durch die Maßregeln der Regierung selbst begünstigten Demoralisation des Volks. Dies ist der unterscheidende Punkt der beiden Nuancen der neuern Schule in Frankreich. Beide sind darin übereinstimmend, daß der Classicismus in der Kunst und der Encyklopädismus in der Wissenschaft nicht mehr ausreichen, sondern einem neuen Geiste, der sich Bahn zu brechen versucht, weichen müssen; beide sind von den beschränkten Ansichten der Classiker über englische und deutsche Literatur und Kunst zurückgekommen, sie beschäftigen sich mit denselben und benutzen sie; darin jedoch unterscheiden sie sich, daß die Doctrinaires, durch ihre falsche Stellung gehindert, sich scheuen, das Uebel, welches das Volk bis in die obersten Classen der Gesellschaft — und da grade am meisten —

durchdringt, bei der Wurzel anzugreifen, die Opposition der Romantiker aber es schonungslos aufdeckt; daß jene auf abstractem Wege dahin gelangen zu können glauben, wo diese nur drastische Mittel für erfolgreich halten. In dieser Ansicht, muß man gestehen, liegt die Berechtigung der Letztern auf Anerkennung; aber auch in weiter nichts. Denn statt mit dieser Einsicht in die Gebrechen der Zeit die wissenschaftliche Tüchtigkeit der Doctrinaires zu verbinden, Wissenschaft und Kunst ins Leben thätig überzuführen und durch diese demselben eine sittliche Grundlage zu geben, anstatt selbst etwas Positives zu begründen, welches Einheit und Gehalt in die zerrissenen und sich widerstrebenden Elemente der menschlichen Gesellschaft bringen könnte, begnügten sie sich, die Schattenseite derselben, die Jämmerlichkeiten und Widersprüche des Lebens nur recht grell zu malen, ohne das Geringste zu thun, um sie aufzulösen und zu versöhnen. So verfiel diese literarische Partei, während es in ihre Hand gegeben war, das Werk der Doctrinaires zu vollenden, in ein bloßes Negiren und Opponiren und brachte es in keiner Art dahin, etwas Besseres aufzustellen als ihre Gegner, ja nicht einmal, da ihnen deren Kenntnisse und übrige Tüchtigkeit abgingen, positiv so viel zu leisten. Wenn wir daher oben als charakteristisches Zeichen derselben die Einsicht in die Nichtigkeit des heutigen Lebens und Treibens in Frankreich aufstellten, so müssen wir noch als zweites ihre eigne Unfähigkeit, etwas Selbständiges und wahrhaft Neues in Politik, Literatur und Kunst zu produciren, mit einem Worte ihre geistige Impotenz, hinzufügen. Man täusche sich nicht durch die neuesten scheinbar originellen Producte dieser Schule; man betrachte sie näher, und man wird finden, daß ihnen noch die ganze Hohlheit der Classiker und Encyklopädisten innewohnt, nur in ein neues, der Fremde entlehntes Gewand gebracht: dieselbe todte Rhetorik, dieselben leeren Abstractionen, dieselbe Sittenlosigkeit; und eben das Widersprechende nur, das zwischen diesem alten Sauerteig und der neuen Form, in welche derselbe hineingeknetet wurde, stattfindet, ist es, was das Pikante in den Productionen dieser Romantiker ausmacht. Sie vermochten blos die äußere Form der englischen und deutschen Romantik, mit der sie nur kokettirten, aufzunehmen, ohne sich durch treues Studium und Hingeben das Wesen derselben anzueignen, und brachten daher nur Misgeburten hervor. Zwar staunte man anfangs darüber; denn während in der echten Romantik die Widersprüche der Form durch die das Ganze organisch durchdringende concrete Idee versöhnt und aufgelöst wurden, sah man hier eben diese Monstrositäten für das Wesentliche und Wahre ausgeben. Dies frappirte anfangs, dann aber erregte es bei den Strengen Abscheu, bei den Mildern Bedauern und bei den Gleichgültigen Ekel. Nur eine gewisse Classe Leute — z. B. das „junge Deutschland" bei uns mit seinen Vor- und Nachschreiern —, die durch Frechheit und einen forcirten Witz Aufsehen erregen und dadurch ihre Ignoranz und Jämmerlichkeit verdecken wollen, finden noch Geschmack an ihnen, und glauben auf diesem Wege in das neue Jerusalem gelangen zu können. Gewichtige Stimmen haben sich hiergegen in England und Deutschland erhoben und das Verderbliche und Vernichtende dieser Tendenz an den Werken V. Hugo's, Balzac's, Sue's, Sand's u. s. w. dargethan. Bei der innigen Verbindung, in der die Politik in Frankreich mit Allem steht, darf man sich nicht wundern, daß in ihr dieselbe Weltansicht sich geltend macht und zum Theil von denselben Leuten wie in der Literatur bekannt wird. Hier gibt sich am deutlichsten kund, wie wenig im Wesentlichen diese Partei in ihrer Gesinnung von der materialistischen Philosophie des vorigen, die sie in literarischer Hinsicht mitbekämpfen, verschieden ist; denn da es hier nicht eine fremde Form sich anzueignen gab, um die innere Blöße zu bedecken, so setzte man die alten seichten Ideen fort, und von denselben Leuten, welche in der Literatur dem Mittelalter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vorgeben, welche die abstracten Formen des Classicismus bekämpfen, hört man noch immer die alten abstracten Themata von absoluter Freiheit und Gleichheit, angeborenen positiven Rechten, gesellschaftlichem Vertrag, Trennung der Staatsgewalten und Alles, was damit zusammenhängt, breittreten. Unter diesen Umständen möchte sich der andern Partei, den Doctrinaires, nicht absprechen lassen, daß sie trotz aller ihrer Fehler beiweitem mehr geleistet hat, das vorgesteckte Ziel, Begründung eines neuen, festern geselligen und literarischen Zustandes, zu erreichen, als alle ihre Gegner zusammengenommen, da sie mit Ernst, gutem Willen, Fleiß und Geist, wenn auch nicht immer auf redliche Weise, zu Werke geht. Bemerken müssen wir noch, daß wir beide Parteien nur nach ihrem Grundcharakter und ihren entschiedenen Richtungen, die sich freilich in der Wirklichkeit nicht immer ganz rein und bestimmt aussprechen, aufgefaßt haben, und gern zugeben, daß im Leben beide häufig ineinander übergehen, und zwischen beiden sich viele Mittelstufen befinden, ja, daß Mancher besonderer Verhältnisse wegen sich zu der einen Partei hielt, der seinem Wesen nach zur andern gehört.

Wir gehen nun zu einer kurzen Durchmusterung der vor uns liegenden neun Lieferungen der „Revue des deux mondes" (vom 15. Juni bis 15. Oct.) über, bei welcher es uns nicht an Gelegenheit fehlen wird, das Obengesagte im Einzelnen nachzuweisen. Von den darin befindlichen Poesien heben wir „Napoléon" (III, 3) von Edgar Quinet und „Ituriel" (IV, 2) von Hans Werner aus. Die erstere ist, wie es in einer Anmerkung heißt, das Fragment eines größern Gedichts, welches der Verf. unter der Feder hat. Schwerlich wird man dieses Werk wol ein Gedicht nennen können, da schon die vor uns liegende Probe nicht ein Gedicht, sondern eher einen Kreis von Romanzen auf Napoleon, die sehr wohl getrennt voneinander bestehen können, bildet, indem durchaus kein innerer Zusammenhang zwischen denselben zu verspüren und es ziemlich gleichgültig ist, mit welcher man anfängt. Nach dem hier Mitgetheilten wird das Ganze wahrscheinlich aus Romanzen, auf die Hauptmomente der Geschichte Napoleon's bezüglich, bestehen, die eben nur dadurch zusammenhängen, daß sie sämmtlich denselben Helden feiern.

Die hier gegebenen neun beziehen sich auf Napoleon's Aufenthalt auf St.-Helena und sein Fortleben im Gedächtniß der Menschen, welches sich zuletzt in der Aufstellung seiner Bildsäule auf dem Vendomeplatze ausspricht. Der Verf. hat in diesen Romanzen den Ton des alten Volksliedes nachzuahmen gesucht, und glaubt sich dadurch schon ein besonderes Verdienst erworben zu haben. Schon diese Wahl ist höchst unglücklich, denn keine Darstellungsweise paßt wol weniger dazu, den Helden der modernen Welt in seiner innersten Eigenthümlichkeit zu schildern, als der natürliche, treuherzige, schlichte und bei scheinbarer Breite doch kurze Ton des alten Volksliedes. Höchstens lassen sich einzelne Züge aus seinem Leben auf diese Weise darstellen, nicht aber dasselbe in seinen Hauptepochen. Zudem ist aber noch dem Verf. dieser Ton völlig mislungen; statt der Natürlichkeit findet man gemachte Naivetät; statt der Treuherzigkeit Bänkelsängerweise; statt Schlichtheit grands mots und Ueberladung in Bildern und Gleichnissen, und jene scheinbare Breite der Schilderungen ist zur Gedehntheit geworden, die häufig ins langweilige Einerlei ausartet. Mit einem Worte, der Verf. hat den alten Balladen ihre Aeußerlichkeiten abgeguckt und benutzt sie wie ein Decorationsmaler; vom Geiste derselben hat er aber auch nicht eine Spur in sich aufgenommen; die Romanzenform ist nichts als Coulisse. Und dahinter steckt nicht etwa ein tiefer Gedanke, dem man nur ein unpassendes Gewand gegeben hätte; nein, eben das charakterisirt diese Dichtungen, daß sie grade blos in Aeußerlichkeiten bestehen; höchstens könnte man die in ihnen überall sich breitmachende französische Nationaleitelkeit für ihren idealen Inhalt ansehen. So mag der Verf. die Welle mit dem englischen Schiffscapitain, dessen Schiff Napoleon trägt, sprechen lassen, oder Napoleon in seinem Testament sich in pathetischen Tropen ergehen, oder die Instrumente der Militairmusik und die Kriegsgeräthe mögen in tändelnden und hochtrabenden Phrasen ertönen, oder die gewöhnlichen pomphaften Redensarten und stereotypen Großprahlereien der Franzosen vorgebracht werden, nirgend sieht man einen Zweck, und ohne den Gedichten im Geringsten zu schaden, könnte man willkürlich wegnehmen, dazusetzen und ändern. Dies erklärt sich sehr leicht aus dem Mangel einer das Ganze durchdringenden und formenden Idee, der grade bei der gewählten Darstellungsart fast eine vollkommene Formlosigkeit erzeugen mußte. Hätte der Verf. eine mehr äußerlich abgeschlossene Form gewählt, so würde die letztere nicht so hervorgetreten sein, und merkwürdigerweise schwindet sie sogar schon etwas, wo er nur Alexandriner braucht, wie dies im Chor S. 332 geschieht. Da befindet er sich in seinem Element wie der Fisch im Wasser; das Ganze wird gerundeter, aber auch der gewöhnlichen schleppenden Lyrik der Franzosen ähnlicher. Jene Formlosigkeit erschien schon auf eine greuliche Weise im „Ahasverus“ desselben Verf., der sich noch mehr als vorliegende Gedichte durch leeres Wortgepränge und hohle Schwulst bemerkbar macht; in ihm fällt derselbe Mangel an Gedanken und besonders an Gemüth auf, sodaß beide Gedichte ebenso wenig zum Denken anregend als ergreifend sind, obschon die Gegenstände derselben Stoff genug dazu geboten hätten. Noch müssen wir bemerken, daß Nr. V, S. 333 fg., eine sonderbare Aehnlichkeit mit Zedlitz's „Nächtlicher Heerschau“ trägt, dieselbe jedoch lange nicht erreicht.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Der Gefährte auf Reisen in dem östreichischen Kaiserstaate. Für Reisende jeden Standes und Zweckes, nach den neuesten und bewährtesten Quellen. Bearbeitet von Franz Tschischka. Wien, Beck. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieses Reisehandbuches für die östreichischen Lande, bekannt durch mehre Particularschriften über dieselben, versucht hier einen neuen Weg der Belehrung für Reisende durch eine streng beobachtete alphabetische Anordnung der Städte und Routen, nach welcher er mit Agram und allen von dort auslaufenden Poststraßen beginnt und mit Zara endet. Diese Einrichtung sagt uns jedoch wenig zu, es wird durch sie unmöglich, zu einem Bilde des Landes zu gelangen, mit dem dies Handbuch sich beschäftigt; dagegen mag sie für den bloßen Reisezweck ganz entsprechend sein. Immer aber hätten wir die gesonderten Reiche gesondert zu sehen gewünscht. Die allgemeine Einleitung nach Balbi, Hassel und Blumenbach, welche der Verf. vorausschickt, wäre alsdann als Einleitung zu jeder Provinz auch wol genügender ausgefallen, als sie jetzt erscheint, wo sie zugleich zu viel und auch wieder zu wenig gibt. Hierauf vertheilt der Verf. seine Arbeit auf 1000 Routen, indem er stets zuerst die Poststraße angibt, dieser mit einer kurzen Beschreibung folgt und der nebenliegenden Punkte im Vorübergehen gedenkt. Die Städteschilderungen sind kurz, neu und meistens genügend; auch durchhin mit guter Literatur und Notizen ausgestattet. Auf pittoreske Wirkung hat der Verf., nur mit statistischem Material beschäftigt, Verzicht geleistet, und das Buch erfüllt daher seinen Zweck, den Reisenden zu leiten und thatsächlich zu unterrichten. Für eine Unterhaltungslecture zu gelten, macht es keinen Anspruch; sein Hauptziel ist Wahrheit und Vollständigkeit. Inzwischen halten wir diese gänzliche Verzichtleistung auf alle Beihülfe der Phantasie selbst bei Werken dieser Art doch kaum für gerathen; denn sogar der trockenste schwäbische Magister, wenn er einmal auf Reisen ist, kann sich doch der Umarmung dieser Göttin nicht ganz entziehen und wünscht wenigstens zu wissen, welches von zwei Dingen, von denen er nur eins sehen kann, das sehenswerthere ist; ja, er wünscht selbst wol in einem Augenblick sträflicher Verzückung zu erfahren, ob Tizian oder Calabrese ein grösserer Meister ist, und ob ein Abend bei den Armeniern in S.-Lazaro verlebt wol so viel Reiz hat als einer auf seiner Kegelbahn zu Gemmingen. Doch, non omnia possumus omnes! und der Verf. wird damit zufrieden sein, daß wir sein Buch sehr brauchbar, sehr vollständig und sehr zuverlässig nennen.

2. Rudolf von Jenny's Handbuch für Reisende in dem östreichischen Kaiserstaate. Durchaus umgearbeitete und vermehrte zweite Auflage von Adolf Schmidl. Erster Band. Auch unter dem Titel: Reisehandbuch durch das Erzherzogthum Oestreich mit Salzburg, Obersteiermark und Tirol. Von Adolf Schmidl. Güns, Reichard. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist übel für den Verf. des vorigen Werkes, daß das ebenangezeigte mit ihm in Competenz tritt, da es weit erhöhten Anfoderungen genügt, als die sind, welche er zu befriedigen strebte. Der Verf. dieses Reisehandbuchs, das jedoch durch seinen Umfang zu einem Reisewerke wird, ist ebenso erschöpfend in allen materiellen Angaben als er, dabei aber zugleich ein phantasiereicher Führer durch malerische Gegenden, der es nicht ver-

schmäht, zu rechter Zeit zu unsern Empfindungen zu sprechen. Wir geben seiner Weise, denselben Gegenstand zu bearbeiten, daher den Vorzug, und können seinem Mitbewerber nur den Vorzug größerer Compendiosität einräumen. Im Uebrigen sieht man, daß die seit Kurzem entstandene Mode, Oestreich zu bereisen, bereits ihre Früchte trägt. Es wird über östreichische Staats- und Lebensverhältnisse geschrieben, und jede solche Schrift wird und muß ihre Wirkungen äußern. Sie ist ein Steinwurf in einen stagnirenden See, die kleine Welle regt sich, gibt einem kleinen und immer größern Kreise den Anstoß, und ist zuletzt selbst am Fels, der das Ufer bildet, zu spüren. Darum hat der Kaiser von China Recht, daß er nichts, selbst das Gute nicht, über China schreiben lassen will, denn selbst das Lob implicirt ja den Tadel des Entgegengesetzten.

In dem vorliegenden Werke hat uns die Beschreibung von Salzburg vorzüglich angesprochen; sie ist mit ebenso viel Einsicht als Geschmack geschrieben. Der Verf. versteht zu sondern und zu zweifeln, was bei einem Reisebeschreiber schon viel ist. Er glaubt nicht an die Taufnamen jedes Gemäldes u. s. w. und braucht sein eignes Auge. Sehr löblich ist auch die Traunfahrt (S. 263 fg.) beschrieben, wenngleich wir zweifeln, daß man von Hallstadt nach Wien in zwei Tagen gelangen könne. Die Reise in der steierischen Alpenwelt ist um den Schneeberg concentrirt und gleichfalls recht gut angegeben; auch Tirol ist befriedigend, wenngleich mit Uebergehung der kleinern Touren, beschrieben. Der Reiseplan (S. 409) ist jedem Besucher Tirols zu empfehlen und mit voller Ortskenntniß angelegt; er umfaßt selbst das italienische Tirol und weicht nur zu seinem Vortheil von Inglis' „Outline of a tour" ab, wiewol er nur 18 Tage erfodert.

Hiermit müssen wir abbrechen, ohne der kleinen Einwendungen zu gedenken, die wir gegen einige Höhenmaße und andere specielle Angaben vorbringen könnten, und mit dem Wunsche, daß dies tüchtig gearbeitete Reisehandbuch in demselben Geiste die übrigen Staaten des Kaiserreichs, Ungarn, das Littorale, und dies ganz besonders, Dalmatien und Italien — letzteres jedoch möglichst kurz — behandeln möge. 46.

Leben, Thaten und Schicksale der merkwürdigsten englischen Räuber und Piraten von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Nach amtlichen Urkunden und andern glaubwürdigen Quellen von C. Whitehead. Aus dem Englischen von J. Sporschil. Zwei Theile. Leipzig, Wigand. 1834. Gr. 12. 3 Thlr.

Als der ehemalige Stadtdirector Pfister in Heidelberg vor einer Reihe Jahre seine „Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden im Spessart und Odenwald" und seine „Merkwürdigen Criminalfälle" herausgab, stimmte damals wie jetzt Jedermann darin überein, diese Sachen für ebenso lehrreich als interessant zu erkennen; lehrreich für den Criminalisten und Policeimann, interessant für den Psychologen und überhaupt jeden Denkenden. Es fiel aber Niemanden ein, diesen Werken eine besondere, die Moral fördernde Tendenz unterzuschieben.

Mit dem Verf. und dem Uebersetzer des obengenannten Buches verhält es sich anders. Diese beiden Personen leben laut Vor- und Nachwort des seligen Glaubens, das Werk sei nicht allein lehrreich und interessant, sondern auch vorzüglich moralisch.

Die beiden Bände enthalten die mehrentheils nur kurz hingeworfenen Lebensschilderungen von 72 englischen Gaunern, Taschendieben, Straßenräubern, Piraten und anderm lüderlichen und nichtsnutzigen Gesindel männlichen und weiblichen Geschlechts. Da wird denn erzählt, daß der oder die N. N. da und da geboren, von den und den Ältern abstamme, das und das habe werden wollen, dagegen aber sich auf die schlechte Seite gelegt und das so lange getrieben habe, bis endlich der Strick der Sache ein Ende gemacht. Inwiefern Erziehung, besondere Schicksalsverknüpfungen und sonstige Verhältnisse dazu beitragen, das Subject auf diesen Punkt zu bringen, wird fast nie oder nur selten und oberflächlich berührt und so darf man denn wol die Frage aufwerfen, was mit einer solchen skeletähnlichen Zusammenstellung von Gaunern verschiedener Zeiten für die Moral, für die Seelenkunde und für die criminalistische Rechtswissenschaft gewonnen sei?

Dem Hrn. Uebersetzer wird das Urtheil schwerlich einleuchten, denn ein ähnliches, welches im Gersdorf'schen „Repertorium" über das Werk mit dem Ausspruche gefällt wurde, das Buch hätte füglich unübersetzt bleiben können, hat ihm laut seinem Nachworte mächtig verdrossen, indem grade der moralische Werth der Arbeit des Hrn. Whitehead ihn zu einer Uebertragung vermocht haben soll.

Sowie das Werk jetzt ist, wird weder der Verf., Hr. Whitehead, noch der Uebersetzer das Publicum überreden, ihm etwas Nützliches, Lehrreiches, Moralisches oder auch nur Unterhaltendes geboten zu haben, denn was für ein Nutzen, Lehre oder Unterhaltung sich aus der dürren Darstellung der schlechten Streiche von 72 Subjecten ziehen läßt, die ihr Leben verdientermaßen meist am Galgen endeten, ist, da jede psychologische Entwickelung, jede criminalistische Untersuchung, jede juristische Beleuchtung fehlt, durchaus nicht abzusehen, und es bleibt daher nichts übrig als das ganze Unternehmen für eine jener trübseligen Speculationen zu erklären, die man mit dem Namen Buchmacherei zu belegen pflegt und wobei in der Regel nichts mehr als das gute Papier zu bedauern ist, welches damit verschwendet wurde. 65.

Notizen.

Allergnädigste Resolution.

Unter Karl IX. war, wie sehr oft, große Geldverlegenheit und doch die Zahl Derer, welche um Pension oder Anstellung nachsuchten, sehr groß. Da schaffte der Finanzminister, der Cardinal von Lothringen, bald Hülfe. Er ließ im Namen Sr. Majestät, des allergnädigsten und allerchristlichsten Königs, am **Galgen** eine Verordnung anschlagen, daß Jeder, wer Geld verlange, oder Gnadengehalt und Anstellung suche, die Wahl habe, binnen 24 Stunden den Hof zu meiden, oder — an diesen Galgen zu kommen. Und alle Die, so es anging, kamen solcher allergnädigsten Resolution, wie es treugehorsamen Unterthanen geziemt, schuldigst, gehorsamst und in der kürzesten Zeit nach.

Elisabeth von Valois.

Manche Leute sind zu einer Ehre und Achtung gekommen, die sie weder verdient noch geahnt haben. Wenn man Schiller's „Don Carlos" liest, sollte man die Königin Elisabeth für eine wahre Tugendfürstin halten. Auch Alfieri stellt sie in seinem „Philipp II." so dar. Ach Gott! sie ist so verschwenderisch und unedel gewesen wie ihre ganze Familie. Art läßt nicht von Art! Als sie 1565 bei der Zusammenkunft mit ihrem Bruder Karl IX. und ihrer Mutter Katharina von Medici erschien, trieb sie einen Luxus, wie ihn nur der französische Hof kannte. Mehr als zweimal zog sie kein Kleid an, obschon jedes 8—400 Kronen (à 14 Thlr.) kostete. Sie soll sich, nach Schiller's und Alfieri's Dichtung, der Niederländer angenommen haben. Nicht daran gedacht hat die holde Dame. Im Gegentheile hat sie, nach Strada und Daniel, damals (in Bayonne) ihren Bruder Karl IX. recht sehr ermahnt, ja nicht der Hugenotten zu schonen. Die Bartholomäusnacht bewies, daß ihr Bruder Ohren hatte, auf solche Dinge zu hören. Kurz, die edle Königin ist eine geistreiche Erfindung der Dichter. 86.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1835.

Die Romantik und die „Revue des deux mondes“.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Im „Ituriel“ von Hans Werner wird die Poesie oder vielmehr die Künstlerbegeisterung, personificirt in einem Engel, nach welchem das Gedicht benannt ist, besungen. Das Ganze gehört zu der während einer gewissen Zeit in Deutschland wie die Pilze hervorsprossenden Art von Gedichten, in denen die Kunst sich selbst zum Inhalt ward. Hierüber noch etwas zu sagen, wäre überflüssig, da man schon längst bei uns über diese Poesie der Poesie aufs Reine gekommen ist. Den Franzosen ist sie wahrscheinlich etwas Neues. Hr. Werner, der sich mit deutscher Literatur beschäftigt, scheint diese Art von Poesie auch auf französischem Boden einheimisch machen zu wollen. Und man muß gestehen, daß es ihm, einmal die Art von Dichtung zugegeben, in diesem Versuch gelungen ist, ein Gedicht zu liefern, dessen Verwandtschaft sich seine Vorbilder nicht grade zu schämen brauchen. Es herrscht darin eine gewisse Innigkeit und Wahrheit der Gesinnung, welche in Verbindung mit einer regen Phantasie keine üble Wirkung hervorbringt. Dafür krankt aber auch dieses Gedicht an einer ganz besondern Gedankenarmuth, und wir wissen nicht, ob wir es mehr derselben oder der unendlichen Trivialität, an welcher die französische Sprache im poetischen Ausdruck leidet, zuschreiben sollen, wenn Verse vorkommen, wie folgende:

> Il (nämlich Ituriel) était là quand Goethe, homme dur et sevère,
> Mais poète divin qu'entre tous je révère,
> Pensait à Marguerite: et lorsque Raphaël
> Pâle en son atélier, méditait une teinte etc.

oder:

> Et lorsque Beethoven, cet homme de génie,
> Le dieu de la sonate et de la symphonie etc.

Jedenfalls glauben wir, daß diese Art von Dichtungen in Frankreich nicht sehr gedeihen wird, da sie, rein gehalten, gar zu wenig dem Nationalcharakter der Franzosen zusagt, wie wir denn überhaupt der Meinung sind, daß es nicht die Poesie ist, in welcher die Franzosen jemals viel leisten werden, und daß ihre sogenannte romantische Poesie nie mehr werden wird als eine Uebersetzung des Classischen in die Sprache und Formen der Romantik. Es fehlt jetzt der französischen Nation gar zu sehr an den Eigenschaften, welche das Entstehen einer eigenthümlichen und kräftig aufblühenden poetischen Literatur bedingen.

Von den Erzeugnissen der Romanschriftstellerei, welche die „Revue des deux mondes“ enthält, bemerken wir die „Lettres d'un voyageur“ von G. Sand in III, 2 und in III, 6, glauben aber einer Beurtheilung derselben überhoben zu sein, da die genannte Schriftstellerin schon hinlänglich bekannt und charakterisirt ist, und diese Producte sich nicht von ihren frühern wesentlich unterscheiden. „Les ames du purgatoire“; wieder eine Don-Juaniade, die in Frankreich bei den Romantikern viel Beifall zu finden scheinen, da dies Sujet häufig von ihnen, besonders der Classe, mit welcher wir es hier zu thun haben, benutzt und bearbeitet wird, wie es erst kürzlich Hans Werner in seinem „Souper chez le commandeur“ (ebenfalls in der „Revue des deux mondes“) gethan hat. Ein sehr charakteristisches Zeichen für diese literarische Partei.

Von Lerminier haben wir zwei Aufsätze: „De l'enseignement des législations comparées“ und „Les adversaires de Mr. de La Mennais“. Unlängst erst ist in d. Bl. (Nr. 315 und 316 f. 1834) eine Anzeige von Lerminier's Aufsatz über Sallust (in der „Revue des deux mondes“) erschienen, welche denselben gut charakterisirt und sehr richtig, nur zu mild beurtheilt. Diese beiden Aufsätze liefern neue Beweise zu Dem, was dort gegen ihn bemerkt wurde. In beiden derselbe pretiöse und rhetorische Styl, dieselbe desultorische und oberflächliche Behandlung des Stoffes, das nämliche Haschen nach Antithesen, gesuchten und auffallenden Wendungen, nach sogenannten Gedankenblitzen, die nämliche affectirte Geistreichigkeit; in Allem dieselbe Oberflächlichkeit, der es durch Lärmschlagen und savoir faire gelungen ist, sich für etwas auszugeben. Der erste Aufsatz (III, 3) könnte ebenso gut „Ueber Philosophie der Geschichte und Politik“, oder noch besser „Philosophisch-historische Rhapsodien“ überschrieben sein; denn ein bestimmterer Titel läßt sich nicht geben; der Verf. kommt auf 44 Seiten vom Hundertsten aufs Tausendste, von Nimrod auf Napoleon, von Moses auf Hegel, mit einem Worte, die ganze Geschichte muß die Revue passiren. Und was ist der langen Rede kurzer Sinn: aus der Philosophie der Geschichte sehen wir, daß jetzt eine neue Aera in religiöser und politischer Hinsicht, welche der Anfang des goldenen Zeitalters und hauptsächlich ein Werk des

Genius der Franzosen ist, bevorstehe, indem eine neue Religion und neue Staatsformen aus der französischen Revolution sich zu entwickeln im Begriffe stehen. Welcher Art aber dieselben seien, wird nicht angegeben; die neue Religion scheint etwas nach St.-Simonismus zu schmecken. An einen geregelten Gedankengang, an organische Entwickelung und Durchführung der Idee ist nicht zu denken. Das Ganze ist eine Sammlung schöner Redensarten, mit einer Selbstgenügsamkeit und Gefälligkeit vorgetragen, die häufig lächerlich wird. Zum Beweis diene nur folgende Stelle (S. 255):

Sitôt qu'il fut de mon devoir et de ma destinée d'enseigner l'histoire des législations comparées, je trouvai sur-le-champ l'idée à produire la première sur la scène; toute unité se conçoit d'un seul coup; certains principes ne tardèrent pas non plus à poindre dans ma tête et a s'y préciser progressivement; peu à peu ils ralliérent à eux mes recherches historiques, ils me servirent de soutiens dans l'étude des faits, et puis eux-mêmes grandirent par cette étude. J'enseignai l'histoire du pouvoir législatif; l'unité était excellente et forte, elle me protégea; six nations, trois dans l'antiquité, trois chez les modernes, furent interrogées; et l'histoire ne tourna pas en confusion de nos idées et de nos espérances.

Kann man den Mund voller nehmen, als es hier der Hr Prof. Lerminier thut? Wahrlich, man sollte denken, er müsse die classischen Werke dutzendweise aus dem Aermel schütteln können. Wir könnten noch mehre Beispiele von seinem gespreizten Vortrage anführen, wenn es uns nicht der Raum verböte; dem Leser des Aufsatzes wird es nicht schwer werden, sie zu finden. Daß nicht einzelne treffende und wahre Gedanken gefunden werden sollten, wer würde dies leugnen; unzählig sind dagegen die halbwahren und ganz falschen. Wollte man dabei die fremden Federn, besonders die deutschen, mit denen sich Hr. Lerminier schmückt, indem er sie für auf seinen Leib gewachsen ausgibt, ausrupfen, so würde er ziemlich kahl dastehen. Des Misverstandenen und der schiefen Urtheile kommen dabei genug vor. Was werden unter Andern die berliner Freunde des Verf. sagen, welche Lerminier als den Ihrigen verehren und cajoliren, wenn sie lesen:

Hegel a le même départ et le même aboutissement (wie Kant): sa philosophie du droit, plus favorable à l'histoire par son réalisme, diffère peu du droit naturel de Kant dans la méthode et les résultats purement spéculatifs.

So etwas vermöchte doch der in den berliner „Jahrbüchern" auf einmal so sehr angegriffene Cousin nicht zu schreiben. Ueberhaupt scheint die Speculation nicht Lerminier's starke Seite zu sein, und bei den eingestreuten speculativen Brocken wird man häufig wider Willen an den alten Fibelvers erinnert: „Der Affe gar possierlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt". Der zweite Aufsatz des Hrn. Lerminier (III, 5) ist, wie schon der Titel errathen läßt, eine Vertheidigung Lamennais', dem der Verf., bis auf seine religiösen Ansichten, reichliches Lob spendet. Grade aber die letztern, man mag sie vom theologischen Standpunkt beurtheilen, wie man will, sind es noch, welche ihm in politischer Hinsicht einigen Halt geben, und sie ihm nehmen wollen, heißt blos ihn zum gemeinen Revolutionnair machen. Sehr deutlich gehen aus dieser Vertheidigung die politischen Ansichten des Verf. hervor, dem es in der That nicht um eine objective und dauerhaft neue Begründung des gesellschaftlichen Lebens zu thun ist, sondern nur um eine unbeschränkte subjective Freiheit, die eben nur darin besteht, daß jede individuelle Meinung, nichts Positives anerkennend, sich selbst auf den Thron zu setzen und als das einzig Rechte geltend zu machen sucht.

„De l'absolutisme et de la liberté" von de Lamennais (III, 3, 3). Der Verf. ist durch seine „Paroles" neuerdings zu bekannt und zu oft besprochen worden, als daß es nöthig wäre, ihn hier näher zu charakterisiren.

Bemerkenswerth sind noch die beiden Aufsätze: „Leipzig et la librairie allemande" und „Les universités allemandes" von Hrn. Marmier; zwei Skizzen, die der Verf. ohne ihrem Werthe zu schaden, recht gut auf das Drittel ihres Umfangs hätte reduciren können, wenn er nicht auch die gewöhnliche Manier der Franzosen hätte, unbedeutende Sachen geistreich und witzig darstellen und überall interessante Bemerkungen auch über die unbedeutendsten Gegenstände anbringen zu wollen. Dieser Manier wird man am Ende überdrüssig. Den Leuten übrigens, die nach dem Urtheil eines jeden Franzosen über Deutschland haschen, und bei jedem herablassenden gnädigen Lächeln desselben auf unser Vaterland vor Freuden außer sich sind, empfehlen wir diese beiden Aufsätze, welche mit vieler Freundlichkeit die guten Seiten der bons allemands der großen Nation zu empfehlen wissen.

Von den übrigen Aufsätzen, in denen die Tendenz des Blattes minder oder gar nicht hervortritt, heben wir noch hervor: die Charakteristik Manzoni's von Ch. Didier, eine sehr tüchtige und das Richtige treffende Schilderung (III, 5); „Dante", von Fauriel, mit Fleiß gearbeitet (IV, 1); doch hätte der Verf. manches ihm bis jetzt unbekannte Ergebniß und manche neue Ansicht aus Barthold's „Römerzug Kaiser Heinrich VII." und Leo's „Geschichte der italienischen Staaten" ziehen und benutzen können; „L'Arétin, sa vie et ses oeuvres" von Ph. Chasles; „Nouvelles lettres sur l'histoire de France", von A. Thierry (III, 2), die Geschichte der fränkischen Könige von 576—578 behandelnd, gibt einen genauen Ueberblick der Geschichte jener Jahre, ohne weitere Ansprüche zu machen; „Lettre sur Egypte (III, 6), von Michaud, ein Beitrag zur Kunde des heutigen Zustandes jenes Landes. In II, 6 befindet sich eine Charakteristik O'Connell's aus der Feder des Schriftstellers, welcher schon mehre englische und französische Staatsmänner auf ähnliche Weise zeichnete; die politische Farbe ist dieselbe wie in den frühern Charakteristiken.

121.

Geschichte des großherzoglich hessischen Landtages vom J. 1834, dargestellt von Karl Buchner. Hanau, König. 1835. 8. 12 Gr.

Im Jahre 1822 erschien vom jetzigen Geheimenrathe Floret eine „Historisch-kritische Darstellung der Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogthums Hessen im Jahre 1820

und 1821". Diese Schrift war in doppelter Beziehung wichtig und hat sich auch noch im gegenwärtigen Augenblicke ihre Wichtigkeit bewahrt. Einmal war Hr. Floret zugleich Abgeordneter auf jenem Landtage und Mitglied des constituirenden und Gesetzgebungsausschusses gewesen, und zweitens stand er in sehr vertrauten Beziehungen zur Staatsregierung selbst. Beide Eigenschaften mußten ihn mit Vielem bekannt machen, was dem bloßen Zuschauer des Schauspiels immer unbekannt blieb; er stand dabei nicht blos hinter den Coulissen, sondern er war auch Mitschauspieler, Mitverfasser des Stückes und Mitglied der Behörde, welche das Stück prüfte, inwieweit es dem Publicum mitzutheilen oder vorzuenthalten sei. Besonders dieser zweite Punkt ist noch jetzt der wichtigste, und grade mit diesem kann sich die Schrift, deren Anzeige hier beabsichtigt wird, am wenigsten messen. Der unterzeichnete Verf. hatte keine Inspirationen von oben; was er als Reflexion mittheilt, ist weder ganz, noch halb, sondern gar nicht officiell, es ist nicht zu dem Zwecke, aber auch nicht in der Art geschrieben, daß man sage: „Da es hier so und so steht, so ist es auch wol so anzunehmen, die Schrift ist unter den Augen der Staatsregierung, sie ist von einem Manne geschrieben, der genau von Dem, was man oben wollte, unterrichtet war". Nein, solche Prätensionen sind mir nie in den Sinn gekommen; sie entlocken mir sogar ein Lächeln, wenn ich sie in Gedanken einem Dritten in den Mund lege.

Aber, verglichen mit 1820 und 1821, sind auch objectiv solche Prätensionen jetzt weit weniger denkbar. In jenen eben bemerkten Jahren war eine Verfassung fürs Großherzogthum Hessen zu Stande gekommen, viel Freisinniges enthaltend, allerdings Manches davon nur als Princip und ohne gegliederte, lebendige Anwendung. Aber der Kampf darum war nicht ganz leicht gewesen, man hatte sich verständigt, der eine Theil war zufrieden mit dem Gegebenen, der andere mit dem Erhaltenen, die Lücken hoffte man allmälig in der Folgezeit gefüllt. So war es also leicht und unbedenklich, über die Geschichte dieses Ergebnisses offene Mittheilungen zu machen, und ebenso offene Betrachtungen, welche der freisinnigen Natur des Ergebnisses entsprachen, daran zu knüpfen. Dabei hatte man den großen Vortheil, daß man etwas Fertiges, Geschlossenes, Vollendetes beurtheilte, das Verfassungswerk.

Keiner der Nachfolger Floret's konnte dieses Vortheils sich erfreuen. Jeder hatte nur Theile, die mit einer Vergangenheit zusammenhingen und ziemlich ungeschlossen der Zukunft zuflogen. Aber auch andere Vortheile gingen für ihn in bewegbaren, unfriedlichen Zeiten verloren, namentlich der der unparteiischen Stellung, und somit des Glaubens, der Authenticität seiner Mittheilungen, insoweit diese über das strenghistorische Gebiet, die gedruckten Verhandlungen, einigermaßen hinwegschweifen. Diese Einbuße würde Floret selbst erleiden, wenn er die Geschichte eines der letzten Landtage schriebe. Seine Ansicht würde als Parteiansicht gelten, er möchte sich stellen, wie er wollte; seine Schrift sähe Niemand mehr für authentisch an, wenigstens nicht für beide Theile, und er müßte zufrieden sein, wenn man ihm im Allgemeinen Redlichkeit und guten Willen nicht abstritte.

Diese Zeilen geben nun zugleich, was man von der oben angeführten Schrift zu erwarten hat, ich möchte sagen: erwarten darf, wenn das nicht allzu sehr wie eine anticipirte Antikritik sich ausnähme.

Seit Floret's Schrift war keine ähnliche über eine spätere Ständeversammlung erschienen. Ein Theil der soeben angedeuteten Schwierigkeiten, insbesondere, daß die Arbeit nicht so dankbar sei, hielt wol davon ab. Aber dem gesellte sich noch, daß es jedesmal sehr lange dauerte, bis die Verhandlungen der Stände im Druck erschienen waren und also ein Uneingeweihter, ein dem eigentlichen ständischen Kreise fern Stehender sie für seine Arbeiten benutzen konnte. Anders das letzte Mal wo eine expeditere Buchdruckerei (Leske in Darmstadt) das Geschäft rasch förderte.

„Der Verf. glaubt", sagte ich in meiner Vorrede, „in seiner Darstellung sich unabhängig gehalten zu haben, und ist zufrieden, wenn man dies ihm zugesteht. Er glaubt weiter, daß man zur Abfassung einer solchen Schrift eine Gesinnung mitbringen müsse, und daß es deren historischem Werthe — wenn davon die Rede sein kann — keinen Eintrag thue, wenn sich die Gesinnung auch in der Schrift ausspricht. Der Verf. könnte für die Richtigkeit dieses Glaubens sehr bedeutende Autoritäten anführen, von den ältesten griechischen Schriftstellern an bis auf Wolfgang Menzel und Walter Scott; aber diese Autoritäten würden seinem kleinen Werke gar zu schwer und ernsthaft stehen. Ohne ausgedrückte Gesinnung wird eine geschichtliche Arbeit niemals mehr sein können als ein nacktes Gerippe von Thatsachen, als eine Chronik. Im besten Falle wird ihr Verf. fortwährend als Ueberläufer sich qualificiren, der bald der einen, bald der andern Partei dient, indem er sich an sie anlehnt. In einem entgegengesetzten Verhalten darf aber natürlich nicht Entstellung der Wahrheit, absichtliches Verschweigen von wichtigen Dingen und überhaupt treulose Behandlung einbedungen sein, und der Verf. dieser Schrift war aufrichtig und gewissenhaft bemüht, sich davor zu hüten. Die Prätension unparteiischer Darstellung überläßt er übrigens Denen, welche die seinige vielleicht parteiisch nennen."

Nach diesen Explicationen glaubte ich für Diejenigen, welche vielleicht ein sehr volles Maß ausgesprochener liberaler Gesinnung wünschten — denn allerdings dachte ich an eine andere nicht — nachstehende weitere Bemerkungen nöthig:

„Das Schreiben für den Druck ist in Deutschland nicht besonders leicht mehr. Allerdings, in Folge der strengern Censur und durch die Besorgnisse des Verlegers. Aber am meisten vielleicht dadurch, daß solche Rücksichten schon während des Schreibens sich beim Autor geltend machen und daß sie seine Gedanken und seinen Ausdruck abstumpfen. Wer das nicht weiß oder nicht wissen will, ist sehr bereit, dem Autor alsbald Unbestimmtheit, Mattigkeit und dergleichen schlimme Dinge mehr vorzuwerfen, wo sie doch auf ganz andere Rechnung kommen. Daß man unter diesen Umständen lieber ganz schweigen solle, ist leichter gesagt als gethan, und dabei nicht einmal sehr klug gesagt. Der Leser muß also nebst dem Schreiber die Zustände der Zeit gemeinsam tragen und ihm mit Billigkeit und Verstand entgegenkommen."

Ich hätte hier vielleicht noch anführen können, daß eine geschichtliche Arbeit selbst mit ausgedrückter Gesinnung doch nie Parteischrift werden dürfe, ja, daß es ihr nicht zustehe, mit einigem Scheine Rechtens den bestimmtern Schein einer solchen auf sich zu laden. Aber freilich fällt dadurch der in der Vorrede letztangeführte Grund nicht weg.

In acht Abschnitte theilte ich meine Schrift.

Nach einer kurzen Einleitung behandelt der erste Abschnitt (von S. 2—9) den Zusammentritt der neuen Kammer, die Wahlen der Präsidenten und der Ausschüsse, die Eröffnung der Ständeversammlung und die Verhandlungen der zweiten Kammer über ihre Adresse. Der zweite Abschnitt (von S. 9—24) wendet sich den vorgekommenen Wahlfragen zu. Hier ist die des Abgeordneten E. E. Hoffmann die wichtigste mit Bezug auf ihre Verzweigungen, die der Abgeordneten Geheimrath Schenck und Medicinalrath Huth dagegen die wichtigste mit Bezug auf die dabei zur Sprache gekommenen Grundsätze und das Verhalten der Staatsregierung. Der dritte Abschnitt (von S. 25—51) behandelt die Vorlagen der Staatsregierung. Diese waren finanzieller und juridischer Natur. Von erstern konnte als der wichtigste gelten der Vortrag des Präsidenten des Finanzministeriums, Freiherrn von Hofmann, über die Finanzverwaltung von 1830—32, und als wichtigstes Resultat der darüber gepflogenen Kammerverhandlungen, daß die zweite Kammer beschloß, ungefähr 31,000 Fl., welche an die Gläubiger der verewigten Großherzogin Luise von Hessen vom Finanzministerium bezahlt worden waren, nicht zu genehmigen, und ebenso 24,000 Fl. nicht zu genehmigen, welche, nach Anleitung der groß- und erbprinzlichen Apanagebestimmung, in den Beginn der Regierung des Großherzogs Ludwig II. hinein, noch neben der nun begonnenen

Civilliste bezahlt worden waren. Die erste Kammer trat freilich nachher einstimmig diesen beiden Beschlüssen nicht bei, und der Knoten war noch ungelöst, als die Ständeauflösung erfolgte. Folgende Theile dieses Abschnitts enthalten dann die Verhandlungen über das Princip der Bewilligung von Gehalten durch die Staatsregierung und das Verhalten der Stände dazu, über die Verlängerung des alten Finanzgesetzes, über die Verminderung der Salzsteuer und die Einführung der Salzregie in der Provinz Oberhessen, die Gleichstellung der Beedpflichtigen in den standes- und adlig-gerichtsherrlichen Bezirken mit den vormaligen Beedpflichtigen in den Domaniallanden, über den Entwurf eines Forststrafgesetzes, über Abtretung der den Standesherren des Großherzogthums verfassungsmäßig zustehenden Gerechtsame in Bezug auf Justiz-, Administrativ-, Local-, Forst-, Polizei- und Consistorialverwaltung u. a. m. Der vierte Abschnitt (von S. 51—114) erläutert die wichtigsten Punkte, welche bei der Berathung des Budgets vorkamen, enthält deren und des Finanzgesetzes Summen. Anhaltspunkte sind hier u. A.: Verwaltung, Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld, die Unterhaltung des Militairs und der Militairanstalten nebst dazu gehörigen Propositionen, und die Verhältnisse der Universität Gießen, sowie der Hofbibliothek nebst damit verbundenen Kunstsammlungen in Darmstadt, welche, nachdem bei der Rubrik: Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die Gesandtschaften stark zur Sprache gekommen, bei der Rubrik: Ministerium des Innern und der Justiz, ihre Erörterung fanden. Ein trefflicher Bericht des Abgeordneten von Gagern über die Organisation der Verwaltungsbehörden, und fixe Personal- und Besoldungsetats für dieselben behandelnd, steht hier ebenfalls im Auszuge. Die Pensionen prangen in großen Summen. Der fünfte Abschnitt (von S. 114—152) gibt 24 Anträge von Mitgliedern der zweiten Kammer, ihrer Natur nach die mannichfaltigsten Gegenstände behandelnd, im Auszuge; ebenso die darüber gepflogenen Berathungen und gefaßten Beschlüsse, wobei die Wichtigkeit des Gegenstandes zur mehr oder minder ausführlichen Mittheilung darüber auffoderte. Am vollständigsten sind behandelt der Antrag des Abgeordneten Tromler über die Freiheit der Presse (S. 115—124), und der Antrag der Abgeordneten Langen u. A., mehre ohne Zustimmung der Stände erlassene Verordnungen betreffend (S. 126—135). Der ersterwähnte Antrag gab dabei dem Verf. Anlaß — auch andere Anlässe im Verlauf der Schrift benutzte er — über die Zustände der Presse im Großherzogthume Hessen Material zu liefern. Der sechste Abschnitt erzählt von den vorgekommenen Vorstellungen und Beschwerden, von denen die des Dr. W. Schulz (S. 153—157) die wichtigste ist. Im siebenten Abschnitt (von S. 157—158) ist einschaltend von den Schicksalen des projectirten Landtagsblattes und der Publication der landständischen Verhandlungen, sowie dem Verhältnisse beider Kammern zu einander die Rede, und der achte Abschnitt bringt auf S. 159—167 die Discussion über den Dr. Heß'schen Antrag, die Sicherung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts betreffend, wobei die bekannten Explicationen zwischen Geh. Staatsrath Knapp und Abgeordneten von Gagern vorfielen und woran Tags darauf die Auflösung des Landtags sich knüpfte.

Karl Buchner.

Notizen.

Niederlassungen in Sicilien, von den ältesten Zeiten bis jetzt.

Der Verf. der „Wanderungen durch Sicilien und die Levante" (Berlin 1834), Thl. I, S. 155, hat die Niederlassungen und Einwanderungen der verschiedenen Volksstämme in Sicilien, vom Beginne geschichtlicher Ueberlieferung bis auf die Gegenwart, zusammengestellt und deren 33 herausbekommen, nämlich, nach der Chronologie: Kyklopen (?), Giganten (?), Sikaner, Aetolier, Sikuler, Elymer (Trojaner), Kreter, Phönizier, Chalzidier, Korinther, Megarenser, Kumaner, Samier, Rheginer, Gnidier, Norgeten, Karthager, Römer, Byzantiner, Gothen, Sarazenen, Normannen, Lombarden, Deutsche (Schwaben), Franzosen, Aragonier, Catalonier, Genueser, Albaneser, Pisaner, Luccheser, Bologneser, Florentiner. Werden die Geschichtsforscher mit diesen Angaben durchgängig einverstanden sein? scheint nicht manche zu genau und nur darum aufgeführt zu sein, um das Verzeichniß zu erweitern. So z. B. Korinther und Megarenser; und hätten dann nicht auch die Athenienser aufgeführt werden sollen? So die Aragonier und Catalonier u. s. w.

Die meiste Bevölkerung findet sich in Malta.

In denselben „Wanderungen durch Sicilien rc.", S. 405, findet sich eine Vergleichung einzelner Länder in Hinsicht auf ihre Bevölkerung. Darnach leben auf dem nämlichen Flächenraume, der in Island Einen Menschen trägt, in Norwegen 3 Menschen, in Schweden 14, im türkischen Reiche 36, in Polen 52, in Spanien 65, in Irland 99, in der Schweiz 114, in Großbritannien 119, in Deutschland 127, in England überhaupt (?) 152, in Frankreich 153, in Italien 172, in Neapel 192, in Holland 224, in Malta 1103.

Alex. Müller's Archiv für Gesetzgebung.

Dieses seit einigen Jahren bestehende und auch immer mehr Bestand gewinnende „Archiv", von dessen gleicher Tendenz es kein anderes in Deutschland gegenwärtig gibt, soll in der nächsten Zukunft zweckmäßig erweitert werden. Der Herausgeber hat sich nämlich überzeugt, daß es, neben Mittheilung der neuesten interessantesten Gesetze, sowie ihrer Motiven und Kritiken darüber, auch auf zeitgemäße Abhandlungen über die Legislation der deutschen Staaten, insbesondere über das öffentliche Recht und über wichtige in das Völkerrecht einschlagende Fragen (also in gewisser Hinsicht noch Art der „Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst" von Pölitz, und die Weick'schen „Annalen"), ausgedehnt werden müsse. Namentlich soll es nichts übersehen, was in das Gebiet des öffentichen Rechts des deutschen Bundes gehört, wie denn auch das zweite Heft des sechsten Bandes die neuesten Bundestagsbeschlüsse mit einer Abhandlung über das Schiedsgericht u. s. w. liefert, und wie es diesfalls auch künftig alle, auf die Organisation desselben sich beziehenden Actenstücke und alle seine Verfügungen und Erkenntnisse so schnell als möglich zur öffentlichen Kunde bringen und so einen erwünschten Mittelpunkt für Besprechung wichtiger Verfassungsfragen bieten wird.

17.

Neben Allan Cunningham's, auch in diesen Blättern erwähnter, Ausgabe der Werke des schottischen Dichters Robert Burns erscheint eine neue in fünf Bänden von James Hogg, dem Etrick-Schäfer, und Will. Motherwell, einem talentvollen Dichter, der seine vertraute Bekanntschaft mit der schottischen Liederpoesie durch die Herausgabe altschottischer Gesänge bewiesen hat. Diese neue Ausgabe wird viele, bisher noch nie gedruckte Mittheilungen enthalten. Kein Papierschnitzel, sagen die Herausgeber, der wirklich von Burns herrührt, soll unbenutzt bleiben. Gegen 180 Gedichte, die sich in keiner Ausgabe, selbst nicht in der reichhaltigen von Currie finden, werden versprochen, und schon der erste bereits erschienene Theil der Sammlung (Glasgow 1834) enthält deren mehre. Die Herausgeber verdanken viele dieser Mittheilungen dem schottischen Gelehrten Buchan in Aberdeen, der durch seine „Ancient ballads and songs of the North of Scotland" bekannt ist. Hogg liefert eine neue Biographie des Dichters und Anmerkungen zu den Gedichten und Briefen. Die Ausgabe werden 12 Kupfer zieren, Scenen darstellend, die sich auf das Leben oder die Gesänge des Dichters beziehen.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag. — Nr. 16. — 16. Januar 1835.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Sechster Jahrgang. 1835. Braunschweig, Vieweg. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Auch unter den neuen Lebensverhältnissen des berühmten Herausgebers und bei einer neuen Verlagshandlung behauptet dieses Taschenbuch seine bekannten Eigenschaften glücklicher Auswahl, angenehmer Mischung, geistreicher Darstellung und vielfacher Belehrung. Manche Artikel werden schon darum nicht veralten oder unschmackhaft werden, weil sie tüchtig gesalzen sind. Hin und wieder wird einer oder der andere Leser sogar auf Pfefferkörner zu beißen kommen. Die äußere Ausstattung hat schöneres Papier als das vorjährige und abermals einen trefflichen Stahlstich von dem nun verewigten Fleischmann in München. Dieses Bild stellt — und wir möchten wol wissen, was jeder kundige Beschauer dabei dächte — den allbekannten Minister Stein vor und der Herausgeber, nachdem er einen Ueberblick über Zahl, Ernst und Leistungen dieses seit 1802 erscheinenden Taschenbuches vorausgeschickt, widmet dem Abgebildeten in der Vorrede folgende wenige, aber für Manchen vielleicht schon zu viel sagende Worte:

Das Titelkupfer — „Le nommé Stein" (wie der angemaßte Herr der Welt in dem aus dem Feldlager vor Madrid geschleuderten Achtbrief ihn weissagend nannte) — der oft und viel genannte und im Ablaufen der Jahrhunderte so oft von deutscher Kraft und deutscher Ehre die Rede ist, noch oft zu nennende Stein bedarf bei den Wissenden keiner Erklärung, noch weniger der Lobpreisung. Der Allmächtige hat Stein's Uebermacht nicht unbe[illegible] Manchen, die freilich Ohren hatten (Gott weiß es, nur nicht zum Hören) hat der Name dieses halbblinden Sehers Tag und Nacht als Sturmglocke getönt!

Nach einigen Gedichten von Eduard Duller, auf historischer Grundlage kommt ein auch in unsern Tagen, wo russischer Einfluß so präponderirend in Europa ist, sehr interessantes Actenstück, ein Schreiben des Zar Iwan Wasiljewitsch von 1557 an den Kaiser Karl V. und das deutsche Reich, zunächst zu engerer Verbindung gegen die Türken, dann überhaupt aber zur Anknüpfung engerer Verhältnisse zwischen Deutschland und Rußland. Es ist aus dem Nachlasse Sigmund's von Herberstein (aus dem herzogl. Archiv zu Grätz), von welchem der Herausgeber schon im Taschenbuche für 1826 berichtet hatte. Vor Allem sucht der Kaiser zu beweisen, daß er trotz seines griechischen Glaubens ein Christ sei, spricht von einer möglichen Vereinigung beider, der griechischen und römischen Kirchen und bittet sich deutsche Theologen aus, um der lateinischen Kirche Glauben und Gottesdienst kennen zu lernen. Nicht minder bittet er um Doctores der Rechte und sonst verständige Männer, um die eroberten Länder civilisiren zu lassen, dann Baumeister, Pulvermacher, Büchsengießer, Waffenschmiede u. s. w. Der „Herr Europen und Asien", wie er sich nennt, der „die vielmächtig Land 160 — 600,000 deutscher Meilen lang und breit" zu regieren hat, will nun wegen Weite des Weges, indem über Absenden und Antwort immer viele Jahre verlaufen (S. 20), durch seinen Abgesandten Posten über Liefland legen lassen, hat den vortrefflichen Theologen N. (?) zu seinem Orator-Legaten und Ambassator ernannt und „mit des neu aufgerichteten christlichen Ordens Ritterschaft und Libertät" begabt. Er verspricht ferner den Fuggern die als Türkenhülfe schon früher dem Reiche verwilligten Fünf und siebzig hundert Tausend Thaler zu Antorff (Antwerpen) durch „werl" und in baarem Gelde zu liefern. Diese Summe soll dem Reiche gegen gebührende Sicherheit auf 20 Jahre vorgestreckt, jährlich mit 5 Procent den Gesandten verzinset, die 375,000 Thlr. Zinsen von diesem gegen Quittung bei der Stadt Augsburg deponirt werden. Im Fall eines Türkenkrieges soll dem Gesandten ein Jahr vorher (!) davon Nachricht gegeben und von diesem den Fuggern die Hauptsumme aufgekündigt, von diesen aber in zwei Fristen an den Reichspfennigmeister gezahlt werden. Von der ersten Fugger'schen Zahlung soll aber die bis dahin aufgelaufene Zinsensumme dem Reichspfennigmeister ausgehändigt werden. Käme gar kein Krieg zu Stande, so könne das Reich den Zar mit den Zinsen schon abzahlen und sich dadurch die Hauptsumme baar zueignen. Außerdem wolle der Zar auf den Fall eines Kriegs 30,000 moskauische Reiter mit einem Generalobersten, doch unter dem obersten Feldherrn des deutschen Reiches stellen, und von Dem, was diese erobern würden, nicht einen Fuß breit verlangen. Nur die Kriegskosten sollten dann und ohne Zinsen baar ersetzt werden. Würde aber der Krieg unglücklich laufen, so wolle der Zar die Kosten der Rüstung selbst tragen. Mit diesen hohen Anerbietungen contrastirt es aber nicht wenig, daß

der Zar für sich die Anwerbung eines Regiments von 10 Fähnlein mit 500 Reitern im Reiche begehrt, auch schon einen deutschen Obersten dazu angenommen und mit seinem neuen Orden decorirt hat. Dabei verspricht er, mit allen seinen Nachbarn, Polen, Schweden, Liefland, Lithauen, Finnland einen ewigen Frieden aufzurichten und dafür Geißeln zu stellen.

Wir überlassen unsern Lesern, die Folgerungen selbst nachzulesen, welche der Zar aus den drei Principalsprachen, der hebräischen, griechischen und lateinischen, für die Vereinigung der Kirchen zieht, hätten aber gewünscht, daß uns der Herausgeber aus seinem reichen historischen Kenntnißschatze belehrt hätte, ob wirklich eine solche Summe wie die obige an die damaligen Rothschilde (die Fugger) gezahlt worden sei, oder ob die in jene Zeit fallende Abdankung Karl's die ganze Sache wieder vereitelt habe. Merkwürdig bleibt aber das Bestreben des Zars immer, sein schon damals ungeheueres Reich zu europäisiren.

Der Hauptaufsatz dieses Jahrgangs (S. 44—230) ist überschrieben: „Die Mordweihnachten von Sendling", mit 41 Beilagen. Der Monolog, den der Herausgeber dem Kurfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, als Expositionsscene in den Mund legt, ist allem Anscheine nach nur ein ben trovato des Verfassers, der unter dieser Firma die Handlungen und Gesinnungen Oestreichs gegen Baiern zur Sprache bringt, sowie die Verdienste Baierns um seinen östlichen Nachbar. Indeß bekommt auch Baiern hin und wieder eine derbe Lehre, wie es denn die historische Gerechtigkeit fodert. So heißt es S. 50:

In der That, Baierns Begegnisse in den drei letzten Jahrhunderten erscheinen häufig wie die Hauschronik der verlorenen Augenblicke und der versäumten Gelegenheiten, und fast könnte der Irrglaube an eine Vorbestimmung wurzeln: Baiern (dieser einzig noch unvermischte und unzerrissene Volksstamm) werde in den heftigsten Stürmen nie untergehen, aber es werde auch jene Höhe nicht erreichen, zu der seine Natur und nachhaltige Inkraft, zu welcher Vergangenheit und Gegenwart es berufen.

Man kennt des Verf. Vorliebe für Abschweifungen schon. Wird man dadurch einer concisen und fließenden Darstellung der Sache selbst wenig froh, so wird doch oft mit feiner diplomatischer Hand manches Körnchen ausgesät, welches bei reiflichem Nachdenken weiterwuchern kann. So z. B. über die angebliche Vergiftungsgeschichte des bairischen Kurprinzen und Erben der spanischen Monarchie, Joseph Ferdinand.

Alles schrie über östreichisches Gift. Am hartnäckigsten glaubte Maximilian Emanuel (der Vater jenes Prinzen) daran. Schrieb man ja doch noch in unsern Tagen zur Zeit der lebhaftesten Umtriebe der Tauschprojecte mit Baiern den Tod des einzigen jungen Prinzen von Zweibrücken, Karl August, einem Lehrbachisch-waldeckschen Kunststücke zu.

Die trostlose Unentschiedenheit in München im Jahre 1705 (nach der verlorenen hochstädter Schlacht, nach welcher, nach S. 160, die Baiern unbesiegt den schleunigsten Rückzug antraten und nach der Occupation des Landes durch die Oestreicher) wird durch den Vertrauten und Beichtvater der Kurfürstin den Jesuiten, Theodor Schmackers aus Lüttich, erklärt, den Eugen's vertraute Briefe als den trefflichsten Bundesgenossen Oestreichs rühmen. Dieses Schmackers habe man sich auch bedient, um die Kurfürstin Therese nach Venedig zu locken. Und nun kommt der Verf. zu einer schweren Anklage der frommen Väter, die abermals dem Ref. den Wunsch zur Sprache bringen läßt, daß doch noch jetzt (bald dürfte es zu spät sein!) Jeder, was er von den Jesuiten Erwiesenes mittheilen kann, in irgend einem gelesenen Blatte niederlegen sollte. Ref. ist der lebhaftesten Ueberzeugung, daß eine genauere Kenntniß der esoterischen Ordensthätigkeit einen ganz andern Pragmatismus in die Geschichte von 1560—1760 bringen müßte. Der Verf. sagt (S. 65) über sie:

Im ganzen spanischen Erbfolgekriege hatten die Jesuiten auf beiden Achseln getragen — in den Rakoczy'schen Unruhen sich höchst verderblich erwiesen. Letzteres war Grund von Joseph I. lebhafter Abneigung wider den Orden. Kein Land, kein Haus that mehr für sie als Baiern. Keinem haben sie schlechter gelohnt. Ob das Haus Wittelsbach verjagt oder verehrt? ob von Max Emanuel oder von Leopold und Joseph in München befohlen werde? dünkte den Jesuiten höchst gleichgültig. Mit Messe und Beichte, mit Erziehung und spirituellem Directorium aller angesehenen Familien blieb es ja doch beim Alten. Dynastie und Nationalität erschienen ihnen als bloße Zufälligkeiten, als arge Beschränktheiten, und nur ein Schafstall und nur eine Heerde als das einzig wahre und höchste Ziel.

Die Treulosigkeit des bairischen Adels, „von dem kaum fünf vorzüglichere Namen mit im heiligen (Befreiungs-)Kampfe, desto mehr aber in den Vorzimmern der östreichischen Zwingherren als Zungendrescher, Wohldiener und Angeber, leider aber auch allzu viele unter den Bürgern und Bauern erblickt wurden, aber nur um sie auszukundschaften, um sie Zeit verlieren, um ihre heroische Aufopferung zu Schanden zu machen", wird mit wahren Farben geschildert. Daß hier keine Uebertreibung die Farben aufgetragen, kein persönliches Interesse die Feder geführt habe, wird Jeder sich sagen müssen, der Zschokke's Darstellung des Jahres 1705 in dessen „Bairischen Geschichten" gelesen hat. Hier bekommen aber auch Prälaten und Klöster ihren Antheil an diesem Lobe.

„Lieber bairisch sterben als ins Kaisers Unfug verderben! Liebe Brüder, jetzt muß's sein! es muß sein!" war die Losung jenes denkwürdigen Aufstandes, gegen den unsere subtilsten Moralisten kaum das Anathem zu sprechen wagen würden, wenn sie auch natürlich fein hinterm Ofen geblieben wären. Die schöne Darstellung desselben von S. 80 duldet keinen Auszug. Ref., der blos Zschokke über diese Ereignisse kannte, hat ungemein viel Neues und Anziehendes gefunden. Die eigentliche Darstellung des sendlinger Mordfestes schließt (111) mit den lakonischen Worten:

Es ist immer gesund, auch war es nie vergebens, wenn ein unmenschlich mishandeltes Volk seine Ketten zerriß und sie den Drängern riesenmächtig in die Zähne schlug.

Daran knüpft der Verf. noch verschiedene Excurse zur Rechtfertigung von Kurfürst Karl Albrecht's Ansprüchen, 1740, auf das östreichische Erbe, indem dieser zwar auf das Erbrecht seiner östreichischen Gemahlin, nicht aber auf

sein eignes Anrecht als Abkömmling der ältesten Tochter des ersten Erwerbers Ferdinand I. verzichtet habe, und sucht darzuthun, daß die letzten vier Kaiser des deutschen Reiches Franzosen waren.

Das genealogische Kunstreiterstückchen, worüber die gelehrten St.-Blasier das allzu aufrichtige Mury so schwer verketzerten, Habsburg und Lothringen seien eigentlich toute même chose durch gemeinsame Abstammung von einem Herzog Eticho, weiß jeder Kritiker zu würdigen. Es ist aber einer der unzähligen Beweise, was man einem in dritthalb Jahrhunderten, durch lauter Jesuitencompendien für jeden historisch-politischen Hokuspokus durchwässerten und durchbeizten Volke bieten darf, daß 1778 nach dem Tode Max Joseph III. das Heldenhaus der Guisen, der Elboeufs, der Mercoeur, der Vaudemont und Lambesc in der Person Joseph II. Deutschland weismachen wollte, es habe auf Straubing und Braunau, auf das Unterland und den bairischen Wald weit nähere Rechte als die noch vorhandenen Enkel Ludwig des Strengen!? (S. 112.)

Mit Vergnügen sehen wir unter Nr. X (S. 241—346) die Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit", fortgesetzt und machen besonders auf „Die reichste Johannisfeier" (277), auf den „Rechtsstreit mit den Feldmäusen zu Glurns" (298), auf die Ausrufung Luther's zum Papst (305) in Rom, 1527, aufmerksam. Nr. XI: „Ein Beitrag zur Geschichte der Verwaltung des deutschen Reichs aus den Tagen Joseph II." (347—359) ist ein Schreiben eines mit Orry 1785 unterzeichneten Reichsbürgers über die höchst mangelhafte Verwaltung der Reichsgeschäfte und der Reichsjustiz durch den Baron Leykam, den Graf Metternich und die beiden Lehrbach. Dies Schreiben wird noch interessanter, wenn man kennt, was Dohm und Müller über den Fürstenbund geschrieben haben.

Unter der Rubrik der Burgen kommt diesmal die ungarische Burg Berencz an die Reihe. Sehr dankenswerth ist dabei das über die aus Böhmen dorthin eingewanderten Habaner, eine Art Mennoniten, Gesagte, die aber der Bekehrungswuth in den Tagen der Maria Theresia sich fügen oder nach Rußland (Sarepta) wandern mußten. Bei dem schönen Liede: „Wilhelmus von Nassawen" (382) bemerkt Ref., daß dessen Verf. der edle Philipp Marnix von St.-Aldegonde war, dem auch die niederländische Literatur eine jetzt sehr selten gewordene Satire gegen die katholische Kirche, den „Bienenkorb der heil. römischen Kirche" verdankt. Aus dem vorjährigen Taschenbuche fortgesetzt ist der Aufsatz: „Zur Geschichte der ungarischen Unruhen" mit den Ragoczi'schen Actenstücken. Da eine Fortsetzung versprochen wird, so verspart Ref. seine Bemerkungen darüber auf eine andere Zeit. Aus der letzten Rubrik, an welche wir unsere Novellendichter oder um Stoff zu Gemälden verlegenen Maler weisen möchten: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder", erwähnen wir nur Nr. 166 „Die Slauperhöhle" (414—436) und „Die Messe um Mitternacht", aber wir glauben, daß Niemand auch die übrigen ungelesen lassen wird. Nach dem schweren Jammer wahrer und so wahr geschilderter Scenen der Wirklichkeit übt die Phantasie ein besänftigendes und versöhnendes Werk, wenn sie ihre Hallen öffnet. 41.

Das Problem der Zeit und dessen Lösung durch die Association. Von S. R. Schneider. Gotha, Hennings und Hopf. 1834. 8. 12 Gr.

Nichts anders als eine Empfehlung des von Charles Fourier in Paris aufgestellten Systems von Arbeitsvereinen, durch welche die Gebrechen des jetzigen gesellschaftlichen Zustandes geheilt werden sollen. Fourier's Ansichten sind auch in diesen Bl. berührt worden. Er geht bekanntlich davon aus, daß eine Vereinigung Mehrer Größeres bewirken kann, als der Einzelne würde erstreben können. Der dem Menschen angeborene Geselligkeitstrieb, der ihn stets zu solchen Vereinigungen führte, ohne daß er sich deshalb immer des von der Natur beabsichtigten Zweckes deutlich bewußt geworden wäre, bildet die Grundlage des Systems, dem Fourier in seinem sogenannten Phalanstère die höchste Ausbildung geben will. Hr. Schneider nimmt in der Einleitung einen etwas weiten Anlauf, stellt die Principe der Stabilität und der Bewegung mit ihren Ansprüchen und Folgerungen einander gegenüber, lobt an dem Stabilen den „frommen und gerechten" Wunsch, dem späten Enkel die Schätze der Vorwelt ungeschmälert zu überliefern und das verbindende Mittelglied der Bildung zwischen Sonst und Jetzt zu sein, an der Bewegungspartei das Bestreben, diese Schätze der Bildung schon für die Gegenwart in das Unermeßliche zu steigern und fruchtbar zu machen, und er meint, daß sich bei richtiger Auffassung der Grundansicht beider Parteien kein eigentlicher Gegensatz bemerken lasse, indem beide nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit einer Fortbildung der gesellschaftlichen Zustände anerkennen. So kommt er auf die vor allen Dingen zuerst wegzuräumenden Uebel, auf den unbehaglichen Zustand, in welchem sich fast ganz Europa befinde; auf die am innersten Mark des Volkslebens nagende Verarmung und mit einem kleinen Sprunge in Fourier's Phalanstère, als das rettende Asyl. Der Hauptinhalt der kleinen Schrift ist dessen System gewidmet, welches der Verf. „von oberflächlicher französischer Philosophistik entkleidet" auf einfache Grundzüge zurückführen will und ziemlich ausführlich darstellt. Es genüge hier an den leitenden Ideen. Vermögen und individuelle Kräfte physischer oder geistiger Art sind es, die bei dem Eintritt in eine Gesellschaft in Betracht kommen, und von dieser als producirend benutzt werden können. Nur von dem Grundvermögen ist hier die Rede und von den beweglichen Gütern nur das Capital zu beachten. Hat nun jeder Theilnehmer an einer Gesellschaft zu gemeinsamen Zwecken sein ganzes Vermögen oder einen Theil desselben eingelegt, so wird das von jedem Dargebrachte zu Gelde angeschlagen, von der Gesellschaft zu einem sichern Werth angenommen und verbürgt. Der vermögenlose Theilnehmer wird nach Verhältniß seiner Leistungen durch Antheil am reinen Gewinn der Gesellschaft für seine Arbeit belohnt. Die Theilnahme am reinen Gewinn (der Dividende) bezeichnet das eigentliche Gesellschaftsmitglied, wogegen der von ihr blos Beschäftigte in Zeit- oder Arbeitsverträgen steht, die sie mit ihm abschließt.

Auf diesen Grundsätzen beruhen Fourier's Thätigkeitsvereine, von welchen er so große Vortheile für die Verbesserung des gewerblichen und sittlichen Zustandes der Völker verspricht. Das Minimum der zur Theilnahme erfoderlichen Einlage wird durch die einfache Actie ausgedrückt; und solche Actien werden so viele ausgegeben, daß der Gesammtbetrag derselben dem Betrag des eingelegten positiven (d. h. nutzbaren und von fremden Ansprüchen freien) Vermögens gleichkommt. Dieses System will der Verf. auf die verschiedenen Zweige der Industrie anwenden. So soll der Landbau durch Sammtwirthschaften betrieben werden. Eine solche Wirthschaft wurde 1833 im Departement Seine und Oise auf den Gütern eines Hrn. Delaru angelegt, aber freilich insofern nicht im Geiste von Fourier's System, als nicht aus der Vereinigung des Vermögens einer größern Anzahl von Einzelwirthschaften das Vermögen der Gesellschaft entstanden ist. Der Verf. gibt den Gesellschaftsvertrag und die Ergebnisse des ersten Jahres, die jedoch nicht sehr günstig waren. Der Gesellschafts-

fonds soll aus 120,000 Francs bestehen, die in Actien zu 500 Francs vertheilt werden. Der Fonds war im Sept. 1833 beiweitem noch nicht realisirt. Die Gesellschaft verbürgt jedem angenommenen Arbeiter eine Arbeit, deren Betrag dem nothwendigen Unterhalt gleichkommt. Es können Arbeiter als gewöhnliche Taglöhner angestellt werden, bis sie so viel verdient haben, als zum Ankauf eines Actiencoupons (eine Unterabtheilung einer Actie von 300, 200 und 100 Francs) erfoderlich ist. Die Gesellschaft sorgt für die Bedürfnisse der Kinder ihrer Arbeiter und läßt sie unterrichten. Arme Waisen und Kranke werden unterhalten.

Was auch der Verf. von den Vortheilen dieses Systems sagen möge, von der dadurch zu verhütenden Kraftzersplitterung im gesonderten Haushalt, von der Aussicht, eine wohlfeilere Lebensweise und erhöhte Production, eine bessere Lage der Armen und selbst der Begüterten herbeizuführen, von der Möglichkeit, auch die öffentliche Verwaltung dadurch zu erleichtern, ja was selbst in einzelnen Erscheinungen als ein Vortheil hervortreten könnte, wir vermögen uns nicht mit der Idee eines Systems zu befreunden, welches in der umfassenden Ausführung, die der Verf. will, die Selbständigkeit des Einzelnen mehr oder minder beschränken, die des Arbeiters gänzlich aufheben müßte. Ein eigner Herd ist nicht blos darum Goldes werth, weil er seinen Besitzer wärmt und nährt, sondern auch weil eben die eigne Führung des Haushalts das Gefühl der Selbständigkeit weckt und erhält, das die sittliche Würde wie die staatsbürgerliche Tüchtigkeit bedingt. In Armencolonien, als Vorbereitungsanstalten einer zum freien Walten bestimmten Thätigkeit mögen Einrichtungen passend sein, wie auf Delaru's Gute; aber das Heilmittel für die Gebrechen der Zeit ist wahrlich anderswo als in paraguayischer oder herrnhutischer Bevormundung der Thätigkeit (bei Delaru gibt es Arbeiterchöre) zu suchen. 7.

Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen Nationalliteratur, nebst zahlreichen Schriftproben (?). Ein Lehr- und Lesebuch für den öffentlichen und häuslichen Unterricht, sowie für gebildete Leser überhaupt. Von —r.—r. Erster Band. Die französische Literatur vom Anfange des 12. Jahrhunderts bis gegen das Ende des 18. Wismar (Hamburg, Perthes und Besser.). 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir sind durch räumliche Verhältnisse genöthigt, diese überaus tüchtig und gut gearbeitete Chrestomathie, welche sich besonders vorgerückten Liebhabern der französischen Literatur und solchen, die zu einem Totalurtheil darüber gelangen wollen, widmet, mit einer kurzen Empfehlung zu entlassen, da das verwandte Werk von Genthe erst kürzlich uns beschäftigt hat.*) An diesem hat der achtbare Verf. einen Mitbewerber; inzwischen unterscheidet sich sein Werk von jenem doch ebenso durch Tendenz als formelle Gestaltung, und wird Vielen namentlich dadurch willkommen werden, daß es neben einem freien und selbständigen Urtheil, neben gesunder und guter Kritik zugleich seine Proben im Original gibt, während jenes sie in der Uebersetzung darbringt. Wir halten dies für erwünschter und zweckmäßiger, da es die Anschaffung einer kostbaren literarhistorischen Sammlung erspart und sie gewissermaßen ersetzt. Die Anordnung der Schriftsteller in vier Zeiträume wird zwar nicht ganz den Erwartungen entsprechen, die der Verf. für Deutlichkeit und Uebersicht davon hegt, da der Abtheilungen mehre sein müßten; inzwischen sind die einzelnen Urtheile, sowie die über kleinere Zeiträume stets wohlbegründet und die Proben meistens treffend und mit Geschmack ausgewählt. So ergibt sich aus beiden denn für den denkenden Leser eine ziemlich klare, leichtfaßliche und vollständige Uebersicht des gesammten französischen Literaturgeschichte. Als eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. mag hier Einiges aus dem Urtheil über Voltaire stehen. Göthe sagt (Werke, Bd. 36): „Wenn Familien sich lange erhalten, so bemerkt man, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift und sie ausspricht. Dasselbe geschieht bei den Nationen. So entstand Ludwig XIV., ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso Voltaire, der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller. Die Foderungen des Franzosen an einen solchen sind, wenn nicht höher, doch mannichfaltiger als die anderer Nationen. Folgendes mag als Maßstab dafür dienen: Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, guter Geist, schöner Geist, Gefühl, Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltiges, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingeniöses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Eleganz, Vollendung. Von allen diesen Gaben kann man Voltaire nur die erste und die letzte streitig machen." Graf Maistre aber beurtheilt ihn mit einem eignen Verse von ihm:

Un esprit corrompu ne fut jamais sublime.

„L'impiété réfléchie avait tué chez lui la flamme divine de l'enthousiasme." Um so mehr ist er ein französischer Dichter. „Il est nul dans l'ode et encore nul dans le drame lyrique etc." Gegen das dramatische Dreigestirn ist der Verf. gerecht und bei den neuern Bestrebungen sehr bemüht, das kritische Urtheil der Franzosen, wie es sich seit Laharpe durch deutschen Einfluß verändert hat (seit Schlegel und Frau von Stael) klar herauszustellen. Etwas ist in diesem Betracht allerdings geschehen; aber beiweitem noch nicht genug, wie man leicht inne wird, wenn man V. Hugo's Vorreden mit Aufmerksamkeit liest. 46.

*) Vgl. Nr. 338 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Literarische Notizen.

V. Regnauld hat Rose's „Elemente der Krystallographie" ins Französische übertragen.

In Strasburg erscheint eine Sammlung „Romans, contes et nouvelles littéraires", deren erste Reihe den Orient gewidmet, in den bisjetzt herausgekommenen drei Bändchen folgende Bearbeitungen sämmtlich von Jules Janin bringt: (1. Araber) „Voyage de Victor Ogier en Orient"; (2. Indier und Perser) „Les fils du Rajah" (Nachahmung der „Sakuntala"); (3. Chinesen) „Han-Wen le lettré."

„Histoire de Charles VIII, roi de France" vom Grafen Ségur ist in zwei Bänden erschienen.

Ch. Nodier hat „Oeuvres diverses de Roger" in zwei Theilen herausgegeben.

Der nächstens erscheinende zweite Band der „Histoire des progrès de la civilisation en Europe depuis l'ère chrétienne jusqu'au 19ième siècle" von H. Roux-Ferrand wird bis auf Karl den Großen gehen. Das ganze Werk soll sechs Bänden umfassen.

Von Alph. Brot ist „Jane Grey, episode de l'histoire d'Angleterre", ein historischer Roman in zwei Bänden, herausgekommen.

„La Vénus d'Arles" von Jos. Bar ist in zwei Bänden erschienen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1835.

Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, par M. *Saint-Marc-Girardin*. Paris 1835.

Erster Artikel.

Bekanntlich gehört es in Frankreich, d. h. vorzugsweise in Paris, jetzt mehr wie je zum guten Tone, in Deutschland zu reisen, das deutsche Leben und die deutsche Literatur, wie man sich wol auszudrücken pflegt, zu studiren, darüber zu sprechen und, wenn es irgend möglich ist, darüber zu schreiben. Mit schwerem Herzen verläßt man auf zwei, drei, höchstens vier Monate die Salons von Paris, sieht die alten berühmten Städte des deutschen Rheins, sieht Berlin und Dresden mit ihren Herrlichkeiten, macht vielleicht einen Abstecher nach der sächsischen Schweiz und, wenn es die Jahreszeit mit sich bringt, in die böhmischen Bäder, eilt dann über Nürnberg nach München, bewundert hier die schnelle Entwickelung einer eigenthümlichen deutschen Kunst, noch mehr vielleicht, daß ein kleiner König mit einer Civilliste von etwa 6 Millionen Francs in kaum 10 Jahren eine sonst wenig beachtete Stadt in den Besitz der ausgezeichnetsten Werke der Baukunst und der Malerei, sowie eines seltenen Schatzes altclassischer und neuer Bildwerke setzen konnte; man berührt etwa noch mit einigem politischen „mal-aise" Oestreichs Hauptstadt, und eilt dann wieder dem Rheine zu, um durch „la France allemande", d. h. das Elsaß, zur rechten Zeit wieder in Paris einzutreffen. Wenn wir nun fragen, welche Eindrücke, welche Ansicht vom deutschen Wesen ein solcher Reisender, sei er homme de lettres, homme d'affaires oder überhaupt voyageur par inclination, nach Frankreich zurückbringt; die Antwort ist gewöhnlich ebenso günstig und ebenso unbestimmt als die Eindrücke waren: „Oh l'Allemagne, c'est un excellent pays, il y a là quelque chose, qui nous manque tout-à-fait". Fragt man nun weiter, was denn dies eigentlich sei, so verliert sich der Gefragte in einer wortreichen Deduction über „sentimens naturels, solidité de moeurs, moralité publique u. s. w.", und schließt nicht selten mit dem offenen Geständniß, daß er es eigentlich nicht wisse. Mehr wie einmal habe ich selbst die Antwort erhalten: „Nous n'avons pas de mot pour ça", und dies ist wol die beste Lösung des Räthsels, die man geben kann; denn der Mangel des Worts ist der sicherste Beweis für den Mangel der Sache.

Daß man grade jetzt diesen Mangel mehr fühlt wie sonst, ist eine für die gegenwärtige Geistesstimmung in Frankreich höchst charakteristische, ja man kann sagen erfreuliche Erscheinung. Der Wunsch, sich etwas von deutscher Art anzueignen, wird hier und da rege; hat man einmal Deutschland besucht, so geht man nach der Rückkehr einen Schritt weiter, man macht „études serieuses sur la littérature allemande", d. h. man liest Schiller und Göthe, Hoffmann und Jean Paul, nebenbei vielleicht Heine's „Reisebilder", in meistens sehr schlechten Uebersetzungen; fängt wol auch an, etwas die deutsche Sprache zu erlernen, findet sie „extrèmement difficile", läßt sie also bald wieder bei Seite, spricht, urtheilt und, wie gesagt, schreibt aber nichtsdestoweniger über die Politik, die Literatur, die Sitten und den Charakter Deutschlands. Was an positiven Kenntnissen, an eigner Beobachtung, an richtiger Anschauungsweise entgeht, wird durch sogenannte „vues philosophiques", durch eine geistreiche Wendung, oder durch einen hinkenden Vergleich ersetzt. Daß hierin, namentlich auch in Bezug auf ihre Urtheile über Deutschland, eine Hauptstärke der Franzosen besteht, ist bekannt genug. Unbillig aber würde es sein, wenn man deshalb über sie den Stab brechen wollte.

Man denke nur zunächst an die Schwierigkeiten, welche die Franzosen zu überwinden haben, ehe sie einigermaßen in deutsche Art und Weise eingehen können. Diese Schwierigkeiten sind vornehmlich dreifacher Art. Erstens, und dies ist die Hauptsache, ist der Franzose unter allen gebildeten Völkern am wenigsten fähig, fremde Eigenthümlichkeit nach ihrem Sinn und Wesen aufzufassen; was er sieht, was er hört, was ihn umgibt, faßt er gewöhnlich nur nach seinem Standpunkte und mit den Vorurtheilen seiner Nation auf; schwerlich wird es ein Franzose in der Selbstverleugnung, einer in Frankreich wenig gekannten Tugend, so weit bringen, sich jener Eitelkeit zu entkleiden, welche Alles nur auf sich selbst zurückführt und jeder Sache ihren eignen Stempel aufdrücken möchte. Und gelänge es ihm wirklich, sein eignes Selbst so weit zu besiegen, daß er sich etwas in die ihm fremde Welt versetzen könnte, so entgeht ihm wieder der natürliche, offene Sinn, welcher nöthig ist, wenn man namentlich die tiefern Elemente des deutschen Lebens kennen lernen will.

Eine zweite, fast ebenso bedeutende Schwierigkeit ist

die Unkenntniß der deutschen Sprache. Unter hundert Franzosen, welche über den Rhein gehen, sind nicht zehn aufzubringen, welche einige der unentbehrlichsten Redensarten erlernt haben und zu gebrauchen wissen. Und rücken sie dann etwas weiter im Lande vor, so ist die erste erfreuliche Entdeckung, daß sie selbst diese entbehren können. Ueberall in den Gasthäusern, an öffentlichen Orten, in den Häusern der gebildeten Mittelclasse nicht weniger, wie in der haute société, werden diese Herren in der Sprache ihres Landes bewillkommt. Man verzeiht gern den deutschen Accent, wenn man sich nur der fatalen Nothwendigkeit überhoben sieht, überall Grammatik und Wörterbuch mit sich zu führen, oder vielleicht gar noch ernstere Studien in der deutschen Sprache zu machen. Zu diesen kommt es in Deutschland selbst am allerwenigsten, zumal da nur ein jahrelanger Aufenthalt und besonders günstige Verhältnisse einigen Erfolg verbürgen können. Franzosen, welche deshalb ein, zwei Jahre in Deutschland bleiben sollten, gehören noch zu den seltenen Ausnahmen. „Aber desto mehr wird die deutsche Sprache in Frankreich studirt", so denkt man wenigstens gegenwärtig in Deutschland, und die Folge davon ist, daß noch fortwährend Scharen von jungen Deutschen nach Paris strömen, welche da meinen, man habe nur ihrer geharrt, um sich von ihnen Göthe's „Faust" oder Jean Paul's „Titan" in der Ursprache erklären zu lassen. So weit ist man noch lange nicht. Man lehrt zwar die deutsche Sprache in den öffentlichen Schulen, man bringt es aber in wöchentlich zwei deutschen Lehrstunden nur mit Mühe dahin, daß einige Knaben von ausgezeichnetern Talenten nothdürftig lesen lernen, was sie alsbald wieder vergessen, wenn sie zu ihren anderweitigen Berufsstudien übergehen. Selbst unter Gelehrten, welche sich ernstlich um die Kenntniß der deutschen Sprache bemüht haben, hört man gewöhnlich nur Klagen über die Schwerfälligkeit des deutschen Styles, findet aber hinterher den eigentlichen Grund dieser Klagen darin, daß diese Herren nicht leicht eine Octavseite ohne besondere Anstöße und ohne Wörterbuch lesen können. Man sieht also leicht, daß dem Franzosen im Allgemeinen noch gar sehr das Hauptmittel fehlt, um sich mit einiger Leichtigkeit in den deutschen Elementen zu bewegen.

Und was lernt ein französischer Reisender in Deutschland von diesen Elementen gewöhnlich kennen? Wir glauben in der Regel nur sehr wenig; und das ist der dritte Umstand, welcher das Urtheil über Deutschland in Frankreich noch gar sehr mislich und schwierig macht. Wenn ein Franzos durch die kleinen deutschen Landstädte zieht, wo man fast keine Spur von öffentlicher Beweglichkeit des Volkes findet, wenn er dann selbst in den größern Hauptstädten ein nur wenig bewegtes Leben antrifft, so begreift er wol leicht, daß man das Treiben und den Charakter der Deutschen nicht in den Straßen, nicht auf öffentlichen Plätzen und nicht in den Kaffeehäusern kennen lernen kann. „C'est la vie familière, qu'il faut étudier, pour connaître l'Allemagne" ist bereits eine beliebte Redensart geworden, der zufolge in Deutschland reisende Franzosen nichts Angelegentlicheres zu thun wissen, als sich Eingang in einigen Familien zu verschaffen, um, wie gesagt, „faire des études sur les moeurs des Allemands". Auf den ersten Anblick scheint nichts leichter als dies. Die geringste Empfehlung genügt, um jedem Franzosen von einiger Bildung die Thüren der besten Häuser zu Berlin, Leipzig, Dresden, München und Wien zu öffnen; er wird überall mit Zuvorkommenheit, mit einer gewissen Herzlichkeit empfangen, man zieht ihn zu den Gesellschaften des Hauses, gestattet ihm ohne Schwierigkeiten Zutritt zu den engern Familienkreisen, schmeichelt seiner Eitelkeit vielleicht durch kleine Auszeichnungen, und so ist er gewöhnlich gleich anfangs „complètement enchanté de cette réception distinguée et de ce beau caractère allemand". Leider ist dies für die beabsichtigten Studien eben kein günstiger Anfang; man verfehlt dadurch meistens den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des deutschen Familienlebens; man findet beim Fortgang darin nicht, was man suchte; man möchte sich damit vertraut machen, es will aber nicht gelingen, weil die französische unnatürliche Sentimentalität durchaus nicht jenem natürlichen Gefühle für sittliche Reinheit entspricht, welches eigentlich der wesentlichste Grundzug des deutschen Familienlebens ist. Hierzu kommt noch, daß die Franzosen nur selten mit den Classen der deutschen Gesellschaft in Berührung kommen, bei denen dieses Gefühl in der Geradheit des Sinnes, in der Tüchtigkeit der Gesinnung und in der Einfachheit der Sitten bestimmter hervortritt. Es gehörte dazu freilich ein längerer Aufenthalt in Deutschland und ein tieferes Eingehen in die Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes, als bei einer Reise von einigen Monaten und bei dem Mangel an Kenntniß der Sprache möglich sind. Aeußerungen, wie wir sie erst noch vor kurzer Zeit von Seiten eines hier bekannten jungen Gelehrten, welcher im vergangenen Sommer den oben berührten Durchflug durch Deutschland gemacht hatte und darauf nicht umhin konnte, das Publicum davon zu unterhalten, im „Journal des débats" gelesen haben, daß man wol den Charakter des deutschen Volkes lieb gewinne, daß man ihn aber eigentlich doch nicht verstehe, solche Aeußerungen, sage ich, sind ebenso leicht erklärlich als sie aufrichtig sind.

In der Regel kehren also französische Reisende mit sehr unklaren, unbestimmten und unrichtigen Begriffen über Deutschland nach Frankreich zurück. Und glaubt man vielleicht, daß sich es die namentlich in Paris so zahlreich lebenden Deutschen angelegen sein lassen, diese Begriffe zu berichtigen? Mit nichten! Es gibt im Gegentheil in dieser Hauptstadt eine gewisse Classe Deutscher, welche, zumal wenn sie längere Zeit hier ansässig sind und in gewissen Verhältnissen stehen, sich ein besonderes Verdienst um Frankreich zu erwerben meinen, wenn sie in Schriften, in den Salons, genug bei jeder passenden Gelegenheit den Charakter der deutschen Nation herabzusetzen und den glücklicherweise doch etwas veralteten Glauben an das „bête allemande" lebendig zu erhalten sich bemühen. Wir rechnen zu diesen noch nicht einmal die Menge politischer

Flüchtlinge, welche mit einem wol verzeihlichen Ingrimm, aber meistens ohne alle Haltung und Kenntnisse Frankreich über den vermeinten „Despotismus deutscher Fürsten" und „den sklavischen Sinn ihrer Nation" belehren wollen. Wir hielten es für nöthig, diese Bemerkungen vorauszuschicken, nicht etwa, um über das genannte Werk ein günstiges oder ungünstiges Vorurtheil zu erwecken, sondern weil es uns wesentlich erschien, zunächst überhaupt den gegenwärtigen Standpunkt der Beurtheilung Deutschlands von Seiten Frankreichs anzugeben, wenn ein Mann, wie Saint-Marc-Girardin in dieser Sache öffentlich das Wort ergreift.

Herr St.-M.-Girardin sagt uns selbst in der Vorrede, daß er Deutschland zweimal besucht (visité), daß er als Professor an der Faculté des lettres seit einigen Jahren über die ältere deutsche Geschichte bis zur Zeit Karl V., also über die schwierigsten Theile derselben, Vorlesungen gehalten, und daß er folglich Veranlassung gehabt, verschiedene Studien über die Politik, die Literatur, die Alterthümer, die Ueberlieferungen und die Philosophie Deutschlands zu machen. Aus dem Buche geht übrigens hervor, daß Hr. Girardin eine ziemliche Bekanntschaft mit der deutschen Sprache besitzt, und daß er bedeutend mehr deutsche Schriften in der Ursprache gelesen haben mag, als man in der Regel in Paris dem Namen nach kennt. Auch ist Hr. Girardin bekanntlich ein Mann von vielem Geiste, der klar denkt, mit Leichtigkeit schreibt, gut spricht, und vorzüglich das Verdienst hat, als Schriftsteller und Lehrer darauf hinzuarbeiten, daß man in Frankreich zur Erkenntniß der Nichtigkeit der sittlichen Zustände kommen möge, welche am Ende doch das Grundübel der französischen Gesellschaft ist. Meint man nun vielleicht, Hr. Girardin sei ein systematischer Sittenprediger, der eine verdorbene Jugend zu einer unbeholfenen Moralität dringen wolle und dabei Deutschland zum Muster aufstelle? Keineswegs! Aber wir haben ihn selbst zu wiederholten Malen bei seinen Vorträgen in der Sorbonne auf die Mängel und die Bedürfnisse der sittlichen Zustände in Frankreich, sowie die tiefern Elemente des Lebens, worauf man zurückkommen müsse, mit einer Wärme, einer Energie und einer Wahrheit hinweisen gehört, die nicht ohne vortheilhaften Einfluß bleiben können und uns unwillkürlich an die Ausgezeichnetern unserer deutschen akademischen Lehrer erinnerten. Wir würden wol zu viel sagen, wenn wir behaupten wollten, daß Hr. Girardin sich den deutschen Charakter zu eigen habe machen wollen, oder zum Theil wirklich gemacht habe. Wir glauben dies nicht; Hr. Girardin gesteht selbst ein, daß ihn „die Liebe zu Deutschland und zu den Deutschen" bei seinen Studien über dieselben geleitet habe; er liebt sie aber als Franzos, beurtheilt sie als Franzos und schreibt über sie für Frankreich. Namentlich das Letztere, was sich eigentlich von selbst versteht, aber grade deshalb leicht vergessen werden dürfte, halte man fest, wenn man das vorliegende Buch zur Hand nimmt. Findet der deutsche Leser darin nur wenig Neues, so überrascht ihn dagegen nicht selten eine originelle Auffassung und ein treffendes Urtheil; vermißt er häufig ein tieferes Eingehen in den Gegenstand, eine allseitigere Prüfung der leicht hingeworfenen Sätze, so folgt er dagegen gern einer geistvollen Entwickelung und einer lebendigen Darstellung, und fühlt sich überhaupt von dem wohlwollenden Sinne des Ganzen höchst angenehm angesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Darstellungen aus dem steiermärkischen Oberlande. Von F. C. Weidmann. Mit einem Titelkupfer und einer Karte. Wien, Gerold. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Das Thal und Warmbad Gastein, nach allen Beziehungen und Merkwürdigkeiten, nach eigner Anschauung und aus den zuverlässigsten Quellen dargestellt für Aerzte, Körperkranke, Geschichtsforscher, Mineralogen, Metallurgen, Botaniker und für Freunde hochromantischer Alpennatur. Von Albert von Muchar. Mit zwei lithographirten Ansichten und einer Karte. Grätz, Damian und Sorge. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir fassen beide Schriften zusammen, da sie verwandte Gegenstände auf ziemlich gleiche Weise behandeln.

Nr. 1 nimmt durch eine poetische Dedication an den Erzherzog Johann von Oestreich und durch eine sehr gut geschriebene Vorrede zuerst vortheilhaft für sich ein. Bald aber muß man sein Urtheil umstimmen, wenn man sich durch die gewaltig breite Empirie, die trivialen Beschreibungen, die doch kein lebendiges Bild geben, und den oft schleppenden Styl durchlesen soll. In der That begreift man nicht, wie es dem Verf., der, der Vorrede zufolge, viel gereist ist und schon Mehres geschrieben hat, so sehr an Darstellungsgabe gebrechen kann. Die Schrift beschäftigt sich vorzüglich mit dem in Hinsicht seiner Naturschönheiten noch wenig gekannten nordwestlichen Theile des judenburger Kreises, dem obern Ennsthale und dem steiermärkischen Salzkammergut. Als Mittelpunkt ist Schladming und Aussee gewählt. Gegen alles dieses wäre nichts zu sagen, wäre nur die Darstellung von einem höhern Standpunkt gefaßt. Allein einige Beispiele mögen unser Urtheil bekräftigen.

Der Verf. hebt an: „Ich beginne" und ergießt sich in einen Ausruf der alpinischen Naturschönheit. Hierauf folgt: „Wir wollen nun unsern ersten Ausflug von Schladming aus beginnen, welches wir als Standquartier und Mittelpunkt annehmen". Hier aber holt Hr. W. erst mit der Geschichte dieses Marktfleckens aus und kommt dann auf eine dermaßen specielle Beschreibung desselben, daß man jeden Dachziegel zu sehen vermeint. Um dem Leser eine nicht gar zu langweilige Probe zu geben, wählen wir ein späteres Stück, aus dem Ennsthal. Hier heißt es S. 101: „Das beste Bild des hiesigen Wirthschaftsverfahrens und Betriebes wird wol dargestellt werden, wenn wir eine der größern Wirthschaften selbst im Detail schildern. Wir erwählen hierzu jene des Fleischhauers Strelzer in Oeblern. An Gebäuden besteht sie aus dem Hause, dem Pferdestalle und den Scheunen. Die Scheune ist am Abhange erbaut. Zu ebener Erde, von Stein erbaut, ist der Stall für das Hornvieh. In zwei Reihen steht es daselbst, die Köpfe gegen die Wand gekehrt u. s. w." In dieser Genauigkeit, z. B.: „Der Stall ist in zwei Abtheilungen gesondert, an beiden Enden sind Thöre angebracht, daß man mit den Mistkarren einfahren kann. Eine Treppe führt aus dem Innern in das obere Stockwerk, welches von Holz erbaut ist, Mitten ist ein Gang" rc., geht es seitenlang fort, und so möge man sich denn eine Vorstellung von der Beschreibung auch der Naturschönheiten aus diesem Muster abnehmen. Denn auch diesen wird nichts geschenkt. „Dritter Tag. Das heutige Ziel der Reise ist so bemessen, daß man sich mit dem Ausbruche nicht zu beeilen

braucht, was um so besser ist u. s. w." Genug, man kann sich in der Ferne in dieses Buch weder hinein- noch aus den Schilderungen etwas herauslesen. Damit wollen wir ihm indeß seine — wie es uns scheint — Gründlichkeit nicht absprechen, und möge es nun als Erinnerungslecture oder als Wegweiser dienen, so kann es seinem Zwecke wol für Manchen entsprechen.

Auch Nr. 2 müssen wir mit dem Klageliede eröffnen, daß der Verf. wie so Manche seiner Landsleute nicht zu schreiben versteht. Hier aber in einem andern Sinne. Hr. v. M. macht poetische Ansprüche, ist aber noch breiter, schleppender und weitläufiger als vorgenannter Autor, und leidet dabei noch an Provinzialismen die Menge. Wie schlecht stylisirt schon die Vorrede ist, läßt sich bald erweisen. „Mein persönlicher Besuch und Aufenthalt im Thale und Wildbade Gastein im J. 1823 hatte in mir den Entschluß hervorgebracht, ein neues Taschenbuch für Reisende in diesen Gegenden und für Badegäste insbesondere zu verfassen. Alle über diesen merkwürdigen Badeort bisher gedruckten Werke schienen mir theils veraltet, theils zu mangelhaft, der Wichtigkeit des Gegenstandes auf keine Weise entsprechend, und durch zu viele irrige Ansichten und falsche Angaben entstellt zu sein; — wenngleich unter allen diesen dem Buche des Hrn. von Koch-Sternfeld noch immer der Preis zuerkannt werden muß" — der Preis der Schlechtigkeit? oder wie? „Die merkwürdigen Geschicke der Bewohner von Gastein, das persönliche Beschauen alles Merkwürdigen in diesem Thale, und die mir zum Gebrauche gestellten besondern Behelfe — haben wir eine solche Fülle von Stoff gegeben, daß meine Darstellung zu einer weitläufigen (ja wol!), aber auch alle hierher einschlagenden Gegenstände umfassenden Physiographie des Thales und Wildbades Gastein erwachsen ist."

Die Einrichtung ist ungefähr wie im vorhergehenden Buche. Der Anfang wird mit dem schönen Alpengebirge, den Tauern gemacht. Aber der Stoff, dessen sich der Verf. im Obigen rühmt, hat hier gleichfalls den freien Geist erstickt; eine tödtende Specialität aller dortigen Specialnamen macht jeden freien Blick erblinden. „Vom Tosernkopfe geht der Bergrücken nach Südwesten fort, zugleich als nordöstliche Grenze des Kötschachthales, über den Fingkopf, den Lasermaiskogl (die Kesselalpe und das Kesselkahr westlich in der Tiefe), an den hintern Backsteinkogl, und dann auf die Zwölferscharte hinüber 2c." Solche Terminologie, oft 18 Zeilen nichts als Koglnamen, geht ganze Seiten, ja das halbe Buch hindurch und wirkt mordend auf den Leser. Dabei fehlerhafte Pflanzennamen wie Linea (Linnaea), Baetula (Betula), Cattarticus (catharticus) oder: „Die Mutter Demetter", welche beweisen, daß sich Hr. v. M. noch nicht genug in der höhern Schriftsprache umgesehen hat. Ein Inhalt der Schrift ist daher nur mit Hülfe des Inhaltsverzeichnisses herauszuziehen.

Auf eine physische Beschreibung folgt eine historische Gasteins, dessen Bergbau in den frühern Jahrhunderten sehr bedeutend war und gegenwärtig wieder zu heben gesucht wird. Es waren Goldbergwerke hier, und man findet noch Spuren römischer Betriebe. Des Verf. Berichte sind häufig mit den schlechten Versen eines alten Reimschmieds, Wolf Prembs, ausgeschmückt. Die Heilquellen kommen aus Urthonschiefer, sind aber schlecht geognostisch nachgewiesen. Ihre Temperatur ist 37—39° R. und das an sich sehr klare, reine Wasser, dessen wirksame chemische Bestandtheile man nicht auffinden kann (selbst die neuesten chemischen Analysen liefern aus 10 Pfund Wasser nur 23 Gran fester Bestandtheile), erkaltet äußerst langsam. In ihm setzt sich häufig die Ulva oder Conferva thermalis an, deren Benutzung schon Plinius Erwähnung thut. Die stärkende Heilkraft des Wassers ist erstaunlich. Unter Anderm wird an ihm die Merkwürdigkeit gerühmt, daß ein schon viele Tage verwelkter Blumenstrauß in dasselbe gestellt, sich wiederauffrischt und aufrichtet, was denn die klugen Bewohner den siechen, niedergeschlagenen ankommenden Kranken alsbald als hoffnungerhebendes Kunststück vormachen. Indeß ist bekannt, daß jeder welke Blumenstrauß, in mäßig heißes Wasser gestellt, wiederaufgerichtet wird. Den fernern Inhalt gegenwärtiger Schrift nehmen die überweitläufigen Angaben der Badeeinrichtungen und Anstalten für Fremde ein, wo jedes Billards, jeder Kegelbahn Erwähnung geschieht, die Lohnkutscher namhaft aufgeführt und viele Nachrichten über sie mitgetheilt werden; triviale Dinge, die man im Nothfalle von jedem Kellner des Orts erfahren kann und die sich überdem schnell ändern. Die Spaziergänge sind mit poetischen Declamationen beschrieben, zwischen denen sich der Gahrkogl, die Bräuerochsenalp, der Tischlkahrgletscher, der Faulkogl, das Mosermandl u. d. wunderlich ausnehmen. Für den Anwesenden mögen die Angaben indeß zur Orientirung willkommen sein.

Wir schließen die Anzeige auch dieses Buches mit der Ueberzeugung, daß der Verf. mit bestem Willen alles ihm nur Mögliche, Thatsächliche zusammengehäuft, aber kein Lese- oder Unterhaltungsbuch für das Publicum zu Stande gebracht hat. 47.

Notiz.

Omne viro soli quod convenit, esto virile!

In Molière's Lustspielen kommen eine Menge kleiner Züge vor, die uns ziemlich gleichgültig lassen, aber zu ihrer Zeit alle Lachmuskeln in Bewegung setzten, weil sie eine allgemein bekannte Anspielung enthielten. In der „Comtesse d'Escarbagnas", 7. Auftr., tritt der junge Graf auf und die stolze, affectirte Mutter desselben besiehlt dem Hofmeister, ihn vor allen Freunden und Freundinnen ein wenig zu examiniren, um seine Talente recht bewundern zu lassen. Der junge Graf nennt die obige lateinische Regel aus der Grammatik des Jean Despautère.*) Die Gräfin fährt entsetzt auf, daß der Hofmeister seinem Zögling solche Dinge beibringt. Sie hält sich nur an die Sylbe vir; es ist ihr ganzes Latein und so kann sie sich nicht zufrieden geben. „Jean Despautère est un insolent!" schreit sie, als sich der Hofmeister damit entschuldigen will, daß dieser das „omne viro soli quod convenit, esto virile!" als erste Regel gegeben habe. Nun gut; wir lächeln, wenn wir die Scene lesen. Aber wie mag gelacht worden sein, als die Pariser es hörten! Es ist nämlich nichts als ein Zug aus der Wirklichkeit, aus der damaligen vornehmen Welt.

Ein Herr von Villarceaux war mehre Jahre lang der begünstigte Anbeter der schönen Ninon, indessen seine Gemahlin vor Aerger und Eifersucht verging. Sie ließ einst ihren Sohn in ihren Cirkel vom Hofmeister bringen und befahl, ein kleines Examen mit ihm anzustellen. Gesagt, gethan. „Allons, Monsieur le Marquis", begann der Pedant: „quem habuit successorem Belus, rex Assyriorum?" — „Ninum!" war die Antwort des Eleven, die freilich mit Ninon ganz ähnlich klang, wenn man sich die französische Aussprache denkt. Ohne weiter etwas hören zu wollen, fuhr die Dame schrecklich über den armen Hofmeister her, der nichts wisse, als ihrem Sohne den Namen einer Feindin beizubringen, die ihr das Herz des Gemahls entwendet habe. Der Hofmeister rief umsonst Alle zum Zeugen auf, daß keine andere Antwort möglich gewesen sei. Je mehr er sich vertheidigte, desto mehr tobte die Marquise. Natürlich blieb der komische Auftritt nicht unbekannt; Ninon erfuhr ihn zuerst und verfehlte nicht, ihn wieder ihrem Freunde Molière mitzutheilen, und so lachte man, als er ihn persiflirte, nicht über die Gräfin von Karfunkelstein, sondern über die Marquise von Villarceaux. 86.

*) Starb 1520.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag. —— Nr. 18. —— 18. Januar 1835.

Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, par M. *Saint-Marc-Girardin.*

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Die höhere Kritik, und auch sie, meinen wir, darf über Arbeiten dieser Art und solcher Verfasser, nicht schweigen, verlangt vielleicht mehr. Sie will Wahrheit, begründete Wahrheit. Wir sagen nicht, daß diese unserm Werke fehle; allein es fehlt ihm etwas, was wir, als charakteristischen Mangel der französischen Literatur dieser Art, die positive Begründung des Gegebenen nennen möchten. Wir verstehen darunter nicht jene an den Pedantismus der alten Zeiten erinnernde Kleinigkeitskrämerei, die man selbst in Deutschland nicht mehr mag und die den Geist erdrückt; aber der Geist eines Werks sei kein Luftgebild im Florgewande, sondern er habe Kraft und Kern, und diese erhält er nur durch ein richtiges Erfassen und eine haltbare Zusammenstellung entscheidender, charakteristischer Thatsachen. Wir möchten uns überhaupt noch die Frage erlauben, ob es, wenn man einmal Frankreich über Deutschland aufklären will, der rechte Weg sei, sogleich von dem Gebiete der höhern Politik auszugehen oder Fragen zu berühren, welche nur auf den Höhen der literarischen Kritik gelöst werden können? In beiden Fällen muß man Kenntnisse besitzen und voraussetzen, welche man in Frankreich nur noch selten antreffen möchte. Man führe einmal z. B. den Leser in die Mitte eines kleinen deutschen Staats von etwa einer halben Million Einwohner, mit einer Hauptstadt von kaum 12—16,000 Seelen, man zeige ihm hier die Triebfedern des deutschen Lebens, man lasse ihn hier die Betriebsamkeit, die Ehrbarkeit, ja wir können dazu setzen, die Resignation sehen, womit sich jeder Stand in seinem kleinen Kreise bewegt, ernst, heiter, genügsam und ohne Anspruch; man zeige ferner, wie diese Kreise ineinandergreifen zu einem Ganzen, was Alle umfaßt, Allen das Gemüth bewegt und das Herz erhebt; dann gehe man weiter, man enthülle die Schattenseiten, man schildere jene kleinlichen Leidenschaften eines beschränkten Familienkreises, die Engherzigkeit der Ansichten über gewisse höhere Interessen des Lebens, den Mangel an eigentlicher Erhebung moralischer Gefühle, ja wir müssen noch hinzufügen, die nicht seltene kleinliche Gemeinheit der Gesinnung; man thue dies und stelle dann einen solchen Staat mit seinen Vorzügen und Mängeln in ein richtiges Verhältniß zur Gesammtheit der deutschen Nation und des deutschen Staatenbundes, und wir glauben, man würde hierdurch eine richtige Ansicht von Deutschland, die Erkenntniß Dessen, worin seine Kraft und seine Schwäche besteht, besser vorbereiten, als wenn man als Hauptmomente des deutschen Lebens Fragen der höhern Politik und Literatur heraushebt, von denen, wir gestehen es offen, die Masse des deutschen Volkes nur wenig, ja vielleicht gar nicht berührt wird. Freilich haben Schilderungen dieser Art grade in Frankreich eigenthümliche Schwierigkeiten, nicht etwa blos weil, wie es scheint, französische Schriftsteller sich mit mehr Glü[illegible] an großartigen [illegible] würfen als an der ins Einzelne gehenden Ausführung kleiner Sittengemälde versuchen, sondern mehr weil für diese im französischen Publicum geringe Empfänglichkeit vorhanden ist. Es ist dies ein Umstand, woran eine innigere Vereinigung zwischen Deutschland und Frankreich, man denke sie sich geistig, moralisch, politisch, vielleicht am ersten scheitern dürfte. Doch wir greifen hier unserm Verfasser vor, welcher die Art und die Mittel einer solchen Vereinigung in der Vorrede weiter erörtert hat.

Er geht dabei von der Idee aus, daß Deutschland gegenwärtig nach Einheit strebe, daß die deutsche Nation, sobald sie zu diesem Ziele gelangt sein werde („arrivée ce but fatal"), eine Bestimmung zu erfüllen habe, und daß diese Bestimmung eben eine immer innigere Vereinigung zwischen Frankreich und Deutschland sein müsse, und zwar durch die Aehnlichkeit der Ideen, der Sitten, der Gesetze und der Regierungen. Er hebt hierauf als Hauptvorzüge Deutschlands den lebendigen Sinn für Moralität und Reinheit der Sitten, die Heiligkeit und die Reize des Familienlebens und das Ernste, Erhabene, ja, wenn man wolle, Romantische in den Beziehungen der Geschlechter zueinander heraus. Vieles im deutschen Leben erkläre sich daraus, daß unter den Deutschen die Neigung, frühzeitig in Familienverhältnisse zu treten, allgemeiner sei als in Frankreich. Man brauche sich z. B. nicht zu wundern, daß Deutschland ungeachtet einer so feurigen, so enthusiastischen Jugend im Ganzen nur wenig von politischen Stürmen erschüttert werde.

Man mache nur eine Revolution, wenn man eine Frau und vier kleine Kinder zu ernähren hat! Man werfe sich nur

hinein in den Strudel politischer Abenteuer, wenn man eine so süße und so theure Last nach sich zieht!... Die mittlere Dauer des revolutionnairen Geistes ist für den Deutschen 4 — 5 Jahre, von der Zeit, wo er das Gymnasium, bis zu der, wo er die Universität verläßt und sich verheirathet. Die mittlere Dauer dieses Geistes ist für uns wenigstens 10 Jahre, vom 20. bis zum 30. Lebensjahre.

Daher kommt es denn auch, daß man den Deutschen eigentlich nur im Innern seines Hauswesens in seinem Elemente findet, daß man ihn hier von dem richtigen Gesichtspunkte aus beurtheilen kann, ihn achtet und liebgewinnt. Wie ganz anders erscheint dagegen der Franzos in seiner Familie! Der Verf. deutet diesen Unterschied mit einer Wahrheit, die wir selbst oft genug bestätigt gefunden haben, so treffend an, daß wir nicht umhinkönnen, ihn selbst reden zu lassen:

Oft habe ich die Deutschen sich beklagen gehört, daß, wenn sie zu uns zu Besuch kämen, in der Art, wie wir sie aufnähmen, immer etwas Verlegenes, etwas Unruhiges sei. Es scheint, als wollen wir das Innere unsers Hauses allen Augen verbergen; wir haben es nicht gern, daß man in dasselbe eindringe; genug wir empfangen schlecht, wenn man denn doch Alles sagen muß: wir empfangen ohne Offenheit, ohne ungezwungenen Anstand, ohne Ruhe, ja ohne Würde; denn Würde liegt nur in der Ruhe; Unruhe und Ungewißheit sind der Würde hinderlich. Ist dieser Vorwurf gegründet, so ist es unsere Eitelkeit, der man unsere Mängel in dieser Beziehung zuschreiben muß. Sind wie außerhalb unsers Hauses, so haben wir uns darnach eingerichtet, um uns zu zeigen, wir haben den Gesichtspunkt ge[illegible] betrachtet sein möchten, und, wie man leicht denken kann, wir haben nicht den ungünstigsten gewählt. Sucht man uns dagegen in unserm Hause auf, so überfällt man uns unversehens; wir können nichts thun, um die kleine Täuschung fortzusetzen, welche wir außerhalb zu erhalten wußten; wir können nicht mehr die Perspective wählen, in welcher wir uns zeigen wollen. Unsere Eitelkeit fürchtet, daß man, wenn man uns in unserm Hause sieht, eine kleinere Idee von uns fasse, als wir außer demselben von uns erweckt haben. Daher rührt unsere Unruhe, unser verlegenes Wesen, daher die eisige Kälte unsers Empfanges, aller unserer Höflichkeit zum Trotze.

Dieses offene Geständniß ist, wie gesagt, ebenso wahr, als die Folgen der Erscheinung, wie wir glauben, für Frankreich nachtheilig sind. Die meisten Deutschen kommen mit günstigen Vorurtheilen, mit gewissen Erwartungen nach Paris, und die meisten gehen getäuscht und mit einer nichts weniger als günstigen Ansicht von Frankreich über den Rhein zurück, und suchen diese Ansicht dann in ihrem Vaterlande geltend zu machen und zu verbreiten. Der Grund hiervon liegt zum großen Theile in der angegebenen Erscheinung, welche die Unterschiede der socialen Verhältnisse beider Nationen hinlänglich charakterisirt. Nicht selten ist es uns begegnet, daß namentlich jüngere Deutsche aus guten Familien die Frage: Was sie mit ihrem Aufenthalte zu Paris vorzüglich beabsichtigen? damit beantworteten: Wir wollen das Familienleben zu Paris kennen lernen. Wenige Wochen reichten hin, sie zu enttäuschen. Ein Familienleben, sowie es der Deutsche will, in dem er aufgewachsen ist, in dem er sich heimisch fühlt, existirt in Frankreich, zumal in Paris nicht; und weil es der Deutsche nicht findet, so bemächtigt sich seiner hier gewöhnlich ein gewisses Misbehagen, das er nur nach längerm Aufenthalte überwinden kann, welches ihn aber leider häufig zu einer unrichtigen, ja selbst ungerechten Beurtheilung der socialen Verhältnisse Frankreichs überhaupt verleitet. Und sollte man unter solchen Umständen, bei dem Mangel der unerläßlichsten Bedingungen zu gegenseitiger Annäherung beider Völker im gesellschaftlichen Verkehr, wirklich an die Möglichkeit einer moralischen Verbindung Frankreichs mit Deutschland glauben? Der Verf. scheint sie sich selbst nur als ein Ideal, als einen Traum zu denken. „Je rêve donc", sagt er, „une alliance morale avec l'Allemagne; je rêve aussi une alliance politique."

Man versteht leicht, was der Verf. mit diesem zweiten Traume sagen will und wie er ihn in der Zukunft verwirklicht sehen möchte. Deutschland ist nach seiner Meinung — und in wessen Meinung nicht? — das entscheidende Gewicht, welches in dem bestehenden Kampfe zwischen dem Geiste des Nordens und dem Geiste des Westens, zwischen der starren Bildung der slawischen Völker und der freiern Entwickelung der Völker des Abendlandes, zwischen den Grundsätzen von Petersburg und den Grundsätzen von London und Paris den Ausschlag geben muß. Hr. Girardin ist frei von jener Leidenschaftlichkeit und jenem Hasse, welche nur zu oft seine Landsleute bei der Entscheidung über solche Fragen zu einseitigen Declamationen und unhaltbaren Urtheilen hinreißen.

Ich liebe es nicht — sagt er selbst —, mit den Wölfen zu heulen; ich liebe nicht, gegen Rußland zu declamiren. Ich bewundere gern die Größe dieses Reiches, welche durch ihre Neuheit noch größer erscheint; ich bewundere das Verdienst und den Charakter seiner Fürsten; aber ich suche vergebens nach der Befugniß Rußlands, Europa die Ordnung der Dinge vorzuschreiben und das Schicksal der neuen Welt zu regeln. Ist der Occident etwa schon bis zu jenem Grad der Schwäche gekommen, daß er nicht mehr selbst seine Bildung verbreiten könnte und daß er nöthig haben sollte, sich hierin durch den Norden ersetzen zu lassen?

Die Antwort ergibt sich von selbst. Aber man verkenne nicht die Gefahr, welche die Bildung des Abendlandes von Seiten des Nordens bedroht; man wisse, daß der Sieg da sein wird, wo sich Deutschland hinneigt, und daß daher eine enge politische Vereinigung zwischen Frankreich und Deutschland die sicherste Schutzwehr für die Bildung des Westens und das Heil beider Länder sein wird. In dieser Weise wiederholt der Verf. das oft Gesagte, ohne eigentlich eine neue Lösung des Problems einer politischen Vereinigung Deutschlands und Frankreichs zu geben. Seine Sätze sind ziemlich allgemein gehalten und deshalb allgemein einleuchtend.

Wir hätten aber wol gewünscht, ja, wir erwarteten es, daß Hr. Girardin den Gegenstand einmal etwas mehr von dem deutschen Standpunkte aus aufgefaßt und erörtert hätte. Es ergeben sich dabei Fragen, welche leichter aufgestellt als gelöst sind, und deren Lösung wir am allerwenigsten hier versuchen möchten. Man kann z. B. von der Nützlichkeit, ja von der Nothwendigkeit eines politischen Zusammenhaltens Deutschlands und Frankreichs im Allgemeinen vollkommen überzeugt sein, man kann aber immer noch fragen, ja man muß fragen: welches sind die Elemente, welches die gegenseitigen innern Beziehun-

gen und äußern Berührungspunkte, welche die Zweckmäßigkeit und die Haltbarkeit einer solchen Vereinigung verbürgen? Was hat Deutschland davon zu hoffen, was zu gewinnen, was vielleicht zu fürchten? Soll es etwa, wir sagen nicht seine Unabhängigkeit, aber die Selbständigkeit seiner innern politischen Entwickelung zu Gunsten dieser Vereinigung aufgeben? Und wer wüßte nicht bei einiger Kenntniß der deutschen Geschichte und politischen Institute, daß Deutschland die Elemente zu einer solchen Entwickelung wirklich besitzt, und daß diese grade jetzt in ihrer vollen Bedeutung hervortreten? wer dürfte nicht hoffen, daß Deutschland mit Ruhe, Ernst und Würde sein Ziel erreichen, seine Bestimmung erfüllen werde, ohne sich grade politischen Täuschungen hinzugeben, welche — wer kann die Geschichte hinwegleugnen? — nur zu oft von Frankreich ausgegangen sind? Wir glauben, man beurtheilt Deutschland falsch, wenn man, wie hier der Verf. thut, behauptet, daß es seine Unabhängigkeit wie früher am Rheine, so in Zukunft an der Weichsel vertheidigen müsse. Man sehe nur erst über gewisse Zufälligkeiten hinweg und gehe den Dingen auf den Grund, so wird man wol finden, daß Deutschland in sich selbst eine Gewähr seiner Bildung und seiner Unabhängigkeit besitzt, welche eine Vertheidigung beider am wenigsten an der Weichsel nöthig machen dürfte.

Wir wollen es nicht unerwähnt lassen, daß Hr. Girardin selbst sich keineswegs die moralische und politische Vereinigung Deutschlands und Frankreichs als ein chaotisches Vermischen von Sitten und politischen Instituten beider Länder denkt; er macht hierüber einige treffende, aber nur zu allgemeine Bemerkungen und weist darauf hin, daß man in Frankreich namentlich in der Bewunderung und Nachahmung der deutschen Literatur vielleicht hier und da schon zu weit oder einen falschen Weg gegangen sei. Beispielsweise erinnert er hierbei daran, wie nach und nach die deutsche Weise der Philosophie der Geschichte mit ihren kühnen Blicken, mit ihrer Willkür, ihrer Entstellung der Thatsachen, ihrem Mysticismus in Frankreich Eingang gefunden hat; wie man neben ihr nach Deutschlands Muster in der Kritik der Literatur Werth oder Unwerth vorzüglich poetischer Werke nach dem Maßstab ihres Alters, ihrer Annäherung an die Naivetät der Uranfänge einer Nationalpoesie, an die fast mehr geahneten als gekannten epischen Cyklen des frühen Mittelalters bestimmen wolle. Allein die Neuheit der Sache erklärt das enthusiastische Ergreifen, von dem man mit der Zeit zurückkommen wird; der französische Charakter wird seine Eigenthümlichkeit bewahren, ohne jedoch die Einflüsse von sich zu weisen, welche die unvermeidliche und nothwendige Vereinigung der drei großen Länder des Westens, Englands, Frankreichs und Deutschlands nach und nach zu einer innigen Gemeinschaft der Sitten, der Literatur und der politischen Institute führen wird. Man sieht leicht, unser Verf. ist selbst Enthusiast und liebt Ideale, welche er gern in die Welt der Wahrheit, der Gegenwart versetzt sehen möchte.

Ja, es ist eine neue Welt — schließt er seine Bemerkungen hierüber — diese Gemeinschaft zwischen Frankreich, England und Deutschland, welche ich von ganzem Herzen wünsche, eine Gemeinschaft, welche Alles vorbereitet, das Erlöschen des Nationalhasses, die Aehnlichkeit der politischen Institute, die Annäherung der Literaturen und vor Allem die Gleichheit der Sitten und Gewohnheiten. Ich erwarte von dieser neuen Welt nicht die Energie und die Größe des Mittelalters, aber ich erwarte davon, Dank vorzüglich dem Einflusse Deutschlands, in der Moral die friedliche Ehrbarkeit des Familienlebens und die Achtung vor dem Höchsten und den Pflichten, welche er uns hienieden auferlegt; in der Literatur, wenn wir nicht den Geist unserer Nation abschwören, eine Gelehrsamkeit, welche zugleich tief und klar sei, eine Philosophie von umfassendem Blicke, ohne oberflächlich zu sein, von erhabenen Gedanken, ohne sich in Chimären zu verlieren; in der Politik endlich die Freiheit und die Unabhängigkeit des Westens. *)

Paris, December 1834. 67.

Englische Bibliothek. Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften in sorgfältigen Uebertragungen, herausgegeben von K. von Kreling. Erster Band in sechs Heften. Karlsruhe, Braun. 1834. Gr. 8. Preis des Bandes 2 Thlr. 16 Gr.

Es ist eben keine Ehre für uns, wenn wir eingestehen müssen, daß die in England junge Taschenbuchsliteratur (das erste Taschenbuch erschien dort 1825) unsere viel ältere deutsche im Ganzen überflügelt hat, sowol was den innern als was den äußern Werth dieser zarten Erscheinungen betrifft. Inzwischen mag uns der Gedanke trösten, daß der Grund hiervon am Ende doch nur in unserer relativen Geldarmuth, nicht in einer geistigen zu suchen ist; in der Mittellosigkeit unserer unzähligen Verlagshandlungen, die die Zahl der englischen wol viermal übertreffen mögen. Wie Dem jedoch auch sei, so rechtfertigt sich aus der Thatsache selbst der schon mehrmal gemachte Versuch, das Anziehendste aus englischen Taschenbüchern uns durch billige Uebertragungen mitzutheilen, und wenn die Auswahl, wie hier, mit Umsicht und Geschmack geschieht, und Mittheilungen aus den für Länder- und Sittenkunde so reichhaltigen englischen Zeitschriften hinzutreten, so haben wir gegen ein solches Unternehmen wenig zu erinnern. Bei dem eben vorliegenden läßt überdies die Sorgfalt der Uebertragungen nichts zu wünschen übrig.

Die Auswahl, welche sich darbot, ist ungemein reich; denn die Namen der Mitarbeiter an den englischen Taschenbüchern umfassen fast Alles, was in England überhaupt auf literarische Bedeutung Anspruch macht. Höhe und Sicherheit des Honorars sind es, welche sie anziehen. Hier finden sich Männer wie J. Banim (der Verf. der „OHara family"), ein Feuerkopf; Bulwer, der strenge Beobachter; Cunningham, der Verf. von „Paul Jones"; Fraser, der Sittenmaler des Orients; Galt, der Charakteristiker; Rob. Gleig, der Schlachtenmaler; Harrison, der Arzt; der kräftig-rauhe James Hogg; Inglis, der vielfragende Reisebildner; Israeli, der Novellist Asiens; die Lords Mahon, Morpeth, Mulgrave; Ritchie, der Erfindungsreiche; Will. Stone, der Amerikaner; Croly, der israelitische Skizzist; Conway, der Norwege; Horaz Smith; Wilson, der Verf. von „Tom Cringle"; Mary Howitt, Landon, Mistr. Lee, M. Russel, Norton, Lawrance, Ms. Hall, Opie, Lady Blessington zusammen, während Buckingham, Hobart, Morier, Fraser, Carne, Yates, Walsh, Madden, Duval, Ellis, Pringle, Roscoe und Ritchie die Länder- und Völkerkunde bereichern. Außer diesen wollen die Herausgeber der „Englischen Bibliothek" noch die urplötzlich so beliebt gewordenen Seebilder, Biographien, Gerichtsverhandlungen und gemischte Aufsätze in ihre Sammlung aufnehmen, und wer

*) Den zweiten Artikel theilen wir in der nächstfolgenden Lieferung mit. D. Red.

wollte bezweifeln, daß hieraus eine geistreiche Unterhaltung entstehen könne? So weit die uns vorliegenden sechs Hefte zu einem Schluß Stoff geben, ist sie bereits entstanden; denn in diesen Heften zeigt sich nichts. das auf den Namen geistreicher Mittheilung nicht vollen Anspruch hätte. Zwar hätten wir nicht grade mit Bulwer's „Arasmanes der Suchende“, wiewol die Erzählung eine gute und kräftige Allegorie darbietet, begonnen, da solche orientalische Märchen nicht Jedermanns Geschmack sind, der Orient überhaupt auch schlecht zu der romantischen Stimmung unserer Zeit paßt; doch war es hier vielleicht auf wirklichen Werth abgesehen, und diesen nimmt jene philosophische Erzählung allerdings mehr in Anspruch, als „Die indische Mutter“ von Miß Jameson und Bayne's „Unbewohnte Villa“, wie spannend und anziehend auch die Begebenheit in dieser sei. Willkommner noch sind uns des wunderlichen Amerikaners „Bilder aus der Türkei“, obgleich dieser sonderbare Kopf das ganze griechische Alterthum für Dichtung und Homer für eine schöne Lüge hält. Höchst ergreifend aber ist Walsh's „Erdbeben auf Zante“, dessen Schrecknisse hier klarer und malerischer als irgendwo geschildert sind. Ebenso ist Carne's „Märchenerzähler“ sehr anziehend, weil er uns nicht blos den orientalischen Erzähler der Person nach vorstellt, sondern auch ein Märchen gibt, wie es heutzutage in Damaskus erzählt wird. Ebenso sind „Der Seelenverkäufer“ und „Die Meuterei“ so spannende Geschichten, als die reizsüchtige Lesewelt unserer Tage nur immer verlangen kann. „Grizel Cochrane“ im vierten Heft ist ein schönes historisches Bruchstück von Wilson. „Die Heumahd und Alexander in Schottland“, von dem Ettrick-Schäfer (Hogg) ist ein zierliches Landschaftsbild, und die „Galerie amerikanischer Dichter“, [illegible], Bry[illegible] u. A. kennen lehrt, ist willkommen. Die Gerichtsverhandlungen und Miscellen sind wenigstens des Raumes werth, den sie einnehmen, und malen Old-England und seine Sitten gut. Im fünften und sechsten Heft zieht Henry Bulwer's Erzählung: „Die Freunde“ aus dem „Book of beauty“, durch eine an die Schreibart seines Bruders Eduard erinnernde Erfindung an. „Halloran, der Hausirer“ von Miß Jameson ist gewöhnlicher Art, und „Das Gewissen“, sicilische Geschichte, haben wir schon anderswo gelesen. Die kleinen Reise- und Naturgemälde, von Macdonald, Erskine und Miß Roberts sind sehr gefällig, und besonders zieht „Der neusüdwaleser Ureinwohner Bremaba“ von Macdonald lebhaft an. Auch dies Heft schließen Seebilder und Seeleiden, mit denen wir jedoch sparsam zu sein rathen, da nichts so leicht abstumpft als monotone Schrecknisse.

Hiermit haben wir den Inhalt der sechs ersten Hefte dieser neuen „Englischen Bibliothek“ wenigstens überblickt und wünschen den Herausgebern aufrichtig eine stets so geschmackvolle Auswahl und so sorgsame Bearbeiter, wonach das fernere Gedeihen ihrer sonst gut ausgestatteten Unternehmung gewiß nicht ausbleiben wird. 2.

Notiz.

Ursprung des Namens Sansculotte.

Nach Montgaillard in seiner „Histoire de la France“ (III, 58) ist der erste, der sich dieses Ausdrucks bedient hat, der Abt Maury gewesen. Als er nämlich in einer Sitzung der Nationalversammlung einen jener Vorträge hielt, in denen er die Rechte der Menschen und die Bestimmungen über Freiheit und Gleichheit, wie sie damals in der Versammlung galten, mit seiner gewöhnlichen plumpen Heftigkeit angriff, gaben Frau von Coigny und Frau von Pienne, die unter den Zuhörern waren, ihr Misfallen hierüber auf eine sehr laute Weise zu erkennen. Der Abt wurde ihrer endlich überdrüssig und wandte sich an den Präsidenten mit den Worten: „Monsieur le président, faites taire ces deux sans-culottes“. Der Ausdruck war allerdings im Munde eines Geistlichen sehr unpassend; aber bei Maury, dessen Egoismus hinlänglich bekannt ist, dürfte ein solcher Ausfall wenigstens nicht allzu sehr befremden. Auch soll er sich späterhin im Auslande gerühmt haben, daß die französische Sprache mit diesem Worte durch ihn bereichert worden sei. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1835.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Fünfter und sechster Theil, die Jahre 1828—32. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 8. 4 Thlr. *)

So hätten wir denn nun den Schluß der 36jährigen Correspondenz Göthe's und Zelter's in Händen, dieser Correspondenz, von der der Erstere selbst, dessen Art es nie war, ruhmredig über etwas, was von ihm ausging oder mit ihm zusammenhing, zu sprechen, im Jahre 1830 sagt: „Diese Sammlung gewinnt ein so hübsches Ansehen, daß ein ägyptischer königlicher Bücherfreund sie in seine Sammlung aufzunehmen kaum verschmäht hätte" (V, 383), deren Bekanntmachung derselbe bis an sein Ende sorgsam vorbereitete und förderte (VI, 145). Und es ist nun wol an der Zeit, da über das Einzelne in den ersten vier Theilen von uns genug gesagt ist, einen Rückblick auf das Ganze zu werfen, welches vor uns liegt. Einige Worte schicken wir voraus zur Charakteristik dieser letzten Lieferung. Das Leben, die Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit, die wir in der frühern Correspondenz, namentlich im zweiten bis vierten Bande finden, ist einer größern Ruhe gewichen; der 70jährige Zelter reist nicht mehr, und so ergötzen uns nicht weiter Scenen, wie die Reise nach Holland, Herrnhut und Böhmen darstellt; ein paar Besuche, die Zelter dem Freunde in Weimar macht, zuletzt im Sommer 1831, sind Alles, wozu der sonst so bewegliche Mann gelangt; ja, er gesteht selbst, daß das Leben seinen Reiz für ihn verloren. Auch der 10 Jahre ältere Freund hat den Besuch der wohlthätigen böhmischen Bäder aufgegeben; die Freunde halten sich mehr und mehr in ihren Häusern; ist die Theilnahme an der Gegenwart auch nicht erloschen, so richtet sich der Blick doch häufiger in die Vergangenheit, öfters auch in die Zukunft und das Jenseits; sichtbar neigt sich die Sonne dem Untergange zu; und vor Allem beim letzten Theile verläßt den Leser das wehmüthige Gefühl nicht, er werde bald den Brief lesen, auf den keine Antwort mehr erfolgt.

Bei diesem wehmüthigen Gefühle aber — was ist es, das uns auch den letzten Theil dieses Briefwechsels so anziehend macht, das uns, namentlich in Bezug auf Göthe, so erhebt und erbaut? — Es ist das Festhalten an der Wahrheit, die er sich früh zu seiner Göttin erkor, der er treu blieb in einem reichen, mannichfaltigen Leben, unter trübenden, zerstörenden Ereignissen, in einer verworrenen Zeit, einer Krise, die Millionen in ihren Wirbel fortriß; es ist das Festhalten an den sittlichen Maximen, die mit jener Wahrheit waren, die im Greisenalter sich bewährten. Die höhnenden Worte des römischen Landpflegers: „Was ist Wahrheit!" ergingen auch wol an ihn in seiner Jugend; er konnte muthig in seine Brust blicken und auf sie hinweisen, als auf die Quelle, wo sie ihm entsprang. Ihr vertrauend, kümmerte er sich nicht um die Systeme und Formeln, die in seiner Jugend Kunst und Natur einengten; das reine, mächtige Gemüth brach durch alle Fesseln und schuf sich einen Weg, auf dem es sich vorwärts bewegen konnte. Blieb der Jüngling auch nicht frei von den Einflüssen der Zeit, der Welt, der Umgebung, in der er athmete, so war ihm die Kunst zur Hand, die wie ein milderndes Mittel die Gährung niederschlug und den Geist um so reiner aus der Trübe sich erheben ließ. Der „Werther" bleibt in dieser Hinsicht ein unschätzbares Denkmal; aber von gleich hohem Werthe für die Entwickelung des Göthe'schen Geistes sind die Kritiken aus jener Zeit („Göthe's Werke", Band 33), und vor Allem die Briefe an Lavater, die, wie klares Wasser eines Alpenquells in unsern Tagen Den erquicken, der sich unwillig von dem trüben Wasser der Theologen abwendet, die Göthe'n anfeinden und lange keine Lavater sind. Und wenn das jugendliche Herz in Ueberfülle sich ergoß und die höhern Kräfte des Geistes zu beschränken drohte, dann führte der waltende Genius ihn in das Land, wo dem durch die Erforschung der Natur Gestärkten und Gereiften der Sinn für die reinere Schönheit, das Maß aufging. Göthe mußte nach Italien reisen; er wäre erkrankt ohne die Einsicht, die ihm hier ward; der Genius, der ihn leitete, konnte nicht irren; es gibt für die wahrhafte geistige Natur eine Nothwendigkeit wie für die physische; die Worte Göthe's, die er am 12. October 1786 aus Venedig schreibt: „Jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was mir ein Bild

*) Vgl. die Berichte über die frühern Bände in Nr. 1—3, 134 und 135 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Italiens erneuete; geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen." Diese Worte bezeugen das Bedürfniß Göthe's lebendiger, als jedes Raisonnement es vermöchte.

Wenige Dichter mag es geben, deren Sittliches so angefochten, ja angefeindet ist wie Göthe's; vor Allem hat man den Patriotismus in ihm vermißt; und wie oft ist über seine Kälte geklagt worden! Die Briefe aus Italien müssen jeden Unbefangenen anders belehren; und wer in ihnen, den aus Arkadien geschriebenen, Liebe zu dem deutschen Vaterlande vermißt, ein Herz vermißt, das warm für die Seinigen schlug, und um so wärmer, je mehr es sich von dem alltäglichen Gefühle fern hielt, von der Gutmüthigkeit, der Alles und Jedes eine gleich gehaltlose Empfindung erweckt, der ist überhaupt nicht im Stande, Göthe zu beurtheilen, nicht die sittliche Kraft in ihm, der als Jüngling schon eine seltene Selbstbeherrschung übte. *)

Merkwürdig ist es, wie die tiefe Erforschung der Natur und die Sehnsucht nach Italien zu gleicher Zeit in Göthe wirkten; und gewiß bestätigt dies unsere Ansicht, der zufolge wir die Umwandlung, die der Dichter erfuhr, als eine natürliche, nothwendige ansehen. Wie jene Erforschung ihn endlich zu Erkenntniß des Menschengebildes führte und ihn die hohe Plastik der Griechen bewundern ließ, so wirkte sie auch auf seine Dichtungen, und ohne sie wäre er nicht zu der glücklichen Ansicht gelangt, nach der er später gegen seinen Schiller äußerte: der pathologische Zustand des Menschen sei der eigentliche Gegenstand der Dichtkunst. Diesem Erforschen der Natur blieb Göthe treu; wenn sie ihm — nehmen wir an, daß er in manchen Stellen des „Werther" Das ausspricht, was sein Gemüth von Zeit zu Zeit einnahm — früher einmal als „ein Alles verschlingendes Ungeheuer" erschien, so kam er bald zu der Erkenntniß des Geistes in der Natur, „der an ihm vorüberging und sich verwandelte, ehe er es merkte" (s. dieses Motto aus dem Hiob vor der „Morphologie"). In der Natur fand er eine Trösterin, die ihm auch durch große Drangsale, durch die widerwärtigsten, stürmischsten Zeiten half. Selbst in der Champagne gewann der große Gedanke seiner Farbenlehre Halt und Festigkeit, wie in den reizenden Gefilden Palermos ihn die Metamorphose der Pflanzen beschäftigt hatte. Nun entstand ein hohes Werk nach dem andern, alle Erzeugnisse einer Muse, die sich mit der Natur vermählt. Und da die Lebenssonne sich neigt und Stürme und Wolken auch noch ihren Untergang trüben, finden wir den Dichter im fernen Osten geborgen; wo der Mensch in seiner Kindheit gepflegt ward, wo jedes Kind der cultivirten Welt seine erste geistige Nahrung empfängt, wo auch er sie empfangen hatte, dahin sollte er zurückkehren, und so sollte auch in diesem Sinne „sich Leben im Leben vollenden". Wahrhaft erbaulich sind die Worte, die er im Jahr 1820 an seinen Zelter schreibt: „Diese Religion, Sitte, Mythologie geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?"

Dieses Wort führt uns auf die Beantwortung der Frage, die wir oben aufwarfen: Was ist es, das uns den „Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter" und namentlich die letzten Theile desselben so anziehend macht? Sie führen uns in des Dichters letzte Lebensjahre ein, und sind ohne Zweifel das gewichtigste Document für deren Geschichte. In ihnen finden wir die Frucht eines reichen, im Ganzen sehr glücklichen, aber ernsten und durch das Streben nach einem großen Ziele mühevollen Lebens; die Bewährung der sittlichen Grundsätze, nach denen dieses Leben geführt ward; wir finden noch am Beschluß der Wirksamkeit für Natur und Kunst die Maximen ausgesprochen, nach denen diese erforscht und geübt sind; wir sehen den Greis mit Ruhe und Wohlgefallen in die Vergangenheit blicken, ruhend, aber nur so weit es die Natur fodert, und an Gedanken sich weidend, die, weil alles Irdische ein Ende nehmen muß, weil sie zu groß für diese Erde, auf ihr nicht mehr zur Wirklichkeit werden können, aber ein Jenseits verbür-

*) Wenn nicht so manche Stelle in Göthe's Selbstbiographie dieses Urtheil bestätigte, so würde dasselbe für Jeden, der denkt und empfindet, die vollste Bestätigung finden durch Briefe, die der Jüngling Göthe an Lotte und ihren Gatten schrieb. Ein Freund, der das Glück hatte, sie zu lesen, schreibt darüber: „In diesen Wochen habe ich eine angenehme, ja entzückende Lecture gehabt, die der Göthe'schen Briefe an Lotte und ihren Mann, den ich nicht gern Albert nenne, weil er wirklich viel liebenswürdiger war, als der Albert im Roman sein durfte. Es hat wol selten ein Verhältniß gegeben, worin alle Theilnehmende so liebenswürdig und zugleich so rein und herrlich dastehen. Göthe's Liebe, Lotte's Treue gegen ihren Verlobten, des Letztern reine, neidlose Freundschaft und sein felsenfestes Vertrauen, nicht minder das glühende Pulsiren des Lebens in einem jungen Genius wie Göthe, am meisten aber die heldenmüthige, sittliche Kraft, die Göthe in der Entsagung bewiesen (er entfloh ziemlich unter denselben Umständen wie Werther, kehrte aber nicht wieder), das sind alles Dinge, die man erst durch das Anschauen der Wirklichkeit vollkommen begreift. Was übrigens der wahre Albert für ein Freund gewesen, davon legt Göthe selbst das beste Zeugniß ab, wenn er später schreibt: „daß ich nicht Werther geworden, das danke ich ja eben dir!" Etwas dankte er es wol auch oder vor Allem der Kraft seines inwohnenden Genius; es stirbt eben Niemand, der der Welt nöthig ist. Von der unendlichen Zartheit, von der Fülle der Liebenswürdigkeit, die sich in diesen Briefen offenbart, zu reden, ist ganz unmöglich; man muß sie lesen. Sie müssen herauskommen!" Die erwähnten Briefe sind im Besitz des hanöverischen Legationsraths Kestner in Rom, eines Sohns von Lotte. Daß sie durch den Druck dem Publicum übergeben werden mögen und bald, in diesen Wunsch wird jeder Verehrer Göthe's, Jeder, der auch nur die obigen Zeilen liest, einstimmen. Diese Briefe dürfen dem Vaterlande, den Verehrern des Dichters nicht vorenthalten werden. Grade die Documente für Göthe's frühere Lebensperiode haben einen besondern Reiz, und ihrer sind wenigere als aus der spätern. Und da jene Briefe der Familie zum Ruhm und zur Ehre gereichen, was sollte eine Mittheilung hindern?

gen. Fassen wir das Wort Göthe's an Zelter vom Jahre 1830: „Ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre" (V, 448) *), mit Folgendem zusammen: „Wirken wir fort, bis wir vor oder nach einander, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen" (IV, 278) — fassen wir diese Worte zusammen, dann erkennen wir den Segen der Wahrheit, wie sie, als die treueste Führerin, durch das Leben geleitet und dasselbe krönt mit Religiosität.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste pompejanische Entdeckungen.

Erster Artikel.

Castellamare, den 15. December 1884.

Santo-Domingo sagte von Pompeji, man könne alle sechs Monate eine neue Beschreibung davon machen, ohne etwas Altes zu berühren, und er hat Recht. Wenn die neapolitanische Regierung nicht so schläfrig zu Werke ginge, so wäre jeder Tag für die artistische, gelehrte und neugierige Welt ein Schöpfungstag von interessanten Denkmalen. Die Gestalten erheben sich wie steinerne Dramen, lebendige Mythologien, historische Begebenheiten, so oft der Arbeiter seine Schaufel einsetzt.

Und dieser Schauplatz vergangener imposanter Zeiten ist ein bescheidener Weingarten, der, nicht einmal einer Erderhöhung vergleichbar, das Thal zwischen dem Besuv und den Bergen von Sorrento ausfüllt, ein Anger voll berankter Bäume, der nichts verspricht als Früchte und Mais und Baumwollenstengel, deren Knospe der Calabrese zu seiner Kleidung verwendet. Kein Wanderer, der auf der breiten Straße von Salerno der Taverne del Capillo zugeht, würde es ahnen, daß dieses dürftige Haus der Nachbar von Cicero's Wohnung, und noch weniger, daß der Weg, auf dem er wandelt, der Quai des alten Pompeji ist, in dessen Hafen eine Flotte Roms sich bergen konnte.

Hoch ragen jetzt die Hügel der Gräber, viel höher als der Weingarten selbst, der auf dieser nördlichen Seite verschwunden ist, und ein einsames modernes Hüttchen, umgeben von gelbgewordenen Cypressen, steht darauf und ladet als Pharus die irrenden archäologischen Schiffer zur Landung ein.

O, wer kann Pompeji sehen ohne Freudenthränen? Mir ist in diesem Augenblicke fast zu Muthe wie dem Greise von Jerusalem, der, als er seinen Gott erblickte, ausrief: „Nun, o Herr, lasse deinen Diener in Frieden heimgehen". Vedi Napoli e puoi muori. Und doch habe ich diese Heiligthümer der Vorwelt nicht zum ersten Mal betreten, nicht heute erst im Tempel der Isis den augenverleihenden Schleier gelüftet oder im Teatro comico des Plautus Komödien gehört. Ich bin vom Wiedersehen entzückt wie ein Verliebter, der selbst auf der Schwelle noch umkehren und sehen, umarmen, liebkosen möchte.

Das Alte war mir neu und unschätzbar, das Neue unbegreiflich. Es ist überall der römische Mars und die griechische Grazie, der Adler und die Taube, die sich um die Herrschaft der Gebilde streiten. Wenn ich dabei denke, daß trotz alledem das kaum bis zum Kinn entblößte Pompeji nur eine gewöhnliche Provinzialstadt Roms war, in der das Volk der Residenz wie in unserer Zeit, vergleichbar seinen Kräften, nachstrebte, und daß nur Geringeres, vielleicht ganz Unansehnliches von ihm producirt wurde, so wende ich scheu und trostlos die Gedanken der Tiber zu. Ein Theil von der Herrlichkeit der Augusta muß Alles übertroffen haben, was das 19. Jahrhundert im Schweiße seines Angesichts gebar.

Doch ich will nicht mit Phrasen spielen und Ihnen von meiner jetzigen Wallfahrt zum heiligen Grabe der Kunst und Geschichte, soweit es in meinen Kräften steht, Bericht abstatten.

Wir verließen gestern Morgen Neapel mit einem Fiaker und gelangten gegen 9 Uhr nach Torre dell' Annunziata, welches bekanntlich kaum zwei Miglien vom herculanischen Thore Pompejis entfernt ist und ein leidliches Wirthshaus für die nordischen Pilger bietet. Das Merkwürdigste auf dieser Strecke waren drei Lavaströme dieses Sommers, welche quer über die Landstraße fluteten und dann nach der Zerstörung mehrer Landgüter sich ins Meer ergossen. Die zwei größern hatten sich oberhalb des Hügels, worauf ein Camaldulenserkloster erbaut ist, getheilt und ihren Weg durch ein lachendes Gefilde von Wein- und Obstgärten genommen, die nunmehr in schwarze, zackige Lavasteinfelder verwandelt wurden und eine abschreckende unterweltliche Gestalt annahmen. Hier und da steht ein verkohlter Baumstamm, und je mitunter erblickt man die verwüsteten fensterlosen Mauern eines Hauses, aus dem die jammernde Familie entfloh, oder die Trümmer der eingestürzten hohen Gartenmauern, welche die Villa eines neapolitanischen Großen begrenzten und mit Vasen und Blumentöpfen geschmückt war. Ein viermonatlicher Landstraßenstaub war nicht im Stande, die Furchen des Feuerstromes zu verwischen, der das Pflaster berührt hatte, und weit und breit verkündeten die aus kalten Lavabrocken am Wege aufgeführten provisorischen Schutzmauern, daß eine höllische Gewalt die miglienlangen Riffwälle niedergerissen habe.

Ich habe in dieser Gegend voll des Schrecklichen und Schönen mit Staunen bemerkt, daß die blühendsten Anlagen Kinder der ältern Eruptionen sind, und daß die Eigenthümer, ungeachtet der stets sie bedrohenden Gefahr, weder Geld noch Mühe scheuen, die wankende Erde zu bauen und ihre Wohnung, vielleicht für ein paar Sommertage, mit fürstlichem Hausgeräth, mit Statuen, Gemälden und Meubeln zu versehen. Golden prangen die Lettern vieler bekannten edeln Familien über den geborstenen und halbzerstörten Portalen; aber der Vulkan ging wie der israelitische Würgengel vorbei an ihren Wappen, und seine Stimme war nicht stark genug, die Säulen ihrer Portiken zu stürzen, die für der Erde Kolik gemacht wurden. Ich glaube, die Städte werden hier geboren und begraben wie anderswo die Menschen, und die Menschen wie anderswo die Fliegen. Ein Maientag voll Sonne und Ruhe gibt der ermordeten Natur Herkulesstärke. Unterdeß zu meiner Rechten der schwarze Kocytus mit seinem steinernen Schlamm selbst den Stamm der hundertjährigen Eichen brach, blüht unter meiner Linken des Cactus Purpur aus einer Mauerspalte.

Es ist immer aufs Neue überraschend, wenn man von Torre dell' Annunziata rechts gegen das Meer ablenkt und daselbst vor der hohen Hintergrund-Abruzzenwand das große gelbgrüne monotone Feld sieht, welches aus Aschenregen gebildet ward. Man kann nur mit Beklemmung und unnennbaren Gefühlen den Gedanken fassen, daß darin eine römische Stadt mit Palästen und Tempeln, Bädern, Theatern und Basiliken verborgen ist und blos von oben den Göttern zur Ansicht offen liege. Mit Herzklopfen nähert man sich dem seichten Grunde, in welchem ein wässeriger Landweg von der calabresischen Landstraße links führt in die Gemüse- und Baumwollenfelder, und mit ge-

---

*) „Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen." („Göthe's Werke", 49, S. 87.)

heimem Grauen, das die Zauberei einer Sibylle bei dem Gläubigen erzeugt, der die Geliebte in einer dunkeln Gruft zu sehen kam, betritt man den modernen Hohlweg, der wie die Vorwerke einer Festung zu dem verrammelten und mit einem Castellan versehenen Noththor der Gräberstraße führt, welche bereits vier Klafter tief in den Eingeweiden der Erde ruht. Ein Goliathschritt — und der Fuß steht auf dem 2000jährigen Pflaster der Stadt des Hercules, im Atrium des M. Arrius Diomedes und vor den Urnen und Sarkophagen von Cäsar Augustus' Zeitgenossen.

Wo die alten Römer wohnen, da weilen die modernen nicht. Ich bin wahrhaftig recht erfreut, sagen zu können: Pompeji sei die einzige italienische Stadt, in der man keine Mönche antrifft.

Entschuldigen Sie die Abschweifung, und bedenken Sie, daß ich von Neapolis komme, wo unser ehrlicher Fiaker unterwegs zweimal einer Procession Penitentiari, einmal einer Colonne Jesuitenzöglinge, einmal dem Corpus-Domini-Regenschirm und ungefähr viermal den Capucinern ausweichen mußte, die mit ihren Wursteseln die Straße sperrten. Ich habe den armen Kerl bedauert, weil er überdies mehre Kapellen, worin die armen Seelen flammen, passiren mußte, da ich sah, daß er einen weitern Glauben als Säckel hatte und mit größerer Eile in den Himmel als nach Pompeji fahren wollte, welches mir, wenigstens vor der Hand, schätzbarer als dieser schien. Es wird Ihnen bekannt sein, daß sich vor beiläufig 80 Jahren die Pfaffen am meisten der Wiedererweckung der unterirdischen Städte widersetzten, weil dies Mirakel eine Zeit lang die ihrigen zu beeinträchtigen drohte.

Ich fand an der porta Ercolanea mehre Equipagen und Miethkutscher, die allesammt mit Gelehrten, Künstlern, Maulaffen und reisenden Damen angefüllt waren. Unter den Letztern mehre deutsche Kinder mit berlinischem Typus und eine große adlernasige Lady, die in einem fort zu ihrem Cavaliere servente sagte: „How do you call that?" worauf sich der Mann in die Brust warf, seinen Augenglasschnepper mit Elfenbein vor die Nase hielt und etwas Dummes mit viel Magisterweisheit erwiderte. Es machte sich in der Gesellschaft noch ein solch Wesen bemerkbar, und dieses war ein Franzose, der, um ein recht ausgezeichneter Mensch zu sein, eine schwarze Hose, eine rothe Weste, einen schneeweißen Rock und einen schwefelgelben Strohhut trug und bis an die Halskrause von erklecklicher Höhe mit Plänen und Zeichnenrollen besteckt war.

„Je vais vous dire point sur point ou nous sommes", sagte er, einen Foliogrundriß der alten Stadt wie eine Serviette unterm Kinn abrollend und zugleich mit Augen und Stutzbartzipfeln eine kleine behende Pariserin fixirend. Die Dame legte aber kein Gewicht auf die Ehre und hörte dem uniformirten königlichen Cicerone zu, welcher eine Vorlesung über das Triclinium in Diomedes' Haus und über die Skelette hielt, die man darin gefunden. Ich muß hierbei bemerken, daß einige von diesen Leuten, wozu auch ein paar Museumsaufseher zu zählen, nach und nach eine mehr als papageienmäßige Gelehrsamkeit erworben, und daß eben dieser Custode uns bessere und praktischere Erläuterung über verschiedene Dinge als mancher Professor der Archäologie gab, der mit Maffei um das Wesen der Kunst stritt. Die Gelehrten der hiesigen herculanischen Akademie haben den Fehler aller Gelehrten, die mit ihrer Belesenheit vor dem Publicum dahlen, wie dies schon der selige Winckelmann in seinem Sendschreiben und durch die Existenz eines Autors bewies, der ein Buch von 800 Seiten über ein altes Dintenfaß schrieb, als zu welchem Opus er, wie ich glaube, vorher die allerhöchste Erlaubniß des Königs einholte.

Der Franzose, von dem ich eben sprach, gab sich für einen Baukünstler, welches ich nicht bestreiten will, da er den „Constitutionnel" in der Tasche hatte, der die Namen derjenigen Individuen citirte, welche das Concursproject ausführten und den italienischen Preis ansprachen. Ich weiß indeß, welche Bewandniß es in der guten Stadt Paris mit diesen Concursen und Prämien hat, und wie selten das wahre Talent über die Cabale und Protection den Sieg davonträgt. Mit aufrichtigem Mitleid hörte ich des bärtigen Jünglings Gerede und seine Argumente ad hominem, die nach der Schule schmeckten, und beinahe hätte ich den Cavalier von Mylady ihm vorgezogen, der die thönernen Amphoren, welche als Weinbehälter an den Wänden der Häuser standen, über Alles bewunderte.

Man sagte mir, daß ich das Glück hätte, an einem Tage in der auferweckten Stadt zu landen, an welchem die Generaldirection die Arbeiten in einem neuen Hause der Straße del Fauno begonnen, und daß ich nichts Eiligeres zu thun habe, als mich dahin zu begeben, um Zeuge der Auferstehung zu sein und möglichenfalls zum ewigen Gedächtniß auf eine alte Bratpfanne zu schreiben, wie dies vor mir schon berühmte Personen, wenn auch vielleicht auf einem edlern Gefäße versuchten. Meine deutschen Landsmänninnen waren für die Bratpfanne.

Der Weg wurde von Cicero's Villa recta linea zu den Terme pubbliche und von da zu der allerneuesten oder neuerlichst entdeckten und aufgedeckten Straße genommen, welche am nördlichsten Ende stumpf auf die Stadtmauer stößt und keinen Ausgang hat: ein Umstand, der deutlich beweist, daß die Alten schon die Sack- oder Strumpfgassen kannten. Wir sahen zu beiden Seiten die Mauern fensterlos wie in vielen modernen Städten des Orients über unsere Köpfe ragen und rothe Inschriften, die bis jetzt die hiesigen Gelehrten, folglich auch wir, nicht lesen konnten, über den breiten, zuweilen gefaßten und bemalten Thüren prangen, und wir betrachteten den hohen zierlich geglätteten Kalksockel, der durchgehends so blaustreifig wie die Mache eines berliner Tapeziers gewellt und wie zum letzten Kirmeßfeste renovirt war. Da ich keine eigentliche Hausnummer bemerkte, so fragte ich unsern Baumeister von der Seine, auf welche Weise die römischen Soldaten ihr Quartier gefunden, was er sehr ungnädig nahm, sprechend: „Monsieur, les Prétoriens avaient des casernes et les légions des camps".

Ex ungue leonem; Sie werden nichts dawider haben, daß ich den Scherz mit meiner Gesellschaft beschränke und zu dem wiedergeborenen Casino schreite. Dasselbe liegt beinahe am Ende der erwähnten Gasse und hat zwei geräumige Eingänge, deren Thüren von Zeit und Asche verzehrt wurden. Hinter dem einen befindet sich ein großes Gemach mit Pilastern und hinter dem andern ein Atrium mit korinthischem Gebälk und sechs freistehenden Säulen. Weiter als bis zu diesen erlaubte einstweilen die dahinter aufgehäufte Asche nicht zu dringen, dieweil in ihrem Bereich zur Stunde die hohe Inspection degli studj reali ihre bureaukratische Brille aufsetzte und Stein für Stein gewissenhaft registrirte.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Ueber das wiederaufgegebene Project einer Eisenbahn von Amsterdam nach Köln sind folgende Schriften in Holland erschienen: „Spoorweg tusschen Amsterdam en Keulen etc."; Kostenanschlag von den Ingenieurs B. H. Goudriaan und W. D. Brade; „Plan en voorwaarden van dalneming in eene naamlooze maatschappij tot darstelling van eenen ijzeren spoorweg van Amsterdam naar Keulen etc."; „Eisenbahn zwischen Amsterdam und Köln" (4.)

In Utrecht ist herausgekommen: „De Noormannen in Nederland, geschiedenis hunner invallen gedurende de neijende, tiende en elfde eeuwen, met opgave van derzelven gevolgen, uit echte bronnen geput, door *J. H. van Bolhuis*".

Von N. G. van Kampen ist in Harlem der erste Theil von folgendem Werk erschienen: „Handboek van de geschiedenis der Letterkunde in nieuwere tijden". - 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1835.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Fünfter und sechster Theil, die Jahre 1828—32.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Was die Kunst betrifft, so finden wir Göthe'n in den letzten Lebensjahren dieselben Grundsätze aussprechend und behauptend, die er äußerte, sobald er zur Klarheit über sich selbst kam. Ihm ist die Kunst dasselbe Große, das sie ihm von Anfang an war, ein reineres Leben über dem irdischen, verworrenen, eine höhere Welt über der den Sinnen offenen, gegenwärtigen, in dieselbe hineinzubauen von vorzüglich begünstigten Naturen. Der innere Genius, den Keiner besser kannte und verstand als er, ist ihm das Erste und Höchste. Dabei sind auch seine Maximen in Hinsicht auf den zu erlernenden Theil der Kunst dieselben, die er schon in Wilhelm Meister's Lehrbrief aussprach. Wie freut er sich, wenn der Freund den gleichen Sinn offenbart und in diesem handelt! (S. Br. 851, 2, 3.) Wie ihm früh die einengenden Regeln der Pedanten zuwider waren, so ist ihm im hohen Alter an einem ganz andern Geschlechte die misverstandene, ja abgeschmackte und tolle Originalität ein Greuel, und sein vorletzter Brief spricht ein gewichtiges Wort über dieselbe aus. Dieses Wort ist uns zugleich ein Zeugniß von Göthe's Pietät, der Tugend, die er in manchem Werke so herrlich preist, die, wie er es von Andern fodert, auch ihm der Grund alles Sittlichen war, die er sein Leben lang übte. Gewiß ist eine der schönsten Stellen in dem ganzen Briefwechsel die, wo er von dem „Landprediger von Wakefield" spricht und rührend anerkennt, wie Das, was er aus diesem Buche gelernt, ihn durch das Leben geleitet und demselben den sittlichen Gehalt gegeben (V, 349), der sich vor Allem groß in der Zeit offenbart, wo ihm der hochverehrte und geliebte Fürst entrissen ward, wo der Greis den einzigen Sohn vor sich hinscheiden sehen mußte. Die Natur lohnt dem Greise die Liebe, die der Jüngling, der Mann ihr zugewendet; sie erquickt und tröstet ihn auch bei dem herbsten Verluste, wie da er nach dem Hinscheiden des theuern Fürsten in Dornburg eine Stätte sucht, wo er ungestört trauern und sich erholen könne. Aber er ist auch noch immerfort thätig in ihrer Erforschung, und selbst der Schmerz, den er über die mangelnde Theilnahme an Dem, was sein mühevolles Forschen aufgefunden, empfindet, spricht für den hohen Ernst, womit er dieses betrieben. Das ist eine andere Erkenntniß der Natur, die aus der Erforschung ihrer ewigen Gesetze hervorgehende, welche nun verkörpert in den mannichfaltigsten Formen den Forscher ansprechen, als jene sentimentale oder die phantastische, wo dieselbe immer nur die oft seltsamen Phantasien des Dichters ausspricht.

Zelter finden wir, die oben erwähnte größere Ruhe des Alters abgerechnet, denselben, der er in den frühern Briefen war, immerfort leidenschaftlich dem Freunde zugethan, denselben wie ein höheres Wesen verehrend, immerfort in seinem Berufe wirksam, mehrentheils heiter und mittheilsam, dabei nach wie vor voll guter Schwänke. Die Grundsätze für Leben, Kunst, Wissenschaft sind ihm dieselben, an die Göthe sich hielt; seine Bestrebungen berühren vielfach die des Freundes, und so bildete und erhielt sich die Freundschaft zwischen Beiden ganz in dem Sinne, den Göthe ausspricht: „Die wahre Freundschaft, die thätige, productive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß der Freund meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge" („Werke", 49, S. 99). Wir erinnern hierbei an das Wort, was Göthe in den „Tag- und Jahresheften" („Werke", 31, S. 158) über sein zu Zelter sich bildendes Verhältniß ausspricht, besonders an das vortreffliche: „Bei seinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm ebenso sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nahe verwandt, ja ihr verkörpert ist, und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann".

In Hinsicht auf die Verbindung beider Freunde zu der vorliegenden Correspondenz ist besonders die Stelle des 770. Briefes merkwürdig, wo Göthe schreibt: „Ottilie fährt fort, Abends mir in dem Briefwechsel vorzulesen, wo der anmuthigste Gegensatz von einem Lebe-, Lust- und Reisemanne und immerfort wohlthätigen Künstler gegen einen mehr oder weniger stationnairen, nachdenklichen, die Gegenwart aufopfernden, der Zukunft sich widmenden Freund sich gar artig hervorthut". Sehr erfreulich ist es auch, am Ende der Correspondenz Zeltern noch einmal sich über Cellini in freudigem Lobe ergießen zu hören (VI, 393), wie es uns Freude machte, ihn 30 Jahre

früher diesen Geistesverwandten begrüßen zu sehen (I, 61). Wenn wir oben mit Betrübniß einer Stelle in Zelter's Briefen gedachten, wo dieser über den ihm erlöschenden Reiz des Lebens klagt (VI, 269), so fügen wir um so lieber hier die folgende aus dem J. 1831 an: „Man will doch bei der Welt bleiben, so lange man darin ist; man spinnt sich so nach und nach ein wie ein Seidenwurm und läßt am Ende selber die hohle Schale liegen. So komme ich eben aus meinem Keller und sehe die vielen geleerten Flaschen neben den übrigen vollen, und will sogleich schreiben, die ersten wieder zu beseelen. Das ist der Trost, den man sich selber macht. Wer will denn nicht leben?" (VI, 139.) Uns fiel bei diesen Worten der alte fast 80jährige Wieland ein, den wir einmal Folgendes erzählen hörten: Er lag als zweijähriges Kind in der Wiege (er erinnere sich dessen noch, versicherte er), und die alte Wärterin, um ihn in Schlaf zu bringen, sang aus einem alten Kirchenliede: „Ich bin müde, mehr zu leben, nimm mich, o mein Gott, zu dir"; da klammerte sich der Kleine an den Rand der Wiege, erhob sich und rief: „Mehr leben, mehr leben!"

Wie die frühern Bände des Briefwechsels wenig über den Inhalt der Werke des Dichters enthielten, die im Verlauf desselben entstanden waren, wie über frühere, so ist dies auch in diesen letzten der Fall. Doch kommen einige merkwürdige Stellen über den „Faust" vor (V, 77; VI, 193, 282). Dieser ward wirklich im Sommer 1831 beendigt, und Zelter, der dringend nach dem Werke fragt und gesteht, „daß es beinahe seine letzte Sorge auf dieser Erde gewesen" (VI, 269), hat die Freude, daß ihm der Freund unter den interessantesten Umständen die Vollendung meldet. Wir dürfen uns nun nicht zu schwer anklagen, wenn uns so Manches in diesem Werke räthselhaft ist und sich bei allem Sinnen nicht enträthseln lassen will, da ja Göthe selbst gesteht (V, 77), er habe in dasselbe viel „hineingeheimnißt"; schlimm freilich, daß dieselbe Stelle, wo er dieses bekennt, den Leser des „Faust" nur um so mehr zum Forschen reizt, da ja jeder wahre Verehrer dieses einzigen Werkes „sich über sich selber hinausmuthen" möchte, und Göthe selbst sagt, „das Ding sei nichts werth, wenn es dieses Streben nicht erzeuge". In der That, wenn irgend ein Kunstwerk ein solches fodert, so ist es dieser zweite Theil des „Faust", da der Leser durch eignes Nachdenken auffinden muß, wie denn „die Helena als dritter Act sich ganz ungezwungen anschließe" (V, 4). Göthe hat hier dem Verehrer seiner Muse offenbar viel zugemuthet, wol zu viel; aber angeregt hat er auch durch diese Worte, und wenn wir erst mehre Versuche und Mittheilungen haben, wie die so eben von Hrn. Dr. Deycks gemachten, dann dürfen wir nicht verzweifeln. *)

Unschätzbar ist im letzten Bande noch die Notiz über das Gedicht: „Der Wanderer", mit der Bemerkung, die daran geknüpft wird (VI, 224), nicht minder der Commentar, den Göthe selbst zu dem Titel: „Dichtung und Wahrheit", gibt (V, 393). Ob nach dieser Mittheilung wol der Streit zweier Professoren einer Universität geschlichtet ist, von denen der eine, als Professor der Eloquenz, sich die Censur der Dichtung, der andere, als Professor Historiarum, sich die der Wahrheit vindicirte? Auch an andern interessanten Einzelheiten, zu denen wir vorzüglich die zählen, wo Göthe und Zelter gelegentlich sich über die moderne Frömmigkeit und Theologie aussprechen (V, 261), fehlt es diesen letzten Theilen nicht, besonders nicht an Bemerkungen und Urtheilen über mehr und minder interessante Personen und Werke der Literatur. Wir gedenken hier namentlich des 824. Briefes, in welchem ein gewichtiges Wort über die Gebrüder Schlegel enthalten ist. Möchte man auch von einigen Stellen aus diesem an einen vertrauten Freund geschriebenen Briefe sagen, es sei besser gewesen, sie zu unterdrücken, da doch der eine dieser Brüder manches Ehrenwerthe in der Literatur geleistet, so hat die Mittheilung im Ganzen das Wichtige und Gute, daß mancher Freund der Litteratur und der Göthe'schen Muse, der früher wol Göthe und Schlegel dem Sinne und Streben nach für eins und verbrüdert hielt, durch sie belehrt wird, eine wie ungeheure Kluft zwischen den beiden Männern schon damals lag, als die Schlegel und ihre Freunde die einzigen Hypopheten des großen Dichters schienen. Daß Göthe zu diesem Briefe durch die im J. 1831 erschienenen Xenien Schlegel's aufgeregt war, ist natürlich; trafen sie doch zumeist den unvergeßlichen Freund; aber mit welcher Ruhe er bei alledem das erwähnte Urtheil fällte, das zeigen am besten die Worte, die er demselben zufügt: „Wir wollen das Alles wie seit so vielen Jahren vorübergehen lassen und immer nur auf Das hinarbeiten, was wirksam ist und bleibt. Ich habe gar manchen hübschen Faden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen, den mir Niemand abreißen kann". (26. Oct. 1831.)

Wie Göthe, der 81jährige Greis, den Tod des einzigen geliebten Sohnes ertragen, ist oben berührt worden; und dieses Geschick ist eine der interessantesten Partien in dem letzten Theile des Briefwechsels; wie es denn zu Dem, was wir über Göthe's Sittlichkeit gesagt haben, kein interessanteres Document gibt als die Erklärung des Spruchs: Nemo ante obitum beatus, durch: „Prüfungen erwarte bis zuletzt!" und als die Worte: „Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrechterhalten; der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Willen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

Voll Ehrfurcht gegen Göthe wenden wir uns von einer solchen Trauerscene ab, und willkommen begegnet uns eine andere, erfreuliche, die dadurch noch einen besondern Reiz gewinnt, daß sie die letzte in ihrer Art ist; es ist die, wo Göthe den Geburtstag feiert, der ihm nicht wiederkehren sollte. Er hatte sich vorgenommen, den „Faust" vor dem Eintritt dieses Tages zu vollenden; dies ist geschehen; das Buch ist eingesiegelt als ein Vermächtniß, welches erst nach dem Tode des Dichters der Welt übergeben werden soll. Nicht mehr im Stande,

*) Wir berichten über die hier erwähnte Schrift nächstens. D. Red.

die Menge der Glückwünschenden zu empfangen, ihrem Andrange Stand zu halten, und um den sich zudrängenden Gefühlen einen mildern Lauf zu geben, macht sich Göthe auf nach dem stillen, am Fuße des Thüringerwaldes gelegenen Ilmenau. Hier weilte er in früherer Zeit oft mit seinem erhabenen Freunde *), und wol mochte noch jetzt die Empfindung in ihm nachklingen, in der er am 3. Sept. 1783 sang:

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste,
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euern Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!
Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg, an deinen Fuß zurücke!
O laß mich heut an deinen sanften Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!

Er sah gewiß in ein Eden, wenn er auf die verflossenen Jahre zurückblickte und dann vorwärts schaute (wobei jene „seligen Dämonen sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen" mochten), wenn er Das vor Augen sah, was auch seine Bemühungen in einer Reihe von Jahren für diese Stätte geschaffen. Und was er am 7. Sept. 1783 in das Breterhäuschen des Kückelhahns einschrieb und nun wiederbegrüßte, die Worte:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

sie tönen uns prophetisch; sollte doch bald der Schlaf ihn erquicken, aus dem der Mensch nicht wieder zu des Lebens Mühen erwacht (813. Brief).

Nach sieben Monaten war Göthe geschieden; Zelter rühmt den großen Moment (in einem Briefe an den Geheimrath v. Müller) mit den Worten: „Die Stunde hat geschlagen. Der Weiser steht wie die Sonne zu Gibeon; denn, siehe! auf seinen Rücken hingestreckt liegt der Mann, der auf Säulen des Hercules das Universum beschritt, wenn unter ihm die Mächte der Erde um den Staub eiferten unter ihren Füßen." Nach nicht vollen zwei Monaten war er dem Freunde gefolgt, und so war der Wunsch erfüllt, den er so oft aussprach und noch in der letzten Zeit: „Ich wünsche, mit dir zu sein, wo du bist, und zu gehen, wohin du gehst!" (VI, 85.)

Es liegt eine gewisse Beruhigung in dem Wahrnehmen, wie Göthe's nächste Freunde sich so bald zu ihm sammelten; H. Meyer schied noch in demselbigen Jahre, etwas später Knebel. Der Gedanke an Schiller freilich, der in den Jahren der Kraft so viel früher die Erde verließ, weckt immer von Neuem die Trauer. Doch begegnet uns auch in diesen letzten Theilen des Briefwechsels rührend und anmuthig manches edle, würdige Wort über den trefflichen Freund. Man gedenkt der Worte in der „Achilleis":

Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auf ewig jung im Reiche Persephoneia's;
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.

Und Göthe,

Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.

„Wie es die Welt jetzt treibt, muß man sich immer und immerfort sagen und wiederholen: daß es tüchtige Menschen gegeben hat und geben wird, und solchen muß man ein schriftlich gutes Wort gönnen, aussprechen und auf dem Papier hinterlassen. Das ist die Gemeinschaft der Heiligen, zu der wir uns bekennen." (17, 212.)

1.

*) Vgl. Nr. 244 und 245 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Neueste pompejanische Entdeckungen.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Solches geschieht aus zwei Ursachen, nämlich: um zu verhüten, daß die Arbeiter gefundene Sachen unterschlagen, und um nicht abermal ein vielleicht kostbares Monument, das nur im Ganzen verständlich ist, wie weiland die Inscription in Bronzelettern auf dem Theater von Herculanum, in Stücken zu Tage zu fördern. Es soll vor nicht langer Zeit ein stattliches Basrelief in kleine Brocken zerhackt der hohen Akademie in einem Korbe übersandt worden sein, mit Bitte, gefälligst nachzusehen, ob nicht eine Episode des Homer darin verborgen sei.

Die Art und Weise nachzugraben ist natürlich dieselbe wie vor 80 Jahren. Man bedient sich der Hacke und des Spatens, der Schaufel und des Korbes, vornehmlich der Finger, um die Gegenstände, die einmal sichtbar und lose geworden, aus der lockern und dickkörnigen Asche herauszuziehen. Ein Winkel wird nach dem andern ausgestöbert und scheffelweise wie das Getreide auf einem Magazin ausgemessen und bei Seite geschüttet. So oft die Arbeiter oder die sie beaufsichtigenden Personen etwas entdecken, rufen sie: „Guardate!" und geben dadurch das Zeichen zur größern Vorsicht. Sobald das Gefundene ans Licht gekommen, präsentirt der Inspector es dem Registrator, der es unter Nummer und Dato einträgt und dann in ein mit Pallisaden abgeschlossenes Kämmerlein des nächsten Gebäudes tragen läßt, sobald es von dem anwesenden Publicum Neugieriger, das mittels einer Barre von der Scene geschieden ist, hinlänglich betrachtet und bewundert worden.

Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die neapolitanische Regierung bezüglich der pompejanischen Ausgrabungen ihre Sonn-, Fest- und Werkeltage hat, und daß die erstern im Kalender der Commissarien mit rother Dinte bezeichnet werden, sobald die Generalinspection nach vorläufiger Recognoscirung in irgend einer Gegend einen besondern Heiligen entdeckt oder ein besonders merkenswerthes Monument sondirt hat. Dergleichen Sonntage spart sie auf für die Ankunft von Königen, Prinzen und großen Berühmtheiten des Jahrhunderts, die, wie sich das leicht begreift, in Neapel nicht ermangeln einer Ausgrabung beizuwohnen. Auf diese Weise kam die alte herculische Stadt zu einem Hause Joseph II., Franz II., Friedrich Wilhelm III. und mehrer anderer Könige und Helden, ungefähr wie gewisse Plätze, Straßen und Gebäude zu solchen Namen kommen, sobald die Hoheit nur einen Stein dazu legen sah.

Was mich betrifft, so hatte ich wahrscheinlich blos einen Werkeltag im Kalender angetroffen, da außer den bereits sichtbaren Säulen nur wenige Utensilien zum Vorschein kamen. Ich stand mit einer breitschulterigen rundlichen Schönheit oben auf der Mauer des Nebenhauses, wohin wir durch vier Lavaschich-

ten verschiedener postpompejanischer Eruptionen geklettert waren, und diente ihr daselbst als Brustlehne in dem Augenblicke eines kleinen Bergsturzes. Die Schatzgräber waren nämlich zufällig unter uns in die Küche gerathen und hatten durch einige Schläge den lockern Boden einer verschlossenen Kufe geöffnet, die viele Centner Asche und einen Theil unserer Extremitäten verschlang.

„Tuck up your gown, Mistress!" rief von unten der hagere Dandy, und alsogleich ließ sich auch ein „Stop, o my God", und das hülfeverlangende: „Lend me your hand!" aus ihrem Munde vernehmen. Der alte Weinberg hatte mit bacchantischer Inbrunst beide Beine der neugierigen Wandrerin bis zu den Schenkeln umschlungen und war sogar in die zierlich geriemten seidenen Halbstiefeln gedrungen.

Es wurden außer Mrs. Blacke's Füßen in meiner Gegenwart noch ausgegraben: ein paar fünf Fuß große bronzene Candelaber mit Arabeskenverzierung, eine bronzene Vase, eine bronzene Pfanne oder Kasserolle, mehre Schüsseln von gebranntem Thon, ein Lager Amphoren, die statt mit Wein mit Asche gefüllt waren, eine Lampe mit Phallus und eine Wage, wie sich deren die Alten mit angehängten verzierten Gewichten zu bedienen pflegten. Mehre früher in dem Gebäude gefundene Objecte ließ uns der Commissarius in seiner Camera separata durch den Custode zeigen und dazu die Erklärung geben, daß selbige mit allen Utensilien des neuen Hauses binnen Kurzem die für die Zukunft reservirten leeren Fächer des entsprechenden Appartements im Museo borbonico bewohnen würden.

Der Mann war so gefällig einzusehen, daß Das, was die hohe Regierung Ferdinand II. perpetuelle Ecavation der Antiken nenne, eine reine Liliputerarbeit sei; denn wie ich sah, und wie er uns versicherte, beschäftigte dieselbe in Allem nur zehn Personen, worunter vier Aufseher, also noch weniger wie zur Zeit Winckelmann's, der darum auch mit Recht Klage darüber führt. Es vergehen oft ganze Wochen, in denen nicht eine Schaufel angesetzt wird, um der Mitwelt die unbezahlbarsten Kostbarkeiten des Alterthums hervorzuholen.

Zu den merkwürdigsten Entdeckungen der letzten Zeit gehört das Haus des Fauns oder Casa del fauno, so genannt wegen einer darin gefundenen meisterhaften Bronzestatue. Dieses Gebäude ist völlig im Stande, alle Diejenigen zum Schweigen zu bringen, die, auf die Dürftigkeit der gewöhnlichen Wohnungen und die Enge und Niedrigkeit der Gemächer ihre Ansicht bauend, den Alten den Vorwurf machten, daß sie in Austernschalen schliefen und in Dachshöhlen wohnten. Es gereicht ihnen nicht zur Schande, wenn sie allen Glanz ins öffentliche Leben trugen und daheim wenig Bedürfnisse und wenig Bequemlichkeit suchten. Und was nicht Sitte war, das war auch kein Luxus.

Das Haus des Fauns ist ein Gebäude von ungewöhnlicher Länge und beträchtlicher Breite. Es hat seinen Eingang in der Nähe der öffentlichen Bäder und bietet gleich in dessen Nachbarschaft eine Menge geräumiger Gemächer, die alle mit Wandgemälden verziert und mit Mosaiken gestrichet sind. Der Theil derselben, der auf die Straßen stößt, ist wie gewöhnlich zu Buden und Läden verwendet, die ihre besondern Eingänge haben. Nach den Vorzimmern, die für Sklaven und Bedienung bestimmt waren, finden sich im Umkreis eines großen Atriums mit Brunnenbecken die Wohngemächer des Hausherrn, das Triclinium oder Speisezimmer, das Bad und die Spiel- und Erholungslocale, und endlich, noch weiter hinten, ein ganz großer Porticus von Quadratform mit mehr denn 40 dorischen Säulen, welcher zu Festlichkeiten und Versammlungen gedient zu haben scheint.

Zwischen diesem Porticus und dem Atrium des Hauses fand man in einer Art von Intercolumnium das jetzt so viel Epoche machende kolossale und kostbarste Mosaikgemälde, die Schlacht Alexander's und Darius', oder besser der Kampf der Griechen und Perser genannt, von dem in diesem Augenblicke die ersten Zeichnungen, ungeachtet des königlichen Verbotes, dasselbe zu copiren, circuliren.

Lebte Winckelmann noch, der mit heiliger Achtung den kleinen Mosaiklöwen mit dem jungen Bacchus und die herculanischen Schauspieler, zwei ähnliche Gemälde dieser Art, bewunderte, er würde ein Buch schreiben über diesen Fußteppich. Die neuere Zeit, ungeachtet alles Dessen, was die Mosaiker im Vatican geleistet haben, kann ihm nichts entgegenstellen, weder an Größe, noch an Schönheit und am allerwenigsten in Betreff des Gegenstandes, der hier als Charakterbild der Zeit und der Menschen einen Moment der Geschichte, kurz nach dessen Erscheinen darstellt. Das Quadrat ist oblonger Figur und ungefähr 20 Fuß lang und 14 breit. Man sieht die beiden feindlichen Heere im Vorgrunde handgemein, zwei Griechen auf dem Streitwagen (sofern es nicht der Wagen des Perserkönigs ist, den sie eroberten, und der bekanntlich die Beute verherrlichte) und mehre andere andringend unter den bäumenden Pferden, über ihren Häuptern geschwungene Lanzen. Im Vordertreffen stürzt ein reichgekleideter Perser von dem Speer durchbohrt, während ein anderer mit eingelegter Lanze ihn zu retten dahersprengt und noch ein ganzer Trupp in der Perspective folgt. Meisterhaft und in der Kraft der Zeichnung Buonarotisch groß ist in Mitten des Bildes die Gruppe eines empörten oder scheu und wildgewordenen Rosses, das seinen Reiter abwarf, und eines andern, das neben ihm stürzte unter der Last des seinigen, und die Figur eines unter den Hufen sich mit dem Schilde wahrenden verwundeten Kriegers.

Da das Gemälde zugleich der Farben höchste Frische und dadurch seine Seele bewahrte, so ist man dabei befähigt, über das ganze Wesen dieser Kunstbranche bei den Alten ein Urtheil zu fällen. Es ist leider auf der linken Seite beträchtlich beschädigt und dadurch um einige Figuren und vielleicht um den Namen des Meisters gebracht worden.*) 129.

Notiz.

Taubstummenwesen in Frankreich.

Pissin Sicard, einer der thätigsten Gelehrten für den Taubstummenunterricht, hat neuerdings ein Werk herausgegeben, unter dem Titel: „Leçons de grammaire et de morale à l'usage des sourds-muets", das mit vieler Einsicht in die Sache geschrieben sein und sich vollkommen zum Leitfaden für die Aeltern und Erzieher taubstummer Kinder eignen soll. Im Allgemeinen ist der Zustand der Taubstummen in Frankreich, ungeachtet Dessen, was dafür gethan worden, noch immer sehr bedenklich und niederschlagend. Man berechnet die Gesammtzahl derselben in Frankreich mindestens auf 50,000, von denen erst etwa der zehnte Theil bis zu einem gewissen Grad elementarisch unterrichtet ist. Die übrigen sind als geistig Todte zu betrachten, welche, abgeschieden von geselliger Mittheilung und allen intellectuellen und sittlichen Förderungsmitteln, nur ein dumpfes, animalisches Leben führen, das sie auf die niedrigste Stufe des Menschlichen stellt. Es darf daher, wie Pissin Sicard, der längere Zeit mehren Taubstummenanstalten vorgestanden, richtig bemerkt, nicht befremden, wenn man so viele taubstumme Verbrecher vor den Assisen erscheinen sieht; denn von diesen läßt sich im eigentlichsten Sinne sagen, daß sie noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen und Böses vom Guten nicht zu unterscheiden wissen. Es steht zu erwarten, daß diesem traurigen Uebel von Staatswegen immer mehr abgeholfen werden wird, und daß selbst die erwähnte Schrift Sicard's hierzu beitragen wird, welche nach dem Urtheil der pariser Blätter mit trefflicher Methode geschrieben ist und den Erziehern sowol als den verwahrlosten Unglücklichen selbst zum Elementarbildungsbuche dienen kann. 130.

*) Ein zweiter Artikel folgt im Februar. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 21. — 21. Januar 1835.

Die Gräfin Ulfeld, oder die vierundzwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. Zwei Bände. Berlin, Veit und Comp. 1834. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Eine neue Erzählung von L. Schefer ist ein neues Geheimniß, ein neues inhaltreiches und kostbares Räthsel, das er seinen Lesern zum Rathen aufgibt. Es ist eine schöne Sache, wenn der Autor und seine Welt sich gegenseitig kennen; wenn Jeder schon weiß, was er von dem Andern zu fodern, was er zu erwarten hat. Schefer ist in diesem Fall und zu seinem Glück. Man weiß, es lohnt der Mühe, sich an seinen Gestalten einigermaßen den Kopf zu zerbrechen, weil man ein Resultat dieser Mühe davonträgt; es lohnt der Nachsicht mit seinen Sonderbarkeiten, weil diese Sonderbarkeiten sonderbare Schätze des Gedankens, stets irgend einen räthselhaften, sonderbaren Fund verbergen. Ebenso weiß Schefer, was er von seinen Lesern zu erwarten hat; nicht daß sie ihn durchweg verstehen und goutiren (sit venia verbo), wol aber, daß sie ihn für einzelne wunderähnliche Einblicke in das Gemüthsleben des Menschen, für nie entdeckte Weltbetrachtungen, für nie gesagte Wahrheiten aus der Seelenkunde dankbar sind und mit Staunen dankbar sind. Dies gegenseitige Verhältniß unvollkommener Befriedigung stellt sich nun auch wieder an dieser „Gräfin Ulfeld", die der Verf. als einen historischen Roman bezeichnet, in ein helles Licht. Von vorn herein müssen wir jedoch der Bezeichnung: „historisch", hier eine ungewöhnliche Deutung unterlegen. Ihr gewöhnliches Verständniß paßt hier nicht; die Bezeichnung deutet nur an, daß der Verf. einmal historische Personennamen als Object seiner seelendurchforschenden Anschauung aufgestellt hat. Von vorn herein wissen wir ferner, worauf wir hierbei Verzicht zu leisten haben. Wir dürfen weder auf eine strenge Körperlichkeit noch auf viel Naturwahrheit bei diesen Personen rechnen. Sie haben eben nur so viel davon, um uns zu überzeugen, daß sie überhaupt gelebt und gehandelt haben könnten. Sonst aber gehören sie einem übersinnlichen, übermenschlichen Reiche an und sind beiweitem mehr Geist als Körper. Wir wissen ferner, daß Das, was wir gemeinhin Haltung oder auch Geschmack nennen, für Schefer kein Maßstab ist, den er anerkennt, und daß er die Regeln des Gesellschaftstons gering achtet, auch von äußerlicher harmonischer Zusammenstellung und Anordnung nicht viel hält. Geist und Gedanke und Seele ist und gilt ihm Alles; er hat weder Zeit noch Lust, noch auch Geschick, die äußere Form des Kunstwerks jemals zu erstreben. Er gibt nichts als seine erste geniale Anschauung eines Charakters oder eines Gedankens und kümmert sich wenig, ob er eine äußerlich passende Form für diese Anschauung findet oder nicht. Mit Einem Wort: Schefer ist groß und bewunderungswürdig in der ersten Thätigkeit des Genius, Anschauung der innern Form; klein und mangelhaft in der zweiten, Herausstellung der innern Anschauung in äußerer, sinnlich-schöner Form, oder überhaupt in der Darstellung des innerlich Angeschauten. Z. B., indem er seine Novellen schreibt, ist es, als behorchte er sich selbst. Trifft er auf eine Klangähnlichkeit, so ist diese im Stande, ihn zu hundert Seltsamkeiten, die mit der Sache gar nichts zu thun haben, hinzuführen. Späße und Trivialitäten werden nicht verschmäht; er nimmt sie der geistigen Klangähnlichkeit wegen auf, er bemerkt ihre triviale oder unpassende Natur gar nicht. Aeußere Festigkeit, so zu sagen äußere Greifbarkeit hat keine seiner Gestalten, so wenig wie die Jean Paul's; dagegen anatomisirt er die Seele und zeigt uns seine seltsamen Entdeckungen bei diesem Geschäft. Was wir daher in seinen Gestalten nicht suchen dürfen, ist unmittelbare Wahrheit; was er gibt, ist mittelbare, allegorische Wahrheit. Daher passen ihm am besten ideale oder auch orientalische Gestalten; die Figuren aus der Wirklichkeit müssen sich verwandeln, ehe er sie handhaben kann. Die Geschichte vollends ist niemals sein Gebiet, denn Schefer ist das reine Gegentheil eines Historikers.

Hier nun hat er sich die Geschichte des bekannten Corfitz Ulfeld zum Stoff gewählt, wahrscheinlich weniger um seinet- als um seiner Gattin, der Königstochter, willen. Jedermann kennt seine Auffassung der weiblichen Natur, seine fixe Idee — er verzeihe uns das Wort — von der Engelnatur des Weibes. Diese Idee ist das Grundthema aller seiner Dichtungen in Vers und Prosa, das er in allen denkbaren Tonarten variirt. In der „Künstlerehe" stellte er ein Weib hin, das die geistige Natur ihres Mannes lieben muß, während seine Aeußerlichkeiten sie in Widerstreit verwickeln; hier, in Eleonore von Ulfeld, gibt er uns die Gatten- und Mutterliebe im

Kampf mit dem Abscheu, den ein inneres Verderben in der Seele des Gatten einflößen muß. Die Geschichte Corfitz Ulfeld's ist bekannt; ein maßloser Ehrgeiz, maßlose Rachgier machten ihn zum Landesverräther. Was Eleonore an seiner Seite duldet, trägt und liebend vergibt, ist der eigentliche Gegenstand der Erzählung. Sie trägt Alles, nur Das nicht, daß Corfitz ihren und seinen Sohn zum Mörder an seinem Feinde macht. Nun flieht sie nach England, und von dieser Flucht sagt der Verf.:

> Wie tief ein Mann, der Liebe unbeschadet,
> Sein Weib darf kränken? Bis aufs Mutterherz!
> Noch selbst die Tochter läßt sie sich verderben,
> Am Sohn erst übt er ihr den ersten Frevel —
> Aus Männerliebe! Stets liebt sie den Mann!

Von England wird Eleonore ausgeliefert und schmachtet nun 23 Jahre im Kerker ihres Bruders, des Königs, und seiner Nachfolger. Sie stirbt befreit und verklärt; denn unter den überfeinen Gedanken, die Schefer oft ausspricht und darstellt, ist auch der, daß wir nur im Unglück recht glücklich sein können. Doch er möge uns vergeben, wenn wir dies für einen Widerspruch, nicht etwa blos im gewöhnlichen Sinne, sondern auch im höhern Verstande halten. Sein Scharfsinn trügt ihn hier. Glück und Unglück sind nur Empfindungen des Subjects und schließen einander aus. Indem das Subject sich unglücklich fühlt, kann es nicht glücklich sein; es wird glücklich sein, wenn es das Unglück nicht mehr fühlt; dann aber ist es nicht mehr unglücklich. Wir citiren dies als ein Beispiel übermäßig zugespitzter Gedanken, wie sie bei Schefer oft anzutreffen sind. Während Eleonore im dänischen Kerker zu höchster Seelengröße emporblüht, fällt Corfitz von der Kugel seines Sohnes, den er zum Mörder machte. „Er rächt die Mutter", sagt der Verf., indem er seine Erzählung hochtragisch abschließt. Der Stoff ist gar schön und reich an schönen Blüten in der Hand dieses Dichters. Durch wen ist Eleonore Witwe? Durch ihren geliebtesten Sohn! Dies Thema — wie spielt es Schefer in den letzten Capiteln tiefsinnig, ergreifend ab? Wie malt er das ausgelöschte Doppelleben der Witwe? Man sollte glauben, es gäbe kein Unglück auf Erden, als Witwe zu sein. Hier ist der Verf. unerreichbar, unnachahmlich; in solchen Bildern beruht seine Meisterschaft, und die Tiefe seines Geistes zeigt sich an ihnen. Ebenso ergreifend sind die Gemälde von Freiheit und Kerkerschaft, das Gleichniß von der Katze, die ihre Lehrerin ward, die, so lange sie frei war und nicht sollte, Alles benaschte und verzehrt, aber, zu Milchtöpfen eingesperrt, unaufhörlich schreit und verhungert. So Ulfeld, der frei unermüdlich und unbelohnt Gutes und Edles that; als er aber nur ahnte, daß er es werde thun müssen, sich als Sklave fühlt und Sklavenwerke vollbringt.

Im Uebrigen hat sich Schefer bei diesem Werke offenbar mit großer Mühe einer für ihn ungewöhnlich deutlichen Schreibart befleißigt. Wir unsererseits wissen indeß kaum, ob wir ihn deshalb beloben sollen; denn er selbst ist der Meinung, daß die Deutlichkeit der Deutsamkeit Eintrag thut, und daß in dem Maße, wie eine Dichtung deutlich sei, sie auch minder Dichtung sei. Schefer ist zu alt als Autor, zu sehr Er selbst, und uns selbst zu werth und zu theuer, wie er ist, als daß wir es über uns nehmen möchten, ihm den Irrthum in diesem Schlusse nachzuweisen. Er schreibt und er singt, wie er kann, und was er kann, hat der Welt sein neuestes „Laienbrevier" bewiesen, ein Werk, das man eigentlich nicht ein Werk nennen kann, und das doch gewiß zu den größten und höchsten Errungenschaften des poetischen Geistes unsers Jahrhunderts gehört. 52.

Neueste französische Literatur.

1. **Examen des tragiques anciens et modernes par M. *Martine de Génève*.** Da hat einmal der „Constitutionnel" eine große Freude! Hr. Martine de Génève that ihm den Gefallen, Schlegel zu widerlegen und Hrn. Hugo für einen Narren auszuschreien. „Schlegel fällt seine Urtheilssprüche von seinem grotesken Tribunale herab, ohne sich die Mühe zu geben, seine Gründe anzuführen; er erklärt Shakspeare und Calderon für die Götter der Bühne; er behauptet, Corneille, Racine und Voltaire haben die Griechen nachgeahmt, indem er die Form mit der Manier verwechselt." Sehen Sie die jesuitische Distinction, die der „Constitutionnel" macht — denn wir haben bis jetzt die Worte desselben angeführt — die Form geht aber doch nothwendigerweise aus der Manier hervor. Das Schönste ist, daß sich grade Racine und Voltaire sehr viel damit wissen, die Griechen nachzubilden; daß Letzterer an hundert Stellen ausruft, es gehe nichts über die Alten, daß überhaupt grade darin das Wesen der classischen Kunst besteht, Ideen, Traditionen, Mythen, die durch Jahrtausende von uns getrennt sind, zum Stoffe ihrer Bearbeitungen zu wählen. Hr. Martine erklärt im Uebrigen selbst, sein „Cours de littérature dramatique" sei ein Gegenstück zu dem „Cours dramatique de Mr. Schlégel"; er habe aber nicht dessen absprechenden Ton angenommen, sondern stütze sich stets auf Citate; diese Manier habe noch den Vortheil, die Einförmigkeit der Discussion zu unterbrechen. — Dieser achtbare Schriftsteller rächt an der neuen Schule die Insulten, die sie gegen die großen Meister ausgestoßen; es ist wieder der „Constitutionnel", welcher spricht: die literarischen Myrmidonen, welche über „Cromwell" und „Le Roi s'amuse" einmal in Entzücken gerathen, hätten die Frechheit gehabt, Racine einen poéte courtisan zu schelten; und da haben sie Recht gehabt, bemerken wir. Racine w r ein Höfling, den man als Muster aufstellen kann; ein Höfling. der an der Ungnade seines Herrn gestorben. Doch man kennt ja das Alles schon längst. Das Werk des Hrn. Martine hat das Verdienst, die interessantesten Scenen der tragischen Dichtungen der verschiedenen Nationen zu enthalten und daher für Viele viele Bücher entbehrlich zu machen.

2. **Le Czarewitz Constantin, ou les Jacobins polonais, par *Z. Czynski*, ancien président du club patriotique de Warsowie.** Kein officielles Document, kein Geschichtswerk, eine Reihe Portraits; Charakteristiken, denen es nicht an pittoresker Wahrheit fehlt. Mit höchst energischen Zügen ist besonders der Zarewitsch Konstantin gezeichnet; ein Portrait von Malerhand würde uns die seltsame Physiognomie nicht so vergegenwärtigen. Der Russe Pestel ist eine interessante Figur. Wir halten fürs Klügste, unsere Anzeige auf diese wenigen Zeilen zu beschränken.

3. Handbuch der Geographie. Caracas. Dieses Werk kommt unter den Auspicien des Präsidenten der Republik, Joseph Paez, heraus. Es wird aus fünf Bänden bestehen. Die zwei ersten sind erschienen und sehr günstig aufgenommen worden. Der Verf. ist ein junger venezuelanischer Gelehrter, Don Feliciano Montenegro. Er hat seiner Arbeit den „Abrégé" der Geographie von Guthrie zum Grunde gelegt, der in Paris bei Lang-

lois herausgekommen; er hätte wol Balbi gewählt, wenn dessen treffliches Handbuch früher herausgekommen wäre. Besonders wichtig ist Montenegra's Geographie in Bezug auf Amerika. Die häufigen Irrthümer, die sich in den besten Handbüchern befinden, so oft von diesem Welttheile die Rede ist, sind hier berichtigt. Das Werk ist in spanischer Sprache geschrieben.

4. **Emprunts aux salons de Paris, par M. *Ancelot*.** Eine Speculation! Das Neujahr rückte heran, da brauchten die Leute Bücher, um Geschenke damit zu machen. Die Taschenbücher sind in Paris noch nicht so allgemein im Schwange wie bei uns. Die Salons consumiren am meisten „Etrennes", also hat Hr. Ancelot in aller Eile ein paar Novellen zusammengeschrieben, worin er darthut, daß vor Alter sterben die einzige natürliche Todesart sei. Wir könnten dagegen gar Vieles einwenden, wenn es sich überhaupt nur der Mühe lohnte, gegen Hrn. Ancelot etwas einzuwenden. Dem Leser bemerken wir, daß hier in Paris dies Buch allgemein der Madame Ancelot zugeschrieben wird.

5. **Mémoires de tous.** Zwei Bände. Der Titel hat zwar etwas Hyperbolisches, wie das häufig bei französischen Productionen der Fall ist; indeß geht der Herausgeber von einer richtigen Ansicht aus. Er bezweckt nämlich eine Sammlung gleichzeitiger Documente zu veranstalten, die von zu geringem Umfange sind, um einzeln abgedruckt zu werden. Die zwei ersten Bände sind um so interessanter, da sie Mittheilungen von Männern aller Parteien enthalten. Hr. Rouget Delisle, der berühmte Verf. oder vielmehr der Verf. der berühmten Marseillaise, gibt Nachweisungen über die Expedition von Quiberon. Das Gemetzel, welches auf die Niederlage der Vendéer folgte, verdient den Namen nicht, womit es von den Schriftstellern der legitimistischen Partei bezeichnet wird. Der General der Republikaner hatte durchaus keine Capitulation gewährt; die Insurgirten mußten sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Bei alledem glauben wir, daß es wol ebenso edel und selbst ebenso politisch gewesen wäre, wehrlosen Besiegten das Leben zu lassen. — Hr. Gabourd rechtfertigt den General Donnadieu in Bezug auf seine Sendung nach Grenoble. Der General war beauftragt, die in dieser Stadt ausgebrochene Verschwörung zu dämpfen; er hatte von Decazes, damaligem Policeiminister, den Befehl erhalten, die Verurtheilten auf der Stelle hinrichten zu lassen, ohne um Cassation oder Begnadigung nachsuchen zu dürfen. Das Gehässige dieser Hinrichtung fällt demnach auf Hrn. Decazes zurück. Einige Zeit nachher wurde er erster Minister. — Marschall Augerrau gibt ein Bulletin der Schlacht von Castiglione, aus dem hervorgeht, daß ohne ihn die Schlacht verloren war, und daß ohne Bonaparte der Sieg vollständiger gewesen wäre. — Im dritten Bande wird der Herausgeber seine Leser mit einem sehr leckern Documente bewirthen; es ist dies ein Verzeichniß sämmtlicher diplomatischen Feten, Diners rc., welche Fürst Talleyrand den Kaisern, Königen, Prinzen und Ministern von Europa im Laufe von 20 Jahren gegeben. Bekanntlich ist der Koch Sr. Excellenz, Monsieur Carême, gleichfalls eine Excellenz in seinem Fache.

6. **Correspondance de Madame Campan avec la reine Hortense.** Mad. Campan war ein gescheites, gutmüthiges Weib, die durch ihre Stellung in mancherlei Verhältnisse kam, und sich stets mit Würde und Gewandtheit zu benehmen wußte. Ihre Briefe an die Königin Hortense haben im Ganzen ein secundaires Interesse. Sie preist die Tugenden und tausend schönen Eigenschaften ihrer Elevin fort und fort, in jedem Schreiben, und weist dabei immer zurecht, und hört nicht auf zu schulmeistern und zu predigen, wie denn das so die Art der Gouvernanten und maitresses de pension u. dergl. ist.

7. **Caractères poétiques, par M. *Ed. Alletz*.** Hr. Alletz hat ein nicht zu bestreitendes dichterisches Talent, das er aber nicht anzuwenden weiß. Die poetische Phrase ist bei ihm zu weich und zart und etwas matt. Innigkeit des Gefühls hat er mehr als irgend ein Franzose, und er könnte eine Schäferin recht melodisch seufzen lassen und ganz rührende Elegien weinen; statt dessen macht er Portraits, die kaum in Prosa zu ertragen, die zunächst Sache des Verstandes, der subtilsten, kältesten Analyse sind; er beschreibt den Kaufmann, den Künstler, den Advocaten. Hr. Ed. Alletz ist vielleicht der lebende französische Dichter, der die meisten französischen Verse gemacht; sein Name ist keinem der Literaten von Profession bekannt.

8. **Les Concini, par *Brisset*.** Concini hatte sich aus nichts zum Herrn von Frankreich aufgeschwungen; er plünderte das Königreich aus und behandelte die Witwe Heinrich IV. und Ludwig XIII. mit einer Insolenz, daß dieser sich endlich entschloß, sich durch Gewalt seines übermüthigen Günstlings zu entledigen. Concini wurde am Fuße des Louvre auf einer kleinen Brücke, Pont d'amour genannt, ermordet und des Nachts zu St.-Germain-l'Auxerrois begraben. Das Volk brach den andern Tag die Thüre der Kirche St.-Germain-l'Auxerrois auf, schleppte die Leiche auf den Pont neuf, wo sie an den Galgen gehängt wurde, den Concini hatte errichten lassen; hierauf schleifte man sie durch die Straßen und verkaufte zuletzt das Fleisch, das reißenden Absatz fand. Tallemant des Réaux berichtet, Ludwig XIII. habe vom Balcon des Louvre aus diesem blutigen Schauspiele zugesehen und die Thäter lebend angefeuert. Ein französischer Schriftsteller schrieb eine Tragödie: „Le Maréchal d'Ancre ou la victoire du Phébus français contre le Python de ce temps". Die Witwe des Marschalls d'Ancre (Concini's), Leonora Galigai, wurde einige Zeit nachher auf dem Grèveplatz als Hexe verbrannt. Mit einem solchen Stoff kostete es dem Verf. wenig Anstrengung, um einen spannenden Roman zu schreiben. Ein großes Verdienst finden wir darin, daß er das Gräßliche gemildert; indeß mischen sich zu viele phantastische Schöpfungen unter die geschichtlichen Thatsachen. Der Schuster Picart, in welchem der damalige Pöbel symbolisirt ist, spricht zu Zeiten, als läse er den „Constitutionnel"; auch sind einige Situationen etwas mühsam complicirt und unwahrscheinlich. Indeß gehört im Ganzen der Roman des Hrn. Brisset zu den interessantern historischen Romanen der Franzosen. 19.

Notizen über die neueste russische, kleinrussische und serbische Literatur.

An mancherlei Romanen und Novellen wird die literarische Ernte Rußlands immer ergiebiger. Wir nennen zuerst: „Tschetyre wymysla etc." (Vier Erfindungen von N. Lutkowsky. Petersburg 1834.) Unter Erfindungen versteht der Verf. Novellen und Erzählungen und will vermuthlich durch diese ungewöhnliche Benennung die selbständige Originalität seiner Novellen hervorheben. Es würde uns zu breit machen den Inhalt jeder Novellen auch nur ganz kurz angeben zu wollen, aber über die erste derselben referiren wir dennoch summarisch, als über eine gar zu gräßliche Erfindung. Alexander Dennizki zieht in den Krieg gegen die polnischen Insurgenten, schlägt sich tapfer und tödtet einen hartnäckigen Gegner. Als er hierauf den Leichnam näher anblickt, erkennt er seinen Vater. Polen fochten auf beiden Seiten, und so wäre der Vorfall an sich möglich, aber wenn er nicht wahr ist, warum so Gräßliches erfinden? Alexander Dennizki kehrt nach beendigtem Kriege nach Petersburg zurück, findet seine Mutter, die vom Vater getrennt lebte, im Sarge, aber seine Braut am Leben und — heirathet. Eine so furchtbare Schicksalsverwickelung, als die ist, die Dennizki umstrickt, löst sich in dieser Art, von der Seite einer blos poetischen Aufgabe und Ausführung angesehen, auch keineswegs befriedigend auf. Ein anderer Roman desselben Verf. ist: „Lubow mojego soseda etc." (Die Liebesgeschichte meines Nachbars. Zwei Theile. Petersburg 1834.) Er ist satirischen Inhalts und zeichnet nicht ohne Glück die Sitten der Einwohner im Sandviertel, einem entlegenen Theile der üppigen Residenz Petersburg, das beschränkte, kümmerliche Leben eines schlechtbesoldeten Beamten, eines Nachbars des Verf., und anderes dem Aehnliches.

Dieser Roman bewährt einen Fortschritt in der Auffassung und Darstellung kleinbürgerlicher Zustände.

Gleichfalls ein Sittengemälde, aber mit einem historischen Hintergrunde, ist: „Lunatik, Slutschai etc." (Der Mondsüchtige, eine Begebenheit, erzählt von A. Weltmann. Zwei Theile. Moskau 1834.) Auf eine geistvolle Art ist hier das Geschick eines Mondsüchtigen in das große Drama des Jahres 1812 verflochten. Wir geben keine breitere Inhaltsanzeige, dergleichen Referate sind wenig anziehend; aber wir übersetzen ein kleines Bruchstück, das Moskau vor dem Einmarsche der Franzosen darstellt. Aus diesem Aushängeblättchen wird das Ganze einigermaßen zu beurtheilen sein. „Furcht und Grauen", schreibt der Verf., „durchdrang Moskau. In der Nacht hatte ein Komet am Himmel geflammt, von dem das Volk meinte, er verkünde das Ende der Welt; den Tag über hingen blutfarbige Wolken herab, wie damals, als noch bei Menschengedenken die Pest verheerend einbrach. Von allen Kirchthürmen herab tönte dumpfes Glockengeläute, denn von Smolensk her zog flüchtig, ein neues Obdach in der Hauptstadt des Glaubens suchend, das dortige wunderthätige Muttergottesbild. Erschreckt, tief ergriffen wälzte sich ein Menschenstrom zu dem eignen, heiligen Muttergottesbilde, das, wunderthätig wie jenes zu Smolensk, über einem der alten Thore der Feste Kreml erhöht ist, seit Jahrhunderten der Schutz und Hort von Moskau. Diese Menschenmenge bewegte sich still, Alles war lautlos, nur die Schläge der Herzen vermeinte man zu hören. Auch der ungeheure Markt, über welchen ihr Weg ging, lag still, jenes geschäftige, durcheinanderrennende und doch geordnete Gewühl hatte aufgehört; dennoch war überall in der Stadt ein Drängen und Eilen. Durch die Straßen wanderten Reisende, hier und dort zog Kriegsvolk zu Fuß und Roß, lange Reihen von Packwagen, Munitionskarren, Lazarethfuhren folgten. Drüben schallte plötzlich Kriegsmusik auf, es wirbelte die Trommel. Das Pflaster erdröhnte unter eiligem Fuhrwerk, die Kutschen, von hüben und drüben kommend, stießen aufeinander, die Wagen der Reichen, die Karren der Armen, durcheinander auf die Seite geworfen, harrten, bis das Geschütz vorbeigerasselt war. An den Häusern entlang wimmelte es von Fußgängern, die Männer mit Tornistern auf dem Rücken, die Weiber mit Kindern in den Armen; andere hatten sich vor Wägelchen voll Kinder und Hausrath selbst vorgespannt — Alle eilten und drängten vorwärts, Viele ohne zu wissen wohin. Seht, hier überfiel soeben der Pöbel die Schenkwirthe. Der Verkauf von Branntwein in Flaschen und Gläsern hat aufgehört, der Wirth mißt nicht mehr zu, alles Maß, wahres und verfälschtes, ist vernichtet, die Gäste versorgen sich selbst; der Propf liegt weggeschleudert, der Hahn ist aufgedreht für immer, der Branntwein schießt heraus wie ein Quell, man schlägt sich um Gläser und Gefäße, um ihn aufzufangen. Das Glas bricht und knirscht unter dem Tritte der Menschen; überall Lärm, Geschrei, Toben; Recht und Schutz und Nachsicht gibt es nicht mehr; Hut und Obhut der Gewalt ist verschwunden; der sinnlose, blinde Wille des Einzelnen nahm die Oberhand; er überschreitet die alten Schranken, Trunkenheit ist sein Meister. Auf den Lippen der Anwesenden ist Lästerung, in den Herzen wunderbare Verwandlungen der Liebe in Haß, des Hasses in Freundschaft. Jetzt schaut wieder die Straßen: sie sind leer geworden, nur zu Zeiten sprengt ein zurückgebliebener Reiter hindurch, oder es rasselt ein beschädigter Munitionskarren vorüber; aber zugleich begegnet man hin und wieder entsetzlichen, lauernden Gesichtern, wie Kundschaftern der Arglist und Gewaltthat, die spähend, beutesüchtig durch Fenster und Hausthüre ihre Blicke in das Innere der Häuser bohren; einige dieser Männer sind bewaffnet, andere mit Gepäck beladen. Auf dem Steinpflaster der Straßen liegen zerstreut verschiedene Sachen und Habseligkeiten; Einiges ist zerbrochen, Anderes brauchbar; hier Hausgeräth, kostbare Bronze, dort Bücher, Seide und feines Linnen; Alles liegt da wie verloren oder weggeworfen, auf jeden Fall unbegehrt."

Ein kleiner historischer Roman ist: „Tschernyi kastschei etc." (Das schwarze Ungethüm oder die Hütte am Dnieper am Fuße des Mondberges. Eine russische Geschichte aus der Zeit Peter des Großen von A. Tschurowski. Zwei Theile. Moskau 1834.) Vom großen Kaiser Peter ist wenig in dem Buche zu finden, aber dagegen allerlei Spuk, Hexerei und Greuelthat. Schon der Titel zeigt, daß man auch in Rußland darauf gekommen ist, dem Lesefutter, das die Leihbibliotheken gewissen Kunden verabreichen, einen appetiterweckenden Namen beizulegen. Gleich hinter dem schwarzen Ungethüm nennen wir noch etwas Schwarzes, das aber dem Namen zum Trotz ein romantisches Kaleidoskop ist, in dem wir schöne, farbige Gestaltungen und unterhaltende Scenerie erblicken. Es ist dies: „Tschernaja Shenstschina etc." (Die schwarze Frau, ein Roman von Nikolaus Gretsch. Zwei Theile. Petersburg 1834.) Die neueste Hervorbringung des rühmlich bekannten Verf., der auch Herausgeber der „Nordischen Biene" und des „Sohnes des Vaterlandes" ist, verdient einen breitern Bericht, als den wir ihr hier in der Reihe vieler andern Schriften widmen können, und so denken wir ein nächstes Mal auf dieselbe zurückzukommen.

Als neueste Bereicherung der einheimischen historischen Literatur nennen wir: „Pamiatniki XVII weka etc." (Denkmäler aus dem 17. Jahrhunderte. Originalacten über die Verhältnisse zwischen Rußland und Polen, vorzüglich zur Zeit des falschen Demetrius und seiner Nachfolger. Gesammelt und herausgegeben von Paul Muchanow, Gardeoberst. Moskau 1834.) Während des letzten polnischen Kriegs kam Hr. Muchanow in den vorübergehenden Besitz mehrer bis jetzt noch ungedruckt gewesenen Originalurkunden aus der Zeit des Königs Siegmund III. und jenes Kriegs der Polen gegen die Russen, der den Erstern die Hauptstadt Moskau in die Hände lieferte. Als nach der Einnahme Warschaus der Krieg unserer Zeit beendet war und der würdige Herausgeber den Degen niedergelegt hatte, benutzte er die gewonnene Ruhe, um die genannten Urkunden und eine daraus sowie aus andern polnischen Quellen geschöpfte Beschreibung jenes alten Kriegs zum Druck zu befördern. In der Art erscheint nunmehr die Geschichte des frühern Kriegs als eines der Ergebnisse des jetzt geführten. Das Buch reiht sich auf eine erfreuliche Weise an mehre andere an, die in der jüngstvergangenen Zeit gedruckt worden sind und zur Aufhellung der trüben Periode in der russischen Staatsgeschichte dienen, welche der Thronbesteigung der Romanow'schen Dynastie unmittelbar voranging.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Von Ovid's „Kunst zu lieben", die von jeher dem französischen Charakter so sehr zusagte, hat ein Herr Philippe eine neue metrische Uebersetzung geliefert, die sich noch mehr an das Original anschließt als frühere, z. B. von Saint-Ange. Denselben Stoff behandelte bekanntlich zu Voltaire's Zeiten der Dichter Bernard mit solcher Grazie, daß jener ihn zu einem Souper bei Madame du Châtelet mit folgenden Versen einlud:

Au nom du Pinde et de Cythère,
Gentil Bernard est averti
Que l'art d'aimer doit samedi
Venir souper chez l'art de plaire.

115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag. —— Nr. 22. —— 22. Januar 1835.

Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit von J. H. von Wessenberg. Zweites Heft. Heilbronn, Claß. 1833. 8. 15 Gr. *)

Wir haben schon bei Anzeige des ersten Heftes dieser Schrift bemerklich gemacht, daß der würdige Verfasser sich in derselben die Aufgabe gesetzt hat, die Erscheinung der Schwärmerei zu Nutzen und Frommen der christlichen Mitwelt nach ihren Quellen und Gestalten zu erklären und sie, nebst dem ihr verwandten Mysticismus, im Gegensatz zu der gesunden und wahren christlichen Denkart darzustellen, zu diesem Behufe aber sich bemüht hat, die Unterscheidungskennzeichen derselben anzugeben. Allein die Schwierigkeit, den, seine Gestalt stets wechselnden Proteus zu fassen, und das Bewußtsein derselben, welches der würdige Verf. selbst in dem bekannten Motto des Horaz andeutet, hat diese Schrift zu einem freien Erguß mannichfaltiger, aus der Erfahrung gezogener Reflexionen über jene Gegenstände werden lassen, bei welchen man zwar keine wissenschaftliche Befriedigung, weder in Hinsicht auf Inhalt noch auf Form suchen darf, dafür aber den Eindruck einer wahrhaft christlichen und gebildeten Denkart, welche diese, unter einige allgemeine Rubriken geordneten Reflexionen zusammenhält. Eine Befriedigung nämlich kann eine Erklärung keineswegs gewähren, welche specielle geistige Zustände auf Gefühl, Vernunft, Phantasie, Verstand als schon bekannte und nebeneinander wirkende Mächte der Seele, wie die alte Psychologie thut, zurückführt; denn genau betrachtet ist, was durch sie erklärt werden soll, ebenso klar als diese Kategorien selbst. Daher sehen wir den Verf. mit größerm Erfolge die Erscheinungen, in welchen sich Schwärmerei und Mysticismus darstellt, beschreiben, und hören dem vielerfahrenen, wohlmeinenden, um das Beste der christlichen Welt besorgten Lehrer mit Vergnügen zu, wenn er aus Erfahrungen Folgerungen für das Verhalten der Menschen zieht und mit liebevollem, alles Gute, wo er es findet, anerkennendem, alles Falsche und Unheilige entlarvendem Urtheil vor Allem warnt, was den Geist der christlichen Tugend und Liebe zu vergiften droht.

*) Ueber das erste Heft berichteten wir in Nr. 256 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Um uns genauer zu erklären, bleiben wir bei Folgendem stehen. Der Verf. schildert die Mystik als ein nothwendiges Element aller Cultur. Er sagt, auf den Misbrauch, welcher mit dem Worte Mystik von den einseitigen Rationalisten getrieben wird, hindeutend (S. 241): „Jeder Geist eines Zeitalters, welches mit einer Religion sich begnügte, welche blos der Verstand erfunden hat, und welche auch blos im Verstande bleibt, verdamme jede Mystik unbedingt und erkläre sie für ein Erzeugniß der Verstandesschwäche, der Schwärmerei, der Verrücktheit, des Triebsinns (wahrscheinlich verdruckt statt Trübsinns); dieser Geist des Zeitalters sei ganz unfähig, den Unterschied zwischen Mystik und Mysticismus, der die Ausartung oder der Misbrauch der erstern sei, auszumitteln und zwischen beiden die richtige Grenzlinie zu ziehen. Sowol Die, welche auf den Eisspitzen unserer Verstandescultur, als die Vielen, welche unter der Zuchtruthe der Genußsucht stehen, verwechseln die gesunde Mystik, die einem reinen, edeln und kräftigen Herzen entquillt, mit der Krankheit des Mysticismus, der die Geburt einer übermüthigen Phantasie ist." Wir fragen, was hat nun hier die unbekannte Größe des Herzens vor der Phantasie für einen Vorzug? Der Verf. fährt fort: „Beiden erscheint das gottselige Leben in Christus, das nach Paulus in Gott verborgen ist, als Schwärmerei. Und doch ist das Gewisseste auch das Unerweislichste. Seine Auffassung setzt nur einen reinen Wahrheitssinn voraus. Wie selten ist aber dieser in der Welt." Aber eben auf diesen Wahrheitssinn kann sich Jeder, auch der Mysticismus mit seinen Geheimnissen berufen, besonders wenn er so selten ist, daß man ihn nur wenig kennt; er darf auch nur sagen, daß das Gewisseste das Unerweislichste ist. „Wenn", fährt der Verf. fort, „der gelehrte und wissenschaftliche Theolog mit Verachtung auf die Aussprüche des mystischen (Theologen) herabzublicken pflegt, so erregen in diesem die Baugewebe des erstern nur unbehaglichen Frost. Nicht die Vernunft ist es, die den Ersten, nicht das Gefühl, was den Zweiten in Irrthum führt, sondern bei Beiden ist es die Phantasie, die die Wahrnehmungen, bei Jenem die der Vernunft, bei diesem des Gefühls, trübt, stört und verfälscht und an ihre Stelle bloße Einbildungen unterschiebt — die Imagination muß sich immer verirren, sie

mag mit dem Verstand allein, oder mit dem Gefühl allein stehen, weil sie in beiden Fällen nur mangelhafte Wahrnehmungen zu verarbeiten bekommt." Die Phantasie ist also zum Sündenbock auserſehen, der die entgegengesetztesten Arten von Irrthum erklären soll. So auch S. 250, wo gesagt wird, daß die Phantasie im Menschen die Dictatur über alle Geisteskräfte erlangt habe, während anderwärts, wie S. 232, wieder von einem Vorherrschen des Gefühls beim Menschen die Rede ist. Aber sah denn der würdige Verf. nicht ein, daß grade mit solchen Erklärungen nichts erklärt ist? und was für Fragen springen hier aus jedem Worte hervor! Was sind Wahrnehmungen der Vernunft, unterschieden von Wahrnehmungen des Gefühls? Trübt diese Wahrnehmungen die Phantasie, so sind sie an sich rein, und sie können nicht mangelhaft sein; dann ist es aber, um in der Vorstellungsweise zu bleiben, Schuld eines andern Vermögens, welches dieses böse Princip nicht hemmt; sind jene aber für sich mangelhaft, so führt die Phantasie nicht in den Irrthum. Und fast scheint es, als ob hier auch Vernunft und Verstand zusammenfielen. Mit alle diesem ist keine richtige Grenzlinie gezogen, wie der Verf. sich oben ausdrückte. Dies fühlte er wol auch, und sagt nun S. 245, nachdem er die wahrhaft christliche Mystik (wir finden aber darin nur die Innigkeit des christlichen Glaubens an einen in uns wirkenden heiligen Gott) mit Stäudlin's Worten beschrieben hat: „Man wird vielleicht fragen: wie weit darf diese Mystik gehen? Ich dächte", antwortet er, „so weit ihrer die echte christliche Liebe bedarf und durch sie der Vernunft und dem Glauben kein Abbruch geschieht." Aber was ist nun das Kriterium der echten christlichen Liebe von der täuschenden? Diese Frage bleibt unentschieden, und wir werden lediglich auf das praktische Gebiet verwiesen, auf welchem sich schon Jeder vor der Untersuchung befindet. Ebenso wenig kann Pascal aushelfen, wenn er sagt: nicht die Vernunft, das Herz ist es, was in uns Gott empfindet. Denn wenn die Vernunft vom Herzen geschieden wird, so ist es ein vernunftloses, und es müßte vielmehr heißen: nicht ohne Vernunft wird Gott im Herzen empfunden. Sagt nun gar der Verf.: „Es überlassen sich Einige zu sehr der Mystik", so kann man nach dem Vorigen fragen, was dies denn schade, da sie das Echte und Gesunde, und Mysticismus nur ihre Ausartung sei? Aber freilich, Gesundheit geht in Krankheit über — so läßt sich, wenigstens auf jene Weise, keine feste Grenzlinie ziehen, und in dem Sinne des Mystikers fällt gar Beides zusammen. Doch sehen wir von diesen Grundbestimmungen ab, so wird die Schrift des würdigen Verfassers, weil sie im Praktischen einen sichern Grund hat, manchen Lesenden sehr wohlthätig anregen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen über die neueste russische, kleinrussische und serbische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Eine gleichfalls erfreuliche Bereicherung ist: „Saporoshkaja Starina etc." (Saporogisches Alterthum. Vier Theile, Charkow 1833 und 1834.) Die saporogischen Kosacken haben durch ihre Kriege, ihren langen, hartnäckigen Unabhängigkeitskampf gegen die Polen und ihre eigenthümliche Verfassung sich einen breiten Namen in der Geschichte gemacht. Doch die Nachrichten, die über sie vorhanden sind, finden wir hauptsächlich bei polnischen Geschichtschreibern, d. h. in den Schriften ihrer Gegner. Die Saporoger selbst, sowie die andern Bewohner der russischen Länder, zu denen sie gehörten, wußten in jener Zeit den Säbel gut, die Feder fast gar nicht zu führen. Erst in den neuesten Zeiten hat man versucht nach den Nachrichten, die Archive, Familienurkunden u. s. w. lieferten, eine Geschichte Kleinrußlands aus einheimischen Quellen aufzustellen. Einen Beitrag zur Vermehrung dieser Quellen liefert nun das genannte Buch. Es enthält im ersten Theil: Lieder und Volksüberlieferungen über ausgezeichnete Männer und Thaten des kleinrussischen Volks zur Zeit des Königs Stephan Bathory; im zweiten Theil: Sagen der Kleinrussen und der saporogischen Kosacken aus der Zeit des dreimaligen Aufstandes gegen die polnische Herrschaft. Im dritten und vierten Theil folgen die neuesten geschichtlichen Sagen und Lieder der Saporoger bis zu ihrer Uebersiedelung an die Küsten des schwarzen Meers, sowie Auszüge aus historischen Büchern, die Saporoger betreffend. Der Herausgeber, der sich nicht genannt hat, sagt in der Vorrede: „Indem ich meine Sammlung saporogischer Sagen und geschichtlicher Lieder der Welt übergebe, ist es meine Absicht, nicht blos Freunden der Volksdichtung, sondern vorzüglich den Freunden geschichtlicher Forschungen, einen Dienst, wenn auch einen geringfügigen, zu erweisen. Für diese letztern ist es gewiß anziehend die alten saporogischen Zustände näher kennen zu lernen, ich meine die Lebensart, die Sitten, die Thatkraft dieser Gemeinschaft von Kriegern, welche durch ihre Tapferkeit und Kühnheit, durch ihre Einwirkung in die Angelegenheiten des südöstlichen Europa, ja selbst Kleinasiens, besonders im 17. Jahrhunderte, und durch ihre eigenthümliche, seltsame Verfassung bedeutend hervortritt und einen Platz im Gedächtnisse der Nachwelt verdient. Die kleinrussischen Geschichtschreiber erzählen nur von den Thaten dieser Gemeinschaft, ohne ihre innern Zustände genügend zu berühren, ja selbst diese äußere Wirksamkeit wird oft allzu kurz, sodann unrichtig, widersprechend, ohne einleuchtenden Zusammenhang dargestellt. Die polnischen Geschichtschreiber verdienen wenig Glauben, noch weniger die moldauischen; die russischen Historiker endlich beschäftigen sich fast gar nicht mit den Saporogern. Diese Armuth vorhandener schriftlichen Quellen für die Geschichte der Saporoger läßt den Forscher andere aufsuchen, und solche findet er, ergiebig und reich, in den Volksüberlieferungen. Noch besteht in der Ukraine gleichsam eine Zunft greiser Sänger, die bald in der Gestalt von Bettlern, bald von Geigern, von Dorf zu Dorf ziehen und die Bewohner mit ihren Liedern und Erzählungen unterhalten. In dem Gedächtnisse dieser Greise lebt die Vergangenheit der Saporoger, und sie haben Nachrichten aufbewahrt, welche man in den Geschichtsbüchern vergebens sucht. Obgleich man freilich solche Lieder und Ueberlieferungen nur mit strenger Kritik auffassen muß, so sind sie doch unentbehrlich zur vollständigern Ergründung der Geschichte der Saporoger und der ganzen Ukraine. Die Lieder kann man nach ihrem Inhalte in geschichtliche und beschreibende eintheilen; erstere besingen Begebenheiten und die Thaten ausgezeichneter Männer; die zweiten handeln von Kriegszügen und sind, so zu sagen, ethnographischen Inhalts."

Diese Sammlungen und Forschungen betreffen die kleinrussischen Kosacken, aber auch die donischen haben nunmehr ihren Geschichtschreiber gefunden. Als solcher tritt der Generalmajor W. Bronewsky auf, durch frühere Schriften ethnographischen Inhalts seinen Landsleuten rühmlichst bekannt. Sein Buch heißt: „Istorija Woiska etc." (Geschichte des Kosackenheers am Don. Beschreibung des Gebiets desselben und der Mineralbäder am Kaukasus von Wladimir Bronewsky. Vier Theile. Petersburg 1834.) Bis jetzt war dieser Theil der allgemeinen russischen Geschichte wenig angebaut. Zwar haben Müller und Hupel in früherer Zeit, in unsern Tagen Polewoi

Vorarbeiten zu einer Geschichte der Kosacken am Don geliefert; doch bestanden diese nur in Skizzen, Umrissen oder einzelnen Abhandlungen; Hrn. Bronewsky war es vorbehalten, mit einem vollständigern Werke aufzutreten. In der Vorrede klagt er indeß über Mangel an Quellen und sagt dabei in Hinsicht des Karamsin'schen Geschichtswerkes Folgendes: „Karamsin berichtet über die donischen Kosacken gleichsam im Vorbeigehen, oft selbst oberflächlich; er behandelt ihre Geschichte als Nebensache, ja verwechselt fast überall die donischen Kosacken mit kleinrussischen und andern Kosacken. Deshalb habe ich seine Behauptungen überall zu berichtigen gesucht." Nachdem hierauf Bronewsky im ersten Theil des Werkes seine Ansichten über den Ursprung der Kosackenansiedelungen am Don dargelegt hat, erzählt er nach Urkunden und Berichten, die er in dem Archive des Kosackenheers zu Nowotscherkask, der Hauptstadt ihres Gebiets, eingesehen, ihre frühere Geschichte während der Dauer ihres anfänglich einigermaßen selbständigen, unter der Schirmherrschaft der russischen Zaren emporblühenden Militairstaats. Im zweiten folgt die Geschichte ihrer Kriegszüge, als ihr Land schon dem russischen Reiche einverleibt war, und im dritten die geographische Darstellung des Kosackengebiets auf 214 Seiten, welche, die Sitten, jetzige Lebensart, die Industrie und fortschreitende Cultur der donischen Kosacken mitbeschreibend, viel interessante Notizen enthält. Der vierte Theil endlich liefert eine Beschreibung der unfern des Kosackengebiets liegenden kaukasischen Mineralbäder und ist als eine, nicht ganz hierher gehörige, jedoch angenehme Zugabe zu betrachten. Der würdige Verf. erscheint in seinem Buche wie die Historiographen des Alterthums. Er hat die Länder gesehen, die er darstellt, er hat darin geweilt und gewirkt; jetzt in freier Zurückgezogenheit, von gelehrten Mitteln zur Erforschung des Alterthums umgeben, beschreibt er, den Degen niederlegend, die Begebenheiten der Vorzeit und den in der Gegenwart vorhandenen Schauplatz derselben.

Von den kleinrussischen und kosackischen Geschichten gehen wir füglich zu den Büchern über, die neuerdings in kleinrussischer Mundart gedruckt worden sind. Diese Literatur, wenn man überhaupt einem Dutzend Bücher diesen Namen beilegen darf, ist nur ein provinzieller Ableger der großrussischen; indessen scheint die Zahl ihrer Pfleger und Beförderer zuzunehmen. Der neueste Zuwachs an Schriften ist erstens: „Maloraosii-kija Prikaski" (Kleinrussische Scherze von G. Grebenko. Petersburg 1834.) Wir übersetzen eine kleine Fabel, um etwas daraus zu bieten, obschon wir nicht recht wissen, ob dieselbe nicht eine bloße Nachahmung einer bereits bekannten ähnlichen Fabel ist. Indeß, sollte dies auch der Fall sein, so glauben wir doch keine durchaus unnütze Mittheilung zu machen, da wir gesucht haben, die naive Einfachheit der kleinrussischen Verse in der deutschen Uebersetzung treu wiederzugeben.

Die Sonne und die Wolke.

Hei, wie die Sonne steigt, erwärmt und erhellt,
Gleich Mohnblüte heiter blickt Gotteswelt!
Nur fern ein Wölkchen die Sonne befehdet,
Das blähet sich auf und also redet:
Was wol die Sonne nur denkt und meint,
Daß sie die Erde so hell bescheint;
Wo ich verfinstere, da klärt sie auf. —
Ich will ihr entgegen im raschen Lauf,
Sie ganz bedecken und fest umgreifen! —
Die Wolke sprach's, und mit ganzer Macht
Umschloß sie die Sonne gleich finsterer Nacht.
Doch mälig schwebt die Sonne im Raum;
Da ward die Wolke zum farbigen Streifen
Im Widerschein glänzend mit goldenem Saum.

Auch ist eine Sammlung von Novellen erschienen, die in kleinrussischer Mundart geschrieben sind: „Malarossiiskija Powesti" (Kleinrussische Erzählungen vorgetragen von Gryzka Osnowjanenko. Mit Kupfern. Moskau 1834.) Das Bändchen enthält drei kleinrussische Begebenheiten, und es ist darin viel von Kosacken und Haidamaken die Rede. Alle diese Versuche und Bestrebungen, den kleinrussischen Volksdialekt wiederum zur Schriftsprache zu erheben, was er seit mehr als hundert Jahren zu sein aufhörte, dienen nebenbei zur umfassendern Ausbildung, ja selbst Bereicherung der großrussischen Mundart oder der herrschenden Schriftsprache, da die kleinrussischen Bücher auf viele aus der erst genannten Mundart verschwundenen Worte und Wortfügungen von Neuem aufmerksam machen. In dieser Hinsicht ist auch folgende Sammlung verdienstlich: „Malorossiiskija Poslowizy". (Kleinrussische Sprüchwörter und Redeweisen, gesammelt von W. N. S. Charkow 1834.) An einer kurzen Sprachprobe mag man den Unterschied der Dialekte erblicken: Kleinrussisch: „Aby uzda a kin bude", d. h. „Wenn nur erst ein Zügel da ist, das Roß wird sich finden". Dies würde großrussisch heißen: „Bylaby uzda a kon budet". Andere Sprüchwörter sind: „Dem Reichen wiegt sogar der Teufel die Kinder, aber der Arme findet keine Wärterin." „Gott ist nicht ohne Gnade, ein Kosack nicht ohne Glück." „Ein Gaul führe Gemeinschaft mit dem Gaul, ein Ochs mit dem Ochsen, ein Schwein sei am besten allein." „Sei du nicht süß und sei nicht bitter, das Süße wird verschluckt, das Bittere ausgespuckt." „Nach Knoblauch nicht verlang', so machst du keinen Gestank."

Wir knüpfen an diese unsere Mittheilungen den Bericht über ein neues Buch in einer sprachverwandten, bis jetzt nicht sehr reichen Literatur. Es ist dies ein serbischer Almanach mit folgendem Titel: „Sabawnik za 1834 godinu etc." (Unterhaltungsbuch für 1834, verfaßt von Demetrius Dawidowitsch, fürstl. serbischen Kanzleisecretair. Kragojewatz in der fürstl. Druckerei.) Da der Verf. wahrscheinlich das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden wollte, so steht voran ein Kalender, und auf diesen folgt die Genealogie europäischer Regenten. Hier erscheint nun eine Abweichung von Dem, was man hergebrachtermaßen auf ähnlichen Blättern findet; denn der erste Name, den das Auge des blätternden Lesers erblickt, ist nicht der eines christlichen Herrschers, sondern des Sultans Machmud, als obersten Landesherrn von Serbien. Wir glauben Nachsicht erwarten zu können, wenn wir hier seine Titel übersetzen, da unsere gewöhnlichen genealogischen Taschenbücher sie nicht in solcher Ausführlichkeit angeben. Dieselben sind: „Der allerdurchlauchtigste, großmächtigste Kaiser der Ottomanen, durchlauchtigster König von Mekka und Medina, Beschützer der heiligen Stadt Jerusalem, Kaiser und König weiter bewohnter Länder im europäischen und asiatischen Gebiet, am weißen und schwarzen Meere, der allerdurchlauchtigste und großmächtigste große Kaiser, Sultan, Khan und Padischah, neunundzwanzigster Herrscher aus dem Stamme Osman, sechsundzwanzigster großer Sultan und zwanzigster Khalif, Sultan Sohn eines Sultans und König Sohn eines Königs, Sultan Machmud-Khan II., Sohn des Sultans Abdul Chamid-Khan, geb. den 20. Juli 1785, regiert seit dem 28. Juli 1808." Nach ihm sind zwei Söhne und drei Töchter genannt, deren Namen wir übergehen, da solche in allen Genealogien leicht zu ersehen sind. Auf Sultan Machmud folgen die christlichen Herrscher, zuerst die Kaiser, Zaren genannt, und zwar voran der Kaiser von Rußland, nach ihm der Kaiser von Oestreich, darauf die Könige, aber nicht in üblicher alphabetischer Ordnung, auch nicht nach dem Alterthum, sondern in einer willkürlichen Reihe, wobei vermuthlich der Begriff von der Macht der einzelnen Staaten zur Richtschnur gedient hat. Solche erscheint nun in Serbien in folgender Abstufung: 1) Frankreich; 2) England; 3) Preußen; 4) Spanien; 5) Schweden; 6) Dänemark; 7) Portugal; 8) Sardinien; 9) Neapel; 10) Baiern; 11) Würtemberg; 12) Sachsen; 13) Holland; 14) Belgien; 15) Griechenland. Andere souveraine Regenten in Deutschland und Italien werden gar nicht aufgeführt, sondern auf den zuletzt genannten König folgt unmittelbar das Fürstenthum Serbien und dessen gegenwärtiger Fürst Milosch, von dem es heißt: „Geb. 1784, übernimmt die Regierung 1815, wird durch Volksbeschluß anerkannt 1817 und 1827, vom Sultan Machmud II. als erblicher Fürst von Sohn auf Sohn bestätigt am 30. August 1830. Gemahlin: Lubiza Obrenowne-

jewna; Söhne: Milan, geb. 1819, Mijaulo, geb. 1823." Die Namen der Töchter und mehrer mitaufgezählter Seitenverwandten übergehen wir. Nach diesen Genealogien folgt auf 14 Seiten das Verzeichniß serbischer Landesbehörden und der Beamten, wobei in der fürstlichen Kanzlei der Herausgeber des „Sabawnik", Hr. Demetrius Dawidowitsch, als Secretair für die auswärtigen Staatsangelegenheiten mitaufgeführt ist. Wir haben nun den politischen Theil des „Unterhaltungsbuches" angegeben und wenden uns zu dessen ästhetischem Inhalte. Dieser besteht aus acht aus dem Deutschen übersetzten, etwas abgekürzten und den Localbedürfnissen angepaßten Erzählungen. Darauf folgt „Theodora", ein Schauspiel mit Gesang, übersetzt aus dem Deutschen des Hrn. v. Kotzebue. Da uns die große Anzahl Kotzebue'scher Dramen in ihrer Einzelnheit nicht gegenwärtig ist, so können wir nicht sagen, ob wir den Titel seines Werks aus dem Serbischen mit dem ursprünglichen gleichlautend zurückübersetzt haben, jedenfalls werden erfahrenere Verehrer es herausfinden können. Auf diese „Theodora" folgen einzelne Poesien geistlichen und weltlichen Inhalts, von denen die meisten von Paun Jankowitsch herrühren, der in der Beamtenliste als Concipist bei der fürstl. Kanzlei genannt ist. Da serbische Poesie einmal großes Glück in Deutschland machte, übersetzen wir aus seinen Gedichten eine Art Ode, welche zugleich die politischen Gesinnungen der Beamten der serbischen Staatskanzlei beurkundet. Der Verf. war in Konstantinopel Zeuge der Kriegsrüstungen des Sultans gegen den aufrührerischen Pascha von Skadar (Skutari) und bricht in folgende poetische Ermahnung aus:

Nordwind erbrauset,
Meere erstürmen,
Segel sich blähen,
Schiffe sich regen,
Drohn dir Skadar!

Treuloser! wirf dich
Stirne zur Erde,
Thränen vergießend,
Gnade erflehend
Vom Padischah.

Wahnsinn ergriff dich,
Sinnesverwirrung.
Schaue nur, wen du
Foderst, befehdest!
Hast du noch Augen?

Bist du erblindet,
Horch auf die Winde,
Lass' sie ins Ohr dir
Rauschen und sausen,
Oeffne die Sinne!

Erde erbebt dem
Heere des Kaisers,
Das sich im Thale,
Ueber die Berge
Gegen dich wälzt.

Horch, aus Rumelien
Und Anatolien
Schreitet der Heerbann,
Mannen des Kaisers:
Harrest du sinnlos?

Treubruch und Unrecht
Mußt du erkennen.
Blindheit, die schlug dich;
Aber die Sinne,
Sie kehrten dir wieder.

Güte und Gnade
Lebt im Padischah,
Bitte und flehe,
Daß er dir spende
Frühere Gnade.

Zum Beschlusse erwähnen wir noch, daß der serbische „Sabawnik" auf Velinpapier sehr gut mit schöner, der neuern russischen nachgebildeten Schrift gedruckt und mit einem nicht übel lithographirten Bilde, das zu einer der Erzählungen gehört, ausgestattet ist. Es ist aber solches wahrscheinlich in Oestreich gearbeitet, denn der Name des darunter bemerkten Künstlers ist deutsch; auch der Director der fürstl. Druckerei in Kragojewatz ist ein Deutscher, Adolf Bermann, der mit im Beamtenverzeichnisse aufgeführet ist. 18.

Notizen.

Göthe und Tasso.

Als ein besonderer Glanzpunkt in Göthe's „Tasso" (welcher letztere selbst neuerdings an dem mehr lyrischen Drama von Zedlitz: „Kerker und Krone", eine interessante Fortsetzung erhalten hat, auch wenn von einer Vergleichung beider in künstlerischer Hinsicht, weder im Sinne und nach der Absicht des letztgenannten Dichters, noch auch sonst die Rede sein kann) ist wol immer mit dem vollsten Rechte der erste Auftritt des zweiten Aufzugs angesehen worden, wegen des so lebendig und gedankenreich und ebenso innerlich als der Form nach schön gehaltenen Dialogs, wie denn überhaupt Göthe's „Tasso" auch von Seite der Sprache, ein Meisterwerk in der deutschen Literatur ist. Ich weiß nicht, ob schon darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß die in jenem Auftritte enthaltene, dem Tasso in den Mund gelegte Beschreibung der goldenen Zeit zwar nicht wörtlich, doch aber in Betreff der Bilder aus Tasso selbst, nämlich aus seinem „Aminta", und zwar aus Demjenigen entlehnt ist, was am Schlusse des ersten Aufzugs der Chor von der bella età dell' oro sagt, und worin sich als Seitenstück des Göthe'schen: „Erlaubt ist, was gefällt" wörtlich findet: „S'ei piace, ei lice". So selten sich dergleichen Nachbildungen bei Göthe — auch bei seiner Objectivität erklärlich genug — finden, so interessant ist es hier, Original mit der Nachbildung Schritt vor Schritt zusammenzuhalten; im Uebrigen aber hat Göthe seinen Tasso mit vollem Rechte Das sagen lassen, was der lebende Tasso selbst gesagt hat.

Die Hydrioten, als Muster der Erziehungsart.

Man kennt die Hydrioten, jene kühnen Vorkämpfer der Freiheit Griechenlands, wenn nicht anders woher, doch wenigstens durch ihre Thaten zur See seit 1821. Aber sie verdienen auch noch aus anderm Grunde unter uns bekannt zu werden, und Göthe's Hinweisung auf sie empfiehlt sie dazu hinreichend. Er sagt nämlich irgendwo: „Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn, und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können dann freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigner Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern. Die Wirkungen haben wir erlebt, und die Ursache davon ist nicht zu verkennen, sie liegt in der lebendigen, praktischen Erziehungsweise. Und wie ist es dagegen mit uns Andern beschaffen? Oder wären wir nicht darum zu Manchem im Privat- und im öffentlichen Leben so untauglich, weil wir nicht zu Dem gebildet werden, was wir zu werden bestimmt sind, und nicht verständig die Mittel wählen, welche zum Zwecke führen, den wir erreichen wollen? Denn wir — wählen den verkehrten Weg: auf der See den Landdienst und auf dem Lande den Seedienst einzuüben. Und doch liegt nur in jener verständigen Wahl der Mittel zum Zwecke das Geheimniß aller wahren Erziehungskunst." 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 23. — 23. Januar 1835.

Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit von J. H. von Wessenberg. Zweites Heft.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Wir geben daher den Inhalt dieses Heftes noch genauer an. I) Beleuchtung einiger der neuesten Erscheinungen der Schwärmerei, ihrer Ursachen und ihre Verwandtschaft mit frühern, nebst einem Rückblick auf einige ältere und neuere Beispiele außerordentlicher Begeisterung. Hier stellt der Verf. im ungebundenen Gange seiner Betrachtung dar, warum Schwärmereien gewisser Art nicht von langer Dauer sein können, führt die Schwärmerei der Krüdener, die Orgien der Methodisten in der Nähe von Greenburgh als einzelne Fälle an, und erkennt als Quelle solcher Schwärmereien die Indifferenz eines Zeitalters und einseitige Cultur, welche eine Reaction hervorrufe; daher die Schwärmerei auch der Scolastik (so schreibt der Verf. immer) viel verdanke; dann aber auch das Sinken und Verschwinden gründlicher, wissenschaftlicher Bildung, und den Dilettantismus in der Religion (der Verf. meint, wie es scheint, den Kunstdilettantismus, der die Religion nur von der ästhetischen Seite oberflächlich betrachtet), sowie den Mangel kirchlichen Sinnes und der Tugenden des kirchlichen Lebens: Demuth und Gehorsam. Es ist zuzugeben, daß Stolz und Eigendünkel bei der Entstehung schwärmerischer Sekten häufig mitwirkt, und daß solche besonders bei Denen entstehen, welche innerhalb ihrer Kirche einen gewissen Kaltsinn herrschend finden. Und das ist eben der Grund, warum, was auch der Verf. zart berührt (S. 279), aus der katholischen Kirche minder schwärmerische Sekten hervorgegangen sind als z. B. aus der reformirten Kirche. Man könnte sagen, die katholische Kirche hat das Element in sich, dessen Mangel dort zu dem Extrem der Sekten führt. Aber darum ist nicht blos vom Stolz der Sektirer zu sprechen, welche sich in ihrer Kirche nicht befriedigt finden. „Wenn", sagt der Verf. zwar, „diese Ankläger mehr Wärme als Andere zu haben glauben, warum trennen sie sich von den Kalten und suchen nicht vielmehr sie durch ihre Verbindung zu erwärmen, was ihnen doch christliche Pflicht wäre; wenn die Andern in Finsterniß sitzen, warum lassen sie ihr Licht nicht vor den Nebenmenschen leuchten rc.? Dem Uebel entlaufen ist nicht groß; aber groß ist es, dem Uebel kräftig zu widerstehen." Allein man betrachte die Sache nur genauer, und der Verf. selbst gedenke an die Flauheit und Indifferenz Derer, welche auf den Eisspitzen der einseitigen Verstandescultur wandeln, und erwäge, daß er selbst die Schwärmerei zum Theil durch Reaction gegen solche Lauheit und Einseitigkeit begründet fand, so wird sich ihm auch der Ursprung mancher Sekten von dieser Seite rechtfertigen. Denn wie vermag unter solchen Umständen der Einzelne mit seiner warmen Liebe für das Kirchliche auf Andere zu wirken. Daß er durch Halten an der Kirche und Ausübung der religiösen Handlungen innerhalb derselben ein gutes Beispiel gibt, ist das Einzige, was er vermag; selbst Das, was noch ehedem in Deutschland als jedem christlichen Bürger geziemende Pflicht betrachtet wurde, z. B. mit den Seinigen am Sonntag ein geistliches Lied zum Lobe des Herrn anstimmen, einen Abschnitt aus der Bibel mit ihnen lesen rc., das bringt schon heutzutage in den Ruf eines Mystikers oder Pietisten, und kommt irgend ein guter Freund dazu, der gleichen Drang hat, seiner religiösen Empfindung genugzuthun, die er doch nicht blos im Gotteshause befriedigen soll, so ist das Gerede von mystischen Conventikeln voll. Unter solchen Umständen hat sich der Religiöse gar noch nicht von seiner Kirche getrennt; aber die Gemeinde, in welcher er lebt, sieht ihn als einen Getrennten an, und zieht sich von ihm mit Scheu zurück, um nicht ebenfalls in den Ruf des Mysticismus und der Schwärmerei zu gerathen. Man fährt lieber während des Gottesdienstes auf einen Lustort spazieren, als außer der Kirche mit den Seinigen ein Gebet zu verrichten, weil es unschädlicher ist, ein Weltkind, als ein Kind Gottes zu heißen. Was soll nun der mit solchen Augen Betrachtete thun? Es ist leicht zu sagen: „Alles, was auf Absonderung und Trennung abzielt, ist dem Geiste des Christenthums fremd"; aber der Verf. geht doch zu weit, wenn er S. 177 sagt: „Möge man einsehen, daß im Bereiche des Christenthums durch Trennung und Umwälzung keine gründliche Verbesserung bewirkt werde; daß dies nur in äußerer Eintracht mit der Kirche, wenngleich diese selbst in Haupt und Gliedern der Reform bedarf, gedeihlich ins Werk zu führen sei". Wenigstens wir Protestanten können dies nicht gelten lassen, weil wir die Reform in Haupt und Gliedern an der katholischen

Kirche immer noch nicht wahrnehmen, deren Bedürfniß zu Luther's Zeit, und noch früher, selbst in der Kirche ausgesprochen wurde. Und ist es hier anders als im politischen Gebiete, wo auch durchgreifende Reformen meistens nicht auf dem Wege der Eintracht entstehen? Haben wir Protestanten aber einmal jenes Princip angenommen, so können wir, wollen wir consequent sein, das Recht, sich zu trennen von der Kirche, auch Denen nicht streitig machen, die in Dem, was sie als wirkliche Glieder derselben zu thun glauben, ihre Befriedigung finden. Ihnen können wir nur die Selbstprüfung empfehlen, ob nicht falsche Triebfedern, ob wahre und unverfälschte Ueberzeugung sie leitet. Wenn dann als Nachtheil des Separatismus angesehen wird, daß sich das Band löse, „wodurch der religiöse Mensch mit allen (?) Gleichgesinnten zusammenhängt", so wird der Separatist, der die engere Vereinigung mit wenigen Gleichgesinnten dem lockern Zusammenhang mit vielen Kaltgesinnten vorzieht, dadurch so wenig sich getroffen finden, als durch die Bemerkung, daß hier wieder auf die Formel geschworen werde; denn natürlich will jede Verbindung eine Form haben, die aber erst dann zur leeren Formel wird, wenn sie nicht mehr mit der Ueberzeugung Derer stimmt, welche sie anregten. Durch diese Betrachtung der Schwärmerei kommt nun der Verf. wiederum auf die Begeisterung, welche mit jener nicht verwechselt werden soll, obwol Mechanismus und Eigensucht, Hangen am Hergebrachten diese häufig für jene erklärt. Er schildert sie in Beispielen an Einzelnen und an Volksmassen.

Letzteres führte den Verf. wahrscheinlich zu dem darauf folgenden Abschnitt von der politischen Schwärmerei, der uns der vorzüglichste zu sein scheint. Der Verf. setzt hier auseinander, wie diese mit der religiösen Schwärmerei zusammenhänge, und beurtheilt viele hierher gehörige Erscheinungen (z. B. den Bauernkrieg, S. 210, den puritanischen Glaubenseifer gegen Maria Stuart, den Fanatismus der französischen Revolution, durch welchen man im Namen der Freiheit und des Vernunftrechts die Freiheit und das Recht tyrannisirte) mit Einsicht und Billigkeit. Interesse wird es für unsere Leser haben, zu erfahren, wie der würdige Verf. über die Julirevolution und die gegenwärtige Zeit denkt, weshalb wir hier die darauf bezügliche Stelle ausheben (S. 221):

Die Bewegung von 1830, die eine Thronveränderung bewirkte, bekam gleich anfangs der Verstand in seine Gewalt, und obgleich seither zwei bedeutende Parteien ihren Verstand anstrengen, um die Früchte dieser Bewegung sich anzueignen und zu versichern, so hat doch bisher keine weder eine Schwärmerei noch Begeisterung für sich entzündet. Das Spiel der Parteien ist jetzt bloße Berechnung des Verstandes.

Ueberhaupt fehlt es unsern jetzigen politischen Zuständen an Zündstoff zur Unzufriedenheit und zu Unruhen keineswegs. In vielen Ländern ist ein düsteres, dumpfes Unbehagen verbreitet, wobei der Trieb nach Freiheit sich beengt und bedrückt fühlt und zugleich einer bestimmten Leitung und Richtung entbehrt. Auch läßt es sich nicht miskennen, daß eine solche Stimmung ein Element ist, welches politische Schwärmer, redliche und unredliche, zur Beunruhigung des Staats in Bewegung setzen können. Gesitteten Völkern ist zwar ein ruhiger, gesetzlicher Zustand nicht minder erwünscht als ihren Regierungen. Daß es aber noch Schwärmer gebe, die von einem heilbringenden Umsturz des Bestehenden und von Republiken ohne Grundlage träumen, haben in Frankreich, in England, in Spanien mehre Symptome, in Deutschland aber manche Reden am hambacher Feste verrathen. Will man demnach der Gefahr politischer Schwärmerei begegnen, so wird man die Erforschung und Verstopfung der Quelle des angedeuteten Unbehagens nicht vernachlässigen dürfen. Diese Quelle scheint aber blos in einem gewissen Naturverhältnisse zwischen den politischen Zuständen, Gesezen und Einrichtungen und den vorhergehenden Ansichten, Bedürfnissen und Sitten zu bestehen. Der Barometer schwärmerischer Entzündbarkeit steht um so höher, je mehr das Unbehagen im Dunkeln schleicht u. s. w.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, nachzulesen, was der einsichtsvolle Verf. (S. 223) für die wirksamsten Mittel hält, um dem Uebel gründlich zu steuern, damit es nicht in gefährliche Schwärmerei ausarte, und bemerken nur, daß sie zwar in Licht und Recht zusammengefaßt, daß diese selbst aber ihm kein dunkles Schiboleth oder ein triviales Universalmittel sind, sondern daß er den Werth dieser Worte wohl erwogen hat und mit Nachdruck darüber spricht.

Der letzte Abschnitt handelt vom Mysticismus und der Mystik, wovon wir zum Theil schon oben gesprochen haben. Hier wird S. 225 der Mysticismus bestimmt als die „Stimmung des Gemüths, das nach einer Besitzergreifung des Göttlichen mittels des bloßen innern Gefühls ohne Beziehung der Vernunft strebt, oder eine solche Besitzergreifung voraussetzt", und der Verf. findet das Eigenthümliche aller Mystik (aber die Mystik soll ja das Gesunde, und nur der Mysticismus Ausartung sein?) in folgenden zwei Hauptpunkten, daß sie 1) nur eine gewisse Art innerer Gefühle und Empfindungen, oder einen innern geistigen Sinn als Erkenntnißquelle der sittlichen und religiösen Wahrheiten annehme; 2) in ihren Adepten ein entschiedenes Vertrauen auf unmittelbare Eingebungen, die sich den Individuen durch jenen innern Sinn offenbaren, erwecke und begründe. Wenn wir nun hier Alles wiederum auf das Vorherrschen des Gefühls reduciren sehen, so fragen wir allerdings, ob die späterhin auch von dem Verf. selbst angeführte Mystik des gelehrten Hugo und Richard de St. Victor sich blos dem Gefühle und eignen Eingebungen überlassen habe. Von einzelnen Arten des Mysticismus wird, jedoch ohne erschöpfende Eintheilung, S. 239 und 248 manches Treffliche bemerkt, der eigne Geist und der Geist von oben, die christliche Selbstverleugnung von der mystischen Selbstvernichtung wohl unterschieden, mit Billigkeit und Schonung von außerordentlichen Zuständen gesprochen, die man mindestens nicht suchen und den Offenbarungen der Apostel und Propheten nicht gleichstellen soll, dann das Verhältniß des Mysticismus zur Wissenschaft und Kunst behandelt, wobei wir nur bemerken möchten, daß der Verf. übersehen hat, wie oft die Mystik die Resultate, welche die spätere Erkenntniß auf wissenschaftlichem Wege findet, anticipiren kann. Interessant ist endlich auch, was der Verf. über den Quietismus mehr schildernd als erklärend bemerkt; doch ist es falsch, die Ascetik der Hindus Bü-

fung zu nennen (wie S. 287 geschieht), da sich dieselbe nicht an den Begriff begangener Sünde knüpft. 8.

Französische Romantik. Das Drama „Luther" von Léon Halévy.

Daß die heutige französische Romantik sich größtentheils durch die Einflüsse der modernen deutschen Poesie gebildet, ist von unserer Kritik, die in dieser Hinsicht unstreitig das tiefere Bewußtsein hat, längst anerkannt, wenngleich der sich selbst gern täuschende Franzose sich einbilden mag, in seiner Romantik durchaus originell zu sein. Für den denkenden Betrachter und Kenner jenes zeitgemäßen Uebergreifens der einheimischen Poesie in die Elemente eines fremden Volksbewußtseins ist es interessant, zu bemerken, wie die französisch-romantische Schule fast ganz ohne Wahl, ja selbst ohne Geschmack, die losgerissenen Bestandtheile deutscher Poesie in ihr eignes Wesen einschlang; wie sie Tiefes und Seichtes gleich nothwendig und heilig achtete; wie sie, ohne das Wesen der Sache zu begreifen, mit eifersüchtiger Begierde sich aller äußern Theile derselben bemächtigte, und das Schwülstige, Hohle, Ueberspannte und Schlechte in gleichem Maße auf sich wirken ließ, wie das Vortreffliche, Gedankenvolle und Lebendige.

Wir Deutschen erinnern uns noch der kürzlich vergangenen Periode, wo die Poesie Hoffmann's in Frankreich Eingang fand; nicht Eingang fand, sondern gleich einem unwiderstehlichen Lebensstrom durch alle Adern der französischen Romantik floß. „Die Elixire des Teufels", die „Nachtstücke", „Meister Floh" die „Phantasiestücke" existirten verhundertfacht in den pariser Leihbibliotheken. Das Fräulein und der Poet, der Roué und der Handwerker, der nur am Sonntag romantisch sein darf, die Dame der Königin und die Grisette erfreuten sich in gleichem Grade an diesem wahnsinnigen Medardus, an diesem tollen Kreisler, an diesem fürchterlichen Sandmann, der nicht blos die kleinen Kinder, sondern die ganze pariser Bevölkerung in seine ungeheuere Tasche steckte. Und die schriftstellernde Blüte der französischen Romantik, sie war von dem ganz Unerwartet-Gräßlichen so begeistert, daß sie schwerlich in zehn Jahren zurücknehmen kann, was sie damals, vor Enthusiasmus glühend, in den Feuilletons der Journale geäußert hat.

Und wieviel fehlt dennoch, daß die französische Romantik begriffen haben sollte, welches Wesens dieser seltsame Mensch und Dichter Hoffmann sei. Kaum daß es die Deutschen begriffen haben; denn was Wolfgang Menzel, der geistreich combinirende, aber leichtsinnig denkende Beurtheiler, über ihn gesagt hat, streift nur an der Oberfläche hin; er erkennt nur das Fratzenhaft-Schaurliche, nicht die tiefe, dunkele Gemüthswelt; er verbreitet sich nur über das diabolische Einzelne, wie es fürchterlich oder scurril sich in den Novellen herumtreibt, nicht über den innerlich-ernsten Zusammenhang dieser Denkweise mit einer viel bedeutendern philosophischen Richtung. Er hält oberflächlicherweise Das für eine Krankheit, was in aller Excentricität doch reines, kräftiges Wohlsein ist. Und demgemäß, aber noch weit luftiger, betrachtet die französische Romantik diese Poesie. Sie nimmt sich von derselben alles Aeußerliche und läßt die Seele liegen. Darum ist ihr wildes Flattern in dem Diabolischen, in dem geheimnißvollen Reich des Erdgeistes nur ein Schein, eine Taschenspielerei, kein Drang der Phantasie, des Glaubens, kein leidvolles und freudvolles Dichten, nur eine Visite, die dem Satan und seinen Engeln gemacht wird, kein poetischer Bund, mit Höhe und Tiefe, Himmel und Hölle geschlossen.

An der französischen Romantik, die immer verwirrt, aber auch immer geistreich ist, haben viele poetische Geister unserer Literatur gearbeitet, sowie zu einem großen Bauwerke Meister aus Nord und Süd, Ost und West zusammenberufen werden. Schiller, Göthe, Tieck, Schlegel, Hoffmann, Müllner, Werner, die Heine'sche Schule, Wolfgang Menzel, W. Alexis haben an dem fremden Gerüst fleißig gezimmert. Wie Verschiedenes bildeten diese deutschen Hände! Wie Verschiedenes wirkten noch von der nördlichen Insel her Scott's, Byron's und Shakspeare's unsterbliche Geister! Und dennoch hat jeder dieser Dichter seinen Antheil an der französischen Romantik, und vom tiefern Süden herauf der ernste, keusche Calderon und der geistvollste aller Novellisten, Cervantes. Man zerlege einmal das Hauptdichtwerk der französischen Romantik: „Notre Dame" von Victor Hugo (es wäre eine anstrengende aber belohnende Mühe) bis in die Elemente seines Daseins, bis in die Atome seines Bestehens, und man wird finden, daß von allen den genannten Dichtern, großen und kleinen, etwas, und wäre es nur die Troddel ihrer Schlafmütze, in „Notre Dame" enthalten ist. „Notre Dame" ist ein schöner Roman, aber ein confuses Gedicht. Die unzähligen Einflüsse von außen haben es so confus gemacht. Esmeralda ist des Cervantes würdig. Quasimodo ist in der traurigen, häßlichen Einöde seines Wesens ein Meisterstück wahrer, ursprünglicher Poesie. An dem Bilde dieses Küsters haben Shakspeare, Göthe, Tieck und Byron gemalt und nicht ihr Geringstes gegeben. Aber dieser Archidiakon Claudius Frollo ist ein Jammerbild. Hier hat der confuseste, der bejammernswürdigste und charakterloseste aller Dichter, der unglückliche Zacharias Werner, noch lange nach seinem Absterben unheilvoll gewirkt.

In den pariser Feuilletons begegnet uns gegenwärtig ein neuer Romantiker, ebenfalls auf altem Grunde: Léon Halévy, der Verfasser des Dramas „Luther" nach Zacharias Werner. So viel uns bekannt, ist dies Drama noch keiner pariser Bühne zur Darstellung angeboten worden. Es wäre ein Unglück, wenn Letzteres geschehen sollte, wenn es etwa einem französischen Schauspieler einfallen sollte, für diesen „Luther" Das zu sein, was Iffland in der „Weihe der Kraft" war. Luther auf der Bühne war an sich eine Narrheit, und Iffland als Luther war eine potenzirte Narrheit. Wenn Toussenel, der Kritiker des Halévy'schen Dramas im „Temps", sich ausdrückt, Luther sei darum eine poetische Gestalt, weil er inconsequent gewesen und an den Teufel geglaubt habe, so ist dies ein echt französisches Urtheil, und man sieht aus dieser Argumentation, wie die französische Kritik noch zehnfach confuser ist als die französische Romantik. Der Kritiker macht dem Dichter den Vorwurf, daß er den an sich poetischen Luther verzerrt und sich von dem deutschen Werner habe verführen lassen. Das Letztere ist unbedingt zuzugeben; verzerrt sind diese beiden Luther gewiß; aber das ist ein großer Misgriff, wenn man den wackern Streiter und Reformator Luther darum etwa für eine poetische Figur hält, weil er dem Cölibat den Hals umgedreht, und weil er in den Armen der treuen Katharina gesungen: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang".

So viel geht aus dem Stück Léon Halévy's hervor, daß derselbe den überpoetischen Luther Werner's vollkommen rationalisirt hat, und darum ist er unstreitig, nicht wie Toussenel behauptet, besser, sondern noch schlechter geworden. In dem Werner'schen Drama ist freilich die höchste Bedürftigkeit und Kränklichkeit des dichtenden Subjects ausgedrückt, die Eiterbeule deutscher Romantik; aber dieser Mangel ist doch der Mangel der (wahren) Poesie, und in diesem liegt ja doch die Sehnsucht nach dieser, und alle die spielenden Bilder, die mondscheinhafte Weichheit, dieser verjünglingte Engel Theobald, dieser verjungfraute Engel Therese, ihre zum Zerbrechen weichliche Liebesbeziehung, das Alles drückt jene unselige Sehnsucht aus. Léon Halévy dagegen hat die Sache hausbackner genommen. Bei ihm ist Theobald nur der Discipul und Famulus des Doctor Luther, Therese nur die gebildete Kammerjungfer Katharinens von Bora, welche bei der heimlichen Liebe dieser Schwesternonne zu dem Doctor Luther das trostreich intervenirende Princip macht. „Mr. Halévy", sagt Toussenel, „apporte la clarté, le bon sens, et la sobriété du génie français, puis

aussi ses préoccupations politiques d'où il résulte d'abord, comme défaut général, qu'on entend ronfler parfois, au milieu du mysticisme germanique, des vers libéraux et constitutionnels." Das heißt also mit andern Worten: Léon Halévy hat aus dem Thomas a Kempis „Die Stunden der Andacht" gemacht; er hat die Lilienblume und die Mondscheinpartien in die populaire Theatersprache übersetzt; er hat also ungefähr das Verdienst, was Raupach in seinem „Robert der Teufel" hatte. Er hat den Sehnsuchtsnebel in das Nützlichkeitsprincip, den Karfunkel in den gesunden Menschenverstand und die platonische Liebe in eine gut französische aufgelöst, bei welcher man, wie der Schüler im „Faust" sagt, doch das Wo und Wie sieht.

Die historischen Fundamente und die Disposition der Acte ist übrigens in der französischen Bearbeitung ziemlich dieselbe geblieben wie im Deutschen. 130.

Zur Gemmenkunde; antike geschnittene Steine vom Grabmahl der Heiligen Elisabeth in der nach ihr genannten Kirche zu Marburg in Kurhessen; archäologische Abhandlung von Friedrich Creuzer. Mit Kupfern. Darmstadt, Leske. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Unter diesem Titel gibt Creuzer eine Deutung der Gemmen, die vor der Abführung nach Kassel am 12. Dec. 1810 an dem Schreine angebracht waren, der einst, wahrscheinlich seit 1249, die Gebeine der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen einschloß. Zwar hatte protestantischer Eifer im J. 1539 die heiliggesprochenen Gebeine daraus entnehmen und anderwärts unterbringen lassen; aber als dieses geschah, war man noch nicht so weit in der Rücksichtslosigkeit, daß man auch den Kasten, ein Kunstwerk seiner Zeit, gleich des Schmuckes von Perlen, Gemmen und Edelsteinen beraubt hätte, die frommer Wallfahrer gläubige Andacht dorthin gestiftet. Nur den Augen der Menge wurde der Kasten entzogen; sonst stand er leer, aber unversehrt in einer Kosturei, die ihren Schatz ebenso gewissenhaft vor den Augen eifriger Kunstfreunde wie vor den Händen noch eifrigerer Weißkäufer verbarg. Selbst im J. 1806, als Hessen erobert war, entzog sich die Truhe den spähenden Augen des Feindes; erst als es an Hieronymus Napoleon einen Landesvater erhalten, blieb auch dieser Winkel nicht undurchforscht, und kunst- und sachverständige Räuber ließen sich's angelegen sein, den äußern Schrein seinem Innern gleich zu machen. Schwerlich wären die ihn umkleidenden Basreliefs diesen Alterthumsfreunden entgangen, hätte sich damals nicht ergeben, daß ein Theil derselben nur vergoldetes Kupfer sei. Mehr zog sie in arctum redacta artis majestas, der Gemmen Bedeutenheit an. Alle, die an der Truhe sich befanden, würden, durch diesen Raub verkrümelt, den Kunstfreunden wol für lange verloren sein, hätte ein wohlberathener Mineralog nicht vor der Wegbringung nach Kassel sich Notizen über die Edelsteine genommen und gelegentlich dabei die Gemmen in Siegellack abgedrückt.

Diese sehr sorgfältig in Kupfer gestochenen Siegelabdrücke sind die Unterlage, an welche Creuzer seine Beiträge zur Gemmenkunde anknüpft, leider meist sich auf die archäologische Deutung der vorliegenden Bildwerke beschränkend. Wer gehofft hat, hier klare, entschiedene Antwort auf die schwierigen Fragen zu finden, woran echte antike Gemmen zu erkennen seien? ob scheinbar antike Fassung geschnittenen Steinen Bürgschaft alter Herkunft verschaffe? welche Arten von Fassung bei den Alten die gewöhnlichere gewesen u. s. w.? der hofft auch hier wieder vergebens. Das Wenige, was Hr. von Steinbüchel in seinem „Abriß der Alterthumskunde" (S. 77 fg.) beigebracht hat, wird sonach ferner genügen müssen. Denn nur auf den ersten 16 Seiten und gelegentlich S. 99 findet man hier einige Andeutungen.

Creuzer war so glücklich, sich den Beweis der Authenticität seiner Denkmale ersparen zu können. In der Zeit, wo sie dem Kasten angefügt wurden, war auch, so rohe Darstellungen hervorzubringen, den damaligen Menschen nicht möglich, und spätere Verfälschung hätte sich gefälligere Muster gewählt.

Die 35 Gemmen, die wir hier erklärt erhalten, sind also, mit Ausnahme der orientalischen, ungelesen gebliebenen, classisch-antik, aber von Seiten der künstlerischen Ausführung fast alle herzlich gering, und Creuzer konnte alle Schätze seines so viele Gebiete umfassenden Wissens der Deutung dieser kleinen und häufig räthselhaften Kleinode zuwenden, wie er denn auch angelegentlichst gethan hat, ohne Beringer's oder so manches andern Archäologen Schicksal zu fürchten. Seine Erklärungen funkeln wie Demanten im Dunkeln. Die Versuchung, weiter im Häufen der gelehrten Illustrationen zu gehen, als Vielen noth scheinen möchte, lag für einen Mann solcher Gelehrsamkeit nahe. Man wird ihn hier wie überall belesen, geistreich zusammenstellend und Lieblingsansichten pflegend wiederfinden, aber auch manchmal nach Entlegenem greifend, wo das Näherliegende sich dem unbefangenen Sinne doch aufdrängt. So soll Nr. 14 ein Reiter mit einer Fackel, der gelehrt durch alte Festspiele erklärt wird, und darüber ein Digamma äolicum sein, während ein ganz gleiches Monogramm bei Nr. 9 uns als das delphische E gedeutet wird. Alle Register seiner umfassenden Gelehrsamkeit zieht Creuzer bei Nr. 21, um endlich einer Deutung das Wort zu reden, die eine sehr bedenkliche Analogie zur Hauptstütze hat. Man kann sich nicht versagen, dieses mehr für eine Phantasie neben dem Denkmale weg, als für eine Deutung aus dem Denkmale heraus anzuerkennen. Ein Gleiches dürfte der Mehrzahl der Leser bei der 24. Gemme begegnen, wo die Mangelhaftigkeit des Bildes eher an ein naheliegendes Pferd mit der Palme, wie dies auf so vielen Contorniaten gesehen wird, als an den so weit hergeholten Martichoras denken läßt. Vielleicht wäre hier die Steinart entscheidend, wenn sie bekannt wäre. Nur an sehr reichlicher Tafel kann man Ueberfüllung besorgen. Creuzer rechnet auf Gäste, die auch zuzusehen verstehen; daß er so reichlich gab, wird daher Niemand zum Vorwurf ihm machen. Manches gelegentlich Beigebrachte, z. B. über den Ampelos, ist der Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde auch hier nicht verborgen.

Der Druck der ganzen Schrift ist mehr gut in das Auge fallend als richtig, daher das lange Verzeichniß der Berichtigungen vor dem Lesen wohl zu vergleichen ist. 110.

Literarische Notiz.

Die eben erschienene Nr. 15 der „Revue rétrospective" *) schließt die erste Folge dieser sehr reichhaltigen Zeitschrift, welche mehre höchst schätzbare Beiträge zur Geschichte Frankreichs, besonders der Revolution, Ludwig XVI., des Kaiserreiches, der kaiserlichen Familie und der Restauration enthält und interessante ungedruckte Aufsätze von Bossuet, Diderot, Frau von Staël, Rousseau liefert. In Nr. 15 finden wir unter Andern die Geschichte einer Entführung aus dem Jahre 1632, von der Entführten selbst erzählt, und aus den unlängst in Neufchatel aufgefundenen Handschriften eine trefflich geschriebene Selbstschilderung J. J. Rousseau's. 7.

*) Vgl. hierüber Nr 10 d. Bl. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 23. Januar 1835.

Paris, oder das Buch der Hundert und Ein. Aus dem Französischen übersetzt von Theodor Hell. Fünfter und sechster (letzter) Band. Potsdam, Riegel. 1833. Breit 12. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Daß das „Buch der Hundert und Ein" ein unterhaltendes Buch sei, ist uns Deutschen durch zwei oder drei Nachdrücke des Originals und vier oder fünf gleichzeitige Uebersetzungen erwiesen. Es war zu erwarten, daß unter diesen diejenige, welche aus der gewandten Feder Hell's floß, die geschmackvollste und die beste sein würde, und in der That ist sie es. Sie trifft den Ton, sie wechselt mit ihm, sie gibt das Original, seltsam, unterhaltend, verführerisch, täuschend, wie es ist, und wie wir es in unsern frühern Anzeigen charakterisirt haben. Hier halten wir uns an den Inhalt, nachdem wir früher über die Bedeutung dieses Inhalts unsere Meinung ausgesprochen haben.

Der fünfte Band gehört zu den amusantesten Theilen des Werks, für die wenigen Leute, die überhaupt noch amusabel unter uns sind. Er beginnt mit der schwermüthigen Elegie eines jener Opfer von 1830, Peyronnet's, welcher seine und seines Kerkers Geschichte durch seinen Enkel dessen Enkeln erzählen läßt. Der Aufsatz: „Ham", ist viel bekannt geworden; das Beste darin ist die Grabschrift, die der Verf. sich selbst setzt:

Verbannt,
Weil er treu gewesen,
Und verurtheilt,
Als wär' er dies nicht gewesen.

Alles Uebrige ist weit minder poetisch als in dem Aufsatz: „Vincennes", aus derselben Feder im dritten Bande. „Ein Morgen bei den Invaliden", von Emil Deschamps, wird von jener bescheidenen Prahlsucht, von jener halb unterdrückten Apotheose der Gloire verunstaltet, von welcher ich nicht begreife, wie ein so verständiges, ein so skeptisches Volk, als die Franzosen sind, sich nicht davon abthun kann. Aller Welt ist diese Prahlerei verhaßt, und die Franzosen, welche an Allem zu zweifeln gelernt haben, sie, die alle Dinge so gern nach ihrem Ausgang beurtheilen, sie glauben noch immer in corpore an diese Göttin, die ihnen bei Leipzig und Waterloo Valet sagte? Es ist, als hätte Augustus nach der Niederlage des Varus noch von der Bezwingung Deutschlands träumen wollen! Wir aber, was haben wir als Waffen gegen einen so tief gewurzelten Aberglauben, wenn wir uns der einzigen wirksamen Waffe des Spottes und des Lachens nicht bedienen wollen? Oder wenn nun gar deutsche Autoren von Namen kommen und uns diese Gloire erklären und verdeutschen? Der „Schatten der großen Armee", von dem der Verf. fabelt — wie? wurde er nicht in Rußland, in Deutschland, in Belgien, in Frankreich beschworen? Soll dies Ungethüm immer umherwandeln, und keine Zauberformel in Donner und Blitz es dahin zurückscheuchen, woher es kam? Frankreich, wenn es sich selbst liebt, möge doch endlich davon schweigen, oder das Ding, wohin es gehört, zu den Sagen, werfen. „Von dieser Zeiten Barbarei (1832)" sagt Delecluze recht gewichtige Worte. „Beobachten, zergliedern, was schön ist, das Zergliederte verachten, verfallen lassen, nach Laune zerstören, unter dem Vorwand, dem Nützlichen Platz zu machen, — das ist die Barbarei unserer Zeit!" Leider hat er nur zu sehr Recht. Was jenen armen, elenden, kurzsichtigen Nützlichkeitsenthusiasten irgend nicht zusagt, wo findet es heute noch Schutz? Wo ist in Frankreich besonders noch eine Zuflucht Dessen, was dem Geiste angehört und seiner liebenden Neigung? Armes Land, vollgestopft voll industriellen Reichthum, im Besitze armes Land, wenn du Das verachtest, was den Besitz besitzenswerth macht! Was soll dir der Ueberfluß, wenn der menschlich-würdige Gebrauch des Ueberflusses dir fehlt! Zu allen Zeiten hat die Welt und die Gesellschaft ihre Schlangen, die mit zischender Zunge nach ihrem besten Leben trachten. Sonst war es der Aberglaube, dann war es die Machtgier, der Kriegsruhm, der Gleichheitsschwindel — jetzt ist es die Industrie, oder vielmehr ihre verirrte Würdigung. Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist — und dem Geiste was des Geistes ist. Delecluze hat Recht. Was das Thier charakterisirt, das ist, daß die Gegenwart unaufhörlich und ausschließlich es beschäftigt; dem Menschen allein gehört Vergangenheit und Zukunft. James Rousseau gibt einen „Besuch bei dem Herrn von Paris", d. h. seinem Scharfrichter, zum Besten. Sein Namensahn Jean Jacques würde geschaudert haben, nur den Titel dieses Aufsatzes zu schreiben. Unsere Zeit liebt dies Handwerk — wenigstens in der Literatur, gleichsam als fühlte sie, daß es ein absterbendes Institut, ein grauses Geschäft ist, von dem man bald nicht mehr hören wird, und das wie die französische Gloire bei den Fabeln begraben liegt. Aber freilich ist es eine verhenkerte Idee, daß der Verf. grade Hrn. Lally de Tolendal so teufelmäßige Spöttereien über den Beruf des Herrn Sanson, seines nachherigen Nachrichters, treiben läßt! Uebrigens gehört der Henker 1833 nicht mehr wie um 1333 in die gute Gesellschaft, und Hr. Rousseau hätte uns mit diesem unangenehmen Besuch verschonen sollen. Desto willkommener ist Girardin's „Paris vor tausend Jahren", bestürmt von den Normannen, ein lehrreiches, hübsches Bild von geschmackvoller Erfindung. Desnoyer's „Böotier von Paris" sind viel zu kurz. Außer den Wiederkäuern und den Allesvorausbeantwortern kenne ich noch viele andere Formen des Böotismus in der Gesellschaft, und wer kennt sie nicht? „Die Katakomben" von Lamarque sind rhythmisch, aber ohne Poesie. Wer aber erfreute sich nicht an E. Sue's „Pariser zur See", diesen ergötzlichen Bären als Lautenschläger? Man kann von dem Pariser sagen, daß er zu Allem tauge, zum Helden, zum Taschendieb, zum Dichter und zum Perrückenmacher — nur nicht zum Seemann. Darum redet unser Capitain der Charmante-Louise unserm Matthieu Guichard auch sogleich mit dem guten Troste zu, daß er immerhin dazu taugen werde, seinem Schiffsjungen die Pfeife anzustecken!

Tief und ergreifend ist, nach diesem Bilde voll Humor, Salvandy's „Namenloser Platz", den das Blut der Könige wie des Berges, der Ermordeten wie der Mörder taufte, und der doch heute ohne festen Namen ist. Die politische Farbe des Sprechenden könnte man, glaube ich, daran erkennen, ob er ihn Place Louis XVI, oder de la concorde, oder de la révolution nennt. Historisch betrachtet, welch ein Platz, von welchen Schauern umringt! Blutspuren auf den Dielen eines alten Schlosses füllen die Phantasie mit stillem Schrecken — welche Schrecken sollen uns hier umlagern, wo das Blut der Weisen, wie Chénier, Roucher, Linguet, Thouret, Lavoisier; der Tugend, wie Malesherbes, Bergniaud, Lachatolais, Gensonné, Magon-Labalur und Brissot; der Krieger Custine, Houchard, Westermann, Biron, Dillon, Ronsin, Lamercière, Beauharnais, Lavalette und Lukner; der Heldin Charlotte Corday, des Gesalbten Ludwig XVI., der schönen, hoffnungsvollen Königin, der engelgleichen Elisabeth; das des Lasters, der Dubarry; der edeln Herzoginnen du Châtelet, Grammont, d'Ayen, der Marschallinnen Biron, Noailles, Levy, zusammen mit dem der jungen Desmoulins, der Witwe Hebert's, der starken Madame Roland; das der edelsten Geschlechter Frankreichs, der Montmorency, der Villeroy, Bethune, Mirepoix, Noailles, Beauvilliers, Créquy, Tonnère, Crussol, Broglie, Thiars, Boufflers, Tclarr, d'Estaing, Seyecourt, St.-Priest in Strömen floß,

*) Ueber den zweiten bis vierten Band vgl. Beilage Nr. 9 d. Bl. f. 1833. D. Red.

wo endlich, als eine traurige, aber lehrreiche Sühne, Anacharsis Cloots, Chabot heute, Chaumette und Danton gestern, und die Ungeheuer Conthon und St.-Just, Henriot und Robespierre verbluteten. Noch einmal, welch ein Platz! Gedrängt voll von Schatten schuldlos Gemordeter und voll großen, großen Weltlehren! Der Aufsatz ist Salvandy's werth.

Wir eilen zu fröhlichern Bildern, d. h. über Bocart's Kirche des Petits-Pères hinweg, zu Felix Bodin's „Scene des Magnetismus". Sollte es auch für Deutschland wahr sein, daß der Ruf eines Adepten des Magnetismus uns in der Politik unfehlbar unter die schwachen Geister, in der Philosophie unter die Hohlköpfe, in der Literatur unter die Einfältigen classificire? Ich zweifle. Ach, der Rhein ist gegen den Mississippi ein schmales Flüßchen; doch welche Unterschiede diesseit und jenseit! Kosmopolitismus, Indifferentismus, Magnetismus und Pietismus — hier gelten sie; und dort? Im Uebrigen ist F. Bodin verständig genug, sich bei seiner Erzählung einen freien Rückzug auf das poetische Traumgebiet offen zu halten. Die übrigen Aufsätze dieses Bandes: „Die Gelangweilten" von Jal, „Die Poststraße" und „Geschichte einer Capote" sind nicht bedeutend. Hugo's „Napoleon II." hat in der deutschen Uebersetzung etwas, das an Opitz erinnert, unpoetische Ueberschraubung, die das Original besser verbirgt.

Der sechste Band ist an allerliebsten Aufsätzen reich. „Der schwarze Napoleon", von Gozlan, ist ein echt französischer Spuk, der, wie jetzt herkömmlich, auf dem Schaffot endet. Der Volksglaube ist zäher Natur; man hat 58 falsche Neronen, 32 falsche Karl V., etwas weniger falsche Sebastiane, Waldemare, Alexis und Eduarde gezählt; der falschen Ludwig XVII. aber ist noch kein Ende. Warum soll Napoleon nicht auch seine Doppelgänger, und obenein seine schwarzen Doppelgänger haben, sintemalen des Weißen an ihm uns nicht viel bekannt ist? Dieser nun ist kurzweg wahnsinnig und ermordet seine beiden Onkel, welche ihn abhalten, den Orient in Besitz zu nehmen. Ducange's „Pariser Fräulein" ist uns etwas zu frivol; aber im „Hotel Carnavalet" hat der Uebersetzer Jean Paul's und Hoffmann's, Loève-Weimars, eine recht unterhaltende, an die Localität geknüpfte Skizze des Zeitalters der Frau von Sévigné geliefert. Jules Janin's „Hundehändler" und die „Neue Stadt der St.-Simonisten" ziehen durch phantastische Gestaltung an, während Cormenin's „Napoleon im Staatsrath" ein werthvolles historisches Bild liefert. Die St.-Simonsapostel rufen: „Mein Tempel, das ist ein Weib", und Napoleon sagt deutlich: „Mein Gott und mein Tempel, das bin ich!" Den künftigen Jahrhunderten wird dieser Mann eine mythische Bedeutung haben. Wie Eckart die Verkörperung der Treue, Arthur der Tapferkeit, Amadis der Galanterie, Faust des Wissensdurstes ist, so wird Napoleon die Verkörperung des Egoismus sein. „Das Gehölz von Boulogne" und „Das Lesecabinet" sind gesellschaftliche Skizzen von guter Zeichnung. Cooper's „Keine Dampfboote" ist mehr eine Diatribe gegen Europa und seinen Sittenzustand; sehr unterhaltend, wenn auch einseitig und unwahr. „Zehn Stunden in Ham", vom Herausgeber, zeigen diesen als guten Darsteller und Peyronnet als einen festen, über sein Unglück erhabenen Charakter. „Die Julirevolution", von Dupin d. Aelt., zieht als ein gewichtiges Wort aus gewichtigem Munde an. In kurzen, energischen Zügen ist hier der Kriegszug der pariser Notabilitäten gegen die Regierung Karl X. geschildert; die Massen sind unbeachtet geblieben, man sieht nur die Drähte und die Federn, welche Die bewegten, die eigentlich den Kampf ausmachten; ich denke, nicht sehr zur Ehre dieser Drähte und Federn. In ihrem Handeln ist alles Zufall, in ihrem Willen alles Selbstsucht, Unbekümmertheit um das Schicksal der Massen. In beiden geht der Verf. zugleich allen Andern voran. Die Worte: „Die Charte wird eine Wahrheit sein!" sind von ihm zuerst geschrieben. Hier fügt er hinzu: „Franzosen, lernt doch endlich auch an etwas halten, euch festsetzen!" Schöne Worte; allein, wenn man 40 Jahre lang thätig war, ein Volk Alles verlernen zu machen, da ist es albern, im 41. zu rufen: „Lernt doch endlich!" Auf diesen Aufsatz, voll gewichtiger Richtigkeit, folgt „Die Roulette", von Hervilly. Die ganze Julirevolution war ein Satz auf den grünen Tisch der Roulette, und die schwirrende Roulette ist ein treues Bild des französischen Volksgeistes. Darum findet dies desperate Glücksspiel auch nirgend so viel Beifall als in Frankreich. „Der Königsplatz" und Dumersan's „Medaillencabinet" sind beschreibenden Inhalts; „Das Capuzinerkloster" und Arago's „Glücksritter" machen den Beschluß; beide hübsche sittliche Bilder in Mercier's Manier. So endet dies vielgelesene und vielen Lesern werthe Buch, vor dessen Unzuverlässigkeit wir jedoch noch einmal warnen wollen. 2.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande sowie zum Selbstunterricht. Von Gottfried Ludwig Blanc. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Dritter Theil. Halle, Schwetschke und Sohn. 1834. 8. Alle drei Theile 3 Thlr.

Bei dem jetzt so weit verbreiteten Streben nach Bildung und der steigenden Civilisation muß es Denen, die sich selbst zu belehren oder den Mangel eines frühern gründlichen und vollständigen Unterrichts zu beseitigen wünschen, besonders angenehm sein, in dem vorliegenden dritten Theile des Blanc'schen Werkes die Vollendung dieses gemeinnützigen Buches wahrzunehmen. Ref. hat sich bereits in seinen Anzeigen der frühern Theile *) ausführlich über die Vorzüge dieses Handbuches geäußert und muß es auch jetzt wiederholen, daß ihm dasselbe durch die richtige Mitte zwischen ausgedehnter Schilderung und dürftiger Angabe von Namen und Zahlen, durch die correcte, oft blühende Schreibart und durch die ruhige Haltung des Verf., der keiner Partei und keinem Systeme besonders zugethan ist, als ganz besonders zweckmäßig für den auf dem Titel angegebenen Gebrauch erscheint. Der billige Preis erhöht auch die Möglichkeit, dies Buch in recht vielen Häusern und Familien als ein brauchbares Hülfsbuch verbreitet zu wissen, sowie der Fleiß, den Hr. Blanc auf die zweite Ausgabe verwendet hat, eine Bürgschaft ist, daß er denselben auch einer folgenden Ausgabe in demselben Grade zuwenden wird. Denn freilich kann ein solches Buch am wenigsten der nachbessernden und nachtragenden Hand seines Verf. entbehren.

Der dritte Theil umfaßt die Beschreibung des russischen Reiches und der freien Stadt Krakau, dann der übrigen Welttheile: Asien, Australien, Afrika und Amerika. Es könnten nun wol die genannten vier außereuropäischen Welttheile zu kurz in Vergleichung mit Europa behandelt scheinen, aber da doch immer Europa dasjenige Land bleibt, welches den Lernenden am wichtigsten ist, und dessen genaue Kenntniß am nothwendigsten gefodert wird, so war es wol billig, daß auch diesem Welttheile der größte Theil des Werkes gewidmet wurde. Dabei ist die Beschreibung der übrigen nicht ungenügend, sie ist vielmehr übersichtlich und erstreckt sich recht häufig auf Einzelnheiten, wie sie von den Lesern der verschiedenen Classen, für welche dies Buch bestimmt ist, allerdings gesucht werden. Als Belege nennen wir die Erklärung des Wortes Assassine (S. 119), die Charakteristik Mohammed Ali's (S. 320 fg.), die Erläuterungen über die Kaschmirshawls (S. 167), über den Stockfischfang bei Neufundland (S. 412), über die Missionnaire auf Otaheite (S. 295) und über die Bereitung des Zuckers (S. 457), sowie für die übersichtliche Darstellung die Schilderungen der Saharawüste, der Sklavenküste, des ostindischen Landes und der indischen Religion. Der Beschreibung größerer Städte ist auch in diesem Theile überall ihr Recht widerfahren, so bei den Beschreibungen von Petersburg (wo die Zahl der deutschen Bewohner nicht 24,000, sondern sehr nahe an 30,000 beträgt),

*) Nr. 305 und 306 d. Bl. f. 1833 und Beil. 5 f. 1834. D. Red.

Moskau, Rio Janeiro und Jerusalem. Dem russischen Reiche sind 80 Seiten gewidmet worden, von denen neun Seiten wieder auf Petersburg kommen. Aber auch sonst hat Hr. Blanc sich bemüht, allen billigen Foderungen Derer, die etwas über das ungeheure Reich wissen wollen, zu entsprechen, wo Ref. nur noch einige Notizen über den Culturfortschritt des Landes und die jetzt frisch erblühende und vom Kaiser Nikolaus so sehr gepflegte Nationalliteratur vermißt hat. Auch würden wir es für zweckdienlich gehalten haben, den russischen Namen, wie bei den englischen und spanischen geschehen ist, eine Angabe der richtigen Betonung beizufügen, da in Wörtern, wie Wladimir, Romanow, Suwarow, Scheremetiew, Pultawa u. A. so häufig gefehlt wird. Ueber die neuesten politischen Ereignisse in Polen ist Hr. Blanc nun sehr kurz hinweggegangen, doch müssen wir der belehrenden Charakteristik des polnischen Adels auf S. 65 hier besonders gedenken, weil sie hoffentlich Manchen, dem die Binde noch nicht von den Augen gefallen ist, enttäuschen wird.

Die sorgfältige Schilderung der nordamerikanischen Freistaaten sowie des ehemals spanischen Amerikas ist in mehr als einer Beziehung zu loben, besonders da es jetzt so schwer fällt, den raschwechselnden Ereignissen in Südamerika überall zu folgen. Bei den nordamerikanischen Freistaaten würden wir auf S. 425 noch ausführlicher über die in einigen Staaten, namentlich in Südkarolina, bestehende und fortwährend vertheidigte Sklaverei gesprochen haben, wozu nicht allein Achilles Murat's „Lettres sur les Etats unis" (Paris 1830), sondern besonders J. Stuart's Schrift: „Three years in North America" (London 1832), genügenden Stoff geliefert. Ueberhaupt hätte die Charakteristik der Nordamerikaner auf S. 424 wol noch mit einigen Zügen vervollständigt werden können, die aber nicht grade aus dem Buche der Mistreß Trollope entlehnt werden müßten, da dies neben ergötzlichen Caricaturen viele Lügen enthält und namentlich eine gänzliche Unkenntniß der guten Gesellschaft verräth. Hr. Blanc erwähnt des in Pietismus ausartenden frommen Sinnes. Dabei wäre wol die Bemerkung nicht uninteressant gewesen, daß ein Jeder, der einigen Anspruch auf Respectabilität in der Gesellschaft machen will, sich zu einer bestimmten christlichen Denomination halten muß, nicht als Mitglied der Kirche oder als Communicant, aber doch als Kirchenbesuchender, wie denn am Sonntage nur Krankheit oder böses Wetter als gültige Abhaltungen vom Besuche der Kirche angesehen werden. Das gehört ebenso zum Anstande, wie es in Frankreich unter Napoleon (und vielleicht auch jetzt noch) zum äußern Anstande gehörte, sich in der Kirche trauen zu lassen, wenn bereits die Heirath von der bürgerlichen Obrigkeit für gültig erklärt war. „Gewiß ist", schreibt uns eine geistvolle deutsche Frau, die in Nordamerika wohnhaft ist und aus deren Briefen die vorstehenden Notizen gleichfalls entlehnt sind, „daß nicht leicht ein Volk so verleumdet worden ist als die Amerikaner. Es ist wahr, sie sind trocken, nüchtern, ohne den liebenswürdigen Frohsinn, der den Augenblick genießt, nur ewig auf das rastlose Fortschreiten bedacht, wobei sie weder selbst zur Ruhe kommen, noch Andere behaglich werden lassen. Aber daß viel mehr echt christliche Moralität und viel mehr wahres häusliches Glück hier herrscht als in den meisten andern Ländern, davon bin ich fest überzeugt. Denn das Laster trägt hier keinen verschönernden Schleier. In seiner Nacktheit ist es häßlich und wird daher von Jedem geflohen, der noch eine Spur von Anstandssinn hat." Ob, wie auf S. 425 erwähnt ist, der Präsident der Vereinigten Staaten noch jetzt den Cincinnatusorden ertheilt, bezweifeln wir. Bei Boston (S. 426) war noch zu bemerken, daß die Gesellschaft in dieser Stadt für die beste, d. h. wissenschaftlich gebildetste in Nordamerika gilt, sowie daß in Philadelphia am meisten den schönen Künsten gehuldigt wird.

Ein correcter Druck zeichnet auch diesen Theil aus und ein vollständiges Register über alle drei Theile wird den Besitzern des Werks eine willkommene Zugabe sein. 14.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit Voß's Bildniß. Heidelberg, Winter. 1833. Gr. 12. 16 Gr. *)

Kaum sind verschiedenartigere Charaktere aufzufinden als jene beiden, hier im vertrauten Briefwechsel Vorgeführten, welche fast am Schlusse ihrer irdischen Laufbahn durch die innige Gemüthlichkeit verbunden wurden. Die vorliegenden brieflichen Mittheilungen beginnen mit einem Briefe Richter's vom 12. Mai 1817 und schließen mit zwei Zuschriften an Voß's Mutter aus dem Jahre 1823, worin der Tod des Sohnes beklagt wird. Nähere freundschaftliche Beziehungen zwischen Richter und Voß scheinen erst begonnen zu haben nach dem Besuche des Erstern zu Heidelberg, für welchen er sich „von der Pfingstwoche an, bis zum längsten Tage ein Stübchen zur Miethe (nicht einmal ein Kämmerchen dazu), ferner ein Bett, ein schlechtes Kanapee, weil er nur auf diesem lese und schreibe, Jemanden zum Kaffee- und Bettmachen und Getränkholen — gar keine Möbeln außer den allerunentbehrlichsten" bestellt. Voß besorgt Alles getreulich und harrt des Kommenden, fast jeanpaulisirend: „Um Gottes willen bleiben Sie nicht weg; Sie dürfen nicht, können nicht und dürfen durchaus nicht wollen, auch wenn Sie wollten". „Freiheit sollen Sie genug haben, den ganzen Morgen; aber des Nachmittags und Abends wollen wir Sie recht ordentlich quälen — mit Liebe." Als Voß dem theuern Manne nach Manheim schreibt unterm 12. August 1817, wohin er von Heidelberg einen Ausflug machte, ist das ceremonielle Sie schon dem traulichen Du gewichen. Richter will nur noch drei Tage in Heidelberg verweilen, wogegen Voß bemerkt: „Ich klage nicht; auch der Nachgenuß ist beseligend, und der Vorgenuß des Nachgenusses". Höhern Werth gewinnen die Mittheilungen, wenn Voß selbst spricht: „Ich bin recht stolz darauf, daß der theure Mann mich ihm so nahe gestellt. Aber bei Gott! ich rede wahr, wenn ich hinzufüge, auch recht demüthig dabei. Nie ist mir das Gefühl der Demuth näher, als wenn ich bei Männern stehe, in denen ich die Allmacht Gottes verehren kann. Glaube mir, du Theuerer, was du ohnehin weißt, du hast mich gewaltig gehoben. Mein Shakspeare, mein Aeschylos, mein Aristophanes sollen es jeder zu seiner Zeit bezeugen. Es ist nur ein Kleines und Geringes, zu dessen Ausführung ich auf die Welt gestellt bin, aber das Kleine soll doch groß werden. Nur eines Spornes bedarf ich von Zeit zu Zeit. Du wardst mir ein gewaltiger." Am Schlusse des Briefes grüßt wieder Alles, auch die Nichtgrüßenden. Wie es gewöhnlich ist und recht im traulichen Briefwechsel, so behauptet in diesem die Persönlichkeit mit ihren oft engen Kreisen das Vorrecht, dessen Treiben man sich gern gefallen läßt, da eben diese Persönlichkeit an sich anmuthig in ihrem Streben auf höhere Gesittung gerichtet und auf tüchtigen Ernst gegründet ist; ja, es ist nicht zu tadeln, wenn die Freunde wie Brautleute sich ein wenig zu viel beliebäugeln, denn es war ja nicht darauf berechnet, daß das Publicum den dritten Mann macht. Was an und neben dem Schreibtische Literarisches getrieben wird, kommt zur Sprache, und das Gelesene erhält sein selten ungerechtes Urtheil. Voß's Hauptbeschäftigung ist Shakspeare und Aristophanes, nebenbei Jean Paul's Werke und die Correctur seiner neuesten Geisteskinder, denen er sich auch wol als liebender Kritikus zeigt. Studium und Uebersetzung des großen Briten ist eine Voß'sche Familienangelegenheit, wichtig genug, durchs ganze Leben zu gehen. Kaum kann man sich des philiströsen Gedankens erwehren: Was möchte Shakspeare selbst zu den Commentatoren sagen? Der Respect für den strengen Vater ist mit kindlicher Verehrung verschwistert: „Ich weiß", sagt der Sohn, „sehr gut Scherze von bittern Satiren zu unterscheiden, auch wenn der Scherz, selbst der sehr muthwillige, meine Liebsten, meinen Vater betrifft. Spricht aber Einer mit bitterer Unehrerbietigkeit von meinem Vater, ver-

*) Vgl. eine frühere Mittheilung in Nr. 55 d. Bl. f. 1834. Ueber ein zweites Bändchen von H. Voß' Briefwechsel berichten wir nächstens. D. Red.

kannt absichtlich gegen bessere Ueberzeugung (welchem Herzenskundigen steht es zu, hierüber abzusprechen) diesen edelsten der Männer, lästert ihn — ja, dann bin ich hart und unversöhnlich." Er darf es sich nicht gestehen, in welche peinliche Verlegenheit ihn des Vaters schulmeisterlich barscher Angriff auf Stolberg versetzt; er tröstet sich mit dem Geständnisse, daß er in der famosen Schrift den ruhigen Ton bewundere, der milde ist, wo Milde ausreicht, manchmal auch derb, und doch nicht durch Leidenschaft Kraft vergeudet (S. 86); aber der Ehrliche gesteht auch: „Oft ergreift mich eine tiefe Wehmuth, wenn ich das Bild, das ich sonst von Stolberg in der Phantasie trug, mit dem jetzigen aus dem „Sophronizon" vergleiche. Kaum meine Aeltern liebte ich mehr als diesen Mann von ganz unwiderstehlicher Anziehungskraft. Seine Religion kümmerte mich wenig, da sie mir nicht lästig fiel; von seinen Stürmen erfuhr ich nichts, durch den Betrieb meiner Aeltern. Ich sah nur den heitern Stolberg mit der Engelsseele, und wenn einmal eine Wolke auf seiner Stirn ruhte, dachte ich, so geht's ja auch der Sonne. Und wie freundlich war der Mann gegen mich, wie unverdrossen u. s. w. Er sucht das schmerzliche Gefühl zu rechtfertigen durch die Kluft des Sonst und Jetzt. Stolberg lieb' ich so sehr, als je, d. h. den alten Stolberg, der, obgleich lebend, doch nicht mehr auf Erden weilt."

In der brieflichen Zwiesprache finden wir Jean Paul im innigsten Vereine seiner Persönlichkeit mit dem Schriftstellercharakter, deren eine wie der andere weit mehr Gemüthlichkeit offenbaren, als die nicht unverschaldet bemerklich gemachte Witzjagd und sich belächelnde Schönthuerei erwarten lassen. In der That ist die, jede Abschweifung, jede Unterbrechung verstattende Briefform dem Richter'schen Genius so zusagend, daß er in seinen Werken fast wider Willen öfter darein verfällt. Auch hier sind in den Briefen köstliche Gedanken niedergelegt, deren vielseitige Beziehung sie ganz eignet, mit goldener Schrift in dem Tempel der Menschheit aufgestellt zu werden, gleich den Koransprüchen in den Moscheen. Das Preiswürdigste an Richter bleibt immer seine subjective Wahrheit, und in dieser seine Consequenz, die er auch seinem Heinrich empfiehlt, mit dem verständigen Rathe: „Uebersetze doch einmal Dich selber aus dem Englischen und Griechischen ins Deutsche und — schreibe Dich". Die Trauer bei seines Sohnes Max Tode, dann bei Heinrich's Dahinscheiden löst sich in Trostesworte, deren hohe Bedeutsamkeit jedes Menschenherz ergreift.

Das Bildniß von H. Voß, gemalt vom frühverstorbenen, genialen Gareis, gestochen von E. Barth, zeigt das ehrliche Gesicht des lieben Commilitonen der hallschen Hochschule in unverkennbarer Wahrheit. 25.

Mathiae Casimiri Sarbievii auserlesene Oden des ersten und zweiten Buches, im Metro des Originals verdeutscht von Ph. Jakob Rechfeld. Grätz, Damian u. Sorge. 1831. 8. 1 Thlr.

Schon einmal hatten wir Gelegenheit, Sarbiewski's zu erwähnen, als wir auf Johann Kochanowski, einen Dichter, aufmerksam machten, der die heitern Beziehungen des Lebens, Freundschaft und Liebe, sowol in der Sprache des alten Latiums als in der seines Vaterlandes gleich zart und sinnig zu besingen wußte.*) Ernster ist die Muse S.'s, die nur für den Ruhm des Vaterlandes, Thatkraft und Heldentugenden in die Lyra greift und an die Vergänglichkeit nur deshalb erinnert, um zu Großthaten aufzumuntern. Sarbiewski war Jesuit, Doctor der Theologie, lehrte zu Wilna die Humanitätswissenschaften, Philosophie und Theologie und starb 1640 zu Warschau als Hofprediger König Wladislaw IV. Der lyrische Schwung seiner Gesänge, der echt antike Ton, in dem sie gehalten sind, und welcher ihm den Titel des zweiten Horaz erwarb, sowie die Begeisterung, die in ihnen weht, erregen ein hohes Interesse. Eine der schönsten Oden der vorliegenden Sammlung ist die elfte des ersten Buches an die polnische Ritterschaft. Wladislaw IV., unter dessen Anführung die Polen den denkwürdigen Sieg bei Chotzim erfochten hatten, wo sie von 100,000 Türken unter Osman II. umringt und dem Untergange nahe waren, führt das siegreiche Heer nach geschlossenem Frieden zurück. So groß dieser Sieg war, so wenig Vortheile hatten die Polen durch den Frieden errungen, die sich eigentlich blos darauf beschränkten, daß die Türken keinen den Polen abgeneigten Hospodar der Moldau und Walachei wählen durften, und daß sie den Streifereien der Kosacken und Tataren nach Polen Einhalt thun sollten. Dies scheint der Grund zu sein, daß der Dichter bei der Rückkehr des Heers in heiligen Eifer gegen die Ritterschaft ausbricht, die namentlich auf den Abschluß des Friedens gedrungen zu haben scheint. Er gibt den Nachkommen in einigen stolzen Strophen Kunde von dem Siege und der schmachvollen Flucht des Feindes, wendet sich dann gegen die jungen Zeitgenossen und wirft ihnen vor, ihren kriegerischen Vätern unähnlich zu sein. Laßt uns die Trophäen unserer Vorfahren verbrennen und die heiligen Bilder der Ahnen in die Weichsel versenken oder schwören, die Schlachten der Väter durch neue Großthaten zu verherrlichen. Er schließt mit einer Apostrophe an den jungen Sieger Wladislaw:

— — ◡ O quem gloria fervidis
Urbeisque terrasque et populos super
Evexit alis, o caduci
Grande decus columenque mundi!
Pridem Geloni sobria sanguinis
Rursum Polonis deripe postibus,
Et tela princeps, et timenda
Edoneis refer arma signis.

O du, den ein beflügelter Schwung erhob,
Hoch über Volk und Land, erhabne
Zierde und Stütze des wankenden Erdballs.

O reiß herab vom polnischen Mauerpfahl
Die Waffe, welche nicht im gelonschen Blut
Geschweiget jüngst, und laß sie klirren
Mächt'ger, edonischen Fahnen furchtbar.

Man sieht, daß die Uebertragung etwas frei ist. Im Ganzen hat aber Hr. R. den Ton mit ziemlichem Glücke getroffen. Jedenfalls wäre die Uebersetzung nach unserer Ueberzeugung weit mehr gelungen, wenn sich Hr. R. nicht an das Versmaß des Originals, von welchem die Nachahmung des sapphischen noch am besten gerieth, gehalten, sondern das jambische oder trochäische gewählt hätte. Denn so viel Mühe man sich auch geben mag, der deutschen Sprache das antike Kleid anzupassen, es geht nicht. Man muß ihr Gewalt anthun, und dabei sieht sie dann noch immer aus, als ob sie in Steifleinwand eingenäht worden wäre. Die Sache leidet dabei, und wir glauben unnöthigerweise. Man vergleiche die obige Probe der alkäischen Strophe, oder will man das nicht, man erinnere sich an Voß und Klopstock. Möge Hr. R., der eine Uebersetzung sämmtlicher Dichtungen S.'s beabsichtigt, diesen wohlgemeinten Wink benutzen, und wir zweifeln nicht, daß er seinem Werke einen günstigen Eingang sichern wird. Die vorliegende Ausgabe ist übrigens nett und correct, mit dem lateinischen Texte, kritischen und historischen Noten versehen und muß jedem Freunde der Literatur des Mittelalters eine willkommene Gabe sein. 75.

*) Vgl. Nr. 346 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Anfrage.

Nach der „Poecile" des Heumannas (Halle 1722, I, 265) hat Meindersius eine Lebensgeschichte und Apologie des Palingenius (Pier Angelo Manzolli) schreiben und herausgeben wollen. Da auch nach der bei Tauchnitz erschienenen, sehr correct gearbeiteten Ausgabe von dessen „Zodiacus vitae" eine größere und mit passenden Anmerkungen versehene Edition beabsichtigt wird, so wünscht man nähere Nachweisung zu erhalten, ob jene Schrift des Meindersius wirklich erschienen, und wo sie zu finden ist. 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1835.

Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, par Mr. *Saint-Marc-Girardin*. Paris 1835.

Zweiter Artikel.*)

Von den Abhandlungen politischen Inhalts handelt die erste „De l'unité de l'Allemagne" und ist, nach der Angabe des Verf., aus einem Vortrage genommen, welcher im November 1830 an der Sorbonne gehalten wurde. Mit wenig Worten werden hier die geschichtlichen Thatsachen zusammengestellt, welche die beständige politische Trennung Deutschlands, der Einheit Frankreichs gegenüber, bedingten und unvermeidlich machten, und dann die Hauptmomente der deutschen Geschichte herausgehoben, welche seit dem 16. Jahrhundert als wesentlichste Fortschritte zur politischen Einheit Deutschlands betrachtet werden können. Der Verf. nennt als solche das Wachsthum der kaiserlichen Gewalt, den westfälischen Frieden und die Begründung der preußischen Monarchie. Man kennt, was hierauf ungefähr folgt, das Gewicht, welches der Kaiser durch die Reformation, die Macht, welche er durch die Vereinigung Böhmens und Ungarns mit Östreich erhielt; die Säcularisation der großen Kirchengüter nach dem dreißigjährigen Kriege und die Hauptmomente der schnellen und unerwarteten Erhebung Preußens im Norden von Deutschland. Unter Anderm scheint uns hier die Beantwortung der Frage: Warum war es die Kirche, welche von allen Gewalten des Mittelalters zuerst getroffen wurde? mit: „Weil es die älteste war", etwas oberflächlich oder wenigstens ziemlich einseitig. Es gäbe denn doch wol noch ganz andere Gründe, welche aus dem damaligen Wesen der Staats- und Kirchengewalt, ihrem Verhältnisse zueinander und den Ideen und Ansprüchen der Zeit herzunehmen wären. Wenn uns aber der Verf. sagt, das kirchliche Mittelalter habe die Kosten des dreißigjährigen Krieges durch die Säcularisation einiger großen Kirchengüter bezahlt, weil die Kirche die älteste Gewalt im Staate gewesen sei; und daß man aus demselben Grunde 1789 in Frankreich die Vernichtung des Mittelalters mit dem Verkauf der geistlichen Güter begonnen habe: so schiebt er dieser Erscheinung einen Grund unter, welcher, wenn man zurückschließen wollte, die 140 Jahre längere Unantastbarkeit des Besitzthums und der Gewalt der Kirche in Frankreich allein schwerlich erklären würde.

*) Vgl. Nr. 17 und 18 d. Bl. D. Red.

Von jenen drei Erscheinungen der ältern Zeit geht der Verf. sogleich auf die neuere über, in welcher er Bonaparte als „den wirksamsten Vernichter des Mittelalters und das mächtigste Werkzeug der materiellen Einheit Deutschlands" darstellt. Die drei Hauptmomente für die Beförderung dieser Einheit waren der Receß zu Regensburg im J. 1803, der Friede zu Preßburg im J. 1805, und die Begründung des Rheinbundes im Juli 1806. Noch fehlte aber die moralische Einheit; sie ward begründet durch die Reaction Deutschlands gegen den Despotismus Frankreichs im J. 1813, welche von dieser Seite höchst günstig war, während sie von der andern, nach des Verf. Meinung, insofern nachtheilig wirkte, als Deutschland seitdem aus Haß gegen Frankreich „die Freiheit anderwärts gesucht habe als in dem Geiste und den Ideen von 1789" und in das Mittelalter zurückgefallen sei, welches die Bestimmung der Völker für die Zukunft unmöglich regeln könne. Es war die Sprache des Mittelalters, welche man beim Congreß zu Wien sprach, durch welche die Deutschen getäuscht wurden und sich selbst täuschten: „les Allemands prirent des souvenirs pour des principes; ils rêvèrent au lieu de vouloir". Welche Principien aber eigentlich bei dem Congreß von Wien vorwalteten, ist in Deutschland bekannt genug und wird hier von dem Verf. schärfer und besser angedeutet als die Lösung der Frage über die Einheit Deutschlands. Der Schluß der Abhandlung scheint uns unbefriedigend; man vergesse dabei nicht, daß diese Worte im November 1830 in der Sorbonne vor der aus ganz Frankreich in Paris zusammengeströmten Jugend gesprochen wurden. Wir meinen, man sollte doch wol etwas tiefer gehen, wenn man sich gewisse Ansprüche auf Richtigkeit und Gediegenheit seines politischen Raisonnements und Urtheils überhaupt vor einem größern und ruhigern Publicum sichern will.

Jedoch geschieht dies vielleicht in der zweiten Abhandlung: „État politique de l'Allemagne en 1833", welche, obgleich aus einem erst im Januar 1834 an demselben Orte gehaltenen Vortrage hervorgegangen, gewissermaßen die Fortsetzung der ersten bildet. Gleich in den ersten Sätzen wird hier die Frage über die Einheit Deutschlands wiederaufgegriffen und die Verschiedenheit der Wege angedeutet,

auf denen ein Land überhaupt zur politischen Einheit gelangen könne. Die Grundbedingung der Einheit eines Volkes ist die Gleichheit seiner Bildung (l'égalité de sa civilisation). Existirt in Deutschland eine solche Gleichheit der Bildung? Um diese Frage zu beantworten, theilt der Verf. Deutschland in drei, durch Interessen und Meinungen gebildete Gruppen: Preußen, die Staaten des südlichen Deutschlands und Oestreich. Preußen ist durch seine äußere Lage genöthigt, wie im Kriege nach Vergrößerung seines Gebiets, so im Frieden nach Vergrößerung seines Einflusses zu streben; und welches ist daher der Hauptgrundsatz seiner Politik? — „être toujours un peu plus libérale que les princes, et toujours beaucoup moins libérale que les peuples". Die hierauf folgenden Erläuterungen zeigen, inwiefern Preußen diesen Grundsatz je nach den verschiedenen Zeiten und Ereignissen, namentlich vor und nach 1830, verschieden befolgt und geltend gemacht habe. Der Verf. hat hier, wie uns scheint, Preußens Stellung richtig aufgefaßt.

Der Fall Karl X. — heißt es unter Anderm — hat auf den Liberalismus Europas dieselbe Wirkung gehabt wie der Fall eines Berges in einen Fluß: das Wasser steigt plötzlich über seine natürlichen Ufer. So hat sich der Liberalismus 1830 plötzlich über sein gewöhnliches Niveau erhoben. Preußen konnte und wollte dieses zufällige Niveau nicht erreichen.

Der Verf. schildert das Benehmen Preußens sowol unmittelbar nach der Julirevolution als bei dem Ausbruche des polnischen Aufstandes von der günstigsten Seite und läßt dem richtigen Takt seiner Politik alle Gerechtigkeit widerfahren. „Depuis Jéna la Prusse est devenue discrète et prudente; elle ne fait plus de romans." Auch über die Auflösung Polens und die Bestimmung der polnischen Nation für die Zukunft, welche darin bestehe, daß sie fortwährend das Mittel zur Verbreitung der Bildung des Abendlandes unter den slawischen Völkern sein werde, wird bei dieser Gelegenheit mit Ruhe und Wahrheit gesprochen. Der Erfolg hat übrigens am besten gelehrt, wie richtig Preußen gerechnet. Man ist von den ersten Aufwallungen des Liberalismus, welche Preußen nicht begünstigen konnte, zurückgekommen, man hat sich ihm aufs Neue zugewendet; es zeigt allmälig wieder die liberale Seite seines Wahlspruchs und macht sich zum Mittelpunkt einer großen materiellen Einheit Deutschlands nicht durch „die Träume der Bivouacs von 1813", sondern durch die Einheit des Handels und der Industrie.

Worin zeigt sich dagegen die Einheit der Staaten des südlichen Deutschlands? Hier fehlt der Mittelpunkt, welcher Preußen im Norden ist. Baiern könnte es vielleicht sein, allein es hat Oestreich zur Seite, welches seine politische Entwickelung unmöglich macht, während es den Mangel an Stärke durch seinen moralischen Einfluß, den ihm die Pflege der Kunst sichert, zu ersetzen sucht. „Le roi de Bavière a mis son royaume sous la protection des arts; cette protection vaut celle de la force." Und die übrigen Staaten des Südens? Leider scheinen hier weder die Fürsten noch die Völker in der Politik Zweck oder Bestimmung zu haben. Die Fürsten sind hier, meint der Verf., beständig durch jene aristokratische Opposition beunruhigt, welche er „le parti des médiatisés" nennt, und die ihre Blicke unverwandt nach Wien kehre. Die Völker huldigen dem Liberalismus, aber es ist ein unklarer, ein verzerrter Liberalismus. Die Philosophie von 1789 ist mit den Vorurtheilen des Mittelalters gepaart, welche überall hervorbrechen, nicht weniger in dem Wunsche der Wiederherstellung des heil. römischen Reiches als in den Attentaten zu Frankfurt.

Man stelle sich z. B. vor, als habe die Volkspartei von 1789, um die Revolution zu machen, Rheims, die Stadt, wo man die Könige krönte, einnehmen wollen und die heilige Flasche für die Macht gehalten: dies ist die Art des Irrthums, in welchen man bei dem Aufstande von Frankfurt verfallen ist.

Gleichwol ruhen hier, in diesem Liberalismus des Südens, die Elemente der moralischen Einheit Deutschlands, welche als solche mehr Gewicht haben als die materielle Einheit der Macht des Nordens, und deren Entwickelung deshalb von Frankreich am meisten befördert werden müßte.

Der Verf. geht hierauf zu Oestreich über, dessen höchst vorurtheilsfreie Schilderung in seinen politischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in seinem Verhältniß zu Deutschland und der europäischen Politik uns der gelungenste Theil dieses Aufsatzes scheint. Man muß dies im Zusammenhange lesen. Namentlich scheint uns hier die Persönlichkeit des Kaisers mit Glück in das rechte Licht gestellt zu sein.

Wenn ich dem einstimmigen Urtheil von Wien glauben darf, so hat der Kaiser nicht allein die Tugenden, welche den Fürsten die Liebe sichern, er hat auch das Talent eines Regenten; er ist arbeitsam, thätig, wachsam. Dieser Fürst, den wir uns in Frankreich, ich weiß nicht warum, wie eine Art roi fainéant vorstellen, arbeitet täglich 12 Stunden und kennt alle Sprachen, alle Volksdialekte seines Reiches. Alle Mittwoche empfängt er Jeden, der mit ihm sprechen will. Zu diesen Audienzen kommen Bauern aus allen Theilen des Reichs ohne Empfehlungskarten, ohne Empfehlungsbriefe mit einer einfachen Nummer, welche ihnen die Reihenfolge bestimmt und im Vorzimmer ausgetheilt wird; sie treten dann in das Cabinet des Kaisers ein, bleiben mit ihm unter vier Augen und setzen ihm ihre Sache auseinander. Selten lassen sich die Bauern der Erbstaaten in einen Proceß ein, ohne den Kaiser dabei um Rath zu fragen u. s. w.

Wir heben noch eine Stelle aus, welche uns die Politik Oestreichs gut zu charakterisiren scheint:

Europa glaubt, daß Herr von Metternich regiert; Wien behauptet, daß der Kaiser regiert. Zu Wien ist Herr von Metternich ein großer Staatsmann; er gehört zu den Männern, welche in der Nähe größer erscheinen, aber in der Politik empfängt er Befehle vom Kaiser, er gibt sie nicht; er hat die Ausführung, nicht die Initiative; er ist Minister, nicht Dirigent. Wem soll man in dieser Beziehung glauben? den europäischen Gerüchten oder den Aussagen der Wiener? Diese Ungewißheit über den Antheil, welchen der Souverain oder der Minister an der Regierung nehmen, ist, ich glaube, einer der charakteristischen Züge Oestreichs, dieses Reiches der Vorsichtigkeit, wo Alles mit einer schweigsamen Thätigkeit geschieht, wo die Triebfedern und die Arbeiter gleich stumm sind, wo die Mittel sich verbergen und nur die Wirkungen ans Licht treten. Schon durch seine ruhige Vorsicht ist Oestreich eine Art Wunder in unserm Europa, welches sich überall dem Geräusch und dem Geschwätz hingibt. In Frankreich und England ist die

Regierung ein beständiger Dialog zwischen dem Volke und der Macht. In Oestreich sagt weder die Macht noch das Volk ein Wort. So ist die östreichische Regierung beschaffen, ebenso ernst, ebenso verschwiegen, ebenso unerschütterlich in der Mitte des hin und her bewegten Europas, wie die ägyptische Sphinx

> Parmi ces monts de sables inflammés et mouvans
> Que font et que défont les caprices des vents.

Der Verf. geht dann sogleich zu der letzten Conferenz zu Wien über, um anzudeuten, in welchem Verhältnisse zueinander hier die verschiedenen Gruppen erscheinen würden, und was dabei die Einheit Deutschlands gewinnen werde. Er gibt selbst zu, daß er hierüber im Januar 1834 nicht genügend urtheilen könne, und wir müssen eingestehen, daß sein politischer Blick in die Zukunft wol vorzüglich aus Mangel an tieferer Kenntniß der innern Politik Deutschlands eben nicht glücklich ist. Wer hätte wol geglaubt, daß man die Frage: „Welches sind jetzt die politischen Institutionen des Mittelalters, welche zu Wien Gefahr laufen?" beantworten werde:

> Wenn ich mich nicht täusche, so ist es um den Bundestag von Frankfurt geschehen. Vielleicht wird er nicht einmal dem Namen nach nach Frankfurt zurückkehren. Anstatt eines Bundestags zu Frankfurt wird Deutschland von Zeit zu Zeit Ministerconferenzen zu Wien oder zu Berlin haben.

Man muß wahrhaftig wenig wissen, was grade jetzt der Bundestag den Cabinetten zu Wien und Berlin, was er den deutschen Fürsten überhaupt vom größten bis zum kleinsten ist, um so zu urtheilen! Richtiger ist jedenfalls das Urtheil über das Schicksal der deutschen Universitäten, obgleich, wie natürlich, allgemein gehalten und nicht tiefer eingehend. Auch scheinen uns die Schlußworte dieser Abhandlung: „Die Conferenzen zu Wien arbeiten für die absolute Macht, aber die absolute Macht arbeitet für die Einheit Deutschlands", grade kein politischer Fehlschuß zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lamennais' „Paroles" und „Parole de Providence" der Madame Vigoureux.

In dem französischen Nationalcharakter hat sich von jeher ein Element gefunden, das, weil es eigentlich auf dem gänzlichen Mangel eines Positiven beruht, darum am besten negativ ausgedrückt werden kann. Es besteht in dem seltsamen Talent, sich durch aufgedrungene Tonangeber nasführen zu lassen. Ein Volk, dessen Eigenthum vorzugsweise der sogenannte esprit ist, das mithin par excellence geistreich ist, dabei seinem Temperament nach höchst sanguinisch, läßt sich von elenden, nichtswürdigen, bis zur Insolenz anmaßenden, übermächtigen Theorien verblüffen, und mit so viel Gewandheit, daß es jenes alberne, nichtsnutzige Neue sich mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit assimilirt und das oft bis zum Ekel Abnorme wie durch Zauberschlag sich in Mark und Blut dringen läßt. Wenn es darin eine Weile herumgegährt und getost, so legt sich die unnatürliche Aufregung wieder. Das wollüstige Jauchzen und Beifallgebrüll verwandelt sich in Gelächter. Das, was in der Kürze Lebensprincip gewesen, wird nun als lächerliche Krankheit und fataler Auswuchs angesehen und, weil das französische Volk ebenso geistreich im Vergessen wie im Aufnehmen ist, freudig und scherzend in die Wellen des Lethe versenkt. Das Volk wundert sich, wenn es seine goldene Bulle verbrennt, wie es einst so thöricht sein konnte, Aufsehen davon zu machen; es verhöhnt sich leichtsinnig selbst, es lacht über sich, aber — es bereut nicht. Das ist der unglückliche Mangel an geistiger Tiefe, der fressende Krebsschaden des französischen Volks.

Als der St.-Simonismus in Frankreich aufkam und in der rue Monsigny zuerst die politische Erhebung des schönen Geschlechts, der heilige Vater Enfantin und die charmante Gütergemeinschaft proclamirt wurden, da konnte man es eigentlich schon seinem Stifter, dem Manne, der mit einem einzigen Salto mortale vom verzweifelten Projectmacher zum renovateur du christianisme überhüpfte, an der Nase anmerken, daß es mit seiner Doctrin nicht weit her war. Allein diese Rücksicht galt nichts; das französische Blut war in fünf Minuten angesteckt, und obgleich manche Leute den Herrn von St.-Simon schon von früher her kannten, so wurde er dennoch der unschuldige Urheber einer sanguinischen Begeisterung, über welche sich die Pariser vier Jahre später todt lachten.

Auch an das allbekannte „Système de la nature" wäre hier zu erinnern, ein Buch, von dem Göthe nicht begreifen konnte, wie es einen Menschen zu verführen im Stande sei, und das dennoch dem französischen Volke eine Fieberkrisis verursachte, zu deren Beseitigung es mancher Tasse Kräuterthee bedurfte.

So sehen wir neuerdings wieder auf dem glatten pariser Fußboden einen allerliebsten kleinen Ruchlosen sich umhertreiben und die Leute mit einem Büchlein erschrecken, das er „Paroles d'un croyant" benamsete. Es ist aber dieser Originelle diesmal kein Weltkind, sondern der Pater Lamennais, ein Priester der Religion, hinter dessen Stand und Würde schon sich die Autorität versteckt. Der Abbé Lamennais war manches Jahr hindurch ein sehr beliebter pariser Prädicant. „Er hatte sich", sagt das „Quarterly review", „ganz jenen blumigen Vortrag angeeignet, welchen die Franzosen Beredtsamkeit zu nennen belieben, und dadurch ward der Abbé zum renommirten Redner, der seinen Ruf mehr den breiten, extravaganten Tropen und Figuren als dem Verdienste wahrhafter religiöser Erbauung zu verdanken hatte. Er war schon damals in Floskeln und Tiraden ein Aventurier. Allein die Kanzel genügte ihm nicht, er ward Schriftsteller und schrieb ein Buch, worin er gleich einem deus ex machina mit dem Doppelgesicht eines falschen Christen und eines wahren Jakobiners auftrat. In dem nun mit einem Male berühmten Lamennais waren wenigstens zwei Drittheile aus dem Teige Marat's gebildet." Dieser Marat-Lamennais versteckte sich in das Kleid der Apokalypse; er spielte den verzückten Seher auf Pathmos, der nun freilich im 19. Jahrhundert so sehr frappirte, daß das Buch 15 Auflagen erlebte und fast in alle europäische Sprachen übersetzt wurde.

Welcher Natur ist nun aber dieses 15 mal aufgelegte Pamphlet, wenn es darum zu thun ist, sich eine ungefähre Vorstellung davon zu machen? In der Kürze: es ist eine Blasphemie, aber keine classische, sondern eine romantische. Der Baum der Romantik hat tiefe Wurzeln, und seine tiefste möchten vor der Hand eben diese „Paroles" sein, die ihren Arm kühn um die Offenbarung Johannis schlingen. Aber hinter dieser Kühnheit lauert auch schon der Todesengel, der dem vorwitzigen geistlichen Romantiker das Grablied singt. Allein in dieser blasphemirenden Frage erkennt doch selbst französischer Geist den wirklichen nagenden Wurm und den traurigen, leichenblassen Ernst, der sich hinter diesem religiösen Sansculottismus birgt. Sehr wahr und schön sagt ein französischer Kritiker (Gueroult): „Die Antagonisten dieses unwürdigen Buches, das im Style der heiligen Schrift Lästerungen redet, mit dem Vater, Sohn und heiligen Geist zum Schein seine Sprüche beginnt und mit dem Teufel in Wahrheit sie endigt, haben in ihren Repliken darauf das Bedeutende übersehen, daß nicht die tollkühnen Behauptungen, die sich in diesem Buche vorfinden, das Hauptsächliche sind, sondern vielmehr jener tiefere, lautere Schrei einer zerstäubenden Seele, welche nirgend einen Stützpunkt ihrer Hoffnung mehr auftreibt und also, verstoßen, die Welt zu verwünschen und mit Füßen zu treten beginnt, während die ausgetrockneten Augen an dem Himmelsgewölbe hangen und die versagende Stimme selbst unter diesen Flüchen eher inbrünstig zu beten scheint."

Die „Revue encyclopédique" hat Lamennais' Buch „un grand et beau livre" genannt, und die radicalen Jour-

nale haben sich in hochpreisenden Beiwörtern für den Abbé fast erschöpft. Aber aus dem Allen geht eben Das hervor, was wir vorhin bemerkten, und es bleibt nichtsdestoweniger bei Guéroult's geistreichen Worten.

Sie werden durch eine kleine zweideutige Redensart noch mehr bekräftigt, welche sich mit negativer Bedeutung in Lamennais' Büchlein herumspreizt, und bei aller Anstrengung zum Geistlichen von Seiten des Verf. doch dessen diabolische Infirmität bekundet. Diese subtile Redefigur hat der Deutsche so gut wie der Franzose. Ersterer sagt, wo er nicht weiter kann: „Es ist ein gewisses Etwas u. s. w." Letzterer drückt sich noch naiver aus: „Je ne sais quoi etc." Dieses Etwas aber, von dem der Verf. doch nichts weiß, ist wirklich nur der Teufel selbst, der sich mit dem Verf. einen Spaß macht, aber es ist ein armer Teufel, der nicht weiß, was er will, und sich über sich selbst nicht zu decouvriren vermag. Wolfgang Menzel macht mehrmal die Bemerkung, daß das heutige Geschlecht (er meint freilich nur das einheimische) zu schwach sei, den Teufel zu beschwören; „sie rufen ihn wol, aber nicht Er kommt, nur ein Popanz von ihm". Dies ist vollkommen richtig und gilt auch für Frankreich; wo der Satan einmal sein Spiel haben soll, da muß es tüchtig hergehen, und vor Allen muß er selbst kommen und keinen armseligen Stellvertreter schicken, der mit einem bloßen Abracadabra ins Bockshorn zu jagen ist.

Ueber 40 Jahre früher schrieb unser Jean Paul in seinen damals erscheinenden „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken" einen Aufsatz: „Das Weltall ohne Gott". Hier war auch vorgestellt, wie in dem todten Meer der Ewigkeit die Sanduhr stillsteht, wie in den erblindeten, endlosen Räumen das Auge Gottes fehlt und sich die aus dem Grabe erstehenden Millionen Seelen heiser nach dem Sohn Gottes rufen. Aber diese poetische Vision des deutschen Dichters war nicht auf Sand gebaut wie Lamennais' Geschreibsel. Es war ein wahrhaftiger Blick in das Innere der Hölle, in das wüste Grab des Herzens, das von Gott nichts weiß; aber diese fürchterliche Einöde war nicht als Wahrheit und Wirklichkeit, vielmehr als die absolute Trostlosigkeit hingestellt, und über dem Grauen der Verwüstung, das der Dichter schildert, erscheint schon in goldenen Wolken die Wahrheit, daß Gott ist, als herrliche Fata morgana. So weit waren die Deutschen vor 50 Jahren, und so weit sind die Franzosen in ihrem Glauben heute.

„Der Broschüre der Mad. Bigoureux, welche als Gegengift der „Paroles" dienen soll, liegen", sagt der „Temps" „die Ideen Fourier's zu Grunde, dessen System halb mechanisch, halb epikuräisch, als Summum des Lebens eine physische Weltordnung hinstellt, welche auf Lust und Attraction beruht." Aus dieser Ansicht heraus setzt nun, wie die Franzosen sich ausdrücken, Mad. Bigoureux dem Schaudergemälde Lamennais' ihre „idées fortes" entgegen, d. h. den (französisch-) philosophischen Ernst, der aber doch nicht das Rechte trifft, weil er nicht von dem richtigen Standpunkt ausgeht. Was soll dies Gegenpredigen aus mathematisch- und populair-philosophischen Principien? Dies ist nicht der Weg, das Abnorme in der Geburt zu ersticken. Der Franzose, so stark im Spott, weiß ihn doch nie zur rechten Zeit anzubringen. Will man einmal der Misgeburt mit Ernst entgegnen, so bleibt nur eins übrig: die speculative Philosophie. Aber diese hat man in Frankreich leider noch nicht; ihre Wissenschaft liegt noch gefangen im Materialismus und Naturlauf. Da müßte man, um zu reussiren, Descartes' oder Malebranche's unsterbliche Geister beschwören können, denn mit der gutmüthigen Orthodoxie eines Fénélon läßt sich nicht ausreichen. 130.

Notizen.

Journalliteratur auf den ionischen Inseln.

Wie es mit derselben in den letzten Jahren ausgesehen habe, und was in dieser Hinsicht z. B. von Seiten der Universität auf Korfu geschehen sei, ist uns weiter nicht bekannt geworden. Dagegen ist uns vor Kurzem eine in Korfu seit 1834 erscheinende Zeitschrift („Jonische Anthologie", in griechischer, italienischer und englischer Sprache) zugekommen, die ein nicht unerfreuliches Zeugniß wissenschaftlichen Lebens auf jenen Inseln gibt. Sie ist für Abhandlungen aller Art, wissenschaftlichen und gemeinnützigen Inhalts, für Originalaufsätze und für Uebersetzungen über materielle oder ideelle Interessen der Gegenwart und Vergangenheit bestimmt und hat daher auch, besonders um des Nutzens für das Volk willen, jene drei, unter denselben gewöhnlichen Sprachen als Organe ihrer Darstellung und Mittheilung gewählt. Um hier nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen auf diese Anthologie aufmerksam zu machen, fügen wir das Folgende bei. Aller drei Monate erscheint von derselben ein Heft in gr. 8., zu 15 Bogen; die einzelnen Abhandlungen und Aufsätze sind theils zugleich in allen jenen drei Sprachen, theils in zweien, theils nur in einer gegeben. Drei Hefte (vom Januar, April und Juli 1834) liegen uns vor. Darin zeichnen wir hier aus: eine Abhandlung über den sogenannten Tempel des Zeus Panhellenios auf Aegina; eine in griech. Sprache mitgetheilte chemische Nomenclatur nach der des Berzelius; eine Abhandlung über eine altgriechische leukadische Münze, und eine andere über eine griechische Inschrift in Zante, sowie auch sonst eine Menge, angeblich und nach der Meinung des Mittheilenden noch ungedruckter griechischen Inschriften von den Inseln des ägäischen Meeres mitgetheilt werden; geographische und historische Aufsätze über Delphi, die Inseln Cephalonia und Ithaka sowie das kleine Eiland Gadaronisi bei Attika; eine Abhandlung über das Gedicht des Quintus Smyrnäus; eine Flora Corcirese (ital. und griech.); ein Χρυσόβουλλον des Kaisers Andronikos I. vom J. 1502, nach dem in einem Kloster des Berges Athos befindlichen Originale; eine Zusammenstellung altgriechischer Bezeichnungen der einzelnen Schiffstheile, zugleich im Neugriechischen und Englischen, insoweit diese selbst bei beiden Nationen gewöhnlich sind; und in poetischer Hinsicht ebenso neugriechische Volkslieder und andere Gedichte (z. B. auch einige neugriechische Sonette und ein Bruchstück eines ethischen Gedichtes in neugriechischen ottave rime) als ein italienisches Trauerspiel: „Ulisse in Corcira". Man sieht schon hieraus, daß der oder die Herausgeber den Göthe'schen Grundsatz befolgen: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen"; aber man erkennt auch, daß diese Anthologie Manches ebenso außer den Kreisen ihrer ursprünglichen Bestimmung als innerhalb derselben Interessantes und Lehrreiches bringt. 17.

Wohlthätige Anstalten zu Strasburg.

In Strasburg besteht ein Verein zur Verhinderung des Bettelwesens, der, im richtigen Bewußtsein über die zweckdienlichen Mittel, sich der Leitung mehrer von ihm selbst gestifteter Freischulen bemächtigt hat. Mit den zu demselben Unternehmen gehörigen Beschäftigungshäusern und Hospizen bestehen in dieser Stadt 20 solcher wohlthätigen Etablissements, deren Specialübersicht folgende ist:

Zwei höhere Schulen mit	69	Zöglingen.
Vier Intermediairknabenschulen	447	"
Eine Abendschule für junge Handwerker .	89	"
Vier Töchterschulen mit Arbeitshaus . .	361	"
Hierzu kommen:		
Acht Hospitäler mit	1113	Individuen
und eine dazu gehörige Schule	88	"

Zusammen 20 Etablissements mit 2167 Eleven.

Für diese Stadtarmen war der 28. December vorigen Jahres ein festlicher Tag, an welchem eine Preisertheilung von Seiten des Vereins an 305 Zöglinge stattfand, wobei vorzüglich auf Fleiß und gesittetes Betragen Rücksicht genommen wurde. Die Preise bestanden meistens aus nutzbaren Kleidungsstücken, die der Verein größtentheils der wohlthätigen Fürsorge der strasburger Damen verdankt. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag. —— Nr. 25. —— 25. Januar 1835.

Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, par M. Saint-Marc-Girardin.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Ueber die dritte Abhandlung: „L'Allemagne en 1813 et le poète Koerner", haben wir nur wenig zu sagen. Es werden die Begeisterung von Deutschland im J. 1813 und Körner's Einfluß auf dieselbe vortrefflich geschildert und einige der markirtesten Gedichte unsers Tyrtäos: „Lützow's wilde Jagd", „Das Schwertlied" u. s. w. in einer gelungenen prosaischen Uebersetzung wiedergegeben. Wir glauben, daß selbst jetzt nur wenig Deutsche den damaligen Zustand Deutschlands und Frankreichs mit so großer Unparteilichkeit schildern würden, wie hier Hr. Girardin thut. Wie treffend ist z. B. das Gemälde von der allgemeinen Erhebung der deutschen Jugend, und wie treffend führt er dann fort:

Was thaten unterdessen unsere jungen Administratoren, welche abgeschickt waren, um Deutschland zu regieren? Mit einem faden Tone, bei dem man den literarischen Pedanten und den bewaffneten Sieger verspürte, sagten sie den Deutschen, sie müssen sich nach dem Geiste Voltaire's und nach der Administration Bonaparte's bilden. Wie mußten sie misfallen, großer Gott! und das Herz des Volkes verwunden, da sie als höhnische Sieger und angenehme Materialisten die Niederlagen Deutschlands, die Träume seiner Spiritualisten und die Melancholie seiner Dichter belächelten; als sie, stolz auf unsere französische Sprache, sich über Das lustig machten, was sie das deutsche Kauderwälsch nannten! Und unterdessen putzten diese Besiegten ihre Schwerter, diese Philosophen wurden Soldaten, diese Dichter dichteten Kriegsgesänge, dieses Kauderwälsch bereicherte sich mit Worten des Fluchs und der Rache, und eines Tages, auf das Zeichen, welches im Norden gegeben wurde, als die Flammen Moskaus in die Augen Deutschlands leuchteten, rief Körner: „Auf zu den Waffen", und: „Auf zu den Waffen" wiederholte das ganze Volk! — Edles Deutschland, welche Tage der Begeisterung hast du damals gesehen! Und wir, Frankreich, welche Zeiten der Trauer und des Misgeschicks! Denn endlich, während der Aufruf der Könige und der Dichter alle deutsche Herzen erweckte, zogen unsere Soldaten, schwach und halb erfroren, langsam durch diese Dörfer und Weiler, welche schon fast nur Feinde waren. Ueberall auf ihrem Wege trafen sie wilde, gereizte Blicke, Hände, welche zitterten vor Kampfeslust und sich auf den Degenkorb stützten; überall Rache, als sie doch so sehr des Mitleids bedurften, und nirgend Ruhe, nirgend Verweilen! Hinter ihnen ertönte, gleichsam um ihre Flucht zu beschleunigen, ein unendliches Geschrei des Aufruhrs des Krieges: „Zum Rhein, zum Rhein!" Das war der Refrain Körner's, ein furchtbarer Refrain, den eine ganze Nation anstimmte.

Etwas weiter unten finden wir über Körner's Leben, Charakter und Tod folgende ebenso wahre als schöne Worte:

Was das Genie Körner's ausmacht, ist seine Vaterlandsliebe und seine Begeisterung; er ist kein Tyrtäos der Studirstube, welcher hinter dem Ofen Kriegshymnen dichtet; er ist Soldat, er ist Freiwilliger unter den schwarzen Jägern, das Schwert an der Seite, das Gewehr auf dem Rücken; er ist in die Reihen getreten, um sein Vaterland zu retten und seine Tyrannen zu züchtigen. Dichter und Soldat, erwärmt das Feuer des Krieges seinen Geist wie seinen Muth. Alles ist Poesie für ihn; das Feuer des Gewehrs ist der Funke der Freiheit; das Blut, welches die Felder röthet, ist der Purpur der Morgenröthe, der Morgenröthe der Freiheit. Ist er verwundet und glaubt er sich dem Tode nahe, so verschönert sich dieser Tod fürs Vaterland durch Bilder und Täuschungen der Phantasie; seine letzten Gedanken sind wie die seines ganzen Lebens mit den Farben der deutschen Poesie gefärbt. Reizende Phantome schweben vor seinen Augen; das Jammergeschrei der Todten verwandelt sich vor ihm in melodische Töne. Was er so oft träumte, was er im innersten Busen trug, er soll es sehen, er soll es auf immer besitzen; schon schwebt dieser Gegenstand der heißesten Wünsche seiner jungen Seele, den er bald Freiheit, bald Liebe nannte, wie ein glänzender Seraph vor ihm.... Mit solchen Gedanken starb man in diesen Scharen Begeisterter! Wahrhaftig, es ist nicht der Tod eines Grenadiers der Garde, welcher an seinem Platze gefallen ist und mit Ernst in dem Gedanken stirbt, daß er nie die Ordre, nie die Ehre verletzt, nein, es ist der Tod des Begeisterten und des Dichters, es ist ein deutscher Tod!

In der folgenden Abhandlung verläßt der Verf. Deutschland auf einige Augenblicke, er spricht „De la marche de la civilisation en Suisse jusqu'à nos jours". Wir wollen uns dabei nicht aufhalten; der Gegenstand ist weder mit der nöthigen Tiefe noch erschöpfend behandelt; die Hauptepochen der Schweizergeschichte sind jedoch mit einigen allgemeinen Zügen gut und richtig charakterisirt. Die neuesten Ereignisse, welche hier gleichfalls berührt werden, sind noch in zu frischem Andenken, als daß wir auf sie besonders aufmerksam zu machen brauchten. Vielleicht folgt man nicht ungern der Führung des Herrn Girardin durch dieses Labyrinth unversöhnlicher Parteikämpfe.

Die zwei nächstfolgenden Aufsätze führen uns auf das deutsche Gebiet zurück und gehören ihrem Inhalte nach in dieselbe Kategorie; sie handeln „Des anciens poëmes

épiques des Germains" und „De l'épopée Carlovingienne". Den Hauptinhalt des erstern bilden Auszüge aus den ältesten deutschen Geschichtschreibern, z. B. Paulus Diakonus, in welchen Hr. Girardin Bruchstücke alter epischer Dichtungen wiedererkennt, und aus der „Edda". Es versteht sich von selbst, daß wir daraus keine Mittheilungen machen können. Am Schlusse macht der Verf. auf die auffallende Aehnlichkeit zwischen den germanisch-skythischen Sagen und den althellenischen Mythen aufmerksam. Zum Beweis führt er die Geschichten der Gudruna und der Medea an und ist der Meinung, daß, wenn man diese Spuren weiter verfolgen wollte, wichtige Resultate für die Verwandtschaft der nordischen und altclassischen Sagenkreise nicht ausbleiben dürften. Der zweite Aufsatz gibt nicht eine erschöpfende Darstellung von Ursprung, Charakter und Art des karlovingischen Heldengedichts, sondern vielmehr nur eine Reihe hierauf Bezug habende Bemerkungen. Die Entwickelung der Epopöe im Mittelalter, deren Uranfänge der Verf. in der vereinzelten traditionnellen Erzählung (conte) findet, scheint uns richtig aufgefaßt zu sein und wird durch treffende Beispiele aus der Gebrüder Grimm „Deutschen Sagen" gut erläutert. Die ältesten Spuren solcher Erzählungen in Bezug auf Karl den Großen finden sich in der Chronik des Mönchs von St.-Gallen, der ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Karl dem Großen schrieb; erst die Begeisterung der Kreuzzüge machte Karl d. Gr. zum Helden des Romans und der Epopöe in der Weise, wie wir es am besten in jenem Fragmente finden, welches sich unter dem Namen der Chronik des Turpinus erhalten hat.

Von der ältesten deutschen Literatur springt Hr. Girardin sogleich auf die neueste über und spricht „De la littérature allemande et de Goethe". Von allen Erzeugnissen seines Werkes scheinen uns diese Bemerkungen das schwächste. Wir wissen eigentlich nicht, was Hr. Girardin damit beabsichtigt hat, wenn er auf kaum drei Seiten so leichtfertig hin behauptet, die deutsche Literatur habe keinen Mittelpunkt, und daher komme ihre Unentschiedenheit und ihre Ohnmacht (de là l'indécision et l'impuissance); in Deutschland äußere die Literatur eine geringere Wirkung auf die Gesellschaft (moins d'efficacité) als anderwärts, und der Geist habe überhaupt dort weniger gethan als bei andern Völkern (moins fait qu'ailleurs); wenn er dann ferner auf Göthe übergeht und ihn zwar den Typus, den König der deutschen Literatur nennt, aber gleich darauf behauptet, Göthe habe eigentlich keinen bestimmten Zweck gehabt und nicht gewußt, welche Idee er in seinen Werken durchführen und welchen Einfluß er ausüben wolle; in seinen Werken trete immer nur der Dichter, nie der Mensch hervor. Und um nun dies einleuchtend zu machen, macht Hr. Girardin einen etwas stark hinkenden Vergleich zwischen Voltaire und Göthe, dessen Resultat ist, daß jener in allen seinen Werken den Zweck verfolgt habe, dem philosophischen Geiste in Frankreich die Herrschaft zu verschaffen, während dieser, wie gesagt, sich seines Zweckes eigentlich nie bewußt geworden.

Göthe — heißt es dann weiter — hat dem deutschen Geiste seine Unparteilichkeit und seine Gleichgültigkeit gegeben; er hat ihm aber auch gleichsam die Thatkraft (action) benommen, sowie wir sie an seinem „Tasso" und an seiner „Iphigenia in Tauris" vermissen.

Endlich stellt Hr. Girardin noch die Meinung auf, daß mit Göthe's Tode die alte deutsche Literatur, „diese pantheistische Literatur, welche in ihrem weiten Schooße Alles aufnimmt, die aber ihre Wirksamkeit (action) verliert und sich durch ihre Ausdehnung verflacht", zu Grabe gehen werde, und schließt mit einer rührenden Apostrophe über einen Besuch bei Göthe und die untergegangene Herrlichkeit von Weimar, welche an Göthe ihre letzte Stütze verliere. Glaubt Hr. Girardin nun wirklich, daß er seinen Zuhörern — denn das Ganze ist ein Bruchstück aus einem im Jahre 1830 gehaltenen Vortrage — oder seinen Lesern, bei denen er doch schwerlich tiefere Studien über Göthe und die neuere deutsche Literatur voraussetzen kann, durch diese Allgemeinheiten klare und richtige Begriffe über Göthe und die Literatur seiner Zeit beibringen werde? Wir behaupten geradezu das Gegentheil: Hr. Girardin trägt durch dergleichen Raisonnements nur dazu bei, unklaren und falschen Begriffen über diese Gegenstände in Frankreich die Bahn zu öffnen. Denn was er gesagt hat, sind, offen gestanden, bloße Redensarten, welche, so nackt hingestellt, wie es hier geschieht, aller Bedeutung und aller Wahrheit ermangeln. Wir wollen deshalb noch nicht leugnen, daß ihnen eine gewisse Wahrheit zu Grunde liegen könne, allein es kam eben darauf an, diese etwaige Wahrheit durch ein tieferes Eingehen in die Sache zu begründen. Hr. Girardin hat dies aber gänzlich vernachlässigt und, wie es scheint, gar nicht daran gedacht, daß man, um über Göthe, seine Zwecke und seinen Einfluß zu urtheilen, sehr umfassende Studien über seine Werke und seine Zeit machen muß: Studien, welche dem Franzosen doppelt schwer werden dürften, da er sich nicht leicht in den deutschen Geist versetzen kann und auch schwerlich jene Gewandtheit in der deutschen Sprache erlangt, welche nöthig ist, um z. B. ein Werk wie Göthe's „Faust" verstehen zu können. Diese Abhandlung berechtigt uns, wie wir glauben, zu dem Schlusse, daß Hr. Girardin dergleichen Studien noch nicht gemacht hat, und erregt in uns den lebhaften Wunsch, daß man in Zukunft in Frankreich ja einen richtigern Weg der Beurtheilung der deutschen Literatur betreten möge, um sich nicht gleich anfangs das Studium derselben durch Vorurtheile zu erschweren, von denen man sich später nur mit Mühe losmachen dürfte.

Weit passender scheint uns die Art, wie der Verf. in der folgenden Abhandlung: „Hoffmann, son conte de Marino Faliero", seine Leser mit einer andern Notabilität unserer Literatur bekannt zu machen sucht. Er gibt hier kurz und treffend den Charakter Hoffmann's im Allgemeinen an und analysirt dann die genannte Erzählung zum großen Theile mit Hoffmann's eignen Worten. Hier weiß man, woran man sich zu halten hat, und verliert sich nicht in leeren, gehaltlosen Gemeinplätzen, die die Begriffe verwirren. Leider treffen wir aber schon auf den nächsten

Seiten Hrn. Girardin wieder auf einem gefährlichen Gebiete, wo man nur zu leicht positive Kenntnisse durch scheinbare Redensarten zu ersetzen geneigt ist. Dieses Gebiet ist: „Marche de la philosophie en Allemagne, de Luther jusqu'à nos jours". Ein großer Gegenstand sehr mager abgefertigt! Auf etwa fünf Seiten erfahren wir, daß in Frankreich die Philosophie seit Descartes sich immer mehr und mehr von der Religion und von Gott losgesagt habe und endlich zum Materialismus gelangt sei, während die deutsche Philosophie dagegen ihren tief religiösen Charakter fortwährend behauptet und stets das Ziel vor Augen gehabt habe, Gott zu suchen. Und um zu zeigen, wie dies geschehen sei, werden nun einige ganz oberflächliche Bemerkungen über Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte und Hegel hinzugefügt, während Schelling's kaum dem Namen nach gedacht wird. Das nennt Hr. Girardin den Gang der deutschen Philosophie von Luther bis auf unsere Tage! Difficile est satiram non scribere!

(Der Beschluß folgt.)

Julius Schneller's hinterlassene Werke. Aus Auftrag und zum Besten seiner Familie herausgegeben von Ernst Münch. Dritter Band. Ideen über Literatur und Kunst, nebst ausgewählten Dichtungen. Statistische Briefe, Biographien und Charakteristiken. Stuttgart, Scheible. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.*)

Man kann der Meinung sein, daß die Ausbeute aus dieser Sammlung hinterlassener Werke Schneller's nicht eben sehr bedeutend sei, und doch an einzelnen Theilen derselben sich erfreuen, und in diesem Fall befindet sich Referent. Denn trotz der mannichfaltigsten Gedankenübung, die in Geschichte, Politik, Aesthetik und Naturkunde völlig einheimisch war, hat Schneller es doch nicht weiter als bis zu einem halbunabhängigen Urtheil in allen diesen Fächern gebracht; stets hat ihn mehr die Beweglichkeit als die Tiefe seiner Ideen ausgezeichnet, und dem eigentlichen Proceß des Schaffens ist er trotz einer ihm eignen Charakterkraft immer ziemlich fern geblieben. Sein größtes Verdienst nimmt er als Historiker Oestreichs in Anspruch; in der Aesthetik ist er nur als Kenner der Kunstgeschichte ausgezeichnet; als Statistiker gewinnt er durch die „Steiermärkischen Briefe" unsere Achtung; in der poetischen Region ist er nur mit glücklichen Versuchen aufgetreten.

Bevor wir an die Anzeige vom Inhalt dieses Bandes seiner gesammelten Schriften gehen, müssen wir einem Irrthum vorbauen, zu dem der Titel Anlaß geben kann. Es sind nicht Manuscripte, die Hr. Münch hier herausgibt, sondern der größte Theil dieser Aufsätze liegt bereits gedruckt vor. Wir können den Versuch einer Täuschung des Publicums nicht ungerügt lassen. Gedruckt sind die Satire: „Sündenbabel und Krähwinkel", „Zacharias Werner als Volksredner", die „Steiermärkischen Briefe", das Gedicht: „Weiblichkeit", und wir glauben auch das Trauerspiel „Vitellia".

Was nun den Inhalt dieses Bandes betrifft, so ist seine Mannichfaltigkeit anregend und unterhaltend. Die Parodie des gesellschaftlichen Lebens von Wien und Grätz (wo der Verf. 28 Jahr wohnte) unter dem Titel: „Sündenbabel und Krähwinkel", als Preisschrift gekrönt, mag leicht das Beste sein, was Schneller in diesem Gebiete geschrieben hat, gut in Gedanken, gediegen in der Ausführung und gefällig in der Darstellung. Trotz alledem wissen wir doch eigentlich nicht, wohin die zwei feinen Charakterunterschiede zwischen den beiden Zwillingen Faust und Gottlieb führen, wenn zuletzt die Resultate ihres Lebens dieselben sind. Doch die Satire ist fein und wohlthuend, unstreitig das größte Lob, das einer Satire zu Theil werden kann. Die Mittheilungen über Grätz und Steiermark aus den Jahren 1819—21 sind allzu sehr von localem, vorübergehendem und speciellem Interesse, als daß wir uns, ungeachtet ihrer trefflichen, stylistischen Form, lange bei ihnen aufhalten könnten. Auch sie sind unter dem Namen F. Velox in der „Steierischen Zeitschrift" abgedruckt. Geschichte, Statistik, Kunst und Theater bilden ihren Inhalt; wir entnehmen ihnen nur die eine Notiz, daß der Capuzinerorden allein nicht mehr und nicht weniger als 1780 Schriftsteller in allen Fächern hervorgebracht hat. Im Uebrigen sind diese alten „Neuigkeiten aus Grätz" eines Wiederabdrucks schwerlich werth. Anders ist es mit dem Aufsatz über Zacharias Werner, der ein so gewichtiges Urtheil über diesen seltsamen Geist ausspricht. Diese Bl. haben erst jüngst Briefe Werner's an Scheffner, welche über seine religiösen Tendenzen Licht geben, mitgetheilt*), und es kann daher zur Vervollständigung dieser Mittheilung gereichen, wenn wir hier in kurzen Andeutungen Das geben, was Schneller so trefflich über Werner als Kanzelredner beibringt, um so mehr, als seine Schrift: „Werner als Volksredner", in Norddeutschland wenigstens ziemlich unbekannt geblieben ist.

Der Verf. analysirt eine berühmte Predigt Werner's, die über den Rosenkranz. Der Text war der von dem unhochzeitlich gekleideten Gast. Hieran knüpfte er ein Gemälde Derer, die über den Rosenkranz lachen, und endlich die Frage: Wie der Heiland mit uns Hochzeit halte, und wie diese Hochzeit im Rosenkranz symbolisirt sei? Die Brautwerbung, den Vollzug, das Freudenfest parallelisirt er hierauf mit den fünf freudenreichen, den fünf schmerzlichen und den fünf glorreichen Geheimnissen, die im Rosenkranz liegen. Sodann löst er das Allgemeine ins Einzelne auf. Z. B. unter den freudenreichen Geheimnissen ist: „Jesus, den die Jungfrau geboren". Zwar hat die Jungfrau das Allerheiligste ohne Schmerzen erzeugt; wir aber, arme Sünder, müssen uns wiedergebären mit Schmerzen zum Himmelreich. In ähnlicher Art „das Opfer im Tempel", „das Wiederfinden im Tempel" u. s. w. Alsdann folgen die schmerzlichen Geheimnisse: „Jesus, der für uns gegeißelt ist". „O verhindere, daß wir dich täglich mit unsern Sünden geißeln, geißle du vielmehr uns u. s. w." „Jesus, mit Dornen gekrönt": „O laß die Spitzen der Dornen, die unsere Sünden täglich auf dein Haupt drücken, durch deine Heiligung abknicken". „Jesus, der ans Kreuz geschlagen": „Lehre uns, den Feinden und Verleumdern vergeben, wie du ihnen sterbend vergabst". „Jesus, der für uns gelitten, gestorben, begraben" — Ach! Bei diesem schmerzhaften Geheimniß des sterbenden Gottes wurden die Töne des Predigers so gebrochen, so wehmüthig, so herzzerreißend, so durchdringend, daß die ganze Kirche in lautes Weinen und Schluchzen ausbrach. Dann richtet er sich empor und verkündet die fünf freudenreichen Geheimnisse, dichterisch, kurz, kühn, bitter, stolz, und schließt endlich: „Nun geht hin und lacht über den heiligen Rosenkranz, katholische Christen, wenn ihr könnt!" — Die ungemeine Wirkung einer solchen Volkspredigt ist erklärlich; die Uebergänge aus einem Gefühl in das entgegengesetzte, die dichterische Auslegung der Symbole, die Erscheinung des Predigers, majestätisch, ewig, gewaltig und an Lucas Kranach erinnernd; seine Kunst, in jede Predigt etwas von sich selbst und seiner Umkehr einzuweben, seine mannskräftige Stimme, dies riß die Zuhörer hin. Aber seine Kunst ist eine hinterlistige. Viele sagten von ihm: Wie groß und recht ist Werner im Ganzen, obgleich ich das Einzelne nicht billige! Grade umgekehrt, meint der Verf., groß und recht mag er im Einzelnen sein, aber im Ganzen ist er verworren und verwerflich.

Hierauf folgen Biographien von Collin und Hormayr, kurz und treffend, dann eine ausführliche Lebensgeschichte des Pomologen v. Mascon. Der Sonettenkranz: „Weiblichkeit", er-

*) Ueber den ersten und zweiten Band berichten wir nach ihrem Erscheinen. D. Red.

*) In Nr. [illegible]—[illegible] und [illegible]—[illegible] d. Bl. f. 1834. D. Red.

öffnet die Gedichte; er ist bekannter als die Grabschriften- und Distichensammlung, in der Geschmackvolles und Tiefempfundenes mit vielem Seichten und Unhaltbaren sich mischt. Dieser Distichen sind 152. Unter den schlechten mag Michel Angelo:

> Blick' hinab von der Höh' in den unermeßlichen Abgrund,
> Teufel erschaust du gewiß, wie sie dein Pinsel gemalt.

unter den guten Rubens:

> Markvoll, körnig, gediegen, so nennt dich rühmend die Nachwelt;
> Wer dich den Wahrsten genannt, sprach deinen innersten Werth.

als Probe dienen. Die Gesinnung des Verf. malt sich in der Grabschrift eines Hingerichteten:

> Abgesondert liegst du von der gläubigen Christengemeinschaft;
> Christus, der Himmlische, nahm Einen der Schächer zu sich!

Das Trauerspiel „Vitellia" hat bei einer meisterhaften Darstellung in Wien 1801 (bei der Koch, die Weissenthurn, Ziegler und Korn thätig waren) großen Beifall geerntet. Es hat in der That dramatisches Verdienst und ist es werth, der lebenden Bühne erhalten zu werden. Unter den vermischten Gedichten zeichnet sich nichts aus; aber die Biographien Kinderle's, Ludwig's von Baden, Fahnenberg's und besonders die Chateaubriand's gewähren eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung, die durch Gesinnung und schöne Form gleich anzieht. 46.

Zur Gesetzgebung über Gemeindewesen, mit besonderer Rücksicht auf Kurhessen.

Zur Herstellung einer freien, d. i. naturgemäßen Gemeindeordnung, wie sie auf dem historischen Rechtsboden der Staatengeschichte und Volksrechte ihre lebendige Stütze findet, ist wirklich für Deutschland die Zeit gekommen. Man hat in allen Staaten das Bedürfniß einer freien Gemeindeverfassung gefühlt und öffentlich ausgesprochen, und der Wunsch des Volkes stützt sich hierbei noch in den constitutionnellen Staaten auf positive Bestimmungen in den Verfassungen. Die Gemeindeverfassung, wie sie der Verfassung eines Staats entspricht, ist eins der ersten organischen Gesetze im Staate. Die Verfassung kann und wird unmöglich gedeihen, wenn nicht eine freie Gemeindeordnung, die Basis der bürgerlichen Freiheit, Bürgschaft leistet. Was kann uns eine freisinnige Verfassung auf dem Papiere helfen, wenn nicht durch eine entsprechende Gemeindeverfassung der Volksfreiheit wieder von unten aufgeholfen wird, wenn vielmehr die Gemeinden und mit ihnen der einzelne Bürger in staatsrechtlicher Hinsicht unter der Vormundschaft der Staatsbeamten stehen bleiben, welche meist in dem von Frankreich herübergeliehenen Centralisationssysteme maschinenmäßig mitarbeiten müssen.

Wir finden diese Ansicht mit Rückblicken auf die Staatengeschichte aller Völker näher entwickelt im zweiten Hefte des sechsten Bandes von Alex. Müller's *) „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten" (Frankfurt a. M. 1836). Hier wird auch die neue kurhessische Gemeindeordnung, resp. der Gesetzesentwurf mit seinen Motiven besprochen. Es wird die Unvereinbarkeit vieler Bestimmungen derselben mit dem §. 42 der Verfassungsurkunde nachgewiesen, und es scheint, daß dieser Fundamentalparagraph der neuen Gemeindeordnung nicht zur Grundlage gedient habe. In den Motiven zum Gesetzesentwurf wird gesagt, daß die preußische Städteordnung nicht zum Vorbilde genommen worden sei, und um das Verlangen nach dieser zu mäßigen, wird ein Klagelied über das preußische Städtewesen von einem ungenannten preußischen Staatsdiener angeführt. Wir glauben, daß die Absicht der kurhessischen Regierung, die wahre Bürgerehre wiederzubeleben, durch eine der preußischen Städteordnung nachgebildete allgemeine Gemeindeordnung für die Stadt- und Landgemeinden Kurhessens eher würde erreicht worden sein, und daß diese eine dauerndere Befriedigung gewährt haben würde als der zum Gesetz erhobene Entwurf. Nur Das, was mit der Heiligkeit der Verfassungsurkunde übereinstimmt, kann dem Lande frommen. Das Gegentheil ist stets verwerflich. In dieser Wahrheit besteht das ganze Geheimniß einer constitutionnellen Regierung, welche die Pflicht hat, dem gesellschaftlichen Körper nach Maßgabe des Grundvertrags zu dienen, wie dieser ihr dient. 119.

*) In diesem Hefte, worin die neusten und wichtigsten Bundestagsbeschlüsse von 1832, 1833 und 1834 mitgetheilt werden, befindet sich auch eine Betrachtung über das neue Schiedsgericht. Für die Bekanntmachung der künftigen Erkenntnisse und Aeußerungen der amtlichen Thätigkeit dieser bedeutsamen Behörde wird dieses Archiv ein erwünschtes Organ werden.

Literarische Notizen.

Lamennais' zum „Avenir" gelieferte Artikel werden jetzt mit andern neuen Aufsätzen unter dem Titel: „Troisièmes mélanges", in einem Bande gedruckt.

A. Cochaud hat an den König und die Kammern eine Schrift gerichtet: „Aperçu sur les écarts de la presse politique, et sur les moyens de la ramener au but de son institution".

„Les deux derniers chapitres de ma philosophie de la guerre" von dem Marquis de Chambray sollten am 10. Jan. ausgegeben werden.

Von Marie Aycard erschien in vier Bänden: „Le comte de Horn (1720)".

Ant. Delatour hat herausgegeben: „Essai sur l'étude de l'histoire en France au 19ième siècle". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 26. — 26. Januar 1835.

Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, par M. *Saint-Marc-Girardin.*

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Unter der Aufschrift: „Souvenirs de voyage", schließt der Verf. hieran eine Reihe ausgewählter Bemerkungen, die er auf seinen beiden Reisen nach Deutschland zu machen Gelegenheit fand. Er hat hier natürlich nur einzelne der merkwürdigsten Punkte herausgehoben, die er berührte, und spricht zwanglos über Kunst, Alterthümer, Literatur, Geschichte und Sitten, wie es eben Oertlichkeit und Zeit mit sich brachten. Die Punkte, die er auf diese Weise berührt, sind Kolmar, Alt-Breisach, Freiburg im Breisgau, Basel, Köln, München und Augsburg. Wir finden hier Bemerkungen über meistens bekannte und oft besprochene Gegenstände, die Kathedralen zu Kolmar, Freiburg und Köln, die Universität zu Freiburg, über deren ersten Rector Matthias Hummel Bach hier eine weitläufige Episode gegeben wird, ferner über Holbein's Todtentanz, die Legende von der heiligen Ursula von Köln, sowie die von der heiligen Afra, der Schutzpatronin von Augsburg, und über die Kunstschule zu München. Nur über des Verf. Ansicht von der letztern und seine Bemerkungen über das Elsaß wollen wir uns noch einige Worte erlauben.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß Hr. Girardin natürlich das Elsaß, das deutsche Frankreich, wie er es nennen will, nur von der den französischen Interessen günstigsten Seite betrachtet. Er meint, die Bewohner des Elsaß seien seit den Zeiten Ludwig XIV. von ganzem Herzen Franzosen, haben aber dennoch deutsche Sitten, deutsche Sprache und deutschen Charakter beibehalten, und erblickt in dieser moralischen Nationalität, welche die politische überlebt habe, „ein ruhmvolles Zeugniß für die Größe Frankreichs".

Das Elsaß — fährt er dann fort — welches mit Hartnäckigkeit französisch bleibt und nicht weniger hartnäckig seine alte deutsche Sprache beibehält, ist da, um durch eine 150jährige Erfahrung zu beweisen, daß es Epochen gibt, wo selbst die Verschiedenheit der Sprachen die Vereinigung der Völker und Länder unter dasselbe Gesetz nicht verhindert, und daß in der Macht eines großen Staats eine unwiderstehliche Anziehungskraft (une force d'attraction irrésistible) ruht.

Wahrhaftig, eine vortreffliche Theorie, deren Haltbarkeit jedoch in Bezug auf das Elsaß zu beweisen Hrn. Girardin ziemlich schwer werden dürfte. War es etwa dieser politische Magnet, dessen sich Ludwig XIV. in seinen Reunionskammern bediente, und der damals das Elsaß unwiderstehlich an Frankreich fesselte? War es etwa freier Wunsch oder freier Entschluß der Elsasser, sich der Herrschaft des größten Despoten zu unterwerfen, den damals die Welt kannte? Die Geschichte lehrt uns das Gegentheil. Die Elsasser wurden durch jene gewaltsame und rechtlose Vereinigung mit Frankreich, der sie zu widerstehen leider zu schwach waren, nicht mehr und nicht weniger als unterworfene Deutsche, und es dürfte uns nicht schwer werden, zu beweisen, daß sie seitdem den Nachtheilen keineswegs entgangen sind, welche das unvermeidliche Loos aller unterworfenen Völker zu sein scheinen. Herr Girardin sagt uns z. B., die Elsasser seien von ganzem Herzen Franzosen, und hätten doch den deutschen Charakter beibehalten. Wir müssen gestehen, daß dies ein wenig von der Oberfläche genommen ist; geht man etwas tiefer, so erkennt man leicht den Widerspruch, welcher diesen Satz von selbst in nichts auflöst. Man ist nicht zu gleicher Zeit von ganzem Herzen Franzos der Gesinnung nach und Deutscher dem Charakter nach, weil es eine moralische Unmöglichkeit ist, zu welcher die Elsasser selbst den besten Beweis liefern. Will man der Wahrheit die Ehre geben, so muß man eingestehen, daß die Elsasser eigentlich weder Deutsche noch Franzosen sind. Sie haben einen großen Theil ihrer deutschen Nationalität verloren, ja selbst unterdrückt, ohne sich dagegen jene Eigenschaften anzueignen, welche das Wesen des französischen Charakters ausmachen. Die Folge davon ist eine gewisse Unbestimmtheit ihres Charakters, eine gewisse, ich will nicht sagen moralische, aber doch gesellschaftliche Zweideutigkeit, welche dem genauern Beobachter nicht leicht entgeht. Ist man z. B. in einer Gesellschaft Elsasser, so geben sie sich alle mögliche Mühe, namentlich vor Deutschen, als Franzosen zu erscheinen, und in der Regel gelingt ihnen dieses schlecht; man spricht natürlich nur französisch; aber bekanntlich sprechen die Elsasser unter allen Deutschen das Französische mit dem unerträglichsten Accent, sowie sie verdammt zu sein scheinen, das schlechteste und fehlerhafteste Deutsch zu sprechen. Fügt es dann etwa der Zufall, daß von den Vorzügen des deutschen Charakters und des

deutschen Lebens die Rede ist, so lassen sie es gar gern merken, daß sie eigentlich doch auch Deutsche sind; und dies gibt ihrem ganzen Wesen etwas Unnatürliches und Widersprechendes, worin wir keineswegs jene „moralische Nationalität" finden können, welche die Bewunderung des Hrn. Girardin erregt hat. Ja, dieses unnatürliche Wesen spricht sich selbst in ihrem politischen Benehmen, in jenem übertriebenen Freiheitsschwindel, in jenem überspannten Republikanismus aus, welchen ein großer Theil der Elsasser bei jeder Gelegenheit zur Schau trägt, ohne daß sie doch eigentlich einen hinlänglichen Grund dazu haben und Haltung genug besitzen, um Extravaganzen zu vermeiden, welche in ihrer Lächerlichkeit von selbst in nichts zerfallen. Hr. Girardin wünscht, daß die Bewohner des Elsaß ihre deutsche Nationalität sorgfältig bewahren möchten; wir glauben, daß dieser fromme Wunsch etwas zu spat kommt und durchaus nicht im Einklange mit dem Systeme ist, welches die französische Regierung von jeher in Bezug auf das Elsaß befolgt hat. Es ist bekannt genug, daß noch gegenwärtig, wenn nicht geradezu direct, doch indirect, alle Mittel angewendet werden, um das Elsaß zu französiren; in allen öffentlichen Lehranstalten, in den Bureaus der Administration, in den Gerichtshöfen sucht man immer mehr und mehr die deutsche Sprache zu verdrängen; jeder junge Elsasser, welcher in irgend einem Departement des Staatsdienstes eine Carrière machen will, ist genöthigt, sich seines deutschen Wesens so viel nur möglich zu entkleiden; und so erstirbt hier nach und nach die Nationalität eines Volkes nicht minder unter dem dreifarbigen Panier wie anderwärts unter den Klauen des Adlers, — vielleicht ist nur die Täuschung größer und das Ziel sicherer, sonst scheint es uns gleichviel. Auch in diesem Sinne, obgleich er wol einen andern hineingelegt hat, kann Hr. Girardin Recht haben, wenn er sagt, „das Elsaß habe eine Rolle in Frankreichs Schicksal, indem es zeige, welches heutzutage für die Staaten der Weg sei, sich zu vergrößern".

Wir knüpfen hieran sogleich einige Worte über Hrn. Girardin's Beurtheilung des münchner Kunsttreibens. Niemand wird sich wundern, daß Hr. Girardin, welcher wahrscheinlich nur 8, höchstens 14 Tage in München war, eigentlich nur die glänzende Außenseite gesehen und hiernach sein Urtheil gebildet hat. Nach seiner Meinung ist ganz München vom Feuer der Kunst durchdrungen und lebt allein in der Kunst, und dies drückt er komisch genug auf eine Weise aus, welche schwerlich irgend einem Theile der münchner Bevölkerung sehr schmeichelhaft sein dürfte.

Jemand fragte mich — heißt es —, was man in München denke? In München denkt man gar nicht; man betrachtet blos. Es gibt Künstler, welche malen, Bildhauerarbeit machen, bauen; es gibt Neugierige, welche kommen, um malen, bauen und Bildhauerarbeiten machen zu sehen (wahrscheinlich nach Hrn. Girardin's Meinung ohne alle Gedanken); das ist München. Ich habe dort gelehrte und unterrichtete Männer, Mystiker und einen großen Philosophen, Hrn. von Schelling, angetroffen; alle diese Männer denken und schreiben aber sicherlich nicht für München, welches Augen hat, um zu sehen, aber nicht, um zu lesen.

Er entwirft dann ein sehr lebendiges Bild von der eigenthümlichen Betriebsamkeit in München, welche sich ganz auf die Kunst concentrire und mit wenig Mitteln so Ungeheueres leiste.

Man gebe — ruft er aus — dem Könige von Baiern die hundert Millionen unsers Gesetzes über die öffentlichen Arbeiten, und er wird eine Stadt von Marmor bauen, so groß wie London.

Er rühmt hierauf noch vorzüglich, wie die Einwohner von München dem Beispiele ihres Königs gefolgt, wie sie ganze Straßen geschaffen und prächtige Paläste errichtet u. s. w. Das Alles ist vortrefflich, es ist wahr; allein Hr. Girardin hat, wie die meisten Reisenden, nicht hinter die Coulissen, nicht die Schattenseiten gesehen. Der Enthusiasmus der ersten Jahre überschritt leider die Grenzen, welche durch die Mittel, die München zu Gebote stehen, natürlich gezogen sind. Wir sagen dies vorzüglich in Bezug auf die übertriebene Baulust und zufolge vielfacher eigner Beobachtungen, welche wir während eines mehrjährigen Aufenthalts in München zu machen Gelegenheit hatten. Leider schlich sich sehr bald ein arger Speculationsgeist ein; man rechnete darauf, daß München unfehlbar der bleibende Aufenthaltsort vieler reichen Fremden, namentlich während des Winters, werden würde. Hierin täuschte man sich aber gewaltig; und warum? — weil München, wenn man einmal seine Kunstherrlichkeiten gesehen hat, weder eine Lage, noch ein Klima, noch sonstige gesellschaftliche Annehmlichkeiten darbietet, welche es zu einem beliebten Aufenthaltsorte solcher Leute machen könnten, welche für ihr Geld außer der Kunst auch das Leben genießen wollen. Der Zug solcher Ausländer richtete sich fortwährend nach dem freundlichen Dresden oder dem vergnügungsreichen Berlin. Nichtsdestoweniger wurde in München fortgebaut; die Juden hatten gar bald die Hände im Spiel; es galt, schnell zu bauen und einander zu überflügeln; man gab den Häusern eine angenehme Außenseite und führte das Uebrige mit der unglaublichsten Leichtfertigkeit aus; ja, die Beispiele fehlen nicht, daß dergleichen Häuser, noch ehe sie vollendet waren, von selbst wieder zusammenstürzten und die Arbeiter sämmtlich unter ihren Trümmern begruben. Und jetzt frage man einmal, wie viele von den Häusern, welche seit zehn Jahren gebaut wurden, wirklich bewohnt sind und sich verinteressiren; man hört überall nur Klagen über mislungene Speculation, über gezwungene Häuserverkäufe, bei denen die Käufer eben auch nicht häufig sind, und über zerrüttete Vermögensumstände sonst wohlhabender Familien.

Glücklicherweise wird von diesen Uebelständen die eigentliche höhere Kunst nicht berührt, welche überhaupt weit weniger Sache des bairischen Volkes ist, als Hr. Girardin denkt; ein großer Theil der ausgezeichnetsten Künstler, ein Cornelius, Schnorr, Kaulbach u. s. w., gehören Norddeutschland und den Rheinlanden an. Wir glauben, es gibt keinen bessern Beweis für die Talente und die geistig-schaffende Kraft des deutschen Volkes als diese schnelle und großartige Entwickelung der Kunst zu München, auf die einzige Anregung eines Fürsten, wel-

cher selbst die Idee der Wiederherstellung einer deutschen Kunst mit Begeisterung ergriff und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ins Leben rief. Leider fehlen auch hier nicht die Schattenseiten. Der Andrang junger Menschen, welche, wenn sie eine einigermaßen leidliche Zeichnung machten, sich schon im Voraus unfehlbar zu den gefeiertsten Künstlern des Jahrhunderts rechneten, stand durchaus nicht im Verhältnisse zu dem Bedürfniß schaffender Geister und Hände, und überhaupt zu den Mitteln, welche blos für die Unterstützung wirklich talentvoller junger Künstler bestimmt waren. Die Folge davon war, daß München bald mit einer Menge sogenannter Künstler überfüllt wurde, welche es nie über eine bedauernswürdige Mittelmäßigkeit hinausbrachten, sich dann ohne Arbeit und Verdienst umhertrieben, beim Mangel eigner Mittel bald in bedrängte Umstände kamen und im besten Falle mit vereitelten Hoffnungen und dem Verluste ihrer besten Jugendjahre München wieder verließen, um sich andern Dingen zuzuwenden. Unter hundert Künstlern kann man wol kaum zehn ausgezeichnete Talente namhaft machen, welche theils schon Vortreffliches geleistet, theils in Zukunft bedeutend hervortreten dürften. Zu Dem, was Hr. Girardin in Bezug auf die einzelnen bedeutenden Kunstwerke zu München sagt, haben wir ebenso wenig etwas hinzuzufügen, als wir gegenwärtig Zeit und Platz haben, seine Meinung über den Eklekticismus der münchner Kunstschule näher zu prüfen. Es fehlt hier nicht an geistreichen und treffenden Bemerkungen, welche Jeder, der sich für den Gegenstand interessirt, mit Vergnügen lesen wird.

Hr. Girardin hat diesen „Souvenirs de voyage" noch ein launig satirisches und als solches gelungenes Stück: „Les voyageurs en Suisse" beigefügt, worin er jene Reisenden persiflirt, welche eine Reise nach der Schweiz mit den Begriffen von unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten antreten und dann deren nirgend zu überwinden haben. Engländer, Deutsche, Franzosen bekommen dabei ihre Hiebe; hier und da wird übertrieben und, wie wir zufolge einer langen Reise durch die Schweiz verbürgen können, die Wahrheit verletzt; allein bei dergleichen leichtern Stücken muß man wol etwas nachgeben.

Den übrigen Theil des Buches füllen „Récits et contes divers" und als Anhang einige Fragmente einer prosaischen Uebersetzung der Nibelungen, welche der Verf. später vollständig zu geben verspricht. Unter jenen Erzählungen finden wir theils die Analysis, theils die Uebersetzung von einigen keltischen, skandinavischen, skythischen und fränkischen Traditionen, mit eingestreuten Bemerkungen über ihren Ursprung und Charakter; dann die Erzählung vom Herzog Regnier von Lothringen oder den Roman vom Fuchs, und endlich zwei Erzählungen aus der „Palaestra dramatica" des kölner Jesuiten Jakob Masenius, „Die Königin Semiramis" und „Der Undankbare", freilich erst aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Wir wissen es Hrn. Girardin Dank, vom Herzen Dank, daß er mit so viel Eifer bemüht ist, dem deutschen Geiste und der deutschen Literatur in Frankreich die Bahn zu öffnen; die Aufgabe ist schwer, und wenn wir ihn auf einige Fehler und Misgriffe aufmerksam machten, so geschah es blos in der Absicht, um einige unmaßgebliche Winke in einer Sache zu geben, welche beide Nationen gleich stark interessiren muß. Wir halten es für äußerst schwierig, ja gegenwärtig noch für unmöglich, dem deutschen Geiste in Frankreich auf eine Weise Eingang zu verschaffen, wie Hr. Girardin wol denken und wünschen mag. Man müßte hierzu gleichsam erst eine neue Generation schaffen; man müßte endlich einmal mit Ernst daran gehen, das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen in Frankreich gründlich zu reformiren; man müßte in dem Volksunterricht auf eine moralische Grundlage, eine vernünftige Methode und eine zweckmäßige Disciplin hinarbeiten, damit man das Volk zu Ordnung und Sittsamkeit erziehe; der höhere Schulunterricht müßte gründlicher betrieben werden, und in der Sorbonne — wir meinen vorzüglich der Faculté des lettres — müßten an die Stelle der bisher so häufigen Declamationen wirklich wissenschaftliche Vorträge treten, wie man sie auf der kleinsten deutschen Universität zu hören gewohnt ist. Vor Allem sollte man bemüht sein, die Leere in den Köpfen jener heranwachsenden Generation, welche in Zukunft im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben den Ton angeben soll, durch tüchtige positive Kenntnisse zu erfüllen, damit man feenerhin weniger Geschwätz und Anmaßung, aber mehr wahre Bildung und Bescheidenheit antreffe; hat man einmal dies erlangt, so ist ein großer Schritt gethan, und man würde dann leicht den rechten Weg zu Dem finden, was gegenwärtig nur erst von den Edelsten und Tüchtigsten der französischen Nation als Ideal gewünscht und erstrebt wird. 67.

Paris, im December 1834.

Der Dom zu Köln. Historisch-archäologische Beschreibung desselben von M. J. de Noel. Mit zwei Seitenansichten des Doms. Köln, Dumont-Schauberg. 1834. 8. 12 Gr.

Es gehört gewiß zu den für das preußische Rheinland erfreulichen Erscheinungen, daß sich seit mehren Jahren wieder patriotische und gebildete Männer mit besonderer Liebe zu dem vaterländischen Alterthume und zur vaterländischen Kunstgeschichte hinwenden, der die französische Herrschaft und die aus derselben gefolgte Nichtachtung alles Alterthümlichen den Untergang zu bereiten gedroht hatte. Auch in dieser Hinsicht sind die Rheinprovinzen wieder deutsch geworden. Denn während auf der einen Seite der landwirthschaftliche Verein in der Eiffel und die niederrheinische ökonomische Gesellschaft eine sehr gemeinnützige Thätigkeit entwickeln und die Dampfschiffahrt den Verkehr auf eine früher unbekannte Art gesteigert hat, zeigt sich ein rühmliches Streben, die Bauwerke des Mittelalters zu erhalten und sie nach ihrem frühern oder dermaligen Zustande zu beschreiben. Becker's Schrift über die Cistercienserabtei Altenberg bei Köln, Michel's „Beschreibung der Abtei Camp bei Rheinberg", Dahl's Beschreibung des Rheinsteines geben die Belege hierzu; wir würden auch Mering's „Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden" hinzurechnen, wenn dieselbe nicht, wie in Nr. 1 und 2 dieser Blätter für 1834 gezeigt ist, in der Anlage und Ausführung gar zu verfehlt wäre. Von allen Denkmälern des Mittelalters aber verdient keines eine größere Beachtung als der Dom zu Köln, „dieses doppelte Denk-

mal des erhabensten Geistes, des beharrlichsten Willens und kunstreichsten Vermögens, und hinwieder der Alles störenden Zwietracht, ein Sinnbild der gesammten Geschichte des deutschen Vaterlandes". Das sind Boisserée's Worte, die gewiß er allen Denen, die den Wunderbau gesehen haben oder noch zu sehen hoffen, nachgefühlt sind oder noch nachgefühlt werden.

Für die Erstgenannten zur Erinnerung, für die Letztern zum Antriebe hat Hr. de Noel sein Büchlein verfaßt. Keinem Kunstfreunde wird der Name dieses Mannes unbekannt geblieben sein, der als Führer und Erklärer von Kölns Kunstschätzen Wallraf's würdiger Nachfolger geworden ist, ja in mancher Beziehung noch über ihm steht, da sein Urtheil bei aller Liebe zu seiner Vaterstadt selbständiger ist und sich von jener enthusiastischen Mystik frei erhielt, die sich bei Wallraf in Wort und Schrift kundgegeben hat. Seine Befähigung, über den Dom zu schreiben, ist also vollkommen erwiesen, und da er sich von aller kunstgeschichtlichen Gelehrsamkeit ausgeschlossen, und da der Verleger den Preis des Büchleins sehr niedrig gestellt hat, so wird es demselben auch nicht an Lesern und Käufern fehlen, die sich von einem so kundigen, anspruchslosen Führer gern belehren lassen. Für die Besitzer von Jacob's Buche „Köln und Bonn" (Köln 1828) bemerken wir noch, daß die dort von S. 142—155 gegebene Beschreibung des Doms durch Hrn. de Noel's Buch überall bestätigt worden ist. Die literarischen Nachweisungen in jener Schrift fehlen zwar in der vorliegenden, dafür ist aber die de Noel'sche Schrift ausführlicher und so ergänzen sich beide Beschreibungen.

Der Vorbericht enthält eine Geschichte des Dombaues. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an hat die Fortsetzung des Baus ganz aufgehört, in den Jahren 1736, 1739—42, 1748—57, 1788 und 1790 wurden einzelne Reparaturen vorgenommen, von da bis zum Jahre 1816 war für den Dom gar nichts geschehen und man mußte den gänzlichen Verfall befürchten. König Friedrich Wilhelm hat seitdem auf eine sehr großartige Weise und mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit die Reparaturen vornehmen lassen, denn von allen dabei verwendeten Summen sind aus Staatskassen drei Viertel gezahlt worden, während in Rheinland und Westfalen durch die Kathedralsteuer, durch Collecten und Geschenke nur der vierte Theil gewonnen worden ist. Die Summe der Einnahme beträgt aber von 1824—33: 183,1?5 Thlr. 4 Sgr. 8 Pf., die Ausgabe 184,922 Thlr. 23 Sgr. 7 Pf.

Die Geschichte des Doms hat der Verf. nach Boisserée's Werke erzählt, unstreitig dem besten, welches hier benutzt werden konnte. Als Baumeister aber als Urheber des ganzen erhabenen Entwurfes wird auch hier Meister Gerhard genannt. Wallraf wollte dem berühmten Albertus dem Großen einen bedeutenden Theil an der Einrichtung und an der „architektonischen Musik" dieses Tempels zugeschrieben wissen. Es lag nicht in Hrn. de Noel's Plan dies weitläufig zu begutachten, sonst würde er sich muthmaßlich gegen die Wallraf'sche Ansicht ausgesprochen haben. Muß denn auch grade nur Ein Baumeister den Dom gebaut haben? Kann der Plan nicht aus gemeinschaftlicher Berathung mehrer Künstler hervorgegangen sein? Auch die Gruppe des Laokoon ist nach Plinius' ausdrücklicher Versicherung de consilii sententia entstanden, wie Thiersch („Ueber die Epochen der bildenden Kunst", S. 327) bewiesen hat. Uebrigens kennen wir ja die Namen vieler Meister großer Bauwerke aus dem 13. und 14. Jahrhunderte nicht, worüber Rumohr in den „Italienischen Forschungen", I, 159 fg., und Leo in der „Geschichte Italiens", IV, 291, interessante Beobachtungen angestellt haben, die auch für den gegenwärtigen Fall von Wichtigkeit sind.

Die Schilderung des Doms selbst ist nun, wie wir bereits bemerkten, sehr ausführlich und genau. Zuerst wird das Chor beschrieben, dann die Agneskapelle und das berühmte Dombild, wobei von S. 58—67 die bekannte Frage über den Meister desselben von Neuem erörtert wird. Bekanntlich behauptete Wallraf, der Meister desselben sei ein Philipp Kalf, während sich alle übrigen Kunstkenner für den Meister Wilhelm von Köln entschieden hatten. Hr. de Noel tritt weder der einen noch der andern Ansicht unbedingt bei und spricht sich vielmehr auf S. 67 dahin aus, daß die Erzählung Dürer's (in seiner „Reisebeschreibung S. 102) sehr große Wahrscheinlichkeit habe, nach welcher Meister Steffen der Verfertiger des Bildes sei. Wir wollen noch hinzusetzen, daß auch Prof. Wach diese Ansicht im „Kunstblatt", 1833, Nr. 2, geäußert hat, wo er ein Madonnenbild am Herzwehen-Altare in der Theinkirche zu Prag beschreibt, das in Ausdruck und Styl ganz dem Madonnenbilde in Köln verwandt ist. Gewiß hat sich Dürer in Köln nach dem Namen eines so ausgezeichneten Kunstgenossen mit Bestimmtheit erkundigt.

Die übrigen Merkwürdigkeiten der Domkirche, die Kapelle der drei Könige und die Schatzkammer mit ihren Kostbarkeiten, die Denkmäler und Grabsteine der verschiedenen Erzbischöfe und die vortrefflichen Glasgemälde sind mit großer Sorgfalt geschildert worden. Bei den letztern ist die genaue Angabe der einzelnen Abbildungen und Wappen derjenigen adeligen Familien, welche die Gemälde hatten anfertigen lassen, eine um so angenehmere Zugabe, da grade hierüber die gewöhnlichen Führer keine Auskunft zu geben wissen. Am Schlusse haben wir nur einige Notizen über die neuern Steinhauerarbeiten im Dome vermißt. Wir hätten dies um so mehr gewünscht, weil der verstorbene Bauinspector Ahlert diese Kunst eigentlich erst wieder in Köln ins Leben gerufen hat und die meisten Beschauer an diesen ebenso zierlichen als soliden Arbeiten vorüberzugehen pflegen, ja wol gar fragen, was denn nun eigentlich in den vielen Jahren und für das viele Geld im Dome geschehen sei.

Von zwei sauber lithographirten Blättern stellt das eine den Dom dar, wie er jetzt ist, das andere, wie er hätte werden sollen, wenn er nach dem Plane der Baumeister vollendet worden wäre.

14.

Notiz.

Prof. Fallmerayer in Landshut.

Man kennt den Prof. Fallmerayer, besonders durch sein begonnenes Werk: „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" (zugleich mit dem besondern Titel: „Untergang der peloponnesischen Hellenen und Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slawische Völkerstämme", 1830), worin er die Behauptung aufstellte daß „auch nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands fließe", sodaß er also den auf dem Titel seines Werkes behaupteten Untergang der Hellenen des Peloponnesos nun auf das ganze heutige Griechenland erweiterte. Im J. 1831 reiste derselbe mit Hofr. Thiersch nach Griechenland, und er ist nun nach einer weitern Excursion nach Aegypten im J. 1834 nach Europa zurückgekehrt. Statt daß er jedoch (wie man nach seiner Autopsie Griechenlands glaubte) seine Behauptung zurückzunehmen Willens sei, soll er vielmehr die Absicht haben, nächstens aufs Neue auf dieselbe zurückzukommen und sie wider seine Gegner mit schwerem Geschütze zu vertheidigen. Aber auch von Neuem und im Voraus muß für diese Vertheidigung darauf gedrungen werden, daß er sich nicht nur damit begnüge, aus entfernten Jahrhunderten Thatsachen anzuführen, um die plötzliche oder die allmälige Vernichtung der altgriechischen Abstammung in den damaligen Bewohnern des ehemaligen alten Griechenlands darzuthun (indem spätere Erscheinungen, und z. B. Wahrnehmungen der lebendigen Gegenwart selbst, die Wahrheit jener nur in alten Büchern vorhandenen Thatsachen Lügen strafen können), sondern daß es nöthig sei, zugleich zu beweisen, daß in dem gegenwärtigen Leben der Bewohner des alten Griechenlands nichts, gar nichts sich finde, was ohne jene Ueberlieferungen nur für die, wenn auch nicht unvermischte Abstammung jener von den alten Hellenen zeugen würde. Thut F. dies nicht, so ist sein Beweis noch weniger als halb und auf keine Art zu einem vollgültigen Beweise zu erheben; er ist nicht zu retten.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag. —— Nr. 27. —— 27. Januar 1835.

Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß. Herausgegeben von Abraham Voß. Auch unter dem Titel: Briefe von Heinrich Voß. Herausgegeben von Abraham Voß. II. Mittheilungen über Göthe und Schiller. Briefe an Chr. von Truchseß. Heidelberg, Winter. 1834. Gr. 12. 20 Gr. *)

Die erste Abtheilung dieses Heftes, Briefe an Boie, Christian Niemeyer, Frau Griesbach in Jena und ihren Gatten, ist der anziehendste Theil dieses Nachlasses. Sie schildert die nahen Berührungen des talentvollen Voß mit Göthe und Schiller während seines Aufenthalts in Weimar, wo er von 1804 bis zum December 1806 als Lehrer am Gymnasium angestellt war. Man kennt den Inhalt zum Theil aus Bruchstücken im „Morgenblatt". Voß wurde seit seiner Ankunft in Weimar von Göthe mit Wohlwollen und Herzlichkeit aufgenommen und war sein Hausfreund. Er sah ihn im eigentlichen Sinne im Schlafrocke, oder vielmehr in der „wollenen Nachtjacke", die „auf der linken Schulter etwas zerrissen war", nie in seinem „grünen Ministerrocke", mit welchem er „auch noch Allerlei anziehen soll". Und „nie ist er angenehmer und liebenswürdiger als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht oder auf dem Sofa sitzt". Dann war er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Er unterhielt sich oder ließ sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei waren das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig war, so konnte er es auf dem Sofa nicht aushalten; dann sprang er auf und ging hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gesticulation, ihm selbst unbewußt, wurde zur lebendigsten Sprache. „Ja, dieser Mann spricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind, und aus seinen Augen strahlt das seelenvollste Feuer." Die Mittheilungen in diesen vertraulichen Briefen beziehen sich meist auf des Schreibers persönliche Verhältnisse, enthalten aber mehre interessante Züge zu Göthe's und Schiller's Charakteristik.

Es ist kein Gegenstand, der seiner (Göthe's) Aufmerksamkeit entgeht; in Alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er grade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Was Göthe's Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das Allgemeine, was Allem, auch dem Speciellsten seiner Rede zum Grunde liegt.

Mit Schiller trat Voß besonders seit dem Januar 1805, wo der Dichter auf einige Zeit erkrankte, in ein inniges Verhältniß.

Schiller — sagt er — ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das desipere in loco versteht und es als ein dulce est ansieht. Besonders jene Zeile seines Liedes an die Freude: „Diesen Kuß der ganzen Welt", paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter, seine Liebe und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein Herz drücken möchte.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schrieb Göthe ihm ein Glückwünschungsbillet. Als er es aber durchlas, fand er, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: der „letzte Neujahrstag" statt erneut oder wiedergekehrt. Erschrocken zerriß er es und begann ein neues; als er aber an die unselige Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe zurückhalten, vom letzten Neujahrstage zu schreiben. An demselben Tage besuchte er die Frau von Stein, erzählte ihr, was vorgegangen war, und äußerte, er hätte die Ahnung, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. In Schiller's letzter Krankheit war Göthe ungemein niedergeschlagen. Voß erzählte ihm Vieles von Schiller, das er mit ungemeiner Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig", das war Alles, was er sagte, und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Als Schiller gestorben war, hatte Niemand den Muth, es Göthe zu sagen. Die Verwirrung, die er in seinem Hause wahrnahm, und das Bestreben, ihm auszuweichen, entgingen ihm nicht. „Ich merke es", sagte er endlich, „Schiller muß sehr krank sein", und er war während des ganzen übrigen Abends in sich gekehrt. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am andern Morgen sprach er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Diese Worte wirkten so heftig

*) Ueber das erste Heft dieses Briefwechsels berichteten wir zuletzt in Beil. Nr. 1 vom 25. Jan. und früher in Nr. 55 f. 1834. D. Red.

auf jene, daß sie nur mit Schluchzen antwortete. „Er ist todt?“ fragte Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es ausgesprochen“, antwortete jene. „Er ist todt!“ wiederholte Göthe und bedeckte sich die Augen mit den Händen.

Als Voß seinem Vater 1806 nach Heidelberg gefolgt war, sah er Göthe erst 1811 in Weimar wieder. Er fand, wie er selber sagt, den alten, väterlich gesinnten, liebenden Freund wieder. Drei Jahre später (1814) aber schreibt er verstimmt:

Sowol ich als auch, was mehr sagen will, mein Vater haben seine Gunst verloren von dem Augenblicke an, wo wir Miene machten, aus Weimar und Jena zu ziehen. Göthe ist von Egoismus nicht frei zu sprechen.

In demselben Jahre kam Göthe nach Heidelberg, um Boisserée's Sammlung kennen zu lernen. Da erfahren wir eine charakteristische Anekdote. Ein Professor fing an über die Barbarei zu schwatzen, womit die Bewohner von Handschuhheim den schönen Heiligenberg abgeholzt hätten.

Beruhigen Sie sich — sagte Göthe — in einigen Jahren ist er wieder grün, und dann hat ihr Aerger volle 22 Jahre Ruhe, denn so lange muß er nach forstlichen Regeln schon grün bleiben.

Die Briefe an den Ritter Christian von Truchseß auf der Bettenburg bei Schweinfurt, den Voß 1810 kennen und lieben lernte, enthalten Mittheilungen aus seinem Leben bis 1822, größtentheils aber Urtheile über literarische Zeiterscheinungen, Fouqué, Hoffmann, Oehlenschläger, Byron; zuweilen geistreich aufgefaßte und ausgesprochene Gedanken. Ueber seines Vaters Verhältniß zu Stolberg ist hier und da die Rede. Von der Streitschrift gegen den alten Jugendfreund heißt es, sie sei ein Commentar zu dem Xenion:

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
Graf und Poet und Christ, Plato's Gespräche verdeutscht.

„Es ist von keinem Kampfe zwischen Stolberg und Voß die Rede, sondern zwischen Finsterniß und Licht.“ Nach seiner Anstellung in Weimar schrieb Voß an Stolberg, und nicht blos er antwortete sogleich, sondern auch die Gräfin, er mit leiser Andeutung, sie ganz unverhohlen, Voß solle katholisch werden. Voß verbat sich mit eindringlichem Ernste solche Zumuthungen; doch bewahrte ihm Stolberg auch seitdem die alte Gewogenheit, und Voß unterschied, wie er sagt, „Stolberg den Umtriebler“ von dem unwiderstehlich anziehenden Manne. 7.

Peter Simpel, ein humoristischer Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1834. 8. 4 Thlr.

Daß der Verf. mit Leib und Seele dem Seeleben angehört, verräth jede Zeile des Buches; selbst wenn er festes Land unter den Füßen hat, bewegt er sich als Wassermann, und es fällt ihm gar nicht ein, daß irgend ein Mensch seine Erzählung uninteressant finden könne, da doch Manches der Schiffterminologie unverständlich bleibt. Ebendeshalb aber, weil der Verf. so rücksichtlos und frischweg erzählt, gewährt er seiner Darste lung für Jeden, der sich ihr nur erst hingegeben hat, einen u endlichen Reiz, und bald glaubt man, ordentlich gesund zu we den im Anschauen und Mitgenuß einer Wirklichkeit, wie sie Romanen so höchst selten gefunden wird. Wir sprechen dies Urtheil um so lieber aus, als wir das Geständniß damit verbinden, das Buch mit eben nicht günstigem Vorurtheil zur Hand genommen zu haben, ein Vorurtheil, welches freilich nur durch den Titel hervorgerufen ward, indem dieser uns an manche deutsche Romane erinnern mußte, die allenfalls nur von höchst simplen Lesern humoristisch gefunden werden. Wirklich muß man es auch mit dem, unserm Buche verliehenen Prädicat: „humoristisch“, so genau nicht nehmen. Dasselbe paßt etwa nur insofern, als der Roman weder tragisch noch sentimental ist, vielmehr in den mannichfaltigsten Situationen von der frischesten und kräftigsten Seeluft durchweht wird.

Peter Simpel ist der jüngste Sohn eines nachgeborenen Lordsohnes, daneben wird sein Verstand nicht besonders hoch angeschlagen, und es ist daher nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, daß er's jemals weit in der Welt bringen werde. Man hält ihn für den Familiengimpel und, als er 15 Jahr alt ist, zum Seedienst eben gut genug. Er beginnt also seinen öffentlichen Lebenslauf als Midshipman, und nun entwickelt das Buch einen Reichthum von Charakteren und Abenteuern, deren Darstellung in Form und Wesen den Leser sehr bald überzeugen muß, der Roman gründe sich auf wirklich geführte Tagebücher, wie solches denn auch an einigen Stellen ausgesprochen ist. Der gute Peter wird tüchtig gehänselt, bevor es ihm gelingt, einen Menschen für sich zu gewinnen. Als aber der wackre O'Brien sich seiner erst angenommen hat, athmet er freier und leichter auf; er vertraut nach und nach sich selber, weil auch Andere ihm vertrauen. Im ersten Bande zeichnet sich die Beschreibung eines Sturmes aus, der denn freilich ein anderes Ansehen hat, als in Houwald's „Leuchtthurm“, und so wenig wir Landratten davon verstehen, müssen wir doch die geschickte Führung des Schiffes unter Captain Savage ebensowol bewundern als seine Untergebenen. Die Erstürmung einer französischen Schanze an der spanischen Küste führt unsern Peter und seinen Freund O'Brien in Gefangenschaft und schwer verwundet nach Frankreich, und nun entwickelt der zweite Band eine Masse von Begebenheiten, unter denen insbesondere die Flucht der beiden Freunde von Givet so abenteuerlich, als in Ueberwindung der äußersten Gefahren glänzend hervorsticht. Rührend-schön ist das Begräbniß des edlen Captain Savage auf Barbados; kindisch und doch kindlich tönen uns einige Negerlieder entgegen; lächerlich-tragisch zeigt sich der Würdenball, und nachdem wir Barbados wieder verlassen, unterhält uns der Captain Kearney mit den grosartigsten Lügen. Das Lügen ist mit seiner ganzen Existenz so innig verwachsen, daß er nur seine wahrhafteste Ueberzeugung auszusprechen glaubt, und es erscheint ihm an Andern, besonders bei Untergebenen, nichts unausstehlicher als die Lüge. Der Band schließt mit einer für Peter höchst wichtigen und jedem Leser interessanten Begebenheit, mit seinem Examen, welches er so gut besteht, daß er zum Lieutenant befördert wird. Da er nun etwas zu bedeuten hat in der Welt, so wollen wir beim Beginne des dritten Bandes uns mit seiner Familiengeschichte vertrauter machen.

Nach dem Tode seines ältern Bruders steht Peter der hohen Lordschaftswürde, die gegenwärtig auf seinem Grosvaters Privileg ruht, sehr nahe, denn sein Oheim hat nur zwei Töchter, die in der englischen Aristokratendescendenz noch weniger mitgerechnet werden als die nachgeborenen Söhne. Allein eben dieser Oheim verläßt heimlich mit seiner Familie England, und als sein versteckter Aufenthalt in Irland durch O'Brien's Vermittelung aufgespürt wird, muß auch zugleich in Peter der Verdacht auftauchen, daß des Oheims Gemahlin zwischen ihn und seine Lordschaft auf jeden Fall einen Sohn einschieben werde. So geschieht es denn auch. Der Oheim kehrt zurück, und von Stund an ist ihm die Neigung des alten Stammhalters in der Maße zugewendet, daß Peter's Vater im Hinstarren aller zertrümmerten Hoffnungen auf Ehre, Glanz und Reichthum fast wahnsinnig wird. Die Darstellung der in England gesetzlich begründeten Stammfolge, die daraus hier sich entwickelnden

Verhältnisse im Zusammentreffen mit eigenthümlichen Charakteren müssen die ernstesten Betrachtungen anregen, die wir jedoch zurückschieben und dafür lieber nachholen, daß Peter während seiner Gefangenschaft in Frankreich zugleich von Liebe zu einem reizenden Mädchen, der 12jährigen Celeste, gefangen wurde. Jetzt ist er Lieutenant; das Schiff kreuzt vor Martinique, und ein Orkan — dessen wir uns aus den Zeitungen zu erinnern glauben, dessen Beschreibung aber dem Verf. zur höchsten Ehre gereicht, weil dieses furchtbare Ereigniß so schlicht, einfach, und dennoch kräftig groß und anschaulich hingestellt ist — wirft ihn mit mehren Unglücksgefährten ans Ufer. Die Zerstörung auf Martinique ist schrecklich, aber mitten aus den Trümmern lächelt ihm die stille Blume seines Herzens, die nun zur Jungfrau erblühte Celeste entgegen, und hier erst wird ihr gegenseitiges Gefühl im Worte vernehmbar. Doch müssen sie sich trennen; die Brigg, und mit derselben unser Peter, kommt unter Befehl des Captain Hawkins und wird nach der Ostsee commandirt. Der neue Captain, ein unechter Sprößling des Lord Privileg, hat es vorzüglich darauf abgesehen, unserm Peter Schlingen zu legen, und das gelingt ihm so trefflich, daß Peter nach der Rückkehr vor ein Kriegsgericht sich stellen muß. Freilich wird er fast gänzlich freigesprochen, sogar der Admiralität besonders empfohlen, allein er ist nun außer Dienst, und fieberkrank eilt er dem Vaterhause zu. Der Vater ist in tiefer Melancholie, mit Schulden beladen gestorben, und Peter's Schwester Helene bedarf Trost und Hülfe. Auf einem Nebenwege wird Peter von Räubern angefallen, rein ausgeplündert, und nur mit Aufwendung aller Kräfte gelingt es ihm, ein Landhäuschen zu erreichen. Mehre Wochen bleibt er ohne Besinnung und findet sich endlich in — Bedlam wieder. Sein Oheim hat ihm unter der Maske christlichen Mitleidens diesen Aufenthalt der Wahnsinnigen zu verschaffen gewußt, und ein Jahr und acht Monate lebt hier der Arme, sodaß wir uns fast wundern müssen, ihn am Ende nicht wirklich vom Wahnsinne befallen zu sehen. Doch leuchtet in dieser öden Nacht noch immer sein guter Stern: eines Tages kommen Fremde die Anstalt zu besehen — Celeste ist es mit ihrem Vater, und die Besucher werden seine Erlöser. Nun nimmt sein Schicksal die glücklichste Wendung. Ein Proceß gegen den Oheim gewinnt für diesen schon ein schlimmes Ansehen, als sein untergeschobener Sohn aus dem Fenster stürzt, und hierin Gottes Urtheil im furchtbarsten Schreck erkennend, wird er selber vom Schlagfluß getödtet. Wir müssen gestehen, diese gewaltsame Lösung des Knotens hat uns unangenehm überrascht. Für den Oheim war freilich Sterben das Beste, denn was sollte ihm das Leben mit gestohlener und ihm wiederentrissener Ehre? Gleichwol scheint uns, der Verf. habe nur zu eilig den Schluß des Romans herbeiführen wollen, welchem wir denn auch mit Riesenschritten entgegengehn. Celeste ist Peter's höchstes Glück; seine verlorene Schwester Helene wird vom Freunde O'Brien wiedergefunden und an den Altar geführt, und Peter Simpel, Lord Viscount Privileg, ist nicht länger der Simpel, sondern das Haupt der Familie.

Das ist der schwache Umriß einer Geschichte, die wir als eine recht erfreuliche Erscheinung zu einer Zeit begrüßen, wo namentlich manche Deutsche und Franzosen sich den Rang abzulaufen bemüht sind in Darstellung des Gemeinen und Nichtswürdigen, des Verschrobenen und Abscheulichen, der niederträchtigsten Alltäglichkeit wie der leichtfertigsten und grandiosesten Gottlosigkeit. Sie mögen ihr Publicum, hauptsächlich ihre Rechnung dabei finden; gewiß aber ist jenes nur klein, denn eben, daß es noch Schriftsteller gibt, die das Bessere wollen mögen, ist ein Beweis, daß auch empfängliche Leser nicht mangeln, Leser, die in der modernen Genialität nichts als seichte, verlebte, abgemagerte Brutalität erblicken, und eben solchen sei der schlichte, gesunde, saft- und lebenvolle „Peter Simpel" nochmals bestens empfohlen. 101.

Serena's Brautmorgen. Eine Festgabe für gebildete Töchter, Bräute und neu verehelichte Gattinnen, welche den Bund der Ehe würdig und glücklich erfüllen wollen. Von G. Friederich. Stuttgart, Metzler. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verf., im Genuß eines bedeutenden Rufs, hat hier, man darf es unbedingt gestehen, ein sehr schön gedachtes Buch geliefert. Eine goldene Frucht, in frische Blumen gelegt, wäre das Sinnbild dieser angenehmen Gabe, und der Verleger hat ein geschmackvolles Körbchen dazu geliehen.

Eine edle, gebildete Braut tritt uns an ihrem Hochzeitmorgen entgegen. Der schönste Maitag bildet einen Rahmen um das liebliche Hochzeitfest. Frisch duftend ist uns der wichtige Tag, feierlich die heilige Handlung lebhaft dargestellt. Der Verf., mit dem Doppeltalent der Poesie und der geistlichen Beredtsamkeit ausgerüstet, gibt uns ein Product doppelter Kraft. Der Poet als Küster verläßt den geistlichen Lehrer im Verlauf des ganzen Buches nicht. Der Ernst der Belehrung und der Humor der Einkleidung heben und beleben einander, leihen einer dem andern Würde und Anmuth. Zu den reichen Gaben, die der neuvermählten Serena entgegenkommen, legt der Großvater, der sie getraut, eine Handschrift über die Ehe, seine Erfahrungen und Lehren, für die geliebte Enkelin niedergeschrieben. Nach dem fröhlichen Hochzeitstage tritt das junge Paar mit zwei andern neugetrauten Paaren eine Rheinreise an. So sind die jungen Eheleute rasch und ohne Zwang in ein fremdes und doch angemessenenes Element versetzt, in welchem sie sich verlaufen, grade um sich ausschließend anzugehören. Die schöne Natur in der schönsten Jahreszeit ist die schicklichste Unterlage für das Glück junger Liebe, und die fröhlichen Herzen sind für die ernsten Lehren über die Ehe nur desto empfänglicher gestimmt. Die drei jungen Gattinnen benutzen nämlich jede Geschäftsabwesenheit oder sonstige Entfernung ihrer Gatten, um ein Stück der mitgenommenen Handschrift des greisen Predigers in stiller Abgezogenheit zusammen zu lesen und zu beherzigen. Denn die Lehren sind hauptsächlich für die weibliche Ehehälfte berechnet. Und dies mit Recht. Denn es ist bemerkenswerth, wie grade von der Frau, als der passiven Hälfte des ehelichen Lebens, am meisten das positive Glück dieses Bundes abhängt. Es scheint, daß unglückliche Ehen in dem Grade unglücklich sind, als diese passive Hälfte aufhört passiv zu sein, und entweder activ werden will oder negativ. Daher beginnt der Verf. sehr bedeutsam in der ersten Vorlesung mit dem Bilde weiblicher Resignation. Diese Resignation ist körperlich im eigenthümlichen Wesen des Weibes begründet und soll geistig zur freien That echtweiblicher Bildung entwickelt werden. Weniger begreiflich ist dem Ref. die Anreihung der zweiten Lection über die Sorgfalt der Gattin, daß ihr Aeußeres der schönen Seele entspreche! Die junge Frau wird hier an den Ankleidetisch und in die Speisekammer geführt, und sowol über den Einfluß der verschiedenen Speisen auf die Gesundheit als über die Rücksichten, die der weibliche Anzug verdient, belehrt. Ref. billigt, daß grade diese alltäglichen Dinge vorgebracht werden, eben weil sie alltäglich sind, d. h. alle Tage, an denen eine glückliche Ehe verläuft, vorkommen. Nur begreift er nicht recht, wie diese Lehren an diesen Platz gestellt sind, indem nun erst in der dritten Vorlesung, nach einem Ausflug der Gesellschaft in das nahe Thal, zur eigentlichen Betrachtung über die Ehe, ihren Zweck und Werth geschritten wird; unstreitig der Kern des Buches.

Indem nun die reisende Gesellschaft die schöne Aussicht auf der Ruine Ebernburg genießt, wird ein Blick auf Franz von Sickingen, an dessen Familie diese Burg einst durch Pfandrecht gekommen war, sowie auf dessen Zeit- und Geistesgenossen geworfen, und Luther's Ansicht über die Ehe besprochen, die in ihrer schlichten aber tiefen Wahrheit wie ein Trunk alten Rheinweins erquickt. In der vierten, und fortgesetzt in der fünften Vorlesung untersucht der Verf. das eigentlich christliche Element

der Ehe. Wie das Christenthum erst die Frauen zu jener Achtung und Geltung erhoben hat, durch welche das moderne Leben seinen eigenthümlichen Charakter und Werth erhält: so liegt es nun natürlich auch im Interesse der Frauen, den Faden der Religiosität im Leben festzuhalten und grade an ihm die Freuden und Leiden der Ehe anzureihen, damit jene sich veredeln, diese sich reinigen. Zwischen diese beide Vorlesungen fällt auf der Fortsetzung der Rheinfahrt ein Blick der Gesellschaft gelegentlich auf die Liebe und Ehe in deutscher Vorzeit. Gewiß höchst sinnig! Denn nun sehen wir zugleich das gesunde, reine und edelkräftige germanische Naturell als den Zettel, zu welchem das Christenthum und in diesem das Ritterthum den reichen und bedeutsamen Einschlag zum Gewirk unseres häuslichen und ehelichen Lebens geliefert hat. Einige passende Stellen aus Liedern der Minnesänger über die Ehe finden ihren guten Platz. An diese reiht sich dann bald zur echten Ergötzlichkeit die Erzählung von Hans von Schweinichen's Braut- und Vermählungsfahrt. Hiermit contrastirt dann wieder, als die Gesellschaft auf der weitern Fahrt von Koblenz nach Köln bei Neuwied ankommt, die Betrachtung über die Ehe der Herrnhuter und Quäker.

Die nun auf dieser Fahrt gelegentlich eintretende sechste und siebente Vorlesung behandeln hierauf die hauptsächlichsten Ursachen so vieler unglücklichen Ehen unserer Zeit. Dem Verf. gebührt die Anerkennung, daß er hier nachdrücklich und ohne falsche Schonung des schönen Geschlechtes, dem dies Buch huldigend bestimmt ist, auf die Nachlässigkeiten, Schwächen und Gebrechen der Frauen hinweist, die oft mehr, als es scheint, unglückliche Ehen verursachen. Daß dann auf der Rückkehr der Reisenden über die Bäder am Taunusgebirg noch in einer achten Vorlesung der Einfluß der Mutter auf die früheste Entwickelung des Kindes behandelt wird, ist sehr gehörig und zweckmäßig. Denn hier ist noch der reinweibliche Antheil an der künftigen Kinderwelt, das tiefe unsichtbare Fundament der demnächstigen Erziehung der Kinder. Und diese, wenn auch nicht grade Zweck der Ehe, sind doch immer der schönste Lohn echter ehelichen Liebe, sind oft der Zusammenhalt und die Wiederbelebung zerfallender oder verödender Ehen.

Sollen wir nun nach dieser flüchtigen Uebersicht des Inhalts und Ganges der vorliegenden Schrift unser Urtheil über den Werth der Belehrung und Abhandlung über die Ehe, den eigentlichen Kern des Buches, abgeben, so finden wir uns zu folgender Betrachtung geführt. Der Ehe verdankt das menschliche Geschlecht seine reichste, schönste und edelste Bildung. Die Ehe ist zu allen Zeiten und unter allen Völkern der Barometer der Humanität. Wie nun die Erscheinung sehr vielfältig ist, daß die krankhaften Zustände der Entwickelungen in der Natur und Menschenwelt am frühesten und zerstörendsten grade an den schaffenden Organen ausbrechen oder fühlbar werden, so zeigen sich auch die krankhaften Zustände im Staatenleben besonders gern an dem echt heiligen Institut der Ehe, sodaß diese entweder weniger gilt oder weniger beglückt. Es würde von großem Nutzen sein, was Jeder fühlt, einmal recht klar zu machen, wie vielfältig nämlich die wechselnde Genußsucht und Eitelkeit unserer Zeit auf die Verachtung und Vernachlässigung der Ehe zurückwirkt, und wie nicht nur das üppige Leben, sondern auch der Staat selbst als solcher in seinem überladenen Haushalte das Glück der Ehe erstickt. Woher nähme aber unsere an echter Weisheit so arme Zeit die Mittel her, diesem Unheil abzuhelfen? Es muß also den Bemühungen der einzelnen Bessern im Volke überlassen bleiben, sich mit Worten und Wirken der Ehe, der Amme und Pathe der Menschheit, anzunehmen. Nun sind aber so unzählig viele Stufen der Einsicht und Bildung im Volke gegeben, daß jede ernste und tüchtige Bemühung einen eignen, höhern oder niedern Weg zu diesem echten Tempel des Glücks einschlagen kann, ohne fürchten zu müssen, daß es an Glücksbedürftigen und Glücksuchenden fehle. Und wenn nun der Ref. für sich selbst eine tiefer begründete und vielseitiger ausgeführte Abhandlung über die Ehe wünschen möchte, so darf er doch nicht verkennen, daß der Verf. vorliegender Schrift grade für gebildete Frauen den rechten Ton und das richtige Maß getroffen hat. Tiefe Seelen- und Menschenkenntniß, eine vielseitige Beobachtung und Erfahrung legen sich zu Tage, und der Verf. hat offenbar seinen hierzu so geeigneten Wirkungskreis als gesuchter Seelsorger wohl benutzt. Diese gewichtige Ausbeute ist dann aber auch auf das Ansprechendste ausgeprägt und wird sich daher durch Gehalt und Form in einem weiten Kreise gebildeter Leser, besonders Frauen, in Curs setzen. Diesen Umlauf aber zu beschleunigen, fodert der unbefangne Ref. Alle, die sich für diesen hochwichtigen Gegenstand interessiren, im Namen des allgemeinen Volkswohls zu ihrer Mitwirkung auf, indem er selbst Namens aller edeln Frauen dem Verf. für eine so herrliche Gabe herzlich dankt. 127.

Notiz.

Revue der pariser Theater.

In Paris scheint gegenwärtig die theatralische Novitätensucht etwas nachzulassen. Trotz der großen Anzahl von Theatern und dem unermüdeten Eifer der Directionen, ihrem Publicum neue Sachen aufzutischen, vermindert sich die Anzahl der neuern Stücke von Jahr zu Jahr, ein Beweis, daß sich die ältern Sachen auf den Repertoiren halten. Für die dramatische Gegenwart eines Volks ist dies immer ein gutes Zeichen, denn zeugt es auch nicht für die Trefflichkeit des Alten, so erhellt doch daraus, daß nicht alles Aermliche Eingang findet, weil es neu ist: ein negatives Resultat, das in einer so zerfahrenen Nationalliteratur wie die heutige Frankreichs auch eine positive Bedeutung erhält. Das Verhältniß des pariser Theaterrepertoirs in den vier letztverflossenen Jahren ist folgendes:

Im J. 1831 gelangten im Ganzen zur Aufführung 272 Stücke.
" 1832 " " " " " 258 "
" 1833 " " " " " 219 "
" 1834 " " " " " 187 "

Ein Minus von 85 Stücken innerhalb vier Jahren.

Die vergleichende Uebersicht der Novitäten sämmtlicher pariser Theater im letztverflossenen Jahre ist folgende:

Die königliche Akademie der Musik gab neu 2 Pieçen, eine Reprise; das Théâtre français 10 neue Stücke und 7 Reprisen; das italienische Theater eine Novität; die komische Oper 18 Novitäten, 4 Reprisen; Vaudeville, neu: 25; Gymnase: 15 Novitäten; Variétés, neu: 25; Palais royal: 23 neue Pieçen, 4 Reprisen; Porte St.-Martin: 11 neue, eine Reprise; Gaité: 16 neue, 2 Reprisen; Ambigu comique: 18 neue, 8 Reprisen; Circus: 4 neue, 2 Reprisen; Folies dramatiques: 5 neue, 10 Reprisen; Théâtre nautique: 4 neue; Théâtre Choiseul: 16 neue; Théâtre Molière: 2 neue, 2 Reprisen. Summe 187.

In dieser Gesammtzahl befanden sich: 5 Lustspiele, 12 Opern, 7 Ballets, 6 Melodramen und 127 Vaudevilles. Die letzten beiden Angaben beweisen, daß deutsche Kritiker Unrecht thaten, wenn sie dem Melodrama in Frankreich einen so hohen Einfluß zuschrieben. Das Lustige, Lose, Flatterhafte, das Champagnerartige behält im Dramatischen dort doch den Sieg: 127 Vaudevilles! Eine niederschlagende Bemerkung, wenn man von der tiefern Idee einer Nationalliteratur ausgeht. Man könnte seine Betrachtungen darüber füglich mit Göthe's Worten schließen:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß.
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.

Im Allgemeinen machten die besten Kassengeschäfte die Académie royale de musique, besonders mit dem „Maskenball", und das italienische Theater, welches jetzt in Zenith der Gunst der eleganten Welt steht. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1835.

Ueber E. L. Bulwer's „Die letzten Tage von Pompeji". *)

In der Vorrede versichert der Verf., daß, obgleich die geistigen Kräfte eines überlegenen Genius nothwendig seien, um die Sitten und das Leben des Mittelalters zu schildern, diese Aufgabe dennoch „leicht und unbedeutend" im Vergleiche mit der sei, welche er selbst sich gestellt habe. Denn für die Sitten und Menschen aus der Feudalzeit fühlten wir eine natürliche Sympathie; sie seien unsere Vorfahren gewesen, aus ihren Sitten haben sich die unserigen entwickelt, ihr Glaube sei noch der unserige u. s. w. Doch für die classische Zeit hätten wir keine dergleichen Erinnerungen. Nichtsdestoweniger habe er es gewagt, diese Zeit zum Gegenstande der Darstellung zu machen, und er hoffe, daß dieselbe, sowie er sie aufgefaßt, die Neugierde des Lesers erregen und sein Interesse für die Beschreibungen des Verfassers gewinnen werde.

Ich überlasse es dem Leser, den Gehalt der einzelnen hier ausgesprochenen Sätze und die Bündigkeit ihrer Zusammenstellung zu prüfen, und erlaube mir nur die Bemerkung, daß der Verf. dieser Vorrede zufolge die Beschreibung der Sitten des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt als den eigentlichen Inhalt seines Werkes betrachtet, und daß wir unsere Aufmerksamkeit mithin auch hauptsächlich auf die Weise dieser Beschreibung richten und den eigentlich poetischen Gehalt als ein Untergeordnetes betrachten müssen, welches letztere uns der Verf. übrigens sehr leicht macht.

In Beziehung auf die Form dieser Beschreibung versichert nun der Verf., er habe sich jeder Pedanterei möglichst enthalten; Andere pflegten ähnliche Beschreibungen mit „fortlaufenden Beziehungen auf gelehrte Autoritäten" zu schmücken; dies sei indessen nur ein Selbstlob der Verf. über ihre eigne Genauigkeit und Gelehrsamkeit, und er habe dieses Verfahren daher sorgfältig vermieden. Und man muß gestehen, daß es Hrn. Bulwer wirklich gelungen ist, sich keiner Pedanterei schuldig zu machen, welche auf Gelehrsamkeit oder Belesenheit in den Classikern deutete. Dagegen hat er das einzige Buch über Topographie der alten Welt, welches er gelesen zu haben scheint, nämlich William Gell's Schrift über die Alterthümer von Pompeji so nachlässig ausgeschrieben, daß ihm fast auf jeder Seite eine recht grobe Pedanterei, und zwar nicht unter dem Texte, sondern in diesem selbst entschlüpft ist. Um die wunderlichen Freiheiten, welche der Verf. sich in dieser Beziehung zugesteht, einigermaßen begreiflich zu finden, muß man freilich erwägen, daß die Einstreuung lateinischer Brocken in die vaterländische Rede in England etwas minder verhaßt und ungewöhnlich ist als bei uns. Aber selbst ein englischer Leser kann es schwerlich geschmackvoll finden, wenn z. B. (I, 57) ein Stutzer sagt: „So oft mir diese Medusenstirn begegnet, kann ich sicher sein, die canes neunmal hintereinander zu werfen", und wenn wir dann in einer Note belehrt werden: „Canes oder caniculae, der niedrigste Wurf im Würfelspiele"; oder wenn ein liebendes Blumenmädchen (I, 95) schmachtend fragt: „Und wie gedeihen die Blumen in deinem Viridarium"; oder wenn die Heldin (II, 84) emphatisch ausruft: „Dii meliora! die Götter mögen es verhüten"; oder wenn (III, 37) die einzelnen Verse eines englischen oder deutschen ernsten Liedes mit den Worten: „Ilicet — ire licet" beginnen, und: „Salve! Salve!" schließen. Und doch sind dies keineswegs die einzigen, oder auch nur die schlimmsten Proben dieser Geschmacklosigkeit, welche hier zu finden sind; es lassen sich deren vielmehr ohne Mühe noch zwanzig andere anführen, und eine derselben ist so charakteristisch für die Nichtachtung, mit welcher Hr. Bulwer sein Publicum behandelt, daß sie noch hier Platz finden mag; I, 152, sagt der Verf., indem er die Art, wie die Römer badeten, beschreibt, unter Anderm:

> Die Sklaven rieben die Badenden mit Salben ein aus goldenen, alabasternen oder krystallenen Gefäßen, welche köstlichen Salben aus allen Weltgegenden zusammengebracht waren. Die Anzahl dieser durch die Reichen benutzten Smegmata würde einen ganzen Band füllen — amoracinum, megalium, nardum, omne quod exit in um u. s. w.

Gelehrte Pedanterei ist dies nun freilich nicht, wol aber Unbeholfenheit und Rücksichtslosigkeit eines Menschen, welcher die werthlosen Notizen, weche er aus einigen gelehrten Compilationen zusammengerafft hat, für Goldkörner hält und ausgibt.

Wenn nun der Verf. sich so ganz ohne Noth mit lateinischen Brocken behängt, so läßt sich ermessen, wie unbeholfen er sich bezeigt, wo Erörterungen über äußerliche Einrichtungen jener Zeit nothwendig scheinen, oder doch zu

*) Vgl. eine vorläufige Notiz in Nr. 4 d. Bl. D. Red.

entschuldigen sind. Indem er z. B. uns in das Innere des Hauses seines Helden einführt, hat er allerdings einigen Grund uns die Einrichtung dieses Hauses zu beschreiben. Statt aber dieses ganz einfach zu thun, hebt er seine Vorlesung über dasselbe also an:

Bevor wir dieses Haus beschreiben, wird es zweckmäßig sein, dem Leser einige allgemeine Nachrichten über die Häuser von Pompeji mitzutheilen, die er in den Schriften des Vitruv bestätigt finden wird, mit jenen Abweichungen jedoch in den durch Geschmack und Laune gebotenen Details, welche, den Menschen überall eigen (wie weise!), von jeher den Alterthumsforscher in Verlegenheit gesetzt haben. Wir werden uns bestreben, diese Beschreibung so verständlich und von gelehrter Pedanterei entfernt zu halten, als es bei der Natur des Gegenstandes möglich ist.

Kaum ist eine lächerlichere Pedanterei möglich, als die Furcht, der Leser werde die Beschreibung eines Hauses nicht gründlich genug auffassen, wenn ihm nicht vorher eine allgemeine Notiz über sämmtliche Häuser der Stadt mitgetheilt wird. Wozu in aller Welt wird sodann auf die freilich auch lächerliche Beschränktheit Rücksicht genommen, welche die Alterthumsforscher lange Zeit hindurch verhinderte, die wichtige Bemerkung zu machen, daß die Römer ebenso wenig wie wir ihre Häuser sämmtlich nach einem und demselben Risse bauten. Und zuletzt wird schon die immer wiederkehrende Versicherung, daß man sich von Pedanterei möglichst entfernt halten wolle, selbst pedantisch und widerwärtig. Ueberdies ist die nun folgende Beschreibung, eben darum weil sie viel zu sehr auf Einzelnheiten und auf die Abweichungen einzelner Häuser voneinander eingeht, so verworren und unverständlich, daß der Leser auf einigen Blättern gelangweilt wird, ohne im Geringsten belehrt zu werden.

Noch viel ungehöriger ist es indessen, wenn z. B. II, 132, als eine Spazierfahrt erwähnt wird, sogleich folgende Bemerkung beigefügt wird:

In jener Zeit waren unter den Römern mehre Arten von Fuhrwerk gebräuchlich; die reichen Bürger bedienten sich meistens, wenn sie nur in kleiner Gesellschaft fuhren, der biga, die bereits in dem ersten Theile dieses Werkes beschrieben wurde; das carpentum *) war für die Matronen bestimmt und hatte nur zwei Räder; die Alten machten auch Gebrauch von einer Art von Sänften, die bequemer eingerichtet waren als die unserigen, indem man sich in ihnen auch niederlegen konnte. Ein anderes Fuhrwerk wurde für Reisen und kleinere Landfahrten benutzt; es faßte drei bis vier Personen, hatte ein Verdeck, welches abgenommen werden konnte, und entsprach sehr dem Zweck unserer Britska, wenn es auch in der äußern Gestalt sehr von ihr verschieden war u. s. w.

Es ist in der That unbegreiflich, wie ein verständiger Mann sich so ungeschickt bezeigen kann. Denn ist wol, um nur des Einen zu gedenken, eine sinnlosere Zusammenstellung möglich, als die ohnehin ganz überflüssige Erwähnung des pilentum in einer Anmerkung zu dem Worte carpentum? Der Verf. hat sich aber an diesen unfruchtbaren Notizen so berauscht, daß er wie ein Kind, welchem soeben Weihnachtsgaben zugetheilt worden sind, mit unendlicher Behaglichkeit, so oft es irgend angeht, ausruft: „Hier habe ich einen Wagen, hier eine Puppe, hier ein paar Pferde u. s. w." Sowie man nun in solchen Fällen Kinder mit Rührung betrachtet, da so Geringfügiges ihnen so große Freude macht, so flößt uns auch Hr. Bulwer ein wehmüthiges Ergötzen ein, wenn wir sehen, an wie wohlfeiler Gelehrsamkeit er so kindliche Freude hat, und wie er so behaglich meint, einen Roman zu machen, indem er einige archäologische Strohhalmen sammelt.

*) Für öffentliche Feste und Spiele war ein kostbarer vierräderiger Wagen, das pilentum, im Gebrauch.

Doch alles bisher Angeführte läßt sich noch einigermaßen durch das Bestreben entschuldigen, dem Leser die zu schildernden Gegenstände so genau als möglich zu veranschaulichen; aber eine andere Classe von pedantischen Bemerkungen ist gar nicht zu entschuldigen, nämlich die nicht nur ganz unnützen, sondern auch den poetischen Eindruck meist vernichtenden Seitenblicke auf den jetzigen Zustand des Schauplatzes der hier erzählten Begebenheiten. I, 34 fg., werden die Verhältnisse und Vorzüge des Helden angegeben, sein Aeußeres, seine Neigungen, seine Bildung und sein Geschmack. Im Laufe dieser Erörterung heißt es unter Anderm:

Seine Wohnung in Pompeji — ach, die Farben sind jetzt verbleicht, die Wände ihrer Gemälde entkleidet, die vollendete Ausführung des Innern ist verschwunden; aber welche Lobeserhebungen, welche Ausrufungen des Erstaunens veranlaßten jene köstlichen, bis ins Kleinste vollkommenen Decorationen, als sie das Licht des Tages zuerst wiedererblickten, wie entzückten den Kunstkenner alle jene Gemälde und Mosaikarbeiten!

Das hätte einigen Sinn, wenn von einer historischen Person die Rede wäre, von welcher man wüßte, daß sie in jenem Hause gewohnt hat; da es aber nur ein angenehmer Scherz des Verf. ist, daß er seinen Helden in dem sogenannten Hause des Dramatikers wohnen läßt, so klingt Alles, was er in Beziehung hierauf sagt, doppelt kindisch.

Noch viel auffallender ist aber folgende Aeußerung (I, 262):

Als jenes schöne Haus zuerst wieder ausgegraben wurde, fand man in dem Garten die Schale einer Schildkröte.*) Jenes Thier, ein so seltsames Geschöpf, dem die Natur alle Genüsse versagt zu haben scheint, außer das unthätige und träumerische Bewußtsein des Daseins, hatte schon lange Jahre vorher, ehe Glaukus diese Besitzung kaufte, den Garten bewohnt, und zwar über Menschen Gedenken hinaus, sodaß die mündliche Ueberlieferung ihm ein fast unglaubliches Alter beilegte. Das Haus war gebaut und wiedererbaut worden, die Besitzer hatten oft gewechselt; ganze Generationen waren ausgestorben, und noch immer schleppte die Schildkröte ihr träges und antheilnehmendes Leben hin.

Diese trivialen Betrachtungen werden noch auf einigen Blättern fortgesetzt; dann wird dem Helden etwas Aehnliches in den Mund gelegt, und darauf tritt die gute Schildkröte wieder ab und verschwindet für immer. Also einzig und allein darum, weil man unter den Trümmern von Pompeji eine Schildkröte gefunden hat, muß ein solches Thier in dieser Geschichte auftreten! II, 7, wird das Forum von Pompeji beschrieben; die mannichfachen Gruppen processirender, essender, opfernder, marktender Bewohner werden geschildert. Dann fährt der Verf. fort:

*) Die Schale einer Schildkröte wurde in dem Hause gefunden, welches in dieser Geschichte als das des Glaukus angenommen wird. Ich weiß nicht, ob diese Schale noch erhalten ist, doch hoffe ich es.

An einem der, für die öffentlichen Angelegenheiten bestimmten Gebäude waren die Arbeiter mit Vollendung der Säulen beschäftigt, und man hörte das Klopfen ihrer Hämmer unter dem Geräusch der Menge hervorschallen; — die Säulen sind bis auf den heutigen Tag unvollendet.

Die letzten Worte sind im Texte selbst mit größerer Schrift gedruckt, und schon hieraus sieht man, daß der Verf. gemeint hat, der Leser werde bei dieser Stelle ausrufen: Himmel, welch eine grausige Schicksalslaune, daß diese Säulen nicht vollständig aufgerichtet werden konnten, und welche erhabene Kunst des Verf., daß er das halbfertige Haus so sinnig in seinen Roman hineinzuflechten weiß! II, 27, findet sich folgende Aeußerung: „Und nun breitete sich vor ihnen jenes ruhige, blaue, glänzende Meer aus, damals ebenso schön, als ich es nach siebzehn Jahrhunderten von denselben herrlichen Ufern aus erblickte". Daß das Meer bei Pompeji vor 1700 Jahren wahrscheinlich ebenso schön war als jetzt, versteht sich so ganz von selbst, daß es der Versicherung nicht bedarf. Nichtsdestoweniger ist es eine Lächerlichkeit, daß der Verf. uns diese Versicherung so unbefangen im erzählenden Tone gibt, als wenn er dabei gewesen wäre, und doch sogleich ausdrücklich hinzusetzt, daß er 1700 Jahre später lebe. Außerdem läßt sich wol kaum eine mattere Schilderung denken, als wenn uns Jemand mit schmachtendem Blicke sagt: „Es war damals ebenso schön, wie es jetzt ist".

Am Schlusse des Romans endlich gibt der Verf. sich viele Mühe, zu zeigen, daß Pompeji wirklich auf dieselbe Art zu Grunde gegangen sei, wie er es in seinem Roman beschrieben hat. Die Ruinen zeigten deutlich, versichert er, daß die Stadt durch einen Aschenregen und durch siedendes Wasser verschüttet worden sei, auch daß es dabei beträchtlich geblitzt habe. Ein Classiker erzählt, daß die Bewohner von Pompeji im Theater saßen, als das Unglück hereinbrach. Bei unserm Verf. sitzen sie richtig im Theater. Ein unter einer Bildsäule begrabenes und von ihr zerschmettertes Skelett ist gefunden worden, und der Verf. beschreibt uns auf ein Haar, wie das zugegangen ist. Er läßt einige Leute in einem Keller verhungern oder ersticken und weist alsbald nach, daß man wirklich einige Skelette in einem Keller gefunden hat. Nebenbei versichert er: „Ich glaube, daß meine Beschreibung der Zerstörung im Ganzen sehr wenig durch eigne Erfindung unterstützt worden ist", und das ist freilich nur allzu wahr.

Aber auch abgesehen von den Ruinen von Pompeji weiß der Verf. zierliche Seitenblicke auf die Jetztwelt einzuflechten. I, 10, wird von Blumen gesprochen, mit dem Beisatze: „welche letztern für den alten Italiener mehr Reize hatten, als bei ihren Nachkommen es der Fall ist" (bei denen in der That, „latet anguis in herba", jedes Veilchen und jede Rose als Krankheitsstoffe verbergend gefürchtet wird). Und hier wird noch überdies auf eine Bemerkung am Ende des Buches verwiesen, in welcher das soeben Angeführte noch einmal etwas weitläufiger gesagt wird; aber ohne die Eleganz des mit schalkhaftem Lächeln eingeschobenen „latet anguis in herba".

Ebenso elegant scherzt Hr. Bulwer II, 240, in einer Anmerkung:

Bisweilen wurden Mitren auch von Männern getragen; doch galt dies immer für ein Zeichen großer Weichlichkeit. Der Mitra würdig sein, hieß daher so viel als sehr wenig werth sein. Es ist auffallend, wie viele neuere Ansichten sich aus dem Alterthum herleiten lassen. Ohne Zweifel war es dieser classische Begriff von den Mitren, welcher den Hrn. Ripon so eifrig für die Vertreibung der Bischöfe sprechen ließ. Das Latein ist eine böse Sprache!

Derselben Sorgfalt und Zierlichkeit befleißigt unser Verf. sich auch in Beziehung auf die Motti. Von diesen nämlich ist nicht nur eins dem ganzen Buche vorangestellt — die Uebersetzung einer Stelle aus Dio Cassius, in welcher der Untergang von Pompeji erzählt wird —, sondern außerdem erhalten auch noch vier von den fünf Büchern, in welche das Buch getheilt ist, besondere Aufschriften, jedoch im lateinischen oder griechischen Urtexte. Das zweite Buch enthält deren sogar drei, zwei aus Seneca, eine aus Virgil; das zweite, dritte und vierte Buch begnügen sich mit einer. Die des vierten Buches ist bezeichnend. Da nämlich in diesem Buche unter Anderm von einem Liebestranke gesprochen wird, so führt es die Aufschrift: „Philtra nocent animis, vimque furoris habent. Ovid." Nach dem Gesagten wird man sich eine ungefähre Vorstellung von der Form machen können, in welcher Hr. Bulwer das Alterthum „wiederaufleben läßt". Und es darf hier nur noch etwa bemerkt werden, daß der Verf. trotz seiner Abneigung gegen das Citiren von Beweisstellen dennoch einige Male, obwol nur selten, sich hat verleiten lassen, einige Citate der Art unter den Text zu setzen. Da nun diese zwei oder drei Beweisstellen keineswegs sich auf besonders wichtige Dinge beziehen, so geräth man fast in Versuchung, zu vermuthen, daß diese Stellen die einzigen gewesen seien, welche Hrn. Bulwer zu Gebote standen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Flagellantismus und die Jesuitenbeichte. Historisch-psychologische Geschichte der Geißelungsinstitute, Klosterzüchtigungen und Beichtstuhlverirrungen aller Zeiten. Nach dem Italienischen des Giovanni Frusta. Stuttgart, Scheible. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Was Giovanni Frusta in italienischer oder deutscher Sprache mit diesem schriftstellerischen Machwerke bezweckt, wird weder aus demselben noch aus dem Vorworte deutlich, obwol sich hier der Verf. folgendermaßen ausspricht: „Es fehlt bis jetzt eine erschöpfende Darstellung des Flagellantismus in allen seinen Verzweigungen. In seinen kirchengeschichtlichen Forschungen war der Verf. dieses Werkes bereits vor sieben Jahren zuerst auf die Idee gerathen, den interessanten Gegenstand auf solche Weise zu behandeln; dringendere Arbeiten und allerlei Bedenklichkeiten hielten ihn davon ab, und das Manuscript wurde vernichtet. (Schade!) Auf die Bitte mehrer Freunde und Bekannten, worunter sich sehr achtbare Pädagogen, Aerzte und Priester und einige liebenswürdige, durch Solidität des Charakters und musterhafte Erziehung ihrer Kinder ausgezeichnete Frauen befanden, denen der Verf. seinen frühern Entschluß zufällig einst mitgetheilt, nahm er die Materie wieder vor und schrieb das Ganze, theils aus dem Gedächtnisse, theils aus den noch vorhandenen Excerpten noch einmal nieder. Wiewol die Materie etwas heiklicher (sic) Natur erscheinen mag, so darf wenigstens in unsern Tagen bei so überaus romantische, in Wahl der Stoffe unbedenkliche Literatur eine falsche Scham

nicht abhalten, über eine höchst bedeutsame Sache wissenschaftlich sich mit vernünftigen Leuten zu besprechen, indem das Buch nicht zu einem Exempelbuche für die Jugend bestimmt ist. (Dafür behüte der Himmel!) Nirgendwo sind die Dinge mehr ausgemalt worden, als sie historisch belegt werden können, und nicht selten hat man gemildert und umgangen, was ganz nahe und nackt vorlag. Wenn dessenungeachtet Plastisches, Erheiterndes, ja selbst Ueppiges genug noch vorliegt, so bringt dies der Gegenstand selbst mit sich, und grade um in die Natur desselben einzubringen und die Gefahren und die Folgen richtig zu schildern, müßten die bisweilen naiven Details getreu mitgetheilt werden. Wirklich Unsittliches ist mit Wissen nirgend im Detail geschildert worden, wiewol auch die Zeichnung des Lasters dem historischen Maler erlaubt ist, und die allzu furchtsame Tugend nur ein Bischen auf die Seite zu blicken braucht, wenn sie ein Erröthen befürchtet." So ungefähr wie dieses Geschwätz des Vorwortes steht es mit dem ganzen Buche aus, welches bedauern läßt, daß ihm nicht dasselbe Schicksal zu Theile wurde wie der ersten Bearbeitung desselben Gegenstandes durch den Verf. Er läßt sehr bezweifeln, ob er je es sich deutlich gemacht, was zu einer „erschöpfenden Darstellung des Flagellantismus in allen seinen Verzweigungen" gehört. Mit dem weiten Ausholen der Züchtigung der Sklaven bei den Griechen und Römern als körperliche Strafe ist es ebenso wenig gethan, als mit den am Schluß angeführten Stockprügeln, dem Hauptbildungsmittel der ehemaligen Taktik, mit dem Spiesruthenlaufen, dem Kantschu u. s. w. Materialien, Notizen und Geschichten, welche zu körperlichen Züchtigungen, Misbrauch des Beichtstuhles der katholischen Kirche u. dgl. nahe oder ferner in Beziehung stehen, werden hier ohne Kritik und vernünftigen Plan durcheinandergeworfen aufgetischt, wovon der Verf. am Schlusse des Vorworts entschuldigend sagt: „Da während der Ausarbeitung für mehre Rubriken der Stoff unter den Händen des Verf. wuchs, so erklärt es sich, weshalb mehre der im Eingange des Werkes nur kurz und im Allgemeinen angedeuteten Thatsachen später in den einzelnen Abtheilungen noch einmal und specieller behandelt worden sind". Hin und wieder nennt der Verf. in und unter dem Texte seine Quellen, wodurch dem Werke kein Vortheil erwächst; denn was helfen theils Citate, wie: „Math. Neoburg. Chronica, Vergl. Königshofen, Lohmann u. s. w."; oder: „vergl. die Werke Andreä's, Sivert's, Rotermund's, Freitag's, Münch's, Allgemeine Zeitung, Politische Annalen u. s. w."; theils beweisen sie, daß der Verf. mit deren Würdigung und Prüfung sich keine Mühe macht; mit gleicher Zuversicht werden citirt Voltaire, Plutarch's Apophthegmen, Zimmermann über die Einsamkeit und seines Namensvetters Taschenbuch (der Reisen), Stasinus, der Zeitgenosse des Homer (Stobaei Serm.) u. s. w. Wie er zu erzählen beliebt, davon hier noch ein Pröbchen: „Die Strafmethode zur Aufrechterhaltung der Kriegsdisciplin ging auch auf christliche Staaten über; die Soldaten wurden fast in jedem Zeitraume geprügelt. Am meisten System erhielt die Bastonnade jedoch vom dreißigjährigen Kriege an; viele der größten Feldherrn waren auch die größten Prügler. Das östreichische und preußische Heer galt darin als Muster; König Friedrich I., der Vater Friedrich des Einzigen, prügelte oft Hofherren, Hofdamen, Priester, Soldaten und Officiere zugleich." Die Wahrheit dieses Geschwätzes möchte dem Verf. schwer werden zu beweisen, ohne darüber streiten zu wollen, welche Virtuosität im Prügelsystem in Preußen erlangt wurde. Friedrich I. war nicht der Vater, sondern der Großvater Friedrich des Einzigen; hier ist wol Friedrich Wilhelm I. gemeint; wenn, wie und wo hat dieser oder jener Hofherren, Hofdamen, Priester, Soldaten und Offiziere oft zugleich geprügelt? Je entfernter dergleichen Andeutungen dem Hauptthema, der Geschichte des Flagellantismus und der Jesuitenbeichte, stehen, um so mehr Tadel verdient der Verf., doch mag sein Buch in der Reihe der Flugschriften seine Leser finden und insofern sein Gutes stiften, als es dazu dient die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß Hierarchie, Schwärmerei, Pietismus, Klosterwesen und Beichtstühle den schrecklichsten Lastern zum Deckmantel dienen müssen. 25.

Notiz.

Ein Wort von Peter Burmann an die Pädagogen.

Der holländische Philolog und Politiker Peter Burmann der Aeltere (geboren 1668, gestorben 1741) hielt dem deutschen Philologen Joh. Georg Gräve die Leichenrede. In derselben sagte er unter Anderm zu den Versammelten, was aber ebenso gut den Pädagogen aller Zeiten gilt, von denen die Klage erhoben werden kann, die jener erhebt: „Glaubt es nur, nicht mir, sondern den Weisen aller Jahrhunderte, glaubt es euern Vorfahren, den Männern einer strengen Disciplin, daß nichts Anderes die Ursache der Ungunst der Zeit und der Armuth an tugendhaften Männern ist als jene verkehrte Milde und Weichlichkeit der Erziehung, die, während wir die Buckel und Körper der Knaben schonen, in aller Ruhe den Geist verdirbt, sodaß wir, indem wir thörichterweise besorgt sind, daß unsere zarten Herren Söhne durch anhaltende Arbeit ja nicht Ueberdruß und Ekel vor den Studien bekommen, es geschehen lassen, daß sie von dem Gifte gewisser Vergnügungen angesteckt und geschwächt werden". Man kann damit Dasjenige vergleichen, was der Grieche Isokrates („In Areopag." Cap. 18), über die Sittenverderbniß der Jugend seiner Zeit klagend, von der strengen Jugenderziehung der Vorfahren rühmt. Vieles davon paßt auch auf unsere zu sehr philanthropische Zeit, deren Emancipationsfieber auch nicht selten die Zügel strenger Moral und Disciplin bei unserer Jugend ungebührlich locker macht. Die „Mens sana in corpore sano" beim Juvenal bedeutet auch die Sittenreinheit und die Gesundheit der Jugend, nicht blos die Masse des Wissens und einseitige Verstandsbildung. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 29. —— 29. Januar 1835.

Ueber E. L. Bulwer's „Die letzten Tage von Pompeji".

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Wenden wir uns jetzt zu dem Inhalt der Schilderungen des Verfassers! Hier muß uns zunächst verdächtig erscheinen, daß Bulwer sich die weitschichtige und unbestimmte Aufgabe stellt, eine ganze Zeit zu schildern. Es wird sogleich deutlich, daß er keinen Begriff von dem ungeheuern Inhalte hat, welchen man durch den schlichten Ausdruck: „eine Zeit", bezeichnet. Ueberdies ist die, welche hier geschildert werden sollte, wenn nicht inhaltreicher als die meisten andern, doch schwerer in Ein Bild zusammenzudrängen; denn in ihr durchkreuzen sich die verschiedensten Weltanschauungen. Die römische und die griechische Bildung ringen einen großartigen Kampf miteinander, und zwischen ihnen zeigt sich bereits im Keime die Weltanschauung einer spätern Zeit, gepflegt durch Ueberlieferungen vorderasiatischer und ägyptischer Weisheit. Alle diese Momente sind aber grade darum schwer darzustellen, weil sie noch im Kampfe begriffen sind, noch nicht feste Gestalt gewonnen haben und darum dem Auge des minder aufmerksamen Beobachters als ein unentwirrbares Chaos erscheinen. So thut sich z. B. in der Wundersucht dieser Zeit ein sehr tiefes und inhaltvolles Streben kund, welches nur eben noch gestaltlos ist und darum von den meisten Beobachtern als ein lockeres Gewebe sinnloser Phantastereien betrachtet wird. Aber eben der Umstand, daß diese Zeit bis jetzt selbst von den Geschichtsforschern so ganz und gar nicht verstanden worden ist, macht eine einigermaßen umfassende poetische Schilderung derselben fast unmöglich. Da man sich nämlich über den Geist dieser Zeit aus den Büchern unserer Geschichtsforscher nur höchst unvollkommen belehren kann, so muß man, um dieselbe zu studiren, zu den Quellen zurückgehen, und das ist natürlich nicht von einem Manne zu verlangen, welcher alle Jahre während der Parlamentsferien einige Romane schreibt. Es ist daher im Voraus zu erwarten, daß der Verf. einige einzelne Erscheinungen dieser Zeit willkürlich herausgegriffen und mithin statt eines Gemäldes eine Reihe mehr oder weniger unzusammenhängender Schilderungen geliefert haben werde. Diese Schilderungen hätten indessen immer noch sehr reich an poetischem Inhalt sein können, wenn der Verf. überhaupt seine Aufmerksamkeit auf einen solchen Inhalt gerichtet hätte. Daß dies aber nicht der Fall gewesen ist, geht schon aus einer Stelle der Vorrede hervor, in welcher er seine Mäßigung in der Wahl des Stoffes rühmt, und unter Anderm als einen Beweis derselben anführt, daß er den Leser seines Romans nicht nach Rom selbst führe; er habe indessen dies nicht wohl thun können, fährt er fort, weil das kleine Städtchen Pompeji alsdann vor der Pracht und Größe Roms ganz verschwunden wäre. Hätte Bulwer eine Ahnung von dem eigentlichen Inhalte einer Zeit gehabt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, das kleine Städtchen glänzend und groß neben aller äußern Pracht der Hauptstadt erscheinen zu lassen, und jedenfalls ist es seltsam, daß der Verf. den Umstand, daß er seine Leser nicht nach Rom führt, sich als eine Selbstbeschränkung anrechnet. Denn es ist durchaus kein Grund vorhanden, warum die geistigen Erscheinungen jener Zeit nicht ebenso wohl dargestellt werden könnten, wenn Pompeji, als wenn Rom der Schauplatz der Begebenheiten wäre. Aber man sieht wohl, daß der Verf. die Pracht und den Inhalt einer Zeit nach der Anzahl der Mauersteine berechnet, und daß er mithin, wenn er mit Selbstgefälligkeit versichert, er habe einen großen Theil des sich ihm darbietenden Materials von der Hand gewiesen, eigentlich meint, er habe die Gelegenheit, eine Topographie von Rom zu geben, nicht benutzt, und dafür sind wir ihm denn freilich Dank schuldig.

Die trüben Ahnungen, welche sich uns auf diese Weise aufdrängen, haben nur allzu viel Grund. Der Verf. gehört zu den Beobachtern, welche in den meisten Erscheinungen des Lebens immer nur Das sehen, was darin unvollkommen, schlecht ist; er schildert uns daher auch diesmal nicht die Sitte jener Zeit, sondern ihre Sittenlosigkeit. Nun steht aber die Sittenlosigkeit jeder Zeit im genauesten Zusammenhange mit ihrer Sitte, und einzelne Nationen und geschichtliche Perioden haben ebensowol eine bestimmte, eigenthümliche Sittenlosigkeit als Sitte. Die Lasterhaftigkeit am Hofe des Tiberius und Nero unterscheidet sich auf das Bestimmteste von der am Hofe der Familie Borgia oder des Herzogs von Orleans. Um die Sittenlosigkeit, welche Bulwer uns schildern wollte, zu charakterisiren, will ich nur an jene merkwürdige Handlung erinnern, durch welche die berüchtigte Messaline ih-

ren Sturz herbeiführte. Diese Frau hatte mit kühnem und raschem Schritte alle Stufen des Lasters erstiegen, jede mögliche Art von Ausschweifungen erprobt und sich bis zum Ueberdruß an ihnen gesättigt. Es gelüstete sie nun, etwas zu thun, was auch dem kühnsten Frevler als ein unerhörtes Wagstück erscheinen mußte, und man muß gestehen, daß sie viel Witz und Erfindungsgabe in der Wahl dieses neuen, unerhörten Frevels beurkundete. Denn sie, die Kaiserin, ließ sich vor den Augen von ganz Rom und unter genauer Beobachtung der religiösen Formen einer frühern strengen Zeit mit einem der Genossen ihrer Frevel vermählen. Diese Handlung ist sehr charakteristisch für die damalige Zeit. Die Herren der Welt hatten alle Genußmittel in so ungeheuerer Menge um sich versammelt, daß der einfache Genuß für sie gar kein Genuß mehr war; sie haschten daher mit fast krampfhafter Begierde nach irgend einem haut goût, welcher ihnen den Genuß selbst erst genießbar machen sollte. Dieses in das Ungeheure sich steigernde Raffiniren der Genüsse, und das damit verbundene Aufgeben jedes dienenden, wahrhaft befriedigenden Genusses ist der eigentliche Charakter der Sittenlosigkeit jener Zeit. Unser Schriftsteller hat keine Ahnung von dieser oder irgend einer andern Eigenthümlichkeit Dessen, was er schildern wollte. Seine Schwelger sprechen und benehmen sich ganz so, als wären sie die Stutzer und Gauner einer englischen Provinzialstadt, und zwar Gauner von der niedrigsten geistlosesten Sekte. Ihre Kunstgriffe sind falsche Würfel, und ihre Wünsche beschränken sich darauf, von diesem oder jenem reichen Manne zum Abendessen eingeladen zu werden. Und doch ist dies noch die einzige Seite jener Zeit, welche Bulwer mit wenigstens scheinbarem Erfolge gezeichnet hat. Der Gegensatz dieser Sittenlosigkeit, durch dessen Berücksichtigung die Schilderung des Dichters leicht poetischen Gehalt hätte gewinnen können, nämlich jenes gezierte Verschmähen alles Genusses, welches besonders unter der Fahne des Stoicismus häufig zur Schau getragen wurde, und jene eitle, edel sein sollende Rauheit der Sitten, durch welche Einzelne sich oft Verfolgungen, ja den Tod zugezogen, hat er gar nicht zu schildern gewußt, und noch viel weniger die Sitten Derjenigen, welche, über diesen beiden Extremen stehend, gleich weit entfernt waren von ungezügelter Genußsucht und von stumpfsinnigem Abweisen der Freude, sowie von Kriecherei und kindischem Trotze gegen die Machthaber. Hätte der Verf. nur einige Blätter in den Geschichtsbüchern des Tacitus mit empfänglichem Sinne gelesen, so würden ihm diese Erscheinungen als nothwendige Bestandtheile jener Zeit sich aufgedrängt haben.

Aber fast noch auffallender als diese Armuth des Inhalts ist die Einförmigkeit und die Ungeschicktheit der Schilderung. Wird ein Gastmahl geschildert, so wird die Zahl und die Ordnung der Gerichte angegeben, und es wird berichtet, daß die Gäste sich zuerst die Hände gewaschen, später viel Wein getrunken haben. Aber alle Züge, welche die Besonderheit der Zustände näher veranschaulichen sollen, sind außerordentlich unbeholfen gezeichnet. Unter Anderm wird II, 248, bei Gelegenheit eines Gastmahls, wie es damals Sitte war, ein Vorsitzer des Gelages erwählt, von welchem man nun erwartet, daß er seiner Würde durch einige Einfälle Ehre machen werde. Auch werden ihm wirklich einige Reden in den Mund gelegt, welche keinen andern Zweck haben, als uns die Bedeutung eines damaligen Vorsitzers bei einem Trinkgelage zu veranschaulichen. Diese Reden sind aber so merkwürdig einförmig und ungeschickt, daß sie hier Platz finden mögen. Einige Erwiderungen anderer Gäste lasse ich aus. Zuerst sagt der Vorsitzer zu einem Gaste: „Entschuldige, o Senator, ich sehe, du wirst lässig, deine purpurne Borte kann dir hier nicht zugute kommen — Trinke!" Auf die Erwiderung: „Du mußt Nachsicht mit mir haben", fährt der Vorsitzer fort: „Ich nicht, bei der Vesta! Ich bin ein unparteiischer Monarch — Trinke!" Und als neuer Einspruch erfolgt, sagt jener wieder: „Verrätherei! Hier wird kein Brutus geduldet — kein Verrath vor der königlichen Würde." Und auf die Einwendung: „Aber unsere weiblichen Gäste?" antwortet er: „Sie lieben die Trinker! Liebte die Ariadne nicht den Bacchus?" Und dadurch soll nun der Leser eine Anschauung von den Obliegenheiten eines rex bibendi erhalten! Viel einfacher wäre es gewesen, wenn der Verf. ganz kurz gesagt hätte: der Vorsitzer mußte darauf sehen, daß tüchtig getrunken wurde; aber wenn Bulwer alles Ueberflüssige und Reizlose in diesem Roman weggelassen hätte, so wären die drei Bände desselben bis auf wenige Blätter zusammengeschrumpft. Denn diese Stelle ist keineswegs die einzige in ihrer Art. Vielmehr sind alle Schilderungen ähnlicher Verhältnisse ebenso einförmig und leer, und zugleich ebenso locker mit dem Gesammtinhalte des Romans und dem Gange der Begebenheiten verknüpft. Wenn aber der Verf. seine Schilderungen durch Ironie würzen will, so wird er doppelt unbeholfen. Unter Anderm erzählt ein Mann, von welchem vorher berichtet wird, daß er einen schlechten Geschmack habe, mit vieler Selbstgefälligkeit, er besitze vortreffliche Gemälde, und namentlich in seiner Küche hänge ein vorzügliches von seiner eignen Erfindung, und auf die Frage, was es vorstelle, antwortet er: „Es ist ein Koch, mein Athenienser, welcher die Beweise seiner Geschicklichkeit auf dem Altar der Vesta darbringt, nämlich eine schöne Muräne (nach dem Leben gemalt), es ist doch wol genug Erfindung darin!" Dieser Zusatz würde selbst dann noch eine plumpe Ironie sein, wenn in dem Vorhergehenden wirklich ausgesprochen wäre, daß keine Erfindung in jenem Gemälde sein könnte. Das ist aber gar nicht der Fall; der erwähnte Gegenstand konnte ebenso gut als jeder andere mit Geist und Erfindungsgabe behandelt sein.

Von schiefen Witzen dieser Art wimmelt das Buch. Ein anderes Mal (II, 242) soll ein Soldat als lächerliche Figur geschildert werden. Obgleich hier mehre treffliche Vorbilder als Muster dienen konnten, so hatte Bulwer es doch vorgezogen, originell zu sein, und in Folge dessen erhalten wir die lahmste Schilderung, die sich denken läßt. Der Soldat sagt unter Anderm zu einem Dichter: „Unter welcher Legion hast du gedient?" Der Dichter antwortet: „Du kannst meine Beute, meine Exuviä in dem"

Forum selbst sehen. Ich war unter den Zeltgefährten, den Contubernales des großen Mantuaners." „Ich kenne keinen Feldherrn aus Mantua", sagte der Krieger mit ernster Würde; „welchen Feldzug hast du mitgemacht?" „Den auf dem Helikon". „Ich habe niemals von diesem Feldzuge gehört." „Er scherzt ja blos, Vespius", sagte Julie lächelnd. „Scherz! Beim Mars, mit mir scherzt man nicht" u. s. w.

Später sagt Jemand: „Wenn Vespius unsterblich gemacht würde, welcher langweilige Prahlhans würde dann der Nachwelt zur Last fallen!"

Ein trefflich wahres Wort! ja wahrlich er ist der Nachwelt zur Last gefallen, der langweilige Prahlhans! Ich würde mich nicht wundern, wenn wir erführen, daß der Geist des Plautus unsern Verf. heimgesucht habe, um ihn dafür zu züchtigen, daß er eine so langweilige Fratze neben den kurzweiligen Thraso zu stellen wagte. Bulwer muß sein Publicum von einer sehr übeln Seite kennen, da er glauben kann, daß viele Leser kindisch genug sein werden, sich daran zu ergötzen, daß ein römischer Krieger die Geburtsstadt eines römischen Dichters nicht kennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charles Texier's Reisen in Kleinasien.

Wir theilen aus diesem Reiseberichte, der trotz der zahlreichen Werke, die über Kleinasien geschrieben sind, manches Neue und Interessante bietet, einige der beachtungwerthesten Einzelnheiten mit.

Die erste kleinasiatische Stadt, über welche sich der Reisende ausführlicher verbreitet, ist Nicäa (das heutige Ischnik). Er arbeitete hier einen vollständigen Plan dieser Stadt aus, worin er keines der irgend historisch-merkwürdigen Gebäude unbeachtet ließ. Diese mit großer Genauigkeit und vielem Sachinteresse ausgeführte Arbeit beschäftigte ihn volle sechs Tage, obwol er — bei einer außerordentlichen Hitze — täglich 15 Stunden arbeitete. Er fand dabei Gelegenheit, mehre veriährte Irrthümer früherer Reisenden zu berichtigen, z. B. in Betreff des Gebäudes, worin, wie man angenommen, die berühmte nicänische Synode gehalten ward. Es ist nunmehr durch Texier völlig constatirt, daß man sich geirrt, wenn man das alte Theater oder die jetzige griechische Kirche als den Versammlungsort der Kirchenväter annahm, daß vielmehr dies kirchlich-sanctionirte Gebäude längst untergegangen ist. Auch das Alter der Kirche schlug man zu hoch an, indem man ihre Gründung unter Konstantin setzte, da sie doch aus den Zeiten der Paläologen herrührt.

Die größte historische und artistische Merkwürdigkeit in dieser Kirche ist ein Sarkophag, der aus einem einzigen Stücke Spiegelstein gehauen ist. Texier versichert, im ganzen Orient nur zwei, aber viel kleinere Stücke dieses seltenen Steins, das eine in der Sophienkirche zu Konstantinopel, das andere zu Angora gefunden zu haben. In Nicäa vernachlässigte man dies herrliche Kunstwerk sehr; es war der Beschädigung aller Vorübergehenden ausgesetzt. Auf Ansuchen des Verf. ließ der Erzbischof eine Schutzbarrière um dasselbe anlegen. Das anmuthigste antike Gebäude der Stadt ist die sogenannte grüne Moschee, ein Denkmal der Baukunst aus den Zeiten der Khalifen, das mit aller Feinheit und Eleganz der arabischen Baukunst, wie sie in ihrer Blütezeit war, ausgeführt ist. Der Porticus derselben besteht aus vier Säulen Fronte und vier nach hinten, und die Höhe des Eingangs reicht wie bei den ägyptischen Tempeln bis zu den Kapitälen hinauf. Das Minaret ist mit eingelegten Feldern von blauem und grünem Porzellan geschmückt. An dem südlichen Ufer des Sees von Nicäa hielt sich Texier 12 Stunden auf und macht von der Schönheit dieser Gegend eine reizende Beschreibung. Der See ist von schönen hohen Waldungen umgeben, zu deren Füßen sich ein saftig-grüner Wiesenteppich ausbreitet. Zahllose Vögel schwärmen an dem Ufer, und die herrlichsten Blumengerüche durchwürzen die Luft. Diese ganze Gegend ist ein Paradies der Erde zu nennen. Nirgend kann es schöneres Gehölz, nirgend üppigere, thauigere Thalgründe geben.

Bei der Ueberfahrt von Nicäa nach Chios fand Texier auf einem schroffen Felsen eine Inschrift eingegraben, welche besagte, daß hier ehedem eine von Nero angelegte Straße nach Apamea vorbeigeführt hatte. Auf diesem Wege fand er auch Gelegenheit, den Irrthum der Geographen, daß der Fluß Chios aus dem See von Ischnik fließe, wie es in den Büchern steht, zu berichtigen. Derselbe entspringt vielmehr auf der südlichen Kette des Taurus. Auch über die Karten von Kleinasien fand er mehrfache Veranlassung, sich zu beschweren. Sie zeigen, sagt er, weder die richtigen Wege, noch die wahre Lage der Ortschaften. Wahrscheinlich wird die Ausarbeitung einer guten Specialkarte von Natolien ein Hauptresultat seiner dortigen Reisen sein.

In der alten Stadt Azani, die an prächtigen Ruinen sehr reich ist, fand er einen fast ganz erhaltenen griechischen Tempel in ionischem Styl und ein großes Amphitheater, aus Marmor erbaut, an welchem fast alle Sitze noch erhalten sind. Auf dem Fries befand sich ein großes Jagdstück in Basrelief. Neben dem Theater ist eine Rennbahn, wo man noch das Pulvinar für die Senatoren sieht.

In Phrygien entdeckte Texier die Ruinen des alten Synnada, jetzt das armselige Dorf Eski-kara-hissar, das zwischen den Trümmern antiker Baukunst sich traurig über einer glänzenden Vergangenheit erhebt. Drei Meilen davon sind die in jener Zeit so berühmten Marmorbrüche. Strabo beschreibt mit der ihm eignen Treue und Genauigkeit diese Gegend, und sagt bereits, daß die nächsten Umgebungen von Synnada keinen Marmor geliefert haben konnten, weil die Stadt auf vulkanischem Boden steht: eine Angabe, die Texier für durchaus richtig befunden hat, wie er denn überhaupt die Gewissenhaftigkeit des alten Geographen nicht genug rühmen kann. Die Marmorbrüche befinden sich östlich von der Stadt und nehmen ihren Anfang an dem Ende der großen Ebene, die sich von Osten nach Westen ausdehnt. Man erkennt sie von weitem an der weißen Hügelreihe, die aus der Ferne wie Schneegebirge aussehen. Es muß hieraus eine ungeheuere Masse Marmor gewonnen worden sein, denn das Gebirge ist fast ganz ausgehöhlt und die Felsen bis in eine Tiefe von hundert Fuß durchbrochen. Es finden sich hier zwei Arten Marmor, die eine ist ganz schneeweiß, die andere mit sanften violetten Adern. Von hier stammen die Blätter zu den Säulen des berühmten Mausoleums des Hadrian, welche später zur Erbauung der Basilika des heil. Paulus verwendet wurden.

In den nördlichen Gebirgen Phrygiens sah der Reisende die berühmten Gräber der alten phrygischen Könige, deren Verhältnisse so gigantisch sind, daß man sie keinen menschlichen Kräften zutraut. Sie sind sämmtlich in die Felsen gehauen, oder, wie sich Texier ausdrückt, man hat den starren Felsen die Gestalt von Mausoleen gegeben. Dieser riesenhafte Todtenacker steht nach Jahrtausenden noch unversehrt, theils weil sein imposantes Aeußere selbst Barbarenhänden Ehrfurcht gebot, theils weil die Massen, aus denen er geformt, der Zerstörungsucht eine ungeheuere Arbeit auferlegt haben würden. „Dieser Ort eines furchtbaren Schweigens", sagt der Beschreiber, „schreckt alle Diejenigen zurück, die sich nicht durch seine historische Größe angezogen fühlten; aber für den Archäologen gibt es auch wenige so anziehende und aufregende Denkmäler. Denn diese Königsgräber sind die ungeheuern Titelvignetten zu der sagenhaften Geschichte ihrer Zeit. So besonders das Grabmal des fabelhaften Königs Midas, dessen Eingang zuerst von Walpole entdeckt und später auch von dem Obersten Leake mit kritischem Blicke besucht wurde, der seiner ausführlich in dem 1821 erschienenen Werke über Kleinasien gedenkt. Ueber die darauf befindlichen Inschriften

differiren die Meinungen der Gelehrten noch sehr, und es ist bis jetzt noch keine befriedigende Erklärung davon gegeben worden." Die Reise in diesen Gegenden beschreibt Texier als sehr schwierig, da sie ganz wüst sind und die mitzunehmenden Führer in den dichten Waldgebirgen ebenso wenig Bescheid wissen als der Reisende selbst. Texier entdeckte an mehren Stellen noch andere, bisher unbekannte Königsgräber, deren Lage er jedoch wegen der totalen Wildniß des Orts nicht genau beschreiben zu können versichert.

Zu Angora, dem alten Ancyra, beschäftigte ihn vorzüglich die Betrachtung und Untersuchung des berühmten Tempels des Augustus. Es ist bekannt, daß August bei seinem Tode sein Testament in dem Tempel der Vesta niederlegte, nebst noch drei andern versiegelten Rollen. Die eine, sagt Suetan, enthielt die Anordnung seines Leichenbegängnisses, die zweite eine Art von fragmentarischer Selbstbiographie und die dritte ein übersichtliches Bulletin (um so zu sagen) über seine Reichsverwaltung. Die ehernen Tafeln, auf welche das zweite dieser wichtigen Actenstücke eingegraben wurde, gingen im Laufe der Zeit verloren. Chishull bringt dafür allerlei Vermuthungen vor in seinem Werke: „Antiquitates asiaticae". Eine Copie dieses bronzenen Originals ist nun die Marmorschrift auf dem Tempel von Ancyra, wichtiger als so manche andere, deren Entzifferung den Gelehrten Mühe verursachte, wenn man nämlich erwägt, daß in jener schweigsamern Zeit, wo die schriftliche Mittheilung noch so schwierig war, oft bloße Avertissements, wie man sie heutzutage in den Zeitungen findet, auf Stein und Erz verewigt wurden; so z. B. wenn ein genesener Reicher auf einem Gebäude eingraben ließ, zu welcher Zeit und von welchem Arzt er hergestellt worden. Erst im Jahre 1534 wurde durch den damaligen kaiserlichen Gesandten bei der Pforte eine Abschrift von dieser denkwürdigen Inschrift zu Ancyra genommen, die aber viele Unrichtigkeiten enthielt und später durch Daniel Cosson und zuletzt durch Tournefort vervollständigt wurde. Nach der Angabe des Letztern befindet sich die Inschrift auf beiden Seiten der 24 Fuß hohen Tempelthür. Zwischen den Schriftzügen, die an manchen Stellen verwischt sind, sieht man große Löcher in der Mauer wie Kanonenkugeln. Diese rühren von den rohen Plünderern her, die sich der ehernen Krampen bemächtigen wollten, mittels welcher die Steine eingefügt waren.

Nach Texier's Angabe stehen von diesem berühmten Augusteum, welches ganz aus weißem Marmor erbaut war, nur noch die Mauern der Cella und des Pronaos, nebst dem bewundernswürdigen Vestibul. Das Innere der Cella war noch vor vier Jahren vollständig erhalten, aber die brutale Narrheit eines reichen Türken, der hier ein Bad anlegen wollte, hat Das auf einmal nachgeholt, was 18 Jahrhunderte versäumt hatten. An der Außenseite der Mauern befinden sich noch mehre griechische Inschriften, die aber nichts als eine Paraphrase der Hauptaufschrift enthalten. 130.

Neueste historische Nachforschungen und Entdeckungen in Frankreich.

Aus dem Berichte, welchen der Minister des öffentlichen Unterrichts, nach dem „Moniteur" vom 28. Nov. vorigen Jahres abgestattet hat, ergibt sich, daß die Nachsuchungen, welche in Betreff noch ungedruckter historischer Documente in den Bibliotheken und Archiven der Departements von dem Ministerium angeordnet worden sind, schon wichtige Resultate geliefert haben, welche durch den Druck veröffentlicht werden sollen. Hierher gehören die Papiere des Cardinals Perrenot de Granvella, des ersten Ministers Karl V. und Philipp II., eines Mannes, der in alle große Staatsangelegenheiten des 16. Jahrhunderts eingriff. Diese Papiere waren seit langer Zeit in der Bibliothek von Besançon niedergelegt. Die reichen und kostbaren Archive der Grafen von Flandern, in Lille aufbewahrt, enthalten Documente, welche bis ins 11. Jahrhundert hinaufsteigen. Die Ueberreste der alten Archive von Roussillon, zu Perpignan aufbewahrt, werden interessante Beiträge zur Geschichte dieser Provinz und der Verhältnisse zwischen den Königen von Frankreich und denen von Aragonien darbieten. Es sind Zöglinge der Landkartenschule nach Poitiers zur Untersuchung der Archive der alten Provinz Aquitanien sowie nach Lyon gesendet worden. Die Handschriften der königlichen Bibliothek werden zum ersten Male zu gleichem Behufe einer allgemeinen und planmäßigen Untersuchung unterworfen. Hier findet man Sammlungen einzelner Stücke in ansehnlicher Zahl, welche über Gegenstände aller Art authentische Documente liefern. Schon hat man aus dieser Quelle mehre Bände geschöpft; so unter Anderm eine Sammlung interessanter Bemerkungen, welche der Cardinal Mazarin mit eigner Hand geschrieben hat, und welche sich auf die dahin einschlagenden Tagebücher über sein Verfahren während der Kriege der Fronde beziehen.

Ein Tagebuch der États généraux, welche 1483 zu Tours gehalten worden sind, von Jean Massellin, einem Mitgliede dieser Ständeversammlung, in lateinischer Sprache abgefaßt, liefert zahlreiche Details über die Verhandlungen, Gewohnheiten und politischen Ideen dieser Zeiten. Eine weitläufige Reimchronik über den Krieg der Albigenser in der Sprache des Landes von einem Verf., welcher Zeuge der erzählten Thatsachen war, abgefaßt, bietet dem Sprachforscher und Historiker einen reichen Schatz interessanter Belehrungen dar und ist zugleich eines der merkwürdigsten Denkmäler der Literatur des 13. Jahrhunderts. Hr. Fauriel ist mit der Herausgabe derselben beauftragt.

Nach dem Frieden von 1763 wurde Hr. de Bréquigny mit einem Bureau von sieben Personen nach London gesendet, um von allen in dem Tower befindlichen Actenstücken, welche auf die Geschichte von Frankreich Beziehung haben könnten, Copien zu nehmen. Aus dieser mehre Jahre dauernden Arbeit ging eine Sammlung von ungefähr 150 Foliobänden von abschriftlichen Documenten hervor, welche sich auf die unter englischer Herrschaft gewesenen französischen Provinzen beziehen. Eine andere Sammlung, welche manches neue Licht auf die politischen Verhältnisse der alten französischen Monarchie sowie auf die den Städten und Communen durch die Könige und Herren des 11. bis 15. Jahrhunderts verliehenen Charten zu werfen geeignet ist.

Die allgemeinen Archive werden auf dieselbe Weise wie die der königlichen Bibliothek in Bewegung gesetzt. Die Specialarchive der verschiedenen Ministerien versprechen die bedeutendsten Schätze. Was die auswärtigen Angelegenheiten anlangt, so sind die langen und merkwürdigen Verhandlungen in Betreff der Thronfolge in Spanien nach dem Tode Karl II. schon von Hrn. Mignet gesammelt. Das Kriegsdepot, welches zu gleicher Zeit durchsucht wird, wird die Geschichte der Feldzüge, welche diesen Verhandlungen folgten, sowie die Correspondenzen von Ludwig XIV., Philipp V. und dem Herzog von Orleans, des Marschalls von Berwick und des Duc de Vendôme darbieten. Aehnliche Forschungen werden in den Archiven des Ministeriums der Marine angestellt.

In der Bibliothek von Avranches hat man das berüchtigte Buch des Abälard, das den Titel führt: „Ja und Nein" („Sic et non"), wiedergefunden, welches zu seiner Verurtheilung auf dem Concilium von Sens 1140 Veranlassung gab. Hr. Cousin wird dieses schon längst für immer verloren geglaubte Buch herausgeben. Die Kunstgeschichte wird durch diese und andere Nachforschungen nicht minder gewinnen.

Da wir hier einmal von historischen Entdeckungen sprechen, so können wir noch erwähnen, daß sich in diesem Augenblicke in dem Collegium von Dôle eine Sammlung historischer Documente von der größten Wichtigkeit befindet, nämlich eine aus zwei Foliobänden bestehende Sammlung von Originalbriefen Ludwig XV. und der Minister d'Argenson, Chauvelin, Phelippeaux ꝛc. Einer dieser zwei Bände enthält eine Folge von lettres de cachet, Freilassungsbefehle ꝛc. von den Jahren 1731—33; der andere Band ist eine Folge ähnlicher Stücke, die Gefangenen der Bastille während der Jahre 1745—54 betreffend. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1835.

Ueber E. L. Bulwer's „Die letzten Tage von Pompeji".

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

In einer andern Figur will der Verf. uns einen Epikuräer schildern. Dieser Aufgabe glaubt er zu genügen, indem er jene Figur sämmtliche drei Bände hindurch essen läßt. Als ein Freund dieses Epikuräers verurtheilt wird, einem Löwen vorgeworfen zu werden, ist jener ziemlich betrübt hierüber, aber natürlich essend. Er sagt dabei unter Anderm (III, 137): „Es war doch ein schreckliches Urtheil! — ho, ho — der Vogel ist nicht übel, wie? — Armer, theurer Glaukus! — und was für einen Rachen der Löwe hat! — Ah, ah, ah!" „Und Sallust seufzte", fährt der Verf. fort; „dieser Seufzer wurde aber durch ein lautes Aufstoßen (?!) aus dem Magen unterbrochen."

So fein und geschmackvoll weiß Bulwer zu schildern und zu scherzen! Außerdem äußert die Unbeholfenheit des Verf. sich besonders in unzähligen Wiederholungen. Da er nämlich jeder seiner Figuren nur eine einzige dürre Eigenschaft beilegt und es ihm noch durchaus an der Fähigkeit gebricht, diese Eigenschaft nach Maßgabe verschiedener Umstände in verschiedenen Gestalten auftreten zu lassen, so muß er sich so oft wiederholen, als er eine und dieselbe Figur auftreten läßt. Unter Anderm wird eine der hier auftretenden Personen als Betrüger im Spiele bezeichnet, und so oft nun dieser Mensch auftritt (und das geschieht wol zehn- bis zwölfmal), wird angedeutet, daß er falsch spiele. Das ist die einzige Eigenschaft, welche der arme Mensch aufzuweisen hat, und diese dürftige Persönlichkeit wird nun noch obendrein auf die bereits geschilderte plumpe Weise dargestellt. Der Spieler muß unter Anderm Witze hören wie der folgende: „Wenn ich mit dir würfele, so werfe ich immer die canes u. s. w." Es wäre vielleicht eine gerechte Strafe für einen falschen Spieler, wenn er verurtheilt würde, unaufhörlich schlechte Witze der Art zu hören; aber ungerecht ist es jedenfalls, zu verlangen, daß unschuldige Leser dergleichen lesen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. den Thierhetzen der Römer gewidmet; er scheint die Lust an denselben für einen der bezeichnendsten Züge des römischen Nationalcharakters zu halten, obgleich fast an allen Orten und zu allen Zeiten die Menge an Dergleichen Vergnügen findet. Beruht doch selbst das Vergnügen, welches das dermalige Publicum in seinen Lieblingsbüchern und namentlich in den Büchern des Herrn Bulwer findet, ganz auf demselben Grunde wie jene Lust an Thierhetzen; die Sucht, sich unterhalten, aufregen, überraschen zu lassen, sei es durch ein Erfreuliches oder Unerfreuliches, Schönes oder Unschönes, führt immer dahin, daß man rasch wechselnde Verzerrungen und erkünstelte, krampfhafte Sprünge für das Schöne selbst hält. Da indessen die Römer, vermöge des vorhin angedeuteten Charakters ihrer Sitten, allerdings auch diese gräßlichen Schauspiele mit einem Eifer und mit einer Virtuosität sowol im Ausüben als im Beurtheilen betrieben, welche an das Unglaubliche grenzen, so hätte der Verf. diese Neigung des damaligen Publicums immerhin in sein Gemälde aufnehmen mögen, wenn er nur verstanden hätte, in die Schilderung derselben einiges Erfreuliche oder Belehrende oder wenigstens einige Mannichfaltigkeit zu bringen. Statt dessen aber werden uns, so oft von den Spielen gesprochen wird, fast immer sogar dieselben Worte aufgedrängt. „Einen Mann für den Löwen und einen für den Tiger!" Das ist zwei Bände hindurch der sehnlichste Wunsch des gesammten Publicums, und als zwei Verbrecher eingefangen worden sind, so jauchzt dasselbe wiederholt: „Huzza! Wir haben nun einen Mann für den Löwen und einen für den Tiger!" Alte und junge, vornehme und geringe Leute führen dieselben Worte im Munde.

Im Gefolge dieser Unbeholfenheit finden sich nun auch die gröbsten Verstöße gegen den Ton und die Sitten der zu schildernden Zeit, Verstöße, welche man nach Analogie der Provincialismen Modernismen nennen könnte. Hierbei muß ich jedoch bemerken, daß ich keineswegs von dem Dichter ein sklavisches Nachbilden der Gesinnungen der Zeit und Oertlichkeit, in welche er die von ihm erzählten Ereignisse verlegt, begehre. Vielmehr haben grade die vorzüglichsten Dichter mit Recht wenig Sorgfalt darauf verwendet, in ihren Gemälden fremder Zeiten Empfindungen und Gesinnungen zu vermeiden, welche in dieser Feinheit und Ausbildung eben erst in der Zeit des Dichters selbst möglich waren. Man darf sich nur an Shakspeare's Tragödien und an Tieck's historische Novel-

len erinnern, um entschiedene Beweise zu haben, daß grade die genialsten Dichter niemals auch blos sich die Aufgabe stellen, nichts weiter als eben nur eine fremde Zeit zu schildern, sondern daß sie die historische Thatsache und die Verhältnisse, unter denen sie sich offenbart hat, nur als eine äußere Hülle benutzen, und daß der eigentliche Inhalt ihrer Darstellungen vielmehr eine Richtung der Zeit, in welcher der Dichter selbst lebt, oder eine in seinem eignen Gemüthe sich ihm aufdrängende Erscheinung ist. Demgemäß könnte man nun fast glauben, Modernismen in der vorhin angegebenen Bedeutung seien gar nicht möglich, und doch werden sie es auf folgende Weise. Wir müssen nämlich drei Classen von Gesinnungen und Empfindungen unterscheiden, und zwar zuerst solche, die der Menschheit überhaupt angehören, welche mithin allen Zeiten gemein sind, sodann diejenigen, welche irgend eine bestimmte Zeit wesentlich bezeichnen, und endlich solche, welche zwar auch eine Zeit charakterisiren, aber wegen ihrer Zufälligkeit und Kleinlichkeit nur die Schattenseite, die Beschränktheit und Einseitigkeit ihrer Zeit darstellen. Alle diese Classen von Gesinnungen können Gegenstand der poetischen Darstellung werden, aber nicht alle auf gleiche Weise. Jene beiden ersten Classen nämlich dürfen so dargestellt werden, daß man sieht, der Dichter selbst sei in ihnen befangen. So z. B. thut es der Würde und Anmuth der Calderon'schen Dramen wenig Eintrag, daß wir, wenn auch fast allzu deutlich sehen, daß der Dichter selbst die überspannten Ansichten seiner Helden, z. B. von Ehre und Pflicht, mit ganzer Seele theile. Jene kleinlichen, nur die Beschränktheit einer Zeit darstellenden Ansichten dagegen dürfen blos Gegenstand einer rein ironischen Darstellung werden, wie sie es z. B. bei Swift, Sterne, Holberg, in den burlesken Scenen der Shakspeare'schen Dramen und in einigen Novellen Tieck's geworden sind. Werden aber dergleichen Ansichten so geäußert, daß man annehmen muß, der Dichter selbst glaube an sie, so macht dies sogar in solchen Darstellungen, welche die Zeit des Dichters selbst schildern sollen, einen übeln Eindruck. Soll aber eine fremde Zeit und namentlich eine von ganz entgegengesetzter Anschauungsweise geschildert werden, so wird es natürlich doppelt widrig, wenn man auf jedem Blatte sieht, daß der Autor durchaus nicht im Stande ist, sich über die Idiotismen seiner Zeit zu erheben und dieselben daher natürlich als ein zu allen Zeiten Nothwendiges betrachtet. Wenn aber der Schriftsteller ausdrücklich erklärt, sein Streben gehe hauptsächlich darauf, jene Zeit zu schildern, und wenn er außerdem durch eine pedantisch genaue Beschreibung geringfügiger Aeußerlichkeiten zeigt, daß diese Versicherung sehr ernstlich gemeint ist, so erscheinen jene Idiotismen dreifach lächerlich. Nun kenne ich aber keinen einzigen Schriftsteller, welcher seine Anhänglichkeit an die beschränktesten Beschränktheiten der modernen Anschauungsweise mit so großer Schroffheit und Rücksichtslosigkeit ausdrückte als Bulwer. Ich will ihm hierin keinen Dichter ersten Ranges gegenüberstellen, von welchem sich eine edlere und geistvollere Anschauungsweise von selbst verstehen würde, sondern nur einen Schriftsteller, welcher in Beziehung auf Tiefe des Geistes ungefähr ihm gleichsteht, nämlich Walter Scott. Dieser Dichter zeichnet sich auch nicht eben durch tiefes Eindringen in die Eigenthümlichkeit historischer Erscheinungen — die Verhältnisse seiner Heimat etwa ausgenommen — aus, und auch er weiß zwar Manches von den Lanzen und Streitäxten, aber wenig oder nichts von den Gesinnungen des Mittelalters; doch er äußert seine Beschränktheit und seine Vorurtheile mit einer gewissen liebenswürdigen Unbefangenheit, derentwegen wir ihm jene gern verzeihen. Bulwer dagegen äußert sich immer so schroff und scharf, daß man deutlich sieht, wie er oft auf ganz geringfügige Ansichten ein bedeutendes Gewicht legt und Den verketzern würde, welcher sich erkühnen wollte, anderer Ansicht zu sein. Beispiele als Beweise für diese Behauptungen anzuführen, ist fast bedenklich, da eigentlich die Menge kleiner gelegentlicher Bemerkungen und die Abwesenheit hellerer Geistesblicke die Eigenthümlichkeit des Verf. in diesem Punkte vorzugsweise bezeichnet. Doch bedarf es für manchen Leser vielleicht einiger Beispiele, um ihm das bisher Gesagte nur deutlich zu machen.

Theil I, S. 101 und 102, deducirt uns der Verf., wie es gekommen sei, daß die Heldin seines Romans den Helden liebgewonnen. Diese Liebe ist nämlich nicht so entstanden, wie sonst unter jungen Leuten Liebe zu entstehen pflegt, sondern als der hauptsächlichste Grund derselben wird der Umstand betrachtet, daß die Liebenden Landsleute waren. Und hier entschlüpft dem Verf. die entschuldigende Bemerkung: „War es eine Sünde, den Landsmann zu lieben?" In dieser einzigen Zeile sind vielerlei Sünden gegen den Geist jener Zeit, sowie gegen die gesunde Vernunft zusammengedrängt. Zunächst ist schwerlich jemals eine gebildete Athenienserin aus dem ersten Jahrhunderte nach Christo auf den Einfall gekommen, ihre Liebe gegen sich selbst zu entschuldigen (daß jene Bemerkung so gemeint ist, geht aus dem Zusammenhange hervor); wenn sie sich aber nach dem Grunde ihrer Neigung fragen sollte, so könnte sie sich, wenn sie nicht etwa in einer londoner Kostschule erzogen wäre, unmöglich einen andern Grund angeben als die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Geliebten. Es ist nämlich von einer so legitimen Liebe die Rede, als jemals eine gewesen ist; die Liebenden wollen sich acht Tage später heirathen, und da sie Beide ganz unabhängig sind, so hat Niemand auch nur ein scheinbares Recht, irgend etwas an dieser Liebe zu tadeln. Und doch würde die zartfühlende Athenienserin sich Gewissensbisse machen, wenn der Geliebte nicht ihr Landsmann wäre. Dieses jetzt freilich modische Zartgefühl ist mir besonders deshalb ungemein verhaßt, weil es gewöhnlich mit einer auffallenden Rohheit und Rücksichtslosigkeit in Behandlung solcher Verhältnisse und Umstände verbunden ist, welche wahres Zartgefühl fodern.

Den Abscheu der heidnischen Menge gegen die ersten Christen schildert der Verf. ganz so, als wäre er die gespreizte Entrüstung eines puritanischen Dorfschulmeisters etwa gegen einen katholischen Priester. Daß die leicht-

finnigern, unter einem südlichen Himmel lebenden Anhänger eines heitern Cultus sich über Andersgläubige ganz anders äußern als die Parteigänger eines strengen, alleinseligmachenden Protestantismus, davon hat Bulwer keine Ahnung; ja, er hat nicht einmal bedacht, daß in der Zeit, von der er spricht, bereits die höchste Indifferenz gegen die Mythologie der alten Griechen und Römer in das Volk eingedrungen war.

(Der Beschluß folgt.)

Der präsumtive Thronerbe im türkischen Reiche.

Schon einmal ist in diesen Bl. von dem Manne die Rede gewesen, an den, im Fall Sultan Mahmud ohne Leibeserben stirbt, das große ottomannische Reich fallen würde. Die neue Zeitschrift, welche unter dem Titel „Englische Bibliothek" in Karlsruhe erscheint*), bringt unter ihren sehr anziehenden Mittheilungen eine, aus den „Türkischen Reisebildern" eines Amerikaners entlehnte, welche über diese Frage einen interessanten Aufschluß gibt und die wir daher auszugsweise hier entlehnen wollen.

Der Verf. wohnte dem Feste bei, mit welchem der älteste Sohn Sultan Mahmud's, Abdul-Mezid-Effendi, neun Jahre alt, feierlich seinen Lehrern übergeben wurde, ein Volks- und Jugendfest für die ganze Schuljugend Konstantinopels, die sich über 6000 Köpfe stark dazu auf der Ebene von Skutari versammelt hatte. „Wie nahe daran der gegenwärtige Herrscherstamm war", fährt der Verf. fort, „mit der Person des jetzigen Sultans zu erlöschen, ist bekannt. Auf einige Erkundigungen, in Bezug auf die Thronfolge, im Fall dies Ereigniß dennoch einträte, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der nächste, zum Thron berechtigte Erbe, dessen Rechtsansprüche von keinem Türken bezweifelt werden, ein alter Studiengenosse von mir aus Edinburg her sein würde. Unter den wunderlichen Erscheinungen, die sich in den Jahren 1818 und 1819 in den düstern Hörsälen dieser ehrwürdigen Hochschule aus allen Gegenden unsers Erdballs zusammenfanden, war auch ein curioser Kauz, der im vertraulichen Studentenstyl nicht anders als unser „Kitty" hieß. Er machte sich auf seinen Visitenkarten ein eignes Vergnügen daraus, sich Sultan Gerry, Krim-Gerry, Kitty-Gerry vom Kaukasus zu nennen, und zeichnete sich besonders durch ein wunderbarliches Englisch aus, in das er seine morgenländischen Ideen kleidete. Er war, wie man erzählte, ein zum Christenthum bekehrter Muselmann und auf Kosten des Kaisers von Rußland auf die edinburger Universität geschickt worden. Ein harmloser, anspruchsloser Mensch von schlichtem Charakter und ein weit aufmerksamerer Weisheitsjünger als wir, die wir uns über seine Eigenthümlichkeiten entsetzlich lustig machten. Für einen Hauptspaß nämlich galt es unter uns Weltkindern, den ehrlichen Kitty, unter dem Vorwande, literarische Gegenstände zu behandeln, zum Thee einzuladen. Früher oder später schweifte das Gespräch dann auf religiöse Materien und besonders zu Vergleichungen der sittlichen Vorzüge des mohammedanischen und des christlichen Glaubens ab. Einige nahmen sich dann im Scherz der Sache Mohammed's an, während sich der arme Kitty mit der lauten Vertheidigung seines neugewählten Glaubens in ein wahres Fieber hineinarbeitete. Im Verlaufe der Discussion pflegte dann Wein oder gar starker Kaiziusch hereingebracht zu werden, und Kitty, wenngleich durch Erziehung und Gewohnheit äußerst mäßig, dann auch an dem herumgehenden Becher Theil zu nehmen. Sowie das herzerfreuende Maß seine Wirkung zu äußern begann, stieg auch die Glut seines Bekehrungseifers, und eine Seitenbemerkung, daß er ja so enthaltsam sei wie ein Mohammedaner, brachte ihn dann jedesmal dazu, einen neuen Becher als Bürgen seiner Rechtgläubigkeit hinunterzustürzen. Die Standhaftigkeit seines Glaubens wuchs in dem Maße, als die seiner Füße abnahm und je mehr er die Gegenstände doppelt sah, desto mehr verdoppelte sich sein Eifer in Vertheidigung der Lehre von der Dreifaltigkeit u. s. w. Ich habe später gehört, daß er ein schottisches Mädchen, sehr wider den Willen ihrer Familie, heirathete und sie nach Rußland mitnahm, wo er sich jetzt bleibend aufhält. Er stammt in grader Linie von den alten Khanen der Krim ab, und wird, wie ich aus dem Munde eines hohen türkischen Beamten selbst hörte, im Fall der jetzt regierende Stamm ohne männliche Erben ausstürbe, ganz bestimmt auf den ottomannischen Stuhl berufen werden. Sein unmittelbarer Vorgänger (wir denken, sein Großvater) verkaufte bekanntlich die Hoheit über die Krim an Rußland, und er lebt nun von einer Apanage dieser Macht, welche in ihrer fernsehenden Politik natürlich gern ihn oder einen seiner Nachkommen aufspart, um in ihnen, im Fall einer Thronerledigung, rechtsgültige Bewerber aufzustellen. Indessen hat Sultan Mahmud jetzt zwei Söhne, den obengenannten Abdul-Mezid-Effendi, jetzt elf Jahr alt, und Abdul-Aziz-Effendi, acht Jahr alt." Ueber unsern Thronprätendenten aber wissen wir aus Brunner's „Ausflug über Konstantinopel nach Taurien im Sommer 1831" (St.-Gallen 1833), daß er mit seiner sanften, gebildeten schottischen Gattin jetzt still im Kreise blühender Kinder zu Sympheropol lebt und sich dem evangelischen Missionsgeschäfte widmet! Gewiß, ein sonderbarer Sultan, den er abgeben müßte!

46.

*) Wir berichteten darüber in Nr. 13 d. Bl. D. Red.

Aus Italien.

Selbst für die Gelehrten Oberitaliens sind die literarischen Neuigkeiten der Reiche diesseit und jenseit des Pharus oft nach Jahren noch unbekannt; in weit größerm Grade mag man dieses für die Literaturfreunde jenseit der Alpen voraussetzen. Einige Büchertitel, die von der jetzt auch dort sich regenden literarischen Thätigkeit Zeugniß geben, mögen daher schon für genauere Angaben Ersatz scheinen. Ein Hauptthema der öffentlichen Besprechung war die Niedrigkeit der Preise für alle Landeserzeugnisse. Die Klagen der Gutsbesitzer sind vielfach, aber sehr unklar die Begriffe über die Mittel der Abhülfe. Man lese die „Considerazioni sul basso prezzo de' prodotti e se possa questo riguardarsi come un indicio di prosperità pubblica, di *Gius. della Valle*" (Neapel 1832); „Della miseria pubblica, sue cause ed indizj; consider. applicate allo stato attuale del regno interiore di Napoli del *Duca di Ventignano*" (Neapel, o. J.); „Della condizione economica del regno di Napoli. Lettere dell avv. *Matteo de Augustinis*" (Neapel 1833); „Sulla decadenza delle ricchezze e mezzi di rilevarle. Disc. di *Vital. Sabatino*" (Neapel 1833). Verwandten Inhalts, doch tröstend durch den Ueberblick des unerschöpflichen Naturreichthumes des Landes ist Millinet's „Des principaux produit agricoles de la partie continentale du royaume de Naples" (Neapel 1834); und der „Saggio politico su la popolazione e le contribuzioni del Regno delle due Sicilie al di qua del Faro, di *M. L. R.* (Ritondo)" (Neapel 1834.) Vielleicht hat die Zeit den Widerspruch zwischen den hier sich stoßenden Ansichten ausgeglichen. Von Sachverständigen ist gepriesen worden: Degli Uberti's „Saggi militari precipuamente spettanti alle fortificazioni" (Palermo 1830); wegen seiner so baldigen Unterbrechung beklagt: „Lo spettatore del Vesuvio e de' campi Flegrei. Giornale compilato dai SS. *Sattuela e Pilla*" (Neapel 1833). Was indessen eine Zeitschrift dort aufgab, setzten im Anfange des Jahres 1834 gewöhnlich zwei an seiner Stelle auf, denn neben den sehr gründlich bearbeiteten „Annali civili", die unter öffentlicher Beglaubigung herauskamen, erschien noch „Il progresso", das gleichfalls gut besorgt wird; ein „Omnibus", „Il Mercurio" (in Barbaja's Interesse oder Solde), „Il topo letterario"; „Il folletto"; „Il Giano"; „Il Diogene"; „Il veritiero";

„Il Vesuvio"; „L'industriale" nur den materiellen Interessen gewidmet, und fünf bis sechs medicinische Zeitschriften, die guten Ruf haben. Selbst in den Provinzen hat sich die Theilnahme an Tageblättern verbreitet, und der „Poligrafo" in der Capitanata macht sogar Eindruck durch seine Mittheilungen in höhern Kreisen.

Es ist das Schicksal der frömmsten Bücher, die lebhaftesten und leidenschaftlichsten Federkriege zu veranlassen. Nächst der Bibel hat das herrliche Buch: „De imitatione Christi" dafür ein Beispiel gegeben und auch die „Stunden der Andacht" haben schon ihre Kriegsgeschichte. Durch ein Versehen hatten die ersten Drucker, welche das Werk „De imitatione Christi" der allgemeinern Verbreitung übergaben, die Unterschrift des Manuscripts, wonach sie ihre Ausgabe besorgten, ohne Prüfung hingenommen und den unterzeichneten Abschreiber für den Verf. gehalten. Bruder Thomas a Kempis, regulirter Chorherr des Augustinerordens zu Utrecht (geb. 1380), von Monte S.-Agnete, kam so zu dem Rufe, der Verf. zu sein; obgleich das Buch schon seit mehr als einem Jahrhunderte, besonders in der italienischen Halbinsel, in den Händen der Frommen war. Derselbe Umstand war indessen auch einem andern Prätendenten an die Autorschaft dieses Buches, dem berühmten Kanzler der Universität zu Paris, Johann Gerson, geb. 1363, entgegen, den die Franzosen ins Feld stellten, als der 1613 gestorbene Jesuit Bernardino Rossignoli den Ruhm des Werkes für den Mönch Johann Gersen von Cabanaco, heutzutage Cavaglia, einem Dorfe in der Umgegend von Vercelli, von 1220—40 Abt im Benedictinerkloster von St.-Stephan in Vercelli, in Anspruch nahm. Für Johann Gerson, für Johann Gersen und für Thomas a Kempis wurde um 1616 mit leidenschaftlicher Erbitterung gestritten; doch war schon damals die Meinung Thomas a Kempis am ungünstigsten. Aufs Neue erhielt diese Frage wieder Anregung als Herr Johann de Gregory in den Jahren 1819—21 zu Turin eine „Istoria della vercellese letteratura" in vier Quartbänden herausgab, wo er durch handschriftliche Beweisführungen darthat, daß der Mönch Joh. Gersen von Cabanaco der unbestreitbare Verf. sei. Denn aus seiner genauen Prüfung ging hervor, daß die ältesten Handschriften den Joh. Gersen von Cabanaco oder Cabaliaca oder Cavaglia, den Gence in einem bekannten Buche für eine zu diesem Zwecke erfundene Person ausgeben mochte, wirklich als Verf. bezeichnen und daß das Buch „De imitatione" zunächst zum Gebrauche der Novizen, zwischen 1220 und 1240 zu Vercelli geschrieben ward, wo damals die Universität Padua hinverlegt war. Diese Gründe fanden Lanjuinais' Zustimmung in seiner 1827 über diese Verhandlungen bekannt gemachten Schrift. Ein Zufall führte Hrn. de Gregory im August des J. 1830 eine neue Bestätigung seiner Behauptungen in die Hände. Zur angegebenen Zeit kaufte er in Paris eine Handschrift des vielbesprochenen Werks auf sehr reinem und feinem Pergament, in Holztafeln gebunden, die einst der Familie Avvocati oder Avegadri zu Vercelli gehörte und, ihrer Schrift nach, aus dem 13. Jahrhunderte stammt. Hr. de Gregory, gegenwärtig Ehrenpräsident beim Gerichtshof zu Aix, hat diese Handschrift in einer eignen Schrift „Codex de Advocatis saeculi XIII, de Imitatione Christi et contemptu mundi omniumque eius vanitatum libri IV, fideliter expressus c. notis et variis lectionibus, curante equite *G. de Gregory* J. U. doctore" (Paris 1833) aufs Genaueste bekannt gemacht und glaubt in ihr die Originalhandschrift oder wenigstens eine von der Originalhandschrift copirte zu besitzen. Da Ebert in seinem „Allgemeinen bibliographischen Lexikon" die Gründe de Gregory's nicht beachtet hat (bei Nr. 10,482) und Wachler in seinem „Handbuch der Geschichte der Literatur" (Ausgabe von 1823) des Streites gar nicht gedenkt, so schien es billig, die Ansprüche der Italiener auf dieses Werkes Ursprung hier genauer zu verzeichnen.

Bartolomeo Gamba aus Bassano hat sich unter den Bibliographen einen so begründeten Ruf durch seine „Serie dell' edizioni de' testi di lingua italiana" erworben, daß jedes seiner neuern Werke auf Beachtung im gelehrten Europa rechnen darf. Das letztere, was er besorgt hat, wird um so lebhaftere Nachfrage haben, da er einer bibliomanischen Grille zu Liebe es nur in hundert Exemplaren auf Velinpapier und vieren auf Pergamentpapier hat abdrucken lassen (die pflichtmäßigen Censurexemplare ungerechnet), dann weil es einen Gegenstand behandelt, der die Poeten aller Länder ebenso gut als die Leute betrifft, welche uns mit Uebersetzungen alter Novellen abfüttern. Er hat nämlich unter dem Titel: „Delle novelle italiane in prosa. Bibliografia di *Bart. Gamba*" (Venedig 1833) einen genauen Katalog aller ihm bekannt gewordenen italienischen Novellen gegeben, der von den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst bis in das 19. Jahrhundert hineinreicht. Von Jugend auf war er zu diesem Unternehmen durch die Begünstigungen des Zufalls vorbereitet; denn Graf Antomaria Borromeo, dessen „Catalogo de' novellieri italiani" zu Bassano 1805 schon in einer zweiten Ausgabe erschien, war der Freund und Gönner seiner frühesten Jahre. Später hatte er die einst berühmte Remondini'sche Bibliothek in Bassano mit Novellen zu versorgen; dann lernte er die staunenswerthen Sammlungen des Advocaten Francesco Renia, des Marchese J. J. Trivulzio und des Don Gaetano Melzi zu Mailand kennen (dem Letztern ist das gegenwärtige Werk gewidmet), und nachmals fing er in Venedig an selbst in dem Fache zu sammeln und erwarb eine so ausgezeichnete Menge, daß schon darin ein Beruf zu einem solchen Werke lag. Gamba's eigne Sammlung trat er später an die Bibliothek des Seminario patriarcale zu Venedig ab, und die Anordnung des Katalogs, bei dem er zunächst eine Erneuerung des Verzeichnisses von Borromeo beabsichtigte, wurde der nächste Grund zur Erscheinung des vorliegenden Buches. Durch saubern Druck, bequeme Anordnung, genaue Register wird es wol bald die Liebhaberei der Bücherfreunde der Art reizen, daß ein Nachschuß zu den ursprünglichen hundert Exemplaren sich als nothwendig zeigt; und Hr. Gamba wird dem schmeichelnden Drängen dann nachgeben. Wäre nur der Shakspeare gefunden, die Quellen, wo er schöpfen könnte, sind hier nachgewiesen.

Von Victor Carpaccio, einem Künstler, um dessen Geburtsort Venedig und Capodistria sich streiten, weiß man sehr wenig. Was geschichtlich zu ermitteln war, hat Lanzi in seiner „Geschichte der Malerei in Italien" sehr verständig zusammengestellt (m. s. die deutsche Uebersetzung mit den so gehaltreichen Noten von Quandt, Th. II, S. 35) und nur durch Nachweisung übersehener Werke läßt sich das dort Gegebene vervollständigen. Auf eine sehr bestechend rednerische Weise hat das jetzt in einem „Elogio di Vittore Carpaccio letto da *Luigi Carrer* nell I. R. Accademia delle belle arti in Venezia per la solenne distribuzione de' premj il giorno 4 agosto 1833" (Venedig 1833), der auch als lyrischer Dichter jetzt in Italien beliebte Hr. Carrer gethan, dessen Aufgabe die genauere Charakteristik der noch übrigen Werke vorzüglich bleiben mußte. Nicht mehr als ein ziemlich genaues Verzeichniß der Kunstwerke, die in der Provinz Treviso sich finden, sind die „Lettere sulle belle arti trivigiane del canonico *Lor. Crico*" (Treviso 1833), ein Büchelchen, das sich aller kunstgeschichtlichen und ästhetischen Untersuchungen, wie es scheint, recht geflissentlich enthält, dafür mit inniger Freude den reichen Besitzthum des schönen Landes aufzählt, und dadurch in den Augen mancher Leser nicht schlimmer angeschrieben sein wird.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1835.

Ueber E. L. Bulwer's „Die letzten Tage von Pompeji".

(Beschluß aus Nr. 30.)

Th. 1, S. 270, küßt ein junger Mann einer schönen Sklavin die Hand, weil es nach englisch-moderner Ansicht nicht anständig gewesen wäre, wenn er sie etwa auf die Wange geküßt hätte. Auch werden die Heiden immer mit einer gewissen Aengstlichkeit entschuldigt, wenn sie im Gespräch mit Christen sich herausnehmen, Einwendungen gegen die Ansichten derselben zu machen. Sie waren, gibt der Verf. an, nun einmal „so eins geworden mit ihrem Aberglauben", daß man ihnen nun schon zu gute halten müsse, daß sie etwas unchristlich sich äußern. Das Heldenpaar bekehrt sich übrigens natürlich zuletzt zum Christenthume und fängt darauf plötzlich an, sich sentimental zu lieben. Der Verf. versichert nämlich ausdrücklich in einer Anmerkung, Das, was wir in der Liebe das Sentimentale nennen, sei den Alten sehr wenig bekannt gewesen, und finde sich überhaupt selten außer dem Christenthume; er glaube sicher behaupten zu dürfen, daß seinen Helden, als er getauft worden, auch einige Sentimentalität angewandelt habe. Wie sich diese neue Liebe von seiner frühern heidnischen unterschieden habe, wird nicht weiter veranschaulicht und bleibt um so dunkler, da die jungen Leute sich bereits während des ganzen Romans mit der jetzt alltäglichen Romanensentimentalität geliebt haben.

Zum Schluß mögen hier noch einige Bemerkungen über den eigentlich poetischen Inhalt des Romans, über die dargestellten Situationen, Leidenschaften und Charaktere Platz finden. Ich kann mich hier kurz fassen, da der Verf. selbst diese Gegenstände als Nebensache behandelt und in der That hier nur Unbedeutendes zu besprechen ist.

Wie der Verf. selbst die Gegenstände seiner Darstellung ansieht, darüber mögen uns seine eignen Worte belehren. Th. 1, S. 133, sagt er:

> Wir würden das Leben keineswegs richtig darstellen, wenn wir nicht auch den Mechanismus jener kleinlichen Umtriebe des häuslichen Lebens beschrieben, die wir täglich in unsern Stuben und an unserm eignen Herde in Thätigkeit gesetzt sehen. In diesen geringfügigern Intriguen des Lebens fühlen wir uns am meisten heimisch in der Vergangenheit (?); wer sie vernachlässigt, ist blos ein romantischer Schriftsteller, er erregt jedoch die Theilnahme des Herzens nicht, weil er es nicht schildert (!!!).

Diese sehr bezeichnende Aeußerung entschlüpft dem Verf. bei folgender Gelegenheit. Der Heldin, welche den Helden bereits zärtlich liebt, wird lügnerisch berichtet, daß der Geliebte sich sehr unmoralisch aufführe und auch sich rohe Schmähungen gegen die Geliebte zu Schulden kommen lasse. Sie glaubt die Nachricht und suspendirt sofort ihre Liebe. Nun könnte man sich zunächst darüber wundern, daß Bulwer dieses Ereigniß ein kleinliches nennt, denn sonst pflegen die Dichter dergleichen ernstliche Misverständnisse zwischen Held und Heldin keineswegs so geringschätzig zu behandeln. Und doch hat der Verf. vollkommen Recht. Sämmtliche betheiligte Personen benehmen sich nämlich bei dieser Gelegenheit so plump und geistlos, daß das Ganze wirklich als eine kleinliche Klatscherei erscheint. Zugleich kann ich nicht umhin, Hrn. B. mein innigstes Beileid darüber zu bezeigen, daß dergleichen geistlose Niedrigkeit täglich (!!) in seiner Stube und an seinem Herde zu finden ist. Denn daß dies nicht etwa eine übertreibende Redensart ist, geht schon daraus hervor, daß er diese kleinlichen Umtriebe als einen wesentlichen Theil des Lebens betrachtet, daß er den Bericht über dergleichen Albernheit eine Schilderung „des Herzens" nennt, und endlich daß er den Hauptpersonen seines Romans, welche er doch zugleich höchst geistvoll und gebildet nennt, so viele Engherzigkeit und Albernheit zuschreibt. Jedenfalls aber dürfen wir von den Charakteren, mit welchen der Verf. uns in Folge dieser Ansichten bekannt macht, nicht viel Erfreuliches erwarten. Diejenige Figur des Romans, welche mit sichtlicher Vorliebe behandelt ist, kehrt in mehren Büchern desselben unter mancherlei Masken wieder; und darüber wundere ich mich nicht, denn sie ist Niemand anders als der verkappte Verfasser selbst.

Diesmal hat diese Person zwar eine etwas unangenehme Maske angethan; sie ist nämlich das böse Princip des Romans, der Feind des Heldenpaars, welcher dessen Wünsche und Pläne lange Zeit hindurch auf eine sehr schnöde Weise kreuzt, zuletzt aber untergeht. Diese Bosheit ist jedoch unwesentlich; Das, was diese Person vorzugsweise charakterisirt und zu einem Spiegelbilde des Verf. macht, ist die große Energie des Charakters bei entschiedenem Mangel an gesundem Sinn. Persönlichkeiten der Art können von vieler poetischer Wirkung sein, wenn sie mit Geist und Humor dargestellt werden, wie denn

z. B. der unvergleichliche Ritter von La Mancha, das Urbild dieser Charaktere, seine Zauberkraft bewähren wird, so lange es gebildete und empfängliche Gemüther gibt. Ebenso konnte es ein durchaus poetisches Gemälde werden, wenn ein geistvoller Beobachter Hrn. Bulwer selbst schilderte, wie er im Leben wie in der Kunst mit einem seltenen Aufwande von Festigkeit des Gemüthes und von Scharfsinn kämpft und arbeitet, ohne daß er jemals, wie man sich im gewöhnlichen Leben bezeichnend genug ausdrückt, weiß, was er will, d. h., ohne daß er jemals einen zeit- und sachgemäßen und mithin ausführbaren und die Mühe lohnenden Zweck hat. Wie aber dieser Arbaces hier geschildert ist, macht er einen unangenehmen Eindruck, weil man stets sieht, daß der Verf. selbst kein genügendes Bewußtsein über die Eigenthümlichkeit der von ihm gezeichneten Persönlichkeit hat. Man sieht daher meist nur einen ganz gewöhnlichen Romanenbösewicht vor sich, welcher eben nur deshalb böse ist, weil die Intrigue des Romans es fodert, und fast nur aus einigen gelegentlichen Bemerkungen des Verf. geht deutlicher hervor, daß er eine bestimmtere Figur hat zeichnen wollen. Alle andern Gestalten des Romans sind aber noch viel nichtiger und inhaltloser, namentlich das Heldenpaar ist ganz ohne einen Schatten von Eigenthümlichkeit. Der Verf. selbst hat eine dunkle Ahnung hiervon, denn er sagt (II, 55):

Dem oberflächlichen Beobachter, den nur stark gezeichnete und grell gefärbte Charaktere interessiren, mögen vielleicht diese Liebenden als eine zu alltägliche Erscheinung vorkommen. In der Entwickelung derjenigen Charaktere, welche absichtlich nicht ungewöhnlich gehalten werden, glaubt der Leser oft einen Mangel an Eigenthümlichkeit zu finden, und ich thue vielleicht wirklich dem Wesen der beiden Liebenden Unrecht, indem ich ihre besondern Individualitäten nicht mehr hervorhebe.

Wenn Richter zu seiner Schilderung Lenettens oder Göthe bei Gelegenheit der Philine eine solche Anmerkung hinzugefügt hätten, so würde das höchst komisch und überflüssig erschienen sein; hier aber ist sie ganz am rechten Orte, denn ohne dieselbe würden wahrscheinlich alle aufmerksamere Leser in Gefahr gerathen sein, so oberflächlich zu urtheilen wie ich.

Indem übrigens der Verf. zu verstehen gibt, daß er „die besondern Individualitäten der beiden Liebenden" mehr hätte hervorheben können, wenn er nur gewollt hätte, zeiht er sich der seltsamsten Selbstverleugnung, welche jemals ein Dichter sich zugemuthet hat. Außer den genannten Personen spielt ein blindes Blumenmädchen eine große Rolle in dem Romane, ohne daß es mir jedoch gelungen wäre, in ihr eine Persönlichkeit zu erkennen. Zuerst liebt sie den Helden mit gewöhnlicher, entsagender Empfindsamkeit, sodann wird uns plötzlich vor ihrem wilden Gemüthe Angst gemacht; diese Wildheit kommt aber nicht zum Vorschein, denn das Mädchen bringt dem Geliebten zwar Gift bei, aber in der Meinung, es sei ein unschädlicher Liebestrank; zuletzt rettet sie die Liebenden aus dem untergehenden Pompeji, da sie als eine Blinde im Finstern die Wege besser kennt als die Sehenden, und stürzt sich gelegentlich in das Meer.

Außerdem finden sich hier, wie bereits gelegentlich erwähnt worden, eine Menge von Figuren, welche einzelne Richtungen der Zeit, z. B. das aufkeimende Christenthum, die Verdorbenheit der Sitten u. s. w., bezeichnen sollen. Sie sind von gar keinem poetischen Werthe.

Sind aber die Charaktere schon höchst mangelhaft gezeichnet, so ist doch die Verknüpfung der erzählten Begebenheiten noch viel verfehlter. Der blinde Zufall regiert durchgehends, und die Wirkung des Romans ist recht eigentlich auf diese Eigenthümlichkeit berechnet. Denn alle Reize desselben, welche uns für die mannichfachen, bisher geschilderten Unannehmlichkeiten entschädigen sollen, bestehen darin, daß der Leser an mehren Stellen ziemlich lange ungewiß bleibt, ob diese oder jene Gartenthür offen sein und mithin irgend eine Flucht möglich machen, ob und durch welchen Zufall eine Hinrichtung verhindert werde, ob und wie Einzelne bei dem Untergange der Stadt sich retten werden. Dergleichen Erwartungen zu erregen und sein Publicum dadurch aufzuregen und anzuziehen, gibt der Verf. sich viele Mühe und benutzt hierzu besonders die Ueberschriften der Capitel oft auf eine ganz ungeschickte Weise. So ist z. B. das dritte Capitel des zweiten Buches überschrieben: „Glaukus macht einen Handel, der ihm später theuer zu stehen kommt". Diese Ueberschrift ist um so unpassender, da die Sklavin, welche Glaukus hier kauft, ihm und seiner Geliebten später das Leben rettet und ihm nur vorübergehend schadet, indem sie durch einen vermeintlichen Liebestrank ihn auf einige Zeit krank macht. Auf ähnliche Weise versichert der Verf. wol zehnmal, es würden später noch gar schaurige Dinge kommen, und der Contrast, in welchem diese mit der frühern behaglichen Ruhe ständen, sei wahrhaft erschütternd. Das Schlimmste dabei ist, daß diese geausigen Dinge gar nicht kommen, denn der Verf. schafft zwar Löwen und Tiger und Vulkane genug herbei, aber seine Schilderungen machen keine Illusion und lassen daher besonders bei der zweiten Lecture durchaus kalt. Eine poetisch geschilderte Gefahr flößt aber dem Leser auch dann noch Angst ein, wenn er noch so gut weiß, daß sie unschädlich vorüberziehen wird.

Wenn hiernach der vorliegende Roman als eine der schlechtern Productionen der neuesten Zeit bezeichnet werden muß, so darf doch zur Steuer der Wahrheit daran erinnert werden, daß die meisten ältern Arbeiten des Verf. beiweitem werthvoller als diese sind, und daß mithin zu erwarten ist, daß derselbe, von den Gebieten, in denen er ein Fremdling ist, zurückkehrend, sich künftig wieder Aufgaben stellen werde, welche seinen Kräften gemäßer sind. Sollte er dagegen, was freilich fast noch wahrscheinlicher ist, fortfahren, so unbeholfene und schwächliche Werke zu liefern, wie in den letzten Jahren geschehen ist, so wird er seinen jetzigen Ruf noch schneller und mit noch größerm Rechte einbüßen als Walter Scott den seinigen. *) 131.

*) Wir nennen hier die verschiedenen deutschen Uebersetzungen des Bulwer'schen Romans:

1. Uebersetzt von O. von Czarnowski. Drei Theile. Aachen, Mayer. 1834. Gr. 12. 3 Thlr. Nach dieser Uebersetzung ist in dem vorliegenden Aufsatze citirt.

Besuche bei Todten und Lebenden. Herausgegeben von Joh. Heinrich Gottl. Heusinger. Leipzig, Hartleben. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der etwas auffallende Titel des vorliegenden Buches veranlaßte uns, an Biographien ausgezeichneter Todten und ruhmwürdiger Mitlebenden zu denken. Die Vorrede belehrte uns jedoch, daß der Verf. weniger Biographien einzelner Männer als Schilderungen des Einflusses, den einzelne Gelehrte, Weltweise, Dichter und Kriegsmänner auf ihre Zeit gehabt hatten, zu geben sich entschlossen habe und dem Publicum jetzt das erste Bändchen solcher literarischen Schaustellungen vorlege. Hr. Heusinger ist bereits durch mehre pädagogische und philosophische Schriften als ein wohldenkender Mann bekannt, der als Schriftsteller nicht blos wegen des zeitlichen Gewinstes, sondern auch aus reiner Liebe zur Sache zu nützen bemüht ist. Und so finden wir ihn auch in diesem Buche, das sich durch wohlwollende Gesinnung, Klarheit der Gedanken und populaire Darstellung empfiehlt und für den gebildeten Mittelstand in Deutschland nicht ohne Interesse sein wird. Ueber Einiges werden wir uns freilich mit Hrn. Heusinger nicht verständigen können.

Der erste Aufsatz ist überschrieben: „Kaspar Hauser, der Menschenfreund". Der Verf. erklärt diesen Aufsatz zur Hälfte für eine Herzensergießung, wo denn allerdings die warme Theilnahme am Schicksale eines Unglücklichen seinem Herzen Ehre macht. Sonst müssen wir aufrichtig gestehen, daß es uns befremdete, einen Aufsatz über Kaspar Hauser, der hinsichtlich seiner Wichtigkeit wol schwerlich den in Vergleich mit Rousseau und Kant, denen die folgenden Abhandlungen gewidmet sind, aushalten kann, hier zu finden. Genannter Jüngling (sonderbarerweise vom Verf. der „Menschenfreund" genannt) hat in einer an bedeutenden Ereignissen nicht sehr reichen Zeit Aufsehen erregt und Theilnahme erweckt; wichtigere Ereignisse werden jedoch in Kurzem seinen Namen verdrängt haben, dem man aller Wahrscheinlichkeit nach zu viele Aufmerksamkeit geschenkt hat. Daher hat der Ritter von Lang, der durch seinen Aufsatz in Nr. 4 d. Bl. f. 1834 nur einer richtigern Ansicht den Weg bahnen und einer weitverbreiteten Täuschung begegnen wollte, daran gar nicht übel gethan. Ja, seine Meinung erscheint durch die Schrift des Policeiraths Merker in Berlin: „Wichtige Aufklärungen über Kaspar Hauser's Geschichte", als gar nicht so unbegründet, der namentlich die ersten, in Nürnberg vor der Policeibehörde stattgefundenen Verhandlungen beleuchtet und scharfsinnig gezeigt hat, daß (wie auch Feuerbach schon ahnete) eine genauere Beachtung jener Protokolle zu ganz andern Resultaten geführt haben würde. Man muß sich hierbei unmerklich an die berüchtigte Fonk'sche Angelegenheit erinnern, die vielleicht auch nicht eine solche Celebrität erlangt hätte, wenn die erste Instruction der Sache mit größerer Umsicht und Sorgfalt geführt worden wäre. So urtheilen wenigstens sachverständige Leute am Rheine. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß Hrn. Heusinger's Aufsatz bei den Frauen und Jungfrauen, die besonders Hauserisch gesinnt sind, vielen Beifall finden wird.

Der folgende Aufsatz enthält eine Abhandlung über Rousseau's Denkschrift: „Ueber das Verhältniß der Wissenschaften und Künste zu den Sitten", zuerst Uebersetzung, dann Beleuchtung der Rousseau'schen Ideen. Hr. Heusinger hat hier zuerst recht gut angegeben, was denn eigentlich die von der Akademie zu Dijon gestellte Frage beabsichtigt habe und namentlich den Begriff von „Sitten" (moeurs) festgestellt. Man wollte nämlich wissen, ob die Menschen der neuen Jahrhunderte bei ihren gefälligen Sitten auch tugendhafter sind als die Menschen des Mittelalters, und ob, wenn sie tugendhafter wären, Künste und Wissenschaften zu diesem erfreulichen Resultate beigetragen hätten. Rousseau, wie er nun mit sich und der Welt uneinig war, an allen Orten nur Uebelstände sah und Mistöne hörte, leugnete nicht nur, daß die Menschen der neuen Zeiten tugendhafter seien als die Menschen des Mittelalters, er behauptete sogar, daß sie lasterhafter seien, obgleich bei feinern äußern Sitten. Er ging noch weiter und erklärte, daß zu dieser Verschlechterung der Menschen Künste und Wissenschaften beigetragen hätten. Hr. Heusinger widerlegt diese Sätze mit Wärme und Herzlichkeit, indem er einmal die Unmöglichkeit zeigt, ein Zeitalter tugendhafter zu nennen als das andere, und zweitens aus den Gesetzen der Entwickelung, Vervollkommnung und Veränderung des Menschengeschlechts eine nothwendige Wechselwirkung zwischen Sitte und Wissenschaft herleitet. Grade in Beziehung auf Rousseau's Sätze und auf das 18. Jahrhundert, in welchem und über welches er schrieb, verdient die Rede Gurlitt's in seinen „Schulschriften" (Th. II, S. 134 fg.) nachgelesen zu werden.

Im folgenden längsten Aufsatze: „Immanuel Kant und dessen Verdienste um die Wissenschaften und durch die Wissenschaften um die Menschheit", zeigt sich der Verf. als einen eifrigen Anhänger Kant's, nicht aber des Schulphilosophen, sondern des edeln Mannes und großartigen Denkers. Sein Zweck ist, das größere Publicum auf die Wichtigkeit der Entdeckungen Kant's aufmerksam zu machen und jüngern denkenden Köpfen die Standpunkte zu zeigen, von denen der Philosoph ausgehen muß. Ref. will wünschen, daß die gutgemeinte Absicht in Erfüllung gehen möge.

Die Tittmann'sche Schrift über „Die Bestimmung des Gelehrten und seine Bildung durch Schule und Universität" hat die vierte Abhandlung veranlaßt. Auch unser Verf. wünscht die Gelehrtenschulen Deutschlands verbessert und in ihnen eine größere Rücksicht auf den künftigen Beruf genommen zu sehen; auch unser Verf. hält es für überflüssig, daß die Jugend so viel mit Latein und Griechisch gequält werde als bisher. Er geht davon aus, daß nicht jeder Jüngling, der ein Gymnasium besucht, ein Gelehrter werden soll, der Jüngling soll vielmehr bei seinem Austritte aus dem Gymnasium ein verständiger, vernünftiger, des zusammenhängenden, ruhigen Nachdenkens fähiger junger Mann sein. Um ein solcher zu werden, muß seine Bestimmung als Mensch zuerst und besonders, dann die als Gelehrter berücksichtigt werden. In der erstern Beziehung muß also der Jüngling Naturgegenstände auf dem Gymnasium kennen lernen, d. h. das Nöthigste und Elementare aus der Mineralogie und Geognosie, so aus der Botanik und Zoologie; er muß die Sternbilder kennen lernen und Sonnenuhren zu verfertigen wissen (?), und er muß fähig sein, physikalische und chemische Versuche anzustellen. Ferner muß er in die Werkstätten und Fabriken, auf das Feld und in das Gewölbe des Kaufmanns eingeführt werden, auch klare und gründliche Begriffe über Staat, Bürger, Gesetz, Staatseinnahme und Ausgabe, Staatsreligion u. dgl. sich erwerben. Wer nun aber selbstthätiges Mitglied der Gesellschaft, wahrscheinlich auch Staatsbeamter zu werden bestimmt ist, der muß die gehörige Fertigkeit im Schreiben und Sprechen der Muttersprache besitzen, er muß mathematische Kenntnisse haben, Geschichte und Geographie wissen, die französische Sprache grammatikalisch richtig sprechen und schreiben lernen, die lateinische Sprache verstehen, weil sie einige Jahrhunderte hindurch die einzige Büchersprache gewesen ist. Griechisch zu verstehen, ist gut, aber zweckwidrig ist die bisher gewöhnliche, zu weit getriebene Behandlung dieser Sprache.

Ref. würde sich über die Grenzen d. Bl. hinaus äußern

---

2. Vier Bändchen. Taschenausgabe. Ebend., 1834. 16. 1 Thlr.

3. Uebersetzt von G. N. Bärmann. Vier Bändchen. Taschenausgabe. Zwickau, Gebr. Schumann. 1835. 16. 1 Thlr.

4. Uebersetzt von F. Rotter. Sechs Bändchen. Taschenausgabe. Stuttgart, Metzler. 1834. 16. 18 Gr.

5. Uebersetzt von J. Sporschil. Drei Bände. Leipzig, Wigand. 1834. Gr. 12. 3 Thlr.

D. Red.

müssen, wenn er alle diese Ansichten des Verf. prüfen wollte. Also wollen wir nur in der Kürze erinnern, daß wir die Meinung des Hrn. Heusinger nicht überall theilen können. Seine Foderungen für den reinmenschlichen Theil des Unterrichts — um uns so auszudrücken — würde auf den Gymnasien aus Mangel an Lehrern und Lehrmitteln unerfüllt bleiben müssen; auch wäre sehr zu überlegen, ob eine solche Vielbeschäftigung den jungen Gemüthern recht frommt, ob dieselbe sie nicht verwirrt, statt sie zu stärken. Jünglinge von 14—18 Jahren mit Erörterungen über Staat, Gesetz, Finanzen u. dgl. zu unterhalten, würde nicht allein ganz unzweckmäßig, sondern ihnen selbst auch sehr langweilig werden. Wir berufen uns hierbei auf die Erfahrung aller Schulmänner, sowie wir auch jene badische Einrichtung, daß in jeder Dorfschule ein Exemplar der Verfassungsurkunde aufgehängt ist, nicht gutheißen können. Solche Dinge sind zu hoch und zu ernst, als daß sie der Schuljugend zum Spielwerk dienen können. Als Bildungsmittel für Lehrer, um sich mit Geschicklichkeit in diesen ökonomischen, politischen und technologischen Unterrichtsgegenständen benehmen zu können, nennt Hr. Heusinger Rousseau's „Emil" und verweist auf eine von ihm herausgegebene Schrift: „Die Familie Wertheim". Die letztere haben wir nicht gesehen, aber die Verweisung auf Rousseau's „Emil" befremdet uns höchlich. Dies Buch hat zu seiner Zeit auf Deutschland ebenso mächtig wie auf England und Frankreich gewirkt und ebenso viel genutzt als geschadet. Die Geschichte darf seiner nicht vergessen, aber als pädagogisches Hülfsbuch wird dasselbe jetzt wol kein praktischer Schulmann oder Erzieher in Deutschland empfehlen. Die Wichtigkeit der französischen Sprache für den geselligen Verkehr kann Niemand leugnen; um so mehr ist es zu beklagen, daß so wenige Gymnasiasten eine genügende Kenntniß derselben mit auf die Universität bringen. Da dies auch bei den fähigsten, hellsten Köpfen und bei den fleißigsten, willigsten Schülern seit langer Zeit der Fall gewesen ist, so dürfte dies doch wol ein nicht verwerflicher Beweis sein, daß diese Sprache und ihre Schriften die jugendlichen Gemüther nicht in einem solchen Grade anspricht wie die griechische und lateinische Sprache. Des Verf. Ansicht von diesen beiden Sprachen mißbilligt Ref. — und er ist sich bewußt, kein bloßer laudator temporis acti zu sein — ebenfalls. Denn es ist seine auf mehrjährige Erfahrung beruhende, innerste Ueberzeugung, daß für die formelle Bildung eines Jünglings, der zum Gelehrten oder Staatsbeamten bestimmt ist, die alten Sprachen das beste Mittel sind, und daß dieselben, verbunden mit Geschichte, Mathematik, Natur- und Religionslehre, dem jugendlichen Geiste diejenige philosophische Weihe geben, die ihn über sich selbst, sein Verhältniß zur Natur und zu Gott hinreichend aufklärt und ihn befähigt, seine wissenschaftliche Laufbahn auf der nächst höhern Stufe mit klarem Bewußtsein aufzufassen und mit Begeisterung zu beginnen. Wir enthalten uns, jetzt Mehres hierüber zu sagen, da wir vor länger als zwei Jahren in d. Bl. (Nr. 248, 249 f. 1832) diesen Punkt ausführlich erörtert haben.

Den Schluß machen Bemerkungen über das akademische Studium. Hier verlangt unser Verf. unter Anderm doppelte Vorträge von den Lehrern in der sogenannten philosophischen Facultät über Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften, je nachdem sie der künftige Mann vom Fache oder der sogenannte Liebhaber hören will. Eine etwas sonderbare Foderung, die sich mit den dermaligen Einrichtungen unserer Universitäten nicht gut vereinigen läßt und überdies eine Absonderung begünstigt, welche dem Geiste deutscher Universitäten zuwider ist. Denn diese sollen keine Specialschulen sein. Endlich vermißt der Verf. auf unsern Universitäten einen Lehrstuhl der Pädagogik und beklagt es, daß man die Jugend des Zeitalters dem Zufalle überläßt. Aber weiß denn Hr. Heusinger nicht, daß Niemeyer in Halle, Schwarz in Heidelberg, Herbart in Königsberg u. A. seit einer Reihe von Jahren Pädagogik gelehrt und praktisch haben üben lassen? Und sollten ihm wirklich Niemeyer's ausgezeichnete Verdienste um die Pädagogik, die ihm den Namen eines zweiten praeceptor Germaniae bei Vielen verschafft haben, um Jugenderziehung und Jugendbildung unbekannt geblieben sein? Aus seinem Seminar und aus seinem Hörsaale ist ein sehr großer Theil der tüchtigen Schulmänner hervorgegangen, die jetzt an den blühendsten Anstalten Deutschlands als Directoren und Lehrer beschäftigt sind. 14.

Aphorismen.

Für Kartenspieler.

Lord Yarmouth bemerkte zu einer gewissen Zeit, daß er im Piket gegen den Prinzen von Wales (nachherigen Georg IV.) zu regelmäßig verliere, als daß nicht Betrug vorgehen müsse. Gleichwol fanden sich beide Spieler stets allein im Zimmer, und die Karten waren ganz neu. Endlich ward er darauf aufmerksam, daß er eine blaue Uniform mit sehr großen blanken Stahlknöpfen trage, welche spiegelähnlich das Bild seiner Karten zurückwarfen. Der Prinz hatte diesen Umstand zu nutzen verstanden. Lord Yarmouth erschien daher von jetzt an stets in einem andern Anzuge beim Spiele, und das Glück des Prinzen hatte damit sogleich ein Ende.

Louis le Grand.

Man hat die Königsqualification von Louis le Grand in der neuesten Zeit, aber auch nur in dieser, zuweilen bestritten. Seine Fähigkeit zu imponiren, wenn es sein mußte, kann nicht in Zweifel gestellt werden, und ich will davon ein Beispiel erzählen. Der englische Gesandte am französischen Hofe in den letzten Lebensjahren Ludwig's war ein Lord Stairs, ein Schotte von Geburt, ein großer, schöner Mann, von vielem natürlichen Verstande und ebenso ausgezeichneter gelehrter Bildung, aber grob, insolent, bis zur Impertinenz. Eines Tages perorirte er vor dem Könige über die Arbeiten, die Frankreich damals zu Mardik unternehmen ließ, um den, nach dem letzten Friedensschlusse mit England (zu Utrecht) zerstörten Hafen von Dünkirchen zu ersetzen, und vergaß sich dabei zu unbehutsamen Ausdrücken. Ludwig ließ ihn ruhig ausreden, und erwiderte ihm dann mit großer Würde: „Monsieur l'ambassadeur, j'ai toujours été maître chez moi, quelques fois chez les autres; ne m'en faites pas souvenir". Der insolente Stairs erschrak, zog sich zurück und gestand nachher: „J'avoue que la vieille machine m'a imposé".

Grabschrift.

Wer die Verhältnisse der Marquise von Pompadour genau kennt, wird folgende kurze Grabschrift auf sie vollkommen ausreichend finden:

Ci gît qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans catin, puis huit ans maquerelle:

Die beiden letztern Rollen hatten der Dame ein so ungeheures Vermögen eingebracht, daß der öffentliche Verkauf blos ihres Mobiliarnachlasses über ein Jahr dauerte. Man möchte ... doch davon ein anderes Mal.

Anekdote.

Gegen das Ende der Regierung Ludwig XV. besuchte der König von Dänemark (Christian VII.) Frankreich. Die Franzosen erschöpften sich im Lobe dieses geistreichen Fürsten, und in der That kamen, als er bei Ludwig speiste, alle guten Einfälle nur aus seinem Munde. Ludwig sagte ihm unter Anderm von der Unverhältnißmäßigkeit ihres beiderseitigen Alters den Vers:

Je serais bien votre grand-père.
„C'est ce qui manque à mon bonheur!",

erwiderte Christian schnell und mit einer Herzlichkeit, welche ihren Eindruck nicht verfehlte. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1835.

Zur Nachricht.
Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert von O. F. Gruppe. Berlin, Reimer. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Ein jedes philosophische System hat bei seinem Auftreten unter einem bereits wissenschaftlich gebildeten Volke mancherlei Kämpfe zu bestehen. Die erste Wirkung ist daher immer einem Gährungsprocesse analog; es sind heterogene, zum Theil feindliche Elemente, welche, miteinander in Berührung kommend, nach Assimilation, Ausgleichung, Combination und Krystallisation streben, das nicht zu Verarbeitende hingegen von sich ausstoßen. Zunächst und am gewaltsamsten ist der Kampf innerhalb der Philosophie selbst. Philosophie ist nämlich die universale Weltanschauung, und ein einzelnes System eine besondere Form der Weltanschauung, von einem der möglichen Standpunkte des menschlichen Daseins aus die große Aufgabe der Wissenschaft ins Auge fassend. Welchen er aber auch wähle, überall findet der Philosoph sich wie im Mittelpunkte eines unendlichen Kreises, umgeben von den buntesten Formen des Seins, von zahllosen Wesen in den verschiedensten Verhältnissen gegeneinander, die aber dem gemeinen Bewußtsein in eine chaotische Masse zusammenfließen. Der Philosoph will sich im Weltall orientiren. In sich selbst geistiges Wirken vernehmend, gesetzmäßiges Thun erkennend, fodert er dasselbe auch außer sich, sucht es im Ganzen und Großen. Deshalb umspannt er durch ein geistiges Liniren, Trianguliren und Netzeziehen so viel Gegenstände als möglich, bringt von der Oberfläche der Dinge ins Innere, von den Erscheinungen zu den Ursachen, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Endlichen zum Unendlichen, um entweder das wundervolle Räthsel des Daseins begreifend zu lösen, oder doch der Lösung näher zu rücken, und das Fehlende durch etwas Problematisches, Hypothetisches zu ergänzen, endlich da, wo sich die Unmöglichkeit zeigt, durchzudringen, wenigstens zu erkennen, daß und warum die Aufgabe nicht gelöst werden kann: Alles in der Absicht, auszuspähen, wie er mit sich und der Welt daran ist, um gleichsam die Rechnung abschließen zu können. Denn dringend verlangt das Gemüth Etwas, woran es sich im Leben zu halten vermag, und irgend eine Ausbeute muß sich dem ernstlich und unermüdlich Forschenden immer ergeben, es sei dann die spätere Frucht entweder Begeisterung, Erhebung und Kräftigung des Geistes zu jeder Tugend, oder nur Milderung und Besänftigung, oder endlich Resignation auf das Höhere und Ergebung in das unabwendbare allgemeine Loos der Menschheit. Zugleich tritt jeder Philosoph in seinem Systeme mit gewissen Ansprüchen auf, nicht grade aus Eitelkeit und Stolz, wie denn der bescheidenste nicht davon frei ist, sondern weil es die Natur der Sache so mit sich bringt — da er uns zumuthet, sich mit ihm auf seinen Standpunkt zu stellen, die Welt mit seinen Augen anzuschauen und uns Alles so zu denken, wie er es sich gedacht hat — und sein System eine wissenschaftliche Auflösung der höchsten Fragen sein soll und als solche auf objective Allgemeinheit, auf allgemeine Zustimmung dringen muß. Aber ebenso unvermeidlich ist es auch, daß die Gegenstände laut werden. Denn es gibt wirklich verschiedene Standpunkte der Weltanschauung, welche alle aufzuzählen und zu classificiren hier nicht der Ort ist. Unter den möglichen wählt sich jeder Forschende einen nach seiner Individualität, Neigung, Bildung, seiner ganzen Stellung zur Außenwelt, in welcher zu wirken er seinen Beruf erkennt. Unstreitig macht die Philosophie uns mit zu Dem, was wir sind, sie gibt uns Charakter und Gepräge, und die Ansicht, welche Jemand von der Welt und den höchsten Interessen der Menschheit gewonnen hat, muß auf seine Gesinnung und Handlung einen größern oder geringern Einfluß haben, weil davon abhängt, was ihm ehrwürdig, heilig oder verächtlich, gut oder bös, löblich oder

schändlich, recht oder unrecht erscheint. Aber ebenso sehr machen wir die Philosophie. Unsere Individualität versetzt uns in eine gewisse Stimmung, wodurch wir für die eine Form der Weltanschauung empfänglicher werden als für eine andere und ihr gemäß unsere Forschungen gestalten, der Welt unser eignes Selbst als Folie unterlegen, zum Widerscheine unsers eignen Wesens machen. Entzündet die Philosophie z. B. den poetischen Geist eines Plato, so wird sie ihn beflügeln zum Aufschwunge in das Reich der Ideen, er wird sich die ganze Welt künstlerisch, als das unvergleichliche Meisterwerk des erhabensten Genius denken, die Wahrheit wird ihm mit der Schönheit zusammenfallen und sich ihm in dem reizendsten Gewande enthüllen. Diese künstlerische Urschöpfung der Welt recht durchdenkend, wird er selbst unbewußt zum Künstler werden; alle seine Schriften wird eine geheime, aber innige Wärme durchglühen, er wird zu seinen Lesern sprechen wie zu Kunstjüngern, welche man in der Anschauung des Schönen üben, in allen Dingen auf das rechte Maß, die Proportion und Harmonie der Glieder aufmerksam machen und gewöhnen muß, das schöpferische Princip in dem eignen Gemüthe durch Vertiefen in sich aufzusuchen und ihr eignes Leben, hinblickend auf das ewige Urbild, zu einem nicht ganz unähnlichen, verdammungswürdigen Nachbilde zu gestalten. Tritt dagegen ein entschiedener Beobachter, ausgerüstet mit einem Reichthume naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, wie Aristoteles, zur Philosophie, so wird auch sein System einen andern Charakter annehmen. Er wird die Erkenntniß des Einzelnen in seiner Wesenheit für das Erste und Wichtigste halten, Alles, was er in den Kreis der Speculation zieht, sorgfältig beschreiben, zergliedern, ordnen, die einzelnen Fälle aufzählen, die Ausnahmen in Rechnung bringen und nach dem Plus oder Minus für Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit sich entschließen. Ueberall, in der Natur, in der Wissenschaft und Kunst, im Leben des Einzelnen und ganzer Staaten wird er mehr auf das Gegebene, gegenständlich Wirkende als auf das himmlische Urbild hinblicken, und bei Reformen, obgleich sie ohne das Bild eines höhern Seins nicht denkbar sind, doch mehr die Menschen, wie sie sind, mit ihren Schwächen und Irrthümern, die möglichen Hindernisse, die sich durchkreuzenden und verwickelnden Interessen ins Auge fassen, und so zwar langsam, aber sicherer und im Einklange mit der Natur fortschreiten. In einem Manne dagegen wie Leibnitz, der mit einem großen Ideenreichthum und einem unermeßlichen Wissen eine durchdringende, an die Strenge der Mathematik gewöhnte Verstandesthätigkeit verbindet, wird die Philosophie einen Anstrich von Rechthaberei, Advocatenkunst und Disputirsucht erhalten und vollends in Wolf's phantasielosem Geiste zum steifen Schulpedantismus und trockenen Formelwesen verhärten. Nur der einfache, gleichmüthige, in einsiedlerischer Zurückgezogenheit resignirende Spinoza konnte ein System ertragen, vor welchem der gesellige, weiche, gemüthliche, christlich gläubige Jacobi zurückschauderte, und so ließen sich noch viele Beispiele aus der ganzen Geschichte anführen von dem innigen Zusammenhange eines Systems mit der Persönlichkeit eines Denkers.

Wie viele solcher Standpunkte nun auch ein nach Wissenschaft strebendes Volk bereits errungen haben mag, ein jedes neue System nimmt gegen sie stets eine feindliche, angreifende Stellung ein; es will eine Revolution, oder wenigstens eine Reform des Bestehenden. Denn entweder behauptet es, sie alle seien verfehlte Versuche und man müsse, um in der Wissenschaft zum Ziele zu gelangen, einen ganz neuen Weg einschlagen, oder wenn auch mehre unter ihnen das Wahre getroffen, so sei es doch in ihnen nur in geringer Quantität vorhanden, versetzt mit mancherlei und wesentlichen Irrthümern, der ganze Standpunkt eines Jeden sei ein beschränkter, untergeordneter; man müsse sich daher auf einen höhern erheben, welcher die einzelnen in sich aufnehme und einige, wie im menschlichen Organismus zwar jedes Glied nothwendig sei, eine bestimmte Function habe, aber das Leben und die Kraftfülle des Ganzen nur in der Wechselwirkung und harmonischen Durchdringung aller einzelnen Organe bestehe. Darin liegt aber für die Andern, welche mit derselben Prätension aufgetreten waren, die doppelte Auffoderung, theils zur Vertheidigung, theils zum Angriff. Unstreitig hat die verletzte Eitelkeit dabei ihre Hand im Spiele. Denn wer läßt sich gern von einem Mitstrebenden sagen, er habe das Ziel verfehlt, er sei im Irrthume befangen? wer, der selbst gern eine Schule gestiftet hätte, wird sich freiwillig mit einer untergeordneten Rolle begnügen? sich unter die Schüler eines Andern mischen? Und dies wird einem Jeden um so schwerer fallen, je älter er ist, je tiefer er sich in einen Standpunkt hineingearbeitet, und je mehr er sich daran gewöhnt hat, die Welt darnach zu beurtheilen, und endlich je höher er bereits in der öffentlichen Meinung steht, je zahlreicher seine Freunde und Anhänger sind. Es kostet ihm dann nicht blos größere Anstrengung, sich in einen neuen Ideenkreis zu versetzen, sondern er fürchtet auch durch das Aufgeben seines frühern Standpunktes die Achtung und das Vertrauen Derer zu verscherzen, welche von seinen Talenten am günstigsten urtheilten. Dies ist wol der Grund, warum die Aeltern, die Männer von Fach einem neuen Systeme selten gewogen sind — weshalb die uneigennützige, aufopfernde Liebe Reinhold's des Vaters ein in der Geschichte einziges Beispiel ist —, die Jüngern dagegen, besonders die akademische Jugend sich demselben leichter zuwendet, von hier der neuen Weisheit die meisten Proselyten zuströmen. Die Jugend hegt noch keine vorgefaßte Meinung; der Tüchtigkeit des Lehrers vertrauend, nimmt sie die neuen Dogmen gläubig auf; die aufkeimenden Zweifel des Gemüths schlägt sie durch die Autorität nieder, und von andern Systemen nur an der Oberfläche berührt, verhält sie sich gegen das Studium derselben vielmehr ablehnend, um sich nicht zu verwirren und in ihrem Glauben nicht irre zu werden. Ueberhaupt gilt ihr die Person viel: die öffentliche Stellung des Lehrers, sein Ruf, sein Leben und, worauf jetzt so großes Gewicht gelegt wird, seine politische Denkungsart. Die Persönlichkeit verleiht selbst zweideu-

tigen und sophistischen Lehren in den Augen der Jugend einen eigenthümlichen Reiz und verblendet sie gegen das Gediegene, Vortreffliche, wenn es ihr nicht in diesem verführerischen Gewande entgegentritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Japan, entlehnt aus v. Siebold's „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan".

Japan wird von seinen Einwohnern Nippon oder auch Niffon genannt Nitsi oder Nitsu bedeutet: Sonne, Hon oder Fon: Ursprung. Aus beiden bildet sich durch eine Veränderung, die bei der Zusammensetzung auf Regeln der Aussprache sich gründet, der Name Nippon, Niffon, so viel als Aufgang der Sonne. Diese Benennung ist nicht rein japanisch, sondern die in ältester Zeit mit den chinesischen Schriftzeichen eingeführte Aussprache der beiden Schriftbilder, wodurch Nippon bezeichnet wird. Die Mythologie und nach dieser die Dichter legen Japan noch vielerlei Namen bei, wovon noch Jamoto in Gebrauch ist.

Erst mit Ende des vorigen und Anfange des laufenden Jahrhunderts wurde die geographische Lage und die Größe Japans genauer bekannt. Erwägt man die lange Reihe von Jahren, seitdem die Schiffe der Niederländer nach Japan zum Handel kommen, so findet man in hydrographischer und geographischer Hinsicht von dieser Nation verhältnißmäßig wenig für jenes Land geleistet; doch manche Entdeckungen und Beobachtungen liegen vergessen in deren Anleitungen und Wegweisern zur Fahrt nach Japan, während wir die ersten treuen Nachrichten über die Nordküste von Jezo, über die Insel Jetorop (Statenland), Urup (Compagnieseiland) und über die südöstlichste Küste von Kraslo einem Marten de Vries verdanken, der als Commandant des Schiffes Kastrikum bereits im Jahre 1643 die Küsten der erwähnten Länder befahren, beschrieben und von ihnen selbst für die niederländisch-ostindische Compagnie Besitz genommen hat.

Das eigentliche Japan besteht aus den drei großen Inseln: Nippon, Kiusiu und Sikok; aus den kleinern Inseln: Sado, Tsusima, Awadsi, Tanegasima, Iki, Jak'sima, Oosima, Hatsidsjoosima, Amak'sa, Firato u. s. w.; aus den Gruppen der Oki-, Gotoo-, Kosiki- und Nanasima-Inseln und aus einer auffallend großen Anzahl kleiner Inseln und Felsen. Rechnet man die Nebenländer dazu, als: die Insel Jezo mit den südlichen Kurilen, den südlichen Theil der Insel Kraslo und die Gruppe der Munin- (Bonin-) Inseln; fügt man von den Schutzländern die Liukiuinseln bei, so erstreckt sich das japanische Reich Dai Nippon — von 123° 23′ bis 150° 50′ Ö. L. und von 24° 16′ bis etwa 50° N Br. Demnach breitet sich dieses große Reich zwischen beinahe 25 Graden der Breite und 27 der Länge aus. Im SO. und S. wogt der große Ocean; im SW. wird Japan durch das Tünghäi von China und im W. durch den kooraischen Sund von der Halbinsel Kooraï getrennt. Im NW. zieht das japanische Meer und vereinigt sich im N., wo die Fluten Kraslo berühren, mit dem tatarischen Sund. Diese großen und kleinen Inseln, welche so weit ausgebreitet das japanische Reich bilden, werden unter sich durch zahlreiche Meerengen und Sunde durchschnitten und vom festen Lande von Asien getrennt.

Bei allen seinen Zerstückelungen umfaßt das japanische Reich, mit Einschluß der Neben- und Schutzländer noch einen Flächenraum, nach Malte Brun von 16,000 □Lieues und nach neuern Berechnungen an 12,569 □M. Nach den neuesten japanischen Karten berechnet, beläuft sich derselbe aber auf 7520 □M.

Die erste Factorei, welche die Niederländer auf Japan errichtet haben, befand sich von 1609—41 auf der Insel Firato, unweit der Stadt auf dem Schlosse dieses Namens. Von hier aus trieben die Niederländer mit Genehmigung des Sjoogun unter dem Schutze des Landesherrn von Firato den Handel. Bereits längst vor ihrer Ankunft hatte die berüchtigte Christenverfolgung ihren Anfang genommen, und das Vertrauen der Spanier und Portugiesen war schon tief gesunken. Mit der Verbannung der Ruhestörer sah man aber die Ruhe und Sicherheit des Staats nicht verbürgt. Auch den Niederländern war, wenngleich sie von einer vortheilhaftern Seite als Christen bekannt geworden sind, auch das Verhängniß bestimmt, das ihre Widersacher getroffen hatte. Im günstigsten Falle noch war ihnen, wenn man ihrer anders nicht füglich loswerden konnte, zu Nagasaki, der strenge bewachten Reichshandelsstadt, Dezima, das soeben von den Portugiesen geräumte Staatsgefängniß, zugedacht. Die Geduld der Niederländer, welche sie mit bewunderungswürdiger Mäßigung noch zusammenhielt, wurde auf eine harte Probe gestellt, als am 9. Nov. 1640 der kaiserliche Befehl erschien, die Wohnungen der niederländischen Factorei zu Firato unverzüglich dem Grunde gleich abzubrechen, und nur der Entschlossenheit des François Caron, welcher als Oberhaupt der Factorei noch an demselben Tage mit dem Einreißen der Wohnung beginnen ließ, hatten diesmal die Niederländer ihre fernere Duldung auf Japan zu danken. Wenn je die Niederländer sich unter den Willen eines Gewaltherrschers schmiegten und nach den Winken seiner Günstlinge sich bewegten, so war es in dieser für sie und ihr Vaterland kritischen Periode. Anspruchslos und demüthig sah man, während früher mit fürstlichem Gepränge die niederländischen Abgesandten nach dem Hofe zogen, einen Maximilian le Maire als Gesandten am Hofe des Sjoogun erscheinen, wo ihm nach Ueberreichung der Geschenke, welche jährlich die niederländisch-ostindische Compagnie darzubringen pflegte, am 11. Mai 1641 durch die Reichsräthe eröffnet wurde, daß von nun an die niederländischen Schiffe ausschließend nur in den Hafen von Nagasaki einlaufen und somit die Factorei von Firato dahin aufbrechen solle, was auch bald darauf erfolgte.

Der Verkehr mit Japan, von Nagasaki aus betrieben, versprach für den niederländischen Handel in Ostindien zu einladende Vortheile, welches denn entschuldigen mag, wenn freiheitsliebende Kaufleute sich hier knechtisch behandeln ließen.

Firato (Fyrando), sagt Hr. v. Linschoten, ist eine große längliche Insel, die sich als ein sehr hohes Land von ONO. nach WSW. erstreckt. Gelangt man auf die Ostseite dieser Insel, so bemerkt man eine Oeffnung, welche gleich einem Flusse landeinwärts zieht; hierauf folgt an der Küste weiter eine kleine Bucht Cochyn (Kutsi) genannt, von wo aus man sich gewöhnlich durch Barken nach dem Hafen bugsiren läßt. Man sieht hierbei rechts zur Seite von Firato ein kleines Inselchen voll Bäume. Der Eingang in den Hafen ist WSW. Bei alten holländischen Seefahrern führt dieser Hafen den Namen Cochyn. Dieser Hafen, etwa eine Stunde von der Stadt Firato entfernt, liegt nach Johann von Twist auf 33° 20′ und nach John Saris auf 33° 30′ N. Br., bei 2° 50′ nördl. Abweichung. Hier befand sich jene erste Factorei der Niederländer.

Vom Flecken und der niederländischen Factorei theilt Hendrick Hagenaer aus seiner ersten Reise nach Japan im J. 1634 Folgendes mit: „Der Flecken Firando liegt im Hintergrunde einer Bai, wo die Natur einen geräumigen, beinahe runden Kolk gebildet hat, der durch einen Hals in die Bai mündet. Bei Ebbe fällt dieser Kolk bis zur Trockenheit. Der Hafen ist enge und beim Einkommen gefährlich. Die Rhede ist zu beiden Seiten mit Häusern besetzt, welche einen Flecken ausmachen. Hier steht auch die Wohnung des Landesherrn, wo dieser zu Zeiten seinen Aufenthalt nimmt. Die Häuser sind durchgehend schlecht und mit dünnen übereinandergefügten Schindeln gedeckt. Das Logis der Compagnie nimmt einen großen Raum ein, ist aber von Holz gezimmert. Jetzt aber, wo Kaufleute aus andern Städten Japans sich häufig hier einfinden und viel verzehren, werden täglich neue Häuser gebaut. Eine Straße, deren gegenwärtig 36 bestehen, bringt mehr auf als früher der ganze Flecken."

Auf Befehl und Kosten des Sjoogun Ie-mits wurde im J. 1635—36 für die Portugiesen, die sich trotz der harten Ver-

folgung, welche in den ersten Jahrzehnden des 17. Jahrhunderts über sie erging, auf Japan zu halten strebten, dicht vor der Stadt Nagasaki ein eigner Wohnplatz angelegt — ein Inselchen durch Aufschutt am Strande hervorgerufen, welches seiner Lage nach den Namen Dezima, Vorinsel, erhielt, hinsichtlich seiner Bauart und Abgeschlossenheit aber und seines Zwecks wegen eher den Namen eines Staatsgefängnisses verdient hätte. Von hier aus betrieben die Portugiesen einige Jahre ihren Handel, der ungeachtet der Einschränkungen und Verfolgungen durch die Nähe von Nagasaki und durch die guten Einrichtungen der Magazine sehr begünstigt wurde, und es blühte gleichsam aus dem Schutte ihrer Freiheit der Handel von Neuem auf. Dies entging nicht den Blicken der Niederländer, und sobald diese die günstigen Handelsverhältnisse der Portugiesen gewahr wurden, so wurde auch bei ihnen der Wunsch rege, ihre Factorei von Firato nach Nagasaki zu verlegen. Hierzu bot die Reichsverbannung, welche über die Portugiesen 1639 verhängt wurde, die günstigste Gelegenheit, und so sah man im Jahre 1641 unter dem Oberhaupte Maximilian le Maire die Niederländer ganz mit ihrem Schicksale zufrieden von Firato nach Nagasaki aufbrechen und Dezima, die vermeinte Goldgrube ihrer Feinde, beziehen. Dezima, im S. der Stadt Nagasaki am nordöstlichen Strande der Bai gelegen, hat die Form eines entfalteten Blattes von einem japanischen Fächer. Man erzählt, daß der Sjoogun, als man ihn um die Form fragte, die er dem aufzuwerfenden Inselchen zu geben wünschte, seinen Fächer überreicht habe, um als Vorbild zu dem Staatsgefängnisse der Portugiesen zu dienen. Durch Abtragung eines in der Nähe gelegenen Hügels ist dieses Inselchen abgedämmt und durch eine Basaltsteinmauer gegen die See geschützt. Auf diesem engen Raume sind die hölzernen Wohnungen der niederländischen Beamten, Magazine und andere Nebengebäude zusammengedrängt und durch eine mäßigbreite Straße geschieden, welche nebst dem freien Platze bei dem Flaggenstocke, dem botanischen Garten und dem Küchengarten der einzige Spaziergang der hier eingeschlossenen, strengbewachten Ausländer ist. Die Wohnung des Oberhauptes enthält einige geräumige, nach europäischer Weise erbaute Säle, welche im Jahre 1823 auf Kosten der niederländischen Regierung sehr geschmackvoll eingerichtet wurden. Der erwähnte Flaggenstock liegt in 32° 45′ n. Br. und 129° 51′ d. L. östl. von Greenwich.

Die Japaner nennen die westlich von ihrem Reiche gelegene Halbinsel, welche europäische Geographen unter dem Namen Korea bezeichnen, Kooraï, nach dem chinesischen Koo-li. In frühern Zeiten gehörte dieser Name nur einem der sogenannten drei Reiche, der Sàn chàn, an und wurde wahrscheinlich gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts in seine jetzige Gestalt gebracht. Das Festland von Kooraï ist zwischen 34° u. 43° N. Br. gelegen und von drei Seiten vom Meere umgeben; im Norden bilden die Flüsse Ja-lu kiang, Teu-mán kiang und das hohe Gebirge Pe-thù schàn die natürliche Grenze dieses Reichs. Der Ja-lu kiang, dessen Lauf auf 100 japanische Ri angegeben wird, scheidet Kooraï von Leao teng, und der Teu-man kiang von Olankai. Im Norden und Osten der Halbinsel erheben sich hohe Gebirge, worunter das erwähnte Pe-theu schan, das weißköpfige Gebirge, welches mit ewigem Schnee bedeckt ist, sich besonders auszeichnet. Die Kooraïer versichern, daß dessen weiße Gipfel sich ganz in die Luft verlieren. Die Gebirgskette, welche sich an der Ostseite von Kooraï hinzieht, gibt mehren Flüssen ihren Ursprung, unter welchen man nur den Han kiang und den Tsin kiang, der sich bei Fusankai in den Kanal von Kooraï ergießt, anführen mag. Das Klima ist rauher als unter gleicher Breite von Japan; in den Alpen des Nordens herrscht im Winter strenge Kälte. Den Japanern, welche Kooraï besuchten, kommt das Land nicht sehr fruchtbar vor. Die Lebensweise und die häuslichen Einrichtungen tragen das Gepräge von Dürftigkeit. Weizen, Buchweizen, Gerste, Hirse, chinesischer und orientalischer Kohl, Rettige und Kurbisarten gedeihen, auch die Soja- und Catjangbohne, der Wachs- und Firnißbaum, die Papierstaude, Taback, die krautartige Baumwolle, das Fa-bepolygonum, Hanf und Nessel werden gebaut. Man hat Pomeranzen, Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Granatäpfel und Kaki, und eine Art Tanne bringt eßbare Nüsse. Die Theestaude wird nicht allgemein cultivirt. Häufig bedient man sich statt des Thees eines Aufgusses der Frucht Pinang, welche nicht im Lande erbaut wird, sondern ein Einfuhrartikel ist. Allgemein gesucht ist in Japan und China der kooraïsche Gin-seng. Das Pfund soll mit 4000 Gulden und darüber bezahlt werden, und Stückchen dieser Wurzel, kaum wenige Zoll lang, werden mit einigen hundert Gulden bezahlt. Rind, Pferd, Schwein, Ziege, Hund und Katze sind die gewöhnlichsten Hausthiere; wild kommen Hirsche, Hasen, Füchse, Wölfe und Schakale, der Königstiger und eine Art Panther vor. Man hat in Kooraï Moschus und braucht ihn häufig als Arznei und Riechwerk; höchst wahrscheinlich kommt auch das Moschusreh vor. Unter dem Geflügel zeichnen sich Haushuhn, Taube, Gans, Ente und Fischercormoran aus. Wallfische kommen häufig im Kanale von Kooraï vor. Aus den Gebirgen gewinnt man Gold, Silber, Kupfer; Eisen scheint sparsam vorzukommen und von schlechter Qualität. Als Ausfuhrartikel kann man Tiger- und Pantherfelle, Rochenhäute, rohe Seide, Wachspapier, einige Seiden- und Baumwollenzeuche und den Gin-seng betrachten.

Das Reich Kooraï wird in folgende acht Kreise getheilt, deren Benennung folgende ist:

Kooraïsch-chinesisch.	Chinesisch.	Japanisch-chinesisch.
I. Kieng-kui to.	King ki tao.	Kei-ki too.
II. Kang-on to.	Kiang yuan tao.	Koogen too.
III. Huang-hai to.	Huang haï tao.	Kwoo-kai too.
IV. Thsiu-dsieng to.	Tchoung-thsing tao.	Tsju-sei too.
V. Dsien-la to.	Thsiuan lo tao.	Sen-la too.
VI. Kieng-siang to.	Khing chang too.	Kei-sjoo too.
VII. Phieng-an to.	Phing ngan tao.	Hei-an too.
VIII. Kam-kieng to.	Hian king tao.	Kam-kei too.

Nach der japanischen Encyklopädie und dem Tsjoozen monogatari sind diese acht Kreise eingetheilt in 41 Bezirke (kun, chin. kiün), welche 33 Städte ersten Ranges (pu, chin. fu), 38 zweiten Ranges (dsin, chin. dscheu) und 70 dritten Ranges (hien, chin. chian) zählen. Die Hauptstadt des Reichs liegt in dem Kreise Kieng-kui und heißt kieng dsa (chin. kengzü), d. i. Residenzstadt; auch kommt sie unter dem Namen Uang-dsieng (chin. wang-tschig), königl. Feste, vor. Die Stadt Dsin-dsiu (chin. Dsin-dscheu) im Kreise Kieng-siang ist die zweite Stadt im Reiche.] 126.

Literarische Notizen.

Ein in hohem Grade interessantes und für die Geschichte Frankreichs wichtiges Werk versprechen die „Archives curieuses de l'histoire de France, depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII, ou collection de pièces rares et intéressantes, telles que chroniques, mémoires, pamphlets, lettres, vies, procès, testamens, exécutions, sièges, batailles, massacres, entrevues, fêtes, cérémonies funèbres etc." zu werden. Die königliche Bibliothek zu Paris, bei welcher der Herausgeber, L. Cimber, und die ihn Unterstützenden angestellt sind, bietet ein unermeßliches Material für alle Epochen der französischen Geschichte dar. Das Werk soll in drei Serien herauskommen, deren erste 12—15 Bände, jeden zu ungefähr 30 Bogen, betragen wird. Alle zwei Monate wird wenigstens ein Band ausgegeben werden. Es soll zugleich die Sammlungen von Guizot, Buchon, Petitot und Leber ergänzen.

A. Rageot-Dusay hat eine kleine Schrift: „Essai sur l'esprit public", herausgegeben.

Erschienen ist: „L'églantine, souvenirs de littérature contemporaine", in Prosa und Versen, mit Kupfern. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1835.

Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert von O. F. Gruppe.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Das Resultat der Kämpfe, in welche ein neues System bei seinem Auftreten verwickelt wird, kann gar mannichfaltig sein, und läßt sich unabhängig von der Erfahrung nicht genau bestimmen. Die Wirkung ist, sobald der Urheber desselben einen so ausgezeichneten Vortrag und so große Sprachgewalt besitzt, wie Fichte, fast momentan, aber freilich auch wegen der großen Einseitigkeit des ganzen Standpunkts desto schneller vorübergehend, Kant's „Kritik der reinen Vernunft" dagegen blieb in ihrer schwer zugänglichen, abstrusen Form einige Jahre lang ganz unbeachtet, das Verständniß derselben wurde nur nach und nach eröffnet, die Wirkung war aber auch desto kräftiger, durchgreifender, nachhaltiger. Wiederum andere werden bei ihrem Erscheinen fast gar nicht beachtet, und weil ihnen der Zeitgeist entgegen ist, verkannt, unterdrückt; viel später aber, oft erst nach Jahrhunderten von einem eminenten Geiste unter günstigern Umständen vorgetragen, regen sie Alles auf, üben eine gewaltige Anziehungskraft auf die Gemüther und stiften Epoche. Ein glänzendes Beispiel von der fast allmächtigen Kraft des Gedankens und der unverwüstlichen Dauer der Wahrheit bieten die Platonischen Ideen dar. Gleich anfangs von Aristoteles und in der Folge öfters bestritten, verkannt, unbeachtet, zurückgedrängt, haben sie sich durch alle Hindernisse hindurchgearbeitet, bis sie in unserer Zeit zur allgemeinen Anerkennung gelangten. Jetzt spricht Jedermann von der Idee der Wissenschaft, der Kunst, des Staats, als ob das so sein müßte, und man begreift kaum, wie Jemand je daran zweifeln konnte. Im Allgemeinen kann man die Regel aufstellen: Ein philosophisches System wird um so leichter Wurzel fassen, sich um so schneller ausbreiten, je mehr es dem Zeitgeiste gemäß ist, je besser es in die bestehenden Verhältnisse paßt, und je vollere Befriedigung es den dringenden Bedürfnissen der Geister verheißt. Allein damit ist freilich die Wahrheit eines Systems noch lange nicht dargethan. Zwar macht kein Einzelner den Zeitgeist; er deutet immer auf das Hinneigen eines großen Theils der Zeitgenossen zu einer besondern Idee, ihre vereinigten Bedürfnisse, Tendenzen, Wünsche, Hoffnungen, Foderungen, und insofern hat man ihn mit Recht einem reißenden Strome verglichen; aber es gibt immer zugleich eine, wenn nicht gleich große Zahl, doch viele Andersgesinnte, von andern Strebungen und Zwecken Beseite; und oft bedarf es nur eines einzigen unvorhergesehenen Ereignisses, der Anstrengung Weniger, ja eines einzigen großen, energischen Geistes, um die Minorität zu heben und dem Zeitgeiste plötzlich eine andere Richtung zu geben. So ist unser Zeitgeist ein buntes, vielgestaltetes, formenwandelndes Wesen, das nicht blos die Völker im Ganzen und Großen bewegt, sondern auch die unermeßlichen Gebiete der Religion, der Wissenschaft, der Kunst und Sitte durchzieht und sich in dem ganzen Privatleben bis auf das Hausgeräthe und die Moden in den Kleidern spiegelt. Daher ist er immer neu, das jüngste Idol der Menge, Todfeind des Bestehenden, und wohin er sich auch wendet, zerstörend, oder wenigstens verändernd und untergrabend, aber gleich dem Chronos verschlingt er seine eignen Geburten, reißt den Helden des Tages den Lorber von der Stirn und zertrümmert seine eignen Götzen, erhöht das in den Staub Getretene, gründet mitten in der Zerstörung Neues, heilt die Wunden, die er schlägt, versöhnt, erhebt und beglückt. Mit Gewalt und Sturm richtet man bei ihm nichts aus; wer ihn aber versteht, klug behandelt, ihm scheinbar nachgibt und seinem Stolze schmeichelt, der vermag durch ihn Alles. Daher ist es oft das einzige Mittel zu seiner Bezwingung, daß man ihn gewähren läßt. Indem eine neue Richtung desselben ganz unumwunden sich ausspricht und durch die Organe seiner Tendenzen bis zum Extrem gesteigert wird, öffnet sich zugleich der Abgrund, zu dem sie führt, wo denn sogleich die Bessergesinnten still stehen, sich dem reißenden Strome entgegenstellen, ihn eindämmen und nach einer andern Seite leiten. Auch ist er an sich nicht bös, sondern wird es erst durch die Leidenschaftlichkeit seiner Stimmführer; denn er ist selbst nur eine Form des wahren Zeitgeistes, jenes Geistes aller Zeiten, welcher das ganze Menschengeschlecht durchdringt und bewegt. Und dieser Geist aller Zeiten, der Menschengeist ist nichts Anderes als das dunklere oder deutlichere, in jeder Brust schlummernde Bewußtsein der Ideenwelt, des Unendlichen, Göttlichen, Heiligen, Wahren, Guten, Rechten, Schönen, mit dem unverstandnen, instinktartigen, oder seiner selbst bewußten Streben, sie im Leben zu verwirklichen. Denn was

wäre das Menschenleben ohne diese Ideen? Sie sind so sehr der Kern, der Puls und lebendige Athem aller menschlichen Thätigkeit, daß selbst in der düstersten Schattenseite der Gesellschaft, in allem Bösen, Häßlichen und Schändlichen noch die Spuren derselben kenntlich sind. Diese Ideen zu einem klaren Bewußtsein herauszuarbeiten, sie in ihrem innern Zusammenhange darzustellen und ihre ewig gültige hochwürdige Bedeutung für das Leben zu erwägen, ist die Aufgabe und Bestimmung der Philosophie. Darauf beruht der welthistorische, unvergängliche Werth derselben; keine Macht der Erde ist im Stande, das Streben der Völker, durch Wissenschaft über Gott, die Welt und sich selbst ins Klare zu kommen, auf die Dauer zu unterdrücken. Dies ist zugleich der Punkt, wo die im Eingange von uns bemerklich gemachten Kämpfe der Systeme aus der Schule heraustreten und zu einer Angelegenheit der gebildeten Zeitgenossen werden. Nicht blos die der Philosophie zunächst stehenden Wissenschaften, wie Theologie und Jurisprudenz in Ansehung der Ideen des Göttlichen, des Guten und des Rechten, sondern auch die übrigen, ja jeder gebildete Mensch ist dabei interessirt, wie jene große Fragen nach der Realität und dem Werthe der Ideen von der Philosophie entschieden werden. Wer aus Mangel an wissenschaftlicher Bildung, oder durch Stand und Beruf gehindert ist, den Schulen selbst in ihren innern Verhandlungen zu folgen, der will wenigstens mittelbar und durch Interpreten von den Resultaten in Kenntniß gesetzt sein, um sie sich aneignen zu können. Daraus wird es denn begreiflich, warum der jedesmalige Zeitgeist so viel zum Rufe, zur Verbreitung und zur Dauer eines philosophischen Systems beiträgt, und warum dasselbe System, von einem Theile der Zeitgenossen vergöttert, von einem andern aber verketzert und verworfen wird. In Republiken wird kein System sein Glück machen, das der Aristokratie und legitimen Monarchie das Wort redet, und in uneingeschränkten Monarchien wird man die Lehren von der persönlichen Freiheit und den angestammten Rechten der Menschen mit dem Interdict belegen, sowie man in freigeisterischen Zeiten, wie bei dem Beginne der französischen Revolution, jede religiöse, gottesfürchtige Philosophie als Aberglauben und Blendwerk der Priester verdammt. Nur dasjenige System würde unvergänglich sein, welches den Geist aller Zeiten für sich hat und den ewig regen Bedürfnissen unsers Wesens volle Befriedigung gewährt. Dies darf man aber kaum erwarten. Jedes System strebt nach der Vollendung und Abgeschlossenheit eines Kunstwerks, und verknöchert so leicht in einem trockenen, abstrusen Buchstaben- und Formelwerk, während das Leben in fortschreitender Entwickelung begriffen ist und die Sprache dem Strome der Geister folgen muß. Darum ist das Christenthum die größte Heilanstalt zur Erziehung des Menschengeschlechts und wird alle Systeme der Weltweisen überleben, weil es gar kein System theoretischer Lehrbegriffe in einer geschraubten Kunstsprache enthält, sondern eine durchaus praktische Tendenz hat, in seinen Bekennern christliche Gesinnung, Liebe, Humanität erwecken, sie für alles Gute, Wahre, Rechte entflammen und stärken will und die freieste und schönste Gestaltung aller geselligen Verhältnisse gestattet. Ein jedes System ist daher verloren, und trägt schon bei seiner Geburt den Keim des Todes in sich, wenn es mit demselben im Widerspruche steht. Um aber mit demselben wesentlich übereinzustimmen, ist es nicht hinlänglich, daß es viel vom Christenthume, von Gott und der Dreieinigkeit spricht, es muß auch in dem Geiste desselben davon sprechen, es darf nicht aus Gott ein ganz anderes Wesen machen, es muß mit ihm die praktische Tendenz und den wohlthätigen Einfluß auf das Leben theilen.

Diese Bemerkungen schienen uns nöthig, um den Lesern unserer Blätter die Einsicht in das Streben des Hrn. Gruppe zu erleichtern. Das Hegel'sche System verdient als eine der bedeutendsten Richtungen der Zeit und eine für die Literatur unsers Volks Epoche stiftende Schöpfung des philosophischen Geistes gewiß alle mögliche Aufmerksamkeit. Seinen Ruf verdankt es nicht blos dem unleugbar eminenten Talente seines Urhebers, sondern auch den Zeitverhältnissen und seiner äußern Stellung, der Begünstigung von oben. Wer dasselbe näher betrachtet, wird den revolutionnairen Geist unserer Zeit, dem nichts, was die Vorfahren gegründet, mehr heilig und ehrwürdig ist, darin nicht verkennen. Gleich einem durch den Sturm empörten Meere sind alle seine Bewegungen gewaltsam, von einem Extrem zum andern jagend. Wozu die Natur Jahrhunderte braucht, das will der Mensch jetzt in einigen Wochen erringen. Dasselbe Princip, welches die alten Verfassungen der Staaten zertrümmert, um neue, in einigen Tagen fabricirte, an deren Stelle zu setzen, die dann nach einem kurzen, ephemeren Dasein dasselbe Schicksal erwartet, welches den Fanatismus der Radicalen entzündet, jede Autorität in den Staub treten möchte, in allen Wissenschaften Theorien und Systeme in Unzahl erzeugt, in der Kunst, und namentlich in der Musik in ungeheueren, Sinn und Gemüth betäubenden Massen, bloßen Knalleffecten und Aggregaten verworrener Gedanken seinen Ruhm sucht und das Opernhaus zur Kirche macht: sollte dies nicht auch in der Philosophie sich manifestiren? sollte es das Christenthum unangetastet lassen? Das Christenthum in seiner himmlischen Einfalt, Lauterkeit und Klarheit ist den Weltweisen dieser Zeit nicht mehr gut genug, man will keinen überschwenglichen, unerforschlichen Gott, einen Gegenstand des Glaubens und der Anbetung, sondern einen ganz begreiflichen, durchsichtigen, gegenwärtigen, den man wie jeden andern Begriff handhaben und nach seiner Bequemlichkeit zurichten kann; mit einem Worte: man will ein goldenes Kalb und die Götzen der Philister. Das Hegel'sche System bezeichnet die höchste Spitze und den Culminationspunkt dieses revolutionnairen Princips unserer Zeit und sanctionirt dasselbe durch die Wissenschaft. Es folgt dieses aus der Natur des philosophischen Standpunkts selbst. Jedes andere Streben, ein politisches, künstlerisches, religiöses, wie verkehrt es auch sei, ist immer einseitig und berührt unmittelbar andere Gebiete nicht. Die philosophischen Lehren aber umfassen Alles, durchdringen alle Verhältnisse, Religion,

Wissenschaft, Kunst, das öffentliche und Privatleben, kraft der Ideen. Will man daher ein System gründlich prüfen und den verderblichen Wirkungen desselben steuern, so darf man seinen Standpunkt nicht blos außerhalb desselben nehmen, sondern man muß in das Innere dringen, die Principien, als die wahren Springfedern des ganzen Kunstbaues prüfen, und die Räder und Triebwerke aller einzelnen Theile durchsuchen. Bei einer Maschine fragt man dann: Welchen Werth haben die gewonnenen Producte? bei einem Kunstwerke: Welche Wirkung macht es auf das Gemüth? bei einem philosophischen Systeme: Was folgt daraus für das Leben, wenn es zur Ueberzeugung des Einzelnen wird, er darnach handelt? Vergebens sträubt man sich gegen die Folgerungen aus den Principien eines Systems und nennt einen solchen Angriff gehässig. Dies würde er nur dann sein, wenn man dadurch die Persönlichkeit des Gegners, seine Gesinnung und sein Leben verdächtigen wollte; sonst aber sind die richtigen Folgerungen ein nothwendiger Theil der Polemik. Wer ein Princip als wahr annimmt, der muß auch alle nothwendigen Folgen desselben zugestehen und kann Niemanden, der darnach lebt, tadeln, gesetzt auch, daß er selbst kein volles Bewußtsein über jene Folgen hätte und seine eignen Principien im Leben verleugnet. Daß aber das Hegel'sche System in seinem Princip verderblich ist und ein sehr zerstörendes Gift in einer harten, schwer zu durchdringenden Schale verbirgt, weshalb Viele sich darüber täuschen und es für das Manna des Lebens halten, habe ich in meiner Schrift: „Ueber Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie" (Leipzig 1833) dargethan. Für die Leser d. Bl., welche nicht im Besitze der Schrift selbst sind, bemerke ich nur Folgendes:

Erstens. In einem Systeme, nach welchem jedes Ding den Widerspruch als die innerste Wurzel seines Seins in sich trägt, in welchem es gar keine festen Bestimmungen über Wahrheit und Irrthum gibt, wo alle Begriffe, Schlüsse, Beweise nur Momente eines unendlichen Processes, oder fließende sind, die sich durch ihre eigne Dialektik aufheben, da ist der Sophistik und jedem Unsinne Thür und Thor geöffnet, da gibt es nichts Schlechtes und Schändliches, was nicht seine Vertheidigung fände; denn wodurch sollte man widerlegt werden können? Zweitens. Eine Lehre, worin ein System blos logischer Kategorien, wie das reine Sein = Nichts, das Dasein, Werden, Quantität u. s. w., für Gott den Vater vor der Schöpfung ausgegeben und behauptet wird, dieser Gott muß sich, weil sein Wesen in einem nothwendigen Processe besteht, offenbaren, und diese Offenbarung, Entäußerung seiner selbst ist die Welt, und diese Gott der Sohn, die zweite Person der Gottheit, aber Gott muß auch diese Negation seiner selbst wiederaufheben und zu sich zurückkehren, welches durch den Menschengeist geschieht in der Kunst, in der Religion und vollständig in der Philosophie, und dieser Menschengeist ist zugleich der heilige Geist, wodurch Gott erst zum Bewußtsein seiner selbst gelangt; eine solche Lehre stimmt gewiß nicht mit dem Christenthume überein und steht mit dem Geiste desselben in einem schneidenden Widerspruche; es erzeugt statt der Liebe und Humanität einen grenzenlosen Dünkel und Selbstvergötterung. Drittens. Ein solches System läßt keine Religion zu. Denn Religion setzt voraus ein Wesen über uns, etwas Heiliges, Uebernatürliches, Wunderbares, Unbegreifliches, das nach einem höhern Gesetz über uns waltet. Was sollte aber der Hegel'sche Philosoph noch ehren, da er Gott ganz und gar nach seinem innersten Wesen vor, in und nach der Schöpfung durchschaut, begreift, dessen ganze Geschichte erzählt und ihn erst zum Bewußtsein seiner selbst verhilft. Viertens. Ein System, welches behauptet, die Natur bestehe in lauter unaufgelösten Widersprüchen, in ihr herrsche bloßer Zufall und Willkür, widerspricht nicht nur seiner eignen Religionslehre, sondern hegt eine niedrige, unwürdige Ansicht von der Natur, welche kein einziger Naturforscher annehmen kann. Fünftens. Ein System, nach welchem das ganze Menschengeschlecht mit allen in ihm wirkenden Ideen nichts ist als ein Moment in dem Leben Gottes, eine nothwendige Durchgangsstufe in seiner Geschichte, damit er zum Bewußtsein seiner selbst gelange, und wo von einem Zwecke des Menschenlebens, vom Glücke der Völker gar nicht die Rede ist und noch viel weniger von der Tugend oder einem Verdienste des Einzelnen, indem auch Freiheit, Moralität, Sittlichkeit und Recht nur fließende Momente in dem unendlichen Processe sind, empört unser moralisches Gefühl und vernichtet den Glauben an eine göttliche Vorsehung. Und diese Sätze sind nicht etwa Resultate künstlicher Erschleichungen und Verdrehungen an sich wahrer Behauptungen, sondern sie liegen in dem Systeme für jeden Einsichtigen ganz offen da, sind großentheils selbst in den hier mitgetheilten Worten ausgesprochen worden, oder nothwendige Folgen des Princips des ganzen Systems von der absoluten Identität des Denkens und Seins, und daß die logische Idee, der Begriff, in seiner immanenten, nothwendigen Dialektik, seinem ewigen Processe Gott, der Weltschöpfer, der Regierer, Erhalter, das Eine und All, Ziel, Vollendung der ganzen Schöpfung ist. Die Belege dazu aus Hegel's Werken findet man in meiner Schrift.

Wie mag es aber gleichwol kommen, daß viele Menschen, denen man Talent und Geist nicht absprechen kann, diese Lehre als das wahre Evangelium angenommen haben, Hegel'n als den wahren Messias verehren, und selbst ein höchst verehrungswürdiges, durch hohe Weisheit ausgezeichnetes Ministerium eines großen Staats dieselbe zu begünstigen scheint? In Ansehung der Schüler hat die Sache nichts Befremdendes. Die Einbildung eines göttlichen Wissens, einer vollkommenen Erkenntniß Gottes und des Wesens der Dinge schmeichelt der Eitelkeit viel zu sehr, als daß die Philosophen den Lockungen derselben hätten widerstehen können, und die Leidenschaft der Schulen ist ein altes, eingewurzeltes Uebel, wovon die Geschichte der Wissenschaften ebenso voll ist wie von den religiösen und politischen Sekten, Orden, Verbrüderungen. Die günstige Meinung einer Regierung hingegen von die-

sem Systeme kann nur auf einem Irrthume beruhen. Es ist freilich im Systeme viel von dem Christenthume die Rede, und betrachtet man das Naturrecht und die Staatswissenschaft für sich, so scheint es, als ob Hegel allen demagogischen Umtrieben feind wäre und die fürstliche Gewalt und die Legitimität vertheidige, und für seine Person mag es ihm Ernst damit gewesen sein; allein zu dieser Ansicht ist er nur durch eine Inconsequenz gelangt: das Gegentheil folgt daraus ebenso gut, die Demagogie, der Jakobinismus und Sansculotismus finden darin die gleiche Rechtfertigung. Denn da alle Völker und ihre Verfassungen vom höchsten Standpunkte aus nur nothwendige Durchgangsstufen in dem Läuterungsprocesse Gottes sind, damit er sich seiner selbst bewußt werde, und die Formen des absoluten Geistes, Kunst, Religion und Philosophie in jeder Verfassung vorhanden sein können; da die Philosophie nicht einen Staat in der Idee, wie er sein soll, zu construiren, sondern den Staat, wie er ist, als vernünftiges und sittliches Universum zu begreifen hat, und Alles, was wirklich ist, vernünftig ist, so kommt es nur darauf an, daß das Volk den Muth und die Kraft hat, den Monarchen abzusetzen und eine Republik, sei sie auch das elendeste Machwerk, über Hals und Kopf zu constituiren, factisch zu begründen, so ist sie damit als vernünftig gerechtfertigt, und der Weltgeist, welcher die Völker zertritt, um aus ihren Gebeinen den Thron seines logischen Wissens zu errichten, lächelt ihm Beifall zu. *)

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z e n.

Mademoiselle Elise Mercoeur, die 25jährige Dichterin, deren Poesien in ganz Frankreich Aufsehen erregten, welcher Chateaubriand, ein Mann, der in seinem Leben viel versprach, die Unsterblichkeit versprochen, über welche Lamartine sich äußerte: „Dies kleine Mädchen wird uns Alle verdunkeln" — eben dieses kleine Mädchen ist am 14. Januar im Hospital St.-Louis gestorben; Hungers, wie man sagt. Sie war Mitglied zweier Akademien, der Académie provinciale zu Lyon und der akademischen Gesellschaft der Unterloire. Allein obgleich sie dergestalt zwei Titel mehr als Chatterton und Gilbert besaß, mußte sie doch, wie diese, verkommen; denn Mitglied einer Akademie zu sein ist weiter nichts als ein Bischofssitz in partibus. Das arme Mädchen hatte alles mögliche Unglück in der kurzen Periode ihrer poetischen Wirksamkeit. Auf Martignac's Verwendung erhielt sie aus der Chatoulle Karl X. eine Pension für sich und ihre Mutter und lebte einige Jahre sorgenfrei. Allein das Jahr 1830 änderte Alles. Der eine ihrer poetischen Gönner ging nach dem Orient, der andere nach der Schweiz, die Minister Karl X. und er selbst hatten keine Pensionen mehr zu vergeben. Mademoiselle Elise war eine Bettlerin. Sie erkrankte und wurde ins Hospital St.-Louis gebracht. Hier muß sie viele Noth gelitten haben, denn sie warf gegen ihre Wärterin die schmerzlich-naive Frage auf: ob wol die Dichter der Griechen zu allen Zeiten Brot gehabt? Sie wußte nicht genau, was sie hierüber glauben sollte. Wohl ihr indeß, wenn sie in der Vorstellung, Sophokles habe seine „Antigone" bei Wasser und Brot geschrieben, Trost gefunden. Wie gutmüthig die Poeten auch vis-à-vis du rien noch sind, bewies auch die Mercoeur. Die Revolution hatte ihr ihren ganzen Lebensunterhalt genommen, und sie besang sie dennoch in zierlichen Versen. Nachdem man die Dichterin von Staatswegen hatte verhungern lassen, schickte man einen jungen Maler, Herrn Gigoux, in ihr Hôtel zweiter Classe, der sie auf dem Todbett zeichnen mußte, und so wird Frankreich wenigstens ein Portrait mehr haben. Die Franzosen, welche oft mitleidig sind, wenn es zu spät ist, beklagen sich bitter darüber, daß einmal eine Dame auf diese Art verunglückt ist. Sie mögen sich beruhigen. Das starke Geschlecht ist auch hierin gegen das schöne, durch alle Nationen gerechnet, galant gewesen. Auf fünf verhungerte Poeten kommt erst eine Poetin. Man muß über einen solchen Casus nicht gleich den Kopf verlieren, auf die Leute schimpfen, welche Gedichte lesen und sich um den Dichter nicht kümmern. Denn auf ein Genie, das im Spital physisch verhungert, kann man im Durchschnitt 50 Dummköpfe rechnen, welche au premier geistig verhungern, und an diesen Repressalien lasset uns begnügen.

Die pariser „Gazette médicale" theilt ein merkwürdiges Beispiel mit, wie groß der Einfluß der Musik selbst auf ganz stumpfe, ja blödsinnige Personen sei. Unter den Geisteskranken der Salpetrière befand sich eine 60jährige Frau, die seit ihrer frühesten Jugend geistig ganz verwahrlost war. Sie hatte eigentlich nur einen thierischen Instinct zum Essen und Trinken, und etwa die Hand auszustrecken, wenn man ihr einen Sous geben wollte. Sie konnte weder arbeiten, noch sich ankleiden, ja nicht einmal sprechen, und pflegte ihre Wünsche nur durch ein widriges Grunzen auszudrücken. Zufällig kam eine junge Frau, welche Actrice bei einem der kleinen pariser Theater gewesen war, wegen Geistesabwesenheiten ebenfalls in die Salpetrière. Diese pflegte in den Augenblicken des Deliriums ihre theatralischen Capriolen zu machen; sie declamirte, tanzte und sang vorzüglich mit einer angenehmen Stimme allerlei Arien. Einmal faßte sie die beiden Hände der blödsinnigen Alten und sang ihr eine ziemlich schwere Bravourpartie aus den „Montecchi" vor. Die Alte, die man früher ihren Mund nur zum Essen hatte brauchen sehen, sang die schwierige Nummer ohne Weiteres und mit großer Präcision nach und schien über die Entdeckung dieses ihr bisher selbst unbekannten Talents großes Vergnügen zu empfinden. Auf diese Weise lernte das Weib auf ihre alten Tage Marlborough, die Parisienne, De profundis und God save the King, mit allen Trillern und Coloraturen singen, und mehre pariser Enthusiasten haben bereits erklärt, daß es ihr bei einiger Uebung nicht schwer fallen wird, die Malibran auszustechen.

In der rue de Bac und auf dem Boulevard der Capuziner verkauft man gegenwärtig: vin de Noé, welcher lothrecht (perpendiculairement) von der Rebe abstammt, die der Patriarch nach seinem Aussteigen aus der Arche auf dem Berge Ararat pflanzte. Der Preis ist vier Francs, eine beispiellose Billigkeit. Nicht die Hälfte der Ahnen dieses Gewächses ist damit bezahlt.

Auf einem Felde, unweit Douai im Hennegau, hat man in einer Tiefe von acht Fuß sehr wohlerhaltene bronzene Antiken gefunden. Es sind vier Büsten, welche zwei junge Krieger, einen Druiden und einen gallischen Häuptling vorstellen; sie befanden sich in einer metallenen Kiste, worin außerdem noch drei römische Kupfermünzen lagen. Die Kiste ist durch die Hacke eines der Arbeitsleute zerbrochen, die Büsten aber sind ganz unversehrt. Man wird an dem Orte weitere Nachgrabungen anstellen. 130.

*) Wie wenig aber der Monarch in dem Hegel'schen Staate gilt, ersieht man daraus, daß es in einer vollkommenen Organisation nur eine Spitze formeller Erscheinung bedarf; man braucht zu einem Monarchen nur einen Menschen, der Ja sagt und den Punkt auf das I setzt. („Philosophie des Rechts", herausgegeben von Gans, S. 372.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1835.

Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert von O. F. Gruppe.

(Beschluß aus Nr. 33.)

Es war zu erwarten, daß die Aufdeckung dieser parties honteuses des Systems das betriebsame Volk der Schule in Aufruhr setzen würde. Wie ein in seinem instinctartigen Thun gestörter Bienenschwarm stürzen die Schüler Hegel's auf mich los, um mich durch die Menge ihrer kleinen Stiche zu tödten, und einer der wüthendsten dieser Fanatiker, Prof. Rosenkranz in Königsberg, hat sich in seinem an mich gerichteten Sendschreiben bis zur Verletzung alles Anstandes und jeder unter Gebildeten üblichen Formen hinreißen lassen, ohne zu erwägen, daß er dadurch nur sich selbst herabsetzt, und es eine gar schlechte Sache sein muß, die durch keine bessern Gründe vertheidigt werden kann.*) Eine weitere Auseinandersetzung gehört nicht für d. Bl.; ich werde aber in meiner die Ostermesse erscheinenden Antwort zeigen, daß damit für das System nicht das Geringste gewonnen ist, ja daß es nunmehr durch diese naiven Geständnisse des Jüngers erst recht in seiner erbarmungswürdigen Blöße dasteht.

Herr Gruppe, der schon in seinem „Antäus" (Berlin 1831) das Hegel'sche System mit Scharfsinn, Witz und Laune mit vorzüglicher Rücksicht auf das Verhältniß der Speculation zur Sprache angegriffen hatte, bezweckt in vorliegender Schrift nichts Geringeres als einen völligen Umsturz aller Speculation und Begründung einer neuen Epoche, eines entscheidenden Wendepunkts der Philosophie. Zugleich bekämpft er alle bisherige Gegner der Speculation, als welche den Grund der speculativen Irrthümer nicht genau anzugeben wissen und sich nur unbestimmt auf die Erfahrung berufen. Das Heilmittel dieser Gebrechen unserer Zeit findet er in einer neuen, wahren Methode des Denkens und Erkennens, welche er hier dem Publicum mittheilt. Speculation und Metaphysik nennt er (S. 12) jede Philosophie, welche glaubt, aus bloßen Begriffen Erkenntnisse entwickeln zu können, es sei nun durch logische Schlüsse aus Begriffen, oder durch Construction nach denselben. Diese ist ein Erbübel der Philosophie, deren Sitz im Aristoteles zu suchen ist; die physischen Wissenschaften lagen damals noch in der Wiege; von der bewunderungswürdigen Methode Bacon's, welche uns eine ganz neue Welt des Wissens eröffnet, hatte man noch keine Ahnung; noch weniger hatten die Griechen einen Begriff von historischer Sprachforschung, die uns heutzutage so klare Blicke über die Entstehung und Natur der Begriffe geöffnet hat. Die Aufgabe der Gegenwart ist daher, mit Hülfe der gesammten heutigen Wissenschaft das Aristotelische „Organon" umzuschmelzen und es in das Niveau unserer Zeit zu erheben, weil der Schwerpunkt in der Weltansicht die Philosophie immer weiter fortrücken muß. Der ganze Irrthum in der Speculation beruht eigentlich nur auf einem tiefen Verkennen der Sprache, ihrer Natur und ihrer Rolle beim Denken. Diese einzig wahre Methode nun, welcher bereits die Naturwissenschaften ihre Fortschritte verdanken, besteht in der Verallgemeinerung der Bacon'schen Methode, die nur für Naturwissenschaften ausreicht, und verhält sich zu dieser wie das Allgemeine zum Besondern (Cap. 19). Die Naturwissenschaften und die historische Sprachforschung sind bereits ein Beträchtliches erobernd vorgedrungen; man muß nun das Centrum, die philosophische Erkenntnißlehre, nachschieben. Um nun zu einer wahren Theorie des Erkennens zu gelangen, untersucht Hr. Gruppe zuvörderst die Urtheile, welche bisher in einem ganz falschen Lichte dargestellt worden, und wählt dazu Beispiele aus den Naturwissenschaften, welche einen wirklichen Fortschritt der Einsicht bezeichnen, wie z. B. der Blitz ist elektrisch, d. h., dieselbe Kraft, welche den Funken aus dem Conductor zieht, in geriebenem Glase &c. wirksam ist, bringt auch das Gewitter hervor. Hier ist eine wahre Synthesis bisher unverbundener Erscheinungen, d. h., ein eigentliches Urtheil. Dagegen ist das Urtheil: der Bernstein, das Elektron, ist elektrisch, oder der Mensch ist sterblich, nur eine unmittelbare Beobachtung, aber keine Synthesis, kein Resultat des Denkens, mithin eigentlich kein Urtheil. Die Begriffe sind gar nicht ohne Urtheile zu verstehen. Die wahren Urtheile sind die synthetischen. Eine andere Art von jenen rein wissenschaftlichen wesentlich verschiedener, aber für das Denken und den sprachlichen Ausdruck nicht minder wichtiger Urtheile sind die Metaphern, Vergleichungen, z. B. der Pfeil fliegt. Die kühnsten Metaphern dieser Art spielen in der neuern

*) Ein anderes Urtheil wurde über die Rosenkranz'sche Schrift in Nr. 359 u. 360 d. Bl. f. 1834 gefällt. D. Red.

Naturphilosophie die Hauptrolle. Die Begriffe sind etwas allmälig Gewordenes, Resultat einer Auffassung und Synthesis, entstanden und erweitert durch eine successive Reihe von Urtheilen. Dadurch wird der Ausdruck, der ursprünglich gleichsam Nomen Proprium war, Gattungsname, wie z. B. Kinder jeden fremden Hund mit dem Namen des ihrigen benennen. Wie mit den Gattungen, so verhält es sich auch mit den Merkmalen. Man darf daher die Begriffe nicht in feststehende Definitionen einzwängen, weil sonst kein Fortschreiten im Denken und Erkennen mehr möglich ist. Gattungen sind nichts weniger als etwas Gegebenes, sie sind keine von der Natur gemachten Theilungen und Einschnitte, sondern nichts als unsere Auffassung, Resultate unserer Vergleichung, unsere Urtheile. Daher kann derselbe Gegenstand nach verschiedenen Rücksichten verschiedenen Gattungen angehören. Ueber die Sprache hat zuerst Herder die richtige Ansicht aufgestellt, daß sie Werk und Erwerb des Menschen sei, allein dabei zu wenig Rücksicht genommen auf die Natur und den Act des menschlichen Denkens, der sich darin offenbart. Die Sprache ist nichts Erfundenes, Gemachtes, kein Organ vor dem Denken, sondern erst mit demselben und dessen Fortschritten erwachsen. Daher sind die Worte in einer beständigen Veränderung begriffen wie die fortschreitenden Urtheile. Dies weist Hr. Gruppe an den Worten mehrer Sprachen nach. Es gibt daher keine angeborenen Begriffe. Die falschen Vorstellungen von der Sprache sind der Grund, daß alle bisherige Speculation von den Platonischen Ideen an bis auf Hegel's Constructionen durchaus irrig und verfehlt ist. Die Dinge sind das Gegebene, Ursprüngliche, der reelle Werth der Begriffe, und diese erst aus ihnen abgeleitet, nur Functionen unsers Denkens über die Dinge, Mittel des Verständnisses, blos etwas Relatives. Daher hat eine Construction aus abstracten Begriffen gar keinen Sinn. Aristoteles sah vorzüglich auf Bejahung und Verneinung der Sätze, mithin auf das Unwesentliche. Ja, die Aristotelische Logik hat den eigentlichen Act des Denkens ganz verfehlt und enthält bloße Tautologien, wie den angeblichen Schluß: Alle Menschen sind sterblich; Cajus ist ein Mensch, also ist er sterblich: welches gar kein Schluß, kein Fortschritt des Denkens ist. Dann folgt eine weitläufige Geschichte der Begriffe Raum und Zeit, welche wir übergehen, und an diese schließt sich die Geschichte der Erkenntnißtheorie an. Auch die Psychologie, insofern sie sich auf Thatsachen der Erfahrung, auf innere Erfahrung beruft, verwirft der Verf. Man müsse den Geist außer uns, in den farbigen Erzeugnissen der äußern Erfahrung studiren, in den Producten seiner unwillkürlichen Thätigkeit. Das letzte Capitel enthält die positive Methode philosophischer Forschung und den Schlußstein des Ganzen. Die Naturwissenschaften müssen uns dabei zur Richtschnur dienen, weil sie allein bereits im Besitz einer Methode sind, welche allen den Gefahren, womit die Metaphysik bedroht ist, sicher entgeht. Der Hauptpunkt ist hier der Vergleich; er gibt den Inhalt eines Gedankens her, er macht das Wesen eines Urtheils aus und gibt ihm auch seine Form, seinen sprachlichen Ausdruck in der Metapher. Zu dieser Kunst des Beobachtens, welche in dem Auffinden und Benutzen fruchtbarer Vergleichungspunkte besteht, muß dann der Versuch kommen. Jede auf diese Weise gefundene, in ihrem Grund und Wesen erkannte Regelmäßigkeit von Erscheinungen muß dann durch die Ausnahmen und Modificationen, die sie erfährt, wieder Wege zur genauern Erforschung anderer Erscheinungen und ihrer Gesetze eröffnen, damit wie in der Algebra durch Absonderung bekannter Factoren die unbekannten immer klärer hingestellt werden. Es ist dann kein logischer Irrthum mehr möglich, sobald man sich immer speciell besinnt, welche Erscheinungen unter einem Worte, das selbst nur ein Hülfsausdruck ist, begriffen sind. Ebenso muß uns immer gegenwärtig sein, welche besondere Erscheinungen jedesmal das Allgemeine, Abstracte ausmachen. So allein steigt man mit Sicherheit immer höher, ohne die Erscheinungen aus den Augen zu verlieren.

So weit Hr. Gruppe. Eine ausführliche Kritik dieser Schrift liegt außer den Grenzen d. Bl. Daher nur einige Bemerkungen. Die ganze Ansicht und Methode des Hrn. G. sind nicht so neu, als er glaubt. Die Hauptmomente derselben: daß die Begriffe keinen absoluten, sondern nur einen relativen, annähernden Werth haben; daß sie Producte der Urtheile, Resultate sind, die Urtheile auf Vergleichungen beruhen, von der Schwierigkeit der Definitionen, die Regeln von der Erfahrung, insbesondere von den Versuchen, von der Induction und Analogie und dem stetigen Aufsteigen von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen, endlich von dem Metaphorischen der Sprache findet man bereits in meinem „System der Logik“ (Leipzig 1828) vollständiger und bestimmter dargestellt. Es hat Hrn. G. nicht beliebt, dasselbe zu berücksichtigen; wenigstens hat er es scheinbar ignorirt. Zu den Misgriffen gehören: die Verkennung des Wesens der Schlüsse, welche gleichwol, wie sich leicht zeigen ließ, seinem ganzen Verfahren zum Grunde liegen, sowie die tiefe Zurücksetzung der innern Erfahrung gegen die äußere, wobei er ganz vergißt, daß die äußere Erfahrung ebenso gut wie die innere auf der Gesetzmäßigkeit unsers Geistes beruht und zu den Thatsachen des Bewußtseins gehört; endlich der Irrthum, als ob die Naturwissenschaften mit Hülfe der Bacon'schen Methode ganz sicher fortschreiten, oder diese Methode eine der Speculation entgegengesetzte sei, da doch in den Naturwissenschaften das eigentlich Wissenschaftliche, die Theorie, fast ebenso schwierig ist wie in andern Wissenschaften, wobei eine Menge von Irrthümern erschienen sind und die geistreichsten Naturforscher selbst die Nothwendigkeit der Speculation für ihre Wissenschaft anerkannt haben. Auch die Darstellung des Verf. ist zwar klar, aber nicht selten weitschweifig, und führt durch die ausführlichen geschichtlichen Expositionen oft ganz vom Ziele ab, sodaß die Hauptpunkte gar nicht bestimmt genug hervortreten. Dieser Mängel ungeachtet war uns das Buch eine willkommene Erscheinung und verdient als das Product eines klaren und besonnenen, von dem Schwindelgeiste der jetzigen Generation

nicht ergriffenen Denkers dankbare Anerkennung und Berücksichtigung. Karl Friedrich Bachmann.

Periodische Literatur und Dichtermuth.

Neapel, den 2. Januar 1835.

Es ist wahr, die große Masse des süditalienischen Volkes ist in eine religiös-politische, artistisch-literarische Apathie versunken, welche ihr Fortschreiten noch schwerer als das eines Rhinoceros oder Elefanten macht; die Menschen können auf der Gasse liegen und frieren und hungern, sie stehen nicht auf, sich Holz und Brot zu holen. Und es ist wiederum wahr, daß dieselbe Masse wie vom Blitz gerührt zu ihrem Dolche greift, so oft Schwärmerei ihre Leidenschaft beseelt; ein Beweis, daß der alte Römer und Grieche in ihr schlummert, und daß es nur civilisirenden philosophischen Zündstoffs bedarf, sie zu erwecken. Man irrt, wenn man glaubt, die Ignoranz und der Monachismus hätten in dem Lande alle Keime des Großen und Schönen, alle Empfindungen für Rechte der Vernunft und der Menschen erdrückt; bis dahin gab es noch keine Nation, die alle und jegliche Geister niederschlug, so wenig als es eine Jahreszeit gab, die alle Halme des Feldes knickte.

Die Neapolitaner haben nicht blos die Oper San-Carlo und Bellini, den ich als den größten jetzt lebenden Componisten verehre und höher als Rossini schätze; sie haben einen Philosophen, Pasquale Borelli, der, nebst Galuppi, als Redner und Schriftsteller Rousseau's Grundsätze verbreitet; einen Juristen Nicola Nicolini, der sich mit Mannskraft und Römergeist dem Gesetz- und Gerichtswesen widmete, und einen Geschichtschreiber Namens Pensieri, der sich durch mehre neuere Werke über Italien Ruf erwarb; der Archäologen nicht zu erwähnen, die sich bis dahin und fortwährend Verdienste um die Alterthumswissenschaft und die pompejanisch-herculanischen Entdeckungen erwarben.

Es besteht in Neapel eine Hochschule nach Art der französischen, aber dieselbe wird mit Ausnahme der Juristenfacultät, welche durch Oeffentlichkeit der Gerichte einen höhern Schwung nahm und die meisten Talente vereinigt, so wenig geachtet, daß die meisten unterrichteten Männer im Auslande oder in Toscana ihre Carrière machten. Nur für die alten Sprachen wird das Nöthigste gethan, um den Priestern, die hier schon als Embryos mit großen Hüten und violetfarbenen Mänteln einhergehen, Gelegenheit zu geben, eine Messe auch verstehen zu lernen, was bei den alten häufig nicht der Fall war. Die Regierung will den Unterricht des Volkes vernachlässigen und nur die Bildung des Militairs befördern, das stattlich einherparadirt und die Castelle und die Berge occupirt. Für dieses sind Ingenieur-, Artillerie-, Divisions- und Cadettenschulen eingerichtet.

Ganz im Widerspruche mit dieser Armuth der Bildung stehen die öffentlichen Bibliotheken und Kunstanstalten, insbesondere die große Anzahl der Buchläden. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß über 30 Buchdruckereien und über 200 Buchhändler in Neapel leben, denn es gibt Straßen, ohne vom Toledo zu reden, in der Mitte der Stadt, die so ansehnliche Magazine als viele Sortimentshändler von Leipzig haben. Vergebens fragt man sich daher, wovon diese Menschen leben, und wer ihre Bücher liest? Man sieht auch nicht ein Lesecabinet, und die sogenannten, für Fremde errichteten sind so arm an Novitäten, daß ich seit sechs Wochen mir umsonst Mühe gab, die in der letzten Zeit erschienenen Dramen, Poesien und antiquarischen Bücher zu erhalten. Der Director erwiderte auf alle Anfragen höflichst: dieses Werk sei verboten, oder es sei in der Schweiz, in Toscana, in Oestreich erschienen, und er könne es nicht anschaffen, ohne für jeden Band sechs Carlini Einfuhrgeld zu bezahlen. Auf diese Weise kostet ein italienischer Classiker dreimal so viel als in Deutschland, und es sind ganz alte, vom Papst weiland selbst gelesene Dichter, wie z. B. Boccaccio, ganz und gar verpönt, weil der Mann ein wenig locker schrieb und kein ascetischer Christ war.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß ungefähr alle Menschen, die hier zu Fuß gehen in den Gassen, nicht lesen können, mich und die anwesenden studirenden Fremden ausgenommen; es fragt sich also, warum eigentlich die Policei die Literatur fürchtet und verbietet? Es ist auch gar nicht Mode, in den Kafferhäusern und Schenken zu lesen, die miserabeln Kneipen und Lieblingsörter der Tabacksqualmer sind. Das Gerücht geht, der Carbonarismus habe sich in die Advocatentoga geflüchtet, und die Elite des Barreau habe schon mehrmal versucht, liberale Ideen zu erzeugen und liberale Institutionen und Reformen hervorzurufen.

Die Wahrheit an der Sache ist, daß mit den französischen Begriffen für Recht bei vielen Leuten die alte Poesie erwachte und Blüten trieb, die die Censur nicht passirten, woher es denn wol kommen mag, daß ein beliebt gewordenes und wohlgeschriebenes Journal, „Il folletto" (Der Poltergeist), unterdrückt und der ansehnlichste hiesige Buchhändler, Morelli, verhaftet wurde. Sein Sohn hat, wie er mir selbst erzählte, seit diesem tragischen Auftritte, der, wie ich glaube, von einer polnischen Sympathie herrührt, beinahe sein ganzes Vermögen aufgeopfert, um denselben zu befreien, aber ohne Erfolg.

Dieser Morelli ist der Herausgeber der berühmten Prachtausgabe der Pandekten und mehrer alten Classiker, wie er denn auch meines Wissens der Verleger des jetzt vielgelesenen Großfolioblattes: „Omnibus", ist, das wöchentlich einmal ausgegeben wird und eine sehr vielseitige Tendenz hat.

Da, wie schon gesagt, hier kein öffentliches literarisches Leben ist, so muß man die erscheinenden periodischen Blätter entweder selber sich anschaffen oder in einem Privathause zu bekommen suchen, das selten mehr als eins hat. Ich habe deren nach und nach auf diese Weise sieben kennen gelernt, deren Namen hier folgen.

„Giornale del regno delle due Sicilie"; wöchentlich zweimal in Großfolio, ein politisches, nichtssagendes Tageblatt, das auch die Witterung, die Mondfinsternisse, die Hoffesttage und den Wasserstand anzeigt. Es ist halbofficiell, aber kein Moniteur. „Giornale del commerzio"; ein neues Blatt für den Handelsstand, das die Curse und die in Ladung liegenden Schiffe wesentlich angibt. „Omnibus", ein Wochenblatt von der Tendenz des pariser „Voleur" und „Cabinet de lecture"; es liefert Poesien, philosophische Reflexionen, Kritiken neuer Bücher, Biographien und Tagesnotizen und wird von einer Gesellschaft junger Advocaten redigirt. „Topo letterato"; ein kleineres ähnliches Journal, einseitiger gehalten. „Indicatore"; auch ein Wochenblatt für Kunst und Literatur, nicht so groß als der „Omnibus". „Giornale della moda"; der Titel dieses Blattes weist ihm seine Bestimmung an. „Il padre di famiglia"; ein Journal, das ungefähr dem „Magazin pittoresque" nahekommt und den Mittelstand und die Jugend zu seinem Publicum hat; kaum ist es anzutreffen. „Il folletto", dessen Tod ich oben verkündete, als den eines hoffnungsvollen Jünglings, der längeres Leben verdiente.

Um durch die That den Beweis zu liefern, daß die Redactoren des „Folletto" nicht viel anders in Neapel als Viele in Deutschland dachten und schrieben, theile ich hier seinen Schwanengesang mit. Der Censor hatte sich, wie es scheint, von dem Sänger ein X für ein U machen lassen, und da kam hinterher die hohe geistliche Censur, die sehr strenge und absoluter ist, und schnitt als Parze dem Blatte seines Lebens Faden ab:

A Macrino.

Erri se credi,
Che sia la femmina
Qual tu la vedi,
La rossa e pallida,
La bionda e bruna,
Negra e la candida,
Nè ven' è alcuna
Che mostri agli uomini

In volto e in core
Il suo colore.

A ogni bell' animo
La patria è cara:
Senza il ben publico
La vita è amara,
E tutti al popolo
Mostrar pretendono
Gran carità;
Ma tutti prendono,
Nessuno dà.

Macrin', col tuo giudizio
Ove non trovi il vizio?
In chiesa ipocrisia,
Sul trono tirannia,
In cattedra ignoranza,
Nel popolo incostanza,
Orgoglio nei magnati,
Paura nei soldati.

I monaci carnali,
I giudici venali,
Le spose poco oneste,
Le virgine immodeste,
E in casi antichi e nuovi,
Macrin', tu nulla approvi.
Se tutto vuoi perfetto
Hai tu il maggior difetto.

Der Verfasser dieses Liedes ist nicht genannt, ich habe aber Ursache zu glauben, daß es derselbe ist, der vor Kurzem ein Bändchen Poesien herausgab und Stellen des Homer übersetzte. In diesem Falle wäre es der Baron Cosenza, den man wegen seines Standes und seiner Freimüthigkeit um so höher zu schätzen hätte. Er ist nicht der einzige moderne neapolitanische Dichter, den ich hier während eines flüchtigen Aufenthalts kennen lernte. Die alte Parthenope hat auch Dramatiker, wie z. B. den Cavalier Tenore, und Heldensänger, Urbano Lampredi und Rossi. Der Letztere schrieb, wenn ich nicht irre, ein komisches Epos „Il diritto canonico". Ich muß vielleicht sehr bedauern, daß hier der Geschmack für Musik so überwiegend ist, daß fast gar kein Drama zur Aufführung kommt. Diejenigen, die ich im Teatro de' Fiorentini sah, waren insgesammt keine italienischen Stücke, sondern nur widrige Uebersetzungen des Nordens. Ich dachte den Scribe'schen Onkeln und Mündeln und den Kotzebue'schen Thränen und Späßen zu entfliehen, als ich Deutschland und Frankreich verließ; aber das ist nicht möglich, „Dix ans de la vie d'une femme" und „Die Schachmaschine" verfolgen mich wie böse Furien. Ich muß es sogar erleben, daß man Iffland's bleierne Husaren und Commercienräthe aus dem Schrank holt, um mich gewaltsamerweise aus dem Hause zu jagen. Warum denn gibt man nicht Alfieri, Goldoni, Silvio Pellico? Ist dieser geschundene Märtyrer-Poet nicht einmal am Vesuv zu galvanisiren?

Von neuesten literarischen Erscheinungen gibt es jetzt eine Geschichte Siciliens; ein Opus über die „Disgrazia della lingua italiana", von Alessandro Palliese, das wol der Materie wegen Beachtung verdient; einige „Pensieri sulla storia", die aber keine Herder'schen Ideen enthalten, von Gargallo, wieder ein Jurist, und eine lange, lange Hymne auf die Sängerin Malibran, betitelt: „A Maria Malibran, canto di Emilio Capelli, elegantissima edizione".

Wenn es schon Poeten gab, die die ganze Bibel in Verse brachten, und Minnesänger, die ein ganzes Tausend Oden und Sonette an ihre Dame richteten, so kann ich diesen Enthusiasten entschuldigen, wenn er in dreizeiligen Strophen zu einer profanen Heiligen betet. Der Unsinn klingt gut in der musikalischen Sprache.

Wie es mit den bildenden Künsten hier beschaffen, habe ich vorläufig noch nicht recht innewerden können. Die Fremden, die in Italien ihre Studien machen, scheinen mir durchgehends mehr Ruf und Talent zu haben als die Eingeborenen. Ich habe vor Kurzem im Museo einer Concursausstellung beigewohnt und darin nichts weiter als schlechte Bilder und schlechte Tonmodelle gesehen. Die Maler hatten den Auftrag, die Scene darzustellen, in welcher der Mathematiker Archimedes vom Soldaten ermordet wird. Besser waren die Architekturprojecte, ein öffentliches Bad für eine große Stadt, ausgeführt; denn wenn auch in allen Zeichnungen das Ausführbare und Zweckmäßige aus den Augen gesetzt war, sah man doch darin viel richtigen Schönheitssinn und eine griechische, am Antiken gebildete Schule. Die neue Kirche auf dem Schloßplatze ist ein praktischer Beweis, daß Neapel auch noch jetzt nicht ohne Baumeister ist, und wenn nur die kleinen Seitenkuppeln an dem Gebäude versteckt wären, wollte ich gern das Ganze schön und großartig finden. Es sind die kostbarsten Materialien daran verwendet worden. Aber dies Gebäude ist auch das einzige, das der Staat im 19. Jahrhundert aufführen ließ. 129.

Zur Berichtigung.

In Nr. 10 d. Bl. S. 39, ist ein Epigramm auf den Cardinal Fleury unrichtig angeführt und die interessante Geschichte der Entstehung desselben ganz übergangen.

Der Abbé, nachher Cardinal Bernis war in seiner Jugend ein lockerer Gesell und deshalb bei Fleury nicht gut angeschrieben. Es ist bekannt, daß, als er sich eines Tages zu einer eben offen gewordenen Stelle meldete, der Minister ihm seine Bitte mit dem Zusatze abschlug: „So lange ich lebe, werden Sie nie eine Stelle erhalten". „J'attendrai", antwortete der Abbé und ging. Seine Lebensart änderte er darum nicht. Als er nun eines Abends in lustiger Gesellschaft speiste, kam die Nachricht an, Fleury sei gestorben. Alle freuten sich; es ward vorgeschlagen, daß Jeder ihm eine Grabschrift setzen sollte. Bernis war schnell mit der seinigen fertig und Alle erkannten sie für die vorzüglichste. Sie lautete so:

Ci-gît qui loin du faste et de l'éclat
Se bornant au pouvoir suprême,
N'ayant vécu que pour lui-même
Mourait pour le bien de l'état.

Aber mitten in dem Jubel kommt die Nachricht, die Todespost sei falsch, der Cardinal lebe noch. Großer Schrecken! Die Gesellschaft stiebt auseinander, und Bernis hält sich verborgen, bis die Parze den Lebensfaden des alten Ministers wirklich abschneidet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1835.

Aus dem Leben des Freiherrn Heinrich Ludwig von Nicolay, weil. kais. russ. Geheimenraths u. s. w., von P. von Gerschau. Herausgegeben von A. von Binzer. Hamburg, Perthes und Besser. 1834. 8. 8 Gr.

Eine kleine, aber sehr anziehende Schrift über den als Erzieher Kaiser Paul I. bekannten, als deutschen Dichter fast vergessenen, durch liebenswürdige Persönlichkeit, bedeutende Schicksale und durchgreifenden Einfluß auf den Gang der Bildung in einem großen Reiche aber unvergeßlichen Staatsrath und Großritter des Annenordens, Nicolay, wird uns hier in der Form eines vortrefflichen biographischen Fragments dargeboten. Die Lecture dieser anziehenden Blätter ruft uns die schöne Zeit in der deutschen Literargeschichte zurück, wo der Mann und sein Wirken noch etwas werth war, das Talent und sein Einfluß noch unzersplittert in wenigen Händen lag, wo es noch für etwas galt, ein Mann von Geist zu sein, und wo es noch glückliche Dichter gab, nicht blos in Bezug auf die Musen, sondern auch in Bezug auf das Leben und seine Wirkungen. Als Nicolay im J. 1737 in Strasburg geboren wurde, fing Deutschland sich zu regen an; es schüttelte den Staub des 17. Jahrhunderts von seinen Füßen und schickte sich, geführt von Haller, Uz, Winckelmann, Klopstock und Wieland, zu einer weiten und reißend schnellen Reise an, die vielleicht zu rasch zurückgelegt wurde. Nicolay's Jünglingsjahre fielen in die glückliche Periode eines überall her angeregten neuen Strebens und Wirkens. Das Bedürfniß engen und einträchtigen Zusammenhaltens machte eine engverbundene Brüderschaft aus der ganzen Gemeinde der Männer von Geist in dem größten Theil von Europa, in Deutschland, Frankreich und England, und Nicolay, auf der Grenze der beiden ersten Reiche geboren, gehörte beiden Kreisen an. Der Drang der Gedanken war damals in Frankreich noch größer als in Deutschland; dort nahm er eine kritische, hier eine poetische Richtung, denn mit der Poesie war Frankreich fast fertig. Den jungen Nicolay ergriff dieser Strudel der Gedanken, der seinen Focus in Paris hatte, und riß ihn an sich; er war 17 Jahr alt und im Besitz von etwa 3000 Fl., als er in Paris in den Kreis eintrat, der damals die Welt bedeutete und in Wahrheit auch alles Das in sich schloß, was in der Welt der Geister nennenswerth ist. Der Biograph malt diese Cirkel mit wenigen, aber desto energischern Pinselstrichen. Die eigentliche Angel der Ideen dieser Zeit war die Kirche und ihr Verhältniß zur Gesellschaft, und die Salons der Mademoiselle Espinasse und Madame Geoffrin waren es, in denen sich die Ereignisse vorbildeten, die seit 50 Jahren den Anblick des alten Europa umgebildet haben. Diese beiden Frauen, ohne Rang, ohne Schönheit, ohne Vermögen, beherrschten eigentlich Frankreich und die Welt; sie waren die Vorsitzerinnen in dem Tribunale, wo ihr Lächeln oder ihr Wink über Gedankenprocesse entschied, deren Ausgang in den gesammten Staatsverhältnissen Europas und in seinem Sittenzustand entscheidend einsprach. Die Geoffrin, von d'Alembert mit einer (sit venia verbo) wahren Hundetreue geliebt, ward durch ihn und die ihm verbundenen Encyklopädisten zur Unruhe in dem Chronometer der Zeit. In Verbindung mit dem gewaltigen Diderot bildeten sie die größte Macht der Zeit, und der Enkel Ludwig XIV. mußte vor ihnen sein Haupt beugen. Die Schilderung, welche der Biograph von Diderot, diesem Giganten in der Ideenwelt, entwirft, ist so charaktervoll, daß wir einigen Zügen derselben eine Stelle hier einräumen müssen. Mit allen Kräften des Menschenthums fast zum Uebermaß ausgestattet, gründlich gelehrt, voll hinreißenden Feuers, zum trockensten technischen Studium ebenso geschickt als zum höchsten Schwunge der Phantasie aufgelegt, vom weichsten Herzen und den Nächsten mit Selbstvergessenheit liebend, war er der begabtesten Menschen einer; reich, fruchtbar, üppig an Keimen aller Art, wild, sanft, prangend, gut, wie er die Natur geschildert hat, und dabei so frei von Selbstsucht, daß sein Motto war: „Nicht das ist die Hauptsache, daß etwas durch mich geschieht, sondern daß es überhaupt geschieht". In wildausschreitendem Eifer gegen die Misbräuche seiner Zeit trat Diderot den Altar nieder, an dem der Glaube die Menschheit versammelte; eine fast unerklärliche Verblendung führte den weichsten und besten der Menschen über das Princip hinaus, in dem das Leben der Natur seinen Sitz hat. Er war Atheist; aber die Gewalt seines Geistes, seine Güte, seine Glut deckten den Abgrund zu, in dem seine Seele auseinanderklaffte. Zwischen solche Männer gestellt, rettete der junge Nico-

lay seinen Glauben und gab hiermit das erste Zeichen seiner geistigen Kraft. Der misanthropische Freigeist Voisenon, Helvetius, der Meister der Sophistik, Condillac, mit aller Geistesschärfe der Dialektik, konnten ihn in dem Glauben nicht irre machen, ohne welchen die Menschheit einer Heerde ohne Hirten und die Natur einem Zufall gleicht.

Voltaire war abwesend, Montesquieu eben gestorben, Fontenelle, „ohne Fehler und ohne Tugenden", stand einer Ruine gleich da, Jean Jacques blieb für Nicolay unsichtbar; aber die übrigen Genien dieser gährenden Zeit bildeten an ihm. Endlich entführte ihn Fürst Galitzin diesen gefährlichen Elementen und versetzte ihn mitten in die bildenden Kreise des damals äußerst lebhaften Wiens. Das alte Studium der Jurisprudenz war nun entschieden aufgegeben, Gluck und Metastasio, Fries und der Hof Maria Theresia's nahmen die Stelle der Encyklopädisten ein. Eine Reise nach Frankreich, England und der Schweiz brachte ihn mit dem Hetman Rasumofsky in Verbindung; auch Voltaire ward besucht, und nun ward es Tag in der deutschen Literatur. Gekränkt in seiner Vaterstadt, nahm Nicolay das Anerbieten Panin's an, 32 Jahr alt, im J. 1769 als Erzieher des Großfürsten Paul nach Petersburg zu gehen. Von jetzt an gehörte Nicolay dem russischen Reiche an; seine reiche, sanftschwärmende, geschmackvolle Muse aber blieb Deutschland zugewendet. Im Hofcirkel Katharina's, wo der Esprit die Stelle des Hofceremoniels einnahm, blieb N. ein Repräsentant der deutschen Biederkeit, die wenigstens damals noch keine bloße Sage war. Falconet, der wunderliche Künstler, und Lafermière waren seine Freunde; für sich selbst erlangte und verlangte er nichts; aber was in der russischen Bildung dem französischen Element das Gegengewicht hält, das ging meistens von ihm aus. Im 40. Jahre vermählte er sich, begleitete hierauf seinen Zögling nach Deutschland und lernte Ramler und Nicolai in Berlin kennen. Hier auch gründete sich sein nahes Verhältniß zur nachherigen Kaiserin Maria, diesem unvergeßlichen Schutzgeist Rußlands, dessen Freundschaft ihm bis zum Grabe treu blieb. Allmälig befestigte sich seine Lage, N. ward reich und angesehen. Auch sein Dichterruhm wuchs, und die treffliche Ballade: „Griseldis", ein Meisterstück in der gemüthvollen poetischen Erzählung, stellte ihn für immer zu Deutschlands Dichtern. Frei von Ehrgeiz, beglückt in seiner Errungenschaft überraschten ihn die Zeichen kaiserlicher Gunst mehr, als sie ihn erfreuten. Als sein Zögling den Thron bestieg, ward er Präsident der Akademie, Mitglied des Cabinets und mit Ehrenzeichen und Gütern belohnt. Er schuf sein Monrepos am finnischen Meerbusen, ein kleines Eldorado. Hierher zog er sich 1801 nach seines Zöglings Tode zurück; nur mit der Kaiserin Maria blieb er in Verbindung und war die Hand, welche die Wohlthaten dieser edeln Fürstin über ein unermeßliches Reich ausstreute. Ein größeres Maß irdischen Glücks, als dem Greise in Monrepos zu Theil wurde, ist kaum zu denken. Seine Thätigkeit waren Werke menschlichen Erbarmens bei ungemessenen Mitteln, seine Familie glücklich — einen Sohn erzog Voß in Eutin —, seine Wohnung ein Paradies, sein Leben die Nachfeier eines ruhmvollen, arbeitsreichen, vorwurfslosen Tagewerks. Im J. 1812 erblindete der Greis, doch erlangte er das Gesicht wieder und verschied endlich bei ungeschwächter Geisteskraft im 83. Lebensjahr bald nach seiner treuen Gattin am 18. Nov. 1820. Von seinen Arbeiten nehmen die „Vermischten Gedichte" in der berliner Ausgabe 1792 sieben Bände ein. Die prosaischen Erzählungen: „Das Schöne", „Idda", eine historische Novelle, und andere sind besonders gedruckt. Er hinterließ 112 kleine Erzählungen und Fabeln, 83 Sinngedichte, vier größere Gedichte: „Horst und Pika", „Halin und Dobra", „Ezzelin und Monrepos", 12 Elegien, 9 Episteln, 5 poetische Erzählungen und 12 Uebersetzungen („Athalie" u. s. w.). Seine Erzählungen in Prosa nehmen theils Florian, theils Cervantes zum Muster; vorzügliche Geistesverwandtschaft zeigt sich in den poetischen Erfindungen mit Ariosto; die Sprache ist durch geschmackvolle Naivetät ausgezeichnet. Das Geistreiche lebt in seinen Sinngedichten, unter denen „Ein guter Rath" hier stehen mag:

> Von vorne flieh' ein schön Gesicht,
> Von hinten trau' dem Maulthier nicht,
> Vermeide neben dir den Karren —
> Von allen Seiten flieh' den Narren.

Aber eine Schule der Kritik, die weder das Geschmackvolle noch das Geistreiche, weder das Gemüth voll ruhiger Klarheit noch die Weisheit des Gedichts zu schätzen weiß, hat Nicolay als Dichter in Vergessenheit zurückgestoßen, um uns mit Dem zu befreunden, was sie gewaltig und groß nennt, während es uns gewaltsam und klein erscheint. In den Elegien ist zarte Naturschilderung, in den Episteln ein rein menschliches Verhältniß, in dem Lehrgedichte: „Daktylia", an Voß, schöne Form, im „Capuziner" Humor anzutreffen; doch alles Dies steht jetzt in geringer Achtung.

In seinem Haushalt hielt selbst der Greis auf strengste Ordnung und Zierlichkeit. Jene machte es ihm möglich, selbst erblindet den liebenswürdigen Wirth zu machen und in seiner 10,000 Bände starken Bibliothek Schrank und Fach anzugeben, wo sich ein gefodertes Buch fand. Stets mäßig im Genuß, liebte er doch eine feine Tafel. Geistesthätigkeit war ihm Bedürfniß, seine Theilnahme für die Regungen des deutschen Geistes blieb stets dieselbe; er war der Freund aller hülfsbedürftigen Landsleute in Rußland, und der Segen zahlloser Wohlthaten ruht auf seinem Grabe. 46.

Spanischer Pfeffer gegen deutsches Salz. Briefe einer Dame, herausgegeben von Anton Edmund Wollheim. Hamburg, Literatur-Comptoir. 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Dieses Buch ist zwar nicht in der jetzt herrschenden witzelnden Manier abgefaßt, aber auch nicht in einer bessern; es ist nämlich großentheils eine verunglückte Nachahmung der Jean Paul'schen Sammlungen gelehrter Anspielungen und wunderlicher Combinationen und Wendungen. Die Anspielungen sind jedoch

fast nur aus dem Gebiete der indischen und persischen Literatur genommen, in welcher der Verf. viel mehr heimisch zu sein scheint als in der Jetztwelt. Bald nach dem Anfange des Buches läßt er unter Anderm die vor einiger Zeit aus dem Meere emporgestiegene, bald darauf aber wiederversunkene Ferdinandsinsel eine Rede halten, in welcher es von gelehrten und satirisch sein sollenden Anspielungen auf die neuern Erscheinungen in dem Gebiete der Philosophie und Theologie wimmelt. Diese Wendung ist allerdings echt jeanpaulisch; aber sie ist leider nur eine hohle Schale, der Witz und die Tiefe Jean Paul's fehlen. Bekanntlich wird selbst dieser ausgezeichnete Schriftsteller, wenn er auf neuere literarische Erscheinungen spöttelt, zuweilen ungerecht und widrig, weil er dieselben nicht immer zu würdigen wußte. Bei unserm Verf. ist das nun in noch viel höherm Grade der Fall; seine Anspielungen auf Hegel und die Mystiker sind trotz alles Gelehrsamkeitsprunkes so leer und nichtssagend, daß jeder Schulknabe ebenso treffend spotten könnte. Nicht viel ersprießlicher sind die Bemühungen des Verf., wenn er eigne Ansichten vorträgt; auch hier wird Jean Paul nachgeahmt und zwar jene Gewohnheit, in einen pomphaften Redestrom hin und wieder vulgaire Redensarten, welche alsdann humoristisch sein sollen, einzustreuen. Dieses Verfahren misglückt aber deswegen fast immer, weil schon die ernsthafte, pathetische Rede des Verf. wegen ihrer Gehaltlosigkeit dem aufmerksamen Leser ein Lächeln ablockt.

Ich greife die nächste, beste Prunkstelle der Art heraus, S. 124: „Ich betrauere nicht die Helden, nicht die Weisen, wenn sie sterben; nicht ihre Zeit, nicht die Weltgeschichte beklag' ich alsdann; denn der Geist der Weltgeschichte ist der Vater, die Essenz der Zeit ist die Mutter dieser großen Männer. Wenn der heilige Geist der Weltgeschichte die Zeit beschattet, dann entstehen diese Torsos eines höhern Genius, verstümmelte Gestalten eines bedeutendern Wesens, welche über unsere Begriffe hinausragen und die wir große Männer nennen. Aber diese leben ihre Zeit, schlafen ein und sinken nieder ins Weltall; Weltgeschichte und Zeit fallen einander in die Arme, legen Trauer an um das gestorbene, geliebte Kind und begraben es auf einer einsamen Insel unter Trauerweiden, die ihre blonden Haare in die Flut senken. Aber wenn die Trauer vorbei ist, so gebärt die Zeit andere Kinder und der Weltgeschichtengeist erlebt neue Vaterfreuden. Doch wehe, wenn dermaleinst die Kinder am Grabe der Aeltern weinen müssen, wenn das Auge des Vaters gebrochen ist vor Schwäche, Gram und Kränkung; wenn das liebe Herz der Gebärerin stockt, wenn die Hand der lenkenden Mutter Zeit, die, wenn auch oft von ihren Kindern verkannt und geschmäht, doch stets ihre Wunden geheilt, erkaltet und erstarrt ist. Dann haben die Kinder keine neuen Aeltern zu erwarten, dann steckt der liebe Herr Gott die Sonne wie eine Uhr in die Westentasche und hängt den Mond als Breloque daran, geht herum und putzt mit den Fingern alle Sterne am Himmel aus; dann wird es Nacht, und der ganze Spaß ist vorbei, du kannst es mir auf mein Wort glauben, rein vorbei."

Was in diesen Redensarten wahr ist, ist zugleich so bekannt, daß es kaum die Mühe lohnt, es noch einmal zu sagen, und was der Verf. aus eignen Mitteln hinzugethan hat, ist so verwirrt und leer, daß es Lachen abzwingt. Die schon an sich schiefe Allegorie, welche die Weltgeschichte als Vater, die Zeit, die doch, von der Geschichte getrennt, ein todtes Abstractum ist, als Mutter, die großen Männer als Kinder bezeichnet, wird noch schiefer dadurch, daß diese Kinder nun gar nicht ohne die Aeltern existiren sollen, wenn auch nur, um ein wenig zu jammern. Große Männer machen eben große Zeiten und können darum nicht ohne sie existiren. Der Schluß ist ganz kindisch: „Wenn Weltgeschichte und Zeit todt sind, so ist der Spaß vorbei". Man kann wol nicht etwas Trivialeres in pomphaften Redensarten verkündigen. Und die humoristischen Verzierungen, das Geschwätz von der Westentasche u. s. w., sind nicht minder am unrechten Orte. Denn es fragt sich sehr, ob es nicht ein Avancement für die Sonne wäre, wenn sie als Uhr in des Herrgotts Westentasche commandirt würde, und dies ist daher eine sehr schiefe Bezeichnung für den Untergang oder die Herabwürdigung derselben.

Indessen hat doch der Verf. in der soeben angeführten Stelle wenigstens etwas sagen wollen; an vielen andern Stellen scheint aber auch diese Absicht keineswegs dagewesen zu sein. Unter Anderm kommt S. 149 die briefstellernde Dame, nachdem sie sich vorher ohne sonderlichen Grund einen Koloß zu Rhodus genannt hat, auf den Einfall, sie könne auch als Telegraph dienen und werde zu diesem Ende folgende Annonce in die Zeitungen einrücken lassen: „Ein gebildetes Frauenzimmer in den besten Jahren, von guter Familie und von ziemlich gutem Rufe, sucht bei einer Regierung oder einem einzelnen Herrn eine Stelle als Telegraph. Selbige ist mit den besten Zeugnissen über ihr Wohlverhalten und ihre Armfähigkeit in diesem Fache versehen, und sieht dieselbe mehr auf hohes Gehalt als auf anständige Behandlung. Adressen unter G. D. 1. bittet man an die Expedition der Haude- und Spener'schen Zeitung oder des hamburger Correspondenten abzugeben."

Der Verf. hat hier durchaus keine andere Absicht gehabt, als gelegentlich den Styl der Zeitungsanzeigen zu parodiren. Dergleichen gelegentliche Launen befriedigt Jean Paul freilich auch zuweilen, aber er entschädigt dann den Leser durch eine Fülle von Witz und Schalkhaftigkeit und durch Proben feiner und scharfer Beobachtungsgabe. In der vorstehenden Anzeige ist aber höchstens die Wendung: „Dieselbe sieht mehr auf hohen Gehalt als auf anständige Behandlung", leidlich witzig, weil in der That viele Personen, welche sich der das Entgegengesetzte aussagenden Redensart des Anstandes wegen bedienen, die des Verf. vorziehen würden, wenn sie aufrichtig sein dürften. Aber alles Andere ist ohne alle treffende Ironie und zum Theil auf ganz ungehörige Weise aus einer Zeitung abgeschrieben. Der Ausdruck: „bei einem einzelnen Herrn", ist z. B. ganz sinnlos.

Ich habe diese Stellen angeführt, weil es interessant ist, zu sehen, wie dieselbe Manier, welche, vom Meister gehandhabt, ergötzt und zuweilen entzückt, in der Hand des Nachahmers ein Lächeln des Spottes und des Mitleids abnöthigt.

Daß übrigens diese Manier dem Verf. selbst keineswegs zur andern Natur geworden ist, geht schon daraus hervor, daß er sie in der zweiten Hälfte des Buches ganz fahren läßt und sich auf das Gebiet des gewöhnlichen politischen Raisonnements begibt. Hier wird denn, wie überhaupt in dem ganzen Buche, manches Verständige gesagt, aber in einer unangenehmen Weise. Der Verf. bekennt sich nämlich als Freund der Monarchie und bekämpft den Republikanismus, und in diesem Streite läßt sich nun freilich gar leicht manches Verständige sagen. Trotzdem aber bleibt das Raisonnement des Verf. starr und hohl, es mangelt ihm an Lebendigkeit und an Selbständigkeit der Anschauungsweise. Er gefällt sich in jenem jetzt modischen justemilieu-artigen Protestiren nach beiden Seiten hin, ohne daß es ihm gelingt, eine eigne Ansicht, eine wirkliche positive Mitte aufzufinden und darzustellen. Auch fallen seine Angriffe auf die Extreme zuweilen sehr matt aus. Unter Anderm ist Das, was er S. 15 fg. gegen die Republiken sagt (daß noch keine auf die Dauer bestanden hätte und glücklich gewesen sei u. s. w.), theils schon hundert- und abermal hundertmal gesagt worden, theils ganz schief, denn dasselbe ließe sich von der Monarchie beweisen, und überdies ist es ein ganz falscher Schluß, daß Etwas, was noch nie dagewesen ist, darum unmöglich und selbst nicht wünschenswerth sei. Auf der andern Seite ereifert er sich z. B. ganz unnützerweise darüber, daß das „Berliner Wochenblatt" einmal Don Miguel die Stütze der Legitimität genannt hat. Dieser Ausdruck hatte seinen guten Grund; denn in der That schien es vor einiger Zeit, als werde der Ausgang des Kampfes zwischen Don Pedro und Don Miguel auch den Streit zwischen Legitimität und Liberalismus auf einige Zeit entscheiden, und in diesem Sinne konnte Don Miguel die Stütze der Legitimität genannt werden, ohne daß hierdurch, wie der Verf. behauptet, der Sache der wahren Legitimität eine unaus-

löschliche Schmach angethan wurde. Ueberhaupt läßt der Verf. sich in diesem Theile des Buches viel mehr als billig auf Gegenstände ein, welche der Erörterung gar nicht werth sind. Der 43. Brief fängt also an: „Warum triumphirst du so sehr? Glaubst du, daß die Quadrupelallianz, die Frankreich, England, Spanien und Portugal geschlossen haben, dazu dienen mag, dem Republikanismus wiederaufzuhelfen?" Und diese Meinung wird nun weitläufig bekämpft Aber hat jemals ein einigermaßen Verständiger eine so ganz thörige Meinung gehabt, und wenn etwa in des Verf. Umgebungen diese Ansicht laut geworden ist, so geht das das Publicum nichts an, und einem verständigen Manne geziemt es nicht, mit so ganz ohnmächtigen Gegnern sich herumzuschlagen, zumal öffentlich.

Unbegreiflich bleibt die große Menge von Lücken, welche durch Gedankenstriche ausgefüllt sind. Censurlücken sind es schwerlich; denn einerseits ist der Sinn der fehlenden Sätze meist durch einzelne, in die Gedankenstriche hineingestreute Worte so deutlich angegeben, daß die fehlenden Worte in der That überflüssig sind, und andererseits muß doch ein verständiger Mann, der überdies Monarchist sein will, sich mit dem Censor zu verständigen wissen. Als Scherze wären diese Gedankenstriche aber gar zu fade, da sie übertrieben häufig sind. Indessen erlaubt der Verf. sich freilich ähnliche Scherze. So ist es schon ein sehr unglücklicher Einfall, daß die Briefe einer Dame zugeschrieben werden, während der Gelehrsamkeitsprunk und der Cynismus eines männlichen Stubengelehrten aus jeder Zeile mit wahrer Ungeschlachtheit heraussehen.

Der orientalischen Literatur scheint der Verf. übrigens mit wahrer Liebe zugethan; die Proben, welche er aus derselben mittheilt, gehören zwar ganz und gar nicht in dieses Buch, sind aber die werthvollsten Bestandtheile desselben. 6.

Biographische Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Erzählt von Friedrich Cramer. Mit einem Facsimile. Quedlinburg, Basse. 1833. 8. 12 Gr.

Wie bekannt liegen die Ueberreste der einst so berühmten schönen Gräfin Königsmark in dem Grabgewölbe der Stiftskirche St.-Servatus zu Quedlinburg und nicht minder bekannt ist es, daß der Leichnam der Gräfin nicht verwest, sondern, wie dies auch in andern Grabgewölben mit einigen Leichen stattgefunden, nur mumienartig eingetrocknet und auf diese Weise die Gesichtszüge kenntlich erhalten worden sind.

Aurora von Königsmark spielte einst in der Geschichte eine nicht unbedeutende, wenn auch nicht grade vorzüglich rühmliche, Rolle; sie war die Geliebte eines lange Zeit unverdienten Ansehens genießenden Königs, sie war die Mutter eines Kriegers, dessen Name wenigstens in der Kriegsgeschichte dauernd lebt: es ist natürlich, daß dies, verbunden mit der Erhaltung ihres Körpers, die Reisenden veranlaßt, ihre Gruft häufig zu besuchen, und ebenso natürlich ist es, daß dabei an das Leben und die Schicksale der Hingeschiedenen gedacht wird. Eine Menge mehr oder minder romanhafte Lebensbeschreibungen der schönen Schwedin sind nun zwar längst erschienen und zum Theil auch wieder längst vergessen; was eine reiche Sammlung früher unbeachtet gebliebener Originalbriefe der Gräfin, sowie mannichfache geschichtliche Forschungen berichtigend als wahr aufgestellt haben, dies ist aber immer noch nicht zusammengefaßt als kurzer biographischer Ueberblick dargeboten worden und doch muß dies nothwendig grade der Wißbegierde der die stille Gruft Aurorens Besuchenden am willkommensten sein. Hr. Dr. Cramer gibt dies hier, nebst einem Facsimile von der Gräfin Handschrift auf drei Bogen und erwirbt sich dadurch das Verdienst der Berichtigung mehrer Irrthümer, die bisher in Bezug auf die Geliebte August des Starken ziemlich verbreitet waren.*) 55.

Literarische Notiz.

Der St.-Simonismus ist in Frankreich noch nicht ausgestorben. Abermals zwei neue Broschüren von der spitzfindigmystischen Madame C. A. C. unter den Titeln: „La mère est la famille" und „Le Nouveau contrat social, ou place à la femme" (letzterer klingt beinahe wie die Affiche einer Marktschreierbude). Mad. C. A. C., sagt ein französischer Recensent, predigt nicht sowol die sociale Gleichheit des Mannes und Weibes als vielmehr die positive Superiorität des letztern, und ihre biblische Genesis läßt sogar das Weib früher als den Mann existiren und diesen aus der unmittelbaren Begattung des Weibes mit der Gottheit entstehen. Dieser wunderliche Entstehungsact nimmt sich in gutem Damenfranzösisch recht niedlich aus:

„Am Morgen des sechsten Tages heißt es, als das erste Weib im süßen Schlummer lag, nahte sich Gott und drückte auf ihren Mund (wahrscheinlich mittels eines Kusses) ein Theilchen seines göttlichen Wesens (une parcelle de sa divine substance). Das Weib erwachte, seufzte, ihr Busen hob sich, sie fühlte in ihrem Herzen süße Schauer, sie breitete die Arme aus nach dem Gotte, der sie beschattet. Aber dieser (qui connaissait la faiblesse des organes de la femme) entzog sich ihrem Blick und ließ ihr als Pfand seiner Heimsuchung nur den unsterblichen Funken der Liebe, welcher nie erlöscht und sich ewig an dem Urquell verjüngt, von dem er ausgeflossen."

Die Frucht dieser Schwangerschaft von der Gottheit war männlichen Geschlechts. Wie zu erwarten war, verwöhnte die zärtlich-sehnsüchtige Mutterliebe das Knäblein, welches sich aus derselben „Waffen schmiedete, um seine kühnen Prätentionen durchzusetzen". Es überwuchs die Mutter und usurpirte sich den ersten Platz. Hieraus quillt nun alle Selbstsucht und jeder menschliche Irrthum. Ein komischer Sündenfall!

Der französische Kritiker spricht sich über diese religiös-sinnliche Spielerei mit Unwillen aus. „Ist denn", sagt er, „die Geschichte der Menschheit so wenig, daß man sie von jeder Caprice der Phantasie, von jeder neblig-empfindsamen Vorstellung, von jeder frivolen Hypothese, die Einem durch den Kopf geht, abhängig macht? Wer hat nicht einmal in Momenten der Faselei die Welt nach seiner Weise erschaffen? Die Phantasie übt sich in allerlei Kunststückchen, baut Städte, gründet Reiche, setzt ein und ab, spielt mit Blumen und Ungeheuern, läßt Engel und Teufelchen aus dem Schubkasten ihres Gehirns hervorspringen, aber sie soll uns diese Seifenblasen und Chimären nicht für Ideen verkaufen. Diese sind wirklich, jene Bläschen aber nur ein unwirkliches Schattenspiel."

Da hat der Kritiker ganz recht, und man könnte seine Bemerkung mit ebenso allgemeiner Geltung auf deutschen Boden übertragen. Denn hier gibt es leider auch speculirende Handelsleute, welche sogenannte Ideen feil bieten, die aber, wie ein Philosoph sagt, nichts sind, als „alles und jedes dumme Zeug, was Petern und Micheln durch den Kopf geht".

Nach der Ansicht der Mad. C. A. C. muß eine Emancipation des Weibes diesem vor Allem Folgendes gewähren: 1) Einen eignen selbständigen Namen in der bürgerlichen Gesellschaft; 2) die Hälfte des Ertrags des Grundbesitzes, als Fond für die Erziehung der Kinder; 3) Theilnahme an Kirchenwürden und Staatsämtern.

Dagegen bemerkt der Recensent richtig abfertigend, daß es anstatt dieser albernen Einrichtungen vielmehr einer tüchtigen Erziehung des Weibes bedürfe, insofern nämlich ein im höhern Sinne für seine Bestimmung erzogenes Frauenzimmer solchen unreifen Gedanken gar nicht nachhängt und sich's nicht einfallen läßt, Finanzminister oder Generalsuperintendent zu werden. 130.

*) Der Verf. beschäftigt sich seit längerer Zeit mit einer ausführlichen Geschichte der Gräfin Königsmark, die noch in diesem Jahre erscheinen soll. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1835.

Das Pädagogium zu Barby.

Da dieses Pädagogiums sowol in den Lebensbeschreibungen einiger berühmten Männer als in mehren geistreichen Schriften vortheilhafte Erwähnung geschieht, so sei es Einem, der in demselben seine Bildung erhalten, erlaubt, einige Erinnerungen mitzutheilen, welche über die gedachte Schulanstalt einiges Licht verbreiten könnten. Als Knabe kam ich nach Barby und verließ es als Jüngling. Hier verlebte ich vier glückliche Jahre; hier wurden meinem Geiste die großen Männer der classischen Vorzeit vorgeführt; hier las ich den Cicero, Livius, Tacitus, Plutarch, Virgil, Horaz und Homer; hier umgaben mich Gelehrte von hellem Kopfe und reiner Gesinnung, und Freunde von unwandelbarer Treue.

Das Städtchen gehörte damals, nämlich in den letzten Jahren des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts, in welches ich hier jubelnd und gerührt eintrat, zum Kurfürstenthum Sachsen, und die evangelische Brüdergemeinde, deren Hauptsitz Herrnhut ist, hatte das ehemalige gräfliche Schloß nebst dem ganzen weiten Bezirke an der Elbe und mehren stattlichen Meierhöfen oder Vorwerken in Miethe und Pacht. Alle Einheimische oder Fremdlinge waren oder wurden gute Sachsen, die ihrem Fürsten mit kindlicher Liebe anhingen, und denen es fast unheimlich zu Muthe ward, sobald sie sich, wenn auch nur auf wenige Stunden, dem Einflusse des freundlichen Rautenkranzes entzogen fühlten.

Ohne mich bei dem eben nicht wohlgebauten Städtchen aufhalten zu wollen, führe ich meine Leser unverzüglich nach dem durch Mauern gesonderten Schloßbezirke, dessen Eingang ein sächsischer Invalide in grauem Kittel und mit dreieckigem Hute bewachte. Die Mauern umschlossen einen weiten Raum an der Elbe, nämlich nicht nur mehre Gebäude, sondern auch vier hintereinander liegende Gärten, die im Sommer und Herbste von den schönsten Früchten, Weintrauben, Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen, Kirschen, Birnen und Aepfeln prangten. Es hatten die alten Grafen von Barby, deren Stamm längst vertrocknet und ausgestorben war, durch Schößlinge aus dem mittäglichen Frankreich, die in dem fruchtbaren Boden ganz vortrefflich gediehen, ihres Namens Gedächtniß besser, auf jeden Fall lieblicher erhalten, als kalter, todter Marmor mit eingehauenen Bildern und Buchstaben je fähig gewesen wäre. Das ganze Ufer der breit, langsam und stille nordwärts fließenden Elbe war ein fortlaufender Obstgarten, den ein hoher Damm vor den im Frühlinge sehr gefürchteten Ueberschwemmungen schützte. Und an seinem Fuße lagen sogenannte Buhnen oder Werder, bedeckt mit üppigem Weidengehölz, an denen sich die Gewalt der Wassermasse und der dahertreibenden und sich thürmenden Eisschollen brach. Der Damm diente zum Spaziergange, der besonders an heitern Sommerabenden von den Einwohnern besucht wurde. Unten blühten Bäume oder lagen Elbschiffe angebunden, auf denen die Kochfeuer brannten. Jenseit der blauen Spiegelfläche ein dichter, stattlicher Eichenwald voller Hirsche, Rehe und wilder Schweine. Aus der Ferne blickte das Schloß Dornburg, wo Rußlands Katharina als Kind gelebt, freundlich daher. Gen Westen dehnte sich eine fruchtbare Ebene mit Getreidefeldern und Angern, belebt durch Schafheerden und Gänse, wie auch durch eine ungewöhnliche Menge von Hasen. Den Schlußstein bildete der mystische Gipfel des Brockens.

Vor den Fenstern des Pädagogiumgebäudes wehten Bäume, rankten Weinreben, lächelten Blumen, während man drinnen Virgil's Georgica und Idyllen übersetzte. Zur Rechten jenseit eines Gartens zeigte sich die ansehnliche Vorderseite des Schlosses, wo in ältern Zeiten die Grafen von Barby, in neuern die Directoren der Brüdergemeinde ihren Sitz gehabt hatten. Vor uns, mit dem Schlosse zusammenhängend, war die Kapelle, in welcher wir an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste beiwohnten, und wo in dem Gewölbe die Särge jener Grafen eine geheimnißvolle Scheu einflößten, weil nach dem Volksglauben der Geist eines derjenigen, deren irdische Hülle hier wohleinbalsamirt der Verwesung trotzte, als Gespenst bald auf einem schnellfüßigen Rappen über die Fluren jagte, bald in dem Gotteshause selbst grauenvollen Lärm verursachte, bald sich durch gleichzeitiges Klopfen an alle Thüren der Schloßgebäude, durch Rollen, Schlürfen und Werfen wie mit Holzscheiten hörbar machte. Außerdem hatten sich mancherlei Sagen von der Erstürmung der Stadt im dreißigjährigen Kriege durch den schwedischen General Baner und von den Gefallenen erhalten, die in den Gärten beerdigt worden. Unsern Barby führte

noch eine bebuschte Anhöhe mit den Spuren alter Gräben und Wälle den Namen der Schwedenschanze, und einer meiner Schulfreunde, ein geborener Schwede, nahm mehre Schädel und Knochen mit in seine Heimat zurück, welche er wegen ihrer auffallenden Weiße und starken Textur als schwedische ansprach. Von den Verheerungen jenes Krieges zeugten unbewohnte, mit Gestrüpp bewachsene Stellen hin und her in der Grafschaft, welche noch (s. „Flora Barbiensis") den Namen von Orten und Dorfschaften führten.

Der Geist des Friedens und der Ordnung, welcher die Brüdergemeinde kenntlich macht, lebte und webte auch in allen hiesigen Einrichtungen. Die Pädagogisten, die sich aus verschiedenen Ländern und Welttheilen gesammelt hatten, wohnten nach Maßgabe ihres Alters in Gesellschaften von 10—14 Stubengenossen unter der beständigen Aufsicht eines Lehrers, speisten jedoch an einem gemeinschaftlichen Tische und schliefen in Einem Schlafsaale. Gewöhnung an Sittlichkeit und Anstand, Reinlichkeit, Fleiß und liebevolle Unterordnung war das Wesen der Erziehung. Zwar fehlte es nicht an gottesdienstlichen Versammlungen, an geistlichen Reden und Gesängen; allein jene Frömmelei, welche die jungen Gemüther einengt und verdüstert, war weit aus diesen Kreisen gebannt, indem man von dem Grundsatze ausging, daß die Religiosität frei und selbständig aus dem Boden des eignen Herzens sich heranbilden müsse und sich weder einlernen noch einüben lasse. Eine kleinliche und schiefe Ansicht der wichtigsten Angelegenheit des Menschen vertrug sich auch nicht mit dem Studium der Alten, wozu man sowol in der Schule als in den Stunden der Muße besonders durch das Beispiel verehrter Lehrer aufgemuntert wurde. Hauptbeschäftigungen waren und blieben die alten Sprachen und die reine Mathematik, an welche sich dann die historischen Wissenschaften und die neuern Sprachen anschlossen. Zeichnenkunst, Musik und Naturgeschichte wurden mehr als Erholungen betrachtet. Ein Wort, ein Blick oder Wink der Vorgesetzten diente statt aller Strafen. Aufmerksamkeit und Fleiß erhielten sich durch Interesse für die Sache, und selbst das Mittel der Ehrliebe ward in den höhern Classen nicht leicht mehr angewendet. Allmälig schmolz das Verhältniß des Lehrers und Schülers in dem gemeinschaftlichen Bestreben der Aufhellung der Begriffe, der Entwirrung des Dunkeln und der Ermittelung des Wahren zusammen.

Mit warmer Dankbarkeit und tiefer Ehrfurcht denke ich und gewiß hundert noch Lebende mit mir an den rüstigen Greis Theodor Zembsch, einen Schulmann von altem Schrot und Korn, dem seine Bibel in den Grundsprachen und seine lateinischen Classiker über Alles gingen; an Emanuel Zäslein, einen der rechtlichsten Männer, den je die Sonne beschienen; an Christlieb Reichel, der, außer den gründlichsten Kenntnissen in der ältern und neuern Sprachkunde und einer seltenen Vertrautheit mit der Mathematik und den Naturwissenschaften, insonderheit Geschichte und Erdbeschreibung mit einem Geiste vortrug, welcher, ungeachtet der größten Anspruchslosigkeit, die Gemüther der Zuhörer auf eine gleich vortheilhafte und lebhafte Weise ansprach; an den, sich schon durch sein Aeußeres empfehlenden, durch seine Bildung, Unterhaltungsgabe und musikalisches Talent auszeichnenden Ludwig Hasse. Nicht so lange genoß ich des Unterrichtes und Umganges der Herren Jakob Plitt und Kölbing; allein mit Vergnügen erinnere ich mich noch der griechischen Stunden und der Anleitung zum Landschaftszeichnen des Erstern und der geistreichen Auslegung des Horaz, durch welche Letzterer seine Schüler allgewaltig zu fesseln verstand. Meines Wissens sind einige dieser würdigen Männer noch am Leben, und wie wünschte ich, daß ihnen diese Zeilen zu Gesichte kommen möchten, um ihnen, wenn auch nur schwach, die unbegrenzte Achtung und Liebe zu bezeigen, die ich bis an den letzten Athemzug meines Lebens für sie hegen werde.

Ein belustigendes Widerspiel mit ihrem Verhalten gewährten einige andere Personen, mit denen die Zöglinge durch Unterordnung und Bedürfniß in mannichfaltiger Berührung standen. Da sie ohne gelehrte und höhere Bildung, aber gutmüthig und umgänglich waren, gab ihre Art zu denken, sich auszudrücken, zu benehmen und zu kleiden, die gegen diejenige der Lehrer oft sehr schneidend abstach, sehr bald ergriffene Veranlassungen, seinen Witz und Humor auf eine gemüthliche und harmlose Weise an den Tag zu legen, was denn der geselligen Unterhaltung durch mancherlei Scherze, Schwänke und Mystificationen einen eigenthümlichen Reiz ertheilte. Sowol dadurch als durch gegenseitigen Austausch der Erinnerungen an die Länder und Orte, wo man geboren war oder sich früher aufgehalten, schärfte sich der Blick auf die nächsten Umgebungen, und keine Sonderbarkeit oder kleine Schwäche entging der täglichen Beobachtung.

Da fast kein einziger Pädagogist hier oder in der Umgegend seine Heimat oder Verwandtschaft hatte, wodurch er in trauliche Familienkreise hätte hineingezogen werden können, war aller Umgang auf den gegenseitigen innern Verkehr beschränkt. Frauen und Mädchen kannten wir nur von Ansehen, und gab es unter denen, welche man in der Kirche oder auf Spaziergängen bemerkte, ein durch Wohlgestalt und jugendliche Anmuth ausgezeichnetes weibliches Wesen, so ist es natürlich, daß es den Jünglingen däuchte, als erblickte man mehr eine Himmlische als eine Erdgeborene. Der von unbekannter Sehnsucht, hinreißendem Entzücken und stiller Bewunderung gefesselte Sinn wagte es kaum, an den Umrissen und Hüllen dieser Meisterwerke der Schöpfung theilnehmend und bezaubert zu haften. Wie zu den Zeiten des Ritterthums hätte man mit Freuden sein halbes oder ganzes Leben um einen einzigen wohlwollenden Blick einer solchen Huldin dahingegeben; doch kann ich mich nur entsinnen, daß Einem von uns das Glück ward, sich im Dienste einer jungen Dame thätig zu erweisen, die auf einem Spaziergange durch das Benehmen eines betrunkenen Matrosen in einige Verlegenheit gesetzt wurde. Die Weisheit der hiesigen Einrichungen wußte mit großer, doch nicht ängstlicher Sorgfalt alle Erregungsmittel der Sinn-

lichkeit zurückzuhalten und über gewisse Gegenstände, wenn auch kein Dunkel, doch eine heilige Scheu zu verbreiten. Die Verletzungen der Frauenwürde, deren die Geschichte erwähnt, wurden nicht verschwiegen, sondern mit Unwillen und Unbehagen beseitigt. Was griechische und römische Dichter Zärtliches von Schönen sagen, ließ man bei seinem Werthe, ohne das Allergeringste dazu oder davon zu thun. Neuere Gedichte bekamen wir gar nicht in die Hände, wie denn überhaupt die Lehrer das Lesen deutscher Schriften, wenn es keine mathematischen oder botanischen waren, als eine spielerische Beschäftigung bezeichneten und dagegen unaufhörlich auf das Studium der Alten drangen, jedoch zur Uebung in den neuern Sprachen französische und englische geschichtliche Werke und Trauerspiele gestatteten. Um die nöthige Gewandtheit im deutschen Style zuwegezubringen, lasen sie uns selbst an Winterabenden oder an schwülen Sommertagen, gelagert im Grünen, aus einem erheiternden und anziehenden deutschen Schriftsteller vor, hielten uns fleißig zu Uebersetzungen an, ehrten alle Versuche in der schriftlichen Entwickelung der Gedanken und berichtigten diese mit Sorgfalt, Einsicht und Schonung, wiesen aber alle Ausflüge in das Gebiet der Dichtkunst mit äußerster Strenge zurück und verwarfen in Bausch und Bogen alle Verse von unserer eignen Feder, ausgenommen lateinische, in deren Verfertigung es denn Einige zu einer fast improvisatorischen Geschicklichkeit brachten.

(Der Beschluß folgt.)

Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler in Frankreich.

Herr Guizot hat bekanntlich vor einiger Zeit eine Commission zur Erforschung und Bearbeitung der französischen Geschichte niedergesetzt, welche bereits ihre Arbeiten begonnen. Dieser Commission ist auch Hr. Didron beigegeben, und dieser junge französische Archäolog hat auf das Glänzendste debutirt durch seinen Bericht: „De l'archéologie moderne en France", den er dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts vorgelegt. Der Zweck des sehr umfassenden Aufsatzes ist, eine kritische Uebersicht des bis jetzt in dem Fache der Archäologie des Mittelalters Geleisteten zu geben, und was noch zu thun übrig bleibt, festzustellen. Im Jahre 1793 hatte die Académie des inscriptions et belles lettres, welche Ludwig XIV. gegründet, bereits 50 Bände herausgegeben und hat seitdem ihre Arbeiten ununterbrochen fortgesetzt. Nachdem man die römischen und griechischen Denkmäler vielfach besprochen, beschrieben und abgebildet hatte, wäre es Zeit gewesen, daß sich die Franzosen einmal nach ihrer Heimat umgesehen; allein nun kam die Expedition nach Aegypten, und bald fesselte das Land der Obelisken und Pyramiden die Aufmerksamkeit der Antiquare. Nur einige wenige patriotisch gesinnte Männer durchsuchten zu Hause Scheune und Keller, Wald und Feld, und untersuchten die Parallelsteine von Carnac, die Felsenrunde von Fontevrault, die Gräber von Sens und Tirlemont. Zu Paris bildete sich eine Académie celtique, gegenwärtig Société royale des antiquaires de France. Die „Geschichte der Kunst" von Winckelmann wurde durch Séroux d'Agincourt bis zum 17. Jahrhundert fortgesetzt. Im mittäglichen, östlichen und mittlern Frankreich und in der Normandie entstanden Gesellschaften zur Erforschung der Nationalalterthümer; auch Deutschland, England und Italien zeigten denselben Eifer, die Denkmäler ihrer Vorfahren kennen zu lernen. Die Resultate dieses löblichen Eifers sind aber aller Orten höchst lückenhaft geblieben. Die meisten neuern Antiquare sahen mit den Augen ihrer Vorgänger und bekümmerten sich fast ausschließlich um römische und griechische Kunst. Die Société des antiquaires de France lebt blos im classischen Alterthum; bis 1815 wurde das Mittelalter in Frankreich mit verhöhnendem Spotte behandelt. Millin, der berühmte Archäolog unter dem Kaiserreiche, hat seinen Spaß an einer Bildsäule des heiligen Dionysius: „Ich möchte ihn wol seinen Kopf küssen sehen"; weiter fällt ihm dabei nichts ein als dieser längst abgenutzte Spaß. Montfaucon berücksichtigt nur Das, was sich auf die Geschichte des Hofes bezieht. Hr. Willemin in seinen „Monumens français inédits" beschränkt sich darauf, Statuen von Grabmälern und bürgerliche oder Militaircostume abzuzeichnen, ohne alle Kritik, ohne alle Erläuterung. Alexander Lenoir hat sich einiges Verdienst durch sein „Musée des vieux Augustins" erworben; sein Werk ist indeß eher ein Buch als ein Katalog. Séroux d'Agincourt, dessen Werk ausgedehnter ist und von dem man billigerweise die Lösung der Probleme, welche die Kunstgeschichte in dem Zeitraum zwischen dem 5. und 16. Jahrhunderte darbietet, erwarten konnte, gleitet mit Unwissenheit oder strafbarem Leichtsinn über diese Periode weg; die Zeichnungen, die er von den Kathedralen von Paris, Rheims und Mailand gibt, sind ebenso schlecht als der Text. Meistens beschäftigt ihn nur die römische Maler- und Bildhauerkunst, nur zuweilen die byzantinische, häufiger die Epoche der Wiederbelebung der Künste. Italien ist aber der sterilste Ort der Welt für den Forscher, welcher die Monumente der christlichen Kunst beschreiben will. Der Dom von Mailand füllt die Lücke nicht aus, welche das Byzantinische und die sogenannte renaissance trennt. D'Agincourt blieb in Italien; um den abgerissenen Faden der Kunstgeschichte wiederaufzufinden, hätte er Deutschland und Frankreich bereisen und sich in England und Flandern aufhalten müssen.

Die Versuche, welche in Deutschland, England und Italien gemacht wurden, fielen ebenso dürftig aus. Indessen müssen die Verdienste des Grafen Cordero de San-Quintino um die sogenannte lombardische Architektur anerkannt werden. Boisserée's Meisterwerk über den kölner Dom wird mit Recht bewundert. Witthington hat einige wichtige chronologische Fragen gelöst, die sich auf die englische und französische Baukunst im Mittelalter beziehen. Man verdankt seinen Landsleuten eine Menge herrlicher Abzeichnungen der schönsten Denkmäler in England und der Normandie. In Frankreich haben die Herren Schweighäuser und Golbéry die Alterthümer der Elsasser herausgegeben. Zu Bordeaux setzt Hr. Jouannet seine Forschungen fort, Hr. Dumège zu Toulouse. Die gothischen Denkmäler der Ober- und Niedernormandie sind durch die Monographien der Herren Le Prévost, Langlois, Deville, Gerville und Deshayes bekannt geworden. Von Hrn. Gilbert haben wir ziemlich mittelmäßige Beschreibungen der Kathedralen von Chartres, Paris, Amiens, Rheims. Zu diesen kommen noch die Beschreibungen der Kirche Notre Dame zu Rheims und Notre Dame de l'Epine, und das war ungefähr Alles, was bis jetzt über einzelne Abschnitte der französischen Kunstgeschichte im Mittelalter erschienen. Es haben sich mehre Schriftsteller bemüht, diese Bruchstücke zusammengestellt zu vergleichen, Zusammenhang und Leben hineinzubringen und ein wissenschaftlich geordnetes Ganze daraus zu schaffen. Hr. Alexander de Laborde hat seine „Monumens français" in chronologischer Ordnung aufgestellt; indeß hat er blos das Römische und Gallische im Auge, für die gothische Kunst bleibt ihm kein Platz. Hr. Chapuy beschränkt sich auf die französischen Kathedralen; bei ihm ist der Text stets schlecht und die Lithographien meistens mittelmäßig. Das Werk des Hrn. Chapuy ist nicht vollendet. Das schöne Unternehmen der Herren Charles Nodier, Taylor und de Cailleux gibt uns, sowol in Bezug auf den Text als auf die Lithographien, Poesie und keine Wissenschaft. Von Hrn. Vitet hat man vortreffliche Aufsätze im ehemaligen „Globe", der „Revue française" ꝛc.; seine Geschichte von Dieppe ist vorzüglich, und er verspricht eine Geschichte der Kunst in Frankreich. Indeß ist Hr. Vitet gegenwärtig Generalsecretair

im Ministerium des Innern, und somit dürfte das versprochene und sehnlichst erwartete Buch nicht sobald erscheinen. Auch Hr. de Caumont arbeitet an einer Geschichte der Kunst in Frankreich; die trefflichen Vorlesungen, die er in Caen hält und jährlich gedruckt herausgibt, lassen etwas Vorzügliches erwarten. Hr. de Caumont gehört nebst dem bereits genannten Hrn. Le Prévost und Vitet zu den ausgezeichnetsten Archäologen in Frankreich. Wir können dem Berichterstatter in seinen weitern Untersuchungen, die sehr ins Einzelne gehen, nicht folgen, heben aber den Abschnitt aus, in dem er über die heutige Kunst in Frankreich und über deren Zukunft sich sehr geistvoll ausspricht und die mittelalterliche Kunst in seiner Beschreibung der Kathedrale von Rheims mit lebendigen Farben schildert.

„Wir haben unsere Gärten mit Statuen angefüllt, die weder eine allgemeine noch eine specielle Bedeutung haben, und ich meine weder die nationale noch die moralische (darüber ließe sich gar Vieles sagen), sondern blos die künstlerische und historische. Spartakus, Prometheus, Ceres, Hannibal, Kleopatra, Ovid's Metamorphosen, Laokoon u. A. m. schmücken unsern feierlichen Tuileriengarten; aber in Wahrheit, was sollen sie da? Es befremdet mich wenig, daß unsere Zeit, die ernsten Sinnes ist und in Allem einen Zweck sehen will, sich über diese Kunst ohne Absicht, ohne Einheit lustig macht. Ich hoffe späterhin auf diesen Gegenstand zurückzukommen und mich ausführlich und öffentlich darüber auszusprechen. Er ist so wichtig, daß ich mich vorläufig auf eine flüchtige Hindeutung beschränken muß."

„Soll die Kunst einst zu einem hohen Werthe gelangen, so muß sie, anstatt isolirter, halber und Drittelsmenschen, die sie am Bauche und an den Schultern durchschneidet, ein Ganzes darstellen. Bevor sie es aber zu diesem großen, herrlichen Resultate bringen kann, muß fürs Erste die mittelalterliche Kunst, in dieser Beziehung die bewundernswertheste, von Allen in ihrem ganzen Umfange erforscht und begriffen werden. Verweilen Sie nur zwei Minuten mit mir vor der Kathedrale von Rheims. Schauen Sie: Gott ist im Mittelpunkte des Monuments, Gott ist die Seele, die im Innern und Aeußern lebt, die Einheit, die Axe, um die sich sämmtliche Künste drehen, die das Gebäude geschaffen; unter diesen Künsten berücksichtigen wir nur die Sculptur und die Malerei, und zwar die Sculptur zunächst."

„Zur Rechten das Leben Christi oder der Anfang des Christenthums; oben im Giebel der gekreuzigte Heiland: 200 Figuren; links die Apokalypse oder das Ende des Christenthums, oder vielmehr das Ende der Welt. Hier erscheint der Heiland siegend; von seinem Throne herab richtet er die Welt: 200 Figuren. Die Kirche ist der heiligen Jungfrau gewidmet. Deshalb sehen wir in der Mitte die ganze Lebensgeschichte der Mutter Gottes, die im Himmel mit ihrem Sohne schließt: 300 Figuren. Es ist die Stätte, wo die Könige gesalbt werden; die Bildsäulen aller Könige, 18 Fuß hoch, ziehen sich rund um die ganze Kirche, von Klodwig bis Karl VII. Stets wird die neuere Geschichte durch die ältere erklärt: St.-Remy, der Clodwig salbt, steht Samuel gegenüber, welcher David salbt; die heilige Jungfrau und Christus sitzen auf einem Piedestal, auf welchem Adam und Eva, den Apfel vom Baume brechend, erhaben ausgehauen sind; das Weib, welches die Welt errettet, sitzt über dem Weibe, welches sie ins Verderben stürzt. Jesus blickt von seinem Kreuze auf Isaak's Scheiterhaufen. Die christliche Religion mit der Krone auf dem Haupte, mit engschließendem Gewande, sich zur Reise durch die Welt rüstend, in der Hand einen Pilgerstab, der in einen Scepter ausläuft, als Symbol der baldigen Herrschaft, blickt stolz und triumphirend auf die jüdische Religion herab, die, eine Binde über den Augen, mit gesenktem Haupte den ganzen Körper trauernd zur Erde neigt; die Gesetztafeln sind umgestürzt, ihr Scepter ist zerbrochen. Diese beiden herrlichen Bildsäulen, von übermenschlicher Größe, befinden sich über der rechten Thüre, wo der kolossale Christus am Kreuze ist."

„Die Glasmalereien vervollständigen die Sculptur, an die sie sich schließen, indem sie jedoch zugleich eine neue Reihenfolge geschichtlicher Scenen eröffnen. In der Sculptur sahen wir das Leben Gottes oder das Leben der Welt; die Malerei ist das Leben der Menschen; auf die Ilias folgt die Odyssee; auf die Völkerschlachten die Kämpfe der Einzelnen. Die großen Rosen sind gewissermaßen das Inhaltsverzeichniß des langen Gedichts, das sich in 80 doppelten Feldern von 40 Fuß Höhe entfaltet; es ist die Eichel, aus welcher der Baum hervorsproßt. Wie der Stamm der Vendômesäule das ganze militairische Leben Napoleon's in aufsteigender Spirallinie aufrollt und von Windung zu Windung endlich zum Kapitäl gelangt, das des Imperators ruhmgekrönte Statue trägt, so zeigen in unsern Kathedralen die untern Felder in kleinen Abtheilungen die Lebensgeschichten der Apostel, der Heiligen, der Könige, der Bischöfe; an dem Gipfel strahlen die obern Felder, wo dieselben Apostel, Heilige, Könige und Bischöfe in ihrer Glorie thronen; in dem Maß, als sie steigen, sieht man sie wachsen, bis sie zuletzt eine Riesenstatur, eine herrschende Stellung auf den Feldern des Gipfels erreichen, die sie ganz allein ausfüllen. So auch, durch eine sinnreiche Analogie, tragen die vier großen Propheten, welche das Nahen des Erlösers verkündet, die vier Evangelisten, die sein Leben beschrieben, auf dem Rücken; so sehen wir zu Chartres den heiligen Johannes den Apokalyptiker auf den Schultern des Geistersehers Ezechiel. Diese allgemeinen Betrachtungen mögen genügen; ich muß die nicht minder interessanten, nicht minder erhabenen Details übergehen, sonst würde ich nicht zu Ende kommen."

„Dem Künstler also, der das Wesen der christlichen Kunst aufgefaßt, wird sich ein tiefes Verständniß des Ganzen aufschließen, während wir gegenwärtig nur langsam, stückweise und ohne alles System so verfahren. Bevor wir jedoch die neue Kunst schaffen, müssen wir die vorhandene suchen zu erhalten und sicherzustellen. In der Provinz sowol als zu Paris sind viele Künstler, Architekten, Bildhauer, Maler, Ornamentisten beauftragt worden, dieser eine Kapelle, jener einen Altar, ein dritter Ruinen wiederaufzurichten, ein anderer einige der vielen durch die Schreckenszeit guillotinirten Statuen herzustellen, damit nun nicht wieder das Geld vergeudet werde, damit man nicht wieder Gothisches aus dem 14. Jahrhundert einem Monumente aus dem 16. anflicke, wie zu Rouen geschehen, oder, wie an dem Gitter zu Rheims, Schafte, die keiner Epoche angehören, auf Säulenfüße aus der Karolinger Zeit stelle und mit Kapitälen aus der Zeit der Capetinger kröne. Um diese groben Anachronismen aus Stein und Eisen zu verhüten, die heute vielleicht nicht beachtet, morgen aber Aller Augen beleidigen werden, und um nicht in den Fall zu kommen, das mit großem Kostenaufwande Vollendete von Neuem zu beginnen, ist es die höchste Zeit, bei allen Künstlern ernste und thätige Liebe zu den gothischen Studien zu wecken." 19.

Literarische Notizen.

In Amsterdam erschien ein Band „Mengelingen en fragmenten" aus dem Nachlasse W. Bilderdijk's.

Von N. G. von Kampen's „Geschiedenis van Griechenland" ist der siebente und letzte Theil herausgekommen.

Im Haag erschien: „Précis de la campagne de Java, en 1811", mit Karten und Planen, vom Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

Littrow's „Beiträge zu einer Monographie des Halley'schen Kometen ꝛc." ist ins Holländische übersetzt worden.

Der niederländische Musenalmanach hat 1835 seinen 16. Jahrgang erlebt. 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1835.

Das Pädagogium zu Barby.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Wenn auch die Lehrer mit Ernst darüber wachten, daß man seine Schulaufgaben mit Fleiß und Nachdenken löste, wie auch zur gehörigen Zeit der Beurtheilung unterwarf, galt doch ein Schüler, der nichts mehr leistete, noch sich aus eignem Geistesbedürfnisse einer oder der andern edeln Beschäftigung widmete, gar wenig in ihren Augen und wurde ganz eigentlich als bloßer Schulfuchs behandelt. Es gewährte einen erheiternden Anblick, wenn man in den freien Stunden, zumal in eine von Schülern der höhern Classen bewohnte Stube trat. Während der Eine über einem ansehnlichen schweinsledernen Folianten, umgeben von Grammatiken und Wörterbüchern, in gebeugter Stellung schwebte, sah man einen Andern, gleich einem jungen Archimedes, mit dem Cirkel, Transporteur oder der Reißfeder seinen Linien und zusammengesetzten Figuren ganz ungetheilte Aufmerksamkeit schenken, einen Dritten und Vierten auf Land- und Seekarten Reisen und Wanderungen vornehmen, einen Fünften die politische Tagesgeschichte, wie sie die „Leipziger Zeitung" oder der „Courrier du Bas-Rhin" gab, in lauter aus dem Tacitus entlehnten Redensarten in seine Jahrbücher eintragen, einen Sechsten Landschaftsstücke mit Sepia oder Tusche zeichnen, einen Siebenten am Claviere mit Bach'schen Sonaten beschäftigt, und einen Achten an einem besondern Tische allerlei Kräuter und Blumen zergliedernd, benennend und seinem Herbarium einverleibend.

Alljährlich wurden außer einer öffentlichen Prüfung zwei sogenannte Redeactus gehalten, in denen die Pädagogisten vor einer ausgesuchten Versammlung auftraten und auswendig gelernte, doch selbst verfaßte Reden in lateinischer, deutscher und englischer Sprache (der französischen war der alte Zembsch abhold) vortrugen. Zur Tagesordnung gehörte das Memoriren lateinischer und griechischer Verse und prosaischer Stücke aus den Classikern, und wie mir scheint, mit gutem Grunde, weil dadurch neben der Stärkung des Gedächtnisses die Denkkraft geübt wird und ein edles Gemüth Grundsätze und Empfindungen auf das Angemessenste und Würdigste auszudrücken lernt. Wie mancher Frühlingsmorgen ward nicht bei einer solchen Beschäftigung unter Bäumen und Blumen in genußreicher Einsamkeit verlebt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Alten, daß sie, sei es nun wegen der Reinheit ihrer Darstellung, oder der Schwierigkeit der Sprache, oder des ganzen Charakters der Vorzeit, die Sinnlichkeit weniger anregen als die sittlichsten Dichtungen der Neuern. Dies erfuhr ich nebst einigen Schulfreunden, als wir uns auf verbotenen, aber sehr bald gesperrten Wegen Wieland's „Oberon" zu verschaffen gewußt hatten. Erzählung, Schilderung, Darstellung, Sprache und Versbau machten und hinterließen einen ganz unbeschreiblichen Eindruck; die Phantasie ward in eine bisher ganz unbekannte, nie geahnte Welt des Lebens und der Liebe versetzt; bei Tag und Nacht schwebten die einzelnen Scenen vor Sinn und Gemüth, und mehre Stellen prägten sich durch Inhalt und Wohllaut fast unwillkürlich dem Gedächtnisse ein. Man wird dies leicht begreiflich finden, wenn ich versichere, daß unser ganzer poetischer Schatz im Deutschen bisher blos in dem Kirchengesangbuche und in einer Anthologie aus Klopstock, Ramler, Voß, Hölty, Bürger, Matthisson, Salis und einigen andern Dichtern bestand. Nunmehr fand unser weiser Lehrer es aber gerathen, uns nicht nur Klopstock's sämmtliche Werke in die Hände zu geben, sondern uns auch Göthe's „Götz von Berlichingen" und „Hermann und Dorothea" wie auch Einiges von Schiller vorzulesen.

Eine für das folgende Leben sehr ersprießliche Einrichtung war es, daß die Jugend unnachläßlich nicht nur angehalten wurde, sich selbst zu bedienen, sondern auch abwechselnd den Vorgesetzten und Stubengenossen in allerhand häuslichen Leistungen aufzuwarten. Dadurch ward jener Unbeholfenheit vorgebeugt, die den meisten Gelehrten eigen ist, und die in allen Lagen so nothwendige unschätzbare Unabhängigkeit von Leuten aus den niedern Volksclassen gewonnen, die den Gebildetern so unentbehrlich sind. Was zur äußern Reinlichkeit und Anständigkeit gehört, selbst die Bereitung des gemeinschaftlichen Frühstücks, Feueranmachen, Lichtanzünden, und was der vielen andern unbedeutend scheinenden, aber in der That höchst bedeutenden Geschicklichkeiten und Kunstgriffe sind, darein setzte man eine Ehre, und der Tölpische ward ausgelacht. Wiewol man es nicht ungern sah, daß die Zöglinge am Schachspiele Freude fanden, wurden doch weit mehr Spiele aufgesucht, die den jugendlichen Körper in Thätigkeit und Bewegung setzen. Dem gewandten Ball-

schläger, dem schnellen Läufer und dem kräftigen Ringer blieben seine Kronen.

Auf Musik und Gesang legte man, wie billig, großes Gewicht. Jeden Sonntag gab es Abends ein Concert, in welchem die Pädagogisten ihre Talente zu gemeinschaftlichem Vergnügen anwendeten. An gar manchem heitern Sommerabende wiegten wir uns singend im Kahne auf der ruhigen Elbe. Gesang erweckte jeden Morgen zur Thätigkeit in den edelsten Verrichtungen, und mit Gesang ward jeder Tag beschlossen. Nicht Wenige erwarben sich eine ungemeine Fertigkeit auf dem Claviere oder der Geige.

Die Natur trägt in diesen Elbgegenden ein eigenthümlich kraftvolles, echt deutsches Gepräge. Ein stattlicher, ausgedehnter Eichenwald empfängt und umschließt den am jenseitigen Ufer Landenden. Es geschieht der Zusammenfluß der Elbe und der von Halle herunterkommenden Saale im heiligen Dunkel majestätischer Eichen. Unsere meisten Wanderungen waren auf die Zeit eines Nachmittags eingeschränkt, da wir denn entweder die Colonie der Brüdergemeinde Gnadau besuchten oder uns in Dornburg, Alt- und Neutochheim oder im Garten des anhaltzerbstischen Jagdschlosses Friederikenberg an Weintrauben, Most oder dem köstlichsten Breihahne erlabten. Dornburg hatte durch Unterhaltung mit einem Greise, Namens Drechsler, einen ganz besondern Reiz, indem er mit geheimnißvoller Miene Weissagungen vortrug, die auf den Gesichten eines katholischen Paters beruhten, dessen Umgang er in jüngern Jahren gepflogen. Zu Breitenhagen machten wir die Bekanntschaft eines alten preußischen Fähreninspectors, eines gar biederherzigen Mannes, der uns von seinen Kriegsthaten als Ziethen'scher Husar im siebenjährigen Kriege unterhielt und dabei seine ehrenvollen Narben am Kopfe zu zeigen nicht unterließ. Alljährlich ward ein ganzer Tag zu einer Fußreise nach Zerbst, Bernburg, Aken und Mönchen-Nienburg angewendet, vor welchem letztern Orte noch Spuren der Schanzen zu sehen waren, die im dreißigjährigen Kriege dem tapfern Mansfeld zur Abwehr gegen Wallenstein gedient. Weit weniger behagte es uns bei den Gradirwerken der preußischen Städte Schönebeck, Frohse und Salze. Da Magdeburg vier Meilen entfernt war, konnten wir nicht anders als zu Wagen dahin gelangen, um an einem Tage nicht nur den Truppenübungen beizuwohnen, die Domkirche und die Sternschanze in Augenschein zu nehmen, sondern auch einen Besuch im Kloster Bergen abzustatten, wo sich unser insonderheit der alte Lorenz, Professor der Mathematik, freundlich annahm. Ganz vorzüglich sprach uns aber das heitere Dessau mit seinem Georgium und Luisium an. Sehnsuchtsvoll hingen unsere Blicke an dem fernen blauen Gipfel des Brockens; auch von Wörlitz hörten wir viel Einladendes; aber so weit kamen wir auf unsern Ausflügen nicht, welche übrigens der Geist, die Kenntnisse und die Liebenswürdigkeit unserer Lehrer zu den angemessensten Erholungen stempelten.

Die Jahreszeiten hatten einen festen, bestimmten Charakter. Im Winter fror die Elbe in kleinen Schollen zu, die sich hin und wieder in unförmliche, schwer zu erklimmende Eisberge zusammenschoben. Zu Anfange des Märzes, wenn der Schnee in den obern Gegenden, insonderheit in Böhmen aufthaute, gerieth dieses weite Eisfeld in Bewegung, und zwar bisweilen so plötzlich, daß einzelne Thiere des Waldes, als Hirsche, Rehe und wilde Schweine, keine Gelegenheit zur Rettung fanden und sich auf den dahertreibenden Schollen ängstlich der Willkür des Elementes überlassen mußten. Bei jedem Eisgange gab es Ueberschwemmungen. Selbst im Hofe des Pädagogiums stand bisweilen das Wasser so hoch, daß man kleine Naumachien in Wannen und auf Flößen geben konnte. Nach regnichten Tagen prangten die Wiesen weit umher im saftigen Grün und bedeckten sich mit Schafheerden. Bald legten die Gärten den bunten Frühlingsschmuck an. Endlich belaubte sich der jenseitige Eichenwald um so überraschender, da ihm blos das blasse Grün der Weidengebüsche an den niedrigen Ufern zur Unterlage diente. Den Sommer bezeichnete eine üppige Fülle. Und jede Stufe des sich neigenden Jahres verkündete die Eiche durch verschiedene Tinten des Laubes, das aus Grün in Gelb und Roth spielte, sehr charakteristisch an.

Während meines Aufenthaltes in Barby ereignete sich nichts Merkwürdiges als eine sehr bedenkliche Feuersbrunst, die Unthat eines jungen Ehepaars, das auch nach gepflogenem hochnothpeinlichem Halsgerichte den Rabenstein besteigen mußte, und die Vorbeifahrt des Admirals Nelson, der, nach dem Siege bei Abukir mit seiner geliebten Lady Hamilton in Dresden angelangt, die Fortsetzung seiner Rückreise nach England zu Lande gar unbequem gefunden und deshalb eine Gondel bestiegen hatte. Vom hohen Elbdamme herab erkannte man unter den Segelnden sogleich den Seehelden an seinem Einen Arme. Er kam nicht ans Land, schickte aber einen jungen Engländer, der in seinem Gefolge war, in das Städtchen, dem die Schloßgebäude und zwei Thürmchen dicht am Ufer, die Prinzeß und der Prinz genannt (Zoll- und Geleitsstätten aus der vorigen Zeit), einige Bedeutsamkeit ertheilten, um den Magistrat höflichst zu begrüßen.

Im Herbste erwachten auch bei uns Reisegedanken; denn dies war die Zeit der Entlassung einer Anzahl Pädagogisten auf die Akademie, welches man als eine Art von Emancipation betrachtete. Die Abreise geschah mit einiger Feierlichkeit, da sämmtliche Zöglinge den scheidenden Gefährten trotz Regens und Sturmes das Geleit bis an die Saale gaben, wo eine Fähre in Bereitschaft stand, um sie zu den Wagen hinüberzuführen, die ihrer jenseit harreten. Es war in der That ein wichtiger Moment, wenn der Jüngling, bisher unter beständiger Aufsicht liebevoller Vorgesetzten, nunmehr ganz der eignen Leitung überlassen in die Welt hineintrat, um selbst die Wahl zwischen Gutem und Bösem zu treffen. Wie sich aber auch unter den mancherlei Wechseln des Lebens die Ansichten der hier Gebildeten ändern und gestalten mochten, immer wird ihnen doch das Pädagogium zu Barby als ein lieblicher Stern der Erinnerung schimmern. Schließlich muß noch bemerkt werden, daß diese Schule kurz vor der Einver-

leibung der Grafschaft Barby in das Königreich Westfalen aufgehoben wurde und wenigstens nicht mehr an diesem Orte wieder ins Leben getreten ist. 71.

Tom Cringle's Schiffstagebuch oder Abenteuer eines Offiziers der englischen Marine, von Wilson. Aus dem Englischen übersetzt von A. Schäfer. Erster Band. Heidelberg, Groos. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Offenbar hat der Verf. dieser Sammlung schauervoller Begebenheiten viel seltsame und grausenvolle Abenteuer erlebt, aber er ist damit nicht zufrieden gewesen und hat deren noch hinzuerfunden. Dies ist unsere Ansicht von der positiven Glaubwürdigkeit der hier auf eine ergreifende Art vorgetragenen Abenteuer, welche sämmtlich in der Form wirklicher Erlebnisse erscheinen und von denen viele unverkennbare Spuren der Wahrheit, andere dagegen gleich unverkennbare Kennzeichen der Erdichtung an sich tragen. Im Ganzen genommen mag daher ihr Grund ein wirklicher, ihre Ausschmückung aber aus einer wild und lebhaft angeregten Phantasie entnommen sein.

Ebenso sichtbar hat dem Verf. der Ruhm vorgeschwebt, welchen Sue durch seine schauervollen Seegemälde erlangt hat, und er hat diesen überbieten wollen. Es war allerdings wunderbar, daß ein Franzose zuerst dies Terrain gräßlicher Ereignisse, die weite Wüste des Meers, auf der alle Gerechtigkeit schweigt und wo jeder Hülferuf der Unschuld in der Flut erstickt, wo der Raum das Verbrechen straflos macht und alle Zeugenschaft wie der menschliche Beistand ein Ende hat — daß ein Franzose, sagen wir, dies Terrain schauriger und haarsträubender Verbrechen zuerst entdecken mußte, und daß nicht ein Engländer der Entdecker war. Dafür aber besiegt ihn auch der Engländer mit dem Schein der Wirklichkeit, den er seinen Erzählungen zu geben weiß, und während wir bei Sue's gräßlichen Salamander-Auftritten sogleich an Spiele einer fast wahnwitzigen Phantasie denken, erzählt uns Tom Cringle dieselben Schrecknisse in Form eines Tagebuchs, mit Datum, Stunde, Vor- und Zunamen und in einer so naiven Weise, daß wir eine Täuschung kaum zu ahnen aufgelegt sind. Nichtsdestoweniger ist auch hier Täuschung im Spiel; denn es ist nicht denkbar, daß ein Mensch eine solche Scenerie von Schrecknissen durchlebe, ohne wahnsinnig zu werden; Schrecknisse, die schon den ruhigsten Leser schwindelnd machen müssen. Ueberdies erlebt der Verf. Alles, was nur auf dem Meere begegnen kann, und auch das ist nicht wahrscheinlich. Auf dem Gebiet phantastischer Ausschmückung begegnen wir ihm aber sogleich in den ersten Capiteln. Tom Cringle, 13jähriger englischer Seecadet, erzählt, wie er bei Curhaven von den Franzosen gefangen wird. Den Tod in der Perspective, wird er vor Davoust geführt; dessenungeachtet hat er Muth und Muße, sich den Beinkleiderbesatz des fürchterlichen Marschalls haargenau anzusehen und ihn zu beschreiben. Das ist wider Wahrheit und Natur, ebenso wie es gegen beide ist, daß der Umstand ihm Leben und Freiheit rettet, daß der Marschall sich die Finger an einem glühend gewordenen Degengriff verbrennt. Auf der Torch erlebt er nun all' die hochschauerlichen Ereignisse, die dieser Band erzählt; Schiffbruch, Gefangenschaft bei Morillo (dessen Hauptquartier sehr anziehend geschildert ist), bei dem Indianer Oreque, auf dem Raubschiff des schottischen Mohren Williamson, mit der verdursteten spanischen Schiffsmannschaft, in Jamaica, auf einer Kreuzfahrt mit dem Spark, die Gefangenschaft auf dem Schmugglerschiff u. s. w.: lauter tiefnächtliche Scenen menschlicher Grausamkeit, verhärteten Verbrechens, gräßlichen Hohnes gegen unsere armselige Gerechtigkeit, nur selten von lichtern Bildern der Mutterliebe, der Freundschaft unterbrochen, sodaß als das einzige Wesen von wirklich menschlicher Gesinnung fast Niemand übrig bleibt als Snaezer, der große — neufundländer Hund.

Der Leser ersieht hieraus, daß dies Buch, seinen Grundzügen nach, den Producten der neufränkischen Romantik angehört, welche in ihrem widersinnigen Streben nach Neuheit dahin gelangt ist, den Menschen zum Tiger, den Tiger aber zum Menschen zu machen, und die, im Gegensatz zu der antiken Fabel, welche die Thiere als Menschen auskleidete, dem Menschen die Haut einer Klapperschlange überzieht. Eine Verirrung dieser Art wird vorübergehen; es muß sich auch dem blödesten Auge zeigen, daß Sue, Balzac, Sand, und wie die Schar ihrer Nachahmer heißt, die Natur umkehren, indem sie die Ausnahme zur Regel stempeln, und daß Gewissen und Moralgesetz bei weitem nicht so ohnmächtig sind, als sie uns glauben machen wollen. Trotz alles von ihm aufgewandten Geistes werden Sue's Schauergeschichten in Vergessenheit fallen, und wenn unser Verf. dieselben überlebt, so hat er dies nur dem geschickten Gebrauch von Formen zu danken, die seiner Erzählung in den Augen Vieler den Charakter wirklicher Erlebnisse geben werden. Auf dieser Grenzlinie muß er sich bei den folgenden Bänden daher auch zu behaupten bemüht sein.

Von dem Inhalt dieses Tagebuchs selbst können wir nur sagen, daß er mit Ausnahme des Eingangs auf das Aeußerste spannt und fesselt. Von Abenteuer zu Abenteuer geschleudert, die kurz, rhapsodisch, meist ohne Anfang und ohne Schluß erzählt sind, durchlesen wir das Buch, ohne daß uns die darauf verwendete Zeit bemerkbar würde. Ein besonderes Kunststück bewährt der Erzähler in dem Abbrechen grausiger Scenen, auf die er unmittelbar die trockene Sprache des Schiffstagebuchs folgen läßt. Der fürchterliche nächtliche Kampf mit dem schwarzen Raubschiff, die gräßliche Scene mit den verdursteten Spaniern, wird unmittelbar von den trockensten Notizen: „Angekommen in .. um 10 Uhr — Bettschrank zum Ersticken heiß — meine Aufwartung bei ... gemacht" begleitet, was die Wirkung jener Scenen durch den Contrast und durch ein Streiflicht der Wahrheit natürlich ungemein erhöht.

Die Uebersetzung ist nur in dem sorgsamen Wiedergeben der Schiffsterminologie verdienstlich, sonst aber oft auf lächerliche Art ungeschickt, undeutlich und mit Anglicismen durchspickt. Vom Undeutschen darin mag zum Ergötzen unserer Leser eine Stelle Probe geben. S. 60 lesen wir: „Und flugs tauchten die Husarenmützen einer Schwadron leichter Dragoner aus der Nebelwolke auf, ritten (die Husarenmützen nämlich) die Straße heran und eilten in kurzem Galopp an der kleinen Thür vorbei". Hinwieder finden sich einigemal Naturscenen mit blühenden Worten und energischen Farben gemalt, wie z. B. der Anblick Jamaicas in erster Morgenbeleuchtung S. 265, und die Kunst des Verschweigens, mit welcher der Verf. S. 43 trocken erzählt, wie die Torch in der nebeligen Nacht ein kleineres Schiff in den Grund segelt, zeigt ihn wenigstens als einen Stylisten, der seine Mittel zu gebrauchen weiß. Denn, hört, hört, ihr jungen Autoren, was Worte nicht zu sagen vermögen, sagt oft ein zeitiges Schweigen! 46.

Die neue Kirche.

So nannte der liebenswürdige Schwärmer Emanuel Swedenborg (geb. in Stockholm 1689, gest. daselbst 1772), der die Verbindung der Menschenwelt mit der höhern Geisterwelt entdeckt, ja durch eigne Anschauung und unmittelbare Offenbarungen sicher erfahren zu haben vermeinte, sich nun dadurch für einen berufenen Vermittler beider Welten und für den richtigsten Dollmetscher der heiligen Urkunden ansah, das Volk Gottes, welches er sammeln wollte und das eine Gemeinde der Heiligen unter dem Namen des neuen himmlischen Jerusalems werden sollte. Aber dabei war in ihm ein Geist der Liebe und Milde gegen Andersdenkende, der ihm viele Herzen gewann, und diese neue Kirche hat noch viele Anhänger; in Schweden, wo ihr Mittelpunkt zu sein scheint, mögen sich über 2000 befinden; aber auch in Deutschland zählt sie stille Freunde, die in den von ihr

ausgegangenen Schriften Erbauung finden und sie verbreiten; in England und Amerika sind mehre dergleichen Gemeinden. Sie geben eine Zeitschrift heraus, „Die Frühe" genannt, worin sie ihre Glaubensansichten auf eine friedliche Weise vorlegen, erörtern, vertheidigen und zur Prüfung derselben auffodern; die Buchhandlung Zu-Guttenberg in Tübingen scheint an der Verbreitung solcher Erzeugnisse, die in lateinischer, französischer und englischer Sprache erscheinen, in Baltimore, Boston, Neuyork, Philadelphia, in Kopenhagen und London, Paris, Upsala und Utrecht zu erhalten sind, beträchtlichen Antheil zu haben. Auch werden immer wieder die Schriften von Swedenborg, besonders durch die Herren Hofacker und Tafel in Tübingen aufs Neue herausgegeben und zwar in ordinairen und in eleganten Ausgaben, was auf guten Absatz schliessen läßt. Wenn Ref. einige der neuesten Schriften anzeigt, welche ihm soeben vorgekommen sind, so wird sich zugleich das Unterscheidende dieser Partei mit darstellen lassen. Sie protestirt allerdings „gegen das befremdliche, hier und da in Deutschland noch herrschende Vorurtheil, als ob in den Schriften der neuen Kirche eine mystische und schwärmerische, oder wol gar eine sektirerische Richtung liege"; „keine athme einen solchen beschränkten Geist"; „die Gebildeten aller Confessionen würden sie im strengsten Sinne auf dem Boden philosophischer und theologischer Wissenschaft stehend und der Aufmerksamkeit werth finden". Verketzernde Sektirerei ist ihnen zwar fremd, und das ist sehr zu loben; aber in den andern Punkten kann man sie, wie schon die erwähnte Swedenborg'sche Grundlage zeigt, nicht freisprechen; jedoch wer sollte sie deshalb anfeinden?

1. Ueber Dreifaltigkeit, Wiedergeburt und gute Werke rc. Von Samuel Noble, Prediger der Neuen Kirche in London. Aus dem Englischen. Tübingen, Zu-Guttenberg. 1835. Gr. 8. 6 Gr. — (Aus der „Frühe", wie Nr. 2.)

Die Athanasianische Trinitätslehre wird, da sie schlechthin auf drei Götter führe, verworfen, als vernunft- und schriftwidrig; aber auch „die Irrthümer des Socinus und Arius" werden „schauderhaft" genannt. Die Neue Kirche lehrt: In der Person Jesu wohnt alle Fülle der Gottheit körperlich (Col. 2, 9); er ist allein Gott, der Vater, der Sohn, der heilige Geist. Dafür werden nun Bibelstellen angeführt, besonders aus den Johanneischen Schriften, z. B., daß Jesus und der Vater eins, daß er das Alpha und Omega sei u. dergl. Wenn wir von einem denkenden Bauer, der von seinem mystischen Pfarrer nur von Christo predigen und nur Gebete an ihn gerichtet hörte, die Frage vernahmen: Ist denn Gott der Vater in den Ruhestand versetzt? so möchte Ref. auch hier fragen, was denn einstweilen aus dem unendlichen Weltall geworden, oder wem das Regiment übertragen gewesen, als Gott in der Person Jesu in dem kleinen Judäa herumwandelte? Man sieht, an Subtilitäten fehlt es auch hier nicht. Den Lehren von der Wiedergeburt und von den guten Werken wird man gern beistimmen; der Mensch wird darin nicht zum trägen Kloß herabgewürdigt, aber auch nicht stolz gemacht.

2. Stille Wege zwischen Menschenwelt und Engelwelt, oder: Mein Uebertritt vom römisch-katholischen Glauben zu der Neuen Kirche des Herrn, in Begleitung übersinnlicher Erscheinungen. Von Wilhelm Degger, gewesenem Obervicar der Kathedrale zu Paris. Aus dem Französischen rc. von Ludw. Hofacker. Tübingen. Ebend. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Hier ist nun der Verkehr zwischen der guten und bösen Geisterwelt im lebhaftesten Gange, ganz vorzüglich durch Traumbilder. Es bildete sich zeitig in Paris über den Verf. die Märe von Verstandesverwirrung, und er erlaubt Jedem (S. 156) seinem Zustande einen beliebigen Namen zu geben; indeß könne er so viel sagen, „daß er wenigstens im ganzen Verfolge den Kopf ziemlich fugenfest auf dem Rumpfe getragen habe; hätte ihm ja der Kopf gewirbelt, so müßte ihn die scholastische Theologie aus der Fuge gerückt haben (was Ref. auch für leicht möglich hält), „er sei aber gegentheils glücklich wieder eingesprungen". Für diese Verzückungen und Gesichte hatten nun Swedenborg und die Neue Kirche ihre besondern Deutungen, z. B. Pferd bezeichnet Verstandesvermögen; reiten, sich mit dem Verstande erheben; Wald, die Kirche unter dem Gesichtspunkte des Wissens; Weinstock, die Kirche; Traubenbeeren, kirchliche Wahrheiten u. s. w. Zwei schön lithographirte Abbildungen stellen solche geistige Verzückungen dar, nur gehört ein Swedenborg'scher Glaube dazu. 44.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1834 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Augusteum.** Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von ***Wilhelm Gottlieb Becker.*** Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von ***Wilhelm Adolf Becker.*** Erstes bis zwölftes Heft. Tafel I—CXLII (Kupferstich, in Folio) und Text Bogen 1—22 (in gr. 8.). Auf feinem Druckpapier. 1832—34. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.
2. Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Von dem Verfasser des Scipio Cicala. Zwei Bände. 8. 53¼ Bogen auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.
3. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis dritte Lieferung. Aachen bis Bambus. 22 Bogen mit 90 Holzschnitten und 9 Landkarten. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.
4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1834. Außer den Beilagen 365 Nummern. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. 12 Thlr.
5. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erster Theil. 8. 36 Bogen auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.
6. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis zehnte Lieferung. A bis Job. 1833—34. Gr. 8. Jede Lieferung von circa 30 Bogen auf weißem Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.
7. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vier Bände (in 32 Heften). 1832—34. Gr. 8. 25 Bogen. Auf weißem Druckpapier 8 Thlr., auf gutem Schreibpapier 10 Thlr. 16 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 20 Thlr.

   Jedes einzelne Heft auf Druckpapier 6 Gr., auf Schreibpapier 8 Gr., auf Velinpapier 16 Gr.
8. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis dritter Band. 1831—34. Gr. 8. 138½ Bogen auf gutem Druckpapier. 9 Thlr.

   Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugethiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.) und die Reptilien und Fische der dritte (1834, 40 Bogen, 2 Thlr. 16 Gr.) die Mollusken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1835.

Ueber Schlaf und Schlaflosigkeit für Aerzte und Nichtärzte. Von Moritz Strahl. Berlin, Hayn. 1834. 8. 16 Gr.

Nicht mit Unrecht sagt Sancho Pansa: „Gesegnet sei Der, der zuerst den Schlaf erfand!" indem er wohl fühlte, welches Kleinod er in dieser Himmelsgabe besaß. Viele Menschen, denen es nie an einem guten Schlafe fehlte, wissen kaum seinen Werth zu schätzen; denn selbst Diejenigen, die den größten Theil ihres Lebens auf weichem Pfühle verträumen, haben ja wol den wenigsten Genuß davon, indem das Schlafen ja seinen eigentlichen Werth erst im Gegensatze des Wachens und der Thätigkeit erhält. Wirklich fällt auch der eigentliche Genuß des Schlafes außerhalb seiner Grenzen in die Perioden der Ermüdung und des Erwachens, indem wir, einmal unter seinen Fittigen ruhend, nichts mehr von uns und der uns umgebenden Welt wissen, daher auch für seine besänftigenden Wirkungen keinen Sinn mehr haben. Ganz anders ist es mit andern sinnlichen Genüssen, bei denen der prüfende Verstand während des Genusses unterscheidet zwischen Dem, was ihm behagt und nicht behagt, und die wohlthätigen Eindrücke prüfend sich aneignet und festhält.

Doppelt schätzbar wird uns der Schlaf durch seine Entbehrung. Im kindlichen Alter, wo er noch länger dauert und fester ist, wo der Schöpfer die Mutterliebe als treuen Wächter vor die Wiege gestellt hat, damit keine feindselige Macht sein stilles Walten störe, werden seine heilsamen Wirkungen wol kaum empfunden. Wie die schützende Erde über dem keimenden Samenkorn, ruht er über dem beginnenden Leben, mehr seine Entwickelung hemmend als fördernd, das Bewußtsein verhüllend und selbst noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Es gibt daher kaum ein schöneres Bild, um innere Ruhe, Frieden mit der ganzen Welt und Abgeschlossenheit gegen alle Stürme des Lebens zu bezeichnen, als das eines schlafenden Kindes. Aber je mehr der Mensch in den Jahren fortschreitet, je mehr sich seine körperlichen und geistigen Kräfte entwickeln, desto mehr wird ihm der Besitz dieses Kleinodes verkümmert. Ueberspannung seiner körperlichen und geistigen Kräfte, Leidenschaften mannichfaltiger Art, Unzufriedenheit mit sich und der Welt, Kummer, Sorge, Krankheit u. s. w. stören mehr oder weniger seine nächtliche Ruhe. Zwar gibt es manche besonders begünstigte Menschen, welche ohne Unterbrechung, von der Zeit, wo sie sich zur Ruhe begeben, bis an den hellen Morgen ungestört fortschlafen; aber eines so vollkommenen Schlafes wie die Kinder genießen auch sie nicht, und selbst im höhern Alter, wo die Stürme des Lebens sich legen, tritt zwar wieder ein größeres Bedürfniß des Schlafes ein, aber er selbst ist weniger fest und weniger erquickend. Je mehr uns aber im Laufe des Lebens von diesem Geschenk des Himmels entzogen wird, desto mehr gelangen wir zur Erkenntniß seines wahren Werthes; man muß Nächte in Sorge, Kummer oder Krankheit durchwacht haben, um zu erfahren, welch ein erquickendes Gefühl es ist, seine müden Glieder nach solchen Anstrengungen ungestört dem Schlafe überlassen zu können. So wird denn auch hier, wie bei so vielen andern Dingen im menschlichen Leben, der Genuß erst durch Entbehrung erhöht.

Wie uns aber bei so vielen Erscheinungen des organischen Lebens der Schlüssel zu ihrem letzten Grunde fehlt, so auch hier. Fragen wir: was ist denn der Schlaf? so müssen wir uns nur mit halbwahren und unbefriedigenden Antworten begnügen, die entweder nur eine Beschreibung des Zustandes in sich fassen, den wir mit jenem Namen belegen, oder uns auf andere Zustände zurückweisen, deren Grund wir ebenso wenig einzusehen im Stande sind.

Wir sind mit dem Verf. des obengenannten Büchleins einverstanden, daß alle bisher von Aerzten und Philosophen gegebenen Erklärungen des Schlafes wenig befriedigen und uns keine tiefern Blicke in das Wesen dieses eigenthümlichen und sonderbaren Zustandes thun lassen. Sehen wir nunmehr zu, was er uns statt derselben Besseres bietet.

Dem Verf. zufolge ist aber der Schlaf eine veränderte Lebensrichtung der Kraft, welche zum Zweck hat, die Materie leiblich zu bilden, in welcher sie selbst wurzelt, und durch welche allein sie sich zu äußern vermag. Es ist nämlich das Leben einer Flamme zu vergleichen, die von den organischen Stoffen des Körpers zehrt, es ist zur Erhaltung desselben nothwendig, daß ein hinreichender Ersatz der verzehrten organischen Materie eintrete, und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die eigentliche Reproduction, d. h. der Wiederersatz des durch das Leben selbst

consumirten Stoffes, im Schlafe vor sich gehe. Zwischen dem Gangliensysteme und dem Gehirn findet ein entschiedener Gegensatz statt, nämlich insofern, als beide Nervenpartien nur zur eigentlichen Entfaltung ihrer Thätigkeit gelangen, wenn eins der genannten Systeme in einen relativen Ruhezustand zurückgetreten ist. Das Hirnleben entfaltet sich während des Tages zu seiner eigentlichen Höhe. Während dieser Zeit scheint das Gangliensystem, wenn auch nicht unthätig zu sein, gleichwol aber in einem Schlummerzustande zu verharren. Wenn dagegen die Sonne des Weltalls untergegangen, das leuchtende Gestirn des menschlichen Geistes sich zurückgezogen hat und verdeckt ist durch den Schleier, den wir die Augenlider nennen (!), dann erwacht das Gangliensystem als das Nachtgestirn des Lebens, und sein Reich beginnt. Während der Mensch, abgeschnitten von der Außenwelt, ermüdet von des Tages Last und Mühe, sich hingegeben hat dem Schlafgotte; während also die unsterbliche Seele in ihm momentan aufgehört hat zu wirken, und das Kriterium der Menschheit, das Selbstbewußtsein nämlich, aufgehoben ist, dann beginnt der leibliche Bildungsproceß geheimnißvoll und still. Mächtig werden alle Ausscheidungen befördert, die Hautausdünstung wird überwiegend stark, die zur Bewahrung der Auswurfsstoffe bestimmten Behälter werden angefüllt, und in der wunderbaren Werkstatt des Unterleibes werden die Säfte bereitet und der Stoff geschaffen und gebildet, denen innewohnt die Kraft und das eigenthümliche Leben.

So verhielten sich denn das Tag- und Nachtleben im Menschen wie ein paar gut exercirte Wachtposten zusammen, von denen jeder regelmäßig auf die Wache zieht, wenn die Zeit an ihn kommt. In der That, die Sache wäre schön, wenn sie nur wahr wäre. Abgesehen davon, daß der Gegensatz von Ganglien- und Cerebralsystem aus einer Zeit herstammt, wo man ein eitles und nichtiges Spiel mit Polaritäten zu treiben pflegte, und schon längst, als der Natur unangemessen, von Rudolphi gründlich widerlegt worden ist, widerspricht die Annahme, daß im Schlafe der leibliche Bildungsproceß vorherrsche und die Ernährung auf Kosten der psychischen Thätigkeiten zunehme, aller Erfahrung. Zwar ist das bildende Leben im Schlafe weniger durch das Sinnenleben und die mannichfaltigen Einflüsse des Tages gestört; aber es ist matter und genießt ebenso gut seine Feierstunden als dieses. Die Absonderungen des Speichels, Magensaftes, Schweißes, Urins u. s. w. sind während des Schlafes vermindert, der Wechsel der Stoffe geringer; bei fauligen Krankheiten ist die Neigung zur Zersetzung größer, die Verdauung geht langsamer von statten u. s. w. Erst gegen den Morgen entsteht ein regeres Leben in den Processen der Assimilation und der Absonderungen, was aber nicht auf Rechnung jener Polarität zwischen Cerebral- und Gangliensystem, sondern auf Rechnung des Blutgefäßsystems zu schreiben ist, das in jener Zeit einen stärkern Aufschwung nimmt.

Hätte es aber auch mit jener Polarität seine Richtigkeit, und wäre wirklich dem Cerebralsystem der Tag, dem Gangliensystem dagegen die Nacht zu ihrer Wirkungssphäre zugewiesen, so würde dadurch das Wesen des Schlafes noch immer nicht ergründet sein. Wir würden immer wieder fragen müssen: wie kommt es, daß das eine des Tages, das andere des Nachts wirksamer ist? So werden wir denn mit unserer Frage wegen der Periodicität dieser beiden organischen Lebenszustände an die Frage über jene höhere Periodicität von Tag und Nacht gewiesen, mit der sie in Eins zusammenfällt, und am Ende müssen wir fragen: wie kommt es, daß unsere Erde in 24 Stunden den Kreislauf um ihre eigne Axe beschreibt?

Wir wollten hierdurch nur zeigen, wie weit unser Wissen um solche, mit allgemeinen Weltgesetzen im Zusammenhange stehende Phänomene des Einzelwesens noch zurücksteht, und wie wenig damit gethan ist, wenn man dergleichen Phänomene durch andere damit coexistirende zu erklären gedenkt. In der That, der Physiolog hat wenig mehr zur Lösung der Aufgabe über das Wesen des Schlafs gethan, wenn er ihn durch eine veränderte Lebensrichtung erklärt, als das Kind, wenn es auf die Frage: Warum schläfst du? antwortet: Weil mir die Augenlider zufallen! Obwol sich andere, dem Schlafe verwandte Zustände, als: der Traum, das Nachtwandeln, der Somnambulismus, der Alp u. s. w., welche der Verf. mit in seine Untersuchung gezogen hat, im Grunde keiner größern Aufklärung zu erfreuen haben, so glauben wir doch, daß sie dem Verf. Stoff zu weiterer Ausführung geboten hätten, wenn er auch nur die bis jetzt vorhandenen Materialien fleißiger hätte benutzen wollen. Uns hat wenigstens das darüber Mitgetheilte nicht befriedigen können.

Ungleich besser ist der praktische Theil der Schrift gerathen, indem er in der That Manches enthält, was besonders dem Laien nützlich werden kann. Es läßt sich im Allgemeinen keine Regel darüber aufstellen, wie lange ein gesunder Mensch schlafen soll. Die natürliche Dauer des Schlafes wechselt nach dem Alter, dem Geschlecht, der Constitution und den Gewohnheiten. Kinder schlafen viel länger als Erwachsene. Das männliche Alter bedarf zur Wiederherstellung seiner Kräfte im Allgemeinen nur eines kurzen Schlafes; Greise aber schlafen viel, jedoch leicht und mit vielen Unterbrechungen. Ob die Frauen, wie der Verf. meint, mehr Neigung zum Schlaf haben und in der Regel viel länger schlafen als die Männer, steht noch in Frage; wenigstens vermögen sie nach den Erfahrungen der Aerzte Nachtwachen länger zu ertragen als diese. Sanguiniker und Phlegmatiker haben eine vorherrschende Neigung zum Schlafe; gallichte und melancholische Subjecte aber schlafen wenig und leicht. Es hat Menschen gegeben, welche nur zwei oder drei Stunden geschlafen haben, und dennoch hat ihre Gesundheit durch ein so lange fortgesetztes Wachen nicht gelitten. Indessen sind die Nachtheile des übermäßigen Wachens unverkennbar, und man hat beobachtet, daß dadurch Menschen zu den abenteuerlichsten Grillen, ja selbst zum Wahnsinn geführt worden sind. Das Klima hat auf die natürliche Dauer des Schlafes einen großen Einfluß. Die Bewohner der kalten Gegenden von Spitzbergen, Grönland, Lappland z. B. wachen viel in gewissen Jahreszeiten und schlafen viel in andern; niemals aber schlafen oder wachen sie mehre

Tage hintereinander unausgesetzt. In den heißen Klimaten schläft man gewöhnlich viel und zwar am häufigsten während der Hitze des Tages. Außergewöhnliche Umstände haben ebenfalls einen großen Einfluß auf die Dauer des Schlafes. Man hat beobachtet, daß außerordentlich ermüdete Menschen ohne Unterbrechung zwei volle Tage geschlafen haben. Plater erzählt, daß er einen Mann drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung habe schlafen sehen, und Salmuth berichtet, daß ein Mädchen, welches zwei Tage lang stark getanzt hatte, vier Tage und vier Nächte in einem sehr tiefen Schlaf gelegen habe. Klein hat einen durch heftige Anstrengungen sehr erschöpften Menschen sogar acht Tage schlafen sehen. In der Charité zu Berlin befindet sich seit 22 Jahren eine Frau, welche regelmäßig drei Tage in der Woche schläft und die übrige Zeit wachend zubringt.

Beherzigenswerth ist, was der Verf. über die Nachtheile des zu langen Schlafens, sowie über die Wahl des Ortes, wo man schläft, sagt. Da man im Schlafzimmer gewöhnlich den dritten Theil seiner Lebenszeit zubringt, so sollte man billig alle Vorsicht anwenden, damit man dort eine möglichst reine Luft und die zur Erhaltung der Gesundheit unerläßliche Bequemlichkeit vorfinde.

Daß es für die meisten Menschen am zuträglichsten sei, den Schlaf einige Stunden vor Mitternacht zu beginnen und lieber des Morgens einige Stunden früher aufzustehen, mag im Allgemeinen zugegeben werden, indessen können wir doch darauf kein so großes Gewicht legen, als der Verf. thut. Viele Thiere schlafen ja immer des Tages und gehen erst in der Nacht nach ihrem Raub aus, und es fehlt auch nicht an Beispielen von Menschen, die nie vor Mitternacht zu Bette gehen und doch dabei gut schlafen und sich wohlbefinden. Der Grund, den der Verf. dafür anführt, daß nämlich gegen Mitternacht eine wohlthätige Krise durch vermehrte Hautausdünstung eintrete, wird durch die Erfahrung nicht bestätigt, indem jene Krise erst gewöhnlich gegen Morgen erfolgt. Der gesunde Mensch kann sich an Alles gewöhnen.

(Der Beschluß folgt.)

Frauenbilder, oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakspeare's Dramen von Mrs. Jameson. Deutsch von Adolf Wagner. Leipzig, Barth. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Je seichter im Allgemeinen die englischen Monographien über Shakspeare'sche Dramen und Charaktere ausgefallen sind, desto erfreulicher ist es, einem Werke in diesem Genre zu begegnen, das nicht blos mit Talent und Einsicht in die Sache, sondern, was noch mehr ist, mit Gemüth und Innigkeit geschrieben ist, um so erfreulicher, wenn eine Dame sich auf diese Weise ihrem Gegenstande gewachsen zeigte. Mrs. Jameson gibt uns, wie der Titel ihres Buches sagt, eine Auswahl weiblicher Charaktere aus Shakspeare, gleichsam die Elite der weiblichen Gestalten, die seine gewaltige Poesie erschaffen, in gedrängter Charakteristik. Schon dieser Gedanke ist lobenswerth, denn er zeugt von einer geistigen Auffassung und von jener vergleichenden Kritik, die der deutsche Kritiker häufig vernachlässigt, der englische in jene übermäßige Breite zu spinnen pflegt, die gelehrte Menschen wie Ben Jonson zu wahrhaften Pedanten gemacht hat. Das letztere ist Mrs. Jameson glücklich umgangen, und unter allen Vorwürfen läßt sich ihr gewiß der einer zu großen Breite am wenigsten machen, denn es ist in diesem mäßigen Octavbande gewiß ebenso viel Kern als in manchem fünfbändigen Commentar zu Shakspeare, den der deutsche Sinn doch auch nicht zurückgewiesen hat.

Mrs. Jameson eröffnet ihr Buch mit einer ausführlichen Einleitung, man könnte sie auch ein Vorspiel nennen, denn sie besteht in einem Dialoge zwischen einem Herrn und einer Dame, die sich über den allgemeinen Gesichtspunkt, aus welchem man ein Buch wie das der Verf. ansehen müsse, verständigen. Hier setzt uns die Verf. auch sogleich auf den Standpunkt, von welchem aus sie ihre Leistung betrachtet wünscht, der zugleich ein sittlicher und zeitgemäßer ist, indem er der leider Mode gewordenen „Verzerrung der Weiblichkeit", wie sich der Uebersetzer ausdrückt, ein gediegenes und würdiges Gegenbild aufstellen will. Was sie hier im Allgemeinen über das Siechthum der Zeit, über die unseligen Einflüsse sagt, welchen auch bessere weibliche Naturen erliegen, über die zweideutige Unschuld und schuldbewußte Jungfräulichkeit, über die alberne Verständigkeit und eingebildete Albernheit der weiblichen beau monde, zeugt von vieler Einsicht in die Unsitte der Gegenwart, und weist darin, weil es Seiten berührt, die schon der unsterbliche Dichter verdammt und verhöhnt hat, unmittelbar auf diesen selbst hin. Wir können uns bei diesen sehr zu beachtenden Bemerkungen einer Frau von Stande nicht aufhalten und weisen deshalb um so lieber auf Das zurück, was schon der Uebersetzer in seiner Vorrede darüber sagt, da dieser es richtig und geistreich beurtheilt.

Die Sache selbst, d. h. die Charakterbilder Shakspeare'scher Frauen, bringt die Verf. in vier Rubriken. Nr. 1 bilden die geistreichen, Nr. 2 die leidenschaftlich-phantastischen, Nr. 3 die seelenvollen und Nr. 4 endlich die historischen Charaktere. Um zu zeigen, daß die Verf. wirklich geistreich ihren Gegenstand unterscheidet, wollen wir die einzelnen Charaktere, die in diesen Rubriken befaßt werden, alle anführen. Unter die erste Classe setzt die Verf. Portia aus dem „Kaufmann von Venedig", Isabelle aus „Maß für Maß", Beatrice aus „Viel Lärmen um nichts" und Rosalinde aus „Wie es euch gefällt".

Daß die Verf. diesen Reigen mit Portia eröffnet, ist sehr glücklich, denn Portia ist wirklich die par excellence geistreichste Frauengestalt der Shakspeare'schen Poesie. Auf eine geistreiche Weise wählt sie das Mittel, sich mit ihren Freiern auseinanderzusetzen, selbst ihre Liebe ist geistreich, und das Meisterstück dieses Talents liefert sie in der Gerichtsscene mit Shylock, denn hier beherrscht sie das Ganze, und beschämt die weisen Richter selbst. Mit Isabelle in „Maß für Maß" ist es schon anders, und hier hebt die Verf. sehr glücklich jenen Anstrich von „sittlicher Großartigkeit" und „moralischer Reinheit" hervor, der in Isabellens Charakter einen tiefern Ernst hervorruft. Ebenso treffend gibt sie den Uebergang von diesen Beiden zu Beatrice und Rosalinde an und zeigt, wie der Ernst hier schwindet, weil die ganze Scenerie lustiger und komischer wird.

Was aber beim Schlusse dieser Rubrik befremdet, ist, daß die Verf. gar keine Notiz von demjenigen Shakspeare'schen Stücke nimmt, welches die schärfste Pointe des geistreichen Hin- und Herspiels enthält, nämlich „Verlorene Liebesmüh". In diesem Stücke tritt ebenfalls eine Rosalinde auf, welche mit dem Spötter Biron, ihrem Gegenbild, gleiche Bedeutung hat, nämlich die lächerlichen Liebesverhältnisse in den Champagnerschaum des geistreichsten Witzes aufzulösen und mit der Macht der Ironie zu beseitigen, ohne doch selbst von der Liebe ausgeschlossen zu sein. Diese merkwürdige Gestalt war gewiß hier nicht auszulassen, da Shakspeare in ihr auf eine bewunderungswürdige Weise zeigte, wie man fünf Acte hindurch das Geistreichste auf die Spitze treiben kann, ohne langweilig zu werden.

Unter die leidenschaftlich-phantastischen Charaktere rechnet die Verf.: Julia, Helena in „Ende gut Alles gut", Perdita im „Wintermärchen", Viola in „Was ihr wollt", Ophelia, und Mi-

randa. Auch diese Eintheilung ist im Ganzen glücklich und wieder sehr bezeichnend, daß Julia, das nur in Liebesleid athmende Mädchen, den Reigen eröffnet. Aber Miranda möchte wol nicht in diese Kategorie gehören, und hier zuerst zeigt es sich, daß man mit dem Rubriciren, geschehe es auch auf noch so geistreiche Weise, bei Shakspeare nicht ausreicht. Wie „Der Sturm" selbst ein Drama ist, welches sich aus dem abgerundeten Kreise des Dramatischen darum ausscheidet, weil seine Sphäre die reine Wunderwelt ist, so steht Miranda vor allen Shakspeare'schen Frauengestalten einsam da. Als Weib, und schöngebildetes Weib hat sie freilich analoge Seiten; aber weil sie das in der seltsamen Wunderwelt Prospero's aufgewachsene Mädchen, selbst ein Wunderkind ist, darum überstreift sie das Charakteristische und wird zur freien poetischen Gestalt. Miranda ist deshalb die durchsichtigste, die ätherischste und unaufgeschlossenste aller Shakspeare'schen Frauen, sie gleicht dem Geiste Ariel und berührt selbst das Feenhafte. Dies erkennt und fühlt die Verf. unsers Buches ebenfalls, und was sie über das Räthselhafte, Geheimnißvolle und doch zugleich Durchsichtige-Klare in Miranda's Wesen sagt, ist sehr schön, hätte aber um so eher einem eignen Kreise vindicirt werden sollen.

In Betreff Opheliens zeigt sich das Behutsame und Besonnene in Mrs. Jameson's Kunstauffassung. Ueberraschend ist es, von einer Dame die antike Bedeutung in diesem Charakter hervorheben zu sehen (S. 227 u. 228), und ebenso erfreulich, daß auch sie das Naturgemäße einer mysteriösen, schwülstigen Deutung vorzieht und den jungfräulichen Kranz Opheliens unangetastet wünscht. Dahingegen müssen wir die Vergleichung Julia's mit der Schiller'schen Thekla als verfehlt ansehen. Beide Charaktere haben allerdings das Gemeinsame, daß sie nur in und durch die Liebe sind, was sie sind; aber ihre Individualität, ihr Innerstes differirt wie Nord- und Südpol. Julia hat nichts Idealisches, Thekla ist es ganz; Julia empfindet nur, Thekla reflectirt sich in ihrer Empfindung und gleicht darin den Lyrikern der modernen Zeit, welche nicht singen können, ohne zu sagen, daß sie singen. Thekla gehört wesentlich der modernen Zeit an, Julia ist das liebende Mädchen aller Zeiten.

Es folgen nun die seelenvollen Charaktere, unter welche Rubrik die Verfasserin Hermoine aus dem „Wintermärchen", Desdemonen, Imogen und Cordelien begreift. Diese Wahl kann man nicht anders als gelungen und einsichtsvoll, ja, man muß sie selbst seelenvoll nennen. In der Beurtheilung Desdemona's ist das Tadellose dieses Charakters trefflich aufgefaßt, diese vollkommene Hingebung, welche dies edle Weib, als ein „makelloses Weihgeschenk" und Opfer bezeichnet. „Es ist charakteristisch", sagt Mrs. Jameson, „daß in Allem, was Desdemona sagt, nicht eine allgemeine Bemerkung ist. Worte sind ihr nur Darstellungsmittel des Gefühls, nie der Ueberlegung, sodaß ich durchgängig keinen allgemein anwendbaren Spruch finden kann." Wenn Mrs. J. auch weiter nichts als dies über Desdemona gesagt hätte, so ließe sich daraus schon ihre vollkommene Fähigkeit, einen solchen Charakter zu begreifen, abnehmen.

Was uns aber in dem Buche der Verf. am meisten erfreut hat, ist die sinnvolle Auffassung des Charakters von Imogen in „Cymbelin"; dieses Charakters, über den so viel gesalbadert worden, den um seines höchst zarten Einschlags willen so wenige Kritiker empfunden haben, nicht blos Dunlop und Johnson, welche die Verf. gebührend abfertigt, sondern wirklich auch Leute, die mehr Geschmack hatten als diese Beiden. „Andere Shakspeare'sche Frauen", sagt Mrs. J., „sind als dramatische und poetische Erzeugnisse ergreifender, glänzender, mächtiger. Von Allen aber, wenn sie mehr als Individuen denn als Heldinnen (Charaktere) betrachtet werden, ist Imogen die vollendetste." Dies Urtheil unterschreiben wir unbedingt. Es ist schön, daß eine Frau fähig ist, es auszusprechen, denn die hohe, selbstbewußte, klare Einfalt und Hoheit der Seele Imogen's will durch und durch empfunden sein. Gewiß ist es, sie ist unter den Seelenvollen die Seelenvollste. Wir empfehlen diesen Abschnitt namentlich solchen dilettirenden Kritikern, die bei dem Urtheil über „Cymbelin", über die massenhafte, einheitslose Construction des Stücks selbst sich zu Tode wundern, und an denen bei diesem Verwundern der hohe Geist Derjenigen, die Alles verbindet, vorbeischreitet.

Die geschichtlichen Charaktere, welche die vierte Rubrik bilden, sind Kleopatra, Volumnia in „Coriolan", Constanze in „König Johann", Margarethe von Anjou in „Richard III.", Katharina von Aragonien in „Heinrich VIII." und Lady Macbeth. Wir bemerken hierüber am Schlusse noch Einiges. Im Betracht der Letztern urtheilt die Verf. weit richtiger als A. W. Schlegel. Lady Macbeth ist keine Furie, und sehr bezeichnend für die weichere Auffassung dieses leidenschaftsvollen Charakters ist die Bemerkung der Verf., „daß der erste Gedanke, Dunkan zu morden, nicht von Lady Macbeth herrührt". Beide, sie und ihr Gemahl, sind nur der Verlauf der Sünde, der Ursprung sind die höllischen Mächte, das Böse selbst, welches, wie es im „Faust" heißt, der Welt blieb, als sie den Bösen los wurde. Der Charakter der Kleopatra ist mit künstlerischer Ausführlichkeit geschildert. Was aber die Verf. bewogen hat, Lady Percy und Portia (in „Julius Cäsar"), die Frau Heißsporns und das Weib des Brutus, zusammenzustellen, ist schwer zu begreifen. Das tertium comparationis, welches die Verf. aufstellt, ist ganz ungenügend. Lady Percy ist eine Ehefrau, die so blutjung ist, daß man ihr eine Albernheit verzeiht; sie liebt ihren Mann und fürchtet sich vor ihm, weil sie ihn als einen Hitzkopf kennt, darum läßt sie sich's gefallen, daß er den Kopf in ihren Schoos legt, wenn Gäste da sind. Portia ist ein römisches Weib und des Brutus Gattin, das ist genug gesagt, um auf das Unzulängliche der Vergleichung aufmerksam zu machen.

Sollen wir am Schlusse über das vorliegende Buch ein Gesammturtheil aussprechen, so muß es dahin lauten, daß allerdings von dem höchsten Standpunkte der Kunstkritik hier nicht ausgegangen wird, darum weil die einzelne weibliche Gestalt zuweilen wol, aber nicht immer das Centrum Shakspeare'scher Dramen bildet. Allein, was von dem getrennten Standpunkte des Individuellen geleistet werden kann, ist von der Verf. geschehen; denn sie hat das Wesentliche in den Charaktern größtentheils herausgefunden und gezeigt, um wie viel richtiger und sicherer die Kritik geht, wenn sie sich monographisch zu den einzelnen Charakteren verhält, als wenn sie über Tendenz des Ganzen, Einheit, Construction u. s. w. auf populaire Weise ins Blaue hineinradotirt.

Daß das Buch von einem Manne übersetzt worden, der nicht blos Englisch, sondern auch die Sache versteht, ist dankenswerth und wird auch die geistreiche Verf. erfreuen. 52.

Literarische Notizen.

Bei Cannizeaux in Paris erscheint eine Uebersetzung von Boccaccio's „Decameron" in zwei Bänden. Die Kritiker loben bei Gelegenheit dieser Anzeige die „naïveté" von Boccaccio's Styl. Seltsam, was die Franzosen nicht für Entdeckungen machen!

Emil Souvestre hat einen Roman in vier Abtheilungen: „L'échelle des femmes", herausgegeben. Nr. 1 behandelt la femme du peuple, Nr. 2 la grisette, Nr. 3 la bourgeoise, Nr. 4 la grande dame. Das heißt nicht zwei, sondern vier Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Professor Aubry hat Zachariä's (in Heidelberg) „Französisches Civilrecht" ins Französische übersetzt.

Von Leonard Gallois' „Geschichte des Nationalconvents" ist der dritte und vierte Band erschienen. Der fünfte und sechste Band, womit das Werk geschlossen sein wird, befinden sich unter der Presse. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1835.

Ueber Schlaf und Schlaflosigkeit für Aerzte und Nichtärzte. Von Moritz Strahl.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Auch der Nachmittagsschlaf ist wol im Allgemeinen nicht so nachtheilig, wie er von dem Verf. geschildert wird, wenn man ihn nur nicht, wie manche verweichlichte Menschen thun, auf mehre Stunden verlängert. Die meisten Thiere pflegen der Ruhe, wenn sie sich zuvor gesättigt haben, und für manche Menschen, die sich besonders des Vormittags mit geistigen Arbeiten beschäftigt haben, ist eine solche Erholung von ¼—½ Stunde wahres Bedürfniß; ja, Ref. hat Mehre gekannt, die des Nachts nur dann gut schliefen, wenn sie des Nachmittags ihre Siesta gehalten hatten; wahrscheinlich weil dann Blut- und Nervensystem nicht in so starke Erregung versetzt war, als es ohne diese Zwischenruhe geschehen sein würde.

Was die Schlaflosigkeit betrifft, so übergeht der Verf. diejenige, welche als Folge acuter Krankheiten vorkommt, und beschränkt sich blos auf diejenige, welche als das schwerste Leiden vieler Unterleibskranken, oder auch, ohne Störung irgend einer andern Function, als selbständiges Uebel auftritt, und der durch passende Mittel, oder eine Veränderung in der Lebensordnung abgeholfen werden kann. Sie ist in vielen Fällen das Resultat sehr tief liegender Störungen, namentlich der Unterleibsfunctionen, und wird dann immer nur palliativ, d. h. vorübergehend erleichtert werden können, weil die radicale Heilung natürlich zusammenfällt mit der Heilung derjenigen Krankheit, welcher die Schlaflosigkeit ihr Dasein verdankt. Allein es gibt manche Art von Störungen des Schlafes, die mit keinem andern Uebel zusammenzuhängen scheinen, und es gibt Menschen, deren Functionen vollkommen geregelt sind, und die sich einzig und allein darüber beklagen, Nachts nicht schlafen zu können. Zu den psychischen Ursachen, welche in solchen Fällen den Schlaf stören, gehören insbesondere alle Gegenstände, welche unsere Aufmerksamkeit in einem sehr hohen Grade in Anspruch nehmen, alle lebhafte und noch mehr alle ungewohnten sinnlichen Eindrücke, Concerte, Bälle, Feuerwerke, nächtliche Arbeiten, welche unser Nachdenken anhaltend beschäftigen, Leidenschaften, als: Angst, Furcht, Schrecken, Sorgen, Kummer, heftiger Aerger, zu große unerwartete Freude, Ausschweifung in der Liebe kurz vor dem Schlafengehen, Gewohnheit, spät zu Bette zu gehen, oder sich vor dem Einschlafen noch mit einem Lieblingsgedanken zu beschäftigen, Spiel u. s. w.

Die Störungen des Schlafes, welche aus psychischen Ursachen entspringen, sind sehr schwer zu heilen. Unter den hier zu empfehlenden Hülfsmitteln steht eine Unterbrechung der zur Gewohnheit gewordenen Schlafordnung obenan. Im Allgemeinen darf angenommen werden, daß die meisten Menschen zwischen 10—11 Uhr schlafen gehen. Der Verf. hat aber an sich selbst und an andern Kranken, die an Schlaflosigkeit litten, wahrgenommen, daß ein ruhiger Schlaf und ein leichtes Einschlafen herbeigeführt wurde, wenn man, statt um 10, etwa um 8 Uhr ins Bett ging und auf diese Weise die Ordnung unterbrochen hatte. Ein späteres Schlafengehen dagegen hatte grade den entgegengesetzten Erfolg, denn die Nacht wurde sicher schlaflos zugebracht, wenn das Bett erst etwa gegen 12 Uhr gesucht wurde. Ueberhaupt gibt der Verf. den Rath, daß dergleichen Kranke auf einige Zeit ihre Lebensweise ganz und gar verändern und die bisher bestehende Ordnung der Dinge plötzlich und auf einmal scharf abschneiden, ordnungsliebende Menschen eine Zeit lang unmäßig sein, Wein trinken mögen u. s. w.

Unter mehren andern, zum Theil sehr zweckmäßigen Mitteln schlägt der Verf. auch das Opium vor. Obgleich er damit den vorsichtigen Rath verbindet, es nicht ohne Zuziehung eines Arztes zu gebrauchen, so hätten wir doch lieber gewünscht, er hätte dieses Mittels in seiner zunächst doch mehr für den Laien als für den Arzt bestimmten Schrift nicht gedacht. Dasselbe gilt von dem Extract des Lattichs, den der Verf. irrigerweise Huflattich nennt. Huflattich ist Herb. tussilaginis, das Extractum lactucae aber kommt von der Lactuca virosa. Dergleichen Mittel finden gewiß nur in sehr wenigen Fällen von Schlaflosigkeit Anwendung und können in der Hand des Laien sehr bedeutende Nachtheile herbeiführen, um so mehr, wenn sie in so großen Dosen angewendet werden sollten, in denen sie hier von dem Verf. empfohlen werden.

Unter den physischen Ursachen der Schlaflosigkeit werden besonders Ueberfüllung des Magens mit zu vielen oder unzweckmäßig gemischten Speisen und zu strenge Enthaltsamkeit, namentlich gänzliches Entbehren der Abendmahlzeit genannt. Der Verf. räth, eine halbe Stunde vor

dem Schlafengehen so viel zu essen, daß das Gefühl der vollen Sättigung eintritt, um den Magennerven eine angemessene Beschäftigung zu geben. Für manche Fälle mag dieser Rath wol die beabsichtigte Wirkung zur Folge haben, und Ref. ist wol auch zuweilen darauf gekommen, wo die entgegengesetzte Methode des Zuwenigessens ihren Zweck verfehlte; aber er hat auch gefunden, daß Kranke, besonders aber solche, welche eine schwache Verdauung haben, zwar nach einer solchen Abendmahlzeit bald, aber sehr unruhig schliefen, bald wiedererwachten und dann nicht wiedereinschlafen konnten, am andern Morgen über Hitze im Kopfe, Kopfweh, Schwindel u. s. w. klagten, und wol gar Schlagfluß befürchten ließen. Daher: distinguendum est! Der Verf. hat sich auch hier durch theoretische Ansichten verleiten lassen, deren Unrichtigkeit wir bereits oben bemerklich gemacht haben. Während er früher eine gewiß unschädliche kleine Siesta nach dem Mittagessen verdammt, empfiehlt er hier als Vorbereitung zum längern nächtlichen Schlaf eine tüchtige Abendmahlzeit! Wenn alle übrigen organischen Systeme ihre Feierstunden halten, sollte es da angemessen sein, die Verdauungsorgane mit neuer Zufuhr zu belasten und zu fortgesetzter Thätigkeit zu nöthigen?

Ungeachtet wir nun mit mancher Ansicht des Verf. nicht einverstanden sein konnten, so tragen wir doch kein Bedenken, diese kleine Schrift Denjenigen, welche an Schlaflosigkeit leiden, als eine nützliche und zugleich angenehme Lecture zu empfehlen, um so mehr, wenn sie dabei die Vorsicht gebrauchen wollen, über ein und das andere darin empfohlene Mittel zuvor ihren Arzt zu Rathe zu ziehen. Uebrigens sind wir freilich darüber nicht ganz im Reinen, was dem Verf. und was Andern als Eigenthum zugehört. Auf einer Plünderung wenigstens haben wir ihn erwischt. Statt alles Beweises lassen wir den Räuber und den Beraubten sich gegenseitig confrontiren:

Strahl.

Er (der Schlaf) ist keineswegs etwa die mechanische Wirkung der Temperatur oder der Feuchtigkeit; selbst die Dunkelheit ist nicht der hinreichende Grund ihres Schlafes, denn bei uns, wie in den Tropenländern, tritt die Nacht für die Pflanzen vor dem gänzlichen Verschwinden der Sonnenscheibe schon ein. Nach den Beobachtungen Duhamel's, Mairan's und Ritter's öffnen und schließen sich Gewächse, die man in steter Dunkelheit hält, ebenso regelmäßig, als wenn sie im Freien und unter dem Einflusse von Tag und Nacht stehen. Decandolle sah, daß mehre Sensitiven, in steter Dunkelheit gehalten, Mirabilis jalappa bei ununterbrochener gleichförmiger Lampenbeleuchtung im Keller, Oxalis stricta und incarnata bei Lampenbeleuchtung während des Nachts und Dunkelheit während des Tages am Tage sich öffneten und in der Nacht sich schlossen. Die Pflanze trägt also den Grund dieses Wechsels von Wachen und Schlafen in sich; dieser aber steht in Harmonie mit dem kosmischen Wechsel und richtet sich nach demselben in seinem Typus. Pflanzen, die aus der andern Hemisphäre in unsere versetzt sind, öffnen sich anfänglich zu der Zeit, wo in ihrem Vaterlande die Sonne über dem Horizonte steht, und schließen sich, wenn sie dort von demselben verschwindet.

Burdach.

Ebenso wenig ist er eine mechanische Wirkung der Temperatur oder der Feuchtigkeit u. s. w., selbst die Dunkelheit ist nicht der hinreichende Grund, denn bei uns, wie in den Tropenländern, tritt die Nacht für die Pflanzen vor dem gänzlichen Verschwinden der Sonnenscheibe schon ein. Er beruht zunächst auf einem innern Typus. Nach den Beobachtungen Duhamel's, Mairan's und Ritter's öffnen und schließen sich Gewächse, die man in steter Dunkelheit hält, ebenso regelmäßig, als wenn sie im Freien und unter dem Einflusse von Tag und Nacht stehen. Decandolle sah, daß mehre Sensitiven, in steter Dunkelheit gehalten, Mirabilis jalappa bei ununterbrochener, gleichförmiger Lampenbeleuchtung im Keller, Oxalis stricta und incarnata bei Lampenbeleuchtung während des Nachts und Dunkelheit während des Tages am Tage sich öffneten und in der Nacht sich schlossen. Die Pflanze trägt also den Grund dieses Wechsels von Wachen und Schlafen in sich; dieser aber steht in Harmonie mit dem kosmischen Wechsel und richtet sich nach demselben in seinem Typus. Pflanzen, die aus der andern Hemisphäre in unsere verpflanzt sind, öffnen sich anfänglich zu der Zeit, wo in ihrem Vaterlande die Sonne über dem Horizonte steht, und schließen sich, wenn sie dort vom Horizonte verschwindet.

Strahl.

Verfolgen wir die Erscheinungen des Schlafes bis zu den niedrigern Thierclassen herab, so finden wir, daß diese noch keinen vollständigen Schlaf haben: sie ruhen zwar alle von Zeit zu Zeit und ziehen sich von der Außenwelt zurück; aber sie haben noch keine beweglichen Augenlider, durch welche die Scheidung zwischen Schlafen und Wachen völlig ausgeführt wird. Erst bei den Vögeln und Mammalien findet sich wahrer Schlaf, und beim Menschen ist er am vollkommensten. Bei den niedern Thieren ist der Schlaf weniger an eine bestimmte Zeit gebunden u. s. w.

Burdach.

Aber die niedrigern Thiere kommen nicht zu vollem Wachen, haben daher auch keinen vollständigen Schlaf: sie ruhen zwar alle von Zeit zu Zeit und ziehen sich von der Außenwelt zurück; aber sie haben noch keine beweglichen Augenlider, durch welche diese Scheidung völlig ausgeführt wird. Erst bei den Vögeln und Mammalien findet sich wahrer Schlaf, und beim Menschen ist er am vollkommensten. Bei den niedern Thieren ist der Schlaf weniger an eine bestimmte Zeit gebunden u. s. w.

Doch zum satis! Zwar schließt Burdach's vortreffliche „Physiologie", der diese Stellen entnommen sind, so viele Schätze in sich, daß sich noch mancher Arme seinen Seckel damit füllen kann, ohne daß sie selbst dadurch etwas an ihrem Werthe verliert; allein der Schicklichkeit gemäß wäre es doch gewesen, Denjenigen zu nennen, mit dessen Federn man sich schmückt.

21.

Neueste pompejanische Entdeckungen.

Zweiter Artikel. *)

Castellamare, den 20. December 1834.

Die frühern Ausgrabungen wurden versuchsweise an verschiedenen Orten unternommen, um wo möglich die wichtigsten öffentlichen Gebäude zu Tage zu fördern. Seit man diesen Zweck durch die Eröffnung der Fora, Tempel, Basiliken, Theater und Bäder erreicht hat, begnügt man sich mit den Privathäusern, Gärten und Monumenten, ohne weiter die Reihefolge zu unterbrechen. Es sind indeß vor mehren Jahren Versuche in der Mitte der Stadt und auf vier oder fünf andern Stellen gemacht und wiederaufgegeben worden, weil die Gräber auf bürgerliche Wohnungen stießen, deren die offenen Straßen zur Genüge darbieten.

Seit meinem Hiersein wurden die Arbeiten zu verschiedenen Malen in der Straße del Fauno, welche von den öffentlichen Thermen zu der gegen den Vesuv gelegenen Stadtmauer führt,

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 19 und 20 d. Bl.
D. Red.

fortgesetzt und nach und nach der größte Theil dreier bedeutender Gebäude mit Gartenanlagen, Statuen, Säulen, Mosaiken und Fresken vom Schutt befreit. In dem einen davon fand man in Gegenwart des Grafen Lottum — preußischen Ministers, wie ich glaube — das alte Tablinum oder Audienzzimmer, einen sehr schätzbaren bronzenen Sarkophag, worauf sich Reliefsiguren befinden, und einen Mosaikboden der heterogensten und kostbarsten Art; denn das Centrum ist mit einem originellen und wohlerhaltenen Gemälde, das Maskengruppen vorstellt und nunmehr das bisher im Museum bewunderte herculanische verdunkelt, aufs Niedlichste und Frischeste verziert und hat den Architekten des Platzes dazu veranlaßt, ihm einen Käfig anzuweisen, wie dies leider mit allen Rarissime der alten Stadt zu geschehen pflegt.

Dem kleinern von diesen Gebäuden gaben die officiellen Archäologen den Namen Maggione di Arrianna — ich glaube wegen einiger rother Buchstaben auf der äußern Wand, — welche Person in Betracht des vorgefundenen Sacrariums für die Hausgottheit und andere mythologische Gemälde sehr religiös gewesen zu sein scheint. Dieses war bei den Alten der Fall ungeachtet aller erdenklichen Immoralität, da es bekanntlich mancherlei Cultus für die Götter derselben gab. Die ehrsame Frau Arrianna hatte die Nische ihres Heiligen mit einer Leda, die den als Schwan metamorphosirten Jupiter con un' calore soppranaturale umarmt, und einer Priesterin der Liebesgöttin ausmalen lassen, die sich von einem Mädchen die geheiligten Insignien des Gartengottes reichen läßt.

Schon früher, im November, war der Ritter Bannuel, der die Ausgrabungen leitet, in den Bereich eines Gartens gekommen, der mit größern eleganten Anlagen zusammenhängt und Abitazione di Dedalo getauft wurde. Er ließ darin bis dahin fortfahren und förderte nach und nach nicht nur alle Umfangsmauern, die mit einzigen Fresken bemalt sind, sondern auch das Innere der Anlage mit dem Gartenbassin und einer bisher unbekannten Art von Fischerrihaus zu Tage. Dasselbe hat die Gestalt einer Rotunda und ist auf der linken Seite mit einem Zimmer mit Lagerstelle versehen, welche beiden Räume mit wollüstigen Gruppen al fresco gemalt sind. Auf der einen Wand erkannte ich die Formen einer badenden Diana mit ihrem Hunde und auf der andern den die Io bewachenden Argus, nebst einem verwegenen Faun, der eine Nymphe küßt.

Da die antiken Landschaften, welche sich im Museo borbonico befinden, fast durchgängig im Vergleich zu den Figurenbildern schlecht und charakterlos zu nennen sind, so war ich sehr erfreut, mich auf den Mauern des Dädalusgartens zu überzeugen, daß, obgleich die guten Maler sich nicht mit diesem Genre befaßten, die Alten dennoch gleich uns im Stande waren, richtige Perspectiven zu zeichnen. Es sind hier mythologische Landschaften mit Staffagen im Charakter der Poussin'schen und Salvator'schen entschleiert worden, denen nur das Colorit zur Vollendung fehlt. Wie gewöhnlich befinden sich Tempelgebäude im Mittelgrunde.

Die wichtigste und bisher größte und besterhaltene dieser Wandfresken enthält ein sicilisches Seestück mit der bekannten Mythe des Cyklopen Polyphem, der auf dem Strande sitzt und der unerbittlichen Meerkokette Galatea nachseufzt. Wer erinnert sich nicht der trefflichen Gruppe Rafael's in der Farnesina, die denselben Gegenstand umfaßt? Der alte wie der römische Künstler schöpften den Stoff zu diesen Gebilden voll Grazie und Poesie in Theokrit's Idyllen, und mich däucht, indem ich dieses schreibe, ich sähe den einäugigen Amoroso des Aetna und höre ihn seines Landsmannes Hexameter declamiren:

Ach, Galatea, du Schöne, warum verwirfst du mein Flehen?
Weißer bist du wie frischer Käs und zarter denn Lämmer,
Stolzer wie Kälber und herber wie vor der Reife die Traube.

Man sieht es der Klage an, daß Polyphem kein pariser Stutzer und kein deutscher Sentimentalist war, sonst würde er sich wie Alexander Dumas und Heine ausgedrückt haben. Der gute Mann mit seinen langen Ohren und seiner breiten Nase dauerte mich; er schien zu sagen:

Ach, ich weiß wol, liebliches Mädchen, warum du mich fliehest

Die Galatea, die der alte Pompejaner uns hier zum Besten gab, grade als ob er den seligen Rafael Sanzio necken wollte, ist eine von den schelmischen, lachenden Figuren, die man noch jetzt zuweilen an der Spiaggia Neapels antrifft, eine üppige, blühende Gestalt, mit wallendem Haar, lockendem Busen und blitzenden Augen:

Una ninfa capricciosa
Che fuggiva chi l'amava
E amava chi la fuggiva.

Der Hintergrund dieses herrlichen Gemäldes wird von einer Villa des Meerbusens begrenzt, auf deren Hügeln und Terrassen sich ein Wald von Platanen und Cypressen erhebt; Alles schön und geschmackvoll.

Ich habe in mehren pompejanischen Häusern und in dem ebenerwähnten insbesondere bemerkt, daß die Alten die größte Abwechselung und Mannichfaltigkeit in der Decoration ihrer Gebäude ebensowol als das Bunte und Farbige liebten. Man findet keinen Winkel, kein Kämmerlein, das nicht ausgemalt, und in diesem keine Wand, die nicht mit etwas Anderm ausgemalt worden. Also sieht man hier auf den Mauern des Gartens zu gleicher Zeit historisch-mythologische, landschaftliche, Genre-, See- und Thierbilder.

Was die letztern betrifft, so hatten es die Maler zu einer so großen Vollkommenheit gebracht wie unsere Niederländer, von denen sich ihre Schöpfungen blos durch die Anordnung des Gemäldes unterscheiden. Gewöhnlich malte man Vögel, Hunde, Katzen, Hirsche und Fische in die Mitte von farbigen Feldern, in architektonische Arabesken, Seckel und Cassetten, aber auch oft in bunter Reihe nebeneinander, wie dies sogar aus großen abgehobenen Mosaiken in Neapel ersichtlich ist. Am schönsten sind die Figuren, die auf dunkelm Grunde heraustreten, und dieser Umstand wäre wol geeignet, glauben zu machen, daß die besten Meister diese Manier annahmen, wenn man nicht annehmen will, daß es ein besonderes Handwerk gewesen, graziöse, leichtgeschürzte vaticanische Tänzerinnen, Bacchanten und Nymphen zu pinseln. Ihre Leiber sind ätherisch.

Da das Gerücht sich nach den erwähnten Entdeckungen von neuen schlummernden Dingen verbreitete, so machten sich mehre hohe Personen und auch der Fürst von Capua auf den Weg nach Pompeji und ließen in ihrer Gegenwart im Hause des Dädalus fortfahren zu graben, wie denn noch immer fortgefahren wird. Wollte man schnell damit zu Stande kommen, müßte man die Arbeiter verzehnfachen, was Seine Majestät nicht genehmigt. Ich glaube, die Durchlaucht war nicht glücklicher als ich, da sie nicht lange zusehen wollte, und gelangte am Tage ihrer Anwesenheit blos zur Entdeckung einer Anforetta von Terra cotta.

Eine später enthüllte Wand des Zaubergartens brachte ein sehr belebtes Jagdstück oder Thiergefecht hervor, aus welchem wir zum ersten Male deutlich sehen, wie die sogenannten Bestiarii sich mit Löwen, Ebern, Tigern und Bären herten. Die Scene bringt alle diese Matadore der afrikanischen Welt und scheint mehr am Nil als am Volturno zu spielen, da das Costume der Jäger nichts weniger als römisch ist und nur in leichten Wurfgewändern besteht. Man sieht die Kämpfer Speere in die Rachen der Bestien stoßen und das schwarze Blut derselben auf die Erde fließen.

Von den Gärten der Pompejaner wäre bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie nicht wie die unserigen von den Wohngebäuden streng gesondert, sondern recht eigentliche Haus- und Vergnügungsgärten waren, in denen sich Blumenfelder, Statuen, Vasen, ja zuweilen ganze Tempel und Grabmonumente befanden. Am häufigsten befindet sich der Garten inmitten eines offenen, von Säulen oder Pilastern und Arcaden gebildeten Corridors, der zu Wohngemächern führt, und dann sind die Wände desselben auf die beschriebene Weise ausgemalt oder mit Nischen,

Statuen und Basreliefs verziert. Das Dach fällt in den Garten, und das Wasser wird in unterirdischen Rinnen entweder ab-, oder Mangels andern Wassers in das Gartenbassin geleitet. Ein solches befindet sich überall, wo keine Fontainen süßen Wassers oder besondere Piscinen sind, in denen man Fische unterhielt.

Der Garten des Dädalus, der jetzt entdeckt wurde, war von der letztern reichsten Art und, wie alle Auszierungen es beweisen, ein Luxusort, in welchem der sybaritische Bewohner sogar der Venus vulgivaga ein Opfer bringen und wie Cicero in seiner Villa zu Puzzuoli zum Fenster hinaus die Angel werfen konnte. Leider hat die Eruption die antiken Blumenbeete nicht so wohl conservirt als die Mauern, die sie umgaben, sonst würden wir darin zuverlässig des Orients seltenste Gewächse antreffen. Auch die Statuen, da sie im Freien standen, sind verschwunden oder, was nicht unmöglich war, später wie so viel Anderes weggebracht worden.

Die größern Häuser der Pompejaner, wie z. B. das sogenannte Haus des Fauns, hatten mehre umbaute Räume, in denen fast ausschließlich Gärten waren, während sich in den kleinern, sehr beschränkten Bürgerwohnungen kaum ein hinreichender Quadratraum zur Erleuchtung der Zimmer befand, die bekanntermaßen ihr Licht großentheils durch die Thüre erhielten, wenn ihre Dimensionen das Maß von 100 Quadratfuß nicht überschritten, oder eine Oeffnung in der Decke, Laterna des Gewölbes, nicht möglich war. Ich fand in zwei Wohnungen die Gartengehöfte mit Stuckarbeiten statt der gewöhnlichen Fresken bekleidet und sah in einer andern die Fontaine nicht in der Mitte, sondern, wie wir sie oft in neuester Zeit anbringen, in einer Nische des Hintergrundes, wo das Wasser aus einer mit Mosaiken umgebenen Rotunde in ein Muschelbecken floß. In diesem Hause befinden sich inzwischen weder Kammern noch Porticus um den Garten, und seine bescheidene Construction läßt vermuthen, daß der Besitzer nur dem Mittelstande angehörte.

Die modernen Schatzgräber stoßen hier überall auf den in Vergessenheit gekommenen Deus hortorum und sein Silen-, Faun-, Satyr- und Nymphengefolge. Der Cicerone versicherte mich, man habe innerhalb eines Jahres so viel erotischen Halsschmuck von Bronze gefunden, als die weibliche Jugend von Portici in dieser Zeit consumire, und ich kann beglaubigen, daß er noch die Taschen davon voll hatte. Aehnliches ist mir schon in Rom begegnet, obwol der Papst ernstlich den Verkauf der Utensilien des Musei Priapi untersagte. Wahrscheinlich war es der Isisdienst, der diese Objecte, von denen, glaube ich, schon Herodot mit Indignation spricht, hier so in Schwung brachte.

Die Statue des Priap selbst wird seltener gefunden als die priapischen Satyrn und Caricaturen, mit denen das Volk sich belustigte und über die Priester zugleich lustig machte.

Man hat in diesem Jahre, wie ich höre, auch einige Preciosen und ein paar Cameen gefunden, die den classischen des Schatzes von Herculanum gleichkommen. Der Schmuck besteht aus einem Diadem und einer Spange mit Steinen, beide aus Privathäusern. Da die Sächelchen schon verschwunden und ins Museum der übrigen Antiquitäten gewandert waren, so verspare ich mir ihre Bekanntschaft für ein ander Mal.

Ich bin gewaltig darüber böse, daß die Regierung dem Forscher und Studirenden im Grabe der alten Stadt jeden Fußbreit Landes streitig macht, ihn zum wenigsten jedesmal Einlaßgeld bei zehn Pforten bezahlen läßt. Da ich die Gebäude bereits auswendig weiß, so nehme ich meinen Weg über die Weinberge und lasse mich ohne alle Rücksicht auf die Führer in die Straßen hinab, wo es mir gefällt, bis mich daselbst ein königlicher Häscher wie ein armes Wild auftreibe und mit groben Worten aus dem Heiligthum jagt. Das letzte Mal erwischte mich der Kerl grade in dem Augenblicke, als ich mich in die Cella des Fauns gestohlen hatte, um daselbst wider alle Befehle der Majestät zu zeichnen, und ich danke es lediglich einem harten Piaster, daß derselbe nicht mein Buch arretirte. Sie belieben hieraus zu entnehmen, daß es nicht so ganz undemagogisch ist, die Antiken zu studiren, und daß man wol über der Arbeit wie ein Dieb festgenommen werden kann.

Wenn ich wieder neapolitanische Studien mache, will ich Gau's Beispiel in Palästina nachahmen und blos einzelne Blätter bemakeln. Tritt mir dann ein Mensch mit den Worten: „Ich lege Beschlag darauf!" entgegen, so brauche ich doch dafür keinen Piaster zu bezahlen. Es kommt mir auf eine Skizze mehr oder weniger nicht an.

Gestern habe ich zum Finale eine Excursion in den modernen Garten des Mercato pubblico, auch Soldatenquartier genannt, gemacht, unter Orangenbäumen gespeist und zu gleicher Zeit der Zunge eines italienischen Antiquars und der Pfeife eines Dudelsacks zugehört, dessen Virtuos dem Wirthe die Geburt des Heilands für ein Geschenk von Wein und Feigen verkündigte. Zu meiner Linken saß ein niedliches londoner Weibchen und zur Rechten der Torso einer Ceres, die in der Nähe gefunden war. Wir hatten nichts als Schinken und Wein und Trauben, aber wir waren so vergnügt wie die Bacchanten, die wir eben auf den alten Wänden gesehen hatten, und als wir aufbrachen und die Sonne hinter Ischias blauen Felsen untersinken sahen, da tönte es von allen Seiten:

> Della terra in cui vivamo
> Si formamo — un ciel d'amor.

Wir hatten mit Arrius Diomedes von Pompeji angefangen, und wir endigten mit Madonna Malibran — Bellini. Ich bin in meiner Klause am Meeresstrande angelangt und entschlossen, wieder nach Parthenope's Molo zu steuern, der drüben aus dunkelblauer Ferne mit seinem Fanal den Schiffern leuchtet. 129.

Notizen.

Die Bildsäule Ludwig's des Heiligen ist in der Galerie des Palais de justice mit außerordentlicher Pracht decorirt worden. Anstatt des Klapphuts mit den bleiernen Heiligen, den der Monarch bekanntlich bei Lebzeiten trug, hat er nun eine Krone von gediegenem Golde, goldene Schuhe und ein goldenes Buch in der Hand. Sein Gewand ist von Azur.

Der Maler Lafontaine ist zu Paris im 79. Jahre gestorben. Er war unter Anderm im Besitz von Rembrandt's Meisterstück: die Ehebrecherin, das er einst in einer kleinen Stadt in Belgien wohlfeil kaufte und sodann für 140,000 Francs nach England verkaufte. Napoleon wollte dafür nur 90,000 geben, und bekam es nicht. Gegenwärtig schätzt man das Bild auf 100,000 Thaler.

Die nachgelassenen Manuscripte der Herzogin von Perth sind in London für 3000 Pfund verkauft worden.

Den 24. Januar fand die erste Vorstellung von Bellini's neuester Oper: „Die Puritaner in Schottland", in drei Acten, im italienischen Theater statt. Sie soll sehr schöne Partien enthalten, und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Lablache, Rubini, Tamburini und die Grisi wurden sowie der Componist selbst wiederholt gerufen.

In Paris ist mit der Schwester Robespierre's der letzte Sprößling dieser berüchtigten Familie gestorben. Levavasseur hat ihre nachgelassenen Papiere an sich gebracht, welche wichtige historische Documente im Betreff des Nationalconvents enthalten sollen und im nächsten Bande der „Mémoires de tous" mit erscheinen werden. 130.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 8. Februar 1835.

Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Neunter Band. Gotha, J. Perthes. 1834. Gr. 8. Prän.-Preis 3 Thlr.

Wie wir in der Beil. Nr. 5 dieser Bl. für 1834 vorausgesagt, geht dieser neunte Band bis 1125 oder bis zum Ausgang des fränkischen Hauses, umfaßt also von 1075 bis dahin wieder 50 Jahre. Es wird uns bange, wie das werden soll. Mit dem 12. Bande kann erst das Interregnum beseitigt und Rudolf von Habsburg begrüßt sein, und dann erst kommt die Periode, die am meisten einer neuen Bearbeitung bedürfte, nämlich Deutschland unter den Luxemburgern. Nun, wir haben auf unserm Bücherbrete noch für 15 Bände Platz gemacht. Das Geld soll uns auch nicht reuen, und der auf dem andern Flügel des Brets stehende Dom. Häberlin braucht ein Gegengewicht.

Das neunzehnte Buch, S. 1—308, geht bis auf die Absetzung des durch sein Unglück so merkwürdigen Heinrich IV. durch seinen eignen zweiten Sohn; und das war wol das unmenschlich-schwerste Leiden für Heinrich, daß seine beiden Söhne nacheinander und seine Gemahlin von ihm abfielen. Letztere — sie war eine russische Prinzessin — nicht, ohne scheußliche Dinge über die Wollust ihres Gemahls ausgesagt zu haben. Er habe sie zu unnatürlicher Wollust misbrauchen wollen, auf ihre Weigerung sie schrecklich mishandelt, eingesperrt und der Gewaltthätigkeit vieler Männer preisgegeben; endlich selbst seinen jungen Sohn Kunrad zu Aehnlichem gegen seine Stiefmutter aufgefodert und auf dessen verabscheuende Weigerung den Antrag freundlich damit entschuldigt, Kunrad sei nicht sein Sohn, sondern der Sohn eines schwäbischen Fürsten. Der Hr. Verf. (und es ehrt seinen Glauben an das Höhere im Menschen) nennt diese Aussagen, welche die Kaiserin selbst vor zwei Concilien gethan haben soll, „alberne Lügen von ebenso armseliger Erfindung als plumper Darstellung"; sie verdienen ihm, auch weil sie erst nach und nach zum Vorschein kamen, höchstens nur darum Beachtung, weil sie ein großes und schweres Zeugniß über die sittliche Zerrüttung dieser Zeit enthalten, „sowie sie aber auch jetzt unmöglich irgend einen denkenden Menschen zu täuschen vermögen, so sind sie auch damals schwerlich von irgend einem guten und besonnenen Menschen für Wahrheit gehalten worden." Aber das eigne Bekenntniß der Kaiserin vor Papst und Kirchenversammlung? Auch darüber hilft sich der Verf. hinweg. „Zwar wird versichert, die Kaiserin Adelheid habe selbst vor dem Papst Urban II. unter vielen Thränen die Schmach bekannt, die sie erduldet hätte, und der Papst habe ihr Vergebung der Sünden ertheilt; es ist aber wol nicht ins Klare zu bringen gewesen, ob der Papst sie über Das, was sie sagen sollte, belehrt oder ihr die Vergebung Dessen, was sie unfreiwillig gethan hatte, ertheilt habe. Zwar wird auch versichert, die unglückliche Frau sei nicht erröthet, vor der großen Kirchenversammlung zu Piacenza die ganze Schande ihres ehelichen Lebens aufzudecken; aber bei der großen Lügenhaftigkeit, die hier obwaltet, dürfte diese Nachricht vielleicht um so eher bezweifelt werden, da Adelheid später niemals wieder zum Vorschein kommt, und wäre sie wahr, diese Nachricht, so würde sie nur beweisen, daß man die arme Frau bis zur Schamlosigkeit entwürdigt, oder bis zur Gleichgültigkeit gegen Alles, was edel in der Brust eines Weibes ist, hinabgeängstigt hatte."

Wir waren sehr begierig, wie sich der Hr. Verf. über die berühmte Scene zu Canossa aussprechen werde. Es ist das Urtheil darüber bei unsern deutschen Historikern nach und nach immer kosmopolitischer geworden. Einer derselben sagt sogar in einem 1829 gedruckten Werke: „Es hat in Deutschland nicht an Schriftstellern gefehlt, die diese Scene in Canossa als einen Schmachflecken betrachtet haben, den ein übermüthiger Pfaffe der deutschen Nation zugefügt. Es ist diese Betrachtungsweise vielleicht von Allem, was die Historie aufzuweisen hat, die roheste Barbarei; man muß selbst überaus roh und geistig untergeordnet sein, wenn man die natürliche Beziehung der Nationalität so hoch anschlägt, um sich durch sie hindern zu lassen, jubelnd in den Triumph einzustimmen, den zu Canossa ein edler Mann über einen unwürdigen Schwächling feierte." Dagegen äußert sich ein anderer deutscher Schriftsteller (1827) über die gräßliche Versuchungsscene, wo Gregor vom König zur Betheuerung seiner Unschuld die andere Hälfte der heiligen Hostie genommen wissen will: „Was Gregor nun that, war ein Werk der Rache oder einer so teuflischen Politik, die alles Heilige wie der Böse selbst versucht, daß Jeder, wer noch Gefühl für Religion und Ehre in der Brust übrig hat, in diesem Augenblick sich mit Abscheu von dem Priester hinwegwendet, der als der erste Diener Christi so unverantwortlich mit dem Ersten in seiner Heerde verfuhr. In jedem Falle stand der König sittlich vernichtet da vor der Menge, welche recht gut begriff, warum Heinrich die Hostie ausschlug. Nehmen wir die Meinungen dieses Jahrhunderts und jeder Zeit, welche Zeichen für die Begriffe des Heiligsten hat; wie wenn in diesem Augenblick der junge König, der sich nach den größten Anstrengungen, den unsäglichen Beschwerden, nach den tiefsten und unerhörtesten Demüthigungen von dem nahen Ziele plötzlich wieder mit Schmach zurückgestoßen sah, ergriffen von falscher Scham, von allen den kleinlichen Leidenschaften, die oft schnell im sündlichen Menschen die Oberhand erringen, die Hostie nahm, schwor, unter allen diesen von der Zeit so heiliggehaltenen Formen falsch schwor und darauf den Leib des Herrn genoß? Gott! sei den Sündern gnädig und laß deine Blitze auf die Versucher fallen." Unser Hr. Verf., dem gewiß Niemand vorwerfen kann, daß es ihm an einer tüchtigen und deutschen Gesinnung fehle, der aber auch Gregor nicht kränken kann, dessen Geistesgröße er einmal anerkannt hat, wird hier schwerlich allen Lesern genügen. Er sucht eine innere Nothwendigkeit für Gregor's Verfahren auf. „Heinrich war in eine solche Lage hineingekommen, daß er außer Stande war, sich irgend einer Bedingung zu widersetzen, die der Papst zu machen für gut fand. Und was konnte Gregor verständigerweise, und Gregor war ein verständiger Mann, denn noch verlangen? Es war ja Alles erreicht, was er nach seiner Ansicht von den göttlichen und menschlichen Dingen erstreben zu müssen geglaubt hatte" (nämlich durch die Unterwerfung Heinrich's unter den Spruch zu Tribur). „Wenn daher Heinrich jetzt vor ihm erschien und ihn, reuig, in Demuth, das Haupt gesenkt, die Knie gebeugt, um Lösung des folgenreichen Fluches anflehte, den er über ihn ausgesprochen hatte, was konnte Gregor noch weiter an ihm haben? Oder hätte er, der Papst, den König noch tiefer zu demüthigen gewünscht? Wenn aber auch in Gregor eine so unaussprechlich gemeine Gesinnung gewesen wäre, wie er sie kaum gehabt haben kann, daß er sein Auge an dem Unglück eines Menschen, an körperlichen Leiden oder an Seelenqualen desselben zu weiden oder sich zu freuen vermocht hätte über die Schmach tiefgesunkener Größe: Heinrich konnte nicht stärker gedemüthigt werden, als er schon gedemüthigt war, und Gregor hätte schon seinen Lohn dahin gehabt. Aber er durfte drei Dinge nicht aus dem Blicke verlieren: zuerst mußte er die kirchlichen Satzungen und das Verfahren, das gegen Bannbeladene beachtet zu werden pflegte, in Anwendung bringen. Zweitens war er es sich selbst und dem Könige schuldig, dafür zu sorgen, daß die Seele des Letztern tief erschüttert würde, damit Heinrich für alle Zukunft das Gedächtniß an diese jammervollen

Tage bewahren möchte. Und endlich mußte er eingedenk sein, daß er Heinrich's Feinden, den deutschen Fürsten, gegenüberstand, deren Entwürfe er vereitelte; daß diese Fürsten nicht ohne den ärgsten Ingrimm die Lossprechung des Königs vernehmen würden, und daß gar nicht zu berechnen war, was von diesen Fürsten in ihrer wilden Leidenschaft geschehen könnte, wenn er sein Verfahren nicht vor der Welt zu rechtfertigen vermöchte. Nach dieser dreifachen Rücksicht stellte Gregor ohne Zweifel seine Foderungen" u. s. w. Der Verf. schildert nun die Bußscene in dem Burhofe, ist jedoch der Meinung, daß Heinrich wahrscheinlich nicht ohne freundlichen Zuspruch blieb und kaum die ganze Zeit auch nur bei Tage unter freiem Himmel zugebracht haben werde. Aber für die wahre Zerknirschung Heinrich's hätte Gregor schwerlich gesorgt, wenn er dem Könige Gesellschaft verstattet hätte. Wenn man aber nun weiter liest und nach jener Versuchungsscene mit dem Abendmahl sich umsieht, so findet man im Texte selbst gar nichts davon, wol aber in den Noten S. 580 die Erklärung, daß der Verf. diesen ganzen von Lambert und Bernold erzählten Auftritt „durchaus nicht für wahr halten könne", weil man nicht begreife, wie Gregor zu einer solchen Verruchtheit, zu einem solchen Misbrauche des Heiligen gekommen wäre, zu einer Handlung, die nicht blos eine Verruchtheit, „sondern auch in mehr als einer Hinsicht ein ungeheuerer Fehler gewesen sein würde, dessen sich ein Mann wie Gregor schlechterdings nicht schuldig machen konnte". Es freut uns, daß der Verf. nicht gar, wie Napoleon von der Hinrichtung Enghien's, sagt: Es war kein Verbrechen; es war mehr, es war ein Fehler! Aber diese Art zu argumentiren können wir doch kaum nachahmungswerth nennen. Der Verf. nimmt also an, daß Lambert hier unrecht berichtet worden ist. Da er nun auch S. 560, N. 13 eine ganze Erzählung von mehren Folioseiten in Lambert's Geschichtswerk eingeschwärzt erachtet, nämlich eine Fahrt Heinrich IV. durch Böhmen nach Sachsen, so drängt sich doch der Gedanke auf, daß hier, bei einem notorisch trefflichen Schriftsteller, die historische Kritik zu streng (oder zu willkürlich?) geübt werde, wenn sie so verfährt.

Die Entstehung der Kreuzzüge leitet der Verf. gewiß mit Recht aus dem Gefühle einer bodenlos traurigen Zeit her, welches die Menschen niederdrückte und in keiner Hoffnung einen Trost fand; denn die Zeit war ohne Hoffnung und ohne Trost; Staat und Kirche zerrissen und im wechselseitigen Kampfe, die menschliche Brust an allem Edlern verödet, angefüllt von Leidenschaft und Egoismus, und die Nacht in der Nähe, wo Niemand wirken kann. Von der Höhe des berechnenden Verstandes erscheinen jene Züge nur als abenteuerliche, widersinnige Fahrten und in religiöser Beziehung als Erscheinungen eines blinden Aberglaubens. Denkt man sich aber lebhaft in jene Zeit hinein, die bei ihrem unendlichen Jammer und ihrer unüberwindlichen Noth nirgend einen Anhalt gewährte, so muß der Ruf zur Befreiung des heiligen Grabes und des gelobten Landes wie ein deus ex machina, wie ein Orakel, erschienen sein, dem Niemand widerstehen konnte. Für so vieles unbefriedigte Sehnen, für so viele gehemmte Kraft war ein Ziel und das edelste im Sinne jener Zeit gefunden, ein Generalnenner für alle Hoffnungen und Wünsche, und es ist, wie der Verf. sagt, „weniger zu verwundern, daß so viele Menschen diesen Weg des Heils betraten, als es zu verwundern ist, daß so viele Menschen Gründe genug auffanden, um ihr Zurückbleiben vor sich selbst, vor der Welt und vor Gott zu entschuldigen". Gewiß, ohne den Zustand in Deutschland und Italien würden die Kreuzzüge wol nicht stattgefunden haben. Aber der Verf. findet es nicht wahrscheinlich, daß Urban gleich anfangs auf die Idee einging, weil bei ihrer Verwirklichung sich seine Partei nothwendig schwächen mußte; aber er schonte den Schwärmer, wies ihn nicht unbedingt ab, weil dies den Reiz wahrscheinlich nur erhöht haben würde; und als der Strom durch Peter's Beredtsamkeit so ungeheuer anschwoll, blieb ihm bald nichts Anderes übrig, als nur demselben das mindest gefährliche und damit möglichst vortheilhafte Bette zu geben. Uebrigens läßt sich der Verf. mit Recht auf eine ausführliche Schilderung der Kreuzzüge nicht ein. Die Gründe, warum die Völker Deutschlands von der Begeisterung anfangs viel weniger ergriffen wurden, findet der Verf. nicht in dem Mangel an Empfänglichkeit für Eindrücke religiöser Schwärmerei oder in größerer berechnender Besonnenheit, sondern theils in ihrer Unbekanntschaft mit dem ganzen Vorgange, theils in ihrer nach und nach feindlicher werdenden Stellung zum Papste.

Die Schändlichkeiten, welche König Heinrich V. an seinem Vater zu Bekelnheim und in Ingelheim beging, wird Niemand auch hier ohne Theilnahme lesen; die Resultate des langen Investiturstreites (S. 527) sind in ihrer Unzulänglichkeit und Dürftigkeit hingestellt, wobei die Bemerkung hier nicht, wie von Andern geschehen, übersehen worden ist, daß das Concordat von 1122 eigentlich nur diesen Kaiser und diesen Papst zu versöhnen und für ihre Lebensdauer zu gelten bestimmt war.

Ob aber alle Leser dem Endurtheil des Hrn. Verf. über diese fränkische Dynastie (S. 552) beistimmen werden, demzufolge ein anderes Königshaus vier Männer wie diese in ununterbrochener Reihe hervorgebracht habe, lassen wir dahingestellt sein. Wir können nicht umhin, in mancher Beziehung die Hohenstaufen höher zu stellen. 41.

Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. und 19. Jahrhunderte. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von Heinr. Doering. Dritter Band. N—Scho. Neustadt a. d. O., Wagner. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr. *)

Eine allgemeine, d. h. alle gelehrte Theologen eines bestimmten Landes und Zeitraumes umfassende Biographie kann von Einem, hätte er sich mit ihren Lebensumständen, ihrer Bildungsperiode, ihrem Einflusse auf Zeitgenossen noch so vertraut gemacht, kaum geschrieben werden, ohne das Eigenthümliche, wodurch Einer vor dem Andern sich auszeichnet, nicht zu schmälern oder zu erweitern, dunkel oder hell zu färben. Gelungen kann weder die „Biographie universelle", noch die „Biographie des contemporains" gepriesen werden. Von dem Bearbeiter der neuesten biographischen Literatur der Theologie läßt sich mehr als je fürchten, daß seine individuellen Ansichten sich einmischen und das Urtheil über ganze Zeitabschnitte und deren Koryphäen trüben. Wie aber, wenn die gleichzeitigen Nachrichten über die Einzelnen gesammelt, durch einander berichtigt, mit beweisenden Stellen aus ihren Schriften ihre Ansichten erwiesen und so ihr inneres und äußeres Leben — ein Guß — hervorgerufen werden in Wort und Schrift? Auch dann ist die Foderung an Einen zu groß, die Aufgabe unlösbar, wenn man nur die Reihen überschaut, welche die Theologen des 18. und 19. Jahrhunderts bilden. Wir sagen: die gelehrten Theologen, selbst in dem beschränkten Umfange des Wortes, in welchem es Hr. D. für das anzuzeigende Werk genommen, obgleich wir uns selbst nicht dafür entscheiden. Gelehrt heißt ihm Derjenige, welcher Theologie studirt, an Schule, Kirche oder Universität gewirkt und in solcher Stellung theologische Schriften hat erscheinen lassen. In diesen, wenn man will, weiten und engen Kreis treten zu Viele, welche auf den Namen gelehrter Theologen keinen Anspruch haben. Sie zählen, aber wiegen nicht. Recht Viele wiegen schwer, deren Namen keine einzige Schrift an der Stirne trägt, ausgezeichnete Kenntnisse aber, mit seltener Amtswirksamkeit und hohem Amtssegen gepaart, hoch erheben. Sie leben und arbeiten, so lang ihr Tag währt; man kennt sie nicht, weil sie weder Zeit, noch Lust haben, sich in der literarischen Welt bekannt zu machen. Wol kann das stille Verdienst um Wissenschaft ohne sprechende Beweise in Schriften in der Literargeschichte nicht gewürdigt werden, aber es kann auch nicht jede

*) Ueber den ersten und zweiten Band berichteten wir in Nr. 108 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Schrift ihren Verf. eine Stelle unter den gelehrten Theologen anweisen, jede gedruckte Predigt oder einzelne Abhandlung ihn zum Gelehrten prägen. Meister und Muster, Jünger und Zöglinge müssen in der Welt, auch in der gelehrten, nebeneinander stehen. Jene lehren, diese lernen; jene treten ab, diese an ihre Stelle. Meister in der Theorie, Muster in der Praxis stehen oben an, lehrend, berathend, warnend, demüthigend, erhebend. Sie tragen, heben; erhöhen ihre Jünger, fördern die Wissenschaft und Amtsthätigkeit und mit ihr den Segen, das Wohl der Welt. Ihre Namen müssen leuchten wie die Sterne, und ihre Tugend künftigen Geschlechtern vorglänzen. Dies ist der Zweck historisch-biographisch-literarischer Werke, wenn ihre Lecture nützlich sein soll.

Berücksichtigen wir unsere Ansicht von einem Werke dieser Art bei Beurtheilung dieses bändereichen und kostbaren, das mit dem vierten Bande geschlossen wird, so können folgende Fragen mit Stillschweigen nicht übergangen werden. Sind die in diesem dritten Bande nach ihrem Leben und Wirken dargestellten 207 Theologen Meister und Muster? Werden sie auch der Wahrheit treu dargestellt? Warum werden nicht auch die Lebenden geschildert? Vermag diese Darstellung auf Herz und Gemüth junger Theologen zu wirken?

Weder der Verdienstlichkeit des Verf. um die biographische Literatur, wie er sie Vorr. S. IV selbst nach Schuderoff aussagt und diese Bl. anerkannt haben, noch dem alten Spruche: De mortuis nil nisi bene, fürchten wir nahe zu treten, wenn wir Viele unter den 207 zu finden uns getrauen; welche die Theologie weder durch neue Ansichten gefördert und gelichtet, noch durch treffende Begründung alter befestigt haben, welche nur sammelten, nach ihrer Weise das Gesammelte verbanden, dasselbe drucken ließen und so der Mit- und Nachwelt weniger denkwürdig sind. Vereinigte ein Gelehrter die genaueste Kenntniß aller theologischen Zweige mit der Kunde der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts und ordnete die Männer, welche in diesem oder jenem Wissenschaftskreise neues Licht anzündeten, wie sie es verdienten, nach gewissen Classen, die die Chronologie bestimmte; ließ Diejenigen, welche dem Lichte mehr oder weniger folgten, auf jene folgen und verbände damit die Darstellung ihres innern und äußern Lebens, wie es sich eigenthümlich Jedem entwickelte, so möchte dies die Grundlage zu einem theologisch-biographisch-literarischen Werke sein, das synchronistisch die Fortschritte in den theologischen Wissenschaften nachwies und den wissenschaftlichen Schatz in jedem Jahrzehende übersichtlich darstellte. Es lehrte, welcher Theil des theologischen Gebiets vorzüglich in jedem Zeitraume angebaut wurde, welche Gelehrte mit ihren Forschungen und Entdeckungen obenan standen, und welche das Gewonnene popularisirten, d. h. mit weiser Vorsicht hellere Begriffe in den niedern Ständen verbreiteten. Ob je ein solches Werk erscheint? Lange werden wir noch darauf warten müssen. Unstreitig verdient des Verf. Sammlerfleiß Dank. In unzähligen Monographien und Literaturwerken Zerstreutes hat er vereinigt. Gewiß bedauert er mit uns, daß so viele lebensgeschichtliche kleine Schriften in den Familienkreisen das Andenken theurer Todten erhalten und nur selten in den Buchhandel kommen. Daher Viele, die auch einen Ehrenplatz verdienten, hier nicht gefunden werden. Unter Andern bemerkten wir im zweiten Bande nicht Dr. Christian Gotthelf Kupfer, Consistorialassessor und Stiftssuperintendent zu Zeitz, dessen „Dissertatio de ratione, articulos fidei fundamentales recte constituendi" (Wittenberg 1802) und mehre kleine Schriften ihn wol eines Platzes hier würdig machten. Daher Viele, welche nicht gerecht gewürdigt wurden, weil Verwandtenliebe, welche den Todten charakterisirte, nicht den richtigen Standpunkt kannte oder nahm, von welchem sie beurtheilt werden mußten. Nach dem Vorhandenen und ihm Zugänglichen that der Verf. das Mögliche und mehr kann nicht verlangt werden. Kaum möchte Jemand, im Besitze der Hülfsmittel wie er, seine Zeit der Biographik mit wärmerer Liebe weihen. Ob alle Angaben der Jahre richtig sind, mögen wir beim Mangel der dazu nöthigen Schriften nicht verbürgen, zumal schon über Geburts- und Todesdatum jüngst Entschlafener verschiedene Angaben bei Meusel u. A. sich kundgeben. Kommt darauf in ausführlichern Lebensbeschreibungen nicht wenig an, so darf dabei noch weniger übersehen werden, ob Ton und Sprache, Darstellung und Vortrag dem Dargestellten angemessen sei, den Leser ergreife und für seinen Beruf begeistere. Denn nicht das todte Wissen berühmter Namen, die Kenntniß ihrer Schriften, sondern ihr Leben und Wirken kann und soll eingreifen in das Leben der Lebenden und sie segnen.

Dem über den geeigneten Stoff und die Sprache gebietenden Verf. konnte es nicht an Gelegenheit fehlen, auf seine Leser in wissenschaftlicher und sittlicher, didaktischer und ästhetischer Hinsicht einzuwirken und so das Lesen der oft dieselben Lebensschicksale wiederholenden Skizzen angenehm und nützlich zu machen. Hrn. D. gebührt auch insofern das beste Zeugniß.

Warum Lebende nicht auch aufgenommen worden sind? Auf diese Frage kennen wir zwar die gewöhnliche Antwort, sie befriedigt uns aber nicht. Die lebensgeschichtlichen Data von Lebenden sind jetzt nicht mehr so selten. Anziehender wäre jedenfalls die Lecture dieses Werkes, wenn auch sie einen Platz darin gefunden hätten. Konnte ihr Leben nicht bis zum Ende geführt werden, so lieferte ein Ergänzungsband, der nach wenig Jahren gewünscht werden wird, das Fehlende. Mit uns verlangen Viele nach dem vierten Bande und danken dem Verleger für die anständige Ausstattung. 118.

Allgemeine geographische Handbibliothek, oder geographisch-statistische Beschreibung aller Länder, nebst einer Skizze der ältern und neuern Geschichte. Ein Hülfsbuch beim Studium der Tagsgeschichte für denkende und gebildete Leser von H. J. Jacobsen. Zehnter bis zwölfter (in zwei Bändchen), dreizehnter (in zwei Bändchen) und vierzehnten Theiles erstes und zweites Bändchen. Altona, Aue. 1832—34. 8. Jedes Bändchen 20 Gr.*)

Die wesentlich praktische Richtung unserer Zeit gibt sich unter andern Erscheinungen durch die ungemeine Menge von geographischen und statistischen Hülfsmitteln zu erkennen, mit welchen der Büchermarkt im eigentlichen Sinne des Worts überschwemmt wird. Kaum haben die in Dresden und in Gotha erscheinenden großen Sammlungen dieser Art ihre Endschaft erreicht, so wird die leer gewordene Stelle von drei noch größern Unternehmungen in Wien, Güns und Altona eingenommen, und jede derselben rechnet auf ein Publicum von Abnehmern. Der umfassenden, länderschildernden Unternehmung, welche unter dem Namen von Schütz's „Allgemeine Erdkunde" in Wien erscheint, haben diese Blätter öfter mit Anerkennung gedacht; es liegt daher in der hier zum Grundsatz gewordenen kritischen Gerechtigkeit, auch des ebenangezeigten Werkes in aller Kürze wenigstens zu erwähnen. In den uns vorliegenden Theilen desselben spricht sich ein Geist gewissenhafter Forschung und kritischer Compilation aus, der dies Werk selbst zum Gebrauch für den Mann von Fach empfehlenswerth macht, wenngleich die Darstellung in den historischen Einleitungen mehr für ein gemischtes Publicum berechnet ist und sich wesentlich von dem strengwissenschaftlichen Charakter des „Geographischen Hausbuches" sowie von der mehr pittoresken Darstellung in der „Allgemeinen Erdkunde" unterscheidet. Das Sächliche und Allgemeinfaßliche gilt hier als Hauptsache und gibt dem Werke seinen besondern Charakter, der sich besonders im Topographischen, weniger im Geographischen, Orographischen und in Dem, was der Statistik im engern Sinne angehört, befriedigend zeigt. In dieser Weise stellt der zehnte Theil das Kurfürstenthum und das Großherzogthum Hessen, die Landgrafschaft Homburg und das Königreich Baiern kurz in seinen historischen und statistischen Bezügen, ausführlich aber

*) Vgl. Nr. [illegible] d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

in seinen topographischen Verhältnissen dar. Der elfte Theil enthält in derselben Art Hanover, Braunschweig, Oldenburg und die sächsischen Herzogthümer; der zwölfte umfaßt in zwei Bändchen die östreichische Monarchie in einer ausgezeichnet guten Darstellung, besonders Böhmens; der dreizehnte liefert in gleichfalls zwei Bändchen Italien, Malta und die ionischen Inseln, wobei wir nur die Häufigkeit der Druckverstöße in italienischen Worten und Phrasen zu rügen genöthigt sind. Der vierzehnte endlich gibt in seinem ersten und zweiten Bändchen das europäische Rußland, Polen und Krakau; die russische Geschichte z. B. auf 37 Seiten, das Statistische recht gut auf 36 Seiten, den Rest der Topographie überlassend.

Der wesentlichste Mangel dieses Werkes spricht sich in einem sehr nachlässigen Druck aus, den entweder des Verf. mangelnde Sprachkenntniß oder des Correctors Unaufmerksamkeit verschuldet. Die Schlußbände sind stets mit guten Registern versehen, die den Handgebrauch des Werkes sehr erleichtern. Wir wünschen dem Verf., daß es ihm gelingen möge, sich neben den größern Werken, welche mit dem seinigen concurriren, Bahn zu brechen, und empfehlen dasselbe besonders den Mittelständen, welchen die „Erdkunde" zu kostspielig und das „Hausbuch" zu wissenschaftlich sein möchte. 46.

Memoiren Ludwig XVIII., gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D****. Deutsch von L. von Alvensleben. Zehnter Band. Allgem. niederländ. Buchhandlung. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

In 21 Capiteln theilt dieser neue Band schon empfohlener Denkwürdigkeiten Erzählungen mit von Vorfällen des verhängnißvollen Jahres 1815. Zahllos waren die Unglücksfälle, welche mit der Wiedererscheinung Napoleon's auf den guten König Ludwig XVIII. einstürmten, und die Schwierigkeit seiner Stellung ward kaum vermindert, als er nach dem Siege der Verbündeten wieder in Paris einzog. Dieses war nicht die Schuld der Letztern, sondern der Verhältnisse, worein den König vielfacher Verrath gestürzt hatte. Daß Ludwig XVIII., von aller Welt, ja von sich selbst betrogen, oft in Irrthum verfiel, gesteht er selbst; aber sein Charakter verliert dadurch nicht an Werth, sein Andenken nicht an Würde; immer zeigt er sich empfänglich für Belehrung und Wahrheit, eine bei Regenten so seltene Tugend. Seine ritterlich edle Gesinnung, welche Schwäche ihr auch beigemischt ist, trug für Frankreich und für ganz Europa segensreiche Früchte, deren Vortheil man sich gefallen ließ, ohne der sorgsamen Hand, welche sie pflegte, es Dank zu wissen. Besonders rührend ist es hier zu lesen, wie er sich abmüht, eine wahrhaft königliche Stellung zu behaupten in den feindseligen Parteikämpfen. Kein Opfer ist ihm zu groß; wie gerecht ist er selbst gegen die berüchtigsten Revolutionsmänner, und wie vorurtheilsfrei weiß er sich mit einem Fouché oder Barras zu verständigen! Weniger gerecht ist er in Betreff der Politik der auswärtigen Höfe, vorzüglich Oestreichs, dem er bei jeder Veranlassung Böses nachsagt, z. B. wie dessen Minister Vincent bei der Wiedererscheinung Napoleon's in Frankreich die Hülfe des östreichischen Kaisers davon abhängig macht, daß sich Ludwig XVIII., wenn Murat entsetzt würde, um das Schicksal Neapels nicht bekümmern dürfe. „Das hieß so viel, als Oestreich wolle sich Neapels zum Nachtheile des Bourbonischen Hauses bemächtigen." Daß damals das östreichische Cabinet mit Napoleon geheime Verträge abgeschlossen habe, schien dem König von Frankreich völlig ausgemacht, und „er sah nun, auf was er sich im ungünstigen Falle gefaßt machen müsse" (S. 65). Und so an mehren Stellen.

Zu den unwahrscheinlichsten Nachrichten gehört, wenn hier Ludwig XVIII. erzählt, er habe bei seiner Flucht von Paris nach Gent 20 Millionen Francs im Schatze zurückgelassen; wäre dieses wahr, so wäre es wol der größte politische Fehler, den er je begangen hat.

Uebersetzer- und Setzerfehler werden an mehren Stellen bemerkt; so muß S. 171 offenbar anstatt „einer der Mörder Ludwig XVIII." gelesen werden „Ludwig XVI.". 25.

*) Ueber den achten und neunten Band vgl. Nr. 160 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Historisch-literarisch-bibliographische Anfragen.

Nach Jänichen's „Notitia bibl. Thorun." (Jena 1725, 4.) befindet sich auf der Bibliothek zu Thorn in Preußen Gottfr. Zamelius' (Bürgermeisters zu Elbing) Werk: „Das uralte teutsche poetisirende Teutschland durch Rede- und Sprachwesen, Lehr- und Schreib-, Sing- und Reimwesen" (1667), handschriftlich aufbewahrt. Sollte dasselbe nicht werth sein, durch den Druck bekannter zu werden?

Bekanntlich hat Gottsched, der sich um die deutsche Sprache und Literatur vielfache und noch lange nicht gehörig gewürdigte Verdienste erworben hat — sein literarisches Leben erwartet noch den Geschichtschreiber —, die alten deutschen Komödien und Tragödien gesammelt, und was er zusammengetragen hat, befindet sich dermalen in der großherzoglich weimarischen Bibliothek. Es wäre zu wünschen, daß wenigstens die Titel der gesammelten Werke dieser Art bekannt gemacht würden, was schon genug Stoff zu einer Geschichte des altdeutschen Theaters bietet.

In den nicht wiederersetzten „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" (1805, 4., S. 333) erwähnt v. Aretin in seinen Briefen über die in Auftrag der bairischen Regierung unternommene Reise in die Klöster und dasigen Bibliotheken, daß er mehrfache Untersuchungen wegen der sogenannten Teufelsmauer (vallum Romanum) angestellt und den Plan habe, das Resultat derselben (zumal er Döderlein's Schrift in dieser Hinsicht eben nicht als genügend erwähnt) öffentlich bekannt zu machen. Ist dies geschehen und wo?

Schon im Jahre 1803 hat Kinderling, der gelehrte Magdeburger, in den „Nürnberger literarischen Blättern" den Wunsch ausgesprochen, daß des gelehrten Fabricius „Bibliographia antiquaria" neu herausgegeben werden möchte. Schon damals erkannte — und noch jetzt erkennt man die Wichtigkeit dieses Werkes an, darum die Auffoderung und Frage in Bezug auf jenen Antrag.

Beckmann's „Vorrath kleiner Anmerkungen &c." (Göttingen 1795, erstes Stück, S. 243) erwähnt eine handschriftliche Sammlung des großen Linné, worin derselbe Beweise für seine von ihm festgehaltene Behauptung, daß es auch in der moralischen Welt ein Vergeltungsrecht gebe, aufgezeichnet habe. Der Berichterstatter ruft dabei aus: „Wohin mag wol jene Handschrift gekommen sein?!" Wir erneuern hier diese Frage, deren Beantwortung uns sehr erwünscht sein wird.

Je mehr dem Ref. daran gelegen ist, neuere Fragen und schon früher gethane beantwortet zu sehen, desto sorgfältiger hat er sich aus früherer Zeit des Studiums und der Lecture dergleichen Anfragen bemerkt. Eine solche mag hier, wenn auch wiederholt, Platz finden. Alexander Machiavell, Professor des kanonischen Rechts zu Bologna, hat in der Ausgabe von Sigonius' Werken (Thl. III, Mailand 1733) aus einem „Calendario Bononiensi" mehre Auszüge gegeben, welche von den beiden Böhmer benutzt, von Mosheim aber bezweifelt worden sind. Nun behauptet zwar Riegger in „Opusc. ad hist. et jurispr. eccles.", S. 271, daß dies Calendarium gedruckt sei; allein wo und wann ist dasselbe vollständig abgedruckt? Ist der Verdacht gegen dessen Glaubwürdigkeit hinlänglich und in welchem Werke beseitigt? 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1835.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von Karl Daub. Heidelberg, Mohr. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn auch leicht vorauszusehen war, daß die Hegel'sche Philosophie nach dem Tode ihres Meisters nicht mehr lange auf der Höhe des Ansehens sich erhalten würde, zu welcher sie zum Theil durch manche äußere günstige Verhältnisse Hegel's sich erhoben hatte, so ließ sich doch auch ebenso voraussehen, daß sie nicht sogleich verstummen und ihre Ansprüche auf die Beherrschung aller Wissenschaften aufgeben werde. In der vorliegenden Schrift nun erhebt einer der Koryphäen dieser Schule seine Stimme, um die alte Autorität derselben in der Theologie, auf die sie immer den meisten Einfluß ausgeübt hat, geltend zu machen. Wir erhalten darin eine Beurtheilung der neuern Theologie, vorzüglich der dogmatischen, aus dem Gesichtspunkte der Hegel'schen Philosophie. Diese Hegel'sche speculative Theologie nun ist schon mehrfach dargestellt worden; sie ist als vollständiges System in Marheineke's „Dogmatik" entwickelt worden, und auch der Verf. unserer Schrift hat sich darüber sowol in seinen frühern Schriften, als auch neuerlich in einer ausführlichen Beurtheilung von Marheineke's „Dogmatik" in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1827 u. 1828), die auch in diese Schrift mit aufgenommen ist, ausgesprochen. Dem wesentlichen Inhalt nach erhalten wir also nicht eben Neues in dieser Schrift. Auch über den Werth oder Unwerth dieser philosophischen Schule und der Anwendung derselben auf die Theologie hat sich die öffentliche Meinung des wissenschaftlichen Publicums schon hinlänglich ausgesprochen, sodaß wir hier nicht dabei verweilen mögen. Daß nun eine Ausführung dieser theologischen Denkart immer noch der Aufmerksamkeit und des freilich beschwerlichen Studiums werth ist, kann, auch wenn man, wie Ref., mit derselben in ihren Grundlagen nicht einverstanden ist, durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Ebenso wenig aber darf das Geschick des Verf. zu einer solchen Darstellung bezweifelt werden. Unter allen Mitgliedern der Hegel'schen Schule ist Daub vielleicht der Bedeutendste, und an speculativer Kraft und Tiefe, an dialektischer Schärfe, an geistreicher Darstellung steht auch diese Schrift des Greises den frühern Schriften des Mannes gewiß nicht nach. Ja, wer sich einmal für diese Schule interessirt, der wird sich von dieser Daub'schen Darstellung mehr angezogen fühlen als von den Schriften Hegel's selbst, da er durch lebendige, klare Anschauung, durch Witz und Geist und überhaupt durch eine freiere Bewegung die langweilige Trockenheit und die schwerfällige Unbeholfenheit Hegel's zum Theil überwunden und das dürre Knochengerüste des Hegel'schen Begriffsschematismus mit Fleisch und Blut bekleidet hat. Wer freilich auch hiernach eine anziehende und leicht unterhaltende Lecture in dieser Schrift suchte, der würde sich nichtsdestoweniger sehr getäuscht sehen; denn eine scrupulöse Feinheit der Abstractionen, eine gewisse Dunkelheit und Schwerfälligkeit der Gedanken scheint unüberwindlich in dem Wesen und der Methode der Hegel'schen Philosophie zu liegen. Und wenn dieses Gebrechen noch durch die Redseligkeit des Alters hier erhöht sein sollte, so wäre die Weitschweifigkeit, die Länge und Geschraubtheit der Perioden, die durch zahllose Zwischensätze auseinandergetrieben werden, und die häufige Wiederholung mancher Gedanken und Ausdrücke, woran die Darstellung des Verf. bei allen Vorzügen, die wir an ihr sonst gerühmt, leidet, hinlänglich erklärt. Aber eben deswegen werden wir es Denen, die, wenn sie nicht grade diese philosophisch-theologische Richtung ex professo zu verfolgen zur Aufgabe haben, durch die Dunkelheit und Beschwerlichkeit von dem Studium dieses Buches abgeschreckt werden, nicht eben verübeln.

Jedoch das Buch bietet außer der wissenschaftlichen noch eine andere Seite dar, die einen durchaus ungünstigen Eindruck hervorbringen muß. Wir meinen die polemische Schärfe und Härte, die sich durch das Ganze hindurchzieht und dasselbe schon der Anlage nach wesentlich charakterisirt. Denn diese Polemik steigert sich hier zur offenbaren wissenschaftlichen Intoleranz, zum fanatischen Haß und Verfolgungsgeist. Das Grundthema der ganzen Darstellung ist nämlich der schon auf dem Titel ausgedrückte Gedanke, daß die ganze (philosophisch-theologische) Wissenschaft unserer Zeit, allein die Hegel'sche Speculation ausgenommen, der Selbstsucht ergeben sei, und spielt damit den Streit der Wissenschaft in das Gebiet der Sittlichkeit hinüber: ein Verfahren, das von jeher mit vollem Rechte als ein schlechthin verwerfliches gegolten hat, und,

wenn auch im leidenschaftlichen Parteikampf bisweilen verzeihlich, eines Mannes der Wissenschaft, wie der Verf., und einer wissenschaftlichen Verhandlung, wie die in diesem Buche, jedenfalls unwürdig ist. Daß Jünglinge bis zu dem Grade der leidenschaftlichen Befangenheit für das System, die Schule, die Partei, der sie sich anschließen, hingerissen werden können, daß sie die ihnen entgegenstehenden Denkarten nur aus absichtlicher Verblendung und moralischer Verstocktheit gegen die Wahrheit sich erklären können, dies ist psychologisch natürlich; aber bei einem Greise, der selbst nahe an dem Ende seiner Tage zu stehen glaubt, wo das Urtheil über menschliches Leben und Treiben sonst ruhiger und milder zu werden pflegt, ist eine polemische Heftigkeit und Härte in der Beurtheilung fremder Ansichten wie die in dieser Schrift zu Tage gelegte psychologisch merkwürdig. Dies ist um so mehr der Fall, da von dem Verf. bekannt ist, daß er selbst mehre philosophisch-theologische Denkarten in sich durchlebt hat, ehe er auf dem Standpunkt anlangte, auf dem er sich gegenwärtig befindet, sodaß er nur seine eigne Vergangenheit zu beobachten gehabt hätte, um sich zu überzeugen, ob diejenigen seiner frühern wissenschaftlichen Zustände, die unter die jetzt von ihm so hart angegriffenen Denkarten gehören, wirklich nur auf Selbstsucht, auf Selbstbetrug und Selbstbelügung beruhten, oder ob sie nicht vielmehr von einer ebenso treuen und redlichen Wahrheitsliebe belebt waren als seine jetzigen. Konnte er aber sich selbst von diesem Vorwurfe frei sprechen, durfte er dann Andern dasselbe Recht vorenthalten? Doch löst sich großentheils dieses psychologische Räthsel, wenn man auf den Geist der Hegel'schen Philosophie sieht, die in der schroffen Abgeschlossenheit ihres Systems und in dem kecken Selbstvertrauen auf ihre absolute Wahrheit alle von ihr abweichenden philosophischen Lehren moralisch zu verketzern und die Annahme ihrer Lehre zur Gewissenssache zu machen pflegt. Wir erinnern zum Belege dafür nur an eine Stelle in Hegel's „Encyklopädie" (S. 363), wo die philosophische „Bescheidenheit", welche die Schranken der Endlichkeit des menschlichen Geistes für unübersteiglich hält, geradezu als das „Böse" bezeichnet wird, und an eine andere (S. 460), wo das „Wissen seiner Einzelnheit", „die reine Reflexion der Subjectivität in sich gegen das Objective und Allgemeine" das Böse ist.

Diese Aeußerungen Hegel's geben uns den Schlüssel zum Verständniß des Sinnes der Anklage der Selbstsucht, die Daub gegen die ganze neuere Wissenschaft des Glaubens ausspricht. Er meint damit nichts Anderes als das von der Hegel'schen Schule bekanntlich ohne Aufhören angefeindete sogenannte subjective Denken, d. h. dasjenige, das in seiner Erkenntniß der Wahrheit überhaupt und des Ewigen und Göttlichen insbesondere den Bestimmungen oder Gesetzen des denkenden Subjects folgt, das also den besten Grund aller Wahrheit und Gewißheit in sich selbst, in dem Selbstvertrauen der Vernunft auf ihre eigne Wahrheitsfähigkeit findet. Dieses Festhalten des Subjects an dem eignen Selbst nennt der Verf. in einem in der Hegel'schen Schule auch sonst gebräuchlichen Sinne Selbstsucht. Von dem Subject und seinen Bestimmungen, von den subjectiven Gesetzen und Bedingungen soll die menschliche Erkenntniß sich frei machen und in der Identität des Subjectiven und Objectiven, des Denkens und Seins die absolute Wahrheit ergreifen. Man sieht leicht, wie durch diesen Namen der Selbstsucht ein nur wissenschaftliches Verhältniß, ein Verhältniß des erkennenden Subjects zu seinem Object, in ein moralisches umgedeutet und so, was eigentlich nur als Irrthum bezeichnet ist, doch mit der Farbe der Sünde befleckt wird. Wo aber, fragen wir den Verf., ist denn damit irgend ein Verhältniß des Willens zu seinen Antrieben — und nur ein solches kann ein moralisches Verhältniß begründen — nachgewiesen? Allein Ref. kann, auch abgesehen davon, diese Bezeichnung weder in moralischer noch in wissenschaftlicher Bedeutung als richtig anerkennen. Unter Selbstsucht, wenn darunter ein moralischer Fehler verstanden werden soll, kann unmöglich das Halten an der Subjectivität schlechthin verstanden werden, sondern nur dasjenige, das an den zufälligen, individuellen Bestimmungen des Subjects mehr festhängt als an den wesentlichen, also an der Sinnlichkeit festhängt auch da, wo diese mit der Vernunft nicht harmonirt. Die hier bezeichneten Denkarten aber, indem sie die Wahrheit nach subjectiven Gesetzen des Erkennens bestimmen, halten damit nicht an den individuellen, zufälligen, sinnlichen Bestimmungen des Subjects fest, sondern die subjectiven Gesetze des Erkennens sind wesentlich und nothwendig für jedes erkennende Subject. Das Wesen des menschlichen Subjects, die Idee des Menschen als Person ist aber grade der höchste und reinste Gegenstand der sittlichen Achtung, ist also nichts weniger als Selbstsucht. Eben deswegen aber ist diese Subjectivität des Erkennens auch kein wissenschaftlicher Fehler, da es nicht ein individuell zufälliges, sondern ein subjectiv nothwendiges Erkennen ist. Freilich versteht es sich von selbst, daß die Wahrheit an sich nur eine subjectiv-objective, d. h. nur die Uebereinstimmung (nicht aber Identität, wie die Hegel'sche Identitätsphilosophie behauptet) der Vorstellung mit ihrem Gegenstande sein kann; allein mit diesem Begriffe von der Wahrheit an sich ist gar nichts anzufangen als Kriterium menschlicher Wahrheit; denn woran wollen wir erkennen, welche unserer Vorstellungen mit ihren Gegenständen übereinstimmen? An den Gegenständen selbst unmöglich; denn diese sind uns doch immer nur selbst in unsern Vorstellungen von ihnen gegeben, nie an sich. Einen Vergleichungspunkt unserer Vorstellungen mit ihren Gegenständen außer dem Subject selbst kann es gar nicht geben. Mithin sind wir für die Beantwortung der Frage: was ist Wahrheit? nothwendig immer an das Subject selbst gewiesen, nämlich an die Gesetze unserer Vernunft. Was mit diesen übereinstimmt, das gilt uns nothwendig als Wahrheit, und darüber hinaus gibt es schlechthin kein Kriterium der Wahrheit mehr, darüber kann auch des Verf. absolute Speculation sammt allen Hegelianern nicht hinaus, wenn er es auch vorgibt, und die Foderung, von diesen nothwendigen subjectiven Gesetzen der Vernunft zu

abstrahiren, oder, nach seinem Ausdruck, sich von sich selbst frei zu machen, sich zu entselbstigen, ist für den Menschen ebenso unvollziehbar, als der Versuch Münchhausen's, sich selbst an seinem Zopfe aus dem Sumpfe zu ziehen. Damit hätten wir freilich immer nur eine subjectiv begründete Wahrheit; aber diese hat für uns doch auch zugleich objective Gültigkeit, insofern wir unserer Vernunft, als dem Wesen unsers erkennenden Ichs, Wahrheitsfähigkeit zutrauen, insofern also die Wahrheit ursprünglich auf sich selbst vertraut. Das subjectiv Nothwendige in unserer Erkenntniß ist zugleich objectiv wahr, und nur das subjectiv Zufällige verharrt in seiner blos subjectiven Gültigkeit.

Wenn Ref. hiermit die ganze Grundidee des Werkes für verfehlt ansehen muß, so muß er freilich gewärtig sein, von dem Verf. die Einrede zu erfahren, daß er selbst in jener Selbstsucht befangen sei, mithin auch nur durch die Brille dieser Selbstsucht sehe und urtheile. Allein es wäre nicht schwer, ihm diesen Vorwurf mit demselben Rechte zurückzugeben. Wir wollen nicht die bekannte Umdeutung der Formeln des kirchlichen Lehrbegriffs in die Begriffe seines speculativen Systems hierher beziehen, die schon Vielen als ein mit treuer Wahrheitsliebe nicht wohl vereinbares Geschäft erschienen ist, und aus welcher ihm nicht ohne Schein der Vorwurf einer gewissen Selbstbelügung, deren der Verf. den Rationalismus so schonungslos beschuldigt, zurückgegeben werden könnte. Aber hat wol der Verf. die Aufgabe der Entselbstigung oder der Befreiung des Subjects von sich selbst so vollständig an sich vollzogen, wie er vorgibt? Oder sind jene nothwendigen dialektischen Bewegungen des Begriffs, welche die Hegel'sche absolute Wahrheit aus sich erzeugen, nicht auch Denkbewegungen des Subjects? Bewegt sich der Verf. damit also nicht selbst in der Selbstsucht? Und wenn er auch wirklich diese Entselbstigung bis zum äußersten Punkte an sich vollzogen, wenn er den Unterschied zwischen dem Subject und Object so völlig aufgehoben hätte, daß er alles Object als sein Subject und umgekehrt gesetzt hätte, so müßte er sein Selbstbewußtsein als identisch mit dem Selbstbewußtsein Gottes, ja sich selbst an die Stelle Gottes setzen, und so würde die Selbstsucht in der riesenhaftesten Gestalt wiederkehren, die sich denken läßt, indem er die Welt und Gott in seinem Subject-Object verschlungen hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Helene. Ein Roman von Marie Edgeworth. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1834. 8. 4 Thlr.

Wie nach einem schwülen, stürmischen Gewittertag eine kühle stille Sternennacht die aufgeregten Lebensgeister beruhigt, so ist es behaglich nach so manchen, nach Verwesung, Blut und Verzweiflung duftenden Romanen einmal etwas anderer Art zu lesen, von Geschichten in denen Menschen wie sie sein können, wie sie sind, aber nicht blos eingefleischte Teufel, Sünder und Dummköpfe handeln. Man bewegt sich in der großen Gesellschaft, die sich die gute nennt, aber gemeinen Trieben nicht minder hingegeben ist als die von ihr verschmähten niedern Cirkel. Es wird verleumdet, Ränke geschmiedet, ja selbst der bessern Eine ist nahe daran der Freundin Glück zu vernichten, ihren Ruf zu beflecken, weil sie, um eine Thorheit zu verbergen, Lügen auf Lügen häufen mußte und sich keine Blöße geben wollte. Das gute Princip siegt in ihr, die Freundin Helene, welche sich großmüthig für sie aufopferte und schwieg, weil sie der Wahrheit nichts vergeben, die innerlich zerrüttete Frau nicht preisgeben wollte, diese Helene erscheint völlig gerechtfertigt, und auch die ungetreue Jugendfreundin sieht einer leidlichen Zukunft entgegen. Nächst ihnen ist der Charakter von der Mutter der Weltdame ausgezeichnet, ihr Hang zur politischen Wirksamkeit hinlänglich motivirt. Für Leser, die Schlag auf Schlag die rascheste Handlung lieben, dürfte diese Erzählung zu einfach, zu wortreich sein; wem aber eine natürliche Entwickelung angenehmer ist als ein übereilter Schluß, der wird die Reden, die wirklich Gedanken enthalten, nicht zu gedehnt finden, vielmehr der Erzählung Geschmack abgewinnen und der wahrheitsliebenden liebenswürdigen Heldin seine Theilnahme nicht versagen.

2. Burrton Castle. Roman von Charlotte Birch-Pfeiffer. Zwei Theile. München, Jaquet. 1834. 8. 3 Thlr.

Kenntniß von Dem, was Mode ist, was Effect macht, erwarb sich die Verf. durch ihren Beruf; ihr eigenstes Verdienst ist Sinn fürs Schickliche, fürs Natürliche, welcher Sinn sie gegen Abwege schützt, sodaß sie nicht in Manier verfällt, ihre Gestalten keine hölzernen Marionetten mit übertriebenen Bewegungen und bombastischem Wortgeklingel sind. Sogar der Henker in diesem Roman, neuerdings eine so beliebte Melodramen- und Romanfigur, spielt nur eine untergeordnete Rolle; er liebt die eine Heldin, welche er köpfen soll, nicht einmal, nur Dankbarkeit zieht ihn zu ihr und gebietet ihm, sie zu retten. Die Dame opfert sich für ihre Stiefschwester auf und wird für eine Kindermörderin gehalten, welche Meinung für die Gesetzlichkeit irländischer Gerichtshöfe kein günstiges Zeugniß ablegt. Die muthige Fleurette, die sanfte Emilie werden von ihrem Vater, einem gemeinen Wüstling, tyrannisirt; er will Emilien zwingen einem vollendeten Bösewicht die Hand zu reichen, um sein Stillschweigen zu erkaufen, da dieser nicht allein um seine Bigamie weiß, sondern ihm listigerweise Verbrechen einbildet, die er nicht begangen. Der Lord tödtet seinen bösen Dämon und dann sich selbst, die Verf. läßt klüglich auch Emilien sterben, deren Lebenskraft nach solchen Leiden erschöpft sein mußte; aber auch Fleurette, auch der Gatte ihrer Schwester müssen dieser ins Grab folgen, was nicht sowol Naturnothwendigkeit als ein whim der Verf. war, darzuthun, daß Liebesgram auch ein männliches Herz brechen könne, und Sehnsucht, sich mit dem geliebten Gegenstand wiederzuvereinen, in der Freundschaft gleich stark wie in der Liebe gefunden werde.

3. Harry und der Schützling des Corsaren. Von Saint Demary. Manheim, Löffler. 1834. 8. 1 Thlr.

Abenteuer zu Wasser und Land, Romanencoups und Erfindungen, Verliebungen in bester Form, ein Bösewicht prima sorta, ein Seeräuber, halb Schuft, halb edelmüthig, am Schlusse poetische Gerechtigkeit, die auch über die minder Schuldigen strenges Gericht verhängt, und die Geschichte ist aus.

4. Der Dachdecker von Maidstone. Historische Erzählung von F. Th. Wangenheim. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

In dem Walter Scott's Ton und auch in der Art und Weise, wie die Meistersänger sonst ihre Lieder in des Regenbogens Ton absangen, viel Handlung und doch wenig Leben und Bewegung, und was das Schlimmere ist, die erfundenen Personen sind nicht so dargestellt, daß man warmen Antheil an ihnen nähme. Das Historische ist ziemlich treu nach der Geschichte; es betrifft den Aufstand unter Richard II. von England, bei welchem Wat Tyler der Dachdecker eine unglückliche Berühmtheit erlangte. Die königlichen und fürstlichen Personen betragen sich mit Anstand, die heroischen faseln nicht, und so wäre denn wirklich positiv und negativ reelles Gute in dieser Erzählung vorhanden, wenn man sie auch nicht neben die besten der Gattung reihen darf.

5. Novellen und Erzählungen von C. F. Hock. Wien. 1835. 8. 18 Gr.

Religiös basirt und zwar bestimmt katholisch, aber ohne Verfolgungs- und Sektengeist, sodaß ein Protestant, der kein starrer Radicaler noch ein Mystiker ist, der jeden Cultus nach seinen Formen mit ängstlicher Treue gemodelt wissen will, die ausgesprochenen Meinungen, die Erklärung des Gottesdienstes am Charfreitag ehren wird, wenn er auch nicht mit jeder Ansicht übereinstimmt. Der echteste aller Humoristiker, der treffliche Gnome der Sudeten, hat nun zwar in der Erzählung: „Der Frohnleichnamstag" an guter Laune verloren und ist etwas sentimental geworden, aber in der Art, wie er die Procession befördert, taucht die unverwüstliche Rübezahlsnatur wieder auf, und in seine Strafrede gegen das Fabrikwesen, als Gesundheit und Heiterkeit, Religiosität, Sittlichkeit und gleichmäßigen Wohlstand untergrabend, möchten wir mit gewissen Bedingungen und Ermäßigungen einstimmen. 53.

Hufeland's Stammbuch, enthaltend 3200 Facsimilia, welche im J. 1833 bei Gelegenheit des Hufeland'schen Jubiläums die ihm gratulirenden Prinzen, Staatsmänner, Professoren, Aerzte u. A. gezeichnet haben. Berlin, Hirschwald. 1834. Fol. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Physiognomik des Hauptes ist zwar das Haupt der Physiognomik, doch bleibt zur Charakteristik des Menschen a capite ad calcem die Physiognomik der Schriftzüge, die eigentliche Chiromantie, ein sehr wesentlicher Theil, der mit Recht in unsern Tagen wieder einige geistvolle Beachter und Beobachter an Pittschaft, Ludwig v. Boß, Ungewitter, Günther u. A. findet. Freunden dieses Studiums wird darum auch das in vorliegendem Denkmale dankbarer Zeitgenossen gebotene Tableau von so vielen Facsimiles um so willkommener sein, als doch zu allen Zeiten schon das Facsimile eines merkwürdigen Mannes Interesse zu erwecken pflegte.

Als das ärztliche Publicum zuerst 1832 durch die vom Dr. J. J. Sachs in Berlin zum Besten eines dortigen Vereins hülfsbedürftiger Aerzte herausgegebene Schrift: „Rückblick auf C. W. Hufeland's 70jähriges Leben und Wirken", und später wiederum durch das behufs einer Einsammlung von Geldbeiträgen ausgeschickte Circularschreiben eines Vereins von angesehenen berlinischen Aerzten auf die damals beabsichtigte Promotionsfeier dieses berühmten Hippokratikers aufmerksam gemacht wurde, unterzeichneten gar viele Freunde, Verehrer und Schüler des Jubelgreises in allen Regionen des gesammten deutschen Vaterlandes und der verschiedenen Nachbarstaaten mehr oder weniger ansehnliche Geldbeiträge, die auf spätern ausdrücklichen Wunsch des Gefeierten der von ihm herrührenden menschenfreundlichen Stiftung zur Unterstützung nothleidender Aerzte zugewendet wurden, deren Fonds sich hierdurch um 10,000 Thlr. vergrößerte. Diesen Namensunterschriften (unter denen nur 320 berliner) mit Andeutungen der Zeit und des Orts ihrer persönlichen, oder auch nur geistigen Bekanntschaft geht eine von dem als Dichter rühmlich bekannten Geh. Staatsrath Stägemann verfaßte glückwünschende Ode vorher, die mit den introducirenden Worten beginnt:

> Sie senden dir, im Kranz der Erinnerung,
> Den Gruß der Heimat, Grüße der fernen Flur.
> Sie rufen dir, im Abendschimmer
> Ehrenerheiterter Tage, Heil! zu u. s. w.

Der im Wege der buchhändlerischen Verbreitung für diese Lithographie eingehende Ertrag ist gleichfalls der genannten wohlthätigen Stiftung gewidmet. Man erblickt hier die Namenszüge der meisten Prinzen des preußischen Königshauses, sämmtlicher geheimen Staats-, Kriegs-, Finanz-, Justiz- und Policeiminister, des Magistrats der Stadt Langensalza (des Geburtsortes H.'s) und der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz; diesen folgen dann die Namen der Kunstverwandten Deutschlands, Hollands, Dänemarks, Frankreichs, Schwedens, Ungarns, Polens und Rußlands; nur von der Themse herüber kam keine Hand geschwommen. So viele Theilnahme, so vielfache Aussprüche dankbarer Liebe und Verehrung mußten wol dem Herzen des ehrwürdigen Jubilars, dem sie galten, wohlthun und ihm in seinem segensreichen Berufe als der schönste Lohn seines angestrengten 60jährigen Lehrens, Wirkens und Schaffens erscheinen. 75.

Berichtigung.

In Nr. 16 d. Bl., S. 62, steht der leicht mißzuverstehende Ausdruck: ben trovato, für das Manifest des Kurfürsten Max Emanuel von 1706, was doch nur auf die Elocution gedeutet werden könnte, da diese in Brüssel (deutsch, spanisch und französisch) erschienene Declaration wörtlich, wenn auch abgekürzt, in vielen Quellen jener Zeit, aber auch selbst bei Zschokke, 2. Auflage, Band III, S. 418, 422, zu lesen ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 41. — 10. Februar 1835

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von Karl Daub.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Dieses Verwerfungsurtheil, das wir über das Buch im Allgemeinen aussprechen zu müssen glauben, hindert jedoch nicht, das Wahre und Interessante, das es im Einzelnen unstreitig enthält, anzuerkennen. Ohne den nicht wohl in der Kürze darstellbaren Inhalt desselben näher auszuführen, muß doch Einiges daraus zur bestimmtern Charakterisirung der merkwürdigen Schrift mitgetheilt werden. Das Ganze besteht aus drei Theilen, von denen der erste die Selbstsucht in dem Princip der neuern Theologie, der zweite in der Lehre und der dritte in dem Lehrbegriff nachweist. (Der Unterschied zwischen dem zweiten und dritten Theile ist aus dem Ausdruck nicht ganz klar, und erst aus dem Inhalte sieht man, daß der Verf. unter der Lehre die reinwissenschaftliche Darstellung des Glaubens, unter dem Lehrbegriff die Deutung dieser auf die kirchlichen Dogmen versteht.) Die Principien der neuern Glaubenslehre entwickelt der Verf. sämmtlich aus dem Selbstgefühl, als der niedrigsten Stufe der geistigen Lebensthätigkeit. Aus ihm geht nämlich zunächst hervor die Empirie, indem das in sich bewußtlos verschlossene Selbstgefühl zum Gefühl von etwas erwacht und dieses als Wahrnehmung, worin sie die Wahrheit hat, auffaßt; aus ihr entsteht die Mystik, indem sich das Selbstgefühl von den Erfahrungen wieder auf sich selbst zurückwendet, und endlich die Kritik, indem es nach den Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung fragt. Diese drei Principien gehören der Selbstsucht an, insofern sie die Wahrheit in der Subjectivität des Erkennens begründen: die Empirie, insofern sie die empirischen Bestimmungen des Ichs für Wahrheit hält, die Mystik, die subjectiven Gefühlszustände, die Kritik, die subjectiven Bedingungen der Erfahrung. Die Ansicht vom Gefühl, wie sie von dem Verf. hier im Sinne der Hegel'schen Schule vorgetragen ist, hält Ref. für psychologisch ganz unrichtig, da es gar nicht in seiner ursprünglichen qualitativen Verschiedenheit von Erkenntniß und That und in seiner gleichen idealen Würde mit diesen anerkannt, sondern immer nur als niedrigste noch unentwickelte Thätigkeit des sinnlichen, halb thierischen Erkennens dargestellt wird. Daher auch das Wesen der Mystik hier in einem falschen Lichte erscheint. Wenn man aber auch den Vorwurf der bloßen (zufälligen) Subjectivität in Ansehung der Empirie und der Mystik zugeben mag, so ist dieser doch völlig ungerecht von der Kritik. Die völlig unrichtige Behauptung, daß das Ich durch seine Kritik nur die Gewißheit erreiche, daß Alles (?), das Ich selbst mitinbegriffen (!), Erscheinung sei, ist von dem Verf., dem die kritische Philosophie genau bekannt ist, ganz unbegreiflich, da ja diese Philosophie in dem Sein an sich ein, obgleich unerkennbares Sein anerkennt, das mehr ist als Erscheinung, und dem auch das Ich angehört. Wenn aber der Verf. ferner in dem Festhalten an der synthetischen Einheit der Apperception oder an der ursprünglichen Einheit der Vernunft, als dem Wesen des erkennenden Subjects, Selbstsucht findet, so ist darüber gar nichts weiter zu sagen.

Näher geht der Verf. von diesen mehr philosophischen Principien in die eigentlich theologischen Denkarten in dem zweiten Theile ein. Hier hebt er drei dogmatische Denkarten hervor, die kirchlich-dogmatische Theologie, die empirische Mystik oder den Supernaturalismus, und die mystische Empirie oder den Rationalismus, die in stufenweiser Steigerung mit den Prädicaten der Selbsttäuschung, des Selbstbetrugs und der Selbstbelügung belegt werden. Die zur Bezeichnung dieser Denkarten gewählten Ausdrücke sind nicht für sich klar; aber sie behalten auch zum Theil ihre Unklarheit und erhalten eine schiefe Bedeutung in der Ausführung, da die vorausgesetzten allgemeinen Principien sich nur gezwungen auf jene Denkarten, wie sie wirklich sind, beziehen lassen. So erhält z. B. die Mystik hier eine ganz ungewöhnlich weite Bedeutung, da alle Diejenigen unter diesen Begriff gestellt werden, welche das Ewige und Göttliche als ein für menschliche Erkenntniß Unbegreifliches betrachten. So fallen auch viele entschiedene Verstandesrationalisten unter diese Begriffe. Aber auch so konnte der Rationalismus nicht im Allgemeinen mystisch genannt werden und ebenso wenig Empirie. Ueberhaupt ist der Rationalismus keineswegs seinem Wesen nach richtig gefaßt, und die Polemik gegen ihn hängt sich häufig nur an zufällige Verirrungen desselben und hat nur ein entstelltes Zerrbild statt seines Wesen zu ihrem Gegenstande. So stellt der Verf. ihn immer als eine an den abstracten Be-

stimmungen des Verstandes allein festhängende, als eine nur negativ-kritisirende und zerstörende Denkart, welche schlechthin keine bestimmte Erkenntniß des Uebersinnlichen zugebe, dar. Aber es ist bekannt genug, daß dies nur von einer einseitigen Richtung des Rationalismus behauptet werden kann, während er grade in der neuesten Zeit immer mehr einen aufbauenden, schaffenden, positiven Charakter angenommen hat. Ferner wird der Rationalismus seinem Wesen nach viel zu eng gefaßt, wenn er ausschließlich von der kritischen Philosophie, oder sogar dem Kant'schen System abhängig gemacht wird, wie dies hier geschieht; aber der Grundsatz des freien Vernunftgebrauchs ist an kein philosophisches System nothwendig gebunden und hat sich auch schon mit den meisten neben der kritischen Philosophie hervorgetretenen philosophischen Systemen verbunden. Wenn freilich das Halten an dem Ich als Vernunft nun einmal Selbstsucht sein soll, so trifft diese Sünde im höchsten Grade den Rationalismus, und zwar mit dem vollsten Bewußtsein der Selbstbelügung. Ref. möchte jedoch wol wissen, was für eine Wahrheit die des Verf. eigentlich sein soll, wenn es nicht eine vernünftige, der Vernunft gemäße, also rationalistische sein soll. Denn wenn er den Zweck der protestantischen Kirche in die Befreiung der christlichen Welt von dem Autoritätsglauben setzt und dem wahren religiösen Glauben immer entschieden den Charakter der geistigen Freiheit zuschreibt, so ist nicht einzusehen, wie sich der Verf. von dem Rationalismus, der nichts Anderes will als Freiheit des Geistes, lossagen will. Denn ob die religiöse Wahrheit nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie, auf die der Verf. den Rationalismus ausschließlich beschränkt, oder nach denen der Identitätsphilosophie, wie von dem Verf., bestimmt wird, das ist für den Rationalismus seinem Grundsatz und Wesen nach gleichgültig.

Damit wollen und können wir jedoch keineswegs behaupten, daß der Verf. in der Ausführung des dogmatischen Lehrbegriffs dem von ihm in dem Princip der Freiheit des Glaubens anerkannten Grundsatze des Rationalismus treu geblieben sei, und wir müssen es ihm selbst überlassen, wie er mit diesem seinem Princip einig zu bleiben vermöge, wenn er der dogmatischen Lehre gleich im Voraus die kirchlichen Dogmen, namentlich die von dem menschgewordenen Gott und der Dreieinigkeit, als ihren Inhalt feststellt. Denn das sophistische Spiel, wodurch er, statt den Glauben aus der Freiheit, die Freiheit des Geistes erst aus dem (kirchlichen) Glauben entspringen läßt und nun die wahre Glaubens- oder Gewissensfreiheit nur den kirchlich Rechtgläubigen zugesteht, wird wol ebenso wenig Jemand zu täuschen vermögen als die bekannte Hinüberdeutung jener kirchlichen Dogmen von der Menschwerdung Gottes und der Dreieinigkeit in die Momente der Hegel'schen Dialektik. Dieses Spiel mit den kirchlichen Dogmen tritt am stärksten hervor in dem dritten Theil, worin die früher speculativ bestimmte dogmatische Lehre auf den kirchlichen Lehrbegriff angewendet wird. Die schwierige Aufgabe der Entselbstigung, d. i. der Befreiung des Ichs sowol von der Kirche als von sich selbst, soll hier dadurch ausgeführt werden, daß nicht der Mensch, sondern die Kirche selbst ihre Dogmatik durch die Speculation macht, oder daß die Kirche sich selbst speculativ erkennt. Die Philosophie ist dadurch wieder in ihr ehemaliges Dienstverhältniß gegen die Kirche versetzt, sie ist nur ein Werkzeug der Kirche zur Entwickelung des kirchlichen Lehrbegriffs. So wird unvermerkt statt des Menschen die Kirche selbst das Subject der dogmatischen Lehre, und die Kirche wird wieder als identisch gedacht mit der gemeinsamen Vernunft. Das Spiel hat seinen Grund in einer geheimen Verwechslung der historischen Kirche mit der idealen, welche letztere freilich mit der gemeinsamen Vernunft zusammenfällt. Die Polemik des Verf. nimmt übrigens in diesem letzten Theile noch dadurch einen besonders gehässigen Charakter an, daß sie auch mit politischen Verdächtigungen verbunden wird. Insbesondere dem Rationalismus wird nämlich hier der schon oft vorgekommene, aber völlig ungerechte Vorwurf gemacht, daß er gegen die bürgerliche Ordnung und Gesetzmäßigkeit zerstörend und feindselig wirke. Nur wer der Meinung ist, daß die gesetzmäßige Ordnung mit geistiger Freiheit unverträglich sei, kann dieser Behauptung beistimmen. Doch die Geschichte der politischen Bewegungen unserer Tage zeugt zu laut gegen diesen Vorwurf, als daß darauf noch mehr zu erwidern nöthig wäre. 104.

Auswahl von Gedichten der neuern französischen Poesie nach Victor Hugo, P. J. de Béranger, Casimir Delavigne, A. de Lamartine und Andern, übersetzt von Wilhelm Wagner. Frankfurt a. M., Schmerber. 1835. 8. 1 Thlr.

Wie es ein glücklicher Gedanke und ein dankenswerthes Unternehmen der Verlagshandlung war, uns in den „Poëtes français contemporains" einen frischen Blütenstrauß der französischen neuern Poesie zu winden und Deutschland auf diese Weise mit dem Werthvollsten, was in neuerer Zeit der poetische Genius Frankreichs geboren, bekannt zu machen, so möchten wir es gleichfalls einen glücklichen Gedanken nennen, das Schönste aus dieser französischen Anthologie ins Deutsche zu übertragen. Daß dies, soll es anders nicht lose Fabrikwaare sein (wie dies leider auf dem Felde der Uebersetzungen so häufig gefunden wird), nicht leicht ist, daß eine genaue Bekanntschaft mit dem Genius der Sprache, mit dem Genius nationaler Poesie, daß endlich ein Dichter dazu gehört, um einen oder gar mehre Dichter zu übersetzen und so zu übersetzen, daß wir den Dichter selbst auch in der fremden Sprache wiederfinden — das unterliegt keinem Zweifel. Um so freudiger können wir Herrn Wagner auf diesem Felde willkommen heißen. Er hat seinen Beruf zu dem Unternehmen durch diese Uebersetzungen beurkundet und es sattsam bewiesen, daß er Dichter ist und den Geist seines Originals in den eignen Geist aufgenommen und wiedergegeben hat in einer edeln, ansprechenden Weise. Auch seine Auswahl verdient Lob. Sie ist sinnig getroffen und gibt uns die Dichter Frankreichs nicht im einseitigen Bilde, sondern so vielseitig, wie sie eben sind, daß wir ihren Genius verstehen und beurtheilen können und zugleich durch diese Sammlung einen tiefen Blick in die Geistesrichtung der neuern französischen Poesie zu thun im Stande sind.

Eine mit Geiste geschriebene, wenn auch nur kurze Vorrede leitet uns zu der Sammlung ein, deren einzelne Stücke bisher in keiner Zeitschrift von Hrn. Wagner veröffentlicht worden sind. Diese Einleitung gibt zugleich in kurzen, markigen und treffenden Zügen eine Charakteristik der Dichter, deren

Erzeugnisse hier übersetzt sind. Die Reihe eröffnet Victor Hugo, „le vaillant romancier", wie ihn der Uebersetzer sehr bezeichnend nennt, und seine „Ode an die Säule auf dem Vendomeplatz" steht mit Recht voran. Trefflich schildert das Gedicht „Die Harfe und die Laute" Victor Hugo's Genius; es ist auch in der Uebertragung sehr gelungen. Seine „Großmutter", seine „Beiden Inseln" gehören gewiß zu den besten Erzeugnissen seiner Muse. Ihm folgt Béranger, „l'aimable chansonnier", wie ihn der Uebersetzer nennt, mit seinen heitern erotischen und bacchantischen Liedern, in der leichten, gefälligen Weise, die der Uebersetzer sehr glücklich wiederzugeben weiß, aber auch mit seinen einfachen, tief das Herz ergreifenden Poesien. In letzterer Art zeichnen wir aus: „Dreizehn bei Tische" und die „Sternschnuppen". An ihn reiht sich Casimir Delavigne, der nach des Uebersetzers Worten „fait des vers antiques sur des pensées nouvelles". Seine „Drei Tage aus Columbus' Leben", sein „Griechischer Jüngling", sein „Napoleon" sprechen ergreifend zu dem Herzen. Von Alphons de Lamartine, dem „cygne mélodieux", verdient „Der sterbende Dichter", „Der Engel und das Kind" die größte Auszeichnung. Einzelnes von Delphine Gay, Barthélemy („Napoleon's Trauerweide" ist vortrefflich), und August Barbier und Andern macht den Beschluß des anziehenden Buches.

Das Schriftchen, dessen Aeußeres sehr gefällig ist, hat sich gewiß bereits einen weiten Kreis von Freunden erworben, und es wird ihm sicher an einem noch weitern, wie wir wünschen, nicht fehlen. 74.

Kaspar Hauser in physiologischen, psychologischen und pathogenisch-pathologischen Untersuchungen beurtheilt von Johann Michael Zimmermann. Nürnberg, Stein. 1834. Gr. 8. 15 Gr.

Kaspar Hauser's wunderbare Geschichte bietet hinreichenden Stoff zu Untersuchungen, namentlich aber für den Psychologen und Physiologen dar. In ersterer Beziehung ist dieselbe bereits von dem verstorbenen Feuerbach auf eine höchst anziehende und das allgemeine Interesse in Anspruch nehmende Weise betrachtet worden. Indessen kann man nicht in Abrede stellen, daß Feuerbach sich fast zu strenge an die Voraussetzung hing, Hauser's Aussagen seien durchgehends wahr, und die gegentheilige Ansicht zu sehr in den Hintergrund stellte. Von physiologisch-pathologischer Seite ist Hauser's Geschichte, unsers Wissens, noch gar nicht in Untersuchung gezogen worden, und es ist besonders zu bedauern, daß die Aerzte Nürnbergs und des benachbarten Erlangens, die vermöge ihrer Nähe vorzüglich befähigt gewesen wären, Hauser in der ersten Zeit nach seiner Ankunft in Nürnberg zu beobachten, von der Sache wenig oder gar keine Notiz genommen zu haben scheinen. Und doch wäre ein ärztliches Urtheil aus jener Zeit von der größten Wichtigkeit gewesen! In späterer Zeit, nachdem so mannichfaltige Einflüsse auf Hauser gewirkt, so mannichfaltige Verhältnisse den wahren Standpunkt der Beobachtung verrückt haben, die Sache vor das ärztliche Forum ziehen wollen, scheint uns fast verlorene Mühe. Gibt es etwas, was uns in dieser Meinung bestärken könnte, so ist es die vorliegende Schrift, deren Verf. sich zwar unsägliche Mühe gegeben hat, aus vorhandenen physiologisch-psychologisch-pathologischen Thatsachen zu erweisen, daß Hauser ein Lügner und Betrüger gewesen; allein bei näherer Betrachtung und Erwägung aller Umstände drängen sich uns wieder eine solche Menge von Zweifeln und ungelösten Räthseln entgegen, daß wir uns nach sorgfältiger Durchlesung der Schrift gestehen müssen: wir sind in der Aufklärung der ganzen Geschichte nicht weiter als zuvor. Wollte man sich ein medicinisches Urtheil darüber erlauben, dann müßte man wenigstens in Stand gesetzt werden, zuvor die vollständigen Acten von A bis Z einzusehen, dann ließe sich vielleicht Eines und das Andere noch erschließen und ergänzen, was zu einem solchen Urtheil erfoderlich wäre. Aber eine solche Einsicht in die Acten ist auch dem Verf. dieser Schrift nicht vergönnt gewesen, daher er sich lediglich an einige Notizen hält, die uns durch öffentliche Blätter bekannt geworden sind. Was nützt es, wenn derselbe seine ganze Gelehrsamkeit zusammennimmt, um zu beweisen, daß Hauser in einem unterirdischen, engen, der Luft und dem Lichte nicht zugänglichen Raume nicht habe leben können? Konnten in diesem Behältnisse nicht Luftlöcher angebracht sein, die Hauser nicht bemerkte? konnte nicht einiges Licht eindringen, und dennoch der Ort Hausern im Vergleich gegen die spätere Tageshelle als vollkommen finster erscheinen? welche Gradationen finden nicht statt zwischen Finsterniß und hellem Tageslichte? Was nützt es, wenn der Verf. zu beweisen sucht, daß Hauser bei dem Genusse von bloßem Wasser und Brot nicht hätte leben und gesund bleiben können? Hat man schon Versuche gemacht, wie weit sich die menschliche Organisation für eine solche einseitige Nahrung stimmen lasse? gibt es nicht ganze Völkerstämme, deren einige blos von Vegetabilien, andere von bloßen Fischen leben? ja, nähren sich die Otomaken nicht ganze Monate hindurch von bloßer Erde? und ist der Schluß richtig, daß, wenn Hauser's Magen Brot und Wasser gut vertragen konnte, er Wein, Bier u. s. w. noch besser hätte vertragen müssen? ist hierbei nicht von aller schädlichen oder unschädlichen Qualität dieser Substanzen, wie sie bei dem gesunden Menschen in Betracht kommt, abzusehen und lediglich das Gesetz der Gewohnheit zu berücksichtigen? hatte Hauser in seinem Gefängnisse nicht Brot mit Kümmel, Koriander, Anis und Fenchel genossen, wodurch es seinen Verdauungsorganen verträglicher wurde? (s. Daumer's „Mittheilungen über Kaspar Hauser", Heft I, S. 5). Wenn ferner unser Verf. daraus, daß Hauser von der Höhe der Burg in Nürnberg die Fensterreihen der über 3—4 Stunden entfernten Häuser zu zählen im Stande war, die Folgerung zieht, daß derselbe in keinem dunkeln Kerker gelebt haben könne, weil er da kurzsichtig hätte werden müssen, so möge er doch bedenken, daß dieses Ereigniß in die spätere Zeit seines Aufenthaltes in Nürnberg fiel, wo sich sein Auge schon mehr an den Lichtreiz gewöhnt hatte. In früherer Zeit wurde bemerkt, daß ihm das Sehen bei hellem Tageslichte Schmerzen in den Augen und sogar Entzündung zuzog, daß er im Dämmerlichte beiweitem besser als am hellen Tage sah, Farben im Dunkel unterschied u. s. w. (S. Daumer und Feuerbach).

Doch wir können hier in diesem, einer bloßen Anzeige gewidmeten Blatte nicht auf eine vollständige Widerlegung aller der Gründe eingehen, welche den Verf. bestimmt haben, Hauser's ganzes Benehmen für eitel Lug und Trug zu erklären, obwol uns dies eben nicht schwer fallen würde. Genug, daß der ganze Versuch, das sonderbare Räthsel auf diese Weise zu entwirren, mislungen ist. Um den Beweis eines vorsätzlichen Betruges vollständig zu führen, hätte der Verf. nothwendig eine Menge von Umständen in Hauser's Leben, die zur Begründung seiner Aussagen von der größten Wichtigkeit sind, mit in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen und kritisch beleuchten müssen. Wir erwähnen hier nur z. B., daß seine Füße keine Spur zeigten, daß früher ein Schuh sie beengt oder gedrückt habe; daß seine Fußsohlen ohne Hornhaut und so weich waren wie das Innere einer Hand; ferner die regelwidrige Bildung seiner Knie, der ungeschickte Gebrauch seiner Hände; sein watschelnder, schwankender Gang; seine Unbekanntschaft mit manchen Dingen, z. B. mit der Flamme, an der er sich Hand und Finger verbrannte, mit Waffen, mit dem Spiegel; seine Unkenntniß der Entfernung und Größe der in seinen Gesichtskreis fallenden Dinge &c. Dergleichen Umstände hat aber der Verf. wohlweislich umgangen. Grade aber in dem eigenthümlichen Benehmen Hauser's, das den Erscheinungen der progressiven Bildung im kindlichen Alter so ähnlich ist, liegt für uns die sicherste Bürgschaft, daß er kein Betrüger war. Ein solches Benehmen erheucheln wollen, dazu gehört, daß man ein Physiolog und Psycholog sei, größer als unser Verf., mit all seinem gelehrten Apparat. Das Verdienst der Gelehrsamkeit wollen wir übrigens dem Verf. hierdurch nicht schmälern, obgleich wir gestehen müssen, daß uns die

Breite des Vortrags in seiner Schrift, sowie die vielen gelehrten Kreuz- und Quersprünge, wobei uns der Autor vorkam wie ein Reisender, der, um nach London zu kommen, seinen Weg über Italien, die Türkei und Rußland nimmt, herzlich ermüdet haben. 24.

Nachdruck in Würtemberg.

Unter dieser Ueberschrift enthält Nr. 6 des **Börsenblatts für den deutschen Buchhandel** folgenden beachtenswerthen Artikel:

Wir lesen in würtembergischen Blättern, daß einer ständischen Commission unterm 15. Januar ein Rescript des königl. Geheimen Raths zugekommen, in welchem diejenigen Gesetzesentwürfe bezeichnet sind, welche derselben im Laufe der nächsten zwei bis drei Monate noch zugewiesen werden sollen. Mit gerechtem Unwillen blickt längst jeder Mann von Ehre auf die würtemb. Gesetzgebung über den Nachdruck, welche, während **alle andern deutschen Bundesstaaten, ohne irgend eine Ausnahme**, das literarische Eigenthum der würtemb. Unterthanen so gut wie jedes andere Eigenthum schützen, den würtemb. Buchdruckern gestattet, das Eigenthum aller übrigen deutschen Unterthanen durch Nachdruck werthlos zu machen, wenn der Eigenthümer versäumt hat, zuvor einen Ablaßbrief, ein Privilegium gegen den Nachdruck genannt, beim königl. Ministerium des Innern in Stuttgart um 15 Fl. zu erkaufen. Längst sind Beschwerden in Menge gegen diese Gesetzgebung bei Se. Majestät dem Könige von Würtemberg unmittelbar und in öffentlichen Blättern geführt worden. In der letzten Ständeversammlung beantragte der Abg. **Menzel**, die Greuel des bestehenden Gesetzes in geistreichem Vortrage beleuchtend, die Bitte an die Regierung um Abänderung dieses Gesetzes. Oeffentlichen Blättern zufolge liegt auch bereits seit zwei Jahren der Entwurf eines neuen Gesetzes über diesen Gegenstand vor dem königl. Geheimen Rath. Nach allem diesen konnte daher mit Zuversicht erwartet werden, daß ein solches Gesetz bei der bevorstehenden Zusammenkunft der Stände diesen vorgelegt werde. Leider aber ist dennoch dieses Gesetz unter den der ständischen Commission bezeichneten Gesetzen, welche ihr innerhalb zwei bis drei Monaten übergeben werden sollen, abermals nicht enthalten, und wenn daraus auch noch nicht mit Sicherheit zu folgern ist, daß die würtemb. Regierung dem bevorstehenden Landtage kein neues Gesetz über diesen Gegenstand vorzulegen beabsichtigt, so scheint doch die unterlassene Anführung darauf hinzudeuten, daß der seit zwei Jahren vorliegende Gesetzentwurf noch immer nicht vom königl. Geh. Rathe discutirt ist, und daß deshalb letzterer selbst nicht bestimmt zu sagen im Stande ist, ob derselbe den Kammern bei ihrer nächsten Zusammenkunft vorgelegt werden kann. Würde dieser, ausschließlich zur Berathung von Gesetzen zu berufende, außerordentliche Landtag abermals vorübergehen, ohne daß diesem Unfug durch ein neues Gesetz gesteuert wird, so könnten dann voraussichtlich Würtembergs Nachdrucker abermals **eine Reihe von Jahren** ungestraft über das Eigenthum anderer deutscher Unterthanen herfallen, bis einmal auf einem künftigen ordentlichen Landtage, deren nur alle drei Jahre einer ist, Zeit für diesen Gegenstand sich finden würde. Die unverweilte Wiederholung der frühern Bitte an die würtemb. Regierung, nach dem Beispiel aller übrigen deutschen Bundesstaaten, den Nachdruck zu verbieten, von Seiten des Börsenvorstandes in Leipzig, möchte aus diesem Grunde jetzt als angemessen erscheinen, und würde auch dieser Schritt abermals ohne Erfolg bleiben, so wäre dann eine angelegentliche Bitte des Börsenvorstandes an den hohen Bundestag, daß derselbe die würtemb. Regierung hierzu veranlassen möge, noch das einzige und letzte Mittel, von welchem die von allen andern deutschen Regierungen längst als dringend nothwendig anerkannte Abhülfe zu erwarten sein möchte. Oder soll den würtemb. Piraten noch eine weitere Reihe von Jahren die gesetzliche Befugniß eingeräumt bleiben, von dem wohlerworbenen Eigenthum aller andern deutschen Bundesunterthanen Beute zu machen?

Literarische Mittheilungen aus Paris.

In dem Athenäum sind die literarischen Vorlesungen fortwährend sehr besucht; für diesen Winter haben deren die ausgezeichnetsten Gelehrten von Paris gehalten, als: Laharpe, Ginguené, Brongniart, Chasles, J. Janin u. s. w. Neuerdings hat P. Chasles Vorlesungen über vergleichende Literatur eröffnet. Auf einem solchen Wintercyclus abonnirt man sich in Bausch und Bogen mit 50 Francs. P. Chasles wird vorzüglich der deutschen Literatur Aufmerksamkeit widmen. Er hat auch Jean Paul's „Titan", aber unbefriedigend, übersetzt.

Außer diesen erfreuen sich die Vorlesungen Magnin's in der Sorbonne, über den Ursprung des Theaters in Europa, eines glänzenden Erfolgs. Eine Menge anderer cours de littérature werden kaum besucht, denn freilich wird es, wie Alles in Paris, Mode, Vorlesungen zu halten, und Jeder legt sich darauf, der mit oberflächlichen Kenntnissen eine leidliche Phrase zu drechseln versteht.

Unter den neuen Journalen, welche das Jahr 1835 ans Licht gebracht hat, zeichnet sich das „Echo britannique" vortheilhaft aus, redigirt von Amedée Pichat, das mit der „Revue britanique" wetteifern zu wollen scheint. Auch das neuetablirte „Journal des jeunes personnes" erfreut sich bereits zahlreicher Abonnenten. Außer diesen sind mit hochtrabenden Redensarten, einen glänzenden Prospectus und großen Weltverbesserungsplänen folgende Zeitschriften ans Licht getreten: „La verité", „La France industrielle", „Le philanthrope universel", „Le foyer", „Le pilori etc.", die aber schwerlich länger als auf ein paar Monate Lebenskraft in sich tragen.

Das Leben der französischen Belletristen ist nach wie vor glänzend und im Vergleich mit denen anderer Nationen beneidenswerth. Janin kauft ein kostbares Meuble nach dem andern, Loewe Weimar hält sich die schönsten Pferde (in Deutschland müßte er ganz gewiß zu Fuße gehen!), und der alle übertreffende Balzac besitzt so viel Gold, daß er es auf den Röcken trägt. Sein mit Topasen besetzter Spazierstock kostet ihm allein 1000 Thaler. Wohl ihm und wehe Allen, die einen Narren beneiden können.

Heine arbeitet an einem größern Werke über deutsche Literatur und beschäftigt sich viel mit Göthe. Er hat gegen einen Freund bemerkt, er liebe Göthe außerordentlich, seitdem er gestorben sei.

Außer der liebenswürdigen Elisa Mercoeur ist auch die ehemals sehr gefeierte Schauspielerin Mlle. Duchesnois im Elend gestorben. Hätte ihr Balzac seinen Topasenstock zum Versetzen geliehen, so wäre das Unglück nicht geschehen.

Von neuen Werken, die im Kurzen im Buchhandel erscheinen und gewiß Aufsehen erregen werden, sind zu bemerken: Orbigny's „Reise in Amerika", mit 460 Karten und Kupfern; soll in sechs Jahren fertig sein und ungefähr 900 Francs kosten. Ferner kündigt die Buchhandlung von Dellaye eine schöne Ausgabe aller deutschen Classiker auf feinem Velinpapier in groß Octav an, davon Göthe 50, Jean Paul 60, Schiller 20 Francs kosten wird. Außer diesen werden in der Sammlung vorzüglich berücksichtigt: Tieck, Novalis, Hoffmann u. A. Noch gigantischer ist die projectirte Herausgabe aller ausländischen Classiker, an deren Spitze sich, wie man sagt, Girardin, der Begründer des „Journal des connaissances utiles", stellen wird. Man veranschlagt das Unternehmen auf 3,000,000 Francs. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1835.

Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichen deutschen Volkslieder von der Mitte des 15. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Friedrich Karl Freiherrn von Erlach. Ersten Bandes erste und zweite Lieferung. Manheim, Hoff. 1834. Gr. 8. 20 Gr.

Als Herder im J. 1778 seine „Stimmen der Völker in Liedern" herausgab, hatte er einen andern Zweck, als den man gegenwärtig, 50 Jahre später, bei einem Sammler von Volksliedern voraussetzen muß. In jener Zeit, wo der Geist moderner Poesie noch mit der Form rang, ja noch nicht einmal über sein eignes Wesen das richtige Bewußtsein hatte, wo er sich loszuschmieden bemüht war von fremden Ketten und, vielfach verkünstelt, diese ärmliche Schale abstreifen und das Gewand der frischen selbständigen Jugend anlegen mußte — damals war nicht sowol die Art und Weise, wie das Natürliche, Lebendige sich darstellte, bedeutend, sondern sein bloßes Dasein genügte. Es mochte hin, die hohen Geister zu beschwören, von welchen die Wiedergeburt deutscher Kunst zu erwarten war, und mehr als Alles war das Bestreben eines denkenden und fühlenden Mannes dankenswerth, der, alle Lande und Völker durchwandelnd, überall auf seinem Wege auch in der verborgensten Gegend, in der verstecktesten Metamorphose das Eine, was Noth war, zu erkennen wußte und in das Land der neuen Bildung herüberbrachte. Darum konnte es auch Herder in seiner Sammlung weniger darum zu thun sein, Deutsches zu geben, vielmehr mußte er darauf sehen, daß Das, was er gab, des deutschen und überhaupt des poetischen Geistes würdig sei. Wenn deshalb in neuester Zeit diesem geist- und noch mehr gemüthvollen Sammler Vorwürfe gemacht werden, daß er den Quellen, aus denen er schöpfte, nicht allzu treu geblieben, so muß man hierbei darauf Rücksicht nehmen, daß Herder ein Publicum vor sich hatte, das noch nicht einmal über das Wesen eines Liedes, geschweige eines Volkslieds im Reinen war; daß er diesem seine wenigen echten Lyriker noch tief verkennenden Publicum, grade wenn er seinen Hauptzweck, im Alten des Ewigneue zu geben, erfüllen wollte, nicht alle Gedichte so mittheilen konnte, wie sie in Kempe-Wiser, im Ramsay oder Percy stehen, ja daß er selbst dem ursprünglich Deutschen eine geschmeidigere Form geben mußte. Und mehr hat Herder auch nicht gethan. Die Form des Mitgetheilten hat er häufig, den Geist aber wol niemals angegriffen.

Ganz anders ist die Aufgabe und das Verhältniß des Sammlers von Volksliedern in neuester Zeit. Die poetische Zeit des Mittelalters ist uns kein Buch mehr mit sieben Siegeln. Funfzig Jahre haben in dieser Hinsicht Außerordentliches geleistet. Jetzt kommt es nicht mehr darauf an, den Geist, die Denk- und Empfindungsweise jener versunkenen Jahrhunderte wie Contrebande einzuschmuggeln, sondern dieser Geist hat in der Gegenwart so tiefe Wurzeln geschlagen, ist so innig mit ihr verwachsen, hat in so verschiedenartigen Geistern wiedergeklungen, daß man jetzt ebenso eifersüchtig darauf ist, ihn rein und ganz zu besitzen, als man vor 60 Jahren bedacht war, ihn von der Hand zu weisen. Als Friedrich Nicolai, dieser Urphilister in der Bildungsgeschichte des Deutschen, an dessen von Göthe näher bezeichneter Schattenseite sich vielleicht auch in jener Welt noch Blutegel ergötzen, als dieser bornirte Mann ein Jahr früher als Herder seinen „Feinen kleinen Almanach voll schöner lieblicher Lieder und greulicher Mordgeschichten" im Namen eines dessauer Schusters, der ihm vielleicht als das non plus ultra poetischer Verschrobenheit gelten mochte, herausgab und diese Ausgabe mit einer ihrer Dummheit wegen unvergeßlichen Vorrede begleitete — da wollte dieser Mann, mit einer Kühnheit, welche den Feldzug Napoleon's nach Moskau noch überwiegt, den lyrischen Geist und die lyrische Auferstehung Deutschlands verhöhnen. Man wäge diese ärmliche Ironie gegen den unbeschreiblichen Hohn, der in vollem, gerütteltem und überflüssigem Maße dem Unglücklichen von allen Seiten dafür zu Theil ward, ab, und man wird hieran ein Merkmal haben, wie Deutschland sonst über Volkslieder dachte, und wie es jetzt denkt.

Hiernach motivirt sich das Verhältniß eines Herausgebers solcher Lieder zum gegenwärtigen Publicum. Die Foderungen steigern sich: es kommt nicht mehr nur darauf an, daß etwas gegeben wird, sondern die Form wird bedeutend, um so bedeutender, da die Masse des von vielen Seiten her innerhalb der letzten Decennien Gegebenen beträchtlich genug ist.

Es fragt sich deshalb, welche Foderungen man an den Herausgeber von Volksliedern in neuester Zeit zu machen berechtigt ist, und hier scheint denn Folgendes unerlaßlich. Erstens, daß der Herausgeber wisse, was Volkslieder sind. Diese Frage sieht aus, als ob sie naiv

wäre, aber sie würde es weniger scheinen, wenn nicht unsere Liedersammler oft so entsetzlich naiv wären. Im Allgemeinen läßt sich allerdings so viel feststellen, daß Lieder, die das Volk singt, Volkslieder sind, denn der Einzelne kann sich wol an dem und jenem Albernen, Einseitigen, Volkswidrigen ergötzen; aber das gesammte Bewußtsein der Nationen läßt sich nicht durch leeres Geklingel abspeisen. Insofern wird Das, was das Volk singt, auch im Volke gedichtet. Aber ebenso wenig ist vielleicht der Gassenhauer, den der und jener Handwerksbursche auf seinen Reisen im Brandenburgischen und Pommerschen singt, damit ihm das Marschiren im Sande leichter werde, ein Volkslied, als dasjenige tiefe und seelenvolle Lied, von dem wir sagen können, Shakspeare, Schiller, Göthe, Bürger rc. haben es gedichtet, darum weil wir die naheliegende Autorität aufweisen können, etwa kein Volkslied wäre. Denn ebenso sehr gilt der zweite Grundsatz: Volkslied ist Alles, in dessen Geist es liegt, ins Volk zu dringen, alles Das, was würdig ist, nicht allein von Veit und Michel, je nachdem sie Stimmungen haben, sondern von allem Volk, welches Gott angenehm ist, in Freud und Leid gesungen zu werden.

Freilich ist aber hierbei ein Zweites nicht zu übersehen, nämlich das eigentliche vergangenheitliche Volkslied, oder die Geschichte des Volkslieds. Wenn von einer Sammlung von Volksliedern die Rede ist, so muß allerdings da angefangen werden, wo überhaupt das Volkslied anhebt; wenn von einer Sammlung deutscher, da wo das deutsche anhebt. Diese deutsche Zeit des Volkslieds fängt aber genau da an, wo sich die Poesie der schwäbischen Minnesänger in die förmliche Liedertafel des Meistergesangs auflöst. Und weil in der Geschichte der Poesie die Bemerkung sich stets wiederholt, daß die Volkspoesie immer desto kräftiger auftritt, je schwächlicher und überlebter es mit einer Gattung der Kunstpoesie aussieht, so kann man schon in die Zeit der spätern Minnesänger den Anbruch der deutschen Volkslyrik setzen. Wenn darum bei einer Sammlung von Volksliedern gleich auf dem Titel des Buchs gesagt wird: sie soll sich von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit erstrecken, so ist das zwar bequem, denn man fängt alsdann mit den Ausgaben deutscher Volkslieder an, welche bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst ihren Anfang nahmen; aber es ist fehlerhaft, denn man weicht der unerlaßlichen Foderung aus, das bestimmte Alter der einzelnen Lieder hermeneutisch nachzuweisen.

Diese Bemerkung führt uns auf die zweite Hauptfoderung, welche bei der Herausgabe von Volksliedern unerläßlich ist: daß nämlich bei der Sammlung der zerstreuten philologisch-kritisch verfahren werde. Wir besitzen ein und dasselbe Volkslied in zehn und mehren Abdrücken. Der eine Herausgeber hat es so, der andere anders. Es kommt hier nicht darauf an, daß man Grimm oder Büsching, Docen oder Eschenburg folge, sondern darauf, daß man selbständig mit kritisch-vergleichendem Scharfsinn den vorliegenden Stoff construire, und ganz besonders darauf, daß man sich nicht aufs Faulbett lege — denn freilich ist es bequemer, frischweg aus dem „Deutschen Museum" abzudrucken als in dem Staube der Bibliotheken nach Originalsammlungen zu forschen —, sondern daß man, so viel als Jedem seine Stellung erlaubt, aus den Quellen schöpfe. Und ganz besonders bedarf es jener philologischen Kritik, im edelsten Sinne, da, wo der Mund des Volks selbst die Quelle ist. Denn das ist das Eigne des Volkslieds und in seinem innersten Wesen begründet, daß Jeder, der es singt, es nach seiner Empfindungsweise modeln kann, ohne daß es im Wesentlichen seinen Gehalt verliert. Weil Jeder, der es singt, sich mit seiner ganzen Gefühlsweise darein versenken kann, so kann er auch ein Wort und einen Reim hinzuthun und hinweglassen, ohne daß dies der Hauptsache Eintrag thut. Hier aber das Rechte, oder — es milder zu sagen — die schöne Mitte herauszufinden, das ist die Sache des Philologen, der ja eben die Sache verstehen soll.

Wenden wir nun das Allgemeine auf die vorliegende Sammlung deutscher Volkslieder von Hrn. von Erlach an. Dieser sagt in der Vorrede, welche sich unleugbar etwas unbestimmt und schillernd ausspricht, er habe das Bedürfniß einer vollständigen Sammlung deutscher Volkslieder lebhaft empfunden und sich die Ausführung dieses Gedankens im Sinne Percy's gedacht. Allerdings ist das Bedürfniß vorhanden, denn die bisherigen Sammlungen entsprechen ihrem Gegenstand nicht. Herder beschränkt sich nicht auf Deutsches. Elwert und Eschenburg sind gründlich und gewissenhaft, aber nicht poetisch genug. Gräter und Docen geben nur Zerstreutes. „Des Knaben Wunderhorn" verfährt zu cavalièrement mit den einfachen Liedern. Görres gibt in seiner Sammlung höchstens 20 Volkslieder. Hagen und Büsching haben — mit aller Achtung vor ihren anderweiten Forschungen — die Lieder häufig sehr entstellt und sich in Betreff der neuern zu sehr auf eingesandtes Manuscript verlassen. Aber trotzdem müssen wir alle diese Sammlungen noch beiweitem der Sache gemäßer finden, als was Herr von Erlach in den beiden vorliegenden Heften gibt. Percy verfuhr bei seiner Sammlung gewissenhaft, umsichtig und schöpfte aus Quellen; Percy hatte einen bestimmten Plan sowol als Elwert, und diesen Plan sprechen schon die Titel ihrer Sammlungen bestimmt aus. Herr von Erlach dagegen scheint nicht genug von der Sache zu verstehen, um gewissenhaft sein zu können, und ist, was noch schlimmer ist, in seinem Plane confus. So z. B. entschuldigt er sich in der Vorrede, daß er das Lied: „Frommer Soldaten selligster Tod", „Das Lied vom edlen Möringer", und „Die zwölf Meister im Rosengarten" aufgenommen, was gar keiner Entschuldigung bedarf. Dagegen begreift man nicht, wie die „Ritterballade" im langen Ton Regenbogens S. 181, die im "Deutschen Museum" und bei Eschenburg vorkommt, in die Sammlung gehört. Diese künstlichen weitschweifigen Gesätze mit Stollen und Abgesang, recht aus dem innersten Herzen des Meistergesangs gegriffen, sind doch wol keine Volkspoesie? Daß der Herausgeber ferner uns nicht mit sämmtlichen Kriegsliedlein der braunschweigischen, calvinischen und brandenburgisch-sächsischen Händel sowie mit den dithmarsischen und soester Schlachtliedern aufwarten wollte, ist dankenswerth. Aber daß er von der „Sammlung historischer

Volkslieder" von O. L. B. Wolff doch fernerhin einige Notiz nehmen möge, da er gewohnt ist, aus neuern Ausgaben zu schöpfen, wäre zu wünschen. In Betreff der Gaillarden, welche allerdings die wahre Blüte der Volksliederpoesie sind, möchten wir ihm den wohlgemeinten Rath geben, sich nicht mit den Hinweisungen darauf bei Elwert, Gräter u. s. w. oder gar beim „Deutschen Museum", welches in dieser Hinsicht eine sehr trübe Quelle ist, zu befriedigen, sondern Alles zu versuchen — wenn es nicht schon zu spät ist —, um so viel Originalabdrücke als möglich einzusehen; auch nicht bei differirenden Lesarten vier bis sechs verschiedene Abdrücke zu geben, sondern lieber den tief in den wahren Volkston eindringenden Sinn Herder's heraufzubeschwören, um die Vögel an den Federn zu erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber religiöse Erziehung von Theodor Schwarz. Hamburg, Perthes. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Wie das Antlitz der Menschen, sind die religiösen Ansichten und Einsichten verschieden von jeher gewesen und werden es bleiben, so lange Glaubens- und Gewissensfreiheit, ein unveräußerliches Gut der Menschheit, durch Gewalt nicht beschränkt wird. Dem denkenden Theile der Menschheit wird man es nie schmälern können, wenn auch den niedern Ständen das Hangen an dem Positiven und Hergebrachten von jeher eigen war, und, bevor ihre Bildung nicht vorwärts geschritten, dieses nicht ohne Nachtheil für Haus, Staat und Kirche ihnen verleidet werden darf. Dem Beobachter der Zeitereignisse kann es nicht verborgen geblieben sein, daß auch in die niedern Stände die Kunde von den religiös-dogmatischen Reibungen und Gährungen unter den gelehrten Theologen gedrungen, und hier Zweifel, die sie nicht lösen können, Verdacht gegen die Offenbarungen der Bibel, die sie nicht verstehen, und Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, dort ein um so festeres Halten an dem Buchstaben der Bibel und des Katechismus, religiöse Parteiwuth und religiöse Lethargie erzeugt hat. Dem Mysticismus, der Symbololatrie und Pietismus, wie sie sich jetzt zu verbreiten drohen, zu steuern, gibt es kein sichreres Mittel, als das aufblühende Geschlecht religiös zu erziehen, wozu der Geist, wir meinen, das Streben, religiös zu scheinen, (bei Vielen) es wirklich zu sein, günstig stimmt, wenn Vernunft und Offenbarung ihm die rechte Richtung geben. Dankenswerth ist deshalb jede Schrift, die der religiösen Erziehung das Wort redet und sich über sie ausspricht wie die obengenannte, mit welcher Ref. die Leser bekannt zu machen wünscht. Sie will „das dringende Bedürfniß unserer Zeit, den wichtigsten Gegenstand für Kirche und Staat in einem allgemeinen und allumfassenden Geiste darstellen und von seinen schädlichen Einseitigkeiten befreien; sie will nicht ein System der Erziehung mit oberstem Grundsatze und in abgeschlossener dialektischer Form geben, aber auch kein schlichtes, reales Volksbuch über Volkserziehung, sondern eine Darstellung, welche, sich aus einem geistigen Mittelpunkte entwickelnd, durch manche Gegensätze hindurchgeführt wird, bis sie den Kreislauf gemacht hat, in philosophisch-reflectirender Form für den Kreis der intellectuell Gebildeten in unseren Tagen". Ob der Verf. diesem Ziele zu Frucht und Frommen seiner gewählten Leser nahe gekommen, und auf welchem Wege, wird die Angabe der Ueberschriften dem Kundigen hinreichend darlegen. Es gehörte der Einleitung an, einige Worte über Erziehung überhaupt und über ihre Richtungen und den Strebepunkt im Alterthume, im Mittelalter und in der Neuzeit vorauszuschicken und, da von der religiösen Erziehung die Rede ist, speciell von dem Anfangspunkte derselben, nach der Meinung des Verf. dem Reformationszeitalter, in welcher die Bibel als Volkserziehungsbuch in die christliche Welt trat, bis auf die jüngsten Tage hinzublicken. Ebenso wenig durften die verschiedenen, meist schiefen Richtungen, welche die Erziehung durch eminente Geister und gewaltig eingreifende Zeitereignisse in der jüngsten Zeit nahm, unberührt bleiben.

Mit dem Begriffe von religiöser Erziehung hebt der zweite Abschnitt an, und die Durchführung desselben, des an sich deutlichen und auch verständlich aufgestellten — „eine Anleitung, der menschlichen Seele das Nothwendige in dem Zufälligen, das Ewige in dem Zeitlichen, das Göttliche in dem Menschlichen, das Heilige in dem Natürlichen erkennen und bewahren zu lernen" — würde ihn rechtfertigen, wenn sie in einem lichtvollern Vortrage gehalten wäre. Daß der Unterschied der religiösen Erziehung und der moralischen, ästhetischen &c. festgestellt werden mußte, leuchtet ein, weniger aber der Gegensatz derselben und der weltlichen, d. h. wie die weltliche der religiösen entgegentrete. Dieser Gegensatz, wenn er ja besonders hervorgehoben werden sollte und nicht schon in der Darstellung des Unterschiedes derselben und der moralischen bemerklich gemacht werden konnte, stand schicklicher am Schlusse. Vielleicht zu allgemein und schroff dürfte er auch aufgefaßt sein, wenn die religiöse zu der weltlichen sich wie das Wesen zum Schein verhalte, die Ehre ihr Gott sei, dem sie Alles opfere, selbst Tugend und Leben ohne Bedenken an seinem Altare schlachte und alle selige Hoffnungen des Glaubens in Rauch aufgehen lasse, wenn die Ehre gebeut und der Weltruhm fodert. In Beziehung auf die moralische Ehre fühlt der Verf. selbst, daß sie eine Seite der religiösen sei und, wir meinen, sich wie Mutter zur Tochter verhalte; dennoch hält er's grade unserer Zeit vor, daß sie Sitte als Aller Losung und durch sie ihr höchstes Ziel zu erreichen strebt, da doch die Sittlichkeit nur das Mittel zur Gottähnlichkeit, Gottseligkeit, dem höchsten Ziele, ist. Offenbar gebraucht der Verf. das Wort in engerer Bedeutung, da wir sonst die Religion als den Grund der Sittlichkeit zu betrachten pflegen. Auch wird durch das Raisonnement des Verf. die gewöhnliche Ansicht von dem gegenseitigen Verhältnisse beider festgehalten, wie es nicht anders geschehen kann. Das Verhältniß der moralischen Ehre zur ästhetischen ruht allerdings in dem Sinnlichen und Uebersinnlichen, aus welchen beiden der Mensch besteht, aber wir möchten doch den Schönheitssinn, welcher durch das Sinnliche gebildet und gehoben wird, höher stellen, als es hier geschieht, und in dem Schönen das durch Religion und Sittengesetz hervorgerufene und verstärkte Gesinntsein und Handeln begreifen. Das ist das Sittlich-Schöne, das sich durch Wort und That ausspricht und mit dem Religiösen auf einer Linie steht. Von einer dogmatischen Ehre, welche mit der ästhetisch-freien in keinem Verhältnisse steht, kann jetzt wol die Rede sein. Sie will nach einem aus dem Buchstaben der heil. Schrift gebildeten Systeme die Seele des Kindes gestalten und ihm eine Richtschnur des Lebens geben. Sie widerspricht schnurgrade dem nach dem Unendlichen strebenden Geiste des Menschen und bildet ihn einseitig. Sie findet sich nur bei Sektirern. Wenn ihr Einfluß auf öffentliche Anstalten sich bisher weniger äußerte, so kann er wol in Familien nicht bezweifelt und da sehr schädlich werden. Hier hätte der Verf. die Herrnhutergemeinde als Beispiel anführen können, welche in ihren Gemeinden nicht selten jetzt Erziehungsanstalten einrichten und die Kinder, so lange sie in ihnen sich aufhalten, an Geist und Körper beschränken. Der Nachtheil bleibt nicht aus. Uns wurde der Anblick Vieler, die, ausgetreten aus dergleichen klosterartigen Anstalten, der Sinnlichkeit und ihren Freuden anheimfielen und Opfer derselben wurden. Mit Einsicht und Gewandtheit wird dann das Verhältniß der religiösen Ehre zur humanistischen, welche am Schlusse des 18. Jahrhunderts ihren Gipfel erreichte und durch Philosophen und Dichter (Kant, Schiller, Göthe) eine gute Strecke Weges fortgeleitet wurde, abgewogen. Jene hat sich gehoben über die Gebühr, diese ist gesunken. Diese verwirft jene keineswegs, kann sie aber nur so weit aufnehmen, als sie das Heiligthum nicht vor die Hunde und die Perle vor die Säue wirft (S. 86). Wir führen das Resultat über das gegenseitige Verhältniß beider wörtlich an: „In mehren Punkten fallen sie zusammen oder durch-

kreuzen sich; in andern gehen sie weit auseinander. Denn der Humanismus ist ein Erwachen des bessern Selbstgefühls und der freiern eigenthümlichen Ueberzeugung, dazu auch die religiöse Ehre wirkt, nur nicht allein — sie wirkt auch Demuth und Gehorsam gegen Gott durch den realen Glauben an den Mittler, und durch diesen Glauben gibt sie die freie, schöne Liebe, welche an dem höchsten Bilde der Vollkommenheit sich nährt, allen Götzendienst und Selbstdienst vertilgt, die Schatten des Todes überwindet, in das Leben Gottes sich pflanzt und wurzelt und niemals aufhört." Ueber die Mitte — soll heißen: den Gegenstand der religiösen Ehre, um welchen sich Alles dreht — und die Gestalt und den Umfang derselben, wodurch die Mitte erst zur Mitte wird und ihre wahre Bestimmung erhält, muß der Verf. selbst nachgelesen werden. Mit Wärme spricht er hier und zum Herzen Aller, die ihn verstehen. Nur über Eins müssen wir uns gegen ihn erklären, es betrifft die Gestalt der religiösen Ehre, oder das Wie, die Art und Weise, wie die heilige Lehre den Kinderherzen gelehrt werden soll. Er findet in Luther's kleinem Katechismus die klarste, kürzeste und volksthümlichste Glaubenslehre der heil. Schrift, und in den Glaubensartikeln eine natürliche Stufenfolge der Offenbarungen Gottes. Wie diese Artikel behandelt werden sollen, daß sie dem Kinde deutlich und Herzenssache werden, lehren die folgenden Seiten, eine Skizze zu einer neuen Bearbeitung des Katechismus nach Luther, deren Zahl Legio heißt. Ein besonderer Abschnitt sagt: „Wie man die zehn Gebote lehren soll." Sonderbar! Stephani und Schatter, und der Verf. zwischen Beiden. Ein folgender Abschnitt führt die Ueberschrift: „Was sind in der religiösen Erziehung die Sacramente?" Ueber jenen, wie über diesen wollen wir nicht richten. Uns scheint der Verf. sich zu widersprechen und hohen Werth auf Dinge zu legen, den wir nicht so hoch anschlagen. Willkommener war uns die Ansicht über den Werth der heiligen Geschichte Alten und Neuen Testaments für die religiöse Ehre (S. 156). Möchte sich der Verf. darüber nur ebenso. ausführlich wie über die Anordnung der Materialien zu einem Katechismus erklärt haben. Vor dem Schlußworte wird endlich noch über den Werth der Naturwissenschaften gesprochen und auch hier wie allenthalben auf den Mittelpunkt alles Christlichen hingewiesen. Das Buch wird sein Publicum finden, sein Inhalt zum Theil mehr gefühlt als verstanden werden, die religiöse Erziehung selbst aber nicht Freunde durch dasselbe gewinnen. 118.

Notizen.

Geschichte berühmter Pförtner.

Das am 11. Nov. 1834 in Leipzig gefeierte und Nr. 347 u. 348 d. Bl. f. 1834 ausführlicher besprochene Pförtnerfest (die dort erwähnten „Monumenta convivii Portensis etc." sind nun bei Reclam in Leipzig, zum Theil etwas sehr incorrect gedruckt, erschienen) hat in uns einen, gewiß auch von Andern, von ehemaligen Schülern der Pforte oder nicht, gefühlten und ausgesprochenen Wunsch rege gemacht, den wir für unsere Person grade hier, gleichsam als Nachtrag zu obiger Beschreibung, um so weniger Bedenken tragen auszusprechen, als dessen Ausführung, wenn sie nur sonst auf die rechte Weise unternommen würde, nicht allein ein besonderes Interesse (etwa nur für Pförtner) haben, sondern auch in allgemeinen Kreisen ansprechen würde. Dieser Wunsch betrifft eine Geschichte berühmter Pförtner, möchten sich nun dieselben in der Wissenschaft oder durch ihr Wirken in Staat und Kirche, oder sonst wie rühmlich ausgezeichnet haben. Jedenfalls würde eine solche Geschichte an und für sich mehr Anspruch haben auf das Recht einer geeigneten Darstellung und auf ein bleibendes Interesse als z. B. eine Zusammenstellung der zu einer bestimmten Zeit in irgend einer größern Stadt zufällig lebenden Gelehrten (wie das vor einigen Jahren erschienene „Gelehrte Berlin"), und selbst dann, wenn man diese Zusammenstellung auf ein ganzes Land (wie die über Sachsen, Würtemberg rc. herausgegebenen diesfallsigen Darstellungen) erstrecken wollte. Das Eigenthümliche der Schulpforte und besonders auch der Umstand, daß sie ideell keinem besondern Lande, daß sie nur der Wissenschaft angehört, muß auch der Geschichte ihrer berühmten Zöglinge etwas Eigenthümliches verleihen. Inwiefern es dazu nur einer Fortsetzung der „Erzählungen von Gelehrten, welche vormalen in Pforte studirt haben", von Götze (Leipzig 1721), bedürfte, ist uns unbekannt, da wir dieses Buch nur dem Titel nach kennen. Aber jedenfalls wäre eine solche Geschichte zu dem im Jahre 1843 eintretenden dritten Jubiläum der Gründung der Schulpforte ein würdiges piaculum.

Ein Memento für unsere Hellenisten.

Dasjenige, was nebst andern Eigenschaften von den Juristen als eine nothwendige Eigenschaft verlangt wird, nämlich die plumbeae nates, schei t auch den Philologen, wenngleich nicht nothwendig, gleichwol eigenthümlich zu sein. Unter dieser Voraussetzung ließe sich nun auch erklären, warum sie sich so schwer aus dem behaglichen Schlafe ihres ignoranten Indifferentismus in Betreff des Neugriechischen aufraffen und demselben zur Erweiterung ihres eignen Gebietes und also nicht einmal ohne egoistische Absichten ihr Interesse zuwenden können und wollen. Indeß wird dem Leben und der Gegenwart, die, nach Göthe, besser lehren als Redner und Buch (also auch in dem vorliegenden Falle besser als z. B. die eindringliche und beweisende Rede des Hellenisten Hase in Paris: „Sur l'origine de la langue grecque vulgaire et sur les avantages, que l'on peut retirer de son étude", in Millin's „Magazin encyclopédique", 1816), doch endlich ihr Recht werden müssen, wenngleich es auch in diesen Dingen besser und klüger ist, einem solchen Muß zuvorzukommen. Wie nun aber an und für sich nicht geleugnet werden kann, daß aus der neugriechischen Sprache Manches für die altgriechische und für Erklärung altgriechischer Schriftsteller zu lernen sei, wennschon es dieser Wahrheit noch zu sehr an der Anerkennung und dieser Anerkennung fast ganz an den praktischen Wirkungen fehlt, so kann dies noch weniger geschehen in Ansehung des Landes selbst und Dessen, was dieses für das Verständniß altgriechischer Autoren darbietet. Ein auffallendes Beispiel für diese Wahrheit gewährt, aus der Zeit des Aufenthaltes seines Verfassers in Griechenland, das Werk von Thiersch: „De l'état actuel de la Grèce", II, 26, 27, auf welches wir hier unsere Hellenisten zugleich als auf ein Memento, ähnlich dem alten politischen: Brutus, du schläfst? — nur in der Kürze aufmerksam machen wollten. Sie mögen es sich nun selbst in der Nähe betrachten.

Der Neugrieche Zavira.

Im Jahre 1804 starb der durch seinen Eifer für die neugriechische Literatur sowie für die Bildung seiner Landsleute ausgezeichnete griechische Kaufmann Georg Zavira (Nisos Nerulos nennt ihn Gregor). Er ließ manche Werke einer frühern Zeit drucken, verfaßte aber auch selbst mehre Originalschriften und Uebersetzungen, da er zugleich manche neuere europäische Sprachen verstand. Aber das Meiste davon ist ungedruckt geblieben und ward von ihm nebst seiner gesammten Bibliothek der griechischen Schule zu Pesth vermacht. Nisos Nerulos bedauert (in seinem „Cours de littérature grecque moderne", S. 134), daß namentlich sein Werk über die neugriechische Literatur (von 1453—1804) ungedruckt geblieben, und er äußert dabei, daß auch seine „Geschichte der Patriarchen von Konstantinopel" und andere Schriften von ihm manche dunkle Punkte der politischen und Literargeschichte des neuen Griechenlands aufklären würden. Es ist zu wünschen, daß besonders jenes Literaturwerk, worin der Verf. aus der angegebenen Zeit 500 neugriechische Gelehrte aufführt, nicht länger Handschrift bleiben möge; denn dem Interesse der Gegenwart auch an jener Vergangenheit will und soll das gebührende Recht ebenfalls zu Theil werden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1835.

Die Volkslieder der Deutschen. Herausgegeben von Friedrich Karl Freiherrn von Erlach. Ersten Bandes erste und zweite Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Wir werden Gelegenheit haben, noch schließlich einige unangemessene Einzelheiten in der vorliegenden Sammlung zu rügen, welche nicht grade — um es glimpflich auszudrücken — von kritischer Gelehrsamkeit und hermeneutischem Scharfblick des Herausgebers zeugen. Vor Allem aber müssen wir hier das Hauptgebrechen der Sammlung berühren, welches ganz gegen den Herausgeber argumentirt, und deshalb ein für allemal auch für die Unzulänglichkeit der spätern Hefte fürchten läßt. Derselbe scheint nämlich keinen Begriff zu haben von einer innern Geschichte des deutschen Volksliedes. Hätte er den, so mußte er nothwendig ausgehen von einer differirenden Richtung der skandinavischen und schottischen Volkspoesie; er hätte einsehen müssen, daß jene Differenz besonders in dem Reichthum von Balladen besteht, welche das Alterthum jener Völker aufzuweisen hat; er hätte begreifen müssen, wie es in der Innerlichkeit und Gemüthlichkeit des deutschen Volksbewußtseins lag, daß es sich vorzugsweise zum Liede wandte, und darin dem Balladenreichthum jener nördlichen Völker einen ebenso großen an Liedern entgegenzusetzen hat; er hätte aber es sich müssen auf den Grund dieser Bemerkung hin angelegen sein lassen, die wenigen Balladen, welche die alte deutsche Volkslyrik besitzt, genau von dem eigentlichen Liede abzuscheiden, und er müßte es sich, was bei der Anlage des Ganzen nicht zu erwarten steht, ebenso angelegen sein lassen, bei der Sammlung von Volksliedern neuerer Dichter, die dem letzten Bande angehören soll, die Balladen (aber nicht etwa die sogenannten von Stolberg, Christian Schreiber, Kretschmar und Consorten) besonders hervorzuheben. Denn das eben ist das Abweichende der Lyrik Deutschlands, daß es die wirkliche Ballade erst später, und zwar mitten im Conflict der Gegenwart, in dem Sturm und Drang der letzten sechs Decennien, durch seine vortrefflichsten Lyriker ausbildet. Aber von dem allen scheint Herr von Erlach, der im rohesten Sinne ein Compilator ist, keine Idee zu haben; denn sonst hätte er nicht Alles so durcheinandergeworfen, sonst hätte er nicht mehrmals zwei, drei disjecta membra verschiedener Gedichte in eins zusammengeschmolzen, die nun halb Mensch, halb Fisch, halb Ballade, halb Lied sind, sonst hätte er nicht mit Dr. Martin Luther's „Frau Musica" den Anfang gemacht; sonst hätte er nicht den guten, ehrlichen, geistreichen Fischart, der in seiner „Trunkenzech" selbst offener zu Werke geht, für den Verfasser von Liedern ausgegeben, die 150 Jahre früher gedichtet wurden, und für welche man eine andere Autorität als die des Volks vergebens suchen würde; dann würde sich auch wol zur Aeußerung jenes sehr bedeutenden Zugs in der Geschichte der deutschen Volkslyrik in der Vorrede ein Plätzchen gefunden haben. Schwerlich hätten auch, wenn der Herausgeber einen ernsten Blick in das innerste Mark altdeutscher Volkslieder gethan hätte, andere schreiende Misgriffe stattgefunden, z. B. die Aufnahme der „Priameln". Was sollen denn die Priameln in einer Sammlung deutscher Volkslieder? Ist denn das deutsche Volkslied eine leere Spruchsprecherei? Sind denn z. B. solche Geschichten, wie:

> Welch Mann ein Huhn hat, das nicht legt,
> Und ein' Schweinsmutter, die nicht Junge trägt,
> Und hat einen ungetreuen Knecht,
> Der ihm gar selten arbeit't recht,
> Und eine Katz', die fäht kein' Maus,
> Und ein Weib, die buhlt aus dem Haus,
> Und ein' Magd, die geht he'mlich mit einem Kind —
> Der hat gar unnütz Hausgesind.

Sind denn solche Witze, die allerdings in ihrer Art sehr praktisch und aus dem Leben gegriffen sind — ein Volkslied? Ist denn da Empfindung darin? Ist jene lyrische Weltanschauung, jener Schmerz und jenes Jauchzen des Menschengemüths darin, das von Herzen zu Herzen, von Lippe zu Lippe geht? Und ist es denn — so fragen wir, ernstlich rügend — weil Eschenburg in seinen „Denkmälern" Priameln hat, nothwendig, daß man ihm darin 40 Jahre später ohne alle Ueberlegung nachäffe?

Schließlich können wir nicht umhin in der vorliegenden Sammlung diejenige Stelle hervorzuheben, wo der Herausgeber sich am sichtlichsten und populairsten blamirt hat. S. 176 steht eins der poetischen Ungeheuer, welche halb Ballade, halb Lied, und somit weder gehauen noch gestochen sind: Und an welchem Liede hat sich Herr von Erlach hier versündigt? An dem schönsten vielleicht, welches die deutsche Volkspoesie aufzuweisen hat. Herr von Er-

lach hat dieses Lied: „Zu Koblenz auf der Brucken 2c." in folgender Gestalt:

Zu Koblenz auf der Brücken
Da liegt ein tiefer Schnee,
Der Schnee der ist verschmolzen,
Das Wasser fließt in See.

Es fließt in Liebchens Garten
Da wohnet Niemand drein,
Als nur zwei Bäumelein,
Das eine trägt Muskaten,
Das andre braun Nägelein.

Muskaten die sind süße,
Braun Näg'lein riechen wohl,
Die geb' ich meinem Feinsliebchen,
Daß es meiner gedenken soll.

Es hätte schon hinlänglich von der Unwissenheit des Herausgebers gezeugt, wenn er diesen verballhornten Torso des köstlichen Liedes, sowie es da ist, hingestellt hätte; denn beinahe jede Abhandlung, die über deutsche Volkslieder geschrieben ist, hätte den Herausgeber belehren können, wie das Lied eigentlich schließt. Er durfte, um nur ein Buch zu citiren, von welchem wir allerdings voraussetzen, daß es der Verf. kennt, nur in Rosenkranz' „Geschichte der Poesie des Mittelalters" nachschlagen, wo es ganz in seiner Reinheit abgedrukt ist; ja, er hätte sogar Gelegenheit gehabt, es von modernen Bänkelsängern absingen zu hören, denn es existirt in drei verschiedenen Flugblättern, von denen das neueste vom Jahre 1832 ist, und — das kann man versichern — es existirt auch hier in vollkommenerer Gestalt als bei Herrn von Erlach. Allein dieser hat sich überdies noch bewogen gefunden, als Fortsetzung des Liedes die ebenso bekannte Ballade: „Stand ich auf einem hohen Berg" zu betrachten und abdrucken zu lassen, eine Ballade, die wie jene: „Es stehn drei Stern' am Himmel", fast auf allen Straßen gesungen wird.

Daß zu so etwas eine große historische Ignoranz und eine sehr geringe Fähigkeit, in den Geist irgend einer Poesie einzudringen, gehört, begreift sich ohne Commentar, und ebenso, daß man bei solchen Verstößen nicht grade berechtigt ist, in den folgenden Heften dieser Sammlung Besseres zu erwarten. 32.

Anmerkung. Für den gewissenhaft im Felde altdeutscher Volksliteratur Strebenden muß allerdings eine so leichtsinnige Behandlungsweise wie die des Herrn von Erlach durchaus empörend sein, und es kann, je ernster und lauter der Eifer für ursprüngliche deutsche Volkspoesie in der Gegenwart ist, um so mehr als Pflicht erscheinen, jedes tüchtige Wort zu vernehmen, das dergleichen verunglückte und unbefugte Unternehmungen gebührend abfertigt. Aus diesem Grunde fügen wir obiger Kritik noch den zwar starken aber wohlbegründeten Tadel eines ausgezeichneten Kenners der vaterländischen Literatur bei, und das um so lieber, da in demselben zugleich eine freundlich auffodernde Hindeutung auf ganz andere Mittel und Kräfte, als die Herrn von Erlach zu Gebote stehen (welche aber leider für den Verehrer deutscher Kunst und wahrhaft kritischen Fleißes schon zu lange sich verzögerten), enthalten ist.

Wenn man einem Tertianer „Des Knaben Wunderhorn", Vulpius' „Curiositäten", „Deutsches Museum", „Altdeutsche Wälder", Elwert's „Ungedruckte Reste" Eschenburg's „Denkmäler", Görres' „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder", Docen's „Miscellaneen", und abermals „Das Wunderhorn" und immer wieder „Das Wunderhorn" (lauter sehr seltene, unzugängliche Quellen!) in die Hand gibt, und sagt: nun mach daraus „Eine vollständige Sammlung der vorzüglichen deutschen Volkslieder von der Mitte des 15. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts", so wird wahrhaftig seine Arbeit besser ausfallen als die obige des Freiherrn von Erlach. Denn ein Tertianer weiß heutiges Tages, was ein Lied ist und was keins ist. Das weiß Hr. von Erlach nicht. Denn er beginnt sein Buch mit Luther's Spruch auf die Frau Musica und gibt in den ersten Bogen Mehres zum Besten, was nie ein Lied war und werden kann, z. B. S. 46 Fischart's „Ermahnung an die Deutschen", und S. 63—66 liederartig abgesetzte Stellen aus Ringewaldt's „Lauterer Wahrheit". Ein Tertianer weiß auch so ungefähr, was ein Volkslied ist. Das weiß Herr von Erlach nicht. Denn er beginnt sein Buch mit Luther's Gedichten und schließt mit Waidsprüchen und Jägerschreien (S. 512—524), und wie Vieles aller Volkspoesie Widerstrebendes liegt zwischen diesem Anfang und diesem Ende! Ein Tertianer würde sich auch die Mühe geben, seinem Lehrer zu fragen, ob denn Fischart die Lieder in der „Trunkenen Litanei" selbst gemacht habe. Diese Mühe gibt sich Hr. von Erlach nicht und schreibt dem Fischart Lieder zu, die schon Jahrhunderte vor Fischart gesungen wurden, wie z. B. das S. 26 vorkommende: „Den liebsten Buhlen den ich han" (nicht: hab); s. Ferdinand Weckherlin's „Beyträge" S. 88. Ein Tertianer würde auch viel gründlicher in seinen literarischen Nachweisungen auftreten, weil er in den gewöhnlichsten Lehrbüchern gefunden hätte, was Hr. von Erlach nicht einmal gesucht hat: Bartholomäus Ringwaldt z. B., Seite 63, ist 1530 geboren und 1598 gestorben, Adam Puschmann, Seite 68, 1532 geb. und 1600 gestorben. Ein Tertianer hätte auch gewiß nach Zeit und Inhalt seinen dürftigen Vorrath gesammelt. Auch das thut Hr. von Erlach nicht einmal: Alles wie Kraut und Rüben wild durcheinander, auf das 16. folgt das 15. Jahrhundert, auf das 17. das 16., dann hier ein Liebeslied, dort ein geistliches, dort ein historisches, dann wieder ein geistliches, dann ein Jägerlied und so fort. Nirgend eine vernünftige Einsicht in das Wesen und Gebiet der Volkspoesie, nirgend Spur gründlicher Kenntniß, sowol literarischer als sprachlicher, nirgend Plan und Ordnung, Alles nach Eulenspiegel: „Wie's fällt." Ist nun nicht Jammerschade, daß der herrliche Stoff ärger als je gemißhandelt, daß durch die weite Verbreitung dieses elenden Machwerkes, woran nichts zu loben ist als das Papier und die Druckerschwärze, berufenen Händen der Markt von Neuem verdorben wird! Ich kenne diese hierzu einzig berufenen Hände. Sie reichten mir vor 13 Jahren schon aus einem kleinen Wandschränkchen die herrlichsten Liedersammlungen und fliegenden Blätter. Nach dieser Zeit hat sich das Schränkchen in einen großen Glasschrank verwandelt, und darin herbergt nun der größte Schatz

handschriftlicher und gedruckter Volksliedersammlungen und fliegender Blätter, sauberer Abschriften, feiner Notizen, Forschungen unermüdlichen Fleißes — Herr von Erlach mag wissen, wo dieser Schrank steht: Berlin Karlsstraße Nr. 26. Er mag ihn sich ansehen, und wird dann diese Beurtheilung seines unreifen, unnützen Treibens gerecht finden und für die Zukunft hoffentlich so bescheiden sein und thun, was der Recensent hier thut — schweigen.

Valentin Namenlos.

Klerus in Frankreich.

Es gab in Frankreich und gibt noch einen Klerus von zwei Classen. Von diesen nennt man haut clergé die Prälaten und Ueberbleibsel des alten Hof- und Adelsklerus und das clergé alle diejenigen Priester, die ein wirkliches Amt bekleiden und ihrem Stande durch einfachen und frommen Lebenswandel Ehre und Achtung zu verschaffen suchen. Der niedere Klerus ist jetzt der eigentliche geistliche Stand des Landes und der höhere nur sein gewöhnlicher Vorgesetzter, der aller seiner Privilegien und all seines Glanzes und der meisten seiner Einkünfte beraubt wurde.

Vor der Revolution von 1793 bestand der französische haut clergé aus 118 Bischöfen, 17 Erzbischöfen und 1800 beigeordneten Abbés, die man Abbés commendataires nannte und als das Cadettencorps der Generalität betrachten konnte. Dieselben befehligten ohne alle Rücksicht auf die Regierung 45,000 Pfarrer zweiter Classe, 10,000 Kanonici und etwa 60,000 Beigeordnete oder Vicarien. Sie hatten insgesammt 80 Millionen Francs Einkünfte, die auf die proportionellste Art vertheilt und größtentheils nur zur Unterhaltung des Hofstaats der Prälaten, des Luxus und der Frivolität der Abbés commendataires verwendet wurden.

Während die Pfarrer in ihren Gemeinden behufs ihrer Existenz genöthigt waren, vom Klingelbeutel und den milden Gaben ihrer Pfarrkinder zu leben, sah man in Paris die Bischöfe ihrer Provinz mit dem hohen Adel in Verschwendung wetteifern und ihre jungen Geistlichen oder Famuli mit den Roués des ausschweifenden Versailles grade das Gegentheil von Allem thun, was sie lehrten. Wer hierüber etwas Umständlicheres wissen will, lese die Biographien Talleyrand's, der zur Zeit Ludwig XVI. der beste Abbé de bonne société, der größte Bonvivant und der größte und gewissenloseste Schwelger hieß. Ein Abbé war damals die Kammerzofe der Herzoginnen und Prinzessinnen, der Pantoffelküsser der Concubinen, das Schooskind, der Adonis der Weiber. War er schön, war er geistreich, war er gewandt, so blieb ihm der Hirtenstab nicht aus, und die ganze violenfarbene Carrière bis zum Cardinale, ja selbst zum Papste stand ihm offen.

Die Frau von Maintenon, die Pompadour, die Dubarry, sie haben der gallicanischen Kirche mehr Bischöfe gegeben als der Papst; dieser fertigte blos das Breve aus.

Damals gab es Prälaten, die 600,000 Francs Einkünfte hatten, und Landpfarrer, die nicht einmal den tausendsten Theil davon als ihre Besoldung bezogen. Die Bischöfe verschafften sich eine Sinecur nach der andern, indem sie dem Concilium von Trient zuwider größtentheils ihre Residenz verließen, um in Versailles zu betteln, courtoisiren und noch einmal so viel zu verschwenden, als sie bekamen. Der Cardinal la Roche-Aimon, der beinahe eine Million jährlich bezog, hinterließ so viel Schulden, daß man sagen konnte, er habe nach seinem Tode Bankrott gemacht, und der Cardinal Rohan, der nicht viel weniger hatte, war immer in solcher Geldnoth, daß er alle Juden ausborgte.

Unterdeß die Cardinäle und Erzbischöfe das Gold in ihren Palästen, Equipagen, Bedienungen und Kleidern verschwendeten und mangels hinreichender Jugend das Vergnügen in der Zerstreuung suchten, verlegten sich ihre Discipuli, die Abbés, mit einer gewissen Virtuosität auf Verführung, Spiel, Jagd- und Schauspiel. Sie hatten nichts Besseres zu thun und langweilten sich im Studirzimmer mehr als im Boudoir und der Oper. Wenn bei Einigen, wie z. B. Maury und Talleyrand, sich eine innere Thätigkeit und ein gewisses politisches Talent neben der Liederlichkeit entwickelte, so war ihr Ehrgeiz und die Habsucht schuld daran. Wir wissen, daß der Letztere selbst kein Verbrechen an der Menschheit scheute, um seine Stellung zu verbessern (!), und daß es Grundsatz war bei allen Prälaten von Rang, „de chercher le niveau de l'état par quel moyen qu'il soit".

Sollte ich das Portrait eines solchen Abbate oder Prälaten entwerfen, der fern von seiner Heerde am Hofe der Dubarry scherwenzelt, so würde ich, gestützt auf einige Gemälde der Zeit, sagen: Seine Haare, frisirt, gepudert und parfumirt, theilten sich auf der Stirn wie der Kamm eines geputzten Pferdes und fielen dann in langen und gedoppelten Locken von hinten herab auf die Schultern. An diesen Schultern hing ein weiter, faltiger Mantel von Seide, welcher in Knoten geschürzt oder aufgelöst wie ein Hammelschwanz vom Vorgebirge der guten Hoffnung das Parket der Häuser fegte, die er besuchte. Er trug weitausgeschnittene spitze Ziegenfellschuhe mit im Feuer vergoldeten silbernen Schnallen, schwarzseidene Strümpfe und detto Beinkleider und Weste, nebst einem feinbrodirten Leibrock.

Und in diesem Theatercostume begab sich die Eminenz oder Hochwürden ins Seminar und die Schulen und predigte mit einer ernsten Miene geistliche Sittsamkeit und Tugend, und in diesem Costume begab sich dieselbe hohe Person gleich darauf ins Ankleidezimmer einer Phryne oder Tänzerin, in die Garderobe der Oper und auf den Ball des Palais royal, wo des Herzogs von Orleans Philosophen Sybarismus lehrten und Mohammed's Paradies von den Dachterrassen winkte. Die Herren wollten nicht Theologen, sondern Weltweise und Akademiker sein, die mit Verachtung auf ihre Collegen des bas clergé herabblickten. Sie nannten die Mitglieder desselben ihre Eglisiers, Kirchler, und Soutaniers, von dem gewöhnlichen geistlichen Kleide, das sie trugen.

Es gab in Paris zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeit, in der man in den Sälen der Minister fast nur Abbés sah. Dieselben hatten Versailles Vorzimmer, die Aula der Académie française, die Bühne und die Boudoirs erobert. Und diese Zeit, in der d'Espagnac, Maury, Talleyrand, Raynal, Cambacérès, Lomenie und Montazee auftraten, war das Vorspiel der Revolution. Das Volk sah die Mandatarien der Religion mit Verachtung und hatte darüber die Religion selbst vergessen lernen.

Was soll man von einem Prälaten sagen, der wie der Erzbischof von Toulouse sich l'archevêque philosophe nennen ließ, und von einem andern von Autun, der, als er ein feierliches Hochamt hielt, zu seinen assistirenden Bekannten sagte: „Ne me faites pas rire!" Ich bin der Meinung, daß, wenn die Frivolität einmal solche Fortschritte gemacht hat, es wenigstens Pflicht ist, sich der Priesterkleider zu entledigen und ungeheuchelt seine Meinung zu predigen. Ein Heuchler ist ein Taugenichts.

Der Abbé Maury, welcher das Gute hat, Ludwig XVI. Sache vertheidigt zu haben, war alles Thuns ungeachtet ein Heuchler, der allen Kasten zu Liebe sprach. Darum erhielt er denn auch zugleich eine Abtei und einen Stuhl in der Akademie, während die um die Wissenschaft und Menschheit sich verdient machenden Abbés May, de l'Epée, Sicard, Condillac, Lachapelle, Millot und Barthélemy meistens mit Mangel und Schicksalen zu kämpfen hatten, und recht eigentlich dem bas clergé zugezählt wurden. Wir haben diesen Ausnahmen von der klericalen Regel die trefflichsten mathematischen, philosophischen, ökonomischen, politischen und historischen Werke und vor Allem das interessante Reisewerk des Anacharsis in Griechen-

land (Barthélemy) zu verdanken, welches allmälig eine europäische Berühmtheit erlangte.

Die Revolution begrub in Frankreich die Religion und die Geistlichkeit. Nie kann sich die letztere, wie die erste von ihrem Fall erheben. Man könnte soweit gehen, von dem Klerus zu behaupten, was gewisse Politiker von der Philosophie Rousseau's, Voltaire's und ihrer Zeitgenossen behaupteten, daß er der Hebel der Reform, die Ursache des Todes eines Königs und all seiner Folgen gewesen; denn wenn die Geistlichkeit nicht so tief gesunken, die Religion nicht so ganz dem Spott preisgegeben worden wäre, hätte die Philosophie nicht so feste Wurzeln schlagen können. Ein Hof von Wüstlingen und Schwächlingen hat sich noch nie gehalten in der Geschichte; er ging bis zu einer Höhe und machte dann seinen Salto mortale. Beispiele in Persien, in Israel, in Rom, in England, in Schweden, in Amerika sogar, wo ein Despot von Mexico durch Luxus und Priesterausschweifung fiel.

Mit Napoleon erhob sich in Frankreich die Geistlichkeit wieder bis zu einer gewissen Kastenselbständigkeit, und sie hob sich um so mehr, weil die Censur ihrer Feindin Philosophie politische Fesseln anlegte. Hätte es die Restauration dabei bewenden lassen und nicht den verhaßten Orden der Jesuiten wiederhervorgerufen, so wäre vielleicht für lange Zeit der Voltairismus verschwunden, während er nunmehr durch den neuen Schlag der Julirevolution wiederaufblühet und Früchte trägt. Der Klerus war selbst unter der Regierung des Convents nicht so ohnmächtig und unbeachtet wie jetzt, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auch Louis Philippe, ein König wie alle Könige, sich bemüht, sein Ansehen nach und nach wiederaufzurichten. Denn unter diesem Convent seufzte und litt der gemarterte und hatte seine Proselyten und Gläubigen, und unter diesem Louis Philippe hat die Intelligenz so viel Feld gewonnen, daß sie ihre Rechnung blos mit dem Leben abschließt und den Himmel sorgenlos sich selbst überläßt. Das Publicum lacht im Stillen über die von der Regierung angeordneten kirchlichen Feste und Ceremonien; es betrachtet die Priester wie jeden andern Beamten und bedient sich deren zur Taufe, Einsegnung der Ehe und dem Begräbniß, Alles mittels der festgestellten Diäten. In den meisten Kirchen findet man während des Gottesdienstes keine Zuhörer als diejenigen, welche die Ceremonie speciell angeht. Und was das Schlimmste ist, die Prälaten sind jetzt gottesfürchtige Ignoranten und die Pfarrer und Vicarien aufgeklärte und wissenschaftlich gebildete Weltmenschen. Hier und da hat zuweilen noch ein alter Herr die Caprice, einem Nichtkatholiken, Schauspieler und Selbstmörder das Begräbniß zu weigern, in welchem Falle die Verwandten eine Thüre weiter gehen und bei dem nächsten Priester anklopfen.

Es muß hier als eine Merkwürdigkeit gedacht werden, daß nach der Julirevolution grade wie nach der von 1793 sich neue Religionssysteme bildeten. Um nur eines von denen des Convents zu erwähnen, bezeichne ich die sogenannten Philanthropen, deren Schöpfer das Mitglied des Directoriums Reveillère-Lepaur war. Er baute auf die Ruinen des Christianismus und nannte die neue Religion Naturcultus. Die Mitglieder der Sekte hatten von der Regierung Erlaubniß, im Lande zu lehren, erhalten und etablirten ihren Vatican in einem Saale des Museums der Dauphinestraße. Hier errichteten sie einen Altar mit Blumenvasen und Moralsprüchen, hier sangen sie Hymnen und predigten, ohne Unterschied des Standes, in einer weißen, langen Kleidung, die mit einer Hüftschnur umgürtet wurde. Es war jedem Philanthropen erlaubt, zu lehren, doch thaten es in der Regel blos die Unterrichtetsten und Patriotischsten. Caillot sagt in seinem Werke über das öffentliche Leben Frankreichs, er habe damals in St.-Germain l'Auxerrois einen Hasenpelzhändler, darauf einen Verkäufer alter Bücher als Großpriester predigen hören und sich vor Lachen wegbegeben müssen. Die Sekte wurde wie jede andere nach dem Concordat Napoleon's mit Pius VII. aufgehoben, wie es jetzt mit der der Simonisten geschah.

Das Volk ist in ganz Frankreich irreligiös oder ungläubig, aber, und das ist merkwürdig, es ist moralischer geworden als es war. 29.

Notiz.

Der „Temps" kann von den Lobhudeleien auf Prof. Lerminier nicht lassen. Er bedauert besonders um seinetwillen die unverzeihliche Maßregel, wie er es nennt, daß das Collége de France bereits seit zwei Jahren geschlossen ist, und macht der Administration die heftigsten Vorwürfe. Da es der französischen Kritik überhaupt unmöglich ist, von etwas Bestimmtem und Besonderm zu reden, ohne von dem allgemeinsten Allgemeinen, von der Sündflut und den Patriarchen anzufangen, so lassen es sich die Wortführer im „Temps" angelegen sein, das speculative Princip der Philosophie aus der allgemeinen Revolutionsgeschichte nachzuweisen, um daraus so viel zu folgern, daß der Professor Lerminier ein solcher Revolutionsmann der Wissenschaft sei. Abälard, Arnold von Brescia, Huß, Luther, die Universität Wittenberg, Petrus Ramus, Alles wird citirt, um zu beweisen, daß die Wissenschaft nicht stabil sein dürfe. Das „Enseignement des législations comparées" in dem Augustheft der „Revue des deux mondes" wird wie ein Orakel angeführt als ein Werk „voll Gedanken und éclat" (éclat freilich!), welches zu analysiren unmöglich ist, da es jede Analyse seiner schon selbst enthält. Die Abhandlung Lerminier's ist in diesen Bl. bereits berührt, und ihr Gutes (Gutes, d. h. Tüchtiges, ist aber nur wenig) und Schlechtes, in der Kürze angezeigt worden. Daher möge hier ein allgemeines Urtheil über Lerminier und die französische Philosophie in Wenigem seinen Platz finden. Lerminier ist wirklich ein wahrer philosophischer Revolutionsmann, d. h. ein Mann, der auf den Freiheitsbaum der Wissenschaft seine Jakobinermütze steckt und wie der Landvogt Geßler von den Eidgenossen verlangt, daß man sie anbeten soll. Lerminier ist ein Mann von oberflächlicher wissenschaftlicher Bildung und großer Suada, welcher glaubt, daß Sprechen und Schreiben — Denken heißt. Lerminier ist ein Franzose, welcher meint, durch seine revolutionnairen Einfälle ein System der Wissenschaft begründet zu haben; der die deutsche Philosophie gar nicht und Descartes und Malebranche nur bibliographisch kennt; der noch gar nicht im Klaren ist, was systematisches Denken sei, der aber über das Alles radotirt, weil er esprit besitzt, d. h. die Gabe, die ganze intellectuelle Welt zu französiren. Lerminier kann überhaupt für den Repräsentanten des französischen Philosophirens, wie es sich gegenwärtig ausnimmt, gelten, jenes leichtsinnigen Geistes, welcher glaubt, es sei in dem Reiche der Wissenschaft mit einem Bonmot, mit einem pikanten Einfall abgethan; jenes Geistes oder vielmehr Scheins des Geistes, der in den Schacht der Erkenntniß blos von oben herab einen Blick geworfen, der die Gruben, Stollen, Gänge und Höhlen nicht wirklich betreten hat, aus denen das Gold der Wissenschaft gewonnen wird. Wann werden die Franzosen in diesem ernsten und tiefen Sinne Bergleute werden? Die französische Speculation ist erst noch ein matter Reflex ihrer (romantischen) Poesie. Diese ist sich wenigstens der Richtung ihres Strebens dunkel bewußt; die Philosophie Frankreichs schweift aber ganz im Blauen, Grünen und Gelben herum und läßt sich von ihren eignen abstrusen „Pensées" bei der Nase herumführen. Sie ist wie ein kleines Kind, das die Spielsachen entzweimacht, die ihm die Aeltern zu Weihnacht beschert haben. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1835.

Staatsverfassung der Israeliten. Von **Karl Dietrich Hüllmann**. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Manier des Verf. dieses Buches ist bekannt. Ohne viel auf Zeitgenossen und überhaupt auf neuere Bearbeitungen Rücksicht zu nehmen, stellt derselbe aus den Quellen dar, und dies zwar in eigenthümlicher Art. Es ist nämlich nicht eine großartige Gesammtauffassung des Inhalts der Geschichtsquellen für einen Zeitraum, für ein Volk, welcher wir als Grundlage begegnen, auf welcher dann etwa die Ergebnisse der einzelnen Studien, wie Reliefs auf der Fläche einer Metallplatte, ausgearbeitet wären; sondern die Grundlage bilden gewisse allgemeine Auffassungen öffentlicher Zustände und Einrichtungen, die zu ihrer Zeit nicht ohne Neuheit, also nicht ohne Reiz sein mochten, die aber jetzt, damit wir es grade heraus sagen, leidlich veraltet sind und dies nothwendig sehr bald haben werden müssen, da ihre Verfolgung allen Sinn für natürliche Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker ausschließt und ertödtet. Ob wir ein Werk des Verf. lesen über deutsches Staatswesen oder über israelitisches, über römisches oder über persisches, es ist überall dieselbe Farbe, der wir begegnen, dieselbe aufgetragene, unnatürliche Farbe, sodaß Einem die Geschichte in diesen Büchern erscheint wie eine Gegend, durch ein ganz gelbes, oder ganz blaues, oder ganz rothes Glas angesehen. Der Hr. Professor Hüllmann hat allmälig das Mittelalter und das Alterthum durch seine Schablonenarbeit decorirt; die neuere Zeit ist ihm noch als ein weites Feld übrig; auf deren Bearbeitung in besagter Weise wäre nun aber Ref. grade am begierigsten, weil sich an der reichern, unmittelbar-anschaulichern Kenntniß, die wir von Zuständen der neuern Zeit besitzen, das Unzureichende und Geschmacklose des halben Dutzend Abstractionen, mit welchen Hr. Prof. Hüllmann alle menschlichen Gemeinwesen zusammenbaut, recht deutlich an den Tag geben und so nach der einen Seite dem Baumeister eine Gerechtigkeit widerfahren müßte, welche ihm längst ein Bedürfniß zu sein scheint.

Wie aber ist es möglich, daß dennoch diese Bücher so vielfach Anerkennung finden? **Weil sie sie verdienen!** ist die einfache Antwort. Sobald man über die Geschmacklosigkeit und Dürre in des Verf. Schriften im Klaren und damit abgefunden ist, bleibt nämlich noch ein sehr bedeutender Rest fleißiger, weiter brauchbarer, im Einzelnen anregender Compilation — einer Compilation von Stellen, die zwar auf dem Punkte, wo sie angebracht werden, oft verdreht, misverstanden, fast überall in ein falsches Licht gesetzt werden, deren Summe aber doch höchst anerkennenswerth, deren Einzelnes vielfach benutzbar ist. Auf der Anerkennung dieses Verdienstes Hüllmann'scher Arbeiten beruht Das, was wir Empfehlendes auch von dem vorliegenden Buche (was sich vor den übrigen desselben Verfassers auch durch Rücksichtsnahme auf neuere Forscher auszeichnet) zu sagen haben, wobei indeß nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Genuß dieses anerkennungswerthen Inhalts grade bei diesem Buche auch wieder sehr verbittert wird, **erstens** durch den Umstand, daß man grade bei den Israeliten am ungernsten den völligen Mangel an Sinn für Volkseigenthümlichkeit und das Vermischen jüdischer Verhältnisse mit persischen, griechischen, römischen u. s. w. gewahr wird, und **zweitens** dadurch, daß grade überhaupt für die Behandlung uralter Volkszustände ein reinliches, sinniges Auseinanderhalten des Einzelnen am wünschenswerthesten wäre. Wie ist es möglich, zu befriedigenden Resultaten in geschichtlicher Hinsicht zu kommen, wenn die Berichte der im Ganzen als besser anzuerkennenden Quellen für eine gewisse Zeit aufgelesenem Auskehricht aus weit späterer Zeit nachstehen müssen; wenn etwa Herodot's Bericht über den Versuch der Mager, den persischen Thron an sich zu reißen, einer verlorenen, ungenauen Nachricht bei Ammianus Marcellinus weicht, blos um des Verf. Hypothese von sieben Geschlechtshäuptern im urgesellschaftlichen Zustande auch den Magern anzupassen. Wie ist es möglich, den eigenthümlichen Schicksals- und Bildungsgängen alter Nationen nachzukommen, wenn ohne alle Vermittelung Amschaspands und Kabiren und Titanen und Elohim in einen Topf geworfen und die Erscheinung des Monotheismus bei den Israeliten am Ende blos aus einer gesellschaftlich-mechanischen Weiterbildung erklärt wird. Es ist dies völlig als Seitenstück anzusehen zu der Herleitung der eigenthümlichen Religiosität des Mittelalters aus den schwerverdaulichen und schwergewürzten Speisen jener Zeit, welche sich anderwärts findet.

Da es unsere Absicht nicht ist, die Mühe des Verf. im Uebrigen um ihren wohlverdienten Lohn zu bringen;

im Gegentheil da wir, Das, was anerkennenswerth ist, mehr hervorzuheben wünschen, übergehen wir aus den angeführten Gründen den Inhalt der ersten 64 Seiten und bezeichnen den weitern Inhalt des Buches, indem wir vorzugsweise Das hervorheben, womit wir entweder übereinstimmen, oder was uns doch förderlich und anregend scheint; doch müssen wir bemerken, daß wir dabei von vorn herein darauf verzichten, in religiöser Hinsicht mit dem Buche irgendwo zu harmoniren, denn etwas von Dem, was Ref. Religion nennt, ist auf keiner Seite, in keiner Zeile — an ihrer Statt sind nur einige sehr dünne rationalistische Abstractionen und einige matte sittliche Aeußerungen eines schlechten Philanthropismus neben durchgehendem, grobem Misverständniß der sittlichen Substanz im jüdischen Volke und namentlich in der Patriarchenwelt zu finden.

Der 9. Paragraph, mit welchem wir auf S. 65 beginnen, ist überschrieben: „Grundmerkmale der mosaischen Verfassung". Er enthält eine ganz zweckmäßige Darlegung des patriarchalischen Zuschnittes der ältesten Verfassung des israelitischen Volkes, deren Resultat sich in den Worten zusammenfaßt:

Sonach befand sich alle bürgerliche Macht in den Händen der Häupter bedeutender Geschlechter und Familien; in vergrößertem Maßstabe eine Nachbildung des Hausväterlichen: ein Grundriß der Gesellschaft, den die Natur an die Hand gegeben hatte, und darauf der bürgerliche Urvertrag beruhte.

Daß der bürgerliche Urvertrag eine bloße Fiction sei, ist nun allgemein anerkannt; inzwischen kann man die Fiction da, wo nicht weitere Consequenzen daraus gezogen werden, gern dulden. Es wird dann dargestellt, wie diese patriarchalische Urverfassung bei weiterer Entwickelung einen Bruch erhalten mußte, wie sie nur für gewisse Verhältnisse, die hier als Privatverhältnisse bezeichnet werden, namentlich also für Familien- und Erbschaftsverhältnisse weiter bestehen konnte.

Die bisherigen genossenschaftlichen, also erblichen Obrigkeiten hörten auf; an ihre Stelle traten Dekadarchen, Hekatarchen, Chiliarchen, welche die Regierung ansetzte. Nach Maßgabe der Kopfzahl wurden demnach die Mitglieder eines Stammes in Unter- und Oberabtheilungen gebracht; nicht mehr nach dem Grundsatze der Körperschaften, sondern nach dem der Einzelnen sollte fortan die Verwaltung statthaben. Auf diese Reform soll Mose durch seinen Schwiegervater, einen Priesterfürsten über benachbarte arabische Stämme, geführt worden sein. Er kann sie aber auch von Aegypten entlehnt haben, wenigstens verräth in andern Theilen das Gepräge der mosaischen Verfassung deutlich genug ägyptische Züge.

Ohne das letztere irgend in Abrede stellen zu wollen, noch im Allgemeinen die Ansicht des Verf. zu bestreiten, überlassen wir es doch unsern Lesern, die betreffenden Stellen im Pentateuch zu vergleichen; denn auch hier scheint uns der Eigenthümlichkeit des Hergangs nicht ganz Recht widerfahren und ohne Noth generalisirt worden zu sein.

Weniger als mit dem 9. können wir mit dem 10. Paragraphen uns einverstanden erklären, der sofort die herrliche Geschichte Joseph's auf S. 72 pragmatisirend dahin auflöst, daß gesagt wird:

Der einfache geschichtliche Stoff ist wol kein anderer als dieser: Der Stamm Joseph war früher (in Aegypten) eingewandert und hatte den nachrückenden verwandten Stämmen Vortheile zuwege gebracht, wodurch er sich Anspruch auf gewisse Auszeichnungen erworben.

Weiter wird nun der Doppelstamm Joseph's: Ephraim und Manasse — neben den Leviten von den übrigen ausgesondert, um 1) in den beiden Leviten Moses und Aaron und dem Josephiten Josua eine Vergleichung zu haben mit den drei ersten Archonten Athens: Moses als Archon, Aaron als Basileus, Josua als Polemarch; 2) um an den übrigen zehn Stämmen eine Grundlage zu erhalten für die 70 Volksältesten.

Ganz wie bei den Persern bestanden demnach auch bei den Israeliten drei vorberechtigte Stämme, worunter ein herrschaftlicher; außer ihnen gehörten dort anfänglich noch sieben, darauf zehn Stämme zur Staatsgesellschaft, hier ebenfalls zehn, doch mit der Verschiedenheit, daß Letztere eine höhere bürgerliche Stufe einnahmen als die persischen.

Paragraph 11 handelt hierauf vom Staatsarchiv, von den Gesetztafeln, vom Gesetzbuch. Bekanntlich sind die Untersuchungen über den Pentateuch noch auch entfernt nicht zu einem Abschluß oder festem Resultat gediehen; Vater's Darstellung kann sogar als veraltet betrachtet werden; und namentlich haben Ewald's Verdienste um die hebräische Sprachgeschichte wieder Vieles wankend gemacht, was schon fest zu stehen schien. Hüllmann aber ignorirt in seiner ganzen Arbeit Ewald's gelehrtes Dasein und trägt uns in vorliegendem Paragraphen mehrfach Resultate einzelner Zusammenstellungen vor, die nur dann wahre Resultate wären, wenn das Totalresultat Wahrheit hätte, was S. 87 und 88 mit folgenden Worten gegeben wird:

Da sämmtliche Satzungen in den nach Mose benannten Sammlungen enthalten sind, so werden letztere schlechthin das Gesetzbuch, Thorah, genannt. Sprachgebrauch, Schreibart, Wortfügungen sind darin fast durchaus dieselben wie in den spätern Schriften; woraus erhellt, daß die hebräische Literatur aus der frühern Zeit keine Denkmale enthält.

Nun erhellt aber grade aus den neuesten, gründlichsten Forschungen, daß allerdings ein Unterschied älterer und jüngerer Diction wahrgenommen werden kann, und die Ueberzeugung, daß alle wesentlichen Theile der unter Moses' Namen vorhandenen Bücher ihm gleichzeitig oder wenig später seien, ist auch die wissenschaftlich mehr und mehr gerechtfertigte. Auffallende Vergleichungen des jüdischen Gesetzes mit der zinneingegrabenen τελετή der großen Götter, welche Aristomenes der Messenier vergraben haben sollte, und welche angeblich wiedergefunden wurde zu des Epaminondas Zeit, sowie mit den Κυρβεις des Solon finden sich S. 82, 83.

Was sich in Paragraph 12 von den Urim und Thummim findet, steht und fällt mit des Verf. Hypothese über die Stellung und Bedeutung der 70 Volksältesten. Die Schophetim betrachtet der Verf. doch als eine in den Mechanismus (wenn uns dies Wort vergönnt ist) des öffentlichen Wesens aufgenommene Behörde, wenn er zuerst von Männern, die in Zeiten der Noth das Volk führten und retteten, spricht und dann hinzufügt:

Es versteht sich von selbst, daß Männer, die sich dadurch das Vertrauen und die Dankbarkeit des Landes erworben hatten, in der Regel zum Oberrichteramte befördert worden sind.

Dies Oberrichteramt (in der Weise, wie es dem Verf. vorschwebt und zu deren Erweise er, man begreift nicht recht warum, 2. Mos. XVIII, 22, 26 citirt) ist eine pure Fiction. In den folgenden Paragraphen sucht der Verf. wieder besonders die Stellung und Bedeutung der Richter über Tausend (von denen allein etwa als Oberrichtern in der oben citirten Stelle des Pentateuchs die Rede ist) zu entwickeln und sucht zu erweisen, daß Schoterim der Name für Beamten aller Art überhaupt gewesen sei. Vollkommen stimmt Ref. ein in Das, was im 14. Paragraph, der von den außerordentlichen Versammlungen der Volkshäupter redet, beiläufig gesagt ist über die Nichtigkeit des Begriffs der Landesvertretung, der in neuester Zeit sich mehr und mehr an die Stelle echter ständischer Vertretung geschoben hat:

> Auch Landesvertretung, diese politische Hervorbringung der neuern Zeit, war ihnen, wie dem ganzen Alterthum fremd, eine sonderbare Einrichtung, die von Abtheilungen der Staatsbewohner nach Genossenschaften, oder nach Berufsarten und volkswirthschaftlichen Verhältnissen nichts wissen will, sondern jeden Gewählten für fähig erachtet, im Geiste der Bedürfnisse Aller zu sprechen, also eine Collectivstimme im größten Umfange zu führen.

Auch was über die Nothwendigkeit der Entwickelung der königlichen Gewalt im israelitischen Staate zu Samuel's Zeiten S. 110 fg. gesagt ist, leuchtet völlig ein. Der folgende 15. Paragraph sucht den großen Festen der Juden eine dauernde politische Bedeutung zu vindiciren; er ist überschrieben: „Ordentliche Volksversammlungen. Feste des Paesach und des Mazzoth, der Getreideernte und Weinlese."

Das einzelne Anzuerkennende und Verdienstliche in der Zusammenstellung des 16. Paragraphen, der die Ueberschrift führt: „Kirche über dem Staate; Leviten" — läßt sich schwer heraussondern aus der durchgehenden Verkennung kirchlicher Institute und religiöser Auffassungen der Israeliten, welche die nothwendige Folge der Verwerfung, nicht blos des Offenbarungsglaubens, sondern auch jeder tiefern Auffassung des sittlichen Wirkens der Gottheit und ihrer Rache und Gerechtigkeit sein muß. Man wird wahrhaftig zweifelhaft, ob der Verf. je von der christlichen Lehre der Gerichte Gottes und der Verheißungen Gottes das Mindeste vernommen habe, wenn man diesen Paragraphen liest. Was über die Wichtigkeit Eines kirchlichen Mittelpunktes auch für die politische Gestaltung S. 136 gesagt ist, und Das, was sich an die Verfolgung dieses Gedankens anknüpft, möchte das Bedeutendste aus diesem Abschnitte sein. Was S. 140 darüber gesagt ist, daß als Unterbeamtete in den Sprengeln und einzelnen Ortschaften zwar Mitglieder der zuständigen Stämme von der Regierung angestellt worden, zur Theilnahme an der Oberverwaltung aber nur Leviten gelangt seien, ist sowol im Allgemeinen ziemlich, als auch in den es unterstützenden einzelnen Anführungen zuzugeben und richtig, doch auch bereits vollkommen anerkannt. Ebenso ist der tüchtigere Theil des Inhalts des 17. Paragraphen vom israelitischen Kriegswesen als bereits früher hinlänglich bekannt anzusprechen. Paragraph 18 enthält dann eine Zusammenfassung des Wesentlichen in der Regierungsform in diesem Zeitraum, welche Zusammenfassung ganz in demselben Maße gilt oder nicht gilt als die in den vorhergehenden Abschnitten bereits besprochenen Einzelheiten. Mit dem 19., „Ortsverwaltung" überschriebenen Paragraphen schließt der von uns bis jetzt betrachtete Abschnitt von der Regierung unter der priesterfürstlichen Verfassung der Israeliten. Zwischen übrigens richtigen positiven Einzelnheiten findet sich in diesem Paragraphen ein merkwürdiger Misgriff der psychologischen Beurtheilung. Es heißt nämlich:

> Daß Zwei oder Drei zur Begründung eines Todesurtheils hinreichten, ist ein Umstand, in welchem allein schon die niedrige Stufe des ganzen Gerichtswesens und mittelbar die des Volkes zu erkennen ist.

Hier ist erstens verschwiegen, daß eine strenge Untersuchung der Würdigkeit und Tüchtigkeit der Zeugen angeordnet ist, und auf die Aussage zweier vollkommen glaubhaft befundenen Zeugen wird auch im jetzigen Europa ziemlich überall ein Todesurtheil gegründet werden können; waren aber die Zeugen nur den Richtern genehm und glaubte ihnen das Volk nicht, war dieses von der Schuld nicht überzeugt, so war es ja unmöglich, das Todesurtheil zu executiren, da eine Steinigung ohne theilnehmende Ueberzeugung des Volkes undenkbar ist; daß aber die Zeugen die Ersten sein mußten, daß sie, wie es scheint allein gezwungen waren, daran Antheil zu nehmen, während es dem übrigen Volke mehr frei stand, dies eben muß ein falsches Zeugniß in einem sehr hohen Grade erschwert haben, wie Jeder begreift, der Menschen hat handeln und empfinden sehen, wo es — und zwar in ruhiger Verhandlung vor Gericht — auf Tod und Leben ankommt. Ein strenges, blutiges Strafgesetz bezeichnet aber allezeit ein sittlich hochstehendes Volk, ein Volk, das noch hart verletzt wird durch den Anblick der Abweichung von Dem, was ihm Gottes heilige Ordnung ist, und nichts ist ein eindringlicheres Zeichen von der sittlichen Oberflächlichkeit und Abgenutztheit unserer Zeit als die Angst vor allen harten Executionen.

Beiweitem öfter haben wir das Vergnügen gehabt, mit dem Verf. in dem zweiten Abschnitt, von den Volksverhältnissen unter der priesterfürstlichen Verfassung, übereinzustimmen, indem er hier nicht nur sich auf einem mehr rein weltlichen Terrain bewegt, sondern auch sofort durchaus anerkennenswerthe Grundansichten im Allgemeinen vorträgt:

> Daß Jehovah gedacht worden sei einmal als Stammvater des Volkes und als Grundherr des ganzen Landes, seines Erbgutes, sowie die Israeliten als bloße Untersassen desselben und hörige Leute, über die Jehovah die volle hausväterliche, familienhauptliche und grundherrliche Gewalt ausübte. Sodann in einer höhern Eigenschaft als Haupt der verbündeten Stämme und endlich als mächtiger König.

Der Inhalt des 21. Paragraphen kann ganz zugegeben werden, mit einziger Ausnahme des halb latenten Schlusses, daß das Obereigenthum Jehova's ein Spiel levitischer Ideen sei, weil dasselbe bei dem Arrangement der Vertheilung des Landes an die einzelnen Stämme nicht berührt werde. Dasselbe gilt vom 22. Paragraphen mit derselben Ausnahme; denn die Unmittelbarkeit der Be-

ziehung der Person, des Volkes, des Landes des Israeliten zu Jehovah ist eben die Basis des ganzen israelitischen Volkswesens, und jene Idee von Jehovah als allgemeinem Obereigenthümer keineswegs nur in das Staatsrecht hineingeklügelt. Sie macht vielmehr den Kern und Schlußpunkt dieses Staatsrechts aus, sie ist seine Seele sowie die Seele der ganzen Nation. Leider sind bei diesem Paragraphen wieder eine Anzahl schiefer Vergleichungen mit antiken Zuständen und Verhältnissen nicht ausgeblieben. In Beziehung auf die folgenden Paragraphen bis 27 einschließlich haben wir nichts auszustellen, als was schon im Allgemeinen bemerkt ist, die Beibringung störender nicht illustrirender Parallelen und den Mangel an kirchlichem Sinne.

Auch die letzten 30 Seiten des Buches, welche rubricirt sind: „Weltfürstliche Verfassung", haben dieselben Vorzüge und Mängel wie die Theile des Werkes, die wir näher bezeichnet haben. Wer in rationalistischer Richtung befangen und also ohnehin mehr auf das Hervorheben abstracter Schemata als auf die reinliche, nur bei geistiger Resignation mögliche Verfolgung natürlich-eigenthümlichen Wesens gestellt ist, wird an dem vorliegenden Werke kein störendes Element bemerken und mit ungetrübter Freude die reich zusammengebrachte Gelehrsamkeit, welche den Inhalt des Buches geschaffen hat, genießen können. 10.

Notizen.

Ein Engländer, der unlängst die Vereinigten Staaten besuchte, erzählt, daß gegenwärtig zu Neuyork eine unverheirathete Dame, Namens Fanny Wright, den Atheismus und eine radicale Revolution des Glaubens predigt. Mit seltener Beredtsamkeit setzt die junge Dame vor einem stets zahlreichen Publicum — denn es mag nicht uninteressant sein, dergleichen aus einem schönen Munde zu vernehmen — auseinander, daß es mit der Unsterblichkeit nichts sei und diese „fade" Theorie nur dazu diene, Einem die Lust am Irdischen zu verkümmern. Sie mischt auch viel Politik in ihre Vorträge und die heftigsten Invectiven gegen Staat und Klerus und gegen die Leute, welche bedeutende Geldgeschäfte machen. Diesem Zuge nach zu urtheilen möchte diese Damendoctrin ein Ableger des St.-Simonismus sein. Die Berichterstatter versichern, daß der Schwärmerin nichts Bestehendes heilig sei und ihre Suada über alles Sociale und Religiöse ohne Ausnahme feindlich herfalle. Nach Angabe des „Libre examen", eines protestantischen Journals, das zu Neuyork erscheint, soll die Lehre dieser einfältigen Dame schon über 20,000 Anhänger zählen. Ein abermaliger Beweis, daß es keinen so großen Narren gibt, der nicht noch größere fände, die ihn bewundern.

Die Arbeiten für die neu zu errichtende Nationalgalerie in Versailles werden mit dem größten Eifer betrieben. Fast alle Kunstsäle im Louvre sind mit alten Gemälden angefüllt, welche für diesen Zweck aufgefrischt werden sollen. Unter ihnen befinden sich mehre ausgezeichnete Kriegs- und Schlachtscenen. Seit vielen Monaten geht wöchentlich ein großer Wagen mit aufgefrischten Bildern nach Versailles ab, und täglich kommen aus dem Magazine des Louvre und andern königlichen Schlössern neue Zufuhren, welche die Thätigkeit vieler Künstler in Anspruch nehmen. Vier Jahre mögen leicht noch hingehen, ehe die Nationalgalerie vollständig ist. Das Museum Napoleon wird in diesen Tagen geendigt, dagegen sind die Galerien Franz I., Ludwig XIV. und Ludwig XV. erst angefangen. Im Louvre sind die Arbeiter gegenwärtig mit der Ausschmückung der sämmtlichen Säle beschäftigt. Die Zimmer Heinrich II., Heinrich IV. und der Maria von Medici sind bereits fertig; an der Decorirung des ägyptischen und etruskischen Museums wird noch gearbeitet. Das Museum der Marine wird an seinem alten Platze, im nördlichen Flügel des Louvre, bleiben.

Die Kunstausstellung von 1834 ist geschlossen, und man beschäftigt sich mit dem Ordnen der neuen für 1835, die zum 1. März eröffnet werden soll. — Der Maler Paul Delaroche hat Bestellungen für die Kirche Ste.-Madeleine angenommen. Die Bildhauerarbeiten in derselben sind beinahe fertig und befriedigen die Kenner sehr. Man beschäftigt sich jetzt mit dem Pflastern des Peristils und der Colonnaden und mit dem Guß der Thüren aus Bronze.

Löwe-Weimar, der bekannte Romantiker und Journalist, gibt bei Gelegenheit der 200. Vorstellung des „Freischütz" (der in Paris unter dem Titel: „Robin des Bois", in Scene kommt) einige interessante Notizen über die Art und Weise, wie in Frankreich Weber's Musik Eingang fand. Der Compositeur und musikalische Uebersetzer Castil-Blaze verschrieb sich von einer deutschen Bühne die Partitur des „Freischütz" zu einer Zeit, wo die italienische Musik und namentlich Rossini die pariser Bühnen beherrschte und man dort keine deutsche Opermusik des nouveau régime kannte, außer Weigl, dessen „Schweizerfamilie" freilich neben der „Vestalin" und „Semiramis" wenig Glück machte. Nachdem er sie für die pariser Ohren zugestutzt, bot Castil-Blaze die Partitur der Académie royale und dem Théâtre Feydeau an, die sie beide ausschlugen. Er brachte sie nun auf das Théâtre Gymnase, welches aber für die gigantische Tonmasse ein wahres Prokrustesbett war. Die Oper konnte in dem kleinen Raume nicht zum zweiten Male aufgeführt werden, ward deshalb nun in das Odéon verlegt und hier bei der ersten Vorstellung total ausgepfiffen. Bei der zweiten Vorstellung fand die Musik schon geneigtere Ohren (on consentit à l'écouter), und bei der dritten war der Beifall stürmisch (on l'applaudit avec fureur). Seitdem ist „Der Freischütz" in Paris 200 mal aufgeführt worden, und trotzdem, daß man ihn in der Regel schlecht gesungen und noch schlechter gespielt hat, ist er von einer pariser Bühne zur andern gewandert und hat überall die Kassen gefüllt.

Es müßte wirklich interessant sein, durch alle deutsche und auswärtige Theater eine Totalberechnung von dem Ertrag dieser Oper zu haben, die gewiß auf keiner nur einigermaßen bedeutenden Bühne unter 20 mal gegeben worden ist.

In dem großen Manuscriptensaal der pariser Bibliothek zeigt man eine große Bibel, die mehre Jahrhunderte lang im Besitz der Könige von Frankreich war, welche die leeren Blätter mit handschriftlichen Noten versehen haben. So liest man von der Hand Karl VI.: Ceste bible est à nous, Chales 6e, de nostre nom, roy de France, et est en II volumes, et la finmes. Charles. Von der Hand Heinrich III.: Ceste bible est à nous, Henry 3e, de ce nom, roy de France et Pologne. Henry. Der letzte König, der diese ehrwürdige Reliquie zu seinem Handgebrauche hatte, war Ludwig XIV. Täglich versammelt sich eine große Menge Menschen im Manuscriptensaale, um diese Antiquität in Augenschein zu nehmen. In einer andern Abtheilung der königlichen Bibliothek zeigt man Originalmanuscripte Fénélon's, Corneille's, des Père Lachaise, der Maintenon, Ludwig XIV., Turenne's, der Sevigné, Molière's, Bossuet's und Rousseau's.

In London ist am 17. Januar ein neues französisches Theater: Das Lyceum, eröffnet worden. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Erster Artikel.

Ueber das kritische System, welches seit längerer Zeit für den Ref. leitend ist, verweisen wir unsere Leser auf das Vorwort des letztjährigen Artikels.*) Es ist unverändert geblieben, da es im Ganzen sich durch Beifall vieler berufener Stimmen bewährt hat. Ref. bildet sich nicht ein, daß ihm ein besonderer kritischer Witz beiwohne; aber Kenntniß der dramatischen Gesetzgebung glaubt er allerdings aus der prüfenden Aufmerksamkeit, die er seit einem Decennium fast den dramatischen Erscheinungen Deutschlands widmet, errungen zu haben. Wenn man den Verirrungen achtsam folgt, zu denen beständig die besten Anlagen bei uns — und welches Volk käme uns jetzt an dramaturgischer Regsamkeit gleich? — ausbiegen, wenn man fast täglich Beweise vor sich sieht, wohin einerseits die vom Verstande ungezügelte Phantasie, andererseits der von der Phantasie nicht unterstützte machtlose Anlauf auf ein poetisches Ziel, das der Verstand allein steckte, zu führen vermögen, so zieht auch ein unkritischer Kopf daraus eine Menge von Erfahrungssätzen ab, die bei dem kritischen zu einem System werden, und die zuletzt zu einem gültigen Urtheilsspruch in den Stand setzen. Das Einzelne kann nur aus dem Ganzen gewürdigt und gerichtet werden, und wir möchten Niemand leicht ein gewichtiges Urtheil über eine dramatische Leistung unserer Tage zuerkennen, der nicht einigermaßen wenigstens den ganzen Kreis von Versuchen überblickt, zu dem der traurige Zwiespalt zwischen Bühne und Dramaturgie in unserm Vaterlande Anlaß gegeben hat. Wie will er die besiegten Schwierigkeiten beurtheilen, wenn er die Kämpfe nicht kennt, wie die Extreme richten, wenn ihm die Vermittelungen fremd sind? wie endlich einen neuen Versuch würdigen, wenn ihm die gescheiterten unbekannt blieben? Ein neues Drama unter uns, vorausgesetzt daß ihm wirklich einiger Werth beiwohnt, erklärt sich nur aus den vorhergegangenen und nicht befriedigenden Versuchen; denn wäre jemals das Allbefriedigende erreicht, so würde der Versuch des Neuen sofort zurückzuweisen sein. Doch in der Kunst gibt es viele Wege, und kein Volk kommt dem deutschen in der Emsigkeit gleich, alle diese Wege zu versuchen. Franzosen und Italiener hält die ihnen angeborene Autoritätssucht, die Spanier Noth und Trägheit, die Engländer seit Byron eine absolute Ohnmacht und der gänzliche Verfall der Bühne davon zurück. Nur in Deutschland reizt und befeuert der Zwiespalt wie der Verfall, und seitdem fast keine Hoffnung mehr vorhanden ist, ein wirkliches und echtes Drama auf der Bühne beliebt werden und gefallen zu sehen, seitdem ein ernstes dramatisches Kunstbemühen fast einem Ruthenschlagen in das Meer gleicht — seitdem hat die eigensinnige deutsche Beharrlichkeit ihre Versuche verdoppelt und verdreifacht, um endlich Das zu finden, was die Kluft zwischen Bühne und Kunst auszufüllen vermag. Von Jahr zu Jahr wächst der Andrang der Wogen, und mit jedem Wellenschlage der Zeit sinkt die Hoffnung tiefer, daß dieser Stein der Weisen, dies Kunstarcanum gefunden werde. Immer entschiedener theilen und sondern sich die dramatischen Versuche in solche, die dem leidigen Bühnenbedürfniß fröhnen, und solche, die dem Kunstgesetz zu genügen streben. Ein doppeltes kritisches System, oder wenigstens ein zwiefacher Gesichtspunkt wird uns fast unvermeidlich dadurch aufgenöthigt; wir müssen dem einen Theile Sympathie und Genügsamkeit entgegenbringen, während wir dem andern Würde und Strenge zeigen.

Das Jahr 1834 ist an achtbaren Bestrebungen für die Tragödie so reich als irgend eins seit Müllner's Tode, der, trotz allen Fehlern doch, wie es scheint, für lange Zeit unter uns der letzte Bühnendichter war, dem es Ernst war mit der dramatischen Kunst. Kunstgriffe haben ihm Andere abgelernt; aber ein echt dramatisches Gedicht kennen wir von keinem seiner Verkleinerer. Das Echtdramatische gilt uns für etwas so Fein-geistiges, daß wir es für gradezu unerklärlich halten. Es wird durch keine Definition dargestellt; wir können nur Analogien beibringen. Ein solches Analogon ist uns das Wort: Entwickelung. Was im Drama geschieht, wollen wir Werden sehen. Nichts soll uns als fertig, vollendet gegeben sein; Alles soll entstehen, sich bilden, werden mit einem Wort. Dies Werden in Handlung und in Charakteren, dies Sichverwandeln und Sichbilden denken wir uns nun als das Echtdramatische. Was wird uns dagegen meistens geboten? Fertige Charaktere, eine fertige Handlung, die nur aufgehalten wird, und obenein

*) Nr. 139 f. 1834. D. Red.

gewöhnlich noch ungeschickt aufgehalten wird. Wir nennen Raupach schon einen guten Dramatiker, weil er seine Handlung meistens geschickt verzögert. Das eigentliche Werden und Wachsen der That, wie Hamlet und Macbeth und Lear es zeigen, hat er nie dargestellt. Müllner ließ dies wenigstens ahnen; auch Grillparzer und Houwald zeigen uns die tragische That in mehren Stadien ihres Wachsthums; aber den ganzen organischen Proceß, wie ihn Shakspeare überblicken läßt, wie er sich in „Egmont" und „Don Carlos" zeigt, hat keiner von ihnen sehen lassen. Hierin scheint uns die tragische Größe Shakspeare's ihren Sitz zu haben; dies Werden der tragischen That aber muß das Echtdramatische sein; denn in dem Maß wie der tragische Dichter dies Geheimniß dargestellt hat, sehen wir ihm den unbewußten Beifall der Menge zufallen. Mit einem Wort: dies Geheimniß ist das dramatische Geheimniß und es gilt für die Tragödie, wie für das Schauspiel und die Komödie, das Singspiel, die eben darum alle Formen derselben Gattung sind. Andere Gesetze erkennt das Lyrische, andere das Epische, und eitel, nichtig, verwerflich ist daher jeder Versuch der Schmelzung zwischen ihnen und dem Drama.

Doch zurück zu unserm Ueberblick. Im Ganzen genommen, ist in diesem Jahre weniger als sonst aus dem Französischen übersetzt worden. Sieht man die nichtige Leerheit der dramatischen Versuche der Neufranzosen ein, oder ist ein Stocken in ihren Adern selbst der Grund davon? Das Letzte gewiß nicht; denn üppiger wächst kein Unkraut als die Tragödie in Paris, welche der Zufall beherrscht und die Einseitigkeit formt. Die französischen Tragöden sind schon glücklich, Dinge auf die Bühne bringen zu können, die ehedem verboten waren, und Worte gebrauchen zu dürfen, welche die gute Gesellschaft sonst floh. Das ist ihr Triumph! Nachdenken, System, Ansicht vom Wesen und den Gesetzen des Dramas hat weder Hugo noch Dumas, wie viel minder ihr Gefolge. Wie viel höher des Deutschen kritischer Standpunkt sei, zeigt sich klar darin, daß auch nicht ein Dramatiker von Namen „Hernani" oder „Katharina Howard" nachzuahmen versucht hat. Frankreich ist, trotz Cousin, noch immer so unkritisch als zu Laharpe's Zeiten, nur daß es jetzt Mode ist, von Shakspeare und Göthe zu sprechen. Im Lustspiel sind wir auch in diesem Jahre arm geblieben. Wann wird unsere Zeit einmal erscheinen? Man fabelt viel von der Gesellschaft, und Schlegel ist es, der den Glauben an ihre Zauberkraft für das Lustspiel in Umlauf gebracht hat. Wir halten dies für nicht mehr und nicht minder als einen vielverbreiteten Irrthum. Wo war denn die Gesellschaft zu Aristophanes, zu Shakspeare's, oder zu Lope's und Moreto's, ja selbst, wo war sie denn zu Molière's Zeit, dessen Lustspiele sie erst entstehen ließen? Keiner dieser Dichter kannte eine Gesellschaft, wie Schlegel sie sich denkt; aber er fingirte sie, und eben darum ward er ein Lustspieldichter. Die Gesellschaft, daß wir unsere Meinung grade heraussagen, kann wol jene farblosen Copien, deren Verdienst es ist, Unarten zu persifliren, aber nicht jene poetischen Lustspiele Lope's oder Shakspeare's hervorrufen. Zu diesen bedarf es eben einer poetisch-eingebildeten Gesellschaft, voll höherer, dichterischer Wahrheit.

Aber das wahrhafte poetische Lustspiel ist ein jetzt in der ganzen Welt abgestorbener Baum, der wunderbarerweise im höchsten Norden (in Rußland) nur einzelne Keime zeigt.

Das Conversationsstück, dieser Prüfstein des Schauspielers und des Dramatikers, ist nicht minder jetzt eine seltene Pflanze; eine excentrische Witzjagd huscht über dies Gebiet hin und zertritt die feine, leichte Saat. Für den Schauspieler ist das zu beklagen, die Poesie weint einer Gattung nicht nach, die Iffland und Kotzebue um allen Credit gebracht haben. Die übrigen Gattungen sind keiner besondern Erwähnung werth. Was uns beim Ueberblick so vieler verfehlter Versuche, so vieler achtbarer und doch unglücklicher Bestrebungen allein zu trösten vermag, ist der Beweis unermüdeter Regsamkeit für das Drama in unserm Vaterlande, und eine ungemeine Productivität für dies Fach in einer Zeit, welche fast keine Hoffnung des Gelingens übrig läßt, in einer Zeit, der man vielfach die Productivität abgesprochen hat, und in der jeder Sieg nur eine um so glänzendere Niederlage ist, je verdienter der Triumph war.

1. Erich XIV., König von Schweden. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen von Ernst Willkomm. Leipzig, Berger. 1834. 8. 3 Thlr.

Es ist uns erfreulich, unsere diesjährige dramatische Uebersicht mit einem in allem Betracht so beachtungswerthen Werke beginnen zu können, als das eben angezeigte ist. Ein solcher Anfang gibt Muth zum Werke, und versetzt uns ungesucht in die rechte Stimmung zur Beurtheilung von Werken der Kunst, in eine Stimmung der Vorliebe und heiterer Genügsamkeit. Denn — aufrichtig gestanden, ohne diese beiden, was wäre die Kunst? Göthe hat es kühn ausgesprochen, daß ohne die Vorliebe für ihre Werke die Kunst so wenig ein Dauerndes und Wirkliches sei als irgend eine andere Erscheinung des Lebens, und was die Genügsamkeit betrifft, so ruft uns schon der alte, verständige Pope zu, daß, „wer ein fehlerloses Kunstwerk zu sehen begehre, nach Dem verlange, was nie gewesen ist, nicht ist und niemals da sein wird". Vorliebe und Genügsamkeit, wir wiederholen es daher, sind die Lebensbedingungen oder doch die Reagentien der Kritik, und wir scheuen uns nicht, zum Voraus zu bekennen, daß sie der unserigen vorsitzen, daß sie sie leiten sollen. Es versteht sich, daß wir ein richtiges Verständniß beider hierbei voraussetzen, wie es sich zwischen dem Ref. und seinen Lesern nun schon durch eine Reihe von Mittheilungen gebildet haben wird.

Die Geschichte des schwedischen Erich XIV., Sohn des großen Gustav Wasa, ist ein so prägnanter tragischer Stoff, als irgend einer in der Völkergeschichte von Alexander bis auf Napoleon. Dieser König, treu seiner Pflicht, dem Wohl seines Volkes jede andere Rücksicht unterordnend, aber in den Mitteln zur Erfüllung seiner Pflichten sich vergreifend und für jeden Fehlgriff schwer und erbarmungslos durch die Qual des eignen Bewußtseins und durch politische Büßung bestraft, gibt uns zugleich ein Bild von der Stärke und dem Adel, wie von der Schwäche und dem tiefen Fall des Menschenthums, das eine ergreifend, das andere erschütternd, hin. Der Verf. hat diese tiefere Bedeutung in dem Geschicke dieses Königs erkannt und mit hellen Lichtern hervorzuheben gewußt.

Sein dramatisches Gedicht zerfällt in drei Theile. Das erste Drama: „Erich der Herrscher, oder Erich und Maximilian", in fünf Acten, zeigt uns den energischen Fürsten, Besieger der Intrigue, großmüthigen Ueberwinder seines Bruders, Johann

von Finnland, schwach gegen die schöne Katharina Mans, durch den Wahnsinn seines Bruders Magnus und den Tod Pehrson's zum nagenden Selbstbewußtsein aufgerufen und aus den Täuschungen der Leidenschaft erwachend. Die Führung der Fabel, welche diesen Theil des königlichen Lebens umfaßt, gibt Zeugniß von achtbarer Kenntniß der tragischen Gesetzgebung und von ungewöhnlichem Geschick in der Gestaltung eines wohlgewählten Stoffes. In dem alten, edeln Becerräus, seinem Lehrer, und in Chriemhilde, der Frau von Mans, gibt der Dichter dem Könige ein doppeltes Gewissen zur Seite, während er in den beiden Pehrson die Schmeichelei und die Verführung personificirt, und in Katharina Mans ein schönes Bild reiner Kindesunschuld, in Max aber die adelige Gesinnung trefflich darstellt. Fast Alles an diesem Drama ist zu loben.

Vieles ist äußerst wirkungsvoll, Manches von hohem dichterischen Werth. Die Scene eröffnet ein Prolog, der an Göthe'sche Arbeiten dieser Art erinnert, und etwas von der tiefen Dichterruhe und der weitschauenden Weisheit dieses Dichters an sich hat. Welche Kraft der Sprache dem Verf. beiwohnt, und wie diese zwischen Poesie und Prosa, sowol was den Gedanken als was den Ausdruck betrifft, schwankt, zeigt schon dieser Prolog. So trefflichen Versen, wie:

Verjüngt hat sich die Zeit; noch wechseln schnell
Die eng' verschlungnen Stunden die Gewänder,
Und anders blicket jeder nächste Tag.
. . . Die Bilder,
Die aus dem Schlummer der Jahrhunderte
Wie Geisterschatten ernst herüberwinken,
Sie fesseln uns und nöth'gen zur Betrachtung.
Denn aus dem Geist der finstern Sage spricht
Lebendig oft das harte Wort der Wahrheit,
Und nur das Dunkel ist es, das wir scheuen.
Allein in lichterer Gestalt erscheinen
Die düstern Bilder der Vergangenheit,
Wenn sie das lose Kind der Phantasie,
Des Dichters Traum, mit zarten Blüten schmückt;
Denn auch das Gräßlichste beschaut der Mensch,
Wird es im heitern Bilde ihm geboten.

folgen so äußerst prosaische, wie:

Der Name Erich ist vielleicht nur Wenigen
Bekannt, den Meisten fremd sein traurig Loos;
Er ist es aber werth, daß wir ihn kennen,
Ihn fürchten lernen, achten und verehren.

in welchen der Dichter mit der Poesie des Gedankens auch die Poesie des Ausdrucks gänzlich verlassen hat. Ein ähnlicher greller Wechsel beleidigt uns oft im Fortgange dieses langathmigen Gedichts und hindert uns, es in den poetischen Rang einzusetzen, den z. B. der zweite Act dieses ersten Dramas gewiß einnimmt. Andere Fehler kommen hinzu. So blickt im ersten Act Erich etwas anachronistisch durch ein Fernrohr, und Verse, wie:

Der blassen Heuchlerin, Politik, zu Liebe,

oder:

Kommst du vom Schloß Wadstena? — Stehenden Fußes

und andere, deuten eher auf eine flüchtige Arbeit hin. Doch zeigt sich ein echter Dichtergeist hinwieder in Versen, wie die sind, in denen Katharina ihren Kirchenbesuch schildert:

in seligem Entzücken
Gab' ich, des Lebens klösterlicher Enge
Entsagend, dem Gesang die Seele hin u. s. w.

Im zweiten Drama: „Erich der Wahnsinnige, oder Erich's Fall und Entthronung", Schauspiel in fünf Aufzügen, sehen wir diesen Fürsten, der im ersten Stück vergeblich gegen Das ankämpfte, was er seine Grillen nennt, von dem fürchterlichen Rachegott, dem Wahnsinn, ergriffen und an seinem Besieger Johann eine schwere Schuld durch Verzweiflung gestraft. Im letzten Act erlangt der Held seine Kraft wieder, und während er dem Verrath Lajonhufwud's und dem Wankelmuth des Volks unterliegt, sinkt Johann, der Sieger, von Chriemhildens prophetischen Sprüchen erschüttert, zu Erich's Füßen, und der gefangene König endet das Stück mit den Worten: „Du liegst an deinem Platz".

Auch dies Drama ist wiederum reich an echt dramatischen Siegen, Scenen voll Kraft und guter Wirkung, Monologen voll Farbe und Gedanken und Versen, welche eine reiche Dichterader, und den Drang, diese zu entleeren, klar aussprechen. Erfindung und Führung der Fabel sind gut, an den Charakteren nehmen wir jedoch gleichsam den Fortschritt des Alters — oder einige Ermüdung des Dichters wahr. Katharina geben wir preis; sie ist nicht, was sie anfangs zu werden versprach; Herzog Karl ist ein Schatten, wie er es historisch nicht war und Johann, über Gebühr und Geschichte hinaus, ein kalter Bösewicht. Die Mitteltinten haben dem Verf. häufig den Dienst versagt, und er hat die poetische Erregung nur noch in den äußersten Charakteren, in König Erich, in Chriemhilden, in Becerräus u. s. w. angetroffen. Mit Chriemhildens dunkeln Sprüchen treibt er einigen Misbrauch, und wenn auch viele wahrhaft poetische darunter sind, so sind doch andere nur zu dem Zwecke da, des Verf. nordisch-mythologische Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen. Die Rolle dieser Norne ist ein mythologisches Compendium, bei dem der Dichter sich nicht immer vor Widersinn gehütet hat — z. B.:

Denn des Weltgebäudes Uhr
Schaut ein thränend Auge nur.

Was kann eine Uhr schauen? Hiergegen ist denn Manches wieder schön und dichterisch, wie ihre Antwort, als Katharina fragt: „Was soll ich thun?"

Beten, wenn des Hammers Wucht
Zu des heut'gen Tages Flucht
Den metallnen Boten sucht.
Dulden, wenn in Blut getaucht,
Der verblühte Abend raucht (!).
Glauben, wenn der Riegel klirrt...
Und im Kampf der Sieger irrt.
Denn der weise Hüter hält
Wache bei der trunknen Welt.

Der „im Kampfe irrende Sieger" ist das poetische Motto dieses ganzen dramatischen Gedichts. Seine Lehre ist der Zuruf an den Sieger: „Besiege dich selbst!" Und diese große Lehre versinnlicht auch das dritte Stück dieser dramatischen Trilogie: „Erich der Weise, oder Erich's Tod", während eine Zusammenstellung der dreifachen Ueberschriften an sich den tragischen Dreiklang: Sieg — Ueberhebung — Buße — vollendet, dessen volltönender Accord „Weisheit" austönt. In diesem Drama nun sehn wir den gefallenen König in seinem Kerker, verhöhnt von Stenbock, entwürdigt von den Schergen Johann's, des Elends Uebermaß christlich-stoisch tragen, seine ringende Vernunft über die Leidenschaft zum Siege einherschreiten, den Wahnsinn abgestreift, für seine Verfolger brüderlich beten, und endlich weise, sanft, versöhnt mit Gott und seiner Welt sterben. Indem er Katharina küßt, haucht er die letzten Worte:

So sucht der Geist
Im Liebeskusse auch sein Heimatland.

Der Chorgesang schweigt, Nemesis hat ihr Werk gethan. Bleich, entstellt, wahnwitzig flieht Johann vor ihm; Verzweiflung treibt ihn in die Arme des Priesters Dominican; er hat seinen Glauben abgeschworen und ruft vernichtet:

Ha, wer mir Glauben auch zum Glauben schenkte.

Auch an ihm ist das Werk der Nemesis vollendet; denn wer stürbe nicht lieber mit Erich, als daß er mit Johann lebte? So hinterläßt dies umfangreiche Gedicht eine reine und tragische Wirkung; es reinigt die Leidenschaft durch Schrecken!

Der Verf. ist größtentheils glücklich in Dem, was er an Kunstzwecken erstrebt. Seine Sprache ist eine wirklich dramatische, prägnant, etwas sententiös, aber immer voll Kern und Kraft. Gegen die Gesetze des Geschmacks verstößt er nur selten, wie II, 246:

Nun, nun, verlier' nur nicht die Tramontane (!)

oder III, 35:

Der zähe Schleim,
In dem die folternde Vergangenheit
Gewickelt schläft, legt sich um euer Herz...

Dagegen ist er reich an blühenden, üppigen Bildern. Seine Lebensbeobachtung ist durchaus achtenswerth; er lehrt dichtend, und verschmäht im dramatischen Wirken alles fremdartige Beiwerk. So erreicht er seine Wirkung und unsere Achtung. Vielleicht hat er Unrecht gethan, diese drei Dramen zusammen erscheinen zu lassen; jedes einzelne würde ihm Ehre gebracht haben und er hätte erlangt, was jetzt so nöthig ist, seinen Namen öfter ertönen zu lassen. Vielleicht hat er auch darin Unrecht, den ganzen tragischen Plan nicht in Ein dramatisches Gedicht zusammengedrängt zu haben. Doch, wie dem auch sei, das wird der Leser aus dieser Anzeige entnehmen, daß er es hier mit einer dramatischen Dichtung von Rang zu thun hat, solcher Art, daß sie unter günstigern Umständen, als die der Zeit sind, den deutschen Markt in Aufregung gebracht haben würde. Doch wer überblickt noch das dramatische Gebiet Deutschlands von Elias Schlegel bis zu dem Verfasser? Wer beherrscht sich selbst noch in diesem erdrückenden Reichthum? Wir können nichts thun, als zu dem Namen des Verf. das Echo „Willkommen!" rufen; denn die Flut reißt uns fort, und zur Liebe für das Werk und den Werkmeister haben wir Deutsche keine Zeit mehr!

(Die Fortsetzung folgt.)

Seufzer aus Oestreich und seinen Provinzen. Leipzig, Literarisches Museum. 1834. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verf. dieses Buches ist ein Mann von Stande, wenigstens hat er sich in Oestreich in vornehmen Kreisen bewegt. Wir vernehmen daher von ihm nicht den schmähenden Ton unserer gewöhnlichen Reisenovellisten und pariser Briefsteller; vielmehr hält er sich in den Schranken einer gewissen Billigkeit; ja, er läßt fast nur Thatsachen sprechen, und äußert tadelndes Raisonnement nur selten und gleichsam unwillkürlich. Nichtsdestoweniger ist dieses Buch eine der schärfsten Beschwerdeschriften, welche jemals gegen Oestreich gerichtet worden sind, und ich stehe nicht an, sie auch eine ungerechte zu nennen, obgleich ich die erzählten Thatsachen wegen ihrer nur allzu großen innern Wahrscheinlichkeit sämmtlich als wahr gelten lasse. Gewöhnlich glauben Diejenigen, welche sich auf Erzählung von Thatsachen beschränken, alle möglichen Anfoderungen der Billigkeit erfüllt zu haben; aber man kann durchaus Wahres erzählen und doch sehr unbillig sein.

Die empörendsten Thatsachen, über welche der Verf. berichtet, werden aus Italien gemeldet, und hier sind nun freilich die Verhältnisse von der unglücklichsten Art. Eine ohnehin zum Mistrauen geneigte Regierung hat hier die triftigsten Gründe, dieser ihrer Lieblingsneigung sich blindlings hinzugeben. Ueberdies bieten sich einer Regierung, welche ein fremdes Land zu verwalten hat, immer verhältnißmäßig schlechte Werkzeuge dar, denn Abenteurer und Wüstlinge haben immer mehr Neigung, ihr Heil in fremden Umgebungen zu versuchen, als ordentliche, tüchtige Männer. Da nun auch der östreichische Beamtenstand so gut wie jeder andere, namentlich der französische, seine demoralisirten Bestandtheile hat, so ist nur allzu erklärlich, daß manche theils untaugliche, theils böswillige Menschen in Italien die Kluft zwischen Regierung und Volk immer weiter aufreißen. Auf diese Umstände nimmt der Verf. keine Rücksicht; er schildert fast so, als wäre die östreichische Regierung ein böser Dämon, welcher zum Spaß alle möglichen Schändlichkeiten verübte, und dies muß man doch ein unbilliges Urtheil nennen, so richtig auch die erzählten Thatsachen sein mögen. Es fehlt dem Verf. aber überhaupt an jener Schärfe und Vielseitigkeit des Geistes, welche befähigt, eine Menge einzelner Thatsachen zu combiniren und ihre wahren Gründe und ihr Verhältniß zueinander zu erforschen. Seine Bemerkungen sind daher oberflächlich, und man sieht, daß er selbst nicht im Stande gewesen ist, sich auch nur in seiner Phantasie und mithin noch weniger auf dem Papiere ein bestimmtes Bild aus denselben zusammenzusetzen. Nichtsdestoweniger ist das Buch für Den, welcher mit östreichischen Verhältnissen schon bekannt ist, lehrreich genug, denn die hier erzählten Thatsachen werden das Bild jener Verhältnisse, welches ein solcher Leser sich bereits gebildet hat, vervollständigen helfen.

Unter allen Misbräuchen, über welche der Verf. berichtet, ist vielleicht die Art und Weise, wie die geheime Policei gehandhabt wird, der allerschädlichste. Zwar sind die Berichte anderer Reisenden, denen weder der Verf. noch meine eigne Erfahrung beistimmen, über die Beschwerden, welche diese Policei Fremden verursache, übertrieben oder ganz erdichtet, und der Reisende wird vielmehr, so lange er sich vernünftig beträgt, gar nicht behelligt; aber auf die Sittlichkeit des Volks, besonders der untern Classen, muß dieses Spionenwesen, dieses gewaltsame Trennen häuslicher und gesellschaftlicher Bande ungemein verderblich wirken.

Wie unbesonnen dagegen der Verf. zuweilen urtheilt, davon mag als Beispiel angeführt werden, daß er eine Verordnung, welche einen Paragraphen des allgemeinen Civilcodex abändert, als einen Frevel betrachtet, und zwar nicht wegen ihres Inhalts, sondern nur, weil sie jenem Paragraphen widerspricht! Ebenso sind die Berichte über gesellige Zustände sehr oberflächlich. Es wird uns zwar genau berichtet, um welche Stunde in vornehmen Häusern zu Mittag gegessen und der Tanz begonnen wird; aber darüber hinaus geht der Verf. nicht, wenn man einige ganz unbestimmte Lobsprüche, als: „Besser kann man sich nicht unterhalten rc.", abrechnet. Eine der entschiedensten durch das ganze Buch hindurchlaufenden Oberflächlichkeiten des Verf. ist es, daß er fortwährend das Volk lobt und die Regierung tadelt, ohne sich im Geringsten um den nothwendigen Zusammenhang zwischen Volk und Regierung zu bekümmern. Er äußert sich ganz so, als wäre es ganz zufällig, daß grade dieses Volk eine solche Regierung habe; und doch liegt die Beziehung zwischen beiden so nahe. Denn dieselben Eigenschaften, welche den Oestreicher und besonders den Wiener als Gesellschafter und etwa auch als Hausvater wohl anstehen, sind es auch, welche es ihm unmöglich machen, ein tüchtiger Beamter zu sein. Wer sich gewöhnt hat, nur die unmittelbarsten Bedürfnisse des Lebens und die Foderungen des Augenblickes zu befriedigen, wird, sobald ihm eine weitere Verantwortlichkeit auferlegt wird, nothwendig ängstlich und peinlich werden. Und auf diese Weise erklärt sich der scheinbar so befremdliche Umstand ganz natürlich, daß dasselbe Volk, welches im Privatleben wegen seiner Unbefangenheit liebenswürdig ist, im öffentlichen Leben der engherzigsten Befangenheit huldigt.

91.

Literarische Notiz.

Den Freunden der Literatur des öffentlichen Rechts, den Staatsdienern sowie allen gebildeten Geschäftsmännern und Abgeordneten der Stände dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß mit dem 1. Mai d. J. in der Verlagshandlung Karl Groos in Heidelberg eine neue Zeitschrift erscheint unter dem Titel: „Der deutsche Schiedsrichter". Das Institut des Schiedsgerichts, worüber soeben in Frankfurt bei Osterrieth eine Abhandlung erschienen ist, hat sie hervorgerufen. Durch sie soll ein Sprechsaal eröffnet werden für die ruhige Prüfung der Verfassungsfragen. Sie soll ein Organ sein für dieses Institut, wodurch die Wissenschaft des öffentlichen Rechts in Deutschland jenen Ausgangspunkt gewinnen wird, der die Dauer eines, der Gesammtheit der deutschen Bundesstaaten nicht widerstrebenden Repräsentationsverhältnisses in allen deutschen Staaten verbürgt, und wodurch der Rechtsweg den Regierungen wie den Ständen geöffnet wird. Die Redaction dieser Zeitschrift, der namhafte Gelehrte ihre Mitwirkung zugesagt, hat der Herausgeber des „Archivs der neuesten Gesetzgebung aller deutschen Staaten" übernommen.

119.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

2. Woldemar, oder der Sturm von Villarosa. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach einer Sage aus Körner's Nachlaß. Frei bearbeitet von Friedrich von Sydow. Leipzig, Fischer und Fuchs. 1834. Gr. 12. 12 Gr.

Nach den einzelnen Zügen dieses Dramas, besonders in seinen ersten Acten, zu urtheilen, versteht sich der Verf. auf die Gesetze, welche die Führung einer dramatischen Fabel ordnen und leiten. Legen wir jedoch den Maßstab des Werdenlassens der tragischen That bei ihm an, so zeigt sich sogleich, daß er die höhern Bedingungen der Tragödie entweder nicht kennt oder nicht zu erreichen vermag. Was finden wir in seinem Stück? Eine Hochzeit, die immer aufgeschoben wird, bis sie der Tod endlich aufhebt. Geht diese Katastrophe aus der Gesinnung der Handelnden hervor? Wächst, reift sie in ihrer Seele zur Nothwendigkeit, zum tragischen Schicksal heran? Keineswegs! Denn ein Gefecht kann niemals die Stelle des tragischen Geschicks vertreten. Der Tod kommt von außen her in die Tragödie, mit Säbel und Pistolen, ja mit Kanonen bewaffnet, und die Nemesis hat nie Kanonen bei sich geführt. Oder soll der übereilte Fluch des Vaters den Knoten lösen? Dieser Zug ist Müllner abgeborgt; aber Müllner gebraucht ihn anders. Ueberhaupt folgt der Verf. Müllner'schen Formeln; aber das kann uns nicht hindern, ihn völlig undramatisch zu nennen. Die That entsteht nicht, sie platzt herein, und eine durch allerhand Willkürlichkeiten aufgehaltene Hochzeit ist an sich keine Tragödie. Was sie dazu machen konnte, Begegnung zwischen Woldemar und Camillo und Reibung ihrer Charaktere gegeneinander, das vermeidet der Verf. vielmehr sorgfältig, im Gefühl vielleicht seines Unvermögens, sie gegeneinander in ein tragisches Spiel zu setzen. Trotz diesem wesentlichen Fehlgriff ist die vorliegende Arbeit beiweitem keine der schlechtesten. Vieles darin ist vielmehr gut und wirksam zugerichtet. Die Scenenfolge ist effectvoll, die aufhaltenden Hindernisse zum Theil gut erfunden, und fehlt es auch gänzlich an eigentlichen Charakteren, deren wechselseitiges Spiel uns anziehen könnte, so ist die Diction doch würdig und die Sprache bisweilen selbst dichterisch. Den Vers baut der Verf. dagegen etwas willkürlich und fällt oft gänzlich — ob mit Absicht oder aus Versehen, bleibt zweifelhaft — aus seiner gesetzmäßigen Construction, z. B. S. 10:

> Ich kehre jubelnd dann zu dir zurück,
> Zum Paradies, zum treuverdienten Glück.
> Wir baun uns Hütten im reizenden Land,
> Du wirst gekrönet als Fürstin der Flur u. s. f.

Uebel gewählte Ausdrücke, wie S. 142:

> Du kalte Hand, erwarm' an meinem Schmerz
> Und stoße mir die Klinge durch das Herz —

und schlechte Verse, wie:

> Und unbedenklich öffnete ich es —

begegnen uns öfters. Das Uebelste am Ganzen ist aber der von Anfang her düstere Ton, die Melancholie aller Handelnden, welche die Hoffnung auf eine heitere Lösung aller Verwickelungen sofort erstickt und damit die Wirkung der Katastrophe von vorn herein zerstört. Auf der Bühne würde das Stück jedoch immerhin von Wirkung sein.

3. Die Verliebten. Schauspiel in drei Aufzügen. Aschaffenburg, Pergay. 1834. 8. 8 Gr.

Wir gedachten in dem Vorwort eines einzelnen Versuches in der Gattung des spanischen und des Shakspeare'schen, des Gozzi'schen phantastischen Lustspiels, es ist dieser, eine Seltenheit, ihrer Art und ihrer Form nach. Schon die Idee eines Dramas in Ottave rime, einer Versform, die seit den Zeiten der „Lucinde" wol nicht mehr auf der Bühne gehört worden ist — es sei denn in Prologen —, erregt Neugier und Erwartung, da an sich wol feststeht, daß ein minder dramatischer Vers als dieser nicht leicht zu erwählen ist. Der Verf. ist ungenannt geblieben; aber daß er sich mit einem ganz besondern dramatischen Schema, eben aus jenen altspanischen, altitalienischen und altenglischen Vorbildern entlehnt, trage, zeigt seine Arbeit. Diese bleibt in den Grenzen eines Versuchs stehen; aber schon der Versuch, unsern tiefgesunkenen Bühnengeschmack durch Pfropfung mit jenen alten, echtpoetischen Reisern zu adeln und zu erhöhen, ist ein achtbarer. Dieser Versuch würde auch viel freier und kunstgemäßer ausgefallen sein, wäre der Verf. nicht grade auf die unglückliche Stanzenform verfallen, die jeder dramatischen Bewegung hindernd in den Weg tritt. Stellt sich der Dichter eine Schwierigkeit zur Besiegung auf — was wir immer aus guten Gründen loben —, so muß ihre Besiegung wenigstens möglich sein; diese aber ist unbesieglich. Das Stück selbst soll den Eigensinn der Liebe versinnlichen und die wahre von der falschen sondern; ein echt Lope'sches Thema. Zu diesem Ende wird die schöne Jucunde mit Verehrern umringt, unter denen Piero ein spaßhafter Geck mit grauen Haaren, Fortimbra ein verliebter Alter, dem zu rechter Zeit das Licht aufgeht, Julius, Eufemio gewöhnliche Liebhaber, Forest ein Bösewicht, und Infortunat ein durch Unglück verschüchterter, hoffnungsloser Liebhaber ist. Den letzten, kaum gesehen, liebt Jucunde, erlöst ihn mit dem treuen Clemens aus der Gruft, in welche ihn Forest verrätherisch begraben hat, und beglückt den Hoffnungslosen, der von nun an Fortunat heißen will. Eine eroberungssüchtige Witwe, Tiberia, Jucundens Mutter, und eine alte Närrin, Lucrezia, Piero's Frau, dienen als Nebenpersonen zur Erheiterung des etwas trüben Stoffes. In dieser ganzen Anlage zeigt sich sowol Ernst als Verständniß; der Verf. hat wirklich ein Kunstziel im Auge, und aufrichtig beklagen wir, daß er es nicht erreicht. Denn, um es ohne Hehl zu sagen, ist etwas vermögend, die Kunst mit der Bühne wiederauszusöhnen, den Zwiespalt zwischen beiden zu lösen, so kann und wird es nur die hier angedeutete Gattung des poetischen Dramas sein. Der verdiente Beifall, den „Donna Diana" und „Das Leben ein Traum" bei

allen wahren Kunstfreunden gefunden haben und finden, dieser dient als gültige Gegenprobe zu unserer Behauptung.

Die Aufgabe selbst wird von dem Verf., wie gesagt, nur sehr unvollkommen gelöst. Die allzu engen rhythmischen Fesseln, welche er sich anlegt, haben auf der andern Seite zu einer unstatthaften Freiheit in der Scenenfolge geführt, nach der die Personen auftreten, sprechen, abtreten, ohne genügendes Motiv, ohne poetische Nothwendigkeit. Daneben bleibt der eigentliche Gang der Fabel ziemlich unklar und schwer zu fassen; hierzu kommt, daß Forest ein zu ernster Verbrecher ist, um hier nicht störend zu wirken, und mehre andere Fehler. Und trotzdem wiegt dies Stück seines wahrhaft-poetischen Inhalts wegen doch ein Dutzend Lebrun'scher Possen und selbst mehre Raupach'sche Komödien auf, die sich von wohlfeilem Witz nähren und mästen. Vorzüglich gut gehalten ist die Ironie im Charakter Piero's, der hier die Stelle des Gracioso vertritt, und dessen Geckenliebe trefflich ausgemalt ist, wie sie zuletzt mit Allem, selbst mit der eignen häßlichen Frau vorlieb nimmt. Beim Anblick von Jucundens und Infortunat's Zärtlichkeit ruft er aus:

> O seltnes Exemplar von Zärtlichkeit!
> Zum ersten Mal fühl' ich mich übertroffen,
> Doch bin ich's nachzuahmen gleich bereit —

und wirft damit ein köstliches Streiflicht auf seinen ganzen Charakter. Die übrigen Masken sind minder klar und durchsichtig; doch erklärt Jucunde in ihrer Schlußrede recht gut die Idee des Stücks:

> Mir selbst hab' ich es niemals eingestanden,
> Wie tief gerührt ich ward von deinem Schmerz,
> Und wie allmälig in noch engern Banden
> Gefesselt lag das mitleidsvolle Herz.
> Wie oft ist wunderbar doch Lieb' entstanden?
> Er — tief im Unglück; sie — in Lust und Scherz.
> O wunderbar — sie glücklich, er — gepeinigt —
> Die größte Trennung ist's, die sie vereinigt.

Irren wir nicht, so hat Gozzi dasselbe Thema bearbeitet; doch wie dem auch sei, der Verf. hat aus dem rechten Quell geschöpft, aus dem der Poesie, und wir würden uns freuen, wenn er öfter und mit freierm Fluge zu dieser Quelle zurückkehrte.

4. Die feindlichen Brüder, oder: Homöopath und Allopath. Possenspiel in drei Aufzügen von Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 16 Gr.

Wir haben Raupach als Lustspieldichter wenigstens ebenso oft gelobt, als wir ihn als Tragöden tadeln mußten. Kein anderer unserer dramatischer Dichter gebietet offenbar über mehr leichten und gefälligen Witz als er. Zwar wiederholt sich das Thema seiner Witze: Policei, Staatsverfassung, Sentimentalität, Kritik, beständig, und wie aus aufgezogenen Schiebfächern entnimmt er stereotype Witzformeln dafür her; doch fehlt es auch nicht an Beobachtung und Feinheit. So ist auch wieder in diesem Possenspiel, dessen Lachstoff eigentlich in zwei Schlafröcken verhüllt liegt, ein Zug enthalten, der der echten Komödie würdig wäre. Es ist die Art und Weise, wie Till, diese unsterbliche Maske Raupach's, das eigentliche Agens des Stückes, die Räthin glauben macht, daß sie Alles erfinde und leite, und er nur ihre Befehle ausführe. Die übrige Zusammenwürflung ist barock und zugleich verbraucht. Daß zwei Personen sich gegenseitig für verrückt halten, ist auf den Bretern oft gesehen, und die Lösung des Knotens ist fast albern zu nennen. Dennoch hält Till das Stück aufrecht durch wirkliche Feinheit und Fittig durch zugkräftige Einfälle. Daß der Verf. aus der Kritik sich nichts macht, wissen wir, zum Ueberfluß läßt er es uns durch Till sagen, Act II, Scene 1: „Ob mein Plan zum Ziele führen, ob mein Lustspiel einen regelrechten Schluß haben wird — das ist die Frage — oder vielmehr das ist nicht die Frage, denn ich frage nichts darnach. Muß denn Alles, was geschieht, zum Ziele führen? Die Gesetzgeber geben täglich Gesetze, ohne zu wissen, ob sie zum Ziele führen werden, und ebenso geht es den Philosophen mit ihren Systemen. Ja, wir Alle miteinander, wir leben Jahr aus, Jahr ein, und machen jedes Jahr ein neues Stück Weltgeschichte, ohne zu wissen, ob die Weltgeschichte jemals zum Ziele führt! Gut!"

5. Maria Tudor. Drama in drei Abtheilungen von Victor Hugo. Uebersetzt von M. Tenelli. Gotha, Müller. 1834. Gr. 12. 16 Gr.

6. Maria Tudor. Drama in drei Tagesräumen von V. Hugo. Aus dem Französischen übersetzt von Th. Hell. Dresden, Arnold. 1834. Gr. 8. 10 Gr.

Victor Hugo und sein Rival Dumas sind schon deshalb außerordentliche Erscheinungen in der dramatischen Welt, weil sie stets eine positive Handlung darstellen und nicht, wie die Mehrzahl deutscher Dramatiker, sich begnügen, zu zeigen, daß etwas nicht geschieht — nämlich eine Hochzeit. Diese negative Handlung, aufgehaltene, verschobene Handlung, die wir oft schon ein Drama nennen hören, ist kaum der Anfang eines solchen. Im Drama soll vor allen Dingen etwas geschehen, etwas werden, nämlich eine That aus der Gesinnung, und diese Foderung erfüllen Hugo und Dumas. Nach dem Was und dem Wie des Geschehenden dürfen wir freilich nicht viel fragen; denn als Antwort auf diese Frage erhalten wir sogleich den ganzen Katalog der Fehlgriffe, in welche diese Dramatiker verfallen. Wir sehen eine Handlung, die gar keiner kunstgemäßen Führung oder Lösung fähig ist, Charaktere auf eine solche Spitze des Aeußersten getrieben, so extrem, so falsch angeschaut, so unbeständig in sich, daß sie der ewigen Tragödie nicht werth sind, oder daß wir nichts aus ihnen lernen, weil sie mit dem Menschen überhaupt kaum eine Analogie haben, Lösungen und Verwickelungen, die uns den gesunden Verstand der Verf. bezweifeln lassen, von ihrem Geschmacke gar nicht zu reden. Im Was und Wie ist also nie Befriedigung bei ihnen anzutreffen; unsere Freude an ihnen, unser Beifall gründet sich nur auf den Umstand, daß überhaupt etwas rasch und kräftig geschieht, heraustritt in die Welt der Erscheinung. Könnte Jemand noch daran zweifeln, auf welchem tiefen kritischen Standpunkt dieser Hugo, der unstreitig etwas von einem Dichter ist, stehe, dem empfehlen wir diese seine Vorrede zu „Maria Tudor" zur Lecture. Es ist nicht möglich, seine Unkunde von dem Wesen der tragischen Gesetzgebung und von der Aufgabe der Tragödie mehr zur Schau zu stellen, als hier mit Worten geschieht, die wie Orakelsprüche klingen und eigentlich Kindereien sind, worüber ein deutscher Kritiker lächeln muß.

Doch es kommt ja hier nicht darauf an, zu wissen, ob Hugo ein Kritiker sei; es fragt sich nur, ob er ein Tragiker sei. Unsere Antwort ist: den materiellen Bedingungen nach, ja; den formellen Bedingungen nach, nein. Wir müßten über mehr Raum verfügen, als uns gegeben ist, wollten wir die Gründe dieses Urtheils hier entwickeln; übrigens haben wir dies in frühern Jahrgängen zum Theil schon gethan und es hier eigentlich nur mit zwei Uebersetzungen zu thun. Die erste von diesen nimmt mehr den Charakter einer Bearbeitung an, da der Uebersetzer es in seiner Weisheit vonnöthen gefunden hat, bisweilen den Personen andere Worte in den Mund zu legen, als sie bei Hugo sagen, und selbst die Rollen zwischen ihnen zu vertauschen, wie beispielsweise am Schluß des fünften Acts geschehen ist, wo Johanna sagt, was der Dichter die Königin sagen läßt u. s. w. Die zweite ist eine treue gelungene Uebersetzung, deren Verf. es weiß, daß es ein mislich Ding um die Einzelcorrectur eines Werkes dieser Art ist.*) Im Uebrigen ist die geschraubte, naturwidrige, seiltänzerische Situation am Schluß dieses Trauerspiels uns wieder ein neuer Beweis, welche fahle Vorstellung Hugo von der Würde der Tragödie nährt; denn ein Zweifel dieser Art — es fragt sich nämlich: welcher ist der Hingerichtete? — wird nur in einem Lustspiel statthaft erscheinen. Des Dichters Streben dabei geht auf Effect; aber selbst dieser gefährliche Dolch wendet sich ihm in der Hand, mit der Spitze gegen ihn selbst, um.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir nennen noch eine dritte Uebersetzung von P. H. Kälb. (Mainz, Kupferberg. 1834. Gr. 12. 10 Gr.) D. Red.

Eine Reise nach Ischia.

Erster Artikel.

Casamicciola, den 22. December 1834.

Andere Leute reisen im Sommer nach Ischia, um daselbst die Heilquellen und Dunstbäder zu gebrauchen; ich reiste dahin vor Weihnachten, blos um diese Quellen und Dunstporen der ausgebrannten Insel zu sehen und, ich glaube es, einem neapolitanischen Platzmajor meine Aufwartung zu machen. Die erste Nacht schlief ich in Puzzuoli, die zweite in Bauli, in der Nähe des Neptuntempels und Nero's sogenannter unterirdischer Bastille, die dritte auf der Insel Procida im Hause eines dicken Griechen, der mich zum Nachtisch orientalische Costume sehen ließ, und diese Nacht in der wohleingerichteten Pension des Abbate Tomaso di Siano zu Casamicciola, worin ich außer meinen beiden Reisegefährten das einzige Exemplar nordländischer Gattung Menschen bin.

Ich habe drei Tage ein recht ascetisches Leben geführt; das heißt: ich habe nichts gegessen als Reis, Brot, Schinken, Salami und Eier, und mit Niemanden verkehrt als Bettlern, alten Weibern, Capucinern, zwei Engländern und drei Eseln, die uns über die Berge trugen. Kartoffeln, Milch, Butter, Ochsen- und Kälberfleisch waren nicht mehr zu haben, und ich muß bemerken, daß wir ganz zuverlässig auch der Eier hätten entbehren und blos mit Salami und Kaffee vorliebnehmen müssen, wenn die faulen Neapolitaner dieselben selber zu legen von der Natur bestimmt worden wären. Der Wein war in Krügen und Bottichen, da Fässer eine Seltenheit sind, verdorben und hatte einen gemischten Geschmack von Birnmost und Muskat —

Wer da noch singen kann: „Con questa nettare al nostro cuore scenda l'amore", der darf nicht sagen, daß er am Rhein geboren und ein Mannwein seine Amme war. Wahrhaftig, ich schäme mich, in eitelm Wort so oft von Lacryma- und Capriwein gedahlt zu haben; der Italiener ist auf seiner jetzigen geringen Stufe der Industrie nicht im Stande, der Rebe Gold zu schätzen und ein Getränk aus Trauben zu bereiten. Besitzt er es da und dort, so hat ein Fremder dazu den Kelterarm geliehen und die Flasche gepfropft.

Wir verließen das antike und moderne Dorf Bauli gegen Abend, nachdem wir des Tages über die in der Nähe belegenen Alterthümer und das todte Meer besehen hatten, und mietheten im Hafen von Misene ein Fischerboot, damit die Fahrt ums Cap herum nach Procida zu wagen. Kein Lüftchen wehte, das Meer kräuselte Wellen wie zur Zeit seiner Schwangerschaft mit der Liebesgöttin, und die Sonne lud uns mit koketter Schamhaftigkeit am Abendhimmel zu einer Brautnacht ein.

Unter solchen Umständen hatte ich mich auch schon gefreut auf die Poesie der Nereiden, auf die Komödie des großen Stiers Jupiter und die zärtlichen nächtlichen Abenteuer Poseidon's, als ich unverhofft durch die Ruderknechte daran verhindert und im Interesse meiner Börse genöthigt wurde, mit ihnen ein Disputatorium über das meno und più zu halten. Sobald die Spitzbuben gemerkt hatten, daß wir Ausländer seien und übersetzen wollten, verlangten sie den dreifachen Preis und schwuren beim heiligen Giuseppe, sie würden keinen Ducato ablassen.

Hätten sie beim heiligen Jannar geschworen, so wäre ich von der Subtraction abgestanden, denn dieser Heilige läßt nicht mit sich spaßen. Ich merkte aber den Pfiff und gewann mein Tagelohn, obwol auf Kosten der Meerpoesie; denn nun sprachen meine Gefährten den ganzen Abend von dem alten Thema der italienischen Diebsgelüste und ließen mich beinahe am äußersten Felsenvorsprung vergessen, daß daselbst der bösgewillte Triton des Aeneas Reisegesellschafter ins Meer warf und dem Vorgebirg seinen Namen hinterließ. Ich sah einen heiligen Nepomuk auf der Stelle prangen.

Nichts vom alten Misene. Man sieht nur den Hafen, der wundersam von Tuffsteinfelsen umgeben und sogar bis zu einer gewissen Oeffnung geschlossen war, nur die Trümmer einiger Fundamente und die Grotte, welche zur Durchstechung des rechten Felsens das Meer von Bajä mit Misene verbindet. Eine andere Grotte im Cap selbst hat das Ansehen eines von den Schiffern dem Neptun geweihten Naturtempels und steht in Verbindung mit dem jenseitigen Ufer. Weithin blickt in die See der alte verlassene, auf dem obern Theil des Berges erbauete und ergrauete Leuchtthurm; es wird kein Feuer mehr darauf unterhalten wie zu Plinius' Zeiten, da hier die Flotte des Mittelmeers stationirt war.

Da über die Größe und Bedeutenheit des alten misenischen Hafens so viel gesprochen worden, so mußte er mir auffallend klein vorkommen, wollte ich nicht das von ihm blos durch eine Erdzunge getrennte Mare morte mit dazu nehmen. Was man jetzt unter Porto Misene begreift, ist nicht halb so groß als der Hafen von Marseille, wogegen die Bucht, die ein wahrscheinlich später hervorgetretener Erddamm auf der andern Seite des Caps abschneidet, ungefähr die doppelte Quadratfläche enthält. Es war an und um diesen See herum, wo sich zufolge der Angabe mehrer Schriftsteller die elysäischen Felder sollen befunden haben.

Als wir von Bauli den Hügel herabgingen, hielt uns eine alte Frau mit einem Körbchen Antiquitäten an. „Vedete", sagte sie, „queste monete sono veramente trovate nella casa di Nero." Es waren bronzene Priape. Ich erhandelte eine kleine Figur von Metall für zwei Carlini und ließ mich dafür noch insbesondere in die obenerwähnten unterirdischen Höhlen führen, die sehr wichtig und interessant sind. Ich glaube nicht, daß man sie ohne Grund für Gefängnisse der Tyrannei ausgibt; sie scheinen es im strengsten und fürchterlichsten Sinne gewesen zu sein. Wer die Burgverließe im alten Schlosse von Baden-Baden gesehen hat, die im Geruch der heiligen Feme standen, kann sich einen kleinen Begriff davon machen. Nachdem man aus einem stattlichen Gewölbe mehre Stiegen abwärts in den Felsen geht, gelangt man in eine Reihe von schmalen Gewölben mit besondern Kämmerlein und endlich in ein sogenanntes Mord- und Folterzimmer. Die Gänge kreuzen sich, und darum hat man das Labyrinth, obwol höchst unrichtigerweise, nach der römischen Piscina Cento Camerelle genannt.

Die Piscina von Misene selbst ist nicht weit davon und war ein kolossaler Wasserbehälter zum Behuf der römischen Flotte. Man muß erröthen, wenn man sieht, wie die Alten sogar imposante Bauwerke, die Hunderttausende kosteten, zur Bestreitung eines einfachen Bedürfnisses verwendeten; keiner modernen Regierung wird es einfallen, ein halbes Hundert Gewölbe anzulegen, um in den Häfen ihres Landes die Schiffe mit trinkbarem Quellwasser zu versehen. Und hierbei ließ es der Consul nicht einmal bewenden; er legte eine Wasserleitung viele Meilen weit an, um den Sabatabach in die Piscina zu leiten, der auf einem andern Berge entspringt.

Wenn das alte Misene auf dem Bergrücken, der den Hafen schirmt, lag, wie angegeben und wahrscheinlich ist, da die alten wie die neuen Italiener gern in der Luft wohnen und freie Aussicht haben, so muß es nur ein kleiner Ort gewesen sein, denn zwei Drittel des Vorgebirges sind unwirthbarer Fels und zu steil zum Anbau. Es ist aber anzunehmen, daß die Stadt den Hafen amphitheatralisch wie den Molo des heutigen Neapels, den Hafen Marseilles und den Genuas umgab und somit sowol die rechts- und linksgelegenen Hügel wie die zwischenliegende durchschnittene Erdzunge füllte, in welchem Falle es kaum eine imposantere Seestadt geben konnte. Alsdann läßt sich auch die Durchstechung des gen Bajä liegenden Felsenarms unterhalb Nero's Palastruinen und Gefängnissen, welche Arbeit man dem Lucull zuschreibt, rechtfertigen und als eine Stadtcommunication erklären.

Da wir uns bei den Grotten und Höhlen und einer schönen modernen Villa am alten Hafen Misenes zum öftern aufhielten, so war es dunkele Nacht geworden, ehe wir die offene See von Procida erreichten, dessen pittoreske Gebirgszinnen dunkelblaue Linien an dem Horizont zogen und das große Gezelt der Sterne unterbrachen. Wir sahen noch den Wiederschein,

das Echo der abschiednehmenden Sonne im Meere und auf den drei Gebirgsreihen, dann trat gänzliche Dunkelheit und des Mondes Sichel an den Himmel.

Wie sehr man sich täuscht in der Beurtheilung der Entfernungen zu Wasser habe ich an diesem Abende wieder erfahren. Die Zeit der Ueberfahrt däuchte uns unendlich, da wir stets die Inseln vor dem Schnabel hatten und die Lichter uns aus allen Häusern des hohen Castells entgegenschimmerten. Schneller gingen die Wogen, schneller die Ruder, aber sie trugen uns erst nach zwei Stunden ans Ufer. In dieser Zeit bewunderten wir das elektrische Blitzen des Elements, das wie Tausende von Johanniswürmchen hinter der Barke flimmerte, und stimmten voll heiterer Laune die Barcarole aus der „Stummen" an, welche die revolutionnairen Fischer von Portici singen.

Ich fragte die Schiffer, ob sie den Gesang nicht kennten? Sie antworteten: nein; aber es müsse ein neapolitanisches Lied sein, das in der Zeit verklungen. Wer weiß, wo es Auber gefischt hat, als er seine Oper componirte? In Neapel darf dieselbe nicht gegeben und nicht einmal eine Nummer daraus fürs Clavier eingeführt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In der Kirche des heiligen Rochus zu Paris hat man eine Votivkapelle gestiftet, die auf das Herrlichste decorirt und mit guten Gemälden geschmückt ist, welche interessante Scenen aus der Julirevolution darstellen.

In Mecheln ist das Originalmanuscript der Chronik von Saint-Baron aus dem 11. Jahrhundert, das man seit 40 Jahren verloren gab, gefunden und von der Regierung für 240 Fr. gekauft worden.

Von dem geistreichen Schriftsteller Felix Dorin ist unter dem Titel: „Geschichte eines Selbstmörders", eine Art psychophysiologischer Roman erschienen, welcher die ergreifendsten und pikantesten Schilderungen enthalten und in einem glänzenden Styl geschrieben sein soll.

In Frankreich hat sich ein Verein für die Erhaltung und Beschreibung historischer Alterthümer gebildet, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, alles National-Alterthümliche, besonders das zeither wenig oder gar nicht Berücksichtigte hervorzuheben und die Kenntniß davon ins größere Publicum zu bringen. Der Verein hat in allen Provinzen des Landes seine Correspondenten und Inspectoren und gibt in einer eigens dazu gegründeten Zeitschrift fortlaufende Berichte über das Wissenswürdige der Archäologie. Bereits sind die ersten Nummern dieses Journals erschienen; sie enthalten: die Statuten der Societät, die Liste der Inspectoren und Correspondenten, und was diese bisher für das Institut geleistet haben; außerdem die Beschreibung der Denkmäler von Poitiers, eine Abhandlung über celtische Alterthümer im Departement der niedern Charente, und einen Beitrag von Schweighäuser in Strasburg über die historischen Denkwürdigkeiten des Rheinufers.

Ludwig Philipp hat der Mutter der im Elend verstorbenen Dichterin Elisa Mercoeur*) unter Versicherung seines Beileids über ihren Verlust 300 Francs einhändigen lassen.

Unter dem Titel: „Voyage d'un exilé" ist in Paris ein Werk des Baron d'Haussez, Exministers Karl X., erschienen, das eine Beschreibung seines unfreiwilligen Aufenthalts in England, Holland, Tirol, am Rhein und in Italien enthält. 130.

*) Vgl. über sie Nr. 86 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 46.)

7. Das böse Haus. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Joseph Freiherrn von Auffenberg. Karlsruhe, Groos. 1834. 8. 18 Gr.

Von diesem, alles Lobes würdigen Drama kann Rec. in Wahrheit sagen, daß es ihm einen Stein vom Herzen gewälzt hat. Auffenberg, sonst einer der Verständigsten und Ideenreichsten unter unsern Dramaturgen, hatte seit einigen Jahren entweder ganz geschwiegen, oder sich in Hervorbringungen gefallen, deren geschmacklose Absonderlichkeit eine mit sich selbst in Krieg gerathene Genialität verkündete. Einmal verirrt, schien er zuletzt aus jeder betretenen Bahn ausweichen zu wollen, und seine letzten Arbeiten, „Alhambra" und „Die Furie von Toledo", verriethen in der That nichts Geringeres als eine gänzliche Verwirrung des Urtheils und des Geschmacks. Wir sahen ihm mit Blicken nach, wie man sie einem mondsüchtigen Freund auf dem Giebel eines Hauses etwa nachschicken mag. Er schien uns verloren — da überrascht, da erfreut er uns plötzlich mit einem wohlgeordneten, charaktervollen, kunstgerechten Drama, feurig in seinem Entwurf, besonnen in seiner Ausführung, gründlich in den Vorstudien, auf denen es beruht, poetisch wie irgend eine seiner frühern Arbeiten. Wie einem Wiedergeborenen rufen wir ihm ein freudiges Willkommen zu. Wem aber, fragen wir, kommt das Verdienst dieser Wiedergeburt zu? Ihm selbst oder vielleicht gar der warnenden, mahnenden Stimme der Kritik?

„Das böse Haus" ist in Wahrheit ein treffliches Drama. Der Held desselben, Ludwig XI. von Frankreich, ist jetzt eine von den beliebten Bühnengestalten. Viele haben ihn zu malen versucht, Franzosen, Engländer und Deutsche; Keinem ist dies Gemälde so gelungen wie dem Verf., denn Auffenberg hat sich nicht gefürchtet, dieser großen schreckenden Gestalt nahe auf den Leib zu gehen und den Menschen in ihr zu enthüllen. Er zeigt uns den blutigen Despoten als liebenden Vater, gemüthlichen Hausgenossen; freilich schaut der Tyrann, der gewaltige Fürst und der gewaltliebende, der furchtbare Feind des Adels, der abergläubig zitternde Despot, mit einem Wort Ludwig XI. aus allen Oeffnungen heraus: aber grade dies — die Doppelnatur oder die doppelte Verstellung — gibt diesem Charakter seine Bedeutung und macht ihn für den dichterischen Gebrauch so kostbar. Auffenberg weiß diesen Charakter, frisch, lebendig ergriffen, in ein wundervolles Spiel zu setzen; denn unter dem Gesichtspunkt des dramatischen Interesses kommen wenige Dramen diesem „Bösen Hause" gleich. Die äußerst glückliche Erfindung ist in der Kürze folgende. Ludwig XI. hat eine Tochter an Graf Aymar von Poitiers vermählt, der das königliche Kind mishandelt, sodaß sie Trost in der Liebe zu einem jungen Edelmann, Georges, suche. Der König erscheint als Gast im Hause des Grafen, in eben dem Augenblick, als Georges und Maria im Liebesgespräch vertieft sind; Georges muß hinter die Platte des Kamins flüchten; der König tafelt, läßt Feuer machen und nöthigt den Ritter so zum Heraustreten aus seinem Versteck. Dieser Zug wird Vielen, um einer neugeschichtlichen Erinnerung willen, glücklich scheinen; uns dünkt er aber deshalb unglücklich: die wahre Kunst kann sich solcher Ereignisse nicht bemeistern, bevor die Zeit sie nicht gewissermaßen geheiligt hat. Georges und Maria, zum Geständniß getrieben, flüchten zu einer Lüge. Des Königs Schatzmeister, Maitre Cornelius, nämlich, der im Nachbarhause wohnt, ist viermal bereits bestohlen und vier seiner Lehrlinge sind im Verdacht hingerichtet worden. Georges, um Marien nahen zu können, ist als Lehrling bei Cornelius eingezogen. Der Verdacht des neuen Raubes fällt nun auf ihn und er selbst bestätigt ihn, um Marien zu retten. Für sie erduldet er den ersten Grad der Folter, indeß fällt der Verdacht auf einen Andern, auf Cornelius' alte Schwester selbst, und Maria, in äußerster Noth, öffnet dem Vater ihr Herz. Der unwürdige Gemahl hat unter andern Mishandlungen ihr Blut vergossen. Bei diesem Gedanken empört sich das Königsblut in Ludwig — sein eignes königliches Blut ist von einem Vasallen vergossen worden! Er nimmt furchtbare Rache an Aymar und löst Maria's Bande. Inzwischen hat der Geizhals Cornelius seine alte Schwester halb erdrosselt, als Georges entdeckt, daß Niemand anders der Dieb seiner Millionen ist als er selbst. Der furchtbare Geizhals ist Nachtwandler, er bestiehlt sich selbst im Schlaf und verscharrt seine Schätze. Diese Lösung des Räthsels, so unwahrscheinlich sie erscheint, ist dennoch möglich. Der König erklärt sich nun zum Eigenthümer der gefundenen Millionen, da sie in einem königlichen Hause eingesargt waren, und will Georges, dem Finder, dem er Marien zum Lohn versprach, mit einem Kästchen voll Gold ablohnen, auf dem Maria's Name steht — ein trefflicher und treffender Zug! Da bringt der Arzt Coictier die Nachricht, daß Olivier Ledaim gestorben sei. Der Tod dieses ehemaligen Lieblings Ludwig's, den er jetzt in einem eisernen Käfig in seinen Zimmern füttern und pflegen läßt, weil er dieselbe Constellation mit ihm hat und nach prophetischem Ausspruch im Tode dem König selbst nur 24 Stunden vorausgeht — ändert die Scene; der König wird sanft und weich — segnet seine Kinder ein und stirbt. Cornelius hat, seiner Schätze beraubt, sich selbst den Tod gegeben. Dieser Erfindung stehen wir nicht an, das Prädicat einer trefflichen zuzubilligen. Sie trägt, hebt und stützt sich in allen ihren Theilen, und verschmilzt sich wirklich zu einer dramatischen That von seltener Rundung und seltener Selbstgnüge. Nichts im Stück liegt außerhalb desselben. Die Charaktere werden und formen sich unter unsern Augen, indem sie zugleich wachsen und größer werden. Ludwig ist hier Alles, was er war oder sein konnte — Despot, wahrer König, furchtbarer Rächer seiner Ehre, Vater, verstellt, zitternd, fein, an Ränken unerschöpflich, weich und mild. Die Scenen im Schloß Aymar's, der Ball in den königlichen Zimmern im Angesicht des eingekäfigten Olivier und die im Thurme, wo der Schatz gefunden wird, sind von

ergreifender Fülle; die Scenen der Liebe sind nicht minder wahr und schön. In dem Ganzen herrscht etwas, das an Hugo's oder Dumas' Schrecknisse erinnert, aber es ist künstlerisch gemildert und durch Wahrheit und Natur verklärt. Die Sprache ist durchhin entweder wirklich poetisch oder doch würdig und angemessen. Von den jüngsten Absonderlichkeiten des Verf. ist kaum eine Spur anzutreffen, und wo wir irgend Mängeln des Ausdrucks begegnen, da werden diese sofort von irgend einer energischen Erfindung, oder einem schönen, unerwarteten Bilde überdeckt. Die Handlung ist von der Art, daß das Interesse an ihr mit jeder Scene wächst, selbst wenn wir auch den wahren Dieb der Dublonen Cornelius' ahnen sollten. Mit einem Wort, wir vermissen nichts an diesem Stück von Dem, was ein gutes Drama macht, denn auch die kleinern, unerwähnt gelassenen Umschwünge der Handlung sind glücklich erfunden und die Nebenpersonen, Coictier, Ballier, Olivier und die Schwester Cornelius' sprechende und treffende Charaktere. So ist z. B. das Verhältniß des Königs zu dem eingefangenen Liebling von höchster Wirkung. Ihm zu Ehren gibt er das Fest, zu dem er Maria und ihren Gemahl mit den Worten einladet:

Auf morgen seid ihr Beide eingeladen
Zu einem Fest, das ich dem Teufel gebe,
Ich meine nämlich dem Olivier.
S'ist morgen der Geburtstag meines Freundes.
Wir müssen den Gefangenen erheitern,
Um jeden Preis. Ich habe viel versucht
Mit ihm. Ich ließ, daß er Bewegung finde,
Ihn — mit dem Käfig — auf zwei Esel heben.
Am Blütenufer der Loire entlang
Durft er des Frühlings Balsamdüfte athmen,
Im Sommer deckte ihn ein Baldachin,
Vier Pagen wehrten ihm die Fliegen ab;
Im Herbste warfen Kinder ihn mit Trauben;
Der Winter nur umdüstert seinen Geist.
So haben wir denn in dem Schlosse selbst
Für ihn auf eine Festlichkeit gesonnen —

und hierauf das Gespräch im dritten Aufzug mit dem zärtlich behandelten Gefangenen selbst. Die Empfindungen, mit denen Ludwig vom Leben Abschied nimmt, sind in schönen Versen edel ausgedrückt.

Vierundzwanzig Stunden noch!
Das Weltreich war ein Traum — wie unser Leben.
Und alle Größe endet in dem Staub ..... —
Und keiner wird mehr kommen, der wie ich
Der Sonnenrosse feur'ge Zügel lenkt,
Der, wie das Meerschiff auf bewegten Wogen,
Hoch überm trüben Strom des Tages schwebt —
Der die Jahrhunderte klar überfliegt,
Weil ihn der Weltgeist an die Sterne zieht.

Zu weitern Proben versagt sich der Raum. Wollen wir nun auch schließlich nicht dafür bürgen, daß eine allerstrengste Kritik nicht manches Einzelne an diesem Drama tadeln könnte (z. B. die bisweilen etwas trivialen Züge im Bilde Cornelius'), so können wir doch dafür einstehen, daß es zu den vorzüglich unterhaltenden gehört, und durch eine reiche, glückliche Erfindung, durch scharfe, individuelle Charakteristik und tüchtige Sprache zu einem wohlwollenden Urtheil auffodert. Ohne alles Bedenken aber stellen wir dies Drama den V. Hugo'schen und Dumas'schen Erzeugnissen von ähnlicher Farbe weit voran.

8. **Die Halbschwester.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. D. **Hoffmann.** Leipzig, Lauffer. 1835. 8. 14 Gr.

Ein weit geringeres Geschick in Erfindung und viel größere Schwierigkeit in Fortführung einer dramatischen Fabel zeigt sich in dieser, doch immer nicht ganz verwerflichen Arbeit. Die Geschichte gehört der Dichtung an, und eine achtsame Befolgung guter Vorbilder, eine gewisse dichterische Stimmung und ein gebildetes Ohr haben dem Verf. mehr als einmal gute Dienste geleistet. Es fehlt in diesem Trauerspiel nicht an einer anziehenden Handlung, nicht an gut entworfenen Charakteren und nicht an wirksamen Scenen; allein das Ganze ist darum, unter dem Gesichtspunkt eines tragischen Kunstwerks, doch nicht minder verfehlt. Was übrig bleibt, spricht höchstens für ein gewisses Talent der Gestaltung gegebenen oder erwählten Stoffes, nicht aber für den Beruf zur tragischen Schöpfung.

Ein Graf Wilhelm ist seiner Gattin Adelheid überdrüssig und liebt ihre Halbschwester Emilie, die ihn durch ihre Sanftmuth ebenso gefesselt hält, als ihn die Gattin durch Heftigkeit zurückstößt. Von vorn herein ist es schon nicht wohlgethan, ein solches Verhältniß durch einen einzelnen Charakterfehler zu motiviren, wenn das Verhältniß selbst auch statthaft wäre. Inzwischen soll Emilie dem alten, aber ehrenwerthen Marchese verlobt werden, welchen ihr Adelheid zum Bräutigam bestimmt hat. Die Sache kommt bis auf einen gewissen Punkt, wo dann der Dichter den tragischen Knoten durch den plötzlichen Tod Emiliens ganz leicht, doch mit unstatthafter Bequemlichkeit löst. Der Tod durch einen Schlagfluß ist Alles in der Welt, nur kein tragisches Motiv. Für den Künstler ist er gar nicht vorhanden; denn alle Kunst ist eine lebendige und hat ihren Quell und ihr Dasein nur im Leben. Wenn wir bedenken wollen, wie leicht es sei zu sterben, so ist der tragische Kampf eine Lächerlichkeit und nichts weiter. Zu einem solchen Lösungsmittel darf die Tragödie daher niemals greifen, wie denn der Tod in ihr nur als höchster Ausdruck einer Empfindung, als Besiegelung und Bürgschaft eines Kampfes, der der wahre Gegenstand der Tragödie ist, erscheinen soll. Eben daher ist auch jede Lösung durch einen Tod, der nicht in der tragischen Handlung selbst sich bedingt oder der von außen her in sie hineingebracht wird, z. B. der Tod in der Schlacht, untragisch, ja unkünstlerisch und in der Tragödie verwerflich — kaum, daß jene Mittelgattung von Drama, die wir das historische Schauspiel nennen, ihn ohne Skrupel zu ihren Zwecken verwenden kann. Jeder, in dem das wahre Bewußtsein der tragischen Gesetzgebung lebendig ist, wird uns in dieser Thesis beipflichten. Abgesehen hiervon, schadet der Verf. aber auch dem Interesse seiner Handlung durch die Art, wie er an sich nicht besonders achtbare Charaktere gegen einander ins Spiel setzt. Die Gräfin mußte schuldloser, der Graf kräftiger, Emilie wahrer und der Marchese scharfsichtiger sein, wenn wir uns wirklich für sie zu tragischem Mitgefühl erheben lassen sollten. Doch die Mittelmäßigkeit aller dieser Personen ist in das Stück selbst übergegangen und prägt ihm nun, trotz einer gewandten Sprache und manches einzelnen guten Zuges, ihren eignen Charakter auf. Am besten fast ist Filippo, eine Nebenperson, welcher die Gräfin schüchtern liebt, aber auch dem Grafen treu ist — während Lantitio, der erklärte Verehrer der Gräfin, fast widerwärtig erscheint. Eben diesem Filippo gelingen auch die besten Verse in diesem Drama, und seine malende Sprache scheint den Ton zu treffen, in dem der Verf. wirklich Ausgezeichnetes zu leisten vermag. In dieser Weise sind auch Emiliens Antworten, auf des Grafen eindringende Fragen, recht gefällig. Was hoffst du, fragt sie der Graf, und Emilie antwortet:

Ich hoffe, aber hoffe nichts Bestimmtes.
Gleichwie der Schwan auf leichtbewegten Wellen,
Wenn er dem Abendlicht entgegenschwimmt,
So wird die Seele ruhend fortgetragen,
So spielt um mich leicht das Zukünftige.

Graf.

Doch siehst du auf die nächsten Stunden nicht?

Emilie.

Ich seh auf sie.

Graf.

Und siehst sie ohne Bangen?

Emilie.

Erwecke nicht die schlafenden Gedanken.

Hier sind die Worte nicht blos zart, wie die ganze Situation denn fein und schön ist, sondern die Empfindung ist auch wahr und völlig naturgetreu gemalt. Grade so mag eine weibliche

Seele, in unheiligen Liebesbanden befangen, fühlen, hoffen und doch nicht nennen können, was. Aber eben diese Unklarheit gilt dem moralischen Sinn für ein Zeichen von der Nähe der Sünde! Was den Verf. betrifft, so muß er sich mit unserer Anerkennung seiner sprachlichen Verdienste begnügen, eine echte Tragödie hat er nicht geschrieben, wenn er sich gleich über den Besitz von mancherlei schätzbaren Anlagen dazu ausgewiesen hat. *) 2.

Eine Reise nach Ischia.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Was ich Ihnen von Procida zu sagen habe, bezieht sich insbesondere auf den classischen Schmuz und die Industrie der Bewohner. So schön und malerisch sich das Eiland von außen, von der See her ausnimmt, so unleidlich, bettelhaft und kränklich erscheint es, wenn man mitten darin, in der Stadt, auf der Höhe und in den Häusern ist. Ich möchte es ein Lazareth armer Leute und ein Magazin schöner Ammen nennen. Die Weiber sind so hübsch wie die Männer häßlich; man erblickt nicht leicht ein Fenster, aus dem nicht ein artiges griechisches ungewaschenes Gesicht sieht. Wenn es Sonntag ist, sieht man auch gewaschene. Ueber andere Kleinigkeiten, wie z. B. Ohnehosen, Ohnemieder und öffentliche Treibjagden des Ungeziefers, das im Springen mit dem besten Ballet wetteifert, muß man sich hinaussetzen. Die Strümpfe sind in diesem Lande ein Luxusartikel und werden aus Frankreich und England verschrieben, mit bleiernen Siegeln und schwarzen königlichen Stempeln bedruckt.

Procida ist ein einziger, bewohnter, vielgezackter Berg im Meere. 14,000 Menschen, sämmtlich Schiffer und Fischer, die wie bekannt griechischen, römischen, neapolitanischen, syrakusischen und saracenischen Ursprungs sind, wohnen darauf in einer Art über den Rücken des Felsen gebaueter Stadt, in schmalen, farbigen Häusern ohne Fenster und Thüren, in den Kaffeegewölben, in den Schenken, auf der Straße, auf dem Markte, in den Kähnen. Sobald wir den Fuß ans Land setzten, umringten uns verschiedene Männer mit spitzigen Tirolerhüten, die aber weder Farbe noch Boden hatten, und kurzen, um die Schulter geworfenen spanischen Mänteln. Die Meisten davon hatten Hosen an, welches ich deutlich sah, da dieselben unterm Knie mit Binsen festgebunden waren. Ich fragte nach ihrem Begehr, und darauf antworteten sie: „Wir sind Steuerleute und wollen Euere Excellenzen nach Ischia fahren, falls es nicht zu spät für heute ist."

Es war aber wirklich zu spät, und ich wollte auch am folgenden Morgen mich ein wenig auf der Insel umsehen und den Nachen auf dem jenseitigen Ufer besteigen, wo eine kleine Felseninsel sich von Procida absonderte und eine interessante Aussicht darbietet. Die Männer waren so gütig, uns wider alles Verlangen ins Schlepptau zu nehmen und unter dem Geschrei: „Una buona locanda, si montra una buonissima locanda!" das Ufer entlang eine schmale, hohe Treppe hinauf in ein Haus zu treiben, das in der That ein wenig dürftiger aussah als das frankfurter Hôtel zum Schwane, wo man für drei Gulden wie ein König lebt. Der Wirth, die Frau Wirthin, ein Capuciner, zwei Kinder und ein Hund und eine Katze hatten einen Kreis geschlossen, um den hier zu Lande höchst achtbaren Kohlenkessel, Brassiero, und es schien ihnen eben nicht angenehm, daß drei fremdländische Abenteuerer sie in ihren Gesprächen unterbrachen.

„Ecco tre forestieri", riefen die beiden Schiffer, die uns brachten, und die übrigen, die uns wieder weiterbringen wollten, „ecco tre —"

„Maledetto cane", war hierauf die Antwort der achtbaren Hausfrau, aber sie galt ihrem Nachbar zu ihren Füßen, der zu bellen anfing und sein kahles Gerippe zu einem Kameelbuckel zusammenzog. „Maledetto — e il vostro servizio, Signori."

Hund, Katze, Capuciner, Ehegespons und die ganze Familie erhoben sich, uns ihre Plätze einzuräumen, doch war ich so höflich, den frommen Pater inständigst um seine Gesellschaft und den Abendsegen zu bitten. Wenn ich unter Italienern bin, vergesse ich niemals meinen Katholicismus.

Sobald ich mich mit den Harpien im castilischen Weltcostume abgefunden hatte, untersuchte ich die Einrichtung unsers Gasthofes, zuvörderst nach Betten und frischer Leinwand mich erkundigend. Die letztere war vorhanden, nebst einem Fremdenbuch, worin ich die Namen von vier Deutschen fand, aber nichts weiter. Der Wirth sagte, er habe alles Mögliche zu essen gehabt, aber es seien des Morgens zwei viaggiatori dagewesen, und die hätten rein aufgefrühstückt. „Das Einzige, was ich Ihnen geben kann, und was auch gewiß sehr gut ist", fügte er hinzu, „ist Schweinsfleisch und Kastanien, nebst einigen Trauben und Feigen. Sofern es Ihnen hernach gefällig ist, hiesige Mädchen in griechischem Costume zu sehen —"

Der Nachsatz ließ den Vordersatz vergessen. Wir fragten alle Drei zugleich: „Was ist das, was soll das: Donne con costumi greci? sono belle le donne di Procida?"

„Sicuro!" war die Antwort. Signori haben nur zu befehlen, so bringe ich Ihnen die schönsten Weibsen des Königreichs, alle angezogen mit großen seidenen Gewändern und Mantelkleidern, mit Stirndiademen und Busenschildern — ma, non si toca!"

„Non toccare? A domani, amico!"

„A domani."

Wir legten uns in einem großen Zimmer zur Ruhe, dessen Balcon aufs Meer ging, nachdem wir uns vorher höchstselbst noch eine Suppe von Wein gekocht hatten. Darauf am andern Morgen sahen wir die Sonne des Vesuvs und die griechischen Costumi. Es steckten wirklich zwei schöne Kinder mit großen schwarzen Augen darin, Beide nicht über 16 Jahre und katholischunschuldig wie die ersten Ursulinerinnen. Ich richtete einige Worte an sie, allein sie konnten nicht mehr griechisch wie ich und antworteten im neapolitanischen Patois: „Siamo poverine fanciulle!" Mit diesen Worten reichten sie ihre Händchen und ließen sich — das Honorar für ihre Vorstellung mit einigem Gliederzucken hineinlegen. Wenn ich mich ordentlich besinne, trug die Mutter Gottes von San-Loretto, als ich sie vor einigen Jahren ansichtig wurde, ein ebenso steifes, mit Goldfranzen verbrämtes Kleid. Es muß die armen Dinger am Gehen hindern.

Aber nun über den Berg nach Ischia und Casamicciola. Ganz Procida ist ein stinkender Fischbottich und das Castell auf dem äußern Vorgebirge nur seewärts ein Gebäude und landwärts eine ausgefressene Muschel. Ich hatte mir Hoffnung gemacht, einige Ruinen des hier gestandenen römischen Palastes zu finden, aber vergeblich; eine Reihe von Arcaden, die auf der Ostseite im Meere stehen, sind alles Antike, das noch am Leben ist. Die vulkanischen Eruptionen des Meers und der Insel Ischia haben das Terrain so um- und eingewühlt, daß nach zuverlässigen Untersuchungen sogar jetzt zwischen beiden Inseln versunkene Häuser liegen. Ein Priester, der sich mit uns einschiffte, hat uns in der Nähe des oberwähnten abgesonderten Inselfelsens, dessen Klippen gleichfalls schief im Meere stehen und einen neuen Purzelbaum drohen, verschiedene weißglitzernde Stellen unterm Wasser gezeigt, die von eben diesen Gebäuden herrühren und viele Klaftern tief liegen. Nach seiner Ueberzeugung verschwanden dieselben mit einem Theil der Insel zur Zeit der großen Eruption des Vulkans von Ischia, Epomeo, im Jahre 1400, wenn nicht schon früher, da derselbe Berg auf einer andern Seite der Insel Lava ausströmte.

Die kleine Insel, von der ich spreche, und an deren Felsen wir dicht vorbeisegelten, führt den Namen Vivaro und besteht aus einem einzigen grotesken Tuffsteinblock voll Borsten, Poren, Löcher und Höhlen. Von fern gleicht sie einem pockennarbigen Riesenkopfe, der das Maul aufmacht. Das Kinn mit der Unterlippe steht im Meere. Sie ist nicht mehr bewohnt, dagegen

*) Der zweite Artikel folgt im Monat April. D. Red.

von Fischern viel besucht, die sich mit Lebensgefahr auf ihre Klippen wagen und daselbst die Angel werfen.*) 129.

Lebensbeschreibungen und Bildnisse Napoleon's, seiner Familie, Verwandten, vertrautesten Marschälle und Generale. Von G. L. Förster. Ronneburg, Weber. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch eins der vielen Bücher, die am besten ungedruckt geblieben wären, denn es zeichnet sich weder durch Neuheit historischer Aufschlüsse noch durch Anmuth oder Geschicklichkeit in der Darstellung aus und scheint daher seinen Ursprung lediglich der Speculation oder Vielschreiberei zu verdanken. Was zuvörderst das Historische anlangt, so hat Hr. Förster hier wie in ähnlichen seiner Compilationen, z. B. in dem Charakterbilde Joseph II., nur die allerbekanntesten Dinge ohne Auswahl der Quellen gegeben und bei der Flüchtigkeit seines Arbeitens manche Fehler und Versehen begangen, deren Verbesserung sich nicht in dem zwei Seiten langen Druckfehlerverzeichnisse findet. Ferner ist Napoleon's reiches, welthistorisches Leben so flüchtig und nachlässig erzählt worden, daß man unmöglich begreift, welchen Beruf Hr. Förster haben konnte, der Geschichtschreiber eines solchen Mannes werden zu wollen. Belege dazu im Großen wie im Kleinen finden sich auf jeder Seite; wir wollen blos die Erzählung von Palm's und Enghien's Hinrichtung, die Beschreibung der Scheidung und neuen Verheirathung des Kaisers, die Schilderung der spanischen Angelegenheiten und die Thronentsetzung Napoleon's im Jahre 1814 hier anführen und bemerken, daß Desair's Tod bei Marengo gar nicht erwähnt ist. Die Darstellung der innern Verwaltung Napoleon's und seines kräftigen Regiments in Frankreich wird gänzlich vermißt. Wie konnte man sie auch von einem Schriftsteller erwarten, der wie Hr. Förster von „Regierungscollegien" (S. 73) unter Napoleon spricht und behauptet, daß unter ihm Volksbildung, Kunst und Wissenschaft auf einer bedeutendern Stufe gestanden hätten als früher (S. 96). Höchst dürftig sind die Schilderungen der einzelnen Mitglieder aus Napoleon's Familie. Hätte sich der Verf. doch nur in den Memoiren Bourrienne's und der Herzogin von Abrantes umgesehen, die ihm doch unmöglich unbekannt geblieben sein konnten. Dasselbe gilt von der Biographie der Marschälle. Ein so arges Gemisch, eine so dürre Nomenclatur ist uns nicht leicht vorgekommen. Und wie viel war hier zu erzählen. Aber nicht einmal der Werth oder Unwerth der einzelnen ist gehörig abgeschätzt, ihr Betragen in Feindesland kaum erwähnt worden, wozu ein deutscher Schriftsteller sehr genügende Veranlassung gehabt hätte. Gedenkt doch der Verf. nicht einmal der spätern Laufbahn des Marschalls Soult als Kriegsminister und Präsident des Ministerraths unter Ludwig Philipp! Dafür ist aber der Mamluk Rustan mit in die Reihe der Biographien aufgenommen, während man die Namen Kleber, Rapp, Savary, Caulaincourt, Bessières vergeblich sucht.

Die im Buche geschilderten Personen haben durch 31 Steindrücke den Lesern versinnlicht werden sollen. Aber dies ist gleichfalls bloße Fabrikarbeit, und vergebens sucht man die charakteristischen Gesichtszüge tüchtiger Kriegsmänner, die Anmuth einer Josephine oder den buhlerischen Liebreiz einer Karoline Bonaparte in diesen Bildern. 14.

Notizen.

Die königliche Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu Rouen hat neulich einen außerordentlichen Preis für das beste Gedicht von wenigstens 150 Versen, auf Boieldieu und die Ehrenbezeigungen, welche Rouen, seine Vaterstadt, dem berühmten Componisten erwiesen hat, ausgesetzt. Zu jenen Ehrenbezeigungen gehört auch, daß man kürzlich (am 13. Nov.) nach einem feierlichen Zuge aus dem Stadthause in die Kathedrale und von da auf den Kirchhof, welcher die Stadt überschaut, das Herz des gefeierten Tonsetzers in einem Denkstein beisetzte, über welchem sich ein prächtiges Grabmal auf Kosten der Stadt erheben wird. Der Preis jenes Gedichts besteht in einem Schmuckkästchen mit drei Probestücken der im J. 1826 geschlagenen Medaille, wie sie Boieldieu damals selbst aus den Händen des Maire der Stadt erhielt, eine von Gold, die andere von Silber, die dritte in Bronze. Auf der Rückseite wird man statt des Stadtwappens einen doppelten Palmenzweig anbringen, auf welchem der Name des Preisempfängers und des Jahres 1835 zu lesen seinwird. Außerdem werden Schmuckkästchen und Medaillen ganz wie die beschaffen sein, welche Boieldieu erhielt. Damals sagte der Künstler zu dem Maire der Stadt: „Mein Herr Maire, man hat mich in Rußland durch unendliche Güte beglückt, aber diese Medaille, welche meine Mitbürger mir bei meinem Leben schlagen lassen, ist eine so große und seltene Ehre, daß ich sie über Alles schätze"; und seine tiefe Empfindung sprach vom Herzen.

Der bisher in Deutschland reisende und auf mehren deutschen Universitäten studirende de la Nourrais reist jetzt im Süden von Frankreich. Er hat von Hammer's „Geschichte der Assassinen" ins Französische übersetzt und theilt jetzt im „Echo de Vaucluse" Reiseerinnerungen aus Deutschland mit, welche sich mit einer für den Ausländer, besonders aber für den französischen Reisenden, ungewöhnlicher Specialkenntniß über Mecklenburg verbreiten. In denselben werden die Küsten des baltischen Meers, die Reise von Lübeck nach Wismar (trostloser Weg), Rostock und seine Universität und Warnemünde besonders geschildert. 115.

Wenn die Holländer mit der Geschichte ihrer Helden auf den Kampfplatz treten könnten, so würden ihre Feinde, nicht blos die Belgier, bald erliegen. Wenige Völker finden in ihren Annalen Proben von solchem spartanischen und echt römischen Heldenmuth, wie wir sie bei den Holländern finden, nur daß sie keine griechische und römische Feder zu ihrem Preise gefunden haben. Zu den größten Zügen mögen folgende gehören. Als in dem Freiheitskriege 1590 70 Niederländer sich in dem untern Raum eines Torfschiffes verborgen hatten, um durch diese List sich der Stadt Breda zu bemächtigen, befand sich unter diesen ein Lieutenant Namens Helt. Ein Katarrh zwang ihn, als sich das Schiff der Stadt näherte, zu husten. Er befürchtete daher, daß er die ganze Kriegslist dadurch verrathen würde, zog seinen Dolch und bat seinen Kameraden, ihm das Herz zu durchstoßen. Doch dieser weigerte sich, und glücklicherweise ließ der Husten nach. — Als sich der ostindische Freibeuter Coringa der Insel Formosa bemächtigt und eine beträchtliche Zahl Christen, unter diesen einen reformirten Geistlichen Namens Hambroek mit Weib und Kindern zu Gefangenen gemacht hatte, das Fort Zeelandia ihm aber noch allein widerstand, schickte er Hambroek zu dem holländischen General, um ihn zur Uebergabe der Festung aufzufodern, wobei dem Geistlichen angekündigt wurde, daß, wofern er nicht wiederkäme, sein Weib und seine Kinder ein Opfer des Todes sein würden; kehre er aber zurück, ohne die Uebergabe des Forts ausgewirkt zu haben, ihm selbst der Kopf abgeschlagen werden solle. Hambroek trat zwar diese Gesandtschaft an, aber blos, um den Commandanten, in dem Vorsatz, sich zu vertheidigen, zu bestärken. Hierauf kehrte er zu Coringa zurück und büßte mit seinem Leben für seinen Patriotismus. 20.

*) Der zweite Artikel folgt im März. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 48. — 17. Februar 1835.

Die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen von der Schulenburg. *)

Erster Artikel.

„Schreibt Denkwürdigkeiten, ihr stillen, fleißigen, zu furchtsamen und zu bescheidenen Germanen", rief Herder schon vor Jahren seinen Landsleuten zu. Und er hatte allerdings ein Recht, sich so zu äußern, da unsere Literatur in dieser Beziehung noch immer hinter der französischen und englischen zurücksteht und Vieles dem oberflächlichen Gerede der Zeitschriftsteller, sowie der Leichtgläubigkeit der Zeitgenossen überlassen bleibt, was die Denkschriften mithandelnder Männer weit vorzüglicher aufgeklärt haben würden. In Frankreich ist es freilich anders. Dort ist kaum ein berühmter Staatsmann oder Feldherr gestorben, so sind auch seine Memoiren schon da, und die oft sonnenklare Unechtheit kümmert das große Publicum nicht, wenn nur den Lieblingsideen der Franzosen und vor Allem ihrer gloire darin der gehörige Weihrauch gestreut wird. Kommt hernach die Unechtheit, sei es durch die Kritik oder durch die Justiz (denn bekanntlich muß auch die letztere helfen) an den Tag, so ist das Uebel einmal geschehen, und handgreifliche Lügen finden in keinem europäischen Lande so hartnäckigen Glauben als in Frankreich. Wir Deutsche sind vorsichtiger, und unsere Stadion, Kaunitz, Cobenzl, Stein, Gentz, Hardenberg sind ohne geschichtlichen Nachlaß aus dem Leben geschieden. Dann haben wir es auch noch nicht bis zu jener Oeffentlichkeit in Rede und Schrift gebracht, die Vielen jetzt als ein besonderer Vorzug des heutigen Frankreichs erscheint. Aber daß unsere Staats- und Geschäftsmänner es ebenfalls verstehen, Memoiren zu schreiben, und zwar nicht blos für den großen Haufen oder das nach politischen Aufklärungen hungerige Publicum, haben Dohm, Herzberg, Gagern und Strombeck bewiesen, denen man recht viele Nachfolger wünschen muß, die freilich nicht, wie Lombard oder Lucchesini, nur Beschönigungen und Entschuldigungen statt selbständiger Denkwürdigkeiten hinterlassen dürfen.

*) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erbherrn auf Emden und Delitz, Feldmarschalls in Diensten der Republik Venedig. Aus Originalquellen bearbeitet. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann. 1834. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Auch an militairischen Denkwürdigkeiten sind wir in Deutschland nicht allzu reich. Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges treten hier fast allein Fouqué's Memoiren hervor; aus den frühern Jahren die des Generals Dohna; für spätere Zeiten haben Massenbach und Valentini interessante Beiträge geliefert. Schill's Zug ist von Haken nach Originalpapieren geschildert; die sächsischen Kriege unter Napoleon haben an Funck und Odeleben kenntnißreiche Geschichtschreiber gefunden. Außerdem hat Prokesch das Leben des Fürsten Schwarzenberg aus den besten Quellen und eigner Beobachtung geschildert; ein Ungenannter das Leben des General Scharnhorst; Varnhagen von Ense aber mit großer Gewandtheit die Biographien Dörflinger's, des Fürsten Leopold von Dessau, des Fürsten Blücher und des Generals Seydlitz aus Originalpapieren, und das Leben Blücher's zum Theil aus seiner eignen Wissenschaft dargestellt. Dasselbe gilt auch von seinem Aufsatze über das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris im Jahr 1810 (in Raumer's „Historischem Taschenbuche", 1833), dessen geistreiche Lebendigkeit die Befähigung seines Verfassers zu solchen Arbeiten ganz besonders beweist. Die vortrefflichen Schriften des Erzherzogs Karl, der Generale Müffling und Clausewitz sind mehr für den Militair von Fach, als für den nach Belehrung strebenden Dilettanten verfaßt.

In einem gewissen Grade gilt das Letztere auch von den uns vorliegenden Denkwürdigkeiten des Grafen Schulenburg. Der Feldmarschall Johann Matthias von der Schulenburg (geb. am 8. August 1661, gest. am 14. März 1747) gehört zu den ausgezeichneten Feldherrn des 18. Jahrhunderts durch große Entschlossenheit, Ausdauer und ein sehr ausgebildetes militairisches Talent, das er in seinen Feldzügen in Polen und Sachsen, in Italien, Deutschland und Flandern und bei der Vertheidigung der Insel Korfu gezeigt hat. Dabei ist er eine durchaus edle Natur und in jeder seiner Beziehungen, deren er zum Auslande so viele gehabt hat, echt deutsch gesinnt. Um so mehr verdiente dieser Feldherr einen Ehrenplatz in der Reihe der „Biographischen Denkmale" zu erhalten, die Varnhagen von Ense tüchtigen Kriegshelden errichtet hat, und man muß sich in der That wundern, wie die im ersten Bande der genannten Schrift (Berlin 1824) befindliche Biographie dem gegenwärtigen Herausgeber der Schulen-

burg'schen Denkwürdigkeiten ganz unbekannt geblieben, wenigstens nirgend von ihm erwähnt worden ist. Was Varnhagen am Schlusse seiner Biographie (S. 282) bedauernd erwähnt, daß der so reiche handschriftliche Nachlaß Schulenburg's unstreitig verloren gegangen sei oder irgendwo verborgen liege, das wird nun durch die gegenwärtigen Denkwürdigkeiten genügend ersetzt. Denn der uns unbekannte Herausgeber derselben (der allem Anschein nach den höhern Ständen der Gesellschaft angehört) hat sehr viele ungedruckte Materialien zu benutzen Gelegenheit gehabt, die sich theils in den Schulenburg'schen Schlössern zu Delitz an der Saale, zu Wolfsburg und zu Emden (bei Magdeburg), theils in neun Bänden des kaiserlich östreichischen Archivio diplomatico in Mailand befinden. Diese enthalten nun Briefe des Feldmarschalls an seine Familie, an Fürsten, Staatsmänner, Generale der damaligen Zeit, andere Briefe, die von Fürsten und Staatsmännern an ihn gerichtet sind, und besonders einen großen Schatz von Originalberichten Schulenburg's über die denkwürdigsten Theile seines militairischen Lebens. Diese Materialien hat der Herausgeber in zwei Bänden (die zusammen fast 900 Seiten stark sind) im vorigen Jahre zu Leipzig erscheinen lassen. Eine große Vorliebe für die Thaten des Feldmarschalls ist allerdings überall wahrzunehmen, doch artet sie nie in Parteilichkeit aus, was dem Herausgeber auch nicht einmal gut möglich war, da Schulenburg (wo er selbst redet) sich mit so großer Offenheit über verlorene Schlachten oder mislungene Unternehmungen äußert. Manche werden vielleicht finden wollen, daß diese Bewunderung seines Helden den Herausgeber zu ausführlich, zu wortreich gemacht hat. Diesen können wir indeß nicht beistimmen. Es ist das Vorrecht der Memoiren, sich einen eigenthümlichen Charakter zu bewahren, Manches, was anscheinend unbedeutend ist, ausführlich zu erzählen, bei einzelnen Schilderungen länger zu verweilen und den Leser nicht zu schnell über Jahrzehnde hinwegzuführen, die dem Verf. der Memoiren nicht so kurz vorkamen als uns, die wir gewohnt sind einen solchen Zeitraum oft auf wenigen Seiten zu durchblättern. Auch in dieser Beziehung haben Dohm's Denkwürdigkeiten für uns stets einen besondern Reiz gehabt. Außerdem ist zu bedenken, daß man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht so velociferisch (um mit Göthe zu reden) lebte als in den ersten 20 Jahren des 19. Jahrhunderts. Der Herausgeber hätte allerdings Manches streichen können, aber wozu hätte es geholfen, den Briefen und Berichten eines verdienten, wissenschaftlich gebildeten Kriegsmannes einen Theil ihrer Eigenthümlichkeit zu entziehen? Ueberdies erfodert der Abdruck von Documenten auch eine diplomatische Genauigkeit. Endlich kommt diese Ausführlichkeit, die wir, wie bereits erinnert ist, dem Herausgeber keineswegs zur Last legen, auf Rechnung eines englischen Musters, der von Coxe verfaßten Biographie Marlborough's, die vom Herausgeber bei seiner eignen Darstellung überall, auch in der Anordnung der Materialien, zum Muster genommen worden ist. Mit Recht hat die Ausführlichkeit dieser Biographie, die freilich an Interesse, wie auch vom Verf. anerkannt wird, weit über der seinigen des Grafen Schulenburg steht, allgemeine Anerkennung gefunden.

Uebrigens hat der Herausgeber die Mühe nicht gescheut, von Zeit zu Zeit einen Ueberblick der geschichtlichen Ereignisse, welche grade während des Lebens seines Helden stattfanden, der Erzählung selbst voranzuschicken, auch durch Anführung von Hülfsmitteln und Karten und durch die Hinzufügung von Schlachtplänen den Lesern auf jede Weise nützlich zu werden gesucht. Das Letztere, wie auch einzelne Stellen im Buche selbst, könnte leicht in dem Herausgeber einen höhern Offizier errathen lassen. Endlich gedenken wir noch der vielen genealogischen Nachweisungen über sächsische, östreichische und italienische Familien von Adel, besonders über die damals lebenden Mitglieder der gräflich Schulenburg'schen Familie, die mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit zusammengestellt sind. Die von Bose, von Alvensleben, von Flemming, von Vitzthum, von Königsegg, von Seckendorff, von Wackerbarth, von Sinzendorf u. A. finden hier ausführliche Notizen über die bedeutenden Männer jener Zeit, die ihren Familien angehört haben.

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen von Georg Döring. Vier Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. Gr. 16. 5 Thlr. 8 Gr.

Des nunmehr dahingegangenen Verf. Erzählertalent ist zu allgemein gekannt und geschätzt, als daß wir uns hier darauf einlassen sollten, das lesende Publicum weitläufig darauf aufmerksam zu machen. Indessen finden wir es doch angemessen, um der speciellen Kritik der vorliegenden Erzählungen eine allgemeine Basis zu geben, daß wir einige Worte über Dasjenige sagen, was den Verf. unserer Meinung nach vor Andern zu charakterisiren scheint. Er liebt es, seinen Erzählungen gewissermaßen ein historisches Colorit zu geben, wenngleich dasselbe durch den Stoff nicht immer bedingt wird. So hat er namentlich eine Vorliebe etwa für den Beginn oder Anfang des 18. Jahrhunderts, wo er deutsche Ehrenfestigkeit, Bürgerthum, Häuslichkeit und Religiosität der Frauen hervorhebend schildern kann und sie in Gegensatz bringen zu der Sittenverderbniß höherer Stände fremder Nationen, die in der sogenannten Cultur dem redlichen Deutschland weit vorauszusein meinten. Gleichermaßen schildert er gern ganz besondere, durch irgend eine bestimmte Idee durchweg ausgeprägte Charaktere, die uns gleich von vornherein als seltsame, gewöhnlich unheimliche Gestalten, die eine Gattung des Wunderbaren in den gewöhnlichen Lauf der Dinge mischen sollen, entgegentreten. Leider können wir nicht sagen, daß es dem Dichter mit diesen Figuren ebenso glückt wie mit der Färbung der Localität und Ereignisse durch historische Pigmente. Nicht selten nämlich sind diese seine Charaktere rein gemachte Begriffe, denen die Lebenswahrheit bei näherer Prüfung fehlt. Dieser Mangel ist vielen neuern Schriftstellern, welche sich, wenn wir so sagen dürfen, in englische Moden kleiden, eigen; sie cariкiren, wo sie charakterisiren wollen. Zum Schluß endlich, um Das, was Georg Döring als Romanschriftsteller und Novellisten individualisirt, zu vollenden, müssen wir es als eine Eigenschaft, die ziemlich allgemein durch seine Erzählungen hindurchgeht, angeben, daß er sie sehr reichhaltig aus Begebenheiten zusammensetzt, die zwar, geschickt in der Erfindung, im ersten Augenblick überraschen, aber doch oft mit großer Willkür zusammengesetzt sind, sodaß sie, ähnlich wie seine scharf hervortretenden Charaktere, nicht selten der echten künst-

lerischen, d. h. der innern Wahrheit entbehren. Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen gehen wir zu dem Inhalt der vorliegenden vier Bändchen über, nicht mit der Absicht, auf jede Erzählung näher einzugehen, sondern nur mit der, das Wichtigste und was uns zunächst zu kritischen Bemerkungen im tadelnden oder anerkennenden Sinne Gelegenheit gibt, hervorzuheben. Der erste Theil enthält zwei Erzählungen, „Die schöne Unglückliche" und „Die Spieler".

„Die schöne Unglückliche." Diese Erzählung ist gewissermaßen ein Typus für des Verf. am meisten beliebte Betrachtungsweisen und Eigenschaften. Denn grade sie enthält alle die charakteristischen Züge, welche wir aber freilich mehr nach unserer allgemeinen Kenntniß von den Werken des Verf., als speciell nach den vorliegenden Erzählungen angegeben haben. Der Boden der in Rede stehenden Novelle ist halb Deutschland, halb Italien. Der Zeitpunkt, in welchem sie spielt, liegt etwa um ein Jahrhundert hinter uns. Daher sehen wir in dem alten Chirurgus Meister Lüdger, in dem Syndikus, dem Bürgermeister und andern Figuren der deutschen Reichsstadt ehrsame oder deutsch-humoristische Charaktere auftreten. Den Gegensatz zu diesen bilden der italienische Marquis Perfetti und dessen krankhafter Sohn, sowie auch die unbekannte Schöne, von welcher die Erzählung den Namen leiht. Waren auf solche Weise deutsche Rechtlichkeit, Treue, Muth, Innigkeit italienischer Verderbtheit und rasender Leidenschaftlichkeit schroff gegenübergestellt und dadurch zwei jener Lieblingsneigungen des Schriftstellers vertreten, nämlich die, historisch zu coloriren und unheimliche Charaktere, halb nach Walter Scott, halb nach Hoffmann gebildet, auftreten zu lassen, so fehlt uns auch die dritte Eigenschaft nicht, ein complicirtes Gewebe von Ereignissen hinzustellen, dessen Fäden nicht immer nach einem weisen Kunstgesetz angeknüpft und geführt sind, sondern die nicht selten ziemlich willkürlich abreißen. Dahin gehört in dieser Erzählung namentlich der mehr als seltsame, gesucht, aber deshalb verfehlt, wunderbare Anfang, der uns in Hoffmann'scher Weise mit grauenden Geheimnissen zu erschüttern bemüht ist, aber wegen zu roh aufgetragener Farben es nicht vermag. Fast geht es mit den Wundern dieser Erzählung wie mit denen der Miß Anna Radcliff, oder denen aus Wagner's Gespenstergeschichten, indem sie sich zu sehr in materielle Ursachen anflösen, um nicht nach der Enthüllung abgestanden und schal zu erscheinen. Wo sich dagegen der Dichter mit naturwahren Gestalten beschäftigt, wie sein Meister Lüdger, sein Andreas Eidisch, dessen verlobte Braut Gretchen, da gelingt es ihm, oft sogar mit wenigen Strichen, ein klares, anmuthiges Bild hinzustellen, dessen innere Treue und Wahrheit wir in tiefster Seele empfinden. Auffallenderweise zeigen sich Verirrung und Talent des Dichters bisweilen in derselben Aufgabe; so ist z. B. seine Angelika (diesen Namen legt er der Heldin der Geschichte, der schönen Unglücklichen, bei) eine anmuthige, klar vor Augen tretende Gestalt, so lange er sie uns im hellen Sonnenschein der Wirklichkeit zeigt. Wo er aber das dämmernde Mondlicht des Wunderbaren auf sie fallen läßt, wird sie trotz aller Mühe, ihr ein dichterisches Leben zu verleihen, zu einem hohlen Begriff, zu einem wesenlosen Schattenbilde, welches gar keinen Einfluß auf uns zu üben vermag, und wobei wir immer ausrufen möchten: „Quae mihi sic ostendis incredulus odi." Ebenso unbefriedigt läßt uns die Verkettung in den Ereignissen bei dieser Erzählung, wiewol uns einzelne Momente lebhaften Antheil abgewinnen und einige Motive auch sehr geschickt angelegt sind. Es ist z. B. ein glücklicher Gedanke, daß Meister Lüdger den Vater Angelika's, den nichtswürdigen Doctor Treffel, gekannt hat. Andererseits aber kann man keinen stärkern deus ex machina aufstellen als die so stets zur rechten Zeit eintretenden Todesfälle, ohne die der ganze Gang der Erzählung gehemmt, wenigstens die Mystik derselben völlig verloren sein würde. So muß Doctor Treffel nach der unnatürlichsten That eine ebenso unnatürlich schnelle Reue empfinden und auch sofort den Hals brechen, nur damit wir nicht erfahren können, wem er seine Tochter verkauft hat; gleichermaßen stürzt sich der junge Perfetti ebenso a tempo ins Wasser, und der alte fällt vom Schlage gerührt mit dem Kopfe hinein, sodaß er ebenso leicht in der Waschschüssel hätte ertrinken können. Aehnliche Dinge, deren Willkürlichkeit das Entsetzliche nicht selten zum Nachbar des Lächerlichen macht, finden wir in den meisten übrigen Erzählungen des Verf., und wir haben uns bei dieser ersten nur deshalb so ausführlich verweilt, weil wir in ihr einen Typus, der den Dichter überhaupt charakterisirt, mehr als in irgend einer andern erblicken. Daß sie uns, trotz aller Ausstellungen daran, lebhaft anzieht, wollen wir hier schließlich wiederholt aussprechen.

Die nächstfolgende Erzählung ist „Die Spieler" genannt. Sie ist nicht so willkürlich in der Composition wie die erste, aber noch schroffer in der Katastrophe. Die furchtbare Leidenschaft des Spiels würde uns aber ungleich mächtiger erschüttern, wenn sie nicht über die Grenzen des Glaublichen, ja des Möglichen hinaus geschildert wäre, und daher, wie dies gar nicht anders sein kann, wo einmal Irrationalitäten eintreten, auch eine Menge von Inconsequenzen mit sich führt. So begeht z. B. der Hauptspieler Major Warno darin eine große Inconsequenz, daß ihm, der vor unsern Augen viel nichtswürdigere Verbrechen begeht als der Mord aus Leidenschaft, grade diese That allein Gewissensbisse und furchtbare Erschütterungen verursacht, während seine ganze Lebensgeschichte eine Kette von abscheulichern Handlungen und gräßlichern Vorfällen bildet.

Ueber die fernern Erzählungen wollen wir nur mit einigen Worten andeutend hinweggehen. „Die Italiener" sind offenbar eine interessante Novelle, nur ebenfalls wieder mit zu unglaublichen innern Unwahrscheinlichkeiten erfüllt; dabei hat die Erzählung den Mangel, daß man das Hauptgewebe der Verwickelungen gleich vom Anfange an durchsieht. Die Kunstschilderungen sind mitunter sehr glücklich in dieser Novelle, wiewol etwas überspannt, wie denn überhaupt mehr Phantasie als begründete Ansicht bei dem Verf. vorwaltet. — „Das Opfer der Ehre." Eigentlich nur eine Anekdote, welcher der Verf. einige Ausdehnung gegeben hat, indem er bei der Schilderung der Charaktere einigermaßen ausführlicher zu Werke gegangen ist. Leider ist auch diese Erzählung, welcher offenbar die Verrätherei des berüchtigten Warkotsch gegen Friedrich den Großen (nur daß die Verhältnisse umgekehrt sind) zum Grunde liegt, auf eine solche innere Unwahrscheinlichkeit gegründet, daß sie dadurch für uns allen Reiz verliert. Wir wollen dem Leser die Entscheidung überlassen. Ein junger Offizier befindet sich im Hause eines schlesischen Barons, welcher für Geld die Oestreicher an die Preußen verräth. Die Tochter des Barons, Hedwig, hat diesen Verrath entdeckt und hegt deshalb innerlich den tiefsten Unwillen, ja fast Verachtung gegen ihren Vater. Der junge preußische Offizier ist Ueberbringer einer Depesche gewesen, deren Inhalt er gar nicht kennt. Hedwig, die ihn anfangs ungemein ausgezeichnet hat, entdeckt dies und behandelt ihn von nun an mit der größten Kälte und Verachtung als einen Ehrlosen. Dies möchte noch hingehen, wiewol Niemand Den für ehrlos halten wird, der im Dienste seines Vaterlandes die Berichte eines Spions an seinen Chef befördert, denn sonst wäre freilich der Chef und noch mehr der König selbst ehrlos zu nennen. Plötzlich kommt die Nachricht, das Schloß sei umringt von den Oestreichern, die den Baron gefangen nehmen wollten. Er selbst gibt sich nicht verloren, erklärt aber den Offizier für verloren, wenn man ihn findet, und beauftragt daher seine Tochter, ihn in dem Grabgewölbe, wohin man seltsamerweise durch allerlei Tapetenthüren und verborgene Treppen gelangt, zu verbergen. Der Offizier, welcher von dem ganzen Spionwesen nichts ahnet, folgt, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Hedwig rettet ihn, zeigt ihm aber fortwährend Verachtung; jetzt kann er nicht länger an sich halten. Er fragt, warum ihm, anfangs so wohl empfangen, jetzt so schnöde begegnet werde. Sie erklärt, einen Spion müsse sie verachten. Und was thut auf dieses Wort der tapfere preußische Offizier? Er fällt in Ohnmacht. Man sollte es nicht glauben, daß ein

Schriftsteller sich so weit verirren kann; aber es ist wahr. Statt das schöne 17jährige Mädchen bei der Hand zu ergreifen, sie festzuhalten, ihr zu betheuern, daß er unschuldig sei, steht er wie vom Donner gerührt, läßt sie mit dem Ausdruck der Verachtung, die sie ihm zeigt, hinweggehen und sinkt in Ohnmacht. Am andern Morgen findet man ihn im hitzigen Fieber; kurz, er wird wahnsinnig über seine verlorene Ehre. In der That, ein nervenschwacher Held und noch dazu von den allerverkehrtesten Begriffen von Ehre. Daß er nachher durch die Ehrenerklärung der besserbelehrten Hedwig zur Besinnung kommt, wollen wir, als natürlich, durchaus nicht angreifen. Die Basis der Erzählung ist indessen so rein unvernünftig und unwahrscheinlich, daß wir es uns nicht versagen konnten, dieses Beispiel zur Rechtfertigung unserer allgemein aufgestellten Behauptungen näher anzuführen.

Desto kürzer wollen wir jetzt in Betreff der übrigen Erzählungen sein. Die beiden ausgeführten Novellen des vierten Theils haben das Gute und Uebele, was man von des Verf. Arbeiten aussagen muß. Die historische Farbe in den „Römischen Wett- und Liebeshändeln" ist glücklich getroffen, sowie uns denn überhaupt das Historische beim Dichter sehr zusagt. Es ist derjenige Boden, auf dem man am festesten steht. „Das Opfer", eine Erzählung desselben Theils, ist voll einzeln schöner Züge, und wer die nähere Lebensgeschichte des Dichters kennt, wird sie in Beziehung auf den Somnambulismus, der darin geschildert wird, in sehr nahe rührende Beziehungen zu seinen persönlichen Schicksalen bringen müssen. Deshalb mag die Novelle für ihn die beste sein, ohne seine Leser auf gleiche Weise zu berühren. Was uns betrifft, so sagen uns die Erzählungen des dritten Theils, den wir deshalb absichtlich bis zuletzt gelassen, am meisten zu. „Der junge Gelehrte" ist eine artige psychologische, sehr gut erzählte Anekdote, der wir unsern vollen Beifall schenken. Noch viel höher aber steht uns die in der That sehr schöne Erzählung „Die Enkel", welche trotz mancher nach der Weise des Dichters viel zu schroff hingestellten Charaktere dennoch von erschütternder Wirkung ist. Sein Talent, der Erzählung ein historisches Colorit, besonders aus dem vorigen Jahrhundert zu geben, hat hier in der berühmten Reichsstadt Augsburg und in den Sitten ihrer reichen Patricier ein weites dankbares Feld vor sich. Die Ereignisse, wie erschütternd sie sind, sind doch nicht unnatürlich, obwol der Dichter dieselben Folgen durch minder schroffe und innerlich unwahre Charaktere hätte erreichen können. Trotz dieses Mangels aber fesselt die Erzählung ihrer geschickten Führung wegen ganz ungemein, und wir müssen ihr vor allen die Krone aufsetzen.

Der Dichter dieser anziehenden, wenngleich in mancher Hinsicht nicht von uns gebilligten Novellen ist unlängst hinübergegangen. Grade deshalb aber hielten wir es für Pflicht, unsere volle Ueberzeugung über ihn auszusprechen, denn wir glauben, daß auch für seine nachgebliebenen Freunde die Anerkennung des Schönen und Guten nur dann Werth haben kann, wenn man aus der Erkennung der Schwächen sieht, daß das Lob aus aufrichtiger Seele kommt. Ob Wahrheitsliebe und Wahrheit bei unserm Urtheil Hand in Hand gegangen sind, das müssen wir freilich der öffentlichen Stimme der Leser anheimstellen, die auch die Kritik wieder vor das kritische Forum zieht. 13.

Notizen.

Literarische Plusmacherei.

In Nr. 2 d. Bl., bei Gelegenheit der vom Prof. Julius Schütz, als Vorläuferin der Darstellung des Lebens und Verdienstes seines Vaters herausgegebenen Sammlung von Briefen Anderer an denselben, ist mit Recht über die unbefugte Bekanntmachung solcher Briefe, ohne vorgängige Befragung der Briefschreiber oder deren Erben geklagt worden. Die Klage ist im Allgemeinen gar nicht neu; aber ebendarum verdiente die Sache selbst endlich einmal dergestalt erledigt und festgestellt zu werden. Man kann nur wünschen, daß solche Stimmen, wie die des Hofraths Böttiger in Betreff jener Schütz'schen Briefsammlung, in dem „Literarischen Notizenblatte" Nr. 2 zur diesjährigen „Abendzeitung" sich recht oft wiederholen und auf diese Weise die Frage zur Entscheidung bringen möchten. Auch Das selbst, was der bei jener Sammlung allerdings persönlich betheiligte Hofr. Böttiger über diese literarische Plusmacherei sagt, möchte allseitig beherzigt werden, besonders in Betreff Dessen, was er über die beabsichtigte Bekanntmachung der Knebel'schen Correspondenz von seiner Seite nicht ohne eine energische Protestation gegen unbefugte Bekanntmachung seiner eignen Briefe, ohne vorherige Befragung ausspricht. Er erklärt eine solche Bekanntmachung als einen „förmlichen Treubruch gegen den Todten (v. Knebel) und gegen sich, den Lebenden", mit dem Zusatze, daß er, wenn er dennoch begangen werden sollte, „seine Anklage vor's ganze ehrliebende Publicum zu bringen nicht ermangeln werde".

Briefwechsel zwischen Joseph II. und Clemens Wenzel, Kurfürsten von Trier.

Nach einer französischen, gegenwärtig sehr seltenen Urschrift: „Correspondance entre S. Maj. l'empereur Joseph II et S. A. R. l'electeur de Trèves, touchant les édits impériaux en matière de religion" (Philadelphia 1782) werden in Illgen's „Zeitschrift für die historische Theologie" (1834, IV, 1) vier interessante Briefe beider genannten Männer, aus dem J. 1781, zweckmäßig vom Consistorialrathe Mohnike zu Stralsund eingeleitet und sowol im französischen Originale als in einer Verdeutschung mitgetheilt. Da sie ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Reformationshandlungen des Kaisers, überhaupt als Denkmale jener Zeit und zur Charakteristik der dabei interessirten Personen von Bedeutung sind, und da auch ihre Echtheit theils mit äußern Gründen, theils aber besonders durch den ganzen, in den Briefen herrschenden Ton dargethan ist, so ist es wol nicht unpassend, auch hier auf diesen Briefwechsel in der Kürze aufmerksam zu machen. Namentlich ist die Offenheit, mit der sich Joseph II. über gewisse hierarchische Einwürfe des Kurfürsten wider einige seiner Anordnungen erklärt, ebenso ehrenvoll für den Charakter des Kaisers, als auch der kräftige, etwas sarkastische Ton seiner Briefe, jenen zudringlichen Anmuthungen gegenüber, ihn trefflich charakterisirt. So schließt Joseph II. den ersten seiner Briefe mit folgenden Worten: „Ich schmeichle mir, daß wir Beide den graden Weg gehen, um zur Seligkeit zu gelangen, indem wir die Pflichten der Stellung erfüllen, in welcher wir uns nach dem Willen der Vorsehung befinden, und indem wir Demjenigen Ehre machen, deß Brot wir essen. Sie essen das der Kirche, und daher widerstreben Sie einer jeden Neuerung; ich esse das des Staats, und daher vertheidige ich seine Rechte oder nehme für ihn diejenigen in Anspruch, die ihm ursprünglich und von Rechtswegen gebühren." Und hierin liegt zugleich das Geheimniß aller Kämpfe zwischen Staat und Kirche, zwischen weltlicher und geistlicher Macht, die seit Konstantin dem Großen die Staaten und die Kirche erschüttert haben. Aber die Lösung selbst ist auch heutzutage noch nicht gefunden. 17.

Aus einem Verzeichniß der 1834 in Holland herausgekommenen nichtpolitischen Zeitschriften war deren Gesammtzahl 48; davon erschienen drei Viertel monatlich, die andern in kürzern Fristen. Der Theologie waren 3, der Jurisprudenz 2, den mathematischen und Naturwissenschaften 6, der Münzkunde 1, der Kenntniß von Ostindien 1, und den Kriegswissenschaften 1 gewidmet; die übrigen waren theils gemischten, theils auf Unterhaltung berechneten Inhalts. 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1835.

Die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen von Schulenburg.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Ref. hat bereits erwähnt, daß ein großer Theil dieser Denkwürdigkeiten von vorzüglich kriegsgeschichtlichem Interesse ist. Dahin gehört Schulenburg's Feldzug in den Niederlanden von 1708—11. Die Originalberichte über die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet, die eigenhändigen Schilderungen der Belagerungen von Lille, Douay, Tournay und Mons, und die Bemerkungen über die Art der Kriegführung, sind gewiß höchst belehrend für den denkenden Militair, und dürften, da die Darstellung sehr klar ist, auch von Laien nicht ohne Interesse gelesen werden. Dasselbe gilt von der heldenmüthigen Vertheidigung Korfus, die mit Recht zu Schulenburg's glänzendsten Kriegsthaten gerechnet wird und auch von Varnhagen ausführlich geschildert ist. In der Hauptsache stimmt er fast immer mit dem Herausgeber überein. Wir enthalten uns daher der Auszüge aus diesen Theilen der Denkwürdigkeiten und wenden uns zu den Feldzügen Schulenburg's, die er als sächsischer General gegen Karl XII. von Schweden gemacht hat. Hier theilen die Denkwürdigkeiten viel Neues mit, wodurch die Geschichte des nordischen Krieges nicht wenig gewinnt, die noch immer einer ausreichenden Behandlung ermangelt und hier und da an den Nachwehen der Voltaire'schen Behandlung leidet, obgleich Voltaire über mehre Punkte von Schulenburg selbst genauere Auskunft erhalten hatte. So findet sich (I, 103 fg.) zum ersten Male der Allianztractat zwischen Peter I. und August dem Starken von Polen vom 21. Nov. 1699 gedruckt, und die eigenhändigen Berichte Schulenburg's über die Schlachten bei Pintschoff und Fraustadt; seine eigne Schilderung des berühmten Rückzuges nach der Schlacht bei Punitz am 7. Nov. 1704, sowie seine Correspondenz mit dem König August und mit dessen Ministern werfen ein helles Licht auf viele noch nicht gehörig aufgeklärte Ereignisse des nordischen Krieges. Namentlich ersieht man, wie durch den schlechten Zustand der sächsischen Truppen, den Mangel an Disciplin und Subordination und durch die Mishelligkeiten unter den Generalen viele Unglücksfälle herbeigeführt worden sind, die ein tüchtiger Feldherr mit guten Truppen würde vermieden haben. In dieser Beziehung schreibt Schulenburg am 24. Nov. 1704 an den König August (I, 209):

Es giebt auch in vielen andern Sachen so öfters, zumalen bey jetzigen Zeiten, die hurtige Expedition gebrauchen, sehr großen Aufenthalt und Hinderniß, indem alle Kriegssachen, so dem Lande mit angehn, von der Kriegs-Canzley dependiren und diese hingegen wieder nichts für sich, sondern auf des Geheimen Raths Collegii expresse ordre thuen muß, so man auch zwar, wie billig, keinen Eingriff thun kann, allein überall sehr langsam und nicht nach der Sache Nothdurft, sondern wie ein solch Collegium davon informirt ist. Und wäre meines unterthänigst unmasgeblichen Erachtens dermalen bey jetzigen Conjuncturen wohl nicht unrecht gethan, daß die Generalität zu denen Sachen und Berathschlagungen, die die Miliz und die Defension des Landes, auch die Delogirung, Rekrutirung der Truppen, Verpflegung und andre Militär Veranstaltungen betreffen, mit zugezogen würde, wie es denn bis jetzo zwar geschehen und die Kriegs-Canzlei noch ein anderes Collegium, absonderlich die Commissarien nicht allein für sich diese Sachen traktirten, denn sonst Ew. Maj. Dienst bey so gebundenen Händen in vielen Dingen, die man bloß mit dem Titul des Eingriffs und unnöthigen Ceremonien aufhält, sehr gehindert und nicht befördert werden muß; was Ew. K. Maj. der Cavallerie Untersuchung wegen allergnädigst zu befehlen geruhen, solchem werde in allerunterthänigstem Gehorsam nachleben und davon nach geschehener Sache Ew. K. Maj. die Acta allerunterthänigst überschicken. — Am Schlusse heißt es: es wäre aber nicht ein Augenblick Zeit zu verlieren, damit man nicht mehr einen Einfall in Sachsen zu befürchten haben dürfte. Und weil ich weder Freund noch Feind habe, denen zu Liebe oder zu Leid Ew. Maj. etwas vorzustellen Ursache habe, sondern kein andres Absehen bey mir sehe, denn das Ew. Maj., wie es zu Dero Gloire und Aufnahme für zuträglich halte, gedienet werde, als hoffe, Ew. K. Maj. werden dasjenige, so ich Dieselben vorzutragen die Freiheit nehme, zu Gnaden aufnehmen.

Da unter allen Thaten Schulenburg's in diesem Kriege der von ihm geleitete Rückzug nach der gewonnenen Schlacht bei Punitz am 8. Nov. 1704 die glänzendste ist und seinen Ruhm bei Freund und Feind ganz besonders erhöht, so glauben wir hier einen Theil seines Berichts an den König August (I, 191 fg.) über denselben einrücken zu müssen.

Von der Wahlstadt an hat man die Infanterie in ein längliches Quarré und in ordre de bataille marschiren lassen, es ist aber nichts vom Feinde nachgekommen, noch sich sehen lassen, als ist man bei guter Zeit bei dem Städtchen Guhra, so in Schlesien liegt, angekommen und weil ich gar keine Cavallerie bey mir gehabt, auch die meisten Officiere von der Infanterie ihre Pferde verloren und zu Fuß, so bin ich nicht wenig in Sorgen gewesen, maaßen ich nicht die geringste Kundschaft vom

Feinde in Zeiten erhalten konnte. Der Oberst Braun mit 3 bis 4 Officieren aber, dessen ich zu unterschiedenen Mahlen zum Recognosciren gebrauchte, hat mir gar gute Kundschaft von Allem eingebracht, wie nähmlich der Feind im vollen Marsch und zwar in aller Eil auf dem Fuß nachging, in gleichen die matten und theils kranken Leute, so an den Wegen gelegen, erbärmlich niedermachen ließe, welches vor der Action nicht geschehen, sondern man hat dieselben nur aufgehoben; als brach die Infanterie wieder von Guhra auf, ging über ein Flüßchen, die Barths (jetzt Parz) genannt, warf die Brücken hinter mir ab und ließ etwa 50 Grenadiere an diesem Paß, um den Feind etwas weniges aufzuhalten, und blieb ich selbst allhier, bis der Feind völlig anrückte, um die Brücke zu attaquiren und wieder zu verfertigen den Anfang machte, halten, worauf diese 50 Mann wieder zu die übrigen Regimenter stießen und zog sich alles und jedes gegen die Oder und in einen sehr vortheilhaften Ort, welchen man, um von da sich über die Oder zu retiriren, ausgesucht hatte. Hier postirte ich die Bataillons dergestalt, daß man unmöglich forçirt werden konnte; auch wurden unterschiedne Posten aller Orten dergestalt avançiret und gesetzet, damit der Feind keinesweges wahrnehmen konnte, was man gewollet, noch die Oder zugleich zu passiren. Es war ungefähr 4 Uhr Nachmittags, da diese Bataillons anfingen über die Laufbrücke zu gehen, die Vorposten blieben indeß stehen, auch wurden nur einige wenige Feuer gemacht und zogen sich die sämmtlichen Bataillons nach und nach enger und näher zurück, wozu denn das Erdreich und der zur Rechten befindliche Morast, in gleichen ein großer, dicker, mit starken Hecken besetzter Damm, auch ziemliche Defilées, wodurch der Feind auf Ew. Maj. Truppen kommen mußte, alle Gelegenheit an die Hand gegeben; ob nun wohl der Feind ganz nahe und völlig denselben im Gesicht stand, hat man sich doch nach einigen Hindernissen und allarm glücklich eine Stunde in der Nacht über die Oder gezogen, alle passagen und Durchritte, so sich in der Nähe alldort befunden, besetzet und bis um 1 Uhr nach Mitternacht im Walde an dem Strand geruhet. Diese ganze Nacht bis 3 Uhr ist der Feind in Bereitschaft gestanden und der König selbst zu Pferde gewesen, um 3 Uhr aber die Spions ausgesagt, habe der König in einem kleinen Bauerhaus sich zur Ruhe begeben und sagen die Spions, daß auch wäre befohlen worden, ihre Pferde zu füttern. Die Truppen sind um 1 Uhr aufgebrochen und gegen Liebe marschiert, und ist ihnen der Feind über die Oder nicht weiter nachgegangen, wovon man denn auch zu Stunde zu Stunde durch sichre Spions die Nachricht stets erhalten, indem man auch überdieß Officiere bei den Pfaffen und andern guten Leuten zurückgelassen.

Die Schilderung der Zusammenkunft Schulenburg's mit seinem großen Gegner, dem König Karl XII. von Schweden, sowie die neuen Aufklärungen über die Geschichte des unglücklichen Patkul und andere Einzelnheiten ersparen wir für einen zweiten Artikel.*) 14.

Notizen über russische Literatur.

Der bekannte satirische Schriftsteller Th. Bulgarin hat in eins der diesjährigen Blätter der „Nordischen Biene" einen humoristischen Aufsatz geliefert, überschrieben „Das Publicum". Da er hierbei hauptsächlich das Lesepublicum im Auge hat und Blicke auf einheimische Zustände in literarischer Hinsicht wirft, so entnehmen wir daraus einige Stellen als Vorwort zu unserm Bericht über die neuesten Erscheinungen der russischen Literatur. „Was nennt man das Publicum?" beginnt Bulgarin und fährt dann fort: „Fragt die Dichter, besonders die der romantischen Schule und ihr werdet die bunteste Antwort erhalten. Sie werden euch das Publicum in irgend einem Bilde vor die Augen stellen, z. B. dem einer windigen, leichtsinnigen Dame in phantastischer Kleidung. Wir Journalisten haben keine Zeit auf Bilder und Hyperbeln zu sinnen und da wir tagtäglich zum Publicum sprechen, müssen wir uns einen einfachen, klaren Ausdruck angewöhnen. Wir dienen dem Publicum in der Eigenschaft eines vortragenden Raths oder beauftragten Concipisten und sind verpflichtet alle seine Launen zu ertragen, die Aeußerungen seiner Unzufriedenheit geduldig anzuhören und seine gute Stimmung uns vorsichtig zu erhalten suchen. Solche Bedienung legt schwere Amtspflichten auf und wenn das Publicum nun einmal womit verglichen werden soll, so ist es viel richtiger dasselbe mit einem eigensinnigen türkischen Pascha als mit einer launenhaften Dame zu vergleichen. Aber näher zur Sache! Die Gesammtheit der Einwohner eines Districts, einer Stadt und Städtchens, ja hin und wieder selbst eines Dorfs kann man eintheilen in Publicum und Pöbel. Das Publicum ist der unterrichtete Theil, derjenige, welcher denkt und urtheilt. Der Umfang der Kenntnisse und die Kraft des Urtheils bringt hier wieder Unterschiede hervor, ohne jedoch das Ganze zu zerspalten. Das Publicum ist eine Menschenmasse, die eine Leiter emporsteigt, welche zur Seite drei Absätze, gleichsam Anksuhepunkte hat. Auf den obersten Stufen erblicken wir Wissenschaften und Künste in ihrer ganzen Schönheit. Dort ist Homer, Byron, Göthe, Schiller, Walter Scott. Dort Rafael, Canova und alle die großen Meister. Dort Seide und Sammet, Gold und Edelgestein. Dort französische Kochkunst und Mozart's Musik. Die Verfeinerung des Lebens und Sinn für das Schöne. An den untern Stufen gewahren wir hingegen die Werke des Hrn. Alexander Orlow**), des fruchtbaren Novellisten in Moskau, und Consorten. Dort ist der Volksroman „Jeruslan Lasarewitsch" und Kurganow's Anekdotenbuch. Dort Zigeunertänze und Butterkuchen. Dort Tanzlieder und wehklagende Lieder und zwar mehr der Worte als der Sangweise wegen geschätzt. Dort ist Kattun, rothes Band und Kleidung in den öffentlichen Krambuden fertig gekauft. Dort ist jener sauertöpfische Patriotismus, der laut schreit, daß wir (Russen) besser und verständiger sind als alle übrige Welt, daß alles Unsere besser ist als das Fremdländische, die Rübe wohlschmeckender als Ananas und die Malerei des Hrn. Poliakow vorzüglicher als Douw's Hervorbringungen. Auf dem mittlern Absatze der Leiter drängt sich jene bunte Menge, die noch weit ist von den obern Stufen, die untern jedoch schon hinter sich gelassen hat. Von hier sieht man zwar Alles, was man auf den obern Stufen wahrnimmt, nur wegen Entfernung nicht in der wahren Größe und in dem rechten Lichte. Von hier erscheinen Homer und Byron, Rafael und Mozart und Canova viel kleiner an Gestalt als sie in der Wirklichkeit sind, daher spuken daselbst eigne heimische Homer, Byron, Rafael und Canova. Hier werden die ruhmvollen, welthistorischen Namen oft im Munde geführt, aber unrichtig angewandt. Hier steht ein Kaldaunen- und Kohlgericht neben der strasburger Pastete und dem französischen Gelé und zwischen Dünnbier und Champagner wird vom Europäismus und den hohen Tendenzen der Zeit gesprochen. Hier sind Goldstücke unter Kupfermünze vergraben und wiederum liegt Kupfermünze unter Goldhaufen. Hier streitet man darüber, was besser sei: das Einheimische oder das Fremdländische und sehr oft wird das Eine wie das Andere auf falscher Wage gewogen. Hier herrscht Geschrei und Toben beim Genuß und im Gespräch. Oben waltet der Kopf, unten der Magen und in der Mitte ist der Kopf mit dem Magen im Streit." Nachdem Bulgarin in dieser Weise in humoristischer Allegorie die Zustände der gebildeten oder weniger gebildeten aber immer lesenden Gesellschaft geschildert hat, fährt er nach einigen Ausführungen und Pinselstrichen, die wir übergehen, also fort: „Glaubt ihr jedoch, daß auf den obern Stufen, wo Gold und Edelgestein, Seide und Sammet gleißt,

*) Diesen theilen wir im März mit. D. Red.

**) Orlow schreibt für Leser eines gewissen, untergeordneten Geschmacks ungefähr wie C. oder St. Einiger seiner Productionen ist in d. Bl. Erwähnung geschehen.

Canova's und Rafael's Meisterwerke zu schauen sind, nur reiche Leute sich befinden, welche, in Palästen sich ergehend, alle die Kostbarkeiten mit Händen greifen können, so ist es leider dem nicht also! Auf den obern Sprossen der Leiter stehen viele und abermals viele Solcher, so Edelgestein und Gold nur im Gedichte verwenden und verbrauchen, die nur auf dem Papier schlemmen und der Welt und des Lebens nur in enger Stube beim Unschlittlichte genießen, von da heraus durch die Macht der Phantasie in jenen verwehrten Regionen sich ergehend, wohin nur Die zu bringen vermögen, bei denen die Seele den Leib überwiegt. „J'aime l'inutile", sagte einst Frau von Staël, aber dieser inhaltsschwere Ausspruch wird von neun Zehnteln der Menschen nicht verstanden. Er ist unverständlich dem Handelsmann, dem Güterbesitzer, dem Fabrikanten, dem Ehrsüchtigen niedern und hohen Fluges, und Jedem, der aus aller göttlichen und menschlichen Schöpfung nur das Nützliche, das Vortheilbringende zu gewinnen strebt. Jedoch ist in den bedeutungsvollen zwei Worten der Frau von Staël Alles enthalten, was die Blüte des menschlichen Lebens hervortreibt: Kunst und Poesie, die wahre, nicht die papierne, und Alles, was aus der harmonischen Wechselwirkung der Töne, Farben, Ideen und Empfindungen entsteht. Die sämmtlichen Gegenstände haben keinen Werth auf der Börse, in der Kanzlei, in einer Manufactur, in der Ackerwirthschaft, wo Alles unter der Schwere des Nutzens sich beugt. Daher muß man nicht staunen, wenn auf den obern Stufen der Leiter Bettler neben Reichen stehen. Tasso, Camoens waren Bettler und Byron ein reicher Lord. Aber noch weniger muß man sich wundern, wenn auf der letzten, untern Sprosse der Leiter Reiche stehen, welche den Robber im Whist zu tausend Rubel spielen, für ein Gastmahl 10,000 Rubel ausgeben und nicht 100 Rubel für Bücher; die Gemälde und Statuen wie Hausgeräth kaufen und Schauspiel und Concert nur deshalb besuchen, um in Gesellschaft zu sein. Dies Alles ist in der Ordnung der Dinge, aber ich meinerseits bitte nur zu bemerken, wie schwer es uns armen Schriftstellern wird, dem Publicum zu gefallen und anziehend zu sein, sowol für Die, welche nur nach dem Nutzbaren fragen, als auch für Die, die das Unnütze mögen! O gebietendes Publicum, von Zahnärzten, Buchhändlern und Mimen, die eine Benefizvorstellung geben, ein hochverehrtes genannt; du, so aus dem Horn des Ueberflusses die Modehändlerinnen und Goldkrämer, Weinwirthe und treppenhinableuchtende Diener, sowie alle Diejenigen ernährst, die Das hervorbringen, was zur Kategorie des Nützlichen gehört, du collectives Wesen, mit dem Namen Publicum bezeichnet, wir bitten dich um eins: Gewinne lieb das Unnütze in dem Sinne, in welchem die Staël es nahm! Dies Unnütze bringt das Erhabene hervor."

Indem wir diesen Aufsatz Bulgarin's auszugsweise in deutscher Rede vortrugen, meinten wir nicht, was dessen allgemeinen Theil betrifft, etwas absolut Neues mitzutheilen. Aehnliche Vergleiche und Bilder mögen schon oft aufgestellt werden sein, aber in Anwendung der Bilder auf B.'s heimischen Boden erhalten sie ein eigenthümliches Colorit und versinnlichen in schneller und kurzer Uebersicht den Kampf der dort waltenden Parteien, die Abstufungen des herrschenden Geschmacks in der Würdigung literarischer Hervorbringungen, endlich den Streit des Fortganges und der Bewegung mit dem Stabilen und liebgewordenen, zum Theil noch hartnäckig festgehaltenen Nationalansichten. Nach dieser Voransendung wenden wir uns zu einigen neuesten Hervorbringungen der Literatur und zwar in jener Gattung, die B. mit der Staël zu den unnützen rechnen mag.

Die zahlreichsten Productionen sind die historischen Romane. Ihr Erscheinen begünstigt die Mode und die in gewissem Betracht leichtere Composition. Wir nennen zuerst 1. „Dostopamiatny brak etc." (Merkwürdige Ehe des Zar Iwan des Gewaltigen, geschichtliche Erzählung nach nowgorodischen Ueberlieferungen von Nikolaus Fomin. Petersburg 1834.) Das Büchelchen gehört zu dem literarischen Mittelgut und erzählt eine curiose Begebenheit auf eine gar nüchterne Weise. Etwas lebhafter als diese dünne, bleiche Composition ist 2. „Prekrasnaja Grusinka etc." (Die schöne Grusinerin, oder der Kriegszug Aga-Machmet-Ali-Khan gegen Tiflis im Jahre 1795. Ein historischer Roman von Platon Subow. Zwei Theile. Moskau 1834) und 3. „Karabachski astrolog etc." (Der Sterndeuter von Karabach, oder Gründung der Festung Schuscha im J. 1752. Ein historischer Roman aus dem Kaukasus von Platon Subow. Zwei Theile. Moskau 1834.) Beide Romane desselben Verf. führen uns auf merkwürdige und fernliegende Schauplätze, die der Verf. aus eigner Ansicht zu kennen scheint. Es hätte manche anziehende Schilderung dortiger Zustände in diesen vier Bändchen Platz finden können, aber der Dichter scheint uns noch auf den untersten Stufen jener allegorischen Leiter zu stehen, von der Bulgarin spricht. Es ist dies zu bedauern, denn der pittoreske und poetische Kaukasus verdiente wol, daß ein würdigerer Jünger Walter Scott's ihn darstellte.

Viel höher dagegen als diese niedere Romantik steht das folgende Gedicht, das Lesern auf der höchsten Staffel der Leiter eine hinlängliche Befriedigung zu bieten vermag: „Poet, Fantasija etc." (Der Dichter, eine Phantasie in drei Scenen von Timofejew. Petersburg 1834.) Ein Dichter, das heißt ein Mensch, der von dieser Welt und doch auch nicht von dieser Welt ist, hat das Paradies und die Hölle des Daseins erkannt, das Danaidenfaß der Wünsche, den Wirbelschlund der Leidenschaften. Er ist hierauf in die Abspannung gesunken, die der sinnliche Genußmensch wie der Schwärmer erfährt, das Leben hat allen Reiz für ihn verloren, denn der materielle Genuß hat ihm keine innere Befriedigung gegeben, die geistigen Freuden hingegen kein äußeres Wohlergehen hervorgebracht. Dieser Widerspruch in den Bedingungen des menschlichen Daseins, dieses von ihm erkannte Gesetz einer feindseligen Nothwendigkeit versenkt ihn in tiefe Niedergeschlagenheit. Da erschein' ihm ein Schemen und bietet ihm Mittel zur Beruhigung seines Gemüths dar, Liebe, Dichtkunst, Ruhm u. s. w. Der Dichter weist Alles zurück. Jetzt schlägt ihm der Schemen noch ein Mittel vor: die Schöpfung einer idealen Welt, in der sein verletztes Gefühl, sein unbefriedigter Geist Befriedigung und Heilung fände. Von diesem Gedanken ergriffen ruft der Dichter aus:

Hinweg von mir, hinweg mein irdscher Leib,
Erhebe dich und herrsche, Seele!
Heran zu mir, du mächt'ger Schemen,
Du hast gesiegt — ich geb' mich dir.
Es harrt auf uns ein großes Werk —
Das alte Chaos neu zu ordnen!
Wir bilden ihm jetzt die Gestalt,
Beseelen es mit frischem Leben,
Beschenken es mit neuer Sonne
Und schaffen ewig hellen Mond.
Wir einen, häufen die Genüsse —
Es werde eine Zauberwelt,
Voll Lebens voll, in festen Gleisen,
Ohn' Zufall, Schicksal, Ziel und Ende,
Die kühngedachte Welt des Weisen,
Die ihrem Schöpfer Ruhmeskränze spende!

Die ideale Welt wird hierauf verwirklicht. Sie ist schön, geordnet, voll Frieden und Glück. Aber der Mensch belebt sie nicht — sie ist ein gut gearbeitetes, richtig berechnetes, aber ihren Schöpfer wenig unterhaltendes Kunstwerk. Nun erfolgt auch die Erschaffung des Menschen. Der Dichter begabt ihn mit klarer Einsicht in das Wesen der Dinge, die ihn umringen, und befreit ihn von allem Zweifel durch volle Erkenntniß der Wahrheit, er läßt ihn unschuldig sein, gönnt ihm die Zerstreuung durch Wünsche, aber will ihm keine Leidenschaften zugestehen:

— — — Der Wunsch — ist Leben,
Der Seele Seele; doch die Leidenschaft
Ist Krankheit, ein verzehrend Fieberfeuer,
Geschenk der Hölle! Nein, er kenn' sie nicht!
Tod, Wahnsinn, Gifthauch gönn' ich eher ihm,
Denn diese schlimme Ausgeburt des Fluchs,
Der Sünde, die einst Erbtheil ward des Menschen.

Der Schemen ist hierin nicht seiner Meinung und entgegnet:

> — — — Du schufst den Menschen,
> Damit des Lebens er genieß', und willst,
> Daß den Genuß er kenn', obschon die Brust
> Ihm starre Kälte füllt. Um ihn herum
> Streust du Genüsse aus in reicher Fülle
> Und gibst ihm nur Empfindung und Verstand;
> Ein Fünkchen Feuer in dem todten Eisbild!
> Das Thier empfindet auch — — — also dein Mensch,
> Dein ewig junger Mensch, er soll
> Von dem armseligen Insekt, der Ameis,
> Nur durch Vernunft sich einzig unterscheiden? —
> — „Ja, durch Vernunft, die neidenswerthe Gabe,
> Die wunderbare Quelle edelster Genüsse!"—
> — — — In Irrthum bist du hier befangen.
> Du gabst Gewitter der Natur,
> Der Erde Feuer, dem Tag die Sonne —
> Dem Menschen nimmst du seine Sonne,
> Nimmst ihm sein Feuer, brichst sein Wesen,
> Das rege Zauberspiel der Leidenschaft.

Aber die ideale Vollkommenheit verträgt sich nicht mit dem Sturm der Leidenschaften. Sobald der Dichter seinen Menschen wieder in den Besitz der Leidenschaften gesetzt, unterscheidet sich die neue Schöpfung von der, die wir alltäglich sehen, nicht mehr. In der von ihm erschaffenen Welt geht es ihm, dem Dichter, ebenso wie es in der bestehenden den Dichtern zu gehen pflegt: ihn trifft Bettelarmuth und frühzeitiger Tod. In dem Augenblicke, da er vom Leben scheidet, erscheint wiederum der Schemen und verspricht ihm seinen Lohn jenseit des Grabes, die Unsterblichkeit des Namens. Den Schluß des Gedichts bildet folgende Reflexion des Genius:

> Du zeigtest klar in deiner bleichen Schöpfung
> Wie schwach und arm des Menschen Einsicht ist,
> Wenn er Raum gebend seinem eitein Wahn
> Vermessen schreitet auf des Meisters Bahn.
> Zur wahren Höh', die je ein Mensch erreicht,
> Führt Demuth uns; wir wandeln fest und leicht,
> Wenn wir uns halten innen unserer Kreise —
> An Kindeseinfalt stütze sich der Weise!

Man sieht aus dieser Inhaltsanzeige, daß der Dichter die alte Aufgabe und Frage, wie ein Mensch mit glühender Phantasie und Weltverbesserungsplänen zufrieden zu stellen oder zu beschwichtigen sei, auf eine eigenthümliche Weise behandelt und zu lösen gesucht hat. Er hat dabei verschmäht sein Gedicht durch mittelalterliche Zuthaten, Beschwörungen, Ironie der Hölle, oder durch die Gestalten eines orientalischen Märchens auszuschmücken. Sein leidender Dichter steht plötzlich den mächtigen Schemen anordnend und gebietend gegenüber; wie solches geschehen, wird nicht gesagt, aber es kann dies dem Leser auch gleichgültig sein, da es nur darauf ankommt, wie der zum selbständigen Schöpfer erhöhete Dichter seine Macht verwendet und was darauf folgt. Der leidenschaftslose Mensch, der durch ihn seine Entstehung erhält und des Dichters Ideal eines auf Erden vollkommen Glücklichen verwirklichen soll, wird nur zu bald von ihm selbst als ein interesseloser Automat erkannt und verworfen. Wir wollen nicht sagen, daß der Verf. in der Ausführung dieses Entwurfs einen großen Reichthum poetischer Bilder oder eine besondere Tiefe des Gedankens entwickelt hat, aber immer ist das vorliegende Gedicht ein erfreuliches Zeugniß des selbständigen Fortschreitens seiner einheimischen Literatur.

Wir schließen diese Reihe von Notizen mit der Erwähnung einer literarischen Bestrebung anderer Art. Ein junger russischer Orientalist hat aus der Universalgeschichte des persischen Historikers Chond-Emir, welche den Titel führt: „Chulaset-ul-Achbar" (Essenz des Geschehenen), das neunte Buch übersetzt, das die Geschichte der Mongolen von der ältesten Zeit bis auf Tamerlan enthält. Der russische Titel heißt: Istorija Mongolow etc.", das Buch ist im vor. J. zu Petersburg im Druck erschienen und bietet den Geschichtsforschern eine bis jetzt in keine der europäischen Sprache übersetzte Geschichte der Mongolen nach persischer Erzählung in einer mehr zugänglichen Sprache dar, als die ihres Verf. Chond-Emirs ist. 18.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1834 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

27. Stieglitz (Heinrich), Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Auf gutem Druckpapier. 8. Geh. 10 Gr.

28. Stieglitz (Christian Ludwig d. J.), Das Recht des Hochstifts Meißen und des Collegiatstifts Wurzen auf ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Eine staatsrechtliche Erörterung. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

29. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Sechster Jahrgang. Mit Beiträgen von Barthold, Leo und Voigt. Gr. 12. 28 Bogen auf feinem Druckpapier. 1835. Cart. 2 Thlr.

    Erster Jahrgang. Mit Beiträgen von Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken, und dem Bildnisse des Cardinals Richelieu. 1830. $19\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Thlr.

    Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen von Denselben, und dem Bildnisse Kaiser Maximilian II. 1831. $25\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Thlr.

    Dritter Jahrgang. Mit Beiträgen von Lorentz, Raumer, Varnhagen von Ense, und dem Bildniß Kaiser Ferdinand II. 1832. 28 Bogen. 2 Thlr.

    Vierter Jahrgang. Mit Beiträgen von Gans, Raumer, Varnhagen von Ense, Voigt, Waagen, und dem Bildnisse Rubens'. 1833. 16 Bogen. 1 Thlr. 16 Gr. Fünfter Jahrgang. Mit Beiträgen von Förster, Gans, Loebell, Stieglitz, Wachsmuth, und den Faust'schen Bildern aus Auerbach's Keller zu Leipzig. 1834. $19\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Thlr.

30. *Thiele* (*J. M.*), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. Zwei Theile. Mit 160 Kupfertafeln und einem Facsimile. 1832—34. Gr. Fol. 60 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. In vier Bänden sauber cartonnirt. 40 Thlr.

31. *Thiersch* (*Frédéric*), De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Deux volumes. Gr. 8. $52\frac{1}{4}$ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr.

32. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1835. Mit dem Bildniß Tegnér's, fünf Stahlstichen nach Gemälden und Handzeichnungen deutscher, französischer und holländischer Künstler, sowie Beiträgen von A. Freiherrn von Sternberg, Tieck und dem Verfasser des Scipio Cicala. 16. $25\frac{1}{2}$ Bogen auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

    Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810—29 sind vergriffen.

    Jahrgang 1830, mit Uhland's Bildniß, sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, und Beiträgen von Martell, Sartorius, Schopenhauer, Schwab, Tieck. $30\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Thlr. 6 Gr.

    Jahrgang 1831, mit Cornelius' Bildniß, sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, und Beiträgen von Heyden, Hugo, Schefer, Tieck. 31 Bogen. 2 Thlr.

    Jahrgang 1832, mit Oehlenschläger's Bildniß, sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, und Beiträgen von W. Alexis, Döring, Tieck, Voigts. $24\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Thlr.

    Jahrgang 1833, mit Dannecker's Bildniß, sechs Stahlstichen, meistens nach französischen Gemälden, und Beiträgen von Oehlenschläger, Posgaru, Tieck u. A. 25 Bogen. 2 Thlr.

    Jahrgang 1834, mit Zelter's Bildniß, sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden, und Beiträgen von Mörike, Rumohr, Schopenhauer, Tieck. $22\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Thlr.

    Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Goethe, Tieck, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Zelter, Calderon, Curt Sprengel, Baggesen, G. von Kügelgen, welche mit Ausnahme der vier letzten die Titelkupfer von frühern Jahrgängen der Urania bildeten, kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes acht Groschen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 50. — 19. Februar 1835.

Ueber anonyme und pseudonyme Schriftsteller und Schriften, sowie über des Hrn. T. F. M. Richter „Reisen zu Wasser und zu Lande".

Berühmte Schriftsteller haben sich bisweilen ein Vergnügen daraus gemacht, ein geneigtes wißbegieriges Publicum lange über ihre Persönlichkeit unwissend zu lassen, um auf solche Weise das Pikante der auf der Folter gelegten Neugierde mit dem Pikanten ihrer Werke zu vereinigen. Jedem Romanleser unserer Tage ist sattsam kund, wie lange der große, später Allbekannte, vormals Unbekannte, sein Räthselspiel mit dem ganzen cultivirten Europa und Amerika trieb, bis ihn endlich ein Zufall bewog, das damals ohnehin schon errathene Geheimniß selbst zu entschleiern. Wer aber eine so unerschütterliche Popularität wie dieser berühmte Dichter sich erworben hatte, möchte wol dreist die Maske ablegen können. Uebrigens aber ist solches den plötzlich zu Lieblingen der modernen Welt gewordenen anonymen oder pseudonymen Schriftstellern nicht immer rathsam. Diese Welt der Mode ist so wetterlaunisch wie die Mode und das Wetter selbst, und die aura popularis weht oft in ganz kurzer Zeit aus völlig verschiedenen Seiten. Oft ist es nur das Pikante einer räthselhaften undurchdringlichen Anonymität, was dem maskirten Verfasser längere Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit verschafft. Das gutmüthige Publicum, ebenso nachgiebig und geneigt Alles im besten Verstande zu nehmen, ebenso mild und billig urtheilend, während der Wind günstig weht, als sonst, wenn sich derselbe gedreht hat, unbillig und leicht verdammend, scheint eine Zeit lang des Errathens nicht müde werden zu können, ja läßt sich sogar recht gern mitunter irreführen, wenn man ihm nur, wie die Tonnen dem Walfische, einige berühmte oder bekannte Namen preisgibt.

Es entstehen aber nicht selten bei dem glücklichen Anonymen sonderbare Anfechtungen. Die ganz plötzliche, wie ganz unverdiente Ehre macht dem einstweiligen Schooskind des Publicums den Kopf schwindlich; er vermag das Alles nicht länger insgeheim zu ertragen; er muß aus seiner Hülle hervor wie der Schmetterling; es ergeht ihm aber dann auch wie diesem: sein Leben ist sehr bald zu Ende. Kaum hat er das feierliche Geständniß gethan, so wird das Publicum kalt. Es hatte unter dieser Maske einen ganz andern Mann erwartet, es macht an seine spätern Werke Foderungen, welchen sie nicht entsprechen, er findet das Gehör nicht wie vorhin, und der berühmte Anonym hat mit seiner Anonymität die Berühmtheit, oder wenigstens seine Werke die frühere hohe Gunst, für immer verloren. Während seiner wohlverwahrten Anonymität schien sein Ruhm so unerschütterlich wie die eignen großen Gedanken von seinem Verdienste. Hätte er nur das Glück im Stillen genießen können! Allein nicht alle anonyme Schriftsteller sind klug wie der Pseudonym Junius, welcher, nachdem er so lange sich den Nachforschungen des ganzen politisirenden staatsklugen Englands zu entziehen verstand, noch jenseit des Grabes seine Pseudonymität bewahrt und nach Verlauf fast eines ganzen Jahrhunderts sich einer unentdeckten Anonymität erfreut. Noch heutzutage schreibt man in England ganze Bücher und stellt gelehrte Untersuchungen an, um die Persönlichkeit und den wahren Namen dieses berühmten Pseudonymen ausfindig zu machen *); mit Gewißheit aber wußte bis heute keiner davon zu sagen. Einem noch früher lebenden politischen Pseudonymen, aus dem 17. Jahrhundert, dem Erz-Anti-Oestreicher Hippolytus a Lapide, dessen Invectiven gegen Oestreich noch heftiger als jenes Engländers waren, welcher kürzlich das Büchlein „Austria as it is" herausgab, kam man nach verschiedenen Muthmaßungen endlich auf die Spur. Wenigstens glauben Literatoren jener Zeit den damaligen schwedischen Historiographen Chemnitz als Verfasser des alten in Oestreich verbotenen und daselbst mit Verbrennung durch die Hand des Scharfrichters einst bedrohten Werkes „De ratione status in imperio nostro Romano-germanico" **) mit Gewißheit nennen zu können.

*) „A critical inquiry regarding the real author of Junius" (1825). Der Verfasser dieser Schrift glaubt Lord George Sackville als den wahren Autor nennen zu können; Andere haben, vielleicht mit geringerer Wahrscheinlichkeit, Sir Philipp Francis (gest. 1819) für den Junius gehalten.

**) Die erste Ausgabe ist gedruckt 1640, 4. Die Schrift verräth einen kundigen, mit den Gebrechen des damaligen deutschen Reichs wohlbekannten Staatsmann. Seine Erbitterung gegen Oestreich aber ist fast wüthend, indem er u. A. zum allgemeinen Kriege gegen das östreichische Haus auffodert, dasselbe gänzlich ausgerottet und seine Botmäßigkeiten (ditiones) dem Fiscus anheimgegeben haben will! Damals vielleicht fürchtete man noch die Erfüllung des auf Bücher und Paläste jenes alten römisch-deutschen Kai-

Es möchte unnöthig sowie zu weitläufig sein, auf eine nähere Untersuchung, warum anonyme Schriften eben mittels der Anonymität ein doppeltes Aufsehen erregen, an diesem Orte einzugehen. Eine dreiste Rede, oder eine solche, die auf die eine oder die andere Weise vom Gewöhnlichen abweicht, zieht die Aufmerksamkeit in höherm Grade an, wenn sie geheimnißvoll einherlautet und keiner zu sagen weiß, woher sie kommt oder wo sie hingeht. Das Geheimnißvolle, das Verschleierte hat, wie im Leben, so auch in der Literatur, immer etwas Anziehendes, eine gewisse Zauberkraft, die fast alle Menschen fesselt. Wenn daher eine anonyme Schrift nur an sich etwas Anziehendes darbietet, wenn der unbekannte Verfasser ein Talent, selbst ein beschränktes und einseitiges, an den Tag legt, so gelingt es ihm sehr oft, durch jenen Zauber der Anonymität, in kurzer, freilich meistens auch auf kurze Zeit, ein berühmter Mann zu werden. Ja, auch nachdem das Publicum hinter den Schleier gesehen hat — wenn es nur zufällig geschah — kann sich der Zauber oft noch eine Zeit lang einigermaßen erhalten; nur muß der Schleier nicht vom unbesonnenen Anonymen selbst willkürlich zerrissen und er von freien Stücken aus seinem poetischen Halbdunkel, wie ein ungeschickter Acteur, in schroffer Wirklichkeit hervorgetreten sein. Jenes Halbdunkel war vielleicht das einzige wahre Poetische, was ihm noch übrig blieb! Bewährte Schriftsteller sind daher, selbst nachdem ihr eigentliches weltliches Wesen ganz offenkundig war, noch gleichsam hinter jenem Halbdunkel stehen geblieben; sie hielten an dem einmal angenommenen Zeichen, dem erdichteten Namen, so fest, daß sie für selbige gegen fremde Beraubung wie pro aris et focis stritten. Und mit Recht; denn in der Anonymität nur bestand ihre ganze literarische Wohlfahrt, wäre es auch nur eine scheinbare Anonymität. Hielt ja Clauren es sogar für nöthig, den erdichteten Namen mittels eines Rechtsspruches zu behaupten; und ein löbliches Gericht sah die Sache mit eben den Augen an, und fand seine Pseudonymität von eben der Wichtigkeit als er selbst. Was sollte ihn, und was die Richter wol bewogen haben, einen erlogenen Namen, eine Pseudonymität, und eine zumal, die nicht mehr ihren Urheber verbarg, mithin ganz und gar ein leeres Phantom, als etwas Reelles anzusehen und in vollem Ernst zu behandeln, was, frage ich, wenn nicht selbst in einer scheinbaren Anonymität eine geheime, unerklärliche Kraft verborgen läge?

So möchte denn, von diesem Gesichtspunkte aus, die Anonymität ihren Hauptzweck in sich selbst zu suchen haben. Oft aber treten Schriftsteller aus andern Gründen verblümt auf und es können diese Gründe sehr edel und auch sehr unedel sein. Wo z. B. der Verf. seinen Namen nur darum verschweigt, weil er wünscht, die Sache, die er behandelt, und die Gründe, die er zur Prüfung darlegt, mögen einzig und allein in Erwägung kommen, da ist gewiß die Anonymität etwas sehr Empfehlenswerthes. Denn der Name Dessen, welcher das bloße Organ dieser Gründe ist, hat mit ihnen und bei ihrer Prüfung gar nichts zu thun. Es nutzt, wie Lessing bemerkt, ein solcher Name in diesem Falle nicht allein nichts, „sondern er schadet auch wol öfters, indem er einem Vorurtheile Raum gibt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden, und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß Dem, der an einem Sinne verwahrlost ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen." Zu unedeln Zwecken ist die Anonymität vielfach benutzt worden, und so oft die Geistesproducte eines Verfassers unrein und unedel waren, so oft er sich seiner Schrift oder seiner Absicht zu schämen hatte, verbarg er meistens seinen Namen. So war es wenigstens ehedem. Jetzt sind die Schriftsteller gewissermaßen in eine Art von Unschuldsstand gerathen, und schämen sich nicht, wie wir z. B. aus den Schriften eines Börne ersehen. Schwerlich würde irgend ein Autor einer frühern Periode seinen Namen auf dergleichen Schriften gesetzt haben.

Von den Pseudonymen und Anonymen der literarischen Welt ließe sich ein interessantes Capitel schreiben, und die jetzt zur Mode gewordenen Conversations-Lexica sollten einen Artikel dieser Art nicht entbehren. Es müßte dieser Artikel selbst nicht die Pseudo-Platone unerwähnt lassen, auch den niedrigen Pseudo-Meursius, jenen französischen Parlamentsadvocaten aus Grenoble, Nic. Chorerius, der die „Elegantiae latini sermonis" schrieb, nicht übergehen, den Peter Pinbar und wie sich die aus einer neuern Zeit nennen, aufzählen, und endlich mit einer gedrängten Uebersicht der allerneuesten ganz kleinen und kleinsten Anonymen und Pseudonymen schließen.

Meines Wissens haben deutsche Bibliographen unsers Jahrhunderts die anonymen und pseudonymen Schriftsteller ihres Zeitalters ganz aus der Acht gelassen, während in Frankreich die neuere Zeit ein ausführliches Werk, wie Barbier's, in diesem Zweige aufzuweisen hat.*) Früher hatte man in Deutschland auf die Pseudonymen und Anonymen ein genaueres Einsehen, und in den drei letzten Decennien des 17., sowie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gaben sich mehre Schriftsteller die Mühe, jene Verkappten zu entdecken und ihre Bücher aufzuzeichnen. Deckher, Geisler und besonders Placcius (1674) mit Dreyer und J. A. Fabricius, auch Heumann und später J. C. Mylius (1740) schrieben zum Theil sehr ausführliche Werke über diesen Gegenstand.**) Die Biblio-

sers gesetzten Wahlspruchs A. E. I. O. U. Austriae est imperare orbi universo (so hat man es wenigstens erklärt), oder Oestrreich kommt es zu, die ganze Welt zu beherrschen.

*) A. A. Barbier's „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes", 3 Theile, erste Aufl. Paris, 1806–09; zweite Aufl. Paris, 1822–24.

**) Die Hauptwerke sind noch immer theils die von Dreyer

graphie hielt damals auch etwas auf das Curiose und Belustigende; jetzt ist sie ernsthafter geworden.

Ich weiß nicht, ob irgend eine andere Literatur reicher als die deutsche an pseudonymen Autoren sei. Schon aus der neuern Zeit würde ihr Namensverzeichniß beträchtlich sein *), zumal da es Schriftsteller gab, die sich nicht mit Einem Namen begnügten, sondern mehre benutzten; so nannte August Lafontaine auf einigen seiner zahlreichen Schriften sich bald Miltenberg, bald Selchow, bald Gustav Freier; und F. A. Schulz schrieb nicht nur unter der Firma Fr. Laun, sondern zugleich unter dem Namen Hans Helldunkel.

Es mag dahingestellt sein, inwiefern die Literaturgeschichte pseudonymer Schriften (denn solche gibt es bekanntlich so gut wie pseudonyme Verfasser) interessanter sein würde als die der Schriftsteller. Meine Absicht geht so weit nicht, diese oder jene zu schreiben; ich theile nur Andeutungen und Bemerkungen mit. Daß unter „pseudonymen Schriften“ nicht Schriften von pseudonymen Verfassern, sondern solche hier zu verstehen sind, deren (erlogene) Titel etwas Wirkliches, etwas dem wirklichen Leben Angehöriges, versprechen, während ihr Inhalt erdichtet ist, bedarf wol keiner Erinnerung (erlogene Memoiren, erdichtete Reisebeschreibungen z. B., sind in diesem Verstande pseudonyme Schriften). Fast jede Form reeller oder ernsthafter Schriften hat man für solche erdichtete benutzt, theils um auf diese Weise zu satirisiren, politisiren oder sentimentalisiren, theils auch um zu belehren, theils endlich um mit dem Erlogenen die Welt gradehin zu betrügen und durch den Betrug sich zu bereichern. Die Weise, unter der Form von Bücherkatalogen oder andern Verzeichnissen zu satirisiren, war schon früh üblich, und ich erinnere mich, einen solchen satirischen Katalog, in deutscher Sprache, wenn ich nicht irre, geschrieben, von 1649 gesehen zu haben. **) Schriften der

und Fabricius aufs Neue herausgegebene Schrift des Placcius, unter dem Titel: „Theatrum anonymorum et pseudonymorum“ (Hamburg 1708, Fol.), theils das Werk von Mylius: „Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum ad supplendum et continuandum Placcii Theatrum etc.“ (Hamburg 1740, Fol. u. 4.) und P. Dahlmann's „Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten bei ihren verdeckten und nunmehro entdeckten Schriften ꝛc.“ (Leipzig 1710) ist nur ein Auszug des Placcius'schen Werkes.

*) Die folgenden fallen mir soeben bei: Doro Caro (Gerber); Novalis (Hardenberg); Anton Wall (Ch. L. Heine); Vargas (Grosse); Veit Weber (Wächter); Ottmar (Nachtigall); Oscar (Fr. Kind); Fr. Laun (F. A. Schulz); Spiritus Asper (Hempel) ꝛc. Jeder mit der neuern schönen Literatur vertraute Leser wird die Liste vielfach vermehren können. (Vgl. Fr. Raßmann's „Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymen und anonymen Schriftsteller u. s. w. M. e. Vorrede v. J. W. S. Lindner“ (Leipzig 1830), das auch zur Vervollständigung der oben beigebrachten Literatur hier zu erwähnen ist. D. Red.)

**) Der Titel war etwa so lautend: „Catalogus einiger sehr alten Bücher, so neulich in einer Bibliothek eines alten eroberten Schlosses in Irland gefunden worden“ (1649). Es stand unter den theologischen Büchern z. B. „Ein Verzeichniß über die Gevattern, welche der Beschneidung Kain's beiwohnten, ihre Reden und was sich sonst bei derselben zugetragen hat“; unter den juristischen: „Das Schreiben Pontii Pilati an die Jüden, das Zollwesen in Jerusalem betreffend“; unter einem andern Rubrum: „Das Jagdbuch Samsonis, besonders wie Füchse zu fangen seien ꝛc.“

Art beabsichtigten natürlich keinen Betrug. Um so mehr war dies der Zweck verschiedener Bücher unter andern Titeln. Wie viel Unechtes unter der Form der Memoiren zum Vorschein gekommen ist, weiß Jedermann, und an Beispielen, wie man auch in unsern Tagen mit Untergeschobenem die Welt hinter das Licht zu führen suchte, mangelt es keineswegs.

Die Geschichte der literarischen (oder sogenannten gelehrten) Betrügereien gehört zum Theil unter die Geschichte der pseudonymen Schriften. Inwieweit sie auch unter die Charlatanerien der Gelehrten, welche Mencken trefflich satirisirt hat, passend zu rechnen sei, will ich nicht untersuchen. In jenen Zeiten aber, da man besondere Bücher schrieb, z. B. über Gelehrte, die in der Jugend gestorben, oder über solche, die von kleiner Statur waren, oder die an ihrem Geburtstage vom Tode überrascht worden, da man nicht weit entfernt war, ganze Tractate über Gelehrte, welche Taback rauchten, zu verfassen, und da ein Schriftsteller sich mit Recht wunderte, „daß nicht auch Einige von Gelehrten schrieben, die gerne Stockfisch gegessen“, möchte es wol befremdend scheinen, wenn keiner sich die Mühe gab, auch ein eignes Buch über literarische Betrügereien zu verfassen. Ich muß gestehen, daß mir kein solches vorgekommen ist. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Zu den oben bemerkten gelehrten Tractaten über Gelehrte gehört u. a. auch R. H. Rollii lateinische Dissertation über Gelehrte, die im Stufenjahre gestorben sind (Rostock 1707, 4.).

Plick und Plock, oder der Zigeuner und der Seeräuber, von Eugen Sue. Aus dem Französischen übersetzt von L. von Alvensleben. Leipzig, Hartleben. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Gr.

Meister Eugen Sue, der literarische Scharfrichtermeister Eugen Sue, welcher in der pariser Gesellschaft den Bonhomme, den liebenswürdigen Incroyable, den jungen Mann von Sentiment spielt, und der das Gefühl hinzurichten versteht wie Keiner neben ihm, übersättigt uns Deutsche mit seinen Gräßlichkeiten und stumpft uns mit seinen Schrecknissen ab. Es ist, als wohnte der Leser dieses „Plick und Plock“ der Hinrichtung Ravaillac's bei, bei der das Volk, abgestumpft gegen alle jene Gräßlichkeiten (denn nichts blasirt mehr als Schrecknisse), ungeduldig ausrief: „Endet, endet!“ So rufen wir auch Meister Sue zu: „Ende, ende!“ Einen kostbaren Meistercoup könnte Sue noch machen, und da er vielleicht nicht von selbst darauf verfällt, so wollen wir ihn darauf bringen. Wie, wenn er plötzlich vor dem Wind umlegte? Wenn er, der die menschliche Natur verkehrt, oder zerrissen, wie in einem Hohlspiegel dargestellt hat, ihr plötzlich einen klaren und wahren Krystallspiegel vorhielte? Wenn er ihre gottähnlichen Züge schilderte, plötzlich, unvermerkt, nachdem er so lange ihre dämonischen Verzerrungen belauscht und abgebildet hat! An Kraft und Vermögen dazu kann es ihm nicht fehlen; er spielt nur eine Rolle, und diese ist leicht mit einer andern vertauscht. Wir wollen gar nicht zweifeln, daß er ein guter und sanfter Mensch ist, trotz alles seines Grauses und seiner scheinbaren Vorliebe für diesen. Er betet vielleicht sein Morgengebet wie irgend ein Anderer; denn das ist

der Geist dieser jungen französischen Schule, daß sie durchaus für etwas Anderes gelten will als sie ist, und daß sie das Gräßliche nur handhabt, weil es ein Reizmittel ist, so gut wie Gift und Scheidewasser. Wir sind seiner bisherigen Rolle satt; er wähle also eine andere! Oder sollten seine Landsleute blutdürstiger sein als wir und sich länger an zerrissenen Gliedern weiden können? Wir denken: nein, wie sich denn ein solcher Gedanke von einem so höchst civilisirten Volke auch geziemt. Im Ernst: wir glauben, daß nur der Geschmack der Schule den Geschmack der Gesellschaft verdorben hat, und — daß es Zeit zur Umkehr sei.

Der Corsar oder Schmuggler, dessen gräßliche Geschichte uns hier erzählt wird, ist wieder eine von den bekannten Gestalten Sue's. Ueberschraubte Kraft, die die Bruderliebe dadurch beweist, daß sie die Schwester ermordet und kein anderes Mittel, Unrecht gut zu machen, kennt, als den Mord und den Menschenhaß, ist ihr Element. Sue sollte doch endlich einsehen, daß die Gesinnung, aus der eben diese Kraft hervorgeht, nichts Anderes ist, als eben die Sünde, und daß, wie es eigentlich nur eine Tugend gibt, so auch nur eine Sünde vorhanden ist. Was hilft es also, daß der Mord zu entschuldigen sei, wenn sein Quell, die Gesinnung, nicht zu entschuldigen ist? An Gräßlichkeit übertrifft „Plick und Plock" noch den „Salamander" und „Atar-Gull". Will man sehen, wie der Bruder den Bruder würgt um eine Stunde Lebens; wie der Gitano einen frommen Mönch nöthigt, Gott zu lästern; wie er endlich stückweis auf dem Schaffot stirbt, und wie sein würdiger Zögling Basillo ihn dadurch rächt, daß er die Pest nach Cadix bringt, an der 29,737 Menschen sterben, so lese man diese Geschichte. Die bekannte Kraft der Erfindung ist wieder darin; aber selbst dieser Reiz greift nach monotonen Mitteln. Das Bild der Feigheit (Jago), die am Ende für Heldenmuth gilt, ist schon dagewesen; andere Verworfenheiten desgleichen; kurz, Alles kündigt eine nahe Erschöpfung im Arsenal des Schrecklichen an. Meister Sue sehe sich daher vor, daß er bei Zeiten sein Schiff umlege; eine Sandbank droht, nahe und gefährlich, wenn er auch seinen Gitano auf der Tartane zu Pferde steigen läßt, was ziemlich albern aussieht.

Im „Kernock der Pirat" steigt der Greuel gar noch eine Staffel höher und stellt sich zur Schau. Die Scene eröffnet sich recht hübsch mit der Balgerei zwischen einer Hexe und einem wahnsinnigen Schinder (verzeihe uns Apoll!), dessen Nebenhandwerk es ist, die Schiffe durch falsche Signale zum Scheitern an die Küste zu locken. Nun, es ist wahr, diese Gesellschaft läßt sich nicht überbieten; sie ist die Crême des Ekelhaften! Und doch sind dies nur Nebenfiguren zu Kernock, der die erste Rolle spielt. Man muß fürwahr Nerven wie Schiffstaue haben, um dergleichen erträglich, oder einen Geschmack wie den eines donischen Kosacken, um die Flüche des Verf. angenehm zu finden. Kein Wort mehr als dies, daß Kernock der potenzirte Atar-Gull und ein Meisterstück des Ekelhaften ist. Die Uebersetzung ist bewunderungswürdig; denn bewundern müssen wir den Muth, der sich vier Wochen lang mit solchem Stoff zu imprägniren wagte und bei dieser Beschäftigung nicht erlag. Der treffliche Coleridge theilt die Leser in vier Classen: in solche, bei denen die Lecture durchgeht wie der Sand in einer Sanduhr, ohne eine Spur zu hinterlassen; in solche, welche wie ein Schwamm Alles auffaugen und wiedergeben, nur etwas beschmuzter; dann in solche, die wie ein Haarsieb das Klare durchlassen und das Trübe allein zurückbehalten, und endlich in solche, die wie die Bergleute in Golkonda das Erz wegwerfen und nur den Edelstein behalten.

Classe 1, 2, 3 haben von einem solchen Buche, wie dies ist, nichts zu fürchten und nichts zu hoffen; allein Classe 4 ist wirklich in Verlegenheit, was damit anzufangen sei. 52.

Literarische Notiz.

Als Nachtrag meiner Mittheilungen über den wissenschaftlichen Congreß von Poitiers *) habe ich Ihnen noch Folgendes zu berichten, was zur Hebung mancher Misverständnisse und ungünstiger Urtheile, die über diesen Congreß auch nach Deutschland verbreitet sind, dienen mag. Die fünfte Section des Congresses, nämlich die Literatur, schöne Künste und Sprachlehre (denn die medicinische und die Section für Oekonomie, Handel und Industrie darf ich als Laie übergehen) hatte in dem Programm ihrer Arbeiten folgende Fragen aufgeworfen: 1) Welches ist jetzt die beste Weise, Geschichte zu lehren? 2) Welchen Einfluß hat die deutsche Literatur auf die französische geäußert? 3) Welches ist die für unser Klima, unsern Cultus und unsere Sitten geeignetste Bauart für architektonische Denkmäler? 4) Welches ist die der dramatischen Kunst günstigste Art, die Theater einzurichten und zu verwalten? Allein obgleich diese Section aus 64 Mitgliedern bestand, worunter einige sehr ausgezeichnete Männer, z. B. der Präsident Isidor Lebrun, sich befanden, so waltete doch über ihnen ein außerordentlicher Unstern; denn die Fragsteller selbst, die am ersten mit dem Inhalt dieser Fragen vertraut waren, konnten nicht auf dem Congreß erscheinen; es fehlte also an Vorarbeiten, und der größte Theil dieser Fragen blieb daher ohne Lösung.

In Hinsicht auf die dritte Frage reichte Hr. Chatelain eine Abhandlung ein, in welcher er sich für die Erneuerung der alten Bauweise geneigt erklärte. Allein man fand, daß die Nothwendigkeit, auf die monumentale Architektur einzugehen, der Untersuchung über die Anfoderung unserer Sitten und der Confortabilität des 19. Jahrhunderts Eintrag gethan habe. Die Beantwortung der zweiten Frage wurde auf den nächsten Congreß verschoben. Aus den Verhandlungen über die erste Frage gingen zwei an das Gouvernement gerichtete Wünsche hervor, welche der Congreß annahm: 1) daß das Gouvernement sobald als möglich ein Gesetz, welches die Freiheit des Unterrichts bestimme, vorlegen möge; 2) daß die Knaben nicht eher zu den Collegien der Universität zugelassen werden möchten, um daselbst die alten Sprachen zu studiren und den höhern Unterricht zu empfangen, als sie durch eine Prüfung den Besitz derjenigen Kenntnisse bescheinigten, die man in den Primairschulen höhern Ranges erwirbt.

Von dem Geiste, in welchem diese Section arbeitete, geben folgende Auffoderungen eine Probe, in welchen Hr. de Sainte-Hermine die Gesinnungen des Congresses aussprach.

„Der Congreß glaubt aussprechen zu müssen, daß ihn die Unsittlichkeit, an welcher eine große Anzahl literarischer Producte unserer Epoche leidet, mit tiefem Widerwillen erfüllt. Er hegt den Wunsch, daß die Schriftsteller, zu welcher Schule sie auch gehören, sich niemals von den Regeln entfernen möchten, welche der gute Geschmack und die Beachtung des Anstandes vorschreibt. Sie fodert Alle zur Mitwirkung bei dieser Reform auf, welche die Ansicht hegen, daß der Beruf der Künste darin besteht, an der Veredelung der Menschheit zu arbeiten."

Ein anderer, von Hrn. Chatelain ausgesprochener und von dem Congreß adoptirter Wunsch betraf die Aufhebung der Malerschule zu Rom zum Besten der künstlerischen Freiheit. Es gibt keinen jungen Künstler, der nicht die Freiheit, seine Palette zu tragen, wohin ihn die Phantasie führt, der ganzen fünfjährigen Pension vorzöge, die mit der Sklaverei belastet ist, fünf schöne Jahre seines Lebens in Rom zu bleiben — der herrlichen Stadt — wenn man nicht darin auf sein Ehrenwort verhaftet ist.

Zum Schlusse erwähne ich, daß Hr. Berger von Nantes dem Congresse sehr interessante Details über neulich in der Kathedrale von Nantes entdeckte Gemälde mitgetheilt hat. 115.

*) Vgl. hierüber Nr. 308 u. 363 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1835.

Ueber anonyme und pseudonyme Schriftsteller und Schriften, sowie über des Hrn. T. F. M. Richter „Reisen zu Wasser und zu Lande".

(Beschluß aus Nr. 50.)

Zu den ärgsten dieser literarischen Betrügereien gehören wol jene, die in der Form und unter der Vorspiegelung wirklich gemachter Reisen falsche Nachrichten über entfernte Länder und Völker verbreiten. Als die Länder- und Völkerkunde beschränkter war, konnte dieser Betrug um so leichter gelingen; mithin war die ältere Literatur auch an lügenhaften Reise- und Länderbeschreibungen, die sich in Erzählungen von den Wundern entfernter unbekannter Länder zu überbieten suchten, reicher als die gegenwärtige. Die holländischen Erzählungen von Nordpolreisen, die von ungefähr, aber in aller Gemächlichkeit, von Mynheers vorgenommen, grade zum Nordpol, ja denselben mehrmals umschiffend, sich erstreckten, und wo man es am Nordpol ebenso warm und angenehm als in Amsterdam des Sommers gefunden zu haben behauptete — die Lügen des Dithmar Bießken —, Alles, was man bis auf Cook's zweite Reise von einem großen Continent des Südpols fabelte, würde natürlich jetzt kein Zutrauen und keinen Absatz, wie in jener Periode, finden können. *) Nichtsdestoweniger hat uns der französische Parfumeur Douville ganz neulich einen praktischen Beweis gegeben, daß auch in unsern Tagen sich falsche Nachrichten über ferne Länder in die Literatur einschwärzen lassen. **) Wie man 1773 in einer wissenschaftlichen französischen Zeitschrift sich nicht von der Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt zu lügen scheute, ist aus dem „Journal des savans", Nov. 1773, zu ersehen. ***) Man findet daselbst einen Bericht (angeblich ein „Schreiben des Herrn de la Lande") von der Reise des königl. dänischen Schiffes die nördliche Krone, das unter dem Commando des Baron d'Uifeld 1769 von Bornholm in Norwegen (!!!) ausgelaufen, die Nordwestpassage gefunden und durch dieselbe die Reise nach der Heimat 1773 glücklich vollendet hatte. Das Schiff, der Anführer, sowie die ganze Expedition und ihr Erfolg, Alles ist Lüge.

Defoe gab bekanntlich mit seinem „Robinson" zu den zahlreichen Robinsonaden das Signal — erdichtete Erzählungen von abenteuerlichen Begebenheiten auf Reisen nach fernen unbekannten Ländern. Nächst diesem Werke ist wol der unter dem Namen: „Die Insel Felsenburg" bekannte Roman der berühmteste, ein Werk des pseudonymen Gisander, dessen eigentlicher Name Schnabel gewesen sein soll. Seitdem benutzten Campe und, noch in unsern Tagen, andere Pädagogen diese Form in Kinderschriften zur Belehrung der Jugend. Mir will bei dem sonst ehrwürdigen Campe das viele oft allzu kindische Einplaudern der Kinder nicht gefallen, und ich zweifle überhaupt, ob nicht selbst junge Leute an dem alten treuherzigen „Robinson" des Engländers ein größeres Behagen finden möchten als an den neuen so zu sagen modernisirten. Jene Reiseromane erregten wol kaum zu ihrer Zeit ein größeres Aufsehen, oder vermehrten sich stärker, als in einer spätern Periode die sogenannten empfindsamen Reisen, deren unübertreffliches Vorbild Yorik's „Sentimental journey" war. Wie Defoe's „Robinson" steht auch Sterne's „Yorick" noch jetzt in unerreichter Höhe da, während die vielen Nachahmer des Letztern alle längst verschwunden sind. Uebrigens hielt sich diese Form beliebter Dichtungen ziemlich lange, und noch im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts reisten mehre rüstige Schriftsteller auf ihren Stuben fleißig herum. So begab sich u. a. der Vater des „Petermännchens", der mit Gespenstern und Selbstmördern, sowie mit allen Scheußlichkeiten der Finsterniß vertraute Ch. H. Spieß, zum Schrecken aller seiner Leser, auf eine gefährliche Reise durch die Höhlen des Unglücks und die Wohnungen des Elends, vollendete sie aber in vier inhaltschweren Theilen glücklich. Wie zärtliche Väter erdichtete Reisen mit den lieben Kindern zum Unterricht und zur Belehrung machten, wird hoffentlich allen erziehenden Vätern und Müttern, sowie allen

*) Die erdichtete Reisebeschreibung: „Histoire des Sevarambes, peuples qui habitent une partie du troisième continent, ordinairement appellé Terre australe etc." (Paris 1677—79, 5 Bände, 12.), deren anonymer Verf. Denis Vairasse hieß, und die großes Aufsehen gemacht zu haben scheint, war wol mehr auf die Verbreitung fader Freigeisterei als falscher Nachrichten berechnet.

**) Seine Reisebeschreibung nach Afrika ist völlig erdichtet; s. „Foreign quarterly review", 1832. Douville soll in Rio Janeiro mit Parfum gehandelt haben zur selbigen Zeit, als er in Kongo sich aufgehalten haben will.

***) Von J. R. Forster in „Geschichte der Entdeckungen im Norden" citirt.

wohlerzogenen Jünglingen und Mädchen annoch sattsam bekannt sein.

Zur Classe der belehrenden wie unterhaltenden Reisen gesellt sich auch ein Werk aus der neuesten Zeit, dessen Pseudonymität, von Mehren behauptet, vom Verf. selbst aber wiederholt geleugnet, bisher noch als unausgemacht dahingestellt sein muß.*) Es hat dies Werk schon die dritte Auflage erlebt, welche folgenden Titel führt:

T. F. M. Richter's Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805—17. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe.

In einer hier wiederholten, schon der zweiten Auflage vorgedruckten Vorerinnerung erklärt der Verf. „feierlich": „daß er diese Reisen wirklich und nicht blos auf dem Papiere gemacht habe, was schon (meint er) jeder Leser aus den speciellen Angaben, genauen Beschreibungen und nach der Natur copirten Schilderungen erkennen wird, die auch der sinnreichste Kopf auf der Studirstube nicht erfinden kann". Auch der sinnreichste Kopf! Das würde uns sehr lieb sein. Denn wenn aus dem Folgenden vielleicht hervorgehen sollte, daß der Verf. in seinen Beschreibungen nicht überall „genau" ist, daß er wenigstens nicht an allen den Orten gewesen sein kann, die er besucht zu haben behauptet, daß mithin sein Werk, Reisen genannt, wenigstens zum Theil ein pseudonymes, und seine Reisen — jener feierlichen Erklärung ungeachtet — wenigstens zum Theil nicht wirklich, sondern blos auf dem Papier gemacht sind; dann blieb ihm doch die Ehre, etwas ersonnen zu haben, was, seiner Behauptung nach, selbst der sinnreichste Kopf zu erfinden nicht fähig war. Was er auf der einen Seite verlor, gewann er auf der andern.

Die Reisen des Hrn. R. sind von der Art und Wichtigkeit nicht, daß die darin ertheilten Nachrichten, in den Fällen, wo sie unhaltbar sind, schädliche geologische Irrthümer verbreiten könnten. Jene Unhaltbarkeiten zu beleuchten, oder die Pseudonymität seiner Schrift darzuthun, kann daher von der Erheblichkeit, wie z. B. die Darlegung der Unechtheit der Douville'schen Reise, nicht sein, und wir betrachten die Beiträge, welche zu einer solchen Beleuchtung hier mitgetheilt werden sollen, nur als literarische Curiositäten zur literarischen Unterhaltung.

Den nautischen oder den zur Schiffahrt gehörigen Theil dieser „Reisen zu Wasser und zu Lande" wollen wir für diesmal unbeachtet lassen; auch erwähnen wir die abenteuerlichen Vorfälle nicht, die unserm Reisenden, zur nicht geringen Unterhaltung der Leser, auf der See begegnen. Allein da er sich, als Beweis der Wirklichkeit seiner Reisen, auf die in seiner Schrift enthaltenen speciellen Angaben und genauen Beschreibungen beruft, so mögen hier einige Stellen seines Berichts über die Hauptstadt Dänemarks, wohin er auf seinen Reisen gelangt, uns zur nähern Betrachtung dienen.

Im Spätjahre 1806 kommt der Verf., seiner Erzählung zufolge, nach Kopenhagen, und beschreibt Band II, S. 206—223, was er in dieser Stadt sah. Zuerst nimmt er das Aeußere derselben in Augenschein, das er schön findet, und bemerkt, daß die meisten Häuser von Stein, aber auch viele von Ziegeln erbaut sind, welches letztere unrichtig ist. Gleichfalls ganz und gar irrig ist die Angabe, „daß der größte Theil der Häuser auf Pfählen ruht, wegen des sehr sumpfigen Bodens"!! Diese Angaben jedoch können von misverstandenen Aussagen Anderer herrühren. Wenn aber der Verf., S. 214, von dem runden Thurm behauptet, daß „es nicht unmöglich ist, daß der König Christian V., wie die Sage geht, einst zu seinem Vergnügen in einer sechsspännigen Kutsche den Thurm hinauf und wieder herunter fuhr", so beweist er dadurch, daß er den Thurm nicht gesehen haben kann.

Bekanntlich war das Schloß Christiansburg, bis zum Brande desselben 1794, die Winterresidenz der dänischen Könige in Kopenhagen. Erst 1828 wurde die Wiedererbauung vollendet. Der König und seine Familie bewohnen seit jenem Brande noch immer die Paläste des Amalienplatzes. Unser Verf. dagegen besieht als „das königl. Residenzschloß" das alte von Christian IV. erbauete Lustschloß Rosenburg, das u. a. zur Aufbewahrung der Reichsinsignien, nie aber zur Residenz benutzt wird; allein was er von Rosenburg erzählt, paßt, in so weit es nicht ganz unrichtig ist, nur auf das christiansburger Schloß, davon 1806, als er diese Besichtigung vornahm, blos die nackten Mauern übrig waren. Dem königl. Residenzschlosse legt er auch einen Garten bei, welcher nicht existirt. Hier aber meint er den Garten des Lustschlosses Rosenburg, welchen er, etwa wie er vor 50 Jahren (mithin nicht 1806) aussah, beschreibt. „Dieser Garten", heißt es dann, „dient gewöhnlich der vornehmern Classe der Einwohner zum Spaziergange." (Er wird von allen Classen ohne Ausnahme besucht.) „Unter den Statuen des Gartens des Residenzschlosses" (d. i. Rosenburgs), bemerkt er S. 215, „zieht besonders das Roß, welches von einem Löwen überwältigt wird, die Aufmerksamkeit aller Kunstliebhaber auf sich!" Schwerlich, denn diese vor mehren Jahren schon weggenommene Statue war eben kein ausgezeichnetes Kunstwerk, und die Aufmerksamkeit der Liebhaber wie der Kenner möchte sich unleugbar von der marmornen Statue des den Löwen zerreißenden Hercules (ein schönes Kunstwerk) weit mehr angezogen finden. Von dieser Statue aber, welche auch 1806 da stand, sagt Hr. R. gar nichts!

In der Beschreibung des Rathhauses zu Kopenhagen (S. 217, 218) ist der Hr. Verf. auch sehr unglücklich; denn hier hat ihm eine Feuersbrunst, die vor Jahren mehre Theile der Stadt verheerte, das Spiel schlimm verdorben. Das treulose Feuer hat bereits 1795 zerstört, was er 1806 als noch unversehrt gesehen haben und seinen Lesern als Augenzeuge beschreiben will. Das alte Rathhaus Kopenhagens ging in jener Feuersbrunst (1795) unter; noch 1806 waren die Mauern des neuen nicht errichtet.

Am allerärgsten aber ist die S. 220—223 erzählte

*) Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Verf. des nachbenannten Werks wirklich Richter heißt. D. Red.

Geschichte, wo nicht nur die Begebenheiten, sondern auch die als in Kopenhagen 1806 herrschend beschriebenen Sitten und Policeieinrichtungen völlig erfunden sind. Der Verf. läßt sich in Kopenhagen zum Hochzeitfeste eines Schiffscapitains, welches in einem großen Gasthause gefeiert wird, einladen. „Es war grade um neun Uhr Abends", erzählt er nun, „als plötzlich eine Policeipatrouille in den Saal trat und den anwesenden Gästen, die sich zur Tafel setzen wollten, in einem rauhen Tone gebot, augenblicklich auseinanderzugehen. Denn man hat in Kopenhagen die Einrichtung getroffen, daß im Sommer um zehn Uhr und im Winter um neun Uhr alle Gesellschaften sowol in Privat- als öffentlichen Häusern geschlossen werden müssen." (Hat Hr. R. sich dieses aufbinden lassen, oder will er es dem Leser aufbinden? dann möchte dieser ihm wol zurufen: Itane contemnor abs te!) „Doch macht man bei Hochzeiten und andern außerordentlichen Gelegenheiten eine Ausnahme, wenn es dem Policeimeister gemeldet wird, was aber der Hausherr diesmal nicht zur rechten Zeit gethan hatte. Die ganze Gesellschaft gerieth in große Bestürzung, bis endlich der Hochzeitvater mit der Erlaubniß des Policeimeisters, die Feier fortsetzen zu dürfen, in den Saal trat." (Sollte es wol nöthig sein so absurde Erdichtungen näher zu beleuchten? oder zu bemerken, daß in Kopenhagen — wie wol in jeder civilisirten Stadt der gegenwärtigen Zeit — liberale, dem Fortschritte der Cultur angemessene Policeieinrichtungen herrschen, und schon lange vor dem Zeitpunkte, worin der Verf. seine Dichtung legt, geherrscht hatten. Die Policei beschäftigt sich dort nur mit öffentlichen Vorfällen, nur auf den Straßen, und drängt ungerufen nie in Privathäuser so wenig als in Gesellschaften sich ein, wenn auch die „Privat- oder öffentlichen" Gesellschaften für gut fänden — was sie wirklich sehr oft, ohne je den Policeimeister zu fragen, thun — den größten Theil der Nacht versammelt zu bleiben. Doch unser Verf. hat noch viel mehr zu erzählen:) „Hierauf stellte sich ein Policeidiener an die Thür des Hauses. Die Gäste nahmen nun an der Tafel Platz, wurden aber bald durch einen Lärm, der vor dem Hause entstand, wiederaufgeschreckt. (Zum andern Mal! die armen Gäste!) Ein Haufen unruhiger Köpfe — denn der kopenhagener Pöbel ist, ungeachtet der trefflichen Policeianstalten, sehr muthwillig — wollte in das Haus dringen, blos um Händel mit der Thürwache anzufangen." (Ein Nachtwächter kommt aber herbei, welcher seine Lärmpfeife ertönen läßt; jetzt sammelt sich eine große Anzahl solcher Nachtwächter aus den anstoßenden Straßen; es erfolgt ein blutiges Handgemenge; zuletzt werden die Ruhestörer in Verhaft gebracht.) „Man versicherte, daß ihnen der Unfug theuer würde zu stehen kommen, denn nach den dänischen Gesetzen wird Demjenigen, welcher sich den Policeidienern widersetzt, der Verlust der rechten Hand zuerkannt." Mit dieser blutigen Strafe der Widersetzlichkeit aber ist das Abenteuer noch lange nicht zu Ende. Die Gäste werden wiederum, und zwar zum dritten Male, von der Tafel aufgeschreckt. Es kamen nämlich jetzt, erzählt weiter der sinnreiche Verf., einige Studenten, die vorgaben, zur Hochzeit eingeladen zu sein, welches, beiläufig gesagt, eine derbe Lüge war! Nichtsdestoweniger traten die ungezogenen Musensöhne „mit einer Dreistigkeit, die sich über das Schickliche hinwegsetzt, in den Saal, entschuldigten ihre Zudringlichkeit (das war doch sehr höflich!) und erklärten, daß sie nicht gekommen wären, die Ruhe zu stören, sondern vielmehr das Vergnügen der Gesellschaft zu erhöhen, worauf sie ohne weitere Umstände, und ohne eine Antwort abzuwarten (sehr grob) an den Genüssen der Gäste Theil nahmen. Ich (Hr. Richter) glaube, daß ihnen die Gesellschaft sehr verbunden war (nicht Ursache!), weil sie durch ihre witzigen Einfälle und gute Laune den steifen Ton, der bisher geherrscht hatte, verbannten. Beiläufig mache ich die Bemerkung, daß die kopenhagener Studenten — weil sich ihre Vorfahren bei mehren Belagerungen der Stadt (Kopenhagen war bis 1807 nur einmal belagert gewesen) ein großes Verdienst erwarben, viele Vorrechte und Freiheiten genießen, weshalb sie auch bei der Bürgerschaft sehr angesehen sind." Beiläufig machen wir die Bemerkung, daß die Studenten in Kopenhagen gar keine Vorrechte oder Freiheiten vor Andern genießen, am wenigsten die, in irgend eine anständige Gesellschaft zu dringen und grob zu sein, und daß ihr Ansehen bei der Bürgerschaft ganz und gar nur auf ihrem persönlichen Benehmen beruht. Daß es keinem Studenten in Kopenhagen 1806 beifallen konnte, sich auf die oben beschriebene Weise zu betragen, und daß, wenn solches der Fall wäre, er eine kräftige Zurechtweisung zu erwarten hatte, das würde jeder Bürger Kopenhagens dem Verf., auf seine Vorfrage, versichern. Das Abenteuer des Hrn. R. konnte vielleicht in einer kleinen Universitätsstadt Deutschlands sich ereignet haben, auch ist es sichtbar darnach gemodelt; in einer größern aber nie, und in Kopenhagen am allerwenigsten.

Ob nun die Begebenheiten unsers Reisenden in Kopenhagen, und seine Beschreibungen über Gegenstände dieser Stadt, als genau und mit dem Wirklichen übereinstimmend, oder blos als auf dem Papier gemacht, anzusehen sein, werden die Leser, nach dem Obigen, hoffentlich leicht beurtheilen können. 43.

Lebensgeschichte von Stephan Schütze. Zwei Theile. Mit dem Bilde des Verfassers. Neuhaldensleben, Eyraud. 1834. 8. 2 Thlr.

Der Verf. fürchtet, man werde es ihm als eine Anmaßung auslegen, daß er sein Leben beschreibe, und mancher Andere scheint sich durch eine ähnliche Furcht ganz von derselben Arbeit abhalten zu lassen. Eine solche Aengstlichkeit scheint mir aber sehr am unrechten Orte. Ich würde es sehr zweckmäßig finden, wenn recht viele Menschen, und unter ihnen auch unbedeutende, die Geschichte ihres Lebens dem lesenden Publicum mittheilten. Wenn diese Autobiographien, ich will nicht sagen, mit Geist, sondern nur mit einigem Verstande abgefaßt wären, so würden sie bei vielen Lesern vielleicht den Wust schlechter Romane ein wenig verdrängen. Und damit wäre immer schon etwas gewonnen; denn eine Lebensbeschreibung kann fast nicht so schlecht sein als ein Roman unter übrigens gleichen Umständen,

denn in diesem wird der unverständigen Willkür weit mehr Spielraum gelassen, während in jener auch der geistloseste Schriftsteller sich gezwungen sieht, zuweilen etwas Wahres und Charakteristisches zu erzählen. Auch die vorliegende Lebensbeschreibung ist besser als tausend Romane von den letzten Messen, und namentlich auch besser als Manches, was Hr. Schütze selbst jemals geschrieben hat. Nichtsdestoweniger wäre zu wünschen, daß künftige Autobiographen ihre Mittheilungen ein wenig verständiger einrichteten. Schon in der Vorrede zeigt der Verf., daß er eine ganz falsche Vorstellung von seinem eignen Leben hat. Er sagt nämlich daselbst, er habe die Geschichte seines Lebens deshalb mitgetheilt, weil dasselbe „ungewöhnlicher Art" sei. Hierdurch schadet er sich und seinem Buche offenbar. Denn der Leser erwartet nun wirklich etwas Ungewöhnliches, und da er statt dessen nur die gewöhnlichste Gewöhnlichkeit findet, so wird er dadurch leicht verleitet, selbst Das, was in dem Buche noch etwa Anmuthiges ist, zu übersehen. Denn in der That besteht der Reiz dieser Lebensbeschreibung grade in der Naivetät, mit welcher die Gewöhnlichkeit in derselben auftritt.

Außerdem sagt der Verf. in der Vorrede, er hätte vielleicht Manches, eben nicht Löbliche, von sich verschweigen sollen, aber er habe geglaubt, ganz aufrichtig sein zu müssen. Was der Verf. unter diesem nicht Löblichen versteht, ist mir nicht klar, denn es kommt in dem Buche nichts vor, was nach gewöhnlichen Begriffen so unlöblich wäre, daß ein Verschweigen wünschenswerth erschiene. Dagegen hätte er allerdings fast die ganze Lebensbeschreibung unterdrücken müssen, wenn er Alles hätte verschweigen wollen, was in einem höhern Sinne, aber in einem Sinne, den der Verf. nicht anerkennen kann, Unlöbliches darin ist. Denn in der That ist die ganze Anschauungsweise, welche der Verf hier enthüllt, eine sehr untergeordnete. Er trägt nämlich jene flache, charakterlose Sentimentalität zur Schau, welche bekanntlich nur allzu leicht in ihr Gegentheil umschlägt. Obgleich er nun diese der Sentimentalität entgegengesetzte Seite seines Geistes sorgfältig verdeckt, so scheint sie doch überall unter der bergenden Hülle hervor. Am meisten offenbart sich dies in den Liebesverhältnissen des Verf. Diese sind nämlich alle sehr unschuldiger und empfindsamer Natur, aber doch so höchst alltäglich, daß man zuweilen zur Abwechselung lieber einige entschiedene Gemeinheit auftreten sehen möchte. Der Verf. zeigt überall, daß er durchaus nicht aus wahrer Empfänglichkeit oder in Folge vernünftigen Anschauens geliebt habe, daß er keinen bestimmten Unterschied zwischen beschränkten und geistreichen, zwischen gebildeten und ungebildeten Weibern zu machen wisse. Es fliegt ihn nur von Zeit zu Zeit eine empfindsame Regung an wie ein Fieber, ohne daß er weiß, woher und warum. Damit steht nun in nothwendigem Zusammenhange, daß er auch immer nur mit höchst untergeordneten Frauenzimmern verkehrt, und nicht nur in der frühesten Jugend, wo das wol Jeden begegnen kann, sondern auch in einem Alter, in welchem er nothwendig zu einiger Aufklärung über diesen Punkt hätte gelangen müssen, wenn er sich nur aus dieser matten Empfindsamkeit hätte losarbeiten können.

Schon hieraus läßt sich schließen, daß der Verfasser die Verhältnisse und Zustände, welche er zu schildern hatte, nur sehr matt und seicht aufgefaßt habe. Indessen macht grade dieser Umstand das Buch zuweilen ergötzlich. Denn zufällige absichtslos hingeworfene Andeutungen zeigen nicht selten, daß die Ereignisse, welche der Verf. schildert, ganz anders zu verstehen waren, als dieser sie versteht, und nun hat der Leser zwei nebeneinanderhinlaufende Geschichten zu lesen, nämlich die Begebenheiten, wie sie wirklich waren, und dann, wie sie dem Verf. erschienen. Indessen wäre freilich wünschenswerth gewesen, daß dieser es dem Leser nicht überlassen hätte, die wahre Natur der geschilderten Verhältnisse zu errathen, sondern daß er selbst mehr Phantasie, mehr Verstand und besonders mehr Unbefangenheit hätte an die Schilderung wenden können. Doch enthält diese Lebensbeschreibung auch jetzt schon manches Lesenswerthe. Namentlich ist der Anfang nicht ohne Anmuth. Die ländlichen Zustände, in denen der Großvater und der Vater des Verf. leben, die städtische Weise, in welche der Oheim gebracht wird und allmälig hineinwächst, die Mischung von Jähzorn und gutmüthiger Schwäche in dem Charakter dieses Mannes, kurz Alles, was der Verf. noch mit Kindesauge und Kindesohr vernommen hat, macht auch in der Schilderung einen angenehmen Eindruck. Aber je mehr der Verf. selbst handelnd eingreift, desto alltäglicher und beschränkter werden die Zustände, desto seichter und befangener wird die Schilderung.

Eine Lebensgeschichte hätte übrigens der Verf. sein Buch schon deshalb nicht nennen sollen, weil er nur seine Kinder- und Jünglingsjahre beschreibt und überdies ausdrücklich die bestimmtere Absicht äußert, die Hindernisse zu schildern, „welche die Entwickelung seiner Kraft und Anlagen verzögert, ja, zum Theile vereitelt hätten". Seine Verwandten nämlich wollten ihn anfangs zum Kaufmann, dann zum Prediger machen; er aber wollte einer freien wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit sich widmen. Der Kampf, welcher sich in Folge dessen entspann, wäre nun auch wirklich ein poetischer Gegenstand, wenn nur nicht dieser Drang nach Kunst und Wissenschaft wegen seiner Leere und Richtungslosigkeit ebenso untergeordnet erschiene als die sich ihm entgegenstellende Beschränktheit des gewöhnlichen Lebens. Dadurch nun, daß diese leere Wissenschaftlichkeit natürlich als das Höhere, jenen gegenüber geschildert wird, kommt etwas Schiefes in die Darstellung, und der Leser hat fast das Gefühl, als führe er in einem Wagen, dessen Räder auf einer Seite doppelt so hoch sind als auf der andern.*) 6.

Notiz.

Vorschlag zur Einrichtung des Bauwesens in Griechenland.

Einen solchen Vorschlag hat der rühmlichst bekannte Architekt von Wiebeking unter dem 2. April 1834 der Regentschaft übersendet und nunmehr auch (München 1834) für die Oeffentlichkeit drucken lassen. Er ist auch außer den Kreisen, für welche er zunächst bestimmt worden, von praktischem Interesse. Seine Grundlage findet er übrigens in der, vom Verf. schon in frühern Werken vielfach geltend gemachten, durch Beispiele der Geschichte älterer und neuerer Zeit erhärteten und auch neuerdings durch das Beispiel Frankreichs bestätigten Wahrheit: daß das Militair zur Ausführung der, die allgemeine Wohlfahrt befördernden Bauunternehmungen zu verwenden sei; eine Wahrheit, der Dasjenige nicht wenig zur Empfehlung diene, was der Römer Tacitus erzählt, daß, als römische Legionen im 1. Jahrhundert n. Chr. Geb. im heutigen Holland Dämme längs des einen Rheinufers hätten bauen helfen, dies das überwundene Volk mit den Römern versöhnt hätte, und was er selbst hinzufügt: daß diese Verwendung der römischen Legionen nur darum geschehen sei, „um die Soldaten dem Müßiggange zu entziehen". Von dieser Grundlage nun ausgehend und die hohe Wichtigkeit der Sorge der Regierung für das Bauwesen grade in Griechenland im Auge, schlägt W. die Bildung eines Ingenieurcorps der öffentlichen Arbeiten für Griechenland vor, indem er zugleich in das Einzelne der Bildung, Bewaffnung und Anwendung dieses Corps, sowie der Vortheile des vorgeschlagenen Systems selbst (im Gegensatze zu dem Systeme der Entreprisebauten) eingeht. Der ganze Vorschlag ist eine Art von ergänzendem Commentar zu Demjenigen, was Fr. Thiersch in seinem bekannten Werke über Griechenland in jener Beziehung sagt. 17.

*) Wir können nicht in das Urtheil einstimmen, das unser Mitarbeiter über Schütze's Lebensgeschichte fällt, und haben selbst in Nr. 231 und 232 d. Bl. f. 1833 ein, wie es uns scheint, nicht uninteressantes Bruchstück aus der damals noch nicht gedruckten Schrift: „Der Schüler auf Kloster Berge", mitgetheilt. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.

Erster Artikel.

Masse der Literatur.

Wie die Geschichte dem bewegten Strome des Völkerlebens von seinen Quellen an zu folgen sucht, so ist es die Aufgabe der Statistik, die Resultate der Culturgeschichte zu einer bestimmten Zeit nicht blos darstellend zusammenzufassen, sondern zugleich das Dauernde in dem Wechsel der Erscheinungen, das Gesetz der Bewegung, zur Anschauung zu bringen. Erst durch die Erfüllung dieses Zweckes erhält die Statistik einen bleibenden Werth und wird zur nächsten Grundlage der stets auf die Zukunft gerichteten Politik, indem sie aus Dem, was geworden ist, auf Dasjenige schließen läßt, was kommen wird, und was gethan werden soll.

Mit Recht hat man die Geschichte der Literatur als den wichtigsten Theil der neuern Culturgeschichte überhaupt betrachtet, weil sich darin vorzugsweise auch alle andern Zweige der Bildung abspiegeln. Ein redliches Bemühen und ausdauernder Fleiß haben darum seit längerer Zeit der Behandlung der Literaturgeschichte, sowol der allgemeinen als derjenigen der einzelnen Völker, sich zugewendet. In weit geringerm Grade ist dies mit der Statistik der Literatur, besonders mit der allgemeinen Statistik derselben, der Fall gewesen. Man hat fast nur einzelne, unvollständige Notizen, und selten hat man sich die Mühe gegeben, selbst dieses Wenige zu sammeln und zu vergleichen, um auch einmal von diesem Standpunkte aus einen belohnenden und belehrenden Ueberblick auf die Fülle des geistigen Reichthums und auf die Richtung des neuern Völkerlebens zu thun. Es kann nicht unsere Absicht sein, an diesem Orte jene Lücke auch nur möglichst ausfüllen zu wollen. Allein schon die Zusammenstellung manches Einzelnen und Zerstreuten dürfte Stoff zu mehrfach interessanten Vergleichungen darbieten und daraus einiger geistige Gewinn gezogen werden können, der vielleicht den Einen oder Anderen auffodert, das Werk fortzusetzen und zu vervollständigen, wozu hier einige Bruchstücke gegeben werden. *)

Wir beginnen mit dem Körper der Literatur und zwar mit ihrer Masse überhaupt, ohne noch auf das Verhältniß der einzelnen Theile und Glieder Rücksicht zu nehmen. Vor allen Ländern zeichnet sich bekanntlich unser deutsches Vaterland in so hohem Grade durch literarische Fruchtbarkeit aus, daß ihm noch lange der Vorrang bleiben wird, wenngleich der verhältnißmäßige Wachsthum unserer deutschen Literatur während der neuern Zeit nicht so groß als derjenige in einigen andern Theilen Europas, namentlich in Frankreich, gewesen ist. Der jährliche Umsatz durch den deutschen Buchhandel wird nach den Berechnungen des leipziger „Börsenblatts" auf beiläufig $5\frac{1}{4}$ Millionen Thaler angeschlagen.

Vor etwa 40 Jahren gab es in Deutschland nicht mehr als etwa 300 Buchhandlungen. Ihre Zahl hatte sich bis gegen Ende des J. 1833 mehr als verdreifacht, sodaß dieselbe nunmehr auf 1094 und nach Abzug der bloßen Musik- und Kunsthandlungen auf 984 wirkliche Buchhandlungen sich beläuft. Unter diesen letztern sind 92 ausländische Firmen, wenn man in buchhändlerischer Beziehung die Schweiz, Ungarn, das Königreich Preußen und Posen zu Deutschland rechnet. In den eigentlich deutschen Bundesstaaten befinden sich — nach den detaillirten Mittheilungen des leipziger „Börsenblatts" — 936 Buchhandlungen auf eine Bevölkerung von 36,266,000 Seelen, oder im Durchschnitte eine auf nicht ganz 39,000 Einwohner. Die beachtenswertheste Abweichung von dieser Mittelzahl findet in Oestreich statt, welches überhaupt nur 90 Buchhandlungen, also bei einer Bevölkerung von beiläufig 11,000,000 S. auf je 122,222 nur eine besitzt, während im preußischen Staate schon auf 33,899 Einwohner eine Buchhandlung zu rechnen ist. So rasch ist die Vermehrung derselben in Deutschland während der neuesten Zeit gewesen, daß noch die jüngst erschienene „Statistik der deutschen Literatur und des deutschen Buchhandels", von Gädicke, im Umfange der deutschen Bundesstaaten und der nicht zum deutschen Bunde gehörigen preußischen Gebietstheile deren nicht mehr als 729 für einen Flächenraum von $12,065\frac{1}{4}$ □Meilen angibt, wonach also im Durchschnitte auf $16\frac{2}{3}$

*) Eine erfreuliche Erscheinung für den Freund der Statistik der Literatur ist, durch die Reichhaltigkeit seiner Notizen, das neue leipziger „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel". Es ist zu wünschen wenn erst die einzelnen Baustücke sich vermehrt haben, daß dieselben dann und wann auch in umfassenden, vergleichenden Uebersichten geordnet zusammengestellt werden.

□Meilen eine Buchhandlung käme. Den Flächenraum der eigentlich deutschen Bundesstaaten zu 11,600 □Meilen gerechnet, war aber zu Ende d. J. 1833 das Verhältniß schon wie 1 zu $12\frac{46}{117}$ □Meilen. In solcher Kürze ändern sich oft die Verhältnißzahlen der Statistik.

Im preußischen Staate, welcher zu Ende 1833 295 Buchhandlungen hatte, gab es im Jahr 1830 deren etwa 200. Die Zahl der Buchdruckereien war daselbst vom Jahr 1819 bis zum J. 1825 von 240 mit 516 Pressen, auf 280 mit 693 Pressen gestiegen. In den verschiedenen Theilen Deutschlands sind von Ostern 1832 bis Ostern 1833 wenigstens 58 neue Buchhandlungen gegründet worden, und während der 6 Jahre von Ende 1822 bis Ende 1828 waren nicht weniger als 261 Buchhandlungen neu entstanden. Hiernach überstieg ihre Vermehrung in diesem kurzen sechsjährigen Zeitraume die gesammte Zahl derselben im preußischen Staate, oder in mehr als einem Drittheile des ganzen deutschen Landes. Diese bedeutende Zunahme der Etablissements für den literarischen Verkehr ist nur zum Theil die Folge der Vermehrung der Bevölkerung und der hiermit besonders in den Gewerbe und Handel treibenden Classen vergrößerten Concurrenz; sie muß zugleich als die Folge eines in größerm Umfange erwachten geistigen Nationalbedürfnisses betrachtet werden.

Die Zahl der jährlich in Deutschland erscheinenden Druckschriften hatte sich im J. 1822 zuerst auf 4000 erhoben und war im J. 1827 bis auf 5000 gestiegen. Schon das folgende Jahr 1828 ergab eine weitere Vermehrung um etwas über 600. Eine im J. 1829 eingetretene Verminderung bis zu 5314 wurde durch den Zuwachs der folgenden Jahre bald wieder überwogen. Die Zahl der Verlagsartikel im J. 1831 belief sich auf 5508; im J. 1832, wo besonders viele Broschüren erschienen, auf 6122 und im J. 1833 auf 5653. Bei den letztern sind die sogenannten Commissionsartikel ausländischer Schriften nicht in Anschlag gebracht; ebenso wenig Musik- und Zeichnenbücher und solche Localschriften, die nicht in den Buchhandel kommen, was besonders in Oestreich häufig der Fall ist. Wenn also aus Oestreich im J. 1833 nur 290 Verlagsartikel eingelaufen sind, von allen deutschen Bundesstaaten beiweitem die verhältnißmäßig geringste Zahl, so mögen wir zwar dies zum Theile der geringern literarischen Fruchtbarkeit in diesem Lande zuschreiben, ohne jedoch hieraus auf ein bestimmtes Verhältniß schließen zu können. Auch ist bei der Beurtheilung dieses letztern die relativ geringe Zahl der eigentlich deutschen Bevölkerung nicht außer Acht zu lassen. Die verhältnißmäßig größte Menge der Verlagsartikel (1110) hatte, wie gewöhnlich, Sachsen geliefert. Die in dem preußischen Staate erschienenen Druckschriften beliefen sich auf 1758.

Die literarische Production in Deutschland beträgt hiernach jährlich nahe an 6000 Schriften. Im Durchschnitte kann man also annehmen, daß sich vom Jahre 1822 an diese Production jährlich um nahe 200 Werke vermehrt hat. Dieselbe Vermehrung auch für die nächstfolgenden Jahre vorausgesetzt, würden im J. 1842 beiläufig 8000 Werke zu erwarten sein, und die Zahl derselben würde alsdann das Doppelte von derjenigen des Jahres 1822 erreicht haben.

Ueberhaupt sind in Deutschland im Verlaufe der Jahre 1814—26 nicht weniger als 50,303 Bücher geschrieben worden, während in derselben Periode in Frankreich 33,775, folglich 16,528 weniger erschienen waren. Gleichwol ist in Frankreich, wie dies schon oben bemerkt wurde, die verhältnißmäßige Zunahme der literarischen Erzeugnisse weit größer als in Deutschland gewesen. Während sich in Deutschland vom Jahr 1814 bis zum Jahr 1826 die Masse der Literatur kaum verdoppelt hat, waren in Frankreich im Laufe des Jahres 1826 4347 Werke erschienen, mehr als viermal so viel als im Jahr 1814. Im Jahre 1828 belief sich die Anzahl der in Frankreich herausgekommenen Schriften sogar auf 7616, also fast auf das Doppelte des Jahres 1826 und der Zahl nach auf mehr, als jemals die leipziger Meßkataloge aufzuweisen hatten, wobei jedoch nicht außer Acht zu lassen ist, daß in den französischen Bücherverzeichnissen auch eine Menge der unbedeutendsten Schriften, die in Deutschland nicht in den Buchhandel kommen, aufgeführt wird. Später war diese literarische Production wieder gesunken, indem die Verzeichnisse des Jahres 1830 6739 Schriften enthalten und diejenigen des Jahres 1831 nur 5063. In dieser Zeit hatte sich die Störung besonders bemerkbar gemacht, welche der französische Buchhandel sowie der niederländische durch die Ereignisse des vorhergehenden Jahres erlitten hatte. In der Folge stieg daher von Neuem die jährliche Menge der literarischen Erzeugnisse, sodaß wieder in den Verzeichnissen des Jahres 1833 nicht weniger als 7011 Schriften aufgezählt werden. *)

Diese auffallenden Schwankungen des literarischen Verkehrs in Frankreich, während sich in der deutschen Literatur eine viel stetere Zunahme bemerkbar macht, deuten auch von diesem Gesichtspunkte aus auf den unruhig

*) Es muß bemerkt werden, daß die Mittheilungen über die Masse der französischen Literatur häufig sehr abweichend sind. In demselben Jahre, 1826, wo nach der einen Angabe 4347 Werke erschienen sind, sollen, nach einer andern Angabe, abgesehen von der periodischen Literatur, nicht weniger als 10,135 erschienen sein. Sodann soll das Jahr 1825 8252, das Jahr 1824 6974, und das Jahr 1823 5395 geliefert haben. Die verschiedenen Notizen sind so unbestimmt, daß sie zweifelhaft lassen, ob die Widersprüche von der Nachlässigkeit bei Aufstellung der Verzeichnisse oder von was sonst herrühren. Es liegt darin ein neuer Beweis, wie wenig man sich auf die gewöhnlichen statistischen Notizen, wie sie durch die öffentlichen Blätter in unvollständigen Bruchstücken zur Kenntniß gebracht werden, verlassen dürfe, und daß man sich oft begnügen muß, selbst durch fortgesetzte Vergleichung der einzelnen Angaben nur ein Hauptresultat zu gewinnen, ohne dasselbe im Einzelnen und Besondern darstellen und rechtfertigen zu können. Jedenfalls dürften indessen die oben aufgeführten geringern Angaben über die Masse der französischen Literatur der Wahrheit am nächsten kommen.

bewegten Zustand jenes Landes. Sind indessen die Verzeichnisse über die französische Literatur vielleicht minder genau als diejenigen über die deutsche, und dehnen sie zugleich auf Schriften sich aus, welche in Deutschland nicht mitzählen würden, so geht doch immer aus den angeführten Daten die außerordentlich starke Vergrößerung des Umfangs der französischen Literatur hervor, sowie der Umstand, daß dieselbe, wenn man zugleich die geringere Einwohnerzahl Frankreichs berücksichtigt, der Masse der deutschen wol so ziemlich das Gleichgewicht halten dürfte.

Diese Bemerkung wird durch weitere Angaben bestätigt. Nach den Berechnungen des Statistikers Charles Dupin waren im J. 1814 im Ganzen etwa 45 Millionen, im J. 1826 dagegen etwa 144 Millionen Druckbogen aus der französischen Presse hervorgegangen. Sodann ergibt eine Vergleichung der Masse des Gedruckten mit der Bevölkerung, daß im J. 1811 auf jedes Individuum etwa 1⅓, im J. 1824 aber 4½ Druckbogen kamen. Dupin macht hierbei die Bemerkung, daß sich im Allgemeinen der Geschmack von der flüchtigern Tagesliteratur mehr den ernstern Gegenständen zugewendet habe, indem ungeachtet der Vermehrung der Literatur im Allgemeinen doch eine Verminderung der periodischen Literatur stattgefunden habe, sodaß im J. 1820 auf je 388, im J. 1826 aber erst auf je 427 Personen Ein Zeitungsabonnement gekommen sei. Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß von einer Periode vor der Julirevolution die Rede ist, und daß sich in Folge dieses Ereignisses wol neuerdings wieder eine größere Anzahl der periodischen Literatur, als der hauptsächlichsten Vertreterin der politischen Tagesinteressen, zugewendet haben mag.

(Der Beschluß folgt.)

Napoleon auf Helena nebst zwei ähnlichen Gesängen. Von Schultheiß. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1834. 8. 12 Gr.

Die Kritik leistet der Literatur einen gleich schlechten Dienst durch unmäßigen Tadel wie durch unmäßiges Lob. Durch Beides wird das aufstrebende Genie oder Talent niedergedrückt, statt gehoben. Vorzüglich in Hinsicht der Erstlinge junger Dichter, die schön begabt sind, geziemt es sich, daß die Kritik gerecht und wohlwollend zugleich sei, damit der nach dem Kranz Ringende ermuthigt und doch auch vor einem Uebermuth behütet werde, der ihn hindern würde, die Mängel und Fehler, die seine Versuche noch entstellen, zu sehen und durch Abstreifung derselben rastlos nach immer höherer Vollendung zu streben.

Die vorliegenden drei Gedichte des jungen Schultheiß, eines geborenen Badners, verkündigen einen Dichter im edlern Sinne des Wortes. Seine feurige Einbildungskraft versetzt ihn in wahre Begeisterung für den Gegenstand, den er zu besingen unternimmt, und stellt seinem Geist reiche Schachten von Ideen und Bildern zu Gebote, um Andern die gleiche Begeisterung mitzutheilen. Auch zeugen seine Gedichte von einem gewaltigen Ringen, die Sprache zu bewältigen und sich aus ihr ein kraftvolles, aber auch lenk- und biegsames Werkzeug zu schaffen, um bald durch Stärke, bald durch Weichheit des Tons und Ausdrucks das Gemüth des Lesers oder Hörers nach Belieben zu stimmen. Was dem Dichter zur Vollendung noch fehlt, können und werden ernste Studien und die durch Uebung erhöhte Gewandtheit im Technischen ihm verleihen. Sein Streben nach Originalität ist nur zu beloben, sofern es von innerm Dichtungsvermögen unterstützt und gehoben wird. Aber noch stürmt und braust es in seiner Brust zu gewaltig durcheinander, als daß die Elemente der Dichtung sich zur durchsichtigen Klarheit hätten läutern können. Des Dichters Sturmdrang gibt sich zuweilen gar zu sichtbar kund; die heftige Bewegung wechselt zu wenig mit heiterer Ruhe; in den, wenn auch zuweilen großartigen Ideen und Bildern ist mitunter noch etwas Unklares, Nebelhaftes, Bombastisches; sie sind nicht selten bloße unentwickelte Embryone; dem Wortausdruck fehlt noch oft die rechte Gediegenheit und classische Rundung und Abglättung, dem Rythmus nicht selten Wohlklang und Harmonie. Noch verletzt manche Härte das Ohr, manches Rauhe das Gefühl. *) Correctheit in der Sprachbildung und im Ausdruck ist eine ebenso unerlaßliche Foderung an den Dichter als Klarheit der Begeisterung. Das Bedeutendste der drei vorliegenden Gedichte ist das von Napoleon auf Helena, das der Verf. als ein Bruchstück eines weit größern Gedichts bekannt macht, worin auf Veranlassung der Cholera der Kampf der Civilisation mit der Barbarei (!?) geschildert werden soll. Sehr feierlich ist der Eingang:

> Es erhebt mein sehnendes Auge sich weit
> Von der heutigen Welt Flachboden
> Aus dem frostigen Nebel kleinlicher Zeit
> Nach der Höh' unsterblicher Todten.

Nun erschwingt sich der Dichter zu jenem Felseiland, wohin die Welt, die erbärmliche, den Helden, wie sie wähnte, zur Schmach verbannte.

> Doch versunken in Schmach steht er nicht da,
> Schaut ruhig hinab in die Wogen.
> Wol ergötzt (erfreut) ihn, was er darinnen sah;
> Und was kommt denn mit jenen gezogen?
> Rhein, Seine, Tajo, Tiber und Nil,
> Spree, Donau, Moskau, der Flüsse noch viel
> Umwogen den Fels in die Wette;
> Hertragen die Fluten das Kaiserreich
> Mit jeglichem Orte des Ruhms zugleich:
> Ihm zum Thron wird die einsame Stätte.
>
> Du erhobst dich so hoch wie kein Sterblicher je
> Auf dem Fels im stürmischen Meere (?),
> Und doch senkst du das Haupt vor namenlosem Weh
> Ob des Schicksals unendlicher Schwere.
> Dein erhabener Schmerz ist sicher nicht dies,
> Daß das Schicksal die Welt aus den Armen dir riß,
> Zu gering, als daß es dich quäle:
> Klein wahrlich für dich ist der Welt Verlust,
> Mit den Armen umkreuztest du in eigner Brust
> Viel Größeres, — die Heldenseele.
> Nein, dein Weh ist der Schmerz, daß zur Wirklichkeit,
> Nicht geworden all deine Gedanken (sic) ꝛc.

O jam satis est! wird hier Mancher ausrufen. Doch der Dichter fährt fort das Ideal irdisch menschlicher Glückseligkeit und Vollendung auszumalen, das seiner Meinung nach sein Held zu verwirklichen im Begriff war, als der Welt Unverstand ihn stürzte. Ist's, singt er,

> Ist's kein hoch Ideal, nach dem Musterland (?)
> Europa umzugestalten;
> Daß der Wanderer bis Moskau von Tajos Strand
> Dies müßte für Frankreich halten?

---

*) Härten wie z. B. folgende verdienen keine Nachsicht: der Zeit Herkunft; der Sieg hatt' zur Höll' sie entrafft; Kopf drob fiel; du kaum genannt; drum entging Niemand; die keimvolle Erde; ein Haus selbst gründet. Oder Reime wie: fehlt und Welt; Strahlen und Kanalen (st. Kanälen); Staate und Grade; Rede und Söhne; Schwerter und Mörder; Winter und Kinder.

Dann dir, Wanderer, Heil! du wandeltest nur
Auf gebildeter Geister Elysiums-Flur (?),
Auf der Menschlichkeit (?) blühenden Auen;
Dir dürfte, von Tartarus Schreknissen frei,
Vor der Höllenfreude der Barbarei,
Vor der Nacht der Geister nicht grauen.

Der Dichter führt uns darauf durch mehre Länder, Portugal, Spanien, denen Napoleon, so meint er, goldene Tage bereitet; dann in die Schweiz, in deren charakteristischer Beziehung er aber weder klar noch glücklich ist. Wenn er gar andeutet, durch Uebertragung seiner Centralmacht in die Schweiz würde dieses Land zur Größe, zum Glück erhoben, so ist diese Ansicht hier schon deswegen unpassend, weil grade Napoleon es war, der aus Ueberzeugung, daß ein Föderativsystem der Schweiz weit angemessener als eine Einheitsregierung sei, die letztere abgeschafft und das erstere wiedereingeführt hat. Der Tagsatzung verlieh allerdings seine Vermittelungsacte mehr Gewalt als die Bundesacte von 1815. Und deshalb gebührt dem Vermittler Lob. Aber der Schweiz je eine Centralregirrung wie die französische zu geben, daran dachte Napoleon nicht. Uebrigens beklagt der Dichter, daß seit Napoleon's Sturz dem Planetensystem der gebildeten Welt die Sonne fehle, tröstet sich aber damit, daß doch sein Geist ewig ihr Centrum sein werde!! Und nun geht er zu einem übermäßigen Lob Frankreichs über. Wo ist einer (ein Staat), singt er, der ähnlichen Vollglanz hat, dran genug all die andern hätten?

Nicht versteigen die Franken sich dünkelvoll
In der Metaphysik Leerräume (!),
In das Blaue hinein nicht schreiben sie toll
Immaterialistische Träume;
Bei Reliquien sucht man nimmer sein Heil
In Helvetius' Vaterlande (!);
Naturalien häuft man aus jeglichem Theil
Von des Erdballs fernstem Rande.

(Geschieht dies nicht auch anderwärts?) So geht es noch viele Strophen fort. Man sollte glauben, aller Wahn- und Aberglaube sei in Frankreich entschwunden und im Keim zerstört. Wenn es aber der Dichter dem Franzosen zum Ruhme rechnet, daß er nicht an Errichtung rheinischer Münster denkt, so theilen die Deutschen heutzutage diesen Ruhm vollkommen. Oder wo denkt man jetzt daran, solche Münster zu bauen? — Uebrigens gereichen viele alte herrliche Münster Frankreich nicht minder als Deutschland zu großer Zierde. In wie mancher französischen Stadt ist solch ein Münster die einzige oder doch größte Merkwürdigkeit. Das Lob, das der Dichter den französischen Frauen spendet, ist vollends abgeschmackt. Man sieht wol, daß er von etwas spricht, das er nicht kennt. Daß die Franzosen nicht viel Taback rauchen, ist unrichtig. Leider ist dort wie jetzt überall das häufige Tabackrauchen Sitte geworden. — „In der Welthauptstadt", sagt er weiter, „wird gedankenlos nicht gewürfelt um nichtige Gulden". Nicht um Gulden, die man dort nicht kennt, wol aber um Millionen Francs. Nirgend wird mehr Geld verspielt als in den Spielhäusern von Paris.

(Der Beschluß folgt.)

Picard der Schreckliche, oder die Räuberbanden des Rheinstroms. Historisches Gemälde aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Nach dem Englischen des M. Leigh-Ritchie, frei bearbeitet von Fr. Balding. Zwei Bände. Breslau, Schletter. 1835. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Trotz seiner grellen Unwahrscheinlichkeiten und Naturwidrigkeiten doch ein unterhaltendes Buch, und trotz des Verbrauchs gewöhnlicher Räubergeschichtenelemente doch keine gewöhnliche Räubergeschichte vom Jahre 1800, wie uns der Leser schon glauben wird, wenn wir ihm gestehen, daß wir das Buch ohne Ueberschlagen von Anfang bis zu Ende mit wachsender Theilnahme durchlesen haben. Was ihm zur Auszeichnung gereicht, ist ein fester, standhafter Plan, eine Schilderung, von unten herauf zum Gipfel emporwachsend, ein gutes, tüchtiges Resultat, nämlich die Darstellung des historischen Eindrucks der Zeit und der Wirkungen, welche das Unwesen der Bande Picard's oder Jakob Denzel's in der Gesellschaft und in den Gegenden von Köln herab bis nach Trier und dem Schwarzwald zu ihrer Zeit hervorbrachte. Die Hierarchie dieses Räuberbundes, der nicht ganz ohne politisches Element war, die Schilderung seiner seltsamen Verzweigung durch viele Classen der Gesellschaft, die verschiedenen Gattungen von Agenten, die alle einem unsichtbaren, unbekannten Oberhaupte gehorchten (denn während Peter Schwarz ihr sichtbarer Führer war, bleibt das eigentliche Oberhaupt, Baron Wolfenstein, Denzel oder Picard, oder wie er noch sonst hieß, verborgen oder erscheint selbst nur als ein Werkzeug desselben gleich den Andern), dieser Entwurf spannt das Interesse und gibt dem Verf. Gelegenheit, ein großes Bild aus kleinen Gruppen entstehen zu lassen, was der effectvollen Schilderung stets günstiger ist als die Malerei von oben herab. Auch treibt er keinen Misbrauch mit Schlacht- und Blutscenen und vermischt Schuld und Unschuld so geschickt, daß schon die Neugier fesselt, zu sehen, ob diese oder jene seiner Figuren ein Räuber ist nicht. Er spielt mehr mit List, Feinheit und überraschender Verschlagenheit, als mit Säbel und Pistolen und hinterläßt uns beständige Zweifel, ungelöste Räthsel, Neugierde. Jeder sieht, daß dieser „Picard" daher wesentliche Dinge vor Vulpius' Räuberromanen voraus hat, wo das Haupt und die Schuld frei dastehen und von künstlicher Anordnung nicht weiter die Rede ist. Auch darin verdient der Erzähler Lob, daß er das romantische Interesse seiner Geschichte an ein Individuum knüpft, das keine Schuld, sondern nur das Geschick bedrückt, und daß er Eduard von Rüdegg unserer Theilnahme durch einen Edelmuth, der sich nur im Gegenstande seiner Selbstaufopferung vergreift, empfiehlt, sowie denn auch das ein glücklicher Zug ist, daß er Picard's Ende mit der Katastrophe der Vendeer und Charet's verschmilzt. Hiermit aber sind auch die Verdienste des Verf. erschöpft, wenn wir ihm die ziemlich genaue Kenntniß der Gaunersprache nicht etwa noch als ein solches anrechnen wollen. Seine Begebenheiten sind gewaltsam und unwahrscheinlich; die weiblichen Charaktere Ida und Lise gänzlich verfehlt und unter den männlichen nur Peter Schwarz und der alte Müller Moritz von energischer und sicherer Zeichnung. Picard selbst ist fast ein Phantom und Rüdegg ein Romanheld, d. h. wie gewöhnlich ohne Charakter. Der Jude Ismael und Margarethe sind besser. Hiernach bleibt denn so viel übrig, daß wir das Buch zwar mit Theilnahme, zuweilen sogar mit großer (z. B. da, wo Peter Schwarz beichtet) durchlesen, daß wir uns dieser Theilnahme jedoch nicht zu rühmen haben. Die Ausstattung ist glänzend zu nennen und die Uebersetzung ohne Tadel. 46.

Etwas Nagelneues.

Unter dieser Aufschrift berichtet das in Mailand erscheinende, an interessanten Mittheilungen reiche „Echo" in Nr. 127 f. 1834 Folgendes: In Nr. 83 des mailänder Journals: „Barbiere di Siviglia", liest man am Schlusse des Artikels über denkwürdige Schuster: „Aber nicht nur merkwürdige, sondern berühmte Schuster hat es gegeben. Wer kennt nicht den gelehrten Schuster Hans Sachs und den noch gelehrtern Jean Paul Richter, die gefeierten deutschen Schriftsteller?" — Was mag den Italiener veranlaßt haben, unsern großen Humoristen und gewaltigen Polyhistor für einen Schuster zu halten? Und wie würde Jean Paul, wenn er noch lebte, sich über diesen wunderlichen Irrthum geäußert haben! 43.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 52.)

Der Handelswerth der Erzeugnisse der englischen Presse, wenn hierbei die erschienenen Broschüren, Nachdrücke und die gesammte periodische Literatur nicht berücksichtigt werden, und wenn man für jedes Werk im Durchschnitt eine Auflage von 500 Exemplaren annimmt, wurde für das Jahr 1828 auf die Summe von 334,250 und für das Jahr 1833 auf die Summe von 415,300 Pf. St. berechnet. Bringt man überdies in Anschlag den Werth der Schulbücher und Nachdrücke, sodann der 21 wöchentlich und der 21 monatlich erscheinenden periodischen Werke, der 12 wohlfeilen Bibliotheken, Portraitgalerien u. dgl., der 208 Magazine und anderer Monatsschriften, der 35 vierteljährigen Zeitschriften, der 10 Jahrbücher, der Almanache, Kupfer-, Holzstiche, Lithographien und Musikalien, ferner der schottländischen und irländischen Werke, sowie endlich der Zeitungen, deren Handelswerth allein eine Million Pf. St. beträgt, so läßt sich der Gesammtumsatz der britischen Literatur im J. 1833 auf die bedeutende Summe von 2,420,900 Pf. St. annehmen. Die Einfuhr ausländischer Bücher in Großbritannien beträgt jährlich mehre tausend Centner und hatte sich im J. 1830 auf 3441 Centner, 95 Pfund belaufen, von welchen ein Zoll von 11,865 Pf. St. entrichtet wurde.

Dieser beträchtliche Umsatz ist zum größten Theile in den Händen der londoner Buchhändler, deren Zahl 832, also beinahe so groß ist als die Zahl der eigentlichen Buchhandlungen in ganz Deutschland. Hiervon sind 508 sowol Verleger als Sortimentsbuchhändler, während 324 zugleich mit Schreibmaterialien handeln, Buchbinderei treiben u. dgl. Siebenundneunzig von jenen 508 sind Verleger, sechs vertreiben nur eignen Verlag, und 21 besorgen den Vertrieb der ausländischen Literatur. Es ist bemerkenswerth, wie sich in diesem Hauptmittelpunkte des Verkehrs das Princip der Theilung auch in dem Buchhandel geltend macht, indem es Buchhandlungen gibt, die sich ausschließend oder vorzugsweise auf den Vertrieb von religiösen Schriften beschränken, oder von Kinderbüchern, von Zeitschriften, von medicinischen, landwirthschaftlichen, dramatischen oder militairischen Werken.

Die Zahl der erschienenen Werke, mit Ausschluß der Pamphlets, Nachdrücke und periodischen Werke, war im Jahr 1828 842, im Jahr 1833 1180, und größer als in jedem vorhergehenden Jahre. Die Zahl der Bände war in jenem Jahre 1105 und im Jahre 1833 1667. Vom Ende des Jahres 1828 bis zum Jahre 1833 ergibt sich im Durchschnitt für diesen Zeitraum eine jährliche Vermehrung von 67 bis 68 Werken und von 92 bis 93 Bänden. Man wird sich indessen hüten müssen, hieraus bestimmte Folgerungen auf die Zukunft und ein Gesetz für die Vermehrung der Literatur ableiten zu wollen. Eine größere literarische Regsamkeit hatte nämlich erst im Jahre 1828 begonnen, in welchem die Industrie der Presse die wohlfeilen Bibliotheken (cheap libraries) ins Leben rief, und hängt also mit einer besondern Thatsache zusammen, obgleich die eigentlich sogenannten wohlfeilen Bibliotheken bei der obigen Berechnung der durchschnittlichen Vermehrung nicht in Anschlag gebracht sind. Hiernach war in dem einzigen Jahre 1829 die Zahl der Werke um 222, und im Jahr 1830 abermals um 78 gestiegen, während das Jahr 1831 in Bezug auf die Zahl der Werke und im Vergleich mit dem Jahre 1830 eine Verminderung darbietet und die folgenden Jahre wenigstens keine verhältnißmäßig gleich starke Vermehrung wie die frühern ergeben. Die Entstehung der wohlfeilern Schriften hatte auch den Durchschnittspreis der einzelnen Bände herabgedrückt, indem derselbe im Jahre 1828 etwa 12 Sh. 1 D., im Jahre 1833 aber nur 10 Sh. 7 D. betragen hat. Selbst nach Verhältniß des Geldwerthes in England und in Deutschland erscheint indessen die englische Literatur viel theurer als es die deutsche ist, und hiermit hängt denn auch der oben angeführte, so höchst bedeutende Handelswerth der Erzeugnisse der englischen Presse zusammen.

Gleichfalls mit Ausschluß von Zeitungen, kleinern Broschüren u. dgl. waren in dem ehemaligen vereinigten Königreiche der Niederlande während der Jahre 1825—28 679, 763, 741 und 770 Werke herausgegeben worden, sodaß also auch hier die literarische Production in fast beständiger Zunahme erscheint.

Die literarische Bedeutung Rußlands steht hinter seiner politischen noch weit zurück. Um so mehr ist man in diesem weiten Reiche bemüht, auch in jener Beziehung

sich den gebildetern Nationen gleichzustellen. Nachdem überhaupt die äußern literarischen Hülfsmittel in der neuesten Zeit so sehr sich vermehrt haben, ist es daher nicht zu verwundern, daß in Rußland, obgleich daselbst dem Wachsthume einzelner Zweige der Literatur besondere Hindernisse im Wege stehen, die Masse derselben in verhältnißmäßig sehr hohem Grade zugenommen hat, ohne daß jedoch hieraus schon jetzt auf die künftige geistige Fruchtbarkeit ein sicherer Schluß gezogen werden könnte. Zwar fehlen noch genauere Angaben über diese Zunahme, allein, nach ungefähren Schätzungen nimmt man an, daß sich die Masse der russischen Literatur in der neuesten Zeit und im Verlaufe von weniger als 20 Jahren um das Dreifache vergrößert hat, und daß dieselbe bereits im Ganzen ungefähr 18,000 Werke zählt. Ueberdies sollen in den verschiedenen Bibliotheken und Klöstern noch wenigstens 10,000 Handschriften ungedruckt vorliegen.

Nach dem Obigen dürfte sich die Masse der deutschen Literatur vom Jahre 1822 an bis zum Jahre 1842, also in einem Zeitraume von 20 Jahren, verdoppeln. Vergleichen wir diese Zunahme der literarischen Production mit der Zunahme der Bevölkerung, so finden wir im preußischen Staate während der neun Jahre bis zu Ende 1829 einen Zuwachs der Einwohnerzahl von nicht ganz 15%. Hiernach würde die Bevölkerung des preußischen Staats in beiläufig 45 Jahren, also erst in mehr als der zweifachen Zeit, das Doppelte erreicht haben. Noch weit geringer ist aber die Zunahme der Bevölkerung in den kleinern deutschen Staaten, da zur Verdoppelung derselben, nach den Berechnungen des französischen Statistikers Moreau de Jonnès, noch 50 Jahre mehr als im preußischen Staate erfoderlich sind. Es läßt sich danach ermessen, daß die Masse der Literatur in vielfach stärkerm Verhältnisse als die Bevölkerung zugenommen hat und voraussichtlich zunehmen dürfte.

Noch viel auffallender ist das Verhältniß in Frankreich, wo sich, wie wir sahen, die Zahl der Erzeugnisse der Presse vom Jahr 1814 bis zum Jahr 1826 vervierfacht und vom Jahr 1826 — 28 nochmals beinahe verdoppelt hatte, während zur Verdoppelung der Bevölkerung Frankreichs sogar noch vier Jahre mehr als in den kleinern deutschen Staaten nothwendig sind. Diese Vermehrung der literarischen Production bleibt höchst auffallend, auch wenn man nicht unberücksichtigt läßt, daß das zum Anhaltspunkte genommene Jahr 1814 in Folge des Kriegs und der Occupation Frankreichs besonders ungünstig sein mußte, und daß überhaupt die Regierung Napoleon's dem üppigern Wachsthume mehrer und besonders fruchtbarer Zweige der Literatur, wie der politischen und theilweise der belletristischen, nicht sehr förderlich sein konnte.

Dürfte man aus den obigen Notizen über die englische Literatur ein Gesetz der Bewegung sich ableiten, so würde sich hiernach die jährliche Masse der Erzeugnisse der Presse vom Jahre 1828 an nach etwa 12½ Jahren verdoppeln. Die Bevölkerung Großbritanniens nimmt dagegen in einem Verhältnisse zu, wonach dieselbe erst in 52 Jahren das Doppelte erreichen dürfte.

Im ehemaligen vereinigten Königreiche der Niederlande war die literarische Production während der oben angegebenen Zeit im Durchschnitte jährlich um 30 bis 31 Werke gestiegen. Die Bevölkerung dieses Landes hatte in den neun Jahren von 1820 bis Ende 1828 einen Zuwachs von etwas über 10%. Die Masse der Literatur würde also vom Jahre 1825 an binnen 22 bis 23 Jahren, die Bevölkerung erst nach ungefähr 70 Jahren das Zweifache erreichen.

Bemerken wir endlich noch, daß Rußland etwa 18 Jahre später als der preußische Staat seine Bevölkerung verdoppeln wird, während 20 Jahre hinreichten, um die Masse seiner Literatur zu verdreifachen, so finden wir in allen Hauptländern Europas die Thatsache bestätigt, daß die letztere in vielfach stärkerm Verhältnisse als die Bevölkerung im Wachsthum begriffen ist. Diese besonders starke Zunahme der Industrie des Geistes hat allerdings zum großen Theile darin ihren Grund, daß sich die Erzeugnisse derselben durch das Mittel der Presse weit leichter für den geistigen Genuß vervielfältigen lassen, als dies für den materiellen Verbrauch bei irgend einem andern Zweige der menschlichen Industrie der Fall ist. Diese Möglichkeit der Vervielfältigung ist grade in neuester Zeit durch die Erfindung der Schnellpressen und durch andere Verbesserungen und Vervollkommnungen in Bezug auf Alles, was die mechanischen Hülfsmittel zur Erzeugung einer ausgedehntern Literatur betrifft, in außerordentlichem Maße gesteigert worden. Wenn z. B. die Dampfpresse, womit die „Times" in England gedruckt werden, in einer Stunde 4000 Blätter liefert, jedes Blatt von dem Inhalte eines mäßigen Octavbandes, und wenn anderwärts ähnliche Anstalten sich finden, so mögen wir zugeben, daß schon in dieser Erleichterung des Drucks eine Ursache liege, warum überhaupt mehr Drucksachen zum Vorschein kommen, die sonst schwerlich das Licht der Welt erblickt hätten, geschähe dies auch aus keinem andern Grunde, als um die einmal vorhandenen Anstalten nicht unbenutzt zu lassen. Zugleich aber müssen wir gestehen, daß dieser Wachsthum der literarischen Production ein Zeichen ist, daß im Durchschnitte die Völker der neuern Zeit für geistige Eindrücke in höherm Grade empfänglich geworden sind, und daß also auch hier, wie dies überhaupt gilt, ein bedeutendes Resultat der Culturgeschichte zugleich auf einer materiellen und auf einer geistigen Basis beruht.*) 136.

Napoleon auf Helena, nebst zwei ähnlichen Gesängen. Von Schultheiß.

(Beschluß aus Nr. 52.)

Nur Wenige werden dem Dichter beistimmen, wenn er singt:

> Ach! wie lang nun Europa wol winden sich mag,
> Bis dem Chaos sie selbst sich entwunden?
> Napoleon hät' (wie hart!) wie durch Zauberschlag (?)
> Längst die kreisende Zeit entbunden.

*) Mehre andere Artikel theilen wir in den nächsten Monaten mit. D. Red.

Noch weniger aber, wenn er Napoleon's strengen Censurzwang folgendermaßen in Schutz nimmt:

Ob das freie Wort auch der Mann der That
Einst verbot, nur der Thor (!) war entrüstet.
War ein Künstler, der tadeln je lassen noch hat (wie holperigt!)
Das begonnene Werk, wem's gelüstet! (warum denn nicht?)
Er verbirgt sein Geschöpf vor der Thoren Blick
Und benutzt blos der Kenner Wink mit Geschick;
Vollendet dann läßt er's umstaunen.
Da der Welt Umgestaltung zu bergen nicht war (sic!),
Durft dem Meister sie frei nicht ein jeglicher Narr
Bekritteln nach tückischen Launen.

Noch eher werden Manche die folgende Strophe sich gefallen lassen:

Napoleon war's, der was Carol groß
Hat begonnen, auch, groß fortbaute:
Doch der Mitwelt kleinlich Geschlecht verdroß
Was mit Lust einst die frühern (!) schaute.
Thronpfuscher wollt' Jeder für sich allein
Viel lieber als guter Geselle sein
Nach des Meisters großen Befehlen.
Abspickten (alberner Ausdruck!) sie ihm blos mancherlei Kniff,
Sein großer Geist doch war kein Kunstgriff,
Den hat Keiner vermocht ihm zu stehlen.

Doch S. 29 gewahrt der Dichter, daß der Westen sich reuevoll die Brust schlage, daß er den Schutzhelden der Bildung so toll verschmäht, und er flucht den verleitenden Worten.

Verleitende Worte sprachen zumeist
Deutschthümelnde Professoren,
Die in hirngespinstigem Büchergeist
All den Sinn für das Leben verloren.
In papiernem Wust voll Gelehrsamkeit
War der Völker Vereinzelung weit und breit,
War das Nationale gepriesen (nicht mit Recht?).
Wahr mußt' es doch sein; denn sie hatten's studirt,
Aus Collegienheften schon memorirt,
Und gedruckt es schon selbst erwiesen.
Doch den Völkern gefiel's nicht mit Franken im Bund,
Wie nicht Flegeln (!!!) im feinern Kreise;
Forttreiben nur wollten sie's toll und bunt
Nach der Väter barbarischer Weise.

Fürwahr nicht durch die feinen Manieren haben die französischen Eroberer die Völker gegen sich aufgebracht.

Daß aber Ruhm einzig der Freiheit Begründung sei, wie der Dichter uns S. 32 belehren will, wird auch nicht Jeder begreifen und ebenso wenig unbedingt anerkennen, was er in Hinsicht der Plünderung der Kunstwerke singt.

Mocht' er Werke der Kunst für die Welthauptstadt
Aus jeglichem Land auswählen,
Mehr frommt es der Welt, wenn der Schüler sie hat
All beisammen in offenen Sälen,
Als verschließt sie in Kisten ein Duns zu Rom,
Als sind seltene Büsten im Klosterdom
Hispaniens Uhrengewichte (?).

Von Büsten, die aus Spanien nach Paris gebracht worden, sind mir keine bekannt, und ebenso wenig Kunstwerke, die von Dunsen zu Rom in Kisten verwahrt wurden. Nirgend haben die Kunstwerke, auch der Privaten, mehr Publicität als in Rom.

Nicht glücklicher ist die weitere Apologie der Eroberung, die überall nur dem Frühlingsstrahl der Freiheit Weg gebahnt haben soll, um neue Staaten zu erwecken. Mehr reine Begeisterung durchweht die Schlußstrophen, wo es unter Anderm heißt:

Der die Länder durchtobende Sturm (sic) ist verbraust,
Doch geendet noch nicht der Winter,
Durch die dürren Aeste der Vorwelt saust
Nur sein windig Gestöber gelinder.
Je gelinder es weht, um so länger zerstiebt
Nicht das dürre Gestrüpp, drauf wandeln betrübt
Mismuthig die Völker alle.
Aus dem Mantel schauen sie mürrisch heraus,
Ob kein Frühlingsstrahl durch Schneegesaus
Auf die Saat der Erwartung falle.

Mildere, sanftere Töne wehen durch das zweite Gedicht: „An Eugen's (Herzogs von Leuchtenberg) Grabmal". Würdig beginnt es mit dem Aufruf:

Beglückt, wer durch die Länder wandern
Und ihre Wunder schauen kann.
Das Herrlichste vor allen andern
Bleibt ewig doch der große Mann.

Dann geht der Dichter zur Beschreibung des Denkmals seines Helden über:

Zur Rechten sitzt ihm die Geschichte,
Schreibt prüfend seines Ruhms Berichte
Auf eine Marmortafel auf.
Des Lebens Engel hemmt zur Linken
(Sein Bruder läßt die Fackel sinken)
Trauervoll den einst so frohen Lauf.

Drauf folgt ein Tadel, daß der Künstler keine Sinnbilder zur Bezeichnung der Thaten des Helden aufgestellt hat:

Groß mag dich die Geschichte heißen,
Oft nennt sie Kleines groß um Gold.
Die Gegenwart läßt Schurken preisen,
Erst späte Zukunft gibt nicht Sold.
Dich läßt die Nachwelt achtlos liegen,
Nennt in der Wahrheit ew'gen Zügen
Dein Thatendenkmal dich nicht laut.
Hinan doch wird sie staunend blicken,
Hast du dir's in den Weltgeschicken
Des Völkerlebens selbst erbaut.

Nun baut sich der Dichter aus den Verdiensten und aus der Theilnahme des Helden an den Thaten Napoleon's in Gedanken ein Denkmal, das allein seiner würdig sei. Ungeheuer wird dieses Denkmal; die Alpen und die Pyramiden werden Glieder seines Fußgestells; es überragt den Raum der Blitze.

Vertieft in dieses Mals Betrachtung,
Das rings umfloß der Sonne Pracht,
Ließ ich das andere mit Verachtung
Im weiten Lampenlicht der Nacht.

Doch kehrt der Dichter, so sagt er selbst, als die Begeisterung geschwunden, zum Marmormal zurück und nimmt daran manches Schöne und Erfreuliche wahr.

Ist nicht des Helden werth das Ganze,
Nicht kühnem Sinne neu entblüht,
Strahlt doch in der Vollendung Glanze
An den Gestalten jedes Glied.
Selbst Leben spricht aus rohen Theilen,
Daß froh darauf die Blicke weilen,
Bewunderung dahin dich reißt.
Und in des Angesichtes Zügen
Wird hohe Wonne dein Vergnügen,
Da trifft dein Geist erstaunt den Geist.

In den folgenden Strophen wird besonders die ehrenfeste Treue Eugen's hervorgehoben, die er auch nicht durch Annahme einer Krone aus der Hand der Feinde seines Vaters befleckte. Dann wendet das Lied sich noch an die Gründerin des Denkmals, die Gemahlin des Helden, deren Liebe nicht welk geworden, wiewol das Glück gewelkt im Norden, und er schließt mit der Prophezeiung, daß des Helden Stamm in Zukunft noch zu neuer Herrlichkeit aufgrünen werde. Immer wird es höchst schwierig, in solchen Lobgedichten allgemeines Interesse zu erwecken. Hier hat der Dichter nicht ganz ohne Erfolg darnach gerungen, obwol die Anstrengung mitunter zu sehr ins Auge springt und das Großartige ins Schwülstige übergeht.

Das dritte Gedicht ist an den Prinzen Ludwig Bonaparte gerichtet. Es ist eine Ode von 119 Strophen. Welches Feuer der Begeisterung wäre nicht vonnöthen, um sich da stets in der

Höhe zu erhalten, ja, um nicht den Athem zu verlieren! Frei von vielen Härten und von Schwulst ist auch dieses Gedicht nicht. Doch sind die Strophen darin mehrentheils fließender und sprachrichtiger als in den zwei andern. Doch gleich die erste Strophe ist tadelswürdig:

Sohn des Königs, der groß wieder der Kron' entsagt,
Die zum Heile des Volks blos er vom Bruder nahm,
Du auch duldest dein Schicksal
Solchen Vaters aufs würdigste.

„Aufs würdigste" ist sehr prosaisch und „solchen Vaters" ungrammatisch. Nach einigen Strophen, des Prinzen Mutter, Hortensia, geweiht, zieht ihn die Begeisterung unaufhaltsam zu Napoleon hin. Nachdem er ihn mit Columbus verglichen, ruft er aus:

Wuth, unendliche Wuth warf von dem Steuersitz
Dich, allmächtiger Mann, welcher den Compaß trug
Im erhabenen Haupte
Durch die Wogen zur neuen Zeit!
Steuerlos irrt nun das Schiff zwischen der Mittelzeit
Wirrem Felsgeklipp, hemmendem Sandgetrieb,
Seufzt umsonst nach dem Lenker,
Der es längst hätt' hindurchgeführt.

Der Dichter läßt sich's auch hier sauer werden, den großen Kaiser von den Vorwürfen, die ihm gemacht wurden, zu reinigen. So sagt er z. B.

Räderstuhl ja nur war Alles das Staatsgerüst
Drinnen er Völker gelehrt gehen wie Kinderlein (sic!);
Ewig halten nicht wollt' er
Wie die Fürsten sie eingebüschelt.

Der letztere Ausdruck ist höchst trivial; noch mehr in der folgenden Strophe der Ausdruck: „Des Julius Purzelbaum", womit der Dichter die jüngste Thronveränderung bezeichnet.

Im Verlaufe der Ode verkündigt der Sänger als seines Lebens Ziel eine Epopöe, der Nachwelt Napoleon's Thaten besingend.

Weltgeschichte, was du künftig vom Richterstuhl
Sprechen über ihn wirst, höre mein Ohr voraus;
Aus prophetischem Munde
Thu mein Heldengesang es kund!

Mög' es einst dem Sänger auf erreichter Höhe dichterischer Ausbildung nach langen und ernsten Vorstudien gelingen, die vielen und großen Schwierigkeiten zu besiegen, die der glücklichen Ausführung eines solchen Dichterwerks sich entgegenstellen!

Seit Julius Cäsar ist kein Held erschienen, der so zur Epopöe geeignet wäre wie Napoleon, dessen Wirksamkeit nicht nur die Welt seiner Zeitgenossen umfaßt, sondern auch auf die späte Nachwelt sich erstreckt. Aber in so naher Zeit stellen sich dem Dichter große Schwierigkeiten entgegen, und diese verdoppeln sich für einen deutschen Dichter, der nicht vergessen darf, daß es vorzüglich die deutschen Völker waren, die das Joch des Eroberers am schmerzlichsten empfanden, es aber auch am kühnsten zerbrachen. Beabsichtigt der Dichter ein Lobgedicht, so verfehlt er vollkommen die Aufgabe der Epopöe. Das ist es, was den Gesängen des Homer den höchsten Werth verleiht, daß nirgend eine schmeichelnde Vorliebe sich merken läßt, sondern die Helden, ihrem Charakter getreu, mit allen ihren Mängeln, Fehlern und Verirrungen, mit der vollen Kraft poetischer Wahrheit dargestellt sind, sodaß man sie leibhaft im wirklichen Leben handelnd zu erblicken glaubt. Um eine wahre, befriedigende Epopöe von Napoleon zu liefern, muß der Dichter sich lebhaft vergegenwärtigen, in welcher Gestalt sich nach einigen Jahrhunderten das Totalbild der Persönlichkeit und der Thaten dieses außerordentlichen Mannes der Beurtheilung der unbefangenen Nachwelt darstellen wird. Hieraus ergibt sich die Schwierigkeit des Unternehmens. 132.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 54. — 23. Februar 1835.

Die Magyaren von Alexander Bronikowski. Zwei Abtheilungen. — Erste Abtheilung. Das Verlobungsfest zu Murany. Vier Theile. Zweite Abtheilung. Balthasar und Anna. Drei Theile. — Auch unter dem Titel: Sammlung neuer Schriften. Siebzehnter bis dreiundzwanzigster Band. Leipzig, Wigand. 1833—34. 8. 11 Thlr. 12 Gr.

Zu den besten der in neuern Zeiten mit Glück bearbeiteten historisch-romantischen Gemälde rechnen wir die vorliegende Arbeit des nun verstorbenen Bronikowski in ihrer ersten Abtheilung. Der Verf. war in seinen letzten Leistungen, „Beate" u. a. m., auf kaum erklärbare Abwege gerathen, lenkt aber hier in die Bahn wieder ein, die er früher nicht ohne Anerkennung wandelte. Er hat Sinn für Ernst und für Geschmack wiedergewonnen und an der Hand tüchtigen historischen Studiums und würdiger Kunstbestrebung ein Werk zu Stande gebracht, das seinen besten gleichkommt, wo nicht sie überragt. Wir geben der ersten Abtheilung der „Magyaren" den Vorzug vor „Kasimir dem Großen" und vor den „Frauen von Neidschütz", selbst vor dem „Gallischen Kerker", der so lange vorzüglichsten Leistung des Verf.

Zunächst ist Grund und Boden, historische Epoche und Charaktere überaus glücklich gewählt und der Art von Darstellung, in welcher der Verf. geübt und gewandt ist, äußerst günstig. Das historische Factum, die ungarische Verschwörung gegen Leopold I., ist an sich und durch die ins Spiel gesetzten Charaktere höchst anziehend; Zrinyi, Frangipani, Nadasdy, Tättenbach auf der einen, Lobkowitz, Montecuculi, Martinitz, Hochengran, Spanckau auf der andern Seite, Kaiser Leopold in der Mitte, und die Priester Peter von Aviano und Rommel mit dem Ritter Borri neben ihm: diese Charaktere bilden an sich schon Gruppen, die wir nicht anders als mit bedeutendem Interesse und mit wachsender Theilnahme betrachten können. Personen, die merkwürdig durch ihre Schuld oder ihre Thaten sind, das ist der rechte Stoff für den Romantiker im historischen Costüm, und der Verf. läßt in seinem großen geschichtlichen Bilde nur solche auftreten. Der unmittelbare Quell seiner Erzählung, ein französisches Geschichtswerk, ist vielleicht als Geschichtsquell nicht sehr zuverlässig, doch ausreichend zuverlässig für den Romantiker, der mehr auf dem Boden historischer Möglichkeit als historischer Wirklichkeit arbeitet. Es klingt paradox, zu behaupten, daß die Dichtung bisweilen wahrer sei als die Geschichte; aber es ist nicht paradox. Das Auge des Dichters erforscht die Motive, die Historie erzählt die Thatsachen. Beide irren oft; aber der Dichter behält wenigstens sein Theil innerer Wahrheit für sich, wenn er anders ein wahrer Dichter ist. Wir möchten behaupten, daß der Verf. in diesem Werke sich als einen solchen bewährt. Fehlt es gleich auch hier nicht an gewissen Manieren, die mit den Gesetzen des Geschmacks nicht immer in gutem Einklang stehen, reißt ihn auch hier bisweilen eine angewöhnte Breite hin, und sind auch hier Effecterstrebung und Gewaltsamkeit der Contraste bisweilen hervortretend, so ist doch die ganze Auffassung der historischen Thatsache großartig und würdig und die Behandlung der Fabel im Ganzen vom edelsten Styl. Dem Großen, Würdigen, Ernsten ist überall der erste Platz eingeräumt, die kleinen Nothwendigkeiten, deren der Romandichter nicht entbehren kann, machen sich nicht breiter, als sie sich machen sollen, und ordnen sich dem großen Ereigniß geschickt unter.

Dies Ereigniß ist, wie schon angedeutet, die Verschwörung, anfangs heimliche, dann öffentliche, der Zrinyi und Nadasdy, als Repräsentanten der ungarischen Aristokratie gegen Kaiser Leopold I., oder vielmehr gegen seine Minister Lobkowitz, Herzog von Sagan, Gonzaga, Montecuculi, Martinitz und den Hofkanzler Hocher von Hochengran. Diese Verschwörung — in dem Verlobungsfest zu Murany und dem Herzensbunde zwischen Anna Veselényi und Balthasar Graf Zrinyi zuerst zu einer Consistenz gelangt — war die von Verletzten gegen ihre Verletzer; aber Verrath und Leidenschaft führten die Verbündeten bald über die Grenzen ihres Rechts hinaus, in das Unrecht hinüber: sie suchen Beistand bei dem Feind der Christenheit, der stets kriegfertigen Pforte; sie greifen selbst zu den Waffen gegen ihren König, und die Scene schließt mit dem Untergang der vier Häupter des Magyarenbundes: Zrinyi, Nadasdy, Frangipani, Tättenbach. Das Herüber und Hinüber von Sieg oder Hoffnungslosigkeit einerseits, von Furcht oder Uebermuth andererseits, und von Milde oder Strenge auf Seiten des angegriffenen Fürsten füllt mit den Geschicken der Liebenden und des Brautpaars die vier Bände der ersten Abtheilung, wie Niemand bestreiten wird, auf eine anziehende und gefällige

Art. Kaiser Leopold selbst, wohlmeinend, friedliebend, vollauf beschäftigt mit dem Kriege gegen Ludwig XIV., und voll Furcht vor einem türkischen Besuch in seiner Hofburg, zeigt sich meistens den Ungarn geneigt und bereit, ihren Beschwerden abzuhelfen. Allein die maulwurfsäugige Politik seiner Minister, des allsehenden Lobkowitz, der nach den Erbgütern ihrer ungarischen Vettern lüsternen Gonzaga und Martinitz lassen es zum offenen, freimüthigen Begegnen zwischen beiden Theilen niemals kommen. Der Kaiser wird durch abscheuvolle Mittel in Zorn gehetzt und muß den Ungarn Unrecht thun, damit diese ihrerseits wieder Unrecht thun und man ihre Güter einziehen könne. Der Charakter der Zeit, die kleine, Alles lenkende, stets regierende, Machiavellistische Politik, die nichts undurchsucht läßt, wenn es das Interesse des Dienstes gilt, und keinen Verrath wider den Gegner für unerlaubt hält; die stets schlecht denkt und stets pompös spricht, immer den Menschen ergründet zu haben glaubt und immer fehl schießt, weil sie über dem Kleinen das Große nicht sieht — dieser Geist der Zeit ist glücklich erfaßt und wiedergegeben. Es ist ein Bild, und ein warnendes, des Magnatenthums, der Aristokratie, wie sie am Schluß des 17. Jahrhunderts die Welt regierten, welches der Verf. uns aufrollt; einer Aristokratie, gegen welche die geheiligte Majestät des römischen Kaisers selbst ohnmächtig war. Will diese Majestät z. B. den Ungarn Befriedigung geben, so leitet jene Aristokratie eine Vergiftungsgeschichte ein, die man den Ungarn in die Schuhe schiebt. Wer vermag etwas gegen solche Mittel? Der Kaiser muß glauben und hassen. Doch diese Geschichte ist so wohl erzählt, daß wir ihre Hauptzüge hier als eine Probe von dem Erzählertalent des Verf. folgen lassen.

Die Audienz ist vorüber, als der Kaiser sich des Arztes und Ritter Borri erinnert, den er, der Ketzerei vor ihm angeklagt, in sein Cabinet beschieden hat, um sich selbst von seiner Glaubensreinheit zu überzeugen. Fürst von Lobkowitz, Paris von Spankau und die geistlichen Leiter des Monarchen, der edle Capuziner Marcus von Aviano, Franz von Rommel und des Kaisers Beichtiger, ein Jesuit, sind zu diesem Tentamen um ihn versammelt. Der Kaiser ist matt, bleich, hinfällig, von brennendem Durst geplagt, und hat schon mehre Proben schwindenden Gedächtnisses gegeben. Er hat sein Examen mit großer Anstrengung fortgesetzt, Borri so geantwortet, daß Leopold nichts Uebles an ihm erfinden kann, und Marcus von Aviano ihn der kaiserlichen Protection empfohlen. Während Borri in wunderlicher Zerstreutheit an Decke und Wänden des Zimmers umherblickt, hält der Kaiser folgende Rede an ihn: „Ritter Borri, die Kirche ist eine getreue Mutter und trauert über jeden ihrer irrenden Söhne; aber schmerzlicher ist ihre Affliction, so sie unter denselben Einen gewahret, welchen der gnädige Gott besonderer Gaben gewürdigt.... Renuncire Er daher seine errores, und Gott wird Ihm verzeihen und sein Kaiser ihn protegiren, daß er der Clemenz des heiligen Vaters theilhaftig werde. Er ist ein habiler Mann und fürtrefflicher medicinae practicus, auch genießet Er einer guten Reputation aller Orten... Aber, waserlei auch die Gaben seind, mit welchen er begabt ist, so sind sie doch halt all nichts, ohne den Glauben... Oeffne Er sein Auge dem ewigen, hellen, allein beglückenden Licht..."

Da rief der Arzt plötzlich mit seltsamer Stimme: „Das ist ein dunkles und, ich fürchte, höchst verderbliches Licht..."

Im höchsten Grade erstaunt, ließ der Kaiser den eben wiederergriffenen Pokal sinken; eine leichte Röthe stieg auf seine farblosen Wangen; aber schnell sammelte er sich und sprach mit Würde: „Besinne Er sich, Ritter Borri, bedenke Er... bei unserm Zorn widerrufe Er dies frevelhafte Wort."

Aber der Ritter rief in heftigster Bewegung: „Ja wohl, wohl ist hier des Frevels übergenug, doch nicht in meinen Worten. Schaut nur die dunkelrothe, spritzende Flamme dieser Kerzen — den gelblichen Anflug an der Decke.. Geheiligte Majestät, die Luft dieses Gemaches ist vergiftet!"

„Vergiftet!" hallte es tonlos aus dem Munde aller Anwesenden nach, und wie vom Gefühl bemeistert, trat Marcus von Aviano mit ausgebreiteten Armen hervor, als wollte er schützend den Kaiser umfassen, dessen Haupt auf die Brust sank.

Eilig werden andere Kerzen herbeigebracht, man sieht den Unterschied in ihren Flammen, der knoblauchähnliche Geruch deutet auf Arsenik, und als die vorräthigen, an einem goldenen Rändchen kenntlichen Kerzen zerlegt waren, fand man 35 Pfund Wachs und 3½ Pfund in Arsenikauflösung getränkten Dochtes. Ein Hund, dem man ein Stück dieses Dochtes in Fleisch beibrachte, lag nach drei Stunden todt, gleich einer Kugel zusammengekrümmt. Dieser Vorgang ist geschichtlich, obschon zur Zeit sehr geheim gehalten; Prinz Eugen erzählt ihn in einem Briefe vom 27. Juli 1730 an den Cardinal Passionei mit allen hier angegebenen Details und nennt die Jesuiten als die Thäter. Die Ministerialpartei aber schrieb die Unthat den ungarischen Magnaten zu. Des Kaisers Retter, Borri, vollendete die Heilung Leopold's; doch vermochte der römische Kaiser, der Herrscher über so viele Reiche, dem Erhalter seines Lebens nicht die Freiheit zu erhalten; Borri genoß ein Jahrgehalt von 200 Dukaten von ihm; aber er genoß es — in der Engelsburg, wo er bis an seinen Tod gefangen saß.

So wohlerzählte Episoden wie diese kreuzen den Faden der Geschichte des ungarischen Aufstandes noch öfter, und immer bleibt der Verf. den Thatsachen oder den von ihm erfundenen Charakteren treu. Die Wege, auf denen er der Darstellung des Kunstschönen nachstrebt, sind dagegen nicht immer unbedingt zu loben. Das Jahrhundert, seine Denkart, seine Sitte gibt er streng wieder; aber er hätte dies thun können, ohne die undeutsche, widerwärtige, ermüdende und unmäßig gedehnte Sprachweise des Jahrhunderts in seinen Farbentopf zu mischen. Man sollte glauben, der Verf. würde sich und uns mit Vergnügen von langen Reden in folgendem Styl dispensirt haben.

Kaum war der Thürvorhang hinter dem Priester gefallen, so sagte der Herzog von Sagan rasch: „Enfin sind wir des importunen Priesters quitt, der uns verhindert hat, wichtige Dinge zu tractiren und obenein allerlei Sarkasmen, wie mir vorkommt, zu debitiren sich unterfangen. Ich admirire Ihro fürstlichen Gnaden Patienz, ein Andrer an Hochderoselben Stelle hätte dem insolenten Patron Mores gelehrt." Der Fürst zog die Stirn kraus und sprach: „Käme der Herr öfter nacher Wien, so würde ihm kund werden, daß es auf diesem Parket am besten gethan ist, was man nicht hören mag, nicht zu hören, am übelsten aber, es Dem zu repetiren, der das erste Mal nicht darauf attendiren gewollt... Dürfte übrigens nicht so presto kommen; ist schon probiret worden, ein und das andre Mal, jedennoch ohne Effect, dieweil der Allerdurchlauchtigste eine veritable Passion hat für den Marcum und den Franciscum u. s. w."

Aber nein! Er findet in diesem Misbrauch einer, wenn sie mit Maß angewendet wäre, wirksamen Localfarbe ein wahres Vergnügen und übertüncht damit nicht blos die Wände aller seiner Paläste, sondern selbst seine Naturscenen. Hier nun bringt dieser Misbrauch die übelste Wirkung hervor. Auf der andern Seite verletzt der Verf., dessen Be-

mühen um strenge Wahrheit so sichtbar ist, Wahrheit und Natur in dem Verkehr der Kleinen und Geringen mit den Großen und Mächtigen, und so vorzüglich er in der Führung der Verschwörungsgeschichte selbst erscheint; so charaktertreu und wahr sich hier seine Gestalten bewegen, ebenso absichtsvoll und so naturwidrig behandelt er das reinromantische Interesse seines Gemäldes. Die höchste Idee des Kunstwerks, das Reinmenschliche in schönen Verhältnissen scheint ihm überhaupt entschlüpft zu sein, und er gibt mehr eine unterhaltende und historisch-lehrreiche Paraphrase der Geschichte als einen Roman, der den Begriff dieser Kunstgattung erfüllte. In dieser Geschichte fehlt es weder an erschütternden Scenen, schönen Zügen der Menschlichkeit, überraschenden Umschwüngen, oder lehrreichen Bildern der Tugend und der Sünde; aber wir nehmen alle diese Darstellungen blos in Bezug auf die dargestellte That und die handelnden Personen hin und behalten Weniges für uns selbst und unsere eigne Leitung übrig. Der Tod der fünf Häupter des Aufstandes erschüttert uns; aber da wir nur die Helden, die Krieger, die Aristokraten, nicht die Menschen in ihnen gesehen haben, so machen wir das Buch zufriedengestellt, aber weder geläutert, noch gebessert zu.

Immerhin aber bewähren „Die Magyaren" einen Fortschritt des Verf. auf der Erzählerbahn. Er fesselt, unterhält und befriedigt in dieser Arbeit mehr als in irgend einer frühern; und wenn die höchste Aufgabe des Romans von ihm auch ungelöst bleibt, wenn es auch ersichtlich wird, daß er, in dem Materiale seiner Geschichte allzu sehr verloren, diese Aufgabe wahrscheinlich niemals lösen wird, so zeigt er sich doch als einen gewandten Nachbildner von Zeiten und Sitten, als einen geschickten Bearbeiter gegebener Stoffe, mit einem Wort, als einen unterhaltenden Erzähler.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Mutter Anne und ihr Sohn. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhunderte von Gustav von Heeringen (Ernst Wobomerius). Zwei Theile. Gotha, Müller. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Barbara Blomberg, die schöne Sängerin aus Regensburg, welche ihren Zeitgenossen für eine Geliebte Kaiser Karl V. galt, wird hier zur Mutter Anna und muthmaßlichen Mutter Johann's von Austria, wohlbekannt als kühner Held in der Geschichte. Hier tritt er als keckes frisches Bübchen auf, das lieber mit lustigen Kameraden sich herumbalgen als über den Büchern brüten mag. Der Charakter ist mit Liebe aufgefaßt und durchgeführt, die Mütter werden den kleinen Hans allerliebst, die Töchter den Ritter Johann anziehend finden, und die Männer ihm nicht grollen, daß er geliebt und gefürchtet zugleich ist und, vom Glück begünstigt, den Verfolgungen seines Stiefbruders Philipp und der Arglist eines neidischen Nebenbuhlers siegreich entkommt und an Ehren und Gütern reich wird. Es machen noch mehre Damen Ansprüche auf ihn als Sohn, sogar die Königin Maria von Ungarn, welche Lästerung der damaligen chronique scandaleuse besser unerwähnt geblieben wäre. Die Ungewißheit der Frau Anna, ob Hans wirklich ihr Sohn ist, riecht zu sehr nach dem Romane gemeinen Schlags für eine so gut gedachte und geschriebene Erzählung, als diese in der That ist.

2. Der Student von Prag. Romantische Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Nebst einigen andern historischen Erzählungen. Von L. K. Ellner. Neuhaldensleben, Eyraud. 1834. Kl. 8. 15 Gr.

Der Student von Prag, der, aus Noth und Verblüfftheit Wildschütz, von seinem Feind im Kampf erlegt wird, ist ein alltäglicher Gesell sowie der Spieler in einer andern Erzählung; indeß was schadet's, wenn solche misère ohne Physiognomie auch nach trivialen Schlendrian gehandhabt wird, findet sie vielleicht doch ihre Wahlverwandten. Schlimmer ist's mit der Volkssage: „Mathilde von Magdeburg", die hier zur nüchternsten Prosa verwässert wurde. Am schlimmsten ist's jedoch mit dem Leben Götz von Berlichingen's, das, gelind gesagt, nach der Selbstbiographie dieses letzten Repräsentanten des Mittelalters und nach dem Drama des großen Dichters eine völlig überflüssige Arbeit ist.

3. Der Klausner am Fuße der Teufelsmauer bei Blankenburg. Romantisches Rittergemälde des 13. Jahrhunderts von A. Leibrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

4. Albano der Leichtsinnige, oder der Jesuit als Beichtvater. Eine spanische Inquisitionsgeschichte. Von Demselben. Zwei Theile. Ebendas. 1834. 8. 2 Thlr.

Der Titel des ersten Buches verräth, was der Verf. sich bei dem Beiworte: romantisch, dachte, wie man eine Rittergeschichte des gewöhnlichsten Schlages zu erwarten habe, die sich allenfalls vor ähnlichen Dutzendarbeiten durch eine eigenthümliche statistische Berechnung auszeichnet, indem auf die 2000 Einwohner der Stadt Blankenburg 7—800 waffenfähige Männer gerechnet werden. Die Schreibart ist vernachlässigt und wird sinnwidrig, sobald sie sich in die Brust wirft, etwas vorstellen, poetisch, sentenziös sein will. Belege könnten, wenn der Raum es erlaubte, aus dem „Klausner" und aus „Albano" in ziemlicher Anzahl beigebracht werden, welcher Albano sammt seinen Schwert- und Spillmagen der ehrliche Vetter Michel ist, dem es einfiel sich als Spanier zu maskiren, und der, um für solchen zu gelten, fleißig von der Inquisition, den Mauren schwatzt, sie auch abgemalt bei sich führt und, damit man nicht irre, darunter schrieb, wen der Umriß vorstelle. Die eingeflochtene Geschichte eines Schatzgräbers bedurfte keiner Unterschrift, dafür ist sie auch fremdes Eigenthum und aus einem frühern Jahrgang des „Forget me not" genommen.

5. Struensee, oder die Königin und der Günstling. Nach dem Französischen der Herren Journier und Arnault, von W. J. L***. Zwei Bände. Mit zwei Steindrücken. Ilmenau, Voigt. 1835. 8. 2 Thlr.

Die Erzählung scheint aus guten geschichtlichen Quellen gezogen, gerecht, aber auch menschlich mild gerichtet zu sein. Die Schlechtigkeit der Königin Juliane Marie ist zu kundig, als daß noch ein Zweifel entstehen könne, ein Geschichtschreiber könne parteiisch wider sie sein. Sie ist in ihrer baaren Nichtswürdigkeit abgeschildert und zugleich die Ursache dargethan, die sie, die Geringgeachtete, zu einem Parteihaupt erheben konnte. Es lag dies minder an ihrer Klugheit als an dem Ungestüm Struensee's, der Gebäude, die Jahrhunderte dauern sollten, in einem Tage aufrichten wollte; an seiner Unbesonnenheit, welche die Liebe für die Königin Mathilde nicht verhehlen konnte und wollte. Der Mann mit der ungemeinen Geisteskraft, mit demagogischen Grundsätzen, Atheist, dann zur echten Christusreligion bekehrt, begeht viele Fehler, aber wir müssen den Genius in ihm ehren und können ihm unsere Achtung, unsere Theilnahme nicht versagen. Mathilde ist viel zu liebenswürdig, durch einen Zusammenfluß der widrigsten Umstände zu Fehltritten gedrängt, als daß wir mit ihr rechten, ihr unsere Theilnahme versagen möchten; ja, wir nehmen es übel auf, daß der Zeichner sie im Titelkupfer des zweiten Bandes alt, häßlich und grimassirend darstellte.

6. Der Irrwisch. Eine Novelle von Bohemus (G. Opitz). Stuttgart, Weise. 1834. Gr. 12. 21 Gr.

Ein französischer Marquis, der in Lusthainen und auf Schlachtfeldern, freundlich und feindlich, plötzlich wie ein Irrwisch

und auch meistens von Irrlichtern begleitet auftritt, würde für ein Stückchen Zauberer zu halten sein, wenn man nicht von der natürlichen Magie erführe, die durch einen ihm ganz ähnlichen Zwillingsbruder seine Ueberall- und Nirgendsnatur erklärte. Freund und Feind, Geliebte und Zwillinge, Alle verschlingt das Grab, was höchstens ein kaltes Bedauern erregt. Die Theilnahme ist so gering, daß man sich kaum verwundert, wie die Irrlichter bei dem ersten Wink gleich einem wohlabgerichteten Pudel bereit sind aufzuwarten.

7. Die Säbeltasche. Skizzen aus dem Leben eines Husaren. Gesammelt durch P. v. F. Schwedt. 1834. (Berlin, Oehmigke in Commission.) 8. 16 Gr.

Heitere und ernste Begebenheiten, die ein junger Cadet im Feldzuge gegen Frankreich selbst erlebte, sie frisch und unbefangen aus dem Gedächtnisse wiedererzählt, durch die Lebendigkeit der Darstellung, durch ihre Lebendigkeit, die gewöhnlichen Ereignisse zu bedeutenden erhöht, ja den Wunsch entstehen läßt, daß er noch mehr aus der Säbeltasche dem Publicum mittheilen möge.

8. Die schwarze Mappe des grauen Waldbruders. Schaudergemälde aus den Wechselgestaltungen des Lebens von J. K. von Train. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Auch in diesem Roman ist das Individuum der Begebenheit untergeordnet und tritt nur so weit hervor, als unumgänglich nöthig ist, ihre Handelsweise zu erklären. Es sind tragische Vorfälle, Criminalgeschichten ohne Verzerrung, aus denen sich die Idee entwickelt, wie auch bessere, ja edle Naturen durch Verwickelung der Umstände zu Verbrechen gedrängt werden; wie ein unbewachter Augenblick die Leidenschaft über die Willensfreiheit siegen macht, die Gewissensruhe auf immer zerstört und Verderben bringt. Da überdem die Erzählungen kurz sind, der Inhalt mannichfaltig, der Vortrag gut ist, läßt sich an dem Buche weiter nichts rügen als schlechtes Papier und ebenso schlechte Titelbilder. 53.

Mixturen und Heilpillen aus der Hausapotheke eines inspirirten, wenn auch hinkenden Reiseteufels in Duodez. Herausgegeben von H. Helmuth. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Ehrentempel merkwürdiger Possendichter, oder: Hallesche Bummlerlecture, nicht für Bummler, sondern für Freunde der Kunst, des Scherzes und heiterer Laune, enthaltend: Knallerbsen, Zündpulver, Raketen und Leuchtkugeln, aus der neu modernsten literarischen Fehde-, Kunst- und Possenwelt. Herausgegeben von H. Helmuth. Mit sieben lithographischen Darstellungen. Halle, Helmuth. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Nach diesen beiden langen Aushängeschildern findet der Leser auf mehr als 200 Seiten in gereimten und ungereimten Worten, eine, wie es der Verf. selbst nennt, Sammlung komischer Curiosa aus der neuesten halleschen Kunstchronik und Fehdewelt, die, wie sehr richtig der Verf. ebenfalls voraussetzt, Denen wol am mehrsten Interesse einflößen könne, die mit Halle und dessen Bewohnern in früherer und neuerer Zeit in Berührung kamen.

Bei Schreiber dieses ist dies nicht der Fall, und er gesteht daher ganz ehrlich, daß ihm sowol die Veranlassung zu dem tragikomischen Kunststreite, den dies Buch persifliren will, als die Art und Weise, wie es geschieht, sehr wenig bedeutend und anziehend erschienen sind. Ueber das Erstere hier nur dieses: Ein junger Mensch, der sich für einen Poeten hält und ein Localblatt redigirt, schreibt eine Posse, in welcher einige Einwohner der Stadt lächerlich gemacht werden. Eine anwesende Komödiantentruppe führt das Machwerk einige Male bei vollem Hause auf, und wie sich erwarten läßt, geräth Krähwinkel in Bewegung, und der neue trojanische Krieg beginnt, in welchem denn dieses Buch hier den Ajax und Achilles zu gleicher Zeit vorstellt. Ob dies Alles nun sehr interessiren kann und namentlich außer Halle eine Theilnahme zu erwecken im Stande ist, mag Der, welcher sich zum Durchlesen entschließt, selbst entscheiden; uns anlangend können wir nur die Versicherung geben, daß es uns Mühe machte, den Wald von Worten zu durchwandern, und daß wir, die Veranlassung dazu erwägend, uns nicht enthalten konnten auszurufen: „Pourquoi tant de bruit pour une omelette!"

Dem Buche sind mehre Lithographien beigefügt. Wir bekennen, daß sie uns als das Beste am Ganzen erschienen sind. 66.

Notizen.

In Paris hat man kürzlich ein Verfahren erfunden, den Gegenständen von Bronze die verschiedenen Tinten zu geben, welche bisher nur die Veränderung der Atmosphäre den antiken Bronzen in langer Zeit gegeben hat. Durch diese Erfindung, die man in dem Bronzenmagazin des Hrn. Valle bewundert, ist man dahin gekommen, die Bronze auf eine Weise zu oxydiren, welche nicht nur einen sehr angenehmen Eindruck macht, sondern auch die von ihr fast unzertrennliche Eintönigkeit entfernt.

Eine andere Erfindung, welche hier viel Aufsehen macht, ist der sogenannte Physionotyp. Es ist dies ein sinnreicher und einfacher Mechanismus, durch welchen man das Bild einer Person halb erhaben oder in Büste in wenigen Minuten mit einer Genauigkeit und Wahrheit des Ausdrucks ausführt, die sich nicht beschreiben läßt. Dieser Mechanismus beruht auf einer Form von Metall, so weich und biegsam wie der feinste Schwamm, obgleich er aus mehr als 40,000 abgestumpften Nadeln, denen ähnlich, deren man sich zum Stricken bedient, zusammengesetzt ist. Man kann sich kaum eine Vorstellung von der fast wunderbaren Wirkung machen, die es hervorbringt, den leichtesten Ausdruck des Gesichts, die schnellste Bewegung der Seele gleichsam im Vorübergehen festgehalten und ausgeführt zu sehen. Die auffallendste Anwendung, welche man neulich davon gemacht hat, ist diese. Der Präsident der Deputirtenkammer, Herr Dupin, führte den Lord Brougham bei seinem Aufenthalte in Paris, begleitet von einer großen Anzahl von Pairs, Deputirten und Gesandtschaftspersonen in die eleganten und geräumigen Säle des Musée des contemporains. In weniger als einer Viertelstunde waren die Büsten des Lords, des Hrn. Dupin, des Pairs Rousseau, des Herzogs de Crillon und eines jungen Algierers in Gegenwart der glänzenden Versammlung physionotypirt. Die Erfindung, für welche die Urheber ein Brevet auf 15 Jahre empfangen haben, ist jetzt von einer Gesellschaft auf Actien übernommen worden und verspricht einträglich zu werden. Die Legitimisten wollen einen Agenten mit einer solchen Form nach Prag schicken, um die Büste des Herzogs von Bordeaux für ihren Götzendienst zu erhalten. Für eine Büste zahlt man an Ort und Stelle 150 Francs, für ein Portrait 70 Fr., für ein einfaches Profil 25 Fr.

Neulich wurde eine Gemäldesammlung, welche dem verstorbenen Grafen von S. angehört hatte, öffentlich versteigert. Darunter befand sich eine Scene aus dem Leben des heiligen Peter von Alcantara von Murillo, auf Leinwand gemalt. Als das Bild ausgerufen wurde, erbot sich ein Liebhaber so viele Fünffrancstücke dafür zu zahlen, als die Oberfläche faßte. Da das Bild 3 Fuß hoch und gegen 5 Fuß breit war, so würde dies wol eine Summe von 1000—1500 Fr. betragen haben. Der Ausrufer lehnte aber das Anerbieten ab, und so wurde das Bild für 500 Fr. verkauft. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1835.

Die Magyaren von Alexander Bronikowski. Zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Weit ungünstiger muß unser Urtheil über die zweite Abtheilung der „Magyaren" ausfallen, deren drei Bände „Balthasar und Anna" überschrieben sind. Hier treten die schon oft an dem Verf. gerügten Fehler, seine Manier, seine Breite u. s. w., grell hervor, ohne durch die oben gerühmten Vorzüge vergütet zu werden. Zunächst werden dieselben Personen in wenig veränderter Lage als am Schluß der ersten Abtheilung uns vorgeführt. Der Sohn des hingerichteten Grafen Petrus Zrinyi erscheint uns unter verändertem Namen, aber seinen Sittenrichtern bekannt, in der wiener Hofburg und von Fürst Lobkowitz geschmeichelt; das Fräulein von Murany auf Schloß Munkacs, gleichsam verzaubert bei seiner fürstlichen Schwester. Dasselbe kleine Gefolge treibt sein Wesen um sie her, und die Begebenheit entwickelt sich in denselben alterthümlichen, bisweilen interessanten, öfter langweiligen Dialogen wie in der „Verlobung zu Murany". Es scheint, des Verf. Federkiel durchschneidet fast willenlos, richtungslos, ohne eine störende Empfindung von Zorn, Begeisterung oder Liebe, denselben breiten Wortstrom, der niemals ein blühendes Ufer, erhabene Waldungen, schroffe, malerische Klippen zeigt, sondern wie die ungarische Donau zwischen Sandebenen trüb und düster dahinfließt. Er ist ein Scott, ohne die scottische oder schottische Naturgröße. Eine solche riesenmäßige Breite wäre nur durch eine starke Beimischung von Humor zu ertragen; aber um dieses Element ist es bei dem Verf. unsaglich übel bestellt. Sein Humor schwingt sich nicht höher als bis zu Kammerdienerwitzen und-Phrasen, wie: „Da seins der Herr halt vor die rechtete Schmiede gekommen; schauens, da oben ist die ungarische Krone", und Wirthshausspäßen dieser Art. In seine Charakteristik mischen sich Cooper'sche Trivialität und Caricaturliebe; nirgend weder rechte Heiterkeit, noch rechter Ernst. Das französische Wort niaiserie entspricht allein den meisten seiner Personenschilderungen, in denen wir nach dem Hohen und Bedeutenden umsonst suchen.

Am Ende des ersten Bandes sind wir nicht weiter gebracht als bis nach Munkacs, wo die neuen Häupter der Rebellion versammelt sind. Der Inhalt dieses Bandes hätte sich füglich auf einigen Bogen wiedergeben lassen, wenn der Verf. nicht eine unabsehbare und obenein undeutsche Phraseologie liebte, wie die folgende: „Der Erzbischof von Gran fing an, sich zu gemahnen (?) gleich Einem, der mit ernstem Sinn und wichtigem Vorhaben in eine Versammlung tritt, um weise und heilsame Worte von sich zu geben und zu empfangen, und nach und nach gewahr wird, daß der Geist des Schwindels sie beherrscht. Zuerst sieht er die Einen (!) mit altklugen Gesichtern und gemessenen Geberden sich ganz wunderlich und so gehaben, wie er es am wenigsten von ihnen erwartet hätte und an diesem Ort; dann theilt sich die Ansteckung mit, ob sie sich auch mehr oder minder wehren, je nachdem ihre Begriffe sind von dem Zweck, der sie vereinigte, oder ihre Gemüthsart u. s. w." Das sind nebelhafte und nichtssagende Phrasen. Nimmt der Leser hierzu den Dialog im Briefstyl des 17. Jahrhunderts, in den der Verf. wie verzaubert ist, z. B.: „Billig, hochgeehrter Herr Graf, gewundert hat mich Ihro fürstlichen, ingleichen Seiner hochwürdigsten Gnaden Patienz, daß besagte hohe Personen denen Vagabunden und aufrührischen Gesellen dergestalt durch die Finger sehen; könnte man immer, wie man will, und wäre nicht der pflichtschuldige Regard, so wüßte unser Eins, was er thäte, und sie sollten bald ausrabomontirt haben u. s. w.", so sieht er leicht ein, aller übrigen Trivialitäten gar nicht zu gedenken, wie viel Papier hier unnütz und jämmerlich verdorben ist.

Im zweiten Band thut die Geschichte des Tököly'schen Aufstandes einige Schritte, um sodann wieder still zu stehen. Kaiser Leopold's guter und friedfertiger Wille wird durch den bösen Genius der Ungarn, Hocher von Hochengran, abermals verkehrt und das Erscheinen eines kaiserlichen Fiscals in Ungarn stößt die Unzufriedenen in den Kampf. Die Gemäßigten selbst greifen nun zu türkischer Hülfe, und die milde Kaiserin Marie Eleonore konnte nun selbst den Sturm nicht mehr beschwören.

Im letzten Theil hemmt ein Waffenstillstand zunächst Emmerich Tököly's Fortschritte. Dann entscheidet Kara Mustapha's Niederlage am 12. Sept. 1683 vor Wien über das Schicksal der ungarischen Patrioten; Tököly flieht, der Großvezir wird erdrosselt, die Rache erreicht die Aufrührer. Die alte ungarische Wahlfreiheit wird abgeschafft, Balthasar Zrinyi sterbend mit Anna vermählt, die darauf

den Schleier nimmt, und der Verf. schließt mit der Ungarn Ruf: „Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia!“ Er hat den reichen historischen Stoff weder zu bewältigen noch schön zu gestalten vermocht; sein Verdienst beschränkt sich auf eine gute Charakteristik des Jahrhunderts, die immerhin für eine historisch-treue, wenn auch nicht für eine erfreuliche oder ästhetisch-schöne gelten kann. 52.

Politische Paradoxie.

„Mediocrität der Regenten“, sagt Moser in seinem „Patriotischen Archiv“ (Th. 3, S. 498), „ist für kleine Staaten eine wahre Gnade Gottes.“

Gustav Adolf antwortete, als Jemand seine Thaten pries und sie ein Werk der gütigen Vorsehung Gottes nannte: „C'est une marque de sa colère. Dieu ne s'éloigne jamais de la médiocrité pour passer aux choses extrèmes sans châtier quelqu'un. C'est un coup de son amour envers les peuples, quand il ne donne aux rois que des âmes ordinaires.“ Diese Aeußerung ist aufgezeichnet, wo man sie kaum vermuthet: in den Gedanken über einen Kometen („Pensées diverses à l'occasion de la comète“, §. 95).

Beide Aussprüche scheinen zunächst auf das Maßlose des Ehrgeizes gerichtet, welcher kleine Staaten verführt, es den großen gleichzuthun im Kriege, Hofglanz, Bedentsamkeit des politischen Einflusses, und große Staaten hinreißt zur Anmaßung, Gewaltsamkeit und übermäßigem Verbrauch ihrer Kraft, deren ruhige Haltung und innere Triebkraft den Völkern wohlthätiger gewesen wäre.

Aber warum die Sache nicht in viel allgemeinerm Sinne nehmen? warum nicht sagen, daß Mittelmäßigkeit fürstlicher Eigenschaften durchweg, nicht blos in Beziehung auf Ehrgeiz, zum Segen gereiche? Viele Urtheile würden dann berichtigt, besonders manche verkehrte unserer Zeit, welche den großen Napoleon preisen im Vergleich mit seinen Nachfolgern. Hört man dergleichen von sonst verständigen Männern, so ließe sich ihnen im Sinne Moser's und Gustav Adolf's zurufen: „Ihr verdient weder Glück noch Gnade Gottes“.

Mittelmäßigkeit, als ein Begriff, muß nach Hegel sich selbst bewegen gleich andern Begriffen, und dies geschieht bekanntlich durch lauter Negationen, welche allemal das Tüchtigste und Wirklichste hervorbringen. So kommt es durch Negation des Seins zu einem tüchtigen Dasein, durch Negation Gottes zu einer wirklichen Welt und durch Negation ausgezeichneter Eigenschaften zum wahrhaft beglückenden Regenten.

Alle Mittelmäßigkeit verneint sonach einen starken Herrscherwillen, schnelle Beurtheilung der Staatsangelegenheiten, große Liebe für Wissenschaft und Künste, vollen Ueberblick der Volksbedürfnisse, lebhaften Betrieb der Geschäfte, leidenschaftliche Theilnahme für Ruhm und Genuß, und was sonst noch bei einem Regenten Ausgezeichnetes gedacht werden kann; sie ist eine beschnittene menschliche Größe, ein Bruch der vollen Ein- und Ganzheit.

Sie wird laut der Erfahrung selten auf Thronen gefunden, weil jede Eigenschaft des Fürsten durch dessen Erhabenheit steigt, z. B. etwas Edelmuth, etwas Milde, etwas Gerechtigkeit, worin die Unterthanen ein höchstes Denkbare, ein Wunder des Vortrefflichen erblicken. Jean Paul sagt: „Wohlwollen, Einsicht, Kraft, Tapferkeit wirken auf der magischen Thronhöhe mit einem verdoppelten, allmächtigen Glanz“. Und Labruyère spricht mit Neid: „Nur Eines möchte mich den Stand vornehmer Leute (noch mehr der Fürsten) wünschen lassen, nämlich die Leichtigkeit, wodurch sie sich Ruf erwerben. Viel Wissenschaft, viel Weisheit, viel wahres Verdienst sind fast ruhmlos in der Niedrigkeit.“ Eine seltene Mittelmäßigkeit wird daher erfodert, um den Glanz der Thronhöhe zu mildern, und wie sanft strahlt sie dann ins Auge! Die Unterthanen werden nicht geblendet und erschreckt, sie genießen wohlthätig der Empfindung, von ihres Gleichen regiert zu sein und als Menschen einem menschlichen Willen zu dienen. Dies thut ihnen wohl.

Vorab ist dann keine Eroberungssucht zu fürchten. Eroberer haben nie glücklich gemacht, weder Sieger noch Besiegte, weil jene durch Aufopferung von Habe und Blut die Siege erkaufen mußten, und überhaupt in beständiger Unruhe des Wollens und Thuns nichts gedeiht, so wenig wie bei Stürmen in der Natur, mit welchen die Geschichtschreiber alle kriegerischen Unternehmungen vergleichen, von denen sie am meisten zu berichten wissen. Der Mittelmäßigkeit fehlt für große Kämpfe sowol Einsicht vorhandener Mittel als Entschlossenheit des Willens. Bei einem Schwanken in Ueberlegung und Entschluß wird die Macht des Friedens, eines natürlichen Gleichgewichts in Gesellschaftsverhältnissen, ihren Einfluß üben. Diesem Umstande ist die Menschheit das meiste Glück schuldig, dessen sie genoß. Fürsten von kühnem Muth und Einsicht des Kriegswesens werden kaum der Versuchung widerstehen, beide zu gebrauchen, zumal wenn sie sich erinnern, daß Alexander von Macedonien den Namen des Großen erworben und Napoleon's Siege die neuere Welt vom Aufgang bis Niedergang erfüllt.

Wissenschaften und Künste möchten gehegt und gepflegt sein. Sie sollten aber bedenken, daß sie dadurch abhängig werden vom Hofe, daß sie freie Bewegung und Ausbildung einbüßen und mit Schmeicheleien ihre Gönner und sich zu ermüden gezwungen sind. Akademien und Hofinstitute gewähren zweideutigen Vortheil; innere Triebkraft entwickelt mehr, selbst unter ungünstigen Umständen; die größten Erfinder, Gelehrte und Künstler haben in Dürftigkeit gelebt. Besitzt der Fürst wissenschaftliche Kenntnisse und Künstlergeschick, so ist seine Hochachtung derselben bei Tadern geringer. Friedrich II. verspottete die Gelehrten seines Hofes, selbst französische, die doch besser schrieben als er und seine Verse lobten. Ein mäßig unterrichteter und begabter Fürst ehrt leichter Wissenschaft und Kunst, deren Werke ihm wundervoll und geheimnißreich dünken. Und die Völker? Sie schmälen über Aufwand für Akademien, Museen, Prachtgebäude, über zunehmende Steuern und Staatsschulden, über sinnreiche, kostbare Prunkfeste; sie hätten lieber ein Huhn im Topfe als Ehrensäulen und Obelisken, lieber Gewerbverkehr als Mauthen, lieber einen Thalerschatz als Kunstschatz. Nur ein mittelmäßiger Freund der Erkenntniß und des Schönen brächte auf dem Throne die Wissenschaften und Künste zur selbständigen Blüte und die Gesinnungen des Volks mit ihnen in Einklang.

Höchst wahrscheinlich ist zugleich der mittelmäßige Fürst ein guter Ehemann wie Ludwig XVI., nicht übertriebener Verehrer des schönen Geschlechts wie Heinrich IV., und das Land hat keine Weibergunst und deren leichtsinnige Verwaltung zu fürchten.

Ausgezeichnete Regenten sind ferner ein Untergang verfassungsmäßiger Rechte. Das lebendige Bewußtsein überlegener Weisheit duldet keine Hemmungen des Willens, die bezauberten Völker bringen selber ihre alten Freiheiten zum Opfer und gerathen in einen Enthusiasmus des Dienens, der nichts festhält oder vertheidigt. Bei schwachen Gaben gewöhnen sich die Herrscher leichter an das Unbequeme der Verfassungen, gleichwie schmächtige Kanzelisten besser enge Kleider vertragen als athletische Fechter. England dankt das Bestehen seiner Constitution diesem Umstande. Elisabeth kümmerte sich wenig um ihr Parlament, Cromwell zertrat wie Napoleon alles republikanische Streben, ungeachtet Beide republikanisch emporgestiegen. Anders regierte das handverische Haus auf Englands Thron im 18. Jahrhundert, und wer nicht daran denkt, die französische Charte umzustoßen, der sichert ihren Bestand am besten. Ist unsere Zeit nun voll vom Ringen nach Constitutionen, so muß für sie eine Mittelmäßigkeit der Fürsten wahre Gnade Gottes sein.

Gleichfalls gedeihen Minister und ihre Gewalt am füglich-

sten bei derselben; und wiewol gegen Ministerialdespotismus viele Stimmen sich erheben und Niemand gesonnen sein kann, ihn zu preisen, so ist es doch betrübt, wenn die vortrefflichsten Plane des Ministeriums am Eigenwillen des Fürsten scheitern, oder Niemand wegen landesväterlicher Maßregeln den Ruhm davonträgt als der Landesvater selber. Vertheilen sich Verdienste und Ruhm, so weckt dies Nacheiferung; jeder Beamte fühlt sich berufen, den großen Wettlauf für das Volksbeste zu unternehmen und möglicherweise als herrschender Minister die Laufbahn zu vollenden. Auf dem Throne sucht das Bewußtsein eines gewissen Mangels anderweitigen Ersatz und findet ihn bei den Fähigkeiten der Diener, jedoch nur in solchen, die begreiflich und faßlich, nicht in solchen, die überschwänglich sind. Ein genialer Minister ist nicht weniger nachtheilig als ein außerordentlich begabter Monarch; inzwischen müssen Beide Gaben besitzen, nämlich mäßige, welche aus Geistesverwandtschaft sich aufsuchen. Ausgezeichnete Fürsten wie geniale Minister halten das schlechteste Individuum zur Ausführung von Befehlen für hinreichend, verschmähen das Talent oder beugen es unter ihren Willen, wogegen Mittelmäßigkeit sich gern am Geschick Anderer Hülfe sucht, guten Rath annimmt und, Talente bedürfend, sie ermuntert. Ueberhaupt gewinnt das Volk an Gesammtglück, wenn es sich sagen kann, es besitze ungefähr so viel Einsicht als die Regierung; seine Geistesfreiheit bleibt unverletzt, während bei dem täglichen Anschauen unerreichbarer Weisheit, wie in Gesellschaft überlegener Menschen, die Andern sich eingeengt und beklommen fühlen.

Manche möchten vielleicht den Einfluß der Geistlichkeit fürchten, welcher vor starken Geistern auf dem Throne stets erschrak, bei schwachen sich geltend machte und politischen Tadel erfuhr. Allein die Geistlichkeit will doch am Ende nichts als ein frommes Volk, und das Volk nichts als einen sichern Weg zum Himmel, woraus beiderseitige Zufriedenheit stammt und jenes bekannte Sprichwort: „Unter dem Krummstabe ist gut wohnen". Außerdem begehren wir ja keinen Schwächling, sondern einen mittelmäßig Begabten, bei welchem die Auswüchse der geistlichen Gewalt, z. B. Verfolgungen, Ketzergerichte, unmöglich sind; denn er wird sich dazu nicht entschließen. Religion an sich aber bleibt immer das festeste Band der Gemüther und die bewährteste Grundlage eines glücklichen Gehorsams, daher jeglichem Regenten und Volk nützlich und erwünscht, weswegen ein starker Geist auf dem Throne, der leicht zum Freigeist wird, Freigeister hervorrufen kann, welche ihn selbst stürzen und die Gnade Gottes für das Volk verscherzen.

Sollen wir reden von Gesetzgebungen? Sie sind das Werk ausgezeichneter Weisen, machen ein Volk glücklich, und die Geschichte verkündet ihr Lob. Eben deswegen ist auch für das älter gewordene Menschengeschlecht an ihnen kein Mangel; sie wuchern von selbst, was erst in neuerer Zeit die Gesetzkundigen eingesehen haben, darum Gewohnheit und Ueberlieferung preisen, aber vor neuen Gesetzen warnen. Mittelmäßigkeit fühlt sich dem Gesetzgebungsgeschäft nicht gewachsen und unterläßt es zum Heil der Völker. Statt dessen halten große Geister alle Gesetze für mangelhaft, das Herkommen für blind, begehren Ausschüsse zur Erfindung von Gesetzbüchern, Erläuterungen, Revisionen, und schaffen den Unterthanen Plage, welche schlimmer daran zu sein glauben als vorher. Groß und ausgezeichnet muß unsere Gegenwart sein oder sich dünken, da sogar ständische Versammlungen nach neuer Gesetzgebung dürsten! Weder sie selbst noch die Völker ahnen das daraus erwachsende Unheil, und mittelmäßige Volksvertreter wie mittelmäßiges Volk bleiben davor geschützt.

Im Allgemeinen ist zu erwägen, daß mittelmäßige Menschen leichter den Gedanken fassen, für das Wohl Anderer zu leben, also Fürsten für das Wohl des Volks, über welchen Gedanken es keinen schönern gibt. Alle Größe der Eigenschaften macht egoistisch, kettet an sich die schwächere Natur, so in der Poesie, Philosophie, Gelehrsamkeit, im Ehestande, in der Bürgerwelt, auf dem Throne. Mithin spricht der ausgezeichnete Fürst, das Volk sei für ihn und seine großen Pläne vorhanden; er sei deshalb ein Landesvater, weil seine Landeskinder weiser Vormundschaft bedürften und ihm für seine Zwecke die Mittel und bequemes Dasein zu verschaffen hätten. Hingebung für das Beste der Unterthanen, Nachsicht und Geduld mit ihrer Unmündigkeit findet sich nur bei schwächerm Bewußtsein der Gaben und einer Hinneigung zum Brudergeschlecht, welche fremdes Wohlwollen und fremden Dank als Verstärkung des eignen Werths betrachtet.

Sind außerdem nach Aristoteles alle Tugenden ein Mittelmaß des Aeußersten nach verschiedenen Richtungen, ist besonders die Gerechtigkeit, als Wurzeltugend der Regenten, ein Feststehen in der richtigen Mitte, so werden wir sie mit den übrigen Tugenden am leichtesten dort antreffen, wo schon die Natur für das Bleiben in der Mitte gesorgt.

Laßt also euern Herrscher begabt sein mit Mittelmaß; er sei verständig mit gesundem Verstande, ohne die Speculation und den Witz des Philosophen; er sei auch kein Schwachkopf, sondern einsichtsvoll mit natürlicher Einsicht, ohne den Reichthum der Wissenschaft wie ohne die Vorurtheile der Unwissenden; er sei wohlwollend von Charakter, ohne Weichlichkeit der Empfindung; gerecht, ohne Härte und Eigensinn; thätig, ohne unruhige Geschäftigkeit; einfach in seiner Lebensart, ohne Geiz; kunstliebend, ohne verschwenderische Leidenschaft; dabei ein stattlicher Mann, den Jeder bei Festlichkeiten gern anblickt, und dessen äußere Haltung ein königliches Wesen jedem Volksauge verkündet: dann bleibt nichts zu wünschen übrig; nur Thorheit würde sich nach einem großen Feldherrn, Gesetzgeber, gründlichen Kenner der Wissenschaften und Künste sehnen. Besondere Gaben, deren der Staat bedürfte, sind in ihm selber zu finden, bei Ministern, Landständen, Fachgelehrten, Künstlern, bei Wehrstand und Lehrstand.

Und hieraus folgt für Erziehung Derer, die zum Throne bestimmt sind, daß sie außer persönlich ritterlicher Gewandtheit und Sprachfertigkeiten wenig zu lernen brauchen, welches Lernen ohnehin ihrer Neigung widerstrebt. Wie oft quält man sie mit allerlei Dingen des gewöhnlichen Unterrichts und sieht als Frucht der Bemühung ein schwankendes Halbwissen, wovon das Ganze nicht mehr Werth für sie hätte als das halbe. Ein Fürst kann für Wissenschaft und Alles Leute haben. Höchstens wäre die Fähigkeit anzuerziehen, die rechten Leute zu wählen; aber sie erzieht man nicht, am wenigsten bei Prinzen, denen alle Umgebungen lügen. Würde ein Uebermaß der Leidenschaften für Spiel, Weiber, Jagd, Schaugepränge eingeschränkt, so hätte Fürstenerziehung Großes geleistet. Sie wird stets zurückbleiben hinter mittelmäßiger Natur, welche deshalb auch von dieser Seite sehr erwünscht und glücklich genannt werden darf.

Denkbar bliebe ein Fürst ausgezeichneter Eigenschaften, der, von besonderer Weisheit erleuchtet, sich selbst zur Mittelmäßigkeit verpflichtete und vermöge solcher höchsteignen Verpflichtung alles Regententhun beschränkte und einengte, sich selber Pein und Unlust bereitend für das Glück und Wohl des Staats. Er wäre der vollkommenste Fürst von Allen, ganz ein anderer als jener des Macchiavelli, welcher nicht blos nach dem gewöhnlichsten Irrthum der Menschen außerordentlich sein soll, sondern gar nach dem eigensten Irrthum des Italieners außerordentlich und über jede Mittelmäßigkeit erhaben — in Verbrechen. 9.

Forschungen über die Periode der gothischen Herrschaft im südlichen Frankreich.

Der Norden Frankreichs hat den Süden besiegt; die Sprache der Troubadours, das provenzalische Romanzo, hat ungeachtet seines Wohllauts und Reichthums der dumpfen Articulation der wallonischen Sprache weichen müssen. Paris, in die Wagschale des Geschicks von Frankreich gelegt, hat den übrigen Theil des Landes bestimmt. So wenig dieses Resultat zu beklagen ist, wenn man im Gegentheil auf Italien blickt, das alle Wohlthaten einer centralisirten Nationalität entbehren muß, so hat die alte Stadt der Paladine, die Hauptstadt der westgothischen

Herrscher, Toulouse, sich nur mit Murren unter dieses Joch gebeugt. Ein ausgezeichneter Schriftsteller, Léonce de Lavergne, der bei diesem großen Kampfe der Franken und Westgothen, des Nordens und Südens, als eifriger Vertheidiger seiner Vaterstadt auftritt, drückt sich darüber in der Beurtheilung einer Abhandlung, welche den Präsidenten der archäologischen Gesellschaft des Südens, den Marquis de Castellane, zum Verfasser hat und sich in den kürzlich herausgegebenen Schriften dieser Societät befindet, auf folgende Weise aus:

„Der unermüdet thätige Präsident der archäologischen Societät hat seine Untersuchungen auf die Denkmäler gerichtet, welche von den alten Königen der Gothen im Süden von Frankreich noch übrig sind. In der That ist diese westgothische Monarchie, welche drei Jahrhunderte hindurch in Frankreich und Spanien seit der Ankunft Astolf's bis zur Invasion der Mauren gedauert hat, eine schöne Epoche in der Geschichte unsers Südens. Gleichwol haben die französischen Geschichtschreiber dieser so bedeutenden Periode unserer Nationalgeschichte bis jetzt noch keine Aufmerksamkeit geschenkt. Den fränkischen Stämmen von den Ufern der Seine und des Rheins angehörig, sehen sie sämmtlich vor Chlodwig nichts als den zweifelhaften Pharamund und den halb fabelhaften Merowig und vernachlässigen dagegen eine vollständige, organisirte Monarchie, welche berühmte Eroberer, grausame Tyrannen, geschickte Staatsmänner aufzuweisen hat, die aber das Unglück gehabt hat, nur die diesseit der Loire gelegenen Länder, das heißt: mehr als die Hälfte des heutigen Frankreichs zu begreifen."

„An uns Bewohnern des Südens ist es, diese Vergessenheit wieder gut zu machen, und die Arbeit des Hrn. v. Castellane ist in dieser Hinsicht der Anfang einer unermüdlichen historischen Reaction. Der erste Theil dieser Arbeit, welcher bisher erschienen, geht nur von 412—548 und umfaßt also kaum das Drittheil der Dauer der westgothischen Herrschaft; aber dieser Abschnitt ihrer Geschichte ist grade der wichtigste für uns, insofern er die ganze Dauer ihrer Herrschaft in dem südlichen Theile des heutigen Frankreichs begreift. Elf Könige füllen diese Periode aus; der erste ist Astolf, Stiefbruder Alarich's, jenes großen Alarich, welcher Rom eroberte, und sein Nachfolger als Haupt der erobernden Völker, vor welchen die Welt zitterte. Unter den Uebrigen bemerkt man den Tyrannen Sigerich, der die sechs Kinder seines Bruders tödten ließ und durch seine Unterthanen ermordet wurde, weil er ihrem Haß gegen die Römer einen Zaum anzulegen versuchte; Theoderich, welcher den Attila besiegte und rühmlich in der Mitte seines Triumphs starb; Eurich, welcher ganz Spanien unterwarf und sich der römischen Städte Arles und Marseille bemächtigte; Alarich II., ein großer König, welcher den Theodosianischen Codex verbesserte (?), den Kanal des Adour graben ließ und im Gefechte gegen Chlodwig für die Freiheit seines Volkes starb. Gewiß sind dies Erinnerungen, welche denen eines Childerich, Dietrich und Childebert, deren unbedeutendes und zweifelhaftes Namenverzeichniß unsere Geschichtschreiber nur zur Hälfte ins Reine gebracht haben, gleichgelten. Aber die Hauptstadt Alarich's und Theoderich's war Toulouse, während die jener thatenlosen Könige Paris, Metz, Soissons oder Orleans war. Und hierin sieht man den Grund, warum man die Namen jener Könige ohne Unterthanen, deren Paläste nur Strohhütten und deren Staaten nur die Wiesen waren, auf welchen ihre Heerden weideten, mit Mühe erlernen muß, während man eine Macht in dem Dunkel der Vergessenheit läßt, welche ein Jahrhundert lang einen Glanz um sich verbreitet hat wie die französische Monarchie in ihrer schönsten Zeit."

„Durch ein unbegreifliches Schicksal sind die Denkmäler dieser Periode fast ganz verschwunden, und Hr. v. Castellane hat in seiner trefflichen und lichtvollen Abhandlung an mehren Stellen erklärt, daß man manchen Denkmälern mit Unrecht westgothischen Ursprung gegeben, und daß er keine unedirten Zeugnisse aus dieser Glanzperiode unsers Südens gefunden hat, sodaß zufolge dieser Arbeit die Spuren, welche die Westgothen von sich hinterlassen haben, noch geringer sind als man bisher geglaubt hat. So z. B. gibt es in Narbonne ein Basrelief, auf welchem man glaubte die Hochzeit Astolf's und der Placidia dargestellt zu sehen; dagegen zeigt Hr. v. Castellane auf eine Weise, die jeden Zweifel ausschließt, daß dieses Basrelief irgend einem gallisch-römischen Grabmal angehöre. Ebenso hatte man die Erbauung der ersten Befestigungen der Stadt Carcassonne dem König Theoderich I. beigelegt; Hr. v. Castellane dagegen nimmt nach einigen sehr auffallenden Anzeichen an, daß auch diese Construction den Römern angehört. Dagegen vindicirt der kundige und gewissenhafte Alterthumsforscher jenem König die Umbildung des antiken Monuments, welches gegenwärtig den Platz der Daurade einnimmt, in eine christliche Kirche, und bestreitet Diejenigen mit Erfolg, welche dem Alarich die Ehre zugetheilt hatten, den ersten Bewässerungskanal in Frankreich gegraben zu haben. Er läßt übrigens keine Gelegenheit vorbeigehen, den gothischen Völkern die ihnen gebührende Gerechtigkeit zu erweisen, und zeigt, daß der Ruf der Barbarei, in welchem sie stehen, keineswegs gegründet ist. In dieser Beziehung stellt die Abhandlung sogar folgende eigne Hypothese auf. Nach ihm nämlich möchten wol die Gothen elegante und schlanke Formen in der Architektur in Anwendung gebracht haben, welche aber vor den plumpen Formen des römischen Styls verschwunden seien; die Erinnerung an jene leichtere Bauart aber möge späterhin bewirkt haben, daß man dem Spitzbogenstyl den Namen des gothischen gegeben, obgleich zwischen beiden Gattungen weiter keine andere Beziehung als die Gemeinschaft schlanker Formen stattfinde." 115.

Miscellen.

Daß schon den Alten das Studium der Physiognomik nicht fremd war, davon zeugen die Worte des Petronius:

Ex vultibus hominum mores colligo,

die der Uebersetzung der „Philosophischen Briefe über die Physiognomien" (aus dem Französischen, 1796), als Motto vorgesetzt sind.

Körte erzählt in der höchst interessanten Schrift: „Leben und Studien F. A. Wolf's": „Oft hat er (Wolf) sich nach der Nachbarschaft einer Mühle, eines Eisenhammers oder wenigstens eines Grobschmieds gesehnt, an deren rhythmisches Getöse man sich eher gewöhnt". Wie anders dachten hierin die Alten, die grade Wolf so lebhaft als Muster vorleuchteten; sie suchten zu ihren Studien die Einsamkeit, die geräuschlose Stille und Abgeschiedenheit, und die Kaiser Theodosius und Valentinian verlangten sogar, wie einige Rechtslehrer meinen, nach l. un. Cod. De stud. lib. urbis Romae, daß Handwerker, welche eine geräuschmachende Hantirung treiben, sich in der Nachbarschaft eines Gelehrten nicht einmiethen durften. Ob Glück in „Erläuterung der Pandekten", Bd. 17, S. 304 fg., Recht hat, wenn er diese Auslegung jenes Privilegiums bestreitet, oder nicht, kann hier nicht füglich untersucht werden; aber sein Wunsch an die Obrigkeiten der Jetztwelt, dafür zu sorgen, daß kein lärmender Handwerker neben dem Hörsaale eines akademischen Lehrers seine Werkstatt anlege, sollte beherzigt werden.

Gelehrte sind doch oft wunderliche Käuze und nicht frei von Verstößen selbst in wissenschaftlicher Beziehung. Wie auf eine lächerliche Weise im de Thou'schen Kataloge „Pertuchii chronicon Portense" unter die Localgeschichten von Neapel, so bringt Van de Velde im selbst verfaßten Kataloge (Tom. II, pag. 553) die unbedeutende Schrift: „Ruinen von Tharandt" (Dresden 1795) unter die Abtheilung der „Inscriptions et antiquités d'Italie". 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 56. — 25. Februar 1835.

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Von dem Verfasser des „Scipio Cicala". Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 4 Thlr.

„Scipio Cicala" ist mit lautem und schnellem Beifall von dem Publicum begrüßt worden. Die reiche Erfindung, die lebendige Darstellung, das treue Costum, die echt südliche Färbung der Natur- und Charakterschilderungen haben diesem Roman allgemeine Anerkennung erworben, und das lang zurückgehaltene Talent eines zur vollen Reife ausgebildeten Geistes hat sofort seinen gebührenden Platz in der Literatur des Romans eingenommen. Ein ausführlicher und gehaltvoller Aufsatz in Nr. 213—216 d. Bl. f. 1834 hat sich über die Verdienste des Verf., über die Eigenthümlichkeit seiner Dichtungsweise und das Ganze, sammt den Einzelheiten seines Werkes insbesondere, mit einer Vollständigkeit ausgesprochen, die den Beurtheiler dieses zweiten Werkes, wenn er sich mit jener erschöpfenden Kritik messen wollte, wol ängstlich machen dürfte. Da wir nun, ohne jene Kritik in allen Punkten zu unterschreiben, doch wirklich daran verzweifeln, Gründlicheres über den schriftstellerischen Charakter des Verf., der sich auch in der vorliegenden Dichtung gleich geblieben ist, mittheilen zu können, und da ohne Zweifel auch der Leser d. Bl. nicht das Bedürfniß einer erneuten Discussion über das Charakteristische der Productionsweise unsers Romandichters empfindet, so haben wir uns vorgenommen, an die Stelle kritischer Zergliederung eine gedrungene Darstellung des Hauptganges der Erzählung zu setzen, indem uns auf diese Weise wol am ehesten gelingen wird, dem Leser einen Ueberblick über das Leben zu verschaffen, das ihn hier erwartet, und durch ein Rundgemälde des Ganzen ihn auf die Betrachtung des Einzelnen, die wir ihm nicht gewähren können, vorzubereiten. Daß wir bei einer Zusammendrängung auf wenige Blätter sehr häufig die Darstellungsweise des Verf. verlassen und uns einen eignen Styl schaffen müssen, der nur andeutet, wo der Dichter üppig entwickeln konnte, versteht sich von selbst. Indessen werden wir uns in den entscheidendsten Stellen der Erzählung doch, wo immer möglich, an die schlagendsten Worte des Verf. halten und den Auszug, wenn er trocken zu werden droht, mit einigen der schönsten, wörtlich mitgetheilten Stellen durchflechten. Von den wesentlichsten Begebenheiten, Situationen und Gestalten soll keine ganz übergangen werden, obgleich nur wenigen und den allerwichtigsten eine Art von Ausführung zu Theil werden kann. Ist jener rothe Faden, der auch in dieser Dichtung kenntlich genug durch das bunte Gewebe von Ereignissen, Charakterentwickelungen, Gesprächen und Reflexionen durchläuft, vom Referenten, so gut er es vermag, herausgefunden, so wird er sich dann zum Schlusse noch einige Gedanken über das Ganze und einige Bedenken über Einzelnes erlauben.

Die Scene, die, mit seltener Einheit des Raumes, in den beiden Bänden der Erzählung auf wenigen Quadratmeilen spielt, öffnet sich an einem Sommermorgen auf dem Eilande Gozzo, gegenüber der Insel Malta, wo sich der Schauplatz einer jener Raubunternehmungen eröffnet, durch welche die Türken das südliche Europa im 15. und 16. Jahrhundert fast alle Jahre beunruhigten. Sinan-Pascha, späterhin fünfmal Großvezir des türkischen Reiches, hat im J. 1551 einen Heerzug gegen Tripoli unternommen, das sich dazumal in der Gewalt des Johanniterordens befand, und will im Vorbeigehen den Versuch machen, sich der Insel Malta zu bemächtigen. In diesem ängstlichen Augenblicke harrt auf der obersten Terrasse eines Landhausgartens, das sie mit einer alten Frau und einem türkischen Sklaven bewohnt, in einer heitern Welt, die schöne Constanze auf ihren Gemahl Camillo, der endlich, eine hohe, schöne Männergestalt im leichtesten, spanischen Anzuge, mit einem fünfjährigen Töchterchen auf dem Arm und von einem ältern gefolgt, ihr entgegenfliegt. Aus den Bewillkommnungsgesprächen der zärtlichsten Gattenliebe erfahren wir, daß Camillo am vorigen Abend mit seinen zwei Kindern von Girgenti unter Segel ging, nachdem er auf Sicilien die Schauplätze seines frühern Lebens und der Jugendliebe besucht und zuletzt die erste Kunde von dem Angriffe der Türken auf Malta erhalten. Auf Gozzo selbst denkt er noch an keine Gefahr, er labt sich mit seiner Theuern an dem herrlichen Anblicke des Castells, das der Johanniterorden auf der kleinen Insel besitzt.

Aber schau den herrlichen Moment, den das Castell hat! Die Sonne steht noch hinter ihm, und der Himmel bildet gleichsam eine silberne Glorie, in der sich seine große Schattenmasse abschneidet. Das alte Gebäude hat einen wunderbar ernsten, bedeutungsvollen, ja erhabenen Ausdruck gewonnen. Und wie

stolz die Flagge der tapfersten Männer hinaufwogt in die heitere Luft! Fürwahr, das Herz geht mir auf vor Kampflust, indem ich das Panier des ewigen Hasses gegen Barbarei und Despotismus betrachte!

Aus dieser Ruhe werden sie durch den seltsamen Trotz ihres Türkensklaven und durch den Anblick den Kanal heranwimmelnder Schiffe aufgeschreckt. Ein junger, wohlbeleibter Augustinermönch steigt keuchend und von Schweiße triefend die Terrasse herauf, und von ihm erfährt die kleine Familie die plötzliche Landung der Türken auf der schlecht vertheidigten Insel. Es vergeht keine halbe Stunde, so sucht sie, von dem widerspenstigen Sklaven, der bald die Flucht ergreift, und von dem Bruder Eusebius begleitet, selbst unter einer Schar von Flüchtigen Schutz in dem Castell, auf welchem noch eben ihre sorglosen Blicke gehaftet. Im Gedränge von ihrem Gatten getrennt, bleibt die zagende Constanze dem Mönch überlassen, der sie einem leidlichen Quartiere zuzuführen verspricht. Sie betet im Vorübergehen in der Kapelle der heil. Agatha und findet zur Erhörung ihren Gatten, den minder gläubigen Helden, wieder, und nun gelangen sie durch viel dunkle Gänge und eine niedrige, mit Eisen beschlagene Thüre in das unheimliche Asyl, das der Frau und den Kindern zur Wohnung angewiesen wird. Eine kräuter- und harzgeschwängerte Luft empfängt sie in einem schmalen, gothischen Gewölbe, das nur Ein Fenster mit bunten Scheiben hat und von einem magern Männlein, mit einem schmalen, eingefallenen, bleifarbigen Gesicht und großen herausliegenden, blauen Augen, welche Glanz, aber kein Feuer haben, bewohnt wird.

Schwarz und dick und zween Raben gleich, saßen die buschigen Augbrauen über denselben wie über den Augen Samson's in der Wilkina-Saga und verhüllten gleichsam die Wurzel der kurzen, starkgebogenen Nase. Nur wenige graue Borsten erhoben sich auf dem breiten Raum über den dünnen, blauen Lippen des scharfgeschlossenen Mundes. Eine lederne Schürze, die, unter der Brust befestigt, bis an den Hals hinaufreichte und über dem Nacken zusammengebunden war, bedeckte fast die ganze Gestalt, von der man nichts weiter sah als die langen magern Arme mit den ungeheuern Händen und die schwerfälligen Pantoffeln, in welchen die nackten braunen Füße standen. Ein altes buntes Tuch war wie ein Turban um den Kopf gewunden, und den schauerlichen Anzug des Mannes vollendete der Schlüsselbund, den er in der einen, und der lange, blitzende Dolch, den er in der andern Hand trug.

Wir konnten das interessante Bild dieses Mannes dem Leser nicht vorenthalten, denn Rabal-Zebug ist, wie der Verfolg der Erzählung zeigt, Niemand anders als der auf dem Titel des Buches verkündete letzte Assassine. So unheimlich seine Behausung ist, so widerlich das von dem Gewölbe herabhängende Krokodil und Schildkröte, Schlangen und Thierschädel, womit die Wände geziert sind, Mutter und besonders Kinder angreifen, so finden sie, nach der Versicherung des Mönchs, wenn auch kein freundliches Gesicht, doch mehr Sicherheit hier als irgendwo in dem Schlosse, und es bleibt ihnen nichts übrig, als bei dem finstern Manne, der sich in sein Laboratorium zurückzieht, vorliebzunehmen.

Inzwischen durchläuft Camillo das Schloß und macht sich mit seinen armseligen Vertheidigungsmitteln bekannt. Auf einem Thurme findet er den humoristischen Engländer Toms, den Falkenjäger, den einzigen und geschickten Feuerwerker, der die Geschütze des Schlosses bedient und vor seinen Augen unter die belagernden Türken glücklich feuert. Dann verschafft er sich Gehör bei dem Ritter Galatiano, einem Geizhals, der mit Einschmelzung alten Goldes und Silbers beschäftigt ist, und bei dem der Anblick des stattlichen jungen Mannes Unsicherheit und Unbehaglichkeit erregt. Mit halbem Widerwillen empfängt er die Dienste des jungen Kriegers, dessen Kunst und Lust „der Degen und der Pinsel" ist, und der ihn vergebens zu muthiger Vertheidigung ermahnt. Camillo sammelt und bewaffnet jetzt ein Häuflein und bringt Feldschlangen und Pulver auf die Zinne des Schlosses, sodaß der tapfere Toms mit Lust auf die Türken zielen kann. Aber bald nimmt eine Türkenkugel den Kopf des unerschrockenen Mannes so rein von den Schultern, daß sein Körper noch einen Schritt gegen die Kanone thut, welche er losbrennen wollte und grade über ihr zusammenstürzt. Dieser Tod macht den Diener Galatiano's, einen edeln, greisen Krieger, wahnsinnig.

Nun kehrt Camillo zu seinen Theuern zurück. Er findet an dem gemalten Fenster mit Staunen das Wappen seiner Gemahlin, aber dies ist kein Wunder. Die Montforte's haben dem Orden von jeher ihre jüngern Söhne gegeben, und das Wappen stammt aus den Kreuzzügen. Die Unterhaltung der Gatten unterbricht ein Pfeilschuß, der in den Wappenschild fährt, daß er klirrend zerbricht. Auf Constanze macht dieser Vorfall einen tiefen Eindruck. Als jüngster und wahrscheinlich letzter Sprosse des alten sicilischen Hauses Montforte, sieht sie denselben für eine Vorbedeutung ihres nahenden Unterganges an. Camillo ist von Sorgen anderer Art beschäftigt: er erdolcht einen Türken, der eben an dem Fenster emporklomm; bald darauf wird er von Don Galatiano in einen Kriegsrath geladen, der ausführlich vor unsern Augen abgehandelt wird, und in dem wir den dicken, filzigen Kornhändler Don Paolo, eine der Hauptpersonen des Romans, sofort kennen lernen, welcher der Mangel leidenden Besatzung aus seinen dem Castell benachbarten unterirdischen Kornspeichern um Wucherbezahlung Getreide anbietet, das freilich mit einiger Gefahr herbeizuschaffen ist.

Nach diesem Kriegsrathe finden wir Camillo, der zu den Seinigen zurückgeeilt war, in dem Cabinete Rabal-Zebug's, der, auf einer seltsamen Türkenjagd begriffen, ein Opfer derselben geworden wäre, wenn nicht Camillo den Strick, der dem Greise umgeworfen worden war, noch zur rechten Zeit gelöst hätte. Für diese Lebensrettung schenkt der Alte dem Jüngling die zwei Wundertincturen, deren Verfertigung er sein Alter weiht: aurum potabile, den Lebensverlängerungstrank, und ferrum potabile, die furchtbare aqua toffana, deren sagenhafte Bereitung bekannt ist und in dem Roman mit Schonung angedeutet wird. Aus dem Gewölbe eilend, begegnet Camillo dem Mönch Eusebius, der ihn mit dem Unternehmen bekannt macht, welches in der nächsten Nacht ausgeführt werden

soll, um das Castell mit Lebensmitteln zu versehen, und zu dessen Ausführung der Ritter unerwarteterweise unserm Camillo den Oberbefehl bestimmt hat. Indessen der Letztere arglos dieser Falle entgegeneilt, schleppt der in seinem Wesen wunderlich verwandelte Mönch Constanzen allerlei Bequemlichkeit herzu und erklärt ihr endlich, daß er von dem Alten den Schlüssel habe, um die benachbarten Gemächer für sie zu öffnen.

Constanze faßte die Kinder an den Händen und folgte dem Mönch. Und in der That war auch ihre Ueberraschung nicht gering, als sie in ein Gemach trat, das mit allem orientalischen Luxus ausgeziert war. Ein dichter levantischer Teppich von den buntesten und lebhaftesten Farben bedeckte den Boden. An den Wänden dehnten sich breite und niedrige Ottomanen von rosenfarbenem Sammet, deren Einfassung aus grünen Guirlanden mit passenden Blumen bestand. Die Wände selbst waren mit einem faltenreichen, himmelblauen Stoffe bedeckt und über das hohe Gewölbe von gleicher Farbe schienen goldene Sterne ausgegossen. In der Mitte des Gemachs erhob sich eine große, ziemlich flache Vase von orientalischem Alabaster mit zwen mächtigen goldenen Henkeln, und aus dem Haupt eines silbernen Delphins, der darin zu schwimmen schien, sprang ein klarer Wasserstrahl hervor, welcher leis plätschernd auf seinen Spiegel niederfiel. Vor den Ottomanen standen kleine zierliche Tischchen, mit Perlmutter eingelegt, und in den Ecken lagen ganze Haufen zusammengelegte Tücher, die wir heutzutage wahrscheinlich Shawls nennen würden.

Zu diesen Herrlichkeiten gesellt sich noch eine köstliche Mahlzeit, die der Mönch vor den Augen der erstaunten Constanze und ihrer Kinder ausbreitet; aber mit dem Zauber ihrer Lage wächst auch die Zudringlichkeit des Bruders, dessen faunischer Charakter sich mit einem Male entfaltet, der aber plötzlich durch den blitzartig erscheinenden und verschwindenden Alten entfernt wird. Constanze wacht, im Schimmer] zauberischer Lampen neben ihren schlummernden Kindern in banger Stimmung, als ihr Camillo hereintritt und die Geliebte mit ungewöhnlicher Heftigkeit umfaßt. Und wahrlich, er hatte Ursache zu dieser Aufregung. In dem Caratojo oder Getreidekeller, aus dem er mit Lebensgefahr an der Spitze eines entschlossenen Haufens in der Nähe der Türken das Castell zu versorgen abgeschickt ist, war ihm durch Galatiano's und des Kornhändlers Verrath der Tod gedroht. Ein ehrlicher Arbeiter, mit welchem Camillo ins Gespräch kommt, vertraut ihm das Geheimniß; ein schneller Entschluß rettet ihn und liefert ihm den Kornhändler aus, der nach langer Todesangst entkommt. Camillo hatte sein Tagewerk redlich gethan. Wie er eben wieder an die Thüre der Seinigen klopfen will, begegnet ihm ein Mann mit einer Blendlaterne, der vor Camillo's Gesicht mit Entsetzen zurücktaumelt. Wir erfahren später, daß es Galatiano war. Eine starke Helle in dem Nebengewölbe des Alten führt ihn dorthin; noch weiter drin sieht er den Arbeitsofen des Alten flammen. Sein Angstgeschrei um Constanze beantwortet ein Gestöhn, dessen Töne Camillo nachgeht, eine Fallthüre entdeckt und auf einer schmalen Treppe in die Tiefe gelangt. Hier findet er bei ungeheuern Goldschätzen den alten Rabal-Zebug durch Galatiano's Bosheit eingeschlossen und rettet ihn zum zweiten Male. Das zum Dank ihm angebotene Gold verschmäht der Held. Auf die bange Frage nach den Seinigen erwidert der Alte das räthselhafte Wort: „Sie sind im Schlosse Tigado". So schließt das erste Buch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alte deutsche Landesangelegenheiten.

Die weite Landstrecke südlich der Ostsee zwischen der Elbe und der Weichsel war nach der Meinung älterer deutscher Geschichtschreiber, die solche in den frühesten historischen Zeugnissen begründet glaubten, bis zum Schlusse des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von deutschen Volksstämmen bewohnt, worauf um die genannte Zeit slawische Völker, von Südosten heranwandernd und die Deutschen nordwärts gegen Skandinavien vordrängend oder westwärts auf die Seite schiebend, sich daselbst angesiedelt haben sollen. Dagegen stellte zuerst Schlözer die entgegengesetzte Meinung auf, nämlich, daß in den Ostseeländern zwischen Elbe und Weichsel, soweit man aus vorhandenen historischen Angaben rückwärts schließen könne, nie andere Völker gewohnt haben können als Slawen. Schlözer folgten mehre Historiker, als Spittler, Anton, Gell, und außerdem fand er an Biester einen eifrigen Anhänger und Beförderer seiner Ansicht. Indessen haben die neuesten Bearbeiter deutscher Geschichte, Menzel, Luden, Pfister, Joh. Voigt sich der ältern Meinung angeschlossen, ohne daß jedoch Schlözer ausdrücklich von ihnen widerlegt worden wäre. Diesen damit nicht ausgefochtenen, nur auf die Seite geschobenen historischen Streit nimmt nun ein Einsaß jener Gegenden Herm. Hering, Oberlehrer am Gymnasium zu Stettin, wohlgerüstet und einsichtsvoll kämpfend, wieder auf. Da die Abhandlung, worin er seine Forschungen und Schlüsse niedergelegt hat, nur eine Gelegenheitsschrift, ein Schulprogamm ist, so glaubt Ref. fern wohnenden Freunden geschichtlicher Untersuchungen einen Dienst zu erweisen, indem er sie hier erörtert und sich erlaubt einige Anmerkungen beizufügen. Dieselbe heißt: „Ueber die Kenntnisse der Alten von dem Lande und den Völkern auf der Südseite der Ostsee." (Stettin 1833). Mit vielem Fleiß hat der Verf. die Zeugnisse griechischer und römischer Schriftsteller über die ältesten bekannten Bewohner der genannten Landstrecke nebeneinandergestellt. Ein Theil derselben ist das von den Alten vielfach erwähnte Bernsteinland. Historiker, Geographen, Dichter sprechen von diesem Lande, aber sie alle kannten den Nordosten Germaniens nicht aus eigner Anschauung und reden nach fremden Berichten, daher in der Angabe der Völkersitze und der Namen große Abweichungen, sowie in den Localbeschreibungen Irrthümer entstanden sind, die jetzt, da die Oertlichkeit bekannt ist, es noch immer sehr schwierig machen, die vermuthlichen Wohnsitze der namhaft gemachten Stämme zu bestimmen. Einige polnische Historiker gehen zwar leicht über diese Schwierigkeiten hinweg. Sie erklären, daß die Griechen und Römer unter Germanen ganz andere Völkerschaften, als die jetzt Deutsche genannt werden, verstanden haben; daß die deutsche Sprache überhaupt erst gegen das 5. Jahrhundert durch Corruption aus der slawischen entstanden sei, und daß demnach im 4. Jahrhundert weder zwischen Elbe und Weichsel, noch überhaupt Deutsche existirt haben können. Indem diese Historiker die Deutschen bis zum 5. Jahrhundert gar vernichten, nimmt ihnen Schlözer doch nur den nordöstlichen Boden unter den Füßen weg. „Die römischen und griechischen Schriftsteller", sagt er, „stellten sich den Raum zwischen der Mündung der Seine und Donau verhältnißmäßig bedeutend kurz vor, ließen die Nordküste vom Ausfluß des Rheins fast in grader Linie östlich fortlaufen bis zum kaspischen Meer und brachten dieses mit dem schwarzen Meer und nordöstlichen Ocean in unmittelbare Verbindung", woraus denn Schlözer weiter folgert, „daß die Römer und Griechen die ihnen in Pannonien und Dacien bekannten deutschen Stämme auch gleich an die Ostsee gesetzt hätten, blos weil sie sich dieses Meer dicht dabei dachten. Was

Hr. Hering dieser Art von Folgerung S. 31 fg. entgegensetzt, zeichnet sich durch klare Ausführung aus. Nach dem Nachweis, wie viele Völkerschaften im Anfang des 2. Jahrhunderts von der römischen Grenze von Westen nach Osten gewohnt, mit denen die Römer seit den ersten Kaisern in Verkehr gestanden haben oder sonst in Berührung gekommen sind, worüber mehrfache historische Angaben vorhanden, setzt er die sehr richtige Frage hinzu: „Wohin soll man denn die Wohnsitze dieser später so zahlreichen und mächtigen Völkerschaften verlegen, wenn nicht nach dem Nordosten Germaniens?" Gegen Biester, der „die Annahme einer Umsiedelung der germanischen Völker seltsam und durch keine Spur der Geschichte bestätigt" finden wollte, wird mit Recht eingewendet, daß selbst ohne stützenden Bezug auf ausdrückliche historische Zeugnisse für die Wanderung man die Richtigkeit der Ansicht zugeben müsse, daß, je weiter man in der Zeit zurückgeht, desto mehr die vorkommenden Veränderungen in den Wohnsitzen der germanischen Völkerschaften den Charakter der Wanderung annehmen. Ref. fügt hinzu, daß an den Wohnsitzen der slawischen Völkerschaften derselbe Charakter der Wanderung zu bemerken sei. Betrachtet man die Gestaltung dieser Wohnsitze mit aufmerksamem Auge, so glaubt man noch zu erkennen, wie aus dem äußersten Südosten Europas das allmälige, in drei große Keile gespaltene Vorschieben derselben nordwärts längs den großen Flüßen erfolgt sein muß. An der obern Wolga und dem Wolchow werden die finnischen Völker, an der Düna und dem Riemen die Lithauer, an der Weichsel und der Oder aller Wahrscheinlichkeit nach die germanischen Stämme gegen die nördlichern Länder oder gegen das Meer und auch wol über dasselbe auf die gegenüberliegenden Küsten gedrängt worden sein. Bruchstückweise, gleichsam in Fetzen, gegen Klippe, Morast und Sandland gedrängt, sieht man bis in jetzige Zeit die Finnen und Lithauer nordwärts von den slawischen Volksmarken wohnen. Die Germanen können, dem zu mächtigen Andrang gleichfalls nachgebend, sich westwärts gewendet, oder, was wahrscheinlicher, über das Meer und die Inseln nach Skandinavien gesetzt, die Römer aber in diesen Ländern vor solcher Auswanderung noch wirklich Deutsche gekannt haben. Bei dem Mangel zureichender Nachrichten ist es schwierig, über diese alten Vorgänge je zu einer Gewißheit zu kommen; die dunkeln Angaben der Alten hat der Verf. der Abhandlung durch Hülfe der ältesten deutschen, wie der ältesten polnischen und russischen geschichtlichen Quellen zu erläutern und zu ordnen gesucht. Weil fortrückende Forschung solche Hülfsmittel vermehrt, ist es sehr verdienstlich dergleichen Commentationen von Zeit zu Zeit wiedervorzunehmen. Einiges Licht hierzu würde vielleicht aus den Steindenkmälern einer unbekannten Vorzeit, die man in den Ostseeländern findet, zu erwerben sein, wenn erst alles in dieser Art Vorhandene gehörig bekannt, beschrieben und mit einander verglichen wäre. Ref. versteht unter diesen Denkmälern die sogenannten Hünengräber, auch Riesengräber genannt, Opfersteine u. s. w. In der neuern Zeit ist es aufgekommen, diese Art Denkmäler, wo man sie zwischen der Elbe und der Ostsee findet, für slawische zu halten. Dagegen ist anzuführen, daß Denkmäler derselben Gestalt wie die Hünengräber in der Mark, Pommern, Holstein sind, auch in England angetroffen werden, in welchem letzten Lande doch nach allen vorhandenen Zeugnissen der Geschichte nie slawische Völkerschaften ihre Wohnsitze gehabt haben. Abbildungen der alten Steinmäler in England, denjenigen vollkommen ähnlich, die man in den deutschen Ostseeländern Hünengräber nennt, findet man in ältern und neuern Büchern, unter andern eine ältere Abbildung des Steinmals von Stone-Henge bei Salisbury in Wiltshire in Keysler's „Antiquit. septentr. et celticae" (Hanover 1720) sowie eine neuere in Passavant's „Kunstreise durch England und Belgien" (Frankfurt 1833), S. 144. Vergleicht man diese mit den Abbildungen der Hünengräber und Opfersteine in der Altmark in Beckmann's „Historischer Beschreibung der Mark Brandenburg", so ist die Uebereinstimmung des Aeußerlichen der Mäler nicht zu verkennen. Aehnliche Steinmäler findet man gleichfalls in den Küstenländern des nördlichen Frankreichs, dort Druidensteine, Druidenbau genannt, dagegen aber in den Ländern, die, soweit die Geschichte zurückgeht, immer von slawischen Völkerschaften bewohnt waren und es noch sind, sich keine Steinmäler vorfinden, die Aehnlichkeit mit den sogenannten Hünengräbern haben, obgleich in den Gegenden Steine vorhanden sind, woraus dergleichen hätten entstehen können, wenn es bei den Einwohnern Sitte gewesen wäre, ähnliche Mäler zu bauen. Leitet dieser Umstand nicht einstweilen auf den natürlichen Schluß, daß die Steinmäler in den deutschen Ostseeländern von einem andern Volke als den Wenden herrühren? Eine festere Begründung dieser Folgerung würde aber erst entstehen können, wenn Jemand sich die Mühe gäbe, die zerstreuten Beschreibungen der vorhandenen Hünengräber, Opfersteine, Druidensteine u. s. w. in den zunächst an den nördlichen Meeren Europas gelegenen Ländern methodisch zu ordnen und in eine Uebersicht zu fassen. Es würden bei der Ausarbeitung einer solchen Monographie sich auch vielleicht Bestimmungen über die Zeit ermitteln lassen, um welche diese Steinmäler entstanden sein können. Daß sie einer sehr fernen Vorzeit angehören, lehrt nicht nur Augenschein und Tradition, sondern auch in alten Urkunden trifft man auf Stellen, die darauf hindeuten. So erwähnt eine Urkunde des Klosters Colbatz in Pommern vom J. 1234 eines Hünengrabes bei Rekow mit folgenden Worten: „de via quae ducit in Recow in tumulum gigantis per monticulos" u. s. w. (bei Dreger I, 164, vergl. von Ledebur's „Archiv für Geschichtskunde", B. 9, S. 155). Man sieht daraus, daß schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo das Christenthum in Pommern eben erst hundert Jahr alt war und die Begräbnißplätze heidnischer Slawen nicht so ganz unbekannt sein konnten, diese Steinmäler bereits der Meinung nach einer fabelhaften Vorwelt angehörten und Riesengräber genannt wurden, welcher Name ihnen auch bis jetzt erhalten worden ist. Es ist nicht der Ort, in dem begrenzten Raum d. Bl. sich weitgreifend hierüber zu verbreiten, aber Ref. glaubt, daß eine Arbeit in der Art, wie er sie soeben andeutete, auf eine nicht wenig entscheidende Weise dazu beitragen könnte, die Zweifel zu lösen, ob im Osten der Elbe von jeher Slawen, oder in früherer Zeit auch andere Volksstämme, daher vielleicht auch deutsche, gewohnt haben. 18.

Literarische Notizen.

Von Ch. Ledhui erschien: „Chroniques du château de Coucy. Thomas de Marle, épisode de l'histoire de Picardie au 12ième siècle."

Charles Rodier's „De la liberté de la presse avant Louis XIV" hat eine interessante Gegenschrift von C. Leber: „De l'état réel de la presse et des pamphlets, depuis François I jusqu'à Louis XIV", veranlaßt.

Von A. Bignan erschien: „Louis XV et le cardinal Fleury 1736", und von Alph. Darton: „Peut-être".

Mad. Melanie Waldor gab „Poésies du coeur" und Mad. Amable Tastu „Poésies nouvelles" heraus.

Bei Didot ist der erste Band von „Souvenirs de la fin du 18ième siècle et du commencement du 19ième, ou Mémoires de *R. D. G.*" herausgekommen.

Von Jos. Autran erschien: „La mer. Poésies."

Balzac's „Études philosophiques" kommen in fünf Lieferungen, jede zu fünf Bänden, heraus. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1835.

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Von dem Verfasser des „Scipio Cicala". Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Das Dunkel des Schlusses des ersten Buchs beginnt im zweiten sich zu erhellen. Ein Gemälde, das Camillo aus dem Landhause in das Schloß gerettet, die entscheidende Scene seiner Jugendliebe darstellend, und das die wiedervereinigten Gatten betrachten, führt zu einer Erörterung, die uns Aufschluß über die frühere Geschichte des Paars und im Verfolg auch über die Gegenwart gibt. Der 18jährige Jüngling hatte mit der Kraft und Entschlossenheit des erprobtesten Mannes die sicilische Jungfrau aus der äußersten Gefahr, die ihr ein wüthender Stier drohte, gerettet. Camillo, ein Bürgerssohn, schlug den Goldlohn ihres Vaters, des alten Edelmanns, aus und erwartete die Belohnung von der Zeit und der Liebe der Tochter. Die Wohnung des alten spanischen Offiziers, in dessen Hause Camillo als Neffe erzogen wurde, lag in der Nähe vom Schlosse der Montfortes. Constanze genoß unter der Leitung einer 20 Jahre ältern Schwester, der Dechantin eines Damenstiftes zu Palermo, für die damalige Zeit eine ziemliche Freiheit. So fanden die Liebenden Gelegenheit, sich zu erklären. Aber der Winter führt den alten Montforte nach Syrakus; die Tochter wird in das Damenstift zu Palermo geschickt. Dorthin begibt sich Camillo, aber Constanzens Schwester schneidet ihm alle Hoffnung ab. Er verspricht zu entsagen, wendet sich nach Rom und sucht seine Bestimmung in der Malerkunst. Nicht befriedigt beschließt er, sich dem Mönchsleben zu widmen und tritt in ein Benedictinerkloster. Constanze aber fällt in eine Abzehrungskrankheit und muß aufs Land gebracht werden. Inzwischen stirbt der alte Montforte. Camillo, der nicht für das Mönchsleben geschaffen ist, wirft die Kutte ab und entflieht mit Constanzen.

Zu diesen Aufschlüssen über die alte Zeit gesellt sich auch eine Aufklärung über die Gegenwart, die aber noch in entferntere Zeiten leitet. Der Name des Schlosses Tigado, den der Alte genannt und in dem sich die Liebenden in diesem Augenblicke befinden sollen, weckt nämlich wunderbare Erinnerungen in Constanzens Seele. In ihrer Jugend hat sie von ihrem Vater die wunderliche Sage gehört: daß ein Ahnherr der Montforts auf seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande von einem Sarazenen zum Dank für einen geleisteten Dienst auf sein Schloß geladen worden. Von dort aus versprach der Sarazene, ihn einmal einen Blick ins Paradies werfen zu lassen, was der Ritter für Scherz hält. Da gerathen sie eines Sonnenunterganges bei Verfolgung eines Hirsches in ein reizendes Thal, das von den klarsten Bächen durchschnitten ist.

In allen Richtungen liefen Rasenwege zwischen Gehegen der mannichfaltigsten Rosen dahin und führten bald in lichte, aus blühenden Gesträuchen aller Art gebildete Boskete, bald in dunkle Haine von himmelanstrebenden Cedern, oder an die Ufer größerer und kleinerer Seen, welche mit Schwänen bedeckt waren, oder nach Blumenbeeten, in deren Mitte zierliche Tempel standen. Wie die klarsten Gewässer mit Fischen aller Farben belebt waren, so wimmelten Büsche und Bäume von den schönsten bunten Vögeln jeder Größe, welche die Luft mit ihrem Gesang erfüllten und keine Scheu vor den Menschen zu kennen schienen. Der Ahnherr stieg ab und band sein Roß an einen Baum, um ungestört zu lustwandeln durch das reizende Thal, welches sich vor ihm öffnete. Und er hatte seinen Gang nur wenige Schritte fortgesetzt, als er von einer Schar der Bewohner desselben begrüßt wurde, die tanzend und singend aus den Gebüschen hervortraten und ihn einluden, sich an ihre Reigen anzuschließen. Es waren Jünglinge und Mädchen, die in Schönheit der Gesichter und Gestalten, in Anmuth der Bewegungen und in Einfachheit und Geschmack des Anzugs zu wetteifern schienen, ohne daß eine Absicht, zu gefallen, eine Misgunst, daß Andere besser gefallen könnten, bemerkbar wurde. In den Gebüschen standen kleine Tafeln, auf welchen die köstlichsten Speisen und die edelsten und erfrischendsten Getränke, meist von einem dem Gast unbekannten Wohlgeschmack, im Ueberflusse gereicht, zum Genuß einluden. Die Becher waren vom klarsten Bergkrystall und mit Rosen bekränzt, alle Gefäße von Gold und edeln Steinen, und wie Wohlgerüche aller Art die Luft geschwängert, so vereinigten sich die Gesänge der Vögel mit Harmonien ganz unbekannter Natur, welche vom Himmel zu erklingen schienen, um die Ohren zu entzücken. Kurz, Alles war da, was den Sinnen schmeicheln, was sie reizen, verführen, berauschen konnte. ... Endlich erwacht der Ahnherr, aber er erwacht im Schlosse, sein Knabe steht vor ihm und meldet, daß die Rosse zur Fortsetzung ihrer Reise nach Ptolemais gesattelt sind. ... Gleich darauf trat der Sarazene in sein Schlafgemach, und seine erste Frage war: wie es ihm im Paradies gefallen? „Ihr verlaßt nun das Schloß Tigado", setzte derselbe hinzu; „aber nachdem Ihr das Paradies gesehen, sollt Ihr auch die Kraft des Glaubens kennen lernen, welche die Hoffnung auf solche Zukunft im andern Leben einflößt. Hassan!" rief er, und in dem Augenblicke trat ein kraftvoller junger

Mann aus der Schar seiner Diener heraus und nahte sich ihm ehrfurchtsvoll. Sie waren im Laufe des Gesprächs auf einen Altan getreten, der gleichsam die Zinne eines himmelhohen Felsen bildete, an dessen Fuß ein wilder Bergstrom in fast unabsehbarer Tiefe schäumte. „Stürze dich hinunter in den Abgrund!" befahl der Sarazene seinem Diener, und er hatte kaum das Wort gesprochen, so war dieser schon in der furchtbaren Kluft zerschmettert von Felsen zu Felsen gefallen und von dem wüthenden Strome dahingerissen.

Zu dieser Sage vom irdischen Paradiese, die Constanze mit so keuschen Lippen berichtet, weiß Camillo den Schlüssel. Tigado war das Residenzschloß des Alten vom Berge, des Fürsten der Assassinen, der einen Park mit allen Verführungen der Erde ausgestattet hatte, um die Täuschung hervorzubringen, daß hier das irdische Paradies sei. Wen dieser Fürst für seine besondern Zwecke auserséhen, dem wurde die Pflicht des unbedingtesten Gehorsams eingeschärft, durch einen Schlaftrunk in den Zustand der Bewußtlosigkeit versetzt, erwachte er in jenem Paradiese, das ihm als das künftige Leben gezeigt wurde. Die Erinnerung an jene Seligkeiten machte jeden so Bethörten gleichgültig für das Leben. Welche Absicht der Alte vom Berge mit ihrem Ahnherrn hatte, wußte Constanze nicht, wohl aber daß ein frommer Einsiedler vom Berge Karmel ihm erklärte, er habe aus dem Becher des höllischen Taumels getrunken; er werde an den Ort der Verführung zurückkehren und ihn nicht mehr verlassen; und sollte er selbst diesem Schicksale entgehen, so werde es doch nicht von seinem Hause weichen, müßte es auch erst an dem letzten Sprößlinge seines Namens erfüllt werden. Constanze beschwichtigt ihre Ahnung mit der Erzählung einer tröstenden Erscheinung der heil. Agatha, die sich ihr im nächtlichen Gesichte gezeigt.

Das nächste Capitel ist der Procession geweiht, in welcher die abergläubigen Bewohner des Castells, den Commandanten an der Spitze, das Standbild der heil. Agatha auf die Zinne bringen, den Sturm der Türken damit zu beschwören. Aber mit dem letzten Worte der Hymne, die zum Himmel emporrauscht, zerschmettert ein furchtbarer Schuß die Statue der Heiligen, deren Stücke wie Spreu umherfliegen. Mehre Zuschauer werden beschädigt; der heuchlerische Sünder Galatiano und der niederträchtige Kornhändler Angrisani bleiben verschont, und nur den frommen Domherrn, welcher die Aufstellung der Heiligen in Antrag gebracht hatte, trifft ein Stück Marmors so heftig auf die Brust, daß er todt zu Boden stürzt.

In einer Volksscene, die dieses Capitel schließt, tritt eine kleine groteske Figur mit einer gewaltigen Nase und schnarrender Stimme auf. Dieser zwerghafte Mensch, Toccurcio genannt, entwickelt in der Folge einen merkwürdigen, von dem Verf. trefflich gehaltenen Charakter.

Der folgende Abschnitt erläutert die Mishandlung Rabal-Zebug's durch Don Galatiano. Dieser ist der letzte Sprößling eines alten, von hohem Glanz herabgesunkenen toscanischen Hauses, ward im Malteserorden versorgt und erhielt endlich die Befehlshaberstelle von Gozzo. Diese Commende stammte zufälligerweise von einem seiner Vorfahren her, und lag in der Mitte der herrlichen frühern Besitzungen seiner Familie. Tag und Nacht brütete er nun über dem Plane, diese wiederzugewinnen, und seine verdoppelte Sparsamkeit verschaffte ihm bald eine Summe, mit der er einen an die Ländereien der Commende stoßenden Pachthof erwerben konnte. Nun verband er sich mit Paolo Angrisani, überließ diesem den ausschließlichen Kornhandel auf der Insel und bereicherte sich und ihn durch die schnödesten Mittel. Sein Vermögen, so sehr es wuchs, reichte jedoch zu dem Zwecke immer noch nicht hin, als er, mit seinen Kostbarkeiten während der Belagerung bei Rabal-Zebug eine Zuflucht suchend, von diesem in seine Schatzkammer geführt wird, wo die Gelegenheit ihm Muth zu einem Bubenstücke macht und er den Alten bei seinen Schätzen einschließt, den der Zufall dort durch Camillo vom jämmerlichen Tode erlöst. Seitdem bewachte Galatiano mit seinen Blicken den ersten Eingang zu jenen Schätzen, auf welchen ein kleines Fenster hinter dem Altar der Agathenkapelle den Blick gewährte. Hier saß er in einem Beichtstuhle manche Nachmittagsstunde der heißen Jahreszeit und beobachtete Jeden, der durch den Gang kam, oder in Rabal-Zebug's Thüre aus- und einging. Hier trifft er nun zufällig mit dem häßlichen Zwerg Toccuccio zusammen, was eine ganz ergötzliche Scene bildet, und später mit dem Kornhändler und dem Mönch Eusebius. Während nun der Erstere mit des Ritters grausamem Befehl, sein Korn den schmachtenden Belagerten zu spenden, sich entfernt hat, und der wollüstige Mönch mit Entzückung von dem Schatze spricht, den Rabal-Zebug's Wohnung berge (worunter er Constanzen versteht), entfährt dem Ritter durch ein seltsames Misverständniß das Geheimniß von Rabal-Zebug's Schätzen, und er ist so gewissermaßen gezwungen, in ein geheimes Bündniß mit dem Mönche zu treten. Um sich die Schätze, Jeder den seinigen, zu sichern, vereinigen sie sich schnell zu dem Plane, eine Capitulation mit den Türken abzuschließen, durch welche das Castell vor der Plünderung und Zerstörung gesichert werden soll.

Wenn es im Leben der Ruchlosen wirklich Stimmungen gibt, die der Freudigkeit im Busen des Tugendhaften wirklich nahe kommen, so sind sie nur denkbar in den Stunden, welche zwischen dem Entschluß zu einer schweren That und ihrer Ausführung inneliegen. Der Mensch hat seinen Vorsatz gefaßt; er ist über die Mittel mit sich einig und malt nun in seiner Einbildungskraft die Freuden und Genüsse aus, welche die Früchte seines Verbrechens sein sollen. Von der Rückseite des Gemäldes, von dem Gesetz, dessen Strafe die That bedroht, von dem unausbleiblichen, unerbittlichen Rächer im Innern schweigt die Hölle, die ihn ins Verderben zieht.

So träumt sich denn auch Eusebius, der jetzt allein in dem Beichtstuhle sitzt und den Galatiano durch sein Gelübde von den Schätzen ausgeschlossen wähnte, schon in dem Besitz dieser Reichthümer und der schönen jungen Frau. Mit diesen Früchten seines Verbrechens gedenkt er sich in den Schoos der Reformation zu werfen, die er vom Hörensagen kennt.

Nachdem uns so der Verf. in die geheimste Werkstatt der Sünde geführt, zeigt er uns zum Gegensatze eine lärmende Volksscene im Hofe des Castells, wo der Mönch und der Kornhändler von dem hassenden Volks-

haufen mishandelt werden, der Erstere endlich auch vom Dolche des sonderbaren Zwerges verfolgt wird. Dieser Toccuccio tröstete sich nämlich für die viele Misgunst, womit ihn Natur und Glück behandelt, durch die Ehre, von dem Fürsten Publius abzustammen, bei welchem der Apostel Paulus einst nach seinem Schiffbruch an der Küste von Malta eine so gute Aufnahme gefunden. Ein sardinischer Musicus, der sich im Castelle befand, hatte diesen seinen Familienruhm verleumdet und die Sache nachher auf den Mönch geschoben. Camillo, welcher zu der Scene kommt, verspricht dem Zwerge Genugthuung und fodert ihn scherzend zur Mitvertheidigung des Castells auf. Der Zwerg erhebt ganz ernstlich seinen Dolch und ruft mit hohler Stimme: „Ich bin bereit!" Und unerwartet hält er Wort.

Bei den Anordnungen, welche Camillo in den verschiedenen Abtheilungen traf, und bei denen Unverstand und böser Wille nicht immer ohne Gefahr überwunden werden konnten, war der Zwerg nicht von seiner Seite gewichen und hatte einen Grad von Klugheit, Muth und Entschlossenheit an den Tag gelegt, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen. Offenbar verdiente dieser Geist eine würdigere Einfassung von der Natur, und Camillo verzieh gern den Trotz, ja die Anmaßung, die er zur Schau trug, und sein polterndes Wesen überhaupt, um des Unrechts willen, das dem Unglücklichen von der freigebigen Mutter alles Lebendigen widerfahren zu sein schien.

Die Gesandtschaft des Bruder Eusebius an den Belagerer Sinan-Pascha nimmt unter allerlei Aengsten und Qualen dieses Schurken einen unerwarteten Ausgang. Der Türke wohnt in Camillo's Landhaus, in einem Zimmer, wo Constanzens Bild hängt, erfährt im Gespräche die Anwesenheit dieser Schönen im Castelle und verspricht gegen ihre Auslieferung vierzig der angesehensten Personen freien Abzug.

Im Kampfe zwischen Liebe und Habsucht siegt die letztere in der Seele des Elenden; er denkt an Rabal-Zebug's Schätze, die er sich bei der Capitulation retten kann und willigt ein. So schließt das zweite Buch und der erste Band. Und mit diesen Entschlüssen des unter allerlei Abenteuern heimkehrenden Mönchs hebt auch das dritte Buch im zweiten Bande an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutschen Mundes Laute. Von J. G. K. Königsberg, Unzer. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

Ein angeblich Ungelehrter, der jedoch einige Kenntniß mehrer Sprachen verräth, handelt hier für Ungelehrte einen Gegenstand ab, der freilich den Gelehrten schon von Plato an bis auf unsern geistreichen Geologen und Naturforscher, den unsterblichen Werner, herab, welchem er ein Spiel- und Steckenpferd war, eine bedeutend schwierige Aufgabe war und allerdings als eine der tiefsinnigsten Forschungen fast Divination verlangt, die physiologische Qualität der Sprachlaute als Darstellung des Wesens der Dinge. Wie tief diese Untersuchung mit andern wichtigen über Ursprung der Sprache, über ihr Verhältniß zur Erkenntniß und zur Idee zusammenhange, wie sie auf eine höhere Einheit hinführe, ist zwar dem denkenden Forscher klar, diese Einsicht aber dem Ungelehrten weder anzumuthen, noch überhaupt anziehend. Insofern dürfte denn das Unstatthafte dieses Werkchens, das noch dazu Bruchstücke eines Ganzen enthält, von welchem das System aufzustellen der Verf. sich zu schwach fühlte, sich sogleich kund geben. Aber auch die düselnde, empfindselig berauschte, Gefühle und Vorstellungen zu concetti zuspitzende, in bewundernden und preisenden Ohs und Achs sich ergehende Darstellung entspricht dem Gegenstande und Zwecke ebenso wenig, als dem Kreise ungelehrter Leser, welche damit nur zerstreut oder gelangweilt, keineswegs aber belehrt und aufgeklärt werden können. Wir gestehen daher gern — und freuen uns, zugleich damit ein unziemlich vergessenes Werk eines wackern ehemaligen Rectors der hirschberger Schule anführen zu können —, daß uns „*Godofredi Henselii* Synopsis universae philologiae, in qua harmonia linguarum grammatica e natura vocum et geographice nova ratione eruitur; illustrata mappis geographico-polyglottis. Editio secunda Homannianis impensis curata" (1754, ohne Angabe des Druckorts) auch über diesen Gegenstand, der dort in einer Reihe anderer Untersuchungen unter der Capitelüberschrift: „De litteris naturalibus, sive de literarum recessibus in natura fundatis, earumque valore interno emphatico", von S. 110—173 abgehandelt wird, weit belehrender und folgerichtig in das Einzelne eingehender scheint. Hensel geht davon aus, daß, was Alle zugeben, Worte Zeichen von Ideen seien; aber er behauptet dies auch von den Buchstaben, was Viele bezweifelt haben, als ob hier eine Ausnahme gelten könne, wo doch ein und dasselbe Verhältniß sei. Denn Buchstaben, wiefern sie in der Natur selbst begründet sind, seien doch emphatische Zeichen, die etwas Wirkliches oder einige allgemeinere Ideen darstellen, sodaß aus ihrer Zusammensetzung in Sylben und Wörtern die besondern Ideen hervorgehen und Andern mitgetheilt werden können. Buchstaben seien also nicht leere Laute, sondern ideale, die eine Sache darstellen. Es könne aber nicht mehr Buchstaben geben als individuelle Laute der Menschenstimme. Der Laut sei theils eigentlicher Laut oder heller Stimmklang, worunter alle Vocale, in Zusammensetzung Doppellaute, entstehen; theils uneigentlicher, der der Mitlauter, Geräusch des Mundes bei Ausstoßung der Luft. Vocale entstehen in der Kehle, bei offenem Munde; Mitlauter durch verschiedene Gestaltung des Mundes, mittels Zunge, Zähne und Lippen. So zeigt er a als aus am meisten geöffnetem, durch e, i, o bis u immer mehr geschlossenem Munde hervorgehend. Die Mitlauter entstehen aus der Kehle, dem Gaumen, der Zunge, den Zähnen, den Lippen. Nun geht er das ganze Alphabet durch, zeigt, wie jeder Buchstabe hervorgebracht werde, und was er demgemäß bedeute: z. B. a, aus tiefster Kehle mit ganz geöffnetem Munde, gleichsam die erste Lebensbewegung, deute darum eben die erste, kräftigste und dauerndste Bewegung und Lebendigkeit, Thätigkeit an, wozu Beispiele folgen; b, durch langsam und weich geöffnete und geschlossene Lippen gebildet, bedeute Raum Einnehmendes, Weitumfassung, Materie, Körper oder Gegenstand; g (denn er legt das hebräische und griechische Alphabet zum Grunde), durch Beugen und Krümmung der nach den untern Zähnen gestreckten und dann zurückgezogenen Zunge, mit offenem, gleichsam hohlem Munde gebildet, deute auch etwas Höckeriges, Gekrümmtes an; d, durch die an die Zähne schlagende und von oben nach dem untern Zahnfleische herabsinkende Zunge gebildet, deute Hervorgang durch Oeffnung an; h als Kehlhauch Lebendigkeit; e, aus etwas verengtem Munde, sanftere Bewegung, feinere Materialität u. s. w. Was Plato im „Kratylos" bald scherz-, bald ernsthaft, eben nur als zu jenen oben angedeuteten höhern Fragen den Weg bahnend behandelt, wird also hier ernst und kurz als Ausdruck und Beleg der Harmonie und wirklichen Einheit aller Sprachen methodisch und mit Gelehrsamkeit durchgeführt.

Ihm nun gegenüber den ungenannten Verf. des vorliegenden Werks zu charakterisiren, geben wir nur das Inhaltsverzeichniß an: Einleitende Aphorismen. 1) Vom gl, oder von Glanz, Glut und Glätte. 2) Vom fr, oder von der Fröhlichkeit, der Freiheit, dem Frieden. 3) Vom zw, oder von Zweigen, Zweifeln und Zweiheit. 4) Vom fl, oder von Flächen, Fluten und Flammen. 5) Vom str, oder von Stroh, Strahlen und Sträuchern. 6) Vom u, oder vom Heulen, von Wuth und Blut. 7) Vom sp, oder von Spieren, Spießen und Spitzen. 8) Vom Sitzen, Liegen und Stehen. 9) Vom l und w, oder von Wellen, Winden und Wipfeln. 10) Vom kn,

oder vom Knallen, Knien und Knicksen. 11) Vom k, oder vom Kappen, Kippern und Wippern. 12) Vom d und t, oder von Diesem und Dem. 13) Vom pl, oder vom Pflastern und Platzen. 14) Vom schl, oder vom Schlamm, von Schlangen und Schlaraffen. 15) Vom spr, oder vom Sprühen, Spritzen und Sprudeln. 16) Von Ah! Eh! Ih! Oh! Uh! oder von Freude und Leid.

Als Probe der Darstellung: „Frei ist nur hinsichtlich des Vocals von früh und froh verschieden, und das mit Recht. Denn wenn man Freisinn und Freiheit recht gründlich definiren wollte, so müßte man sagen: Jenes sei Frohsinn und dieses Frühling. Ach ja, was ist die Freiheit für ein schöner frischer Frühling, und wie wahr ist es, daß die Freien nur des Lebens Frohe sind. Die sprossende Freiheit ist frisch und freudig und treibt Knospen und Blüten wie der Frühling und ihr Odem ist wunderbarlich belebend. Alles erwacht und keimt in ihrem balsamischen Hauche. Sie ist eine Morgenluft, die armer Kranken Herzen erquickt. Darum ist es auch sehr schön gesprochen im Anfange des Liedes: „„Es wehen frische Morgenlüfte."" O wer hat sie in unsern Tagen nicht gerochen (?!), die frische Morgenluft erwachender Freiheit!" ꝛc. Aus solchen Alliterationen, Witzen und Ausrufungen ist das ganze Werkchen zusammengesetzt. Auf diesem Wege mag denn Dies und Jenes zufällig getroffen werden; aber klar ist und nahebei, daß, wie Hensel schon richtig sah, die Tonsprache als Wesen und Form des Lebens zugleich schaffend mittels der Stimme charakterisirt, die Stimme als in Kehlhauch (Selbstlauter) und Brusthauch (Mitlauter) auseinandergehend geschildert und das Alphabet als aus Modification des Kehl- und Brusthauches gebildete Elementenreihe aufgestellt, die Selbstlauter als von der höchsten bis zu der geringsten Erweiterung der Mundhöhle fortgehend, wie die Mitlauter als durch die beweglichen Organe des Mundes modificirte Brusthauchsformen und namentlich als Lippen- und Zahnhauche und Triller, Kehl- oder Brust- und Gaumenhauche, nebst ihren Verhältnissen angegeben wurden, aus deren gemessener Verbindung denn nun eben die Worte gebildet sind. Manche gelegentliche Erläuterung hätte wol auch eine genauere Erforschung und Einsicht in die Form und Bedeutung der Buchstaben, wie sie z. B. in Kanne's „Aeltesten Urkunden" mitgetheilt ist, abgegeben. Doch der Verf. wird gegen dergleichen Foderungen das Schild der Vorrede halten, daß er „als Ungelehrter für Ungelehrte" geschrieben. Dann aber wäre ihm mindestens zu entgegnen, daß er die hier gegebenen Proben aus seiner größern Sammlung nicht vermehre und häufe, indem die künftigen doch demselben Urtheil wie die gegenwärtigen unterliegen müßten, wenn man auch den physiologischen wie den etymologischen Sprachforschungen nicht so abhold ist, als der Hellhaufe der Philologen selbst, welcher dieselben für vana ludibria und aegrae mentis somnia, für eine Raserei der Willkür hält, ohne zu bedenken, daß somit sein Kenntnißhaufwerk doch nur Ueberlieferung und Papageiengeschwätz sein und bleiben, mithin grade dem Platonischen Ausspruch im „Kratylos" widersprechen muß, der Erkenntniß nicht für übertragbar, sondern für Finden und Lernen, d. i. Erinnern, Sprache aber nur als ein Product der Erkenntniß und als durch sie bedingt betrachtet. Aber eben diese vermeinte Uebertragbarkeit ist es, kraft welcher Forschungen eines Riemer, Weinhardt ꝛc., die doch wahrlich für Sprachbau und Sprachgeist ergiebiger sind als die notae virorum doctorum, ohne Weiteres zurückgewiesen werden, weil kein vir doctus einen Classiker oder andern vir doctus mit Buch, Capitel und Seite anführen kann, der schon dasselbe gesagt hätte, was jene naseweisen Träumer und Phantasten ihm weismachen wollten. Indeß ist der Stand der Philologie in unserer Zeit, trotz aller Hyperkrisie (wie der Pöbelwitz zu Hamlet's Zeiten), so erfreulich und vielversprechend, daß man füglich das Unkraut mit dem Weizen wachsen lassen muß und kann bis zur Ernte.

96.

Literarische Notiz.

Die italienische Literatur hat durch den am 26. Dec. vor. Jahres zu Lucca erfolgten Tod des Lazzaro Passi einen bedeutenden Verlust erlitten. Zu Pontito im Lucchesischen 1765 geboren, legte er in Lucca den Grund zu seiner Bildung und studirte auf der Universität Pisa vornehmlich Chirurgie. Eine unbezwingliche Lust zu reisen trieb ihn 1792 nach Ostindien, wo er bei den mit den Engländern verbündeten Indiern Dienste nahm, den Krieg gegen Tippo Saheb mitmachte und bis zum Obersten aufstieg. Nach 10jährigem Aufenthalt trieb ihn Sehnsucht nach der Heimat (1801) nach Lucca zurück, wo er sich einzig den Studien widmete. Seinen in Italien vornehmlich bekannten „Briefen über Ostindien" folgten Uebersetzungen von Milton's „Verlornem Paradies", Epiktet's „Enchiridion", seine „Commentare über die französische Revolution" und mehre eigne Poesien. Die Italiener rühmen die Reinheit und Eleganz seiner Prosa und die natürliche Schönheit und Kraft seines poetischen Ausdrucks. Seine Uebersetzungen werden wegen ihrer Treue geschätzt. Das bereits erwähnte Werk über die französische Revolution hat das Merkwürdige, daß nicht das Ende, sondern der — Anfang fehlt; denn die ersten, von den Ursachen dieser Staatsumwälzung handelnden Bände sind, obgleich völlig ausgearbeitet, nie erschienen. Passi's literarische Thätigkeit entwickelte sich unter nichts weniger als glücklichen Verhältnissen. Bis ein Jahr vor seinem Tode lebte er von einer kleinen Pension, die er für seine Dienste bezog, da er unter der Bacciocchi'schen Herrschaft Censor war und später Bibliothekar ward. Am Ende seiner Tage übertrug ihm auch der Herzog den Unterricht des Prinzen Ferdinand. Viele Tugenden, eine große Milde und eine sich selbst vergessende Wohlthätigkeit bei beschränkten Verhältnissen machten, wie das „Echo" in Nr. 12 f. 1835 berichtet, Passi seinen Mitbürgern werth.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1835.

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Von dem Verfasser des „Scipio Cicala". Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Nach einem auf die eigentliche Geschichte einflußlosen Gespräche Camillo's und seiner Gemahlin mit Toccuccio, in welchem dieses seltene Gemisch von Eitelkeit, Albernheit, Muth und hoher Gesinnung sich in neuen Lichtern und Schatten zeigt, finden wir den Zwerg mit dem Commandanten in der Agathenkapelle beisammen. Hier streut der tückische Ritter den Samen des Mistrauens in Toccuccio's Seele, indem er Camillo bei ihm verleumdet, als hätte dieser sich voll Neid und Bosheit über die Misgestalt des Zwerges die kränkendsten Scherze erlaubt. So glaubt er die gefährliche Verbindung zwischen Beiden gelöst und dem Maler einen neuen Todfeind auferweckt zu haben. Der Zwerg eilt erbittert davon und fodert Camillo zum Zweikampfe auf, den dieser halb spottend, halb mitleidig verweigert, und fast gleichzeitig rettet er den Zwerg aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr, sodaß sein Zorn schon zur Hälfte entwaffnet wird, und endlich überzeugt ihn Camillo von der Lügenhaftigkeit jener Aeußerung und beglückt dadurch den edeln Zwerg, der ihm jedoch den Verleumder nicht nennen darf, weil er demselben Schweigen zugeschworen. Wir bedauern, nicht Raum zur Analyse dieser trefflichen Scene zu haben. Toccuccio kocht jedoch blutige Rache gegen seinen Beleidiger. Galatiano aber sitzt noch immer in seinem Beichtstuhle, harrend, wie der böse Same aufgehen würde, den er ausgestreut; da sieht er Camillo getrosten Ganges auf die kleine Thüre zuschreiten und sie mit einem Schlüssel, den er bei sich führt, öffnen. Er sieht ihn unverletzt, er denkt ihn schon im Besitz der Schätze. Da gilt es Eile. Mit dem Kornwucherer, der seinen Gönner in der Kapelle besucht, wird ein neuer Anschlag verabredet. Sie wollen sich nach einem Helfer in der Noth umsehen, „einem von jenen untersetzten Kerlen mit krausem, rothem Bart, mit Schweinsaugen und Fleischersarmen". Der Kornhändler mischt sich unter die Menge und findet sich bald einen mit Blutschuld bedeckten Meuchelmörder heraus, den er mit einigen Flaschen spanischen Weines kirre macht und sofort gegen Camillo dingt. Inzwischen meldet der Mönch dem Ritter die Bedingungen Sinan-Pascha's, und dieser mit dem Kornhändler bedingen sich die Absolution des Mönchs für ihren Mord aus, dessen zagendes Gewissen allmälig eingeschläfert wird. Aber die Unthat mislingt, und in dem Augenblicke, wo der sicilische Mörder zum Stoß auf Camillo ausholt, spießt ihm der Zwerg Toccuccio, der den Streich vorausgesehen, den Arm gleichsam von unten an, daß die Spitze oben herausragt.

Das vierte Buch zeigt uns in seinem Beginne das verruchte Kleeblatt durch den mislungenen Mord in die Nothwendigkeit des schnellsten und entschiedensten Handelns versetzt. Die zu ergreifenden Entschlüsse sollen durch einen Kriegsrath herbeigeführt werden, zu dem außer den Dreien noch viele andere Personen berufen sind. Camillo ist bei dem Anfange der Verhandlungen nicht zugegen, in welchem die Mehrzahl für die Auslieferung Constanzens bearbeitet wird. Dem Maler soll die Bedingung des Paschas eröffnet werden; verwirft er sie, so sagt man dem Volke, daß alle um Eines Weibes willen, wie einst im Paradiese, zu Grunde gehen müßten. Da pocht es an die Thüre der Kapelle, in welcher der Kriegsrath gehalten wurde, und Don Francesco, ein ehrwürdiger Geistlicher, tritt unerwartet von Allen herein. Ohne Wissen des Ritters ist er von dessen wahnsinnigem Diener zum Rathe geladen worden. Die Verhandlung beginnt aufs Neue. Bald nachher pocht eine kräftigere Hand an die Thüre, und Camillo tritt ein. Unwillkürlich erheben sich Alle. Nur der Greis Francesco bleibt sitzen und fragt seinen Nachbar, wer der junge Edelmann sei. „Es ist ein Maler und weiter nichts!" erwidert dieser. „Er ist schlecht angesehen unter allen rechtschaffenen Leuten. Nur der Pöbel hängt an ihm." Der Greis läßt sich in seiner guten Ahnung von Camillo nicht irre machen, und als Beide den schändlichen Plan erfahren und Camillo sich in sprachloser Wuth auf seinem Sitze zurücklehnt, erklärt er feierlich, daß von dieser Foderung der Barbaren gar nicht die Rede sein könne, und daß Türkenwuth nie damit abgekauft werden solle, daß ein tugendhaftes, christliches Weib der Türkenwollust zum Opfer gebracht werde. Da die Andern schamlos widersprechen, verläßt Camillo, ohne ein Wort zu erwidern, die Versammlung, die froh ist, seiner los zu sein. Der Greis ermahnt sie vergebens, sich mit dem edeln jungen Manne zu muthigem Widerstande zu

vereinigen und lieber christlich zu sterben, als sich den Türken zu ergeben. „Ihr habt gut reden“, spricht sein Nachbar Simon Barba; „wie lange könnt Ihr noch zu leben haben? Aber seht nur Unsereinen an, der noch eine so schöne Zahl von Jahren vor sich hat!“ „Eure Jahre sind gezählt wie die meinigen!“ erwidert der Greis, und bei diesen Worten senkt Simon Barba sein Haupt und ist des Todes. Wie von Furien getrieben, stürzt der Mönch hinaus, sich und das Volk zu verfluchen. Galatiano und der Kornwucherer bleiben in Verzweiflung sitzen; der redliche Greis aber kniet am Altare und sendet aus reinem und ruhigem Herzen Gebete zum Himmel für den gefühllosen Sünder empor, der hinter ihm liegt. Draußen bei dem Volke entsteht durch die Unheilsworte des vom Gewissen gepeitschten Mönches ein wirrer Aufruhr. Der aufgelöste Rath mischt sich unter das Volk, als ein Türkenschuß aus schwerem Geschütze dem Zank plötzlich ein Ende macht. Zwei Personen bleiben für todt liegen. Aber der Eine rafft sich wieder auf, schüttelt sich und hat sich bald erholt: es ist der ruchlose Mönch; im Andern ist kein Leben mehr: es ist der fromme, gerechte Greis Francesco. Camillo hält ihn umschlungen, mit einem Blicke zum Himmel, in welchem sich das kühnste Murren gegen die Vorsehung ausdrückt. Es ist eine erschütternde Scene von Contrasten aller Art.

Vergebens bestrebt sich Camillo eine Schar zusammenzubringen, und allzu edelmüthig hält er den Arm des Zwergs zurück, der den schändlichen Mönch, welcher dem Volke die Auslieferung Constanzens öffentlich räth, niederstoßen will. Wenn die Türken einen Sturm unternehmen, so kann das Schicksal des Castells keinen Augenblick zweifelhaft sein. Camillo fängt an zu fühlen, daß ein ehrenvoller Tod der einzige Ausweg für ihn sei. Er besteigt die Plattform des Castells; vergebens wirft er den angstvoll suchenden Blick hinaus nach allen Himmelsgegenden, ob er nicht die nahenden Segel einer Christenflotte erspähe, ob nicht Beistand von der Nachbarinsel Malta zu erwarten sei. Auf der See ist Alles ruhig, auf Malta Alles todt; da stürzt er auf einmal, wie von einem schnellen Gedanken ergriffen, fort und eilt die Treppen und Gänge hinunter.

Wir treffen ihn bei Rabal-Zebug, der eben beschäftigt ist, eine Reihe kleiner Flaschen aus einem größern Gefäße zu füllen, in das er kurz zuvor eine Retorte ausgeleert hat. Der Sonderling läßt sich durch seine Ankunft nicht unterbrechen, und nickt nur stumm auf seinen Gruß. „Eure Kunst“, beginnt Camillo, „soll die Mittel besitzen, auch die schwersten Wolken zu zerstreuen, die über dem menschlichen Geiste lasten ... gebt mir ein solches Mittel.“ Und nun berauscht sich Camillo mit dem Alten aus einer Flasche, aus der „die Verzweiflung Fröhlichkeit trinken kann“. Eine selige Hymne auf die Erde fließt von Camillo's Lippen, und dem Alten steigen wunderklare Bilder seiner Kindheit aus dem Oriente empor. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir Näheres über die räthselhafte Person Rabal-Zebug's. Er scheint ein Sprößling jenes sonderbaren Stammes von Fürsten zu sein, die in den spätern Zeiten der Kreuzzüge unter dem Namen der Alten vom Berge vorkommen; so war es ihm auch von einem Manne gesagt worden, dessen Pflegekind er wol war, und der ihm seine Kunstgeheimnisse zur Ueberlieferung auf die Nachwelt anvertraut hatte. Er erinnert sich, daß er in Asien geboren ist, daß er seine früheste Jugend auf einem hohen Bergschlosse verlebt hat. In die kurze Periode klarer Erinnerungen Rabal-Zebug's fallen auch mehre Gestalten in dem Ordenscostum von Don Galatiano, die er in der Werkstätte seines Pflegevaters gesehen hat. Sie bestätigen die Vermuthung, daß sein früherer Aufenthalt auf der Insel Rhodus gewesen ist, die sich bis Ende des J. 1522 im Besitze des Johanniterordens befand. Von da an scheint eine Entwickelungskrankheit das geistige Dasein des Knaben umwölkt zu haben, denn er findet den Faden seiner Erinnerungen erst wieder in seinem dermaligen Aufenthaltsorte. Er hatte diesen gar nie verlassen; er war sogar nie aus den Thoren des Castells gekommen; ja, er hatte die Schwelle der kleinen Thüre, welche sein Gewölbe abschloß, niemals übertreten.

Der Roman gibt nun noch erklärende Muthmaßungen über das mystische Wesen seines Pflegevaters: er war ein Scheidekünstler, der für unsterblich gelten wollte; er gehörte zu dem Johanniterorden, welcher, in die Mitte zwischen der asiatisch-türkischen und der christlich-occidentalischen Welt gestellt, sich allmälig in einem sonderbaren Gemische von orientalischer Arglist und Verdorbenheit und von ritterlichem Hochsinn und christlicher Resignationskraft ausgebildet hatte. Der ursprüngliche, arabische Leibarzt des Großmeisters, den ihm ein asiatischer Herrscher vielleicht als Kundschafter zugesandt, mochte allmälig ein geheimes Werkzeug des Ordens geworden sein, dessen Künste man fürchtete und nützte, um durch sie zu bewirken, was auf anderm Wege nicht zu gewinnen war. Denn daß Don Galatiano die aqua toffana der spätern Zeit, das ferrum potabile, oftmals gebraucht hatte, verhehlte Rabal-Zebug nicht im geringsten.

(Der Beschluß folgt.)

Luther und Faust in Vignetten zu deutschen Dichtern. Ein literarisches Fibelbuch von Le Petit. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 12 Gr.

Wenn man eine Shakspeare'sche Tragödie liest, so hat man wol zuweilen das Gefühl, als könne unmöglich irgend eine Kritik an diese gigantischen Massen hinanreichen; liest man dieses Buch, so drängt der Gedanke sich ebenfalls auf, daß die Kritik dasselbe nicht erreichen könne, aber freilich nicht, weil es zu hoch, sondern weil es zu niedrig steht. Der Verf. ist nämlich einer jener hohlköpfigen Schreier, welche den hinter Heine und Börne herlaufenden und deren Koth sammelnden Chorus ausmachen. Wenn nun schon Heine's literarische Urtheile oft widrig und abgeschmackt sind, so verhält dieser Schriftsteller sich zu Hrn. Le Petit doch immer noch wie ein Heros zu einem Papagei, und nur wer sich diese Steigerung recht anschaulich machen kann — was aber schwer ist —, dürfte eine angemessene Vorstellung von der Nichtigkeit dieses Buches haben. Von Faust und Luther ist übrigens in dem Buche selbst nicht die Rede; es erhellt nur aus dem Titel und einigen [unreadable] verklärten Vorreden, welche, beiläufig gesagt, eine ungeheure

Masse des abenteuerlichsten Unsinns enthalten, daß der Verf. selbst sich vorgenommen hat, sich in diesem Buche gegen die deutschen Dichter à la Luther und Faust aufzuführen. Durch diese lächerliche Anmaßung wird nun das ganze Geschreibsel noch jämmerlicher.

Da ich nun, wie gesagt, mich außer Stande fühle, ein kritisches Abbild von dem Wuste, welchen dieses Buch enthält, zu liefern, so will ich wenigstens einige Proben ausheben, welche besser als jede mögliche Beschreibung den Leser abschrecken werden.

Zunächst wollen wir sehen, wie unser Faust-Luther sich gegen das Mittelmäßige verhält. Wir wissen, daß Heine auf die meisten andern mittelmäßigen Schriftsteller bitterböse ist, natürlich setzt sich auch unser Hr. Le Petit hier auf das hohe Pferd. Ich wähle folgenden Artikel:

„Spindler (geb. in Strasburg). War früher Schauspieler, woher wol noch der prahlende Offiziersrock rührte; jetzt der gelesenste und zerrissenste Romanschreiber Deutschlands. „Jude", „Bastard", „Jesuit", „Invalide", der Teufel und seine Großmutter.

> Ein faulendes Thier in Muschelschale
> Ich nicht mit glänzendem Gold bezahle.
> Wenn ich nicht gläubig, wie Sanctus Luther,
> Vorerst probirte die Perlenmutter."

Ich habe nichts dawider, daß Leute wie Spindler wegen ihrer Fehler gescholten werden, nur muß es nicht auf eine Weise geschehen, daß man sogleich sieht, der Scheltende stehe tief unter dem Gescholtenen. In großer Verlegenheit befindet sich der Verf., wenn er von Leuten sprechen soll, von denen seine Vorbilder wenig oder nichts gesagt haben. Unter Anderm sagt er von Steffens, er habe sich in seinen Romanen neue Bahnen durch die „jungfräulichen Urwälder" (!) gebrochen. Das ist aber nicht etwa nur eine beiläufige Redensart, sondern das ganze Urtheil ist in ähnliche Worte gefaßt. Ueber Heinrich von Ofterdingen findet sich folgender weise Spruch:

> Die Saiten halten, bis sie zerspringen.
> Das sehen wir bei Heinrich von Ofterdingen.

Da diese beiden Zeilen so ganz allein hier stehen, so hat der Verf. sich ohne Zweifel etwas dabei gedacht. Doch ist es mir nicht möglich zu errathen, was. Am entschiedensten stellt sich nun aber Hr. Le Petit in seiner Blöße dar, wenn er von Göthe spricht: „Der deutsche Dichterkönig, mit Thron, Krone und Despotismus, mit Unterthanen und Rebellen, ohne Kind, ohne Frauen, der Werther des 18. und der Götz von Berlichingen des 19. Jahrhunderts hat sein Ziel erreicht; die Nachwelt schüttelt den goldnen Schmuz vom heiligen Staube (!). Aus „seinem Leben" sind die meisten jubelnden Gestalten, welche er uns vorführt; Gretchen war die erste Liebe seiner Vaterstadt (?); mit ihr improvisirte er den Werther (!). 1762 kehrte er von Leipzig, wo er Student gewesen, nach Hause zurück und spielte mit dem Fräulein von Klettenberg eine Liebesgeschichte, woher die „Bekenntnisse einer schönen Seele"; später artete sein Hang zum Katholicismus in einen aschgrauen Mysticismus und herbstfalben Neuplatonismus aus (nicht übel gesagt! nur ist selbst das Andern nachgebetet); 1775 ging er nach Wetzlar und den 7. Nov. nach Weimar, wo er 1779 Geheimerrath und 1782 geadelt wurde. Ums Jahr 1786 reiste er nach Italien. 1807 empfing er vom russischen Alexander den Newskiorden, wie auch von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. „Rhein und Main", „Metamorphose der Pflanzen", „Farbenlehre". „Zur Morphologie", „Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe"". Hier hätten wir also eine recht gedrängte Lebensgeschichte und Würdigung Göthe's! Seltsam genug ist es, daß der Verf., um eine halbe Seite über Göthe zu schreiben, seine Zuflucht dazu nehmen muß, sämmtliche Wohnungsveränderungen aufzuzeichnen. Konnte er nicht lieber noch einige Schimpfnamen aus Heine's und Consorten Schriften abschreiben?

Noch widriger wird der Verf. wo möglich, wenn er von Tieck spricht. Zuerst sagt er, der „Phantasus" sei „wahrhaft göttlichen Ursprungs" und dann misfallen ihm doch die „aristokratischen" Novellen so sehr, daß er sich in den ekelhaftesten Schmähungen über sie ergetzt. Hier ist wieder Menzel copirt, oder vielmehr carikirt. Und so geht es durch das ganze Buch fort.

6.

Gedächtnißfeier der dreizehnhundertjährigen Dauer der Gesetzkraft der Institutionen und Pandekten des römischen Rechts, begangen zu Dorpat am 30. December 1833. Riga, Frantzen. 1834. Gr. 4. 1 Thlr.

Auf Anordnung des Ministers Grafen von Uwarow ward am 11. Jan. 1834 (30. Dec. 1833 a. St.) die Gedächtnißfeier der Institutionen und Pandekten, in Verbindung mit einem Dankfeste für die Erscheinung des russischen Corpus juris, im pädagogischen Hauptinstitute zu Petersburg begangen. Im Sinne jener Anordnung wurde auch von der juristischen Facultät zu Dorpat eine Feier jenes Tages veranstaltet. Die Einladung zu dem Feste erfolgte im Namen derselben von ihrem Dekan, Professor von Bunge, durch eine Schrift: „Ueber die Aufnahme des römischen Rechts in den deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands und dessen Fortwirken auf dem Wege der Praxis und des Unterrichts". Sie ist mit den übrigen Festschriften in der angezeigten Beschreibung abgedruckt und wol die gehaltvollste unter allen diesen Mittheilungen. Der Verf. zeigt darin, daß in den Ostsee-Provinzen, Liefland, Esthland, Kurland, das durch Rechtslehrer und Rechtsschulen verbreitete römische Recht weit später Eingang gefunden hat als in Deutschland, ihrem Mutterlande, obgleich jene von geistlichen Gebietern regierten Länder schon zu Anfange des 13. Jahrhunderts Kenntniß davon erhielten. Bestimmte Zeugnisse für die Anwendung des römischen Rechts in Liefland findet man aber nicht eher als um die Mitte des 16. Jahrhunderts; vor dieser Zeit machte das fremde Recht keine bedeutenden Fortschritte, und ehe das alte Liefland seine Selbständigkeit verlor, hatte das fremde Recht auf die Bildung des einheimischen und auf die Gesetzgebung wol gar keinen unmittelbaren Einfluß. Den Compilatoren der meist aus deutschen Quellen geschöpften Rechtsbücher Lieflands, der sogenannten Ritterrechte und der Stadtrechte, war das römische Recht, wie es scheint, ganz fremd. Die Fortbildung des einheimischen Rechts geschah bis in das 16. Jahrhundert im germanischen Geiste. Grade in der Zeit aber, wo die Selbständigkeit Lieflands unterging, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, fing das Ansehen des römischen Rechts bedeutend zu wachsen an. Es geschah auch hier durch die Rolle, welche die im römischen Rechte erfahrenen Männer, die Civilisten, im richterlichen und administrativen Wirkungskreise zu spielen begannen. Aehnliches geschah in Kurland, wo seit 1617 der Einfluß des römischen Rechts auf die einheimische Gesetzgebung sichtbar wurde und die Justinianischen Rechtsbücher bald durch die Praxis als Subsidiarrecht Anwendung erhielten. Derselbe Einfluß zeigte sich in Liefland bei den ersten legislativen Unternehmungen nach 1561. Während der schwedischen Regierung in Liefland und Esthland ward aber der Anwendung des fremden Rechts entgegengewirkt und ausdrücklich verordnet, daß, in Ermangelung einheimischer Gesetze, das schwedische Landrecht, nicht aber das römische, als Hülfsrecht gelten sollte.

Diese interessante Schrift paßte freilich nicht ganz als Einladung zu einem Feste, dessen Redner die Folgen der Einführung des römischen Rechts nur von der glänzendsten Seite — der Ausbildung wissenschaftlicher Rechtsansichten und der consequenten Auffassung aller Rechtsverhältnisse — zeigten, da sie grade durch die Hindeutung auf das Zusammentreffen der untergegangenen Selbständigkeit der Ostsee-Provinzen mit dem wachsenden Einfluß des römischen Rechts an die Nachtheile erinnern mußte, welche für die Nationalität der Völker, für die Ausbildung ihrer alten freien Gemeindeeinrichtungen aus dem aufgenommenen

fremden Recht hervorgingen, während dieses die ungemessene Ausdehnung der fürstlichen Landeshoheit begünstigte.

Die Festgenossen begaben sich im feierlichen Zuge in den großen Universitätssaal, wobei die Pandekten und Institutionen, in Purpursammet gebunden, mit Lorbern und Justitiablättern umkränzt, vorgetragen wurden. Der gelehrte Professor Clossius hielt die Festrede, worin er die Verdienste Justinian's um die Gesetzgebung begeistert pries, aber im Feuer seiner Begeisterung den Charakter des Kaisers und selbst der Kaiserin Theodora höher stellte, als es ihm die historische Kritik verzeihen wird. Die Rede eines Studirenden über den Einfluß der Rechtsschulen; die lateinische Tischrede des Professors Otto (dem wir auch diese Festbeschreibung verdanken), dem Andenken der verdienstvollen Rechtsgelehrten seit Politian geweiht, wobei der Redner besonders Haubold's mit inniger Pietät gedenkt; die Tischrede des Professor von Bröcker, der den Vorschlag macht, daß sich die praktischen Rechtsgelehrten in Rußland vereinigen mögen, die Gesetzstellen nach der deutschen Uebersetzung des Corpus juris von Otto, Schilling und Sintenis anzuführen, um ihr den Eintritt in die Gerichtshallen zu bahnen, bilden, außer einigen andern, auch metrischen und musikalischen Festspenden, den Hauptinhalt dieser Gedächtnißschrift. 7.

Polnische Gedichte.

1. Poezye *Stefana Garczyńskiego*. (Poesien von Stephan Garczynski.) Zwei Theile. Paris 1833.

Der Freund polnischer Poesie hat heute sein Augenmerk nicht sowol nach dem Osten als vielmehr nach dem Westen zu wenden. Während sich in den poetischen Erzeugnissen des eigentlichen Polens großentheils nur Flachheit und geistige Erstorbenheit offenbart, regt sich unter den heimatlosen Polen das tiefste poetische Leben. Der letzte große Kampf ist die Grundlage neuer Darstellungen geworden und die polnische Poesie hat so einen neuen Schwung gewonnen.

Neben manchen Andern ist Garczynski aus einem Kämpfer ein vaterländischer Sänger geworden, er verließ mit Rybinski das Vaterland und lebt jetzt in Frankreich, wo er sich eng an Mickiewicz angeschlossen hat. Von den beiden Theilen der genannten Sammlung enthält der erste eine poetische Erzählung „Wacława dzieje" (Wazlaw's Schicksale), der zweite ergreifende und kraftvolle lyrische Gedichte aus der neuesten Zeit, Schilderungen aus dem Leben eines Verräthers des Vaterlandes, eine Scene aus der Wegführung der polnischen Jünglinge nach Sibirien, Kriegssonette, patriotische Gesänge und „Erinnerungen aus der Zeit des polnischen Nationalkrieges 1831" in der Art der Gleim'schen „Kriegslieder"; der Dichter stellt die Hauptereignisse des letzten Kampfes lebensvoll dar und durchwebt sie mit seinen Gefühlen und Gedanken.

2. Poezye *Juliusza Słowackiego*. (Poesien von Julius Slowacki.) Drei Theile. Paris 1832—33.

Auch ein durch die neueste Zeit durchgebildeter Dichter. Der erste Theil dieser seiner Gedichte enthält poetische Erzählungen. In der Ukraine zeigt man noch jetzt einen ungeheuern Wall, den man den Wall des Zmija benennt. Nach einer Sage ist Zmija einer der ersten und vornehmsten Kosackenhäuptlinge am Dniepr, der bis nach Konstantinopel vordrang und Pera in Brand steckte. Einen solchen Helden stellt Slowacki in der poetischen Erzählung „Zmija" dar. Einzelne Partien dieses Gedichts, insbesondere die eingestreuten Kosackenlieder, sind überaus reizend, das Ganze ergreifend. Eine zweite poetische Erzählung schildert den Johann Bielecki. Während er in der Stadtkirche sich befindet, um seine Verheirathung zu feiern, wird auf seinem Gute sein Haus überfallen und niedergebrannt; aus Rache geht er zu den Tataren und wird ein Verräther des Vaterlandes.

Der zweite Theil enthält die Tragödie: „Mindowe". Dies der Name eines lithauischen Fürsten, der sich zur Zeit der Kämpfe mit den Kreuzrittern dem Christenthume zuneigte. Slowacki dichtete diese Tragödie noch sehr jung, daher, wenn auch einzelne Scenen sich auszeichnen, doch das Ganze unklar geblieben ist. Klarer ist die zweite Tragödie: „Marya Stuart", welche das Liebesverhältniß Mariens mit Bothwell und die Ermordung des Königs Heinrich zum Gegenstande hat. Es ist kein rechter Mittelpunkt, keine genetische Entwickelung in dieser Tragödie; vielmehr ein bloßes Anreihen der Scenen, daher kein Fortgang der Handlung. Die interessanteste Figur ist der Narr des Königs, eine Copie des Lear'schen, der auch seinem Herrn bis zum letzten Augenblicke treu bleibt. Einige seiner Einfälle reichen an die Shakspeare'schen. Des Narren Bestreben ist, dem Könige zu zeigen, daß er nicht König sei. Einst soll er sich ein Geschenk ausbitten:

Narr.

Gib mir — der Königin Portrait.

König.

Nimm meins.

Narr.

Deins nützt mir nicht. — Gib mir 'nen Schilling, Herr.
Die Kön'gin mit der Krone siehst du drauf,
Du stehst nicht auf 'nem Schilling! —

Im dritten Theile steht das tiefsinnige Gedicht: „Lambro". Also hieß der Anführer der Griechen, der von der Katharina zum Aufstande gereizt, nachher aber von derselben verrathen wurde und nach vielen vergeblichen Versuchen für das Vaterland das Seeräuberleben ergriff. Diesen Lambro will Slowacki darstellen als ein Bild unserer Zeit, wo so Vieler Abmühen erfolglos zu Grunde gegangen ist. Er meint, ein echt nationales Gedicht geschaffen zu haben; denn, sagt er, nicht in der Behandlung nationaler Gegenstände besteht die Nationalität eines Gedichts, die Gegenstände sind nur das Gewand, der Körper, in dem man den Geist suchen muß. Diesem Gedichte folgen auch lyrische Poesien, Gesänge, Gebete u. s. f., welche Slowacki vor und während der polnischen Revolution geschrieben hat, voll poetischer Kraft und Innigkeit. 26.

Notiz.

Einen überraschenden Beitrag zu Rousseau's berühmter Preisaufgabe, ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe, könnte die Vergleichung der Sitten, wie sie vor 700 Jahren bei dem slawischen Volkszweige der Pomorjani (Pommern) in Preußen sich fanden, mit den jetzigen Sitten mehrer nordasiatischen Völker geben. Sehr interessante Züge zu dieser Vergleichung gibt Erman in seiner „Reise um die Erde" (Bd. I, S. 9). „Gleichsam, als sei für die Ethnographie eine Meridiandifferenz von 80—90 Graden das vollkommene Aequivalent eines 700jährigen Zurückschreitens in der Geschichte, so gleichartig waren Sitten und äußere Erscheinung der pommerschen Zeitgenossen Otho's (Bischofs von Bamberg, Bekehrers der Pommern u. s. w.) mit denen der heutigen Anwohner des Obi und einiger andern Urvölker des nördlichen Asiens. Selbst der eifrige Bekehrer bewunderte die heidnischen Tugenden einer unverbrüchlichen Ehrlichkeit und Treue, und mit denselben Worten wie noch heute die Mehrheit der nordasiatischen Urvölker, verspotteten damals die Pommern den Gebrauch des Verschließens ihrer Habe, den sie bei den christlichen Reisenden zuerst wahrnahmen. Auch von denjenigen mehr besondern Sitten, die jetzt in Nordasien dem europäischen Reisenden am meisten fremdartig erscheinen, findet man gewöhnlich ein treues Abbild bei den frühern Bewohnern des nördlichen Europas, und bei dem Berichte über sibirische Wahrnehmungen werden wir oftmals gezwungen sein, auf einzelne Züge dieser Aehnlichkeit zurückzukommen." 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 59. — 28. Februar 1835.

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Von dem Verfasser des „Scipio Cicala". Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Nach diesen Erläuterungen, und weitern über die Macht des Alten vom Berge des Häuptlings einer fast zu einem Volk herangewachsenen Sekte, deren Mitglieder, zu Allem bereit und entschlossen, was er ihnen befahl, Rache ausübten, eilt die Erzählung ihrer Katastrophe zu. Don Galatiano und der Mönch, durch ihre Habsucht in Rabal-Zebug's Hände gefallen, werden von diesem geschont, und von ihm gezwungen — während sie glauben Gift trinken zu müssen — von seinem aurum potabile zu kosten; weil er die Bösewichter zur Qual des Lebens verdammen will, gibt er ihnen den Unsterblichkeitstrank. Dann flüchten sich die Beiden vor Camillo's Fußtritt in die Agathenkapelle, wo der Mond die Leichen von Simon Barba und dem frommen Francesco schauerlich beleuchtet und Beide die Höllenqualen ihres Gewissens dulden. In ihre schreckliche Einsamkeit tritt endlich eine hohe Gestalt, in einen langen, scharlachrothen Mantel gehüllt, das Gesicht mit einer schwarzen Maske bedeckt, von schneeweißen Haaren umflossen, eine Lanze in der Hand. Es ist der wahnsinnige Diener Galatiano's, der, als er seinen Herrn, den Sünder erblickt, die laute Versuchung ausspricht, ihm den Todesstoß zu geben. Nur dadurch, daß sich der Ritter schon todt stellt, wird er gerettet. Der Wahnsinnige kniet zu einem Gebete nieder, schläft ein, stößt seine Blendlaterne um, deren Papier in Brand geräth; bald brennt das Crucifix, dann das Gewand des verruchten Mönches, und mit Mühe retten sich alle Drei aus den Flammen der Zerstörung.

Camillo hat indessen die Nacht auf der Zinne des Thurmes zugebracht, dann besucht er seine gläubig hoffenden Lieben, denen er mit zitterndem Tone zuruft: Gewiß wird uns heute Befreiung werden. So führt er sie hinaus, den schönen Morgen einmal wieder im Freien zu genießen; nur im Vorbeigehen tritt er bei Rabal-Zebug ein. Dann erreichen sie die Plattform, die im vollen Lichte der ersten Morgensonne daliegt.

„Ein leiser, aber erfrischender Wind wehte von Italiens Küsten herüber, und bewegte sanft die Oberfläche der See, daß sie in saphirfarbenen Facetten wogte deren Kanten in Diamantfeuer spielten. Die Inseln schienen wie bunte Teppiche darauf zu schwimmen, deren Farben ein reicher Thau erfrischt hat. Ueber der ganzen herrlichen Scene wölbte sich der Himmel im heitersten Blau, und der Mond stand noch an seinem Bogen, als vermöchte er sich nicht zu trennen von der herrlichen Welt, die er bestrahlt hatte.

Die Kinder erfreuen sich an dem Anblicke ihres Landhauses, Camillo aber reicht seiner geliebten Constanze einen Trank, den er mitgebracht, einen Trank, der alle Sorgen wegspült — es ist aurum potabile, es ist der Nektar des Alterthums, in dem sich die Götter ewigen Frohsinn tranken. Er selbst geht voran, die Mutter trinkt, die Kinder trinken, und Lust und Entzücken kommt über Alle. Diese Kinder scherzen, Camillo und Constanze gerathen in die süßesten Gespräche der glücklichen Liebe. Endlich wirft sich Constanze zu glühendem Gebete für Camillo, um Glauben für den leichtfertiger Denkenden nieder; aber je kühner ihr Schwung der Andacht sich emporhebt, desto mehr beginnt sein eigner Flug zu ermatten; Lärm streitender Stimmen bringt zu seinem Ohre empor, ein Blick in die Tiefe zeigt ihm das zum Sturm anrückende Heer der Türken. Mit fürchterlichem Ernste füllt er Constanzens Becher zur Hälfte aus der andern Flasche, die ihm der Alte als das sicherste Heilmittel gegen die Krankheit des Lebens geschenkt und die er bisher nicht geöffnet hatte. Constanze trinkt und reicht den halbgeleerten Becher den Kindern. Aber auch dieser Trank hat verklärende Wirkung. In seligen Gesichten naht sich allen Dreien der Tod. Camillo bedeckt die Entseelten mit seinem Mantel, errichtet einen Scheiterhaufen, auf den er die Leichen legt und entzündet ihn mit einer Pechfackel.

Dann eilt er zu Rabal-Zebug und erfährt zu seinem Entsetzen, daß dieser unterirdische Wege zu sicherer Flucht kannte. Verzweiflungsvoll stürmt er in die Schlacht und findet den Tod der Ehre.

An einem Abhange neben dem Wege liegt Camillo's Leichnam in der Stellung eines Ruhenden. Ein schwarzer, sammtener Rittermantel mit dem weißen Kreuz ist sorgfältig um seinen Körper drapirt, sodaß sein ausdrucksvolles, im Tode noch verschönertes Gesicht und seine ganz edle Figur sich in aller ihrer Bedeutung hervorheben. Sinan-Pascha, der, selbst ein tapferer Mann, die Tapferkeit zu schätzen verstand, hatte Don Galatiano'n, welcher ihm bis hierher entgegengekommen war, diesen Mantel abreißen und den Todten damit bedecken lassen.

Neben dem Entseelten sitzen auf der einen Seite der Zwerg,

auf der andern der dienende Bruder Pietro (der Wahnsinnige). Sie hatten beide Camillo'n nicht verlassen wollen.

Der Zwerg wird dem Großherrn zum Geschenk bestimmt, Pietro findet die ehrfurchtsvolle Behandlung, welche die Türken dem Wahnsinn angedeihen lassen; Galatiano, der Mönch, der Kornhändler werden mit Peitschen- und Säbelhieben gräßlich und schimpflich mishandelt, Sinan-Pascha, durch die verzögerte Uebergabe des Schlosses gereizt, hatte von Bedingungen nichts mehr hören wollen. Und da Constanze nicht gefunden wird, so sieht Sinan-Pascha dies als Verrath an; der Ritter und der Mönch sehen sicherer Todesstrafe entgegen. Gegen die andern Gefangenen waltet des Türken Laune.

Der gedrungenen Uebersicht über den Faden der Geschichtserzählung, die wir hier vorgelegt, mögen noch einige Worte der Beurtheilung folgen. Die Schicksalsidee, die sich durch das Ganze zieht, glauben wir in dem Auszuge hinlänglich hervorgehoben zu haben. Indessen könnte man zweifeln, ob sich dieser Fatalismus mit der sonstigen Behandlung des Uebernatürlichen in dem Roman vereinigen lasse. Dieses ist doch überall nur ein scheinbar Uebernatürliches; alle jene Phantasmagorien des Alten vom Berge beruhen ja doch am Ende nur auf menschlicher Veranstaltung, irdischen Absichten und betrügerischen Mitteln, und doch soll derselbe die Gabe der Prophezeiung besessen haben; denn sein Ausspruch, daß der letzte des Geschlechts der Montforte's im Schlosse Tigado sterben solle, geht ja in Erfüllung, er geht durch die seltsamste Namenstaufe einiger Zimmer im Castell Gozzo und durch unvermuthete Willkür, die sich der Zufall erlaubt, da wo man eine entgegengesetzte Wendung der Dinge nach aller Wahrscheinlichkeit erwarten sollte, in Erfüllung. Don Galatiano müßte wol nach dem mislungenen Meuchelmorde, dessen Urheber man vergebens auf der Folter erwartet, unter einem Kriegsgerichte erliegen, er müßte der Rache des Zwergs, dem Schwerte des wahnsinnigen Dieners, den Flammen in der Agathenkapelle erliegen, zehn Mal müßte der Mönch umkommen, der dankbare Rabal-Zebug müßte, anstatt Camillo'n, dessen Entschluß ihm nicht unbemerkt bleiben kann, das ferrum potabile zu reichen, zur rechten Zeit ihm die Flucht durch die unterirdischen Gänge in Aussicht stellen — wenn jenes Fatum nicht wäre. Und doch beharren wir auf diesem Vorwurfe nicht; denn jenes Fatum ist zwar in die Anlage des Romans aufgenommen und ihr zufolge auch an der Ausführung sichtbar; dieser letztern aber liegt doch zugleich eine, offenbar vielmehr con amore versinnlichte Idee, eine Wahrheit zu Grunde, die sich mit großer Energie das ganze Werk hindurch ausspricht: die Ueberzeugung, daß die Geschichte nicht das Weltgericht sei, wenigstens nicht, sobald man sie in kleinen, einzelnen Abschnitten betrachtet; daß es Perioden gibt, wo das Gute durchweg erliegt, wo das Schicksal mit bitterer Ironie Dem, der hienieden Gerechtigkeit erwartet, die edelsten und unschuldigsten Menschen als Schlachtopfer entgegenwirft, aber eben damit unsere Hoffnung, unsern Glauben gen Himmel kehrt. Diesem schmerzlichen, aber wahren und hohen Gedanken opfert der Verf., man möchte sagen, mit Selbstverleugnung, seine edelsten, am meisten dem unmittelbaren Dichtergeiste entsprungenen Gestalten, den tapfern, würdigen Feuerwerker Tomé, der so bezeichnend zugleich als kühner Falkenjäger geschildert ist und den so frühe die Kugel des Feindes hinwegrafft; den frommen Francesco, der nur geschaffen und eingeführt zu sein scheint, um diese zweite Idee ins Licht zu stellen, und der erliegen muß, während der schändliche Mönch Eusebius den Versuch eines gerechtern Schicksals gleichsam nur abschüttelt; den zwar noch nicht zum höhern Bewußtsein ganz gereiften, aber, trotz der Zornesader seiner Stirn, die doch nur bei gerechtem Anlasse aufschwillt, ursprünglich edel geschaffenen Camillo; endlich die in beschränktem Glauben wahrhaft fromme, reine Constanze und ihre schuldlosen Kinder, die darum so liebenswürdig erscheinen, weil ihnen der Dichter keine besondere Bedeutsamkeit verleiht, sondern sie nichts Anderes sein läßt als wahre, schuldlose Kinder. Alle diese edlern Wesen müssen untergehen; die Strafe der Schlechten, der Schändlichen, so viel Rippenstöße, so viel Peitschenhiebe sie erhalten, und obgleich die Pein mit dem hinkenden Fuße am Ende auch sie ereilt, ist doch eigentlich nur im Gefühl, im innersten Bewußtsein ihrer Abscheulichkeit ganz concentrirt. Von den edlern Bewohnern des Castells bleibt nur dem misgestalten Zwerg und dem wahnsinnigen Pietro das Dasein gefristet; der neutrale, moralisch fast incommensurable Rabal-Zebug hat sich wol, obgleich der Verf. sich nicht mehr die Mühe nimmt, dies zu sagen, durch seine unterirdischen Gänge gerettet; und über dem Schutte steht der Barbar, nach Laune bald edelmüthig, bald grausam, als Sieger.

Jener Wahrheit hat der Verf., um sie möglichst eindringlich zu machen, sogar die Wahrscheinlichkeit zum Opfer gebracht. Denn ehrlich gesagt, das Schicksal, wie es in der Welt in dem Gewande des Zufalls auftritt, ist nicht in diesem Grade parteiisch gegen die Guten und für die Schlechten, daß es in Einem Athem hier einem Guten den Kopf mit einer Kugel abrasirt, dort einen Guten mit der Kartätsche auf den Aestrich schmettert, drei Andere dem Scheiterhaufen und den sechsten dem Feindesschwert überliefert, während es die drohendsten Gefahren von allen Schlechten abwehrt und ihre schändlichsten Plane alle gedeihen läßt. Das Schicksal, wo es als Zufall auftritt, ist ein Bankhalter auf dieser Welt; selbst vorausgesetzt, daß derselbe mit der Bosheit unter der Decke spielt und bei der letzten Abrechnung überwiegenden Gewinn zieht, kann er es doch, eben weil der Zufall sein Herr ist, nicht so abkarten, daß alle Treffer auf seine, alle Nieten auf die andere Seite fallen. In dem engen Raum, in der kurzen Zeit, in welcher die Geschichte spielt, sollte die Tugend nicht so viel und gehäuftes Unglück treffen, dem Laster nicht so anhaltendes und allseitiges Glück zu Theil werden.

Diese Ausstellung hängt mit einem andern Tadel zusammen, den wir auch nicht verschweigen wollen. Wir sprechen von der Ueberzahl an Ereignissen, welche dem

Verf. von mehren Seiten her auch im „Scipio Cicala" zum Vorwurfe gemacht worden ist, und im vorliegenden Werke, das in so kurzer Zeit und auf so engem Raume spielt, um so fühlbarer wird. Diese Masse, verbunden mit der Intension der einzelnen und einem sehr starken Farbenauftrage, ist keineswegs geeignet poetisch zu wirken, sie erdrückt den Leser und zieht seine Aufmerksamkeit von Dem, was höhere Dichtung in dem Werke ist, ab. Die dichterischen Gestalten des alten Toms, Rabal-Zebug's und im Hintergrunde des Alten vom Berge, die vortrefflich erfundene und durchgeführte Gestalt des wahnsinnigen Dieners, sowie Camillo und Constanze, würden in dem glücklichen Halbschatten von Poesie, in welchem sie gehalten sind, viel mehr hervortreten, die schönsten Situationen des Romans, besonders der Rath der Bösen, in der Agathenkapelle, wo mit bitterer und tiefer Ironie der Beichtstuhl zum Sitze Satans umgewandelt wird, würde unsere Aufmerksamkeit viel mehr fesseln, wenn nicht grelle Nebenbegebnisse mit ihrer Prosa das Gedicht unaufhörlich unterbrächen. Darunter rechnen wir z. B. die Scene, wo der Mönch und der Kornhändler eine ekelhafte, körperliche Mishandlung erfahren (S. 375—379), und am Ende „ein durstiger Fleischerhund sein Bedürfniß nicht ohne Behagen mit den Strömen von Schweiß zu stillen schien, die von den fetten Wangen (des Kornhändlers) flossen"; dahin die vielen Leichname, auf welche der Blick nicht selten, und einmal sogar der Geruchssinn stoßen muß; dahin die gräßlichen Mishandlungen vieler Personen durch die Türken, die am Ende des ersten und des zweiten Bandes geschildert werden. Diese gewaltsamen Nebeneindrücke fangen so früh an, daß dem Ref. ordentlich bange war, als er im ersten Bande (S. 182) las, wie der Mönch zu Constanzen im Zauberschlosse Tigado sagt: „Sollet Ihr es glauben, schöne Signora, daß er mir jedes Getränk verweigert hat, außer der Flasche Wassers, die er mitgebracht hat". Ihm war nicht anders zu Sinne, als dies Wasser müßte aqua toffana sein, und jeden Augenblick fürchtete er, Constanze oder eines der Kinder werde sich ihm zu Füßen krümmen, und der ganze Roman könnte schon in seinem ersten Viertel an Gifte hinweggeräumt werden.

Doch, Scherz bei Seite, da die reiche Productionskraft des Verf. uns noch manches ausgezeichnete Werk hoffen läßt, so sind auch diese Bedenken, die den Werth des Ganzen anerkennen und bestehen lassen, nicht am unrechten Platze. Damit aber sei auskritisirt und zum Genusse eingeladen! 8.

Friedrich der Große. Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend einzelne Scenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeußerungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode. Herausgegeben von Karl Müchler. Berlin, Nauck. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ein alter preußischer Staatsdiener, der Kriegsrath Müchler in Berlin, dessen Jugenderinnerungen noch in die letzten Jahre Friedrich des Großen hinaufreichen, hat seiner Liebe und Anhänglichkeit zu dem großen Könige durch die vorliegende Schrift den letzten Tribut dargebracht. Denn aus diesem Gesichtspunkte glauben wir diese Schrift betrachten zu müssen, deren Verf. in der Vorrede mit einer, einem alten Manne sehr wohl anstehenden Gesinnung den König Friedrich so geschildert hat, wie er sich dessen Bild aus seiner frühesten Jugend in dankbarem Andenken bewahrt hat. Er ist auch nach seiner eignen Versicherung der erste gewesen, der ihn in einem gleich nach seinem Tode gedruckten Gedichte den „Einzigen" genannt hat und bemerkt dabei, daß der Drucker desselben in wenigen Stunden 3000 Exemplare abgesetzt und demnächst noch 10,000 Exemplare hat abziehen lassen.

Die Schilderungen und Anekdoten sind aus gedruckten Nachrichten entlehnt. Preuß' reichhaltige Biographie, Nicolai's und Unger's Anekdotensammlungen, die Förster'schen Bücher, die Schriften über den siebenjährigen Krieg, die Biographien einzelner Generale haben den Stoff dazu geliefert, am meisten aber ist das Preuß'sche Werk benutzt, das namentlich in Bezug auf des Königs administrative und Regententalente alle frühern Schriften über Friedrich II. weit übertrifft. Hr. Müchler hat zwar seine Quelle nicht genannt, aber jeder Kundige wird sie leicht errathen, ohne ihn deshalb eines Plagiats beschuldigen zu wollen, da die gedruckten Nachrichten ja Gemeingut sind und sein Buch überdies in demselben Verlag, in welchem das Werk des Hrn. Preuß erschien, gleichfalls herausgekommen ist. Da nun zugleich der letztgenannte Gelehrte einen Auszug in zwei Bänden aus dem größern Werke erscheinen läßt, so kann die Müchler'sche Schrift als Ergänzungsband dazu dienen und mag besonders Denen empfohlen sein, welche eine fließende, leichte, durch Verweisungen und kritische Bemerkungen nicht gestörte Darstellung lieben. Auch hat Hr. Müchler nur solche Anekdoten aufgenommen, die hinlänglich beglaubigt sind. Wir müssen dies besonders hervorheben, da noch immer eine so große Menge falscher Anekdoten über den großen König in Umlauf sind und die verdienstliche Arbeit Fr. Nicolai's, die Spreu von dem Weizen zu scheiden, noch keinen Nachfolger, außer etwa Hrn. Preuß, gefunden hat.

Bei dem bedeutend starken Umfange des Buches — es enthält 679 großgedruckte Seiten — ist es uns nicht möglich einzelne Anekdoten namhaft zu machen. Doch haben wir keine der gangbarsten und interessantesten vermißt, wie z. B. die Unterhaltungen des Königs mit Gottsched und Gellert, mit dem jungen thüringischen Theologen, und mit seinen Beamten auf einer Inspectionsreise durch die Neumark (aus Preuß), oder die Verordnung wegen der Abschaffung der Tortur, wegen der Verbesserung der Schulen u. a. m. Die Biographie des Grafen Anhalt, dem der König ein so besonderes Vertrauen widmete, wie aus dem fünften Theile des Preuß'schen „Urkundenbuches" hervorgeht, war uns fast neu (S. 232 fg.), die Arnold'sche Geschichte durfte natürlich nicht fehlen, doch hat sie Hr. Müchler zu sehr abgekürzt, namentlich die muthvollen, würdigen Aeußerungen des Ministers Zedlitz sowie den Bericht des Criminalsenats des Kammergerichtes ganz weggelassen. Die Freimüthigkeit preußischer Justizbeamten zeigt sich hier in ihrem glänzendsten Lichte und es ehrt auf der andern Seite den König Friedrich nicht wenig, daß seine Diener so sprechen durften und er ihre Aeußerungen nicht ungnädig aufgenommen hat. Wir loben es sehr, daß Hr. Preuß hierin (Th. III, S. 383—416 und 489—549) mit einer erschöpfenden Ausführlichkeit zu Werke gegangen ist. Dafür hätte in der Müchler'schen Schrift die „Diatribe des Doctor Akakia", sowie die Satire auf „Daun und die Oestreicher" weggelassen sein können. Das größere Lesepublicum kann daran unmöglich Geschmack finden, weil ihm zu Vieles unverständlich bleibt.

Die am Schlusse befindlichen biographischen Nachrichten über Cocceji, Fürst, Heinitz, Schulenburg und andere berühmte Staatsmänner und Feldherren aus jener Zeit glauben wir als eine für Viele willkommene Erläuterung betrachten zu dürfen. 14.

Letzte Novellen von L. F. Freiherrn von Bilderbeck. Aachen, Mayer. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

„Es ergeht den alten Romandichtern, wie den alten gefallsüchtigen Weibern; haben Beide in ihrer Jugend Beifall gefunden, einige Eroberungen gemacht, so glauben sie, es müsse immer so fortgehen, und ihres geschwächten Geistes, ihrer verblühten Schönheit uneingedenk, fahren sie unverdrossen fort, auf Beifall und Eroberung Jagd zu machen; werden sie dann wie natürlich in ihren Erwartungen getäuscht, so rufen sie Zeter über den verdorbenen Geschmack, über den verlorenen Schönheitssinn und versichern in allem Ernst, daß die heutige Welt mit Blindheit geschlagen sei." Mit diesen Worten des Verf. ließe sich ein langes Capitel über gestorbene und wiederaufgelebte Autoren eröffnen, in dem wir ganz gut beweisen könnten, daß eine Feder, die 20 Jahre im Grabe des Pultes fest und trocken gelegen habe, vertrocknet sei und keine Farbe mehr annehme. Doch die liebenswürdige Bescheidenheit des Verf. schreckt uns von einem solchen Urtheil zurück, und indem er sich selbst einen ausgedienten Musensohn nennt, und uns versichert, daß er auf die Jetztwelt gar nicht böse sei, vielmehr die neudeutsche Literatur vollkommen würdige, erinnert er uns unwillkürlich an die „Einsame Urne im Thale" und andere seiner jugendlichen Eroberungen. Er zieht uns sogar zum Mitgefühl hin durch Das, was er aus seinen eignen Lebensgeschicken erzählt, wie er vor 35 Jahren ein beliebter Autor gewesen; dann von ernsten Berufsarbeiten abgerufen, seit 20 Jahren im Grabe geschlummert habe, durch einen naseweisen Recensenten aber wach gerüttelt worden sei, als er gehört, daß man ihn wie einen bekanntlich mit Schilling, Clauren und der Pichler Verstorbenen behandelt habe, und seitdem mit einem mächtigen Schritte aus dem Grabe in die Novelle gesprungen und zum Zeichen, daß er lebe, nicht eher geruht habe, bis er diese drei letzten Novellen an Hrn. Mayer nach Aachen abgeschickt habe. Hier ist Schicksal und noch dazu ein tragisches. Denn denken wir uns nur, was ohne diese Katastrophe, die ein Recensent veranlaßte, geschehen wäre? Man hätte von dem Verf. wie von einem ruhmwürdig verstorbenen Mitarbeiter an unserm alten Literaturtempel gesprochen und die „Einsame Urne" bei Gelegenheit von Brentano, Arnim, Kleist u. s. w. wiedergelesen. Jetzt wird man nur seines unzeitigen Versuchs, an dem neuen Tempelbau Theil zu nehmen, gedenken. Denn die alten, zerknickten Bausteine, welche der Verf. zu diesem Versuche mitbringt, wollen sich nirgend recht einfügen, und werden mit ihren spröden und graden Linien von den krummlinigen Architekten unserer Zeit überall zurückgewiesen. Das ist das Schicksal Verstorbener! Unbekannt mit den neuen Bauplanen, in den alten simpeln Bauregeln vertieft, ein Ziel im Auge, von dem nicht abzuspringen ist, passen ihre Entwürfe übel zu dem Rundbogenstyl unserer Zeit, welche in Allem Alles darstellen, gothisch und griechisch zugleich bauen mochte, und strahlenartig aus dem Centrum herauswirkt, statt nach diesem hinein. Doch, um ganz gerecht, auch gegen die Vergangenheit zu sein, müssen wir einräumen, daß des Verf. Romane zu allen Zeiten äußerer und innerer Energie entbehrt haben; sie sind immer nur schwache Reflexe gewesen, und wenn der Verf. in diesen Novellen einen Anlauf auf große oder tragische Wirkung nimmt, so zeigt sich eben nichts als eine gewaltsame Anstrengung. Dies ist der Fall in der zweiten Novelle „Das Gewissen", welcher überdies das schauderhafte Verbrechen, Incest, zum Grunde liegt, ein Verbrechen, in das der Verf. verliebt zu sein scheint, da es auch in der dritten Novelle: „Aberglauben und Parteiwuth" wiewol schwächer, wieder angedeutet wird. Man sieht es, um modern zu sein, ist der Verf. gewaltsam, schauderhaft, blutgierig geworden. Aber lieber als so sehen wir ihn noch kleinlich und in Detailwirkungen verloren, wie er in der ersten Novelle: „Liebe und Ehrgeiz" ist. Von poetischer Erfindung ist zwar hier so wenig die Rede wie in jenen gewaltsamen Leistungen; aber des Verf. nur in wenigen Tönen gefühlte und wohllautende Sprache paßt doch eher zu solchen Bildern als zu denen, die der neufranzösischen Romantik angehören. Er thut daher jedenfalls wohl, eine Feder niederzulegen, der keine andere Wahl geblieben ist, als entweder schwach oder gewaltsam zu sein, und welche die sichere Kraft, wofern sie sie jemals besessen hat, jetzt zu üben völlig verlernte. Es sind, wie wir zu unserer Rechtfertigung anmerken, nicht blos diese Novellen, welche uns zu diesem Urtheil führen, sondern vielmehr der volle Ueberblick seiner sämmtlichen neuern Leistungen, vom „Specialgericht" zurück bis zu „Jonathan", „Sein und Schein" und dem „Grünrock", von denen keine die Verdienste der „Einsamen Urne" mehr erreichen konnte. 52.

Aphorismen.

Theateranekdote.

Während des Aufenthalts der preußischen Landesbehörden zu Königsberg in Preußen 1808 hatte der Generalpostmeister von S. einen Expedienten mit Namen B. um sich, welcher ein äußerst gewandter Kopf, aber zugleich eine wüste Fliege und ewig ohne Geld war. Gleichwol fand ihn Herr von S. eines Abends im Theater, obgleich er wußte, daß er auch nicht über einen Groschen disponire. Er trug also einem andern Beamten M. auf, zu beobachten, wie es B. anfange, um ohne Geld ins Theater zu kommen, welches nach den damals in Königsberg getroffenen Anstalten unmöglich schien. M. observirte also B. genau und ertappte ihn, als er sein Manoeuvre wiederholte. B. wandte sich nämlich an den Schließer beim ersten Eingange, gab ihm seinen guten Castorhut und sagte ihm: „Ich muß dort Hrn. ... im Parterre auf einen Augenblick in Geschäften sprechen; halten Sie indeß meinen Hut, ich komme sogleich wieder. Ich habe so viel zu thun und kann heut nicht ins Theater gehen." Einmal im Parterre ging B. zur zweiten Thür, nahm dort eine Contremarke, bat sich dann seinen Hut vom ersten Schließer, der ihn kennen mochte, zurück, und ging dann auf diese Contremarke zu jener Thüre wieder hinein. Practica est multiplex.

Maxime.

Tacitus (Annal. III, 65) sagt: „Praecipuum munus annalium, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit." Ich verlange dagegen, daß sich die Geschichte, um in demselben Sinne noch nützlich zu sein, recht bald ausspreche. Es wäre zu wünschen, daß namentlich Diejenigen, welche Theil an der Regierung haben, die Stimme der Nachwelt gleichsam schon im Voraus hören und die Früchte der historischen Gerechtigkeit schmecken könnten. Sie würden dadurch den wahren Werth der Schmeicheleien, mit denen man sie betäubt, beurtheilen lernen, sie würden die Volksstimme vernehmen, welche fast immer überhört wird, und sich noch zu rechter Zeit im Annalenspiegel erblicken.

Treffende Antwort.

Als Ludwig XIV. einst vor seinen Höflingen seine Verwunderung über die Dummheit eines bei ihm accreditirten Gesandten bezeigte, antwortete ihm der Herzog von Grammont: „Vous verrez, Sire, que c'est le parent de quelque ministre!"

Calembourg.

Als Herr von Calonne, im Interesse der Generalpächter, Paris mit Barrieren umgeben ließ, tobten die Pariser gewaltig. Ein Witzling sagte daher: „Ce mur murant Paris rend Paris murmurant." Dieser Calembourg ist hübsch; und es ist ein eigenthümlicher Charakter der französischen Sprache, daß sie sich vorzugsweise vor allen andern Sprachen so gefügig zu dieser Spielerei herleiht. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 60. — 1. März 1835.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Friedrich Rückert.

Bei Gelegenheit der jüngst erschienenen Sammlung seiner Gedichte. *)

Man charakterisirt Rückert zur Hälfte, wiewol nur zur Hälfte, wenn man ihn einen Virtuosen in der Poesie nennt; nicht, weil er die Virtuosität blos halb besäße, sondern umgekehrt, weil die ganze Fülle derselben doch nur die Hälfte von Dem ist, was an ihm zu betrachten und großentheils zu schätzen ist. Ueber Ausdruck, Bilder, Rhythmus, Reim, kurz die ganze Aeußerlichkeit der Poesie übt er eine angeborene Macht aus; was nur immer zum äußern Zubehör des Gedankens gehört, von Andern erst mühsam diesem als Zuthat beschert wird, wächst bei ihm ungesucht mit dem Gedanken, ja, zu üppig oft ohne den Gedanken hervor und gestaltet sich so bald als natürliche Anmuth, Leichtigkeit und Zierlichkeit, bald als eine Künstlichkeit, die eine Bewunderung ihrer Art in Anspruch nimmt. Ihm ist die Sprache der Poesie, die Andere erst wie eine ausländische erlernen müssen, die angeborene, die Muttersprache; er braucht den Mund nur zu öffnen, so entquillt ihm, wie jener märchenhaften Prinzessin, eine Blume und eine Perle. Darum beträgt sich aber auch Rückert als reicher Mann. Wenn man Wilh. Müller Jahr aus Jahr ein in seinem saubern sonntäglichen Handwerksrocke, Heine in seinem phantastischen Studentenaufzuge, Platen in seinem ängstlich gebürsteten antiken oder arabischen Maskenanzuge einhergehen und das alternde Kleid mit einigen zurückbehaltenen Abschnitten vom ersten Stück immer wieder aufputzen sieht, sieht man Rückert in immer neuen und prächtigen Gewändern sich verkleidet bald unter die Indier, Araber, Perser, Chinesen, Juden, jetzt unter den Pöbel und jetzt unter die Götter mischen; kein Ungeschick im Tragen des fremden Gewandes verräth ihn, und, was das Beste ist, wenn er sich dann als Rückert gehen läßt, behält er nichts von jenen fremden Anzügen an sich, und indem er sich in schlichter Erscheinung vor uns stellt, sieht man jetzt, daß jene bunten Aeußerlichkeiten nicht die Zersplitterung, sondern die Ausstrahlung eines innern poetischen Kerns sind.

*) Friedrich Rückert's gesammelte Gedichte. Erlangen, Heyder. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

So schön aber dieser Kern ist, so verdient doch die fast noch wunderbarere Schale die erste Betrachtung. In der Kunst der poetischen Aeußerlichkeiten hat Rückert vielleicht die Dichter aller Zeitalter übertroffen; hierin ist sein Talent universal; hier fehlt er höchstens durch Ueberschreitung, nie durch Zurückbleiben hinter den Grenzen; hierin hat er seine Kraft und Meisterschaft vom frühesten Auftreten in seinen „Geharnischten Sonetten" bis zu seinen neuesten orientalischen Wunderwerken gleichmäßig beurkundet. Was die innere Seite der Poesie betrifft, so geselle ich zwar auch hierin Rückert unbedenklich den Besten bei, aber nur auf beschränkterm Gebiete und nur in seinen besten Erzeugnissen, zu denen freilich fast alle seine neuern gehören, denn diese sind goldener Sand, seine frühern aber nur Goldsand und öfters nur Sand. Rückert hat nie einen Inhalt ohne Form gegeben; aber öfters Formen oder Zierathen ohne Inhalt; er hat zu beiden einen unerschöpflichen Quell in sich. Aber dennoch überwiegt der Reichthum an äußern Formen; er kann ihn nicht für die Gedanken verbrauchen; so überlud er manche damit, und andere Male warf er ihn fast ohne Gedanken hinaus; und erst in seiner letzten Periode hat er besser damit wirthschaften und ihn auf die rechten Stellen häufen lernen.

Es gibt Gedichte aus Rückert's früherer Zeit, in denen wir die künstlichen Bewegungen der Sprache bewundern, zugleich aber den armen Gedanken bedauern müssen, der ihnen nur unbehülflich folgen kann und sich unnatürlich zieren und schmiegen muß, um das Spiel, das er eigentlich leiten sollte, mitzumachen. Manche haben an

Rückert verzweifelt, die nur solche Gedichte von ihm gelesen, und freilich ist der Dichter nichts werth, dessen ganzer Werth in solchen Gedichten läge. Aber ernsthaften Tadel verdienen sie doch nur, wenn sie es auf ernsthaftes Lob absehen. Als Spiele aber und gymnastische Uebungen der Poesie, um ihrer äußern Gelenke Herr zu werden, sind sie doch mindestens ebenso anerkennungswerth, als geläufig ausgeführte Exercitien in irgend einer andern Kunst, indem sie eine Meisterschaft im Aeußern beurkunden und schaffen helfen, die dann blos ein anderes Mal als Dienerin der innern Poesie aufzutreten braucht, um ebenso bewundernswerthe als hier verwunderliche Producte zu liefern. In der That, wie nicht der Bauer oder Knecht, der nie etwas Anderes als seine natürlichen Bewegungen gemacht hat, sie am schönsten und ungezwungensten vollbringt, und viele, die doch auch in der Natur der Gelenke liegen, gar nicht vollbringen kann, sondern Der, welcher ihrer künstlichsten Weisen wenigstens Herr geworden ist: so ist auch bei Rückert die ganz mühelose ungezwungene Weise, in der bei ihm die Sprache in seinen schönsten Gedichten dem Gedanken folgt, nicht die Folge mangelnder, sondern vielmehr vollendetster Kunst im Aeußern, die sich nun auch wol manchmal ohne den Gedanken auf das Seil stellt und Verrenkungen und Sprünge statt Bewegungen zeigt, denen es ein Anderer nicht so leicht nachthut. Hiermit hängt denn auch theilweis Rückert's ungeheuere poetische Fruchtbarkeit zusammen: er macht schon ein anderes Gedicht, wenn ein Anderer erst einen andern Gedanken macht; denn die Gestaltung einer ganzen Gedankenreihe kostet ihm kaum so viel Mühe als einem Andern die Gestaltung eines einzigen Gedankens; er gebiert seine Gedichte nicht mit Schmerzen, sondern sie wachsen aus ihm hervor mit Lust; seine Poesie ist wie ein schwärmender Kolibri, der mühelos den Honig aus den Blumen aussaugt; Andere aber müssen ihn erst mühsam ausquetschen und auskochen und dürfen ein anderes Mal nicht wiederkommen, während Rückert immer den Augenblick erschöpft und bei jeder Rückkehr eine neue Ernte zu machen vorfindet. Die Poesie ist ihm ein Garten, der sich nicht wie bei Andern durch den Anbau erschöpft, sondern immer fruchtbarer wird, und worin ihm Liebe, Wein und Weisheit des Lebens, je öfter sich der Frühling erneut, um so schönere Früchte und um so müheloser in den Schoos fallen lassen. Andere sehen zwar wol auch die Nester voll poetischer Eier, wissen jedoch oft nur vor den Knorren der deutschen Sprachstämme nicht dahin zu kommen; aber Rückert hüpft wie ein Eichhörnchen von einem zum andern wie auf Stufen und saugt mit Zierlichkeit ein Ei nach dem andern aus, während Andere mit langen Stangen darnach zielen und mit Steinen darnach werfen und dabei auf Rückert schelten, daß er so zierlich hüpfen könne.

Man muß es gewiß anerkennungswerth finden, daß Rückert die grenzenlose Gewalt über die deutsche Sprache, die er besitzt, und die zu verführerisch ist, als daß sie ihn nicht manchmal auch zum Misbrauche derselben hätte verleiten sollen, mit der Zeit hat in ihre Schranken einzudämmen und von den unrichtigen Gebieten abzuleiten gewußt, dagegen er sie mit genialer Kraft und Freiheit noch da und nur da walten läßt, wo sie an ihrer rechten Stelle ist. Dies ist in den Uebersetzungen und Nachbildungen orientalischer Dichtungen. Was er hier in sprachlicher Hinsicht geleistet hat, ist bisher unerreicht, ja ungeahnt gewesen. Mit den schwerfälligsten Ausdrücken wirft er da so behend um sich, daß er fast wie der Indianer erscheint, der mit dem Wurfe schwerer eiserner Kugeln leichte Bogen und Ringe durch die Luft zieht. Die widerspenstigsten Worte und Reime zäumt er auf und koppelt sie zusammen, daß sie den Gedankenwagen ziehen müssen, wohin er will, manchmal ein wunderbares Gespann! Wo ein Anderer eine ganze Zeile braucht, etwas ringsum zu beschreiben, da schweißt er gleich drei Worte zu einem bezeichnenden Beiworte zusammen, das er als fassenden Ring darum legt. Für jeden Gedankenknäuel findet er einen entsprechenden Wortknäuel. Manches Wort sieht bei ihm aus wie ein kleiner indischer Götze, so vielgliedrig und heterogen ist es zusammengesetzt. Die Worte wachsen, wachsen zusammen, verlieren und gewinnen Formen unter seinen Händen; es ist, als wenn er die Sprache nicht schon geschaffen vorfände, sondern selbst erst schaffte; er zwingt sie, zu was er will und, scheint es auch manchmal, zu Dem, was sie nicht will, so wundert sie sich doch in der Regel nur für den ersten Augenblick über die Anmuthung, und zuletzt macht ihr das neue Spiel ihrer Gelenke, was er sie lehrt, doch selbst Vergnügen; denn für so gewandt hätte sie sich nimmermehr gehalten. Er lehrt sie ja gradezu indisch und arabisch sprechen, und in den künstlichsten Windungen und Verschlingungen und Schnörkeln, worin sich die orientalische Sprache geberdet, folgt er ihr nicht nur auf das genaueste, sondern thut es ihr, gleichsam mit ihr wetteifernd, oft zuvor, wenngleich diese den Vortheil voraus hatte, in freier Entwickelung, blos ihrem Genius folgend, ihr Product haben gestalten zu können, während Rückert der deutschen Sprache dieselben Bewegungen, die der orientalischen von Natur eigen sind, als Taschenspielerkunststücke erst lehren muß.*) Daß dieses sich nun nicht immer ganz so ungezwungen als im Original ausnehmen kann, ist natürlich; aber, wenn man auch manchmal die Sprachgelenke knacken hört, hat es doch Rückert so weit gebracht, daß man versucht ist, zu glauben, es sei mehr, weil die steiferzogene deutsche Sprache dergleichen Künstlichkeiten nicht gewohnt ist, als daß es ihr an natürlicher Anlage dazu fehle, und indem man zugibt, daß ihr manchmal Gewalt geschieht, ist man doch geneigt, diese Gewalt nur als ein nützliches Erziehungs- und Bildungsmittel anzusehen. Hierüber hat übrigens Jeder seine eignen Ansichten. Daß Rückert in sprachlicher Nachbildung das Aeußerste geleistet habe, was sich leisten läßt, wird Niemand leugnen; daß er die Nerven und Sehnen der Sprache auch oft überspannt habe, scheint Vielen so. Auf das Urtheil hierüber

*) Vgl. als Belege hierzu seine „Makamen des Hariri", „Nal und Damajanti", „Sanskritische Liebesliedchen" im „Musenalmanach" f. 1831 u. s. w.

hat aber gewiß die Gewöhnung großen Einfluß. Wer mit Rückert's fremdartigsten Producten anfängt, wo die deutsche Sprache gewissermaßen über sich selbst hinausgeht, wird aus Ungewohntheit leicht Vieles für übertrieben, gezwungen, selbst lächerlich halten, woran sich Der, der sich erst mit dem Gemäßigtsten befreundet hat, wahrhaft erfreut. Dieser wird nicht sowol ein Spiel zügelloser Willkür als das einer sinnreichen, verständigen und muthigen Hand darin erblicken, die Das, was im Gedanken verbunden ist, auch im Worte zu verknüpfen weiß und wagt und das deutsche Wort, wenn es als Kleid von einheimischem Stoffe dem orientalischen Gedankenkörper nicht zusagt, durch geschickte Abänderungen und Faltungen ihm anzuschmiegen vermag. Das leuchtet wol ein, daß der Poesie ein ganz neues kräftiges Wirkungsmittel in die Hand gegeben werden würde, wenn sie nicht mehr blos eine gewisse Anzahl fertiger Worte, die immer nur fertige, abgemachte, in Prosa erdachte und in poetischer Anwendung längst abgestumpfte Begriffe, wie ebenso viel Mosaikstifte, aneinanderzusetzen hätte, sondern sie mit derselben Freiheit verschmelzen und biegen könnte, mit welcher sie ja auch die gewöhnlichen prosaischen Lebensverhältnisse verrückt und in andere Beziehungen setzt. Was für feine und neue Nuancen der Gefühle und Bilder würde sie dann adäquat ausdrücken können; was für eine Kunst gewissermaßen eines sprachlichen Colorits würde entstehen, wenn diese Freiheit der Sprache erst sanctionirt wäre, wenn sie als poetische Regel und nicht mehr als poetische Ausnahme gälte. Nichts wäre hierbei zu fürchten als der ungeheuere Misbrauch, der dann mit diesem neuen Mittel getrieben werden würde; denn wenn die Dichter dieselbe Freiheit, die sie in Verzerrung und widernatürlicher Verknüpfung prosaischer Verhältnisse zu haben und äußern zu müssen glauben — wobei sie aber doch die eisernen Worte noch unangetastet lassen müssen —, auch auf die flüssig gewordene Sprache ausdehnen könnten, so möchte das Wort: Poet, mit Recht bald noch verrufener bei den Verständigen werden, als es leider jetzt schon ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise zwischen Süd- und Nordamerika. Ein Skizzenbuch auf der See von C. A. Gosselmann. Aus dem Schwedischen übersetzt von Karl Lappe. Rostock, Oeberg und Comp. 1834. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Hätte der Uebersetzer dem etwas schwerfälligen und magisterhaften Styl dieses Reiseberichts durch eine frischere und lebendigere Färbung nachgeholfen und uns ertraglose Längen wie die Vorrede und den unnützen Streit über die Vorzüge des Sommers vor dem Winter S. 324—344 und andere Ungehörigkeiten dieser Art erspart, so würden wir dem Verf., welchem wir schon eine lehrreiche Reise durch die Terra firma von Amerika verdanken, für eine zweite, nicht minder unterhaltende Seereise Dank zu sagen haben. Allein sowie das Buch ist, stört den Genuß desselben eine unmäßige Breite und Feierlichkeit der Diction, welche an die Vorreden der Bücher aus den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erinnert. Die Leser unserer Tage sind universeller gebildet und haben vor allen Dingen viel weniger Zeit als die jener Tage; wer nicht rasch, kurz und bündig zu erzählen und zu raisonniren weiß, der hat gar nicht für sie erzählt und raisonnirt und nichts ist dermalen gefährlicher für einen Autor als das Bestreben, Alles zu sagen. Was der heutige Geschmack aber vollends gar nicht duldet, das ist der Anblick eines Systems in einer Unterhaltungsschrift. Skizze, Entwurf, Gruppe, rasch wechselndes Bild — das ist's, was der Leser von 1835 verlangt.

Aus dieser Ansicht her hätte der Verf. sich zuvörderst seine XXXIII Seiten Vorrede ersparen mögen, in welchen er beweist, daß ein Seegemälde wirklich ein Seegemälde sein könne. Wir wissen das aus Sue's „Salamander" und „Tom Cringle's Schiffslagebuch"; ja, wir wissen mehr, nämlich, daß solche Seegemälde sowol durch ihre Neuheit als durch ihren innern romantischen Gehalt höchst effectvoll und überdies grade jetzt vorzugsweise beliebt sind. Der Verf. hätte daher ganz getrost sein Buch mit dem ersten Bilde: „Ein Tag an Bord", anfangen und das Uebrige dem Leser überlassen können. Dieselbe systemliebende Genauigkeit steht ihm auch als Maler zur Seite oder, besser, im Wege; er malt zu viel Detail. Seine Bilder erinnern an die holländische Schule; Alles aufs Kleinste und Sauberste, und der große Effect doch verfehlt! Sie sind hübsch, unterrichtend und mögen auch für den mit gehöriger Muße versehenen Leser unterhaltend sein; einen tiefern Eindruck aber hinterläßt nur „Der französische Kaper" Nr. 9, und Laune ist nur in dem „Kauffahrercapitain" Nr. 7 und der Hänselung durch Gott Neptunus.

Der Reisezug des Verf. selbst geht von Colombia nach Jamaica, das er recht gut mit der Terra firma contrastirt, und auf dem er uns angenehme Promenaden machen läßt, wiewol auch hier die Kleinmalerei vorherrscht. Jamaica gleicht einer englischen Provinz unter den Wendekreisen. Englische Comforts überall, der ganze Mensch ist englisirt; Alles Nettigkeit, Ordnung, Geschmack, während gegenüber auf dem Festlande Alles große, ungebändigte Natur, Wildheit, Schmuz, ungeordnetes Wesen ist. In den Städten hohe, finstere, ziegelgedeckte Häuser, schmuzige Gassen und, sobald man diese verläßt, der Anblick einer weiten, sich selbst überlassenen Wüste und öder Häfen; hier zierliche, bunte, nette Pavillonwohnungen, Palmblätterdächer, luftige Veranden und außerhalb der Stadt das rege Leben eines strotzenden Hafens einerseits und lieblicher Pflanzungen, geschäftiger, industrieller Landcultur andererseits. Da ist keine Frage, was mehr gefällt; aber auch Das, was gefällt, würde ohne den Contrast nicht gefallen, und also muß auch dieser sein. Menschenwerk sehen wir überall, und Viele reisen, um die Werke der sich selbst überlassenen Natur zu sehen. Hierauf beginnen nun die eigentlichen Seegemälde: eine Passage auf dem Kauffahrer; die ergötzliche Hänselung durch einen wirklich witzigen, beutelschneiderischen Gott Neptunus, der namentlich einem geldliebenden Juden sein Trinkgeld äußerst scherzhaft abpreßt; Nr. 6 „Ein Sturm", recht effectvoll gemalt; Nr. 7 „Der Kauffahrercapitain", Nr. 8 „Die Preiung", sehr fesselnd durch das freie und schöne Spiel nautischer Geschicklichkeit, das sich hier sehr lehrreich für Segler und Nichtsegler malt; Nr. 9 „Der Kaper"; Nr. 10 „Die Jagd", wo der Sieger wiederum besiegt, die Geschicklichkeit durch eine größere überboten wird; Nr. 11 eine Affaire, in welcher der Besiegte wieder den Sieger überbietet, und Nr. 12 „Ein Lootsenboot". Jenes Spiel nautischer Listen, Geschicklichkeiten, Ränke und Pfiffe in den Nr. 7—11 bietet das größte Maß von Unterhaltung dar, und Niemand kann diesen Gladiatorenkampf, in dem mit Raaen, Segeln, Wind und Kugeln um Leben und Tod gespielt wird, ohne großes Vergnügen lesen. Das ungeheuere Meer, dieses unbesiegliche Element, der Sturm, diese gewaltige Naturkraft, wird hier zum bloßen Mittel in der Hand des Menschen, und der Verf. hat Recht darin, daß es keinen größern, erhebendern Anblick gibt, als ein solches Spiel des Menschen mit Dem, was die Natur von großen und gewaltigen Kräften besitzt. Und doch, wenn die Natur aus ihren Schranken bricht, wie ohnmächtig, wie klein ist nun wieder der Mensch, und wie laut spricht sie zu ihm: siehe, bis hierher und nicht weiter. Der Eindruck eines bei offener See mit vollem Manoeuvre vorüberrau-

schenden Orlogschiffes ist gewiß eine der großartigsten Erscheinungen, die wir erblicken können, und werth, daß jeder gebildete Geist ihn einmal genossen zu haben wünschen muß. Wer es nicht vermag, der mag sich an des Verf. Schilderung S. 32 halten.

Von Jamaica geht der Verf., in welcher Absicht bleibt dunkel, nach Nordamerika, wo ihm der Winter begegnet, den er zornig abfertigt, und der Reisebericht endet mit der Schilderung des Neuyorker Lootsenbootes, welches den Kreis der vorgestellten Seefahrzeuge und ihrer Manoeuvres, eine Haupttendenz des Verf., beschließt. Wir loben an ihm eine genaue und wahrheitsvolle Genremalerei, Kunst und Herausstellung interessanter Scenen und ziemlich viel Geschmack in der Wahl seiner Bilder, die im Ganzen jedoch rascher und lebendiger entworfen sein könnten. Der Uebersetzer ist sehr genau in der Terminologie, und wir rechnen ihm die zahlreichen Anglicismen bei einem Gegenstande, für welchen das Englische die allgemeine Gebrauchssprache ist, nicht weiter an. Für die Charakteristik des Seemanns überhaupt ist das Skizzenbuch bedeutend; es führt uns auf so anziehende Art in „form and pressure" des Seelebens ein, daß der Verf. uns ferner mit Bildern dieser Gattung willkommen sein soll. 46.

Der finstre Ritter, oder die Belagerung Kopenhagens unter Friedrich III. Ein historisches Phantasiestück aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aus dem Dänischen. Zwei Theile. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1835. 8. 2 Thlr.

Die neuere schöne Literatur des Nordens hat von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit Deutschlands auf angenehme und oft auf ergreifende Weise gefesselt, ohne wie die englische oder französische in unausgesetzter Achtung sich erhalten zu können. Liegt dies an der Natur des Landes, das nicht immer gleich productiv, ja oft träg und untheilnehmend erscheint? Durch die Herzogthümer Schleswig und Holstein ist der dänischen Literatur eine gute und bequeme Brücke herüber zu uns gebaut; und noch immer gibt es im ehemaligen Schwedisch-Pommern Gelehrte von Geist und Fleiß, denen nichts entgeht, was der Genius des skandinavischen Reiches (Schweden und Norwegen) bieten mag. Die nordischen Sprachen selbst bieten dem Norddeutschen keine bedeutenden Schwierigkeiten, und dennoch ist eine lebhafte Theilnahme an der Tagesliteratur jener Länder nicht vorhanden.

Nicht ohne Bedacht werfen wir dieses Bedenken auf. Die Sterilität unsers Vaterlandes hinsichtlich classischer Erzeugnisse ist in dieser Zeit eine große Sorge! Was daherfleußt sanft und still wie reines Wasser, das kann uns für die Festgenüsse der Classicität auf die Dauer nicht entschädigen. Die stehenden Pfuhle nachgeahmten, geschraubten und deshalb allein schon übelriechenden Humors, worin man uns zur Recreation baden möchte, sind keine echten Heilquellen, und der Witz, der wie die Gasfunken und Perlen aus dem Grunde mit hervorsprudeln sollte, bringt diese stehenden Gewässer nur selten einmal in Bewegung. Gerechter Göthe! was sehen wir jetzt auf unsern Bühnen für fade und schale Producte! Welchen Charakter hat unsere, sonst mit der englischen wetteifernde Novellen- und Romanenliteratur! Was für Klingklang wird uns in Versen aufgetischt!

Längst hegten wir die Idee, daß es vielleicht besser sei, unsern Acker eine Zeit lang ausruhen zu lassen. Aber wenn die Censur nicht dafür sorgt, daß Das ungedruckt bleibe, was gegen die Religion und guten Sitten der Classicität verstößt, ist dazu keine Aussicht. Vereinigten sich aber einige norddeutsche Freunde, und gäben uns alljährlich, und wäre es nur in Almanachen oder in einer Zeitschrift, fleißige Nachprägungen nordischer Geisteserzeugnisse, wir würden finden, daß jene weniger abundante nordische Literatur eine gewisse Eigenthümlichkeit und Lebenswärme durchbringe, welche wir grade jetzt in unserer eignen recht schmerzlich vermissen.

Den vorliegenden Roman rechnen wir keineswegs zu den durchaus classischen Werken. Allein es herrscht darin ein durchaus reinlicher Sinn und eine gewisse Sittsamkeit der Sprache, die dem Cynismus unserer heutigen Novellensprache, wir meinen der Nachlässigkeit und Breite im Ausdruck und in der Darstellung, völlig unähnlich sind. Die phantastische und, wir möchten sagen, die feenmärchenhafte Durchflechtung des romantischen und geschichtlichen Stoffs ist zwar ein Versuch, welcher die Einheit der Bestandtheile des Ganzen in etwas stört; allein an sich genommen ist dieser Theil der Erzählung äußerst dichterisch durchgeführt und löst sich zuletzt wohlthätig im großen Contrast echten und verdorbenen Ritterthums vortrefflich und in einem wohlthuenden Accorde auf.

Zugleich bezeichnet dieser Roman die wichtigste Epoche der neuern Geschichte Dänemarks. Friedrich III., bekriegt und zuletzt gemishandelt von Karl X., Gustav von Pfalz-Zweibrücken, dem Nachfolger der Tochter Gustav Adolf's, verrathen und verlassen von einem übermächtigen, reichen und feigen Adel, wirft sich seinem Volke in die Arme, und dieses rettet ihn von dem überlegenen Feinde. Mit dieser Rettung wird die Macht der dänischen Großen für immer gebrochen. Friedrich III. erhielt die erbliche Souverainetät, und der Adel verlor seine Privilegien, namentlich das der erblichen Volksvertretung.

In jenem Kampfe gegen die Unterdrücker des Vaterlandes, die Schweden, zeichnet sich ein junger, von den Schweden geächteter Mann aus, welcher alle Tugenden des alten Ritterthums den Lastern des damals bereits so völlig entarteten Ritterthums entgegenstellt. Diese Schilderung ist höchst anziehend und historisch getreu. Ein Ritter der neuen Sitte, feig im Feld, aber kühn im Wort und in seinen Anmaßungen, grund- und bodenlos dem zartern Geschlecht gegenüber, bildet den Contrast. Das damals schon ziemlich durch den dreißigjährigen Krieg ausgebildete Soldatenthum findet in einem tapfern Degen seinen Vertreter und deutet klar und bestimmt die künftige Stellung des stehenden Heeres und namentlich seiner Offiziere im Staate und zum Fürsten an. Ein romantisch-phantastisches und ein wahnsinniges Mädchen geben dem Gemälde einen hohen, märchenhaften Reiz, und wir sind des Glaubens, daß Niemand diese Schilderungen ohne steigendes Interesse lesen werde.

Dem Uebersetzer gebührt die Ehre, daß er uns diesen Roman in einer durchaus edeln und reinen Sprache wiedergegeben hat; dem ungenannten Verfasser, den wir für jugendlich zu halten nicht abgeneigt sind, möchte zu rathen sein, sich vor schwülstigen Ausdrücken und Bildern sorglich zu hüten, die hin und wieder störend entgegentreten. 23.

Literarische Notizen.

A. F. Miot, der 1822 eine französische Uebersetzung des Herodot herausgab, hat soeben die beiden ersten Bände einer Uebertragung des Diodor von Sicilien geliefert.

Von Am. Clausade erschien: „Feuilles de voyage. Belgique, Holland, ouest de l'Allemagne."

N. S. Guillon hat den ersten Band einer „Histoire de la nouvelle hérésie du 19ième siècle, ou réfutation complète des ouvrages de l'abbé de Lamennais" herausgegeben.

„Pascaline", Roman von Mad. Jenny Bastide (Camille Bodin), ist in zwei Bänden erschienen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 61. — 2. März 1835.

Friedrich Rückert.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Es gibt außer Rückert allerdings noch andere Dichter, die wegen ihrer Kunst im poetischen Ausdrucke berühmt sind; die meisten aber sind es deshalb, weil sie, im Besitz eines schöngeformten Leisten, nun Alles über denselben schlagen und die Spitzen und Ecken der Sprache wegbrechen oder vorsichtig umgehen, die Rückert seinem Verse ganz natürlich einzubauen weiß. Sein deutscher Vers, von seinem orientalischen ebenso verschieden als die deutsche von der orientalischen Natur, behält immer Charakter und Physiognomie; er schreitet anmuthig und natürlich mit freientwickelten Gliedern fort, wo Anderer Verse wie mit Seife oder Oel bestrichen auf dem Bauche glitschen, und wenn man Rückert einmal keuchen und schwitzen sieht, so ist es, wenn er wirklich Massen bewegt oder fremde Felsen ersteigt, bei denen Andere klüglich vorbeigehen oder die Hälse brechen. Die Form quillt bei ihm mit dem Gedanken hervor und ist zierlich oder zierig, prächtig oder schwülstig, je nachdem dieser es ist; er beleckt nicht erst lange, was er geboren hat; es soll nicht glätter sein, als es gewachsen ist; er feilt die Gestalt nicht aus dem Block heraus, sondern der Meisel macht bei ihm die Feile selbst überflüssig. Wo hätte auch Rückert Zeit gehabt, seine unzählige Menge Gedichte zu feilen; denn Rückert gleicht einem Weinstock, der nicht einzelne Beeren, sondern ganze Trauben von Gedichten auf Einmal mit natürlicher Rundung und Fülle hervorquellen läßt. Er kann sich um das Gedicht nicht mehr kümmern, was er einmal geboren oder verloren hat; denn das zweite wartet schon und drängt sich jenem nach. Statt das erste zu bessern, macht er ein besseres, oder doch ein anderes.

Ueberhaupt hat sich Rückert von jeher als eine Art Rabenvater gegen seine poetischen Erzeugnisse bewiesen. Andere Dichter sammeln Das, was sie mit Mühe erbrütet haben, sofort zum Haufen, zärtlich darüber wachend, daß ja kein theures Haupt verloren gehe, und recken die Hälse dem schwarzen Punkt, der Kritik, die drohend über ihnen schwebt, in fieberhafter Angst entgegen. Rückert aber, ganz aus der Dichternatur geschlagen, hat seine poetische Brut sorglos sich zerstreuen lassen in alle Winkel, sodaß er selbst kaum sie wieder zusammenfinden dürfte. Wol der größte Theil seiner Gedichte ist verzettelt in Taschenkalendern und Musenalmanachen, und ungern vermißt man viele der allerschönsten darunter in seiner jetzigen Sammlung, die solchergestalt Rückert vollständig weder von seiner günstigsten, noch auch von seiner ungünstigsten Seite kennen zu lehren vermag. Hat Jemand ihn um eine Gabe angesprochen, so hat er in seinen Wunderseckel gegriffen und herausgelangt Goldmünzen und Kupferdreier, wie sie ihm in die Hand gekommen; nur aber immer eine ganze Hand voll, und hat sich nicht gekümmert, was weiter daraus geworden ist, wohl wissend, daß jeder neue Griff ihm eine neue Hand voll finden lassen würde.

Wer blos Rückert's Glanzleistungen im Sprachlichen hat kennen lernen, wird sich übrigens überrascht finden, wenn er sieht, wie Rückert ebenso geläufig als den höchsten, auch den niedrigsten Dialekt der Poesie zu sprechen, da wo es gilt, ihren Bänkelsänger- und Dudelsackton nicht minder als ihren Harfen- und Glockenton zu treffen vermag. Als das gesammte deutsche Vaterland der Aufregung zum Kampfe bedurfte, sandte Rückert seine „Geharnischte Sonette", Engel mit feurigen Schwertern durch Würde, Kraft und Pracht ihrer Sprache, aus, den edeln Kern des Volks zu versammeln und gegen den Feind zu führen, und zugleich erschienen von ihm in seinen „Deutschen Gedichten" und seinem „Kranz der Zeit" Lieder, grob, ja fast lumpig angethan, um sich wie gemeine Landsknechte unter den Troß des Volks zu mischen und es in seiner Sprache und nach seiner Weise nach gleicher Richtung zu treiben. An sich freilich haben diese Productionen gar kein sprachliches und nicht mehr poetisches Verdienst, als eben an seinem Platze war; aber mit den andern zusammengenommen, dienen sie so gut wie die vollendetsten Sprachkunststücke Rückert's, seine Universalität in der Kunst des poetischen Ausdrucks zu bezeichnen, dessen erste Regel ja die Angemessenheit zu Stoff und Zweck ist.

Der Reichthum an äußern Mitteln der Poesie bei Rückert würde aber nur ein kaltes Staunen erwecken, wenn er nicht durch eine Fülle innerer poetischer Elemente Werth und Bedeutung erhielte. Möglich, daß die letztern für sich keine so ungetheilte Bewunderung verdienen als die erstern; wenn jedoch etwas an ihnen zu tadeln ist, so rührt es nicht von einem Mangel daran, sondern nur von einem mangelnden Gleichgewicht daran her. Man

kann freilich leicht versucht werden, wenn man eine gewisse Anzahl von Rückert's Gedichten gelesen, ihm das gemüthliche Element, diese Seele der Poesie, abzusprechen; es ist wahr, in hundert Gedichten desselben ist kein Funken davon vorhanden, und bei mancher Sammlung von Gedichten in manchem Taschenkalender kommt es mir fast vor, als wenn Rückert mit seinem Federkiele in eine Schüssel Seifenschaum geblasen hätte, sodaß ein Haufen von bunten aber leeren Blasen herausgequollen ist. Und doch frage ich, welcher von unsern Dichtern, die durch und durch nichts als Gemüth sind, im Stande gewesen wäre, eben Aehnliches hervorzubringen als des gemüthlosen Rückert's „Liebesfrühling", seine „Märchen" und so manches andere Gedicht in seiner Sammlung sowie in den neuern Jahrgängen des „Musenalmanachs". Meines Erachtens löst sich dieser Widerspruch so: es fehlt Rückert gewiß so wenig an Gemüth als an irgend einer andern Eigenschaft eines echten Dichters; aber die andern Elemente, Geist und Phantasie, sind überwiegend und lassen jenes oft selbst da nicht zu Worte kommen, wo es allein zu sprechen hätte; sie greifen dem Gemüth oft ins Handwerk und glauben Das, was dieses allein machen kann, auch durch Nachmachen hervorbringen zu können. Geist und Phantasie spielen und läppschen bei Rückert mit dem Gemüthe oft nur, wie ein paar Erwachsene mit einem schönen Kinde, dem es zwar selbst ganz Ernst dabei ist, nur daß sein Ernst nicht immer dazu kommen kann, sich geltend zu machen, außer wenn einmal jene freiwillig zurücktreten, um es in seinen heiligsten Gefühlen nicht zu stören. Dies ist denn eben auch unstreitig Ursach, daß Rückert der orientalische Charakter der Dichtkunst so zusagt, oder vielmehr, jenes Uebergewicht von Phantasie und Geist über das Gemüth und das Spiel der erstern mit letzterm macht ihn unmittelbar zum orientalischen Dichter; denn dies ist der gemeinsame Charakter dieser Dichtungen. Die ganzen „Oestlichen Rosen" Rückert's sind ein Beleg hierzu. Man muß nicht sagen: Rückert wollte sie in orientalischem Geiste dichten, sondern der orientalische Geist Rückert's hat sie gedichtet. Man kann dieses Buch, das einzige, was Viele von Rückert kennen, weil es bis jetzt das dickste war, mit nichts besser vergleichen als mit einem Kaleidoskop, worein Liebe, Wein, Rosen und Nachtigallen geworfen; man dreht es, wenn man es zur Hand nimmt, immer mit Vergnügen ein paarmal um, aber legt es auch bald gesättigt wieder hin. Für uns gemüthliche Deutsche, die entweder eine handfeste Gestalt oder ein dickes Gefühl im Gedichte verlangen, werden diese blos aus Rosenschaum zusammengeflossenen Gedichte im Ganzen wenig Ansprechendes behalten. Aber den Orientalen würde Rückert ein zweiter Hafis dadurch geworden sein. Immer ist etwas Sinnreiches in jedem Gedicht; aber es ist nicht der natürliche Sinn der Dinge, der, aus der Tiefe herausgeholt, auch wieder zur Tiefe bringt, sondern ein conventionneller Sinn, der kunstreich eingebildet worden ist, und die Erlaubniß dazu ist mehr Sache der orientalischen Convenienz als der unsern. Wie das gemüthliche Element gewissermaßen mit den andern Elementen kämpft und doch immer von ihnen überwogen und unterdrückt wird, davon gibt auch seine „Amaryllis" einen recht auffallenden Beleg. Was man so recht eigentlich ein gemüthliches Lied nennt, hat Rückert wol kaum gemacht; das im Blauen schwebende Lied verwandelt sich bei ihm immer in ein gehendes Gedicht oder einen stehenden Spruch, und in der Klarheit, Bedeutsamkeit und Rundung solcher Gedichte und Sprüche ist Rückert von Niemanden übertroffen worden; ja, er übertrifft darin meines Erachtens selbst Göthe; nicht, als ob nicht die besten Göthe's den besten Rückert's gleichkämen, aber nur wenige von Göthe kommen vielen Rückert's gleich. Nicht die Poesie ist in diesen Gedichten alt und weise, sondern die Weisheit jung und poetisch geworden und reicht uns, um mit Sirach zu sprechen, ihre goldenen Aepfel in silberner Schale. Es ist ein stiller, erfreulicher Friede darin zwischen der Poesie und dem Verstande. Pflanze eine dürre Regel in Rückert's Garten, sie wird ausschlagen und grünen. Rückert hat sich in diesen Gedichten, worin er seinen Verstand, sowie in denen, worin er sein wirkliches eigenstes Herz gab, so durchaus alles fremdartigen Schmucks entäußert, daß man ihn hier, um mich so auszudrücken, ganz in seiner nackten Schönheit erblickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Reise nach Ischia.

Zweiter Artikel.*)

Neapel, den 28. December 1834.

Von der Insel Ischia glaubten schon die Römer und Griechen, Strabo insbesondere, daß sie durch eine Erd- und Feuerrevolution von dem Festlande, mit welchem sie nebst Procida und Capri zusammenhing, getrennt wurde. Sie mußte mehrmals von den Einwohnern wegen der vulkanischen Zerstörungen verlassen und successive von Phöniciern, Pelasgern, Syrakusern, Hetruriern, Römern und Neapolitanern neu bepflanzt und colonisirt werden. In dieser Beziehung hatte sie das Schicksal aller Inseln der sogenannten Campagna felice und Großgriechenlands, ja selbst des kleinen, jetzt Nisida getauften Eilands, das die Fortsetzung des Posilippovorgebirges bildet und einst mit diesem zusammenhing.

Es sind mehre Schriften über Ischia und seine historischen und physischen Schicksale erschienen; allein dieselben erschöpfen sich in Hypothesen. Was kann man von einem Gebirgsländchen von ein paar Quadratmeilen sagen, das seine Geographie und seine Bewohner ohne diplomatische Protokolle verändert; auf dem sich heute eine Stadt in einer neuen Bucht und morgen ein Berg auf derselben Stelle erhob und ein Feuerstrom auf einer andern hervorquoll? Glücklich, wenn wir wissen, daß einst die Trojaner an seinen Felsen landeten und Karthager sie heimsuchten, und noch glücklicher, wenn wir nachweisen können, daß es der König Hieron war, der nach der ersten Zerstörung der Colonie die Städte Foria und Ischia anlegte, und daß der Kaiser Augustus in der Gegend des heutigen Ortes Lecco einen Thermenpalast baute.

Wir schwammen am Castell von Ischia ans Land wie die getauften Mäuse; denn ehe wir es uns vermutheten, hatte sich der in dieser Zeit unsichere neapolitanische Himmel mit Wolken überzogen und unerquicklich zu regnen angefangen. Zu unserer Freude stellte sich der Sonnenschein aber wieder zeitig genug ein, um die Wanderung zu beginnen, welche nur zu Fuß oder

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 66 u. 67 d. Bl. D. Red.

zu Esel, daher nur bei gutem Wetter thunlich ist. Wir trockneten mangels einer Locanda in einem Kaffeehause, worin die lustige Frau sich blos 2 Gran oder 8 Pfennige für eine Tasse ihres Getränks bezahlen ließ und dadurch bewies, daß es in diesem Lande sehr wohlfeil sein könnte, unsere angefeuchteten Außenseiten und gingen dann unter Anführung eines französisch redenden Führers den Ort entlang an den großen Lavastrom des Epomeo, gewöhnlich Arzo genannt, und das Badehaus des Königs, das nicht weit davon am Ufer eines durch die Eruption gebildeten kleinen Sees liegt. Unterwegs besuchten wir den Marktplatz, worauf sich die schönen Insulanerinnen in schneeweißen Strümpfen, hochabsätzigen Pantoffeln und schlanker Taille bemerkbar machten. Der Contrast im Vergleich zu dem Bettelvolk des Festlandes däuchte mich so groß, daß ich auf die Vermuthung kam, hier muß der Katholicismus bereits eine nordeuropäische Einfachheit bekommen, die Industrie und der Unterricht Wurzel geschlagen haben. Die Leutchen sahen so menschlich aufgeklärt, so lustig verliebt und verschmitzt aus, und die Mädchen benahmen sich so kokett parisisch, daß mir die Lust ankam, ihnen Feigen abzukaufen. Sie werden sich erinnern, daß diese Frucht hier sehr gut ist und von den Alten als ein Geschenk der Liebe bezeichnet wurde. Unser ernster Winckelmann spricht in seiner Kunstgeschichte davon mit einem antiquarischen Respect, ohne zu erröthen, und ich glaube, er war nicht in Ischia und hat nicht die großen griechischen Junoaugen mit ihren Pfauengestalten gesehen.

Die Weiber hier sind berühmt. Was sie mir aber werther macht als die andern Neapolitanerinnen: sie sind arbeitsam, kriechen nicht wie Aschenbrödel um den Brassiero und beten nicht so viel. Wahrscheinlich verdanken sie dies ihrem Insel- und Seemannsleben, das wilder und thätiger, heiterer und gefahrverachtender macht.

Unser Cicerone war nicht so gut auf meine Freundinnen zu sprechen; er sagte, viele von ihnen gingen im Sommer nach Casamicciola und Castiglione, wie die Badeorte der Insel heißen, und bedienten dort als Wäscherinnen und Gesellschafterinnen die fremden Herrschaften, nach welcher Zeit sie zurückkehrten und Goldstücke in der Tasche und Ringe an den Fingern trügen.

Da wir uns die Besteigung des Castellfelsens im Meere für die Rückkehr versparten, so gingen wir von den Mädchen recta via nach Casamicciola.

Wir erreichten, stets der Straße am Ufer folgend, den Lavastrom nach einer halben Stunde und gingen darüber hinweg an das Casino reale, auf den Krater, der hier nicht auf der Spitze des Epomeo, sondern am Fuße desselben zwischen zwei kleinen Hügeln liegt. Aus diesem Schlund hervor wälzte sich vor 400 Jahren das letzte Ischiafeuer in einer so großen Quantität, daß selbst der diesjährige Lavastrom des Vesuvs zur Torre dell' Annunziata dagegen klein zu nennen ist. Auf der Stelle, wo wir ihn überschritten beträgt die Breite desselben 1500 Schritte und die senkrechte Höhe über 50 Fuß, sodaß die nebenan in den Grund gebauten dreistöckigen Häuser in seinem Schatten liegen.

Je höher man den Strom hinaufgeht, desto reißender, tiefer wird er; ja, es hat das Ansehen, als sei die brennende Materie hier so plötzlich und mächtig hervorgebrochen wie das Wasser einer hydraulischen Maschine, und sie habe sich nicht Zeit genommen zu fließen, bis sie erkaltete. Die Eruption kann nur eine halbe Stunde gedauert haben.

Wenn man diese Lava betrachtet, so findet man es auffallend, daß sie, obgleich vier Säcula alt, noch ihre Frische und die Farben der neuesten vesuvischen Lava hat. Aber die Oberfläche hat eine Rinde wie Winterthau angesetzt, die zuweilen in Krystallpunkte geht oder Salpeter und Schwefel absetzt. Die ganze Strömung nimmt sich, vom Meere gesehen, wie die des Vesuvs im Golfe von Pompeji aus, doch ist sie schöner und abstechender, weil auf beiden Seiten die Bergesufer lieblich grün erscheinen und selbst in der Gegend keine Spuren einer Eruption sichtbar sind.

Die Einwohner nennen die vulkanischen Hügel des Epomeo, der als das caput insulae zu betrachten und 1800 Fuß hoch ist, Rotaro und Vico.

Zurückgekehrt von der Quelle des erkalteten Feuergletschers besuchten wir die Gärten in dem königlichen Bade, welches ein äußerst lieblicher Ort und mit Terrassen und Laubgrotten versehen ist. Die dampfenden Quellen rieseln jenseit des Weges in einem kleinen Häuschen am Ufer des bereits erwähnten Lago Stagnante hervor und haben einen salzigen Geschmack und 70 Grad Réaumur Wärme. So heiß ist keine Heilquelle des europäischen Nordens.

Von diesem Casino geht die Straße noch eine Stunde Weges das rauhere Ufer entlang gegen Norden, wo nach und nach das Eiland freundlicher, angebauter und ein stattliches Haus nach dem andern sichtbar wird. Casamicciola ist der Hauptbadeort und daher auch der besondere Aufenthalt der hierher pilgernden Ausländer, die für schwere Leibesübel, Gicht und alte Schäden in den Quellen und Schwitzbädern Linderung suchen. Wäre der Ort in Deutschland, es hätte sich längst eine große Stadt darum erhoben, und man sähe jährlich viele Tausende von Menschen dahin ziehen. In der neuesten Zeit ist wenigstens so viel geschehen, daß man die nöthige Bequemlichkeit und ein meublirtes Zimmer findet. Auch hat die Regierung öffentliche Bäder eingerichtet und mit einem Hospital verbunden.

Die warmen Quellen haben die besondere Eigenschaft, den Körper zu reinigenund zu restauriren; wenigstens behauptet man es. Ich habe sonst nichts Neues daran gefunden. Was die Schwitzbäder betrifft, so kommen sie wol denen von St.-Germain und des Nero zu Bajä gleich, welche Schwefel- und Wasserstoff wie aus den Poren der Erde schwitzen und die Hitze eines russischen Bades erzeugen. Sie mögen gewiß sehr der Gesundheit förderlich sein. Es gibt deren mehre auf der Insel und hat deren schon zu den ältesten Zeiten gegeben, wie die römischen Anlagen beweisen.

Wir haben eine Nacht in Casamicciola zugebracht und dann den Gipfel des Epomeo erstiegen, um uns den übrigen Weg um die Insel herum zu ersparen und da oben die vielgerühmte Aussicht zu genießen, von der, glaube ich, schon eine deutsche Dame — Elise von der Recke — in ihrem Reisebuche gesprochen hat. Ich verschone Sie mit der Relation und beschließe mein Blatt mit der zu Anfang erwähnten Bekanntschaft des königl. neapolitanischen Platzmajors von Ischia. Da wir das Castell ersteigen wollten, um durch eine sogenannte Neronische Grotte zu gehen, so betheuerte der Führer, dieses sei nicht möglich, ausgenommen vermöge einer Specialerlaubniß des Commandante della piazza, der da wohne auf dem Markte, wo ein Invalide der Felsengarnison Schweizer sei.

Esser Svizzero heißt hier so viel als Pförtnerdienste verrichten. Seit der Einführung der Bourbonen sind die Schweizer in der ganzen Welt Schließer, und man liest sogar an der Thüre des abgetakelten Palastes des pariser Erzbischofs: „Parlez au Suisse!"

Genug, der Schweizer des Insel-Platzmajors meldete uns bei demselben, und er war so gütig, uns nach geschöpfter Ueberzeugung, daß wir keine Spione seien und auch keine Gefangenen befreien wollten, eine Karte auszufertigen und durch seine Ordonnanzen an Ort und Stelle bringen zu lassen. Mehr Artigkeit war selbst von einem Angely'schen Festungscommandanten nicht zu erwarten.

Wenn Sie von der famosen Akropolis der Insel Ischia noch nichts erfuhren — denn ich zweifle, daß derselben in der Geschichte Erwähnung geschah, seit die Engländer und Franzosen sich darauf und darum zu Wasser und zu Lande schossen, als von welcher Bataille noch viele Kugeln in den Felsen und Mauern stecken —, wenn Sie, sage ich, von der Burg Nero's noch nichts gehört haben, was wiederum leicht möglich ist, da nirgend was davon geschrieben steht, und vielleicht blos die Ei-

ceroni den Namen erfanden, um sie interessant zu machen, so erfahren Sie jetzt von mir, daß dieselbe aus einem Felsen im Meere besteht, der mittels einer drei Bogen langen Brücke mit der alten guten Stadt Ischia verbunden ist, und daß daselbst ein Staatsgefängniß für neapolitanische Carbonari und andere Uebelthäter, eine Caserne und eine Kirche für die Soldaten ist, die zu jener Bewachung bestimmt sind.

Ehemals war das Gebäude ein Kloster wie viel andere derartige verwandelte Gebäude, und hieraus bitte ich gefälligst zu entnehmen, daß die Civilisation reelle Fortschritte gemacht hat. Wenn gewisse italienische Länder noch einige Zeit fortgelebt und fortcivilisirt haben, dürften sich leichtlich anstatt der bisherigen Monasterien lauter Bastillen befinden, um die Menschen zu verwahren, die das Gute und das Schlechte wollen. Sie werden mich begreifen, wenn ich dieser Phrase die Bemerkung zugeselle, daß in Sicilien a dato 12,000 (??) Gefangene in den Kerkern liegen.

So müssen zwei Städte die Armee und die schlechten Subjecte bezahlen, welche die Armee bewacht, nicht um sie zu strafen oder zu bessern, sondern um sie, wie gewisse Aeltern von ihren Kindern sagen, wenn sie sie in die Schule schicken, von der Gasse zu halten.

In alten Tagen war das Castell von Ischia der Mittelpunkt der Stadt und also kein Meer dazwischen, und das war zu einer Zeit, in welcher man hier noch griechisch sprach und phönicisch verstand. Die Sage geht, nachdem die Römer die Insel überkommen und wiederangebaut, habe Tiberius sich auf dem Felsen einen Thurm für die Demagogen seiner Regierung gebaut und zu diesem Behuf eine Treppe durch den Tuffsteinberg hinaufgehauen. Ich weiß nicht, was daran ist, aber die Treppe ist noch da, und die Höhle wird Nero's Grotte genannt. Wir gingen dieselbe hinauf über die Terrassen, wo geladene Feldschlangen liegen und ein kleines Gärtchen voll Granat- und Citronenbäume ist, immer hinauf durch die Gemächer des Jammers, in denen Menschen mit Ketten an den Füßen liegen, in die Kämmerlein der Soldaten und ihr kleines Magazin. Zuletzt befanden wir uns viel hundert Fuß hoch auf der obersten Plattform über der senkrechten Felsenwand und sahen die Stadt zu unsern Füßen und den Epomeo hinter ihr. Vor uns lagen Procida und die Berge des misenischen Vorgebirges, der Vesuv, die Kette von Sorrent und Capri. Ich glaubte an seinen Seiten die blauen Streifen von Sicilien zu erkennen und schiffte in Gedanken mit den Segeln dahin, die aus Neapels Golfe hervorkamen.

Auf der hohen See hielt eine ganze Flotte kleiner Nachen, die sich emsig hin- und herbewegten und ihre Fischnetze zogen. Sie schienen zusammenzuhalten, um auf das Wild des Meeres eine ordentliche Treib- oder Klopfjagd zu machen.

Sonst war auf dem Castell nichts zu sehen als die Frau des Castellans, die ein so zartes und schönes Gesicht hat, daß es wahrlich Schade ist, daß sie Gefangenwärterin und nicht ein guter menschlicher Engel ist. Ach, es ist ein schmerzlicher Gedanke, nur Mensch zu sein, um die Freiheit des Menschen einzupferchen, und er verträgt sich so wenig mit dem zarten Wesen der Frauen, daß ich diejenigen alle bemitleide, die ihn ertragen müssen und keine Furien sind.

Soweit über das Castello d'Ischia. Wir stiegen seine Treppen hinab, um ins Boot zu eilen, da abermals der Tag sich neigte und das Wetter nicht assecurirt war. Vier tüchtige Ruderer erwarteten uns, und im Nothfalle gedachten wir selber mit Hand anzulegen. Der Wind kam uns zu Hülfe, und so steuerten wir vor der Hand mit Segeln, daß es eine Lust war. In einer Stunde erreichten wir das Cap Misene, nachdem wir vorher noch eine Landung an dem südlichen Ende der Insel Procida, wo die Stadt Coricella heißt, versucht und die antiken Bogen des Felsenschlosses untersucht hatten, und in anderthalb Stunden die Bogen der alten Caligulabrücke von Pozzuoli, unter deren mittlerm Bogen wir durchschifften. Ich habe mich bei dieser Gelegenheit noch überzeugt, daß der Kaiser die Pfeiler dieses kolossalen Werkes wie in Formen goß und stückweise ins Meer ließ. Die äußern Theile sind Ziegelsteinbackwerk, das Innere Pozzuolanguß mit Lava- und Tuffsteinbrocken, die wie Eisen zusammenbuken.

Wir fanden auf dem Markte von Pozzuoli einen neapolitanischen Fiaker, der uns noch nach eingebrochener Nacht durch die Grotte des Posilippo nach der Villa di Roma brachte, in deren wohleingerichtetem Gasthause wir alsbald aller überstandenen Strapazen bei einer Flasche guten Weins vergaßen.

Col vin' chi è l'anima
Di questa vita,
Che i mali aita
A sopportar.

129.

Literarische Notizen.

Der vor Kurzem erschienene dritte Band der „Mémoires de tous" enthält Denkwürdigkeiten der Charlotte Robespierre über ihre Familie und das Privatleben ihrer beiden Bruder, ferner einen Aufsatz des General Vincent über Napoleon's Ankunft und Aufenthalt auf Elba bis zu Murat's Abfall, einen Bericht von St.-Mars über die Herkunft des Mannes mit der eisernen Maske (nach einem Actenstück im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten), Combette de Caumont's über den Meuchelmord des Generals Ramel zu Toulouse und des Baron Goguelat über seine Sendung im Auftrage Ludwig XVI. und Maria Antoinette's zu den französischen Prinzen in Koblenz.

Angekündigt wird: „Conspiration universelle du judaïsme entièrement devoilée", von Renault Bécourt. Es erscheint in sechs Lieferungen zu vier Bogen, die beiden ersten Lieferungen sollen im April ausgegeben werden.

Toulonzan hat den ersten Band eines „Précis de chronologie ancienne" geliefert.

Ad. Mazure gab heraus „Spiritualisme et progrès social. Esquisses du tems présent".

Von den „Mémoires de Mad. la Duchesse d'Abrantès" wird jetzt eine zweite wohlfeile Auflage in 12 Bänden zu 60 Francs (die erste hatte 18 Bände und kostete 135 Francs) veranstaltet. Alle 14 Tage soll ein halber Band dieser neuen Ausgabe erscheinen.

Graf Thibaudeau, ehemaliges Conventsmitglied, dann unter dem Kaiserreiche Präfect und Staatsrath, gibt jetzt eine „Histoire de la France depuis 1799 jusqu'à 1815" heraus. Man verspricht sich viel von diesem Werke namentlich für die innere Geschichte Frankreichs in jener Periode.

Freunde und Bewunderer der kürzlich verstorbenen Duchesnois wollen dieser berühmten Künstlerin ein Denkmal setzen lassen und haben zu dem Behuf eine Subscription eröffnet. Mademoiselle Mars hat 200 Francs unterzeichnet.

Angekündigt wird ein neuer Roman von Th. Muret: „Georges ou Un entre mille". Desgleichen von Mad. Karoline Delestre: „Une Pythonisse contemporaine". Dem Erscheinen dieser beiden Romane, deren letzterer besonders in der heute bei den Franzosen beliebten grassen Manier sein soll, wird mit Verlangen entgegengesehen.

„Joasine ou la fille du prêtre", Victor Ducange's letzter, kurz vor seinem Tode noch vollendeter Roman, ist soeben in fünf Bänden erschienen.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 62. —— 3. März 1835.

Friedrich Rückert

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Im Gegensatz gegen diese Art von Gedichten, worin der Gedanke von Rückert nicht zugestutzt, vorgetragen oder entwickelt wird, sondern wie eine selbstlebendige Erscheinung seiner innersten Natur vor uns heraustritt und uns anspricht, lassen sich unzählige andere als Beispiele Dessen anführen, was er in künstlicher poetischer Arbeit zu leisten vermag. Ich will hier nur an ein paar kleine Beispiele erinnern, seine Dreizeilen (Ritornelle) und Vierzeilen *), die niedlichsten Dinger, die mir noch je in der Poesie vorgekommen sind; kleine Gedanken, so spitz und glatt und zierlich und überaus allerliebst zugerichtet, daß nichts darüber geht. Spielend zusammengereiht wie ein Kranz oder Band von kleinen sauber geschliffenen Juwelen, wollen sie alle nur Dasselbe, das Haupt oder Herz der Geliebten schmücken oder ein anderes Mal den Pokal umkränzen; aber in welch lieblicher Abwechselung poetischen Schimmers thun sie das! Nichts beweist vielleicht mehr die üppige Triebkraft und Unerschöpflichkeit von Rückert's Poesie, als diese Kleinigkeiten, deren jede eigentlich die Knospe eines vollständigen Gedichts ist und deren übermäßige Wucherung zu hemmen ihn wol mehr Arbeit kostete als ihr Hervortreiben. Wie glücklich würde sich mancher andere magere Dichter schätzen, wenn ihm die Natur die Brosamen geschenkt hätte, die hier von Rückert's Tische abfallen, oder das Brot, das er, um Ueberladung zu vermeiden, gar nicht darauf bringt. Was Rückert aber an einem Tage verliert, das zu suchen, hätte unsern Tagesdichtern Jahre gekostet; und wenn sie es gefunden, so würden sie jedem dieser Gedanken, der bei Rückert mit dem zephyrleichten Leibe von drei oder vier Zeilen so rasch und munter vorübereilt, vom folgenden gedrängt, einen dicken Bauch von schwerem Stoffe angemästet haben und uns statt 67 dreizeiliger Ritornelle, die wenig Seiten füllen, einen Band mit 67 dreistrophigen Gedichten dargeboten haben. Wie viel schöner aber ist es, eine Schnur von 67 Perlen als Geschenk für die Geliebte durch die Finger laufen lassen, als 67 mal den Stein des Sisyphus wälzen.

*) Vgl. außer den persischen Vierzeilen in seiner Sammlung, die hier noch mehr ins Auge gefaßten, im Jahrgange 1822 der „Urania". Die Stelle der Ritornelle vermag ich nicht mehr nachzuweisen.

Wenn Rückert in diesen kleinen Gedichten Herz und Seele immer auf die anmuthigste Weise, aber doch nicht anders handhabt als der Juwelier Edelstein und Perle, so hat er dafür einem Edelstein und einer Perle selbst Geist und Seele einzuhauchen gewußt. In der märchenhaften Auffassung der Natur, die sich in dem Gedichte, das jenen Titel führt, kund gibt, hat Rückert seines Gleichen nicht einmal an sich selbst wiedergefunden. Eine solche Vereinigung der quellendsten und doch in den reinsten Schranken der Anmuth sich haltenden Phantasie mit der zartesten Sinnigkeit und erquickendsten Gemüthlichkeit, dieses vertrauliche und verträgliche Mit- und Durcheinanderleben der Natur- und geistigen Wesen, dieser niedliche Pomp, diese vom kleinsten Stäubchen freie Nettigkeit und spiegelnde Abrundung der Form, und was sonst noch Alles darin zu finden ist, weiß ich in nichts Aehnlichem wiederzufinden, und nichts ist mir wunderbar geblieben, als daß die Deutschen, die dies Gedicht nun schon seit 12 Jahren haben *), es auch fast ebenso lange vergessen haben, sodaß nicht einmal beiläufig mehr seiner gedacht worden ist, während sie so vieler andern Schwachheiten noch nicht satt geworden sind. Freilich sollte man sich noch mehr wundern, daß der größere Theil sogar der Gebildeten unter dem deutschen Volke, vom ganzen Rückert bisher noch so gar wenig erfahren hat, als daß es ein Gedanken- und Wortverdreher sei, von dem man nur Spaßes halber einige Proben zum Besten geben könne, und daß es die vollen goldenen Aehren, die er nicht müde geworden ist, jedes Jahr unter dasselbe auszustreuen, immer noch hat unbeachtet liegen lassen, um nach alten, längst leergedroschenen Aehren und einigen neuen tauben Körnern daneben zu hacken. Ich hoffe wohl, Rückert's Gedicht und Rückert selbst werden das Schicksal des Edelsteins theilen, den er besingt; denn ihr unverwüstlicher Werth kann sie nicht untergehen lassen, aber bevor nicht das deutsche Volk seine 50 Folianten Commentare über Göthe's beide „Faust" vollendet haben und die poetische Kritik nicht die Hydra Heine und Börne erlegt haben

*) Es erschien zuerst in der „Urania" von 1823 und ist in seiner jetzigen Sammlung mitaufgenommen.

wird, wird es freilich noch nicht Zeit haben, sich um den lebendigen Rückert zu kümmern.

Was bei Rückert ebenso wenig vorkommt als rein gemüthliche Lieder und unstreitig theilweis aus gleichem Grunde, sind Romanzen und Balladen. Uhland wandelt wie ein Geist oder Geisterbeschwörer in alten Burgen um; ihm wird es ganz leicht, hinter dem Sarge seines Helden mit verhülltem und gesenktem Haupte einherzugehen, bis er in die Erde gesenkt ist, aber Rückert baut lieber wie Amphion Schlösser durch seinen Gesang, als sich auf ihre Trümmer zu setzen, und wenn er einen Trauerzug führen soll, behält seine lebensmuthige Gestalt wol den willkürlichen, aber nicht den unwillkürlichen Anstand bei, der dazu gehört; er kann es nicht lassen, den lebensdürstigen Blick rechts und links zu wenden und erstickt noch die Leiche mit Blumen, die er auf sie wirft und die einem Hochzeitschmuck ähnlicher als einem Grabesschmuck sehen. Die „Ländliche Todtenfeier" *) ist ein guter Beleg dazu. Seine Poesie ist weder eine Poesie der farblosen Zukunft, noch der nebligen Vergangenheit, noch der grauen Ferne, noch der blauen gestaltlosen Höhe über, noch der finstern Tiefe unter uns; sie weiß nichts von der Nachtseite, ja nur dem Dunkel der Natur und Seele; seine Poesie ist vielmehr eine reine Poesie des erquickenden Morgens und sonnenhellen, oft nur zu heißen und trockenen Tages, der bunten wechselnden Gegenwart, des lebendigen, quellenden Daseins in allen seinen reichen und von ihm bereicherten Beziehungen und Symbolen um und an und in uns. Wie ein Janus mit quergesetztem Haupte blickt sie mit göttlicher Klarheit rechts und links in die Gegenwart hinein und weiß Alles, was auf dem Weltkörper außer uns und im Weltkörper in uns, dem Herzen, geschieht, so weit es geistiger Klarheit zugänglich ist, aber nichts von ihren unheimlichen Heimlichkeiten. Ihr Hauch vermag nicht das unergründliche Meer dieser innern Welt, das Gemüth, von seiner einsamen, dunkeln Tiefe aus aufzuwühlen, sondern mit demselben Zuge, mit dem er die lachendsten Gefilde der Natur durchstreift und Blüten von Bäumen und Sträuchern schüttelt und Düfte und Nachtigallen mit sich führt, gleitet er auch über den zu Tage liegenden Spiegel der menschlichen Seele und schlägt glitzernd Wellen darein, doch kräftig genug, um bis zur Tiefe zu dringen. Die Deutschen aber lieben in der Poesie Träume, Schäume, Nebel, vorwärts oder rückwärts sich dehnende und krümmende Sehnsucht, verzehrende Schmerzen, Verschmachten, Verbluten; darum haben Rückert's Gedichte bei dem größten Theile derselben bisher so wenig Anklang gefunden. Und zu leugnen ist freilich nicht, daß der ganze unendliche Zauber, der auch in dem Mondlichte der Poesie enthalten ist, bei Rückert nicht zu finden ist; es ist ein anderer, aber nicht und nie dieser.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Agnes", Bruchstücke einer ländlichen Todtenfeier, in 30 Sonetten, gedichtet im J. 1812, erschien im „Taschenbuch für Damen" für 1817.

Historische Denkwürdigkeiten. Darstellungen aus der neuern Zeitgeschichte in Bezug auf merkwürdige Personen und Thatsachen. Nach den neuesten französischen Memoiren und andern Werken dieser Art bearbeitet von Karl Geib. Erster Band. 1) Memoiren des Marschalls Ney, Herzog von Elchingen. Erster und zweiter Band des Originals. 2) Brief des Generals Lafayette an den Amtmann zu Plön. Manheim, Hoff. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Einem Unternehmen, das eine verständige Abkürzung französischer Memoiren und nothwendige Verweisungen oder Berichtigungen in denselben zu liefern beabsichtigt, müßte der Beifall aller einsichtsvollen Freunde der Zeitgeschichte zu Theil werden. Wären nämlich Memoiren wie die des Scharfrichters Gregoire, des Kammerdieners Constant, des Wundarztes O'Meara, des Cabinetssecretairs Chaboulon, des Palastpräfecten Bausset oder der Damen Durand und Avrillon und ähnliche auf eine zweckmäßige Weise abgekürzt, so würde man das historisch Wichtige oft auf wenigen Seiten zusammenhaben und das Ganze zugleich kritisch gewürdigt sehen oder im Lichte einer bloßen Buchhändlerspeculation erblicken. Unter die letztere Kategorie würden auch manche Partien der Memoiren der Herzogin von Abrantes gehören, die mit ihrer angenehmen Schwatzhaftigkeit und mit den Erzählungen aus dem Leben so vieler berühmten Männer, mit denen sie umgegangen ist, viele Leser bestochen hat. Dagegen würden wir es für Unrecht halten, Memoiren wie die von Gourgaud und Montholon, von Thibaudeau und Rapp, wie die vier ersten Bände von Bourrienne oder selbst Las Cases' Tagebuch und Fain's Manuscripte in Auszügen oder mit Abkürzungen dem Publicum mitzutheilen. Ihr Werth ist für die Nachwelt zu bedeutend, als daß individuelle Ansichten über das mehr oder minder Interessante obwalten dürften. Der Historiker muß hier Alles lesen, um die Bilder, welche dort zur Schau gestellt sind, in ihrer Totalität in sich aufzufassen oder, wo blos Skizzen gegeben sind, diese durch fleißige und geschickte Combination mit anderweit bekannten Thatsachen zu vervollständigen suchen. Denn ohne einen kritisch forschenden und beurtheilenden Blick kann man aus leicht begreiflichen Gründen keine Memoiren mit Nutzen lesen.

Aus diesem Grunde stellen wir also an den Herausgeber einer Memoirensammlung zuerst die Foderung, daß er sich nicht durch falsche Waare täuschen lasse und Alles aufnehme, was grade den Interessen des Tages oder irgend einer Partei, für welche Memoiren so oft geschrieben sind, schmeichelt. Solche Unechtheiten aber lassen sich namentlich in der neuen französischen Literatur häufig nachweisen, wie in den sogenannten Memoiren Berthier's, Hudson Lowe's und Robespierre's, der Putzhändlerin Rose Bertin, eines ungenannten Apothekers und eines Sergeanten über die spanischen Feldzüge, eines gleichfalls ungenannten kaiserlichen Pagen und Adjutanten. Ja, es wurde über die Echtheit von Condorcet's Memoiren ein Rechtsstreit — wie weiland zwischen Clauren und Hauff — zwischen dem General O'Connor und dem Buchhändler Ponthieu geführt, ebenso zwischen Fouché's Söhnen und dem Buchhändler Lerouge, der Memoiren unter dem Namen ihres Vaters verlegt hatte, und die Herzogin von St.-Leu erklärte öffentlich, daß die ihr zugeschriebenen „Mémoires de la reine Hortense" unecht wären. Eine solche Täuschung ist nun bei den Memoiren des Marschalls Ney nicht zu befürchten, da seine Familie selbst dieselben im vorigen Jahre aus seinen handschriftlichen Bemerkungen und seiner Correspondenz mit dem Kaiser und dem Fürsten Berthier herausgegeben hat, wie bereits in Nr. 326 d. Bl. f. 1833 aus Paris berichtet worden ist. Die vorliegende Uebersetzung derselben ist die erste, welche in Deutschland erscheint.

Bei dem großen Eifer unserer allezeit fertigen Uebersetzer, französische Memoiren in das Deutsche zu übertragen, könnte

es allerdings befremden, daß die Denkwürdigkeiten eines der ausgezeichnetsten Marschälle aus Napoleon's Heere erst nach einem Jahre einen Uebersetzer gefunden haben. Aber unser Uebersetzer und Verleger urtheilten ganz richtig, daß eine bloße Kriegsgeschichte keine passende Lecture für das große Publicum sei. Und daher wissen wir auch nicht, ob Hr. Geib (früher selbst in französischen Diensten) wohlgethan hat, grade die Ney'schen Memoiren an die Spitze seiner Sammlung zu stellen, der er doch einen möglichst großen Kreis von Lesern wünschen muß. In andern Beziehungen wollen wir ganz und gar nicht in Abrede stellen, daß die Memoiren für den Historiker und in einem noch höhern Grade für gebildete Militairs von mannichfaltigem Interesse sein werden wie die Memoiren des Marschalls Gouvion St.-Cyr. Auch diese haben noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden, sind aber längst in den Händen der Männer vom Fache und in militairischen Zeitschriften beurtheilt und gelobt worden. Für die Wahl des Herausgebers könnte nun allerdings in mehrfachen Beziehungen die Berühmtheit Ney's sprechen, da wol einem jeden Gebildeten unter den ältern Männern der jetzigen Generation die Heldenthaten des Generals in der Schweiz und in Deutschland, sein geschickter Rückzug aus Rußland von Wiazma bis Ponari hinter Wilna, sein kühner Uebergang über den Dnieper, seine muthvolle Führung der Nachhut hinlänglich bekannt sind. „L'armée française", sagt Ségur in seinem trefflichen Werke (Livr. 12, ch. 4) respirait encore tout entière dans le maréchal Ney."

Die Thaten des Generals von seinem Eintritte in die militairische Laufbahn im Jahre 1787 bis zum Jahre 1805, wo er bei Elchingen unweit Ulm den Sieg erfocht, von dem er späterhin den Namen führte, enthält der vorliegende erste Band seiner Memoiren. Seine nicht zu unterdrückende Neigung zum Kriegerstande, sein Leben in der ersten Garnison und Züge zu seiner Charakteristik (die hier eigentlich noch nicht am rechten Orte stehen) sind in dem ersten Capitel erzählt worden. Von den folgenden Begebenheiten seines kriegerischen Lebens nehmen seine Thaten bei der Maas- und Sambrearmee und dann der Feldzug in der Schweiz 1799, sowie die von ihm geführten diplomatischen Unterhandlungen im J. 1800 die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Die französische Invasion der Schweiz, sowie die Verhandlungen Napoleon's mit der Tagsatzung und den einzelnen Cantons tragen einen gehässigen Charakter und gehören zu den Partien im Leben des mächtigen Kaisers, wo sich das vae victis auf eine sehr betrübende Weise ausgesprochen hat. Also wollen wir uns jetzt auf diese Verhältnisse nicht einlassen, da uns für den Augenblick die neuern Schriften über die Geschichte der Schweiz von Knonau, Simond und Em. von Rodt nicht zur Hand sind und wir also eine genauere Prüfung nicht anstellen können. Daß Ney Klugheit, Festigkeit und Ausdauer hierbei entwickelt habe, wollen wir nicht leugnen; deshalb brauchte auch Napoleon zu solchen Missionen gern seine Generale (Bernadotte in Wien, Junot in Lissabon), weil sie mit militairischer Energie aufzutreten pflegten und die diplomatische Feinheit ihnen zu lange währte. Unter allen solchen Abgesandten hat vielleicht nur Duroc am Hofe in Berlin mehr den Diplomaten als den Militair blicken lassen.

Unparteiischer ist gewiß die Schilderung der Feldzüge bei der Maas- und Sambrearmee, sowie später bei der Rheinarmee. Diese Waffenthaten sind erst durch Gouvion St.-Cyr's Denkschrift, denen aus Lavalette's Memoiren manche Details hinzugefügt werden können, recht bekannt geworden; bis dahin hatte die Glorie der Napoleon'schen Feldzüge in Italien sie in unverdienter Dunkelheit gehalten. Und doch verbrachten diese Heere höchst wichtige Thaten. Die Truppen waren nur schlecht bezahlt und schlecht gekleidet, aber sie dienten mit Freudigkeit und Liebe dem Vaterlande, und das ganze frische Leben der neuen Republik sprach sich bei ihnen lebhafter aus als bei der italienischen Armee, wo die hervorstrahlende Größe eines Mannes Alles um und neben sich in Schatten stellte. Bei der Rhein-, Maas- und Sambrearmee theilte sich die Berühmtheit. Hier befehligte Kleber, Desaix, Gouvion St.-Cyr, Hoche, Marceau, alle junge, für Ehre und Vaterland glühende Helden. Neben ihnen erwarb sich Ney bald einen rühmlichen Namen. In den Gefechten an der Sieg, an der Lahn und am Main, in den Schlachten bei Altenkirchen, Sulzbach, bei Amberg und Würzburg zeichnete er sich vortheilhaft aus und erhielt kurz vor dem Frieden zu Campo Formio das Commando der Husarendivision. Für den Laien aber ist in allen diesen Erzählungen zu viel militairisches Detail. Die Darstellung selbst ist einfach und schmucklos, man sieht überall, daß der Erzählende nicht hat täuschen wollen, auch gibt die Achtung, mit der stets von den feindlichen östreichischen Truppen und ihren Feldherren gesprochen wird, ein gutes Vorurtheil für die Glaubwürdigkeit der Erzählung. Manche Angabe, wie der Bericht über die Ueberrumpelung Manheims im März 1799 (S. 152 fg.), oder die Erwähnung türkischer Kriegsgefangener in den Reihen des östreichischen Heers (S. 70) hat Hr. Geib selbst berichtigt, wie denn derselbe überhaupt es sich hat angelegen sein lassen, durch Erklärung militairischer Ausdrücke, Vergleichungen anderer historischen Schriften und mehrfache Berichtigungen den Werth seiner Ausgabe zu erhöhen. Uebrigens kehrte Ney nach seiner schweizerischen Expedition zu der Rheinarmee zurück, die damals von Moreau befehligt ward, und nahm Theil an der Schlacht bei Hohenlinden sowie an andern merkwürdigen Begebenheiten dieses Feldzuges.

Ney's Privatleben tritt hinter die öffentlichen Begebenheiten fast ganz zurück. Wir erfahren nur an mehren Stellen, daß er wohlwollende und humane Gesinnungen gezeigt und sich stets höchst uneigennützig auch in Feindes Land gezeigt habe. Seine Anhänglichkeit an Napoleon war sehr groß, er gehörte mit zu den Ersten, die ihn angingen, sich die Kaiserkrone aufzusetzen. So ward auch seine Heirath (S. 219 fg.) auf Napoleon's Wunsch geschlossen. Josephine Bonaparte suchte dem General die Gattin aus, mit der der erste Consul mehr zufrieden war als mit dem Fräulein von Permon, mit der sich General Junot ohne sein Wissen versprochen hatte.

Zur Anführung einzelner charakteristischer Züge aus der Kriegführung der Franzosen in jener Zeit bleibt uns wenig Raum. Das Raub- und Plünderungssystem war schon in den neunziger Jahren organisirt. So lesen wir (S. 68) die Instruction des Directoriums an den General Jourdan, nach welcher die Stadt Frankfurt nicht allein das französische Heer mit Nahrung und Kleidung zu versehen hat (das lag in der Natur der Sache), sondern auch gehalten sein soll, alle Meisterstücke der Kunst, namentlich das Gemälde der zwölf Apostel von Plazetta, die naturhistorischen Merkwürdigkeiten, die Kleinodien der deutschen Kaiser, ja selbst die goldene Bulle (was mochte sich wol das Directorium im Jahr 1797 darunter denken) nach Paris abzuliefern. Erfreulich ist dabei wenigstens der Zusatz, daß nur der Oberkriegscommissair und wenige Individuen, nicht aber alle Employirten und Speculanten, die dem Heere nachzuziehen pflegten, die Stadt betreten durften. Daß die Schweiz im J. 1798 den Franzosen außerordentliche Summen zahlen mußte, geht auch aus diesen Memoiren hervor. Der Stadt und dem Canton Bern kostete die Invasion vom J. 1798 an Geld und Naturalien die Summe von 44,140,000 Francs (S. 254). Ersieht man nun aus andern Angaben, wie im zweiten Theile von Simond's im J. 1824 erschienenen „Voyage en Suisse", daß die Invasion der öffentlichen Kasse über hundert Millionen Livres gekostet hat, so hat allerdings die helvetische Republik ihre Freiheit theuer genug bezahlen müssen. Der Mann, der dies Raubsystem organisirte, hieß Rapinat — nomen et omen.

Als Anhang zu diesen Memoiren hat Hr. Geib einen Brief Lafayette's übersetzt, den derselbe am 15. Januar 1799 aus Wittmold, unweit Hamburg, wo er sich vom J. 1797—99 aufhielt, an den dänischen Amtmann Herrn von Hennings in Plön geschrieben hat. Der Brief ist echt, und daher glaubte Hr. Geib, daß er „als Anhang keine interessantere Gabe spen-

den konnte als dieses schätzbare Actenstück aus den Papieren eines Mannes, dessen kürzlich erfolgter Tod alle Freunde seines Vaterlandes und alle Freunde edler Menschheit in Trauer versetzt hat" (S. 353). Wir theilen nun freilich diese Trauer nicht. Lafayette war ein rechtlicher, jedoch ein schwacher und eigensinniger Mann, der für seine Phantasmagorie von amerikanischer Constitution, ohne amerikanische Sitten und Gesetze recht zu kennen, und für seine Erklärung der „droits de l'homme", mit der er Frankreich und die Welt reformiren wollte, gleichgültig das Blut von Hunderttausenden hätte können vergießen sehen. Daher ward von ihm in den unter Ludwig XVIII. Namen erschienenen Memoiren sehr richtig (IV, 71) gesagt, daß es sein Schicksal gewesen sei, stets Uebels zu thun mit der Absicht, Gutes zu thun. Die von ihm in und nach der Julirevolution entwickelte Thätigkeit hat weder für Frankreich noch für einen andern Staat segensreiche Früchte getragen, seine Ansichten galten in der letzten Zeit seines Lebens selbst nur noch bei ultraliberalen Franzosen, und jetzt, noch kein Jahr nach seinem Tode, ist Alles still von ihm. Ob ein künftiger unparteiischer Schriftsteller ihn dereinst als den Beförderer des wahren Liberalismus oder als einen Schwätzer in seinen öffentlichen Reden und einen gefährlichen Mittelpunkt für staatsgefährliche Associationen, denen sein Name zum Vehikel gedient hat, bezeichnen wird, wollen wir jetzt unentschieden lassen. Lafayette hat übrigens gezeigt, daß Voltaire's Ausspruch: Vive la médiocrité, sehr richtig sei, denn darüber hat sich die allgemeine Meinung ausgesprochen, daß der General troß der 44 Jahre, in denen er sich als Hauptacteur in dem Trauerspiele der französischen Revolution einen Namen erworben hat, nur ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten gewesen ist.

Der Brief selbst wird für Die interessant sein, die Lafayette's Theilnahme an der ersten französischen Revolution von ihm selbst geschildert lesen wollen. Sonst steht wol das Urtheil über sein Benehmen, wodurch er es mit allen Parteien verdarb, hinlänglich fest und wird auch wol durch diese Rechtfertigungsschrift nicht erschüttert werden. In seiner eignen Sache kann Niemand gut Richter sein. Neue Aufklärungen von Wichtigkeit haben wir darin nicht wahrgenommen. Seine Erzählung des Angriffs auf die königliche Familie zu Versailles, am Morgen des 6. Oct. 1789, gibt insofern einen neuen Aufschluß, daß es nach ihm „in den Gebüschen versteckte Räuber waren, die auf die Leibgardisten schossen und sich darauf in das Gemach der Königin stürzten" (S. 352). Damit stimmt auch eine Aeußerung überein, die der ältere Ségur aus Lafayette's Munde („Mémoires", T. III, p. 473, nach der stuttgarter Ausgabe) mitgetheilt hat: „Les brigands s'introduisirent dans le château du côté du jardin par une porte, que n'occupait point la garde nationale". Aus den frühern Darstellungen dieser Scenen bei Girtanner und Andern wurde nicht recht deutlich, wie die Mörder eigentlich in das Innere des Schlosses gelangt wären.

Ob die Memoiren des Marschall Ney von seinen Verwandten bereits weiter als bis zum Schlusse des vorliegenden Bandes fortgeführt worden sind, ist uns nicht bekannt. Jedenfalls ist eine Fortsetzung derselben wünschenswerth, da sie solche Begebenheiten enthalten werden, die im frischen Gedächtnisse der jetzigen Generation leben und namentlich durch Rellstab's interessanten Roman „1812" von Neuem dem größern Publicum vorgeführt worden sind. 14.

Aphorismen.

Feldherrntriumph.

Bald nach dem hubertsburger Frieden hatte Friedrich der Große eines Tages seine Feldherren zu einem großen Mahle vereinigt, dem auch sein Bruder Heinrich, einer der Helden des siebenjährigen Krieges beiwohnte. Bei Tische stellte der König eine kritische Musterung der Hauptbegebenheiten dieses langen Kampfes, der vorgekommenen großen Thaten, aber auch der begangenen mehrfachen militairischen Fehler an, wobei er sich selbst nicht schonte, und aufstehend endlich und sein volles Glas ergreifend, rief er aus: „Saluons, messieurs, le seul général qui pendant toute cette guerre n'a pas fait une seule faute. A votre santé, mon frère!" Dieses Lob, aus diesem Munde, in dieser Gesellschaft, war der Feldherrntriumph des Prinzen Heinrich, von welchem aber auch wirklich behauptet werden kann, daß er im ganzen Kriege keinen einzigen Fehler begangen habe, und als Feldherr vielleicht noch über seinem königlichen Bruder selbst stehe, den seine natürliche Hitze oft zu weit fortriß.

Lit de justice.

Der eigentliche Ursprung des Ausdrucks Lit de justice ist wol den wenigsten unserer Leser bekannt; ich will darüber hier eine historische Erörterung beibringen.

Was späterhin mit jenem Ausdrucke belegt wurde, war ursprünglich nichts als eine feierliche Sitzung der Könige von Frankreich, um mit ihren Ständen die Angelegenheiten des Staates zu berathen. Man nannte dergleichen Sitzungen allmälig: Champ de mars, Placités généraux, Cours plénières, Plein parlement; und die Könige saßen dabei auf einem goldenen Throne. Die Versammlungen wurden entweder auf offenem Felde oder in einem öffentlichen Gebäude abgehalten. Später verlegte man dieselben in den Palast der Könige und substituirte jenem unbequemen goldenen Thron einen Thronhimmel und Kissen zum Sitze. Im Altfranzösischen aber heißt jeder mit einem Himmel versehene Sitz lit. Der Kissen waren fünf: eins als Sitz, eins im Rücken, zwei unter den Armen, eins für die Füße. Ludwig XII. war genöthigt, dies lit ausbessern zu lassen; und so bestand es noch unter Ludwig XV., der bekanntlich einen so häufigen und unwürdigen Gebrauch davon machte. Während der Revolution ward es in Stücke gerissen. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 63. —— 4. März 1835.

Friedrich Rückert.

(Beschluß aus Nr. 62.)

Dafür tritt uns aber an Rückert eine um so schätzbarere Eigenschaft entgegen, eine kernhafte poetische Gesundheit, wie sie Wenigen eigen ist. Man hat verschiedentlich als den Charakter der neuern Poesie Zerrissenheit und Selbstironie ausgesprochen; dann aber muß man Rückert aus den Repräsentanten derselben streichen. Weder weinerliche Klagen noch greuliche Selbstzerfleischungen, daß alle Eingeweide dem Dichter zum Leibe heraushängen, wie sie seit Heine und durch Heine so Mode und eben als Mode abscheulich geworden sind, findet man bei Rückert. Seine Poesie ist immer nervig, selbst wenn sie spielt, und oft macht sie, ohne zu ermatten, lange Reisen durch die anmuthigsten Gegenden, immer den Blick offen und frei behaltend; aber sie wirft sich nie träge hin und verkauft uns das Seufzen und Stöhnen dieser Faulheit für ein tüchtiges Werk. Wenn Andere alle Gewänder zerreißen, um ihre nackte, mit poetischem Blute beschmierte Brust zu zeigen, putzt Rückert mit den Fetzen wenigstens ein paar Püppchen an und macht seine eigne Brust nur frei, um sie vom Ostwinde umspielen und von der Morgensonne kräftigen zu lassen. Er ist immer auf dem Platze, schafft und wirkt immer in seiner Poesie, er bindet, gießt und sät, drechselt, schnitzelt und verschnitzelt; aber er geht nicht müßig umher und freut sich, den schönsten Blumen mit dem Spazierstock die Köpfe zu knicken. Darum hat aber auch Rückert für Jeden etwas, der nur in sein gastfreies Haus kommen will, woran er sich erbauen, erfreuen, erquicken und nähren kann; statt daß in so mancher nebenliegenden Räuberhöhle der Verlockte Gefahr läuft, die theuersten Kleinode seines Innern einzubüßen und an giftigen Früchten zu verderben.

Es mag sich übrigens mit der Zeit in Rückert vielleicht Manches noch gar schön gestalten von Dem, was wir jetzt an ihm vermissen. Denn Rückert scheint mir noch nicht fertig; nicht, als ob sich neue Elemente in ihm bilden könnten, aber die angeborenen können in andere Verhältnisse zueinander treten. So scheint mir schon jetzt eine frühere und spätere Periode bei ihm deutlich zu unterscheiden und ein bedeutender Fortschritt von ersterer zur letztern, zwar nicht in jedem einzelnen Gedichte, aber doch in der ganzen Anschauung seiner dichterischen Thätigkeit sichtbar. In jener hatten sich die verschiedenen Elemente derselben noch nicht gehörig gesondert, und hier ist es namentlich, wo das Verdecktwerden des Gemüthlichen durch andere Elemente oft misfällig hervortritt; wiewol die Macht und Tiefe seines Gemüths sich schon damals recht wohl geltend zu machen wußte, wenn es vom Leben, nicht von der Phantasie aus angeregt ward, wie der größte Theil seines „Liebesfrühlings" und so manches andere Gedicht jener Periode beweist. Wenn ich aber recht bemerke, so ist bei Rückert neuerdings eine sehr wohlthätige, bleibende Spaltung seiner verschiedenen Seiten, ein klarer gesondertes Wirken seiner mannichfaltigen Mittel eingetreten. Wie reich auch der innere Born seines Gemüthes war, so wurde er doch von der Hitze seines Geistes und seiner Phantasie immer wieder ausgetrocknet, und statt des fröhlichen und freien Wachsthums, das die Quelle aus jenem hätte unterhalten können, kamen oft nur fremdartige Treibhausblumen und Früchte, oft zum Verwundern prächtig und glänzend, hervor, oder es entstand auch zuweilen eine fast gänzliche Dürre; aber jetzt nährt er den Ueberfluß jener Flamme in einem abgesonderten Raume mit orientalischen Hölzern, und nun fließt die Quelle des Gemüths rein und lebendig, nicht mehr verzischend und in Regenbogenfarben versprühend, sondern blos noch durchwärmt vom Geiste und brechend die bunten Lichter der Phantasie. So enthalten namentlich die neuern Jahrgänge des „Musenalmanachs", eine große Menge Gedichte von ihm, mit gemüthlichem Grundtone, aber dabei einer so geistigen Bewegung und einem so anmuthigen Colorit, daß sie nur mit der größten Erfreuung gelesen werden können.

Den Umstand haben allerdings mehre Dichter mit Rückert gemein, daß das Fehlerhafte ihrer Poesie im Zuviel liegt, aber nicht den, daß durch Beschränkung dieses Zuviel etwas Gutes entsteht; blos ein Uebel wird entfernt. Wer blos schwülstig ist oder in der Poesie rast, kann allerdings den Schwulst wegschneiden oder zu Verstande kommen; allein hiermit ist auch meist zugleich die ganze Poesie weggeschnitten, weil die Poesie nicht den Schwulst als Auswuchs trug oder in Raserei war, sondern die Poesie selbst war dieser Auswuchs oder rasende Paroxysmus eines sonst gewöhnlichen, prosaisch und praktisch vielleicht recht nützlichen Menschen, und die Kritik

leistete ihm einen Dienst, wenn sie ihn davon zu heilen vermochte und in seine Expedition curirt zurückführte. Bei Rückert's Zuviel kommt es aber nicht sowol darauf an, es wegzuschneiden, als es zu organisiren, alle Elemente in rechter Harmonie und am rechten Orte wirken zu lassen. Er ist so reich, daß er sich nie ganz geben darf und, wenn er einmal alle Köche zusammenarbeiten lassen will, einen versalzenen oder überwürzten Brei bringt; aber er stelle jeden an seinen Platz, und er kann ein herrliches Gastmahl geben. Andere fühlen wohl, daß, wenn sie sich ganz geben, sie doch noch nichts geben, sie wollen sich daher verdoppeln oder verdreifachen und geben ein doppeltes, ein dreifaches Nichts, die dreifache Menge Wasser; sie fühlen, daß das einfache klare Wort für ihre Empfindungen keine Poesie enthalten würde; sie schreien es daher in unverständlichen Zungen in die Welt hinein, und weil ihre gewöhnliche Physiognomie keinen Reiz hat, fangen sie an, fremdartige Gesichter zu ziehen. Führt man das Alles auf seine Elemente zurück, so kommt das alte Nichts, die alte Klanglosigkeit und Unbedeutendheit heraus; führt man aber Rückert auf seine Elemente zurück, so findet man, daß sie gut und tüchtig sind, und daß blos ihre übermäßige Häufung und falsche Vertheilung ihn manchmal außer Gleichgewicht gebracht hat.

Um zum Schluß zu kommen, so hat Rückert zwar nicht das ganze Gebiet der Poesie in gleichem Grade durchmessen, noch wird er es zu durchmessen vermögen; er ist ein Ungeheuer, das viele andere Dichter in seinem Bauche beherbergen kann; aber die Poesie ist allerdings ein noch größeres Ungeheuer, das unsern Rückert selbst nur als eines seiner ausgebildetsten Jungen im Bauche trägt. Wenn andere, übrigens ganz nette Dichter blos kleine Maulwurfshügel sind, welche die Aussicht auf die nächsten Blumen und Bienen ringsherum haben und mit jedem Jahre überharkt werden, so ist Rückert vielmehr eine große Gebirgsmasse, die ununterbrochen von Osten nach Westen verläuft. Aber sie ist im Osten mehr angebaut, bietet größere Plateaus und weitere Aussichten dar als im Westen, gibt dort als Hauptgebirge Flüsse zum Meere, während sie sich hier in die andern Gebirge verläuft und nur einzelne schöne Bäche abgibt.

Betrachte ich Rückert von einer Seite, so kommt er mir vor wie eine Art orientalischer Palast aus „Tausend und eine Nacht", Alles darin schön geordnet, geschnitzt, getäfelt, blitzend von Gold und Krystall, gekühlt von Weinranken und Springquellen, erhitzt und durchduftet von brennendem Gewürz und von Rosen. Nachtigallen, verzauberte Prinzen, Perlen, Edelsteine, Blumen, Alles spricht; prächtige, goldene Sprüche stehen an den Wänden: blos Menschen sind nicht darin, die sprechen; aber Menschen würden auch nicht hineinpassen mit ihrer armen, kranken, zerrissenen Seele. Das Herz selbst und die Liebe mit Freud und Leid sind hier nur wie Blumen in Teppiche gewebt. Köstliche Arabesken ziehen sich allenthalben herum; überall gucken Gesichter, lustige, weise, trunkene, liebliche und fratzenhafte daraus hervor, nur keine Physiognomie. Was das aber prächtig und glänzend und laut und lustig und zum Theil wieder trocken, fabrikmäßig und seelenlos, und geschwätzig und endlich ermüdend ist! Angebaut ist aber an diesen Palast eine kleine Hütte, worin Rückert selbst wohnt, und daran ein Garten mit heiterm Grün und einer verständig lispelnden Quelle. Willst du Rückert besuchen, er wird dich durch alle jene prächtigen Gemächer führen, und zuletzt wirst du doch am liebsten bei ihm selbst in seinem kleinen Hause ausruhen. Dr. Mises.

---

1. Des Grafen Leopardi philosophisch-politischer Katechismus. Eine Berichtigung der gangbarsten philosophisch-politischen Lehren und Ansichten unserer Zeit. Nebst einer Anrede an das philosophisch-liberale Volk über die vier letzten Dinge. Auch unter dem Titel: Wie Graf Leopardi an das philosophisch-liberale Volk über die vier letzten Dinge spricht. Ein Anhang zu dessen Gesprächbüchlein für sehr viele Servile. Aus dem Italienischen übersetzt von Albert von Haza-Radlitz. Regensburg, Pustet. 1834. Gr. 12. 10 Gr.
2. Des Grafen Leopardi Abhandlung über Staatsreformen. Ein nützliches Vademecum für alle Freunde und Feinde der bestehenden Ordnung. Aus dem Italienischen frei übersetzt von Albert von Haza-Radlitz. Auch unter dem Titel: Des Grafen Leopardi dritte Dosis aus der Arzneibüchse des Dr. Policinello für die liberalen Philosophen und Volksvertreter. Ebend. 1834. 8. 8 Gr.

Herr von Haza in Wien, wenn wir nicht irren, früher Protestant und Adam Müller's Stiefsohn, sagt uns im Vorworte der zuerst angeführten Schrift: Graf Leopardi von Recannati habe es sich „zur lobenswerthen Aufgabe seines Lebens gemacht, die liberale Philosophie unserer Zeit mit ihren verbrecherischen und unheilbringenden Ausgeburten" rastlos zu verfolgen, und dies bereits in seinem „Gesprächbüchlein" gethan, das von dem deutschen Publicum mit „lebhaftem Beifall" aufgenommen worden sei, wovon wir wenigstens bis jetzt nichts erfahren haben.*) Der Uebersetzer meint, in einer Zeit, wo der Liberalismus „so mannichfache Triumphe über unsere Nachlässigkeit, Unschlüssigkeit und Indolenz zu feiern hat", wo er, „aufgebläht durch seine Siege, das schnöde Haupt mit stets zunehmender Frechheit in die Höhe streckt", wo er „Leute seines Gelichters, wie Wirth, Siebenpfeiffer, Scharpf und Hochdörfer gleichsam zur Verhöhnung ihrer Richter an gerichtlicher Stätte dieselben verbrecherischen Reden wiederholen läßt, wegen deren sie vor die Schranken geführt worden u. s. w.", sei es an der Zeit, Schriften wie diese zu verbreiten und allen Classen zugänglich zu machen. Er empfiehlt den Ausländer, zu dessen Ansichten er sich ausdrücklich bekennt, zu freundlicher Aufnahme und fodert auf, mit Ernst und Tiefe zu durchdenken, was er sagt, da es nachgrade Zeit werde, uns über unsere politischen Gesinnungen Rechenschaft zu geben. Wir finden in dieser Vorrede nur ein wahres Wort: „Die Wahrheit ist überall nur Eine, und was nicht ganz und gar diese eine Wahrheit ist, das ist Lüge; zwischen beiden gibt es keine Mitte". Setzt Hr. v. H. hinzu: „Dem Leser bleibt die Wahl", so sagen auch wir dies in Beziehung auf die obengenannten Flugschriften. Dem Verf., dem Uebersetzer und ihren Gleichgesinnten umständlich zu entwickeln, was wir gegen ihre Ansichten zu sagen haben und was wir und mit uns viele Andere für Wahrheit halten, würde ganz vergeb-

*) Wir berichteten darüber in Nr. 166 f. 1833. D. Red.

sich sein, da Graf Leopardi, wie wir hören werden, alle Andersdenkenden „in die Bratpfanne des Teufels" schickt. Er hat die Quintessenz seiner Ansichten vom Staatsleben in seinem sogenannten „philosophisch-politischen Katechismus" dargelegt, den er den „Fürsten, Bischöfen und Obrigkeiten, den Lehrern der Jugend und Allen, die eines guten Willens sind", widmet, Lehrern und Familienvätern als Leitfaden zum Unterricht anbietet, als „Elementarbuch für bürgerliche und politische Philosophie" angesehen wissen will, das dem „Katechismus der Christen stets zur Seite stehen" soll; und er sagt ausdrücklich, es sollten die Fürsten befehlen, die Grundzüge solcher „bürgerlichen Philosophie" in allen Schulen zu lehren; Familienväter, Priester, Reiche, alle Wohlgesinnte Exemplare des „Grundbüchleins" nach allen Seiten hin verschenken. „Ego plantavi, Apollo rigavit, sed Deus incrementum dedit!" setzt er triumphirend hinzu. Solche Bemühungen einer sich überstürzenden wahnsinnigen Reaction haben ihr Correctiv in sich selbst, und man kann sie unbedenklich mit dem Strome verschwimmen lassen, der sie ans Ufer werfen wird wie ein morsches Wrack, um vollends zu verfaulen. Es wird völlig genügen, in einigen Andeutungen zu bezeichnen, was hier so bitter geifert und so wüthig sich geberdet. In dem aus 16 Capiteln bestehenden „Katechismus" treten Schüler und Professor auf. Der Schüler, zuweilen ein etwas vorlauter Bursche und anscheinend ein wenig angesteckt von dem gottlosen Liberalismus, ergreift in jedem Capitel fragend die Initiative, ist aber am Ende stets so folgsam, von dem Hrn. Professor sich zurechtweisen zu lassen. Da wird er gleich im ersten Capitel belehrt, daß die liberalen Philosophen Leute sind, die sich von den heiligen Sacramenten und religiösen Uebungen entfernt halten, in den Kirchen, wenn sie zuweilen dahin gehen, unsittsam und unehrerbietig dastehen, vor dem Bildnisse Jesu Christi und seiner Heiligen den Hut nicht abziehen, sich schämen, öffentlich das Zeichen des Kreuzes zu machen, von ihrem Fürsten und der Regierung gehässig sprechen, Priester, Mönche und Geistliche verhöhnen, über die Fortschritte der Revolution und der Rebellen sich freuen, „kraftvolle Unternehmungen" der gesetzmäßigen Gewalt misbilligen. In den folgenden Capiteln geht es tiefer in „die bürgerliche Philosophie". Der Schüler hat vom contrat social gehört. Er fragt, was das sei. Der Professor führt ihn in das Paradies zu Adam und Eva. Gott hat die Gesellschaft „des ersten Menschen und des ersten Weibes" unmittelbar angeordnet, und aus seinem Willen ist die Gesellschaft hervorgegangen, durch seinen Willen erhalten worden. Die Philosophen wollen uns nur darum überreden, die Gesellschaft und deren Grundgesetze seien Uebereinkünfte und freiwillig geschlossene Verträge, weil sie sich die Freiheit nehmen wollen, jene Gesetze zu übertreten und so den Weg zum Umsturze der Welt zu öffnen. Merkwürdig beginnt das vierte Capitel von den Menschenrechten. Worin sie bestehen, fragt der Schüler. Der Mensch hat gar keine Rechte, antwortet der Professor. Das kommt dem Burschen doch zu arg, zu „wunderlich" vor. Aber der Professor ist gerüstet. Die Lehre der liberalen Philosophen von den Menschenrechten ist ein von der Gottlosigkeit benutzter Kunstgriff, die Leidenschaften anzuregen und die Welt zu Grunde zu richten. Der Mensch hat keine eignen, von der Bewilligung Gottes unabhängige Rechte. In der heiligen Schrift ist von gar keinen Rechten der Menschen die Rede, sondern lediglich von Pflichten. Der Schüler, der hier ein Bischen hartnäckig ist, als ob er einer Sitzung der société des droits de l'homme beigewohnt habe, gibt doch endlich nach und empfängt den Spruch: „Mein Sohn, legen wir den Stolz der Philosophen von uns und bekleiden uns wieder mit der Demuth der Christen; seien wir fest überzeugt, daß die Beobachtung der Pflichten die Völker bewahrt hat, die Behauptung der Rechte sie ins Verderben gestürzt". Was in den Capiteln über die Souverainetät und über die Constitution vorgebracht wird, läßt sich errathen. Der naseweise Schüler vermißt sich, „im Lichte der Vernunft" zu beweisen, daß die Souverainetät ursprünglich und nothwendig ihren Sitz im Volke habe. Da kommt er schön an! Es sieht aus, als ob der Professor ihn vernünftig darüber belehren wollte, aber die leidige origo majestatis a Deo verschiebt und verrückt Alles. Ein Fürst ist nach des Professors Lehre nicht verbunden, eine frei bewilligte und bestätigte Constitution zu beobachten, wenn sie die Grundlage der Souverainetät zerstört und dem allgemeinen Wohl des Volks entgegensteht, und ihm allein gebührt das Urtheil darüber, ob dies der Fall sei. Freilich kann Irrthum ihn täuschen, Leidenschaft ihn verleiten. Aber „der Barbier kann ungeschickt sein, nichtsdestoweniger lassen wir uns nicht abhalten, uns rasiren zu lassen". Die beste Regierungsform ist die erbliche Monarchie, beweist der Professor im achten Capitel, aber obgleich nach seiner Behauptung in Republiken nicht recht wahrgenommen werden kann, wo eigentlich die oberste Gewalt ihren Sitz habe, so ist er doch so billig zuzugeben, daß in concreten Fällen diejenige Regierung für jeden Staat die beste sei, die in demselben auf legitime Weise bestehe. Aus dem Capitel von der Revolution wollen wir nur des Professors bezeichnende gesperrt gedruckte Antwort auf des Schülers verfängliche Frage, wer den treulosen Fürsten und Tyrannen richten und verurtheilen solle, hier anführen: „Die Kirche, mein Sohn, denn diese hat von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen erhalten". Wir haben genug gesagt, den Charakter dieser Schrift anzudeuten. Wer sich die Mühe nehmen will, sie zu lesen, kann unter Anderm auch erfahren, ob die Italiener Recht haben, wenn sie die Unabhängigkeit Italiens verlangen.

Des Grafen Leopardi „Anrede an das philosophisch-liberale Volk" können wir weder geistreich noch humoristisch nennen, wie Hr. von Haza rühmt. Sie handelt vom Tode, von dem Gericht, von der Hölle und von dem Paradiese. Man denkt dabei unwillkürlich an die Capucinerpredigt in „Wallenstein's Lager". Besonders merkwürdig ist in dem Abschnitte von der Hölle die Berührung der Frage, wie die Gluten der göttlichen Rache den verdammten Geistern (namentlich dem philosophisch-liberalen Volk) Qual bereiten können, bevor sie sich an dem unglücklichen Tage der Auferstehung wieder mit ihrem Fleische werden bekleidet haben. Im Abschnitte von dem Paradiese wird den Liberalen die Aussicht gezeigt, in die ewige Freude einzugehen, wenn sie sich bekehren; wollen sie aber in ihrem Abscheu vor dem Kreuze verbleiben, um der dreifarbigen Fahne treu zu sein, die Buße fliehen, um „sich an der Lust glorioser Tage zu ergötzen", die Musik der Marseillaise dem Gloria in excelsis Deo vorzuziehen fortfahren — „discedite maledicti in ignem aeternum! Amen!"

In der „Abhandlung über die Staatsreformen" gibt sich der Verf. besondere Mühe, humoristisch zu sein; da aber Hr. von Haza frei übersetzt hat, so wissen wir in Ermangelung des Originals nicht zu sagen, ob das verfehlte Bestreben auf seine oder des Grafen Rechnung komme. In dem geharnischten Vorworte sagt der Verf., daß er gegen die Bösewichter, die Liberalen, die Jakobiner und Rebellen in den päpstlichen Staaten auftreten will, welche die päpstliche Regierung, es koste, was es wolle, umzustürzen entschlossen sind und überall rufen: „Reform, Reform, sonst geht es nicht mehr vorwärts!" Dieses Geschrei nach Reformen sei „die Stimme der Bosheit, widertönend in dem Echo der Dummheit" sagt der Verf., und er setzt hinzu: „Wir protestiren und erklären auf das Feierlichste in unserm und in aller ehrlichen Leute Namen, daß wir keineswegs gesonnen sind, der Regierung Gesetze vorzuschreiben, daß wir dieselbe nichts weniger als von den Gebrechen und Lastern angefüllt erkennen, welche die Liberalen ihr böslicherweise nachreden; daß wir ferner keine Reformen begehren und noch viel weniger solche, die von den Rebellen dictirt werden, und daß wir zufrieden sind, in Treue und Gehorsam unter Gregorius XVI. zu leben". Er gesteht zwar einige Mängel ein, nur keinen organischen Fehler, keine unheilbaren Krankheiten, sondern kleine Unpäßlichkeiten, die „durch Pillen aus der Hausapotheke oder durch einen Theeabsud" wieder geheilt werden. Unter Anderm wird gerühmt, daß die Römer „selbst in diesen erbarmungswürdigen Zeiten, wo der Satan der Revolution mit seinen vermaledeiten Hörnern das ganze Finanzwesen in Unordnung gebracht

hat“, zwar schon mehr als früher, doch immer noch weniger Abgaben zahlen als andere Völker. In der Schrift selbst bespricht er in sieben Capiteln die Volksvertretung, die Verantwortlichkeit der Minister, die Theilung der Gewalten, die Unabhängigkeit der Richter, die Bewilligung der Abgaben, die Freiheit der Presse und die Säcularisation der Beamtenstellen als die vorgeschlagenen Heilmittel des Staats, oder, wie er es nennt, „die Droghen (Droguen) der liberalen Pharmacie“, „das Evangelium der philosophischen Marktschreier“. Nach Allem, was wir von des Verf. Ansichten mitgetheilt haben, brauchen wir nicht zu sagen, daß er dieses Evangelium als apokryph verwirft, wobei wir jedoch nicht in Abrede sein wollen, daß er hier und da einige Täuschungen des Repräsentativsystems in constitutionnellen Monarchien aufgedeckt hat, über welche auch andere Leute, ohne seine Grundsätze zu theilen, sich nicht verblendet haben. 7.

Vorschule der Geschichte Europas durch eine Erzählung in geographisch-chronologischer Verknüpfung mit einleitender Uebersicht der asiatischen Geschichte. Zur Grundlage des geschichtlichen Unterrichtes in höhern weiblichen Lehranstalten und zu allgemeinerm Unterrichtsgebrauch. Von Friedrich Schubart. Berlin, Enslin. 1834. 8. 21 Gr.

Wenn dieser Titel den Leser zu der Erwartung, eine ganz eigenthümliche, bisher noch ungewöhnliche Behandlungsweise des historischen Unterrichts in diesem Buche durchgeführt zu finden, veranlassen sollte, so wird dieselbe wenigstens sogleich durch die Vorrede berichtigt, welche, obwol nicht in einfachen, sondern sehr gewählten Ausdrücken es zu erkennen gibt, daß die Absicht und die Methode des Verf. keine andere ist als diejenige, welche bei jedem nicht mit entschiedenem Unverstande ertheilten ersten geschichtlichen Unterrichte befolgt werden wird. Jene geographisch-chronologische Verknüpfung soll nämlich nur dadurch entstehen, daß ein deutliches geographisches Gemälde Europas — welches indeß in der That nur in einer auf wenigen Seiten mitgetheilten Skizze besteht — vorausgeschickt wird, und die Geschichtserzählung sodann „auf dieser immer vorgehaltenen Scene die Hauptvorgänge des europäischen Völkerlebens so nach einander erscheinen läßt, daß sie, auf den großen Theilen des geographischen Raumes umherzeigend, zugleich auch die großen Theile des Zeitverlaufes vorführt und aneinanderreiht“, d. h. im Grunde nicht viel mehr, als daß sie den Schüler stets auch auf das Local der Begebenheiten hinweist. Wenn dies geographische Element des historischen Unterrichts aber etwas ist, was der Lehrer bei dem Gebrauche des Buches durch Hinweisen auf die Karte noch hinzufügen muß, so hat der Verf. auch für die Erleichterung der chronologischen Auffassung zu wenig gethan. Für einen solchen Zweck ist nach unserer Ansicht, zumal bei einem Unterrichte, welcher zuerst einen Ueberblick über das ganze Gebiet der Geschichte geben soll, eine Zerlegung der Hauptabschnitte derselben in einzelne Zeiträume unentbehrlich, damit der Schüler Ruhepunkte erhalte, von welchen er von Zeit zu Zeit auf den zurückgelegten Weg zurücksehe, damit er durch Ueberschauung einzelner Abschnitte sich allmälig zum Ueberblick über das gesammte Gebiet der Geschichte erhebe; um dies zu erreichen, genügt aber die allgemeine Eintheilung nicht, auf welche der Verf. sich beschränkt, nämlich der alten Geschichte in die griechische und römische und des Mittelalters, und ebenso der neuern Zeit in drei große Abschnitte. Auch die Anordnung des Stoffes innerhalb dieser Abschnitte scheint uns insofern nicht zweckmäßig, als die Geschichte verschiedener Völker und Staaten so ineinander verflochten wird, daß dadurch oft das Zusammengehörige auseinandergerissen und dem Schüler die Auffassung des zusammenhängenden Verlaufs der Thaten und Schicksale eines und desselben Volks sehr erschwert wird. Dies gilt nicht allein von der neuern Geschichte, durch deren eigenthümlichen Charakter eine solche Verflechtung sich noch einigermaßen rechtfertigen ließe, sondern auch und besonders von der Geschichte des Mittelalters, in deren erstem Abschnitt z. B. die Geschichte des fränkischen Reiches unter den Merovingern in einzelne kleine Stücke zerschnitten wird, welche voneinander getrennt werden durch Einschiebung der Geschichte des ostgothischen und vandalischen, des westgothischen und oströmischen Reiches, der Angelsachsen und des arabischen Khalifats. Würdigt man ferner die Auswahl des Stoffes von dem Gesichtspunkte aus, daß das Buch nur zur ersten Anleitung auf dem Wege zu einer höhern geschichtlichen Bildung dienen soll, daß der Verf. es insbesondere für weibliche Bildungsanstalten entworfen hat, so scheint es fast, als habe derselbe des reichen Inhalts der Weltgeschichte noch nicht in dem Maße sich bemächtigt, um der Auswahl die seinem Zwecke angemessenen Grenzen zu stecken; namentlich hat er in die Geschichte des Mittelalters, welche allein mehr als die Hälfte des Buchs ausfüllt, eine Masse von Einzelnheiten aufgenommen, welche selbst für einen höhern historischen Unterricht zurückgewiesen werden müßten, und diese Fülle muß dem Schüler um so mehr als unübersehbar erscheinen, da weder durch Columnentitel noch durch eine genauere Inhaltsanzeige die Uebersicht erleichtert ist. Sehen wir uns nun auch aus diesen Gründen genöthigt, das allgemeine Urtheil über das Buch zu fällen, daß es sich für den Zweck, für welchen es zunächst und hauptsächlich bestimmt ist, nicht eignet, so wollen wir deshalb demselben doch keineswegs die Brauchbarkeit überhaupt absprechen; es wird vielmehr von dem Schüler, welcher schon den ersten Unterricht in der Geschichte empfangen hat, neben einer gedrängten tabellarischen Uebersicht der Geschichte mit Nutzen gebraucht werden können, um die ausgeführtere Darstellung der Begebenheiten, welche in der Tabelle nur kurz angedeutet, nur genannt sind, nachzulesen. Zu einer solchen Benutzung wird das Buch auch durch seinen billigen Preis empfohlen. 66.

Notiz.

Der Dichter von Zedlitz und sein „Kreuz in Hellas“.

Welche Anerkennung von Seite der Kritik sowie des lesenden Publicums den „Todtenkränzen“ des Freih. von Zedlitz zu Theil geworden sei, weiß Jeder, der in der neuesten deutschen Poesie kein Fremdling ist, ebenso gut, als Der, welcher dieses Gedicht gelesen hat, damit auch einverstanden ist, daß jene Anerkennung eine verdiente sei. Aber nicht minderer Anerkennung ist das, zur Zeit freilich nur in einem Fragmente in den „Gedichten“ (Stuttgart 1832) mitgetheilte Gedicht: „Das Kreuz in Hellas“, würdig, insofern dieses Fragment ebenso durch Adel der Gesinnung und Kraft der Gedanken als durch poetische Diction und gerundete Form sich auszeichnet, zugleich aber auch, übrigens ebenfalls in der metrischen Gestaltung der Canzone, auf das Ganze einen Schluß rechtfertigen dürfte. Dabei kann man wol auch nicht ohne Grund annehmen, daß dieses Ganze in der Handschrift vollendet sei, und der Dichter nur anstehe, es au grand jour de l'impression zu bringen. Man möchte ihn wol ernstlich veranlassen, dies zu thun, zumal da der glückliche Ausgang der griechischen Revolution ihm jetzt ein um so höheres Interesse verleihen würde, und das Kreuz in Hellas nunmehr auf fester Grundlage aufgerichtet ist. Bei der hochherzigen Freimüthigkeit, die in dem bereits veröffentlichten Fragmente herrscht, können Censurrücksichten ihn daran unmöglich hindern. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 64. —— 5. März 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.

Zweiter Artikel.*)

Ueber das Verhältniß der einzelnen Zweige der Literatur.

Indem wir das Verhältniß der verschiedenen Zweige der Literatur nach ihrem Umfange näher ins Auge fassen, werden wir zugleich auf die Betrachtung des Charakters und des Geistes derselben hingelenkt, denn hier ist es ja der Geist der Völker, der sich unmittelbar einen Körper und alle Glieder desselben erzeugt. Um so mehr ist zu bedauern, daß grade über dieses Verhältniß die vorliegenden statistischen Notizen allzu dürftig sind, um zu tiefer eingehenden Vergleichungen den genügenden Stoff darbieten zu können.

Eine an Begebenheiten reiche Zeit fodert stets zur nähern Betrachtung der Ereignisse auf, und eine solche ist die Wiege unserer heutigen Literatur. Die Fülle der Erfahrungen, die wir gemacht, hat von der speculativ-philosophischen Richtung und von der Tendenz zu einer subjectiven Gemüthspoesie mehr und mehr ablenken und der neuern Literatur einen vorherrschend positiven und vorzugsweise einen historischen Charakter verleihen müssen. Zugleich haben die Stürme der jüngst verflossenen Jahrzehende so tausendfache Hoffnungen und Wünsche zerscheitern lassen und Völker und Einzelne mit so mannichfacher Noth heimgesucht, aus der man oft nur wie durch ein Wunder einen Ausweg fand, daß in der anscheinenden Anarchie der Begebenheiten das Bedürfniß eines höhern Anhaltpunktes um so lebhafter erwachen mußte. Nachdem Staatengebäude wie philosophische Lehrgebäude in rascher Folge erschüttert und gestürzt worden, hatte die positive, auf Offenbarung gegründete Religion wieder höhere Bedeutung in den Augen der Menschen gewonnen. Hiernach nimmt denn auch ihrem Umfange nach die theologische Literatur eine bedeutende Stelle ein. Wenigstens gilt dies für die meisten Länder Europas bis zum Jahr 1830, als dem Wendepunkte der Geschichte, von dem an wieder die Tagesereignisse vorzugsweise das Interesse der Zeitgenossen in Anspruch nahmen.

In den deutschen Bücherverzeichnissen bis zum Jahr 1830 erscheint die theologische Literatur häufig als die reichhaltigste. So finden sich z. B. in dem Kataloge für die Michaelismesse des Jahres 1829, nach Menzel's Zählungen im „Literaturblatt" des „Morgenblatt", unter 2443 fertigen Büchern: 387 theologische und religiöse Schriften, 368 technologische, 304 physikalisch-medicinische, 227 historische und archäologische, 125 Romane, 15 dramatische und 7 epische Werke.

Aber auch während der folgenden Jahre ist in Deutschland auf dem Gebiete der Theologie keine Abnahme der literarischen Production zu bemerken. Zu den 5653 Verlagsartikeln des Jahres 1833 lieferten die schönen Wissenschaften und bildenden Künste 851, Theologie 823, Philologie 546, Staats- und Kameralwissenschaften 511, Geschichte und Biographie 500, Medicin, Geburtshülfe und Chirurgie 369, Pädagogik im Allgemeinen 361, Erd- und Reisebeschreibungen, Statistik 256, Technologie 210, Rechtswissenschaft 196, Philosophie im Allgemeinen 188, Naturwissenschaften 173, Land- und Hauswirthschaft, Forstwissenschaft 170, mathematische Wissenschaften 133, Kriegswissenschaften, Reitkunst 104, Handlungs-, Berg- und Münzkunde 97, vermischten Inhalts 79, Chemie und Pharmacie 64, Veterinairkunde 22.*) Im Allgemeinen hat man indessen die Bemerkung machen müssen, daß, dem vorherrschenden Charakter unserer Zeit gemäß, häufiger die Religions- und Kirchengeschichte als die Dogmatik und Exegese den Stoff der Bearbeitung bilden.

Außer den schon berührten allgemeinen Gründen und außer dem Umstande, daß sich der Theologe durch seinen Beruf und seine Stellung im bürgerlichen Leben beson-

---

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 52 und 53 d. Bl. D. Red.

*) „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", 1834, Nr. 8. Um dem Statistiker geeigneten Stoff für vergleichende Betrachtungen darzubieten und ihm die Möglichkeit an die Hand zu geben, daß er zu einer genauern Kenntniß der Zunahme und Abnahme der Masse der Literatur in ihren einzelnen Zweigen gelange, ist sehr zu wünschen, daß dieselbe Ordnung der Aufzählung auch künftig beibehalten und daß, wo möglich, auch die jährliche Masse der ausländischen Literatur unter denselben Rubriken aufgeführt werde. Auf dem weiten Felde der schönen Wissenschaften und bildenden Künste, wo der Geschmack und die Gemüthsrichtung einer Zeit besonders deutlich sich aussprechen, dürfte jedoch eine genauere Specification der einzelnen Arten der literarischen Production als zweckmäßig erscheinen.

ers häufig aufgefodert fühlen mag, auch in schriftlicher Rede als Lehrer aufzutreten, haben noch in Deutschland eigenthümliche Ursachen mitgewirkt, welche der theologischen Literatur eine größere Ausdehnung gaben. Schon die Verengung des politischen Gebiets, die Folge der staatlichen Zertheilung Deutschlands und beschränkender legislatorischer Maßregeln hat dazu beitragen müssen. Der durch große Begebenheiten lebendiger angeregte Trieb, erhaltend oder vernichtend, rückwärts oder vorwärts drängend zu schaffen und zu wirken, fand in der Theologie ein geräumiges Feld, auf welchem man hoffen durfte, als Kämpfer der Stabilität oder der freiern Bewegung sich geltend zu machen, ohne befürchten zu müssen, mit der weltlichen Macht und ihren Interessen hart zusammenzustoßen. Daher suchte der alte Kampf des Supranaturalismus und des Rationalismus wieder einen weitern Tummelplatz sich aus, auf welchem auch schwächere Lichter zu schimmern vermochten, weil man nicht versäumte, die Gegenseite in das tiefste Dunkel zu stellen, und weil man durch die Hitze, womit man gegen wirkliche oder eingebildete Gegner stritt, auch ein zahlreiches, theilnehmendes Publicum um sich zu versammeln wußte. Eine besondere Veranlassung zur Erweckung größerer Theilnahme gaben noch die protestantischen Säcularfeste; namentlich hatte das Jubiläum der augsburger Confession eine Menge Federn in Bewegung gesetzt.

Nach den oben angeführten, ohne Zweifel jedoch übertriebenen Schätzungen der Gesammtzahl der Schriften, die in Frankreich während der Jahre 1825 und 1826 erschienen sein sollen, würde sich folgendes Verhältniß zwischen den einzelnen Zweigen der Literatur ergeben:

Im J. 1825.	Im J. 1826.	
586	945	theologische Schriften.
1971	2364	wissenschaftliche, hauptsächlich naturwissenschaftliche und technologische.
4176	5016	belletristische.
389	511	juristische.
1130	1299	geschichtliche.

Nach genauern Verzeichnissen waren sodann erschienen im Jahr 1831: 403 Theologie, 990 Staatshaushalt, Politik, Verwaltung und Finanzen, 248 Jurisprudenz, 568 Poesie, 302 Romane und Erzählungen, 501 Geschichte, 2051 Naturwissenschaft, Technologie und Mathematik. Im Jahr 1833: 235 Theologie und Gebetbücher, 532 Medicin und Naturwissenschaften, Jurisprudenz und Staatswissenschaften, 275 Gedichte und Liedersammlung, 355 Romane und Erzählungen, 179 Theaterstücke, 170 schöne Künste, Reisebeschreibungen, 213 Geschichte, 102 Philosophie und Moral, 604 Bücher in fremden Sprachen, 4346 Pamphlete, Broschüren, Reden in besonderm Abdrucke, Antikritiken, Journale u. s. w.

In einem Lande, wo vor 40 Jahren die Uebung geoffenbarter Religion von Staatswegen untersagt war, mag uns der hier bezeichnete Umfang der theologischen Literatur immer bedeutend erscheinen. Es hatte in der Politik der ältern bourbonischen Linie gelegen, auch in dieser Beziehung restaurirend aufzutreten, und man weiß, in welchem Geiste der von oben gegebene Impuls befolgt worden ist. Katholische Associationen, wie diejenige des „geheiligten Herzens" u. a., waren zusammengetreten und jesuitisch-ultramontane Tractate in Menge verbreitet worden. Nach einer ungefähren Berechnung sind von Ende des Jahres 1811 bis Ende 1825 nur an religiösen Schriften über 159 Millionen Bogen gedruckt worden, von welchen weit der größere Theil in die der Restauration angehörenden Jahre fällt. In noch höherm Grade wie der Angriff der ultramontanen Partei hatte sich auch der Widerstand verstärkt. Schon aus der zahlreichen Verbreitung der Schriften Voltaire's und Rousseau's, von welchen jene 12 und diese 13mal in nahe zwei Millionen Bänden während der Jahre 1817—24 zu Paris aufgelegt wurden, mochte man auf das große Uebergewicht der vorherrschenden Ansichten schließen. Auch eine französische Uebersetzung der „Stunden der Andacht" war innerhalb derselben Periode erschienen und soll in einigen hunderttausend Exemplaren (!) verbreitet worden sein. Es ist zu bemerken, wie sehr mit dem Sturze der ältern bourbonischen Linie und nach den Ereignissen des Jahres 1830 die Masse der theologischen Literatur sich vermindert hat.

In Großbritannien und Irland, wo die Staatskirche nicht nur ihre religiösen Glaubenslehren, sondern auch ihren politischen Einfluß und ihre reiche weltliche Ausstattung gegen die fortgesetzten Angriffe einer Bevölkerung zu vertheidigen hatte, deren größter Theil andern Confessionen angehört, ist seit langer Zeit die theologische Literatur verhältnißmäßig umfangsreich gewesen. Auch hier hatte es an finstern geistlichen Schriften, für die untern Classen des Volkes bestimmt, keineswegs gefehlt, bis dieselben in der neuern Zeit durch die Zunahme der populair belehrenden Werke und die hiermit zusammenhängende, veränderte Geschmacksrichtung, wenn nicht verdrängt, doch beträchtlich vermindert wurden. Selbst die Kalender, von einer monopolistischen Gesellschaft verkauft, hatten zum Vehikel jeder Art von Aberglauben dienen müssen, bis endlich die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter der Leitung von Brougham und Russel im Jahre 1828 wirksam dagegen in die Schranken trat.

Derselbe Geist des Ultramontanismus, der sich in Frankreich als die Stütze der restaurirten Monarchie ausgegeben, hatte in den südlichen Theilen des ehemaligen Königreichs der vereinigten Niederlande ein Element der Opposition gebildet; und dort wie hier hatte demnach die theologische Literatur zugleich einen wesentlich politischen Charakter. Dem Umfange nach hatte dieselbe in den Niederlanden eine beträchtliche Ausdehnung erreicht, sodaß ungefähr ein Sechstheil der jährlich erschienenen Schriften theologische waren.

Bei der Mannichfaltigkeit kirchlicher und politischer Formen, die in der Schweiz auf engem Raume sich berühren, haben sich auch auf dem Gebiete der theologischen Literatur die Ansichten mannichfach durchkreuzen müssen, bald in Schriften, im Geiste der „Stunden der Andacht" geschrieben, bald in baseler Tractaten, in Glau-

bensbekenntnissen der Momiers und anderer Sekten, in Abhandlungen für und wider die neuen Concordate u. s. w. Hiermit im Gegensatze sehen wir zwar in Italien die Masse der theologischen Literatur verhältnißmäßig bedeutend, allein ausschließend im Dienste der herrschenden Kirche und der ihr geneigten Politik. Ein Gleiches galt bis zu den neuesten politischen Veränderungen für Spanien und Portugal, wo sich weit der größere Theil aller Literatur auf die Vertheidigung des Katholicismus, auf den Zweck der Erhaltung des alten Glaubens und Aberglaubens, auf die Bekämpfung oder wenigstens die Verwünschung aller ketzerischen Meinungen beschränkte. Grade der zunehmende Wachsthum dieses Zweiges der Literatur während der letztverflossenen Jahre läßt aber in der Vermehrung der Vertheidigungsmittel selbst das sich steigernde Gefühl der Unsicherheit und den immer näher rückenden Angriff erkennen, der von einem Geiste ausgeht, welcher, dem Bestehenden kämpfend entgegentretend, auf tausend verborgenen Wegen immer neue Nahrung und neue Stärke zu gewinnen weiß. Nur in dem Schoose derjenigen Kirche Europas, welche, wie die Völker, wo sie herrschend ist, außer dem Bereiche der mächtigern Bewegung des Geistes unserer Zeit liegt, bei den Anhängern der griechischen Kirche, ist die theologische Literatur auch verhältnißmäßig nicht reichhaltig. In Rußland beschränkt sich die eigentlich nationale Literatur dieser Art fast ausschließend auf wenige kirchengeschichtliche Werke, und was sonst noch in diesem Fache erscheint, ist zumeist die Arbeit einiger fremder Gelehrten.

Blicken wir dagegen auf die Nationen, welche an der Spitze der geistigen Bewegung voranschreiten, so bieten sich uns in Großbritannien, Frankreich und Deutschland, der Verschiedenheit im Einzelnen ungeachtet, wesentlich gleichartige Erscheinungen dar, aus welchen wir, wenn nicht das Ziel, doch die Richtung dieser Bewegung zu erkennen vermögen. Unter dem Schirm einer wohlgesicherten, persönlichen Freiheit und unter dem Einflusse des Gefühls von Selbständigkeit, welches sich hierdurch den einzelnen Gliedern der Nation mittheilt, hatte sich in Großbritannien selbst ein indirecter Glaubenszwang von Seiten einer mächtigen Staatskirche nicht geltend machen können. Im Gegensatze mit ihr hatten sich vielmehr schon frühe die mannichfaltigsten Glaubensansichten entwickelt und, wie diese den individuellen religiösen Bedürfnissen zuzusagen schienen, hatten sich Sekten gebildet, zahlreicher als in jedem andern Lande Europas. Alle diese verschiedenen Meinungen hatten auch in der Literatur ihren entsprechenden Ausdruck gefunden. Neben Dem, was sich positiv aussprach und geltend zu machen suchte, hatte aber auch ein religiöser Indifferentismus über eine zahlreiche Menge sich verbreitet und sich bei kräftigern Naturen bis zum Zurückstoßen jedes Glaubens und bis zur Poesie der Verzweiflung gesteigert.

Viel greller waren die Uebergänge in Frankreich. Nachdem die Philosophie des 18. Jahrhunderts die Stützen des alten Glaubens untergraben oder wenigstens ihre zunehmende Schwäche bloßgestellt hatte, brach das vom Geiste verlassene Gerüste plötzlich zusammen und, wie früher in einem und demselben Glauben, so schien man jetzt in demselben Unglauben vereinigt. Aber auch diese Vereinigung im Unglauben war nur eine äußerliche und scheinbare. Die Gegenwirkung des dem Menschen eingeborenen religiösen Bedürfnisses konnte nicht lange ausbleiben, und nur der Versuch einer unbedingten Herstellung mußte auch im Gebiete der Religion und der Kirche mislingen. Jene widerliche Erscheinung eines Jesuitismus, der seiner Altersschwäche durch künstlich aufgeregte Leidenschaft das Ansehen der Stärke zu leihen strebte und den Mangel an tiefgehender religiöser Begeisterung scheinheilig versteckte, war doch selbst nur ein neues Zeichen, daß die alten Formen nicht mehr dauern und halten konnten. Als dann im Donner der Julitage der Vorhang des Gottestempels entzweiriß und das Innere deutlicher erblicken ließ, da mußte man auch der chaotischen Gährung der Geister gewahren, welche, ohne Rückhalt und ohne Zügel dahin und dorthin ihre eigenthümliche Richtung verfolgend, nach allen Seiten zum Lichte sich drängen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Findling. Herausgegeben von Riama. Zwei Bände. Petersburg 1833. (Dresden, Arnold.) Breit = 8. 3 Thlr. 8 Gr.

In dieser wunderlichen Zusammenstellung von Erzählungen, Reflexionen, philosophischen Aufsätzen und Aphorismen aller Art spricht sich nicht nur durch die Anordnung selbst, sondern auch in jedem dieser Bruchstücke für sich, ein durch Grübelei unklar gewordener, ungeordneter, aber vielfach begabter Kopf aus, dem Novalis Schaden zugefügt hat. Wie viele originelle Geister haben wir nun schon an diesem Autor zu Grunde gehen sehen, dem zu folgen, den zu genießen, ein so ungewöhnliches Maß geistiger Kraft erfoderlich zu sein scheint, daß die Vorliebe für ihn uns immerhin für ein Symptom von Krankheit gelten kann.

Der Verf. oder die Verfasserin — denn Vieles spricht für eine weibliche Feder — dieses seltsamen Buchs zeigt zunächst in seinen sechs Briefen über „Leben, Liebe, Wissen und Kunst", welche die Geschichte eines blinden Malers enthalten, daß er unter der Gewaltherrschaft einer verirrten, oder besser verweichlichten Phantasie steht, welche die Strahlen des Lebens nur schief und gebrochen in sein Auge fallen läßt. Es ist ein weichmüthiges, unklares Gewinsel, was er über Kunst und Leben zum Besten gibt; vielleicht neu und gut genug für die deutschen Provinzen seines russischen Vaterlandes, aber im eigentlichen Deutschland ad nauseam usque gehört und nunmehr in gänzlicher Nichtachtung. Die Gefühle, denen er sich ohne allen Zügel überläßt, sind nur im Einzelnen wahr, im Ganzen, im Großen schief und verkünstelt. Von Natur ist keine Spur darin, und das Einfache, Klare ist ihm offenbar verhaßt.

An diesem Maßstab beurtheilen sich seine übrigen Leistungen. Die Erzählung, „Verirrung" betitelt, bringt in ganz eitler, unnützer Mystik eine höchst gewöhnliche Historie dar. Ein paarmal gelingt ihm die formelle Gestaltung seines Stoffes bis zur Anspannung der Neugier — aber bald zeigt sich, daß es der Mühe der Neugier gar nicht verlohnte. Das Resultat aber ist ein vollkommenes Nichts; nicht einmal eine Begebenheit, die er behalten könnte, bleibt dem Leser. Das Beste, was der Verf. gibt, sind unter seinen hundert Aphorismen vier oder fünf, welche von Kraft der Gedanken und Ursprünglichkeit der Anschauungen Zeugniß geben. Man sollte ihn für kräftiger halten als er ist, wenn er sagt: „Wie viele Menschen haben Phrasen, statt

Knochen; man fühlt dies erst, wenn man einen biedern Händedruck geben oder empfangen will". Oder: „Sowie man in seinem eignen Zimmer oft am gefährlichsten fallen kann, so fällt man auch in seinem eignen Herzen am allertiefsten". Oder: „Am weisesten wäre Der, der jeden Tag wie ein abgesondertes Leben ansehen und anordnen könnte" u. dgl. m. Doch auch hier fehlt es an Schief- und Falschverstandenem, an Verworrenem und Unklarem nicht. Der Aufsatz: „Ueber Ironie und Satire", vermischt mit Ansichten über Wahnsinn und Hellsehen gefällt sich in Novalismen, in denen wir keinen Werth zu erkennen vermögen; der klingende Unsinn herrscht darin vor. Wer will z. B. verstehen, wenn der Verf. sagt: „Hellsehen? Das Wort hat so vielfache Bedeutung! In welcher soll es gelten? In der schwebenden, die den Glauben, wie den Zweifel zulößt, diejenige, die dem Witz, wie der Ironie den weitesten Spielraum gibt, und auch Satire und Humor dürften ihre Rechnung dabei finden." (!) Die Nachrede des ersten Bandes sagt trotz vielen Worten gar nichts.

In derselben Art geht es im zweiten Bande fort. Unter den Erzählungen ist die größte: „War das auch Zufall?" eine magnetische Doppelgeschichte, welche gewisse Leute in Schwaben zu entzücken geeignet ist. Wir sehen darin nichts als natürliche, hundertmal unbeachtet vorübergegangene Wirkungen sinnlicher Leidenschaft. „Nachtschatten vorübergegangener Tagesbilder" haben es wieder mit einem blinden Maler und tiefem, menschlichem Elend zu thun, wie es entweder der künstlerischen Darstellung Hohn spricht, oder die Mühe einer solchen nicht belohnt. „Der heilige Florian" spielt auch dahin über; hier erdrückt die Zurüstung zur Erzählung die Erzählung selbst. Die Skizze: „Eine Nacht im Antikensaal zu Dresden", leidet, wie der „Kirchhof zu K." an eben jener gereizten Schwächlichkeit, welche den Charakter des ganzen Buches bildet. Völlig haltlos und verkehrt aber ist die „Vorlesung eines Narren über die Weltgeschichte", recht eigentlich ein Geschwätz vom Hundertsten ins Tausendste; und dieser Vorlesung gleichen die sechs endlosen Briefe „Ueber die Affecte und ihre Wandnachbarschaft", bei denen der Verf. sich des recht artigen Kunstgriffs bedient, sich, neben Herder, immer selbst zu citiren, bald als Riama, bald als Amary.

Das Resultat der ganzen Lecture ist und bleibt ein verwirrter Kopf. Reizbarkeit ohne Kraft, Schwäche neben Prätension in der Empfindung, ungeordnete Gedanken, mangelhaftes Wissen mit dem Anspruch auf Wissenschaft, eine nicht immer unglückliche Schreibart, viel Phantasie, aber Unfähigkeit der Gestaltung charakterisiren dies Buch, das angehenden Schwärmern sehr gefährlich werden kann. 52.

Notizen.

Der achtzigjährige Coridon.

Es war im Jahre 1638, als der ehemalige hochbetagte und doch noch immer lebenslustige Erzieher Ludwig XIII., Vauquelin von Desyveteaux, vor seinem Hause in Paris ein Mädchen in Ohnmacht liegen sah, das er aus Menschenliebe hereintragen ließ. Sie erholte sich, und nun fand er, daß sie jung und hübsch war. Desyveteaux hatte sich stets zur Schule der Epikuräer bekannt, und so würde schon ihre Jugend und reizende Bildung auf sein noch immer reizbares Herz Eindruck gemacht haben; aber sie spielte auch trefflich die Harfe und sang wie ein Engel. Mit ihrer Harfe wanderte sie durch die Vorstädte von Paris und sang hier in den Schenken; ihre Harfe hatte sie auch jetzt bei sich, und zum Dank für die freundliche Aufnahme sang und spielte sie dem freundlichen Alten ein Liedchen vor, das ihn vollends in Flammen setzte, denn Musik hatte er stets leidenschaftlich geliebt. Nie gewohnt, viel auf Rang und Stand und Geld zu sehen, war sein Entschluß gleich gefaßt. Er bot ihr an, sein Loos zu theilen und mit ihm ein Schäferleben auf dem Lande zu führen, das sich drollig genug ausnahm und doch für Beide sehr glücklich einschlug. Sie besann sich keinen Augenblick, statt die Gäste in den Weinhäusern zu unterhalten, einen alten verliebten Thoren zu beglücken, und das seltene Paar führte nun zehn Jahre lang eine Art theatralisches Schäferleben. Die junge Schöne kleidete sich ihrem alten Coridon zu Gefallen als Schäferin; er wandelte an ihrer Seite mit Hirtentasche und Schalmei, mit einem Strohhute, dessen rosenrothes Taffetfutter wunderhübsch zu dem schneeweißen Jäckchen und Beinkleidern gepaßt hätte, wenn seinem Alter 50 Jahre fehlten. Jetzt kamen sie auf einen Hügel und lagerten sich; er blies die Schalmei, und die kleine Dupuis — so hieß sie — stimmte ein Liedchen zu ihrer Harfe, daß die kirren, von ihr dazu gewöhnten Vögelchen aus dem nahen offenen Bauer herbeiflatterten und sich bald auf die Harfe setzten, bald auf ihrem Busen wiegten. Der alte Desyveteaux ward zum Kinde, und doch konnte ihm Niemand gram sein. Er lebte in einer Ideen- und Idyllenwelt, um die ihn selbst Ninon von Lenclos beneidete, von welcher er ein gelbes Band stets an seinem Hute trug.*) Endlich aber foderte die Natur ihren Tribut, als er 80 Jahre alt war, und heiter und epikuräisch, wie er stets gelebt hatte, starb er auch.

> Et sensible aux plaisirs en son dernier soupir
> Fit d'un affreux moment un moment de plaisir,
> Qui le mena dans l'Elisée.

sang ein Zeitgenosse.**) Er sah dem Tod lächelnd entgegen. „Spiele mir noch eine Sarabande vor!" sprach er zu seiner geliebten Dupuis, und unter ihren süßen Tönen entschlummerte er, wie die Schwäne des Sokrates: qui cum cantu et voluptate moriuntur! Uebrigens darf uns die Maske des Schäfers, der er treu blieb, nicht so komisch vorkommen. Die Schäferspiele, durch Tasso und Guarini und ihre Nachahmer auf der Bühne einheimisch, hatten bei so manchen excentrischen Köpfen eine ähnliche Folge gehabt, und noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts sah man auf dem Lande in Frankreich, in Paris selbst, wo es einen Garten gab, solche Scenen spielen. Desyveteaux zeichnete sich nur durch sein Alter und die Ausdauer dabei aus.***)

Die protestantische Intoleranz gegen Schauspiel und Schauspieler.

Noch immer äußert sich hier und da die protestantische Intoleranz gegen Schauspiele und Schauspieler von der Kanzel herab und in dem Benehmen der Kanzelredner. Vor ein paar Jahren eiferte in Bremen ein Prediger gegen die Bühne, als sei sie ein Teufelswerk; in Berlin eifert die sogenannte „Evangelische Kirchenzeitung" dagegen. Das Haus, wo Lessing geboren wurde, durfte, von einem Geistlichen bewohnt, 1829, als des Erstern hundertjähriges Geburtsfest gefeiert wurde, nicht illuminirt werden, weil der Fanatiker fürchtete, „daß die einem Bühnendichter, Freigeiste und durch liederlichen (!!) Lebenswandel bekannten Manne dargebrachte Huldigung ihm, dem Geistlichen, verargt und er in seinen Accidenzien beeinträchtigt (!!) werden könne", und in dem aufgeklärten Frankfurt a. M. dürfen die Geistlichen beider Confessionen noch bis auf diesen Tag nicht das Schauspiel besuchen, versichert E. Beurmann in seinem „Almanach der deutschen Bühne", 1835, S. 16. Wann wird denn wol dies Stück von Zeloteneifer und Zelotenthorheit aufhören? Selbst Herder benahm sich gegen das weimarische Theater nicht viel besser wie Göze zu Lessing's Zeit gegen die hamburger Bühne. Wir könnten aus seinen Schulreden merkwürdige Belege dafür ausheben. 86.

*) „Pour l'amour de la gentille Ninon, qui le (ruban) lui avait donné."

**) Chaulier.

***) Die Sache selbst ist von uns nicht etwa verschönert, sondern fast wörtlich entnommen aus „Lettres de Mad. de Ninon de Lenclos au Marq. de Sévigné" (Amsterdam 1750), S. 21—23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 65. — 6. März 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 64.)

Neben jenem religiösen Indifferentismus, der sich über die gebildetsten Nationen weithin verbreitet hat und welcher im Kirchlichen wie im Politischen stets als der Vorbote nahenden Verfalls erscheint, sehen wir in der französischen Literatur kecker als je zuvor den entschiedensten Unglauben sich offenbaren. Erst nach der Julirevolution kamen zahlreiche Werke zum Vorschein, in welchen greller und schroffer, als selbst in den englischen Schriften von ähnlicher Tendenz der Fall ist, und oft in widerlich verzerrender Weise eine Verzweiflung sich ausspricht, welche den Unglauben an das Dasein einer sittlichen Weltordnung bis zum Aberglauben an das Gegentheil derselben gesteigert hat. Es ist dies zum Theil die Folge der Täuschungen der Julirevolution selbst, sowie die Folge ihres hauptsächlichsten Gewinnes, des traurigen Rechts, diese Täuschungen offen und unumwunden bekennen zu dürfen. So sehr hat man jedoch in dieser hitzig verfolgten Richtung bereits in das Aeußerste sich verirrt, daß wenigstens die literarische Krisis, obgleich diese selbst nur der Vorbote einer neuen Krisis des öffentlichen Lebens sein dürfte, ihrem baldigen Ende zu nahen scheint. Schon sehen wir einzelne kühnere Geister durch die Oberfläche verwirrender Erscheinung dringen, um den Glauben an das Höhere aus tiefer reichenden Wurzeln kräftiger emporwachsen zu lassen. Und jenem verneinenden Geiste gegenüber finden wir nicht blos solche individuelle und vereinzelte Bestrebungen, sondern wir sehen auch in der sogenannten neuen französischen Kirche, sowie in dem St.-Simonismus wenigstens die Versuche, ein Neues positiv gestalten zu wollen. Diese neuen Lehren haben auch in der Literatur ihre Vertreter gefunden, und wenn die Zahl ihrer Bekenner nur gering ist, so pflegt doch keine abweichende Lehre auch nur in kleinerm Umfange sich geltend zu machen, ohne zugleich durch Wahrheit und Irrthum auf das Bestehende zurückzuwirken. Gewiß ist auch dieser St.-Simonismus mit seinen vielfachen Verirrungen und Ausschweifungen nur eine extreme und darum eine flüchtige Erscheinung. Allein jede Zeit, welche die Keime einer raschern Entwickelung in ihrem Schoose trägt, sendet solche verlorene Posten voraus, welche, obgleich sie für sich selbst keinen Raum zu gewinnen vermögen, doch das Herannahen einer größern Macht verkündigen.

Dieselben Elemente der Bewegung finden sich in Deutschland, obgleich in dieser Wiege des Protestantismus, wo schon frühe die Bekenner verschiedener Glaubensmeinungen nach langer Zerwürfniß zu gegenseitiger Duldung gezwungen waren, das weitere Auseinanderfallen der religiösen Ansichten nach verschiedenen Seiten hin weniger entschieden ins Auge fällt. Allein wenn auch in der neuesten Zeit auf dem Felde der theologischen Literatur nur die schon früher dagewesenen Parteien unter dem alten Namen den alten Kampf zu erneuern schienen, so mußte doch der achtsamere Beobachter die größere Mannichfaltigkeit der Richtungen und Bestrebungen selbst unter Denjenigen bemerken, welche unter dieselbe Fahne sich scharten. Und wie überhaupt die Literatur zum Abbilde des Lebens wird, so finden wir, daß grade in der neuern Zeit aus der gleichgültig scheinenden Masse bald da und dort eigenthümlich religiöse Ansichten und besondere Sekten mehr und mehr sich abscheiden. Während namentlich aus dem Schoose des Protestantismus zahlreiche und vielfach verschiedene pietistische Sekten hervorgehen, sahen wir unter den Bekennern des katholischen Glaubens zwar ganze Gemeinden von der alten Kirche sich lossagen, aber zugleich eine eigenthümliche Richtung einhalten, welche die neuen Protestanten von ihren Glaubensgenossen fortwährend unterscheiden läßt.

Nach dem Allen erkennen wir auch hier das ewige Gesetz der sittlichen und geistigen Bewegung: Vereinigung größerer Massen in gleichen Formen, so lange noch einfache und gleichartige Bedürfnisse in solcher Einigung Befriedigung finden lassen; eine wachsende Selbständigkeit der einzelnen Glieder, ein daraus hervorgehendes Auflösen oder Zersprengen des vereinigenden Bandes und ein vielseitigeres Auseinandergehen und Entfalten, bis sich das Bedürfniß der Verbindung von neuem geltend macht, um dann in einer höhern Art organischer Einigung, welche die freiere Bewegung aller einzelnen Glieder zuläßt, eine neue Befriedigung zu suchen und zu finden.

Aus der größern Entfaltung der christlich-religiösen Glaubensansichten und aus dem Verfalle lange bestandener kirchlicher Formen hat man in neuerer Zeit von einer gewissen Seite her wol gar den Untergang des Christen-

thums selbst prophezeien wollen. Allein es gibt überhaupt keine Vernichtung weder in der körperlichen noch in der geistigen Welt, und was wir Untergang nennen, ist nur der augenfällige Wechsel der Erscheinungen, während sich die stete Folge derselben unsern Blicken entzogen hatte. Am wenigsten aber, und so wenig als ein Selbstmord ganzer Völker und der ganzen Menschheit, läßt der Untergang einer Religion sich denken, welche die aus Gott stammende Liebe zu den Menschen, also den geheiligten Trieb einer schöpferischen Erhaltung, zu ihrem Grunde und Wesen hat. Und grade darin, daß der Geist des Christenthums in immer vielartigere Formen sich ausprägt, wird man vielmehr das Mittel und eine Bürgschaft für seine wachsende und dauernde Herrschaft erkennen müssen, indem es erst durch diese Mannichfaltigkeit der Formen die Fähigkeit erlangt, den Bedürfnissen der verschiedensten Völker zu genügen und der Eigenthümlichkeit derselben sich anzupassen.

Auf der andern Seite werden Diejenigen irren, welche in der vorherrschenden historischen Richtung der neuern theologischen Literatur, in diesem Graben nach den Wurzeln der Erscheinung die Möglichkeit entdecken wollen, daß man zu einer früher dagewesenen Glaubenseinheit, zu einem sogenannten einfachen und reinen Urchristenthume zurückzukehren vermöge. Es gibt so wenig ein eigentliches Vernichten, als es ein unbedingtes Herstellen gibt, und wenn das Samenkorn in Stamm und Zweigen, in Blüten und Früchten zum Dasein gekommen ist, so hat es grade aufgehört, als der bloße Keim eines künftigen Daseins vorhanden zu sein.

Ueberhaupt werden uns bei aller historischen Literatur, mag sie nun diesen oder jenen menschlichen Zustand betreffen, und mag man immerhin die Foderung der reinen Objectivität an dieselbe stellen, jederzeit zwei Hauptrichtungen ins Auge fallen: entweder die zwar stets wiederkehrende, aber stets vergebliche Sehnsucht nach der Vergangenheit; oder die entgegengesetzte Tendenz, welche es klar erkennbar zu machen sucht, daß das früher Dagewesene unwiederbringlich verloren sei, daß wir um so rascher einer neuen Periode und neuen Verhältnissen entgegenschreiten sollen. Die eine und andere Tendenz haben im Misbehagen an der Gegenwart eine hauptsächliche Quelle, und wenn daher die geschichtliche Literatur in verhältnißmäßig bedeutendem Umfange zunimmt, wie zu unserer Zeit und fast durch alle Länder unsers Welttheils in hohem Grade der Fall ist, so mögen wir grade darin ein wiederholtes Zeichen erblicken, daß wir noch immer auf einer Uebergangsstufe und in einem schwankenden Zustande uns befinden, der sich erst noch auf neuen Grundpfeilern zu befestigen und zu gestalten strebt.

Ganz im Einklange hiermit, bemerken wir in andern Gebieten der Literatur gleichfalls ein emsigeres Forschen in der Vergangenheit und ein eifrigeres Bemühen, die Resultate desselben festzuhalten, und wir bemerken es grade auf solchen Feldern, wo in rascherer Folge das Alte dem Neuen weichen muß. Allerwärts verbreitet sich eine gleichartigere Bildung über größere Massen, und es verschwinden hiermit jene schärfer hervortretenden Eigenthümlichkeiten, welche in der Mitte desselben Volkes die verschiedenen Stände und Classen der Gesellschaft, sowie die Bewohner verschiedener Gebietstheile in mannichfacher Weise voneinander getrennt und gesondert hatten. Die Herrschaft einer stets wechselnden, aber in ihrem Einflusse stets wachsenden Mode hat schon zum großen Theile jene besondern Volkssitten, Volksfeste und Volkstrachten verdrängt. Die Mischung aller Nationen und aller Stände, durch die Völker bewegenden Ereignisse der neuesten Zeit herbeigeführt, sowie der Einfluß der Literatur und der zunehmenden Popularisirung derselben haben selbst die Eigenthümlichkeit der einzelnen Mundarten und Dialekte mehr und mehr verwischt. Und grade dieses sichtbarer werdende Verschwinden so mannichfacher Denkmäler hat erst die lautere Klage über dieses Verschwinden geweckt und das lebhaftere Verlangen erzeugt, wenigstens durch Wort und Schrift der Zukunft zu überliefern, was sich im Leben selbst nicht mehr festhalten läßt.

Derselben Erscheinung begegnen wir auf dem Gebiete des Rechts und der Politik. Während eine Menge Staaten aufgehört hat, zu bestehen; während sich der Besitzstand fast aller Staaten wesentlich verändert hat; während neue Verfassungen die alten Formen verdrängt haben; während sich in dem größern Theile unsers Welttheils das Bedürfniß neuer und wesentlich gleichartiger Institutionen bereits geltend gemacht hat und immer lauter und allgemeiner sich kundthut, hat grade das Studium des historischen Rechts schnell und augenfällig an Umfang und Tiefe gewonnen, und selbst dem Kleinsten und scheinbar Unbedeutendsten auf diesem weiten Felde, den einzelnen Ortsgerechtsamen und Rechtsgewohnheiten hat sich der Fleiß des Sammlers und Forschers zugewendet.

Die fortschreitende Auflösung alles Zunftmäßigen und Kastenartigen, selbst die augenfällige Verwischung des eigenthümlich Oertlichen und Provinziellen hat um so mehr die Bedeutung des Volksthümlichen steigern müssen. Hierdurch sind auf weiterer Grundlage die Keime einer mit tiefer Wirkung eingreifenden Welt- und Volksliteratur gelegt worden. Zwar ließ während früherer Zeiträume die weite Verbreitung und überwiegende Herrschaft der altclassischen Literatur schon damals an das Dasein einer Weltliteratur denken, allein in anderm Sinne als hiervon in neuester Zeit die Rede sein mag. Es war der mächtige Geist verflossener Jahrhunderte, welcher in die Gegenwart herüberragte und welchen diese, gleich dem Schüler im Verhältnisse zum Lehrer, nur zu empfangen und in sich aufzunehmen strebte, ohne noch in größerm Umfange Trieb und Kraft zu selbstthätigem Schaffen zu entwickeln. Auch war es nur eine festgeschlossene Gelehrtenkaste, die aus der Quelle schöpfte, um das Gewonnene mehr zu eignem als zu gemeinem Nutzen zu verwenden. In der neuern Zeit dagegen suchen die zum Bewußtsein der Selbständigkeit erwachten Nationen, eine jede für sich eine Stelle zu behaupten, und je entschiedener der ureigne Geist derselben sich verkündet, um so gewisser ist zu er-

warten, daß alsbald durch zahlreiche Uebertragungen das da oder dort gesprochene Wort in den Zungen aller übrigen Völker nachklingt. Wie also durch den lebhaftern, materiellen Verkehr und seine vielfachen Erleichterungen die Völker näher gerückt wurden, so ist dies auch durch einen raschern und unmittelbarern geistigen Verkehr geschehen, in dessen Folge ein fast ununterbrochenes Gespräch zwischen Völkern und Völkern sich angeknüpft hat.

Von noch größerer Bedeutung und von unmittelbarer Wirkung ist die Popularisirung der Literatur bei den verschiedenen Nationen fast in allen Zweigen des menschlichen Wissens und menschlicher Bestrebungen. Alle Wirksamkeit im Großen beruht auf der Theilung der Arbeit und auf ihrer Wiederverbindung zur Erreichung gemeinsamer Zwecke. Im Gegensatze mit dem frühern Zunftgeiste, der sich an unabänderlich bestimmte Zwecke und an ein bestimmtes Maß von Mitteln gebunden hatte, sehen wir nun aber den Geist der freien Associationen, welcher unter den mannichfachen Zielpunkten, deren Erreichung als wünschenswerth sich darstellt, das besondere Ziel frei auswählt und dafür alle bereiten Mittel zu gewinnen und zu vereinigen trachtet und welcher überhaupt immer mächtiger heranreift, auch im Gebiete der geistigen Industrie seine Herrschaft zu beginnen. Wir verdanken ihm insbesondere jene zahlreichen neuern Encyklopädien, in welchen Hunderte den Kern ihres Wissens und die wichtigsten Resultate des Forschens zu einem Ganzen vereinigen. Indem die zahlreiche Verbreitung dieser Art von Schriften vielfache Bedürfnisse befriedigt, erweckt sie zugleich neue Bedürfnisse, denn es ist ja die Eigenthümlichkeit des geistigen Genusses, daß er den Durst des Wissens nicht stillt, sondern vergrößert. Und so dürfen wir denn jene encyklopädischen Werke, welche so sehr die geistige Empfänglichkeit in weiterm Kreise verbreiten helfen, als eine hauptsächliche Basis der neuern populairen Literatur betrachten, mehr noch durch Dasjenige, was sie anregen und erstreben lassen, als durch Das, was sie unmittelbar darbieten. In diesem wichtigen Zweige der Literatur haben ohne Zweifel deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer das Beste gethan, wie davon der augenfällige Erfolg genügendes Zeugniß gibt. Man darf sich nur der allerwärts geltenden Bedeutung unsers „Conversations-Lexikon" erinnern, seiner weiten Verbreitung und der Uebertragung oder der Bearbeitung desselben in fast allen Sprachen der gebildeten Welt.

An diese größern encyklopädischen Werke schließen sich als eine Art halbperiodischer Schriften die Volksbibliotheken und ähnliche Unternehmungen an, welche entweder bestimmte Zweige des Wissens zum Gegenstande gemeinfaßlicher Behandlung nehmen oder als Sammlungen des Bemerkenswerthesten erscheinen, was unsere Zeit in verschiedenen Fächern und Gebieten darbietet. Auch diese Gattung von Schriften beruht wenigstens häufig auf zusammengesetzteren Unternehmungen, welchen eine Association materieller Mittel und verschiedenartiger geistiger Thätigkeiten zu Grunde liegt. Endlich beruht die eigentlich periodische Literatur, der unmittelbarste Ausdruck der Tagesmeinungen wie der Tagesereignisse auf einem fortgesetzten Zusammenwirken der verschiedensten Thätigkeiten, und fast jede Zeitung und jede Zeitschrift hat einer solchen Association ihr Dasein zu verdanken. Dieser unermeßlich wichtig und einflußreich gewordenen Gattung von Literatur widmen wir im Folgenden noch einige nähere Betrachtungen. *) 136.

Des Meisters Godefrit Hagen, der Zeit Stadtschreibers, Reimchronik der Stadt Köln aus dem 13. Jahrhundert. Mit Anmerkungen und Wörterbuch nach der einzigen alten Handschrift zum ersten Male vollständig herausgegeben von E. von Groote. Köln, Du Mont-Schauberg. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Meister Godefrit Hagen war in der Mitte des 13. Jahrhunderts Syndicus zu Köln, und als solcher in wichtigen Angelegenheiten seiner Vaterstadt beschäftigt. Um so besser konnte er als Augenzeuge und mithandelnde Person dieselben beschreiben und that dies in einer gereimten Chronik, welche die städtische Geschichte von 1250—70 umfaßt. Es ist dies die Zeit, in welcher die Kämpfe der Erzbischöfe von Köln mit der Stadt ihren Anfang nahmen und zugleich mit denselben, von den Erzbischöfen genährt und unterstützt, die Streitigkeiten zwischen den altstädtischen Adelsgeschlechtern und den Zünften, ausbrachen, an deren Spitze die Handelsherren oder Großhändler und die Besitzer großer Fabriken, vor Allen die vom Wollenamte, standen. Die Geschichte dieser 20 Jahre gehört zu den wichtigsten Perioden in der Geschichte Kölns; Hochmuth und Stolz der Altbürger, Unterdrückung und Aufstand der Zünfte, List und Trug der Erzbischöfe und wieder fester Bürgersinn und Hintansetzung aller innern Zerwürfnisse, wo es das Wohl der Vaterstadt galt — alle diese Eigenthümlichkeiten treten auf das Lebhafteste hervor und geben Stoff zu mannichfachen Vergleichungen mit der Geschichte anderer deutschen und italienischen Städte. Unter den letztern hat die Entwickelungsgeschichte der florentinischen Stadtverfassung im 14. Jahrhundert eine auffallende Aehnlichkeit mit diesen Begebenheiten zu Köln im 13. Jahrhundert.

Die „Reimchronik" Hagen's war den Freunden der Geschichte des Mittelalters bis jetzt nur aus einzelnen Bruchstücken bekannt, die in Zeitschriften abgedruckt waren. Der Wunsch des Hrn. von Groote, dieselbe vollständig dem theilnehmenden Publicum und zunächst seinen kölnischen Mitbürgern mittheilen zu können, scheiterte bisher immer an buchhändlerischen Rücksichten. Da gelang es ihm, einen kölnischen Buchhändler, dem die historischen Denkmäler seiner Vaterstadt gleichfalls am Herzen lagen, für den Druck zu bestimmen, und so liegt die Hagen'sche „Reimchronik" in einem sehr ansprechenden Aeußern und mit den alterthümlichen Typen gedruckt, die noch jetzt in den Niederlanden zu Volksbüchern, Bibeln und Gesangbüchern gebraucht werden, zu einem wohlfeilen Preise vor uns.

Die Chronik beginnt mit der Begründung des Christenthums in Köln, geht dann zu der legendenartigen Bekehrung des Kaisers Konstantin durch den Papst Silvester über, um so (V. 587 fg.) auf die deutsche Reichsverfassung und die Verhältnisse der Kurfürsten und der Reichsstadt Köln zu kommen, an welche Hagen (V. 688) die eigentliche Geschichte der obengenannten Jahre anschließt. Für diese Zeit ist seine Chronik die Hauptquelle, der daher der Verf. der im J. 1499 zu Köln bei Joh. Koelhoff gedruckten Chronik vorzugsweise folgt, nur muß man dabei bedenken, daß Hagen bei seinem Verhältniß zu den Obersten der Stadt überall der Partei der alten Geschlechter das Wort redet, und also nicht als ein ganz vorurtheilsfreier Zeuge gelten kann.

---

*) Ein dritter Artikel folgt im April. D. Red.

Die vor uns liegende Chronik ist vom Hrn. von Groote nach der ältesten und schönsten Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, die sich ehemals in der Bibliothek des Herrnleichnamsklosters zu Köln befand, jetzt aber im Besitze des Dr. Böhmer zu Frankfurt a. M., ist, abgedruckt worden. Mit derselben hat der Herausgeber fünf andere Handschriften verglichen, jedoch ohne sonderlichen Nutzen, da sie bei dunkeln Stellen und Lücken nie eine Aushülfe gewährten. Dafür hat derselbe offenbare Fehler und deren Verbesserung (wie V. 3727, 3933, 3980 u. a.) in den Noten bemerkt, die Lücken so viel als möglich nach der gedruckten Koelhoff'schen Chronik ausgefüllt, und das Verständniß des allerdings schwierigen Dialekts durch ein Glossar erleichtert. Das Sprachliche steht überhaupt in der Chronik dem Historischen weit nach, obgleich wol nicht in dem Maße, wie in der provenzalischen Reimchronik der Albigenser, deren barbarischen Gebirgsdialekt Fauriel den heutigen Franzosen zugänglich zu machen übernommen hat. Doch dürfte man selbst in Köln, wo sich noch mancher Anklang des Dialekts, in welchem die Chronik abgefaßt ist, erhalten hat, nicht leicht dieselbe ohne das Glossar verstehen, und Hrn. von Groote's Arbeit ist also um so verdienstlicher. Wir freuen uns recht sehr, dem geschätzten Herausgeber des „Tristan" wieder auf diesem Felde zu begegnen und ihn mit freigebiger Hand aus den Schätzen seiner linguistischen und historischen Gelehrsamkeit ein vaterstädtisches Werk erläutern zu sehen.

So ist gleich die erste längere Anmerkung einer für Köln interessanten Legende, nämlich dem Märtyrertode der heil. Ursula und ihrer Jungfrauen, gewidmet, wo denn der Herausgeber meint, daß derselben doch ein historisches Factum zu Grunde liegen müsse. Die Zahl 11,000 erwähnt er gar nicht, sowie auch nicht der Keverberg'schen Schrift: „Ursula, princesse de Britannique d'aprés la legende et les peintures d'Hemling" (Gent 1818). Sollte aber nicht vielleicht die Grabschrift: Ursula et XI. M. V., was man gewöhnlich: Ursula et undecies mille virgines liest, gelesen werden: Ursula et undecim martyres virgines? In andern Anmerkungen werden die Sagen vom Bürgermeister Hermann Gryn, Einzelnes vom Bau des Domes, und an zwei Stellen (S. 237, 272) ausführlich das in den erzbischöflichen Fehden so wichtige Institut der Münzerhausgenossen besprochen, über die besonders Hüllmann's Auseinandersetzungen in seiner „Geschichte der Stände in Deutschland" (S. 556, 564) anzuführen waren. Außerdem machte das Verständniß der Chronik besonders topographische Anmerkungen nothwendig, mit denen Hr. von Groote nicht karg gewesen ist. Die Würdigung der linguistischen Anmerkungen liegt außer den Grenzen dieser Anzeige; wir bekennen also nur durch dieses mit Klarheit abgefaßte Glossar in unserer Kenntniß deutscher Dialekte gefördert zu sein.

Der Chronik Hagen's ist die „Weberschlacht" eines unbekannten Verfassers angehängt, die ein lebendiges Bild von den hundert Jahre später, 1369 und 1370, zwischen den Patriciern und den reichen und mächtigen Gewerken, besonders der Wollweber, geführten Fehden enthält. Da diese Fehden zwar mit der Vertreibung der gar zu übermüthigen Weber endigten, jedoch dem Mittelstande die Theilnahme an der Verwaltung und Regierung der Stadt sicherten, so ist diese Schilderung für die Geschichte Köln's gleichfalls von Wichtigkeit.

Der Herausgeber dieser beiden Schriften hat sich im J. 1815 durch seine thätige Verwendung bei der Rückgabe der aus Köln von den Franzosen nach Paris entführten Kunstschätze einen gegründeten Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Mitbürger erworben. Auch die Fremden, welche jetzt Rubens' großartiges Gemälde, die Kreuzigung Petri, in der gleichnamigen Kirche zu Köln bewundern, sollten es wissen, daß dies von den Franzosen im October 1794 geraubte Bild durch Hrn. von Groote's Bemühungen am 1. August 1815 wieder nach Köln zurückgebracht worden ist. Wenngleich nun sein Verdienst bei der Herausgabe der Hagen'schen „Reimchronik" weniger in die Augen fällt und vielleicht selbst in Köln Vielen unbekannt bleiben dürfte, so werden darum patriotische und gebildete Bürger diese uneigennützigen Leistungen ihres Landsmannes nicht weniger zu rühmen wissen, als die Zurückbringung des Bildes von Rubens. 14.

Notiz.

Literarischer Nachlaß des Griechen A. Korais.

Nach einer gedruckten Bekanntmachung aus Paris werden daselbst, auf Kosten des patriotischen Griechen Zosimas und von dem Chioten Phil. Phurnarakis besorgt, die nachgelassenen Schriften des, am 6. April 1833 verstorbenen A. Korais erscheinen. Sie sind theils historischen und politischen, theils medicinischen und theologischen Inhalts, und werden mit dem fünften Bande der Ἄτακτα (die ersten vier Bände derselben, meist sprachlichen Inhalts, erschienen noch bei Lebzeiten des Verf. in den Jahren 1828—32) sechs Bände, ein jeder zu dem Preise von acht Francs, umfassen. Man hat sich für die deutschen Länder am besten an den Herausgeber in Paris durch die Buchhandlung Didot zu wenden. Der erste Band dieser Sammlung des literarischen Nachlasses des Korais, nämlich der fünfte der Ἄτακτα, ist bereits fertig. Auch wird an der neugriechischen Uebersetzung Herodot's (leider nur fünf Bücher) gedruckt, sowie ein nachgelassenes französisch-griechisches (sowol alt- als neugriechisches) Lexikon, unter Berücksichtigung der von Korais herausgegebenen hellenischen Bibliothek, Parerga, Atakta u. s. w., und der Briefwechsel des Korais mit seinen Freunden, seit dem Jahre 1800, vorbereitet wird. Eine Sammlung der Prolegomena des Korais, mit seiner Selbstbiographie u. a. vermehrt, ist kürzlich in Paris erschienen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 66. — 7. März 1835.

Versuch einer Feststellung der natürlichen und christlichen Theologie. Von Wilhelm Reinhard Freiherr von Kayser. Erster Band. Feststellung der natürlichen Theologie. Mainz, Wirth. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Titel dieses Werkes erinnert an jene zahlreichen Darstellungen der natürlichen Religion oder Theologie, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts so häufig als Resultate jenes sich von den Fesseln der Autorität der positiven Religion loswindenden, aufklärenden Verstandes der englischen Freidenker, der französischen Materialisten oder Sensualisten und der deutschen eklektischen Popularphilosophie hervorgingen. Wer nur nach dem Bilde jener Darstellungen sein Urtheil über den Inhalt dieser Schrift gestattete, der würde mit keinem günstigen Vorurtheile hinzutreten; aber er würde auch bei eigner Anschauung des Werkes finden, daß hier etwas ganz Anderes gegeben wird, als was er erwartete. Von den Darstellungen der natürlichen Religion und Theologie jener Art kann man wol sagen, daß sie, wenn sie auch für den ersten Kampf des selbstdenkenden Geistes gegen die Fesseln der Autorität von hoher Bedeutung waren, doch für die religiöse Denkart und den Zustand der Religionswissenschaft unserer Zeit von geringer Bedeutung sind. Zwar kann Rec. keineswegs der Ansicht beitreten, die neuerdings nicht allein von den strengern supernaturalistischen Vertheidigern einer übernatürlichen Offenbarung der positiven Dogmen des Christenthums, sondern auch von einer Classe freidenkender Theologen, namentlich nach Schleiermacher's Vorgang, aufgestellt worden ist, daß es überhaupt eine natürliche Religion gar nicht gebe, oder doch eine wissenschaftliche Darstellung derselben gar nicht möglich sei, sondern daß jede Religion, sofern sie mit einer bestimmten Gestalt in die Erscheinung trete, also sofern sie beobachtet werden könne, immer positive Religion sei. Vielmehr muß die natürliche Religion unabhängig von aller positiven oder geoffenbarten Religion für gültig anerkannt werden, wenn man nicht die Realität der letztern selbst mitzerstören will. Denn gäbe es nicht vor aller positiven Religion eine ursprüngliche, mithin natürliche Anlage zur Religion, wäre also die Religion nicht ursprünglich etwas der geistigen Natur des Menschen Angehöriges, etwas Natürliches, wie wäre es dann nur möglich, daß eine geschichtlich bestimmte oder geoffenbarte, also positive Religionsform von den Menschen aufgenommen werden könnte, daß sie als Ueberzeugung von ihm angeeignet und seinem Innern assimilirt und in dem Gemüth desselben wirksam werden könnte? Sie müßte immer als ein fremdes Aeußere dem Menschen gegenüber stehen, dem er sich höchstens nur sklavisch unterwerfen, das aber nie sein geistiges Eigenthum werden könnte, wenn ihr nicht in der Seele des Menschen ein Gleichartiges entspräche, d. h. wenn nicht die Natur des Menschen schon Religion hätte. Man könnte vielleicht diese ursprüngliche natürliche Anlage zur Religion zugeben, aber doch die Möglichkeit einer Darstellung der natürlichen Religion damit bestreiten, daß die bloße Anlage zur Religion, eben weil sie bloße Anlage sei, noch nichts Wirkliches, also Wahrnehmbares und Darstellbares sei, wirkliche Religion aber nur werden könne in einer positiven, d. h. geschichtlich bestimmten Form. Allein sowie der Mensch, vermöge seines Selbstbewußtseins, fähig ist, die bloßen Anlagen und Vermögen seines geistigen Lebens zu beobachten, so kann er auch seine bloße Anlage zur Religion beobachten. Die Darstellung der natürlichen Religion muß allerdings auf psychologische Selbstbeobachtung gegründet werden; denn die Anlage zur Religion ist ein Theil der geistigen Natur des Menschen, und kann nur im Zusammenhange mit der gesammten Geistesnatur des Menschen richtig erkannt werden. Aber aus diesem psychologischen Standpunkt geht als die einzig wahre Aufgabe für die Darstellung der natürlichen Religion hervor, daß sie nur bei der Darstellung der Bedingungen und Gesetze der Möglichkeit alles religiösen Lebens stehen bleibt, nur diese Bedingungen allein als das Allgemeine und Nothwendige in der Religion anerkennt, durchaus aber nicht eine bestimmte zur Erscheinung gewordene Form der Religion darstellen wolle. Denn für die in die Erscheinung getretene, verwirklichte Religion gibt es gar keine allgemeine, natürliche Form, sondern in der Erscheinung wird sie immer theils durch die Individualität, theils durch die historischen Verhältnisse als eine positive bestimmt. Will man also dafür das Allgemeine für sich darstellen, unabhängig von allen positiven Formen, so kann dies nur durch Abstraction von allen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen positiven und individuellen Religionsformen geschehen, und so bleibt nur ein

leeres Abstractum von Religion übrig, ein dürres Gerippe von allgemeinen Begriffen, ohne Leben und Fülle, in dem das tiefere religiöse Bedürfniß ebenso wenig Befriedigung findet als das höhere wissenschaftliche Interesse. Solche luftige Gewebe von leeren Verstandesabstractionen, solche todte Gerüste von allgemeinen Begriffen, von Definitionen und logischen Schlußreihen, die ihren kärglichen Gehalt noch dazu nicht aus dem wahren religiösen Leben, sondern aus der damals herrschenden sensualistisch-eudämonistischen Popularphilosophie entlehnten, haben uns freilich die meisten jener natürlichen Religionen oder Theologien dargeboten. Daher also rührt der gerechte Widerwille, der sich bei einem Theil unserer Zeitgenossen gegen Darstellungen dieser Art kundgibt. Aber ungerecht ist dieser Widerwille, sofern er nicht nur gegen diese Verirrung der natürlichen Religionslehre gerichtet ist, sondern gegen die Aufgabe derselben überhaupt. Charakteristisch ist es in dieser Beziehung für unsere Zeit, daß wir viel mehr Darstellungen der christlichen Philosophie oder der Philosophie des Christenthums, kurz Versuche, die christliche Religion philosophisch aufzufassen, als Darstellungen der natürlichen oder Vernunftreligion haben. Doch unser vorliegendes Werk nimmt überhaupt an den erwähnten Gebrechen der natürlichen Theologie keinen Theil und hat mit jenen Darstellungen außer dem Namen wol wenig gemein. Statt der flachen Klarheit jener ältern Darstellungen leidet dieses Werk an einer so unergründlichen Tiefe, daß man Gefahr läuft, allen Grund und Boden zu verlieren und ganz unterzugehen. Zwar steht es ganz richtig auf dem nachgewiesenen Standpunkt der psychologischen Beobachtung oder der kritischen Untersuchung, und verfolgt von da aus die wahre Aufgabe einer Erforschung der ursprünglichen psychischen Anlage zur Religion oder der geistigen Quelle und Bedingungen der Religion. Aber auf diesem schon vielbetretenen Wege entwickelt der Verf. eine so gewaltige Originalität, bringt so unerhörte Resultate hervor, und weiß dabei so unbefangen alle bisherigen psychologisch-kritischen wohlbewährten Erfahrungen und Gesetze — nicht zu widerlegen, sondern — zu ignoriren, als wären sie gar nicht vorhanden, und als sei er der Erste, der in diesem Gebiete arbeitet, daß man sich in eine ganz neue Welt versetzt glaubt. Selbständigkeit und Originalität ist natürlich sehr zu schätzen; aber alle schon gewonnenen Resultate entweder aus Absicht oder aus Unkunde von sich zu weisen, ist nicht der Ergründung der Wahrheit heilsam. Vielleicht ist eine Folge dieser Absonderung von der bisherigen Richtung der Wissenschaft die Dunkelheit und Schwerfälligkeit in der Sprache und dem Gedankengang, die sich in ganz neuem ungewohnten Sprachgebrauch, in einem verschlungenen Periodenbau und in einer ermüdenden Weitläufigkeit ausspricht. Doch wir wollen zuvörderst die Hauptansichten und den Gedankengang des Verf. kürzlich mittheilen, um dann unser Urtheil darüber hinzuzusetzen.

Er geht in der Einleitung von einer Theorie des Bewußtseins aus. Das Bewußtsein ist weder gleichbedeutend noch gleichen Umfangs mit dem Leben, sondern das Leben tritt immer nur zum Theil in das Bewußtsein. So weit, als das Leben zur Entwickelung oder Erscheinung geworden ist, so weit ist es auch in das Bewußtsein aufgenommen; aber außer dem Bewußtsein bleibt noch ein unendlicher Lebensgehalt als bloße Anlage oder Vermögen liegen. Das menschliche Leben besteht aber nicht blos aus Einem Vermögen mit verschiedenen Seiten und Richtungen, sondern aus verschiedenen Vermögen, die zum Theil selbständig gegeneinanderstreben. Diese Selbständigkeit der Vermögen wird jedoch von dem Verf. zu weit ausgedehnt, wenn jedem derselben schon für sich die Fähigkeit des Lebens zugeschrieben wird, ohne daß sie sich also gegenseitig zum Leben bedürfen, und wenn sie nur durch das Eine Bewußtsein untereinander verbunden sein sollen (S. 21). Daraus geht dann die zu schroffe Trennung zwischen der Vernunft und dem Geist als der Quelle des religiösen Lebens hervor, gegen die wir uns später erklären müssen. Der menschliche Geist ist nur Ein Leben, eine Lebenseinheit, nicht blos Einheit des Bewußtseins hält ihn zusammen, und die verschiedenen Vermögen sind nur ihren ursprünglichen Qualitäten oder Thätigkeitsweisen nach voneinander getrennt, schöpfen aber ihr Leben aus dem Einen Lebensquell des Geistes. Den ganzen ersten und zwar ausführlichsten Theil nimmt dann eine Art von Kritik der Vernunft oder Entwickelung des Wesens und der verschiedenen Thätigkeitsweisen der Vernunft ein, deren auffallendes Resultat dieses ist, daß in der Vernunft nirgend eine Spur von Religion gefunden wird, daß die Vernunft durch und durch ohne Religion ist. Unter der Vernunft versteht der Verf. das Vermögen der Vorstellungen oder der Erkenntniß (S. 23), das neben dem Vermögen des Willens und des Herzens oder Gefühls das menschliche Leben ausfüllt (S. 29). Die Vernunft besteht aus zwei Theilen, deren unauflösbare Einheit das Wesen derselben ausmacht: 1) ursprüngliche, angeborene Vorstellungen; 2) ein angeborener Trieb, der diese Vorstellungen zur Aeußerung bringt. Die angeborenen Vorstellungen der Vernunft sind die der Einheit, der Freiheit, der Wahrheit, der Macht und von Gott. In dem zweiten Theil entwickelt der Verf. dann die natürliche Religion aus einem von der Vernunft seiner Qualität nach nicht nur verschiedenen, sondern auch seiner Lebensthätigkeit nach ganz unabhängigen Vermögen, das er Geist oder geistiges Vermögen nennt, dessen Natur jedoch in allen Erörterungen nie ganz klar wird. Es besteht aus vier Elementen, der Ehrfurcht, der Bitte, dem Lob und Dank und dem Angelöbniß, und in allen ist das Bewußtsein der menschlichen Sündhaftigkeit und das Bedürfniß einer Versöhnung mit Gott das Wesentliche.

Aller Religion — sagt der Verf. — liegt das Gefühl oder die Ueberzeugung von einem allgemeinen verschuldeten Abfall von Gott, von einer Entfremdung von Gott zu Grunde, die der Mensch nicht durch sich allein aufheben kann. Sofern nun die Religion doch über diesen Abfall sich erhebt, gibt sich als Eigenthümlichkeit der Religion kund, daß sich darin Ueberzeugung von ganz anderm ursprünglichen Gehalt und anderer Lebensverfassung ausspricht als die Vorstellungen, welche dem irdischen

Leben angehören, daß sie also auf eine dem irdischen Leben völlig fremde Ursprünglichkeit, welche von Gott gekommen, verweisen, und so die ganze Lebensaufgabe des jetzigen Menschen im Unterschied und theilweise im Gegensatz zur Irdischkeit feststellen (S. 457 fg.).

(Der Beschluß folgt.)

Novellen von Karl Gutzkow. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 3 Thlr.

Die entscheidenden Schlachten, welche der Ruf Gutzkow's gewonnen hat, sind seine „Narrenbriefe" und sein Roman „Maha-Guru"; diese Novellen, muthmaßlich vor der letztern Dichtung verfaßt, sind glückliche Plänkeleien, die am Ende des zweiten Theiles in der letzten mit einem siegreichen Gefechte endigen.

Die erste der sechs Erzählungen, welche diese Sammlung enthält, heißt: „Der Kaperbrief". Sie maßt sich wol keine tiefere Bedeutung an, ist aber kurzweilig erfunden und rasch und anmuthig erzählt. Während des Continentalsystems sitzt der reiche Kaufmann zu Havre Jean Pierre Bernard, der seine schöne Tochter Helene, deren Vetter und Liebhaber Alfred Dumallet vielleicht von einer Kugel in den Napoleon'schen Kriegen getroffen ist, einem überseeischen 40jährigen Handelsfreunde bestimmt hat, auf seiner Terrasse am Meer und spiegelt sich mit seinem langweiligen Gesichte wohlgefällig in seiner ordinairen Moralität. Da tritt der Versucher zu ihm in der Person des weder leiblich noch geistig, wol aber bürgerlich cassirten alten Schiffscapitains Malpart und schlägt ihm vor, einen Kaper gegen die Engländer auszurüsten. „Eine gewisse Gewissenhaftigkeit ist in allen Fällen Pflicht", pflegte ein alter Tanzmeister des Ref. zu sagen; mit dieser bespricht sich auch Hr. Bernard, und nachdem er seinen Gewissensskrupeln einiges Genüge gethan, wird ein Schiff ersteigert, bemannt und die Führung dem alten Capitain anvertraut. Sobald sich dieser mit dem Hahn — diesen patriotischen Taufnamen hat der Kaper erhalten — auf hoher See befindet, legt Malpart das Wenige, was er von einem ehrlichen Manne noch an sich zu haben schien, ab und gerirt sich auf eigne Faust und im eignen Interesse als Seeräuber, indem er zuerst ein französisches Kauffahrteischiff und bald darauf einen hanseatischen Kauffahrer, den letztern nach heftigem Gefechte, beide mit reicher Beute wegnimmt. Die Schilderungen sind hier lebendig und gewiß für einen Binnenländer sehr natürlich; sie würden noch mehr gefallen, wenn man nicht so viel Aehnliches in Cooper's thatenlosen Romanen, in denen die Beschreibungen das Beste sind, hätte einnehmen müssen. Im Kampfe mit dem zweiten Schiffe wird von dem Küchenjungen Jacques, einem Hausgenossen Bernard's, der wider Willen alle diese Greuel ansehen und mitmachen muß, ein junger Mann, der auf dem fremden Fahrzeuge verzweifelten Widerstand leistet, aus Mitleid gerettet und verwundet auf den siegreichen Kaper gebracht und dort in der Speisekammer verborgen. Es ist Helenens Geliebter, Alfred. Der Leser erlebt die Gefahr des Geborgenen, bald von dem gravitätischen Koch, bald von den Wachen erkannt zu werden, in der lebendigen und launigen Darstellung mit. Endlich, bei einer Ausschiffung der geraubten Beute und einer Zusammenkunft Malpart's mit Küstenschleichhändlern, entwischen Jacques und der kaum genesene Alfred, aber nur, um auf Irrpfaden wieder unter ihre Feinde zu gerathen. Jacques wird aufs Schiff zurückgebracht und Alfred in ein Felsenloch mit vorgeschobenem Stein gesperrt und bewacht. Glücklicherweise betrinken sich die Wachen im zurückgelassenen Branntwein; Alfred schiebt mit der Riesenkraft der Angst den Stein auf die Seite und entkommt diesmal glücklich. Inzwischen harrt der Großhändler Bernard zu Havre sehnlich auf die beutebringende Rückkehr des Hahns. Schon am frühen Morgen steht er auf der Terrasse, den Blick durch einen langen Tubus in die Ferne gerichtet. Endlich lassen sich zwei weiße Punkte entdecken; der Alte tanzt, jubelt, umarmt seine Tochter. Es ist offenbar sein Kaper, der einen erlegten Seedrachen hinter sich schleppt und sieggekrönt in den Seehafen einlaufen wird. Aber die scharfsichtigere Tochter meint etwas ganz Anderes zu bemerken: das voransegelnde Schiff ist offenbar zu groß für den Hahn. Die Schiffe kommen näher, und mit Entsetzen erkennt der Kaufmann in dem nachgeschleppten Wrack seinen Kaper. „Wenn das mein Hahn ist", ruft er aus, „so läßt er gewaltig die Federn hängen! Mein Gott, ich bin ein unglücklicher Mann!" Es ist so. Ein französisches Kriegsschiff bringt den schlotternden Hahn in den Hafen zurück. Bald darauf wird der Kaufmann verhaftet; er ist als Seeräuber den Gesetzen verfallen. Aber Jacques, aus den Klauen Malpart's wunderbar gerettet, findet sich wieder ein und erklärt dem verzweifelnden Bernard die Geschicke des Hahns; Alfred erscheint, vertheidigt mit früher erlernter Advocatenkunst den Kaufmann, bewirkt dadurch dessen Freisprechung und erhält die Hand der glücklichen Helene. Von Malpart's Schicksale hätten wir auch noch gern etwas gehört, aber, durch Walter Scott's alten Vorgang gerechtfertigt, eilen unsere Novellendichter am Schlusse ihrer Erzählung der Entwickelung mit so beschleunigtem Laufe, alle Segel ausgespannt, entgegen, daß sie es nicht gewahr werden, wenn, bis sie ankommen, hier und da ein Mitglied der Equipage über Bord gefallen ist und nicht wieder zum Vorscheine kommt.

Der hübschen Details in dieser Novelle sind viele, und der Humor des Verf. ist im Einzelnen nicht gespart, ohne jedoch das Ganze in seiner Erfindung und Anlage zu durchdringen.

Ganz anderer Art ist das zweite Stück der Sammlung: „Die Sterbekassirer", eine Bambocciade. Der Titel sagt schon, daß wir hier keine Novelle, sondern ein launiges Gemälde zu erwarten haben. So stoffartig die vorige Erzählung war, so geringfügig der Stoff, den sich der Verf. für diese Darstellung gewählt, und doch hat er grade hier die ganze Kraft seines schönen Talents in Anwendung gebracht, und Alles und Jedes ist in diesem kleinen Bilde vom dichtenden Geiste beseelt. Der Gegenstand ist so prosaisch als er nur sein kann. Es sind die sogenannten Witwen- und Sterbekassen, die zur Zeit der Revolution, als mit dem Menschenleben ein so leichtfertiges Spiel getrieben wurde, in Deutschland aufkamen. Die Leiden der Napoleon'schen Invasion und der spätern Kriegsjahre brachten den meisten Instituten dieser Art den Untergang. In Berlin hat die Sterbekasse des ehrsamen Weberhandwerks jene kritische Zeit überlebt, die Verfassung der Altmeister und Altgesellen ist für diesen Zweck noch in Ehren geblieben und jeder diesem Gewerke angehörige Familienvater kann sich noch auf diesen Tag ein ehrliches Begräbniß durch vierteljährige Beiträge sichern. Dies der nackte Stoff. Aber mit welchem Leben weiß der Humor des Verfassers ihn zu überkleiden! Er führt uns Sonntags Abends 5 Uhr vor die St.-Bethlehemskirche im Ostsüdostende von Berlin, die Kirchenthüren gehen unter einem schwellenden Recitativ auf, „und der Tempel des Herrn speit allmälig die Kinder der Gerechtigkeit aus".

„Doch noch stecken die jubelnden Seelen in ihren irdischen Leibern und Leibröcken, noch ruft des Tages geschäftiger Lärm einen Jeden zu den Kreisen seiner Thätigkeit oder seiner mäßigen Erholung. Allmälig lösen sich die einzelnen Gruppen, die leibliche oder himmlische Verwandtschaft zusammengeführt hatte, auf; man drückt sich noch einmal die Hände, fragt nach der Uhr, bittet um eine Abschiedsprise, und bald ist man allein mit seinen Wünschen, seinen Rührungen, seinen Pflichten. Die vornehmen Kinder Gottes, die mystischen Generale und Kammerpräsidenten, sind längst schon nach Hause geeilt, ängstlich um sich blickend, ob wo ein höherer Chef oder ein Subalterner oder ein witziger Bekannter diesen seltsamen Gang bemerkt habe! Sie treffen daheim vielleicht schon die älteste Tochter im Ballstaate und den Wagen vor der Thür, um sie in „Robert der Teufel" abzuholen; sie werfen einen erbärmlichen Blick auf die weltliche Mutter und schleichen in ihr Kämmerlein, um sich in der Langmuth und Duldung zu stärken."

Der Verf. lenkt nun unsere Aufmerksamkeit von den übrigen Gruppen ab und einigen schlichten Bürgern in blauen Oberröcken oder schwarzen Fracken zu, von denen jene immer zu lang, was diese zu kurz sind; sie lenken in die schattige Lindenstraße mit ihren nachschlendernden Frauen ein, anfangs noch unter weltlichen Gesprächen, aber plötzlich um die Ecke gebogen und dem Kammergerichte zugewendet werden sie schweigsamer, und die Gatten halten fester zusammen.

„Wovor erschrecken sie? Warum diese Leichenbittermiene? Sehen sie Gespenster? Allerdings; es ist ein Grabesfrösteln, das sie plötzlich überkommt. Sie fühlen ihre Lippen bleicher werden, sie hören das grausame Oktandron, Sarg genannt, mit hohlen Schlägen zimmern, sie erblicken sich im weißen Sterbemussellin, eine Citrone in der Hand und ein Leichentuch vor dem Munde; die Stricke rasseln an dem sinkenden schwarzen Holze, und die Erdschollen fallen polternd in die frostige Grube. Leise fragt der Gatte sein zitterndes Weib: „Sophie, hast du dein Quartalbuch nicht vergessen?“ „Nein, Gottlieb!“ Und nach einer ängstlichen Pause fährt Gottlieb fort: „Sophie, hast du die 16 Groschen im Beutel?“ „Ja, Gottlieb“, sagt die arme Sophie, „ich habe sie in Papier und dann in mein Taschentuch gewickelt.“ Und Gottlieb nickt beifällig und wischt sich eine Thräne aus dem Auge.“

Unsere Leser wissen, die Leser der Novelle aber noch nicht, daß die Gatten zu den Sterbekassirern wallen, die uns der Dichter schweigend, wie die Todtenrichter in der Unterwelt, an dem obern Ende eines langen Tisches, in einem niedern, von Lampenruße geschwärzten Zimmer sitzend zeigt, und deren erbauliches Gespräch mit den halbzerknirschten, halbergrimmten Einlegern mit unermüdeter Laune berichtet wird. Auch die Betrügereien, zu welchen die Sterbekassen hier und da Veranlassung gegeben haben, verschweigt uns der Humor des Verf. nicht, endet aber mit der unschuldigsten Miene, indem er einen Segen über die Sterbekassenbörse spricht:

„Dir aber, unscheinbares Häuschen, mit deinen zwei breitlaubigen Linden, lächle eine ewige Frühlingssonne! Möchten dir nie deine Capitalien aufgekündet werden; nie die Häuser, auf denen du die erste Hypothek hast, ohne Miether stehen! Möge die Pest und die Cholera nie mehr zwischen deinen Dividenden wüthen! O ihr schwarzen Leute, steckt noch Tausenden, die am Sarge eines Geliebten leidtragend und beflort stehen, heimlich eure silbernen Thaler in die Tasche, und seid versichert, daß ihr damit feurige Kohlen auf euer Haupt sammelt!“

Die dritte Novelle: „Geständnisse einer Perrücke“, ist laut der Vorrede durch die Polemik, die im Geiste des Verf. sich gegen die „Deutschen Denkwürdigkeiten“ des Hrn. v. Rumohr entspann, veranlaßt worden. Diese Memoiren enthalten unter Anderm den Aufenthalt eines jungen deutschen Grafen in Paris, welcher nach der Illusion des Buches in die siebziger Jahre des philosophischen Jahrhunderts gefallen sein muß. Die Schilderung desselben schien Hrn. Gutzkow verfehlt; sie ermangelte ihm alles Reizes, den ihr die Zeit, die damalige Sitte, die merkwürdige Bewegung von Paris in jenen vorrevolutionnairen Tagen hätte verleihen können. Er adoptirte Das, was sich nach seiner Ueberzeugung Hr. v. Rumohr entgehen ließ. Er wollte seinen Helden in Situationen bringen, welche nur dem Charakter jener Zeit angemessen sind. Dabei bittet er, nicht zu vergessen, daß der Erzähler (ein Selbstbiograph) immer in dem Lichte vorgestellt zu denken sei, daß er fortwährend die Dupe seiner eignen Berichte ist. Der Verf. glaubte, daß dieser Zug für einen deutschen Cavalier der siebziger Jahre, welcher in Paris lebt, unerläßlich ist.

Aber hier können wir nicht umhin, auf einen bedeutenden Anachronismus aufmerksam zu machen, welchen der Verf. in Beziehung auf seine eigne Geschichte sich zu Schulden kommen läßt. Am Schlusse ihrer Geständnisse nämlich gibt die Perrücke zu verstehen, daß sie ihre Memoiren während des nordamerikanischen Krieges schreibt, daß schon der Schnee des Alters dem Schreiber auf dem Haupte (unter der Perrücke!) liegt, und daß, was es in Paris erlebt hat, vor 40 Jahren vorgefallen ist (S. 208, vergl. S. 255). Nun fällt aber der gedachte Krieg in die Jahre 1773—82; somit hat der deutsche Cavalier nicht in den siebziger Jahren, sondern zwischen 1738 und 1742 Paris besucht, was ein total anderes Costume mit sich bringt, als dasjenige, das wir mit vieler Wahrheit, wie uns däucht, nur ohne alle Individualisirung der Zeit und ohne die so nothwendige Einmischung des historischen Interesses, bei Hrn. v. Rumohr beobachtet finden. Eine dritte Zeit endlich, in der Mitte von jenen Angaben, welchen beiden sie widerspricht, fixiren für den pariser Aufenthalt der Perrücke einige Angaben im Laufe der Erzählung. So kommt der Minister Maurepas als schon seit einiger Zeit exilirt vor. Er ward aber 1749 ins Exil nach Bourges geschickt. Zu dieser Zeit möchte der Spitzbube Mandrin, der erwähnt wird, so ziemlich passen. Wie weit der Schauspieler Carlin synchronistisch ist, weiß Ref. auswendig nicht zu sagen; der Abbé Bernis (geb. 1715) und die Pompadour (bei Hofe eingeführt 1745) passen in diese Zeit; der Herzog von Orleans, der eine so pikante Rolle in unserer Novelle spielt, ist dann der Vater des Egalité. Aber Rousseau ist zu bald erwähnt, denn sein großer und allgemeiner Ruf in Frankreich ist erst in den Schluß der funfziger Jahre zu setzen.

Dem sei nun aber wie ihm wolle, so hat der Verf. bei der Unzahl von Memoiren aus jener Zeit, namentlich neben Rousseau's unvergleichlichen „Bekenntnissen“, die uns in dem engen Raume seines Zimmers und einiger Salons doch ein so lebendiges Bild von Paris ums J. 1750 geben, und neben Dem, was wir in seiner „Nouvelle Héloïse“ über jene Hauptstadt und ihren damaligen Charakter finden, noch immer sehr viel geleistet, wenn uns seine mit vielen, vielleicht nicht ganz zusammenpassenden historischen Daten durchflochtenen Fictionen zu unterhalten und in eine lebendige Täuschung zu versetzen vermögen, wie dies wirklich geschieht. Die Verhältnisse der deutschen Aeltern unsers Biographen, sein blinder Respect vor Fürsten und Herren auf der einen, vor Kunst, Literatur und Schöngeistern auf der andern Seite, das ganze Portrait des gemeinen und doch nicht geistlosen deutschen Magisters, der am Ende unter die Freigeister geht und eine literarische Macht à la Grimm wird — das Alles ist eine bittere aber gerechte Ironie auf jene Zeit. Die Liederlichkeit Ludwig XV. und seines Hofes ist mit vieler Schonung und Mäßigkeit benutzt, was wir nur loben können, und keine einzige der skandaleusen Anekdoten, die der Montagne unserer neuesten Literatur, der Baron Chevremont, in seinem jüngst erschienenen „Dictionnaire de la vie sociale“ aus den Denkschriften jener Zeit mit Kaltblütigkeit und Gravität zusammenreihte, finden wir hier ausgebeutet; vielmehr hat unser Verf. den Skandal, der nicht vermieden werden konnte, wirklich mit Zartgefühl in dem Munde des unschuldigen und trotz aller Duperie liebenswürdigen jungen deutschen Grafen gemildert. Der Raum gestattet uns keine Auszüge, da hier nicht die Geschichte, sondern die Behandlungsweise des Neuen in ihr das allein zu Berücksichtigende ist.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz

Unweit Aigues-mortes (dem alten Aquae mortuae) in Languedoc hat man unlängst an der Seeküste auf einer ehemaligen Ankerstelle, sieben Fuß unter dem Wasser, eine Galeere von 72 Fuß Länge und 10 Fuß Breite entdeckt, deren Bohlen- und Breterwerk noch im vollkommen unversehrten Zustande ist. Man vermuthet mit Recht, daß dies Fahrzeug zu der Expedition Ludwig's des Heiligen gegen die Sarazenen gehörte, da es an demselben Orte gefunden ward, wo die Flotte der Kreuzfahrer vor Anker lag. Da der Behörde daran liegt, es ganz unversehrt auszugraben, so sind vorläufig die Arbeiten unterbrochen worden. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 67. —— 8. März 1835.

Versuch einer Feststellung der natürlichen und christlichen Theologie. Von Wilhelm Reinhard Freiherr von Kayser. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Aus dieser, ihrem Ursprung nach der Vernunft ganz fremden natürlichen Religion entsteht eine natürliche Theologie dadurch, daß in allem religiösen Leben die Vernunft im Bewußtsein mit gegenwärtig ist und es auch bleibt, nachdem das religiöse Leben aufgehört hat; dadurch behält die Vernunft dasselbe in sich als Spuren, lernt es kennen und setzt sich von ihm ein eignes, aber blos künstliches Leben im Begriff zusammen (S. 439). Das religiöse Leben selbst bedarf zwar der Vernunft in keiner Weise (S. 465), kommt auch mit ihr in gar keine Berührung, es bildet sein eignes Denken, Urtheilen ꝛc., weil es sein eignes Vorstellungsvermögen hat. Erst zur Verbindung des religiösen Lebens mit dem irdischen ist die Hülfe der Vernunft nöthig. Aus dieser Verbindung mit der Vernunft erst entstehen die religiösen Verirrungen, der Götzendienst und Aberglaube, indem sich die Vernunft in den Dienst eines (nicht religiösen) Herzensgefühls begeben und daraus falsche Begriffe von Gott und den Menschen gebildet hat. Die Hauptschuld derselben fällt aber auf den Willen, und die bereitwillige Hingabe desselben an solche falsche Productionen der Vernunft. Das religiöse Leben liegt nämlich nur als Keim im Menschen, und kommt zur Entwickelung durch den Willen. Durch ihn wird auch die natürliche Theologie verwirklicht. Erst nachdem der religiöse Wille mit der in Dienst genommenen Vernunft die Quelle des religiösen Lebens hat kennen lernen, ist derselbe im Stande, eigne theologische Lehren zu bilden. Um religiös zu sein, bedarf der Mensch nicht erst der Theologie, sondern diese kann nur ein Mittel zur Ausbildung der Religion neben andern sein. Die Theologie soll Beschützerin und Bildnerin des religiösen Lebens sein. Insbesondere soll sie die aus der Vernunft kommende Scheinreligion abwehren, welche von dem Princip ausgeht, daß Gott die vollkommenste Vernunft sei, der Mensch mit der vernünftigen Entwickelung schon in ein völlig richtiges Verhältniß zu seinem Schöpfer komme und dafür keiner Erbarmung und außerordentlichen Hülfe bedürfe, sondern daß in seiner Anlage alles zu seiner Vollendung Nöthige enthalten sei. Daraus aber entsteht nur ein vernünftiges Verhältniß des Menschen zu Gott, aber nicht ein religiöses (! S. 511). Die Theologie soll daher dazu dienen, die vernünftigen Vorstellungen von Gott ganz aus dem Gebiete der Religion abzuhalten (S. 522). Hieraus stellt der Verf. folgende Definition von der Theologie fest:

> Theologie ist das vom religiösen Willen mittels der in unbedingten Dienst (als erforschende und producirende Thätigkeit) genommenen und stets darin gehaltenen Vernunft erfolgende Einweisen des natürlichen religiösen Lebens in ein eignes, dem Menschen angeborenes Vorstellungsvermögen als seiner Quelle, Beschützung und Rechtfertigung desselben hierdurch, sodann Berichtigung, wie Fortbildung desselben hieraus, nebst Feststellung des Verhältnisses dieser Quelle zum ganzen übrigen Menschen, besonders aber zur Vernunft, als der andern Vorstellungsart im Menschen.

Dieser Satz möge zugleich als ein Beispiel von der dunkeln, verworrenenen und verdrehten Schreibweise des Verf. dienen. Als theologische Lehren werden hierauf folgende aufgestellt und abgehandelt: I. Theologische Grundlehren, oder theologische Lehren im eigentlichen Sinne: 1) Die Lehre vom Menschen, seiner ursprünglichen und jetzigen Natur nach. 2) Die Lehre vom geistigen Vermögen und seinem Verhältniß zu den übrigen menschlichen Vermögen und zum wirklichen menschlichen Leben. 3) Die Lehre von Gott, dem heiligen Schöpfer. 4) Die Lehre von der natürlichen Religion, nebst Angabe ihrer absoluten Mängel. 5) Die Lehre von dem Verhältniß des geistigen Vermögens zum ganzen Menschen, und von der einstigen Modification des geistigen Vermögens selbst, um wirklich der Grund und der Träger des jenseitigen geistigen Lebens werden zu können. II. Theologische Sicherungs- oder Verwahrungslehren, welche die Vernunft zum Gegenstand haben, theils ihrem Wesen nach, theils nach ihrem Verhältniß zur Theologie überhaupt und zu den einzelnen Lehren insbesondere.

Es hat uns nicht geringe Mühe gekostet, aus dem dunkeln Chaos verworrener Gedanken und unendlich weit ausgesponnener verwickelter Perioden einige Klarheit und einigen Zusammenhang herauszubringen, und dem Verf., nicht dem Ref., möge es daher der Leser zuschreiben, wenn ihm auch in diesem kurzen Auszuge Vieles dunkel und unbegreiflich erscheint. Soll nun aber Ref. ein allgemeines Urtheil über das Gelungensein oder Nichtgelungensein

des Unternehmens des Verf. abgeben, so befindet er sich in einem bedenklichen Dilemma, dessen beide Glieder nicht zum Vortheil des Verf. ausschlagen. Der Hauptzweck der ganzen Darstellung des Verf. war, die Religion als ganz unabhängig von der Vernunft und als ihr fremdartig nachzuweisen, also alles Vernünftige aus der Religion abzusondern und sie somit als unvernünftig darzustellen. Sagt nun Ref., dieses sein Unternehmen sei ihm wohl gelungen, so heißt dies nichts Anderes, als seine Darstellung der Religion sei möglichst ohne Vernunft, er habe die Religion so unvernünftig als möglich dargestellt; sagt er dagegen, er habe eine vernünftige Darstellung der natürlichen Religion gegeben, so behauptet er eben damit, daß sein Zweck, die Religion als eine vernunftlose darzustellen, ganz verfehlt sei. Das Lob der Originalität indessen, das wir dem Verf. schon oben zugestanden, bleibt ihm jedenfalls, obgleich auch dieses bisweilen ein zweifelhaftes sein kann. Dennoch aber ist die Ansicht des Verf. nicht so ganz neu, daß sie sich nicht mit manchen schon früher aufgestellten Ansichten vergleichen ließe, ohne daß jedoch eine derselben mit der des Verf. ganz zusammenfiele. Der Versuch, die Vernunft als völlig unfähig zur Religion, und diese als der Vernunft ganz fremdartig darzustellen, ist ja von dem Supernaturalismus schon oft genug gemacht worden; aber dann sollte damit dem Menschen eine natürliche Anlage zur Religion überhaupt abgesprochen und die Religion nur aus übernatürlicher göttlicher Mittheilung abgeleitet werden. Hier hingegen ist das Merkwürdige, daß, ungeachtet die Religion gänzlich von der Vernunft ausgeschlossen worden ist, dennoch eine natürliche Religion aufgestellt wird, die aus einem sogenannten geistigen Vermögen entspringt, obgleich man sonst grade unter der Vernunft das Geistigste, die ursprüngliche Geisteskraft versteht. Näher steht daher vielleicht die Ansicht des Verf. der bei einem achtungswerthen Theil unserer Philosophen geltenden Ansicht, wie sie etwa von Jacobi früher ausgesprochen wurde, daß die Religion nicht ein Gegenstand der Wissenschaft, sondern eines unmittelbaren Glaubens sei, daß die Wissenschaft für sich nicht im Stande sei, religiöse Ueberzeugung zu begründen, consequent immer zum Unglauben führe und nur ein über die Wissenschaft erhabener Glaube die Religion bedründe. Aber dieser Glaube wird doch immer selbst als eine Ueberzeugungsweise der Vernunft, als unmittelbare Ueberzeugung der Vernunft angesehen, und unter dem Wissen wird nur die logisch vermittelte, reflectirte Vernunft verstanden, wie dies auch daraus vorzüglich deutlich wird, daß man die Wissenschaft dem Verstande, den Glauben der Vernunft zuschreibt, mithin die Religion grade vorzugsweise auf die Vernunft gründet. Auch diese Ansicht also paßt nicht auf die des Verf. Eine entferntere Aehnlichkeit mit der Ansicht des Verf. läßt sich auch in der ältern Kant'schen Ansicht finden, nach welcher die theoretische Vernunft unfähig ist, religiöse Wahrheit zu begründen, und nur die praktische diese Fähigkeit hat, oder mit der frühern Schelling'schen, nach welcher die Religion nicht durch die Reflexion, sondern durch eine höhere intellectuelle Anschauung anerkannt wird. Aber auch hier wird die Religion nie ganz aus der Vernunft verwiesen, sondern nur aus gewissen Theilen der Vernunftthätigkeit abgesondert und auf andere vorzugsweise beschränkt, sodaß die Religion doch nie als ein schlechthin und ursprünglich Unvernünftiges erscheint. Indessen die bisher erwähnten Ansichten beziehen sich doch nur auf die Quelle oder den Grund der religiösen Ueberzeugung; die Darstellung des Verf. hingegen geht darauf hinaus, die Quelle der Religion selbst in der menschlichen Natur aufzuweisen. Und wenn er nun unter der Vernunft nur das Erkenntnißvermögen verstanden wissen und mit seiner Hinausweisung der Religion aus der Vernunft nur Das sagen will, daß die Religion nicht in dem Erkennen entspringe, daß sie nicht ursprünglich ein Erkennen sei, sondern eine von der Erkenntniß unabhängige Existenz in einem andern Geistesvermögen habe: so ist dies nicht allein keine neue und unerhörte Ansicht, sondern Ref. findet auch darin eine tiefe Wahrheit. So könnte also die Ansicht des Verf. vielleicht mit der mehrer neuerer Religionsphilosophen verglichen werden, wie Schleiermacher's, Fries' u. A., die mit Gründlichkeit nachgewiesen haben, daß die Religion ursprünglich weder ein Wissen oder Erkennen, noch ein Thun oder Handeln, sondern ein Gefühl sei. Allein der Verf. erklärt sich nicht allein ausdrücklich dagegen, daß die Religion ursprünglich ein Gefühl sei, sondern sein geistiges Vermögen hat auch gar keine Aehnlichkeit mit Dem, was jene Männer unter dem Gefühle verstehen. Und wenn er auch die Vernunft als Vermögen des Vorstellens oder Erkennens erklärt, so legt er ihr doch auch einen ursprünglichen Trieb bei, und seine Darstellung der Vernunftthätigkeiten erstreckt sich auch auf die übrigen Vermögen des Herzens oder Gefühls und des Willens, als Gesammtheit der vernünftigen Natur des Menschen, sodaß auch diese gänzlich von der Religion, oder die Religion von ihnen ausgeschlossen wird, und das sogenannte geistige Vermögen erscheint nach seiner Darstellung neben der Vernunft wie eine ganz besondere, höhere religiöse Natur neben der niedern vernünftigen, die ihre besondern Vermögen der Vorstellung und des Triebes in sich hat, und welche nur durch das Eine Bewußtsein zu Einem Wesen verbunden sind. So bleibt also nichts übrig, als die Ansicht des Verf., den mystischen Ansichten von einem Ursprung der Religion in einem übervernünftigen, geheimnißvollen innern Licht, einer neuen, höhern Natur u. s. w. zuzugesellen. Von diesem Charakter des Mysticismus läßt sich allerdings die Ansicht des Verf. nicht ganz frei sprechen; und dafür spricht auch der wesentliche materielle Charakter seiner natürlichen Religion, die er als Gefühl der Sündhaftigkeit, der Unfähigkeit zum Guten und der Versöhnungsbedürftigkeit dargestellt. Dennoch aber unterscheidet er sich auch von dem Mysticismus dadurch, daß er sein geistiges Vermögen nicht in geheimnißvollem Dunkel zu halten sucht, sondern es einer wissenschaftlichen Erörterung und Zergliederung unterwirft. Freilich aber bleibt ungeachtet allen Aufwandes von wissenschaftlichen Untersuchungen das Ganze in ein geheimnißvolles Dunkel

gehüllt. Und so kann die ganze Darstellung des Verf. als eine Warnung dienen, wie schwer er sich immer durch eine unüberwindliche Verworrenheit und Unklarheit der Gedanken rächt, sobald Jemand den allein sichern Boden der Vernunft verläßt, und das allein leuchtende Licht der Vernunft von sich abschließt und anderswoher Sicherheit und Klarheit für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, die Religion und Sittlichkeit, sucht. 104.

Novellen von Karl Gutzkow. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 66.)

In der vierten Erzählung: „Chevalier Clement“, die den zweiten Band eröffnet und deren Stoff den Werken Friedrich's des Großen entlehnt ist, scheint uns die geschichtliche Grundlage nicht hinlänglich zur Novelle geworden zu sein. Nachdem uns die Skizzirung einer berliner Parade vom J. 1718 großes Vergnügen gemacht hat, und wir in das Landgut des alten Freiherrn von Bork, das in einer Oase der märkischen Sandwüste liegt, eingeführt worden sind, wird eine Liebschaft zwischen der schönen Sophie und dem ungarischen Ritter Clement angezettelt, welche der Dichter später ganz und gar der Haupt- und Staatsaction und den politischen Intriguen des Chevalier Clement aufopfert, wodurch er uns mit vieler Genauigkeit in die Staatenverhältnisse jener Zeit einweiht, aber unser Gelüste nach einer leichtgeschürzten und kräftig entschürzten Neuigkeit nicht befriedigt. Und doch wären Clement, der Goldmacher Eckard u. a. Gestalten, vollkommen würdig und fähig, in einer recht speciell-romantischen Geschichte ihre Rolle zu spielen, während wir nur eine abgerissene politische Schilderung von Beiden erhalten. Den alten Dessauer und den bezopften Friedrich Wilhelm hätten wir lieber im Hintergrunde als im Vordergrunde gesehen. Einzelnes in der Novelle ist übrigens in hohem Grade pikant und in der originellen Weise des Verf. belustigend. So z. B. die Schilderung einer Zeit, in der man Goldmacher, die ihr Versprechen nicht lösten, mit dem Leben bedrohte, bis sie vor Angst das Porzellan erfanden (S. 37). Auch in dieser Erzählung finden wir übrigens einen chronologischen Irrthum zu rügen, was von uns nicht aus Pedanterei geschieht, sondern weil wir überhaupt der Meinung sind, daß ein Verf., der so von Grund aus zu charakterisiren und zu individualisiren versteht, es seinem eignen Talente schuldig ist, sich mit Genauigkeit an Zeit und Umstände zu halten, wie dies auch Walter Scott nie verschmäht hat zu thun. Jener Irrthum findet sich S. 21, wo der Poet Canitz, der schon 1699 verstorben ist, auf einem Balle des J. 1718 erscheint. Seine Mutter hatte sich auch nicht im J. 1718 mit Hrn. v. Brinbock (Brunbock sollte es heißen) thörichterweise wiederverheirathet, sondern 41 Jahre früher, im J. 1677.

„Die Singekränzchen“ sind eine zweite, ebenfalls sehr gelungene Bambocciade aus dem neuesten berliner Bürgerleben, auf einer etwas höhern Scala gesungen als „Die Sterbekassirer“, ohne daß sie jene, was das Interesse der Darstellung betrifft, zu übertreffen vermöchten.

In der sechsten und letzten Novelle: „Der Prinz von Madagascar“, erscheint der Dichter des „Maha-Guru“ schon in seiner vollen, ausgebildeten Kraft, und, was sehr wohlthuend ist, sein Humor verschmäht es nicht, die Basis einer sittlichen Grundlage, auf welcher er (eben wie in seinem „Maha-Guru“) hier ruht, vorblicken zu lassen. Die Erfindung in dieser Novelle ist so originell, als die Ausführung leicht und anziehend. Jener Prinz von Madagascar ist ein französischer Lieutenant, Hippolyt Berona, der in der That unter dem tropischen Himmelsstriche von Madagascar geboren und der Sprosse einer der vornehmsten Häuptlinge dieser Insel ist, welche die Franzosen den Engländern vergebens durch Ansiedelung abzugewinnen suchten. Eine unter der Kaiserherrschaft von Silvain Roux geleitete Expedition misglückte völlig, und der Befehlshaber nahm die beiden Söhne eines mächtigen Häuptlings mit sich hinüber nach Frankreich. Der ältere konnte das Klima nicht ertragen und starb (nach S. 103 in Madagascar, nach S. 139 in Paris); der jüngere ist Hippolyt, der jetzt eine Lieutenantsstelle in einem Linienregimente bekleidet.

„Dieser Wilde schien nur für Paris geboren zu sein. Er bewegte sich mit der geschliffensten Tournure in den Cirkeln, welche sich dem abenteuerlichen Nimbus seines Daseins bereitwillig öffneten; er wußte sich keines andern Baumes zu entsinnen als der Buchen und Akazien in der nächsten Umgebung von Paris; die Tagesneuigkeiten der Salons bildeten die Welt von Gedanken, in denen er lebte ....“

Aber der Mangel an Avancement macht den guten Lieutenant allmälig lüstern nach den Vortheilen einer Herkunft, deren er sich vorher geschämt hatte. Kurz, er geht mit einem ehrlichen närrischen Sprachmeister, dem Professor Polyglotte, der sich einbildet, Madagaskisch zu können, weil er Arabisch versteht, und mit seinem alten Diener und Pflegevater Colas, der mit ihm von der Insel gekommen ist, nach seiner Heimat unter Segel und träumt von nichts Anderm als der Eroberung seiner Mutterinsel und Cultivirung seiner Stammesverwandten. Die Novelle widmet sich nun der tragikomischen Schilderung einer Reihe von Abenteuern und Enttäuschungen, die ihn zuerst auf der armseligen Insel Ste.-Marie, einer französisch gebliebenen Niederlassung, wo an einem albernen Commandanten und seinem Adjutanten der Humor des Verf. in Fülle verschwendet wird, und dann auf Madagascar selbst erwarten. Der Prinz, Colas und Polyglotte sind ebenfalls mit Laune, doch gemüthlich behandelt, sodaß man bei allen ihren Schwächen ein lebhaftes sittliches Interesse für sie empfindet; der Contrast der zahmen und der wilden Welt, auf den es angelegt war, ist sehr glücklich benutzt, und die halbverfaulten Charaktere und Sitten der überseeischen Europäer bilden einen trübselig-lächerlichen Gegensatz zu beiden Welten. Mit vieler Tiefe und edelm Ernste behandelt sind die Gestalten der wilden Amme Hippolyt's, die für ihren wiedererkannten Pflegling, welchen sie aus der Gefangenschaft rettet, den Tod der edelsten Aufopferung stirbt, und Arazata's, der jungen Mitgefangenen desselben, die aus einer Freundin seine Geliebte wird, und, als er mit seinen Leidensgenossen, von Ehrgeiz und Plansucht geheilt, der modernen Welt wieder zusegelt, auf das Geheiß des Dichters, der richtig fühlt, daß es in Europa für das ob auch noch so edle Weib eines Lieutenants, wenn es eine Wilde ist, keinen schicklichen Platz gibt, unterwegs den Mühseligkeiten der Ueberfahrt erliegen muß.

„Hippolyt nahm in Frankreich wieder Dienste. Er trägt jetzt die Epaulettes Louis Philipp's; Colas ist noch immer sein treuer Freund und Diener; Polyglotte hat die Anwartschaft auf einen Sitz in der Akademie; sein ausgezeichnetes Werk über die Verwandtschaft der arabischen und madagaskischen Sprache befindet sich unter der Presse. Noch immer liegt derselbe Schleier der Melancholie auf dem jungen Manne, welcher in ganz Paris als der Prinz von Madagascar bekannt ist. Jetzt besäß' er die Eigenschaften, seine Eroberung zu machen, vielleicht mehr als früher, er kennt seine Muttersprache; aber er lächelt, wenn ihm Jemand dazu rathet.“

Die Vorrede leitet diese sämmtlichen Novellen voll Geist und Laune ein; wir hätten nichts hinweggewünscht als die Persönlichkeiten derselben; so reizend sie für die augenblicklichen Regungen des Humors sein mögen, so bedarf ihrer doch das Talent Gutzkow's keineswegs, um sich dadurch pikanter zu machen. 3.

Correspondenznachrichten.

London, den 17. Februar 1836.

Ganz England ist in diesem Augenblick in großer Aufregung. Uebermorgen entscheidet sich bekanntlich die wichtige Vor-

frage wegen des Sprechers. Die beiden politischen Parteien stehen gleichsam mit ihren Lunten an den Kanonen und die übermorgen stattfindende Wahl wird beweisen, welche von beiden die Oberhand behalten dürfte. Die Furchtsamen reden von möglichen Tumulten, Brand und Mord; dem Publicum im Allgemeinen scheint es gleichgültig zu sein, ob Whigs oder Tories am Ruder stehen. Man sieht dies unter Anderm an dem hohen Curs der Stocks; Geld vollauf in der Altstadt; Rothschild ist thätig; die Geschäfte gehen glatt und die Nation, eisenbahnentoll, scheint blos auf Vermehrung der innern Communication zu denken. Da alle Welt politisirt und auf Neuigkeiten Jagd macht, so gedeihen politische Zeitungen und Journale. Eine Flut von Pamphlets, die unermeßliche Schar der Penny-, zwei und drei Penceblätter und das wuchernde Unkraut der Caricaturen beweisen, daß für diesen Theil des literarischen Verkehrs keine bessere Zeit gedacht werden kann.

Die beiden großen Buchhändler Colburn und Bentley, die ehemals miteinander associrt waren, geriethen jüngst in einen öffentlichen Streit wegen des Letztern Ankündigung von Poole's „Romances of many lands". Poole hatte sich durch eine sehr gelungene, mit großem Beifall aufgenommene Bearbeitung des französischen Schauspiels „Paul Pry" für die englische Bühne einen solchen Namen gemacht, daß Alles, was er von da an schrieb, mit Gold aufgewogen wurde. Colburn entgegnete auf die nur erwähnte Ankündigung Bentley's, er sei der Verleger aller prosaischen Schriften Poole's, der ihn zu der Erklärung beauftragt habe: „er (Poole) habe keine Zeile von den „Romances of many lands" geschrieben, die aus Erzählungen beständen, welche zuerst in Ackermann's „Repository" erschienen und meist aus dem Deutschen und Französischen übersetzt wären"; dagegen werde er (Colburn) nächstens „Sketches and recollections" aus der Feder dieses berühmten Schriftstellers herausgeben. Durch diese Erklärung läßt sich aber Bentley nicht abschrecken, denn er hat so gut wie Jener seine Partei, Beide sind sehr reich, bedeutende Verleger und — was bei den Schriftstellern am meisten wägt — gute Zahler. Als Beweis ihrer Mittel diene nur die notorische Thatsache, daß der reiche Colburn für den größten Theil seines Verlags, den er seinem ehemaligen Associé Bentley (Sohn eines sehr reichen Buchdruckers) verkaufte, von diesem 100,000 Pf. Sterling erhielt! Ist es ein Wunder, wenn das Heer der schriftstellernden Herren und Damen, worunter viele Vornehme, sich bücken und schmiegen müssen, um nur der Ehre theilhaftig zu werden, ihre Schriften bei einem solchen Verleger anzubringen, ja wenn man oft in mehren Tagen bei diesen Büchersultans gar nicht zur Audienz kommen kann! Das größte londoner Buchhändlerhaus, ja das größte in der Welt sind Longman und Comp., in Paternoster-Row, mit seinen hundert Commis. Hat ein Schriftsteller das Glück, sein Werk bei dieser Handlung anzubringen, so wird ihn schon die Art freuen, wie die Angelegenheit sogleich und auf befriedigende Weise geordnet wird, und übrigens ist sein Ruf gesichert. An Aufwand läßt Longman es sich von seinen Collegen nicht zuvorthun. Täglich, um nur Eins anzuführen, ist offene Tafel, bescheiden the house-dinner genannt, für alle literarische und Handelsfreunde des Hauses. Man trifft da die berühmtesten Männer des Landes, geistreiche Frauen, große Kaufleute; regelmäßig werden drei Gänge aufgetragen mit sieben Sorten Wein u. s. w. Obwol im Allgemeinen die goldenen Zeiten für den londoner Buchhandel aufgehört haben, so sieht man doch an der nicht kleinen Anzahl wichtiger Werke, daß die Literatur zu enge mit den gesellschaftlichen Verhältnissen des großen britischen Reichs verwebt ist, als daß sie nicht ihren hohen Rang behaupten sollte. Die Befreundung mit der deutschen Literatur ist im Zunehmen. Von Heeren (den die Engländer „Hihren" getauft haben) sind wieder vier Abhandlungen übersetzt worden. Lord Conyngham, welcher sich lange Zeit in Berlin aufhielt, hat Spindler's Roman „Der Bastard" übertragen. Nächstens erscheinen auch Uebersetzungen von Jahn's „Biblischen Alterthümern", von Ritter's „Geschichte der Philosophie" und von „Heinrich Stilling" (erster Theil von Jackson). Vor Kurzem wurde auch des Kapellmeisters Schneider „Tonsetzkunst" von unserm gelehrten und trefflichen Landsmann Engelbach (einem Darmstädter, der schon lange in englischen Diensten hier lebt) übersetzt, obgleich dies Werk zu tief für die englischen Tonkünstler zu sein scheint. Es soll damit nicht gesagt werden, daß Letztere der Gründlichkeit abhold wären, vielmehr streben sie jetzt mehr als je das alte, von den Italienern ausgestreute Vorurtheil zu vernichten, als ob den Engländern das Talent für Musik abgehe. Ein unterrichteter Tonkünstler hat sich darüber neulich im „Monthly magazine" vernehmen lassen. Man kann behaupten: auch in der Musik streben die Engländer, sich vom Auslande unabhängig zu machen; sie haben schon große Fortschritte in dieser Kunst gemacht, und in 10—20 Jahren wird fremden Tonkünstlern England Das nicht mehr sein, was es ihnen bisher war. Die Society of british musicians wirkt hierzu am meisten, und ihr verdankt man bereits herrliche Compositionen von Macfarren, Calkin, Griesbach, Bennet, Reed, Tinney, Hill, Lutten u. A.

Aus den vielen, mitunter sehr anziehenden Caricaturen sei folgende erwähnt: „The new Johanna Southcote", welche sich auf die angebliche Schwangerschaft der Königin bezieht. Diese wird im Bette liegend vorgestellt, umgeben von Wärterinnen, alten Weibern und einem Arzte, der ihr an den Puls fühlt. Der König guckt an der Thüre, an der Wiege steht geschrieben: „For the Shiloh"; unter derselben liegt Wellington lauschend. Unten steht geschrieben: „To Lord Howe. A hymn to be sung at all Tory meeting-houses, and on the birth of the new Shiloh!"

> How(e)! wondrous are thy works, my lord,
> How(e)! glorious are thy ways!
> How(e)! shall we sing thy song, my lord?
> How(e) celebrate thy praise?

125.

Literarische Notiz.

Neue Zeitschrift in Oestreich.

Daß auch in Oestreich ein immer regeres Leben auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Kritik zur Bildung, Verständigung und weitern Anregung zu erwachen beginnt, beweist — da nun einmal in unserer Zeit und in unsern ganzen Verhältnissen grade die Journalistik ihre Fäden am weitesten, schnellsten und wirksamsten überall hin auszuspinnen pflegt — die neue „Oestreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik", welche seit 1835 in Wien (in der Universitätsbuchhandlung von Fr. Beck) erscheint. Sie soll vorurtheilsfrei, wahr, unbefangen und im Geiste edler Freimüthigkeit das Gebiet der Geschichtskunde und die Kenntniß Oestreichs erweitern, und die literarischen und artistischen Erscheinungen in den östreichischen Erblanden, sowie die vorzüglichsten des Auslandes besprechen. Faßt man diese Tendenz nicht nur oberflächlich ins Auge und findet man dann nun unter den Mitarbeitern auch jene besonders aufgeklärten Männer Oestreichs, wie Mailáth, Zedlitz, A. Grün, so muß man sich in der That doppelt über eine solche literarisch-politisch-kritische Zeitschrift erfreuen, die in Oestreich, und zwar in Wien selbst, erscheint, und muß derselben zu immer lebendigerer Verständigung des noch immer zu sehr, auch in wissenschaftlicher Hinsicht getrennten Süd- und Norddeutschlands über seine beiderseitigen Interessen regen Fortgang wünschen. Das absolute Oestreich ist hierin um mehr als einen Schritt einem anderen constitutionnellen deutschen Lande voraus, in welchem vor Kurzem einem literarischen Blatte, das schon nach seinem Titel auch die Polemik mit in den Kreis seiner Tendenzen ziehen sollte, die Erlaubniß zum Erscheinen nicht gewährt wurde. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 68. —— 9. März 1835.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Fünfter und letzter Artikel.

Dreiundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Heft.

Wie man von einer Niederkunft, die glücklich von statten gegangen ist, wol zu sagen pflegt, daß sie ihren glücklichen Verlauf gehabt habe, so können wir dies auch von der Entbindung der Brockhaus'schen Presse und Buchhandlung mit diesem vierten und wohlgerathenen Knaben sagen, der noch dazu seine drei ältern Brüder um ein Merkliches an Stärke übertrifft. Da wir nun das Vergnügen haben, abermals literarischer Pathe zu sein wie bei den frühern *), so haben wir auch das Recht, das gewichtige Kindlein mit besonderm Wohlgefallen zu betrachten und etwa folgende Anrede an dasselbe zu halten: Von wohlgebildeten Aeltern kommen auch dergleichen Kinder, und du gehörst dazu. Du wirst gedeihen und deinen Vater vergolden und deine Mutter, die Presse, versilbern. Du siehst so ernst in das Leben hinein, als wüßtest du Alles, was dir von der Zukunft bestimmt ist. Du wirst deinen drei ältern Brüdern in alle Welt nachwandern, ihr werdet euch wiederfinden und trennen, ihr werdet loben und tadeln und gelobt und getadelt werden; man wird euch schimpfen und ihr werdet dazu lächeln; man wird euch im bloßen Hemde stehen lassen, oder in Pappe, Leder oder Sammet kleiden. Man wird euch plündern, und ihr werdet nichts verlieren; man wird euch hier und da das Wort verbieten, und ihr werdet dennoch sprechen; man wird euch abmalen, und ihr werdet doch Original bleiben; man wird mit eurer Weisheit dick thun, ihr seid aber doch die eigentlichen Weisen und Dicken; man wird euch verleugnen, und ihr werdet zu Tage kommen; man wird euch in kostbare Prunkgemächer logiren und in Mahagonybetten schlafen legen, oder in das von Taback und Oeldampf schwarzgeräucherte Dachstübchen verweisen, wo Ratten und Mäuse euch benagen oder die Spinne euch ein Kleidchen webt, aber ihr werdet im Glücke Mäßigung, im Unglücke Geduld zeigen; ihr werdet übers Meer schiffen, und keiner von euch wird die Seekrankheit bekommen; man wird euch in fremden Sprachen sprechen lassen, und ihr werdet immer deutschen Geist ausathmen; man wird euch auseinanderreißen, einzeln verschicken, verleihen, und ihr werdet wie die vier Becher der sonstigen vier Albertinischen Fürstenlinien im sächsischen grünen Gewölbe doch wieder zusammenkommen; man wird euch wochenweise für Geld sehen lassen; ihr werdet in das Leih- und Versatzhaus geschleppt und dennoch wiederausgelöst werden; ihr werdet sein wie die Orakel und auf Alles eine Antwort haben, und wenn ihr einmal sterbt, so werdet ihr als verjüngte und verschönerte Phönixe wiederauffliegen! Wir halten aber mit unserer Anrede inne, weil der Kindtaufvater die vollen Gläser bringt, um auf das Wohl des kleinen S—Z anzustoßen; doch sei erst eine Libation dem Deus averruncus gebracht!

Wie aber auf die Poesie die Prosa, auf die Sage die Geschichte, auf den Scherz der Ernst folgt, so haben wir uns nun an eine ernsthaftere Betrachtung dieser literarischen Erscheinung zu wagen. Hoffentlich wird nun eine sonst laute Opposition gegen Unternehmungen dieser Art, die, dem Sinn der Wissenschaftlichkeit zuwider, encyklopädisch-verflachend, das Halbwissen begünstigend genannt worden sind, allmälig zum Schweigen gebracht werden, wenigstens soweit solche Beschuldigungen gegen dieses Werk gerichtet waren. Weniges gelingt auf den ersten Wurf. Wer einen Band von der ersten Ausgabe des „Conversations-Lexikon" gegen einen dieser Bände halten wollte, würde im Aeußern wie im Innern große Verschiedenheit bemerken, und die frühere Richtung auf Unterhaltung oder schnelle übersichtliche Ergänzung solcher Kenntnisse, die selbst in der Conversation Curs bekommen können, mit der einer umfassenden Darstellung des Gegenstandes nach den gesteigerten Foderungen der Zeit und der höhern Wissenschaftlichkeit vertauscht finden. Dabei ist keine Richtung der neuern Zeit, welche hier nicht ihre Besprechung und Beurtheilung fände, sei es nun in der Politik wie in der Wissenschaft, in der Kunst wie im Verkehr; kein nur einigermaßen berühmter oder berüchtigter Mann, keine wichtige Erfindung und Anstalt, über welche man sich nicht hier orientiren könnte. Den hohen Staatsbeamten, welche repräsentiren müssen, Diesen und Jenen zu empfangen haben, mit denen sie früher gar keine Verbindung gehabt, werden, wenn es ja gebräche, hier Stoff zur Unterhaltung finden und Vorstudien zu ihren buntgemischten Audienzen machen können; der Historiker,

*) Vgl. Nr. 91 und 92 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Statistiker, Ethnograph, der Künstler, Kaufmann und Techniker finden hier Stoff, und der Zeitungsleser, dem etwa entfallen ist, wie ein englischer Lord vor seinem neuesten Adelstitel hieß, oder was es für eine Bewandniß mit dem salischen Gesetze in Spanien hat, wird ebenso gut Auskunft finden wie Der, der sich über Schullehrerbibel und Lithotritie unterrichten will. Diese vier Bände enthalten ungefähr 13—1400 Artikel, darunter manche, die, wie Griechenland, unter verschiedenen Namen fortgesetzt, ein mäßiges Octavbändchen bilden würden. Wir haben in der That Weniges vergeblich gesucht und bei den meisten als übersehen notirten Rubriken gefunden, daß sie entweder in dem Hauptwerke oder unter einem andern Namen (wie Fürst Wallerstein unter Oettingen), oder in einem Collectivartikel zu suchen gewesen sind. Daß natürlich von ganz neuen Ereignissen und Anstalten, wie dem Schiedsgericht der deutschen Bundesstaaten, Athen als Hauptstadt Griechenlands, dem neuesten englischen Ministerium noch nichts zu finden sein kann, liegt am Tage, da die spätesten Artikel sich aus dem Herbste 1834 datiren. Die Zeit agirt und reagirt indeß so mächtig fort, daß wir nicht verzweifeln, in zehn Jahren wieder von vier starken Bänden eines „allerneuesten Conversations-Lexikon" berichten zu können, wenngleich wir kein Anfangsjahr wie 1830 dazu wünschen möchten.

Endlich ist auch in dem „Nachworte" vor diesem Bande ein wenig der Schleier von jener ecclesia invisibilis der Mitarbeiter an diesem Werke gelüftet worden, wenngleich wir hin und wieder einen schon errathen hatten, dem es wie dem Raben oder Kukuk geht, von dem man auch immer weiß, wenn er seinen Schnabel aufthut, daß er da ist, weil er immer seinen eignen Namen ruft. Manche Schriftsteller können es nicht unterlassen, sich immer selbst mit in ihren Aufsätzen anzubringen und zu citiren. Andere sind durch ihre Ansichten und Meinungen so bekannt, daß sie schnell erkannt sind. Unter den (S. VII) angeführten Namen, die wir hier nicht wiederholen wollen, erkennt man der Mehrzahl nach große literarische Notabilitäten, vermißt aber einige, die vielleicht unter denen sich befinden, „deren Nennung nicht gestattet ist". Die Zahl der Mitarbeiter soll sich aber über hundert belaufen, unter denen auch drei Deutsche in Paris und Dänen, Norweger, Schweden, Holländer und Schweizer sind. Rechnen wir nun auch die vielen Mitarbeiter an den drei Sectionen der in Brockhaus' Verlag übergegangenen Ersch- und Gruber'schen „Encyklopädie" und an diesen „Blättern für literarische Unterhaltung", nebst den „Zeitgenossen" und der „Isis" hinzu, so möchten wir wol zweifeln, ob irgend eine deutsche Buchhandlung sich mit so vielen Männern für so verschiedenartige Institute in Verbindung zu setzen verstanden hat als die genannte. Dabei haben wir freilich noch eine arrière pensée, die wir hier zum Besten geben wollen. Wäre nicht aus einer solchen Zahl Mitarbeiter, die zum größern Theile gar nicht dafür gewonnen zu werden brauchten, ein großes kritisches Institut zur Ehre Deutschlands und der Wissenschaft zu bilden, welches heute mehr als je fehlt, da unsere geachteten Literaturzeitungen die Bücherballen jeder Messe kaum mehr zu bezwingen im Stande sind. Wir haben Versuche dazu, die zum Theile auf königliche Ordres hervorgegangen sind (freilich nicht aus königlichem Beutel unterstützt wurden), mislingen sehen; man klagt, daß jetzt jedes Blatt zu recensiren beginne, daß die Kritik feil sei und zu Unwürdigkeiten sich hergebe — was soll daraus werden? Funfzig tüchtige und rüstige Vertreter verschiedener Fächer, die das in ihnen Geleistete theils in Uebersichten, theils einzeln beurtheilen und diese Kritiken nach Heften für jede einzelne Hauptwissenschaft erscheinen ließen, sodaß der Freund der Literatur nur das ihm Entsprechende zu kaufen brauchte, müßten zusammenzubringen sein! Es müßten eine Menge Kleinigkeitskrämereien und pedantische Kläglichkeiten aus unserer deutschen Kritik verschwinden; es müßte aber auch der Antikritik ein schicklicher Platz eröffnet werden, damit der Verklagte gehört werde und sich vertheidigen könne; ein solches Institut könnte sogar auch für die Würde und Rechtlichkeit des deutschen Buchhandels segensreich werden. Doch Ref. bittet wegen dieser Abschweifung um Verzeihung, zufrieden, wenn diese hier nur roh hingeworfene Idee irgendwo aufgegriffen und weitläufiger besprochen würde.

Die große Zahl von Mitarbeitern hat nicht allein eine Fülle des Stoffes gewährt, sondern auch jeder der Sache nachtheiligen Einseitigkeit vorgebeugt. Wer weiß, wie schwer oft autobiographische Nachrichten theils aus einer nicht immer tadelnswerthen Bescheidenheit, theils aber wegen einer sehr oft vorkommenden Indolenz zu erlangen sind, muß die Thätigkeit der Redaction bewundern, so viel herbeigeschafft zu haben. Sind auch die biographischen Artikel, besonders über Gelehrte, in der Regel die kürzesten, so geben sie doch stets der Hauptsache nach die gelehrte Richtung und die wichtigern bibliographischen Producte der Geschilderten an. Diejenigen, welche sich nicht hier finden, werden übrigens in der Vorrede oder dem Nachworte gebeten, darin keine Verkennung irgend eines Verdienstes oder einer Leistung finden zu wollen, sondern die Schwierigkeit in Anschlag zu bringen, sichere Kunde über ihre Persönlichkeit zu erlangen. Für die Richtung, welche trotz der verschiedenartigsten Mitarbeiter aus mehr als Einem Lande die vorherrschende ist, bedauert Ref. kein anderes Beiwort als das vieldeutige liberal zu finden; denn während die tollsten Schwindler sich in Catilinarischer Frechheit auch Liberale nannten, vermeinen andere auch liberal zu sein, wenn sie nicht grade an die Urrechte des Menschen tasten. Es gibt kaum so viel Uebergänge von Licht zu Finsterniß als Nuancen und Relativitäten in Dem, was seit einigen Jahren liberal genannt worden ist. Die Redaction mag es auch gefühlt haben, daß sie mit diesem Worte die Gesammtrichtung des Buches nicht genugsam bezeichne, und nennt sie darum „liberal im besten Sinne", obgleich sie der Meinung ist, daß es im Grunde nur Einen Sinn dieses Wortes gebe. Aber das ehrt unser Vaterland und das Unternehmen, daß sich bei so verschiedenen Theilnehmern aus allen Gauen Deutschlands eine solche Grundfarbe

hat für das Werk behaupten lassen, welche dabei doch keineswegs monoton ist. Man kann also dies „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" als einen Beweis hinstellen, daß noch jetzt die Hauptrichtung des deutschen Geistes die einer vernunftgemäßen gesetzlichen Freiheit und Freimüthigkeit ist. Möge dies Buch nie ein Ankläger für die Gesinnungen späterer Menschen werden! Dieselbe Richtung ist auch in den kirchlichen und religiösen Angelegenheiten beibehalten, wenngleich den Männern einer bekannten religiösen Richtung auch wie den Katholiken in den streitigen Sätzen das Wort zu nehmen hätte verstattet werden können, damit auch hierüber nicht blos einseitige Acten vorlägen. Die ganzen Staaten und Ländern auch in diesem vierten Bande gewidmeten Artikel werden selbst dem Historiker vom Fache willkommen sein, weil sie als Materialien für die neueste Geschichte gelten können und man weiß, wie schwer aus Flugschriften und Zeitungsartikeln ein wahres historisches Gemälde zu componiren ist.

Wenn wir uns nun noch zu Einzelnem wenden dürfen, so unterschreiben wir erstlich gern (wenn auch nicht Alles und Jedes) doch gewiß den Schlußwunsch des langen Artikels über das Königreich Sachsen seit dem Jahre 1827: „So möge denn auch dem geistigen Leben wie dem gewerblichen, die beide nur bei freier Bewegung gedeihen, kein böses Verhängniß die Freiheit verkümmern!" Es folgen dann die andern sächsischen Länder. Der kritische Artikel über die „Frau von St.-Elme", die Verfasserin des Memoirenwerks: „La contemporaine", wiederholt die tröstliche Versicherung, daß sie mit ihren unbescheidenen Bekenntnissen nun zu Ende sei. „St.-Simonismus", schöner Beitrag zur Geschichte menschlicher Narrheit. Die beiden Artikel: „Sänger und Sängerinnen" und „Virtuosen", haben der Nr. 20 gewiß große Mühe gemacht, möchten ihr aber von den Künstlern selbst nicht gleichen Dank einbringen. Was der Verf. über Frau von Heigendorf oder Demoiselle Jagemann sagt, welche Ref. noch in ihrer höchsten Blüte kannte, ist vortrefflich, wie die Parallele zwischen der Catalani und der Schechner-Waagen in dem, letzterer Künstlerin gewidmeten Einzelartikel:

> Das Organ der Catalani war unstreitig noch mächtiger, noch metallener, ihr großartiger Vortrag mit italienischem Feuer durchglüht; dagegen drang der Ton der Schechner-Waagen seelenvoller in die Brust, und wo er die ganze Macht seiner Schwingen regte, setzte er mehr, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das Herz als das Ohr in Erstaunen. Die Begeisterung, auf welcher die Catalani uns dahinriß, glich den schäumenden Wogen eines Kataraktes der Apenninen, während die Schechner-Waagen uns auf den prächtigen Wellen eines deutschen Stromes dahintrug, in dessen Tiefen sich der ganze vaterländische Himmel klar wiederspiegelte.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Emmerich Töckely, Fürst von Siebenbürgen. Ein historisch-romantisches Gemälde von Wilhelmine von Gersdorf, geb. von Gersdorf. Zwei Theile. Celle, Schulze. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Gedrängter in der Schreibart, erwirbt sich diese Erzählung noch einen Vorzug, der den frühern Schriften dieser Verfasserin abging, ohne daß die sittliche Richtung, die meist glückliche Wahl des historischen Moments an dieser vermißt würde. Auch sind hier die Aufstände der Ungarn unter Leopold I. von allgemeinem Interesse, die Einwirkung des Titelhelden daran gut motivirt und sein Vergehen erläutert und vermindert durch Thaten und Verhältnisse, die zu leiten und zu gewältigen nicht in seiner Macht stand, und durch Ungerechtigkeiten der Gegner. Er ist nicht schuldlos, aber zu entschuldigen; um so mehr, als er zum Parteihaupt ganz vorzüglich geeignet ist und von seiner Gemahlin Helene, des Aufrührers Zriny schöner Tochter, zur Rache aufgereizt wurde. Helene, früher mit dem Grafen Ragoczy vermählt, ist bei aller leidenschaftlichen Heftigkeit keine Furie; ihre Liebe zu dem hingerichteten Vater, dem unterdrückten Vaterlande verleitet sie zu ungerechten Handlungen, nie zu gemeinen, und ist diese Motivirung des Charakters das Verdienst der Verf., sowie die geschickte Art, mit der sie die Schicksale von Helenens Kindern der Hauptgeschichte einflicht und auch dabei jedes Ueberflüssige vermeidet.

2. Peter Pawlowitsch Semennow's merkwürdige Begebenheiten während der Regierung Katharina II. und der Revolutionszeit in Paris. Historische Erzählung von C. F. W. Borck. Zwei Theile. Berlin, Schröder. 1834. 8. 2 Thlr.

Enthielte das ganze Buch nur wenige Bogen, nur die Scenen, in denen Katharina und Potemkin auftreten, es müßte durch die originelle Weise, wie diese beiden welthistorischen Personen aufgeführt sind, recht ergötzlich sein. Die Kaiserin und der Fürst überbieten sich in Empfindeleien und rührend-moralischen Redensarten. Zu der Monarchin kann man so ohne alle Umstände laufen, an ihren Hof, den Garden umgeben, wie ein Bruder Bamberger zur Herbergsmutter gehen und seinen Krug Bier begehren kann. Potemkin redet wie ein zärtlicher Vater in einem weinerlichen Lustspiel, liebt mythologische Anspielungen trotz einem Reimschmied, der auf Bestellung Verse liefert; auch sind des Fürsten Feste ganz in der Manier, wie solche Poeten sie anordnen würden. Ebenso gänzlich fehlgegriffen, ohne Kenntniß der Zeit, des Orts, der Zustände, ist die ganze Erzählung ohne Plan und Zusammenhang, nicht von der hübschen, lustigen Dummheit, wie jene Scenen, sondern von der langweiligen, abgeschmackten; der bleiche Schatten eines Bildes, im Vexirspiegel gesehen.

3. Chatinka, das Mädchen vom Ararat. Historisch-romantische Darstellung aus dem letzten russisch-persischen Kriege von Ernst Moritz Schilling. Meißen, Gödsche. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bessere Kenntniß der Oertlichkeit ist allerdings in dieser Erzählung zu spüren als in jener, aber auch Vieles, was überall, wo Krieg herrscht, sich zutragen könnte; Manches erinnert an den Roman mit seinen herkömmlichen Effecten und Ueberraschungen. Die Gedichte könnten statt am Kaukasus auf der lüneburger Haide abgefaßt sein; sie scheinen das Ergebniß einer grimmigen Langweile; der Selbstmörder, der sie geschrieben haben soll, brachte sich wol auch nur aus Langweile um; dürr und holperig, wären sie jenen Haidegegenden zu vergleichen, wenn man sich eine Gattung ihrer Bewohner, die Bienen, wegdenken könnte, denn weder vom Stachel noch von der Süße gewahrt man in den Reimen die kleinste Spur.

4. Die Schuld. Novelle von L. Brinkmeier. Neuhaldensleben, Eyraud. 1834. Kl. 8. 21 Gr.

Die Schuld der Väter trennt ihre Kinder, die sich lieben, das ist mit wenig Worten der Inhalt einer Geschichte, die unter dem leidlichen Mittelgut ihren Platz behaupten könnte, wenn sie sich nicht so geziert und anspruchsvoll ausdrückte.

5. John Marston Hall. Von Georg Payne Rainsford James. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 4 Thlr.

Wol manchem Leser wurde die kleine Feuerkugel, Lord Masterton's Pflegesohn und Retter aus tausend Gefahren und Verlegenheiten, lieber als Heinrich Masterton selbst, an dessen Geschichte sich „John Marston Hall" anschließt, und zur Freude

jener Leser, des gewandten und bei aller Pfiffigkeit doch grundehrlichen Knaben fernere Schicksale berichtet. Wir sehen ihn als Page in die Dienste des Herzogs von Villardin treten, begleiten ihn nach Frankreich, wo für den Jüngling sich die Abenteuer, die seltsamen Erlebnisse seiner Knabenjahre fortsetzen, beiderlei Glück ihn prüft, er in die Verirrungen der Fronde mit gezogen wird und nur um ein Haarbreit verfehlt den Prinzen von Condé aus der Gefangenschaft zu befreien. Von den Launen des Herzogs von Villardin hat er viel zu leiden; thörichte Eifersucht macht ihn zum Tyrannen und abhängig von einem boshaften, ränkesüchtigen Pagen Telleville, der Feuerkugel heimlichen Feind, der ihn ganz nahe an den Abgrund bringt, bis das Blatt umschlägt, Feuerkugel, als Herr von Juvigny, Gemahl einer schönen und reichen Frau, Villardin's Tochter, auftritt, seine Feinde unterliegen und wir am Schluß der unterhaltenden Geschichte keinen Wechsel seines Glücks mehr für ihn zu fürchten haben.

6. Der Mönch und die Dame. Eine Geschichte vom Jahre 1750. Nach Mortonval's „Le capucin du marais" von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Doppelte Zwecke, scheint es, veranlaßten diese Erzählung. Einmal sollte die Sittenverderbniß der höhern Stände in Frankreich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts recht schlagend vorgeführt werden; dann wollte man darthun, wie auch der gewissenhafteste Richter irren, den Unschuldigen verdammen könne, wenn der Schein so täuschend wie hier gegen den alten Bedienten war, den man bei dem Diebstahl zu betreffen wähnte. Eine solche Verworfenheit wie bei der Dame C., die den Jungen verführt und ihn dann, als er sich ihren Stricken entzieht, aufs Hartnäckigste, Folgerechteste verfolgt und dabei immer den Schein der Tugend behauptet, wird zum Glück nur selten gefunden, und müssen wir dem Verf. danken, daß er den unzüchtigen Gegenstand so züchtig mit dem Schleier der Grazie verhüllte. Noch größern Dank schulden wir ihm jedoch dafür, daß er nicht wie die heutigen französischen Romanschreiber das Hingeben an die Leidenschaft als das einzig wahre Princip aufstellte und die laxeste Moral als Götze auf den Thron setzte, überhaupt sich von Uebertreibungen fernhielt. 53.

Ursprung der Posten.

In einer vor drei Jahren erschienenen Schrift über Posten und Postregale weist der Verf., der Hofrath Matthias, aus Urkunden im Archiv zu Königsberg in Preußen nach, daß die Posten im eigentlichen Sinne des Worts und als Sendungsanstalten für Jedermann im Jahre 1276 von den Deutschordensrittern zu Marienburg in Westpreußen erfunden und eingeführt worden sind. Gleich nach Einweihung der Hochmeisterburg zu Marienburg trat diese Anstalt in das Leben. In der Vorburg eines jeden Ordenshauses wohnte ein Wything (Ordensstall- oder Postmeister), welcher ein eignes Zimmer (Bryffstall) zur Annahme und Besorgung der aus seinem Bezirke eingehenden Correspondenz unterhielt. Die Briefe wurden in ein Buch eingeschrieben, jeder mit einer Nummer nach seiner Reihenfolge bezeichnet und neben der Aufschrift noch mit einer Bemerkung über die Zeit der Aufgabe und des Abganges versehen. Der Wything band sie darauf in Bunde zusammen und that diese in einen leinenen Tragbeutel (Bryffsack), welcher einem Postillon (Bryffganger) übergeben wurde, der damit bis zum nächsten Ordenshause reiten und dagegen den dortigen Bryffsack mit zurückbringen mußte. Zu diesem Zwecke wurden eigne Pferde unterhalten. Auf jedem Ordenshause ward dasselbe Geschäft des Einschreibens und Abfertigens beobachtet. Die Bryffganger hatten sogar eine Dienstkleidung von blauem Tuche, wie noch jetzt die preußischen Postillons.

Es geht hieraus und aus den vielen im Archiv zu Königsberg aufbewahrten Briefen, Briefkarten und Stundenzetteln unwiderleglich hervor, daß die gewöhnliche Angabe, als habe Ludwig XI. von Frankreich die Posten zuerst eingerichtet, falsch sei. Diesem König war daran gelegen, sich auf die möglichst schnellste Weise von den Ereignissen an den verschiedenen Höfen zu unterrichten, ferner bei den auswärtigen Höfen geheime Einverständnisse zu unterhalten und Befehle und Anweisungen aller Art zu ertheilen. Daher entschloß er sich im Jahre 1464 auf den Hauptstraßen Frankreichs Pferdewechsel einrichten zu lassen. Seine Verordnung vom 19. Juni 1464 besagt ausdrücklich, daß alle diese coureurs et porteurs de ses dépêches sollen überall nur sein pour la commodité de ses affaires et diligence de son service et de ses dites affaires. Ja, es wird bei Todesstrafe verboten, diese Pferde zu einem andern als zu dem bezeichneten königlichen Dienste zu verwenden. Erst unter Heinrich IV. ward das französische Postwesen auf einen gewissen Grad ausgebildet. Die jetzige Instruction für die 30 Postinspectoren vom 8. Juli 1815 ist eine fast wörtliche Nachahmung der schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (5. August 1766) erlassenen Instruction für die damals im Preußischen angestellten Postinspectoren. 14.

Notiz.

Auf dem Théâtre français ist das Drama „Chatterton", von Alfred de Vigny, mit Beifall gegeben worden. Es wäre gut, wenn sich die französischen Romantiker wenigstens an dem Sujet dieses Stücks (denn das Stück selbst ist uns noch nicht bekannt, und wir behalten uns darüber einen spätern Bericht vor), ein specielles Beispiel nähmen. Der unglückliche Chatterton war auch ein romantischer Kopf im Sinne der französischen Poesie. Er besaß Tiefe wie diese, aber auch ein so gut Theil Verworrenheit und jene unglückliche Lust an dem Glanze der dehors, der beau monde, der äußern Präsentation, oder wie man es sonst nennen will, welche den Menschen innerlich aushöhlt und ihn sicher zum Verderben führt, sobald er nicht bei Kasse ist. Noch erfreut sich der französische Romantiker eines vollen Beutels; er sieht die Francs und Napoleons sich zufliegen; er kann sich Meubles, Pferde, schöne Kleider und Stöcke für 1000 Thaler kaufen. Er kann es in den Soirées dem Bankierdeputirten und dem Buchhändlerdeputirten gleichthun. Er kann au premier wohnen, während Scarron, Boileau, Corneille und Montaigne froh waren, wenn sich ihnen ein Asyl au troisième aufthat. Er kann, wenn er auch nichts schreibt als die Feuilletons zum „Temps" und „Journal des débats", wenigstens 300 mal mehr Aufwand machen, als Rameau's Neffe, der den Miethkutschern ein gutes Wort gab, daß sie ihn im Stalle übernachten ließen, und von ihm braucht es nicht zu heißen, wie von Anton Reiser, daß seine Lebensgeschichte nur die Geschichte von 200 Thlrn. war, die er innerhalb 40 Jahren nicht auftreiben konnte. Mit einem Worte, der heutige französische Romantiker ist ein Mann, dem es nicht an dehors, nicht an Präsentation, nicht an Anwartschaft auf die feinen Cirkel, nicht an — Gelde fehlt. Aber dem Romantiker nach 30 Jahren wird es vielleicht an dem Allen fehlen; es wird ihm gehen wie dem armen Chatterton, der nichts hatte als einen fashionabeln Anzug, ein wenig feine Wäsche und vielleicht auch drei Wochen im Jahre die goldene Uhr, die ihm einst seine Großmutter schenkte; der auf dem Kaffeehause wie ein Lord und in seinen eignen vier Pfählen wie ein armer Teufel aussah; dessen Frühstück aus Thee und Brot, dessen Mittagessen aus Thee und Brot, dessen Abendessen aus Thee und Brot bestand, und den der Hauswirth auf die Straße herausgesetzt haben würde, wenn die alte Haushälterin sich nicht seiner Jugend erbarmt hätte. Solche arme Poeten (und wem träte nicht bei ihrem Anblick, wenn sie Geist und Talent haben, eine Thräne ins Auge?) wird man in 30 Jahren viele in Paris herumlaufen sehen. Ihr Leben wird elend, ihre Poesie wird fürchterlich, herzzerreißend und ihr Ende wird — wie Chatterton's sein. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 69. — 10. März 1835.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Fünfter und letzter Artikel.

Dreiundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Heft.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Die politische Sekte der Salpeterer im Badischen, ehemals Vorderöstreichischen, 1200 Köpfe stark, hat keinen Artikel bekommen. Wir bemerken aus W. Menzel's „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (J. 1832, II, 286), daß sie keine Rekruten stellen, die Huldigung verweigern und ohne Zwangsmaßregeln keine Steuern bezahlen, sie wollen bei ihrem Erbherzog, Prinz Ferdinand von Oestreich, bleiben. Der berühmte östreichische Minister Graf Saurau wird von Kennerhand gezeichnet und ein liberaler Despot nach Josephinischem und ein sachkundiger und arbeitsamer Staatsbeamte nach Bonapartischem Zuschnitte genannt. Ein größerer Auszug aus des Exbenedictiners Schad ehemaligen Leiden im Kloster Banz würde vielleicht ein heilsamer Spiegel sein, wie die neuen Benedictinerklöster in Baiern nicht werden dürften. Eine kurze, aber ausgezeichnete Lebensskizze ist die des breslauer Privatgelehrten und Theaterdichters Karl Schall, der nicht einmal Hofrath und Ritter war. Trotz des Collectivartikels: „Sänger und Sängerinnen", haben einzelne Notabilitäten wie die Schechner, Waspermann, Schröder-Devrient u. A. ihre besondern Artikel bekommen. Der Artikel „Scheldefrage" bildet eine Fortsetzung der frühern Art.: Londoner Conferenz, Luxemburg und Niederlande. Mancher Wirthshauspolitiker, der mit Bier die Scheldeöffnung auf der Wirthstafel deducirte, könnte hier auch Das kennen lernen, was für Holland spräche. Aber die Leute lesen nicht, oder nehmen keine Gründe an. Doch es gab auch in Wien einen Mann, der nur dem Grunde aus dem Kanonenrechte wich. Bei Eduard von Schenk ist bemerkt, daß er 1817 zum Katholicismus überging und sein Glaubensbekenntniß in die Hände des Fürsten von Hohenlohe ablegte, der sich zu dieser pfarramtlichen Handlung von dem bischöflichen Vicariat besonders hatte bevollmächtigen lassen. Zu einigen Artikeln, wie z. B. „Schleswig-Holstein", hat die Redaction selbst dankenswerthe Fortsetzungen geliefert. Das gesegnete Wirken eines protestantischen Missionars, Oscar Schmid aus Lobeda bei Jena, wird die echten Freunde des Christenthums erfreuen und Vielen den Mund stopfen, die darin nur Heuchelei oder Abenteuerlichkeit sehen wollen. Könnten wir doch gleich neben die sinnige Lebensskizze von Schubert in München jedem Leser sein Bild von Hanfstengel vor Augen stellen mit den Facsimile-Worten: Dein Reich komme! Der Artikel „Schullehrerbibel" kann als eine Fortsetzung des Art. „Dinter" gelten. „Schweden" und „Schwedische Literatur und Kunst." „Schweizerische Eidgenossenschaft", dieser Artikel bedarf, wie lang er auch ist, schon wieder vieler Zusätze. Ein bischen Noth von Außen wird die Herren dort bald einiger und weiser machen! Seyffarth, der leipziger Hieroglyphiker droht uns, unsere ganze mühsam gelernte alte Chronologie über den Haufen zu werfen und um 400 Jahre zu verrücken. Israelitenauszug aus Aegypten 1900 vor Christus; Trojas Fall 1554. Was sollen denn aber die Herren Historiker in die dadurch entstehende Lücke von 400 Jahren hineinthun, wenn wir etwa nicht wieder in das Jahr 1435 zurückwollen? „Königreich beider Sicilien seit 1830". Aus dem ganzen langen Artikel hat uns blos mit Feuerschrift die Zeile entgegengeleuchtet: Die aus Portugal vertriebenen Jesuiten wandern in Neapel ein, die meisten jungen Edelleute werden von ihnen in den von der Regierung eingeräumten Klöstern erzogen. „Siebenpfeiffer." Die Asklepiadenfamilie „Siebold". „Sierra Leone", der Pendant von Liberia, Negercolonien von aus Amerika nach Afrika zurücktransportirten gewesenen Sklaven. Sic redit ad dominum quod fuit ante suum! „Sklaverei", mit Uebersicht der Sklavenzahl in Amerika und als Fortsetzung des Artikels „Sklavenhandel" im 10. Bande des alten Werks. Die meisten, die noch Sklavenhandel treiben, sind Franzosen! „Skrzynecki"; als novum möchte sich aus diesem Artikel ergeben, daß er von einem Böhmen, Wilhelm Krzinetzki stamme, der unter Kaiser Ferdinand I. als ein des Hochverraths angeklagter Flüchtling nach Polen ausgewandert und so der Ahnherr des polnischen Geschlechts geworden sei. Der große Artikel: „Spaniens neueste Geschichte" (S. 402—444) muß verbunden werden mit dem nachträglichen „Spanien seit dem Tode Ferdinand VII." (S. 1193—1221). Wir heben aus letzterm blos eine Note über die Camarilla der jetzigen Regentin aus.

Eine französische Modehändlerin und ein junger Garde du Corps (ist wieder ein Godoy auf dem Wege?) spielen darin die Hauptrolle. Ueber das Verhältniß zu Letztern geben Correspondenten englischer und französischer Zeitungen so anstößige Ein-

zelheiten, daß schon deshalb das Ganze als gehässige Erfindung oder doch Uebertreibung erscheinen mag und vielleicht gar keiner Erwähnung verdiente, wenn nicht die Geschichte der spanischen Fürstinnen neapolitanischen Blutes leider zu sehr bewiese, was Alles in der Art als möglich und glaublich angesehen werden kann.

Nun sapienti sat; die pronuba Juno bringt oft Sonderbares zusammen. Von demselben leicht zu errathenden Verf. ist auch der tüchtige Artikel: „Spaniens Literatur und Poesie der neuesten Zeit". Beim Artikel „van Speijk" haben wir uns umsonst auf die Erwähnung und Erklärung der Worte: Jangur far, gefreut.

Einige Artikel kommen Ref. für dieses Werk und seine Bestimmung fast zu wissenschaftlich gehalten vor, so trefflich sie auch sind. Dahin rechnet er besonders: „Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnisse"; „Verwaltung, Administration, Verwaltungsjustiz"; „Staatsrecht"; „Rechtswissenschaft", „Synodal- und Presbyterialwesen" und einige andere; „Staatspapiere und Staatspapierhandel", ein sehr interessanter Artikel für Jeden, der sich, ohne größere Werke zu benutzen, mit dem Wesen der Staatspapiere und des Handels damit bekannt machen will. Den Staatsgläubigern aber wird die Ansicht nicht behagen, daß unter gewissen Umständen wol allerdings eine einseitige Reduction der Staatsschulden auch ihre rechtliche Seite haben könne. Auch daran denken die wenigsten Inhaber solcher Papiere, daß ihnen in den Zinsen eigentlich nur eine größere oder kleinere Anzahl Arbeitstage der Steuerpflichtigen gewährt und in baarem Gelde von dem Staat abgeliefert werde. Auch die Speculationen auf Lieferung, Prämien, die Stell- und Prolongationsgeschäfte sind in der Kürze besprochen. „Staatsrath", „Städteordnung"; Gegenstände von sehr lebendigem Interesse, theoretisch und historisch beleuchtet. Die beiden Artikel: „Statistische Bureaux" und „Topographische Bureaux", sind nur durch die alphabetische Ordnung getrennt, aber wissenschaftlich Nachbarn. Wird auch Niemand aus dem Artikel „Stenographie" (Schriftkürzung), gleich ein Schnellschreiber, so konnte er hier doch nicht fehlen; in einem „Bilder-Conversations-Lexikon" würde eine Schrifttafel nicht fehlen dürfen. „Steuerbefreiung" auch ein Streitpunkt der neuesten Zeit. „Steuervermessung in Baiern."

Unsere Vorfahren mit ihrem gemeinen Pfennig sind vielleicht nach ihrem natürlichen Verstand der Sache schon näher gewesen als wir sammt allem unsern Vermessen, das noch dazu in 50 Jahren, oder gar noch eher, mit denselben ungeheuern Kosten von Neuem wiederholt werden müßte.

Was ist aber zu machen, die Herrn Commissaire sind einmal da? „Steuerverwilligung und -Verweigerung"; kommt darauf hinaus, daß im Falle solcher Differenz das Urtheil wenigstens nicht der Regierung, d. i. dem jedesmaligen Ministerium zustehe. „Strafcolonien." Wenn einmal die Australier die Geschichte ihrer Colonisation schreiben, haben sie das unbestrittene Recht, vom Sündenfalle anzufangen.

Talleyrand, der Kronos der Revolution, der Vertraute des Schicksals, oder das Fatum der Beherrscher Frankreichs, wie er anderswo genannt wurde, durfte auch hier nicht fehlen, wiewol schon im ältern Werke ein Artikel über ihn war. Wenn einmal der Lebendige todt ist, wird noch der papierene (d. h. die schriftliche Hinterlassenschaft) Spectakel genug machen. „Taubstumme und Taubstummenunterricht." Höchst lehrreich; S. 604 die Tabelle der Taubstummen in den verschiedenen Ländern im Verhältniß zu den Anstalten und den darin aufgenommenen. In Deutschland 31,657 Taubstumme, von denen 920 in 52 Instituten sich befinden. Von Tholuck wird gesagt, daß er während seiner Gymnasialjahre einem entschiedenen Unglauben in dem Grade ergeben war, daß er die Vorzüge des Mohammedanismus vor dem Christenthum sich zum Thema einer Abgangsrede wählte. Nun, Napoleon schrieb auch im Collegium zu Lyon über die Frage: „Welche Gesinnungen sind am meisten zu empfehlen, um die Menschen glücklich zu machen?" Den Artikel „Tunnel" wird Niemand ohne Theilnahme und den Wunsch lesen, daß die Nation seine Vollendung sich zur Ehrensache machen sollte. „Türkei seit dem Frieden zu Adrianopel." So lange hat noch kein Staat nur durch die wechselseitige Eifersucht der europäischen Mächte sich erhalten. Wir loben allerdings die Accommodation an christliche Sitten und Gebräuche; aber das religiös-fanatische Element, welches den Staat mehr als einmal gerettet, geht dadurch verloren. Der Artikel „Ungarn in der neuesten Zeit", bietet wenigstens einen Beitrag zur Kenntniß dieser leider noch viel zu sehr terra incognita Europas. Wenn man aber den Artikel gelesen hat, wird man sagen: „his rerum circumstantiis" sei noch nicht viel zu hoffen. Ein Wort zu seiner Zeit ist der Artikel „Universitätswesen". Cousin empfahl ihre Verfassung dem französischen Ministerium als Muster an, während die Deutschen sie anfeinden und zu zerstören suchen. Der Zerstörungsversuch mit Tübingen wird besonders hervorgehoben, wohin auch (S. 989 u. 990 über Tübingen im Artikel „Würtemberg") Schelling's Epigramm gehört:

> Praeside Nauclero quondam fundata Tubinga,
> Judice Mauclero perdita tota jacet!

„Verantwortlichkeit der Staatsbeamten"; auch einer der Punkte, wo Theorie und Praxis sich in den Haaren liegen. Die Frage über Vereine, besonders politische, hat in Deutschland der Bundestag entschieden; wo ist aber die Behörde, welche über die „Vereine zur Verbreitung guter Bücher" einmal den Stab brechen wird? Niemand lasse diesen Artikel ungelesen.

Der Artikel: „Vereinigte Staaten seit dem J. 1829", zusammengehalten mit den neuesten, hier noch nicht berührten Ereignissen, hat es uns wahrscheinlich gemacht, daß die Nordamerikaner wieder etwas Noth, Krieg und Staatsschuld nöthig haben, um zusammmenzuhalten. „Volksbewaffnung." „Volksschulwesen." „Volkssouverainetät"; der Schrecken, den dieses fürchterliche Wort Manchem einflößen könnte, der dabei nur an Thronensturz und Revolution zu denken pflegt, wird sich etwas mildern, wenn er S. 850 liest:

Das Volk, auch das aufgeklärteste und gebildetste, ist zum unmittelbaren und eignen Handeln nicht geeignet, es ist, wenn es sich in Massen versammelt, allen Künsten der Verführung und des Betrugs, dem Misbrauch der edelsten Empfindungen,

dem Einfluß der Vorurtheile und der Uebereilung ausgesetzt; wenn es möglich ist, ein Volk von Weisen zu erziehen, so ist wenigstens jetzt diese Erziehung noch ziemlich weit von ihrem Ziele entfernt. Daher gleicht das Volk einem jungen Menschen, welcher noch nicht Reife und Selbständigkeit genug besitzt, daß man ihn sich selbst und die Verwaltung seines Vermögens ganz überlassen könnte, welchen man aber auch nicht mehr ganz als Kind behandeln will. Man (wer ist aber der „man"?) setzt ihm daher zwar noch einen Curator an die Seite, welchen er bei allen seinen Geschäften zu Rathe ziehen muß; aber man vernimmt ihn mit seiner Meinung bei der Wahl desselben. Er bestellt sich also diesen Vormund gleichsam selbst; aber wenn er ihn einmal erwählt hat, kann er ihn nicht wiederentlassen, kann ihn nicht nöthigen, nachtheilige Handlungen, wozu jugendlicher Uebermuth und Unerfahrenheit ihn verlocken, genehm zu halten; er muß sich vielmehr den Anordnungen der Vormünder fügen.

Wir übergehen manche für die Interessen der neuern Zeit wichtige Artikel, wie z. B. „Wahlgesetze", „Würtemberg in der neuesten Zeit" (mit welchem der interessante Artikel über Wangenheim zu verbinden ist), „Zeitungen und Zeitschriften", „Zweikammersystem", und bemerken nur, daß auch die 200 Seiten Nachträge noch einige wichtige Nummern enthalten, wohin ein letzter Artikel über Griechenland (mit den Streitigkeiten zwischen der Regentschaft, den Verschwörungen und Kämpfen in der Maina S. 1084—1158) „Radicalismus", „Rechtswissenschaft", „Synodal- und Presbyterialwesen", „Troxler" und „Zollverein, preußisch-deutscher seit dem 1. Jan. 1834", gehören. Letzterer wird mit Recht ein Meisterwerk der höhern Politik genannt. Wahrlich, die verschiedenartigsten und gewichtigsten Interessen von 22 Mill. Deutschen auf 10,000 □Meilen ohne allen Zwang blos durch die siegreiche Macht der Wahrheit unter Einen Hut zu bringen, war keine leichte Aufgabe, und ihre Wohlthat steigt, wenn man das bisher Vollbrachte nur als die Grundlage zu einer noch viel größern Vereinigung zu betrachten sich berechtigt sieht. Gewiß, dem Deutschen ist Alles möglich, weil er Verstand für Alles hat. 4.

Widerhold, ein historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges in Würtemberg. Von Aloys Freiherrn von Oefele. Zwei Bände. Stuttgart, Weise. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Täuschen wir uns nicht, so nehmen die Foderungen, welche Kritik und Publicum seit etlichen Jahren an den Roman stellten, wieder einmal einen höhern Schwung, und was vor fünf Jahren noch auf die höchste Würdigung Anspruch machte, muß sich jetzt mit einer niedrigern Taxe zufrieden stellen. Die Erscheinung von Werken wie „Scipio Cicala" und „Das Castell von Gozzo", Rumohr's Novellen, Posgaru, Sternberg's Romane u. a. m. deutet auf eine Periode hin, wo man vor allen Dingen Lehre und Bedeutung in erzählenden Werken sucht und fodert, und dieser Foderung scheinen selbst Schriften aus der zweiten Rangclasse des Romans, aus der historisch-romantischen Gattung, sich fügen zu müssen, seitdem man „Cabanis" und zum Theil auch Rellstab's „1812" diesen höhern Ansprüchen ein Genüge leisten gesehen hat. Die Zeiten der Tromlitz'schen „Pappenheimer", denen es genug war, tapfer einzuhauen und gleich verliebten Tauben zu girren, sind vorüber, und weder Ehre noch Verdienst ist mehr auf diesem Felde zu finden.

Schon der Titel des vorliegenden Buches deutet uns an, zu welcher, und daß es zu dieser Gattung von Romanen gehört. Wir thun ihm daher kein Unrecht, wenn wir es von vorn herein und mancher Verdienste ungeachtet, wenigstens als ein halbtodt-geborenes Kind betrachten, dem wir geschwind die kritische Nothtaufe ertheilen, und um das wir uns weiter nicht mehr bekümmern, verhoffend, daß es die Tage seines Siechthums durch die Lesecirkel und Leihbibliotheken bis zum Absterben ohnedies schon hinschleppen werde. O seltsames und wunderliches Geschick der Bücher. Es steht geschrieben: Die, welche die Kritik über die Achsel ansieht, werden gelesen werden, und die, welche sie hoch erhebt, werden besprochen, aber nicht gelesen werden; alle aber sollen vergessen sein. Sic stat voluntas! Hiermit mag der Verf. sich trösten. Es gibt immer noch Leute, welche gern lesen, wenn ein Autor schreibt: „Haltet die Hunde auf, bis unsere Dragoner aufgesessen sind; es ist nur eine verlaufene Rotte des schwäbischen Hasenheeres, mit der wir bald fertig werden wollen. Verrammelt die Thüren — laßt die Scharfschützen auf sie hinausblitzen. Bald wird die Hetze zu Ende sein. Schont Keinen! Tod und Teufel ꝛc." Für solche Leute hat er ein schönes Buch geschrieben. Und nun vollends für Schwaben, an die er sich wendet, für die hochherzigen, freiheitsglühenden Schwaben unserer Tage, denen die Gleichheit über Alles geht. Diesen ist Meister Widerhold, jener kräftige Bürgerheld, dessen zur Ungebühr kein historisches Compendium über den dreißigjährigen Krieg gedenkt, ein hellstrahlendes Vorbild. Mag ihn der Verf. auch etwas nach dem Muster eines gewissen Berlichingen gebildet haben, er bleibt doch ein musterhafter Schwabe.

Doch im Ernst, das Buch des Hrn. von Oefele ist nicht schlechter und nicht besser als so viele berühmte historisch-romantische Romane. Im Gegentheil hat es noch Das voraus, daß es häusliche Scenen voll Wahrheit und Schlachtscenen voll Unnatur darstellt, während jene Romane nur in den Schlachtstellen Studium, in allem Uebrigen aber eine entschiedene Leichtfertigkeit und Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Natur oder den Foderungen der Kunst bekunden. Die Verwickelungen im Geschick des Helden sind mit Mannichfaltigkeit und mit Geschick erfunden; es fehlt ihnen die höhere, allgemein menschliche Bedeutung, aber nicht die Anregung zur Theilnahme des Lesers.

Der Held, den der Verf. mehrmals einen edeln Löwen nennt, geräth durch die Schandthat der Feinde des Vaterlandes in die Gewalt seiner Gegner und schmachtet zu Blaubeuren hinter dem eisernen Thore, während die französische Diplomatik seine Werke zerstört und sein Vaterland schnöde zerreißt. Wen sollte dies nicht rühren, so oft er es auch schon gelesen oder erlebt hat? Er geht aus seinem Kerker hervor, enttäuscht den Herzog Eberhard, treibt seine Feinde zu Paaren, verschafft ihm die Braut, die schöne Wildgräfin, und empfängt seinen Lohn, wiewol der Verf. oder der Kanzler Löffler meinen, daß es eigentlich unmöglich sei, ihn nach Verdienst zu belohnen. Dennoch ruft er: „Secretair, reicht mir die Sammetkissen mit den Diplomen, die Herzog Eberhard darauf zu legen befahl". Der Secretair tritt vor, der Kanzler sie Stück für Stück nehmend, übergibt sie Widerhold und spricht: „Dieses Diplom belehnt Euch, Herr Oberst, mit den Rittergütern Neidlingen, Ochsenwangen und Randeck. Dieses ernennt Euch zum herzogl. obersten Kriegsrath und zugleich zum Inhaber eines Regiments zu Fuß (!), dieses zum beständigen Obercommandanten von Hohentwiel, dieses zum Obervogt der Stadt Kirchheim unter Teck und zum Inspector der Stadt Nördlingen, und dieses — mit dem vergoldeten Siegel — erhebt Euch, Herr Oberst, in den Grafenstand."

Bei dieser Scene sehen wir viele Augen feucht werden, und ihnen zu Liebe bemerken wir nur noch, daß Widerhold den „Grafen" ablehnt, indem er sehr richtig anführt: der Titel eines Bürgers sei doch der höchste von allen. Im Uebrigen fehlt es in diesem Buche nicht an jungen Prinzen und schönen Gräfinnen, und es wird ihm daher auch nicht an jungen und schönen Leserinnen fehlen. 52.

Mecklenburgische Blätter. Herausgegeben von W. A. Huber.

Von dieser seit Michael v. J. begonnenen Zeitschrift liegen die ersten sieben Stücke vor uns. Sie ist nicht bestimmt die Zahl eigentlich gelehrter oder unterhaltender Blätter zu vermehren, sondern dem Mecklenburger vorzulegen, was von der Vergangenheit und Gegenwart, in geistiger und materieller Hinsicht, im In- und Auslande, mit Beziehung auf das Wohl seiner Heimat, seine Aufmerksamkeit zu beschäftigen verdient. Mecklenburg ist ein durch Natur und Schicksal, örtliche politische und religiöse Verhältnisse und Volkscharakter an wohlthätige Künste des Friedens gewiesenes und durch deren Ausübung seit Jahrhunderten ausgezeichnetes Land; wie jede menschliche Vereinbarung mannichfacher Verbesserungen bedürftig, aber in der glücklichen Lage, kein bestehendes Gute zertrümmern zu müssen, sondern jede wohlberechnete Umgestaltung und Nachhülfe mit Besonnenheit ausführen und den Einzelnen mit gerechter Schonung behandeln zu können, ohne dem Besten des Ganzen etwas zu vergeben. Vaterlandsliebe und Klugheit dürfen Hand in Hand in ihm gehen und sich überzeugt halten, daß sie beide dadurch gewinnen. Ein solches Land, ob es auch kleinern Umfangs, schwächer an Kräften wäre, ist der Liebe, Achtung und Theilnahme jedes Menschenfreundes und Deutschen würdig, und was in ihm geschehen ist und noch geschehen wird, kann nicht umhin, auch die Kunde des verbündeten Staatsverwandten in Anspruch zu nehmen. Der sich anschickt, sie zu befördern, ist Professor in Rostock, unterrichtet, vielgereist, aufgeklärt, freiheitliebend, gemäßigt und ein beliebter Schriftsteller. Das Vertrauen seiner Heimat ist ihm entgegengekommen und ihm kann nicht fehlen, würdige Mitarbeiter und Gehülfen zu finden und zu ermuntern. In der Regel schließen sich jedoch die Guten nicht vorschnell und zudringlich aneinander; die Besten sind oft die Zurückhaltendsten, und Stolz und Bescheidenheit vereinigen sich, um manchen erwünschten Beitritt zu verzögern. Daher zweifeln wir keinen Augenblick, die Fortsetzung des Rühmlichbegonnenen werde an Werth gewinnen, und einige Zeilen über Mittheilungen, die auch dem Bedürfnisse des Ausländers zusagen, mögen diese Hoffnung rechtfertigen. Hr. H. war berufen, das von einer norddeutschen Universität ausgegangene Evangelium zu bekämpfen, welches Hr. Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen" dem jungen Deutschland widmete, die Jugend des alten Mecklenburgs dagegen zu warnen und bei dieser Gelegenheit auch ähnliche Blendwerke modischer Tonangeber aufzudecken. Vermuthlich gelten Weltstürmer solcher Art nur unter ihres Gleichen, und der Gereifte verweilt bei ihrem Treiben entweder gar nicht, oder mit Achselzucken; indessen ist nicht zu wissen, welches Gewicht Sophistereien allmälig erlangen können, und so ist allerdings verdienstlich und an der Tagesordnung, ihnen mit Ernst und angemessener Strenge zu begegnen und neue Vorurtheile nicht durch veraltete, sondern durch Waffen unsterblicher Wahrheit zu besiegen. Die Probe des bis jetzt Erschienenen und der längste und reichhaltigste Aufsatz sind Hrn. H.'s „Blicke auf die englischen Universitäten". Anschaulicher, umfassender, unbefangener und genügender ist uns über diesen Gegenstand nichts vorgekommen, den wir aus eigner unübereilter Ansicht kennen und dessen Darstellung wir mit inniger Ueberzeugung unterschreiben. Grade jetzt beschäftigt die Einrichtung der Universitäten als Lehr- und Bildungsanstalten alle deutschen Staatsbehörden und muß ihnen wichtig machen, zu wissen, was Oxford und Cambridge als solche leisten. In dieser Rücksicht dürfen sie uns nicht für Muster gelten und bleiben selbst in ihren Vorzügen und Tugenden hinter Dem zurück, was heimische Anstalten dieses Namens theils gewährt haben, theils zu gewähren fähig sind. Aber als treffliche Versorgung für wissenschaftlich-gebildete ehrenwerthe Männer, als Zusicherung wohlbeschäftigter Muße, über den Frohndienst des Augenblicks, über die Nothwendigkeit erhaben, unmittelbaren Erwerb zu huldigen, sind sie einzig in ihrer Art und gehören zu den glänzenden Erscheinungen eines reichen und mächtigen Staats. Hr. H. hat nichts übersehen, was in politischer, religiöser und moralischer Rücksicht für und gegen sie gesagt werden kann, und die Statistiker werden nicht ermangeln, seine unterhaltende Belehrung als zuverlässige Quelle zu benutzen. Eine im letzten Stück angefangenen Recension bringt die ungünstigen Folgen der Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg zur Sprache, die an sich sehr zu billigen und zu loben ist, bei welcher man aber Einiges übersehen zu haben scheint, was den Freigelassenen zugesichert werden muß, die sich nicht unglücklicher in ihrem jetzigen Zustande fühlen sollen als in dem vorherigen. Unter den kürzern und kleinern Aufsätzen ist keiner, welcher uns der Aufnahme unwerth geschienen. Hier erwähnen wir nur des einzigen, aus dem hervorgeht, daß während des dreißigjährigen Kriegs, von 1627—50, gerichtlich nachgewiesen, allein die Stadt Rostock 1,765,647 Thlr. eingebüßt habe. Die Kunst, Menschen unglücklich zu machen, scheint leider so alt als das Menschengeschlecht; aber es bleibt ein Naturgesetz des menschlichen Geistes, daß die Qualen der Gegenwart immer am lebhaftesten und peinlichsten empfunden werden. So soll es auch sein! Denn der Gegenwart kann unsere Thätigkeit zu statten kommen, der Vergangenheit nicht. 57.

Notiz.

Bekannt ist das merkwürdige Schicksal des großen Menzikoff, der von einem Bäckerjungen zum fast unumschränkten Feldherrn und Minister emporstieg, und des Grafen Ostermann, der aus einem deutschen Predigerssohn der mächtige Günstling russischer Regenten wurde, und die endlich beide ein kümmerliches Leben zu Beresow in der Verbannung beschlossen. Bekannt ist auch, wie Menzikoff, der in dem Augenblicke gestürzt wurde, als er den letzten Schritt durch Heirath in die kaiserliche Familie selbst thun wollte, größer als sein Unglück sich bewies und von den 10 Rubeln täglich, die ihm von einem Vermögen von 14 Millionen blieben, nicht nur sich und seine Familie, die ihm nach Beresow in die Verbannung gefolgt war, nährte, sondern auch noch genug erübrigte, um in seiner Verbannung eine hölzerne Kirche bauen zu können. Nicht so bekannt ist aber eine Nachricht, die Erman in seinem Berichte über Beresow gibt: „Unerwartet ist es, daß man nächst dem geistigen Bilde (zu welchem Hr. E. aus dem Munde der Beresower viele Züge erhielt) auch den Körper des einen dieser Männer nach 92 Jahren in Beresow wieder zur Auferstehung gebracht hat. Von Menzikoff wußte man namentlich, wie er nach dem politischen Tode durch gottesfürchtige Buße sich zum leiblichen bereitet hat. An der kleinern und zerfallenen hölzernen Kirche, welche am Südende der Stadt erbaut ist, hat er eigenhändig gearbeitet, dann in ihr als Glockenzieher gedient und ist endlich von den erkenntlichen Beresowern dicht vor der Thüre dieses Gebäudes begraben worden. Die ohne jedes Abzeichen, nur durch Ueberlieferung kenntliche Ruhestätte blieb unberührt bis 1821, wo die Kunde davon zu dem Gouverneur von Tobalsk und dem Lebensbeschreiber Menzikoff's*) gelangte; da versuchte man eine Nachgrabung und fand den Sarg von damals gefrorenem Erdreich umgeben, dessen Inhalt aber so völlig unverändert, daß man daraus manche Kleidungsstücke des Verstorbenen als Andenken an dessen Nachkommen schickte, sodann aber auch die Leiche secirte und die Augenbrauen, das Herz und andere Theile derselben der seltsamen Sendung hinzufügte." (Erman's „Reise um die Erde", I, S. 592.) Ein Irrthum ist es übrigens, wenn Hr. E. sagt, Menzikoff und Ostermann hätten ihr Leben in Beresow gemeinschaftlich beschlossen. Menzikoff starb 1729, Ostermann ging 1742 in die Verbannung. 20.

*) Kaminskji, „Biographie der russischen Zeitgenossen Peter's des Großen".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 70. —— 11. März 1835.

Ueber das Absolute und das Bedingte. Mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus. Ein skeptischer Versuch, von Eduard Schmidt. Parchim, Hinstorff. 1833. 8. 16 Gr.

Der Verf. dieser kleinen Schrift, dem Publicum bereits durch seine „Ideen zu einer erneuerten Kritik der Vernunft" (1. Th., Berlin 1831), worin er, an Jacobi sich anschließend, die sogenannten angeborenen Wahrheiten, die Ideen des Wahren, Guten ꝛc. auf Wirkungen des Gefühls zurückzuführen und eine Gefühlsphilosophie durchzuführen sucht, nicht unvortheilhaft bekannt, hat sich in derselben einen doppelten Zweck vorgesetzt: theils will er den falschen Schein aufdecken, welcher gewissen Lehren der Philosophie, die auf den Begriffen des Absoluten und Bedingten ruhen, namentlich dem Pantheismus, eine vorgeblich unvermeidliche Nothwendigkeit für unser Denken gibt; theils damit zugleich den Widerspruch lösen, in welchen durch solchen Schein die Vernunft mit sich selbst geräth, wenn sie ebenso nothwendige Gründe hat, dergleichen Lehren für unwahr zu halten. Er ist der Meinung, die Philosophie bedürfe vor allen Dingen des Skepticismus, und es scheint, als wolle er diesen den anspruchsvollen, hochfahrenden Systemen unserer Zeit gegenüber aufs Neue geltend machen. Ganz gewiß hat der Skepticismus in der Geschichte der Philosophie öfters wohlthätig gewirkt; er hat wie ein scharfes Salz oder eine ätzende Säure die compacte Masse dogmatischer (positiver, allgemein-gültiger) Lehren scheidend durchdrungen, die Wissenschaft vor dem Stagniren und der Verwesung bewahrt, die Dünkelweisheit abgeschlossener, als unfehlbar gepriesener Systeme gedemüthigt und die Vernunft zu erneuerter, angestrengterer Thätigkeit angetrieben. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß der Skepticismus, er mag nun entweder wie der ältere griechische (des Pyrrho, Timon, der neuen Akademie) alles Wissen für unnütz und unmöglich erklären und sich blos auf das praktische Gefühl und das Vernunftgemäße in den Handlungen beschränken, oder wie der neuere eines Hume nur die objective philosophische Erkenntniß sammt der ganzen Metaphysik verwerfen, dagegen die blos subjective Verbindung der Vorstellungen und die Erfahrung unangetastet lassen, doch in beiden Fällen das Streben der Vernunft zu befriedigen und dem Menschen die verheißene Gemüthsruhe zu gewähren nicht vermag, ohne sich in offenbare Widersprüche zu verwickeln. Daher haben denn auch die meisten Skeptiker im Leben mit der ganzen Entschiedenheit eines Dogmatikers gehandelt und im Praktischen die nämlichen Lehren, welche sie in der Theorie verwarfen, anerkannt, oder, wie der noch immer zu früh verstorbene Schulze in Göttingen, den Skepticismus früherer Zeit im höhern Alter, wo nicht gänzlich aufgegeben, doch immer mehr und bis zur Unkenntlichkeit beschränkt. Auch Hr. Schmidt ist in seinem Skepticismus keineswegs consequent. In seiner „Kritik der Vernunft" läßt er sich manche sophistische Erschleichungen zu Schulden kommen, indem er manche Behauptung als eine gewisse, mit der Erfahrung übereinstimmende hinstellt, die es gleichwol nicht ist, und sich dann hintennach auf sie beruft, gleich als auf eine unumstößliche Wahrheit. So z. B. stellt er („Kritik", S. 278) den Satz: „Jeder Gegenstand bringt bei jedem Individuo und zu jeder Zeit einen und denselben Eindruck auf das Gefühl hervor, und jede Verschiedenheit ist nur scheinbar oder Misverstand und kann aus Nebenumständen erklärt werden", ohne ihn zu beweisen, hin, beruft sich aber nachher auf ihn als auf einen bewiesenen, und sucht dann wirklich darzuthun, daß über Gefühlsurtheile ein vernünftiges und wissenschaftliches Streiten geführt werden könne, und folglich der bekannte Spruch: über den Geschmack läßt sich nicht streiten, irrig sei. Es könne nämlich in allen Dingen nur Ein richtiges Gefühl, Einen richtigen Geschmack geben, welchen aufzufinden Sache des Verstandes sei, denn er könne beobachten, was für eine Wirkung ein jeder Gegenstand auf das Gefühl haben müsse, und was es in den Objecten sei, das dieses Gefühl hervorbringe. So ergeben sich die allgemeinen Regeln: Schön ist, d. h. dem ästhetischen Sinne muß gefallen, was die Merkmale a b c hat u. s. w. Damit wird aber Hr. Schmidt seinen Zweck nicht erreichen. Es sind nämlich hierbei nicht blos die von ihm aufgezählten Nebenumstände — als z. B. daß eine Vorstellung nur dann einen begleitenden Eindruck des Gefühls hervorzubringen vermöge, wenn der Vorstellende den Gegenstand schon vorher empfunden hat, daß ein Gegenstand durch mehre Sinne auf das Gefühl wirkt, daß er durch Verbindung mit andern gefällt oder misfällt, daß die gegenwärtige Stimmung des Geistes Einfluß auf das

Gefühl hat — zu berücksichtigen, sondern die ganze Individualität des Fühlenden kommt dabei in Betracht. Und diese scheint sich eben in dem Ineinandergreifen aller Seelenthätigkeiten in dem Gefühle wie in einem ätherischen Brennpunkte zu concentriren. Das Gefühl ist allerdings das Zarteste in unserm ganzen Wesen, es ist oft ganz unaussprechlich, und wenn man es versucht, dasselbe in Worte zu kleiden, so scheint es eben damit schon von seiner ätherischen Natur etwas zu verlieren, sinnlicher und körperlicher zu werden. Da nun doch Niemand einen schönen Gegenstand anders aufzufassen vermag als nach seiner Individualität, d. h. nach seiner körperlichen Organisation, seinem Temperament, Geschlecht, Alter, nach dem Grade seiner Bildung, seiner Neigung, kurz, nach seiner individuellen Stimmung, welche auf das mannichfaltigste wechselt, so läßt sich eben deshalb unmöglich darthun, daß ein schöner Gegenstand auf jedes Individuum nur einen und denselben Eindruck mache und nur ein und dasselbe Gefühl erzeuge, wie viel weniger aufzeigen, welches dieser normale Eindruck und dieses Gefühl sei. Das wäre ebenso, als wenn man behaupten wollte, das Licht müsse, weil es doch an sich immer dasselbe sei, auch in den unzähligen Körpern, Gläsern und Spiegeln, auf welche es fällt, dieselben Farben und Bilder erzeugen; und doch ist hier der ganze Proceß viel einfacher als die Auffassung eines schönen Gegenstandes im menschlichen Gemüthe. Mag z. B. ein Anhänger Gluck's einem Verehrer Rossini's noch so nachdrücklich demonstriren, daß die Opern des Erstern in ihrer einfachen Erhabenheit, ihrer strengen Durchführung des Themas, sowie in ihrer Beschränkung auf die Saiteninstrumente (indem nur der Trompete und Posaune, oder dem Fagot und der Flöte bisweilen einige Töne gestattet werden) viel schöner seien und viel besser gefallen müssen als die Rossini'schen, er wird damit den Gegner nicht überzeugen und das Gefallen nicht erzwingen. Es braucht dieser gar nicht zu erwidern, daß die Harmonien und Rhythmen Gluck's sehr einförmig sind, daß gar nicht einzusehen ist, warum die Blasinstrumente, deren ebenso weiche und liebliche als energische Sprache, wie die Mozart'schen Opern beweisen, so außerordentlich viel zur Verstärkung des Effects beitragen, eine so untergeordnete Rolle spielen sollen; er darf sich nur geradezu auf sein Gefühl berufen und versichern, die Rossini'sche Musik finde er schön, weil sie heiterer, leichter, gefälliger, einschmeichelnder sei und eben dadurch das Gemüth zu größerer Heiterkeit stimme, was doch am Ende der Hauptzweck der Musik sei. Und dieses Gefühl wird der Gegner nicht wegdemonstriren können. Wenn es auf diese Weise Hr. Schmidt unternimmt, auf die ursprünglichen Gefühle vermöge der allgemeinen Regeln des Verstandes sogar ein System der Wissenschaft zu gründen, in welchem die entsprechenden Gefühle erzwungen werden sollen, so ist es wol klar, daß er die Rolle des Skeptikers mit der des Dogmatikers vertauscht.

Diese allgemeinen Bemerkungen über den Skepticismus des Verf. erleichtern die Einsicht in die vorliegende Schrift, in welcher er sich mit dem Absoluten (Unbedingten) und Bedingten beschäftigt, von denen er mit Recht bemerkt, daß sie von je in der Metaphysik eine große Rolle gespielt haben. Bedingt ist Dasjenige, was nur durch etwas Anderes ist oder gedacht wird; wie die Gegenstände der Erfahrung, die Das, was sie sind, nicht durch eigne Macht und That sind, sondern durch ein Anderes, welches daher seine Bedingung heißt. Die menschliche Vernunft hat aber ein natürliches Verlangen, von jedem Bedingten die Bedingung zu erkennen oder Alles zu erklären und zu begründen, und sie muß, soll sie nicht in diesem Thun ewig einem bloßen Schattenbilde nachlaufen, zur Erkenntniß von einem Etwas gelangen können, welches selbst keine weitere Bedingung hat, sondern unbedingt ist, aber auch keiner weitern Bedingung oder Begründung bedarf und demnach durch sich selbst vollkommen gewiß und nothwendig ist. Dies ist die Idee des Absoluten oder Unbedingten, dessen Erkenntniß das höchste Ziel der Vernunft ist. Als Grund von Allem heißt es auch der Urgrund alles Seins und Denkens. Dabei unterscheidet Hr. Schmidt ein doppeltes Bedingtsein. Entweder ist nämlich ein Ding durch ein anderes, wenn es durch dasselbe bewirkt, erzeugt oder hervorgebracht wird, wo also das Verhältniß der Causalität stattfindet, das Andere die Ursache desselben ist; oder es wird blos durch dasselbe gedacht, d. h., es findet eine Beziehung blos zwischen zwei Vorstellungen statt, sodaß die eine ihrem Inhalte nach die andere einschließt und ohne diese nicht gedacht werden kann, wie z. B. der Begriff einer Art (Säugethier) ist bedingt durch die Gattung (Thier), ein negativer Begriff (blind) durch den positiven (sehen). Jenes erste Verhältniß kann man die reale oder metaphysische Bedingung (den Realgrund), diese dagegen die logische (den logischen Grund) nennen. Beide sind ganz verschieden voneinander. Das Unbedingte in metaphysischer Beziehung oder der absolute Realgrund von Allem ist Dasselbe, was sonst das höchste Wesen oder die Gottheit genannt wird. Das Absolute in logischer Bedeutung dagegen muß frei sein von allen Schranken logischer Bedingungen, es muß also absolut einzig sein, keinen Gegensatz und Verschiedenheit der Theile in sich haben; es ist folglich nichts Anderes als der höchste Begriff, der allgemeinste Gattungsbegriff, d. i., der Begriff des Seins, inwiefern derselbe alles Denkbare und mithin auch das Nichts umfaßt. Man kann ihn auch das reine Denken nennen, d. h., die höchste Abstraction, das Denken, wie es noch auf nichts Bestimmtes gerichtet ist, ohne welches aber nichts gedacht werden kann. Wie das reale Absolute das vollkommenste aller Dinge ist (ens realissimum der Scholastiker), so ist das logische Absolute der vollkommenste Begriff, der alle niedere Begriffe in sich setzt, gleichsam das reine Licht, in welchem zwar an sich nichts Bestimmtes zu erkennen ist, durch welches aber Alles sichtbar wird. Daraus wird es denn begreiflich, wie die Gegner des Absoluten, wie Jacobi, in ihm nur das Nichts, den völligen Ungrund; die Freunde desselben aber, wie Schelling u. A., darin die leibhafte Gottheit erblicken konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Das moderne Trinakrien.

Erster Artikel.

Palermo, den 12. Januar 1836.

In England gehört jetzt eine Reise durch die Schweiz bis nach Neapel zu den Bedürfnissen des Lebens; der reiche Sonderling unternimmt sie mit seinen Pferden und Hunden; der spleenbehaftete Tory mit seiner Diplomatik und seinem alten Jockey, und der alte Gutsbesitzer mit seinem Hauptmann gewordenen Sohne und einer Kiste Porter. Da ist keine Lady, keine Künstlerin, selbst keine ansehnliche Courtisane, die nicht wenigstens auf dem römischen Monte Pincio ritt oder den Vesuv bestieg, dessen Campagna felice gleichsam der Winterpalast der europäischen schönen Welt ward. Aber weiter erstrecken sich auch die Wünsche und Unternehmungen dieser menschlichen Zugvögel nicht, es sei denn, daß ein isolirter Maler, Architekt oder Literat, voll Neugier, die classische Erde zu betreten, den Wanderstab gefahrverachtend zur Hand nimmt und Calabriens, Siciliens und Griechenlands Küsten aufsucht. Diese drei alten Länder sind der heutigen poetischen und Kunstwelt noch immer, was sie ihr seit Jahrhunderten waren, der Schauplatz einer chimärischen, phantastischen Fata Morgana, deren lustige ätherische Gebilde, halb Traum, halb Wirklichkeit, vor den Blicken des Messinafischers vorübertanzen.

Ich habe die Grenzen der gewöhnlichen Reisenden überschritten und die alte Poesie an der Quelle, die Natur in ihrer Schmiedestätte aufgesucht. Noch weiß ich nicht, wie ich hierher kam, wie mir zu Muthe ist; aber ich fühle, daß des Januars Nord meine heißen Wangen kühlt, und ich sehe, daß die Rose blüht und die indische Feige an den Wegen des Waldes prangt; aber ich wandele auf der Stelle, wo Hannibal und Hamilkar schlugen, und erfrische mich in den Schatten der Khalifenpaläste und in den Tempeln der Normannen, die mit Goldmosaik gepflastert sind. Dort steht der Berg Pelegrino, ein ungeheuerer Lavablock, in dessen Marmortropfsteingrotten die sicilische Prinzessin Rosalie ihre Rosen begrub, und dort steht ein Stein, der Friedrich Barbarossa's Wohnung angehörte, als er Palermo belagerte. Ich staune, ich frage; ein neu Geschlecht, gerettet aus dem Schiffbruch der Insel nach hundertjährigem Erdbeben, antwortet mir und deutet wehmüthig lustig auf seine Marmorhallen und Klostergefängnisse.

Gestern landete ich hier mit dem Dampfschiff Ferdinand I., welches von Neapel aus die dort anwesenden Fremden in fünf Tagen im Königreich des alten Gottes Aeolus spazieren fahren will. Ich habe etwas mehr im Sinne und gedenke es allein zurückgehen zu lassen, um über Messina und Syrakus nach Malta und Griechenland zu segeln. Das Wetter dazu ist wahrhaft orientalisch, der Landesstrich vor mir zu reizend, um widerstehen zu können.

Ich habe von meiner Fahrt hierher nichts Abenteuerliches zu berichten, die Abenteurer unserer Argos selber ausgenommen, welche seltsamerweise außer mir, einem Engländer und einem Schweden, meinen beständigen Reisegefährten, blos aus Amerikanern bestanden, daher den Beweis lieferten, daß die Menschen der neuen Welt allmälig anfangen, ihren Collegen auf der alten nachzuahmen. Es waren die Passagiere nicht die ersten ihrer Nation, die ich in diesem Winter im tyrrhenischen Meere antraf. Der Ballast der Ladung bestand aus Baumwolle und Capucinern, die ein Kloster in Palermo zu bevölkern ausgesandt waren. Es hat das Ansehen, als beschäftige sich die neapolitanische Regierung in dieser bewegten und unchristlich-politischen Zeit besonders thätig mit diesem Product; denn eben, als ich mich für den Orient einschreiben ließ und mir für anderthalb Piaster eine Unterschrift des Passes holte, erzählte mir der Facchino, daß am 1. März das seit Murat von Invaliden bewohnte Kloster San-Martino am Fuße des St.-Elmo-Castells seinem Berufe auf allerhöchsten Befehl wiedergegeben, id est, mit Mönchen neu bepflanzt werde.

Wir hatten im Hafen von Neapel verschiedene Mühen, ehe wir an Bord steigen und abfahren konnten. Die Policei war nämlich besorgt, wir möchten in Sicilien französische Aufklärung einschmuggeln, und der Finanzminister, wir könnten darin todtgeschlagen werden und dem Lande zur Last fallen. Erst nachdem wir durch Consuln und Bankiers bewiesen hatten, daß wir Geld genug besäßen, uns selbst begraben zu lassen, ertheilte uns der Präfect einen provisorischen sicilischen Paß, den wir, da wir auch nach Malta und weiter wollten, auf der Staatskanzlei wiederabgeben und gegen ein Visum vertauschen mußten, das gewißlich so überflüssig ist wie ein Dintenkler in einem Briefe. Es fehlte mir nur an gutem Willen, zu bezahlen, sonst wäre ich auf Veranlassung der Policei auch noch zu dem englischen Consul gegangen, der, wie man sagt, alljährig von seinen reisenden Landsleute 7000 Piaster für Namensunterschriften einkassirt.

Da es wol nicht klug wäre, auf eine Reise wie die jetzt projectirte mehr als das Unentbehrlichste mitzunehmen, so ließ ich meine Effecten in Neapel und schiffte mich blos mit Büchern, Karten und Wäsche ein. Ein Credit nach Messina und Korfu, ein paar Briefe nach Konstantinopel, darin steckt mein ganzer Reichthum und vielleicht noch eine Summe mehr. Ich bin glücklich, daß ich froh dabei bin und der milde homerische Himmel mich den Mangel eines Mantels nicht fühlen läßt.

Unsere Reise hierher war von der angenehmsten und unbeschwerlichsten Art. Ich habe Ihnen auch nicht den kleinsten Sturm, Regen oder anderweitige Unfälle zu melden, mit denen gewöhnlich die Seefahrer zu kämpfen haben, seit der fromme Aeneas und der vielgewandte Ulysses diese Küsten beschifften. Das schöne Ungeheuer Scylla, welches sich in eine stattliche Felsenstadt am Faro von Messina verwandelte, ist nicht gefährlich für die Dampfmaschinen; die Sirenen, die sonst bei Capri und Sorrento die Schiffer mit Gesängen bezauberten und in den grünen Abgrund lockten, haben sich aus Verzweifelung über die Standhaftigkeit von Laertes' Sohn das Leben genommen, oder singen höchstens noch in der Gestalt der Malibran in der Stadt ihrer ältesten Schwester Parthenope, und die Winde, die sonst ein Gott aus den vulkanischen Felsengrotten des liparischen Archipels in alle Länder und Meere sandte, sie gehorchen jetzt dem Erfinder des Compasses des nahen vergessenen Amalfi und wehen nach physischen Gesetzen und geologischen Grundsätzen, welche aber freilich wie alle Grundsätze zuweilen heftige Erschütterungen und Ausnahmen erleiden.

Als wir die Anker lichteten, verkündeten die Kanonen des Castell nuovo die morgende Feier des Königs. Die Schiffe des Hafens zogen bunte Wimpel und die Matrosen frische Wäsche an, welches Beides dazu beitrug, das Colorit zu vervielfältigen. Es waren ein paar Fregatten und Schaluppen, wie ich glaube, der größte Theil der neapolitanischen Marine, darunter, und diese gaben uns augenblicklich ihren königlichen Enthusiasmus durch eine volle Ladung zu erkennen. Unser Capitain rief dreimal: „Chi non è passagier' a terra!“ und ließ dann läuten, dampfen und gegen des Atlas Berge steuern. Ein Augenblick und weit von uns starrten die Masten des Hafens; St.-Elmo stieg hinter den Terrassen der Straßen an den Horizont, und der Posilipp ward sichtbar, der bis dahin von den Mauern der Castelle ovo und nuovo bedeckt war.

Unsere Richtung war südwestlich, dicht an der Insel Capri vorbei, auf deren Höhen man noch die Ruinen des stattlichen Palasts von Tiber, wie an der Südküste die berühmte blaue Grotte sieht, in die hinein das Meer des Fischers Barke trägt, sich vor dem Sturm zu schirmen. Wir legten die 24 Miglien, die sie von Neapel entfernt ist, in zwei kleinen Stunden zurück und bogen dann um das Cap voll köstlicher Reben, um in grader Linie das äolische Meer nach Palermo zu durchschneiden. Unterdeß war das Amphitheater des Vesuvs in Duft verschwunden und nur der Vulkan, aus dem eine doppelte Rauchwolke in Gestalt zweier Pinienbäume mit stattlichen weißen Kronen auf-

stieg, zog seine konischen Conturen an den Mittagshimmel, indem er allmälig in das Vorgebirg des nähern Sorrento, La Rocca genannt, verschmolz und den freundlichen Villen Castellamares mit seinen Orangenhainen Platz machte.

Castellamare ist jetzt das Tivoli Neapels. Der König hat ein Schloß und jeder Minister und jeder Gesandte eine Villa dort, in deren kühlen Gemächern er die heiße Jahreszeit, die hier durch die südliche hohe Rückenwand des Caps gemäßigt wird, in der Gesellschaft badender Fremden zubringt. Die Letztern können kaum einen angenehmern Aufenthaltsort finden, weil sie darin zugleich Mineralquellen, Meerbad, gutes Leben und Antiquitäten antreffen. Sie wandeln auf den Dächern des römischen verschütteten Stabiä, und so oft sie ihren Spaziergang gegen den Vesuv weiter als eine Viertelstunde ausdehnen, gelangen sie an die wiedererstandenen Tempel und Theater des nahen Pompeji, das wie ein Phantom vor den Beschauer tritt.

Das Vorgebirge La Rocca, von den Alten promontorium Minervae genannt, weil es vielleicht einem Helme der Göttin ähnlich sieht, ist von der Insel Capri nur fünf Miglien weit entfernt und gleichfalls eine Promenade für die Bewohner von Castellamare. Sobald wir es mit seiner Punta della Campanella im Rücken hatten, öffnete sich den Augen eine neue unübersehbare Bucht voll Sonnenschein und Farbenschmelz, und das war der Busen von Pästum, dem alten Paradies, das zweimal Rosen trug:

Biferique rosaria Paesti!

und auf dessen jetzt öder und verwaister Ebene sich die griechischen Tempel mit ihren Säulenreihen wahrhaft gespensterlich erheben, fast als wollten sie das Jahrtausend der Barbarei anklagen, das ihre Stadt verwüstete. Wir drängten uns auf dem Verdeck zu der Perspective, um der heiligen Trümmer ansichtig zu werden, allein sie flohen vor unserer Neugier schüchtern hinter die weißschimmernden Gebäude und Kuppeln von Eboli, Sorrento und Amalfi und ließen uns lange die alte Burg von Sauriano dafür ansehen, die ehrwürdig grau in die Flut hinausragt und den classischen griechischen Namen einer Akropolis annahm. Ich überredete mich gern bei dem Anblick des Golfs von Sorrento, daß diese alte Stadt wiederangefangen habe zu blühen, und führte mir in der Phantasie ihre vergangenen normannischen und maurischen Zeiten mit ihren gothischen und byzantinischen Palästen vor die Sinne. Einst, als Rom fiel, blühte Sorrent.

Unterdeß wir am Bugspriet mit der untergegangenen Herrlichkeit dieser Küste beschäftigt waren und an nichts dachten als Griechen, Römer, Normannen und Sarazenen, ließ sich an meiner Seite eine artige Florentinerin, die bis dahin mit ihrer Phantasie uns bis nach Pästum gefolgt war, plötzlich unsanft zur Erde gleiten, wodurch ich zweimal genöthigt wurde, ihr hülfreich unter die Arme zu greifen. Das gute Kind hatte seiner Natur Gewalt angethan und den Sieg der stärkern überlassen müssen, sobald das Meereskopfweh, dem sie zuerst ihre Rafaelische Stirne bot, mit ihr in offene Fehde gerieth. Auf diese Weise geschah es, daß ich die Sireneninseln in demselben Augenblick passirte, in welchem eine Fornarina mir am Herzen lag.

Die Inseln, von denen ich spreche, sind dieselben, die Virgil scopulos Sirenum und Trophäen der drei Gesangesgöttinnen nennt:

Difficiles quondam multorumque ossibus albos.

Sie ragen verlassen aus der Flut hervor und erinnern als ebenso viel Leichensteine an ihren poetischen Tod. Die Sage geht, daß die Campaner die Hülle der schönsten Sirene an ihrem Ufer gefunden und ihr darauf ein Mausoleum errichtet hätten, aus dem allmälig die Stadt Parthenope, das spätere Neapolis, entstanden, und diese Sage beweist, daß die Eitelkeit des schönen Geschlechts so alt ist als die Menschheit.

Sobald Capri mit seinen Erinnerungen an Nero's petits soupers, von denen sich noch spintrische Gemälde auf der Insel finden, unsern Blicken entschwunden war, bedeckte sich der Horizont mit einem blauen Reife von Duft und Sonnenglanz, aus dem glitzernde Segel auftauchten und vorüberzogen, weiter, immer weiter, der Levante zu. Gegen drei Uhr war nichts als Meer und Himmel zu sehen, in denen weiße Schwalben Kreise zogen und muntere Delphine tanzten. Diese Fische sind im ionischen und äolischen Meere zu Hause und verdienen mit allem Rechte ihre poetische Unsterblichkeit.

Um vier Uhr bereitete uns ein finsterer römischer Koch ein gutes Mittagsessen, wobei zum ersten Mal schwerer sicilischer Wein in kleinen Flaschen servirt wurde. Als wir damit zu Ende waren, hatte Phöbus in Amerika zu leuchten angefangen und die große Wasserstraße von Gibraltar eingeschlagen. Der Vollmond war dafür an seiner Statt zurückgeblieben, um dem Piloten zu leuchten, der unveränderlich Südwest auf seinem Compaß festhielt. Ich fragte ihn nach der Lage des alten Elea, dem Vaterlande des Philosophen Parmenides; allein dieses war ihm eine unbekannte Größe wie die Philosophie selbst, bis ich aus meinen Büchern herausklaubte, daß die Stadt in unsern Tagen Castellamare della Bruca genannt werde. Da Winckelmann von den Ruinen daselbst nichts weiter wußte als den Namen, so hat er mich ganz unnöthigerweise neugierig gemacht.

Auf der Karte Calabriens ist Bruca zwei Miglien von Pästum angegeben und muß also wol in der Nähe des Cap Palinuro liegen, das von Aeneas' Steuermann den Namen trägt. Es führt kein gangbarer Weg dahin.*) 129.

*) In den nächsten Lieferungen folgen noch zwei ähnliche Mittheilungen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 71. — 12. März 1835.

Ueber das Absolute und das Bedingte. Mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus. Von Eduard Schmidt.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Sind wir in dieser Erklärung des Absoluten im Ganzen mit Hrn. Schmidt einverstanden, so können wir ihm dagegen in den Folgerungen nicht beistimmen, welche er inconsequenterweise daraus ableitet. Er unterscheidet nämlich nun weiter (S. 34) dieses logische Absolute, den absoluten Begriff selbst, von der Vorstellung, welche wir uns von demselben als von einem Acte unsers Denkens machen. Letztere ist eine rein psychologische, zusammengesetzte und mehrfach bedingte Vorstellung; der absolute Begriff aber könne nie mit einer andern Vorstellung zugleich gedacht werden, und wenn man ihn selbst denkt, die intellectuelle Anschauung ergriffen hat, so verschwindet jeder Gegensatz zu einem Sein. Allein hier verlangt Herr Schmidt etwas Unmögliches. Ist nämlich der absolute Begriff oder das reine Denken ein Denken, so ist dieses ohne ein denkendes Wesen; und da ja Wir es denken sollen, ohne Uns unmöglich, und ohne das Bewußtsein unserer Selbst ist auch die intellectuelle Anschauung undenkbar. Wollten wir auch von diesem unsern Vorstellen abstrahiren, so ist ja auch dieses wieder unser Denkact, eine subjective Handlung, ohne welche jenes reine Denken gar nicht in unser Bewußtsein fallen würde. Und da wir selbst, die jedesmaligen realen Träger oder Spiegel dieses reinen Denkens, endliche Wesen sind, so ist klar, daß jenes reine Denken oder der höchste Gattungsbegriff nur in einer gewissen Beziehung für absolut gelten kann, nämlich für die Ableitung der Vorstellungen in dem Bewußtsein eines endlichen Wesens, nicht aber an sich, und daß ihm gar nicht der gleiche Rang zukommt mit dem absoluten Wesen der Dinge. Ein anderer Widerspruch und Selbstbetrug seiner Skepsis liegt darin, daß Herr Schmidt anfangs ganz richtig bemerkt, der Vernunft sei das Streben nach Erkenntniß des Absoluten nothwendig, und sie müsse, solle sie nicht ewig einem Schattenbilde nachlaufen, zu dieser Erkenntniß gelangen (S. 9); es seien auch ohne Zweifel alle existirende Dinge aus einem obersten Wesen entsprungen (S. 52); später aber ausdrücklich versichert, der Begriff des metaphysischen Absoluten habe an und durch sich selbst für die Vernunft ganz und gar keine Nothwendigkeit (S. 116), und wenn nach dem Satze des Grundes jedes endliche Wesen wieder ein endliches zum Grunde habe, so bleibe kein Platz für die Mitwirkung des Unbedingten (S. 133). Allein das Sein des Absoluten ist für die Vernunft ebenso gewiß wie ihr eignes Sein. Denn wenn ein Endliches, wie wir, seinen nächsten Grund hat wieder in einem Endlichen, den Aeltern, und diese wieder in einem Andern, den Großältern (A seinen Grund hat in B, B in C u. s. w.), so muß es auch einen absoluten Grund geben, weil sonst auch die endlichen Dinge mit ihren Ursachen gar nicht denkbar wären und die ganze Kette der Erscheinungen in der Luft schweben würde. Der sogenannte kosmologische Beweis für das Dasein Gottes, welcher von der Bedingtheit der Erscheinungen und der Welt auf das Dasein Gottes schließt, fehlt blos darin, daß er die absolute Ursache der Welt für einen persönlichen Gott nimmt, da doch der Beweis in seiner Consequenz nur auf ein absolutes Wesen führt, welches freilich, da die Erscheinungen bedingt sind, nicht selbst zur Erscheinungswelt gehören kann.

In dem zweiten Abschnitte rügt Hr. Schmidt die Verwechselungen der verschiedenen Bedeutungen der Begriffe vom Absoluten und Bedingten in den Systemen des Pantheismus oder der All-Einslehre, wie der Eleaten (Xenophanes, Parmenides), des Spinoza, bei Schelling, Hegel, sowie in den dem Pantheismus verwandten Lehren von einer Urmaterie, dem Chaos, von der Emanation und einer ewigen Schöpfung der Dinge, was wir, um nicht zu ausführlich zu werden, blos andeuten können. Blos den Irrthum des Verf. können wir nicht unbemerkt lassen, daß er gar keine relativen Gegensätze will gelten lassen, sondern behauptet, alle Gegensätze, wie Gott und Welt, Sein und Denken, Ideales und Reales u. s. w., seien absolute, die niemals von einem höhern Standpunkte aus eine Einheit bilden können (S. 79). Hier verwechselt er aber offenbar Einheit mit Einerleiheit. Die Gegensätze von Sein und Denken, Realem und Idealem, Leib und Seele können nicht absolut sein, weil sie in Einem Wesen zugleich vorhanden sind, ohne sich auszuschließen, wie in uns selbst, die wir Leib und Seele, materiell und immateriell, seiend und denkend zugleich und wie mit Einem Schlage sind; aber freilich sind beide nicht einerlei. Endlich erstreckt sich der Skep-

ticismus des Hrn. Schmidt noch auf die Begriffe von Ursache, Kraft und dem Wesen der Dinge.

In Ansehung des Begriffs von Ursache und Wirkung (des Causalitätsverhältnisses) folgt er ganz dem Skeptiker Hume, dessen Bestreitung des Causalitätsbegriffes (welcher nach ihm blos aus der Gewohnheit entstanden ist) noch nicht widerlegt sei. So überhebt er sich freilich der Mühe einer tiefern Begründung. Nur dies Eine fügt er noch hinzu, daß uns der Begriff der Nothwendigkeit in dem Verhältnisse der Ursache zur Wirkung aus dem Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen entspringe, welches uns nöthige, das Angenehme zu thun, zu erstreben, zu suchen, sowie das Fürwahrhalten nichts Anderes sei als das angenehme Gefühl, welches uns durch Vorstellungen entsteht, die mit unsern gewohnten übereinstimmen. Allein dies widerspricht der Erfahrung. Wir fragen nach den Ursachen auch bei neuen Ereignissen, wo die Gewohnheit noch nicht eingetreten ist, wie ja auch Kinder thun, und fodern eine Ursache, auch wo wir sie nicht erkennen. Und wie sehr das Wahrheitsgefühl, welches sich in dem Fürwahrhalten ausspricht, von dem Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen verschieden ist, weiß Jeder ebenfalls aus eigner Erfahrung. Wie oft ist die Entdeckung der Wahrheit von dem schmerzlichsten, bittersten Gefühle begleitet! Wie Viele suchen ihr absichtlich zu entgehen! Wie scheut der Sünder den Blick ins Innere, der ihm sein eignes Selbst in voller Nacktheit zeigen könnte! Zugleich vergißt Hr. Schmidt die von ihm selbst als außerordentlich wichtig hingestellte Unterscheidung zwischen dem metaphysischen und logischen Bedingten in seiner Erklärung des bekannten logischen und metaphysischen Axioms vom zureichenden Grunde, welches er so ausdrückt (S. 124): „Jede Veränderung oder jedes Geschehen hat seine zureichende, d. i. nothwendige Ursache". Dieses ist aber nicht die Bedeutung des logischen Satzes, welcher blos auf die Begründung der Urtheile geht. Auch ist es irrig, daß, wenn dieser Satz wahr sei, ein absoluter Fatalismus unvermeidlich und die moralische Freiheit nicht zu retten sei. Denn unsere Freiheit ist ja keine Zügellosigkeit und absolute Willkür. Auch da, wo wir frei handeln, ist immer ein Grund vorhanden, der uns zur Handlung bestimmt, aber wir sind dennoch frei, sobald die Entscheidung von unserm Willen ausgeht, und wir da, wo wir wählen können zwischen einer Handlung und ihrem Gegentheil, erkennen, die Wahl stehe in unserer Macht unabhängig von der Sinnlichkeit und jeder äußern Gewalt. Aehnliche Bemerkungen ließen sich über des Verf. Bestreitung der Begriffe von der Kraft und dem Wesen der Dinge machen, wozu sich an einem andern Orte Gelegenheit finden wird. 60.

Neueste russische Gedichte.

Wir beginnen unsere Mittheilungen mit der Anzeige der poetischen Hervorbringungen zweier Damen, zuvörderst weil es höflich ist den Damen den Vortritt zu lassen, sodann aber auch weil die Gedichte der einen von ihnen in der That einer Auszeichnung würdig sind. Die Sammlung ist betitelt: „Stichotworenija Nadeshdy Teplowoi". (Gedichte von Hoffnung Teplow. Moskau 1833.) Nicht groß ist die Gabe, da sie nur 64 Duodezseiten beträgt, doch voll Gehalt. Die Dichterin hat früher einige Gedichte in Almanachen abdrucken lassen und veranstaltete jetzt diese kleine Sammlung, worin auch noch ungedruckte Poesien aufgenommen sind. Wehmuth ist derselben durchgehender Gedanke; aber correcte Form, Wohlklang der Sprache, anziehende Wendungen in den Gedanken empfehlen diese Wehmuth. Die Dichterin, deren Name Hoffnung heißt, bedauert ihre frühern Jahre, die zwar nicht leidlos waren, aber den Trost der Thränen hatten; die Gegenwart ist trüber:

> Noch lebt der Schmerz, das ungestillte Sehnen,
> Es nagt der Gram, nur seltner sind die Thränen;
> Doch seit ich thränenlos, still duldend mich gefaßt,
> Liegt zwiefach schwer auf mir des Grames Last.

Voll Anmuth ist das Gedicht „Der Ball". Die Königin desselben, die glückliche, aufgesuchte, sorglose, siegende Schönheit, veranlaßt folgende Betrachtung der Dichterin:

> O prunke nicht mit deinen jungen Jahren,
> Der Lilien Stirn, der Wangen Rosenlicht,
> Dem edeln Schmuck in blonden Lockenhaaren,
> Der Kleidung Pracht, die schlanken Leib umflicht;
> Du hast gesehen, wie das Gestirn erbleichet,
> Die Woge wechselnd auf die Woge rauscht,
> Wie Blumenschmelz dem Wehn des Winters weichet
> Das Laub ein heitres Grün mit Gelb vertauscht.
> So werden deines Lenzes Tage enden,
> Die Sonne sinken, die hell strahlend schien,
> Dann wird der Schmeichler Schwarm sich von dir wenden,
> Sich neue Götzen suchen und dich fliehen!

In andern Gedichten drückt die liebenswürdige Dichterin den Muth aus, den eine reine Gesinnung den Leiden, wie den Räthseln des Lebens und des Verhältnisses entgegensetzt. Der kalten Betrachtung des Weltmanns, der die Schicksale des Menschen, gute und böse, auf eine alles beherrschende Nothwendigkeit zurückführt und daraus die Vortrefflichkeit einer kaltherzigen Fassung erweist, erwidert sie aus der Tiefe des weiblichen Gemüths:

> O höre auf mit Worten scherzend spielen, —
> Dies kalte Spiel im Lärm der Welt erzeugt,
> Es trifft mein heißes Herz mit eiseskühlen
> Giftpfeilen, hat im Schmerz mich tief gebeugt!
> O laß auch ab den Blick auf mich zu wenden,
> Den hellen, klaren, voll von Ruh' und Hohn —
> Ich seh den Spott, den leisen, den bebenden,
> Mögst du ihn bergen und verkleiden schon.
> Genieße so, wie du es nimmst, das Leben,
> Sei Stein, sei Kunst, vor Allem unbewegt;
> Mich aber laß die Schicksalsfrucht erstreben,
> Die Saat der Thränen, die ich still gepflegt!

Trotz dieser Gesinnung, die dem bekümmerten Gemüth Trost gewährt, grenzt der Ausdruck anderer Gedichte an Verzweiflung und schrankenloses Verzichten. So ruft sie einem Freunde zu:

> O sage nicht, daß hier ein Loos genüge
> Und daß auf Erden irgend weile Glück,
> Dein tröstend Wort ist kalt bedachte Lüge,
> Der Welt Erfahrung weist den Trost zurück.

„Nein", fährt die Dichterin in einem ziemlich langen Gedicht fort zu beweisen,

> Nein, Glück gibt's hier auf Erden nicht!

Nachdem wir aber schon mehre ihrer Gedanken, so gut wir es vermocht, in derselben rhythmischen Rede deutsch übersetzt haben, übergehen wir diesen Beweis und wenden uns zu einer andern Dichterin, die ein ähnliches Bändchen hat drucken lassen: „Stichotworenija Alexandry Fuks". (Gedichte von Alexandrine Fuchs. Kasan 1834.) Da wir jedoch ihrer Vorgängerin einen so breiten Platz in dem engen Raum dieser Bl. angewiesen haben, so

müssen wir uns jetzt schon kürzer fassen und begnügen uns zu sagen, daß die Sammlung mehre anmuthige lyrische Gedichte enthält, wobei wir im Vorbeigehen bemerken, daß der Name der uns unbekannten Dichterin, so sie noch unvermählt sein sollte, auf deutsche Abkunft hindeutet, wohingegen sie nun russische Gedichte in der Hauptstadt des alten Tatarenreichs dichtet und drucken läßt. So waltet der bunteste Wechsel in der Welt.

Wenn nun junge und reizende Russinen (wir setzen beide Eigenschaften gern als gewiß voraus, obschon wir die Dichterinnen nicht kennen) neben Putz und häuslicher Sorge sich mit der Abfassung von Gedichten beschäftigen, so bleiben die Männer, trotz Kriegszügen im Kaukasus und am Hellespont sowie dem mannichfachen Verwaltungsgeschäft im Riesenreiche, in gleichen Bestrebungen hinter den Frauen nicht zurück. Es sind neuerdings im Druck erschienen: „Pesni". (Lieder von Timofejew. Drei Hefte. Petersburg 1834.) Da wir in unsern frühern Mittheilungen für d. Bl. von diesem Dichter und seinem dramatischen Gedicht „Der Poet" bereits gesprochen und auch übersetzte Bruchstücke daraus gegeben haben, so wollen wir uns vor der Hand bei seinen Liedern, die übrigens sein ausgezeichnetes Talent neuerdings beurkunden, nicht aufhalten, sondern gehen über zu: „Lira". (Die Leier von Iwan Borosdna. Moskau 1834.) Der Verf. ist schon durch eine frühere Sammlung seiner Gedichte: „Opyt w stichach" (Poetische Versuche), den einheimischen Literaturfreunden nicht unbekannt geblieben. Die gegenwärtige enthält drei kleine poetische Erzählungen, einige Episteln in etwas veralteter Manier, lyrische Ergüsse, und was sonst in eine Gedichtsammlung aufgenommen zu werden pflegt. Es sind dies bunte, glänzende, wohlgeschliffene Steine und Steinsplitter, die an sich zwar nicht bedeutend, doch alle da sein müssen, um den großen Bau des russischen Dichtertempels weiter zu fördern.

Wir wenden uns nun zu zwei Büchern voll Volksdichtung. Das eine ist: „Ruskija Pesni". (Russische Lieder von N. Zyganow. Moskau 1834.) Zyganow, einst Schauspieler am Theater zu Moskau, war viel im Innern Rußlands gereist und hatte die Volkspoesie liebgewonnen. Sein wanderndes Leben verschaffte ihm Gelegenheit, Volkslieder verschiedener Gegenden zu sammeln, und die Liebhaberei daran machte ihn selbst zum Volksdichter. Seine Lieder fanden Beifall, wurden von einem geschickten Componisten Warlamow in Musik gesetzt und sind zu Volksliedern geworden. Jetzt nach seinem vor nicht langer Zeit erfolgten Tode erschienen sie in einer eignen Sammlung. Die meisten sind voll beliebter poetischer Wehmuth, aber in allen sind die eigenthümlichen Wendungen des Volksliedes glücklich nachgebildet und darin besteht ihr vorzügliches Verdienst. Wir rücken hier eins in treuer Uebersetzung ein:

Nicht der Nebel ist's, die Nacht,
So die Sonn' verdecket,
Nicht der Wolken Heereswacht
In das Feld gestrecket,
Nein, es ist ein frühes Grab,
Das mein Auge trübet,
In die Gruft sank die hinab,
Die ich heiß geliebet!
Thränen wecken sie nicht auf,
Nicht die traute Rede;
Drum versiege Thränenlauf,
Rausche blut'ge Fehde!
Satteln will ich rasch mein Roß,
In die Schlacht es treiben,
Mich von Heimat reißen los,
In der Fremde bleiben! —
Wie ein Pfeil vom Bogen fliegt,
Sprengt er fort zu Pferde;
Als des Kaisers Heer gesiegt,
Sinkt er todt zur Erde!

Aus einem anderm Liede Zyganow's übersetzen wir, um nicht zu viel Wehmuth und Liebesunglück zu häufen, nur den Anfang und machen auf die Bilder und Gleichnisse aufmerksam, womit die russischen Volkslieder beginnen und die auch in den ersten Zeilen des voranstehenden Liedes nicht fehlen.

Ach, es ist kein helles Sternelein,
Das vom dunkeln Himmel scheint,
Nein, es ist ein blaues Aeugelein,
Das durchs Fenster schaut und weint.
Und es ist ein grauer Adler nicht,
Der dort in der Ferne weilt,
Nein, ein Jüngling ist's, kühn von Gesicht,
Der zu seiner Liebsten eilt.

Wir lassen das verliebte Paar, das übrigens auch unglücklich wird; denn der kühnblickende Jüngling muß in den Krieg ziehen, bleibt im Feld und die rothwangige Jungfrau mit den blauen Aeugelein sinkt in ein frühes Grab. Dasselbe Spiel mit Bildern und Gleichnissen findet man auch in den kleinen, anmuthigen Volksliedern der Polen, die Krakowinky oder krakauer Lieder heißen, nur daß in denselben durch das meist abirrende, blos durch den Reim verbandene Gleichniß irgend ein Scherz, eine Schalkheit bezweckt wird, wie z. B. in dem folgenden:

Jenseits an der Weichsel
Wusch sich eine Krähe.
Der Herr Oberst meinte
Seine Frau er sähe!

Von Zyganow's großrussischen Liedern wenden wir uns zu kleinrussischen, von denen neuerdings wieder eine Sammlung erschienen ist: „Ukrajinskija narodnyja Pesni". (Volkslieder aus der Ukraine, herausgegeben von Michael Maximowitsch. Moskau 1834.) Schon vor sieben Jahren, 1827, gab Hr. Maximowitsch eine Sammlung kleinrussischer Lieder heraus und ist seit der Zeit fleißig bemüht gewesen dieselbe zu vermehren und zu vervollständigen. Er ist im Besitz von 2500 Liedern, die er nach ihrem Inhalt in verschiedene Abtheilungen gebracht hat und von denen er jetzt eine erste Reihenfolge herausgibt. Er theilt die Lieder in zwei Hauptgattungen ein: Bylewyje, erzählende, und in Bytowyje, beschreibende. Der Gegenstand der ersten ist das Kriegsleben, die Züge der ukrainischen Miliz, der Kosacken; der Gegenstand der zweiten Gattung das Stillleben. Wir könnten daher die einen auch Kriegslieder, die andern Hauslieder nennen. Der jetzt erschienene erste Theil der Sammlung enthält erzählende Lieder in folgender Zeitordnung: 1) Lieder der Kosacken vor der Religionsverfolgung unter polnischer Herrschaft. 2) Lieder der Kosacken während des Religionskriegs gegen die Polen unter dem Hetmann Bogdan Chmelnizki. 3) Lieder aus der Hetmanszeit bis zur Vernichtung dieser Würde und der damit bestandenen Landesverfassung im J. 1764, sowie einige spätere. Man sieht aus dieser Anordnung, daß die erzählenden Lieder gleichsam eine poetische Volkschronik enthalten. Auf sie folgen 51 beschreibende Lieder, welche Zustände des kleinrussischen Lebens in seinen vier eigenthümlichen Gestaltungen darstellen, als Kosack (Krieger), Burlak (Landmann), Tschumak (Hirt) und Haidamak (Freibeuter). Wir können nicht umhin hier ein Haidamakenlied einzurücken, so gut wir es in deutscher Rede wiedergeben konnten. Des Liedes einfache Weise hat durch die hochdeutschen Bücherworte freilich an natürlichem, schlichtem Ausdrucke verloren, doch ist die Gestalt, der Inhalt treu erhalten. Der Ursprung im Munde des ohne Buch und Kunst dichtenden Volks ist nicht zu verkennen. Darauf deuten die Sprünge in der Gedankenreihe, das Regellose in der äußern Abfassung, das Gemisch von Härte und Gefühl. Eine Mutter schickt ihren Sohn wiederholt und in harter Art aus dem Hause auf Beute. Er weigert sich anfangs, gibt endlich nach und sagt der Schwester beim Abschiede Worte der Erbitterung und schlimmer Ahnung. Als später das Gefühl der Mutter erwacht, ruft sie den abwesenden Sohn zärtlich zurück und verspricht ihm mütterliche Pflege; aber aus der Ferne antwortet geisterhaft seine Stimme, ungewiß ob des noch Lebenden, oder des schon Todten, der unbegraben im Felde liegt. Die kurze Schilderung der umgeben-

den düstern Naturscene, die den einzelnen Liederabschnitten voransteht, erhöht den rauhen, tragischen Ausdruck des Liedes:

Windsbraut, Windsbraut tobt im Walde,
Nebel lagern sich auf Straßen;
Ihren Sohn vertreibt die Mutter:
Geh' du sollst die Heimat lassen,
Mögen dich die Türken fassen!
Mutter, mich die Türken kennen,
Sie vor meinem Speere rennen.

Windsbraut, Windsbraut tobt im Walde,
Nebel durch die Thäler streifen;
Ihren Sohn vertreibt die Mutter:
Geh nur, geh umherzuschweifen,
Wenn dich auch Tataren greifen!
Mutter, mich die Horden kennen,
Mich den Beutemacher nennen.

Eine Schwester führt das Roß her
Und die Waffen bringt die zweite,
Doch die dritte fragt den Bruder:
Wann kehrst du zurück mit Beute?
Schwester, nimm voll Sand die Hände,
Säh' ihn aus auf dürre Steine,
Geh' des Morgens hin und weine
Und befeuchte das Gelände;
Wenn aus Sandsaat Frücht' aufgehen,
Werden wir uns wiedersehen!

Windsbraut, Windsbraut tobt im Walde
Nebel hüllen und verhehlen,
Heimwärts ruft den Sohn die Mutter:
Komm' mein Sohn, ich werd' nicht schmählen,
Werd' dir deine Haare strählen!
Mutter, deine Sorgen spare,
Regen wäscht mein Haupt gelinde,
Dornen strählen meine Haare,
Und sie trocknen mir im Winde!

Von den Fabeln des bekannten, in seinem Vaterlande hochgefeierten Dichters Iwan Krylow ist eine zierliche, neue Ausgabe erschienen: „Basni Jwana Krylowa etc." (Zwei Theile. Petersburg 1834). Ein ausgezeichneter russischer Künstler, Hr. Saposchnikow, hat dazu 95 radirte Blätter geliefert, die Scenen aus einzelnen Fabeln vergegenwärtigen. Eine so prachtvoll ausgestattete Ausgabe bewährt die Theilnahme des Publicums. In der That sind die meisten Fabeln von Krylow Musterstücke in dieser Gedichtsgattung. Der correcte Ausdruck, die feine Ironie, die witzige Pointe bezeugt den Mann von Welt und Geschmack. Viele Wendungen in der Rede und Darstellung sind mit großer Sicherheit aus dem lebendigsten Volksleben treffend herausgegriffen. Krylow ist ein echtnationaler Dichter und daher in einer Uebersetzung nur sehr unvollkommen wiederzugeben. Wir rücken hier jedoch eine übersetzte Fabel ein, wählen aber dazu eine mit einem kleinen historischen Hintergrunde, um zu zeigen, wie der Dichter überall ein nationales Interesse zu erregen weiß. Zur Erläuterung fügen wir hinzu, daß, um einen ganz unerwarteten Unglücksfall zu bezeichnen, man in Rußland sprüchwörtlich zu sagen pflegt: „Er ist da hineingerathen wie eine Krähe in die Suppe", indem eine Krähensuppe ein freilich ganz ungewöhnliches Gericht ist und dieser Vogel, obschon er mitten unter Menschen lebt, vor der Todesart des Verspeistwerdens ziemlich gesichert ist. Daß der Feldmarschall Kutusow den Beinamen Fürst von Smolensk führte, wird wol kaum nöthig sein in Erinnerung zu bringen.

Die Krähe und die Henne.

Als von Smolensk der Fürst und Held,
Um über Uebermacht den Sieg klug zu erstreben,
Dem Franzen schlau ein Netz gestellt
Und Moskau ihm als Köder preisgegeben,
Da blieben wenig Siedler dort,
Sie eilten unverdrossen fort,
Wie Birnen aus dem Korbe schweben.
Doch eine Krähe sah sorglos in Ruh
Vom Dache dem Gewirre zu.
Gevatterin, willst du denn bleiben?
Frägt eilig im Vorübertreiben
Die Säumende gutmüthig eine Henne,
Der grimme Feind steht vor der Thüre!
Die Krähe krächzt: Du Freundin, renne,
Ich bleibe, weil ich nichts riskire:
Wir Krähen werden nicht gebraten,
So fürcht' ich nicht die feindlichen Soldaten.
Im Gegentheil, hoff' ich, wird's mir gelingen,
Von ihnen noch mir Atzung zu erringen.
Leb' wohl, Kratzfüßlerin, und reise glücklich!
Die Krähe blieb, doch ging es ihr unglücklich;
Denn als den ungebet'nen Gästen
Der Russenfürst den Hungertisch gedeckt,
Da mußte sie die Hungerleider mästen.

So straften sich Entwürfe ausgeheckt
Und ausgeführet im selbstsücht'gen Sinn;
Wie Mancher klagt: Ich hatt's bedacht, berathen,
Mir Alles überlegt und bin
Wie eine Krähe in die Brüh' gerathen!

Die radirten Blätter, die diese Edition schmücken, sind eine werthvolle Zugabe; die Erfindung und Zeichnung darin ist sinnreich, die Ausführung gefällig. Wie lebendig und drollig sind, um etwas zu nennen, die verschiedenen Gruppen und Gestalten der Frösche in der bekannten Fabel dargestellt, wo sie Jupiter um einen neuen, thätigen König bitten. Dieser, ein Kranich, schreitet ernst und erwägend am Froschteich auf und nieder:

Ein Richter ist er ohne Gnade,
Von der Instanz wird Niemand absolvirt,
Er urtheilt und — executirt;
Ergreift den Schuldigen und schluckt ihn nieder. 18.

Notizen.

Von Lamennais' „Mélanges" ist der dritte Band: „Troisièmes mélanges", erschienen, der unter mehrem Neuen auch eine Vorrede von 100 Seiten enthält. Die „Premièrs mélanges" erschienen 1808, die „Seconds" 1826. Nach den Versicherungen der französischen Enthusiasten soll dieses dritte Heft „zugleich (à la fois) die Erklärung der Vergangenheit, das Gericht über die Gegenwart und die Weissagungen für die Zukunft" enthalten. Wohl bekomme ihnen diese Ansicht!

Madame Mercoeur, die es sich sehr angelegen sein läßt, für das Andenken ihrer frühverstorbenen Tochter Das nachzuholen, was dieser bei Lebzeiten abging, las unlängst in einem ansehnlichen Cirkel, wo sich auch Chateaubriand, Ballanche und Lamartine befanden, die ersten Capitel eines historischen Romans vor, der sich in dem Nachlaß ihrer Tochter vorgefunden. Madame M. las mit Rührung, vielleicht sogar mit projectirter Rührung, und die leicht zu errathende Folge blieb nicht aus, nämlich eine zahlreiche Subscription, an deren Spitze die Namen der obengenannten Schriftsteller stehen.

Das in diesem Jahre zuerst erschienene „Echo britannique", welches als Rival der „Revue britannique" sich geltend machen zu wollen scheint, enthält in den beiden ersten Lieferungen unter andern folgende Artikel: Ueber Irrenhäuser; Biographien der Künstler: Bonington; Eine chinesische Gesandtschaft am Hofe des Tartarenkhans; Reise des Lieutenants Conolly nach Bengalen; Der Lordmayor von London; Geheime Geschichte Karl I. und Henriettens von Frankreich; Die Heroinen Shakspeare's: Ophelia; Memoiren von Holkrafft; Die Waffenbrüder des heiligen Jakob (nach spanischen Chroniken); Ein ungedruckter Brief Walter Scott's; Doctor Dee's Charakteristik u. s. w. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 72. —— 13. März 1835.

Chile.

Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827—32 von Eduard Pöppig. Zwei Bände. Nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Erster Band. Leipzig, F. Fleischer—Hinrichs'sche Buchhandlung. 1835. Gr. 4. Subscriptionspreis für beide Bände nebst Atlas 13 Thlr. 8 Gr. *)

Die Reise, deren Resultate, soweit sie nicht streng naturgeschichtlich sind, zum Theil dem Publicum vorliegen, umfaßt die zweite Hälfte eines mehr als zehnjährigen Lebens in Amerika. Ihre Veranlassung war wissenschaftlicher Art, und namentlich lag die Untersuchung der westlichen Länder Südamerikas in botanischer und zoologischer Beziehung als Hauptzweck vor. Schon hieraus entwickelte sich die Nothwendigkeit, die minder bekannten und von den Naturforschern der Entdeckungsreisen zu See nicht leicht zu erreichenden Gegenden des Innern zum Aufenthalte zu erwählen. In der Darstellung des auf der sechsjährigen Wanderung Erfahrenen leitete die Ansicht, daß es nothwendig sei, das Systematische aus dem Gebiete der Naturgeschichte in abgesonderten, gleichzeitig erscheinenden Werken zu behandeln, die leicht langweilende und Wiederholungen erfodernde Tagebuchform zu verlassen, die Länder, ihre Natur und Menschen in möglichst abgeschlossenen und klaren Bildern vor dem Beschauer hinzustellen und die vorhandenen Materialien wo möglich allemal auf einem Punkte zu vereinigen, ohne die Persönlichkeit des Erzählenden unnöthigerweise in den Vordergrund zu stellen.

Der erste Band der Reise umfaßt den fast zweijährigen Aufenthalt in Chile. Mit Ausnahme der kurzen Schilderungen dieses Landes in den ältern spanischen Geschichtschreibern, hat nur Molina Beiträge zu seiner Erkenntniß geliefert. Leider sind aber diese von einer solchen Art, daß man ihnen nicht immer das Lob, wahr und vollständig zu sein, zugestehen kann, wenn man auch das Gefühl des Verbannten ehrt, der als dankbarer Sohn sein Vaterland in glanzvollen Farben schilderte. Die neueste Zeit sah jenes Land das Joch der Spanier abschütteln und den Fremden seine Häfen öffnen. Gar Mancher wählte für einige Monate oder Jahre die junge Republik zum Aufenthalte, und Viele schieden schon nach wenigen Wochen mit Widerwillen oder Gleichgültigkeit von einem Boden, den ihnen kein geographisches Handbuch kennen lehrte und den sie sich unter der Gestalt eines neuen Paradieses gedacht hatten. Einige kamen mit minder großen Erwartungen an oder machten weniger unangenehme Erfahrungen; entweder verminderten sie nur in einigen Hinsichten das sehr günstige Vorurtheil für Chile, oder sie fanden es bequemer, ihm unbedingt beizustimmen. Die Meinungsverschiedenheit sprach sich täglich schneidender aus, denn manches Buch und manche vereinzelte Berichte erschienen, und die verwunderte Lesewelt Europas sah Chile bald als einen Garten der Welt beschrieben, bald als eine dürre Wüste, eben gut genug für seine rohe und schlechte Bevölkerung. Wie bei allen, von beiden Seiten mit Leidenschaft geführten Streiten liegt auch hier das Wahre in der Mitte. Dieselbe Gerechtigkeit waltet, sich ewig gleich bleibend und Wohlthaten spendend, in den entgegengesetzten Theilen der Welt. Sie läßt während eines kurzen Sommers in Lappland wilde Rosen erblühen, die einst Maupertuis den gepflegtern des schönen Frankreichs gleich erklärte, sie schmückt die menschenleeren Ufer des Amazonenstroms mit aller Herrlichkeit und Ueppigkeit der äquatorialen Natur; allein sie verlegt dahin mehr Plagen, als selbst Gewöhnung erträglich macht, und sie läßt in Chile die Erscheinungen eines ägyptisch-dürren Sommers mit einem Grün und einer Fruchtbarkeit wechseln, die nirgendwo übertroffen werden. Chile ist keines von den Paradiesen, wie die aufgeregte Phantasie des ungereisten Nordländers sie sich hinmalt, wenn der Süden erwähnt wird; es entspricht den romanhaften Anfoderungen nicht, die, aus unrichtig aufgefaßten Beschreibungen entstanden, von Orangenhainen und Palmenwäldern träumen; allein sein Klima und seine übrige Beschaffenheit sind immer noch solche, daß sie viele ähnliche weit übertreffen und hinter keinen zurückbleiben. Die treue Wiedergebung aller hierher gehörigen Erfahrungen eines verlängerten Aufenthaltes und ihre Zusammenstellung zur bequemern Uebersicht wird an mehren Orten des obigen Werkes versucht.

*) Die folgende Uebersicht wurde von dem von uns dazu aufgefoderten Verfasser für d. Bl. geliefert. D. Red.

Indessen war es vor Allem wol nothwendig, den Leser auf die große Unähnlichkeit der zwei Hälften der Republik aufmerksam zu machen (S. 324); denn während die nördlichen Provinzen bis zu dem 34. Grad eine wenig verbesserte Wiederholung der Scenen von peruanischer Dürre und Pflanzenarmuth darbieten und nur während einer kurzen Periode mit einem vergänglichen Leben der Vegetation sich schmücken, steht der schöne Süden wasserreich, waldbedeckt, grünend und fruchtbar da. Der Norden ist vielfach mit Bergketten durchschnitten, enthält wenige Flüsse, ist arm an Pflanzenboden, erfreut sich zwar der herrlichsten Temperatur, leidet aber unter einer langdauernden Dürre und scheint deshalb auf den Ackerbau, als die Quelle künftigen Wohlstandes, wenig hingewiesen. Die vulkanische Thätigkeit ist dort nach größern Tiefen verbannt, die Vegetation hat etwas Tropisches, der Mangel an Wasser und Pflanzen beschränkt die Zahl der Thiere, und der Bewohner trägt schon den Stempel der warmen Länder an sich. Der Süden ist mit weiten Ebenen durchzogen, rühmt sich großer, wenn auch nicht schiffbarer Flüsse und schmückt sich mit einer üppigen Waldvegetation, die ihrerseits eine feuchtere Atmosphäre bedingt. Zahlreiche Vulkane erheben sich in seinem Innern und die uralten Laven sind in vielen Gegenden zu einem sehr fruchtbaren Erdreich verwittert. Der Ackerbauende findet hier einen sehr begünstigten Schauplatz für seine Thätigkeit, und zum ersten Male sieht der Nordeuropäer wieder den lange vermißten Schmuck seiner Heimat, grünende Wiesen und kühlende Wälder, von nie versiegenden Bächen durchrieselt. Höchst abstechend von einer solchen Scene ist eine andere, die sich im Norden der Republik dem im Sommer ankommenden Fremden bietet (S. 48, 55). Wohin sich da das Auge wende, starren ihm nur graue syenitische Felswände entgegen; Braunroth ist die vorherrschende Farbe, und selten unterbricht eine Baumgruppe die traurige Einförmigkeit, denn das undankbare Erdreich ist allein fähig, Büsche mit holzigen Aesten und grauen, lederartigen Blättern zu ernähren. Nur in der Tiefe der engen Thäler hat sich einiger Pflanzenboden angesetzt und gibt dem Landmann Gelegenheit zu einem Feldbau, der verhältnißmäßig einträglich genannt werden mag. Die zahllosen Bergrücken bieten dem Fleißigen keine Gelegenheit zu Versuchen der Benutzung. Wasserlos und des Schattens entbehrend, liegen sie dennoch unter dem Einflusse der sehr verwüstenden Regenströme des Winters. Eine solche Verschiedenheit des Bodens und seiner Producte steht in genauer Verbindung mit den klimatischen Erscheinungen in beiden Hälften des Reiches, und die Schilderung des Jahreslaufes (S. 319) beweist dieses. Die in einen stärkenden Schlummer verfallene Natur gibt die ersten Zeichen einer wiederkehrenden Thätigkeit im Juli oder August, der Periode des Anfangs für das vegetative Jahr. Mehre Monate sind vorher verstrichen von solcher Trockenheit, daß ein Regen im Monat Februar durch seine Ungewöhnlichkeit die Einwohner in den höchsten Schrecken versetzen würde. Gegen Ende des Monat März hatte sich ohne viele Vorbereitung der Winter eingestellt; Fluten strömen aus den Wolken herab, die ein furchtbarer Nordwind vor sich hertreibt, und leicht mag es dann im Süden geschehen, daß in zwei Wochen die Sonne nicht einmal durch den nassen Schleier hindurchblickt. Entlauben sich dann auch nur sehr wenige Bäume, so ist doch ein Stillstand der Vegetation unverkennbar, größer und längerdauernd im Süden, unbemerklicher im Norden; hier als eine kränkliche Erschöpfung, welche bei länger ausbleibendem Regen bald in den wirklichen Tod übergehen wird, dort als naturgemäßes Ausruhen. Bald erscheint aber der Frühling, von kurzer Dauer freilich, allein dafür von auszeichnender Herrlichkeit. Gereinigt von Dünsten spannt sich das blaue Firmament aus, und nur selten unterbricht eine fliegende Wolke seine Gleichartigkeit. Dann tritt in Folge der vorherrschenden Ostwinde eine empfindliche Kälte ein, und wol mag man dann selbst in den warmen Küstengegenden des Morgens dünnen Reif bemerken. Die Thier- und Pflanzenwelt erwacht zu überraschender Thätigkeit, die Geschöpfe der See nähern sich der Oberfläche, auch in ihrem dichtern Elemente von dem Alles belebenden Einflusse ergriffen; die größern Vögel wandern den Anden zu, und die kleinen Sänger im bescheidenen Kleide der gemäßigten Breiten zwitschern in den hellgrünen Rebgewinden der Hofräume und Gärten. Eine Pflanze drängt dann die andere, und alle scheinen gleich begierig ihre schönen Blumenkronen nach langer und geheimer Gefangenschaft unter dem verhärteten Boden der Sonne zu zeigen. Was im langen Sommer todt erschien, enthält die Keime eines unendlichen Lebens, und Zwiebelgewächse entwickeln sich in der Mitte betretener Pfade, während eine Menge zarter, aber schnellvergänglicher Pflanzen wie durch Magie emporschießen. Im Süden ist der Verlauf dieser Erscheinungen langsamer, und dafür erhält jenes Land seine Reize geraumere Zeit. Nur vom Juli bis zum November ist Chile das herrliche Land, von dem die Bücher mit so viel Feuer sprechen, denn wer in andern Monaten dort landet, wird nie die Originale der glänzenden Bilder entdecken können und unwillig über die Täuschung sich entfernen. Gegen das Ende des Jahres hat aber die Natur den Festschmuck zum großen Theile verloren, denn die vergänglichen Kinder des Frühlings sind schon lange verschwunden und haben den Pflanzen des Sommers Platz gemacht, die jedoch nun ebenfalls am Ziele stehen. Im Norden erstirbt nun Alles unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen und durch den Mangel an Wasser, und die Thiere wandern aus nach den höhern Gebirgen. Der heftige Südwind entzieht dem Boden seine letzten Reste von Feuchtigkeit und verwandelt ihn in Staub; nur der Süden bleibt grün und vertrocknet nicht während des Sommers, der im März viele Gegenden der Nordküste zu vergelbten Wüsten umwandelt, bis mit dem Eintritte der Regen des Aprils die ruhende Erde für künftige Thätigkeit neue Kraft erhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Phantasiegemälde von Eduard Duller. 1835. Frankfurt a. M., Sauerländer. Kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Drei Mikrokosmen gibt es, welche die menschliche Gesellschaft in ihren Genüssen, in ihren Leidenschaften, in ihren Narrheiten auf einen engen Kreis concentrirt darstellen: in den ersten die Bäder, in den zweiten die wandernden Schauspielergesellschaften, in den dritten die Irrenhäuser. Auf alle drei Schauplätze des irdischen Elends, auf den vergoldeten der Badelust, den übertünchten der Scene, den ungeschminkten des Narrenhauses führt uns der Verf. in dieser erfindungsreichen Novelle, der er den Titel „Das tönende Bild" gegeben hat.

Ref. hatte immer einen Widerwillen gegen die Badeorte, so lange sie gefüllt sind; die Verdorbenheit versteckt sich ihm vergebens hinter den Glanz, die Sklaverei hinter die armselige conventionelle Freiheit, welche hier sich brüsten; dagegen besucht er dieselben Bäder nie lieber, als wenn sie ausgeleert sind und nichts davon übrig geblieben ist, außer den anmuthigen Parkanlagen, den schönen öffentlichen Gebäuden und zauberischen Sälen, den bequemen und dann so geräumigen Gasthöfen und den hohen Waldbergen mit den besonnten Gipfeln und kühlen Gründen, in welchen die meisten der berühmten Badeorte versteckt liegen. An einem blauen September- oder duftigen Octobertage erschienen ihm jedesmal die Bäder wie glückselige Inseln, die ihre Bewohner erst erwarten, oder wie verlassene Paradiese, vor denen der Cherub eingeschlafen ist.

Weil aber in des Dichters Munde, wie ein deutscher Sänger sagt, Heil und Unheil gleich schön und unsterblich lebt, so ergötzte sich doch Rec. an der lebendigen Schilderung, die uns Ed. Duller von einem glänzenden deutschen Bade während der Saison entwirft, nicht wenig (S. 21):

„Table d'hôte à deux heures!" Diese Inschrift prangte in goldenen Lettern auf lasurenem Grunde über der Thüre des Speisesaales, welcher sich als Nebenbau an das geschmackvolle, mit einem Säulengange geschmückte Conversationshaus schloß. Auf der andern Seite des Hauses zeigte sich die Fronte des sehr bescheidenen Musentempels. In den Zwischenhallen hatten Buch- und Kunsthändler das Neueste und Interessanteste ausgestellt. Auf dem freien Platze vor dem ganzen Gebäude standen unter dem Schatten wundervoll duftender Südbäume eine Menge Tische, zu welchen man in der Blüte der Saison die Stühle stets gleichsam erobern mußte. Dann saß aber auch die eleganteste und bunteste und interessanteste Gesellschaft von der Welt nach Tisch unter den Orangenbäumen oder in der säulengetragenen Vorhalle des prachtvollen Speisesaales, saß, Kaffee trinkend, Eis essend, Cigarren dampfend; aber neben den höchsten Herrschaften konnte man am nächsten Tische auch wieder Gäste von entschiedenst entgegengesetztem Schlage finden, wie es eben die Badefreiheit vollkommen gestattete; neben irgend einem Minister oder Landoberjägermeister eine sehr zweideutige Douairière, einen Bankier von verschiedenen Glaubenssorten, einen Commis-Voyageur, der auf Kosten seines Handelshauses in Burtehude jetzt hier bei einem paar Tassen schwarzen Kaffee den Gentleman spielte; Maler, welche noch eher zuweilen durch Treff-As etwas gewonnen als durch Treffen; Virtuosen mit bedeutender Virtuosität im Schuldenmachen; Kleinstädter, welche sich hier ganz großstädtisch gaben, und Großstädter aus der benachbarten Residenz ....! Die zahlreichen Buden in der herrlichen alten Kastanienallee trugen das Ihrige dazu bei, die Promenade interessant zu machen. Und hinter den Buden die zierlichsten französischen Gesichtchen, Putzmacherinnen wie die Engel und originelle Prellgesichter frei nach Höllen-Breughel, und Alle grade wie alte Bekannte und doch zugleich die unterthänigsten Diener, die man nur auf Gottes Welt finden kann, lauter ehrliche Leute, wenn man bedenkt, daß sie jeden Artikel mit ihrem eignen Schaden verkauften; gewiß ehrliche Leute, denn wie konnten sie ohne den Segen Gottes bei so viel Gefälligkeit existiren?! In der Mitte der Allee wogte die ewige Ebbe und Flut; im Speisesaal eine ähnliche. Außen im Freien des Laubes frisches saftiges Grün, darüber der üppige dunkelblaue Himmel; drinnen im hochgewölbten Saale ein noch schärferer Farbencontrast, — rouge et noir. Und erst in der trefflichen Restauration, welch ein begeisternd Leben?! ein wahres Pelotonfeuer von Champagnerfreuden: Toast an Toast, Glas an Glas; das Menschengeschlecht hätte nie einen jüngsten Tag zu befürchten, wenn alle die Tropfen, zur Gesundheit ausgebracht, wirklich zur Lebensversicherungsanstalt würden. Wahrhaftig, man sollte, wenn der Lebensgenuß, wenn die Freude Tausende und aber Tausende so epidemisch ergreift, an die Möglichkeit gar nicht denken, daß ein armer Teufel an einem und demselben Orte ganz getrost verhungern könne, ohne daß auch nur eine Seele davon Notiz bekäme oder nähme."

Und doch sind unter den verschiedenen Gestalten, die der Verf. auf dieser fröhlichen Lebensbühne, in diesem Brennpunkte aller Geselligkeit versammelt, zwei Jünglinge, die von jenem traurigen Loose nicht allzu entfernt sind. Isidorus und Cäsario, der Erste eine von poetischer Ueberfülle strotzende Natur, der Zweite mehr grübelnden Geistes, sind beide mit dem bürgerlichen und conventionellen Leben entzweit, doch so, daß Isidor es mehr verachtet, Cäsario mehr es beneidet. In der Geldnoth sind sie unter die Theaterbande gegangen, die in dem Bade spielt, und in ihrer Entzweiung mit der Welt kommen sie auf den verzweifelten Gedanken, eine Novelle miteinander nicht blos zu schreiben, sondern zu erleben, in welcher Einer der Mephistopheles des Andern, Einer durch den Andern verrückt werden soll. Halb scherzend, halb ernsthaft schlagen sie im Uebermuthe des Humors ein und schlendern dann miteinander auf den freien Platz vor dem Conversationshause. Hier versammelt nun der Dichter die Hauptpersonen seiner düstern Novelle, die er uns zuletzt auf einem ganz andern Schauplatze zu zeigen Willens ist, noch im Sonnenscheine der Freude um Einen Tisch: die beiden Musenjünger, die wir schon kennen, die brillante Theaterprinzessin Narcissa, der Cäsario den Hof macht, den Herrn von Waldstörchel aus Hamburg, den Arzt Brixius ebendaher, den kugelrunden Lebemann mit seiner Tochter Eugenie, deren liebliche Schönheit der Leser im Titelkupfer schauen kann und deren Seelenadel die Novelle entwickelt. Die drei Letztern bilden Eine Badegesellschaft. Waldstörchel ist die originellste Charakterschöpfung des Verf. Obwol ein Krösus, ist er doch nichts weniger als glücklich. Er stammt aus einer Familie von Geizhälsen; der schon wohlhabende Großvater hat das Vermögen durch eine Stiftungsurkunde gesichert; Sohn und Enkel hielten den letzten Willen so heilig wie die zehn Gebote. W. hatte sich in Süddeutschland verheirathet und eine kurze Ehe genossen. Nach Hamburg übergesiedelt, wurde ihm das noch in Süddeutschland zurückgelassene Schmerzenskind, sein einziger fünfjähriger Sohn, bei Gelegenheit einer französischen Invasion gestohlen. Seit diesem Ereigniß ist sein Leben umnachtet. Sein Vermögen wächst von Jahr zu Jahr; im Publicum aber ist er als Geizhals und Narr verschrien, denn sein sonst schweigsamer Buchhalter schwatzte bei einer Bowle Punsch aus, daß der Alte, jetzt nahe an sechzig, alljährlich an dem Tage, an dem er seinen Sohn verloren, bei verriegelten Thüren ein Gedächtnißmahl zu halten pflege; daß dann der Wassertrinker einen Becher Capwein auf seines Sohnes Andenken leere und dem längst als todt beweinten Sohne Rechnung ablege, wie er für ihn gesammelt. Aber diese Verrücktheit ist doch nicht so lächerlich, als die Welt meint. Sie stammt aus dem einzigen Kleinod, das der verarmte Geist dieses Menschen bewahrt hat, aus der Hoffnung.

„Der Keim des Schatzes lag in ihm, die Hoffnung, der heilige Lichtpunkt, den die Nachteulen und Fledermäuse Wahnsinn nennen; das war auch der Grund, warum er leben konnte und lebte. Freilich auf seinem starren, tiefgefurchten, mumienähnlichen Gesichte, in seinem steifen, mürrischen, aller Welt abgekehrten Wesen, aus seinen unfreundlichen, rechthaberischen Reden, welche an Allem etwas zu tadeln fanden, selbst an der Mittagssonne, daß sie heute nicht hell, morgen nicht verschleiert genug dastände, aus alledem konnte man es nicht finden, nicht

ahnen, daß der vernünftige, so überaus praktische Mann seinen Tag im Jahre habe, wo er überschnappe."

Mit Mühe hatte diesen Mann sein Hausarzt Brixius überredet, eine Badereise nach Süddeutschland zu machen, und nur die Rücksicht auf seine zerrüttete Gesundheit bestimmte ihn zu dem Entschluß. „Nein, ich darf nicht sterben", sprach er, „ich bin's meinem Sohne schuldig, mein Leben zu erhalten!"

Es ist ganz in der Ordnung, daß Cäsario, sobald er die himmlische Eugenie erblickt hat, der Theaternymphe ziemlich schnöde den Rücken kehrt, daß auch Isidor eine tiefe, glühende Leidenschaft zu ihr faßt, und daß keiner der beiden Freunde es von dem andern ahnt. Daß auch die sittsame Mädchenseele auf den ersten Anblick von Isidor entzündet wird, wollen wir der Novelle zu gute halten, in welcher die Seelenoperationen etwas beschleunigter vorgenommen werden müssen als im geräumigern Romane.

Der Krösus verbirgt seinen Widerwillen gegen die jungen Schauspieler nicht, die dagegen dem dicken Doctor trefflich behagen. Unerwartet trifft die ganze Gesellschaft, mit manchen Andern vermehrt, an einer brillanten Tafel bei dem Lord Pattern zusammen, der, ein leidenschaftlicher Liebhaber des Theaters, auch die ganze Schauspielergesellschaft eingeladen hat. Man tafelt im Freien. Unter den Gästen bemerkt man einen reichen Kaufmann, Herrn Engelhard, der mit seiner Frau Josephine und seiner Pflegetochter Antonie die Saison mitmachte; dann einen französischen Capitain, der unter allen Regierungen mit gleicher Treue gefochten, als Factotum der Badestadt; dann einen vollendeten Tartuffe, den Abbé Levanssier; den Theaterdirector Flausius, eine ehrliche Haut, die Alles auf den Anstand hält, nach Herzenslust schmarotzt, übrigens einen guten Seelengrund hat; einen andern kleinen hagern Mann von ebenso gefährlicher Eßlust, Herrn Rochus, Bühnenveteran, mit komisch in Hochdeutsch umgemodeltem wiener Patois; endlich den Licentiaten Kranich, in welchem das Portrait irgend eines seichten und maliciösen Schmierers, wie es deren heutzutage so viele gibt, entworfen ist. Die bunten Gespräche dieser Gesellschaft sind unterhaltend und lebendig gegeben. Cäsario, der so viel von der Nacht spricht, leuchtet mit morgenrothen Wangen an Eugeniens Seite, aber Isidor versichert sich ihrer Liebe durch einen Blick. Einen wunderbaren Eindruck macht auf den Krösus Waldstörchel eine Geschichte, die der Capitain von den französischen Compagniechirurgen Romain und Martin erzählt, die Busenfreunde waren, bis Martin, der kurz vor seinem Abmarsch durch den Tod ein Söhnchen verloren hatte, aus einer süddeutschen Stadt ein Kind, das sich arglos der schönen Uniform angeschlossen hat, mitnimmt. Der Anblick dieses Knaben erinnert Romain daran, daß Martin ihm einst seine Braut abtrünnig gemacht. Er verlangt den Knaben von ihm und erhält ihn nicht. Bald darauf verschwindet der Knabe, und die Freunde werden wieder inniger. Nach der zweiten Restauration leben sie jedoch als wohlhabende Männer fern und getrennt von einander, bis Martin wegen Giftmischung vor die Assisen gefodert wird, sein alter Freund Romain gegen ihn zeugt und auf dem auf sein Geheiß entblößten Rücken Martin's die zwei Buchstaben T. P. (travaux perpétuels) zum Vorschein kommen. Der Gebrandmarkte sinkt vernichtet zusammen und wird jetzt wol in Brest sein elendes Leben geendet haben. „Und der Knabe, mein Sohn? was ward aus ihm?" fragt der alte Waldstörchel, dem es so klar als dem Leser werden mußte, daß jenes geraubte Kind das seinige ist. Dennoch führt diese Episode zu keiner Entwickelung. Nach dem Diner gesteht Eugenie der jungen Tochter des Lords mit unbegreiflicher Offenheit ihre Liebe zu Isidor und erfährt von dieser, daß auch sie ihn liebt, aber freiwillig zurücktritt. Inzwischen sucht der französische Abbé in einer Jasminlaube Antonien, die Pflegetochter Engelhard's, zu verführen und wird von dem Letztern überrascht, der ihn verscheucht, seine Rolle übernimmt, und, seiner kränklichen Gattin Josephine überdrüßig, alle Anstalten macht, seine Pflegetochter Antonie selbst zu verführen. Einstweilen hat sich die Gesellschaft bei einer Bowle Punsch wieder am Tische zusammengefunden, und der Lord erzählt mit großem Eifer von seiner Reise zu der Memnonssäule nach Aegypten. Die Erwähnung des Memnonsbildes weckt auch Isidor aus seinen Träumen.

„Ja!" rief er, „das Memnonsbild muß einen unbeschreiblich großartigen Eindruck hervorbringen; ich denke es mir seit meiner Kinderzeit als das erhabenste Symbol der ganzen Natur und des Menschen. Ist die Natur, ist der Mensch nicht leblos, nicht wie durch einen Zauberspruch versteinert, so lange die Nacht furchtbar, trostlos, dämonisch auf ihnen lastet, alle Kraft, alle organische Thätigkeit, allen Willen, alles Bewußtsein in unzerbrechlich scheinenden Fesseln hält?! Da schleicht der Fluch über die Erde, säet Kies statt Gesäm, verschließt den Born der Thräne, vereist die Liebe... Jetzt drängt sich's am fernen Rande der unabsehbaren Ebene langsam ahnungsvoll herauf. Noch immer kein Athem ringsumher, noch immer starr und regungslos die arme Menschheit, das idealschöne steinerne Bild, die Hände fest auf die Knie gepreßt, als müßte es durch diese Stellung seine Sklaverei recht deutlich bezeigen; und doch sitzt es ja auf einem Throne, doch ist ja der Mensch nicht zum Knien geboren. Und mitten in der Entwürdigung steht das steinerne Bild doch wie ein gewaltiges Zeichen, wie eine granitene Prophezeiung, wie sich ungefähr der Mensch einst nach der Apotheose ausnehmen mag. Da dringt — das Bild sieht nach Osten — da dringt von Osten her der erste Lichtstrahl empor, begrüßt das Bild, trifft es wie ein Liebespfeil, wie Gottes Werde ... und aus der versteinerten Brust springt der Klang hervor, der Triumphgesang des Lebens, der Freiheit und der Liebe. Und so ist Jeder ein Memnon, und Jeder trägt den Klang in sich; aber leider hat er oft die ganze Spanne Zeit hindurch, die man Leben heißt, tiefe versteinernde Nacht auf dem Herzen liegen, und der Klang kann nicht durchbrechen durch die granitene Brust, bis endlich von Osten her der Tag kommt, den die Andern als Nacht fürchten, der Tod; der scheint ihm endlich warm aufs Herz, der sprengt endlich die starre Rinde, und der Klang wird frei; aber es hört ihn Niemand."

Eugenie blickt dem Rhapsoden ernst sinnend ins Auge, Cäsario starrt zu Boden. Am Ende zeigt sich's, daß der Lord nicht in Aegypten gewesen, nicht den tönenden Memnon, sondern den Torso des jungen Memnon im britischen Museum zu London gesehen, durch welche Entdeckung die Gesellschaft eben erheitert werden will, als ein hereinstürmender Wahnsinniger sie unterbricht, in welchem Isidor seinen Vater, seinen Pflegevater erkennt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Zu dem herabgesetzten Preise von 148 Francs läßt jetzt Firmin Didot die von Beuchot besorgte Gesammtausgabe von Voltaire in 70 Bänden ab, welche mehre bisher ungedruckte Aufsätze, zum Beispiel die „Lettres sur la nouvelle Heloïse", das Lustspiel: „L'envie" u. A., enthält.

Capefigue's „Geschichte der Reformation, der Ligue und der Regierung Heinrich IV." wird ins Deutsche übersetzt. Deutscher Geist hat auch in diesem Buche bereits die französische Oberflächlichkeit und einen sehr oft unhistorischen Sinn entdeckt.

In der Bibliothek des Louvre hat man ein Manuscript in fünf Bänden gefunden, von Ludwig XVIII. in den Jahren 1787—1802 geschrieben. Es war in der bisher sehr vernachlässigten Bibliothek unter Haufen anderer Bücher vergraben, und man erwartet davon eine nicht uninteressante Ausbeute. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 73. —— 14. März 1835.

Chile.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Der erste Winter verstrich in Valparaiso (S. 47—81), dem lebhaftesten Hafen der amerikanischen Südseeufer, dem Platze, der einst die große Niederlage von zwei Welttheilen bilden wird, als Centralpunkt eines Transitohandels von nicht zu berechnendem Umfange. Wenn der schönklingende Name hohe Erwartungen erregt, so bleiben diese doch unbefriedigt, denn eng und unfreundlich ist der Ort und traurig sind seine Umgebungen. Fast ununterscheidbar von dem dunkeln Felsen, der sich unmittelbar hinter ihnen erhebt, bedeckt ein Labyrinth unregelmäßiger Häuser, mit niedrigen Strohhütten untermengt, von keinem öffentlichen Gebäude oder Thurme unterbrochen, die schmale sandige Küste. Zahlreiche kleine Häuser hängen, den Vogelnestern fast vergleichbar, stufenweise an dem ausgehauenen Felsen, allein so eng und beschränkt, daß sie den Gedanken der Wohnlichkeit nicht aufkommen lassen. Weiterhin zeigt sich in langen Reihen von wenig versprechenden Häusern die Vorstadt Almendral. Auch im Innern der Stadt sind nur wenige Dinge so abweichend von der gewohnten Form, daß sie den Reisenden schon bei den ersten Schritten an seine Entfernung von Europa mahnen sollten. Hier herrscht nicht die Farbenverschiedenheit der Menschen wie in dem tropischen Amerika, nicht die Menge von wunderbaren Formen der Thier- und Pflanzenwelt wie auf den Marktplätzen Westindiens oder Perus. Magazine mit englischen Waaren, Weinschenken, voll von europäischen Matrosen, ein Gedränge von Englisch sprechenden Menschen lassen kaum den Gedanken aufkommen, daß man im Westen vom Cap Horn sich befinde. Selbst die Natur der Umgegend enthält nur wenig des Erfreulichen, denn wasserarme Berge, auf denen, vom Sturm der See niedergedrückt, nur verkrüppelte Sträuche fortkommen, heben sich und sinken wieder herab in allen Richtungen und sind in ihrer Dürre unfähig, der Landschaft einen ansprechenden Charakter zu gewähren. Ergab sich auch Gelegenheit zu mancher Beobachtung und zur Einziehung mancher Nachricht unter den handeltreibenden und wohlbelehrten Bewohnern des Hafens, so eilte doch der Reisende erleichtert dem freien Landleben zu, sobald die endenden Regen eines langweiligen Winters die Natur in ein fröhlich grünes Gewand gehüllt hatten. Wenig Stunden nördlich von Valparaiso verläuft das berühmte Thal des Aconcaguaflusses, von dem gleichzeitig die Hauptstadt Santjago und der Hafen den größern Theil ihrer Lebensmittel beziehen. Eine einsame Wohnung wurde dort unfern des Meerstrandes bezogen, und unter der Erforschung der Natur vergingen vier glückliche Monate. Das ganze Thal trägt den höchst eigenthümlichen Stempel des Landes. Der Fluß von nicht unbeträchtlicher Breite nimmt einen großen Theil der Flächen ein, gespalten in vielfache Arme und durch breite Kieselinseln getrennt, die jedoch bei jeder Anschwellung der Gewässer verschwinden. Wiesen und Dorfschaften nach europäischer Art fehlen jedoch beide jenem fernen Lande; die zahlreichen, aber weit umher verstreuten Hütten sind die Wohnungen der Lehnbauern, bald der Erbbesitz verhältnißmäßig fleißiger Landleute. Kann auch der Blick nirgend auf einem dicken Forst ausruhen, so zeigen sich doch verstreute Buschwaldungen, und doppelt gefällt unter solchen Umständen der Anblick einer oder der andern höhern Baumgruppe. Die bebauten Ländereien ziehen sich aber nicht in der schönen und ununterbrochenen Folge durch das Thal wie in ähnlichen Gegenden Europas. Lange Strecken von unfruchtbaren Geröllen unterbrechen die lockenden Weinfelder, Reste, welche der Fluß zur Zeit seiner verderblichen Ueberschwemmungen zurückließ. Andere Male dehnen sich sorgfältig eingezäunte Weidegründe aus, saftiggrün im Winter und Frühjahre, braun und sonnenverbrannt im übrigen Jahre. Hin und wieder durchschneiden tiefe Hohlwege den Boden, und auf den dürresten Orten erheben sich die grotesken Fackeldisteln in unendlicher Menge. Weiter hinauf strebt immer eine Bergkette über die andere empor, und Felsberge schließen den Hintergrund, kahl und roth, scharf in ihren Außenlinien und schon von Weitem die Wasserarmuth ihrer unnützlichen kahlen Seiten verrathend. Täuschend nahe erscheinen die Anden, denn ihre ewig beschneiten Gipfel ragen kühn über das niedere Land und seine Bergketten hinaus, auf denen ein eigenthümliches, röthlich scheinendes Licht verbreitet ist. Da jenes Thal sich durch die Zahl seiner Bewohner und durch bedeutende Fruchtbarkeit auszeichnet, so ergab sich eine gute Gelegenheit, Nachforschungen über den Werth des Grundbesitzes, über die Art der Cultur und ihre Einträglichkeit vorzunehmen (S. 108

— 129). Der Werth des Bodens ist in Chile höchst relativ, denn er hängt von Nebenumständen ab, an deren Erwägung ein europäischer Taxator schwerlich denken würde. Ohne künstliche Bewässerung mittels kleiner Kanäle würden in vielen Gegenden die Ernten nur sehr spärlich ausfallen, in manchen sogar ganz ausbleiben, und daher bestimmt Wasserzufluß eines Gutes seinen Preis. Der Mangel an fahrbaren Straßen vermehrt die Transportkosten außerordentlich, und deshalb sinkt das Landgut im Werthe, welches von den Märkten der Hauptstadt und des Hafens weit entfernt liegt. Weizen ist der einzige Gegenstand des chilenischen Ackerbaues, denn wie überall in warmen Ländern ist selbst die niedrigste Volksclasse dem Genusse des Roggens abgeneigt. Die Höhe der Linie über dem Meere, welche der Anbau der Cerealien in Chile erreichen kann, ist nicht genau bekannt; indessen gedeihen diese bei 5000 Fuß über dem Oceane in den Nordprovinzen und bei mehr als 4500 Fuß auch in dem Süden des Landes sehr wohl. Hanf verspricht ein Gegenstand von größter Wichtigkeit zu werden, da er ungemein wohl fortkommt und an Güte den russischen übertrifft. Der Gartenbau steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe, indem die Indolenz der frühern Zeiten seine Betreibung verhinderte, und dasselbe gilt von der Baumzucht; denn wenn der Chilene vortreffliche Baumfrüchte erzielt, so hat er dieses mehr der Herrlichkeit des Klimas zu verdanken als dem eignen Fleiße. Ehedem schon war Chile die Kornkammer von Peru; gegenwärtig hat in Folge der ruhigen Arbeitsamkeit und der Liebe zur bürgerlichen Ordnung — Eigenschaften beiläufig, welche den Chilenen vor allen Nachbarvölkern auszeichnen — die Bodencultur und die Production in dem Maße zugenommen, daß der Handel der Nordamerikaner mit dem Mehl ihres Landes nach der Südsee einen empfindlichen Stoß erhielt und bald ganz aufhören wird. Einen eigentlichen Bauernstand gibt es bis jetzt in Chile noch nicht, denn ein höchst verkehrtes System, dem Lehnwesen in seiner rohesten Form verwandt, hat freien Besitz, Theilung der ausnehmend großen Majoratsgüter in verkäufliche Stücken und Benutzung des Bodens nach des Eigners Gutbefinden bis auf die neuere Zeit verhindert. Da diese Fesseln jetzt weggeräumt sind, wird sich der Landbau, insofern er von einer Menge kleiner Landeigenthümer getrieben werden kann, bedeutend heben. In vielen Gegenden ist die Viehzucht wichtiger und mit mehr Eifer betrieben als der Ackerbau (S. 129—137), und dem deutschen Ohre dürfte die Zahl der Thiere im Besitze eines Einzigen sehr seltsam klingen. Viehhöfe mit 15—20,000 Stück sind keine Seltenheiten. In vergangenen Zeiten tödtete man die Thiere wegen ihrer Haut und überließ ihr Fleisch den Condoren; heutiges Tages hat jedoch der vermehrte Handel dem luftgetrockneten Fleisch mehr Absatz verschafft, und die von den Fremden eben nur erlernte Kunst des Einsalzens zieht manche sonst verlorene Summe in das Land. Da der Ertrag der Viehzucht im Größern in Chile 25 Procent Gewinn abwirft, so hat sie an vielen Orten den minder vortheilhaften Getreidebau verdrängt. Dem Chilenen sagt sie wie alle Beschäftigungen vorzugsweise zu, mit denen eine heftige Bewegung zu Pferde, ein ewiges Herumstreifen und wilde Wagnisse verbunden sind. Die Männer der besten Classen sind nicht von jener Vorliebe frei, und man erstaunt, wenn man einen der verfeinerten Gesellschaft gewohnten Städter nach seiner Ankunft auf dem Lande sich in die nationelle Kleidung hüllen und ein Pferd besteigen sieht, um, bis zur Wildheit aufgeregt, in der Mitte seiner berittenen Hirten, ermahnend, befehlend, jubelnd oder das Ungeschick eines Anfängers verwünschend, im Galop die fliehenden Heerden mit dem Lasso in der Hand zu verfolgen. Der Besuch eines größern Landgutes gab Gelegenheit, die häusliche Einrichtung und das Leben eines wohlhabenden Grundbesitzers kennen zu lernen (S 95—105). Das niedrige, aber doch im Sinne des Landes reich verzierte Haus läßt in seinem Innern die sonderbare Mischung des Alten und Neuen erkennen, des langsamen Weichens der altherkömmlichen Gebräuche vor den neu eingeführten Sitten Europas, die in dem zu einem frischen Leben erwachten, gleichsam noch im Bildungsprocesse befangenen Chile überaus auffallen. Allein die zierliche Ordnung eines europäischen Landgutes ist in Chile noch nicht zu finden, und nicht einmal ein Blumengarten umgibt das weite Wohnhaus, wenn auch die Rebe in halbwilder Ueppigkeit durch die zweimal im Jahre tragenden Feigenbäume sich windet und die Fruchtbarkeit des Bodens beweist. Mancherlei wunderliche Scenen führt ein solcher Besuch dem Europäer vor. Er wird zum Zeugen der höchst originellen Art der Pferdebändigung und mag die auf gar uranfängliche Weise betriebenen Künste der Frauen beobachten. Man eilt dann wol ihn besonders zu ehren, und eine Gesellschaft der Nachbarn vereint sich, um nach der Sitte des Landes den Abend tanzend zu verbringen. Das Pianoforte, nur erst seit 12 Jahren dort bekannt, oder die Guitarre ertönt, und Lebenslust spricht aus den dunkelglänzenden Augen. Ist der Tanz dem Bewohner des Nordens ein Vergnügen, so wird er dem Südländer zum Bedürfniß, und vor dem Drange der Leidenschaftlichkeit schwindet dem Letztern die Welt, und er schwimmt auf den Wogen der innern Entzückung dahin. Tritt endlich eine Pause ein, so ergreift irgend Jemand die Zither und begleitet die einfache Melodie mit einem schnell improvisirten Gesange, der bald im lyrischen Gewande sich nicht immer ohne Zartheit bewegt, bald im gutmüthigen Spott sich über den einen oder den andern der Gäste ergießt.

Manche schöne Blume und manches interessante Thier war dem Reisenden auf seinen vielfachen Wanderungen aufgestoßen, und wie die Natur sich verschieden gestaltet auf den weiten sandigen Küstenstrichen, wo der große Ocean seine Wellen über unermeßliche Betten von conglomerirten Muscheln hinwälzt, und wie sie lachend erscheint in tiefverborgenen Thälern, oder unfreundlicher auf den kahlen Bergebenen, erzählen die Abschnitte des dritten Capitels. Der dürre Sommer trat ein, und in den lockenden Anden wurde ein neues Asyl, ein zweiter Frühling aufgesucht. Man reist in Chile nur zu Pferde, und

besteigt allein das Maulthier, wenn die Gefährlichkeit der alpinischen Pfade es anräth. Das Gepäck wird auf Saumthieren vertheilt und enthält gar manche Dinge, an deren Mitnehmen ein Reisender in Europa schwerlich denken würde. Der Reisende leitet den Zug, den der vielnützliche Diener beschließt, und ohne andere Unterbrechung als eine kurzdauernde Ruhe in den Mittagsstunden wird der Weg fortgesetzt, bis am Abend irgendwo sich Wasser und Holz für die Menschen, Weide für die ermüdeten Thiere vorfindet. Da lodert alsbald das Feuer des Bivouacs empor, und wenn das leichte Abendessen eingenommen ist, streckt ein Jeder auf seiner Decke sich aus und verschläft ruhig unter dem Glanze eines chilenischen Himmels die laue Sommernacht. Der grauende Morgen findet die Reisenden im Sattel, und so vermögen sie, im Genusse einer goldenen Unabhängigkeit weite Wege in kurzer Zeit zurückzulegen. Auf den niedern Gebirgsketten des Innern gewahrt man zuerst die majestätische Kette der Anden. Hat man geglaubt, bei dem ersten Blick schon sie zu übersehen, so erkennt man den Irrthum, wenn das Firmament sich aufhellt und zwischen den brechenden Nebeln hindurch beschneite Riesengipfel sichtbar werden, wo sonst das Auge nur die „eilenden Segler der Lüfte", die flüchtigen Wolken, zu suchen gewohnt war. Gehüllt in das starre Kleid des ewigen Winters, blicken sie gleichsam mitleidig auf das kleinliche Treiben des Geschlechts der Menschen und seine vergänglichen Baue, und wie die Dünste sich mehr und mehr losreißen von den anziehenden Spitzen, verschärfen sich die Umrisse, und in herrlicher Klarheit liegt endlich der gewaltige Gebirgszug da, einer kolossalen Mauer, einem im Sturme gefrorenen Meere vergleichbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Phantasiegemälde von Eduard Duller.

(Beschluß aus Nr. 72.)

Das Fatum der Novelle erlaubt indessen noch keine Entwickelung, und ein ungeheurer Mißgriff Isidor's (der Verf. selbst kann es nicht anders gemeint haben) wirft diesen von dem leicht erreichbaren Ziele zurück. Der Wahnsinn seines Pflegevaters verstimmt, beschämt den jungen Mann. Ein unerklärlicher, unwiderstehlicher Drang trägt ihn fort in die Welt. In seiner Wohnung angekommen, wirft er den Theatertrödel, Rollen und Stimmen, weit von sich. Da klirrt es; doch es ist nicht das Tönen Memnon's; es klingt wie Gold, es ist ein Louisdor, ein aufbewahrtes Pathengeschenk. „Leben in Gold", denkt er, „durch Gold zum Leben, im Leben nur Eine — Eugenie!" Und so nach manchen Monologen rennt er an die Spielbank, gewinnt mit Zero rouge einen Haufen Goldstücke, hinterläßt seinem Freunde Cäsario ein zwanzig davon, angeblich um seine kleinen Schulden zu bezahlen, eigentlich um ihn zu unterstützen; zugleich aber ein offenes Liebesbriefchen an Eugenie und fliegt in die Ferne. Cäsario staunt und wüthet gegen den fernen Freund; er glaubt sich seines Sieges so gewiß, daß er Eugenien das Briefchen zuversichtlich übergibt. Die Ueberraschung, die Scham gibt ihr eine zweideutige Antwort ein, über die er triumphirt. Nachdem der trübselige Krösus das Bad unaufhaltsam verlassen, wird Cäsario dem Doctor von Tag zu Tage lieber; er nimmt den unwillkürlichen Zauber der Anmuth in Eugeniens Worten und Zügen für den Ausdruck der Liebe, sieht in Isidor's Großmuth nur Hohn, und so nimmt er mit Entzücken das Anerbieten des Doctors an, ihn und seine Tochter nach Hamburg zu begleiten.

Die Theaterepisoden überlassen wir dem Leser, der darin jenen im Beginn unserer Anzeige genannten zweiten Mikrokosmus mit vieler Virtuosität dargestellt finden wird. Wir halten uns an die Hauptpersonen der Geschichte. Isidor folgt seinem Spielerglücke in der weiten Welt bis zu dem ersten Momente, wo es ihn verlassen will; da hält er inne und ist nun ein steinreicher Mann. Der Krösus Waldstörchel verschwindet aus Hamburg, und das Gerücht von einem großen Bankrott verbreitet sich. Den reichen Kaufmann Engelhard, der in einer süddeutschen Residenz ansässig ist, verleitet sein ehebrecherisches Verhältniß zu seiner Pflegetochter Antonie und die Teufelei Levaussier's zu Mißhandlungen seiner Gattin, die mit deren bald von ihm verschuldeten Tode durch ein losgegangenes Mordgewehr enden. Engelhard wird auf Antrieb des Abbé zum Tode verurtheilt, aber vermöge der Umtriebe der Familie als angeblich Wahnsinniger begnadigt.

Isidor packt zu Paris auf und tritt den Rückweg an, zuerst nach Süddeutschland. Hier trifft er in dem Gasthofe eines Städtchens die schöne Actrice Narcissa — als [illegible]. Der Wirth hat diesen Schatz einem Kammerherrn der nahen Residenz zu verdenken. In demselben Städtchen findet er ein Theater, an dem die Letzten die Ersten geworden sind, d. h. der wiener Rochus Director und der ehemalige Director Flausius nicht viel mehr als Lampenputzer. „Die Räuber" sollen gespielt werden, aber Isidor, der Reiche und Mächtige, übt Justiz wie Karl Moor, sprengt die Bande auseinander und hilft seinem alten ehrlichen Freunde Flausius zu Geld und Ehren und andern armen Teufeln aus der Noth. In einer süddeutschen Hauptstadt angekommen, erfährt er Engelhard's Geschichte, der eben heute in aller Stille nach dem Irrenhause abgeführt worden. In den belletristischen Zeitschriften, stöbernd findet er hier eine Erzählung: „Wahnsinn durch Contract", und als deren Verfasser Cäsario. Er hatte die Novelle, die sie erleben wollten, geschrieben; seine, Isidor's, Eugeniens Geschichte ist darin unumwunden, mit Nennung dieser Namen, erzählt; am Schlusse kündet die Erzählung an, daß Isidor wahnsinnig geworden, weil Cäsario Eugeniens Bräutigam sei. Dieses geschriebene giftige Wort wirkt auf das Leben zurück. Am andern Morgen findet man Isidor fast regungslos, die Hände auf die Knie gepreßt, auf dem Stuhle wie auf einem Throne sitzend. Er ist Memnon; er ist das tönende Bild, er glaubt es im Wahnsinn zu sein.

Von nun an versammelt der Dichter seine Gestalten nicht mehr im Bade, nicht mehr im Theater und hinter den Coulissen, sondern im Irrenhause. Doch zuvor führt er uns noch in das Hospital der barmherzigen Brüder in der süddeutschen Residenz. Hier hauset der zum Irus gewordene Krösus Waldstörchel, von einem seltsamen alten Mann, einem Pater Romanus gepflegt; als er eben von diesem Aufklärung über seinen Sohn hofft, bringt diesen Romanus, da Martin's Name genannt worden, dessen Brandmarkung sein Werk war (der Frater ist Niemand anders als Romain), Verzweifelung und Entsetzen ums Leben. Und jetzt erhält der Krösus sein ganzes Vermögen, das nach dem Tode des alten Buchhalters bei diesem zu Hamburg, von Waldstörchel selbst deponirt, vorgefunden worden war, durch die hamburger Behörde auf der Post zurück.

Isidor's Pflegevater, der arme Kilian, ein sanfter Irre, ist Wärter am Irrenhause dieser Stadt geworden; er ist Niemand anders als Martin; Narcissa ist sein Kind von einer Seitengeliebten, Antonie sein eheliches Kind, das, als er wahnsinnig geworden, in ein Waisenhaus gebracht und dort von Engelhard (dessen nachmaligem Verführer) adoptirt worden war. Dem Geistlichen des Irrenhauses beichtet jetzt Martin seine ganze Geschichte; der neue Bewohner des Narrenhauses, Waldstörchel, hört sie zufällig, erfährt dadurch die Geschichte Isidor's, seines Sohnes, und der reiche Wahnsinnige findet seinen arm geglaubten Sohn Isidor, den er durch Mammon zu überra-

schen und überschwenglich zu beglücken hoffte, schon reich, aber ebenfalls wahnsinnig in demselben Hause. Der als wahnsinnig eingesperrte Engelhard findet seine Geliebte Antonie, die im Wahnsinn gestorben, todt bei ihrem todtgeborenen Kinde, welches das seine ist. Ihr wahnsinniger Vater Kilian, ihr wahnsinniger Geliebter Engelhard, den der Tod seiner rechtmäßigen Gattin noch dazu mit Furienqual verfolgt, erliegen an ihrem Todtenbette Beide unter der Last ihrer Sünden.

Der Director Flausius, durch Isidor's Freigebigkeit und Empfehlung der Lenker eines ansehnlichen Theaters in einer Stadt am Rheine geworden, erscheint fortwährend, seiner Lächerlichkeit zum Trotz, als ein Ehrenmann, der selbst den erbärmlichen Rochus, von dem er in den Tagen der Prüfung so sehr mishandelt worden war und welcher jetzt als collectirender Bettler vor ihm erscheint, nicht im Stiche läßt. Mit Flausius trifft ein alter Bekannter zusammen, der zum beliebten Romanhandwerker und Professor avancirte Cäsario, Eugeniens Bräutigam, der von Isidor als einem verkommenen Phantasten spricht, und von dem sich der sonst so submisse Flausius mit dem stillen Gefühle der Verachtung trennt.

Cäsario und Brixius erscheinen in dem Irrenhause; Memnon-Isidor stirbt an seines Vaters, des Krösus Seite, vor ihren Augen. Da bereut endlich Cäsario seine Novelle, und Eugenie verstößt ihn mit grenzenloser Verachtung. Der arme Krösus folgt seinem Sohne nach acht Tagen.

Ref. würde sich diesem schwierigen Auszuge nicht unterzogen haben, wenn das Talent und die Kraft des Verf., sowie die edle und reine Tendenz des Ganzen, ihn nicht angezogen hätten. Die erste Hälfte der Novelle ist überdies reich an Lebenserfahrungen, Gedanken, Bildern, an kunstreicher Darstellung und innerer Poesie. In der zweiten Hälfte verschlingen die gehäuften Begebenheiten die Ruhe, die zur Durchführung eines Kunstwerks erfoderlich ist. Das ganze Werk leidet an Ueberfülle: ein Vorwurf, den sich der Verf. gefallen lassen kann. Die treffliche Idee hätte mit weniger Personen und Geschicken klarer und vollständiger ausgeführt werden können und einen so vielfach gräßlichen Schluß nicht gefodert. Dann wäre es z. B. möglich gewesen, den Charakter Cäsario's, der ursprünglich nicht auf solche Schlechtigkeit angelegt scheint, sorgfältiger, jedenfalls consequenter zu zeichnen. Daß der Verf. ganz schlicht schreiben kann, hat er in mehren Partien seiner Novelle gezeigt; im Ganzen aber neigt sich sein Humor, seine Bilder- und Gedankenfülle dem Jean-Paul'schen Style zu. Er hat sich auch ein Recht auf diesen Styl erworben; aber die Hubus und Hahahas und so viele Exclamationen des Wahnsinns, noch ehe die Leute, die sie ausstoßen, wahnsinnig geworden sind, gehören jenem Vorbilde nicht an, sondern in eine längst verschwundene und verschollene Sturm- und Drangperiode. Von dieser Manier wird sich der Dichter lossagen; die Bürgschaft liegt in demselben Talente, das, vernachlässigt, solche Auswüchse gestattet, und, vollkommen ausgebildet, sie unmöglich macht. 3.

Le dernier des Gibelins par Mme. *Françoise Trembicka.* Paris 1834.

Dieser historische Roman hat die Merkwürdigkeit, daß er von einer geborenen Italienerin, vermählten Polin, in französischer Sprache geschrieben ist und das Ende des deutsch-spanischen Guelfen- und Ghibellinenkampfes in Italien schildert, also im Kleinen an sich die fortschreitende Verschmelzung aller Literaturen in eine europäische Universalliteratur ziemlich charakteristisch darstellt. Dies ist unter künstlerischen Gesichtspunkten indeß auch sein ganzes Verdienst, da er im Uebrigen Alles vermissen läßt, was wir von dieser Gattung fodern, und was sie von einer wohlgeschriebenen historischen Skizze unterscheidet. Er ist in der That mehr dies, einige ohnmächtige Anläufe auf Romantik abgerechnet, als ein Roman, und als solcher jedenfalls mit Geschichte überfüllt. Der Untergang der Ghibellinenpartei und die letzte Großthat einer ghibellinischen Frau, der heldenmüthigen Marcia de' Ubaldini Vertheidigung von Cesena (Murata) gegen Fernando Velasquez, welche mit der Uebergabe der Stadt am 21. Juni 1356 endete, bilden den Hauptinhalt der Erzählung, die in allen Grundzügen ganz auf historischem Boden ruht. Lodrisio's Abfall und die Niederlage der Seinigen, Pietro Saccone's de' Tarlati von Pietra-Mala, geben das romantische Interesse dazu her, allein dies tritt in den Schatten gegen das vorwaltende historische Element. Von einer Verschmelzung beider zu einem neuen, dem historisch-romantischen Element, ist es nicht gediehen, wiewol der Verf. in einigen Charakteren, Boccaccio, der Guelfin Teresa, in Lodrisio selbst u. A., Versuche dazu macht. Ueberall fehlt die behagliche Ruhe, die Ausführung, das Verweilen, wie es der historische Roman begehrt, und welche die Masse der Begebenheiten völlig verdrängt: mit einem Wort, die Verfasserin hat ihren Rahmen zu weit gewählt und ihre Wirkung durch Skizzirung allzu vieler geschichtlicher Zwischenspiele zersplittert, eine Wirkung, die vielleicht erreicht wäre, wenn sie sich auf Pietra-Mala und Cesena beschränkt hätte. Im übrigen ist ein gutes Studium der Geschichte und besonders Sismondi's darin unverkennbar; nur wollten wir, es wäre eben weniger ersichtlich. Was die Sprache betrifft, so ist diese gleichfalls übermäßig französisch, d. h. neufranzösisch. Wir begreifen in der That nicht, wie die Neufranzosen nicht vor der Monotonie ihrer neuen Participialconstructionen erschrecken können. Die ewige Wiederholung des Anfangs von zehn, zwölf Perioden hintereinander mit dem Part cip: Descendant des héros du Nord... Continuant les hauts faits... Trop semblable à... Entouré de sa nombreuse famille..., auf welche immer das obligate il etc. folgt, hat für uns etwas sehr Abstumpfendes. Rousseau, Voltaire, Fénelon und Buffon hüteten sich wohl vor solcher Monotonie, welche selbst Kraftmenschen, wie Sue, Hugo und Balzac oft nicht überwinden können. Uebrigens ist das Buch rein und gut geschrieben und läßt sich jungen Leuten und den Damen theils um seines historischen Inhalts, theils auch, weil das Hauptinteresse auf eine Heldin fällt, wohl empfehlen, wiewol der schauderhaft moralische und Rechtszustand dieser Zeit in Italien keineswegs darin verschleiert ist. 52.

Literarische Notizen.

Dem vor Kurzem angezeigten ersten Bande von Guillon's „Histoire de la nouvelle hérésie etc." gegen Lamennais ist bereits der zweite gefolgt.

Von F. Robiquet sind „Recherches historiques et statistiques sur la Corse", mit Kupfern und Karten, erschienen.

Von Maximil. Perrin erschien in zwei Bänden: „La femme et la maîtresse"; von Raban: „La vie d'un garçon", in drei, und von Hippol. Vallée, „Le receleur", in vier Duodezbänden.

„Le dernier des Trencavels", Denkwürdigkeiten eines Troubadours aus dem 13. Jahrhundert, ist aus dem Romanischen übersetzt, mit geschichtlichen und kritischen Anmerkungen, in zwei Duodezbändchen erschienen.

Alexis de Tocqueville gab in zwei Bänden heraus: „De la démocratie en Amérique".

Henrion hat eine „Histoire de ordres religieux" in zwei Duodezbänden geliefert.

Busoni und Septavaux werden nächstens ein „Nouveau recueil diplomatique" herausgeben, bestimmt die Werke von Dumont, Léonard und Martens zu ergänzen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 74. —— 15. März 1835.

Chile.
(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Der Aufenthalt in der Hauptstadt Santjago (S. 180—228) gibt Gelegenheit, alle auf Statistik bezügliche Nachrichten, die zum Theil noch das Jahr 1832 umfassen, zusammenzustellen. Sie erlauben jedoch keinen Auszug, wol aber die Schilderung der Bewohner von Chile (S. 192—204). Kein Land des weiten Amerika erfreut sich der Vortheile, welche einem Staate aus der Gleichartigkeit seiner Bevölkerung erwachsen, in dem Maße wie Chile. Wenn sich diese junge Republik mit überraschender Schnelligkeit hebt, so dankt sie es großentheils dem Umstande, daß sie unter ihren Bürgern nicht die zahllosen Kastenmenschen zählt, die in dem schönen Brasilien früher oder später einen furchtbaren Kampf der Vertilgung herbeiführen werden, Peru und Colombia aber vom Fortschreiten im Werke der Sittigung abhalten. Die reinen Rassen sind im Staate weit weniger gefährlich als die aus ihrer Kreuzung entsprungenen Mischlinge. Die Indianer, von der Natur selbst, wie es scheint, bestimmt, als Rasse nur einen beschränkten Zeitraum auf der Erde sich zu erhalten, sterben überall mit gleicher Schnelligkeit aus und werden in wenigen Jahrhunderten den Weißen den unbestrittenen und einsamen Besitz des Landes lassen. Nicht so der Neger, der in Amerika ein neues, ihm sehr zusagendes Vaterland fand und überall eine beunruhigende Zunahme zeigt. Die weiße Bevölkerung Perus ersetzt sich nicht mehr wie sonst durch häufige Einwanderungen, und die Vermischung mit den Farbigen vermehrt die Zahl der Mestizen und Mulatten, die mit Verachtung und Widerwillen ihre ungleichartigen Aeltern ansehen, stets bereit sind, ihrem angeborenen unruhigen Geiste zu gehorchen und ihren Arm dem Ersten zu leihen, der, sich zum Haupt einer neuen Partei erklärend, das bisher Bestandene umstürzt. Chile ist so glücklich, nur wenige Farbige unter seine Bürger zählen zu müssen, und selbst die Mestizen (Nachkommen einer braunen Mutter und eines weißen Vaters) sind nur an den äußersten Grenzen anzutreffen, wo mit den Indianervölkern eine geringe, durch Kriege oft unterbrochene Verbindung herrscht; Neger aber und ihre Nachkommen zur Hälfte, die Mulatten, sind noch seltener, weil Chile wegen seines Klimas und der Art seines Ackerbaus nie die schwarzen Sklaven nützlich fand, und also auch nicht in den Scharen einführte wie andere Reiche des wärmern Amerikas. Die nicht unbedeutende Bevölkerung Chiles spricht nur eine Sprache, während in Peru zwei Hauptsprachen herrschen und zahllose Indianerdialekte in den entferntern Provinzen der Missionen noch jetzt den Fremden in Verlegenheit setzen, welcher in jedem Dorfe irgend eine andere Sprache bemerkt. Der weiße Bewohner Chiles tritt in weit vortheilhafterer Gestalt auf als irgend ein anderer Südamerikaner; Ausdauer, Ernst, Arbeitsamkeit und eine, dem Creolen sonst sehr mangelnde Gediegenheit des Charakters zeichnen ihn aus. Vor allen Nachbarn weit in Industrie und Bildung voraus, hat er zuerst vermocht, sich dem Kampfe der Revolutionen zu entwinden und ein geordnetes Staatsgebäude zu errichten, dem jeder Freund der Civilisation um so mehr eine feste Dauer wünschen muß, als durch die nimmer endenden Parteikämpfe das Volk Perus und Colombias täglich mehr entartet und in bürgerlichen Beziehungen täglich mehr in unheilbare Armuth versinkt. Die politische Geschichte eines Volkes entwickelt sich zum Theil aus der physischen Beschaffenheit des von ihm bewohnten Bodens; die genaue Kenntniß beider gibt den Schlüssel zur richtigen Erkenntniß seines Charakters. Diese Ansicht liegt der Schilderung des Chilenen in moralischer und bürgerlicher Beziehung (S. 434—446) zu Grunde. Die ersten Eroberer fanden hier kein gutmüthiges, sich willenlos unterwerfendes Volk wie in Peru vor; denn mit dem Schwerte in der Hand mußte jede Meile des Landes erkämpft werden, und gelang es auch den Indianer endlich weit zurückzudrängen, so hat dieser es dennoch verstanden, bis jetzt sein, freilich verkleinertes Erbtheil zu vertheidigen, und der Kampf an den Grenzen hat mit so unversöhnlichen Feinden fast 300 Jahre mit kurzen Unterbrechungen gedauert. Das Land bot nicht das Silber Perus; sein Bewohner mußte im Feldbau die mehr sichern Mittel der Erhaltung suchen, während er von der Regierung eben nicht mit besonderer Vorliebe behandelt wurde. Der klimatische Einfluß kam hinzu, und so entwickelte sich der eigenthümliche und für die Zukunft vielversprechende Charakter jenes Volkes.

Die Monate November und December wurden in den Anden und zwar in einer einsamen Hütte verlebt, da, wo der Weg von Santa Rosa nach Mendoza oder Buenos Ayres sich kreuzt, und manche Excursion

verschaffte eine bessere Erkenntniß ihrer wunderbaren Natur. Schon auf den ersten Blick unterscheiden sie sich von den Alpen Europas durch die grausenhafte Einöde und Nacktheit ihrer unermeßlichen Felsmassen, durch ihre spärlichere Vegetation, ihren Mangel an breiten Thälern und durch die fortdauernde Zerstörung ihrer Bergwände. Selten nur ragt ein höherer Pik über den horizontalen, mauergleichen Kamm hervor. Unbelebtheit und starre Majestät drücken den Anden einen seltsamen Stempel auf; die Natur gefällt sich in seiner Hervorbringung und verschmäht es, zu lächeln, auch wenn sie nicht droht. Des geschäftigen Lebens der Thierwelt bedarf sie hier nicht, um groß und gewaltig zu erscheinen, denn sie erfüllt mit Ehrfurcht auch dann noch, wenn kein Singvogel die aufsteigende Sonne begrüßt und kein Insekt mit ihr zur fröhlichen Thätigkeit erwacht. Die grünenden Thäler, die Laubholzwälder, die ruhigen Seen, von fruchtbaren Ufern umgeben, werden hier nur durch halbzerstörte Bergjoche, unermeßlich und gleichförmig, braun oder roth von Farbe, mit ewigem Schnee gedeckt, vertreten. Von Allem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststraßen und wohlangebauten Feldern, ergibt sich in den unbewohnten Anden keine Spur. Der Ruf der Sennhirten begrüßt nicht am frühen Morgen den Wanderer, und am Abende tönt dem Heimkehrenden nicht das friedliche Geläute einer Vesperglocke aus dem Thale entgegen. Des Nachts ist die Stille wahrhaft schaurig, denn die wenigen Thiere der Gebirge verschwinden mit eintretender Dämmerung. Keines Nachtvogels Ruf unterbricht das todte Schweigen, und kein Nachtschmetterling flattert geblendet um das Wachtfeuer des vereinzelten Reisenden. Auf den höchsten Gipfeln aber thront ewige Leblosigkeit, und ein geisterhaft leiser Luftstrom ist das einzig Bewegliche. Weit entfernt von der freundlichen Nähe des Menschen bemerkt der Wanderer kein Zeichen des ihm verwandten Geschlechtes, und Grauen beginnt selbst Der zu empfinden, der lange genug in den Wildnissen Amerikas lebte, um den Menschen und seine Werke nicht mehr zu vermissen. Hülflos und arm steht man verschwindend in der Mitte einer riesigen Schöpfung, und der demüthigende Gedanke steigt auf, daß der Mensch nur ein geduldetes Wesen sei, keineswegs erfoderlich zum Fortbestehen jenes großen Ganzen, das nicht für ihn geschaffen wurde und dessen riesige Kraftäußerungen sein eignes Einschreiten niemals regeln kann. Der ganze Zug der chilenischen Anden nördlich vom 36° S. Br. ist zu menschlichen Wohnsitzen ungeschickt und bietet dem Ackerbau und selbst der Viehzucht kein Feld; und der Bergbau (S. 257—265 u. 281) hat, wie überhaupt in Südamerika, auch in der Cordillera von Chile mit außerordentlich großen Hindernissen zu kämpfen, ohne wie in Peru durch Schätze die Mühen und Gefahren seiner Betreibung zu vergelten. Die zunehmende Dürre dieser Gebirgsgegenden war weit entfernt, den ohnehin schon vorher getäuschten Ansprüchen des Botanikers zu genügen, und nach mehren kleinen Ausflügen in das platte Land hinab wurde der Weg fortgesetzt in der Absicht, die Anden zu übersteigen und den regnigen Winter Chiles auf den trockenen Ebenen von Buenos Ayres zu verbringen. Ein Unfall vereitelte diesen Plan, der Reisende sah sich zur Rückkehr nach Valparaiso genöthigt und gab seiner Wanderung eine andere, vorher nicht erwartete Richtung. Eine kurze Seereise (S. 284—296) führte ihn nach Talcahuano im südlichen Chile, dem Haupthafen der schönen Provinz Concepcion. Schon bei dem Einlaufen in die weite Bai wird es bemerklich, daß man ein anderes und besseres Land erreicht habe. Lang hingestreckte Berge, mit einer Decke von immergrünenden Waldungen geschmückt, laufen entlang dem Strande, Saatfelder und Weingärten wechseln mit ihnen, und überall rieseln reichliche Wasserbäche herab. Die trockene Hitze des felsigen Nordens weicht hier einer erfreulichen Kühle, die Grüne der Gefilde erfreut das Auge, hohe Bäume schützen gegen die Mittagssonne, und der Abend sinkt mit der ruhigen Feier eines deutschen Sommertages auf das schöne Land nieder. Mit manchem sonderbaren Geschöpfe machten die häufigen Jagdpartien und Fischerzüge bekannt, und der lange Winter des Südens, wo bisweilen vierzehntägige Regen ohne Unterbrechung sich ergießen, verhalf zur Bekanntschaft manches wohlunterrichteten Mannes und verschaffte Kenntnisse und Erfahrungen, welche die schon früher entstandene Ansicht rechtfertigten, daß Chile bestimmt sei, einst, durch geographische Lage begünstigt, durch seine Producte unterstützt, einen hohen Grad von Wohlstand und Macht zu erlangen, und daß die Südprovinzen die Schatzkammer der Republik werden müssen, sobald die Bevölkerung mehr zunimmt. Durch sie wird der Norden dieser Küste, die Inseln des großen Oceans, selbst das östliche Asien, und was sonst mit europäischer Cultur sich erfüllen wird, mit Korn versorgt werden, und Tausende von Schiffen werden einst diese Meere durchschneiden, aus chilenischem Holz gebaut und mit chilenischen Segeln und Tauen. Schon jetzt finden des Landes Producte ihren Weg nach China, Indien, Neuholland, Nordamerika und Europa, und manche wichtige Hülfsquelle liegt unbenutzt und der Industrie kommender Generationen aufgespart. Hat doch der Handel (S. 335—342) von Chile in wenigen Jahrzehnden sich um die Hälfte vermehrt, sodaß er gegenwärtig allein im Vertrieb von asiatischen und europäischen Waaren und Colonialproducten gegen elf Millionen spanische Thaler umsetzt, während die inländische Consumtion auf fünf Millionen angewachsen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Das Leben und Streben Samuel Hahnemann's, des Erfinders und Begründers der homöopathischen Irrlehre. Nach den besten Quellen geschildert von Johannes Mühlenthor. Mit einem lithographirten Bildnisse. Potsdam, Vogler. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Wenn irgend Jemand mit einer neuen Entdeckung oder Erfindung hervortritt, deren Wahrheit uns auf den ersten Blick einleuchtet, so fragen wir wol aus Interesse für den Menschen oder aus Neugierde, wer der Mann sei, dem wir sie zu danken

haben; aber es kümmert uns wenig, ob er gut oder böse ist, ob er in dem Rufe der Glaubwürdigkeit steht, oder nicht. Genug, die Sache ist da und ist gut. Wir danken dem Manne für seine Entdeckung, und wenn er auch, seiner übrigen moralischen Eigenschaften wegen, werth wäre, lieber heute als morgen gehangen zu werden. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn die Entdeckung oder Erfindung von der Art ist, daß sie Dem, was man bisher als wahr angenommen, ja sogar allen Gesetzen des logischen Denkens widerspricht, wenn uns der Entdecker zumuthet, an die Wahrheit gewisser Thatsachen zu glauben, die sich ihm durch langjährige Beobachtungen ergeben haben sollen, wenngleich die Beobachtungen unzähliger Menschen von Geist und Verstand grade das Gegentheil von Dem aussagen, was er gefunden zu haben vorgibt. Es ist zwar auch hier das Sicherste, die Entdeckung, unbekümmert um Denjenigen, von dem sie ausging, zu prüfen, und zu sehen, ob sie die Probe der Erfahrung besteht oder nicht. Wenn sie aber schon von vorn herein das Gepräge der Unvernunft an sich trägt, wenn die Experimente, die erfoderlich sind, um ihre Wahr- oder Unwahrheit zu prüfen, mit den größten Schwierigkeiten verbunden sind, ja sich am Ende in ein mystisches Dunkel verlieren, wenn endlich als Object dieser Experimente menschliches Leben und Gesundheit in Gefahr gesetzt werden muß, dann lohnt es sich wol der Mühe, zuvörderst zu fragen: wer ist der Mann, von dem die Entdeckung ausging? verdient er Glauben, oder nicht?

Alles dies findet nun aber seine Anwendung in Bezug auf die neue homöopathische Heillehre, ja ihr Urheber selbst beruft sich zum Beweis ihrer Wahrheit auf seine Erfahrung; denn alles Das, was er noch zu ihrer Bekräftigung aus den Schriften älterer Aerzte beibringt, ist von so zweideutiger Beschaffenheit und ruht auf so schwachen Füßen, daß es sich kaum der Mühe lohnt, darauf nur einigermaßen Rücksicht zu nehmen. Es verdient daher vor Allem die Frage nach der Persönlichkeit, insbesondere aber nach der Wahrheitsliebe des Mannes in Erwägung gezogen zu werden, der mit Verachtung alles Dessen, was vor ihm in der Medicin als wahr gegolten, nur seine Beobachtungen und Erfahrungen als die einzig richtigen vor der Welt zu verkündigen sich erkühnt. Fände sich nun aber bei einer solchen Untersuchung, daß der Charakter desselben in einem zweideutigen Lichte erschiene, so würde es zwar immer noch zu voreilig sein, deshalb über seine Lehre das Verdammungsurtheil auszusprechen; allein unser Vertrauen auf sie würde sich in gleichem Grade mindern, als wir es auf die Wahrheitsliebe ihres Erfinders verloren hätten, um so mehr, wenn sie selbst auf Fundamenten ruhte, die mehr auf den blinden Glauben des großen Haufens als auf Ueberzeugung durch Gründe der Vernunft berechnet wären.

Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens scheint nun zwar den Willen gehabt zu haben, eine solche Charakteristik des Begründers der Homöopathie zu liefern; allein es fehlt ihm einestheils an innerm Beruf, anderntheils an dem erfoderlichen Stoff dazu. Aus dem Ganzen geht hervor, daß er weder Hahnemann persönlich gekannt, noch seine Nachrichten über ihn von Personen erhalten habe, die ihm näher standen. Sein einziges Verdienst, wenn es anders so genannt werden kann, besteht darin, daß er die wenigen hier und da zerstreuten Materialien zu einer Biographie desselben gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt hat. Was er übrigens noch zur Widerlegung der homöopathischen Lehre beifügt, ist dürftig genug und von Andern längst schon besser und gründlicher erörtert worden.

Indessen so mangelhaft auch diese Bruchstücke aus dem Leben Hahnemann's erscheinen, so beweisen sie doch 1) eine gewisse Unstetigkeit und Veränderlichkeit, wie in seinem Leben so in seinen Ansichten; 2) einen Mangel an Wahrheitsliebe: Umstände, welche eben nicht geeignet sind, großes Zutrauen in seine neue Lehre zu erwecken.

Samuel (Christian Friedrich) Hahnemann ist 1755 zu Meißen geboren, wo sein Vater Maler an der dortigen Porzellanmanufactur war. Er besuchte die Fürstenschule seiner Vaterstadt und bezog 1775 behufs ärztlichen Studiums die Universität Leipzig. Unbemittelt, wie er war, konnte er nicht alle medicinischen Collegia daselbst besuchen, und da er ohnehin gern Vorträge am Krankenbette hören wollte, an dieser Hochschule aber damals noch keine Klinik gehalten wurde, so ging er nach Wien. Kaum daß er daselbst ein Jahr unter Quarin die ärztliche Praxis studirt hatte, nahm er bei dem Gouverneur von Siebenbürgen, von Bruckenthal, in Hermannstadt die Stelle eines Bibliothekars und Hausarztes an und prakticirte daselbst, ohne noch promovirt zu haben. Im Jahre 1779 kam er nach Erlangen, wo er nach Vertheidigung einer Inauguralschrift zum Doctor der Medicin creirt wurde. Darauf lebte er bei sehr geringer Praxis im Mansfeldischen zu Hettstädt, dann in Dessau. Späterhin nahm er aus Mangel an eigner ärztlicher Beschäftigung ein Physikat in Gommern bei Magdeburg an, wo er sich mit der Tochter eines dortigen Apothekers verheirathete. Er hatte aber auch in diesem Wirkungskreise keine große Praxis, trieb darum vorzugsweise Chemie, Mineralogie und Metallurgie und widmete sich der schriftstellerischen Laufbahn. Außer vielen Beiträgen zu Journalen gab er auch mehre eigne Schriften heraus: ein „Apotheker-Lexikon", eine Schrift „Ueber Arsenikvergiftungen", „Unterricht für Wundärzte über venerische Krankheiten", wobei er ein neues auflösliches Quecksilber empfahl, das wie seine Weinprobe allgemeine Aufnahme fand. Ref. muß noch bemerken, daß Hahnemann auch in dem Rufe einer vertrauten Bekanntschaft mit den Schriften der alten Aerzte stand, welche er besonders durch seine kleine Schrift: „*De Helleborismo veterum*", beurkundete.

Bis hierher war seine Wahrheitsliebe noch nicht in Zweifel gezogen worden, nun aber trat er mit einer neuen Erfindung auf und bot unter dem Namen Alcali pneum ein neues Laugensalz, „dessen Einfluß auf die Chemie unverkennbar sein sollte", die Unze für einen Friedrichsdor feil. Die Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin ließ sich dieses Arcanum kaufen und übertrug dreien ihrer Mitglieder, Klaproth, Karsten und Hermbstädt, die sorgfältige Prüfung desselben. Es ergab sich aber aus der vorgenommenen chemischen Analyse, daß dieses Alcali pneum nichts Anderes als gemeiner Borax war. Hahnemann wurde darauf im Intelligenzblatte der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1801, Nr. 1, aufgefodert, anzugeben, „durch welche Täuschung er veranlaßt worden, ein so allgemein bekanntes Material, wie der Borax ist, unter dem Titel einer neuentdeckten Substanz anzukündigen, und ein in jeder Apotheke für ein paar Groschen zu kaufendes Quantum desselben für den Preis von einem Friedrichsdor feil zu bieten". Hahnemann ist, so viel wir wissen, die Antwort darauf schuldig geblieben.

In einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung von Cullen's „Arzneimittellehre" (II, 109) trat er zuerst mit der paradoxen Behauptung auf, daß starker Kaffee, Pfeffer, Arnica, Ignazbohne, Arsenik, besonders aber China im Stande seien, Wechselfieber zu erregen, ebenso wie sie es zu heilen vermöchten, und gab vor, daß er selbst, nachdem er täglich zwei Loth China bei voller Gesundheit versuchsweise genommen, Wechselfieber und ähnliche Symptome erlitten habe. Die Behauptung ging damals (im J. 1790), wo die Menschen überhaupt noch weniger Receptivität für dergleichen seltsame Einfälle gehabt zu haben scheinen als in späterer Zeit, spurlos vorüber, indem man wol wußte, daß Tausende von Menschen, denen man wegen großer Eiterungen, Schwäche u. s. w. China in großer Menge gegeben, davon kein Fieber bekommen hatten. Im J. 1801 machte Hahnemann bekannt, daß Jeder, der täglich einen Milliontelgran von ihm bereitetes Belladonnaextract nehme, gegen die Ansteckung durch Scharlachgift geschützt sei und die Krankheit nie bekommen werde; ja, er bot die Unze dieses Extracts für einen Friedrichsdor feil. Zwar bestätigten mehre Aerzte diese Schutzkraft der Belladonna, ohne sie jedoch in solchen unbegreiflich kleinen Gaben anzuwenden, als es H. vorschrieb; bald aber verschwand auch dieser Schein von Wahrheit, und es erhoben sich andere Stimmen, die das Mittel für ganz unwirksam erklärten.

Um nun doch diese Widersprüche zu seinem Vortheil zu nützen, erklärte H. die nicht selten vorkommende frieselartige Form des Scharlachfiebers für einen eigenthümlichen Purpurfriesel, wogegen die Belladonna nicht schützen könne.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fing H. auch wieder an, der Praxis sich zu widmen, und zwar im Irreninstitute des Georgenhospitals, dann 1794 in Braunschweig und später zu Königslutter. Aber weil er überall von den Aerzten, deren Ehre er auf das Inhumanste angriff, gehaßt und wegen seines gesetzwidrigen Selbstdispensirens von den Apothekern verfolgt wurde, so ging er nach Hamburg. Von hier wendete er sich bald wieder nach Eilenburg und von dort nach Torgan, wo er seine Schrift: „Der Kaffee in seinen Wirkungen" (Leipzig 1803), herausgab und darin dieses Getränk als eine dem gesunden Körper durchaus schädliche Substanz ausgab. Einige Jahre darauf ging er nochmals nach Leipzig, wo er sich bei der Universität durch eine (mit seinem Sohne Friedrich Hahnemann als Opponenten) vertheidigte lateinische Dissertation habilitirte. Daß er damals den seinetwegen nach Leipzig gekommenen Fürsten Schwarzenberg fruchtlos behandelte, ist bekannt. „In Leipzig", schreibt Hr. Hofrath Jörg („Kritische Hefte für Aerzte und Wundärzte"), „besuchte er sehr wenig Kranke, versprach allen Hülfe, und wenn sie auch an sehr wichtigen organischen Fehlern litten, bedingte sich aber öfters das Honorar nicht allein voraus, sondern ließ es sich auch wenigstens zur Hälfte vorausbezahlen. Notorisch ist, daß hier sehr wenige seiner Kranken genasen, sondern daß ihm die meisten starben. Zutrauen besaß er in Leipzig nie; nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg aber sank sein Ansehen völlig. Mangel an Kranken und neu eingeschärfte Verbote der Selbstdispensirung waren ihm doppelter Grund, Leipzig zu verlassen." Er ergriff darauf den Wanderstab aufs Neue und zog nach Köthen, dessen nun verstorbener Herzog ihm erlaubte, seinen Kranken die von ihm selbst bereiteten Arzneien reichen zu dürfen.

Auf welche leichtsinnige, ja man möchte sagen, alberne Weise er diesen Fürsten in seiner letzten Krankheit behandelte, ergibt sich aus Dr. Behr's Nachricht über die letzte Krankheit und den Tod des Herzogs u. s. w., nebst dem von H. dictirten Sectionsprotokoll in Casper's „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde".

Wie wenig es H. verschmäht, seiner Lehre durch absichtliche Täuschungen, mystische Verdunkelungen und Ausflüchte den Schein der Wahrheit zu verleihen, läßt sich nicht allein an mehren Stellen seiner Schriften nachweisen, sondern geht auch aus den spitzfindigen Deutungen und Ergänzungen hervor, die er manchen einzelnen Sätzen zu geben weiß. Wie unlauter er im Citiren medicinischer Autoren der frühern Zeit war, wie er die Stellen aus ihrem Zusammenhange gerissen und auf eigenmächtige Weise gegen die Sprachgesetze erklärt hatte, wenn er darin Spuren seiner Ansichten zu entdecken ausging, haben besonders Simon und Kurt Sprengel nachgewiesen. Als sich der gesunde Menschenverstand gegen die Wirksamkeit unendlicher kleiner Gaben auflehnte, schob er dies, pfiffig genug, auf die homöopathische Zubereitung durch Verdünnen, Schütteln und Reiben der Arzneistoffe, nicht bedenkend, daß man ja auf solche Weise mittels eines gehörig gerüttelten und geschüttelten Octilliontheils Arsenik oder Sublimat einen Ochsen müßte tödten können. Ebenso schlau berechnet ist seine strenge Vertheidigung des Selbstdispensirens sowie seine strenge Diät, von der er, beiläufig gesagt, im J. 1797 noch nichts wissen wollte, vielmehr erklärte, daß er die schwersten chronischen Uebel ohne sonderliche Diätveränderung geheilt habe. Endlich tritt H., der früher jede materielle Krankheitsursache weggeleugnet und offen behauptet hatte, daß alles Forschen nach einer Ursache zwecklos sei, im J. 1828 mit der Erklärung auf: die Homöopathie, wie sie bisher bestanden, reiche nicht aus; viele chronische Krankheiten bleiben ungeheilt, weil die Homöopathie die Ursache der Krankheit nicht erforscht habe. Sieben Achtel aller langwierigen Kranken entständen durch Krätzsiechthum. Ebenso inconsequent erklärte H. im J. 1832, daß er jetzt nicht mehr die von den Homöopathen beobachtete Wirkungszeit der Arzneimittel abwarte, daß er, noch ehe diese Frist verstrichen, die Gabe wiederhole, während er doch früher jede Wiederholung einer Gabe verbot.

Blicken wir nun noch einmal auf diese kurze Skizze des Lebens und Wirkens unsers Helden zurück, so erscheint er uns, gelinde ausgedrückt, als höchst unzuverlässig, schwankend, unstet im Leben wie in seinen Grundsätzen, und wenn uns keine andere Bürgschaft für die Wahrheit seiner Lehre geboten wird als seine eigne Persönlichkeit und der Posaunenton einiger unerfahrener Schüler und Laien, die der frühern Arzneikunst Hohn sprechen, weil sie sie nicht verstehen, so wollen wir wenigstens noch einige Lustra vorübergehen lassen, bevor wir uns ihren Reihen anschließen. Die erste Foderung, die wir an einen Mann stellen, der die Menschen belehren will, ist Offenheit und Wahrheit. Wer sich aber hinter mystisches Dunkel verbirgt, seinen Gegnern durch Winkelzüge zu entrinnen sucht und dem Verdacht des Eigennutzes Raum gibt, kann zwar die Welt eine Zeit lang täuschen, aber früher oder später schwindet sein Ruhm dahin, wie Alles, was dem Scheine und nicht der Wahrheit dient. 24.

Notizen.

Portrait Friedrich's des Großen.

Wie unsere gegenwärtige Zeit besonders bemüht ist, über Friedrich den Großen als Menschen und Regenten durch Biographien und historisch-politische Darstellungen sowie durch Zusammenstellung seiner Maximen u. s. w. aufzuklären und auf diese Weise seine in jeder Hinsicht merkwürdige Erscheinung in ein immer helleres Licht und besseres Verständniß für seine Zeit und für die nächste Zukunft zu setzen, so ist nun auch durch diese Richtung unserer Zeit ein biographisch-historisch-politisch-literarisches Portrait Friedrich's des Großen (Leipzig, Weber, 1834, Landkartenformat) hervorgerufen worden. Es stellt seine besondere Persönlichkeit, nach seinen Lebensumständen und Regierungshandlungen, zugleich im Verhältnisse zu den andern Staaten Deutschlands und Europas und unter Beziehung auf literarische Celebritäten seiner Zeit in einer guten Uebersicht dar. Wie wir hören, sollen nach und nach auch andere hervorragende und in die Verhältnisse einzelner oder mehrer Länder ihrer Zeit eingreifende Persönlichkeiten aus der neuern Staatengeschichte auf ähnliche Art behandelt und dargestellt werden; und allerdings entspricht auch diese übersichtliche Art der Behandlung dem Geiste und Modegeschmacke unserer Zeit, der in nuce und mit Leichtigkeit möglichst Vieles übersehen, betrachten und in sich aufnehmen will. 17.

Mad. Louise Lemercier hat „La cameriste Roman de moeurs", die Marquise C. von C. „Alix ou les deux frères" in zwei Bänden und die literarisch jetzt so vielbeschäftigte Herzogin von Abrantes „Catherine II" herausgegeben. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 75. — 16. März 1835.

Chile.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Mit der Annäherung des Frühjahrs wurde der Aufenthalt in dem Hafenorte mit den Anden vertauscht, die im Süden von der Küste weiter entfernt sind als in den Nordprovinzen, allein sehr in ihrer allgemeinen Gestaltung abändern. Während in den Anden von Santa Rosa alle Berge ohne Pflanzenerde und Vegetation in starrer Unnützlichkeit übereinander gethürmt sind, steigen sie um Antuco stufenweis empor und entwickeln in gleichartigen Zonen die herrlichste Vegetation. Grüne Wiesen, mit dem üppigen Gras des Nordens geschmückt und von nie versiegenden Bächen durchrieselt, wechseln mit hochstämmigen Wäldern aus Buchen und chilenischen Cypressen, und an den wenigen bewohnten Orten dieser herrlichen Gebirge reift der Weizen und gibt fabelhaft reichliche Ernten von einer Aussaat, die dem nachlässigen Landmann fast keine Mühe gekostet hatte. Ueber die freundlich-grünen Gipfel der Vorberge erheben sich die höchsten Spitzen, auf denen nie der Schnee schmilzt, und weiter nach dem Innern streben die Joche immer riesenhafter empor, bis zuletzt die zackigen Gletscher oder einer der zahlreichen schwärzlichen Vulkane das herrliche Bild schließen. Funfzig spanische Leguas von Concepcion entfernt liegt das kleine Dorf Antuco in einem Thale jener schönen Gebirge; es ist der äußerste Punkt, den nach Süden zu die Civilisation der Weißen jetzt erreicht. In ihm verstrich der letzte Sommer des Aufenthalts in Chile unter unausgesetzten Beschäftigungen, und manche Stunde des Naturgenusses, wie ihn noch kein Land des großen Amerika geboten hatte, wurde dem Reisenden dort zu Theil. Ueberall vereinigt sich das Freundliche mit dem Großartigen, um Landschaften der herrlichsten Art zu erzeugen; die Luft ist rein und elastisch und scheint verdoppelte Kraft und Lebensmuth durch den Körper zu verbreiten; an einfachen Lebensmitteln tritt nicht leicht Mangel ein; die Menschen sind ungebildet aber gut, und die Natur lohnt dort ihren Freund mit tausend schönen Blüten und manchem Hochgenuß, der dem Bewohner europäischer Städte auf immer fremd bleibt. Der herrlichste Gegenstand des langen Thals bleibt der Vulkan, der frei dem Blick sich darbietet, durch seine große Thätigkeit und die vielen Phänomene der Lichtstrahlenbrechung des Beobachters Aufmerksamkeit allein zu fesseln vermöchte. Bald glänzt er in dem Lichte der aufgehenden Sonne, wenn untenher noch unvertrieben die Nacht herrscht; bald toben aber auch um seinen Gipfel die furchtbarsten Wetter, während die Sonne unverhüllt auf das friedliche Thal strahlt. Als ob er siegreich angekämpft hätte gegen die neidische Umschließung, brechen die Wolken an seiner äußersten Spitze, und zwischen einem Kreise dicker, grauer Dünste wird der schwärzliche Kegel auf dem dunkelblauen Hintergrunde sichtbar, der unter solcher Begrenzung zu einem Blicke in das weite hoffnungsvolle Reich der Unendlichkeit einzuladen scheint. Herrlich erglänzen am Abend die Lavaströme, die glühend und sich kreuzend an seinen Seiten verlaufen, und nur mit der Tageshelligkeit schwindet ihr röthliches Licht. Dem Chilenen ist der Vulkan ein Gegenstand des abergläubischen Schreckens; denn wenn auch stolz darauf, ein Christ zu sein, verlegt er dennoch dorthin den Sitz des unterirdischen Geisterreichs. Das Donnern im Innern ist dem Bewohner der Umgegend die höhnende Stimme der hämischen Mächte, die sich über irgend ein bevorstehendes Unglück freuen. Der wilde Indianer sucht in jenen Feuerschlünden den Wohnort seines launischen Gottes Pillan, und meint, daß der Krater der Eingang zu dem nebelhaften Jenseits sei; führt ihn sein Zug da vorbei, so opfert er den drohenden Bewohnern der Unterwelt irgend eine Gabe. Wenn Völker, die im Angesichte thätiger Vulkane und auf einem nimmer ruhigen Boden geboren wurden, solchen Aberglauben hegen, so beweist dieses, wie großartig die Erscheinungen sein müssen, welche selbst die stumpfe Phantasie des Wilden aufregen können. Die Besteigung dieses Vulkans, dessen Spitze noch kein menschlicher Fuß betreten, und der wol der erste und bis jetzt auch der einzige der in Chile erstiegenen ist, gelang trotz mancher Schwierigkeit (S. 403—434). Drei Tage waren erforderlich, um bis zu seinem Krater zu gelangen, und der Zug glich einer Entdeckungsreise, da der einzige Antucaner, welcher Muth genug besessen, den Reisenden zu begleiten, sich nie über den sichern Fuß des Berges hinausgewagt hatte. Zwei Nächte vergingen unter Anderm im Bivouak in der Nähe des ewigen Schnees und auf einem immerdar zitternden Boden. Vom Glück begünstigt erreichte der Reisende den höchsten mauerförmigen Ring, welcher den Krater umgibt, und vermochte, wenn auch zur liegenden

Stellung gezwungen, in die geheimnißvolle Tiefe des Innern zu blicken. Die Felsmassen erschienen in den buntesten Farben, Schwefelanflüge bringen auf den schwarzen Laven die sonderbarsten Zeichnungen hervor, lange Stalaktiten hängen herab und umgeben die großen Schlünde der Tiefe, aus denen erstickender Dampf und glühendheiße Sandkörner heraufgetrieben werden, wie mit gothischen Zierathen. Die Außerordentlichkeit der Gewalt dieses Vulkans, der zu den spitzigsten der Welt gehört, beweist ein auf seinem obersten Rande liegender, nur erst in neuerer Zeit dahin geschleuderter Felsblock von 546 Kubikschuhen und 22,500 Pfund Gewicht; solches ist die Kraft der Dampferplosionen, daß eine, einst im Thale gemessene Rauchsäule in kurzer Zeit 3180 Fuß Höhe über den Krater erreichte und auf einen Inhalt von mehr als 26 Millionen Kubikschuhen schließen ließ. Auch in ethnographischer Hinsicht war jener Aufenthalt in dem, bis jetzt in Europa wol noch nie genannten Antuco von größtem Interesse. Der lange Krieg mit den Indianervölkern hatte sonderbare Spaltungen hervorgebracht, und ein paar Stämme der patagonischen Völker hatten in der Nähe sich einstweilen niedergelassen. Die Pehuenchen verdienten als ein bisher nur dem Namen nach gekanntes Volk wol den Raum einer längern Beschreibung (S. 331—396, 456—466). Als Nomaden sind jene Indianer ebenso wenig an feste Wohnsitze gewöhnt als die Tataren, mit denen sie mehrfache Aehnlichkeit zeigen. Indessen treten sie nicht immer als Hirten, sondern wol auch als verwüstende Räuber auf, die nicht einmal durch Friedensschlüsse vom plötzlichen Bruche abzuhalten sind. Wo sie am wenigsten erwartet werden, brechen sie in das unbewehrte Land ein, und nachdem sie sich des Nachts verborgen gehalten, stürzen sie mit dem Grauen des Morgens über das wehrlose Dorf. Eine Scene grausenhafter Barbarei beginnt; was irgend Werth zu haben scheint, das wird geraubt, das Andere zerstört; die Heerden werden weggetrieben, der Ueberrest getödtet; die Männer fallen unter der mörderischen Lanze, und alle jüngern Frauen und Mädchen werden entführt, ohne Hoffnung, ihr Vaterland je wiederzusehen. Den Beschluß macht das Anzünden der ärmlichen Hütten, und über die blutigen Spuren und durch die Flammen eilt die furchtbare Horde davon. Zwingt die Noth diese Indianer zum ernstlichen Kampfe, so entwickeln sie vielen Muth; allein sie ergeben sich selten zu Gefangenen, da sie voraussetzen, daß ihnen von des Siegers Hand ein grausamer Tod zu Theil werden wird. Sie selbst tödten wol auch die Vornehmern ihrer Feinde, und eine solche Hinrichtung ist ein Fest für den ganzen Stamm. Der Gefangene fodert zuerst seine Henker durch Gesänge heraus und reizt durch die Schilderung der eignen Thaten sie zur wahnsinnigen Wuth. Er fällt dann unter den Lanzen des ihn umgebenden Kreises der tapfersten Krieger, geehrt als Einer, der die Todesfurcht nicht kannte. Dennoch entwickelt dasselbe Volk manchen mildern Zug im Stande des Friedens und bricht nicht leicht das dem Fremdlinge und Gastfreunde gegebene Wort. Keine Spur eines tiefern Cultus findet sich bei ihm vor, und es ist eine sonderbare, wenn auch bei andern Völkern Amerikas schon gemachte Bemerkung, daß sie kein umfassendes Wort für den Begriff der Gottheit ohne Zusatz kennen. Ihre Sprache besitzt einzelne Ausdrücke, um die Attribute eines höchsten Wesens auszudrücken; allein die Missionnaire, die einst auch unter ihnen, obgleich ohne allen Erfolg thätig waren, sahen sich genöthigt, ebenso auf der Grenze Patagoniens wie in Maynas und am Orinoko das Wort Dios einzuführen. Gespensterglaube quält daher diese Menschen im schreckenden Grade und wird Veranlassung, daß manches Band der Zuneigung und der häuslichen Verhältnisse erschlafft. Der Sohn fürchtet den verstorbenen Vater und traut ihm zu, daß er verderbenbringend als Geist von Neuem in die Mitte der Familie treten könne. So ist denn auch ihr Heilverfahren und ihre gesammte Ansicht der natürlichen Einflüsse auf Aberglauben gegründet, und ihre privilegirten Aerzte, eine Art von priesterlichen Zauberern, verstehen den blinden Haufen mit mancher Taschenspielerkunst in den Fesseln der Furcht zu erhalten und die alten Meinungen von übernatürlichen Einflüssen zu bewahren. Die eigentlichen Wohnsitze dieses Volks liegen innerhalb der Anden, zum Theil auf dem östlichen Abhange derselben, sind reich an Weiden, an unermeßlichen Lagern von Steinsalz, und scheinen in Beziehung auf vulkanische Erscheinungen dem künftigen Forscher von vielem Interesse werden zu können. Die Pehuenchen gehören übrigens dem patagonischen Zweige der amerikanischen Menschenrasse als Unterabtheilung an, die mit dem Namen der chilenischen bezeichnet werden kann. Mehre Völkerschaften, den Europäern unter dem sehr misverstandenen Namen der Araucanen bekannter, gehören hierher. Keine von ihnen hat sich einer höhern Civilisation zu rühmen, und sie sind alle gleich weit entfernt, den poetischen Vorbildern zu entsprechen, die einst der spanische Dichter Ercilla oder der chilenische Naturforscher Molina von ihnen entwarf. Sie waren von jeher mit ihren weißen Nachbarn in Kriege verwickelt, deren vorzüglichster Grund in der allen gemeinschaftlichen Raubsucht lag, und die von jeder mehr energischen Regierung weit zeitiger beendet worden wären. Auch noch zur Zeit des hier geschilderten Aufenthalts an der äußersten Grenze dauerte ein blutiger Krieg zwischen den Chilenen und den Indianerhaufen fort, die sich unter der Leitung mehrer höchst berüchtigter weißen Häuptlinge, entflohener Verbrecher aus Chile, befanden und die Sicherheit der unglücklichen Landleute und der vereinzelten Reisenden nicht wenig gefährdeten. Alle Indianerstämme der Anden sind Nomaden und würden, da sie den Ackerbau für etwas sehr Entehrendes ansehen, an vegetabilischer Nahrung den größten Mangel leiden, versorgten nicht in Friedenszeiten die Chilenen sie mit Getreide. Die Natur läßt jedoch in ihrem wilden Lande eine Pflanze in großer Menge wachsen, die man für die Palme der Bewohner, in Bezug auf Nützlichkeit, erklären darf und die sogar die meisten Palmen durch Lieferung einer reichlichen und gesunden Nahrung übertrifft. Die Araucaria, vielleicht der höchste Baum des außertropischen Amerika, den europäischen Zirbeltannen verwandt, trägt

Zapfenfrüchte von der Größe eines Menschenkopfes, mit 2 — 300 mandelähnlichen und sehr nährenden Körnern erfüllt. So außerordentlich weit ist dieser königliche Baum verbreitet, und so groß ist seine Fruchtbarkeit, daß die zahlenarmen Völker jener Gegenden in ihm das nimmer fehlende Mittel des Unterhalts finden würden, verhinderte nicht ihre Uneinigkeit die Horden an dem friedlichen Einsammeln.

Mit dem annahenden Herbste verließ der Reisende das herrliche Thal von Antuco und eilte der Küste zu, mit einer reichen Sammlung beladen, die der Mehrzahl nach aus neuen Dingen bestand; eben nichts Wunderbares, da jene Gegenden noch von keinem europäischen Reisenden betreten worden waren. Die Ankunft in dem Hafenorte Talcahuano schließt den ersten Band des Buches. Der zweite, in wenigen Monaten erscheinende führt den Leser nach der Hauptstadt Perus und von da nach dem hohen Andenplateau, der Ebene von Bombon, auf welcher das Potosi Niederperus, der berühmte Ceno de Pasco liegt. Die Schilderung jenes sonderbaren Ortes, der so ziemlich mit der Spitze des Montblanc auf gleicher Höhe sich befindet, dessen Boden unendliche Reichthümer einschließt, während sein Himmel ewig mit Schnee und Hagelwetter schwanger ist, die Erörterung des peruanischen Bergbaues in mehrfachen Beziehungen, die Beschreibung des paradiesisch-schönen Thales von Huanuco nehmen die ersten Capitel ein. Ihnen folgt der Bericht über einen verlängerten Aufenthalt in den dichten Wäldern von Fieberrindenbäumen, die Schiffahrt auf dem durch hundert Fälle und Raudale unterbrochenen Huallago, der seine Wellen durch eine herrliche Einöde immergrüner Wälder hinwälzt, wo die Natur Alles für den dort noch nicht eingezogenen Menschen thut. Das wenig gekannte Maynas, das Land der Missionen, wird dann, in Folge eines neunmonatlichen Aufenthaltes, zum Gegenstande einer langen Beschreibung. Die Fahrt auf dem königlichen Amazonas bis zu seiner Ausmündung in das atlantische Meer schließt endlich das Werk.*)

Eduard Pöppig.

Die Leyer und der Hirtenstab, oder: Vermischte, neueste Gedichte, von Joh. Bapt. Kastner. Sulzbach, Seidel. 1833. 8. 12 Gr.

Dieser katholische Pfarrer und Kapitelkämmerer zu Wutschdorf bei Amberg wurde bereits Nr. 111 d. Bl. f. 1834 in der Beurtheilung seines Werkes: „Des Papstthumes segensvolle Wirksamkeit", als ein papstischer Katholik bezeichnet, der es mit der von ihm verfochtenen Sache ernst und redlich meine und sich mit Offenheit ausspreche. Auch wo er in den vorliegenden Gedichten sein Lieblingsthema berührt, oder in Ernst und Schimpf die nach seiner Ansicht aus der Art geschlagene Zeit belehren will, zeigt sich diese allemal löbliche Offenheit, was wir um so lieber erwähnen, da wir an dem hier Gebotenen sonst fast nichts zu rühmen wüßten. Der Verf. nennt sich S. 1 „einen ergrauten Sohn der Musen"; aber Alles hindert ihn, für einen begünstigten zu halten. Die Gegenstände, die er in diesen Gedichten zu besingen unternimmt, sind großentheils einer dichterischen Behandlung würdig („Das restituirte Y im Worte Bayern 1826" u. e. a. ausgenommen), der Verf. ist aber unfähig, ihnen diese zu ertheilen. Seine Beschränktheit gibt sich im Auffassen des Außerwesentlichen und Zufälligen als ein Wesentliches und Nothwendiges, Mangel an Bildung und Geschmack in der durchgängig unpoetischen, unbeholfenen und nicht selten trivialen Sprache kund. Mehre Ueberschriften haben den Beisatz: „launicht und satirisch" und „humoristisch", welche Worte, wenn man den Inhalt der damit bezeichneten Gedichte betrachtet, gleichbedeutend mit fad gebraucht sind. Oft wird der Verf. selbst da, wo es ihm Ernst ist, wider Willen wenn nicht lustig, doch belustigend. In dem Gedichte: „An meine verehrten Mitschüler" (S. 1—5), heißt es S. 3:

> Könnt' ich zu dir nach Tunding haben
> Gelegenheit (?), o guter Schall!
> Dein gutes Bier mich würde laben (!)
> Und deiner Rede munterer Schwall.

Dieser Freund muß also, weil er unglücklicherweise Schall heißt Schwall machen. Gleich darauf fragt er einen andern Freund, was es Neues gebe und ob er „recht viel Gerste gebaut" habe? Der Bierzug scheint also ein Grundzug des Tichtens und Trachtens unsers Verf. zu sein. Der geistvolle Jules Janin, dieser geschworene Bierfeind, wurde hieraus allein die Schlechtheit der vorliegenden Gedichte erklären.

S. 4 heißt es von einem andern Mitschüler:

> Freund Brunner — hat mit seinem Spiele
> Auf der cremoner Violin
> Verschafft mir der Genüsse viele,
> Weshalb ich noch sein Schuldner bin.

Solche Verse sind wahrlich keine Abfindung! — Nicht gelungener sind die Gedichte, welche des Verf. dankbares Gemüth dem Andenken seiner Lehrer, oder seinem Geburtsort, den Stätten seiner Jugend und seiner frühern und spätern amtlichen Wirksamkeit geweiht hat. Als Patriot führt er eine merkwürdige Argumentation in dem Sonett: „Die Oberpfalz, herabgesetzt im Inlande, 1829" (S. 12 fg.), das sich schließt:

> Die Pfalz ist kein Sibirien in Baiern,
> Sie zählt auch wackere Männer, die nicht feiern,
> Und Fische? schnalzen auch in ihren Weihern.

Letzteres ist doch wenigstens ein Trost für — Ichthyophagen. Die auf Religion, natürlich die katholische, bezüglichen Gedichte, deren längstes: „Der Gott der Christen" (S. 44—51), gegen Schiller's „Götter Griechenlands" gerichtet ist, als werthlos übergehend, verweilen wir nur einen Augenblick bei den heutzutage sogenannten politischen. Diese werden unsere stets gereizten Liberalen gewaltig wider Hrn. K. aufbringen, zu dessen Entschuldigung wir nichts anzuführen wüßten, als daß er ein großer Freund der Ordnung ist und selbst eine nach seiner Meinung vorgefallene Unordnung in dem uns Allen räthselhaften Laboratorium über unsern Häuptern so entschieden rügt wie den ihm wirklich viel zu schaffen machenden „Revolutionismus unserer Tage"; er beginnt nämlich, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 6 das Gedicht: „Das nasse Jahr 1829", trotz seiner Frömmigkeit, mit der etwas barschen Frage:

> Lieber Gott! wozu so vieles Wasser?

In künftig erscheinenden Gedichten wird er uns wol sein Urtheil über den revolutionnairen Winter von 1833 auf 1834 und was er in dem darauf folgenden heißen Sommer ausgestanden hat, nicht vorenthalten. Constitutionen, Preßfreiheit und was die neue Zeit durch berufene und unberufene Stimmführer sonst noch zum Staatenheil anspricht, sind unserm Verf. greuliche Verirrungen, denen er mit naiven Ermahnungen und gutmüthigem Hohn entgegentritt. In „Nachäffung des Franzosenthums" äußert er sich (S. 83) über Volksvertretung u. A.:

> Ach, was frommt den Bauersleuten
> Die souv'raine Herrlichkeit!
> Plagen sich, am Pfluge schreiten,
> Bleibt ihr Loos zu jeder Zeit.

*) Auf den zweiten Band des Pöppig'schen Werks kommen wir nach dessen Erscheinen zurück. D. Red.

Ebendaselbst über die Bürgergarden:

> Machen denn Soldatenmützen
> Euch, ihr Bürger, groß und reich,
> Fleißig in der Werkstatt schwitzen
> Bringt mehr Glück und Segen euch.

Ein nicht übler Einfall ist im „Constitutionnellismus unserer Tage" (S. 81):

> Geht's stets so fort auf Erden,
> Dann müssen wir gewiß
> Noch so glückselig werden
> Wie — Bürger von Paris.

00.

Marmontel's „Belisar".

Ein Beitrag zur pariser Censur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Seitdem Eduard von Schenk das vermeintliche Schicksal Belisar's auf die Bühne gebracht hat, muß auch Marmontel's „Belisar" neuen Werth gewonnen haben, da die Hauptsache, Justinian's Undankbarkeit und das dadurch bewirkte Schicksal des alten Feldherrn, der aber dennoch dem Fürsten und Vaterlande treu bleibt, von beiden beibehalten ist. Für Freunde und Kenner der französischen Sprache ist Marmontel's Arbeit noch immer ein großer Genuß, aber Wenige, die ihn lesen, denken daran, wie viel Sorgen und Kummer Marmontel deshalb zu bestehen gehabt hätte, wenn er nicht mit ebenso viel List als Klugheit dabei zu Werke gegangen wäre. Es hielt schwer, das Imprimatur dazu zu bekommen, und als „Belisar" gedruckt war, erhob sich die ganze pariser Klerisei in Corpore dagegen. Von jeher haben diese Leutchen in Paris gegen alle guten Köpfe gekämpft. Man denke, wie sie gegen Molière und Voltaire noch im Tode und nach demselben wütheten; aber auch Marmontel entging ihnen nicht. Sein Buch gab Gelegenheit dazu, daß sie, wie sich's gehörte, recht tüchtig ausgelacht wurden. Er hatte bereits ein Bruchstück desselben in der Akademie vorgelesen, deren Sitzung der 1806 bei Jena so unglücklich endende Prinz von Braunschweig beiwohnte, allgemeinen Beifall damit geerntet und dachte nur daran, sich theils die Erlaubniß zum Druck, theils gehörigen Schutz zu verschaffen, wenn es gedruckt wäre; denn so wenig wir jetzt am „Belisar" Anstoß nehmen, so viel Anstößiges konnte ein damaliger Censor darin finden. Der erste Censor, an den er gewiesen wurde, behielt das Manuscript acht Tage lang. Als Marmontel wiederkam, wurde er sehr freundlich empfangen und mit Lobsprüchen überhäuft, aber, wie der Dichter nachsah, so fehlte das „Vidi Chevrier" so hieß der gute Doctor Theologiä, der Belisar's Gedanken und Leben auf den dogmatischen Probirstein gebracht hatte. „Haben Sie doch die Güte, zwei Wörtchen darunter zu schreiben!" bat Marmontel. Da lächelte der Censor: „Gott soll mich behüten!" Marmontel demonstrirte noch gar Vieles. Es half Alles nichts; er mußte sich ohne Vidi entfernen. Jetzt wendete er sich an einen Andern und dieser fand nichts Bedenkliches, wie das beim Censiren oft geht — der Eine streicht, was der Andere stehen läßt.

Der arme „Belisar" ward nun gedruckt; Jedermann liest ihn, und natürlich kommt er nun auch den Mitgliedern der pariser Sorbonne und der theologischen Facultät in die Hände. Während sie mit der Brille auf der Nase jeden, Belisar in den Mund gelegten Satz durchgehen, erscheint eine Auflage nach der andern. Neuntausend Exemplare sind verkauft, bevor sie die anstößigen verdammlichen Sätze ausgezogen und dem Herrn Collegen den Kopf gewaschen haben, der zu diesen sein Vidi hatte geben können. Besonders das funfzehnte Capitel war ein Schreckenscapitel für sie.*) Ein Freund, der von der ganzen Sache wußte, kam zu Marmontel, ihm den Erzbischof zum Vermittler vorzuschlagen. Dieser werde gern die Sache zwischen der Facultät und dem Dichter ausgleichen, ihn aber sehr wohl aufnehmen. Marmontel ging hin und ward wohl aufgenommen. „Mein lieber Herr Marmontel!" nannte ihn der Erzbischof nur immer, und versprach, Alles zu thun, die Sache beizulegen. Er that auch das Seinige. Allein die Sorbonne verlangte als conditio sine qua non, daß das funfzehnte Capitel schlechterdings herausmüsse, denn dort stecke das Gift.

Es waren bereits 40,000 Exemplare in Umlauf gekommen, und Marmontel lachte nun die Herren gradezu aus. „In allen erschienenen und noch erscheinenden Ausgaben ist und wird immer das funfzehnte Capitel gedruckt bleiben!" erklärte er. — „Nun, so wird Ihr Werk ohne Gnade verurtheilt!" — „Ich bin darauf gefaßt!"

Der Erzbischof hatte in der Zwischenzeit seine Ansichten geändert. „Einen Punkt gibt es", erklärte er dem Dichter, „über welchen ich einen förmlichen und rechtskräftigen Widerruf verlange: den Punkt der Toleranz." Man sieht, wie tolerant der fromme Mann gewesen sein mag. Marmontel berief sich zu Gunsten der Toleranz auf Peter und Paul, Chrysostomus und Tertullian. Das wären Beweise, die nichts bewiesen, entgegnete man ihm. „Nun, was verlangen Sie denn also?" fragte Marmontel die versammelten Herren. „Sie müssen das Recht des Schwertes anerkennen, um die Ketzerei, den Unglauben, die Ruchlosigkeit auszurotten und Alles dem Joche des Glaubens zu unterwerfen", war die Antwort. Wahrhaftig, man sollte nicht glauben, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts pariser Theologen so hätten sprechen können. Doch in zehn Jahren hätten sie es wieder so gemacht, wären Karl X. Ordonnanzen vom 25. Juli 1830 durchgegangen. Marmontel lachte. Der Erzbischof beschwor ihn mit lächerlichem Pathos. Es prallte beim Dichter ab. „Der Herr soll seinen Willen haben; der Herr soll verurtheilt werden!" entließ man ihn ex pleno. Marmontel that die ganze Sache dem Hofe, dem Parlamente, allen Soirées auf jede Art und Weise kund, und alle lächelten oder lachten über die hochfahrenden Herren. Jetzt ließen diese einen „Indiculus" von 37 verwerflichen Stellen aus „Belisar" drucken. Voltaire setzte dem „Indiculus" sogleich „ridiculus" zu, was in ganz Paris herumkam. Ein Anderer, Turgot, ließ die 37 Stellen in gespaltenen Columnen abdrucken, sodaß die 37 dadurch von der Sorbonne behaupteten Sätze auf der andern Spalte zu lesen waren und um desto empörender und lächerlicher dastanden. Von allen Seiten kamen Flugschriften, die sich über die Sorbonne lustig machten. Während sie den „Deisten, Ketzer und Feind des Altars" denuncirte, lachte Alles über sie um so mehr, da Marmontel sein Buch von der Kaiserin Katharina übersetzen sah, Maria Theresia es in Wien übersetzen ließ und am Hofe in Paris sich Niemand so wollte verspotten lassen, wie es den Doctoren der Sorbonne mit ihrem ridiculus indiculus ging.

86.

*) Dasselbe predigt die natürliche Religion, und darum erschien es auch dem leipziger Uebersetzer von 1768 so verdächtig, daß er es mit einer Menge von Anmerkungen der, das Gift darin zu neutralisiren.

Literarische Notizen.

„Un secret" von Michel Raymond ist in zwei Bänden erschienen.

M. Beer's „Paria" ist von X. Marmier ins Französische übersetzt worden.

Von J. N. Bouilly erschien: „Les adieux du vieux conteur".

Felix Bodin gab heraus: „Le roman de l'avenir".

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 76. —— 17. März 1835.

Darstellungen aus der Geschichte des Reformationszeitalters, mit Zugaben aus der Quellenforschung. Von W. Wachsmuth. Ersten Theils erste Lieferung. Auch unter dem Titel: Der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation. Von W. Wachsmuth. Mit dem Bildnisse Thomas Münzer's. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. 20 Gr.

Die Geschichte der deutschen Reformation ist in den letzten Jahren nach so verschiedenen Richtungen geschrieben worden, daß es wol scheinen könnte, als wären neue Bearbeitungen derselben, wo nicht überflüssig, doch wenigstens kein nothwendiges Erfoderniß der gegenwärtigen Zeit. Aber grade in diesen verschiedenen Richtungen, und besonders in der geistlich-theologischen Behandlung einer Periode, die eine ebenso große historische Wichtigkeit hat, und also recht eigentlich von Historikern, denen ja auch die theologische Seite nicht fremd sein darf, beschrieben werden muß, liegt eine Auffoderung zu neuen Bearbeitungen. Und so kann es — ganz abgesehen für jetzt von der immer reichlicher strömenden Quelle zur Geschichte jener Zeit — nur erfreulich sein, daß ein Mann wie Herr von Raumer von Neuem die Geschichte der Reformation geschrieben und in seinem ausgezeichneten Werke Licht und Schatten auf eine so geschickte Art zu vertheilen gewußt hat. Von einer andern Seite aus betrachtet, erschien uns das Unternehmen des Hrn. Prof. Wachsmuth, in „Historischen Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit" auch die Reformationsgeschichte wiederum in den Kreis gebildeter Männer einzuführen, um so verdienstlicher, je mehr sich das Bestreben, Alles nach dem blos theologischen Maßstabe zu messen, in unserer Zeit wieder hervorthut und die Theologen einer gewissen Schule auf die Historiker, denen nach ihrer Ansicht der rechte Glaube fehlt, nur zu vornehm und bedauernd herabsehen; denn nicht alle Theologen haben einen so hellen und vorurtheilsfreien Blick als Planck und Gieseler. Ferner ist es von ungemeiner Wichtigkeit, in der gegenwärtigen Zeit jener leichtsinnigen Schriftstellerei entgegenzuarbeiten, die ohne gründliches Studium nur dem ephemeren Interesse des Tages dient und die nach historischen Kenntnissen begierige Lesewelt mit einem sehr mittelmäßigen Surrogate zufrieden zu stellen sucht, da ihr selbst die Geschicklichkeit fehlt, eine quellenmäßige Belehrung zu verbreiten.

Der schon erwähnten historischen Schrift des Herrn Wachsmuth, der ein so verdienter Beifall zu Theil geworden ist, schließt sich das gegenwärtige Werk an. Nach des Verf. Absicht soll es manche der früher dargestellten Begebenheiten aus dem Reformationszeitalter in ausführlicherer Erzählung enthalten und dabei auf eine reichlichere Ausstattung des Textes mit Zeugnissen aus den Quellen Bedacht genommen werden. Für die nächsten Lieferungen sind vorläufig bestimmt: „Christian II. von Dänemark mit seinen Freunden und Feinden"; „Die Wiedertäufer in Münster"; „Der schmalkaldische Krieg"; „Erich XIV. und Johann von Schweden"; „Siegmund Wasa, Karl IX. und Gustav Adolf von Schweden"; „Moritz von Oranien, Olden Barneveld und die dordrechter Synode"; „Christian von Schweden". In der That, eine Reihe von höchst anziehenden Namen und Zeitperioden, deren Bearbeitung von der Hand des Verf. wir mit vielem Verlangen entgegensehen.

Die erste Lieferung enthält die Geschichte des deutschen Bauernkrieges, eine durch fleißiges Quellenstudium, viele literarische Nachweisungen, unparteiische Auffassung und klare Darstellung sich sehr empfehlende Arbeit. Das Buch steht in Verbindung mit der „Geschichte der Aufstände und Kriege der Bauern im Mittelalter", welche im fünften Jahrgange des Raumer'schen „Historischen Taschenbuches" enthalten ist und künftighin vielleicht noch vom Herrn Verf. fortgesetzt werden dürfte. Ueber die gegenwärtige „Darstellungen" äußert er sich in der Vorrede, daß die Geschichte des deutschen Bauernkrieges nach Entstehung, Verlauf und Ende keineswegs zu den historischen Räthseln gehöre oder zu dem historischen Halbdunkel, das erst durch noch zu erwartendes Licht zu einer anschaulichen historischen Erscheinung werden soll.

> Das Toben und Lärmen der Bauern — fährt er fort —, ihre Völlerei und Grausamkeit, Wort und Schrift und That derselben sowie ihrer Gegner in seiner Vielfältigkeit von Ort zu Ort einzeln zu zergliedern und vor Augen zu stellen, überlasse ich gern Andern; es wird immer nur eine reichere Füllung des im Ganzen einförmigen Bildes daraus hervorgehen; die historische Schaubühne kann schwerlich an bedeutenden Gestaltungen dadurch gewinnen. Nur die Umtriebe, die vor den einzelnen Empörungen stattfanden, bedürfen noch näherer Aufklärung.

Der erste Abschnitt schildert in wenigen, inhaltschweren Worten die letzten Zeiten der Regierung Kaiser Frie-

drich III., das Raubritterthum in Deutschland, die Rechtlosigkeit des Landmans, die pfäffische Sittenlosigkeit und zeigt, wie bei solchen Elementen die Beschlüsse des wormser Reichstages (1495) den Bauern den Unterschied zwischen Gebühr und Ungebühr recht deutlich machen mußten, zumal da sie einsahen, daß jetzt auch der Fehdegewalt der Fürsten und Herren Schranken gesetzt waren. Das Selbstgefühl der Gemeinden ward durch die Erzählungen heimkehrender Landsknechte gesteigert, ganz besonders aber durch die Siege der schweizerischen Landleute über Maximilian (1499) und der Dithmarsen über Dänemark und Holstein (1500). So entstanden die Unruhen in Franken, Schwaben, im Elsaß, am Niederrhein, in Kärnten, im Breisgau, es bildeten sich abenteuerliche Ideen vom Bauernkaiserthum, die Befangenen griffen in das Weite und Blaue hinaus; wie sie eigentlich ihre Bürde abschütteln sollten, ward ihnen selbst nicht klar. Dieser unruhige Geist fand seine Nahrung in der durch Luther beginnenden Kirchenverjüngung, und die Begriffe von christlicher Freiheit und Gleichheit wirkten ebenso mächtig als in unserer Zeit die Begriffe von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit. Doch ist der Bauernaufruhr nicht zu den ersten und unmittelbaren Gestaltungen von Luther's erweckenden Worten zu zählen. Zuerst faßten die Ritter die Reformation zu Gunsten ihres Standes auf, sie wollten ihre Macht erheben und die Güter der geistlichen Fürsten an sich bringen. Dann regten die würtembergischen und salzburgischen Unruhen (1522 und 1523) die Gemüther auf, der Drang nach Erleichterung von knechtischen Lasten und nach dem Unterricht in der evangelischen Lehre stritten in denselben mit der Mehrung des Drucks und der Anstalten zur Fernhaltung und Unterdrückung der neuen Lehre. Uebersieht man dies Alles in des Verf. gedrängter Darstellung, so tritt die Wichtigkeit des Reformationszeitalters für unsere Zeit recht lebendig hervor und das Horazische „mutato nomine de te narratur fabula" fällt unwillkürlich dem aufmerksamen Leser ein. Canning hatte vollkommen Recht, am 30. April 1823 im Parlamente zu sagen: „It is true that in no former period in history is there so close a resemblance to the present as in that of the reformation".

Zu diesen Gährungsstoffen kam noch der Fanatismus. Nikolaus Storch, vor Allen aber Thomas Münzer werden als hervortretende Volksverführer genannt. Des Letztern Bildniß, aus der Portraitsammlung des Hrn. Rud. Weigel in Leipzig, ist dem Titelkupfer zum Grunde gelegt und zeigt sehr verständlich die Züge, welche Hr. Wachsmuth in seiner Charakteristik (S. 22—27 und 79—85) richtig gedeutet hat. „Mit dem Sinne eines Robespierre", sagt er unter Anderm, „war die Sprache eines Marat verbunden." Die Stimmung zum Aufstande war überall da, einzelne Ausbrüche mußten auch ohne Verschwörung in Landschaften, wo das glimmende Feuer so sorgfältig genährt war, einen allgemeinen Brand verursachen.

Die weitere Erzählung wendet sich nun zu dem ersten Ausbruche in und bei Kempten am 1. Januar 1525 und schildert die Bewegungen in der Umgegend, sowie die erste Bewältigung derselben bei Günzheim und Wurzach durch Georg Truchseß von Waldburg. Aber die Flamme des Aufruhrs schlug nur um so heller auf, Unterdrückungen und Mishandlungen evangelischer Prediger reizten die Gemüther, und die Theilnahme städtischer Bürgerschaften steigerte die Gefahr. Mehr als durch den Bundesvertrag und die zwölf Artikel, denen der Verf. im vierten Abschnitte eine bündige Auseinandersetzung gewidmet hat, ward der Empörungsgeist und der Haß gegen geistliche und weltliche Zwingherrschaft durch die Schrift: „An die Versammlung gemayner Pawerschaft", von einem nicht bekannt gewordenen Verfasser, vermehrt. Mit der Bescheidenheit der zwölf Artikel steht diese im grellsten Widerspruche; alles Plündern, Sengen, Brennen, Fressen, Saufen und Morden der Bauern ist nach ihr erlaubt, ja rechtmäßig.

Es würde gegen den Zweck d. Bl. sein, einen vollständigen Auszug der interessanten Schrift, die uns zur Besprechung vorliegt, folgen zu lassen. Wir können demnach blos andeuten, daß im Verfolg der Darstellung die Bauernanführer, Wendel Hippler, der Siéyes dieses Aufruhrs, Georg Metzler, den Hr. Wachsmuth den Danton desselben (S. 65) nennt, Florian Geyer und der Bauern Thun und Treiben unter ihrer Anführung geschildert werden. Ueber die Theilnahme Götz von Berlichingen's, die der Verf. meistens nach Oechsle erzählt hat, können wir jetzt uns kurz fassen, da die Hauptsachen in Nr. 322 d. Bl. f. 1831 mitgetheilt sind. Für Götz sprechen auch die Zugeständnisse, die von andern Seiten her den Bauern gemacht wurden, und die durch glaubhafte Zeugnisse (S. 68—70) belegte Einigung der Ritter, Bauern und Städte auf Kosten der Klerisei.

Die blutige That bei Weinsberg, die Unruhen in Hessen und Thüringen, Münzer's Raub- und Mordzüge werden im folgenden Abschnitte abgehandelt. Darauf wird Luther's und Melanchthon's Verhältniß zu den Bauern geschildert; des Erstern Ermahnung zur baldigsten und gütlichen Ausgleichung des gesetzlosen Haders, seine Ansicht von den zwölf Artikeln und endlich seine heftige Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" als eine Handlung der Nothwehr gegen Diejenigen dargethan, welche das Werk des Heils durch den bösen Geist der Schwärmerei und Aufrührung in Gefahr gebracht hatten. Hr. Wachsmuth urtheilt hier in wenigen Worten sehr richtig (S. 91—93), vielleicht noch richtiger als Planck in seiner sonst trefflichen Auseinandersetzung dieser Verhältnisse („Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs", II, 175—189). Auf die Vermahnungen der Gottesgelehrten folgte der Krieg der Fürsten. Die Schlachten bei Frankenhausen und Sindelfingen, die furchtbare Rache des Grafen Waldburg an der Stadt Weinsberg, die blutige Bewältigung der Bauern im Elsaß, am Rhein und Main, in Oberschwaben, die Zerstreuung der bei Würzburg versammelten Haufen, zuletzt die Besiegung der Aufrührer in Steiermark, Salzburg und Tirol werden in rascher Folge im neunten und zehnten Abschnitte an uns vorübergeführt. Und wie gern der Verf. auch viele Mord-

und Blutthaten, wie sie die furchtbarste Erbitterung auf beiden Seiten hervorgebracht hat, verschweigen möchte, so kann er doch nicht umhin zu erzählen, wie Melchior Nunnenmacher von Georg Truchseß mit einer Kette an einen Baum befestigt und, nachdem in einiger Entfernung Holzscheite aufgeschichtet sind, an ihrer Glut langsam zu Tode gemartert wird (S. 103), wie an drei Blutstätten 18,000 Bauern erschlagen sind (S. 105), wie Jäcklin Rohrbach auf Truchseß's Befehl mit einer Kette an einen Weidenbaum befestigt und von Truchseß und andern Freiherren mit eigner Hand Holz umhergeschichtet wird, damit der Verbrecher in der Glut an der Kette laufend den Tod erlitte (S. 106). Der Bischof von Würzburg durchzog sein Land mit gemietheten Hackern und Scharfrichtern (S. 115), Markgraf Kasimir von Brandenburg ließ 59 Einwohner von Kissingen, die gesagt hatten, sie wollten ihn nie wiederansehen, die Augen ausstechen, andern die Finger abhacken, mit denen sie falsch geschworen hatten (S. 117), und dem wackern evangelischen Prediger Hans Rädmann (denn auch solche Unschuldige traf die Wuth der rohen Kriegsgewaltigen) wurden auf Befehl des Grafen Rudolf von Sulz beide Augen mit einem eisernen Löffel aus dem Kopfe genommen (S. 119). Unter solchen Grausamkeiten ist Georg von Frundsberg's Milde eine erfreuliche Erscheinung.

Die Geschichte des Bauernkriegs — sagt Hr. Wachsmuth im Schlußcapitel — ermangelt ganz und gar des hochherzigen Aufschwunges, des freudigen Heldenmuths, der Hingebung und der Mäßigung, die in mancher andern Kriegsgeschichte auch unter Greueln das Edlere im Menschen zu erkennen geben; sie ist in nichts anregend, sie ist durchaus niederschlagend; kaum minder traurig aber als auf sie selbst ist der Blick auf die Folgen des Krieges.

Diese waren: Verwüstung des Landes, fast überall größere Verknechtung und drückendere Auflagen des Bauerstandes, den selbst Luther und Melanchthon niederhalten zu müssen glaubten, obschon der Erstere nicht umhin konnte, über die gegen die Bauern ohne Noth geübte Grausamkeit seinen Unwillen auszusprechen; endlich die irrige Ansicht, daß evangelische Lehre und Aufruhr von den befangenen Feinden für innig verwandt gehalten wurden. Aber auch die Reformatoren selbst wurden dem Volke entfremdet; die Reformation büßte ihren bisherigen Charakter, eine Bewegung im Volke, ein, die Religionslehrer verloren ihre geistige Aristokratie; dafür stellten sich die Fürsten an die Spitze der Bewegung und suchten sich die bischöfliche Gewalt in Kirchensachen anzueignen. „Die protestantische Kirche", sagt der Verf., „ward zu einem Zwinger und starre Dogmen ihre Wehr und Waffe." Ein trauriges Wort, aber leider nur zu wahr!

Ref. hat bis jetzt noch nicht der Quellenforschung des Hrn. Verf. gedacht. Dies gehört eigentlich nicht hierher, da die Beurtheilung einen ganz andern Standpunkt als den von uns gewählten verlangt. Doch müssen wir seinem Fleiße, seiner Kritik und seiner umsichtigen Auswahl der Beweisstellen das gebührende Lob spenden; namentlich sind die Auszüge aus Luther's Schriften sowie die alten Reime und Volkslieder sehr zweckmäßig ausgesucht und dürften nicht leicht von gebildeten Lesern überschlagen werden. Eine solche Zugabe aus der Quellenforschung ist recht dazu gemacht, die Neigung, auf die Quellen zurückzugehen, zu befördern und jener unhistorischen Richtung entgegenzuarbeiten, die sich ein Gebäude aus eigner Phantasie im Kopfe zusammensetzt und über der verkehrten Ansicht von der Gegenwart ganz vergißt, daß vergangene Jahrhunderte wol im Spiegel der Gegenwart gesehen werden können, aber nicht aus den Doctrinen des jedesmaligen Zeitalters heraus besprochen, gelobt oder getadelt werden dürfen.

Noch bleibt uns übrig, aus der Vorrede zu bemerken, daß dieser Reihe von Darstellungen aus dem Reformationszeitalter später eine zweite aus dem Revolutionszeitalter folgen soll. Wie zweckmäßig dies Unternehmen und die verheißene Bezugnahme beider Reihen aufeinander ist, haben wir bereits oben angedeutet.

Die Erörterungen einzelner Wörter und Ausdrücke, wie Bundschuh, Rädelsführer, Glücksrad u. dgl., können wir hier nicht besprechen. Nur in Beziehung auf das Glücksrad (S. 37, 55), das die Bauern in ihren Fahnen zeigten, stehe hier die Bemerkung, daß sich dies Bild schon bei den Römern (Cic. in Pison. 10, 22, Tacit. dialog. de orator., c. 27) findet, weit verbreiteter aber noch im Mittelalter war, wie von Maßmann in den „Heidelberger Jahrbüchern", 1826, XII, S. 1207, nachgewiesen ist. In der Erklärung des Worts: Rädelsführer, weicht Hr. Wachsmuth von Jak. Grimm („Deutsche Rechtsalterthümer", S. 720) ab und findet darin keine Beziehung auf die Strafe des Räderns, sondern auf das eben erwähnte Glücksrad, womit indessen auch Kurz in den „Beiträgen zur Geschichte Oestreichs ob der Ens", I, 97, nicht übereinstimmt. 14.

Nachlese zu Friedrich von Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Heinr. Döring. Zeitz, Webel. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (Dasselbe in 16. 1 Thlr.)

Daß der Tadel, den die von H. Döring in demselben Verlage (1834) herausgegebenen „Auserlesenen Briefe Schiller's" von Manchen erfuhren, zu hart war, haben wir uns nach eigner Ansicht dieser Auswahl nicht verhehlen können, und müssen nun im Allgemeinen Dem beistimmen, was in dem Vorworte zu gegenwärtiger „Nachlese" S. V und VI gegen solchen Tadel bemerkt wird. Uebrigens enthält diese „Nachlese" selbst (S. 277—290) einige weitere Nachträge zu jener Correspondenz. Nicht minder müssen wir auch bei der Mangelhaftigkeit der bisherigen Nachlesen zu Schiller's sämmtlichen Werken (S. III) uns für die Nothwendigkeit einer möglichst vollständigen Sammlung des bisher in die sämmtlichen Werke Nichtaufgenommenen erklären, und begrüßen daher diese vorliegende, als eine solche möglichst vollständige Sammlung, mit besonderm Interesse, und zwar mit um so größerm, als durch das hier Zusammengestellte den Verehrern und Kennern Schiller's Gelegenheit gegeben wird, grade die Entwickelung des Talents in Schiller nach den einzelnen Richtungen hin als Kritiker, Dichter und Geschichtschreiber kennen zu lernen, sodaß man darnach an diesem werdenden Schiller den gewordenen, wie ihn seine spätern Arbeiten so gar herrlich darstellen, gern erkennt und im Voraus ahnt. Und wenigstens kann gegen manches, namentlich aus früher Jugend

Schiller's hier Mitgetheilte nicht die, an und für sich leicht zuzugebende Wahrheit geltend gemacht werden, daß es seiner unwürdig und an sich zu unbedeutend, und daher, als unreife Producte jugendlicher Phantasie und als unsichre Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst noch nicht recht einigen Geschmacks, lieber der Vergessenheit anheimzugeben sei. Vielmehr muß man gegen diesen Einwand Schiller's eigne Erklärung in der Vorerinnerung zu seinen „Gedichten" von 1803 (hier S. 275) mit allem Rechte anführen, und ein Werdender wird immer interessant sein, um Göthe's Wort zu parodiren, besonders wenn er dann nun auch etwas geworden ist. Denn vornehmlich aus den Jahren 1776 fg. finden sich hier verschiedene Aufsätze und Gedichte Schiller's, die, in den sämmtlichen Werken (der Herausgeber meint die Ausgabe von 1818) fehlend, den Wenigsten bekannt sein dürften, aber gleichwol, nach Obigem, wenn auch von ungleichem Werthe, doch den Kennern Schiller's in seinen reifern Blüten nicht unbekannt zu bleiben verdienen. Auf das Einzelne gehen wir hier weiter nicht ein und bemerken nur, daß das Ganze (auf 367 S. in gr. 8) in Prosa und Poesie zerfällt; daß der prosaische Theil vorzüglich kritische, dramaturgische, philosophische und historische Aufsätze, der poetische dagegen manche in den sämmtlichen Werken gar nicht, oder nur in Bruchstücken mitgetheilte Gedichte, im Ganzen aber nichts enthält, was nicht wirklich von Schiller herrührt. Ueber die Quellen, welche der Herausgeber bei dieser „Nachlese" benutzt hat, spricht er sich in dem Vorworte aus, wo er auch die Gründe angibt, warum er manches, in den sämmtlichen Werken Fehlende gleichwol hier ausgeschlossen habe. 17.

Die Revolutionskeime der Vergangenheit und der Zukunft. Von Adam Henß. Jena, Frommann. 1834. Gr. 12. 6 Gr.

Anspruchslos und im Ganzen schlicht spricht sich in diesem kleinen Büchelchen laut der Vorrede ein Handwerksmann über die seinem Standpunkte nahe liegenden Interessen der Gegenwart und Zukunft aus. Nach einer Einleitung, in welcher er den Unterschied der Revolutionen des Mittelalters und der neuern Zeiten zu charakterisiren versucht, und dabei etwas einseitig und befangen alles Unglück jener sogenannt dunkeln Zeiten der Hierarchie anrechnet, schildert der Verf. den „Reichthum" unserer Zeit, die weitverbreitete Intelligenz, die bessere und der Würde des Menschen angemessenere Stellung des Bürgers und Landmanns, die überall aufblühende Kunst, den Ueberfluß an Waaren aller Art und ihre Wohlfeilheit, sowie den Reichthum an Capitalien bei fortwährend steigender Bevölkerung. Aber der Glanz dieses Bildes blendet ihn nicht, sondern mit scharfem und richtigem Blick schaut er auch in den dunkeln Schatten, welchen die Kehrseite weithin wirft. Wo viel Licht, sagt ein altes Sprichwort, da ist auch viel Schatten, und der Verf. hat ganz Recht, wenn er in diesem Schatten, in der „Armuth" unserer Zeit, wie er ihn nennt, die Keime künftiger Revolutionen sucht und findet. Neben jenem Reichthum steigt auf eine für die Zukunft schreckenerregende Weise die Verarmung der mittlern und untern Stände. Nirgend mehr reichen trotz jener Wohlfeilheit aller Bedürfnisse die erhöhten, verdoppelten und verdreifachten Armensteuern, alte und neuere milde Stiftungen zur Abhülfe hin; denn des Handwerks goldener Boden ist längst verschwunden, und die vollen Scheuern mehren nicht mehr den Wohlstand des Landmanns. Mit der Armuth aber steigt in gleichem Maße die moralische Degradation der Menge; Noth und Müssiggang sind aller Laster Anfang. Woher diese befremdende Erscheinung? Sie findet ihren Grund darin, daß sich die Geldaristokratie jedes Gewerbszweiges bemächtigt hat, bei welchem ein Betrieb im Großen nur immer möglich war. Ihr diente die Intelligenz und unterwarf ihr die Elemente, welche mächtiger sind als die Kraft des vereinzelten Handwerkers, dem keine Concurrenz mit ihnen möglich ist. So vernichtet der größere Capitalreichthum in immer steigender Progression die Wohlhabenheit und Erwerbsfähigkeit der weniger Begüterten, welche zuletzt zu unselbständigen, moralisch und geistig todtgeschlagenen Fabrikarbeitern herabsinken. Bei der geringen Minderzahl mehrt sich die Pracht des Reichthums, während die große producirende Volksmasse ohne Besitz und Selbständigkeit des Almosens bedarf, um kümmerlich leben zu können. Siehe da die Keime einer Revolution, welche uns und unsern Kindern zu drohen scheint und nichts Anderes sein wird als der Kampf der Armuth gegen den überschwenglichen Reichthum!

Freilich werden die Herren, welche von dem Throne ihrer reinen Ideen herab die Welt zu regieren und Alles und Jedes einzurichten sich anmaßen wollen, vornehm lächeln über die schlichte, aber aus der Erfahrung geschöpfte Ansicht des Handwerkers; aber wahrlich sie thäten wohl daran einmal herabzusteigen von diesem Throne und sich, wie es weise Fürsten des Orients so oft gethan, unerkannt in das Getreibe des praktischen Lebens zu begeben, damit sie mit eignen Augen die Noth sehen und erkennen und sich überzeugen, daß es mit den von ihnen verworfenen Zunfteinrichtungen, dem Wandern der Handwerker und dergleichen damit zusammenhängenden Dingen, über welche der Verf. gewissermaßen noch anhangsweise spricht, eine ganz andere Bewandniß habe, als sie es sich träumen lassen. 21.

Literarische Notizen.

Golbéry hat vor Kurzem den dritten Band der Uebersetzung von Niebuhr's „Römischer Geschichte" geliefert.

Nach Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris hat Achille Jubinal „Jongleurs et trouvères, ou Choix de saluts, épitres, rêveries et autres pièces légères des 13ième et 14ième siècles" herausgegeben.

Von dem Marquis de Custine erschien in zwei Bänden „Le monde comme il est".

Walter Scott's Gesammtwerke kommen gleichzeitig in zwei französischen Uebersetzungen heraus, von Defauconpret und von Alb. Montémont; die des Letztern ist auf 15—16 Bände berechnet.

Der Advocat Th. Descubes gab einen „Traité du gouvernement répresentatif" heraus.

Unter dem Titel: „Code des codes", veranstalten Crémieux und Balson eine Sammlung der französischen Gesetzbücher, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Das Werk erscheint in 150 Lieferungen, die drei Quartbände bilden sollen.

Von dem Baron d'Ordre sind „Chants d'amour et de fidelité" und von F. Girault „Joies et larmes poétiques" erschienen.

Amédée Pichot hat eine Uebersetzung von Byron's Werken begonnen. Die sieben ersten Lieferungen — das Ganze wird aus 40 bestehen — sind bereits ausgegeben.

„Moeurs du nord de la France. Histoire d'un suicide" hat Felix Davin in zwei Bänden herausgegeben.

Angekündigt werden „Mélanges d'économie sociale, de littérature et de morale" von Laponneraye, die, vom Februar an in zehntägigen Lieferungen ausgegeben, zwei Bände, jeder etwas über ein Alphabet stark, bilden werden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 77. —— 18. März 1835.

Gedichte von August von Platen. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Leicht zu begreifen ist es, wie in unserer schreib- und dichtseligen Zeit sich junge und alte Leute aller Art im ganzen Ernst für Dichter und für Auserwählte halten und der Mitwelt zumuthen können, sie zu bewundern. Denn das heutige Geschlecht ist zu anmaßend, um bescheiden zu sein, d. h. um sich selbst zu kennen, und wieder zu bescheiden, um anmaßend zu sein, d. h. um mehr zu begehren als einen kleinen Namen unter der deutschen Legion schriftstellender Infusionsthiere. Allein schwer zu begreifen ist das, wie in einem und demselben Geiste Dichterreichthum und Gedankenarmuth, Schöpferkraft und Schwäche der Nachahmung, Edles und Gemeines, Genialität und Philisterei, Tiefe des Verständnisses und seichter Unverstand friedlich beieinander wohnen können. Schwer zu begreifen ist, wie man in seinem Gemüthe die Wahrheit und Resignation des Lebens durchempfinden und nebenbei der leichtsinnigsten Eitelkeit huldigen, wie man den Göttern und Musen auf geweihtem Altar ein reines Opfer bringen und dabei mit dem Pöbel kokettiren kann, der der Feind alles schönen Denkens und Erinnerns ist. Schwer zu begreifen ist, wie man, vom Gastmahl Apollon's kommend, wo der mit Epheu Gekränzte den goldenen Nektarpokal kostet, sich in einer Seitenspelunke des Vorhimmels an bairischem Bier ergötzen kann; wie man unter Olympischen, vom Gotte trunken, ein unsterbliches Skolion zu dichten und dann neben Philistern friedlich und befriedigt einen hefengeschwängerten Rundgesang anzustimmen vermag, dessen plumpen Tönen die Grazien den Rücken kehren.

Wir haben Platen's Gedichte in der zweiten Auflage vor uns, und wie von ungefähr begegnet uns das Gedicht „Tristan":

> Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
> Ist dem Tode schon anheimgegeben,
> Wird für keinen Dienst der Erde taugen,
> Und doch wird er vor dem Tode beben,
> Wer die Schönheit angeschaut mit Augen!
>
> Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
> Denn ein Thor nur kann auf Erden hoffen,
> Zu genügen einem solchen Triebe:
> Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
> Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe!
>
> Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
> Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen,
> Und den Tod aus jeder Blume riechen:
> Wer die Schönheit angeschaut mit Augen
> Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!

Es wäre Frevel, nicht mit Entzücken zu bekennen, daß Der, der ein solches Lied zu dichten vermochte, nicht die höchste Schönheit angeschaut mit Augen. Manches gleich Würdige hat die deutsche Lyrik aufzuweisen — denn es wäre Sünde, über den Reizen einer Schönen, alle Frauen der Welt zu vergessen — allen etwas Schöneres schwerlich. Wie der Seufzer einer reingestimmten Aeolsharfe klingt dies Gedicht durch alle Nerven bis in das Herz des Gemüths. Jede Zeile ist ein funkelnder Tropfen des köstlichsten Weins, durchglühend, aufwärtstragend, mit Wehmuth beseligend.

S. 75 steht ein anderes Gedicht, auch ein alter Bekannter:

> Du scheust mit mir allein zu sein,
> Du bist so schroff;
> Gibt nicht der Liebe Lust und Pein
> Zum Reden Stoff?
>
> Wo nicht, was gilt der Lieb' ein Wo,
> Ein Wie, ein Was?
> Zu lieben und zu schweigen, o,
> Wie lieb' ich das!

Wenn man sich über dies Gedicht ärgert, so hat es der Dichter zu verantworten. In diesem Gedichte ist der Uebergang vom Wein zum Bier sehr sichtbar. Noch glänzt der Stoff, aber er ist gefärbt. Es ist eine schreckliche Ziererei in diesen zwei Strophen; es ist die abgeschmackte Koketterie vor dem Pöbel.

S. 165 (ebenfalls nicht neu):

> O Zeit, in der ich rastete,
> In der mich nichts belastete,
> In der ich noch so wohlgemuth
> Am Tisch der Ruhe gastete!
> In der ich nicht nach falscher Gunst
> Mit eil'gen Schritten hastete!
> Du flohst, es rette mich das Glück,
> Da's weiß, wie lang ich fastete,
> Wie lang ich keine schöne Hand
> Mit meiner Hand betastete.

Diese Ghasele ist „vomirt", das muß man Immermann zugeben. Es wird Einem so flau, so katzenjämmerlich im Lesen dieser zehn Zeilen, als wenn man Butterwasser ein-

genommen hätte. Hier haben wir, um das arme Wort zu Tode zu hetzen, das Bier leibhaftig mit sammt der Hefe. Das ist jenes widrige antikische Süßlichthun, jenes zweideutige Leckern und Schmunzeln, jenes gedankenlose Versificiren, jenes burleske lächerliche Reimen, das nicht besser klingt, als wenn Einer Holz hackt. Wie kann sich der Sänger jenes ersten reizend schönen Gedichts solchen treulosen Unsinn vergeben, wenn er nicht Momente hat, wo seine Gedanken auf Reisen, vielleicht „an Homer's Gestaden" sind, um „Hyblahonig" zu kosten, woraus die versprochenen „waffengerüsteten Iliaden" fließen sollen.

Was im Eingange gesagt ward, findet der Leser nun gewiß bewiesen. Das erste der mitgetheilten Gedichte zeigte den unsterblichen Dichter, das zweite den mittelmäßigen Sänger und das dritte den schlechten Reimer. Dies zu vereinen hält nicht leicht, aber dennoch findet es sich in einer Person beisammen.

Und auch diese Persönlichkeit mit all ihren Ungereimtheiten und Widersprüchen muß aus ihrer Zeit begriffen werden. Der Name und Ruf Platen's wird durch diese zweite Auflage seiner Gedichte noch bedeutender, als er bisher gewesen; darum scheint es bei Gelegenheit ihrer Anzeige nicht überflüssig, von der ungewöhnlichen Organisation des Dichters einen kurzen Begriff zu geben. Dieser Versuch einer Construction Platen's braucht nicht von den vorliegenden Gedichten abzuleiten.

Abgerechnet die kleinern lyrischen Partien, die wir in der Gesammtausgabe seiner Gedichte finden, und einige unbeachtet gebliebene Schauspiele, so eröffnete sich Platen's Wirkungskreis mit der bekannten „Verhängnißvollen Gabel". Das Gedicht erregte Erstaunen, weniger um seines Gegenstandes als um seiner glänzenden Form willen. Niemand hatte jemals schönere Anapästen gemacht, Niemand die Trochäen der scherzenden Parabase zierlicher und geschmackvoller angewendet. Nach so unzähligen holprigen Lyrikern erklangen jene wohllautenden Sylben:

> Wie ein Weihgesang des Orpheus auf dem Schiff der Argonauten.

Was das Sujet „der Gabel" selbst betrifft, so konnte es eigentlich nur noch die Erb- und Todfeinde Müllner's, des leukopeträischen Grobians, deren freilich nicht wenige waren, berühren. Der Dichter schlug hier ein Wesen todt, das schon ausgelitten und ausgerungen hatte; es war, genau genommen, die Heldenthat Falstaff's an dem tapfern Percy. Insofern jedoch die Nachkommen jenes fatalistisch-ekelhaften Tragödienprincips in Deutschland noch nicht ausgestorben waren, wennschon das Princip selbst negirt war, so konnten sich diese Herren den derben Spaß annehmen und ihn als eine persönliche Satire betrachten. Ueber diese anzügliche „Gabel" spricht sich in der neuen Ausgabe ein Gedicht aus (S. 434):

> Ernsthaft bin ich geworden, ich fühl's, nicht bin ich derselbe,
> Der ich als Jüngling schrieb jenes berühmte Besteck:
> Nicht mehr wohnt im Gemüth der Erfindungen komische Fülle,
> Welche verschwenderisch einst freundliche Seelen ergötzt;
> Aber es ward seitdem auch Deutschland bitterlich-ernsthaft,
> Fern zwar lebt' ich, und doch fühlt' ich denselben Beruf.

Ohne auf den Sinn dieses letzten Distichons einzugehen, der verständlich genug ist, muß bemerkt werden, daß eben der Ernst der letzten Jahre den Dichter dahin hätte führen sollen, auch auf jenes „berühmte Besteck" nicht mehr so große Stücke zu halten; denn wahrlich, wenn er sich über dessen schöngebaute Form hinwegzusetzen versteht, an dem weit dürftigern Inhalt sollte er dann noch weit weniger kleben.

Dies führt uns auf die Berührung der Saite, welche die tiefste und zugleich ungenießbarste, mistönendste in dem Gemüthe des Dichters ist, nämlich die Saite des aristokratisch-poetischen Hochmuths. Sein in der Stille sich bildendes Talent hatte sich frühe eingeredet, daß es ein auserwähltes Rüstzeug des poetischen Jahrhunderts sei. Immer fester und fester setzte sich dieser Gedanke, einem Ausschlag zu vergleichen, in der Dichterseele an und ward nach und nach zur wirklich-geistigen Krankheit, zu einer stillen Manie, welche brütend und wachsend endlich mit flammenden, verzehrenden, feindselig-gehässigen Worten ausbrach und den überdies mit äußerlichem Ungemach kämpfenden Dichter buchstäblich aus dem Lande jagte. Schon in der „Gabel" regt sich dies böse Princip, der wahre Dämon des Dichters. Die Seitenausfälle auf Schlegel, Kotzebue, auf die Philosophie rc. geben davon Zeugniß; der Hohn gegen Deutschland, welches noch zu dumm sei, um den neuaufschimmernden Stern anzuerkennen, beweist es noch empfindlicher. Eine Verstimmung bemächtigt sich des Dichters, welche nicht tragisch, wie etwa des unglücklichen Kleist, sondern lächerlich ist, weil sie nicht von der Betrachtung des Wesens, vielmehr von dem dürftigen Schein ausgeht; weil sie sich nicht über den „großen Riß der Welt", sondern über den Plebs beschwert, der den Poeten nicht vergöttern will. Eine armselige Desperation; denn das Erste, was der Dichter können soll, ist sich resigniren und dulden. Poesie ist keine Krankheit; aber das Dichten ist wie das Denken eine Qual, und Derjenige erweckt keine große Hoffnungen, dem dies im Schaffen selbst nicht frühzeitig klar geworden.

Zwei Jahre später (1828) erschien die Gesammtausgabe seiner Gedichte. Hier bricht die kleinliche Verstimmung und der hierarchische Hochmuth noch widriger aus. Der Dichter befindet sich in Italien. Ein Anbeter seines Genius hat ein preisendes Gedicht im „Morgenblatt" abdrucken lassen. Dies berührt wohlthuend das wunde Sängergemüth:

> Seiner Widersacher Mismuth stört ihn nicht in Roms Ruinen,
> Doch die Liebe, wie ein Pilgrim, übersteigt die Apenninen.

Dies ist eine Stelle aus dem in der Form vollendeten Gedichte von Platen, das sich auf jenes im „Morgenblatt" bezieht. Aber wie spricht es weiter zu dem Unbekannten?

> Rufe nicht, da mich das deutsche Chaos würde blos ermüden,
> Rufe nicht zurück den Dichter aus dem vielgeliebten Süden!
> Immer mehr nach Süden laß mich meines Auges Wünsche richten,
> Und genährt von Hyblahonig auf des Aetna Gipfel dichten.

Es scheint aber, daß ein treu und tief sinnender Dichter-

geist nicht erst 10,700 Fuß über die Meeresfläche zu steigen braucht, um hervorzubilden, was in seinem Busen wohnt:

Laß mich Odyssee'n erfinden, schweifend an Homer's Gestaden,
Bald in voller Waffenrüstung folgen ihnen Iliaden;
Ja, wenn ganz mit deutscher Seele griech'sche Kunst sich hat verschmolzen,
Sollst du sehn, zu welchen Pfeilen greift Apoll, zu welchen Bolzen.
Eher nicht an eure Herzen klopf' ich an, an eure Pforten,
Bis das Schönste nicht gethan ich, eine große That in Worten,
Welche kalte Steine glühn macht, Lob erpreßt den Sylbenklaubern,
Selbst den Feinden muß gefallen und die Freunde ganz bezaubern.

Das ist eine lächerliche Sprache. So hat noch kein Dichter geredet, so lange die Welt steht. Als die „Göttliche Komödie" (wirklich eine schöne That in Worten) in Dante's, als „Hamlet" und „Romeo" (nicht minder große Thaten) in Shakspeare's, als „Faust" (noch immer die größte deutsche That in Worten) in Göthe's Dichterbrust sich bildeten, da riefen sie nicht zehn Jahre vorher das deutsche Publicum an und baten um Subscription auf ihres Geistes Maienblüte, sondern sie schwiegen und bildeten; sie fühlten, daß alles Große, weit entfernt die Glocke der eignen That zu sein, sich erst zeigen müsse, ehe sich nur ein Millionentheil der Anerkennung anticipiren läßt. Und wo sind bis jetzt die Gedichte, welche die Freunde ganz bezaubern sollen, geblieben? Traurig, wenn der Dichter etwa die „Liga von Cambrai" meint; weit trauriger, wenn irgend eine Mit= oder Nachwelt diese für Deutschlands größtes Wort halten sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Weinkarte von Europa, oder Darstellung derjenigen Länder, Provinzen und einzelnen Orte des größten Theils von Europa, in welchen der Weinbau vorzüglich getrieben und die vorzüglichsten Weinsorten gewonnen werden, nebst einer generellen Uebersicht der allgemeinen Verbreitung des Weinbaues über die gesammte Erdoberfläche, entworfen und gezeichnet von C. F. Weiland. Weimar, Geographisches Institut. 1834. Imp.=Fol. Illum. 12 Gr.

Wem erheiterten sich nicht die Blicke, wenn er nach längerer Reise durch öde Strecken oder finstere Wälder wieder einmal frische grüne Hügel vor sich liegen sieht, wo aus dem saubergehaltenen Rebengeranke freundliche Winzerhäuschen hervorblicken. Weiß er doch im Voraus, wie er hier eines freundlichern Empfanges gewärtig sein kann. Wohlwollen und lebendige Erregbarkeit begrüßt ihn aus den muntern Blicken der Vorübergehenden und klingt ihm aus den Schenken in lustigen Liedern entgegen. Der Volksstamm scheint ein anderer geworden zu sein, und auch der Kalender ist nicht mehr derselbe, denn hier bietet er im Herbste einen zweiten Carneval, der den winterlichen an froher Laune um Vieles übertrifft. Um sich dieses merkwürdigen Wechsels wohl bewußt zu werden, suche man weniger die durch edles Gewächs am meisten gesegneten Flecke des ohnehin heitern Südens als die vereinzelten Oasen im Norden auf, wo es dem unermüdlichen Fleiße des Menschen, dem Klima zum Troß, gelungen ist, die heitern Ranken des Weinstockes einheimisch zu machen.

Glücklich genug, daß milde Sonnenwärme, würziger Duft und Frohsinn und Lebenslust der schönen Thäler, wo die edelsten Reben gedeihen, sich einfangen, keltern und wohlverschlossen bis in die unwirthbarste Einöde senden lassen, um die ungleiche Vertheilung des Himmels, wenn auch gar unvollständig, wieder auszugleichen. Dankbar lieben wir es dann wol, dahin zurückzublicken, von wo wir so erfreuliche Botschaft erhalten, und allmälig zieht sich über die langweilige Geographie, die wir auf Schulen erlernen mußten, ein Netz von Namen, die mit freundlicherm Klange in unser Ohr tönen. Diese Geographie in der Geographie aufzuzeichnen, ist nun ein ganz glücklicher Gedanke, den die genannte Karte, wenn auch mit unvollkommenem Erfolge, auszuführen versucht hat.

Als nördlichsten Strich, in dem der Weinstock einheimisch geworden, bezeichnet die Karte das Oderthal von Grüneberg, oder, wie es richtiger heißen sollte, von Glogau und Carolath bis Crossen. Freilich zieht wol mancher Leser bei dem ersten Namen den Mund unwillkürlich in sauere Falten und gedenkt mancher Beinamen und Geschichtchen, die ihm vom grüneberger Rebensaft wie vom Witzenhäuser und andern Krätzern hinterbracht sind. Verschmäht er es indeß nicht, statt auf flüchtiger Durchreise nur den Wein des Gastwirthes zu versuchen, einzelne industrielle Weinbergbesitzer zu begrüßen, so wird er erstaunen, wie Fleiß und Sorgfalt unter dem 52. Breitegrad selbst in minder günstigen Jahren ein Product erzielen können, das die Mehrzahl der Weine, die in dem vom Klima so viel mehr begünstigten Süddeutschland gewonnen werden, beiweitem übertrifft. Das wahrhaft großartige Geschäft von Häusler, Förster und Grempke bewährt am auffallendsten, wie viel reinliche und ununterbrochen sorgsame Behandlung noch für Erhaltung und Verbesserung des Erzeugnisses leisten können, nachdem bereits die Trauben gereift sind; und die zuerst von Häusler an Aepfelmost gemachten Versuche, einheimischen Champagner zu bereiten, sind mit solchem Erfolge auf den dortigen Wein übertragen, daß nicht nur seit den letzten 6 oder 7 Jahren viele Tausende von Flaschen für Gewächs vom Ufer der Vele oder Marne verkauft sind, sondern daß dasselbe Verfahren nun nachgrade in allen deutschen Weingauen nachgeahmt wird. Etwas südlicher sind bei Naumburg die beiden andern Weinorte Freiburg und Stadt Sulza vergessen; überhaupt aber drängt sich bei einem, Deutschland mit Frankreich vergleichenden Blicke die Bemerkung auf, daß troß des nach Westen hin unter gleichen Breitegraden milder werdenden Klimas und troß der vielgepriesenen Intelligenz unserer Nachbarn, nicht nur der Weinbau sich bei uns um Vieles weiter nach Norden erstreckt als in Frankreich, sondern daß grade die meisten unserer edelsten und blumenreichsten Gewächse unter einem Breitegrade gedeihen, unter dem in Frankreich der Weinbau nicht einmal versucht wird.

Auffallend ist es ferner, daß an den weiten Ufern der Donau bis nach Niederöstreich hinab kein Weinwachs angegeben ist. Ueberhaupt aber möchte die auf der vorliegenden Karte sehr in die Augen fallende Armuth an deutschen Weinnamen im Vergleich mit Frankreich mehr noch als auf die Verschiedenheit des Klimas darauf zu schieben sein, daß für Frankreich bereits ziemlich genügende Vorarbeiten gleicher Art vorhanden waren, wie deren mehre auch dem Ref. bekannt sind, während für Deutschland der Zeichner, wie es scheint, alle Notizen selbst erst hat sammeln müssen. Dadurch erklären und entschuldigen sich denn auch manche Auslassungen und Fehler, die in einer zweiten Bearbeitung leichte Berichtigung finden werden, wie z. B., wenn bei Leitmeritz in Böhmen der treffliche Czernosecker vergessen wird, oder auf dem Specialkärtchen der Frankenweine der Stein, die Harfe und der Schalksberg, die in der eben angegebenen Folge von Westen nach Osten grade nördlich von Würzburg liegen, gleich der südlich vom Schlosse liegenden Leiste falsch angegeben sind, oder der Kalmuth bei Aschaffenburg statt bei Kreuzwerthheim bemerkt ist. Vielfacher Ergänzungen wäre ferner die Weingeographie von Ungarn, Dalmatien und Griechenland (wo selbst der Samoswein fehlt) fähig; in allen eigentlichen Weinländern dürfte aber zwischen den berühmtern

und deshalb der Ausführung unterworfenen und den ordinairen Landweinen zu unterscheiden sein, die in größerer oder geringerer Schlechtigkeit überall wachsen. Dadurch würde insbesondere die Darstellung des Weinbaus in Spanien und Italien eine andere Gestalt gewinnen. Im letztern Lande sind folgende vorzügliche Weine nachzutragen: der rothe Valtelliner, der ebenfalls rothe Belletto von Nizza, der Rifosso im Friaul, der rothe Gragnano am östlichen Ende der Bai von Neapel, der Diamante und Santa Eufemia an der Westküste von Calabrien, der ebenfalls rothe Rocca madura im Nordosten von Sicilien u. s. w. Ueberhaupt aber dürfte zur Vervollständigung dieser Arbeit das vortreffliche Buch des Dr. Henderson („History of ancient and modern wines"), das dem Ref. gegenwärtig nicht zu Gebote steht, und insbesondere für Portugal (wo auf der vorliegenden Karte sogar der Abrantes fehlt) reiche Notizen enthält, mit dem größten Vortheil zu gebrauchen sein. 137.

Die Enthüllung des Erdkreises, allgemeine Geschichte der geograpischen Entdeckungsreisen zu Wasser und zu Lande, für alle Stände. Von Gottlieb August Wimmer. Sechste bis vierzehnte (zweiten Bandes zweite bis sechste, und dritten Bandes erste bis vierte) Lieferung. Wien, Gerold. 1834. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Gr.

Wir haben in Nr. 346 d. Bl. f. 1834 über die ersten fünf Hefte dieses reichhaltigen Werkes referirt und Plan und Tendenz desselben charakterisirt. Die vor uns liegenden neun neuesten Hefte setzen die interessante Arbeit in derselben Weise fort und erschließen uns zuerst die Wunder von Mosambik, wie sie sich den überraschten Blicken von Vasco de Gama darbieten, und der Ostküste Afrikas überhaupt: eine Partie des Buches, die wol Niemand ohne Antheil lesen wird. Hierauf folgen die Reisen nach den Westküsten Afrikas vom Cap Blank bis Sierra Leone, wonächst allmälig die andern, bis jetzt erforschten Theile des ungeheuern Afrika, wo gleichwol für die Forschung noch so viel zu thun übrig bleibt, die Musterung passiren. Der Verf. faßt am Schlusse dieses Abschnitts die Resultate der bisherigen itinerarischen Bestrebungen um den so merkwürdigen Welttheil zusammen, und allerdings ist es danach gelungen, „Afrika von allen Seiten zu öffnen. Allerdings aber auch hat Europa keiner Enthüllung so viele und so große Opfer gebracht, und zwar Opfer nicht nur an Geld, sondern auch an den edelsten, thätigsten, ausgezeichnetsten Menschen. Und gleichwol ist noch das ganze Innere des Continents in Dunkelheit begraben und — mindestens gesagt — des zu Enthüllenden noch so viel als des schon Enthüllten."

Unser Werk wendet sich hierauf zur „Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen in Asien", welche sich durch die übrigen vor uns liegenden Lieferungen bis zum Schlusse der vierzehnten fortzieht und den vorangehenden Abtheilungen nicht nachsteht. Auszüge aus einem Werke dieser Art zu geben, ist seiner Natur nach nicht wohl möglich; da schon der Verf. dahin gestrebt haben muß, vom bereits Bekannten nur immer das Interessanteste zusammenzustellen, so würde ein kritisches Blatt die wenigsten seiner Leser durch dergleichen Auszüge überraschen. Dagegen wollen wir einen Wunsch laut werden lassen, den Herausgeber und Verleger dieses Werkes vielleicht noch zu erfüllen im Stande sind. Die neuern Karten nämlich, welche sich in den Händen der Leser befinden, stellen den Zustand der Länder, wie dieselben von den ersten Entdeckern oder von ältern Reisenden überhaupt gefunden wurden, nicht mehr getreu dar, und der Leser kann sich daraus also in Bezug auf dieses Werk nicht gehörig orientiren. Zum Schlusse desselben, wenn nicht schon früher, müßte also als unentbehrliche Zugabe eine kleine Sammlung von Karten geliefert werden, welche gleichsam historisch den Fortschritten der Erdkunde folgten und zugleich die von den vorzüglichsten Reisenden eingeschlagenen Reiserouten angäben. Das ist ein billiger Wunsch der Käufer des Werkes, und wir empfehlen der Verlagshandlung die Erfüllung desselben! 87.

Notizen.

In Bordeaux ist unter den Auspicien der Municipalbehörde eine Subscription eröffnet worden zu Errichtung der Bildsäulen Montaigne's und Montesquieu's, welche den größten Theil ihres Lebens in dieser Stadt zubrachten. Die Modelle beider Statuen, von dem Bildhauer Maggesi verfertigt, waren bereits ausgestellt und haben den vollkommenen Beifall der Kenner.

Die französische Artillerie hat sich in neuesten Zeiten bedeutender Verbesserungen zu erfreuen gehabt. Man verfertigt gegenwärtig in der Artillerieschule zu Metz Granaten, welche den englischen Fabrikaten dieser Gattung an Güte nichts nachgeben. Auch verfertigt man nach einer ganz neuen Erfindung Laffetten aus Schmiede- und Gußeisen, welche bei mehrer Vervollkommnung sich vielleicht sehr tauglich erweisen werden. Auf Befehl des Kriegsministers gingen mehre ausgezeichnete Artillerieoffiziere nach Schweden und ließen dort unter ihren Augen eiserne Geschütze von verschiedenem Caliber gießen, deren fortwährender und gründlicher Vergleich mit den in Frankreich selbst aus Bronze gegossenen ebenfalls auf wichtige Resultate führen wird. Auch hat man eine neue Art Zündfaden erfunden, die mit einer Art Blitzpulver bestrichen, und weit brauchbarer als Lunten- und Zündlichter sind, da sie selbst bei Regenwetter im brennbaren Zustande zu erhalten sind. Die Gewehre der Infanterie und Cavalerie erfreuen sich gleicher Verbesserungen. 190.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 78. —— 19. März 1835.

Gedichte von August von Platen.

(Beschluß aus Nr. 77.)

Im Jahre 1829 erschien „Der romantische Oedipus", mehr berüchtigt als berühmt zu nennen. Hier bricht die hochmüthige Manie des Dichters um so ungebändigter hervor, da es sich um Bolzen handelt, auf einen particulairen Feind gerichtet. Welch ein häßlicher Streit sich über diesem Satyrspiel erhob, ist bekannt. Gott sei Dank, daß Niemand mehr davon spricht. Der „Oedipus" steht in jeder Hinsicht der „Gabel" weit nach. Diese ist äußerlich vollendet, im Innern mindestens besonnen, jener ist weit weniger schön, weil alle Wuth auf den Gegenstand, auf den persönlichen Beleidiger geht, und dabei die Unbesonnenheit selbst. Der Dichter nennt sich hier einen „Archilochus, der Jamben schleudert, dessen Worte gleich Zermalmung begleitete". Ruhig setzt Immermann diesem Jambenschleuderer, einen „Junker Zeus vom Sylbenfall" und die bescheidene Bitte entgegen: daß er ihm vergönnen möge, „weiter zu existiren"; daß Immermann damals die Lacher auf seiner Seite hatte, hat Platen viel geschadet.

Da es sich hier nur darum handelt, eine allgemeine Charakteristik der Platen'schen Denkweise in möglichster Gedrängtheit zu geben, so können und müssen die „Liga von Cambrai" und die „Neapolitanischen Geschichten" hier unbesprochen bleiben. Wir halten uns deshalb, um unsere Charakteristik zu vervollständigen, an einzelne Gedichte dieser neuen Auflage. S. 386 steht ein Epigramm: „Griechen und Briten":

> Mächtig ergreift Shakspeare, er zerfleischt und erschüttert das Herz dir,
> Aber so viel Wahrheit ist ein fataler Genuß.
> Griechen erhoben den Jammer sogar in die Sphäre der Anmuth,
> Dir dem Erstaunten erscheint selbst das Unleidliche schön.

Dies Epigramm läßt einen merkwürdigen Blick in das Innere des Verf. thun. Wem ist die Wahrheit ein fataler Genuß? Demjenigen, der sich mit allem Denken und Empfinden an den Schein hängt; Demjenigen, der durch äußern Prunk sich selbst und Andere zu täuschen gewöhnt ist; Demjenigen, der die Poesie für ein glattes Spiel, nicht für heiligen Ernst nimmt; Demjenigen, der den tiefen Dichterschmerz, das Leiden der fühlenden Brust im Universum nur heuchelt; Demjenigen, der sich nicht durch sein poetisches Gewissen, sondern durch den Theaterapplaus der Menge sagen läßt, daß er ein Dichter sei. Unter Denen, die mit griechischem Geist vertraut und befreundet waren, ist Platen der Erste, den Sophokles und Aeschylus dem großen Briten entfremdeten. Göthe und Schlegel dachten anders. Selbst der spröde Voß wußte, was er vom Classischen und Romantischen zu halten hatte. Wenn Platen uns die alte Wahrheit verkündigt, daß die Griechen Jammer in Anmuth zu verwandeln wußten, so hatte er in Italien und an Homer's Gestaden wahrlich Zeit genug, um „Romeo und Julia" im Original zu lesen. Hätte ihn damals nicht die „Liga von Cambrai" beschäftigt, so wäre ihm vielleicht klar geworden, daß bei Shakspeare dasselbe noch herrlicher geleistet ist.

In einem andern Epigramm wirft er Shakspeare die „epische Breite" vor. Das ist, als ob man eine Literaturzeitung von 1780 sprechen hörte. Wahrlich, wir möchten über Platen, der manches Schöne gesungen, ungern ein hartes Urtheil fällen; aber unbefangen gefragt: Ist das nicht ein armer Geist, dem Gedichte, welche die romantische Welt gelehrt haben, was Tragödie ist, zu weiter nichts dienen, als daran herumzumäkeln? Ist das nicht ein unpoetischer Geist, den eine Scene aus „Macbeth", aus „Richard III.", aus „König Lear" nicht einmal so weit bringen kann, daß er sich nicht vor Hexen und Geistern fürchtet? Freilich Hexen und Geister sprechen nicht in Anapästen und Parabasen, und der Zuhörer muß für ihre Sprache ein Ohr mitbringen, das, wenn es ein Höheres gilt, nicht „am schalen Zeuge" des nackten Rhythmus klebt.

Weil unser Dichter der Mitwelt zeigen wollte, wie man im deutschen Lande die Tragödie reproducire, so mußte er natürlich viel deutsche Tragödien lesen. Alle aber haben ihm misfallen, bis auf eine: Lessing's „Nathan". Aber unglücklicherweise hat er, wie das darauf bezügliche Epigramm zeigt, auch diese eine misverstanden:

> Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen; die beste
> Schien mir diese, wiewol ohne Gespenster und Spuk;
> Hier ist alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
> Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott.

Wenn ihm die Geschichte mit den Ringen in Lessing's „Nathan" mehr gewesen als ein trauriges Zeugniß des In-

differentismus, der zwar den alleinigen Gott stehen läßt, aber als ein taubes und hohles caput mortuum, so hat Platen auch kein Recht auf die Salbadereien der „Stunden der Andacht" zu schimpfen, sondern muß sie vielmehr als eine reine Quelle ansehen, aus welcher man christlichen Glauben schöpft.

Was Platen von Schiller hält, zeigt nachstehendes Epigramm:

Etwas weniger, Freund, Liebschaften! so wärst du beliebt zwar
  Weniger, weil ja so sehr Thekla gefallen und Max:
Eins doch find' ich zu stark, daß selbst die begeisterte Jungfrau
  Noch sich verliebt, furchtbar schnell in den britischen Lord.

Furchtbar schlecht ist dieses Epigramm; das sieht Jeder auf den ersten Blick. Aber nicht Jeder empfindet das Alberne eines Bestrebens, welches in zwei schlechten Distichen eine Erscheinung verhöhnt, die dem deutschen Geiste so unendlich theuer war und ist. Woran es Schiller, dem edeln Dichter gebrach, das erkennen nun wol die tiefern Geister der Gegenwart deutlich; aber darum sind die Gebrechen einer solchen Größe noch kein Spielball für die hypochondrische Grille eines piquirten Dichtercavaliers.

Ueber Göthe denkt der Dichter etwas günstiger in den Distichen „Hermann und Dorothea":

Holprig ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
  Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst.

Wenn hier der Hexameter nicht holprig ist, so ist es der Pentameter ganz gewiß, und es ließe sich denn doch immer noch etwas Schöneres von „Hermann und Dorothea" sagen, als die ordinairen Plattheiten von „Deutschlands Stolz" und „Perle der Kunst". Das ist heutige Journalrednerei.

Von dem Uebermaß dichterischer Arroganz geben Zeugniß die Epigramme: „Gerechte Rache" (S. 413); „Der anonyme Verfolger" (411); „Günstige Auslegung" (408); „Einwurf" (403) u. a. Wie weit in dieser Hinsicht die Selbsttäuschung des Dichters und die vergötternde Heuchelei geht, zeigt das Gedicht „Selbstlob", ganz am Schlusse:

Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? es entdeckte
  Irgend ein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?
Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht mich,
  Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges, irdisches Nichts.
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
  Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Geist.

Aber mit solchen Sophistereien wird der Dichter schwerlich bei der Mitwelt, geschweige denn bei einer ganz unbefangenen Nachwelt durchkommen. Freilich staunt nur ein ganz elender Stutzer im Spiegel sein irdisches Nichts, seine wohlgeformte Nase, seine lebhaften Augen, seine kleinen Ohren u. s. w. an. Aber auch seinen Geist im innern Spiegel zu bestaunen kommt, dem Dichter nicht zu, ja dem Dichter fällt es nicht ein. Wo ist eine dergleichen Stelle im ganzen Homer, Sophokles, Shakspeare, Ariost, Cervantes, Byron, Göthe? Wol kann der Künstler über ein vollendetes Werk, das seinem Geiste unter Freude und Qual entsprossen, jene Wonne empfinden, die nur im Schaffen liegt. Auch Correggio rief: „Anch' io son' pittore"; aber in diesem Worte liegt ganz etwas Anderes als in Platen's „Selbstlob". In diesem liegt der tiefe, unendliche Seufzer Dessen, der, was er innerst erstrebt, noch nicht erreicht hat; liegt in jenem nur der durchzuckende Blitz der Begeisterung und Kraft, angeregt von dem Kunstwerke Rafael's, die Vorempfindung der ganzen unermeßlichen Arbeit, die noch bevorsteht, ehe das Herrliche erreicht wird. Aber kein hochmüthiges Genügen, kein Sichselbstbegaffen wie Narcissus, kein Gefühl des über den Berg Hinausseins. Als Haydn zum ersten Male die Aufführung seiner „Schöpfung" hörte, und die Stelle vernahm: „Es ward Licht!" da rief er entzückt mit zum Himmel gewandtem Auge: „Nicht von mir; von dort, von oben herab kommen diese Töne!" Und das war Demuth, und das schrie er auch nicht allen Anwesenden in die Ohren, sondern diese Worte waren ein Seufzer, in welchem zugleich die Trauer lag darüber, daß sein Genius nimmer dergleichen hervorbringen würde. Ein herbes Gefühl der Ohnmacht im Mächtigsein.

Und dennoch ist dem seltsam, unbehülflich, unleidlich irrenden Geiste unsers Dichters wahre Poesie nicht abzusprechen. In mehren seiner Balladen ist der erhabene, einfache Schwung volksthümlicher Dichtung nicht zu verkennen; viele seiner Oden gehören zu dem Glänzendsten, was in dieser Gattung geleistet werden kann. Seine Schilderungen südlicher Gegenden und Empfindungen legen sich reich und glühend ans Herz und sind Dem, der sie einmal vernahm, unvergeßlich. Selbst die Ghaselen, nur Nachbildungen, oft gewaltsam sich an orientalische Zustände und Denkweise anempfindend, sind, bis auf einige wahrhaft degoutirende Partien, Proben einer reichgestaltigen Phantasie, welche keine Blüte des Lebensgenusses unbetrachtet läßt. Einige seiner Sonette sind ausgezeichnet schön, während andere nur eine grillenhafte Neigung und gehässige Lebensansicht in eleganten Rhythmen aussprechen. Eine kurze Bemerkung über die Zeit, welcher Platen als Mensch und Dichter angehört, wird hinreichen, die Extreme seines Wesens, den Widerspruch seines Geistes zu vermitteln und über sein eigenstes Innere aufzuklären:

Platen gehört einer Zeit an, die in jeder Hinsicht ein Zuviel hat. Sie hat sich übergenossen, überempfunden, überdacht, überdichtet, und ist deshalb, wie ein Mensch, der sich physisch übernommen hat, zum Vomiren geneigt. Dennoch lebt im Innern dieser Zeit viel Schönes; allein dies ist zum Theil als der Nachlaß einer letztvergangenen Periode anzusehen, über welchen noch nicht zu Nutz und Frommen der Gegenwart gerichtlich verfügt ist, der noch nicht zum festen Bewußtsein derselben, zum wirklichen Verständnisse geworden. Anderntheils zeigt sich dieser bessere Inhalt nur als dunkles Streben, das sich seines Zieles unbewußt, seines Stoffs nicht mächtig und mithin in sich selbst nicht abgeschlossen ist. Diese Zeit ist darum viel geneigter zum Geben als zum Empfangen. In ihrer Bildung nicht einig, das Beste nicht ergreifend, das Geringe vergötternd, sucht sie für ihre unreifen Gedanken ein Publicum, bevor sie mündig sind. Weil die Sprache für Alle denkt, weil die Jugend nie ausstirbt, weil Jeder, was ihm beliebte, von der allgemeinen Bildung abge-

schöpft, weil mithin die Form eines Abgeschlossenen, Totalen zu erreichen nicht schwer ist, so täuscht sich das Streben leicht auch über den Inhalt. In der Zerrissenheit glaubt es ganz zu sein, in dem Alten, was es wiederkäut, hält es sich für neu und eigenthümlich; in der Sucht, sich zu präsentiren, weil ja Alles auf die Dehors gehalten wird, wird es zum Heuchler, zum Lügner, zum gehässigen Verkleinerer wirklichen Verdienstes. Dergestalt, nur halb ganz, nur halb ernsthaft, nur halb liebevoll, nur halb wahr und gewissenhaft, vermag der Schriftsteller von heute Schlechtes und Gutes, ein geistreiches Fragment und ein gedankenarmes Werk, ein Tiefempfundenes und ein Seichtgedachtes aus einer Tasche zu geben, wie der vollgepfropfte Reiche aus einem Beutel Goldstücke, Silbermünzen und Kupferpfennige austheilt. Daß mit diesen Prädicaten nicht jede Individualität der Gegenwart bezeichnet werden, daß somit dem wenigen Vollendeten kein Eintrag geschehen soll, bedarf nicht der ausdrücklichen Erwähnung; allein man wird es nach diesen allgemeinen Bestimmungen begreiflich finden, wie heutzutage Viele nicht blos geistreich scheinen, sondern es wirklich sein können, ohne darum von dem Widerspruch des schrecklichen Gegentheils erlöst zu sein.

Schließlich bemerken wir, daß unter den in dieser zweiten Auflage hinzugekommenen Gedichten einige politischer Tendenz und Färbung sich befinden, welche zu den schönsten der ganzen Sammlung gehören. Wir begnügen uns, die vorzüglichsten derselben dem Leser zu bezeichnen. „An Karl X." (S. 314), „Der Rubel auf Reisen" (184), „An einen Ultra" (126) u. s. w. Gern würde unsere Kritik sich ausführlich und, wie es bei diesen Gedichten nicht anders sein konnte, mit vollster Anerkennung darüber verbreitet haben, wenn nicht jeder Sprecher unserer Tage einem Bewehrten gliche, der sein Schwert in der Scheide läßt, wo es Rücksicht und Umsicht gebieten. Schweigen ist häufig besser als Reden, aber es ist doppelt schmerzlich, da die Lippe zu versiegeln, wo eine edle und unerwartete Gesinnung zu rühmen wäre. 32.

Rußlands Territorialvergrößerung von der Alleinherrschaft Peter des Großen bis zum Tode Alexander I., geschichtlich dargestellt von Julius von Hagemeister. Riga, Frantzen. 1834. 9 Gr.

Der Verf. dieser Skizze hat eine beruhigende Absicht. Er will durch einen historischen Ueberblick des allmäligen Anwachses des russischen Reichsgebiets darthun, daß Rußland, seitdem es zu der europäischen Staatenfamilie gehört, niemals dem Geiste der Eroberung gefolgt sei, sondern nur „natürliche Grenzen", nothwendige Gebietserweiterungen erstrebt, und nachdem es diese erlangt habe, von selbst und nach demselben Gesetz der Nothwendigkeit von jeder fernern Gebietsvergrößerung abstrahire. Wäre dieser Beweis stringent geführt oder überhaupt zu führen, so würde sich daraus von selbst die beruhigende Ueberzeugung für das abendländische Europa ergeben, daß Rußland nicht daran denken könne, seine jetzige Westgrenze zu überschreiten oder eine Gebietserwerbung jenseit dieser oder seiner heutigen Südgrenze zu suchen; ein Satz, den zum Theil wenigstens der Friedensschluß von Adrianopel schon im Sinne des Verf. bestätigt hat. Was an der Ostgrenze Rußlands vorgehen mag, interessirt uns weniger; aber jener halbe Beweis, der die Argumentation dieser Schrift in dem jüngsten Friedensschluß mit der Pforte gefunden hat und den auch die Lösung der griechischen Frage unterstützt, erweckt allerdings unser Vertrauen zu der Beweisführung des Verf. Wir irren daher wol nicht, wenn wir dieser Schrift wenigstens einen halbofficiellen Charakter zuschreiben; mindestens scheint so viel mit Sicherheit anzunehmen, daß sie im Sinne des jetzigen russischen Cabinets verfaßt ist, und daß ihr Theorem sich bewähren wird, so lange die gegenwärtige Regierung, und, wir scheuen uns nicht zu sagen, so ein lange so milder und willenskräftiger Fürst, wie Kaiser Nikolaus ist, den russischen Thron inne hat.

Daß die natürlichen Grenzen Rußlands die vier Meere sind, die jetzt dieselben bespülen, wird nicht leicht in Zweifel gestellt werden können; minder klar ist es schon, ob blos, wie der Verf. behauptet, Umstände und Verhältnisse, nicht aber eine klar erkannte Absicht, zu ihrer Erreichung geführt habe. Wir müssen vielmehr das Letztere glauben, wenn wir den Zaar Peter und seine Nachfolger für wirklich durchdrungen von den Bedürfnissen des russischen Reiches halten sollen. Jetzt hat es diese Grenzen erreicht, und es wird zu einem Gegenstande hohen geschichtlichen Interesses, zu überblicken, wie es dieselben erlangte. Ein anderer Hauptzweck des Verf. ist es, überall den Rechtstitel jeder neuen Erwerbung nachzuweisen, die erste Besitznahme bei herrenlosen Gebieten, die vertragsmäßige Abtretung bei solchen, die bereits, wie der Verf. sagt, im menschlichen „Verkehr" waren, wobei wir nur bemerken, daß Reichsgebiete wenigstens nach römischem Recht nicht „res commercii", sondern „extra commercium" sind. Hiernach hat er auch die Entdeckungsreisen der Russen in Asien und Amerika und ihre Erfolge zu berühren, und er thut dies, sowie er denn auch bei jeder Erwerbung durch Krieg und Verträge der Verhältnisse kurz gedenkt, die sie politisch nothwendig oder wünschenswerth machten. Auf diese Art löst der Verf. seine Frage zu ziemlich logischer Befriedigung für uns, und sein Versuch, argwöhnische und furchtsame Gemüther in Europa, welche der regelmäßige und nach kolossalen Verhältnissen bemessene Anwachs der russischen Macht gegen Europa und Asien hin erschreckt, durch Gründe der höhern Politik zu beruhigen, verdient Achtung und Theilnahme. Daß sich die Cabinete Europas davon nicht einschläfern lassen werden, dafür bürgt die enge, fast familienähnliche Verknüpfung und Berathung aller Angelegenheiten der höhern Politik, zu der die europäischen Verhältnisse durchgedrungen sind; dafür bürgt ferner die immer argwöhnische Presse. Wer aber vermag uns dafür zu stehen, daß sowie vor 100 Jahren die Düna, vor 50 Jahren die Weichsel für eine natürliche Westgrenze Rußlands gehalten wurde, in späterer Zeit nicht die Oder dafür genommen werde? Im Süden und Osten begegnen bei einer vorausgesetzten Vergrößerungssucht Rußlands diesem Triebe theils natürliche, theils moralische Hindernisse, ein anderes Volksleben, andere Religion, die Unmöglichkeit, durch Popularität zu gewinnen. Wie aber im Westen? Hier ruht die Hauptschwierigkeit der Frage; ihre Negation wird immer ihre Hauptstütze nur in der Friedliebe des russischen Cabinets haben. Die natürliche westliche Grenze Rußlands an dieser oder jener Stelle zu finden, wird stets Sache der Willkür sein, nachdem man einmal die sprachliche Abgrenzung (welche auch die des Volkslebens ist) als unzureichend misachtet hat. Eine allzugroße Entfernung von den Sitzen der Reichsmacht ist das Einzige, was die Eroberungssucht hier nach natürlichen Bedingungen zurückschrecken könnte; aber auch dies fällt weg, wenn Warschau als eine dritte Hauptstadt des russischen Reichs angesehen werden soll, — und hierin eben scheint uns der Hauptgrund zu liegen, warum Europa der völligen Einverleibung Polens zu widersprechen, stets ein Recht und eine begründete Veranlassung zum Gebrauch dieses Rechtes finden wird. Wäre Warschau einer der Centralpunkte russischer Macht, was flösse natürlicher daraus ab, als die Aufsuchung neuer, schützender Grenzen für diesen Centralpunkt, auf die es keinen

Anspruch hat, wenn es die Hauptstadt eines Bundesstaats bleibt?

Diesen Punkt läßt der Verf. natürlich unerörtert, und wir tadeln ihn deshalb nicht; denn Alles zusammengenommen, könnte er doch nur das Product eines unverdienten Mistrauens sein, und das jüngste Verhalten Rußlands gegen die Pforte und gegen Persien erweckt vielmehr das Vertrauen, daß das Cabinet selbst sich überall in gesicherten Grenzen erblickt und kein Bestreben zeigt, diese gegen minder sichere und weiter entlegene zu vertauschen. Nach dieser kleinen Digression, welche nur zeigen sollte, daß des Verf. Schlüsse wenigstens von einer Seite her nicht vollständig und beweiskräftig sind bis zum Ausschlusse des Gegenbeweises, kehren wir zu seiner Darstellung zurück, die als Geschichtsbeitrag das Verdienst einer gründlichen, übersichtlichen und zuverlässigen Lösung der aufgestellten Frage besitzt; der Frage nämlich: wie Rußland zu seinen heutigen Grenzen gelangte? Peter der Große fand ein Reichsgebiet von 267,439 □Meilen mit den Grenzen des Manselkagebirges, des Ssago- und Ladogasees gegen Schweden, des Dnieper und der Mescha gegen Polen, des Ural und des Samara gegen Süden, der Gorbiza und des Amar gegen China und der Kowáma gegen Osten hin. Zu der ersten Erwerbung gab der karlowitzer Frieden 1698 Anlaß; Peter erlangte Asow, das zu einem wahren Ehrenpunkt für Rußland geworden war. Die Ostseeküste war von nun an Peter's Augenmerk. Ingermanland war im Kriege besetzt und auf dieser noch zweifelhaften Eroberung mit beispiellos kühnem Sinne die neue Hauptstadt des Reichs gegründet. Im Frieden von Nystädt 1721 erhielt Rußland rechtmäßig Liefland, Esthland, Karelen, Ingermanland, Wiborg, Moen, gegen Kexholm und 2 Mill. Thaler. Von jetzt an war Rußland ein europäisches Reich. Gleichzeitig ward die Ukraine gesichert und Sibirien von wenigen Kosacken vollends erobert; 1706 ward die südlichste Spitze von Kamtschatka colonisirt, 1711 die Kurilen entdeckt und besetzt, 1724 die Küste des kaspischen Meers gewonnen. So hinterließ Peter sein Reich um fast 10,000 □M. erweitert, nämlich 275,815 □M. fassend. Katharina I. unterwarfen sich 200 Ortschaften der Kubantartaren freiwillig; Peter II. gab Mazanderan und Astrabat an Persien zurück, dehnte die chinesische Grenze bis an den Kiachta aus und stellte seine letzten Wachtposten am Narym auf. Anna nahm die Kirgisen 1731 auf und erlangte Gebiete in der Krim. Elisabeth erlangte im Frieden von Abo 1743 Friedrichshamm, Pyllis, Nyslot u. s. w., 1746 die turkomanischen, 1748 die Ossätiner-Gebiete, 1750 die Aleuten und den Rest von Kamschatka. Sie hinterließ das Reich um 44,000 □M. vergrößert und 320,524 □M. umfassend. Mit der Thronbesteigung Katharina II. begann für Rußland eine neue Epoche der Vergrößerung. „Preußen, als Rußlands Verbündeter", sagt der Verf., „entwickelte zuerst den Gedanken einer Zerstückelung des unruhigen Polens." Die Sache ist keineswegs ausgemacht, und jedenfalls kam Friedrich der Große damit nur dem Entwurf im russischen Cabinet zuvor, das polnische Reich in eine entschiedene Abhängigkeit von Rußland zu bringen. Im Theilungsvertrage 1772 erhielt Katharina Polnisch-Liefland, Poloczk, Witepsk, Minsk bis an den Dnepr. In der zweiten Theilung des „vom Jakobinismus verpesteten Landes" Wilna und alles Land bis zum Dniestr. Bei der gänzlichen Zerstückelung Polens 1795, gestützt auf die Erfahrung von dem Unvermögen der Polen „sich selbst zu regieren", Volhynien und Galizien, den Bug entlang, Brzesc, Nowgorad und den Niemen zur Grenze. In demselben Jahre entsagte Peter von Kurland für 25,000 Dukaten Pension. Der Friede von Kainardge brachte einen Theil der Krim, die Küsten des schwarzen Meers an Rußland, Bering's Entdeckungen führten 1789 zum Besitz vom Nutkasund (Paul I. nahm Georgien und Cartilinien in Besitz 1799) und Rußland umfaßte nun 349,472 □M., wovon 7378 auf die polnischen, 2801 auf die türkischen Erwerbungen und 20,000 auf die Nordwestküste von Amerika kamen. Im Frieden von Tilsit 1807 ward die Provinz Bialystock erworben, Jever in Ostfriesland dagegen abgetreten; der schönbrunner Friede 1810 brachte die Dniester- und Strippagrenze gegen Galizien ein, der Receß von Torneo 1810 Finnland, Aland u. s. w. bis Torneo; der Friede von Bukarescht 1812 endlich Bessarabien und einen Theil der Moldau bis zum Pruth. Der wiener Vertrag 1815 gab das Königreich Polen (Warschau und einen Theil Galiziens), während der Friede von Gulistan bereits 1813 Georgien an Rußland abgetreten hatte, und 1825 die englisch-russischen Grenzen in Amerika erweitert waren und die Prinz-Walesinseln an Rußland gelangten. Alle diese Erwerbungen geben dem russischen Gebiete nun eine Ausdehnung von 362,890 □M., von welchen 4977 auf Finnland und Lappmarken, 2300 auf Polen, 1129 auf Bessarabien, 2356 auf Baku, Daghestan, Mingrelien, 945 auf die neusibirischen Entdeckungen kamen. In dieser Ausdehnung sind die russischen Grenzen 40 M. von Berlin, 40 von Dresden, 42 von Wien, 70 von Konstantinopel (zur See 60 M.) und ungefähr 200 M. von Peking entfernt und haben seit hundert Jahren um 105,000 □M. meistens reicher und fruchtbarer Provinzen sich erweitert. In diesen Grenzen, festen und natürlichen, meint der Verf., müsse Rußland stehen bleiben, da ihm jeder haltbare Grund, eine Erweiterung zu suchen, fehle. Auch wir sind der Meinung, daß eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Bewohnern, sparsam auf unermeßlichem Raume vertheilt, den Geist der Eroberung in einem Fürsten weit weniger anregen könne, als ein Staat mittler Größe mit einer strotzenden, überschäumenden Bevölkerung, wie z. B. Frankreich, wo das Ueberströmen der innern Kraft von Zeit zu Zeit Naturbedürfniß, beinahe Nothwendigkeit wird. Inzwischen ist Rußlands Augenmerk jetzt auf Handel und Seeherrschaft gerichtet und muß darauf gerichtet sein, eben seiner Territorialausdehnung, seiner mangelnden Bevölkerung und seiner festen Reichsgrenzen wegen; und in dieser Richtung hin wird es vor allen Dingen feste Punkte im Mittelmeere zu erstreben haben. Der Besitz der ionischen Inseln, Kandias oder der dalmatischen Küsten muß ihm daher höchst wünschenswerth sein, und am liebsten wünschten wir ihm Kandia. Die praktische Brauchbarkeit dieser achtbaren Skizze erhöht sich durch die fortlaufende Angabe der Quellen (russischer und deutscher), wo die Friedensschlüsse, Verträge, Grenzrecesse anzutreffen sind, und wir können dieselbe daher allen Geschichtsfreunden als eine willkommene Monographie über diesen Gegenstand aufs beste empfehlen. 100.

Notiz.

Der Adler als Feld- und Wappenzeichen.

Wie schon in alten Zeiten, so ist bekanntlich auch bei vielen neuern Nationen und in verschiedenen Reichen der Gegenwart der Adler das Feld- und Wappenzeichen. Die alten nordischen Könige hatten ihn auf ihren Schildern, wie die Römer als Feldzeichen, und er ist das eine oder andere als Symbol des deutschen Reiches und der französischen Republik, der Monarchien von Oestreich, Preußen und Rußland, von Polen, Sicilien, Spanien, Sardinien und auch von den Freistaaten der Nordamerikaner. In dieser letztern Beziehung klagte Franklin (in seinen „Schriften", Weimar 1817, III, 92) mit beißender Ironie: „Ich für meinen Theil wünschte, man hätte den Adler nicht zum Sinnbilde unsers Landes gewählt; er ist ein Vogel von schlechtem sittlichen Charakter und erwirbt sich seinen Unterhalt nicht auf ehrliche Weise. Dazu ist er ein feiger Schelm; der kleine Vogel, den wir Königsvogel nennen, der nicht größer ist als ein Sperling, greift ihn dreist an und treibt ihn aus seinem Umkreise." Indeß nimmt es die Symbolik mit dergleichen ursprünglichen Deutungen ihrer Symbole, die oft etwas ganz Anderes bezeichnen, als sie vermöge ihres Wesens und ihrer ganzen innern Natur bezeichnen können, nicht so ganz genau, wie ja auch z. B. der Zusatz „Dei gratia" ursprünglich nur der Ausdruck der Bescheidenheit war. 17.

Hierzu Beilage Nr. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 19. März 1835.

Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von Fr. Chr. Schlosser und Gottl. Aug. Bercht. Erster bis dritter Band. Frankfurt a. M., Schmerber. 1830—32. Gr. 8. 6 Thlr. 4 Gr.

In keinem Fache der Literatur ist seit längerer Zeit mit größerm Eifer und glücklicherm Fortgange in Deutschland gearbeitet worden als auf dem weiten Gebiete der Geschichte; keine andere Nation kann sich so zahlreicher, so gründlicher und zugleich scharfsichtiger Geschichtforscher und Geschichtschreiber rühmen als die deutsche; nicht nur besitzt jede deutsche Universität einen Heros, oder doch wenigstens einen ausgezeichneten und hervorragenden Mann in diesem Fache, wie Berlin seinen Raumer, Göttingen seine Heeren und Dahlmann, Jena seinen Luden, Heidelberg seinen Schlosser, Halle seinen Leo, Freiburg seinen Rotteck, Bonn seinen Hüllmann, Leipzig seinen Pölitz und Wachsmuth, Breslau seinen Wachler, sondern beinahe jede deutsche Provinz hat tüchtige und fleißige Geschichtsmänner aufzuweisen, die jährlich den historischen Schatz bereichern. Auch fehlt es nicht an ermunternder Theilnahme des Publicums. Für das ganze Gebiet der Geschichte in Deutschland einen einenden Mittelpunkt zu erschaffen, ist der Zweck dieser Zeitschrift; sie liefert größere und kleinere Abhandlungen, Kritiken, einzelne Notizen, Auszüge aus bedeutenden Werken, besonders aus den weniger zugänglichen des Auslandes. Daß nur Gediegenes, nur Gründliches in ihr gegeben wird, dafür bürgt schon der Name Schlosser's. Der erste Band enthält mehre ausgezeichnete Abhandlungen. „Die Tochter und die Gemahlin eines Ministers der Revolution", den Begebenheiten und handelnden Personen der Revolution gegenüber, von S., ist eine ebenso geistreiche und anziehende als wahre und tiefaufgefaßte Charakteristik der Frau von Staël und der Frau Roland (S. 1—79). Erstere glänzt als die Repräsentantin der pariser Salons der vornehmen Welt, während die Letztere, dem ehrenwerthen Mittelstand angehörend, das Bild einer wahren Republikanerin darstellt, deren stetes und höchstes Streben war, Rousseau's Träume zu verwirklichen. S. hat mit unverkennbarer Meisterhand die Portraits der beiden Frauen gezeichnet, und wir können uns nicht enthalten unsern Lesern einzelne Züge aus dieser Schilderung mitzutheilen. „Eignes Bedürfniß, eigner Trieb", sagt er von der Roland, „nicht Eitelkeit und Sucht zu glänzen, oder mit ihrem Geiste Eroberungen zu machen, trieb sie an, Kenntnisse, die man sonst Weibern nicht mitzutheilen pflegt, aufzusuchen. Sie las Pascal und Malebranche und copirte Clairaut's mathematische Anfangsgründe, als die Frau von Staël Stücke schrieb, die von den Schmeichlern der Großen, die sich mit dem Namen der Philosophen brüsteten und Voltaire anbeteten, während sie Christus verleugneten, mit lautem Jubel aufgenommen wurden. Die Eine suchte und liebte das stille häusliche Leben und war nur froh im Anblicke der schönen Natur; für die Andere hatten Talent, Wissenschaft, das Leben selbst keinen Werth, wenn sie nicht in Paris Gesellschaft aus der großen Welt um sich sammeln und und ihren Geist in glänzender Rede zeigen konnte. Daher ihr Buch der Jeremiaden gegen Bonaparte („Dix années d'exil"). Erziehung, Stand und Geburt der beiden Damen mußte in ihnen eine ganz verschiedene Ansicht von der bestehenden Ordnung der Gesellschaft und vom Werthe derselben hervorrufen. Die Roland war aus der achtbaren mittlern Classe der pariser Bürger, die mit der Feinheit, welche die Weiber, besonders die Pariserinnen, auszeichnete, eine Entfernung und Abneigung vor der Verdorbenheit der höhern und höchsten Classen, vor der Niederträchtigkeit und dem Sklavensinne der Angestellten und der zahlreichen Dienerschaften der Großen, sowie einen tiefen Abscheu vor der Verworfenheit und Sittenlosigkeit des niedern Haufens verband. Die Tochter Necker's verschmähte früh die Zucht ihrer strengen und frommen Mutter, sie nahm mit der Bildung der Encyklopädisten auch ihre Moral an, die sich leicht den Umständen anpassen ließ, wie die „Delphine" und „Corinne" hinlänglich darthun. Auf dieselbe Weise wählte die schöne Roland einen besonnenen, verständigen, aber schon ältern Gemahl, den sie achtete und der sie liebte, und war unzertrennlich von ihm wie er von ihr; Necker's Tochter erhielt der Form wegen einen Gemahl, von dem es besser ist zu schweigen als zu reden, durch die Königin von Frankreich, die den König von Schweden bewog die Dauer des Gesandtschaftsposten in Paris an diese Heirath zu knüpfen." So wird diese Parallele noch weiter fortgeführt, die freilich sehr zum Nachtheil der berühmten Staël ausfällt. — Die zweite Abhandlung: „Ueber die Quellen der spätern lateinischen Geschichtschreiber, besonders über Zeitungen, öffentliche Bekanntmachungen, Archive und deren Benutzung unter den Kaisern" (S. 80—106), ebenfalls von S., enthält eine für den Historiker interessante Untersuchung. Ein Beispiel wird angeführt, wie unter der Kaiserregierung Zeitungsleser und „Mitglieder der unbedeutenden Opposition", welche in den Zeitungen (acta populi, acta publica, diurna, urbana) genannt wurden, verdächtig gemacht wurden. „Unter Nero, zu einer Zeit, als auch die letzten Spuren altrömischer Gesinnung nach und nach zu verschwinden begannen, bildete bekanntlich Thraseas Pätus dadurch eine Gegenwirkung, daß er sich nicht so tief erniedrigte als seine Collegen im Senate, daß er nicht niederträchtig der Herabwürdigung freiwillig entgegenging, und auch da, wo Widersetzung vergeblich schien, durch sein Schweigen oder durch die Verweigerung seiner Theilnahme seine Gesinnung an den Tag legte. Der Ankläger, Capito Cossutianus, sagt Tacitus („Annal.", XVI, 22), führte, um den Thraseas Pätus zu verderben, zuerst Alles an, was dieser gewöhnlich nicht zu thun pflegte, wenn es auch alle andern Senatoren thäten, dann gab er zu verstehen, er suche offenbar ein Zeitungslob. Die Liberalen im ganzen Reiche hätten keine größere und dringendere Angelegenheit, behauptet er, wenn ihnen ein Zeitungsblatt in die Hand komme, als sich darnach umzusehen, was Thraseas Pätus nicht gethan habe. Er gibt schlau zu verstehen, daß der widerwärtige republikanische Geist, den man zu verbannen suche, grade dadurch erhalten werde, daß solche Leute wie Pätus eine Ehre darin suchten, Alles herunterzusetzen, nichts mitzumachen, sich aus Stolz den Pflichten der Dienstbarkeit zu entziehen und dadurch Haupt und Führer (dux et auctor) rebellischer Rotten zu werden. So hätten es in der alten Zeit die Tubo und Favonius gemacht, die man sogar in der republikanischen Verfassung für gefährliche Leute gehalten habe. Jetzt wollten Thraseas und seines Gleichen unter dem Vorwande, Freiheit zu gründen, das Kaiserthum stürzen; wenn ihnen das einmal gelungen sei, würden sie sich auch gegen die Freiheit erheben. Alles dieses folgert er blos daraus, weil er zu wissen glaubt, daß die öffentlichen Nachrichten über die täglichen (diurna populi Romani) Ereignisse in Rom blos darum in den Provinzen und bei den Heeren so ängstlich gesucht würden, weil man darin zu lesen hoffte, wie sich Thraseas benommen, und ganz besonders, was er nicht mitgemacht habe." Also auch hierin nichts Neues unter der Sonne: nur daß in unserer Zeit Zeitungsschreiber und Zeitungsleser gleiches Schicksal theilen. Im nämlichen Aufsatze ist ein Beispiel von der Servilität der Gesinnung eines der Gelehrten erster Größe angeführt, welches ebenfalls auch in der gegenwärtigen Zeit unter den grundgelehrten Zunftherren, die sich vor Allem fürchten, was lebendigen Geist verräth, seine Gegenstücke finden möchte. Gruterus, ein berühmter Professor in Witten-

berg und Heidelberg (starb 1627), macht dem Ammianus Marcellinus, der die Prahlerei des Constantius, anderer Leute Verdienst ganz unverschämt sich allein zuzuschreiben, recht bitter tadelt, harte Vorwürfe und beschuldigt ihn einer antimonarchischen und frevelhaften Gesinnung. Er meint, Ammianus habe dergleichen Urtheile aus einer gefährlichen Schule, von Denen, die Alles herunterſetzten, oder von den Philosophen, die über Alles denken wollten!! Er verstehe die Hofsitte, nach welcher sich dieses grade so verhalte und den echt monarchischen Grundsätzen nach auch so verhalten müsse, gar nicht, oder er sei ein Heide, wie Julianus, den er zu seinem Helden mache; ein Christ würde Glauben, Demuth, Gehorsam gelernt haben. Gruterus würde mit solchen Grundsätzen der Redaction gewisser serviler Blätter und politischer Zeitungen Ehre machen. — Die Freunde des größten allegorischen Dichters, Dante's, finden in den „Briefen über das Paradies in der Divina commedia" (Bd. I, S. 107—123, Bd. II, S. 134—161) scharfsinnige, tiefdurchdachte Bemerkungen und Erläuterungen, eine, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, pragmatische Entwickelung der Dichtung, welche den Wunsch nach einer ähnlichen über die „Hölle" und das „Fegfeuer" rege macht und sich gewiß nicht unwürdig den bessern unter den zahlreichen Commentaren anschließt. — Anziehend ist auch die Schilderung der Universitäten, Studirenden und Professoren der Griechen zu Julian's und Theodosius' Zeit (S. 218—272). Schon auf der Universität zu Athen, der berühmtesten und besuchtesten jener Zeit, bestanden unter den Studenten Verbindungen verschiedener Art, theils Landsmannschaften, theils Verbrüderungen, um den Ruf und die Frequenz der Vorlesungen gewisser Professoren aufrechtzuhalten. Diese Verbrüderungen und ihre Folgen werden von Zeitgenossen auf eine solche Weise geschildert, daß man glauben sollte, es wäre von Universitäten und Studenten unlängst verflossener oder gegenwärtiger Zeit die Rede; nur mit dem Unterschiede, daß sich die Studenten in Athen herumtummeln, raufen, sich gewaltsam pressen konnten, wie die Matrosen in England gepreßt werden, ohne daß irgend Jemand davon Notiz nahm, wenn es nicht zu gar argem Blutvergießen kam. Schon im Vaterlande, ehe die Studenten nach Athen kamen, wurden sie für den einen oder andern Lehrer gewonnen, und verpflichteten sich in die Verbindung zu treten. Jede Verbindung hatte wie die Landsmannschaften und Chore der deutschen Universitäten ihren Präses oder Senior, dessen Geschäft war, an der Spitze der gerüsteten Brüderschaft in den Piräus oder auf das Vorgebirge Sunium zu ziehen, um die Ankömmlinge in Empfang zu nehmen, für seinen Sophisten zu pressen, und mit Knittel, Schwert und Steinen die andern Brüderschaften zu bekämpfen. Dazu gehörte nothwendig Trinkgelag auf Trinkgelag, Schulden auf Schulden und, wenn Alles erschöpft war, Borgen zu 25—50 Procent. — Außerdem ist im ersten Bande noch die Geschichte des Processes und der Gefangenschaft des berüchtigten Oberintendanten Fouquet, ein Beitrag zur französischen Hof- und Staatsverwaltungsgeschichte unter Ludwig XIV., ferner eine kritische Anzeige von Meyer's „Geschichte der Schweiz", von Aschbach's „Geschichte der Ommaijaden in Spanien" und Einiges aus Bignon's „Geschichte von Frankreich". In diesem Bande wird auch bei Gelegenheit der Aschbach'schen Arbeit der Geheime Hofrath Heeren angegriffen, worauf von Seiten dieses berühmten Gelehrten eine vornehme Entgegnung in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" erfolgte, die von Bercht im zweiten Bande durch „Noch Einiges, worauf es keiner Antwort bedarf", erwidert wurde.*)

Im zweiten Bande liefert Schlosser eine belehrende Abhandlung über die Entstehung der den Franzosen des 18. Jahrhunderts vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze. Kortüm, gegenwärtig Professor in Bern, erzählt in seiner körnigen Sprache die gründlich nach Quellen bearbeitete Geschichte des Ezzelino da Romano. Aschbach löst die Frage: „Hat Franken im 10. Jahrhunderte Landesherzoge gehabt?" nach einer quellenmäßigen Untersuchung mit dem Resultate, daß, obwol nicht geleugnet werden kann, daß im 10. Jahrhunderte mehre Konradiner, oft sogar einige zu gleicher Zeit, den Titel: Dux Francorum, geführt haben, doch nirgend aus den Quellen nachgewiesen werden kann, es habe in Franken Landesherzoge, oder daß es einen Ducatus Franciae gegeben. In einer Untersuchung über den Gefangenen mit der eisernen Maske weist Bercht mit ziemlicher Gewißheit nach, daß dieser berühmte räthselhafte Gefangene Niemand anders war als ein Graf Matthioli, der Minister und Gesandte des Herzogs Ferdinand Karl von Mantua, der das französische Cabinet bei dessen Unterhandlungen um den Kauf der Festung Casale in Montferrat, 1678, an Oestreich und Spanien verrathen hatte und dafür mit ewiger Gefangenschaft büßen mußte.

Die größere Hälfte des dritten Bandes (von S. 1—[illegible]) nimmt Schlosser's Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadler und Lobredner ein. Es sind Forschungen in rhapsodischer Form, die als Vorarbeiten einer neuen Ausgabe und Fortsetzung der Geschichte des 18. Jahrhunderts, welche der Verf. beabsichtigt, betrachtet werden müssen. Lavalette's „Denkwürdigkeiten", Las Cases' „Mémorial de Ste.-Hélène", die „Denkwürdigkeiten Napoleon's" von Montholon und Gourgaud, die unter Montgaillard's Namen bekannt gemachte „Geschichte Frankreichs" und andere auf den dargestellten Gegenstand Bezug habende Werke werden mit außerordentlichem Scharfsinne streng, aber gerecht gewürdigt; vor dem Lichte einer solchen Kritik findet am wenigsten der Romanschreiber Walter Scott Gnade, der mit Napoleon's „Leben" eine Speculation auf dem Büchermarkt wagte; er wird in jeder Beziehung so trefflich abgefertigt, daß wir uns nicht versagen können, eine kurze Stelle hier anzuführen. „W. Scott bearbeitet die Gemüther, er benutzt die Vorurtheile und die beschränkte Ansicht der Engländer seiner Partei auf dieselbe Weise, wie die Franzosen der verschiedenen politischen Factionen die Vorurtheile und Leidenschaften ihrer Landsleute benutzen, wenn sie nicht aus innerer Ueberzeugung und eignem Sinne, sondern nach kluger Berechnung der Gesinnung und des Gemüths Derer, die sie zu gewinnen hoffen, ihre Geschichten abfassen. W. Scott hat durch die Rolle, die er bei den Kabalen der englischen Oligarchen gegen die Reformbill gespielt, durch die Rede, die er gehalten hat, als eine Bittschrift gegen die Bill unterschrieben werden sollte, deutlich bewiesen, daß er in altschottischen Vorurtheilen sein ganzes Leben so befangen geblieben, daß ihm unmöglich je klar geworden sein kann, worauf es in unserer Zeit eigentlich ankommt. Wie sollte ein solcher Mann die französische Revolution und den General, den diese zum Herrscher unsers Festlandes machte, richtig würdigen können?" Diese Vorarbeit, so reich an Proben eines scharfen zergliedernden Verstandes, eines treffenden, gesunden Urtheils, einer strengen Unparteilichkeit, geleitet von großer Liebe zum Gegenstande, berechtigt zu der Erwartung einer ausgezeichneten Geschichte Napoleon's aus der Feder des Verf. Dann folgen Beiträge zur innern Geschichte von Aragonien von Gervinus und zur neuesten Geschichte des Kantons Bern von Bercht. Letztere bestehen in Auszügen aus dem Berichte an den großen Rath der Stadt und Republik Bern über die Staatsverwaltung in den letzten 17 Jahren von 1814—30; es ist eine Abschiedsrede des gefallenen Patriciats pro domo und bedürfte einer weit strengern Sichtung und Beleuchtung, als ihr B. angedeihen ließ. So geben die in neuerer Zeit in Bern aufgefundenen Staatspapiere des alten Geheimen Raths über die Umtriebe zum Sturze der Mediationsverfassungen eine ganz andere Ansicht als dieser Bericht nebst seinen Beilagen. Diese kurzen Angaben und Auszüge werden genügen, um auf die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Ganzen sowie auf die Gediegenheit der einzelnen Abhand-

*) Wir verweisen unsere Leser rücksichtlich dieses Streits auf V. A. Huber's Beurtheilung des ersten Theils von Lembke's „Geschichte von Spanien" in Nr. 213—216 d. Bl. f. 1831 und auf einen Aufsatz desselben Gelehrten: „Schlosser und Bercht's Angriffe auf Heeren", in Nr. 283 dess. J. D. Red.

lungen aufmerksam zu machen. Möge das „Archiv" den Kreis seiner Leser wie seiner Mitarbeiter immer mehr erweitern und in dem Geiste der Wahrheit und Unparteilichkeit, in dem es begonnen, stets fortgesetzt werden; Beifall und Theilnahme werden ihm dann nie ermangeln. 68.

Schütz, Allgemeine Erdkunde, oder Beschreibung aller Länder der fünf Welttheile u. s. w. Neu bearbeitet von einem Verein mehrer Gelehrten. In 30 Bänden. Siebzehnter Band. — Auch unter dem Titel: Neuestes Gemälde der Königreiche Niederlande und Belgien. Von Neigebaur. Wien, Doll. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieses Bandes in dem großen geographisch-statistischen Werke, dessen diese Bl. (zuletzt Nr. 29 f. 1834) schon oft gedacht haben, hat sich durch sein Reisebuch von Italien und durch eine ähnliche Arbeit über England und Frankreich bereits den Ruf eines Mannes vom Fach erworben und bewährt diesen im Ganzen genommen auch hier von Neuem. Er ist der erste Statistiker, der nach einem größern Plan eine Schilderung der beiden Reiche von Belgien und den Niederlanden nach ihrer Trennung versucht, die wir immer noch für ein europäisches Unglück halten, weil sie die Zahl der künftigen Kriegsursachen in unserm Erdtheil vermehrt, abgesehen davon, daß der blos factische Zustand zwischen beiden Reichen theils dem Wohlsein jedes einzelnen Staats entgegen ist, theils überhaupt der Idee von Ruhe und Gesetzmäßigkeit widerspricht, welche die besten Quellen des Völkerwohlstandes und des Gedeihens der Reiche bilden. Der Verf. spricht über diese Trennung, die nun wol ein Factum, aber kein Rechtsverhältniß ist, seine Ansicht nicht aus, obwol wir gewünscht hätten, von einem Manne, der die statistischen Verhältnisse dieser Länder so gründlich durchforscht hat, zu vernehmen, wie sich Gewinn und Verlust bei dieser Umwandlung vertheilt haben, was sich hier und dort dadurch wesentlich verändert hat, und wie auf eine Verharschung und Heilung der tiefen Wunden, welche beiden Staaten dadurch geschlagen wurden, im Laufe der Zeit wol zu rechnen sei. Es hätte dies, glauben wir, einen Hauptpunkt in den Ermittelungen des Verf. abgeben sollen, und es würde gewiß ein nicht wenig interessanter und dankenswerther geworden sein. Statt dessen betrachtet und beschreibt der Verf. beide Reiche, als wären sie von Ewigkeit her getrennt gewesen, und vernachlässigt daher eine Foderung, welche die Zeit an seine Darstellung macht, was wir natürlich nicht loben können.

Hiervon abgesehen ist seine Doppelschilderung gut und zuverlässig. In der allgemeinen Uebersicht der Niederlande, welche den Anfang machen, ist besonders Alles, was zu dem so eigenthümlichen Wasserstaat gehört, mit großer Einsicht und vieler Klarheit bearbeitet. Die Charakteristik des Holländers (S. 33) ist sehr gelungen: lenksam, zurückhaltend, zum Geiz, zum Mistrauen geneigt, aber ehrlich, fest in seinen langsam erwogenen Entschlüssen und treu gegen sich und Andere. „Oude bataviche trouw", alte batavische Treue, ist ihm kein leeres Wort. Mit diesen Charakteranlagen stand er freilich von jeher dem Belgier gegenüber, und unverkennbar ist es, daß die Trennung, wie traurig sie auch sei, doch eine natürliche und gerechtfertigte war, da überdem auch Sprache und Religion sie foderten. Von der holländischen Reinlichkeit, die oft zur größten Unsauberkeit wird, von der Sprache, den Vergnügungen u. s. w. theilt der Verf. Anziehendes mit. S. 44 gibt er auch friesische Sprachproben. Bei Gelegenheit des Handels müssen ihm die ältern Angaben dienen; ihre Zusammenstellung mit den neuesten aber wäre sehr wünschenswerth gewesen. Gründlich ist das Verzeichniß der großen Gelehrten und Naturkundigen, denen Holland sein Uebergewicht in classischer Bildung und in den Naturwissenschaften verdankt. Gronov, Spanheim, Coccejus, Armin, Snell, Spinoza, Coehorn, Camper, Musschenbroek, Gravesand, Swieten, Walkenaer, Hugo Grotius, Meermann, Bilderdijk, Boerhave, Mirandolle, Bibloo u. s. w. bilden gewiß eine Galerie von Geistern, wie sie nicht leicht ein so kleines Gebiet anderwärts hervorgerufen hat, und mit den Verdiensten von Löwen im Mittelalter können wenig andere Städte sich messen, der holländischen Maler und Weltentdecker gar nicht zu gedenken. Der topographische Theil des Werks ist befriedigend und mit einigen recht guten Ansichten geziert. Nicht weniger anziehend ist die allgemeine Uebersicht von Belgien, dessen Begrenzungen jedoch nicht einmal festgestellt sind. Bei dem Artikel: Kunstfleiß, zeigt sich hier das Stocken fast aller namhaften Anstalten, welche vor der Revolution Wohlstand und Gedeihen über diese Provinzen verbreiteten, und mit den wissenschaftlichen Anstalten ist es nicht besser bestellt. Alles zusammengenommen, scheint uns ein Uebergewicht von Verlusten auf Seiten Belgiens die Frucht jener traurigen Trennung gewesen zu sein, der Schulden und der Colonien noch ganz zu geschweigen. Seinen wahrhaft strotzenden Wohlstand, eine Frucht 15jährigen Friedens, hat Belgien für den Namen der Freiheit eingetauscht, und es wäre schwer nachzuweisen, in welchem Betracht es dagegen gewonnen hat. Selbst die Steuern sind erhöht und fallen bei dem Unvermögen mancher Landstriche, sie zu erschwingen, den begünstigtern doppelt zur Last. Im Heere herrscht eine sträfliche Verschwendung; die kleine belgische Armee zählt 12 Generallieutenants und 23 Generale im Dienst! Der belgische Volkscharakter ist bekannt: unzuverlässig, wild, augenblicklichen Eindrücken hingegeben. Europäische Misachtung hat ihn getroffen, und niemals werden die Belgier die Schmach der Revolution von 1830 in der Erinnerung der Völker Europas auslöschen. Das Gewissen der Völker hat sich zu keiner Zeit deutlicher ausgesprochen, niemals sich weniger täuschen lassen als bei diesem Anlasse; vom Nordcap bis zur Meerenge von Messina war darüber nur Eine Meinung.(?) Holland hat moralisch triumphirt, und wir verkünden den Belgiern, auch ohne Prophet zu sein, eine ewig sieche leidende Existenz, bis sie einst, unter dem gänzlichen Verlust ihrer Nationalität, sich in eine französische Provinz verlieren werden, die sie eigentlich jetzt schon darstellen.(?) Die Schilderungen von Antwerpen, Gent, Brüssel, mit recht zierlichen Ansichten geschmückt, haben wir mit Vergnügen gelesen; der Verf. ist ein angenehmer Cicerone für sie. Im Uebrigen mag es dem Verf. schwer genug geworden sein, neuere Nachrichten als die von 1830 zu erlangen, da bei der vorherrschenden Unordnung im belgischen Staatshaushalt mit Zuverlässigkeit auf keine Angabe zu bauen ist. Warum er jedoch die Geschichte der Revolution selbst nicht wenigstens in ihren größern Zügen angedeutet hat, sehen wir um so weniger ein, als es hierüber an guten Quellen gar nicht fehlt. Wir gestehen, daß wir dies für einen Mangel wesentlicher Art an dieser Darstellung erachten. Der Platz hierzu mußte gefunden werden, denn erst hieraus konnte das rechte Licht auf die ganze Schilderung fallen. Es ist unmöglich, in einem statistischen Werke, das den Foderungen unserer Zeit entsprechen soll, die Politik ganz zu beseitigen. 46.

Chronik der freien Hansestadt Bremen, von Carsten Miesegaes. Dritter Theil. Mit einer Karte. Bremen, Heyse. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Das in Nr. 241 d. Bl. f. 1830 über die beiden ersten Bände ausgesprochene Urtheil des Ref. ist auch auf diesen dritten Theil anwendbar; er theilt das Vorzügliche und die Mängel der beiden früher erschienenen, und der Hr. Verf. hat, wiewol gegen seine Absicht, durch seine eignen Worte die Richtigkeit der Ausstellungen bestätigt, die ihm gemacht worden sind. Er sagt nämlich in dem Vorworte, daß er, da er den Subscribenten einen vierten Theil seiner „Chronik" nicht habe zumuthen dürfen, bei dem reichen Stoff der gleichsam unter der Feder wachsenden heimatlichen Geschichte genöthigt gewesen sei, durch

Zusammendrängung mancher bekannten Gegenstände der (nur drei Theile verheißenden) Ankündigung zu entsprechen. Dieser Zusammendrängung hätte aber der Verf. entübrigt sein und noch Raum zu manchen von vielen Lesern nur ungern vermißten Nachrichten gewinnen können, wenn er in seine „Chronik“ nicht so viele nicht dahin gehörige Dinge aufgenommen und Thatsachen, deren bloße Erwähnung genügte, mit einer die Geduld der Leser ermüdenden Umständlichkeit dargestellt hätte. So wird jeder mit der deutschen Geschichte einigermaßen vertraute Leser die von S. 56—119 gehende Geschichte der Hanse, der noch von 119—147 (zusammen mehr als ein Fünftel der Seitenzahl des ganzen dritten Theils) ein dürres Register von Bremens Theilnahme an den Versammlungen des Hansebundes beigefügt ist, völlig überflüssig finden. So ist ferner die Note S. 293 von der Erfindung des Schießpulvers völlig müßig, und die Mittheilung der bei Gelegenheit der Besetzung der Stadt durch die Russen gehaltenen Reden ist doch wahrlich eine unverantwortliche Raum- und Papierverschwendung. Dagegen würden genaue Nachrichten von den gelehrten und Bildungsanstalten, Uebersichten von dem Gange und Umfange des Handels und merkwürdige Ereignisse im merkantilischen Leben, nicht weniger manche denkwürdige kirchliche Begebenheiten, die wir hier vermissen, und die unstreitig eine Stelle in einer Stadtchronik finden sollten, allen Lesern willkommen gewesen sein.

Fand Ref. sich veranlaßt, seine schon bei den beiden ersten Theilen gemachten Ausstellungen bei diesem dritten Theile zu wiederholen, so erkennt er auch um so bereitwilliger die Brauchbarkeit des mit dem mühsamsten Fleiße zusammengetragenen Werkes an, welches mit zur Vervollständigung unserer historischen Literatur beiträgt, da der gelehrte Verf. mit Sachkenntniß manche schwer zugängliche Quellen benutzt und eine Menge neuer oder doch wenig bekannter Thatsachen mitgetheilt hat, die von künftigen Bearbeitern einzelner Zweige deutscher Geschichte nicht unbenutzt bleiben werden. Auch der bloße Geschichtsfreund, dem Beruf oder Gelegenheit zum Quellenstudium mangeln, wird sich durch manche interessante Züge angesprochen finden. Dazu dürfte unter Anderm die S. 10 fg. umständlich dargestellte Verfahrungsart bei der Hegung des Halsgerichts gehören, wodurch der Rath den Einfluß des kaiserlichen Vogts, später des schwedischen und kurbraunschweigischen, bei der Verurtheilung todeswerther Verbrecher zu umgehen wußte. Es ist dieses abermals ein Beweis, wie fest in Deutschland stets an der Form gehalten wurde, wenngleich das Wesen längst nicht mehr bestand. Obgleich dem Rath die peinliche Gerichtsbarkeit zustand, so lud er doch zur Verurtheilung eines Hinzurichtenden jedes Mal den Vogt vor und foderte ihn auf, einen Mann zur Findung des Urtheils zu ernennen; der Vogt ernannte den Meister Heins, den Scharfrichter, dazu, und dieser sprach das Urtheil, wie ihm der Rath befohlen.

Bezeichnend für die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts ist die S. 209 fg. mitgetheilte Nachricht von der Anwesenheit des päpstlichen Legaten, Cardinals Raimund, im J. 1501 in Bremen. Er war gesandt, um das päpstliche Jubiläum zu verkündigen und Ablaß zu verkaufen. Er ermahnte — man denke, mit welchem Erfolge der Legat eines Alexander VI. dies thun konnte — die verwilderte Geistlichkeit zu einem bessern Lebenswandel und ertheilte strenge Befehle, daß die Mönche in der Frist eines Monats dem so allgemein gewordenen Concubinate entsagen sollten. Uebrigens war sein Ablaßhandel so einträglich, daß er allein aus Bremen 6740 rheinische Gulden löste, wiewol er für einen Ablaßbrief nicht mehr als 12—18 Grote nahm.

Die aus Renner entnommene Nachricht, daß der Domcantor Dr. Martin Gröning die verlorenen Bücher des Livius in einer Bibliothek zu Drontheim gefunden, und daß sie nach seinem Tode 1521 von Kindern und unwissenden Leuten zerrissen worden sind, klingt doch zu unwahrscheinlich, um Glauben zu verdienen. Zu jener Zeit wußte jeder Gelehrte zu gut, welchen unschätzbaren Werth ein solcher Fund hatte, um ihn der Gefahr auszusetzen, von Kindern verzettelt zu werden. 112.

Bibliothek parlamentarischer Beredtsamkeit, oder die politischen Redner aller Völker und Zeiten. In zeitgemäßer Auswahl. Zweites Heft. Mit Rotteck's Bildniß. Leipzig, Wigand. 1833. Gr. 8. 6 Gr. *)

Schon bei der Beurtheilung des ersten Heftes haben wir uns darüber ausgesprochen, unter welchen Bedingungen ein Unternehmen dieser Art unserer Ansicht nach zweckmäßig und zeitgemäß erscheint, und daß diese Bedingungen bei dieser „Bibliothek“ nicht erfüllt seien; indeß bietet sie auch uns und Allen, welche unsere Meinung theilen, ein anderweitiges Interesse dar, obwol der Herausgeber dasselbe nicht beabsichtigt hat. Es finden sich nämlich in dieser Sammlung manche Reden, welche durch ihren Inhalt eine historische Wichtigkeit erlangt haben, welche für die Geschichte der Zeit, welcher sie angehören, für die Kenntniß des Charakters Derjenigen, von welchen sie gehalten worden, bedeutend sind, und welche in frühern Abdrücken zu erlangen vielen Lesern schwer oder unmöglich sein möchte. Zu diesen Reden rechnen wir in diesem zweiten Hefte namentlich die Rede Robespierre's, bei Gelegenheit der Berathungen des Nationalconvents über die Einführung einer neuen Verfassung am 10. Mai 1793 gehalten, und die Rede, welche Rabaut St.-Etienne in der constituirenden Nationalversammlung am 23. August 1789 für die Emancipation der französischen Protestanten gehalten hat, welcher sehr passend die Rede folgt, durch welche Macaulay den Antrag Grant's auf bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den übrigen britischen Unterthanen im J. 1833 unterstützte. Außerdem enthält dieses Heft zwei Reden, welche Rotteck in der zweiten Kammer des badischen Landtags vom J. 1831 gehalten hat (von welchen die erste, veranlaßt durch die Verwerfung des von der zweiten Kammer angenommenen Gesetzentwurfes über die Abschaffung der Neubruchzehnten ohne Entschädigung in der ersten Kammer, ihrer Zeit dadurch merkwürdig wurde, daß der Redner sich erlaubte, die für die Verwerfung gestimmt habenden Mitglieder dieser Kammer eine Handvoll Junker zu nennen, die zweite aber zur Rechtfertigung des Redners gegen die Beschwerden der ersten Kammer über diesen Ausdruck dienen sollte), und eine Uebersetzung der dritten der von Demosthenes gegen Philipp von Macedonien gehaltenen Reden. Dieser Inhalt zeigt zum Theil, was der Herausgeber unter einer zeitgemäßen Auswahl versteht. Wir würden als zeitgemäß nur eine Sammlung von solchen Reden bezeichnen, welche nicht aufreizend und blendend, sondern beruhigend und wahrhaft aufklärend einwirken; nur eine Sammlung, welche Reden, über denselben Gegenstand, von verschiedenen Gesichtspunkten aus gehalten, und ebenso durch klare und begründete Entwickelung der Gedanken als durch Kraft und Kunst der Rede ausgezeichnet, zusammenstellte, und welche dadurch nicht allein ein vorübergehendes und einseitiges Interesse erregen, sondern auch einen dauerndern und allgemeinern Werth erhalten würde. 66.

Historisch-literarisch-bibliographische Anfrage.

Schon zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts ist der Wunsch, Jugler's „Bibl. hist. literariae“, die bis 1785 ergänzt ist, bis auf die neueste Zeit fortgeführt zu sehen, geäußert worden, was durch das vortreffliche, im vorigen Jahre begonnenen „Repertorium der gesammten deutschen Literatur“ leicht zu bewerkstelligen sein wird. Sollte kein neuerer Literarhistoriker geneigt sein, auf diese Idee einzugehen und sie auszuführen? 90.

*) Ueber das erste Heft berichteten wir in Nr. 311 d. Bl. f. 1833.
D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 79. —— 20. März 1835.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. *)

Erster Artikel.

Das Freudigste für den Menschen, der in allem Denken und Dichten auch ein Lieben verehrt, möchte die Ueberzeugung sein, daß jenes Ergreifen des Lebens im tiefsten Innern, welches der Dichter zur geistigen Nothwendigkeit erhebt, nicht blos eine ferne Vorstellung ist, sondern in den auserwählten Individuen zur wahrhaften Wirklichkeit wird. Und noch freudiger als dies bewegt die Wahrnehmung, daß auch in dem Weibe ein vollkommenes Erschauen und Erkennen des Geistes, der die Welt trägt, stattzufinden vermag. Denn das Weib wird nicht nur von den Miswollenden, die in angeborener Naturschwäche das Geschlecht verachten, sondern auch von seinen Liebhabern, die es werth halten, tief verkannt. Es geht ihm so eigen traurig, daß es nur in der Liebe, wo die Zwei zueinander sich finden, Huldigung und Verehrung erwirbt; daß es erst durch die unbekannte Macht seines Reizes, die sich der Liebende weder erklären kann noch will, den Freund befangen und veranlassen muß, in die Tiefe seines Wesens hinabzusteigen, und daß es allen Denen fern und unersprießlich bleibt, denen die seltsame Differenz der Persönlichkeit kein näheres Verhältniß zuläßt. Es wird dem Weibe so wehe, nur von Einem wahrhaft erkannt zu sein (und wie selten auch von diesem!), weil es sittlicherweise nur von Einem geliebt werden darf. Und ferner gibt es leider so viele Tausende thörichter Männer, welche in sich die Unfähigkeit tragen, jemals das Wesen des Weibes zu ergründen, aber zugleich die fade Arroganz, von diesem Unergründlichen, Individuellsten als von etwas ganz Klarem zu schwatzen; Thoren, die an die Betrachtung des Weibes mit allgemeinen Principien gehen, wie etwa der vertrocknete Logiker den Inhalt der Welt nach seinen ledernen, verschimmelten Denkgesetzen construirt; Thoren, welche vorgeben, das Geschlecht durchaus zu kennen, ohne nur mit einem einzigen Individuum jemals vertraut geworden zu sein. Aber das Wesen des Weibes ist eben das Negative dieses Allgemeinen, was die Perrückenlogik so benamset, weil es das ganz eigenthümlich Persönliche, weil jedes Weib sein eigen ist und eben durch dieses reine Sichselbstgehören und Aussichselbsterwachsen zum Träger ihres Geschlechts wird. Darum muß man das Weib, d. h. diese und jene Frau und viele Frauen, sich offenbaren sehen, diese Offenbarung verstehen, um zu erfahren, wohin das Geschlecht strebe und wie viel es vermöge. Wieder aber gibt es gutgesinnte und verständige Männer, die in allen Dingen der Welt, sogar in Geldgeschäften und Rechnungswesen, so nüchtern und einsichtsvoll als möglich, nur dem Weibe gegenüber wie umgewandelt, schmachtend-sentimental, demüthig-albern und geziert und der Meinung sind, dies sei die rechte Verehrung, die den Engeln gebühre, und die wahre Pointe christlich-poetischer Romantik. Weit entfernt davon, ist dies aber grade die wahre Narrheit der geschlechtlichen Beziehung; denn um zum Verständniß des Weibes zu gelangen, muß man weder mit Minneliedern begabt, gewässerduftend, pommadebefeuchtet, bonbonbeladen, süßigkeitensprudelnd, mit Claque und seidener Weste vorgefahren kommen; noch muß man wie ein schmuziger Cyniker skeptisch, verachtend und unreinlich blos im Vorsaal der Bekanntschaft stehen, muß man weder liebebedürftig noch liebeverhöhnend, weder langend und bangend, noch massiv sein, sondern man muß ein Mann des Gedankens, sonnenklar, fest und standhaft sein und den Stempel des Geistes auf der Stirn tragen, und vor Allem muß man in dem festen Glauben stehen, daß es eine Liebe gibt, viel höher und adeliger als Lottchens und Franzens, die sich liebkosen, verloben und endlich heirathen, nämlich die Liebe des Geistes zum Geiste, der über alles Geschlechtliche weit erhaben ist und eben darum nicht von diesem getrübt werden kann, die Liebe, die aus dem Verständniß quillt und welche kein ekelhafter Platonismus (wie traurig, daß der ewige Denker den Namen hergeben muß zu Bezeichnung einer bleichsüchtigen Grille!), sondern wirkliches volles Leben und reiches, geistiges Genügen ist.

Schwerlich konnte es eine Natur geben, geeigneter in die Tiefe des weiblichen Gemüths hinabzusteigen, als die sonnige, unverwüstliche, höchst poetische und zugleich höchst besonnene Natur Göthe's. So gütig, reich und vollkommen war dieser Geist von seinem Bildner ausgestattet, daß er in Alles sich einspinnen konnte, ohne in

*) Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Zwei Theile. Tagebuch. Ein Theil. Berlin, Dümmler. 1835. 12. 5 Thlr.

dem farbenschimmernden Fädenreiche gefangen zu werden. Ihm war wie Wenigen die Gabe verliehen, daß ihm nicht nur das Feindliche, sondern auch das Freundliche gefahrlos blieb. Und was ist freundlicher als das Weibliche in seiner gastlichen Gestalt, jenes Ewig-Weibliche und Sinnliche, das, wie er selbst singt, uns hinanzieht? Es gab starke und klare Menschen, die vor allen andern Mächten bestanden, nur vor dieser einen zu Schanden wurden. Aber Göthe? Wer es nicht glaubt, daß er in seinem Leben bei aller Wärme, ja bei selbsterschaffener poetischer Glut klar und nüchtern blieb, der lese nur wieder und immer wieder jene sesenheimer Episode in dem Buche der „Wahrheit und Dichtung"; der stelle sich jenes zauberhafte, innigstgemüthliche, durchaus befriedigende Verhältniß des Dichters zu Friederiken nach allen Richtungen hin vor, lese auch das Märchen, was in jener Zeit von ihm gedichtet ward, und verleugne sich nicht miswollend das Treffliche und Schöne, was als Resultat jener Zustände erscheint, nämlich die ewig zeugende, bei aller Glut der Empfindung klar durchschauende Kraft dieses so vielfach verkannten Geistes.

Diese hohe Kraft, bei Liebes- und Dichterglut sich selbst immer verständlich und darum ein nach allen Seiten hin Verstehender zu sein, ist als ein unverkennbar herrliches Siegel auf alle Schöpfungen Göthe's, die in das Reich der Liebe und Neigung gehören, übergegangen. Seine Frauengestalten sehen alle nach ihm hin, so als ob sie, wenngleich vom Dichter frei als lebenvolle Menschen entlassen, dennoch seiner nicht aus Schwäche, sondern aus Neigung noch bedürften und seiner Nähe sich erfreuen wollten, so lange es geht. Es sind Wesen voll dankbarer Pietät, welche ihre hohe Abkunft verehren; sie sehen auf ihrer Bahn, die in alle Fernen des Lebens führt, sich oftmals um nach der Heimat, und der Liebeshauch aus dieser haftet ihnen an und verläßt sie nimmer. Man könnte sich wol denken Göthen im Frühling in der duftenden Gartenlaube sitzend mit der Aussicht auf eine bewegte Straße, durch schöne Felder führend, im Hintergrund begrenzt von blauen Gebirgen, Göthen, vom Abendsonnenstrahl beschienen, umgeben von seinen geistigen Lieben, die er erzeugte. Alle in ewiger Jugend, süße Frauenbilder mit Rosenkränzen und Dornenkronen um die Stirnen, je nachdem es ihrem Geschick gebührt. Man könnte sich denken, wie der Greis auf seinen Knien Ottilien, Mignon, Gretchen schaukelte, welche ihr dunkles Leben näher dem Vaterherzen legt; wie sich nach und nach alle Kinder zu der stillen Gartenlaube drängten und ihn keines verleugnen möchte, weil er alle mit gleicher Liebe aus seinem Herzblut tränkte. Wenn du dir solche Bilder wie Natalien und Theresen lebendig vergegenwärtigst, erscheint es dir nicht, als wehe der Geist, der sie schuf, schwebend über ihnen, sowie einst Jehovah's Hauch über den Gewässern schwebte, da über dem uranfänglichen Chaos das Licht anbrach? Und noch mehr wenn der forschende Blick auf dem jungfräulichen Kinde Mignon ruht und in diesem gebrochenen Herzen den höchsten und innersten Punkt erkennt, wo die Tiefe der Weiblichkeit zum nie ganz zu lösenden Räthsel, wo das Seelenvolle der Empfindung zur langsam aber ewig blutenden Wunde wird, scheint es dann nicht, als ob diese Weiblichkeit mit tausend Liebesarmen nach ihrem Vater langen und ihn umschlingen müßte? Ihnen, den Verleugnern dieses Geistes, welche sich mit glatten Zungen, wie sie jetzt Mode geworden, an ihm versündigen, sei es versichert, daß Göthe vor Allen das Weibliche erkannt und in ruhiger, selbstbewußter Klarheit geliebt hat. Und darum, weil ihn das Weibliche anzog, ohne ihn zu verstricken, darum zog auch er die Frauen an, und tiefe weibliche Naturen stärkten sich an diesem Ewig-Männlichen, d. h. vom schaffenden, zeugenden Geiste überall Durchdrungenen. Denn der Geist ist es eben, der den Gehorsam entzündet, diesen sich neigenden und hingebenden Gehorsam, von dem es mit vollster Wahrheit heißt, daß da, wo er im Gemüthe ist, auch nicht fern die Liebe sei. Und grade wie Göthe sich zu Frauen verhielt, und wie sie mit vollster Neigung sich zu ihm verhielten, dies ist das Merkmal, woran die unreife Brut heutiger übernächtiger Federmenschen die selbständige Kraft seines Wesens erkennen sollte. Wäre dieses dichtende und schreibende Geschlecht nicht selbst so schaumgeboren und aus Schaum bestehend, wäre es nicht selbst so verlassen und verloren, wäre es nicht so innerlich ausgehöhlt, so hohl bramarbasirend, so dumm verliebt in seinen Backenbart und seine Handmanschetten, so bis zum Wahnwitz verdreht in Allem, was den Geist betrifft, so ganz zurückgesetzt von der Frau Poesie, welcher sie Hekatomben von Druckbogen opfern, sie würden in sich gehen und schon aus ihrer eignen modernsten Nichtigkeit begreifen, daß es mit Göthe's Walten unter dem deutschen Volke noch nicht aussein kann. Möchte doch irgend ein Gewaltiger zum Scherz, nur um ein Schauspiel zu geben, diese fünfhundert deutsche Oppositionstalentchen auf irgend einem Blachfeld, wo eben nichts Besseres hingehört, einmal sämmtlich unter Einen Hut bringen. Wie würde da Alles weit und breit so gar verloren aussehen: How weary, stale, flatt and unprofitable! Wie würden Sonne, Mond und Sterne im Herunterblicken sich emporen über diese ephemeren Jüngelchen und blaß werden, da schon, wo ihrer Zwei und Drei beisammen sind, alle Götter davonfliegen!

Diesem unwürdigen Gesindel, welches allem geistigen Inhalte so ganz abgestorben und aus allen Höhen so tief in den Staub herabgestürzt ist, daß es im Himmel und auf Erden nichts mehr seines Staunens und Liebens werth findet (o unermeßlichste Leerheit der Armuth!), dieser Misere auch unsererseits den Rücken zukehrend, wenden wir uns zu einer Erscheinung, jener so unendlich weit entlegen, daß auch nicht das entfernteste Verständniß möglich ist. Es ist hier die Rede von dem Gemüth eines 17jährigen Mädchens, welches sich ganz wie eine Blume nach der Sonne wendet und sich in ihrem Angesicht entfaltet, von einer Jungfrau, welche in Wahrheit noch ein Kind ist, d. h. in dem Sinne des Erlösers, welcher sagte: „Werdet wie die Kinder", indem er von dem Geiste redete, der die Liebe, und von der Liebe, welche der Geist ist.

In den Blättern, welche hier vorliegen und die den Namen Göthe's und eines Kindes an der Spitze führen, erschauen wir ein staunenswürdiges, geistiges Leben, ein Wogen und Brausen, ein Lieben, Sehnen, Hoffen und Glauben, ein Denken und Empfinden, wie es der Menschheit nur selten, nur an hohen Fest- und Feiertagen — um mit Shakspeare zu reden — geboten wird. In diesen Blättern steigt aus dem stillen Ocean des Denkens, Glaubens und Dichtens ein Eiland hervor, schöner als alle, welche ringsumher schon zu Tage liegen, eine Atlantis, auf welcher Alles blüht und grünt in ursprünglicher, keimender und knospender Kraft, wo ein ewiger, ganz unzerstörbarer Frühling herrscht, weil hier Alles edelster Trieb, Mark, Blume und Blüte ist. In diesen Blättern ist wirklich und wahrhaftig ein Himmel aufgethan, nämlich der Himmel überschwenglicher, geistigster, herrlichster Liebe, ein Heiligthum aufgethan, worin sich das Räthsel „jenes Reigens von Herzen zu Herzen" und von Geist zu Geist auf das Erquickendste und Friedlichste löst; eine Lösung und Befriedigung, jener zu vergleichen, welche der heimgegangene Dichter selbst in seiner letzten anmuthigen Novelle vorgestellt hat, wo gleichfalls ein tiefgläubiges Kind sich mit höchster Andacht und innerster Erschütterung hinaufwendet zu einem Urquell seines Daseins, und mit Dem, was es in unmittelbar-glaubensvollem Sinne für sein Heiligstes und Höchstes erkennt, friedlichst versöhnt erscheint.

Weil aber nun alles weibliche Erkennen, Ergründen und Erinnern nichts ist als ein ewig-junges Lieben, so greift in der Seele dieses Kindes, von welchem wir in diesen Blättern vernehmen, der Hauch der Liebe über Alles über, und weil diese Liebe so treu, standhaft und einzigmächtig in der unschuldigen Mädchenbrust ist, so fällt uns unwillkürlich bei diesen Briefen und Selbstbekenntnissen das arme Käthchen in des spätern unglücklichen Dichters vorzüglicher Dichtung ein. Denn wie das Käthchen in ewig träumender Sehnsucht seinem hohen Herrn nachzieht, nimmer die Spur des Geliebten verlierend und Nachts vor der Schwelle seiner Thür selbst im Schlummer ihn bewachend, so ziehen Bettina's Gedanken den hohen und einzigen Gedanken des verehrten Dichters nach, gleich unaussprechlichen Seufzern, wie es in der Schrift heißt, und in jedem dieser Millionen Seufzer, Ihm nachgeschickt im Novembersturm, im Schnee des Winters, in der lauen Frühlingsnacht, im purpurnen Sommerabend, in Freud' und Leid, bei überschwenglicher Seligkeit und höchster Einsamkeit — in jedem dieser Seufzer schwimmt stets des Mädchens ganze Seele, die jungfräuliche, kindliche, frühlingshafte, farbenglühende, in Liebe zitternde und in Lust vergehende. Diese Seufzer sind die ewigen Schwingungen des rastlos bewegten Gemüths, sind die Himmelsmusik, vor deren Tönen das liebe Kindesherz selbst erschaudert, sind aber auch noch viel mehr als dies, sind blühende, wahrhaftige Gedanken, deren Blume nie verwelken wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karl Ludwig von Haller: Satan und die Revolution. Ein Gegenstück zu den „Paroles d'un croyant". Luzern 1834. Gr. 8. 3 Gr.

In diesem Büchelchen hat Herr von Haller der Revolution gewissermaßen ein Paß-Signalement ertheilt, damit keine Gemüther sich nicht etwa durch den äußern Schein der Ehrlichkeit und Tüchtigkeit, den sie um sich zu verbreiten sucht, täuschen lassen, sondern ihr wahres abscheuliches Wesen mit dem ersten Blick auffassen können. Durch dieses Signalement erfahren wir nun, daß die Revolution Niemand anders sei, als der sonst doch von vielen Menschen gut gekannte und gefürchtete leibhaftige Gottseibeiuns, der Satanas. Alle Eigenschaften und Merkmale, welche diesem die alten Theologen, die Kirchenväter, selbst die Verf. der heiligen Schrift beilegen, werden hier als untrügliche Kennzeichen der Revolution nachgewiesen, weshalb wir nicht zweifeln, daß die Menschen diese in demselben Grade fürchten und ihr entfliehen werden, in welchem sie den leibhaftigen Satan noch in unserer Zeit scheuen und seiner Person auszuweichen pflegen. Zum Nutzen und Frommen aller Seelen müssen wir jedoch noch bemerken, daß nach dem Sprachgebrauch Herrn von Haller's die Begriffe Revolution, Liberalismus und Zeitgeist ziemlich identisch sind, daß wir also, wenn wir anders den Klauen des Teufels entgehen wollen, uns nicht weniger vor dem Hinneigen zu den letztern zu hüten haben. Das Signalement nun, dessen möglichste Verbreitung uns aus Sorge für das geistige Wohl unserer Mitbürger am Herzen liegen muß, lautet in einigen Stellen folgendermaßen:

„Die Revolution, wie der Satan, verkleidet sich auch in einen Engel des Lichts und der Gerechtigkeit; sie spricht viel von Aufklärung und von Recht, obwol sie alle gründliche Wissenschaft hasset, aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß macht, das Gute bös und das Böse gut heißt, das angeborene natürliche Recht verleugnet und dagegen ihre Anhänger an die Sklavenketten willkürlicher Menschensatzungen fesselt." — „Liebt ein Fürst Ordnung und Recht, wünscht er, daß Alles regelmäßig zugehe, und fürchtet sich vor seinem eignen Willen, so ist der Satan des Zeitgeistes sogleich mit Constitutionen und Gesetzbüchern bei der Hand, die seinen Jüngern alle Gewalt zueignen, den Landesherrn aber und sogar seine Unterthanen in eiserne Fesseln schlagen." — „Seine Anhänger, (des Zeitgeistes) sind besessen von einem fürchterlichen Haß Gottes, als des obersten Herrn und Gebers alles Guten, dessen Macht die wohlthätigste, dessen Gesetz das mildeste, das leichteste von allen ist; von einer nicht minder grimmigen Wuth gegen alle seine Diener und Freunde; von einem ebenso unversöhnlichen Hasse gegen alle untergeordneten Wohlthäter, Beschützer und Leiter der Menschen, die der Zeitgeist für Räuber und Unterdrücker ausgibt, besonders aber gegen alle Verkündiger der Wahrheit und Gerechtigkeit, weil diese in der That seine Todfeinde sind und den Menschen empfehlen, sich wechselseitig zu lieben und wohlzuthun."

Ungemessener Stolz, Weisheitsdünkel, Neid, Schadenfreude, Entzweiungswuth, Geist der Zerstörung und alle andern teuflischen Eigenschaften werden auf den folgenden Blättern dem Zeitgeiste zugeschrieben und dann darauf die Vergleichung mit dem Satan basirt. Wer also Ohren hat zu hören, der höre und prüfe dann, auf welcher Partei er auch stehe, sein eignes Herz, ob auch er ein — Satan sei. 21.

Mein Vermächtniß an Baierns König und Volk. Von Sohnland Schubaur. Aarau, Christen. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ref. hat keine Lust, über dies Buch ein zweites zu schreiben. Ein ausgewanderter Baier, dem man eine Schrift in seinem Vaterlande unterdrückte, weil man seine Verbesserungsvorschläge des Zustandes des Volks nicht brauchen konnte oder wollte, bringt jetzt diese Schrift mit einer Menge neuer Anklagen und Rathschläge von der Schweiz aus in den Druck. Das ist min-

bestens ein bedenklicher Schritt. Wen will er damit belehren, da seine Schrift in Baiern schwerlich gelesen werden darf? Glaubte er als Baier seinem Vaterlande guten Rath geben und dadurch seinen Patriotismus bethätigen zu müssen, so handelt er jetzt im Auslande unklug, Dem Rath zu geben, der ihn nicht will. Angenommen, der theilweise pseudonyme Verf. F. S. meine es wirklich ehrlich und redlich, immer wird er dem Anschein eines Schwärmers nicht entgehen können, der nicht begreifen kann, daß Staaten als menschliche Institute auch Mängel haben können; und er wird jetzt wahrscheinlich die Erfahrung gemacht haben, daß auch in andern Staaten Vieles zu wünschen übrig ist. Dabei ist in diesem Buche — eigentlich einem ganzen Fascikel von Schriften — ein solches Gemisch von Gelehrsamkeit, von Citaten aus Griechen und Römern, eine solche Belesenheit in neuern Werken und doch wieder eine so wenig durchgebildete Schreibart (auch in der Orthographie fremder Wörter, z. B. Dämagogen, Lyceen, Lithurgie), daß sein Buch, angenommen, es wären die von ihm gefundenen Mängel wirklich vorhanden, mehr seinem Herzen als seinem Verstande Ehre machen dürfte, zumal wenn er wirklich geglaubt haben sollte, daß sein Werk durch den Magistrat der Stadt München in die Hände des Königs Ludwig gelangen könne, wie der vorangeschickte Brief wenigstens besagt. Der Verf. ist oder war bildender Künstler, seiner Aussage nach. Von diesem Standpunkte aus müßten ihm schon Baierns und seines Königs Bestrebungen hochachtbar erscheinen; Staaten schreiten nicht zugleich in allen Theilen der Cultur gleichmäßig fort; aber das mittlerweile Versäumte ist nachzuholen. Das bringt einen Staat am weitesten, wenn jeder Unterthan in seinem Fache und Berufe das Seinige vollständig leistet. Wo Jeder reformiren will, geht es wie in jener Compagnie Freiwilliger, wo Jeder commandiren wollte. Jeder reformire und exercire mit sich selbst! Uebrigens behauptet der Verf.: seine 1822 in München erschienene Schrift „Baierns Heil", in Dialogen in bairischer Mundart, sei nach der Aussage des Policeicommissairs darum confiscirt worden, weil die Stelle darin vorkomme: „Der Rechte, der helfa konnt, der erfahrt's nöt; dem sagn's was s' woll'n, und dös, was s' nöt woll'n, daß Er's erfahr'n soll, dös sagn's Jehm nöt: denn Alle, die Ihn umgeb'n, macha oan Bandl". Ein hoher Staatsbeamter aber habe unter Anderm gegen ihn die Worte gebraucht: „Die Begriffe des Volks müssen dunkel bleiben!" — Das glaube, wer's glauben mag!

92.

Notizen.

Ein Nachtheil der Buchdruckerkunst.

Wie alles Ding seine zwei Seiten hat, so ist es auch mit der an und für sich unschätzbaren und in der That für göttlich zu haltenden Buchdruckerkunst. Schon Johannes v. Müller sagte einmal, sie nur sei schuld, daß bei uns Neuern so verhältnißmäßig Vieles ans Licht komme, aber eben darum nicht solche unsterbliche Werke, wie bei den alten Griechen und Römern, bei denen, da sie jene Kunst der Vervielfältigung nicht besaßen, nur Ausgezeichnetes durch Abschriften in die Welt gefördert und bis auf unsere Zeiten gebracht werden konnte. Nicht Vieles, aber Viel! — Ein anderer Nachtheil der Buchdruckerkunst ward kürzlich in dem Aufsatze einer auf den ionischen Inseln erscheinenden Zeitschrift, der sich über Volksunterricht und dessen Nothwendigkeit verbreitete, angeführt. Während nämlich in alten Zeiten und vor Erfindung jener Kunst Manches, was jetzt durch den Druck zur Kenntniß des Volks gebracht zu werden pflege, durch Vorlesungen und das lebendige Wort demselben mitgetheilt worden sei (man denke unter Anderm an Herodot, welcher sein Geschichtswerk dem versammelten griechischen Volke in Olympia vorlas, und erinnere sich dabei zugleich an die Macht des Einflusses, den diese Vorlesung auf den damals noch jungen Thucydides äußerte), wäre gegenwärtig die Kenntniß und das Verständniß des für das Volk Bestimmten besonders davon abhängig, daß dasselbe auch lesen könne. Wäre dies nun also, insofern das Volk das nicht könne, offenbar eine Schattenseite der Erfindung der Buchdruckerkunst, so liege doch auch zugleich hierin um so mehr die Nothwendigkeit begründet, durch zweckmäßigen Volksunterricht überall dafür zu sorgen, daß das Volk lesen könne. Wir freuten uns, grade von den ionischen Inseln her einen solchen Ruf zu vernehmen.

Merkwürdiges Urtheil über Johannes v. Müller.

Unsere Zeit, die nach der Seite und Richtung der einen Partei hin eine wahre Bilderstürmerin ist, die Nichts heilig achtet, was nicht ihr selbst dient und huldigt, und die sogar an der Wahrheit insofern sich vergreift, als sie sich nicht scheut, auch die ungünstigsten Wahrheiten mit einer gewissen Genugthuung und oft sogar mit dem Gefühle des Triumphs auszusprechen und damit gleichsam auch das in Betreff einzelner Persönlichkeiten dennoch zurückbleibende Licht neben jenem Schatten unbarmherzig auszublasen, als ob jene vernichtende und zerstörende Partei nur ihr eignes Licht leuchten lassen oder im Dunkeln und Trüben fischen wolle, — unsere Zeit hat sich auch verschiedentlich an dem Charakter Joh. v. Müller's vergriffen, ohne dabei seiner übrigen geistigen Vorzüge zu gedenken und doch wenigstens etwas Gutes an ihm zu lassen. Anders dagegen lautet das Urtheil Karl Theodor's von Dalberg, Großherzogs von Frankfurt, über Joh. v. Müller (in den „Deutschen Briefen", I, S. 101), wenngleich es nach der einen Seite hin allerdings ungünstig, in dieser Hinsicht aber grade aus solchem Munde ein merkwürdiges ist. Dalberg schreibt nämlich a. a. O. an Woltmann (den bekannten nachmaligen strengen Kritiker Müller's als Geschichtschreiber): „Der geistvolle Joh. v. M. hat viele Güte des Herzens, viele Stärke des Geistes und vielleicht ebenso viele Schwäche des Charakters. Sein Wille ist nicht fest und kann der Macht eines gegenwärtigen Eindrucks nicht widerstehen. So oft er in ruhiger Einsamkeit den vergangenen Dingen nachdenkt, wird er sie mit vortrefflicher Einsicht darstellen; wenn er aber handeln soll, wird er gleich einem Kinde die Last nicht heben, welche seine Kraft übersteigt." Wie strenge und wie milde zugleich!

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 80. — 21. März 1835.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Bettina Brentano, dieses wunderbare Mädchen, die Gattin eines reichbegabten Dichters, auf dessen poetisches Wesen sie unleugbar mächtig eingewirkt, die Schwester von Clemens Brentano und Enkelin Sophiens La Roche, übergibt uns mit andächtig-treuem Liebeswort diese Sammlung herrlicher Gedanken und Empfindungen zu „seinem, des Verlorenen, unaussprechlich Geliebten, Denkmal". Weil es uns aber sehr darum zu thun ist, nicht als ein matter Referent im Stereotypenstyl trockener Recensirweise uns zu diesem blütenvoll-lebendigen, heiligen Vermächtniß zu verhalten, und wir deshalb vor Allem ein treues Bild jener brünstigen, erkennenden, durchschauenden, ahnungsvollen Liebe, womit die 17jährige Jungfrau den bereits silberlockigen, aber noch in Manneskraft und Schöne strahlenden Greis geliebt, aufstellen möchten, so stehe hier gleich allem weitern Eingehen in den hohen Reiz der weiblichen Individualität voraus einer der vielen Briefe, die gleich einer köstlichen, nicht nur ins Auge, sondern ins Mark der Seele hinabfunkelnden Perlenschnur sich aneinanderreihen. Seltsam! sowie mit diesem Briefwechsel ist es mir seit Jahren mit keinem Buch ergangen. Gleich von den ersten Seiten rauscht Einem der blühende Kern des Lebens entgegen, schmiegt sich, selbst einem vertrauenden schönen Kinde zu vergleichen, dir herzlich an die Seele, fesselt und umspinnt dich mit Zaubermacht, spinnt tausend rosenschimmernde Frühlingsfäden um dein Gefühl, wiegt dich in wollüstigen Liebestraum und tiefes Erinnern, spielt dir gleich kühlenden Wellen um Nacken und Busen, versenkt dich in ernsteste Weltbetrachtung und beglückt dich wie der Anblick eines wundervollen Heiligenbildes mit den süßesten Schauern der Andacht. Leset nur immer weiter in diesem seltsamen Buche, erfahret immer mehr von dem Kinde, das sich zuweilen vor den eignen Gedanken fürchtet, wenn es im Dunkeln ist, und dann an die Brust des geliebten Greises flüchtet; von dem Mädchen, das sich nur das Eine von dem geliebten Dichter erbittet, daß er sie fort und fort sein liebes Kind nenne; von der Jungfrau, der es durch Mark und Bein ging, wenn er sie in seinen Mantel nahm und aus der kühlen Abendluft in das erwärmte Zimmer trug; leset nur Seite auf Seite, wie die Sehnsucht der Entfernten immer innerlicher und ergreifender, wie ihr Denken immer begeisterter, ihr Träumen immer gestaltvoller, ihr Glaube an den hohen Mann immer seliger, ihr Wort immer geistiger und wunderbarer wird, leset das Alles bis zu Ende und wieder vom Anfang, und Euch wird eine hohe Offenbarung über das Weibliche werden, ungehörte Stimmen werden Euch verkünden, daß in dieser Liebe Bettina's zum Dichter aller Geist Gottes ruht, mit welchem er seine Lieblinge überschattet. Doch hier stehe — da wir uns beeilen müssen, in das Heiligthum selbst zu treten — der erste Brief, aber der Zeit nach einer der letzten, denn er ist vom Jahr 1821:

An Göthe.

Weimar, den 29. October 1821.

Mit Dir hab' ich zu sprechen! — nicht mit Dem, der mich von sich gestoßen, der Thränen nicht geachtet, und karg keinen Fluch wie keinen Segen zu spenden hat, vor Dem weichen die Gedanken zurück. Mit Dir Genius! Hüter und Entzünder! der mit gewaltigen Schwingen oft die Flamme aus der versunkenen Asche wieder emporwehte, mit Dir, der es mit heimlichem Entzücken genoß, wenn der jugendliche Quell brausend empörend über Gefels sich den Weg suchte zur ruhigen Bucht zu Deinen Füßen, da es mir genügte, Deine Knie zu umfassen.

Aug' in Aug'! einzig Leben! keine Begeisterung, die über Dich geht! — die Seligkeit, gesehen zu sein und Dich zu sehen!

Ob ich Dich liebte? — das fragst Du? — macht Ihr es aus über unsern Häuptern, Ihr Schwingenbegabte. — Glaub' an mich! — glaub an einen heißen Trieb — Lebenstrieb will ich ihn nennen, — so sing' ich Deinem träumenden Busen vor. — Du träumst, Du schläfst! und ich träume mit.

Ja, die damalige Zeit ist jetzt ein Traum; der Blitz der Begeisterung hatte schnell Dein irdisch Gewand verzehrt, und ich sah Dich wie Du bist, ein Sohn der Schönheit, jetzt ist's ein Traum.

Ich hatte mich selbst, ein ernstes stilles schauerliches Geheimniß Dir opfernd zu Füßen zu legen, still und tief verborgen wie der unreife Same in seiner Hülle. An Dir, an Deiner vergebenden Liebe sollte er reifen, jeden unwillkürlichen Fehl, jede Sünde wollte ich eingestehen, ich wollte sie wegfangen aus Deinen Augen mit meinem thränenbeladenen Blick, mit meinem Lächeln; aus Deinem Bewußtsein mit der Glut meines Herzens, die Du nicht zum zweiten Mal findest, — aber dies Alles ist nur ein Traum.

Zehn Jahre der Einsamkeit haben sich über meinem Herzen aufgebaut, haben mich getrennt von dem Quell, aus dem ich Leben schöpfte; keiner Worte hab' ich mich seitdem wieder bedient; Alles war versunken, was ich gefühlt und geahnet hatte

Mein letzter Gedanke war: Es wird eine Zeit kommen, in der ich sein werde; denn für diesmal haben sie meine Sinne begraben und mein Herz verhüllt.

Diese zukünftige Zeit, o Freund! schwebt über mir hin gleich den Winden der Wüste, die so manches Dasein mit leichtem Flugsand verscharren, und es wird mich keine Stimme wieder erwecken außer der Deinen, — und das bleibt wol auch nur ein Traum? —

Damals betete ich oft um das Einzige, daß ich Deinen letzten Athemzug küssen dürfe; denn ich wollte gern Deine aufsliegende Seele mit meinen Lippen berühren; ja Göthe! — Zeiten, die Ihr vorüber seid, wendet Euch am fernen Horizont noch einmal nach mir her; Ihr tragt das Bild meiner Jugendzeit in dichte Schleier gehüllt.

Nein! Du kannst doch nicht sein, was Du jetzt bist: hart und kalt wie Stein! — Sei es immer für diese Welt, für diese verrinnenden Zeiten; aber dort, wo die Gewölke sich in triumphirenden Fahnen aufrollen, unter denen Deine Lieder zu dem Thron aufsteigen, wo Du ihr Schöpfer, und Schöpfer Deiner Welt, ruhest, nachdem Du das Werk Deiner Tage geschaffen, zum Leben geschaffen, da laß mich mit Dir sein um meiner Liebe willen, die mir von geschäftigen Geistern jener höhern Welt zugetragen ward, wie der Honig dem wilden Fruchtbaum in den hohlen Stamm von tausend geschäftigen Bienen eingeimpft wird, der dann, ob auch nicht aus sich selber, dennoch einen köstlichern Schatz in sich bewahrt als der Baum, der edle Früchte trägt. Ja, laß das wilde Reis seine Wurzeln mit den Deinen verstricken, verzehre es, wenn Du es nicht dulden magst.

Ja wol! ich bin zu heftig, siehe da, der Damm ist verschüttet, welchen Gewohnheit baut, und Ungewohntes überströmt Herz und Papier. Ja, ungewohnte Thränen, Ihr überströmt mein Gesicht, das heute die Sonne sucht und vor Thränen nicht sieht, und auch nicht, weil sie mir heute nicht scheinen will.

Ja, und so war es. Dieses süße Mädchengesicht mit den schönen vollen Locken suchte von früh an, als sich die ersten tiefen Empfindungen regten, die ewige Sonne, so andächtig strebend und verlangend, gleich der holden Blume, die ihren Blütenkelch stets aufwärts nach dem Himmelslichte kehrt. Früh gesehen, früh geliebt, früh erstrebt war von diesem Mädchen, das mit Recht ein Kind heißt, die Sonne des Geistes, des ewigen Lebensodems in allem Irdischen und Endlichen. Dieser Sonne, dem leuchtenden Urbild, dessen seliges Abbild sie in dem strahlenden Geiste des Dichters fand, in unmittelbarer Unschuld zugewandt, mußte sie sich wol als ein „ernstes, stilles, schauerliches Geheimniß" betrachten, welches, als bedeutungsvolles Liebesopfer zu den Füßen des Auserwählten zu legen es sie drängen mußte; denn das Ewige, der Gedanke, der die Welt trägt, Gott, Geist, Weltseele, — nennt es, wie ihr wollt, denn Name ist Schall und Rauch — kündigt sich dem auserwählten Gemüth zuerst als Geheimniß an, als Mysterium, das die ganze Seele bis in die tiefsten Abgründe durchschauert. Aber daß das Geheimniß offenbar, daß das dämmernde Dunkel Licht und die Verheißung der Liebe erfüllt werde, dies ist das Hauptsächliche; daß der Traum wol fort und fort Traum sei, d. i. in das Purpurgewand, in den Farbenschmelz der Poesie gekleidet; aber auch in seinem seligen Zauber das Räthsel der Welt und der Gottheit gelöst enthalte. Und dies grade ist Bettina, der brünstig liebenden Kleinen, gelungen; ihr hat sich das Räthsel der Welt vollkommen gelöst, das Geheimniß der Liebe völlig offenbart; darum heißt es auch — nachdem Er, dem diese Blätter gelten, ganz für das Kind, das an ihm hing, verloren ist — dennoch nicht mit kalt abspeisenden Worten: „Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen"; sondern es wird der weinenden, der am Sarge Dessen, der den Faust schuf, weinenden Bettina, die „Seinem Denkmal" das Letzte und Herrlichste widmet, was sie ihm widmen kann, verkündigt mit dem Liebeswort des göttlichen Heilandes: die Liebe ist des Gesetzes — d. h. alles Dessen, was als geistig bestimmende Macht vorschwebt — Erfüllung.

Und eine Verheißung, eine holdselige Prophezeiung dieser Erfüllung, war schon Bettina's frühestes Leben. Zu jener Zeit, wo Kinder nur im Garten zu spielen pflegen, war ihr Leben schon ein Dienst des Herrn, ein Gottesdienst. Wie der Knabe vom Berge spricht: der Berg, das ist mein Eigenthum, so spricht das zwölfjährige Mädchen: zum Tempeldienst bin ich geboren! Zu Frankfurt a. M. in einem Kloster begegnen wir dem früh verwaisten Kinde zum ersten Male; dort verrichtet sie die kleinen Dienste im Gotteshause, reinigt die heiligen Gefäße, läutet zur Kirche, schmückt den Altar, daß Alles fertig, rein und strahlend sei, wenn der Priester die feierliche Messe beginnt, oder auch, ihrem holden Wesen noch angemessener, stellt sie bei feierlicher Gelegenheit einen Engel der Auferstehung vor. Die Kirche, das ist ihr Eigenthum; dort wandelt sie in den hallenden Gängen so sicher, fröhlich und hingebend wie in einem blühenden Garten; und weil nun dies Heiligthum ihr Rosengarten ist, so nehmen denn auch Altarbehang, Chorgewand, Kerzenlicht und Venerabile wahre Blumengestalten für das phantasiereiche Kind an, und Rosen, Lilien und Nelken verschmelzen mit dem Schmuck des Hochaltars. So blickt in den engen Tempel, den Menschen erbauten, der große Tempel der Natur, „der ewig keimenden", herein, so verschwebt der feierliche Cultus der Kirche in den mildern Farbenton eines heitern Naturdienstes, und dem andächtigen Mädchen eröffnet sich ein doppelter Tempeldienst. Dom, der mit prächtiger Kuppel gekrönt, den Himmel von der Erde abschließt, und freie Gottesweit, über welcher der Himmel selbst mit der ewigen Sonne und den ewigen Sternen tröstend und unermeßlich sich wölbt, verschmelzen in Eins, Blumen werden Priester, und wieder wird die Blume der herrlichste Schmuck des Priesters am Altar und der Sänger, die vom Chor herab das feierliche Sanctus singen. Von dieser seligen prophetischen Zeit schreibt Bettina in ihrem Tagebuch:

Heute haben wir grünen Donnerstag, da hab' ich kleiner Tempeldiener viel zu thun. Alle Blumen, die das frühe Jahr nur gönnt, werden abgemäht, Schneeglöckchen, Krokus, Maßlieb und das ganze Feld von Hiazinthen schmücken den weißen Altar, und dann bring ich die Chorhemdchen, und zwölf Kinder mit aufgelöstem Haar werden damit bekleidet; sie stellen die Apostel vor. Nachdem wir mit brennenden, blumengeschmückten Kerzen den Altar umwandelt haben, lassen wir uns im Halbkreis nieder, und die alte Aebtissin mit ihrem hohen Stab von Silber, umwallt vom Schleier und langem schleppenden Chormantel, kniet vor uns, um die Füße zu waschen. Eine Nonne hält das silberne Becken und gießt das Wasser ein,

die andere reicht die Linnen zum Abtrocknen; indessen läutet es mit allen Glocken, die Orgel ertönt, zwei Nonnen spielen die Violine, eine den Baß, zwei blasen die Posaune, eine wirbelt auf den Pauken, alle übrigen stimmen mit hohen Tönen die Litanei an: „Sanct Petrus, wir grüßen dich — du bist der Fels, auf den die Kirche baut". Dann geht es zum Paulus, und so die Reihe durch werden alle Apostel begrüßt, bis alle Füße gewaschen sind. Nun siehst du, das ist ein Tag, auf den wir uns schon ein Vierteljahr lang halbselig gefreut haben. Die ganze Kirche war voll Menschen, sie drängten sich um unsere Procession und weinten Thränen der Rührung über die lachenden unschuldigen Apostel. Von nun an ist der Garten wieder offen, der den Winter über unzugänglich war; Jedes läuft an sein Blumengärtchen. Da hat der Rosmarin gut überwintert, die Nelkenpflänzchen werden unter dem dürren Laub hervorgescharrt, und so manches junge Keimchen meldet den vergessenen vorjährigen Blumenflor. Erdbeeren werden bepflanzt, und die blühenden Veilchen sorgfältig herausgehoben und in Scherben versetzt. Ich trage sie an mein Bett und lege den Kopf dicht an sie heran, damit ich den Duft die ganze Nacht ein- und ausathme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chatterton, Drama in drei Acten von Alfred de Vigny.*)

Menschen wie Chatterton sind den verschiedenartigsten Beurtheilungen und der Kritik in ihrem weitesten Umfange ausgesetzt, weil sie selbst in ihrem Wesen schwankend, chamäleonartig, für das populaire Bewußtsein unverständlich und gleichsam von Natur auf eine Weise angelegt sind, die zu albern ist, um in die gewöhnlichen Formen der menschlichen Societät zu passen. Aber zugleich sind Charaktere — wenn sie so heißen dürfen — wie Chatterton für das tiefere philosophische Denken höchst wichtig und Probleme, die man entweder nur durch dieses oder gar nicht zu lösen vermag. Thomas Chatterton, dem wir hier um seiner seltenen Seltsamkeit willen und angeregt durch de Vigny's neustes Drama einen kleinen Abschnitt widmen wollen, war am 20. November 1752 zu Bristol geboren. Sein Vater war ein Schullehrer, und Chatterton selbst kam erst nach seines Vaters Tode zur Welt, dessen Witwe durch diesen Sterbefall in die dürftigsten Umstände versetzt war. Der kleine Thomas besuchte von seinem vierten Jahre an die Stadtschule und zeigte hier bis in sein 11. Jahr gleich so vielen reichbegabten Kindern, deren geistiges Wesen von tieferer Bedeutung ist, nichts Auffallendes, das seinen Lehrern eine höhere Meinung von ihm hätte beibringen können. Auf der Armenschule zu Colston, wohin er später gebracht wurde, beschäftigte man sich mit Poesie, das heißt: es fanden sich hier Lehrer, die, selbst unbegabt, ihre Schüler für diese Weihekunst dressiren wollten. Die Jungen von 11, 12, 13 Jahren machten Verse nach Herzenslust; nur Chatterton beharrte in einem fortwährenden Schweigen, was ihm für Stumpfheit und Hartnäckigkeit ausgelegt ward. Vielleicht aus Ingrimm über dieses rohe Traitement, das leider auch auf heutigen Lehranstalten in seiner ganzen Albernheit herrschend ist, wandte Chatterton Das, was ihm selbst damals von seiner geistigen Kraft bewußt war, auf Verfertigung einer Satire, die aber unter dem perrückenpoetischen Lehrerpersonale keinen Anklang fand. So wurde denn das empfindende, phantastische und grübelnde Kind ganz in sein eignes Innere zurückgedrängt; er fing an, aus purer Verzweiflung, sich einer ungeheuern Lecture hinzugeben, las Alles durcheinander, was ihm unter die Hände kam, studirte poetische, historische, theologische und medicinische Schriften, suchte, soweit sein Horizont reichte, nach vaterländischen Alterthümern, für die er frühzeitig großes Interesse hatte, schrieb Briefe an sich selbst, kurz trieb alles Das, worauf ein noch embryonisches Talent, von der Welt zurückgestoßen, so leicht verfällt. Im 14. Jahre verließ er diese Schule, die ihm wenig genützt hatte, und kam in seine Vaterstadt Bristol zurück, als Schreiber zu dem Procurator John Bell. Hier bot sich seinem kurzen Leben der entscheidende Wendepunkt, und dies entwickelte sich, wenn man ein so trübes Aufdämmern Entwickelung nennen kann, schnell und plötzlich einem gewaltsamen Ende zu. Chatterton entdeckte, aufspürend wie er war, in dem alten, staubigen Archiv der Kirche Sta.-Maria Radcliffe einige alte Eisenkoffer, in denen sich Schriften und Pergamente aus dem 15. Jahrhundert fanden. Ueber diese Alterthümer fiel der Jüngling mit der größten Begierde her; er studirte sie, und sie erschlossen ihm gütig die vergangene Zeit mit ihrem alterthümlichen, barocken, fast ganz vergessenen Wesen, mit ihren Sitten und Costumen, mit ihrer Denkweise und eigenthümlichen Sprache. Namentlich fand der poetische Jüngling in diesen staubigen Papieren Vieles über das Treiben der Mönche jener Zeit, und alle diese Entdeckungen brachten ihn auf den seltsamen Gedanken, den vorgefundenen Stoff zu Darstellungen und Gedichten zu verarbeiten, ganz im Sinne, in der Sprache, in der Sitte jener Zeit, und so, als ob sie von einem längstvermoderten Dichter aus jenen Jahrhunderten herrührten. Ja, er schob sogar ganze Pergamente unter, indem er deren vergelbtes, alterthümliches Ansehen durch eine künstliche Farbengebung täuschend nachzumachen wußte, und gab sie sodann als Werke Rowley's und anderer alten Poeten in die Hände der Journalisten und Buchhändler. Sein erstes so erscheinendes Stück war: „Die Beschreibung eines Aufzuges von Mönchen über die alte Bristolbrücke", das er an einen Antiquar für ein dürftiges Aequivalent verkaufte. Später erschienen die „Ballade auf die Schlacht von Hastings", die Tragödien „Ella" und „Godwyn" und andere lyrische Gedichte, in denen der alte Ton auf eine ziemlich glückliche Weise nachgebildet war. Unzufrieden mit seiner Schreibercondition in Bristol schrieb er einen ausführlichen Brief an den bekannten Horaz Walpole, gab diesem darin Auskunft von seinen Entdeckungen, erbot sich zu Mittheilungen und legte ein Gedicht auf den Tod Richard I. als Probestück bei. Walpole antwortete ihm höflich, aber ausweichend. Chatterton, leichtsinnig und vertrauensvoll, schrieb einen zweiten Brief an Walpole, worin er um ein Amt bat, damit er sich in Ruhe und Muße seiner unüberwindlichen Neigung zur Poesie hingeben könne. Walpole aber traute dem jungen Menschen mit den alten Gedichten nicht; er unterwarf das Probestück von Poesie einer sorgfältigen eignen Untersuchung, legte es mehren gelehrten Freunden vor und kam so dem seltsamen Betrug auf die Spur; er schrieb deshalb misbilligend an Chatterton und lehnte dessen Gesuch um eine Anstellung gänzlich ab. Dies beugte den 16jährigen Jüngling tief, verstimmte seine ganze Seele in der Wurzel und vernebelte seinen überhaupt noch unreifen Blick in die Verhältnisse des Lebens vollends ganz. Von diesem Augenblick an unterlag Chatterton einer Charakterlosigkeit und sittlichen Gebrechlichkeit, welche etwas von Wahnwitz in sich trägt. In der einen Stunde träumt er sich Luftschlösser, bildet Chimären, sonnt sich an einem Gefühl des Stolzes, das ihm sagt, er werde einst noch durch seine Arbeiten glänzen; in der nächsten Stunde sieht er die ganze Zukunft in einem einzigen fahlen Grau verschmolzen, zittert vor dem Hungertode, kommt sich elend und lumpig vor und sehnt sich nach seinem Ende. Am Vormittag macht er sich reisefertig, um nach London abzugehen, wo er sich den glänzendsten Succeß verspricht, wo er sich schon seine Zimmer, elegante Kleider, herrliche Equipage, vornehme Gesellschaften im Geiste vorspiegelt, und am Nachmittage zählt er die wenigen Schillinge, die er noch sein nennt, um zu sehen, ob sie hinreichen, ein paar Pistolen zu kaufen, macht sein Testament und kündigt seinem Wirth, dem Procurator, an, daß er sich binnen einer Stunde todtschießen werde. So quält er täglich mit Mordvorsätzen die theilnehmende Familie, die ihm Wohnung gab, bis endlich der Procurator, dem diese schreckliche Individualität ins Weite geht, sich sein erbarmt und ihn, mit etwas Geld versehen, nach London schickt.

*) Vgl. hierüber eine Notiz in Nr. 68. D. Red.

Aber London war ganz der Ort, wo dies sittlich schwache Gefäß, diese frühe und darum unreife Natur, dieses hochmüthige und doch verstoßene Knabenherz zerbrechen und eingehen mußte. London, die ungeheuere Stadt mit ihren Palästen, Theatern, Cafés und Gentlemen, verschlang den armen Chatterton. Kaum war er hier angekommen, als er sogleich mit einigen Buchhändlern und Antiquaren in Verbindung trat, die sich — denn der unerfahrene Sinn trifft ja so häufig den unrechten Mann — ein Vergnügen daraus machten, ihm sein Herzblut, die Gedichte, auf welche er all' seine Lebenshoffnung gründete, für die elendeste Bezahlung abzuzapfen. Chatterton war fleißig, arbeitete Tag und Nacht; aber dennoch verdiente er nicht so viel, um sich einrichten, um ordentlich leben zu können. Er hatte oft tagelang nichts als trockenes Brot zu essen, und bei diesem und einer Tasse Thee oder einem Glase Wasser schrieb er, um nur mit Etwas Eclat zu erregen, Pamphlets gegen das Ministerium. Eine alte Verwandte, bei der er wohnte, nahm sich dieses traurige Leben des Dichters zu Herzen und suchte ihn unter Bitten und Thränen von dem unglücklichen Gedanken, als Schriftsteller sich auszuzeichnen, abzubringen. Allein er wies diese Mahnungen mit Empfindlichkeit und Härte zurück und versicherte die alte Frau, daß jetzt sein einziger Zweck sei, in den Tower geworfen zu werden, wo sein elendes Leben doch eine Wendung nehmen müsse. Der Gedanke, daß ihm gewiß noch eine glänzende Lage zu Theil werden würde, schien jetzt bei allem Hunger und Kummer völlig zur fixen Idee bei ihm geworden, und in dieser Erwartung, indem sein ganzes Wesen seufzend und verlangend diesem Ziele zustrebte, verwandte er selbst die kleinen Summen, die ihm hier und da von seinen Verlegern zukamen, darauf, um äußerlich zierlich zu erscheinen und seiner entfernten Mutter und Schwester Geschenke zuzuschicken, damit sie glauben möchten, er sei schon auf dem Wege zum ersehnten Glück. Er besuchte täglich die glänzendsten Kaffeehäuser, gab dort aus, was er noch besaß, und litt dafür zu Hause den gräßlichsten Mangel. Eine kleine Weile war es möglich, daß sich ein schwärmendes, ehrgeiziges Gemüth mit diesem armseligen Schein betrügen konnte; aber lange konnte dieser Wahn nicht währen. Von Stunde zu Stunde verzögerte sich das gehoffte Glück, von Stunde zu Stunde wuchs der Mangel; die Anerkennung der Welt blieb aus, und in einer Stunde der Verzweifelung über dieses sein dunkles Geschick, nachdem er, wie erzählt wird, zwei Tage lang im eigentlichsten Sinne Hunger gelitten, vergiftete sich Chatterton in seiner Wohnung durch Arsenik, am 25. August 1770 im 18. Jahre seines in der Geschichte unglücklicher Dichter einzigen Lebens. Erst nachdem dieser zerrissene Geist auf Erden nichts mehr zu begehren und zu erreichen hatte, erkannte man sein Talent an, und die Geschichte seines Lebens, Leidens und Sterbens erhöhte nun den Reiz an seinen verkannten Dichtungen, welche seitdem mehrmal herausgegeben und viel gelesen wurden.

Dies ist in der Kürze Chatterton's Lebensgeschichte. Alfred de Vigny hat ein Drama daraus gemacht, aber doch nicht Das, was die Poesie daraus hätte machen können, wiewol ihm nicht abzusprechen ist, daß er mit Geist und viel Gemüth sein Sujet behandelt hat. Aber er hat demselben seine angeborene Tiefe genommen, indem er nichts als einen ausgehungerten Poeten und eine unglückliche Liebesgeschichte darstellte. Das Thema des Dramas ist ganz einfach: Chatterton, der 18jährige Jüngling, lebt in London, ganz auf die Weise, die wir bereits schilderten. Er wohnt in dem Hause des Procurators, der eine stille, liebenswürdige, gute und keusche Frau besitzt, Mutter zweier Kinder. Obgleich die sanfte, gute Frau vielleicht Chatterton's Mutter sein, wenigstens mit Fug und Recht Mutterstelle an ihm vertreten könnte, so macht sie doch der leidenschaftliche Knabe zu seiner Geliebten. Kitty Bell, so heißt die Geliebte, ist nichts als zärtlich; gegen ihren Mann, gegen ihre Kinder, gegen Chatterton; sie ist überdies eine Quäkerin, fromm, demüthig, bescheiden, gehorsam, anempfindend. Chatterton's stürmisches Wesen bringt ihr Gemüth aus seiner gewohnten Stille; sie neigt sich erst theilnehmend, dann liebend ihm zu. Die Ausbildung dieser gegenseitigen Leidenschaft ist eigentlich der ganze Knoten des Stücks. Es ist eine Familienscene, ohne Begebenheit, nur der letzten Katastrophe zustrebend. Und in dieser haben es nur die beiden Liebenden miteinander zu thun. Alle übrigen Personen: Kitty's Mann, Lord Talbot, Beckford der Lordmayor, und wie sie heißen, sind reine Nebenpersonen. Aber Kitty's Gemüth ist zu still, um selbst zur Leidenschaft aufzuflammen; sie besinnt sich auf ihre Pflicht, auf ihre Religion; ja, sie bestimmt selbst in ihrer naiven Frömmigkeit Chatterton's Ende voraus, indem sie auf seine glühende Liebeserklärung nur weinend zu erwidern weiß: „Vous voulez donc mourir!" Hiermit ist also Chatterton angewiesen, was er zu thun hat. Er muß sich tödten, denn er liebt ja Kitty Bell, das Weib des Procurators, und — er tödtet sich auch.

Alfred de Vigny ist ein Dichter, dem es nicht an Poesie, nicht an Begabung zum höhern Drama fehlt; aber diesen Stoff, der überhaupt weit besser zu einer Novelle sich eignet, hat er verzerrt und verunstaltet. Chatterton der Held mußte eben ganz treu und rein, sowie er in der Wirklichkeit war, dargestellt werden; er mußte durch Das, wodurch er im Leben unterging, auch im Drama untergehen, nämlich durch den ungeheuern Kampf von Schein und Wesen, Wahrheit und Täuschung in einer noch schwächlichen und unreifen Seele. Dieser Kampf war ein ganz complicirter; tausend Interessen spielten darin; eine ungeheuere Verworrenheit entstand in diesem Gemüth und wuchs von Minute zu Minute um so größer, je mehr der Schein die Wahrheit überwuchs. Chatterton ist ein echt romantischer Charakter im Sinne der jetzigen französischen Welt, und dies ist vielleicht der Grund, warum ihn ein französischer Romantiker nicht darstellen kann. Und darum ist er in seiner Zeit ein so merkwürdiger, denn er gehört offenbar nicht in diese. Chatterton war kein Dichter, aber daß er, ohne dies zu zu sein und werden zu können, ein durch und durch poetischer Mensch war, das war sein Unglück. Er sah alle Dinge in dem Spiegel des Poetischen, aber weil er aus dieser Täuschung durch Darstellung und Gestaltung keine Wahrheit zu machen wußte, weil er in seinen Träumen als ein Träumender stecken blieb, darum ging er zu Grunde; darum, um doch irgendwo, in dem Leichtsinn der Welt, in dem Glanze der beau monde, welche für alle lebhafte Menschen so viel einschläfernde und beschwörende Kraft hat, ein Heil und einen Anker zu finden, sang er sich täglich und stündlich das süße Märlein von dem armen Knaben vor, dem es einst noch herrlich gehen wird, und an dieser trüben, verzehrenden Melodie ist er gestorben. Darum geschah es auch, daß er in der Poesie selbst so früh zum Betrug griff und sich auf fremdem Boden berühmt zu machen strebte. Solch ein Gemüth, wie Chatterton hatte, ist in sich selbst so ganz verstrickt und in Anspruch genommen, daß es zum Verlieben keine Zeit hat; darum hätte der französische Dichter die Liebesgeschichte ganz weglassen sollen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß einmal ein deutscher Novellist, der freilich zugleich Dichter sein müßte, sich an den armen Chatterton wagte und ihn, weil er für jede poetische Zeit so schwermüthig-bedeutend ist, mit allen seinen Kämpfen, Verworrenheiten, Schmerzen und Räthseln in dem Pantheon der Poesie als ein vergeistigtes Bild seiner selbst aufstellte.

130.

Literarische Notiz.

Die „Discours, allocutions et réponses de S. M. Louis Philippe, avec un sommaire des circonstances qui s'y rapportent etc.", aus dem „Moniteur" gesammelt, sind in einen Band zusammengedruckt, der aber nicht in den Buchhandel gekommen ist.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 81. —— 22. März 1835.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Drei Jahre befand sich Bettina im Kloster, und in dieser Zeit der Abgeschiedenheit, wo sie zur Hälfte mit sich und Gott allein war, trafen sie viele bedeutungsvolle Mahnungen, welche dem stillen nachdenkenden Kinde den Ernst des Lebens zu Herzen legten. Die feierlichen Kirchenhandlungen übten einen mächtigen Eindruck auf sie; manches ergreifende Ereigniß trat an sie heran, schon gemildert durch den sanften Glanz, womit es der Cultus der Kirche umkleidete. Wie ergreifend mußte unter Anderm für das lebhafte Mädchen die Einkleidung jener jungen schönen Nonne sein. Wie mußte sie seltsam ahnungsvoll angehaucht werden von dem schauerlich-süßen Odem des kirchlichen Mysteriums, als nun die jugendliche Himmelsbraut, welcher Bettina die langen goldenen Flechten, abgeschnitten zum Zeichen der Einsegnung, auf goldenem Opferteller zum Altar trug, für immer von den Freuden der Welt Abschied nahm! Hier traten in der zarten Seele vielleicht zum ersten Male jene beiden religiösen Mächte, der heitere Naturdienst und der Glaube an Das, was der Kirche ist, in Widerstreit, und das warme Lebensgefühl ward zum Freiheitsgefühl, das aus den dumpfigen Mauern in die grüne blumenschöne Gotteswelt hinausdrängte. Die Einkleidung jener jugendlich-schönen Christusbraut beschreibt Bettina mit banger Rührung:

Als ich im Chorhemdchen mit einem Kranz von Rosen auf dem Kopf, mit brennender Kerze als Geleitengel, unter dem Geläute aller Glocken vor der in alle üppige Pracht gekleideten jugendlichen Braut daherschritt; da wir an das Gitter kamen, vor welchem der Bischof stand, der ihr die Gelübde abnahm, und er fragte, ob sie sich Christo vermählen wolle, und man auf ihr Bejahen die mit Perlen und Bändern durchflochtenen Haare abschnitt, welche ich auf einem goldenen Teller empfing, da fielen meine Thränen auf diese Haare, und da ich hin zum Altar trat, um sie dem Bischof zu überreichen; da schluchzte ich laut, und alles Volk weinte mit. Die junge Braut legte sich an die Erde; es wurde ein Leichentuch über sie gebreitet, die Nonnen wallten von allen Seiten herbei, je zu zweien Blumenkörbe tragend. Ich streute die Blumen auf das Leichentuch; während ein Requiem gesungen wurde. Sie ward als Todte eingesegnet und Gebete über sie gesprochen; das irdische Leben war beendet; ich hob als Auferstehungsengel die Todtendecke auf; das himmlische Leben beginnt; die Nonnen umringen sie; in ihrer Mitte wird sie vom weltlichen Staat entkleidet. Ordenskleid, Mantel und Schleier werden ihr angelegt, worauf sie in die Hände des Bischofs die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth ablegt. Ach, wie war ich beklommen, da der Bischof ihr das Crucifix reichte, um es als ihren Bräutigam zu küssen.

Wo wäre in aller Welt ein jugendliches Herz, das nicht, wie Ganymed der Götterjüngling, der ewigkeimenden Natur unwillkürlich, in unwiderstehlichem Drang an den Busen sänke. Bettina, das lebhafte geistvolle Kind, hielt es in dem engen Klosterverschluß nicht aus. Es trieb sie hinaus ins Freie, mochte es draußen stürmen oder lieblich sein, blühen oder welken. Daher schreiben sich ihre heimlichen Ausflüge, oft in später Stunde, aus dem Kloster, welche sie so schön bezeichnend und noch im Erinnern schauerlich-selig, ihre „Geisternachtwege" nennt. Einen solchen Geisternachtweg beschreibt uns die Kleine in ihrem Tagebuch:

Meine verödete Kirche stand diesseits an der Höhe einer Mauer, die tief hinabging, einen Bleichplatz umschloß, der jenseits vom Mainfluß begrenzt war. Während mir vor der Höhe dieser Mauer schwindelte und ich furchtsam ausweichen wollte, hatte ich mich unwillkürlich hinübergeschwungen, und so fand ich im nächtlichen Dunkel kleine Spalten in der Mauer, in die ich Hände und Füße einklemmte, und hervorragende Steine, auf denen ich mir hinabhalf; ohne zu bedenken, ob und wie ich wieder hinaufkommen werde, hatte ich den Boden erreicht; eine Wanne, die wol im Sommer zum Bleichen gedient hatte und im Herbst war vergessen worden, rollte ich bis zum Ufer, stellte sie da auf und setzte mich hinein, und sah dem Eisgang zu; es war mir eine behagliche, befriedigende Empfindung, so als eingerahmtes Bild der erhabenen Winternatur ins Antlitz zu schauen. Es war, als habe ich einer geheimen Anfoderung Genüge geleistet. — Im Hinaufklettern fand ich ebenso kleine Lücken und Steine unter Händen und Füßen, wie ich sie brauchte. — Von nun an konnte kein Wetter, kein Zufall mich abhalten, ich überwand alle Schwierigkeiten; ohne zu wissen wie, fand ich mich an meiner Geistermauer, an der ich jeden Abend hinabkletterte und in meiner Wanne sitzend dem Treiben der Eisschollen zusah. Eine stieß an's Ufer, ich sträubte mich nicht mehr gegen die dämonischen Eingebungen, zuversichtlich sprang ich drauf und ließ mich eine Weile forttreiben. Dann sprang ich auf die nächste, bis ich endlich in der Mitte des Stromes dahinsegelte. — Es war eine wunderbare Nacht! warum? — Jeder Naturmoment ist wunderbar, ist ungeheuer, wo er in seiner Freiheit waltet über den Menschengeist, ich habe mich ihm preisgegeben, und so wirkte er als höchstes Ereigniß. — Am fernen Horizont schimmerte ein dunkles Roth, ein trübes Gelb, und milderte die Finsterniß zur Dämmerung, das Licht, gefesselt in den Umarmungen der Nacht; dahin schaute ich, dahin trug mich mein eisiger

Seelenverkäufer, und der Wind, der sich kaum über die Höhe des Flusses hob, spielte und klatschte zu meinen Füßen mit den Falten meiner Kleider; noch heute empfinde ich den königlichen Stolz in meiner Brust, noch heute hebt mich die Erinnerung der schmeichelnden Winde zu meinen Füßen, noch heute durchglüht mich die Begeisterung jener kühlen nächtlichen Fahrt, als wenn es nicht vor sechs Jahren, sondern in dieser kalten Winternacht wär', in der ich hier sitze, um Dir zu lieb und zum Gedächtniß meiner Liebe Alles aufzuschreiben. Eine gute Strecke hatte ich mich dahin treiben lassen, da war ich ebenso willenlos, als ich den Fluß hinabgeschwommen war, wieder umgekehrt; ich schritt ruhig von einer nachkommenden Eisscholle zur andern, bis ich mich glücklich am Ufer befand. Zu Haus' im Bett überlegte ich, wo mich wol noch diese Wege hinführen möchten; es ahnete mir wie ein Weg, der immer weiter, aber nicht zurückführen werde, und ich war neugierig auf das Abenteuer der nächsten Nacht. Am andern Tage unterbrach eine zufällige Reise in die Stadt meine nächtlichen Geisterwanderungen. Da ich nach drei Wochen zurückkehrte, war dieser mächtige Reiz aufgehoben, und nichts hätte mich bewegen können, sie aus eigner Willkür zu wagen. — Sie lenkten freilich einen Weg, diese freundlichen Nachtgeister, der nicht wieder umlenkte, sie belehrten mich, wollten mich lehren der Tiefe, dem Ernst, der Weisheit meines Glückes nachzugehen und seine Beseligung nur als seinen Abglanz zu betrachten. So machen es die Menschen, während ihr Geschick ihnen einen vorübergehenden Genuß darbietet, wollen sie ewig dabei verweilen, und versäumen so, sich ihrem Glück, das vorwärts schreitet, zu vertrauen, und ahnen nicht, daß sie den Genuß verlassen müssen, um dem Glück nachzugehen und es nicht aus den Augen zu lassen.

Das alte Märlein erzählt von der Königstochter, welche auf ihrem wollüstigen Seidenlager nicht zu entschlummern vermochte, welche in dem Nachtsturm, der an die Fenster schlug, flüsternde Stimmen der Elfen und Geister, und in dem fernen Rollen des Meeres ebenso viel lockende Seufzer des Wassergeistes vernahm. Wie nun die Lockung immer unwiderstehlicher wurde, die Stimmen im Meer und Sturm immer seufzender und klagender, da hielt sie es nicht länger, schlug den Mantel um und wandelte in schrecklichster Nacht an die grüne See, ihr langes Haar, ihr durchnäßtes Kleid sausend im Nordwind, und je ferner nun die Lichter aus den Fenstern ihres Königsschlosses schimmerten, je näher und lauter das Meer rauschte und wogte, desto heimlicher und stiller ward es in ihrer Seele.

Sowie dem schönen Königskinde erging es Bettinen; wenigen Mägdlein mag es heutzutage so ergehen, das ist wahr; aber die wenigen sind auch gewiß Auserwählte. Denn was bedeutet jener unwiderstehliche Ruf in die Schauer und Geheimnisse der Nacht hinaus? Was bedeutet das einsam wandelnde Kind bei der verödeten Kirche, bebend vor Furcht, und doch die Blüte sehnsüchtigen Genusses im reinen Kindesherzen? Was bedeuten jene „Umarmungen" der Nacht, wie sie die Jungfrau mit ursprünglich-schönem Dichterwort bezeichnet? Was bedeutet dieses seltsame Schwimmen den Strom hinab auf glänzendem zerbrechlichen Fahrzeug? O, es bedeutet nichts Anderes als den hohen und geistigen Liebesbund des tiefbegabten Menschen mit der Natur, dem Urgrund alles Daseins. Es bedeutet jenen ewigen Born des Poetischen, welcher die Kindesbrust bewässert, so mild und herrlich, daß ihr ganzes Innere früh schon ein blütenstrahlender Garten wird. Es bedeutet Das, was hundert Sänger zu allen Jahrhunderten in Liedern verkündet, und was abermals Hunderten unsagbar bleibt, das Friedensfest des Geistigen mit dem Natürlichen, jene Lossprechung des Zöglings, womit ihn Natur und Geist für mündig erklären; jene Sichselbstbefreiung von der Trübe der dumpfwebenden Empfindung und Sicherheben zum Lichte des klaren Gedankens. Es bedeutet den unsterblichen Sieg des Genius über die Mächte des Daseins, welche den schwächlichern Geist zermalmen und verschlingen. Darum bleiben denn auch die schauerlich-süßen Momente nächtlicher Einsamkeit nicht unbelohnt, und heitere, klare Lichtgedanken wie diese entsprießen dem dunkeln Schoose der Nacht:

Der Geist ist Auge, je schärfer er sieht, je deutlicher wird die Ahnung, je reiner tritt das Spiegelbild der Wahrheit in der Empfindung auf. Die Vielheit soll zur Einheit führen; der Spiegel faßt Alles in einen Strahl zusammen.

Das Licht gebäre das allseitige Leben und Streben in die Einheit, in das Reich des Göttlichen.

Die Liebe ist Metamorphose der Gottheit.

Jeder Gedanke ist die Blüte einer Pflanze; was ist denn aber ihre Frucht? Die Wirkung auf unser Inneres ist ihre Frucht.

Zum Denken des wahren Geistes gehört die Unschuld. Nur mit der unschuldigen Psyche beredet sich der Geist.

Geistige Erfahrung ist geborenes Leben. Wenn wir Besitzer der geistigen Wahrheit sind, dann ist das Sinnliche aufgelöst.

Alles Sinnliche ist unverstanden, durch sein Verstehen wird es geistig. Geistige Entwickelung macht große Schmerzen, sie ist der Beweis, wie sehr der Geist mit dem Physischen zusammenhängt.

Ja wol wird Dem, der nicht denkt, Alles geschenkt. Aber in dem Denken und Erinnern liegt das Kränken und die Qual; und dies Ueberwinden der Qual, dies Sterben und Auferstehen im Geiste — dies eben ist die geistige Entfaltung.

Aber vielgestaltig, wunderbar gebildet, schwer und tief, und dann wieder flüchtig, wie Mädchen sind, ist die Seele dieses Mädchens. Während ihr Geist noch über so bedeutungs- und ahnungsreiche Probleme des Lebens nachsinnt, gibt sie uns — mit echter Naivetät, leichtfertig, flatterhaft, jener Primula zu vergleichen, die uns in einer herrlichen Novelle Arnim's geschildert wird — die lustige Geschichte eines Kusses, den sie im Hause ihrer Großmutter von Herder empfing.

Diesmal — schreibt sie an Göthe — wurde ich leicht fertig, und zwar mit einem Freunde von Dir. Es klingelt, hastig springe ich an die Hausthür, um zu öffnen. Ein Mann in schwarzer Kleidung, ernsten Ansehens, etwas erhitzten Augen tritt herein. Noch ehe er seinen Namen genannt oder gesagt, was sein Verlangen ist, küßt er mich; noch ehe ich mich besinnen konnte, gebe ich ihm eine Ohrfeige, und dann erst sehe ich ihm ergrimmt ins Antlitz und erkenne ein freundliches Gesicht, das gar nicht erschreckt und nicht erbittert über mein Verfahren zu sein scheint. Um meiner Verlegenheit zu entgehen, denn ich wußte nicht, ob ich recht oder unrecht gethan, öffne ich ihm rasch die Thüren zu den Zimmern der Großmutter. Da war nun meine Ueberraschung bald in Schrecken umgewandelt, da diese mit der höchsten Begeisterung ausrief, einmal über das andere: „Ist es möglich? Herder, mein Herder, daß Euer Weg Euch zu dieser Grillenhütte führt? sei tausendmal umarmt!" und

hier folgten diese tausend Umarmungen, während denen ich mich leise davonschlich und wünschte, es möge in diesem Schwall von Liebkosungen die eine untergehen, die ihm mit einer Ohrfeige war beantwortet worden.

Aber Herder vergaß weder Kuß noch Ohrfeige. Er bat die Großmutter, sie möchte ihm ihre Enkelkinder vorstellen, die nun auf seinen Wunsch alle drei feierlich vorgeführt wurden. Herder wandte sich zu Bettinen, legte ihr die Hand auf den Lockenkopf und sagte langsam und feierlich: „Diese da scheint sehr selbständig; wenn Gott ihr diese Gabe als eine Waffe für ihr Glück zugetheilt hat, so möge sie sich ihrer ungefährdet bedienen, daß alle sich ihrem kühnen Willen fügen und Niemand ihren Sinn zu brechen gedenke". Die Großmutter war natürlich über diesen wunderlichen Segen sehr verwundert; aber Herder kam später der Kleinen, die indeß in den Garten gegangen war, nach und sagte zu ihr: „Siehst du, kleine Psyche, mit den Flügeln genießt man wol die Freiheit, wenn man sie zur rechten Zeit zu brauchen weiß, aber an den Flügeln wird man auch gefangen, und was gibst du, daß ich dich wieder loslasse?" Er verlangte einen Kuß, den ihm denn auch Bettina gewährte, ohne das Geringste einzuwenden.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Schwärmerei, historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit. Von J. H. von Wessenberg. Drittes Heft. Heilbronn, Claß. 1835. 8. 18 Gr.*)

Dieses letzte Heft einer schon mit Hinsicht auf ihren Verf. interessanten und verdienstlichen Untersuchung handelt zuerst vom Pietismus. Mit Recht legt der Verf. hierbei auf den Unterschied von Frömmigkeit und Frömmelei einen großen Nachdruck, wußte aber auch wohl, daß die Lauheit und religiöse Gleichgültigkeit des Zeitalters schnell mit herabsetzenden Prädicaten, besonders mit den in dem großen Cirkel der Gleichgültigen üblichen Benennungen von Frömmelei, Pietismus und Mystikern bei der Hand ist, um den Grad von Interesse an Religion und Kirche, welcher über den gewöhnlichen Temperaturgrad der Religiosität hinausgeht, durch Erregung von Argwohn gegen Aufrichtigkeit der Ueberzeugung oder durch Hinweisung auf eine geistige Verrückung und unnatürliche Exaltation bei den Alltagsmenschen in Verruf zu thun. Denn das ist besonders jetzt nothwendig zu erinnern, in einer Zeit, wo alle Handlungen des kirchlichen und damit auch des staatlichen Lebens untergraben werden, Alles bezweifelt und in Frage gestellt wird und jeder Wohlgesinnte mehr das Interesse am Positiven neu beleben, als eine kräftigere und wärmere Empfindung durch Spott- und Tadelnamen der rohen Menge preisgeben sollte.

Der eigentliche Pietismus beruht nach dem Verf. auf einer niedrigen Vorstellung von der menschlichen Natur, die aller Kraft zum Guten ermangeln soll, während der eigentliche Mysticismus grade die entgegengesetzte Vorstellung hegen kann. In jener sei ein Hang, sich abzusondern und auszuzeichnen, beider Ziel aber die innere Beruhigung. Aber später (S. 309) definirt der Verf. den Pietismus als die Fertigkeit, sich immer und überall in eine religiöse Stimmung zu versetzen und sie in Allem kund zu geben. Ja, an sich und unvermischt mit irgend einer Heuchelei könne er tadellos, sogar schätzenswerth sein. Wie stimmt dies Alles wol zusammen? Wenn der Pietismus auf einer die menschliche Natur erniedrigenden Vorstellung beruht, wie vermag diese Vorstellung die Fertigkeit zu begründen, sich immer in religiöse Stimmung zu versetzen? Ferner, ist es tadellos, einer solchen Vorstellung sich hinzugeben? Man sieht leicht, daß der Fehler darin liegt, solche menschliche Zustände und Stimmungen, welche sich erst unter gewissen Verhältnissen und Lagen in der Gesellschaft entwickelt haben, aus freier Hand definiren zu wollen; daß man aber dann wieder auf mannichfaltige Erscheinungen zur Seite blickt, in welchen solche Geistesbeschaffenheiten zu erscheinen pflegen, und die man nun mit jenen Definitionen nicht recht zu vereinigen vermag. Dieses aber ist der Hauptfehler in der Art der Untersuchung, den wir dem würdigen Verfasser schon früher aufgezeigt haben. An dem Pietismus läßt sich aber vor allem Andern leicht erkennen, daß man dessen Begriff nur durch historisch-philosophische Entwickelung gewinnen und nach seinen Nuancen im klaren Zusammenhange darstellen kann, da bei derselben sich zugleich ein bestimmter historischer Ursprung in der christlichen Kirche nachweisen läßt, was der Verf. auf S. 321 selbst andeutet. Des Verf. Bemerkungen und Erfahrungen an den Menschen, durch eine reichhaltige und ausgebreitete Lecture unterstützt, liefern auch hier manches Beherzigungswerthe; aber schwer gelingt es, dieselbe unter bestimmten Gesichtspunkten zu vereinigen. Wir führen nur noch ein Beispiel an. S. 316 sagt der Verf.: „Da der Pietismus kein Ergebniß des Nachdenkens, sondern ein Gemüthszustand ist, so läßt sich ihm nicht durch bloße Vernunftschlüsse begegnen, sondern es müssen die Ursachen beseitigt werden, die das Gemüth in diesen Zustand versetzt haben. Der Pietist ist ein Gemüthskranker." Woher folgt das? Aus der obigen Definition? Woher diese? Und genauer betrachtet, wenn der Pietismus auf einer die menschliche Natur erniedrigenden Vorstellung beruht, wie der Verf. oben meinte, warum soll nicht durch Erweckung einer bessern Idee von der menschlichen Natur auf dem Wege des Nachdenkens zur Bestätigung des Pietismus gewirkt werden? Und wie kann die Fertigkeit, sich immer und überall in eine religiöse Stimmung zu versetzen und sie in Allem kundzugeben, ein bloßer Gemüthszustand, ja der Pietist sogar ein Gemüthskranker genannt werden? Der wahre Grund der Krankheit soll in der Mitte des Herzens liegen (nach S. 317), was doch gewiß nur von der Pietisterei gilt, die der Verf. sehr richtig vom Pietismus S. 316 unterschieden hat. Doch wir wollen, da sich die Schrift des würdigen Verf. in solchen Mängeln gleichbleibt, uns nur begnügen, den fernern Inhalt der locker zusammenhängenden Untersuchung anzugeben. Der Verf. nimmt in diesem Abschnitt noch insbesondere auf Methodisten, Quäker, Herrnhuter Rücksicht und gibt treffliche Winke zur Behandlung poetischer Sektirer. Was aber die Billigung Derer, welche immer gegen Pietisten und Mystiker declamiren, schwerlich erhalten möchte, gleichwol aber der Verf. aus den von uns oben angegebenen Gründen wol mit Recht empfehle, ist ein erbaulicher Hausgottesdienst in jeder Familie. Aber es müßte ein inneres Bedürfniß und Würde in Demjenigen, der ihn unter den Seinigen veranstaltet, schon vorhanden sein; denn religiöse Empfindungen können nur durch Empfindung und Geist angeregt, nicht durch äußere Formen erzwungen werden, an denen die Gewohnheit leicht abstumpft.

Der folgende Abschnitt handelt vom Fanatismus. Da schon in frühern Abschnitten mannichfaltige Beispiele von Fanatismus angeführt wurden, so wollte sich hier der Verf. darauf beschränken, die Entstehungsgründe des Fanatismus näher zu beleuchten. „Die Sinnesart und das Benehmen der Fanatiker", meint der würdige Verf., „kommen darin überein, daß sie sich ihren Glauben, abgesehen von allem ihrem Zuthun oder ihrer Selbstthätigkeit (also ohne daß er sich auch in Liebe thätig beweise) als ein Verdienst vor Gott zuschreiben und die Meinung hegen, dieses Verdienst auf keine bessere Weise bethätigen zu können, als indem sie einen unbegrenzten Eifer gegen alle Widersacher und Anfechter ihres Glaubens (wir möchten lieber sagen: gegen Alles, was ihrem Glauben im Wege zu stehen scheint,

*) Ueber das zweite Heft berichteten wir in Nr. 22 und 23 d. Bl.
D. Red.

denn der Verf. bezieht dies auch und mit Recht auf Sinnentriebe und die ganze irdische Natur) an den Tag legen." Aber der Verf. kehrt bald zur Beleuchtung besonderer Erscheinungen des Fanatismus zurück. Mit wahrhaft christlicher Gesinnung spricht der Verf. S. 379 gegen den Ketzerhaß und erklärt beiläufig auf eine ebenso einleuchtende als interessante Weise das Verfahren der Römer, besonders des Kaisers Trajan und seines Statthalters Minius gegen die Christen (S. 384 fg.) aus dem Argwohn gegen eine nicht nationale und daher scheinbar gegen den Staat gerichtete Sekte.

Der achte Abschnitt beleuchtet näher die Mittel zur Abwehr und Abhülfe gegen das Umsichgreifen und die Ausschweifungen der religiösen Schwärmerei. Der Hauptgedanke des Verf. ist hier: Der Unglaube ruft immer seinen Gegensatz, die Schwärmerei, herbei. Aber (S. 404) in der Religion hängt Alles von der Idee ab, welche der Mensch sich von Gott macht. Die Hauptsache ist es mithin, diese Idee in ihm in ihrer Reinheit zu entwickeln und zu bewahren. Alle Verirrungen des religiösen Glaubens haben in einer Verunstaltung dieser Idee ihren Grund. Nur hat der Verf. insofern eine schwankende Vorstellung von Idee, daß er sagt: daraus, daß Gott die höchste Idee ist, welche der Mensch haben kann, folge noch keineswegs, daß ihre Erweckung und reine Auffassung eine große Uebung der Vernunft erfodere; denn bloße Reflexion bringe den Menschen nie zu einer lebendigen Idee von Gott! Bloße Reflexion allerdings nicht; aber soll der Mensch als religiöses Wesen über das Thier erhaben sein, so kann er nicht ohne große Uebung und Ausbildung der Vernunft jede Klarheit jener Idee erlangen. Der Verf. beruft sich dagegen auf das sittliche Gefühl, das sich früher rege, als die Vernunft durch Uebung Festigkeit und Sicherheit erlange. Allein kann Gefühl überhaupt ohne Vernunft aus dem Labyrinthe dunkeler Regungen herausführen, in denen ja die Schwärmerei selbst beruhen soll? Damit steht auch das Citat aus Hegel S. 410 nicht in Uebereinstimmung. Der Verf. sagt: „Die Vernunft gibt nur die Idee von Gott; das Gefühl nur kann sie im Leben ausbilden". Inwiefern aber gibt sie die Vernunft? ohne Denkthätigkeit, oder ist sie nicht selbst Denken? klares und richtiges Unterscheiden des Verschiedenen, wie es S. 446 heißt?

Der Anhang der Schrift gibt folgende Beilagen: 1) Grenzbestimmung zwischen Glauben und Wissen. Wir haben nicht recht einzusehen vermocht, was der Verf. hier für diese Grenzbestimmung ausgebe, nur daß er hier und anderwärts einem gewissen Justemilieu zugethan ist und die richtige Ansicht hat, jene beiden könnten innerhalb ihrer Grenzen sich nur fördern, das haben wir eingesehen. 2) Der Klostergeist und seine Einrichtungen. Ein sehr belehrender und reichhaltiger Aufsatz (S. 461—496). 3) Die Geschichte der Geißler. Ebenso. 4) Graf von Zinzendorf, Stifter der Herrnhuter. Für die Charakteristik des Mannes und seiner Anstalt sehr wichtig. 5) Geschichte einer religiösen Schwärmerei zu Altdorf-Uri im J. 1649, nach den Untersuchungsacten bearbeitet, und 6) Geschichte der schwärmerischen Greuelthaten zu Wildenspruch im Canton Zürich 1823, sind wichtige Belege zu der Geschichte der Schwärmerei, für deren Mittheilung wir dem Verf. danken.
8.

Meine Winterabende, oder buntfarbige Erzählungen des Ernstes und der Laune für jeden Freund einer heitern Erholung von Chr. Joh. Oldendorp. Ronneburg, Weber. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unter den vielen Reiz- und Stärkungsmitteln, die dem deutschen Publicum zur Unterhaltung in den langen Winterabenden geboten werden, zeichnet sich die Gabe des Hrn. Oldendorp, der als Maler und Zeichner seit einer Reihe von Jahren geschätzt ist, durch ihre Anspruchslosigkeit besonders aus. Im Besitz einer heitern Laune, die sich selbst bei vorgerückten Jahren ungeschwächt erhalten hat, erzählt der Verf. hier eine Reihe von Begebenheiten, die er theils selbst erlebt hat, theils aus seiner mannichfachen Lectüre zur Unterhaltung und Belehrung ausgewählt hat. Unter den erstern verdienen die Erinnerungen aus dem Leben des dresdner Klempnermeisters Kunad die meiste Aufmerksamkeit, auch die kleinen Abenteuer und Ereignisse auf den Fußwanderungen des Verf. enthalten einzelne recht komische Züge und werden den vielen Bekannten desselben das Bild des heitern Fußwanderers auf eine nicht unerfreuliche Weise vergegenwärtigen. Aber auch ernst kann er sein und zeigt sich namentlich in der Vorrede als einen aufmerksamen Beobachter der großen Ereignisse, in die sein Leben gefallen ist.
14.

Notizen.

Wunderliche Dedication.

Im Jahre 1720 *) ungefähr erschien zu Rom eine „Cabinetto armonico" von Phil. Bonanni; es gibt ein historische Uebersicht aller von jeher gebräuchlichen Instrumente mit Abbildungen derselben. Aber lächeln muß man, wenn man liest, wem es dedicirt ist: dem Könige David; al santo re David. Und noch mehr lächeln muß man, wenn es nicht bei der bloßen Dedicationsinschrift bleibt, sondern der König David auch mit einer langen Zuschrift beehrt wird, grade wie wenn er noch lebte oder zu der Zeit, wo der Verf. schrieb, gelebt hätte. Er redet ihn an mit: „Santissimo profeta"; er setzt auseinander, wie und warum es gewöhnlich sei, Jemanden ein Buch zu widmen, und daß man es nach solchen Gründen auch nicht für eine Thorheit halten werde: „se—ardisco di depositarlo (il „Cabinetto") a' piedi del vostro trono reale, o santo profeta!" Die ganze Dedication nimmt drei volle Quartseiten ein und schließt mit der Bitte, daß die „Piccola fatica — per mezzo vostro — sia offerta al datore d'ogni bene". Dieser wird denn auch durch seinen Kammerherrn ein ansehnliches Honorar haben auszahlen lassen.

In Rom gibt es noch einen Senator, obschon die Republik seit fast 1800 Jahren zu Grabe getragen ist. Nur der leere Titel erinnert noch daran, denn der so geehrte Mann steht demüthig hinter dem Stuhle eines Cardinals und ist überglücklich, wenn er den päpstlichen Pantoffel küssen darf. In Athen gab es und gibt auch wol jetzt noch Archonten. Forbin fand sie wenigstens noch 1817 vor. Es waren damals ihrer zwölf, die sich gelegentlich versammelten und dann demüthigst dem Woiwoden ihre Vorstellungen thaten. Er überhäufte sie mit Schmähungen, der oberste Imam mit Verwünschungen, der Kadi mit Drohungen und jeder albanesische Soldat mit Stößen und Schlägen. **)
86.

*) Die zweite Auflage, welche ich vor mir habe, ist vom Jahre 17[illegible].

**) Forbin's Reise in Griechenland, der Türkei und dem heiligen Lande. Erster Theil. Erstes Capitel.

Erklärung.

Der Unterzeichnete erklärt in seinem Namen und im Namen der Herren Häring und Friedrich von Raumer in Berlin, daß dieselben bei der Redaction der „Blätter für literarische Unterhaltung" in keiner Weise mitgewirkt haben oder noch mitwirken.

Leipzig, im März 1835.

Heinrich Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 82. —— 23. März 1835.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Möge nun, weil wir das eigentliche Detail des vorliegenden Briefwechsels, das Werden und Wachsen der Neigung in diesen gegenseitigen Blättern, sowie ein umfassenderes Wort über den Inhalt des wunderbaren Tagebuches einem zweiten Artikel vorbehalten, hier am Schlusse einleitend und skizzenweise die innerste Natur der leidenschaftlichen Glut angedeutet werden, womit die zarte, seelenvolle Jungfrau so unbeschreiblich, fast räthselhaft — gleich dem Epheu am Stamme der hohen Ulme — sich um den gefeierten Dichter schlang. Hier, bei diesem Beginnen, müssen wir aber ganz in die Tiefe des Weiblichen eingehen, selbst mit unschuldigem, ernstem, feierlichem Gefühl in dies geheime Reich eintretend, gleich dem Schüler im eleusinischen Heiligthume, welches unsichtbare Götterstimmen durchtönen. Und hierbei uns zu leiten, wüßten wir nichts Schöneres und Bezeichnenderes als den Brief, den das Kind, da es längst zum Weibe geworden, an Göthe, nicht an Göthe, sondern an seinen Schatten schrieb, als die herbe heiße und schauerliche Kunde von seinem Tode durch Deutschland, ja durch die Welt ertönte. Hier ist dieser Brief; ein so wunderbares Gebilde, daß nur die Poesie selbst in ihren schönsten Gestaltungen ihm an Werth und Köstlichkeit zu vergleichen ist:

Aufgefahren gen Himmel! die Welt leer, die Triften öde, denn gewiß ist's, daß Dein Fuß hier nicht mehr wandert. Mag auch Sonnenschein die Wipfel jener Bäume beglänzen, die Du gepflanzt hast! Mag sich das Gewölk theilen und der blaue Himmel sich ihnen aufthun: sie wachsen nicht hinein; aber die Liebe? — wie wär's, wenn die ihre Blütenkrone da oben als Teppich zu Deinen Füßen ausbreitete? Wenn sie hinaufstrebte fort und fort, bis ihr Wipfel anstieß an den Schemel Deiner Füße, und dort alle Blüten entfaltend, ihren Duft um Dich schwenkend: — wär' das nicht auch zu den Himmelsfreuden zu zählen? — Ich hab' Vertrauen, daß Du mich hörst, daß mein Ruf aufwärts gehe zu Dir. — Hier auf Erden da war's nicht möglich. Das Marktgewühl des alltäglichen Lebens ließ die Sehnsucht nicht durchdringen, keine einsame vertrauliche Zeit kam ihr zu Hülfe; ich selbst sagte mir hundertmal: es ist Alles verloren. — Herr! der mich hört, dem ich vertraue, daß er mich höre: gib Antwort. — Seit sie Dich todt sagen, klopft mir das Herz vor heimlicher Erwartung. Es ist, als hättest Du mich dahin bestellt, um mich zu überraschen, wie sonst im Garten, wo Du aus umbuschten Nebenwegen hervortratst, den reifen Apfel in der Hand, den ich dann vor Dir herwarf, um Dich den Weg zu lenken in die Laube, wo die große Kugel am Boden lag. Da sagtest Du: „Da liegt die Welt zu deinen Füßen, und doch liegst Du mir zu Füßen." — Ja, die Welt und ich, wir lagen zu Deinen Füßen, jene kalte Welt, über der erhaben Du standest, und ich, die zu Dir hinauf strebte. So kam's auch: die Welt blieb liegen und mich zogst Du ans Herz. An Deinem Herzen, mein Freund, das warm schlug, wer kann ermessen, wie selig das war. Herr! ist das Alles wieder zu erwerben, mit süßem Bewußtsein noch einmal zu durchleben? —

O der falschen Welt, die uns trennte und mich wegführte, mich armes, blindes Kind von meinem Herrn. Was hab' ich gesucht? — was hab' ich gefunden? — wer hat mich freudig angelächelt? — wessen Umarmung hab' ich ausgefüllt mit der liebenden Gewißheit, daß er nichts Seligeres umfassen könne? — Du warst zufrieden mit mir, Dich freute, es zu sehen wie aus dem Kindesherzen die Quelle der Begeisterung für Dich hervorbrach. Warum mußte diese Quelle versiegen? konnte, sollte nicht der ganze Lebensstrom Deinem Lächeln, Deinem Grüßen und Nicken dahinfließen? — Wo war es schön als nur bei Dir? — Du kanntest die Grazien; ihr ferner Schritt schon gab den Rhythmus Deiner Begeisterung. — Das stille Feuer Deiner dunkeln Augen, die Ruhe Deiner Glieder, Dein kindlich Lächeln zu meiner List im Erzählen, Deine gelehrige Andacht für meine Begeisterung. Ja, und Du senktest Dein heilig Haupt zu mir herab und sahst mich an, die ich geweiht war durch Deine Nähe.

„Du senktest dein heilig Haupt zu mir herab, und sahst mich an, die durch deine Nähe Geweihte." Hier ruht die Basis dieser Liebe und die Seele des Bekenntnisses; es enthält die wahre Genesis der Leidenschaft. Zunächst finden wir denselben Zug der Liebe, den aber so viel Tausende, welche glauben zu lieben, nicht kennen, in Göthe's eignen Schöpfungen wieder, nämlich jenen höchsten, innigsten und seligsten Moment des Beieinanderseins, An- und Ineinanderruhens, welches die reine Befriedigung enthält. So sehen wir Eduard und Ottilien am Schlusse der Dichtung, wo Alles ganz geistig und durchsichtig wird, nebeneinander auf dem Divan sitzen, stunden-, tagelang sich anschauend, fast nicht mehr mit leiblichem Auge, sondern mit dem Auge des Geistes. Nachdem die kalte Welt alle Knospen ihres Innern niedergetreten, nachdem sie zwar menschlicher, aber doch nicht sogleich zu sühnender Weise aus ihrer Bahn getreten, und sich nicht durch Vorsatz und Entschließung, sondern durch das reine Geschick für immer geschieden fühlen, — in diesen angstvollen Tagen der Auflösung ist ihnen nichts geblieben als nur das Beisammensein ohne alle weitere Beziehung als die geistige der sich findenden und besprechen-

den Gedanken. Hier wird das Haupt des Einen dem Andern heilig, und Jedes wird geweiht durch des andern Dasein. Ebenso tief, wenngleich nicht so ätherisch-ängstlich erscheint dieser Zug im „Meister", in dem schmerzdurchwühlten Kinde Mignon; ja, hier ist er ganz verwandt dem Zustand Bettinens, denn die Liebe quillt auch hier ganz und ursprünglich aus der Kindesbrust. Diesem Kinde, dem ewig gleichen, ob man ihm Alles gewähre, ob man ihm Alles versage, ist, wenn es Meister auf den Schoos nimmt, der Himmel offen, und es gibt für sie kein Heiligeres, als das Haupt des Geliebten, keine höhere Weihe als seine Nähe.

Aber wie tief und andächtig auch Mignon's Liebe zu Meister sei, noch reicht sie nicht an die Inbrunst, womit Bettina sich zu dem Dichter wendet. Diese Liebe ist nicht dem Reiche der Poesie entsprungen, wo alle Elemente vom schaffenden Dichter schon zur Entfaltung der Liebe hinstreben, wo Alles schon ein zugerichteter Blütengarten, eine prädestinirte Heimat ist — nein, Bettina's Liebe ist der Wirklichkeit, wie sie vorliegt, ach, und einer so einfachen, fast dürftigen Wirklichkeit entsprungen. Bettina's Liebe ist nicht blos ein sehnsuchtvolles Sichhinwenden zu diesem Einzelnen, Einzigen und Sichwegwenden von Allem, was nicht Er ist, nein, sie ist ein Umfassen der Welt und Alles, was darin ist, und dies Alles und noch sich selbst zum Opfer niedergelegt zu den Füßen des Genius, dem selbst die ganze Welt gehört. Bettina's Liebe ist die höchste Einheit des Sinnlichen und Geistigen, denn sie ist dem Genius, dem in der Wirklichkeit erscheinenden Geiste, dem Höchsten, was es geben kann, selbst zugewendet. Darum ist auch für Bettina erst von dem Augenblick an, wo sie den Dichter findet, liebt und von ihm geliebt wird, die Welt aufgeschlossen, die Wahrheit und rechte Bedeutung alles Liebens gefunden. Jenes stille, andächtige Sein im Kloster, jenes Wandeln im Tempel des Herrn, jenes andächtige Suchen der Gottheit, jene Freude im Hause des Herrn, jenes Vertrautsein mit Christo und seinen Priestern, mit allen Symbolen des Mysteriums der Menschwerdung, mit Engeln, Frohnleichnam, Weihnacht- und Osterfest; ferner das allmälige Erweitern der Brust, das Verlangen, den ersten Kirchendienst in einen heitern Naturdienst umzugestalten, jene Geisternachtwege, welche den Geist der Natur, Gott in derselben suchen, jene Freude an lichten Mai und Blumenfesten, jene allmälige davon ausgehende Gewißheit, daß Alles, was ist, hin zum Geiste, als dem gemeinsamen Erhalter und Demiurgen strebe: dies Alles ist nur Anlage, bevor das Bild Dessen in die Traumwelt des Mädchens eintritt, den sie als das leibhaftige Abbild ihres Urbildes vom Geiste erkennt. Dies Alles findet erst seine Erfüllung, wie Er sie umschließt, wie Er ihr ins Auge blickt, wie Er sie in seinen Mantel nimmt, sie sein gutes Kind heißt, wie Er ihr bekennt, daß er am liebsten bei ihr sei, und daß er sich recht durstig nach ihrer Nähe sehne. Und nun wird dieser Mann der Jungfrau zum leibhaften Genius der Menschheit; er wird ihr allmälig, in seiner selbständigen, für sie ganz einzig schönen, durch und durch vom Geist erfüllten Persönlichkeit, selbst zum Götterbild, nicht zu diesem, vielmehr zum Bilde Gottes:

Göthe, Du bist schön! ich will Dich nicht zum zweiten Mal in Versuchung führen, wie damals in der Bibliothek, Deiner Büste gegenüber, die in Deinem 40. Jahre das vollkommene Ebenmaß Deiner höchsten Schönheit ausdrückte; da standest Du, in grünem Mantel gewickelt, an den Pfeiler gelehnt, forschend, ob ich doch endlich in diesen verjüngten Zügen den gegenwärtigen Freund erkenne; ich aber that nicht dergleichen; ach, Scherz und geheime Lust ließen mir's nicht über die Lippen. Nun? fragte er ungeduldig; Der muß ein schöner Mann gewesen sein, sagte ich. — „Ja wahrlich, Dieser konnte wol sagen zu seiner Zeit, er sei ein schöner Mann", sagte er erzürnt; ich wollte an ihn herangehen, er wies mich ab, einen Augenblick war ich betroffen. Halte Stand, wie dies Bild, rief ich, so will ich Dich wieder sanft schmeicheln, willst Du nicht? — nun, so lasse ich den Lebenden und küsse den Stein so lange, bis du eifersüchtig wirst. Ich umfaßte die Büste und küßte diese erhabene Stirn und diese Marmorlippen, ich lehnte Wange an Wange, da hob er mich plötzlich weg und hielt mich hoch in seinen Armen über seiner Brust. Dieser Mann von 60 Jahren sah an mir hinauf und gab mir süße Namen, und sagte die schönen Worte: „Liebstes Kind, Du liegst in der Wiege meiner Brust!" Dann ließ er mich an die Erde, er wickelte meinen Arm in seinen Mantel und hielt mir die Hand an sein klopfend Herz, und so gingen wir langsamen Schrittes nach Hause.

Und mit diesem Worte der reinsten Liebe und Anbetung möge diesmal das wunderbare Kind von uns Abschied nehmen. Weil aber die Blätter, womit wir uns hier beschäftigt, gewiß auf eine mächtig ergreifende Weise in deutsches Bewußtsein und Gefühl eindringen, Viele zur Bewunderung hinreißen, zur Liebe entflammen, auch Viele an das Grabmal des Dichters, gegen den sich so Mancher in neuester Zeit gar wunderlich benommen, hintreiben werden zu einem kleinen Liebes- und Todtenopfer, so möge schließlich die fast ganz unabweisliche Frage stehen, ob nicht diese Blätter der Liebe und Andacht auch manchen Deutschen in Verlegenheit setzen werden? Wenigstens gibt es in Deutschland einen Mann, dem ein entsetzlicher Widerwille gegen Alles, was Göthe's ist, gleich einer närrischen Krankheit anhaftet. Wie wol dieser Mann, welcher in Feindseligkeit gegen Göthe schon viel zu weit gegangen ist, um anständigerweise einlenken zu können, diesen „Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde" aufnehmen wird? Ob er vielleicht diese Eröffnungen Bettina's als eine Art von Behexung ansehen wird, womit es der vielgewandte, abgefeimte Weltmensch dem unschuldigen Mädchen angethan? Ob er diese Sprache vielleicht als eine Art von Seherei betrachten wird, als einen Somnambulismus gleich der Frau von Prevorst? Ob er nicht den Mondscheinduft, der in manchem dieser Briefe wie in einem Sommernachtstraume weht, für theosophische Verzückung, für Werner'sches Karfunkelwesen auslegen wird? Oder ob er wol insichgehen, einmal nicht skepticiren, raisonniren, maltraitiren, sondern glauben und erkennen wird, daß hier etwas Höheres lebt und webt, als was deutsche Ignoranz so schlechthin Talent nennt; etwas Höheres, als was der hausbackene Rationalismus Schwärmerei und Mysticismus heißt. *) 32.

*) Einen zweiten Artikel theilen wir im April mit. D. Red.

Stimme aus dem Kerker an den König Ludwig von Baiern. Eine von Dr. Coremans aus dem Gefängnisse an diesen Fürsten gerichtete Zuschrift, nebst Vorwort, Anmerkungen u. s. w. Zürich, Geßner. 1834. Gr. 8. 4 Gr.

Dr. Coremans, einer der überfreisinnigen Tagesschriftsteller in Baiern, ward wegen vielfacher Vergehen gegen die Preßgesetze zuerst gefänglich eingezogen und sodann als ein Ausländer des Landes verwiesen. Es ist nun ebenso lächerlich als betrübend zu sehen, welche Art von Rechtfertigung er in vorliegender Zuschrift dem Könige von Baiern zusandte. Lächerlich, weil es gar zu komisch ist, einen Journalschreiber erzählen zu hören, wie das Volk sich für ihn in den Kampf gestürzt, wie er ein offenbarer und eingestandener Uebertreter der gegebenen Gesetze, der sich nicht scheut, sich für den Sohn eines Republikaners, für einen geborenen Republikaner zu erklären, den König zu bereden sucht, einen andern Weg einzuschlagen; wie er mit seiner Wichtigkeit prahlt, sich als Stifter eines Bundes, der Coremanianer, aufspreizt und als Märtyrer der Freiheit betrachtet. Betrübend aber ist diese Erscheinung, wenn man erwägt, daß solche Leute sich durch die Presse des Volkes bemächtigen können, daß sie ihre überspannten Ideen und Gesinnungen durch fortwährende Wiederholung den Köpfen der Menge geläufig machen und so die Unruhe und den Schwindel vermehren, der schon arg genug gegenwärtig in den meisten Ländern die Menge erfaßt hat. Inwieweit man übrigens von Seiten der Regierung in Baiern gegen Coremans gefehlt haben mag, können wir unmöglich beurtheilen; doch steht so viel fest, daß eine solche Umwandlung der innern Politik, wie sie seit den letzten Jahren in jenem Staate stattfand, nothwendig dergleichen Früchte, als diese Zuschrift ist, hervorbringen mußte. 21.

Historical view of the slavic language in its various dialects. Andover 1834.

Wenngleich in neuerer Zeit mehre ausgezeichnete Geschichtswerke sowol über das Gesammtgebiet slawischer Sprache und Literatur, als auch über einzelne Mundarten derselben erschienen sind, so fehlte es doch noch immer an einem vollständigen und zugleich gedrängten und leicht überschaulichen Gebäude des ganzen Slawenthums. Diesem Bedürfnisse ist nun durch das angegebene Werk auf eine höchst erfreuliche Weise abgeholfen worden, und besonders dürften dasselbe in deutscher Uebersetzung alle Freunde slawischer Literatur, denen größere kostspielige Werke unzugänglich sind, höchst willkommen heißen. Befremdend aber muß es wahrlich sein, daß eine solche Aufgabe nicht von den slawischen Literatoren selbst oder doch von Einem aus dem deutschen Nachbarvolke gelöst worden ist, sondern, daß ein Werk der Art aus Nordamerika zu uns gelangt. Erstaunlich aber ist, wie diese Aufgabe gelöst worden, und wahrhaft überraschend muß es sein, in Amerika eine so tiefe Kenntniß des ganzen Slawenthums, eine so vollkommene Bekanntschaft mit den betreffenden gelehrten Forschungen, eine so fleißige und umsichtige Benutzung aller frühern und neuern Werke eines Dobrowsky, Bantkowskó, Kopitar, Schaffarik u. s. w. anzutreffen. Ja, auch viele zerstreute Notizen, theils aus nicht streng literarischen Werken, theils aus slawischen und deutschen Zeitschriften (auch aus gegenwärtigen Blättern) findet man gehörigen Orts eingefügt, sodaß es schwer sein würde, ein reicher ausgestattetes, vollständigeres und brauchbareres Handbuch über die slawischen Sprachen zu schreiben. Doch als das Bewunderungswürdigste erscheint, daß ein so gelehrtes Werk von einer Dame verfaßt ist. Nach einem in dem uns vorliegenden Exemplare befindlichen handschriftlichen Beweise, ist des Werkes Verfasserin die als deutsche Uebersetzerin serbischer Gedichte bekannte Talvj, jetzt Gattin des Professors Robinson in Boston, in dessen Zeitschrift „Biblical repository" für 1834, April bis Juli, diese Schrift auch zuerst abgedruckt worden ist.

Im Allgemeinen schließt sich das Werk an die Eintheilung der slawischen Dialekte von Dobrowsky an. Auf eine allgemeine Einleitung über die Urgeschichte der Slawen, den orientalischen Ursprung des Volks und seine Mythologie folgt jene Haupteintheilung in östliche und westliche Slawen und eine allgemeine grammatische Charakteristik der einzelnen Dialekte. Dann wird die Geschichte der Sprache und Literatur der östlichen Slawen mitgetheilt, nämlich: der Russen in besonderer Ausführlichkeit nach fünf Perioden bis auf die neueste Zeit, der Serben, Kroaten und Wenden (nach ihrer eignen Benennung Slovenzi, Bewohner von Steiermark, Illyrien und der Flußgebiete der Muhr und Raab in Ungarn). Hierauf folgt die Literaturgeschichte der westlichen Slawen, zuerst der Böhmen (einschließlich der Mähren), dann der Slowaken im nördlichen Ungarn, der Polen und Sorben (sorbischen Wenden in der Lausitz und in Theilen von Brandenburg, gegen 200,000 Menschen). Mit besonderer Liebe ist die Geschichte der polnischen und böhmischen Literatur behandelt, doch hat die Verfasserin auf die neueste gewaltige Periode polnischer Dichtkunst nicht so recht hingewiesen. Hier, wie auch bei der russischen Literatur werden von den Hauptgestalten Biographien mitgetheilt. Bei der russischen Literatur wird von dem alten oder kirchlichen Slawisch gesprochen, das den östlichen Dialekten zugezählt ist. Hier wird Cyrill's Thätigkeit, und was sonst von altslawischen Schriftdenkmalen übrig ist, abgehandelt. Bei den geringern Dialekten dürften die vollständig angegebenen Bibelübersetzungen und grammatischen Hülfsbücher von besonderm Interesse und Nutzen sein. 26.

Correspondenznachrichten.

London, 24. Febr. 1835.

Man sieht seit einiger Zeit an den Straßenecken große Zettel angeschlagen, auf denen „Female emigration to Australia" steht. Es hat sich nämlich ein Ausschuß gebildet, welcher unverheiratheten Frauenzimmern der niedrigern Classe behülflich ist, nach Neusüdwales zu gelangen, wo es bekanntlich immer noch sehr an Weibern fehlt. Mehre Schiffe mit solchen Weiberfrachten sind schon abgegangen. Das letzte dort angekommene, von welchem wir Nachricht haben, hatte nahe an 280 Mädchen an Bord, von denen gleich nach der Ankunft 150 Männer, Dienste oder sonstige Versorgung bekamen und die übrigen gute Aussicht dazu haben. Wenn diese meistens armen, gewöhnlich aus dem Innern des Landes kommenden Frauenzimmer ein gutes Zeugniß beibringen können, so nimmt man sie an Bord, wie sie gehen und stehen, ohne Geld für die Ueberfahrt zu fodern. Verlangt man aber Geld, so reichen fünf Pfd. Sterling hin, ihnen einen Platz im Schiffe zu verschaffen, wo etliche bejahrte, erfahrene und von dem Ausschusse gewählte Frauen die Aufsicht während der Seereise über sie führen und ein Wundarzt angestellt ist. Diese armen Kinder sind größtentheils unschuldig, wohlgesittet und zur Häuslichkeit oder der Landwirthschaft erzogen. Es soll darunter wirkliche Schönheiten geben, und von der Gesammtheit kann man sagen, daß es hübsche, frische Landmädchen sind, wie man denn weiß, daß die englischen und irischen Countrygirls (weniger die Schottinnen) sich nicht nur durch gute Gesichtsbildung, sondern auch durch feinen Gliederbau vor denen der meisten Nationen auszeichnen, ja selbst es mit den berühmten toscanischen Landmädchen aufnehmen können. Auf jeden Fall sind sie jung und rüstig. Wenn man in Neusüdwales diese Weiberschiffe ankommen sieht, so wartet man gar nicht, bis sie den Strand erreichen, sondern Viele, besonders Heirathslustige, fahren ihnen in Böten etliche Meilen weit entgegen, haben also den Vortheil der Auswahl, und da haben denn nach der Ankunft des Schiffes die obrigkeitlichen Personen und Geistlichen vollauf zu thun, um die ungeduldigen Paare zu befriedigen. Uebrigens übernimmt die Regierung die Beköstigung derselben, bis sie ein

Unterkommen finden. Es fangen auch schon Mädchen aus den Mittelständen an, diese Speculationsreise zu unternehmen. Das letzte dort angekommene Schiff brachte zwei Schauspielerinnen mit, welche gleich nach der Ankunft ein vortreffliches Engagement fanden und mit vielem Beifall auf der Bühne in Sydney erschienen, weil diese Colonie an theatralischen Vorstellungen großes Wohlgefallen findet. Diese Auswanderung erinnert an eine andere, obwol sehr verschiedene, gewisser deutscher Bauermädchen, welche halbjährlich eine Reise nach England machen. Seit ungefähr zehn Jahren kommen diese Mädchen, von einigen ältern Personen begleitet, meistens aus der Gegend von Frankfurt, und verkaufen eine Art von Besen, welche sie hier aus Weidenholz verfertigen. Man nennt sie in London deswegen broom-girls. Es sind ihrer an zweitausend, welche in der milden Jahreszeit das ungeheuere London in allen Richtungen mit ihren kleinen weißen Besen (zum Abstäuben der Geräthschaften) durchstreichen. Sie erhalten nicht mehr als einen Halfpenny für ihre Waare, bringen aber doch jede gegen die Zeit ihrer Rückkehr einige Pfund zusammen, weil sie wegen ihres stillen, ordentlichen Betragens bei allen Leuten, besonders bei den Dienstmägden wohlgelitten sind und bei ihrer großen Sparsamkeit ihren Verdienst in Acht nehmen. Sie sind katholischer Religion, äußerst sittsam und einig untereinander. Nach ihrer Aussage treibt sie die Noth nach England, weil man ihnen zu Hause nicht erlauben will, Handel zu treiben, weil die Zeiten gar zu schlecht sind &c. Zuweilen kommen auch eben daher etliche Dorfmusikanten mit Violinen, Cellos, Harfen und ziemlichen Stimmen, deutsche Lieder und Walzer nach dem Gehör ausführend; diese aber sind ganz ohne Unterricht und nur beim Volke gelitten: sie besitzen nichts von der Geschicklichkeit der berühmten böhmischen Musikanten, welche man auf den deutschen Messen hört. — Die englische Nation will mit Gewalt Eisenbahnen haben, so sehr sich auch das Haus der Lords dawider sträuben mag. Zu den bewegenden Ursachen, deren mächtigste wol das Beispiel des gelungenen Eisenwegs zwischen Liverpool und Manchester ist, gesellt sich nun noch der große Erfolg dieser Bahnen in den vereinigten nordamerikanischen Staaten. In dem letzten Stücke des „Athenaum" werden aus den amerikanischen Zeitungen die Fortschritte berichtet, welche diese Bahnen dort machen. In Pennsylvanien sind 15 Eisenbahnen vollendet (lines, d. h. Striche oder Reihen derselben) und in demselben Staate macht man Anstalten, noch 67 zu errichten; im Staate Neuyork sind 6 vollendet und 27 sollen noch angelegt werden; im Staate Ohio arbeitet man emsig an zwölfen, es ist aber dort noch keine Eisenbahn völlig beendigt. In Massachusets arbeitet man an mehren, und die große Eisenbahn aus Baltimore, durch Maryland nach dem Flusse Ohio bei Wheeling, eine Entfernung von 275 engl. Meilen, nähert sich schnell ihrer Vollendung. Im Ganzen genommen, sind 47 Eisenbahnen beendigt und 137 sind theils schon angefangen, theils beschlossen. Außer der großen Reihe nach den westlichen Staaten aus Baltimore bis Wheeling sind Nebenreihen aus Philadelphia und Neuyork im Werke; denn diese letztern sind nothwendig, damit in dem Handel nach den ausgedehnten Gegenden am Ohio eine Gleichheit von Vortheilen mit Baltimore erhalten werde. In dem Eisenbahnstriche von Philadelphia bis Pittsburg hat man den kühnen Beschluß gefaßt, einen Tunnel durch die Alleghanygebirge zu graben, weil der Umweg so viel Kosten verursachen würde, daß ein Weg mitten durch die Berge viel wohlfeiler ist. Die amerikanischen Eisenbahnen haben weder so viel Solidität, noch so große Stärke und so lange Dauer als die englischen, weil erstern nur Holz und nicht Bruchsteine zum Grunde liegen, welches der Fall zwischen Manchester und Liverpool und anderwärts in England ist. Das kommt daher, daß man in Amerika, da wo die Eisenbahnen angelegt sind, Holz im Ueberflusse hat, und daß dieses Material weit leichter als Eisen in einem Lande bearbeitet werden kann, wo man dem Handwerksmanne einen so hohen Lohn bezahlen muß. Die eisernen Schienen und das sämmtliche Eisenwerk muß aus Großbritannien eingeführt werden, weil das amerikanische Eisen hierzu und zu andern Bedürfnissen, wo die Reibung sich nicht hemmen läßt, viel zu weich ist. Ob daher gleich alle andern englischen Einfuhrartikel hohe Abgaben in Nordamerika entrichten müssen, so ist doch das Eisen ganz frei davon. — Unter den deutschen Gelehrten, welche einen Namen in England bekommen haben, ist nun auch Hr. von Raumer. Seine „Geschichte der Hohenstaufen" wurde unlängst im „Quarterly review" mit vieler Achtung angezeigt und bei Murray erscheint nun auch eine Uebersetzung seiner „Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts". Arnett hat in einem kleinen Werkchen „Bibliopegia" bei Groombridge die Buchbinderei beschrieben, wie sie in England ausgeübt wird. Wer in den Laden eines großen englischen Buchhändlers gehen will, wird sich bald überzeugen, daß keine andern Buchbinder es mit den englischen aufnehmen können, weil auch für diese Arbeit hier Preise bezahlt werden, welche man sonst nirgend bezahlen würde. Ein hiesiger deutscher Handwerker ließ vor Kurzem seinen Neffen, einen geschickten Buchbindergesellen, nach London kommen, welcher, auf den Ruf der deutschen Buchbinder vertrauend, hier gleich in gute Arbeit zu kommen hoffte. Man ließ ihn einen Probeband machen. Es fand sich aber, daß die ganze Arbeit wiedervernichtet und das Buch von einem englischen Gesellen ganz von Neuem gebunden werden mußte! Der englische Meister konnte den jungen Deutschen gar nicht brauchen und behielt ihn blos aus Gefälligkeit und ohne Lohn, bis er die englische Buchbinderei gelernt haben würde, welche, wie es scheint, in Allem von der deutschen so verschieden ist, daß der Deutsche zum zweiten Male in die Lehre gehen mußte. Aus dem gedachten Werkchen wird sich nun vermuthlich ersehen lassen, worin die Eigenthümlichkeit der englischen Buchbinderei besteht. — Der Absatz des Indigo wird einen Stoß bekommen und möglicherweise werden die unermeßlichen Summen, welche dafür nach fernen Weltgegenden gehen, in Kurzem geschmälert werden, wo nicht ganz in Europa bleiben. Eine große englische Compagnie bringt einen Stellvertreter dafür auf den Markt. Das Material dazu soll häufig in Großbritannien wachsen und die daraus zubereitete blaue Farbe derjenigen des Indigo weder an Schönheit noch an Dauer etwas nachgeben. Die vorgelegten Proben müssen das Versprochene geleistet haben, weil sonst die Capitalisten nicht so geeilt haben würden Actien zu kaufen. Gelingt die Sache, woran die Compagnie nicht zweifelt, so ist es kaum möglich, daß das Gewächs, woraus die neue blaue Farbe gewonnen wird, sowie die Zubereitungsmethode, lange ein Geheimniß bleiben können, weil viele Personen darum wissen müssen. Demnach würde man in Deutschland und Frankreich bald ähnliche Blaufabriken entstehen sehen.

Ein ökonomisches Blatt sagt, daß Zwiebeln mehr Nahrung gäben a's alle andern Gemüse. So viel ist ausgemacht, daß die Bergschotten auf ihren langen Wanderungen durch die öden Hochlande weiter nichts als etliche Zwiebeln und ein Stückchen Haferkuchen oder eine Brotkruste zu sich stecken und es damit zwei bis drei Tage lang aushalten, ohne irgend einer andern Nahrung zu bedürfen. Auch die Franzosen wissen dies, bei welchen Zwiebelsuppe nach großen Kraftanstrengungen für das beste Restaurationsmittel gelten soll. 125.

Notizen.

Von einer holländischen Uebersetzung von Most's „Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis" ist die erste Lieferung in Amsterdam erschienen.

In Utrecht kommt seit 1835 eine „Tijdschrift voor geschiedenis, oudheden, merkwaardige bijzonderheden en statistick van Utrecht" heraus, der auch Abbildungen beiliegen.

In Amsterdam wird eine holländische Uebersetzung von Dr. Mises' „Vergleichender Anatomie der Engel" angekündigt. 30

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 83. — 24. März 1835.

Die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen von der Schulenburg.

Zweiter Artikel. *)

Es ist bereits im ersten Artikel bemerkt worden, daß die Thaten Schulenburg's im nordischen Kriege vorzugsweise die Aufmerksamkeit des jetzigen Publicums auf sich ziehen müssen. Denn der Held jenes Krieges, Karl XII. von Schweden, ist durch Voltaire's einschmeichelnde Darstellung auch unter uns sehr bekannt, ja seine Geschichte trotz mancher Lügen und Ungenauigkeiten des Franzosen sogar zum Schulbuche geworden. Um so mehr glaubt also Ref. hier Einiges aus Schulenburg's in französischer Sprache verfaßten Berichten über des Königs Aufenthalt in Sachsen und über seine Person und Gewohnheiten mittheilen zu müssen (I, 303—306).

Als Schulenburg (im September 1707) zum ersten Male das Hauptquartier des Königs in Altranstädt besuchte, ließ ihn der König in sein innerstes Gemach eintreten. Der General sagte nach der ersten Verbeugung nichts und erwartete, daß der König ihn anreden würde. Dies geschah indeß nicht, sondern der König ging stillschweigend immer näher auf ihn zu und drängte ihn endlich in einen Winkel, wo er sich mit ihm über verschiedene Kriegsvorfälle unterhielt und ganz gegen seine Gewohnheit auf das heiterste lachte und scherzte. Darauf zog er auch die anwesenden Generale mit in das Gespräch und war wol eine Stunde lang voll Laune und Scherz. Während der Tafel hatte Schulenburg seinen Platz neben dem Könige. Die Tafel selbst dauerte kaum eine halbe Stunde; der König sprach mit Niemand und sah Niemanden in das Gesicht. Dabei aß er sehr wenig, trank nur Halbbier und verzehrte eine auffallende Menge Butter. Nach der Mahlzeit begab sich der König in ein anderes Zimmer, wo er sich wol noch eine Stunde mit Schulenburg und mit seinen Generalen unterhielt. Ebenso ging es bei den übrigen Audienzen zu, die er beim Könige hatte. Schulenburg schildert ihn groß, wohlgewachsen, von schönen Gesichtszügen und schönen Augen. Sein Anzug war sehr einfach, seine Kleidung die eines gewöhnlichen Dragoners; zwei Rüstwagen trugen sein ganzes Gepäck. Schlafröcke und andere Bequemlichkeiten konnte er nicht; aber seine Einfachheit ging auch in Unreinlichkeit über, da er nur einmal wöchentlich die Wäsche wechselte und namentlich die üble Gewohnheit hatte, sich die Haare mit den Fingern zu kämmen. Als seinen Hauptfehler bezeichnet Schulenburg seine große Rachsucht und wirft ihm eine Härte des Herzens vor, die ihm selbst bei dem Verluste seiner geachtetsten Freunde unempfindlich gelassen habe. *)

Gewöhnlich wird erzählt, daß Karl XII. ein großer Verächter des weiblichen Geschlechts gewesen sei. Die Gräfin Rhenschiöld und die Frau des Hofmarschalls Düben theilten dagegen dem General Schulenburg mit, daß sich der König oft mit ihnen unterhalte, auch von Liebe spräche und mit ihnen auf mancherlei Weise scherzte. (So machte es Napoleon auch mit schönen Frauen, namentlich mit Madame Junot.) Da habe er ihnen denn wol gestanden, daß er das schöne Geschlecht keineswegs hasse, aber daß er fürchte, sich mit Damen einzulassen, weil ihn dies in seinen andern Beschäftigungen stören würde. Um fremde Damen pflegte er sich zwar nicht zu bekümmern, wenn sie ihn gern bei Tafel sehen wollten, aber er betrachtete sie doch verstohlenerweise so genau, daß er sich nachher mit seinen Vertrauten über die größten Einzelnheiten unterhalten konnte.

Seine Gerechtigkeit und gute Mannszucht in Sachsen sowie seine ungeheuchelte Frömmigkeit lobt Schulenburg

---

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 48 und 49 d. Bl. D. Red.

*) Schulenburg mag hier nicht ganz Unrecht haben; doch war diese Härte wol oft in der Strenge begründet, die sich Karl selbst bei Verfolgung gewisser Lieblingsideen auferlegt hatte. Dabei ist seine zärtliche Geschwisterliebe ein bemerkenswerther Zug seines Charakters. In einem aus Bender vom 19. Dec. 1710 an seine Schwester Ulrike Eleonore geschriebenen Brief sagt er: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester (Hedwig Sophia Eleonore) sich bei fester Gesundheit befinden möge. Unser Herr erhalte sie ferner und mache mich so glücklich, sie dereinst wiederzusehen. Diese Hoffnung macht mir das Leben noch einigermaßen werth, seit ich die Betrübniß erduldet habe, die ich nicht zu überleben glaubte; denn mit frohem Muthe würde ich Alles ertragen haben, wenn ich nur so glücklich gewesen wäre, von drei Geschwistern der Erste zu sein, der sein abgestecktes Ziel erreicht hätte. Nun hoffe ich wenigstens, nicht so unglücklich zu sein, der Letzte von uns zu werden." M. s. „Handlingar rörande till Konung Carl XII. historia" (Stockholm 1819), Bd. I, S. 180.

gleichfalls. Als er aus Sachsen aufbrechen wollte, ward dem ganzen Heere der vollständige Sold ausgezahlt. Die Hauptleute mußten das Geld jedem Soldaten in einem fest zugenähten Sacke von Leinwand geben. So trug jeder Soldat sein Geld stets bei sich, und wenn er etwas ausgeben wollte, so ließ er den Sack von seinem Hauptmann öffnen, um das nöthige Geld herauszunehmen. Dann ward der Sack wieder zugenäht und versiegelt. Ob sich wol diese Art von Sparbüchsen lange Zeit im schwedischen Heere in Gebrauch erhalten haben? Gut gemeint mochte der Befehl immerhin sein, aber sehr schwer zur Ausführung.

Auch von den Umgebungen des Königs erzählt Schulenburg manches Neue. Wir führen hier blos an, daß das Lieblingsvergnügen des Königs Stanislaus Lesczinski bei seinem Aufenthalt in Leipzig war, recht viel Taback zu rauchen.

Während Karl in Sachsen stand, erfolgte auch auf sein Verlangen die Auslieferung Patkul's von Seiten des sächsischen Hofes. Die frühere Verhaftung desselben zu Dresden hat immer, da er russischer Gesandter war, für eine Verletzung des Völkerrechts gegolten; der Herausgeber hat nun aus Actenstücken des geheimen Cabinetsarchivs zu Dresden und aus Schulenburg's handschriftlichen Sammlungen mehre neue Aufschlüsse aufgenommen (I, 214—231). Ganz klar wird indeß die Sache selbst durch diese Materialien noch nicht. Folgendes ist das Wichtigste aus den neuen Nachrichten. Patkul hatte sich in seiner Eigenschaft als Befehlshaber eines russischen Hülfscorps und russischer Gesandter zu Dresden in eine doppelte Intrigue eingelassen, indem er nämlich einmal das russische Truppencorps zum Dienst des Kaisers von Oestreich in dessen Staaten hinüberführen wollte, und zweitens eine engere Verbindung zwischen Preußen und Schweden zu vermitteln strebte. Das Erstere scheint er zuerst in Auftrag seines Hofes, namentlich des Großkanzlers Golowin, gethan zu haben, während späterhin der russische Monarch das Gegentheil erklärte. Die zweite Intrigue war wol mehr auf seine persönliche Sicherheit berechnet. Das preußische Cabinet richtete im Jahre 1704 seine Wünsche und Anstrengungen auf Erhaltung der Neutralität. Aus Patkul's Schriften scheint hervorzugehen, daß Peter I. gewünscht habe, die preußische Vermittelung zu einem Frieden mit Schweden zu benutzen, und daß auch die preußischen Staatsmänner Ilgen, Marschall und Kaiserling auf diese Vorschläge eingegangen wären. Gegen den König von Polen finden sich gehässige Aeußerungen in Patkul's Briefconcepten, auch verhehlt er nicht seine Absicht, die russischen Dienste zu verlassen, da hier Alles von dem Leben eines Einzigen abhänge und man überhaupt in Rußland nicht gut gegen die Deutschen gestimmt sei. Dafür hoffte er vollkommene Verzeihung vom König von Schweden zu erhalten, wenn er das Bündniß zwischen Schweden und Preußen zu Stande gebracht haben würde.

Man wird hieraus leicht abnehmen, daß sich kein bestimmtes Urtheil über Patkul's Handlungsweise feststellen läßt; seine politischen Unterhandlungen scheinen sehr dunkler Art gewesen zu sein und nur sein persönliches Interesse vorzugsweise berücksichtigt zu haben. Jedenfalls lagen in Dresden gegen ihn bedeutende Verdachtsgründe vor und das Ministerium mußte sich zu einem raschen Schritte entschließen. Tödten konnte und wollte man ihn nicht (wie Wallenstein auf bloße Verdachtsgründe hin ermordet worden ist), also war Schulenburg's Rath der beste, ihn heimlich gefangen setzen zu lassen. Weder Peter I., noch der Kaiser von Oestreich, noch König August misbilligten den Schritt; der Letztere erklärt sich ausführlich in einem an den Gesandten von Gersdorf im schlechtesten Französisch geschriebenen Briefe (S. 223 fg.) über diesen Vorfall. Er sagt darin, daß die russischen Truppen (also auch ihr General) für die ganze Dauer des Krieges zu seiner Verfügung gestellt wären; daß der Zar mündlich und schriftlich die Patkul'schen Intriguen gemisbilligt habe, und daß er (der König) unmöglich hätte zugeben können, daß seine Erblande durch die Wegziehung des russischen Hülfscorps von Truppen entblößt würden. Hieraus geht wenigstens hervor, daß Schlosser („Geschichte des 18. Jahrhunderts", I, 39) mit Unrecht Patkul's Verhaftung daher erklärt, daß er die Erbärmlichkeiten des sächsischen Ministeriums enthüllt habe. Varnhagen ist (S. 178) der Meinung, Patkul habe die geheimen Betreibungen der sächsischen Minister zu einem besondern Frieden mit dem Könige von Schweden, wobei der Zar seinem Schicksal überlassen bleiben sollte, durch nicht minder listige Einleitungen zu einem besondern Frieden für diesen, wobei Sachsen das Opfer werden sollte, zu überbieten gesucht. Dies kann jedoch weder aus den in den „Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst" (Berlin 1827) aufgenommenen Fragmenten Schulenburg's (II, 231) noch aus den vor uns liegenden Denkwürdigkeiten nachgewiesen werden.

Dagegen ergibt sich aus den soeben angeführten Schriften, daß König August sich mit Schulenburg und andern seiner Räthe vielfach berathen habe, wie Patkul der Rache Karl XII. zu entziehen sein möchte, der seine Auslieferung in Folge des altranstädter Friedens verlangte. Man konnte indeß nicht zu einem festen Entschlusse kommen und sah sich also genöthigt, in die Auslieferung zu willigen. Die unerhört grausame Art, mit der ihn Karl hinrichten ließ (m. s. Weiße's „Kursächsische Geschichte", V, 384), bleibt ein arger Schandfleck in der Geschichte dieses Königs. Drei Jahre später schickte König August einen Offizier nach Casimir, wo die Hinrichtung vollzogen war, um Patkul's Körper aufzusuchen und ihn ehrenvoll begraben zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

C. W. Hufeland's kleine medicinische Schriften. Neue Auswahl. Erster Band. Berlin, Veit und Comp. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Es gibt wenig ärztliche Namen, die in der Culturgeschichte des menschlichen Geistes von einem solchen Glanze umstrahlt

werden wie der des ehrwürdigen Hufeland. Er mit seinem fruchtbaren Geiste gehört zu den weniger gesegneten Zeitgenossen, welche nach bereits überschrittenem gewöhnlichen Lebensraume, in welchem ganze Menschengeschlechter auf- und abgeblüht haben, fortdauernd rüstig unter uns wandelt, fast einzig und allein noch die Würde des wahrhaften deutschen Arztes im anlaufenden Zeitstrome dieses Jahrhunderts repräsentirend, wegen seiner Tugenden und menschenfreundlichen Bestrebungen ebenso allgemein geliebt als in gerechter Folge seiner wissenschaftlichen Leistungen mit einem Weltrufe geehrt. In allen Zeiten haben sinnvolle Vermittler der Extreme, erfahrungs- und kenntnißreiche Repräsentanten des Eklekticismus dem Leben und der Wissenschaft am meisten genützt, und auch Hufeland's seit einem halben Jahrhundert aus der reinsten Wahrheit entquollene Lehren haben der Menschheit viel gefruchtet schon und werden dies gewiß in Zukunft noch mehr.

Hier sollen die Leser nicht eingeladen werden, dem Ref. in seinen ärztlichen Kreis, in seine strenge Facultätswissenschaft zu folgen, um so in den speciellen Inhalt der hier gebotenen 28 verschiedenen Aufsätze physiologischen und medicinischen Inhalts einzugehen, die der Verf. vielleicht deshalb aus seinem „Journal für prakt. Heilkunde" noch im Spätherbste seines thätigen Lebens hier zusammengestellt hat, weil er eine Abneigung gleich andern ehrwürdigen Greisen gegen derartige, so oft von fremden Händen veranstaltete Sammlungen und Opera posthuma hat; hier sollen die Leser nur dem Ref. in eine kleine Reihe von Aphorismen folgen, die der Verf. selbst aus seiner unübersehbaren Zahl von Schriften ausgelesen hat. Sie beziehen sich alle auf Gemeingüter jeder Classe von Lesern, auf Welt und Leben, Kunst und Wissenschaft, Theorie und Praxis überhaupt, und es erscheint ihr Werth zu groß, als daß sie blos auf ärztlichem Felde gekannt, dort allein nur blühen und Früchte bringen sollten.

„Die Kunst", spricht Hufeland, „gehört dem innern Heiligthume des Menschen an; das System der Zeit, deren Product es ist. Die Worte des Lebens unterscheiden sich von den Worten der Schule dadurch: erstere ergreifen uns, letztere ergreifen wir. Nicht was man liest, sondern was das Gelesene in uns erweckt, bestimmt den Werth eines Buches. Zur Einweihung eines jungen Gemüthes in den höhern, edlern Sinn der Heilkunst wüßte ich keine bessere Schrift, als unsers Fouqué kleine Erzählung: „Der unbekannte Kranke". Wollte Gott, man läse sie statt aller Politiken und Staatskünste für Aerzte, die mir immer vorkommen wie eine Satire auf die Heilkunst. Das sicherste Kennzeichen des Weiterkommens der Wissenschaft ist, gründlich zu wissen, was man nicht weiß; der höhere Grad, einzusehen, daß man gar nichts weiß; das höchste Ziel der Wissenschaft selbst, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß in der Natur überhaupt gar kein wahres Wissen möglich ist. Man lernt jetzt gewöhnlich nur die Anekdoten der Wissenschaft, nicht sie selbst, und wer dabei noch imponiren will, hüllt sich in Dunkel und Nebel ein. In der Heilkunst kommt es weit mehr darauf an, was der Mann ist, als was er weiß. Der höchste Zweck der Heilkunst ist, sich selbst entbehrlich zu machen. Sonst wußten die Menschen weniger und waren mehr, jetzt wissen sie mehr und sind weniger. Was ist das Leben des Menschen anders als eine gestaltete Flamme, die ein unsterblicher Geist bewohnt. Sowie sich Viele einbilden, krank zu sein, so sollte man sich lieber einbilden, gesund zu sein. Wenn das Erstere möglich ist, so ist es auch das Letztere, und dabei viel vernünftiger und behaglicher. Und sowie man durch Einbildung der Krankheit am Ende wirklich krank werden kann, warum sollte man nicht durch Einbildung der Gesundheit auch gesund werden können? Valere aude, sollte man Manchem zurufen. Theorie heißt das Sichtbare an das Unsichtbare anknüpfen. Alles Wissen, und folglich Alles, was für uns da ist, reducirt sich in seiner Genesis auf drei Grundlinien, die ebendeswegen die drei Wurzeln aller Erkenntniß sind und das ganze menschliche Wissen begreifen: 1) Ich (das Denkende), 2) Nicht-Ich (das Außending, die Welt, Natur, unser eigner Körper), 3) Etwas, was beide in und außer mir vereinigt und folglich höher liegt als Beides (Gott). Deswegen gibt es auch eigentlich nur zwei Wissenschaften: Philosophie und Empirie (worunter sowol Natur als Geschichte fällt). Das dritte ist Religion, keine Wissenschaft, sondern Offenbarung, Glaube. Das bittere Princip ist blos ein Product der organischen Chemie, d. h. des Lebens, also ohne Leben gäb es keine Bitterkeit, physisch sowol wie moralisch. Die Heilkunst ist die einzige Physik der lebenden Natur und das Curiren ein eignes Experimentiren in den Regionen des Lebens. Was heißt Sterben anders als sich verpuppen? Diese Ansicht sollte man mehr festhalten und einführen. Jede Kunst hat ihr Geheimniß. Dies kann Niemand erlernen oder von außen an sich bringen, auch läßt es sich nicht durch gewisse Formeln und Ceremonien beschwören, sondern ein Jeder muß es selbst in sich erzeugen, und nur Der wird dessen theilhaftig, der die Kunst schöpft aus dem Leben der Natur, sie aufnimmt in sein innerstes Gemüth, mit reiner Seele in ihr lebendig lebt und mit ihr vertraut wird. Der allein ist ein Eingeweihter und erhält Offenbarungen. Der allein versteht das Wort. Was aus dem Leben kommt, geht wieder ins Leben und trägt Früchte. Das Leben, was aus der Schule kommt, geht wieder zur Schule und erzeugt seines Gleichen. Was sich im Umgang der Natur und in ihrem Anschauen entwickelt, hat mehr Werth als alles Erdachte oder Erlernte. Das allein hat nur wahres Leben, d. h. den Geist der Natur, und ist so ewig wahr, wie sie. Die besten Talente müssen untergehen, wenn sie von Anmaßung geleitet werden. Es scheint, daß Viele jetzt eine abergläubische Furcht vor dem Aberglauben haben. Keine Frucht gedeiht ohne den Thau des Himmels, dies gilt nicht blos vom Irdischen, sondern auch von den Früchten des ewigen Lebens. Achtung vor dem Unbegreiflichen der Jugend einzuflößen muß das Hauptstreben der Erzieher sein, und die Anerkennung der Unbegreiflichkeit selbst aus Vernunftgründen und mit klarer Ueberzeugung der Vernunft ist das höchste Ziel ihres Strebens, ihr herrlichster Triumph, das wahre Unterpfand ihrer Göttlichkeit. Das eben ist der Charakter der Gemeinheit, daß sie Alles begreift und nichts gelten läßt, als was sich begreifen läßt. Solche Zeiten sind die Zeiten der größten Dürre für Wissenschaft, Religion und Tugend. Wie kann man glauben, den Sinn für das Unsichtbare dadurch zu erwecken, daß man das Unsichtbare sichtbar macht (Geistererscheinung)? Heißt es nicht vielmehr das Unsichtbare wieder in das Reich der Sinnlichkeit herabziehen? Nur inwendig in uns existirt der Geist und das Geisterreich, und nur durch uns kann sich's offenbaren. Wie kann der Mensch sagen: „er lebt in der Zeit", da doch er allein die Zeit macht und ohne ihn gar keine Zeit da wäre? Ist das nicht der beste Beweis, daß seine ganze Welt in ihm selbst, sein eigen Product ist."

Nach solchen Aussprüchen hatte Biermann gewiß Recht, wenn er vor einigen Jahren behauptete, daß die rationelle Medicin, d. h. der Gebrauch der Principien einer ideellen Wissenschaft in ihrer Anwendung auf dem im Heilfache beschriebenen Kreis der Erfahrung, dem ehrwürdigen Hufeland die ersten Winke zu ihrer Entstehung, die ersten Gedanken und Versuche zu ihrer Ausführung verdankt. Möge sein Leben, welches Allen, die ihn kennen, das schönste Bild des Friedens repräsentirt, noch zu langer und thätiger Dauer berufen sein und seine innere Glut für die allgemeine Angelegenheit der Wissenschaft und der Menschheit ihm viele Jahre noch eine Flamme ewiger Jugend sein. Lehren wie die seinigen, nur aus der Wahrheit entquollen, können nie verloren gehen, sondern keimen und reifen immer fort und fort zur unendlichen Frucht und Dauer. 73.

Correspondenznachrichten.

London, 8. März 1836.

Während die Tories in den letzten Zügen liegen und die Whigs darauf rechnen, daß man sie Alle oder doch theilweise wieder an die Spitze stellen muß, scheint sich die wirklich be-

schäftigte Welt, Männer in Aemtern, Rechtsgelehrte, Aerzte, Kaufleute, Ladenhändler und Weiber, wenig mehr um diesen Parteizwist zu kümmern, als inwiefern er in ihre eignen Interessen eingreift. Es ist gar lustig zu hören, wie die Ladenhändler über den häufigen Ministerwechsel sprechen. „Was für eine Saison werden wir haben? Ich hoffe, die Wahl des Hrn. Abercromby zum Sprecher wird kein neues Ministerium zur Folge haben. Denn wenn die Tories wiederabtreten müssen, so ist es mit uns aus. Die Tories lassen etwas aufgehen. Freilich wol haben die Whigminister uns etwas an Steuern und Gaben erspart, aber das ist gar nichts gegen Das, was die Tories bei uns verthan haben. So lange diese am Ruder bleiben, kommt Geld unter die Leute. Abendgesellschaften, Gastereien, Bälle, Concerte, Redouten haben da gar kein Ende. Und wie es da hergeht! Was für Anzüge, Schmuck, Equipagen, Weine! Aber die drei letzten sparsamen Saisons haben uns den Rest gegeben." Mein Nachbar, der Ausschnitthändler, hat aus Paris ganze Ballen von Spitzen, Blonden und Brocat kommen lassen; und was will er damit machen, wenn die hungerleiderischen Whigs wieder ans Regiment kommen? Ich höre, daß Gunter (einer der größten Zuckerbäcker in London, welcher seine Equipage, sein Landhaus hat) vier neue Eishäuser errichtet hat, weil er glaubt, daß die Toryminister sich halten werden; und daß G., der Milchhändler, ein Dutzend mehr Kühe aus der Insel Alderney hat kommen lassen, um genug Sahne für die Milchkammern der Torygastmäler zu haben. Sittenrichter, welche das flotte Leben in dieser großen Hauptstadt betrachten, wo so vieles Schein, hohl, bodenlos und erlogen ist, schreiben darüber sehr erbauliche Predigten in ihren Reisenachrichten, aber Niemand mehr als die Amerikaner aus den Vereinigten Staaten. Diese Herren, von republikanischer Eitelkeit aufgeblasen, gefallen sich sehr wenig in London, wo man ihre übertriebenen Ansprüche nicht gelten läßt, und wo man den Mangel an feiner Lebensart den Yankees nicht nachsehen will. Daher gehen sie haufenweise nach Paris, wo die Leute, minder delicat als in London, nur auf den Staat des reichen Amerikaners sehen. Und doch sind alle diese Republikaner ebenso große Bewunderer von Höfen, Pomp, vornehmen Bekanntschaften als wir andere Menschenkinder. In den Tuilerien und bei den Hofgalatagen in Neapel findet man ganze Scharen von Yankees. Man hat nicht lange mit einer Amerikanerin aus den Vereinigten Staaten gesprochen, so erzählt sie, daß eine ihrer Landsmänninnen (die Marquise von Wellesley) Hofdame bei der Königin von England ist. Und wie prahlen diese Neuyorker und Bostonianer mit ihren Bekanntschaften mit Fürsten, Grafen, Lords, Ladies rc.! — In Deutschland, wo man Bulwer's Schriften schätzt, wird die Kritik des M. de Forgues in der „Revue de Paris" Lächeln erregen, denn der Mann ist gar nicht fähig sein Original zu verstehen. Bulwer sagt unter Anderm: „Some senators retire from the duties of the session to fatten oxen", d. i. einige Parlamentsglieder gehen nach der Session auf ihre Güter und treiben Landwirthschaft. Der Franzose übersetzt dies engraisser comme de boeufs! — Mit der London University will es immer noch nicht recht fort. Es ist wahr, ihre Schüler mehren sich, und die Einnahme hat etwas zugenommen; aber es fehlt noch viel, ehe diese Anstalt auf einen grünen Zweig kommen kann. Ihre Nebenbuhlerin, King's College, welche von der Geistlichkeit und den Tories begünstigt wird, macht viel bessere Fortschritte und hat soeben von dem berühmten Orientalisten Marsden seine köstliche Bibliothek geschenkt bekommen. — Das Studium der deutschen Sprache wird in England allgemeiner. London zählt eine bedeutende Anzahl deutscher Sprachlehrer, und es fehlt nicht an deutschen Frauenzimmern, welche theils auf Monate oder Jahre in guten Familien angenommen werden, um im Deutschen Unterricht zu geben, theils auch nur sich auf einzelne Stunden einlassen. Zwei Sprachmeister geben Abendunterhaltungen für Diejenigen, welche sich im Deutschsprechen üben wollen, nämlich Dr. Barnays, Prof. der deutschen Sprache am King's College, und ein Hr. Schmidt. Es gibt wenigstens ebenso viele Damen als Herren, welche unsere Sprache lernen, und in der Regel kommen die Engländerinnen im Sprechen und Schreiben viel weiter als die Männer. Die meisten Hofdamen sprechen geläufig Deutsch. Eine Menge Parlamentsglieder verstehen unsere Sprache, und etliche sind in Deutschland erzogen worden, z. B. Hr. Sinclair. Es ist aber sonderbar, daß auf dem Generalpostamte in London Niemand Deutsch zu verstehen scheint, wovon Ref. ganz neuerlich ein Beispiel erfuhr. Sollte jedoch aus dem Gesagten irgend ein Deutscher schließen, daß er in England oder auch nur in der Hauptstadt ohne Kenntniß des Englischen bequem fortkommen könnte, so würde er sehr irren. In einer Stadt, welche über anderthalb Millionen Einwohner hat, sind die Deutschverstehenden wie ein Tropfen im Meere zu betrachten. 125.

Literarische Notizen.

Plagiat und Nachdruck.

Die Redaction des „Univers religieux" ließ beim Herannahen der Abonnementserneuerung im Oct. vor. Jahrs, einen Prospect austheilen mit der Ueberschrift: „Tous les journaux religieux en un SEUL", letzteres Wort mit ganz großen Buchstaben gedruckt. In diesem Prospect verhieß sie, alles Interessante aus den andern religiösen Zeitschriften in die ihrige aufzunehmen; da sie ihr Versprechen zu erfüllen sehr geneigt schien, so ward der Redacteur, Abbé Migne, des Plagiats, des Nachdrucks und Angriffs auf das Eigenthumsrecht der „Dominicale" und des „Ami de la religion" angeklagt, vor die sechste Kammer der Zuchtpolicei geladen. Seine Ausflüchte, unter andern, daß, hätte er wirklich die besten Artikel seiner Concurrenten wiederabdruckenlassen, und zwar wider ihren Willen, so sei das nicht geschehen, ihnen zu schaden, sondern sie bekannter zu machen und ihnen zu nützen, sind höchst elend und würden ihn nicht vor der Verurtheilung geschützt haben; daß er aber den erhobenen Reclamationen schon früher nachgekommen war, seinen Plan bedeutend modificirt, die „Revue des journaux religieux" eingestellt hatte und das den beiden Zeitschriften Entlehnte nicht bedeutend genug war, ihnen zu schaden, das bestimmte die Richter ihn freizusprechen, welche folgende billige Grundsätze aufstellten:

„Daß, obwol es den Zeitschriften gestattet ist, voneinander Artikel aufzunehmen, diese Erlaubniß doch ihre Grenzen haben müsse; daß das ausschließliche Eigenthumsrecht, welches das Gesetz vom 19. Juli 1793 allen Schriftstellern einräumt, für die Herausgeber von Zeitschriften kein illusorisches werden dürfe; daß es daher unbestreitbar sei, daß, wenn die Auszüge aus einer Zeitschrift so bedeutend sind, oder so oft vorkommen, daß sie derselben Schaden bringen, sie den Charakter des Nachdrucks annehmen."

Von Gust. de Beaumont ist „Marie, ou l'esclavage aux États-unis", ein Gemälde der amerikanischen Sitten, in zwei Bänden erschienen.

„La révolte de Lyon en 1834, ou la fille du prolétaire" ist der Titel eines eben in zwei Bänden zu Paris herausgekommenen Romans.

Vom Grafen de Lagarde erschien: „Brighton. Scènes détachées d'un voyage en Angleterre".

Anfang März wird ein neuer Roman von Balzac: „Le père Goriot", in zwei Bänden, ausgegeben werden.

Edm. Robinet hat eine kleine Schrift: „Études et notice biographique sur l'abbé F. de Lamennais" verfaßt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 84. —— 25. März 1835.

Die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen von der Schulenburg.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 83.)

Auch der schönen und geistreichen Gräfin Maria Aurora von Königsmark, der Geliebten König August's, geschieht mehrmals in diesen Denkwürdigkeiten Erwähnung. Sie wünschte, daß Schulenburg sich ihrer und ihrer Familie annehmen möchte, und die Worte, in denen sie dies thut, zeigen, wie geachtet Schulenburg war.

Ne veuillez point trouver mal, Monsieur, qu'à la place de ces Königsmark, qui ne sont plus, je vous choisisse pour protecteur de ma famille; nous nous voyons deux soeurs sans parens et protection; et sans l'appui de quelques amis de votre mérite nous ne saurions nous rien promettre de cette faveur, que nous trouvions autrefois.

Auf ihre Bitte übernahm Schulenburg die Führung ihres Sohnes, des Grafen Moritz von Sachsen, im flandrischen Feldzuge des Jahres 1709, wodurch die Gräfin Gelegenheit erhielt, ihm häufig in Bezug auf ihren petit favori oder petit éveillé zu schreiben. Alle diese Briefe, von denen der Herausgeber nur einige Bruchstücke mitgetheilt hat, tragen das Gepräge der zärtlichsten Mutterliebe und der edelsten Gesinnung. So beklagt die Gräfin es mehr als einmal, daß Graf Moritz so wenig Neigung zu den Wissenschaften zeige; sie äußert sich mit der größten Freude, als der König den Grafen legitimirt hat, aber ebenso warm und doch dabei sehr verbindlich für Schulenburg weist sie den Vorschlag zurück, ihren Sohn in das Jesuitencollegium zu Brüssel zu bringen:

Le roi — sagt sie in diesem Schreiben vom 20. Oct. 1709 (S. 485) — ne s'est jamais expliqué sur le point de la religion du comte de Saxe; il a souffert attendant que je l'élève dans la religion luthérienne où il a été baptisé; je crains en le donnant aux Jésuites de m'attirer la reproche d'avoir contribué moi-même à le rendre catholique. — Am Schlusse sagt die Gräfin: Si le roi veut et le commande, il faudra bien que j'avale le calice; mais, Monsieur, je suis sûr que vous en êtes le maître, le roi s'en rapportera à vos sentimens, ayez donc pitié du Luthérianisme et faites les choses d'une manière qu'on ne touche point à la conscience.

Uebrigens war Schulenburg jederzeit ein guter Protestant und hatte in den letzten zehn Jahren seines Lebens, die er als venetianischer Feldmarschall in Verona zubrachte, stets einen lutherischen Geistlichen bei sich, der den Hausgottesdienst für ihn und seine protestantische Umgebung besorgte.

Es ließe sich noch mancher interessante Beitrag zur Personen- und Sittengeschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus den Schulenburg'schen Denkwürdigkeiten entnehmen, wir müssen indeß den Raum sparen. Aber ein in mehr als einer Hinsicht merkwürdiges Actenstück ist das Memoire über das Ceremoniel beim Empfange der Gesandten am französischen Hofe aus dem Jahre 1698. Zuvörderst muß der Gesandte mit wenigstens sechs Bedienten und in einem sechsspännigen Wagen bei dem Staatssecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten vorfahren. Nachdem er sich seines Wunsches, dem Könige vorgestellt zu werden, entledigt hat, reicht ihm der Staatssecretair die Hand und begleitet ihn bis an die Thüre. Sobald der Tag zur Audienz bestimmt ist, wird der Gesandte in einem Hofwagen von dem mit der Einführung der Gesandten beauftragten Beamten (Introducteur des ambassadeurs) abgeholt. In feierlichem Zuge begibt man sich in den Audienzsaal. Hier sitzt der König mit bedecktem Haupte, an seiner Seite stehen die Prinzen vom Geblüt, hinter dem Sessel die Beamten des königlichen Hauses, die Minister und der Staatssecretair. Sowie der Gesandte den König erblickt, verbeugt er sich; der König nimmt seinen Hut ab, der Abgesandte verbeugt sich zum zweiten Male auf halbem Wege und tritt mit einer dritten Verbeugung vor den König. Dieser bedeckt sich, sowie der Gesandte seine Rede begonnen hat, und nimmt den Hut nur von Zeit zu Zeit ab, wenn ihm irgend ein schmeichelhaftes Wort gesagt wird. Mit bedecktem Haupte antwortet er darauf dem Gesandten, worauf dieser mit großer Devotion wieder antwortet und zugleich sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Unter drei Verbeugungen zieht sich darauf der Gesandte zurück. In 21 Paragraphen enthält diese Schrift noch eine große Menge von Bestimmungen über die Vorstellungen bei der Königin, bei den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses und andern ausgezeichneten Personen, über die Abschiedsaudienz, über die Kosten einer solchen Audienz. Diese beliefen sich jedesmal auf 13 Louisdor, die an Schweizer, Thorwärter, Kutscher und Lakaien gegeben werden. Dafür erhält der Gesandte

zum Abschiede das mit Diamanten besetzte Bildniß des Königs, 4000 Francs an Werth, wovon aber, wie das Memoire sehr naiv hinzusetzt, die Beamten, welche es machen lassen, die Hälfte profitiren. Sobald das Geschenk sich in den Händen des Gesandten befindet, muß dieser 50 Louisdor zu einem Goldschmied schicken und dann den Introducteur des ambassadeurs benachrichtigen, damit er über dies Geld verfüge. Wie und in welcher Art dies aber geschieht, ist im Memoire nicht erwähnt worden.

Wenn Gottfried Stieve uns in seinem „Hofceremoniel" (Leipzig 1715) belehren will, daß das Ceremoniel „einer der sublimsten Theile der Historie" sei, so hat er wenigstens insofern Recht, daß für die französische Geschichte und für das französische Staatsrecht das Ceremoniel und die Etiquette keineswegs bedeutungslose Erscheinungen sind. Die Nichtbeachtung der steifsten Etiquette ward der unglücklichen Maria Antoinette zum Vorwurf gemacht; die Revolution gefiel sich zwar in ihren ersten Jahren in der gänzlichen Zertrümmerung aller Formen des frühern Hofceremoniels, aber wenige Jahre darauf errichtete Napoleon seinen Kaiserthron und umgab ihn in ängstlicher Sorgfalt mit allen Formen des frühern Königthums. Konnte es ihm doch Freude machen, als er vom Grafen Narbonne hörte, daß man am Hofe Ludwig XVI. die Bittschriften mit gebogenem Knie und auf dem Armhute überreicht habe, und konnte er sogleich eine ähnliche Einrichtung befehlen! Napoleon kannte seine Franzosen. Darauf kamen die Bourbons mit allen ihren Erinnerungen aus der Zeit des vierzehnten Ludwig. Dann gab die Julirevolution den Franzosen einen Bürgerkönig, der mit ihnen trank, ihnen die Hände drückte, mit dem weißen Hute und Regenschirm unter ihnen spazierte. Aber nach drei Jahren war das alte Ceremoniel wiedereingeführt, und nur, um den Parisern doch nicht alle Freude über die Revolution, welche sie die glorreiche nennen, zu rauben, erscheint der Bürgerkönig noch von Zeit zu Zeit in der Uniform der Nationalgarde. Auch Ludwig Philipp kennt seine Franzosen. Und wäre Frankreichs politischer Einfluß jetzt nicht gesunken, so könnte man vielleicht wieder daran denken, die Gesandten in derselben Art einzuführen, wie es am Hofe des stolzen Ludwig XIV. Sitte war; gewiß zur Freude der Nation, die auch darin die Suprematie ihres Königs über andere europäische Fürsten wahrzunehmen glauben würde. Erzählt doch Schulenburg, der sich im Jahre 1696 in Angelegenheiten der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel in Paris befand, wie ihn, den Obersten und Abgesandten eines deutschen Reichsfürsten, Monsieur Bontems, der premier valet de chambre, mit einer collation und rafraichissement habe regaliren lassen! (I, 69.)

Schulenburg's Privatleben war einfach und edel. Thätigkeit war das Element seines Lebens, und vielbeschäftigt, wie er war, bald im Felde, bald mit diplomatischen Unterhandlungen, bald mit militairischen Vorkehrungen und Einrichtungen (durch die er sich namentlich um die Republik Venedig sehr verdient gemacht hat), fand er wenig Zeit zu Vergnügungen. Auch scheint er von Natur mäßig gewesen zu sein, da sich keine Spuren finden, daß er die Freuden des Lebens in Uebermaß genossen habe. Ein unehelicher Sohn, den er mit einer polnischen Dame von Stande, die am sächsischen Hofe lebte, erzeugt hatte, und der unter dem Namen Glasebeck erst 1768 gestorben ist, war seinem berühmten Vater in jeder Beziehung unähnlich (II, 302). Ueber seine Lebensart spricht er selbst in einem Briefe aus Korfu vom 5. April 1729 in folgender Art:

Ich lese selbst oder lasse mir täglich 7—8 Stunden vorlesen; ich führe übrigens als wahrer Philosoph ein sehr christliches Leben, so viel ich nur immer vermag, gebe für meine Person täglich nicht mehr als vier gute Groschen aus, esse immer allein und nie mehr als zwei Schüsseln, wozu ich nur Wasser trinke. Zweimal täglich gehe oder reite ich spazieren und suche dabei zwei- oder dreimal in der Woche in Schweiß zu kommen; kurz, ich befinde mich, Gott sei Dank, vollkommen wohl, obgleich ich schon ziemlich alt bin (II, 259).

Als Feldherr war Schulenburg in hohem Grade uneigennützig und gewissenhaft. Der Herausgeber theilt (II, 313) eine Instruction Schulenburg's an seinen Geschäftsführer in Deutschland vom 4. Sept. 1722 mit, in welcher derselbe angewiesen wird, den durch Schulenburg's Truppen auf den Dörfern bei Passau im Jahre 1702 verübten Schaden von dem damals bereits ad pias causas bestimmten Gelde so gut als möglich zu ersetzen. Ebenso zeigte er sich dienstfertig und wohlwollend in allen Verhältnissen. So bittet ihn Friedrich II. als Kronprinz im Jahre 1734 sehr dringend, ihm doch einen jungen Sopransänger (châtré) zu verschaffen, der bereits verstehe „l'art de solvetcher", auch sonst eine gute Stimme und Neigung zur Musik habe. Schulenburg entgegnet darauf, daß er einen solchen nicht gleich zu schaffen im Stande sei, schlägt aber dem Kronprinzen einstweilen eine Sängerin von fast 30 Jahren vor, die vortreffliche musikalische Kenntnisse besäße, außerordentlich schön sänge und das Clavier mit großer Virtuosität spiele, außerdem habe sie einen guten Ruf, sei sehr aufgeweckten Geistes und eine muntere, angenehme Gesellschafterin. Aber der Kronprinz meint dagegen, er könne sich nicht entschließen, dies Mädchen in seine Dienste zu nehmen, und bittet wiederholt, ihm einen garçon châtré von 14—15 Jahren zu verschaffen; es brauche ja derselbe noch kein musicien accompli zu sein (II, 311 fg.).

Als Ausländer und Protestant genoß Schulenburg in Venedig der größten Achtung, die nur einem solchen zu Theil werden konnte. „Der große Gott", sagt daher Bernardo Nani in der im venetianischen Senate gehaltenen Gedächtnißrede, „möge in seiner Barmherzigkeit uns und Die, welche nach uns kommen, einen Mann finden lassen, der den Grafen Schulenburg ersetzen könne!" Bildsäulen und Münzen haben sein Andenken in Venedig und Korfu verewigt.

14.

Das moderne Trinakrien.

Zweiter Artikel.*)

Palermo, den 13. Januar 1835.

Mein gestriges Erwachen war ein rosenfarbenes. Sobald ich aus der Kajüte aufs Verdeck trat, öffnete Aurora die Pforten des Himmels, und Sicilien lag in einer unübersehbaren Ausdehnung vor dem Schiffsschnabel. Alle Passagiere, auch die Mönche mit ihren braunen, schmuzigen Kutten kamen herauf und bewunderten. Ich zog mein Notizenbuch und zeichnete Horizontlinien, vom Capo Bianco an, über welchem der Aetna in einer Entfernung von 120 Miglien wie eine schweizer Schneekoppe hervorragte, bis nach Termini, vor welchem die Lavafelsen von Capo Zafrano pittoreske Gruppen bilden und in einer langen Bucht sich nach Palermo ziehen.

Diese Hauptstadt des modernen Siciliens, welche unser einstweiliges Ziel ist, liegt in einem ähnlichen Golfe wie der von Neapel; was diesem der Posilipp und das Capo von Sorrento, sind ihr der Zafrano und Monte Pelegrino, welcher in einer weitern Ausdehnung unter der Benennung des Capo di Gallo die äußerste Nordwestküste der Insel und in der Nähe der Stadt den Molo des Hafens bildet, auf dessen Ende der Leuchtthurm erbaut ist. Wir konnten wegen des Morgenduftѕ, der um diese Zeit auf den sicilischen Fluren liegt, vor Aufgang der Sonne von der Stadt nichts sehen als die Spitze des Pharus, der uns am nächsten war und weit ins Meer hinausgeht. Auf ihn steuerte der Pilot, dessen Instinct ihn von den äolischen Inseln entfernt hatte, jetzt in grader Linie zu und warf dann Anker im Angesicht des Sanitätsgebäudes, dessen Beamten die gewöhnliche nothwendige Farce mit uns spielten, indem sie den Passagierpaß des Capitains mit einer Stange ins Meer tauchten und dann an Bord nahmen.

Der Hafen ist eine halbe Stunde von Palermo entlegen, weil sich in seinem Bassin nicht Wasser genug für die Schiffe gewisser Größe und Ladung befindet; er gibt darum vermöge der ringsumher angelegten Gebäude der Stadt ein sehr imposantes Ansehen, obgleich ihm das Handelsleben unserer großen nordischen Seehäfen abgeht und sein Verkehr lediglich auf Ausfuhr von Südfrüchten beschränkt ist.

Palermo ist nicht viel kleiner als Berlin und viel regelmäßiger und schöner als Neapel, wenn ich von dieser Stadt das Fremdenquartier der Villa reale ausnehme, dessen Sauberkeit für schweres Geld wie in keiner Stadt der Erde unterhalten wird. Palermo bildet beinahe ein Viereck, das von zwei graden und langen Straßen durchkreuzt wird, und davon die größere wie in der Hauptstadt des Königreiches auch der Toledo heißt. Dieser Toledo unterscheidet sich von dem neapolitanischen durch einen besondern Baustyl, ein wo möglich größeres Gassenleben, ausdrucksvolleres Bettlerelend und eine originelle orientalische Weiberclausur, die fast an den meisten großen Häusern angebracht und wie ein Gefängniß anzusehen ist.

Die Frauen sollen hier am ausgelassensten und wollüstigsten, daher auch am bigottsten sein. In der Kirche San-Salvatore gibt man sich ohne alle Scheu Rendezvous, und man ist um so sicherer des Erfolgs, wenn man fremd ist, was anderwärts in Italien bei der wüthenden Eifersucht der Männer nicht möglich wäre. Die Koketterie spielt ihre Rolle unterm Schleier, der hier generis communis ist, im Beichtstuhl, wo Generalablaß für ein Paternoster zu haben, und hinter den Gittern der Clausuren von Klöstern und Conservatorien. Hierbei ist wol zu merken, daß nicht alle Gebäude vereidete Jungfrauen und Himmelsbräute, sondern großentheils junge Mädchen, Pensionairinnen, Witwen und andere lebelustige schöne Geschöpfe enthalten, die ihre Aeltern, Vermünder, Onkel, Männer und Geliebten dahin schickten, um ihre Ehre und Tugend zu conserviren. Ich war sehr erstaunt, zu hören, daß die gute Stadt Palermo bei 160,000 Einwohnern 67 Abteien und 15 besagter Conservatorie delle donne habe. Im Vorbeigehen kam mir die Lust an, ein solches Local zu besehen, und ich wagte mich mit meinem Reisegefährten ins Refectorium, wo eine Matrone die Clausur mit aller Strenge durchsetzte und uns zurück in das Vor- oder Sprachzimmer führte, in welchem wol ein halb Hundert Menschen aller Gattung an den vergoldeten zahlreichen Gittern saßen und sich in die Ohren wisperten. Zuweilen schoß ein schwarzer Feuerblick wie eine Sternschnuppe aus der dunkeln Tiefe oder aus dem weißen Schleier, und der schien mehr zu sagen und versprechen als die ganze heilige Gesellschaft.

Merkwürdig ist, daß mehre Conservatorien dieser Art sich in den obern Etagen der Paläste des Toledo befinden, und daß daselbst die Jungfrauen auf großen, mit Gitterbäuchen versehenen Balconen einherwandeln und sich am Straßenleben erfreuen. Eine solche Sitzung sah ich nirgendwo in nördlichern Ländern, und mich däucht, daß sie eine große Annäherung des Himmlischen zu dem Irdischen anzeige, vermöge welcher der Klosterpoesie der Heloise vollkommene Freiheit gelassen wird.

In Neapel schmiedet und hobelt man auf der Gasse, aber die Barbiere haben eine Stube und die Kaffeewirthe ein Gewölbe. Nicht also hier, wo die Hitze um 5 Grad Réaum. zunahm und auch der erwärmende Brassiero verschwunden ist. Es besitzt der Bartkünstler einen alten Lehnstuhl im Porticus eines sicilischen Marchese, dessen Säulen, beiläufig gesagt, noch seit dem letzten Erdbeben wie Bolognas Thürme stehen, und darauf empfängt und barbirt er seine Kunden Angesichts der Sonne und der nahen Fontaine, welche das warme Wasser zum Seifen liefert. Man bezahlt 2 Gran für eine Tasse Kaffee; das ist zu wenig Geld zu einem Local, in welchem Niemand eine Zeitung liest. Wozu braucht's auch eines Obdachs in einem Lande, worin niemals schlechtes Wetter und Kälte ist? Der Himmel ist ein stattliches Dach, die Platane gewährt eine treffliche schattige Decke. In Ermangelung derselben findet sich ein Zelttuch mit einem steinernen Sitze vor der Thür eines großen Hauses.

Die Kaffeehäuser sind mehr für den Wirth, der braut, als die Gäste, die trinken. Der Raum ist nicht größer als die Thür, und die Tische stehen vor derselben.

Wenn man die Masse in den Straßen dieser Stadt sieht, findet man nicht die Unsauberkeit und Saloperie, die man in Neapel so oft mit Ekel bemerkt. Die meisten Menschen sind wohlgekleidet, und ein Viertel derselben bewegt sich in Wagen und auf Maulthieren. Dagegen sind diejenigen Creaturen, die man Lazzaroni nennt, sowie das ganze Bettlervolk hier beiweitem nackter und viehischer. Alle Augenblicke stößt man auf ein zweibeiniges gelbbraunes Gabelthier, dessen Kleidung aus zwei großen schmuzigen Fetzen Zeuchs besteht, und wenn man den Typus von Weibern derselben Sorte sehen will, braucht man nur eine Wanderung durch die Kirchen anzutreten und die großen menschenähnlichen Gewürme zu betrachten, die aus ihren Portalen hervorkriechen und um einen halben Gran wimmern.

Es gibt Mönche, die nicht viel sauberer sind als die Lazzaroni, und ich habe deren auf dem Berge der heiligen Rosalie angetroffen, als ich von den ehrwürdigen Vätern vergeblich ein Stück Brot zu einem Glase Wein verlangte. Es war mir unbegreiflich, daß man in der alten Kornkammer Roms nicht allerwärts Brot haben sollte.

Welche Bewandniß es mit der heiligen Rosalie hat, brauche ich Ihnen wol nicht zu sagen, da ich ihres Ursprungs bereits erwähnte und alle Heiligkeit in Italien sich ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Prinzessin das Abenteurerleben und wie weiland Frau Venus Amathusia einen Adonis aus der Vaterstadt der Courtisane Lais geliebt habe, der von der heiligen Grotte aus seine Heerden weidete. Andere sagen, die Prinzen von Palermo hätten in ihrer Einsiedelei mit ihr geliebelt und ein gewisser arabischer Fürst ihr zuweilen seine Aufwartung gemacht. Ich halte sie für eine tugendhafte Demoiselle und glaube von allen Traditionen nichts, als was man von ihrer Schönheit sagt. Mit solchem Glauben sind alle Frauenzimmer, auch die heiligen, zufrieden.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 70 d. Bl. D. Red.

Man muß in diesem Lande den Leuten nichts gegen ihre Schutzpatrone sagen, denn daran halten sie mehr als an ihrem Könige, mehr als an ihrem Gotte. Jede Stadt hat den ihrigen: Rom den heiligen Anton, Neapel den heiligen Januar, Messina den heiligen Joseph, Palermo die heilige Rosalia. Glücklich, wer sich ihrer Protection zu erfreuen hat; glücklich, wer ihnen alle Abende eine Kerze oder eine Lampe anzünden kann; denn ohne ihr Bild und ohne ein Wachslicht keine Gnade. Fragt einen Lazzarone in Neapel, von welcher Religion er sei, so lügt er euch ein Märchen vor; ebenso der Sicilier; denn sie sind nicht Christen, sondern Januarianer, Rosalianer.

Ich lasse mich im Hafen der Stadt ausschiffen, um einen Gasthof aufzusuchen, die hier so was Seltenes und Schlechtes sind, daß man Mühe hat, ein Zimmer zu bekommen; da sehe ich, daß Janhagel die Alcassarstraße — noch eine arabische Benennung — mit Sang und Spiel herabkommt und alle Balcone bis zu den Dächern mit Menschen gefüllt, mit weißen Strümpfen und rothen Teppichen garnirt sind. Was bedeutet es? Nichts weniger als eine Festprocession, einen Triumphzug der Landesheiligen, die das Volk in der Kathedrale auf seine Schultern lud, um damit durch die Stadt zu pilgern. Eine Cavalcade von Bajazzen, die mittelalterliche Speere und Schwerter trugen, und ein paar Menschen, die gewaltig auf eine große Trommel paukten, eröffneten den Zug, worauf Kleriker mit weißen Alben, Seminarienfähnlein, Mönche verschiedener Orden und das hohe Domcapitel mit dem Stadtsenat folgten. Der Baldachin der Heiligen schwebte in des Haufens Mitte wie ein Zelt der Bundeslade, und als ich ihm näher kam, da gewahrte ich hoch über den Köpfen der Volksflut den großen silbernen Sarkophag der Kathedrale, worin die Asche der tugendhaften Prinzessin verwahrt wird. Männiglich suchte sich der Tragbahre zu nähern und seine Schultern oder Arme ihrem Dienste zu widmen und somit der Vergebung der Sünden theilhaftig zu werden. Diejenigen, welche nichts zum Tragen beitragen konnten, suchten wenigstens den Saum der Teppiche zu küssen und berühren.

Man irrt, wenn man glaubt, die abgöttische Verehrung der heiligen Rosalie sei wie in Rom und Neapel blos eine Volksposse. Die alten palermitanischen Familien, die Patricier und Senatoren sind ihre eifrigsten Partisane. Sie begeben sich, so oft die Statue ausgeht, in goldbordirten Feierkleidern und mit großen, besonders gespreizten und vergoldeten Prunkwagen in die Domkirche und fahren hinter dem Zuge oder tragen die Schleppen der Prälaten. Ein gewisser Principe ist stolz darauf, der immerwährende und erbliche Marschall seiner Patronin zu heißen, und er läßt sich dieses Amt ebenso wenig bestreiten als der römische Fürst Chigi den Marschallstab des Conclave, wenn ein Papst gewählt wird.

Während die Procession sich dem Hafen zu bewegte und die nackten Buben ihre Petarden auf den Terrassen abfeuerten, läuteten alle Glocken und alle Buden wurden geschlossen. Es war, als ob die Hälfte der Bevölkerung sich auf den Weg zur Kathedrale begeben und die andere Hälfte die Dächer und Fenster bestiegen habe, dem Schauspiel zuzusehen. Von allen Seiten warf man Blumen auf den Sarkophag, indem man ein hurrahähnliches Hosianna sang. Aus den Eisengittern der hohen, großen Conservatorienbalcone aber leuchteten schneeweiße Mädchengestalten, denen die Vorsteherin für diese feierliche Stunde die sonntägliche Erlaubniß, mit der Außenwelt zu liebäugeln, ertheilt hatte, und es fanden sich ritterliche, romantische Jünglinge, die sehnsuchtsvolle Blicke gegen diesen himmlischen Carcer orientalischen Styles sandten und ein bedeutungsvolles Alpdrücken pantomimirten. Was die Kunst betrifft, sich in Geberden auszudrücken, so hat es der Sicilier von allen Italienern am weitesten gebracht, wie er denn zweifelsohne auch der offenste und freimüthigste ist. Ich bin in meinem Leben nicht mit so viel schönen Augen freundlich angeblickt, mit so viel weiblicher Grazie und vielversprechender Huld angelächelt worden, als während einer Stunde, die ich mit Spazierenfahren in den alten Khalifenstraßen zubrachte. Von jedem Balcon winkte ein griechisches Antlitz, und jedes Fenster hatte einen Balcon und jedes Haus 30 Fenster. Uebrigens vereinigte sich Alles, mir einen guten Begriff von der gerühmten Gastfreundschaft der alten Trinakrier beizubringen. Ich dachte dabei mit Unwillen an die zurückgezogene, stolze und müßige Provenzalin, an die bigotte und heuchlerische Römerin, welche die Tugend auf den Wangen und den Dolch im Busen trägt, und ich beneidete zum ersten Male ein Land um seine Weiber, indem ich ihre Nymphengestalten meinem Vaterlande wünschte.

Die Sicilirinnen sind sehr gute, häusliche, herzliche Geschöpfe; Lucretien, wenn ihr wollt, Penelopen vielleicht, aber jedenfalls Magdalenen, denen man ihre Sünden vergeben kann, und die hold und gut genug für dieses Mitleid sind. Man hört nicht, daß sie wie Italiens schwarzlockige Kinder ihre Geliebten morden oder wie Furien toben und wie Tyrannen herrschen; ihr Herz ist taubenmild, ihr Sinn voll Heiterkeit und Laune, und ihr Geist lebhaft wie ihre Augen. Es konnten die Schäferinnen des griechischen Dichters sein, mit Ausnahme der spröden Daphne, die vor des belvederischen Gottes Umarmung floh.

Nachdem die Priester ihre Heilige mit Hülfe der tausendbeinigen Tragbahre, gebildet aus Lazzaronikörpern, wieder zur Domkirche gebracht hatten, zerstreute sich die Menge, und es kehrte eine ungewöhnliche Stille in den Straßen ein, deren ich sehr froh war, da sie mich von den Bettlern befreite, die den ganzen Weg über unaufhörlich mich belagert hatten, wenn ich ein altes Monument, eine Kirche oder einen Saracenenpalast bewunderte. Ich begab mich sogleich aus der byzantinischen Kirche in das ehemalige Schloß des Königs Roger, der dort ein Oratorium erbaute, das von allen Tempeln des 11. und 12. Jahrhunderts, die auf unsere Zeit kamen, der allerschönste und imposanteste genannt werden kann.

Ich beginne einen neuen Brief, um von diesen Goldfragmenten und dem Khalifenthum in Diodor's Vaterlande zu reden. Nie werde ich die verlassenen Steine der Geschichte dieses Jahrtausends wiedersehen. *)

129.

Miscellen.

In dem „Archive für alte und neue Kirchengeschichte" von Stäudlin und Tzschirner vom J. 1817 steht ein meist aus den Werken des Cardinals Damiani entlehnter Aufsatz, die Geschichte der christlichen Geißlergesellschaften enthaltend. Unter den biblischen Beweisstellen für das Gottwohlgefällige freiwilliger Geißelungen wird auch der 150. Psalm, Vers 4, angeführt, worin es heißt: „Lobt den Herrn mit Pauken!" und dabei die Anmerkung gemacht: „Da die Pauke eine trockene Haut ist, so lobt Derjenige den Herrn wahrhaftig mit Pauken, der seinen von Fasten ausgemergelten Körper geißelt".

In einer alten Biographie Faust's, betitelt: „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Dr. Joh. Fausti, ernstlich beschrieben von Georg Rudolf Widmann, jetzo mit neuen Erinnerungen vermehrt durch Jos. Nic. Pfitzer, Med. Dr." (Nürnberg 1681), fragt Faust den Teufel unter Anderm: „An spem salutis habeant diaboli?" Er antwortet: „Wir zweifeln nicht daran, sondern hoffen annoch selig zu werden". Faust fragt weiter: „Wie aber glaubt Ihr selig zu werden?" Antwort: „Durch Hoffnung; denn Paulus spricht: „Die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.""

90.

*) Der dritte Artikel folgt im April. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 85. —— 26. März 1835.

X. Marmier's Ansichten über Deutschland und sein neuer Wirkungskreis in der „Revue germanique".

Bei der Menge von oberflächlichen Artikeln und Notizen aus und über Frankreich, mit denen jetzt die meisten deutschen Blätter wegen eigner Unfruchtbarkeit ihre Spalten füllen, ist es nur zu leicht möglich, daß eine Erscheinung, die wirkliche Aufmerksamkeit verdient, von denjenigen Lesern, die jene Artikel für Das nehmen, was sie sind, und deswegen unbeachtet lassen, mit unter dieselben geworfen und so übersehen wird. Es mag uns daher erlaubt sein, hier besonders auf eine Novität im Gebiete der französischen Journalliteratur aufmerksam zu machen und sie der deutschen literarischen Welt zu genauerer Beachtung zu empfehlen, als sonst den Notizen über Frankreich geschenkt wird, da sie in mehr als einer Rücksicht nicht blos die Aufmerksamkeit, sondern auch die Unterstützung der Literatoren Deutschlands verdient. Wir meinen die „Revue germanique" in der Umgestaltung, der sich Hr. Marmier, ihr jetziger Redacteur, unterziehen wird. Schon in seiner zeitherigen Gestalt war dies Blatt bei allen seinen Mängeln, als das einzige, welches die Einführung deutscher Literatur in Frankreich bezweckte, der besondern Rücksicht von Deutschland werth; weit mehr aber wird dies noch der Fall sein, wenn es unter seiner neuen Redaction mit derjenigen Umsicht, Gründlichkeit und Vielseitigkeit geleitet wird, wie es das jüngste Januarheft und insbesondere die von Hrn. Marmier abgefaßte Einleitung, sowie die vielseitige literarische Bildung des Redacteurs und sein richtiger Takt erwarten lassen.

Statt viel über den Zweck, Inhalt und die ganze Art des Blattes im Allgemeinen zu sagen, halten wir es für passender, einen kurzen Auszug aus der erwähnten Einleitung zu geben und daran unsere Bemerkungen zu knüpfen, da der Leser so ohne Zweifel am besten zu einem richtigen Urtheil über Das, was er in dem Blatte zu erwarten hat, kommen wird.

Der Verf. der Einleitung eröffnet dieselbe mit einer kurzen Skizze, in welcher er den Gang, den der literarische Verkehr bis auf unsere Tage genommen hat, mit wenigen Worten treffend charakterisirt, um daraus zu zeigen, was die Gründung von Blättern wie die Revues herbeigeführt und nothwendig gemacht habe, und hiernach ihnen ihre Bestimmung und Stellung in der literarischen Welt anzuweisen. Von da geht er zur „Revue germanique" selbst über, indem er sich kurz über ihr zeitheriges Bestehen ausspricht. So sehr hier vielleicht ein anderer Schriftsteller die Gelegenheit benutzt hätte, die in der That sehr großen Schattenseiten der zeitherigen Redaction hervorzuheben und ihnen den jetzt zu befolgenden Plan und seine Absichten mit vielem Selbstgefühl gegenüber zu stellen, so unterläßt dies doch Hr. Marmier, eine seltene Urbanität und Bescheidenheit dadurch an den Tag legend. Er hebt im Gegentheil nur die guten Seiten des Blattes, wie es bis jetzt war, und das Verdienst seiner Herausgeber hervor, indem er die ausdrückliche Darlegung des Ganges, den seine Redaction einschlagen wird, mehr aus der folgenden kurzen Schilderung von Deutschland und seinen Zuständen sich ergeben läßt, als mit dürren Worten posaunend voranstellt.

Die gedachte Schilderung nun ist in der That der wesentlichste Theil der Einleitung, indem der Verf. hauptsächlich darin seine Befähigung zur Herausgabe der „Revue germanique" darthut und mittelbar zeigt, was man von der neuen Redaction zu erwarten habe.

Deutschland — sagt der Verf. — ist nicht ein Land, das sich dem Beschauer gleich auf den ersten Anblick enthüllte, und das man nur in einer Postkutsche zu durchlaufen brauchte, um seine Tiefe zu ermessen und seine Physiognomie zu würdigen. Deutschland lernt man nicht auf einem öffentlichen Platze oder in einem Rout kennen. Das wahre Deutschland ist in seinen patriarchalischen Sitten, seinem religiösen Glauben, seinem Familienleben versteckt; man muß es am häuslichen Herd aufsuchen und mehr als einmal das Land durchwandert haben, ehe man davon sprechen kann. Man muß das keusche und strenge Innere eines deutschen Hauses kennen, in seine Gewohnheiten eingeweiht und ganz vertraut in der Familie geworden sein, um von den ungekünstelten Freuden, der frommen Trauer und den heiligen Gebräuchen derselben reden zu können.

Nun folgt eine Schilderung, wie der Fremde gastlich in Familienkreisen aufgenommen werde, und des Lebens in denselben, die wir, da sie blos eine weitere Ausführung des Vorigen und lediglich für den Franzosen bestimmt ist, hier übergehen und nur bemerken, daß sich auch in ihr der feinfühlende und freundliche Sinn des Verf., der sich in eine fremde Individualität mit Hingebung zu versetzen und sie mit Liebe in sich aufzunehmen versteht, ausspricht.

Dennoch, fährt er fort, wenn es auch gelungen sei, an einem Orte hinlänglich in das häusliche Leben ein-

geweiht worden zu sein, um es beurtheilen zu können, wenn man selbst eine Stadt, eine Provinz, ein Fürstenthum hinlänglich kennen gelernt habe, so könne man immer noch nicht sagen, man kenne das ganze Deutschland, welches die erstaunlichste Mannichfaltigkeit von Gegenden, Charakteren und Gewohnheiten, die alle an Ort und Stelle studirt sein wollen, in sich schließe.

Der Norden trägt den Stempel der slawischen Rassen; der Süden bietet mehr als einen Berührungspunkt mit Italien; Würtemberg steht schon unter dem Einfluß des benachbarten Frankreichs, und Mitteldeutschland bietet bei jedem Schritte neue Erscheinungen. Der Mangel eines Mittelpunktes ist nicht blos in den politischen Einrichtungen, in den religiösen Freiheiten und in der Verwaltungsweise jedes einzelnen Landes bemerkbar, sondern auch im Universitätsunterricht, in den Erzeugnissen der Wissenschaft, in den Schöpfungen der Kunst und Poesie.

Niemand wird die Richtigkeit dieser Bemerkungen im Allgemeinen verkennen; nur möchten sie einigen Einschränkungen unterliegen. Denn nur auf den Nordosten läßt sich das vom Einfluß der slawischen Völker Gesagte beziehen, und nur auf das politische Treiben, oder vielmehr blos auf den politischen Unfug kann man Das anwenden, was von der Einwirkung Frankreichs auf Würtemberg behauptet wird. Trotz seiner Nachbarschaft mit Frankreich ist Schwaben in seinem Leben, Sitten und Volkscharakter deutschthümlicher und von Frankreich verschiedener als mancher andere deutsche Volksstamm, des den Franzosen in seiner Sprache und Lebensweise oft bis zum Lächerlichen nachäffenden Berliners gar nicht zu gedenken.

Weiter widerlegt der Verf. die Behauptung, als sei die Blütezeit Deutschlands mit dem Tode der meisten seiner großen Genien vorüber, indem er sehr richtig bemerkt, daß das Fortbestehen des wissenschaftlichen und Kunstlebens nicht von einzelnen hervorragenden Männern abhänge, sondern umgekehrt das Auftauchen dieser bedinge, sodaß, wenn jenes nur in seiner Energie fortbestehe, es nicht zu befürchten sei, Deutschland werde an diesen für immer Mangel leiden; unter den gegenwärtigen Umständen und unmittelbar nach dem Zeitalter eines Göthe, Kant u. s. w. sei unmöglich eine so große geistige Unfruchtbarkeit in Deutschland zu befürchten, als Manche vorgeben. Uebrigens seien die Werke der verstorbenen großen Männer noch lange nicht genug gekannt und verarbeitet, und die Behauptung vom Mangel bedeutender Geister in Deutschland werde durch die Erfahrung selbst widerlegt. Noch immer herrsche dort das alte geistige Leben.

Immer ist es mir aufgefallen — sagt der Verf. in dieser Beziehung —, in allen Theilen Deutschlands, in den Hauptstädten wie in den kleinsten Provinzialstädten jene geistige Thätigkeit anzutreffen, die nirgend stehen bleibt, nirgend nachläßt. Ich spreche nicht blos von der Poesie; denn die Poesie ist das Schooskind Deutschlands; sie empfängt dich beim Eintritte in dies Land und verläßt dich nicht. Auf alle Verhältnisse wirft sie ihren Reiz, auf alle Unterhaltungen, auf die Feste des Großen wie auf die Leiden des Armen. Was für Dichter hat übrigens diese Epoche nicht in Deutschland entstehen sehen! Da ist Tieck, dieser bewunderswürdige Mann, dessen glänzende Einbildungskraft die Welt mit einer Menge feenhafter Wesen bevölkert, und dessen launenhafter Geist nacheinander von den reizendsten Gebilden aus dem Mittelalter zu der humoristischen Schilderung der Lächerlichkeiten unserer Zeit übergeht. Ferner Novalis, der in die innersten Harmonien der Natur eingedrungen scheint, der wie die Berggeister im Grunde geheimnißvoller Grotten einschläft und in seinen Träumen die Stimme des Strauchs, der sich vor Gott neigt, zu verstehen glaubt, und die Stimme der Quelle, die süß an seinem Ohr vorüberrauscht. Dann Körner, der Dichter mit unerschrockenem Herzen, der auf das Schlachtfeld mit seiner Leier und seinem Schwert geht, durch seine begeisterten Gesänge den Muth seiner Genossen anfacht und, getroffen von einer Kugel seinen Kriegsgesang anstimmt. In Würtemberg läßt Uhland eine Ballade und Romanze und einen Gesang und ein Sonett nach dem andern geräuschlos ausgehen; niemals hat die Poesie schönere Blumen und in frischerm Farbenschmuck entstehen sehen. In Baiern vereinigt Rückert den Farbenschimmer des von ihm durchforschten Orients mit aller Anmuth, Schwärmerei und Wahrheit der deutschen Gefühlsweise. Oestreich hat zwei bedeutende Dichter erzeugt: Grillparzer (warum statt dessen nicht lieber der bedeutendere Zedlitz?), der unter dem strengen Auge der Censur mit erhabenen Gedanken ficht, wie Galilei unter dem Auge der Inquisition, und den Graf Ansberg (soll wol Auersperg heißen), der sich nicht fürchtet, eine eherne Saite seiner Lyra hinzuzufügen und sie gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes ertönen zu lassen. In Berlin hat sich nach Fouqué, französischem Geschlecht entsprossen, ein anderer Franzose, Chamisso, der Verfasser des „Peter Schlemihl", den süßesten Eingebungen der deutschen Muse hingegeben und besingt in einem köstlichen Gedicht das Andenken an seine Kindheit und sein Schloß Boncourt in der Champagne. H. Heine's, dessen anmuthsvolle, launenhaft träumerische Muse, mit ihren wehmüthigen und wieder allen Zauber vernichtenden Gedanken, ein Eigenthum Frankreichs geworden zu sein scheint brauche ich gar nicht zu erwähnen.

(Der Beschluß folgt.)

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Nach Originalquellen des königl. Archivs zu Hanover; von Friedrich von der Decken. Zweiter bis vierter Theil. Hanover, Hahn. 1834. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Gr.

Ueber den Anfang dieses trefflichen Werkes haben wir in Nr. 8 d. Bl. für 1834 mit verdientem Lobe berichtet. Mit diesen vorliegenden drei Theilen, die sich sehr rasch gefolgt sind, ist nun das Ganze geschlossen, da es bis zum Tode (2. April 1641) des erwähnten Herzogs führt, indeß auch noch die nächsten Schicksale seines Landes und seiner Söhne anführt, von denen der vierte, Ernst August († 1698), die kurfürstliche Würde, die schon lange in den Planen seines Hauses lag, erwarb und durch die Verbindung seines Erbprinzen Georg Ludwig mit Georg Wilhelm's von Celle Erbtochter die Erwerbung oder Vereinigung des cellischen und des hanoverischen Landes, sowie durch seine eigne Vermählung mit der Prinzessin Sophie Charlotte von der Pfalz die Aussicht auf den (1714 wirklich erhaltenen) Thron von Großbritannien vorbereitete.

Daß dieses Werk gar nicht blos eine magere Biographie jenes anfangs blos auf ein Land beanwartschafteten, dann zum wirklichen Fürsten von Calenberg emporgestiegenen Prinzen, sondern eine umfassende Schilderung einer der merkwürdigsten Nebenpartien des dreißigjährigen Krieges, nämlich der niedersächsisch-westfälischen, beabsichtigte, ist bereits, so viel wir uns erinnern, beim ersten Theile gesagt und geht auch aus dem Umfange desselben hervor. Aber auch abgesehen von der Wichtigkeit des Werkes für die Geschichte dieses unseligen Kriegs, der, wie jener dreißigjährige der Griechen dort, so auch in Deutschland die schönsten Blüten abstreifte, hat diese Darstellung für Den, der sich nicht mit einem bloßen Durchblättern begnügt, sondern an eine ernste Lectüre desselben wagt, ein wahrhaft dramatisches Interesse, beinahe

hend aus der Masse collidirender Verhältnisse, sich widerstrebender Haupt- und Nebenpersonen und so mancher außerhalb der Berechnung liegenden Incidentpunkte. Einen auf eine Art Apanage angewiesenen Prinzen sehen wir fast ohne andere Mittel, als welche ihm sein Geist und sein Muth gewähren, sich an die Spitze eines meist von ihm zusammengebrachten Heers stellen, sehen ihn dasselbe meist glücklich führen und, das Schwierigere, auch auf den Beinen erhalten; wir sehen ihn im Streite mit seinen eignen Brüdern und Stammesvettern, die zu seinen großartigen Planen, das braunschweigische Haus eine selbständige Rolle in diesem Kriege spielen zu lassen, und dadurch zu Erreichung seiner Länderansprüche sowie einer höhern als der Herzogswürde zu gelangen, blos große Augen machten; im Schwanken zwischen beiden Haupt- und mehren Nebenparteien Dänemark, Sachsen, Hessen, Brandenburg, Frankreich, welches er übrigens mehr haßte als liebte, und, wenn die Anschließung an eine oder die andere ja unvermeidlich, immer in der geheimen Absicht, jeder nur so lange zu dienen, bis die drohendste Gefahr vorüber, oder so lange mit ihr für seinen Zweck etwas zu gewinnen sei; wir sehen ihn fast geächtet und bald wieder selbst vom Kaiser zum Generalissimus begehrt; im Streit mit übermüthigen Offizieren, oft mit einem Heere ohne Commando, oft mit einem Feldherrnstabe ohne Heer, später mit den widerspenstigen oder auf alte geglückte Anmaßungen pochenden Städten, oder einer von allen Lasten sich wie auch anderswo loswindenden Ritterschaft; wir sehen ihn von eignen Leuten verrathen und vom Feinde geschont; wir sehen selbst durch das rohe Kriegsleben und den Parteienwechsel manchen Zug seiner ritterlichen Sitte, wie in dem Benehmen des Generals King; wir sehen Georg als Sieger und Besiegten, als Gehorchenden und Befehlenden, als Gesetzgeber, Diplomaten und als Verbesserer des Kriegswesens; und das Alles in einer Zeit, welche, jeder ruhigen Entwickelung feind, nur den Augenblick und das Glück, nicht die Ehrlichkeit sondern die Verwegenheit, nicht die Weisheit sondern die Klugheit zu ihren Göttern gemacht hatte; einer Zeit, von welcher der edle Salvian von Marseille vielleicht auch gesagt hätte: „Res in id sceleris redactae erant, ut, nisi qui malus, salvus esse non possit!"

Steht doch selbst der gefeiertste Fürst des dreißigjährigen Kriegs, Gustav Adolf — keineswegs etwa durch eine finstere Laune des Hrn. Verf. so gezeichnet, da die Urkunden reden — mitunter im Lichte der auffallendsten Duplicität und des Nimbus entkleidet da, den wir Protestanten seit unsern Kindertagen um ihn zu legen gewohnt gewesen sind. Daß der König von Schweden nach der deutschen Kaiserkrone strebte, ist hier auf das bestimmteste behauptet, und die mehr als einmal vorkommenden doppelten Länderverschenkungen an zwei verschiedene Personen würden den König, hätte er länger gelebt, in die wunderbarsten Verwickelungen gebracht haben. Bei allen Schenkungen größerer Art behielt sich Gustav Adolf stets die Oberherrlichkeit vor, und dem geächteten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz erklärte er, nachdem die Schweden mehre pfälzische Plätze, unter andern auch Manheim, wiedergewonnen hatten und der unglückliche Wittelsbacher die Wiedereinsetzung in sein Land erwartete: „nur einen Theil seiner Länder werde er ihm zurückgeben, indem er sich der Bergstraße versichern und sie der Krone Schweden zueignen wolle; vor seiner Wiedereinsetzung müsse er ihn nicht nur als seinen obersten Lehnsherrn anerkennen, sondern ihm auch als Vasall besondere Huldschaft und unverbrüchliche Treue schwören, wie nicht weniger alle gehabte Kriegskosten ersetzen". Eine Menge solcher königlichen Doppelseitigkeiten sind S. 22 in Beziehung auf Georg verzeichnet.

Den vorzüglichen Werth dieses Werkes für die Kriegskunst bezeigt wieder (wie das dritte Capitel des ersten Theils, wo von Moritz von Oranien und Spinola in dieser Beziehung gehandelt wurde) das fünfunddreißigste Cap., wo von G. Adolf's Veränderungen in der Kriegskunst gehandelt und eine Vergleichung der französischen mit der schwedischen angestellt wird. Gustav's Verdienste um das Kriegswesen werden besonders in die Errichtung eines permanenten großen Generalstabes gesetzt, woran es den übrigen Heeren mangelte. Vielleicht war die schwedische Armee (bei welcher Nationalregimenter, als eigentlicher Kern, und schwedisch-deutsche Regimenter unterschieden werden müssen) damals die einzige, in der die gemeinen Soldaten mit Stockschlägen zu behandeln verboten und Entlassung vom Regimente ohne Abschied die stärkste Strafe war. Was die Uniform betrifft, scheinen nur die Oberröcke der Brigaden von gleicher Farbe gewesen zu sein. Er führte auch die kürzern Geschütze und die schon früher in Italien bekannten und nur irrigerweise „lederne" genannten Kanonen, die 1—4 Pfd. schossen, ein, vertauschte sie aber schon 1631 mit eisernen Feldstücken von 4 Fuß Länge, die mit Einschluß der Laffette etwa 625 Pfd. wogen. Ueberhaupt suchte er jede Waffe beweglicher zu machen und eine gegenseitige Verbindung und Unterstützung derselben zu bewirken. Georg's bekanntem Siege bei Hessisch-Oldendorf am 28. Juni 1633 widmet der Hr. Verf. ein ganzes Capitel, was nun so dankenswerther ist, weil die bisherigen Beschreibungen (z. B. Khevenhiller, „Ann. Ferd.", XII, 712) sehr unvollständig sind. Das Merian'sche Kupfer im „Theatrum Europaeum" gibt auch durchaus keinen deutlichen Begriff davon. Wenn aber dieser Sieg über Gronsfeld und Merode (von welches Letztern Regimente das Marodiren S. 169 abgeleitet wird) S. 178 „der entscheidendste genannt wird, der im dreißigjährigen Kriege auf irgend einer Seite der kriegführenden Theile erfochten ist", so scheint doch, wie man auch die Bedeutung des Wortes: entscheidend, hier nehmen mag, das Verdienst Georg's, unter dem ja auch noch Knyphausen commandirte, und der Einfluß der ganzen Schlacht zu hoch angeschlagen zu sein, da er mehr zu den Seitenpartien des Kriegs gehörte. Krause führt ihn in seinem „Lehrbuche der Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (Halle 1782) nicht einmal namentlich an. Eine Ueberschätzung des für eine Geschichtsdarstellung gewählten Helden ist indeß ein wohl verzeihlichen Fehler, und eine solche scheint doch mitunter obzuwalten, da kaum durchzuführen wäre, daß Georg auf den ganzen Gang des Kriegs einen so wesentlichen Einfluß gehabt habe als etwa Kursachsen oder Brandenburg. Da leider eine große Menge Druckfehler sich eingeschlichen haben, so wird wol der S. 103 vorkommende räthselhafte Markgraf Christian von Barkefeld auch dahin gehören und in Pfalzgraf von Birkenfeld zu verwandeln sein. Ein für jene Zeit charakteristischer Zug ist, daß, als man in Graf Gronsfeld's bei Oldendorf erbeuteter Brieftasche viele in französischer Sprache geschriebene Briefschaften fand, in Herzog Georg's ganzem Hauptquartiere sich Niemand fand, der sie zu übersetzen verstand, als des verstorbenen Schwedenkönigs natürlicher Sohn Gustav Gustavson.

Begierig waren wir, des Hrn. Verf. Urtheil über Wallenstein's Schuld oder Unschuld zu lesen. Er wird S. 210 der letzte Condottiere in Deutschland genannt. Er habe in den letzten Acten seines Trauerspiels der Diplomatie, deren Grenzen am wenigsten ein Feldherr an der Spitze eines Heers überschreiten darf, zu viel gehuldigt; er habe ursprünglich, keinen Verrath beabsichtigend, blos geglaubt, den Kaiser ernstlich zu dem von ihm gerathenen Frieden (wie Napoleon's Generale wollte er seiner Schätze auch einmal froh werden) zwingen zu können; er sei durch den Kaiser zu hoch gestellt worden, als daß er auf die Länge sein Unterthan hätte bleiben können; er glaubte als Reichsfürst Separatnegotiationen mit den kriegführenden Mächten schließen zu dürfen, was freilich mit der Stellung als kaiserlicher Feldherr und Unterthan nicht verträglich war. Eine spanisch-italienische Partei, die ihm wenig günstig war, hatte in Wien die Oberhand gewonnen; seine zweite Armee bestand mehr aus Unterthanen des Kaisers, er konnte ihnen für ihre künftige Existenz nicht die nämliche Garantie als der Kaiser selbst leisten. Stolz, Härte und Despotie hatten ihm viele Herzen seiner Untergebenen entzogen, und — vor Allem — er war nicht mehr der glückliche Feldherr wie früher. Sein Stern war erblaßt, sein Unglück wurde sein Unglück! Aber sein Fall trug bei, den Begriff der Legitimität der deutschen Fürsten festzustellen, und

diese fand in den stehenden Heeren, die bald nach dem dreißigjährigen Kriege aufkamen, ihre festeste Stütze. Wenn die oldendorfer Schlacht von Khevenhiller und v. Decken richtig auf denselben Datum angenommen wird, so ist aufeinmal wieder eine Verschiedenheit im Datum der nördlinger Schlacht, welche Ersterer am 6. Sept., Letzterer am 27. August ansetzt; also mit der vom Ref. mehrmals zur Sprache gebrachten Ungleichheit des Kalenderstyls.

Der dritte Theil stellt nun Herzog Georg als selbständig auftretend (er legte nämlich das schwedische Generalat nieder) und als regierenden Herzog von Calenberg auf. Daß der Hr. Verf. S. 29 vom Kurfürsten Johann Georg von Sachsen behauptet, daß sein persönlicher Charakter den entscheidendsten Einfluß auf den Gang des dreißigjährigen Kriegs gehabt habe, ist so weit gewiß begründet, als überhaupt bei diesem Fürsten von einem Charakter die Rede sein kann. Herzog Georg hatte zu Gartow eine Zusammenkunft mit ihm, die segenreich hätte werden können, wenn Georg wirklich das Commando der sächsischen Armee, die zum Kurfürsten als Feldherrn gar kein Zutrauen hatte, angenommen hätte. Der Kurfürst schwankte so sehr, daß er auf der Stelle trotz des prager Friedens von 1635 wieder mit den Schweden einen Separatfrieden abgeschlossen hätte, wenn ihm diese die Stadt Magdeburg hätten einräumen wollen. Ueber den Zustand der sächsischen Armee gibt die Beilage 203 (III, S. 239) kein erfreuliches Bild. Georg schreibt darin seinen Brüdern zu Celle über die gartower Zusammenkunft und sagt: „Waß für eine Bewandtniß mit der kurf. sächsischen Armee, in waß vor Dissolation die Cavalerie des Orts sich befindet? Wie so gar kein Proviant vorhanden? einige Löhnung nicht bezahlt? Besondern jedermann zugreifft und nimpt was er antrifft? Was vor erschrecklichte Unthaten? Vor insolentzien? und Exorbitationen? gantz impune ohne einige Correction vorgehen, das haben E. F. G. nicht ohne Bewegung Ihres Gemüts vernemen können." Ueberhaupt geht aus mehren Darstellungen hervor, daß auch die Lage des Soldaten in jenem Kriege mitunter verzweifelt war.

Nachdem sich Georg eine Zeit lang selbständig zu erhalten gesucht hatte, obgleich er äußerlich den Kaiserlichen spielte, trat er endlich doch wieder in Bündniß mit Hessen, Schweden und Frankreich. So zeigt ihn der vierte Theil. Friedrich II. rühmt ihn in seinen Memoiren, wie viel er mit seinem kleinen Heere als selbständiger Fürst ausgerichtet habe, und gewiß ist, daß selbst bei einer kleinen Kriegsmacht man sich bei den ewigen Wechselfällen des Kriegs wichtig und gesucht machen konnte. Natürlich ist der Hr. Verf. bemüht, lobende Urtheile der Zeitgenossen über seinen Georg aufzutreiben. Baner behauptete, daß mit ihm ein Schatz von Kriegskenntnissen und Erfahrungen zu Grabe gegangen, und daß er der erste Feldherr seiner Zeit gewesen sei. Die große Landgräfin Amalia beklagte ihn als ihren Rathgeber, Freund und Beschützer; die Religion habe in ihm ihre Stütze, die deutsche Reichsverfassung einen Grundpfeiler verloren; er sei ein Schrecken seiner Feinde, ein Trost und Beistand seiner Freunde gewesen. Den Beschluß des Ganzen macht eine Charakteristik des Herzogs als Feldherr und Staatsmann.

Die Zahl der Urkunden, welche der verdienstvolle Verf. seinem Werke meist aus dem Archive zu Hanover beigegeben hat, beläuft sich auf 397. Sind sie auch gleich meist nur militairischen Inhalts, so tragen sie doch das treue Colorit ihrer Zeit und auch des Mannes, welcher der Held dieser Geschichte ist. Ueber die Sage, daß Georg, wie Baner, Christian von Hessen, der Graf von Schaumburg, beim Convent zu Hildesheim von den Franzosen, von denen Keiner erkrankte, vergiftet worden wäre, scheint der Verf. doch nicht für gar zu unwahrscheinlich zu halten. Das Gift ist nicht blos in den Tagen der alten römischen Kaiser, sondern auch später für ein instrumentum imperii gehalten worden, und die genannten Männer starben alle fast auf die nämliche Weise und schnell hintereinander. Bei dieser Gelegenheit muß auch noch der Wunsch ausgesprochen werden, daß endlich auch einmal von königl. sächsischer Seite ein solcher aus Urkunden des Archives geschöpfter Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs erscheinen möge. Man weiß ziemlich gewiß, daß dort noch recht viel Unbenutztes liegt. Auch ein Johann Georg kann lehrreich werden. 41.

Literarische Notizen aus München.

Nach Briefen aus Rom hat bei den dortigen deutschen Künstlern Fr. Beck's in voriger Ostermesse hier erschienener Kunstroman: „Geschichte eines deutschen Steinmetzen", großen Beifall gefunden. Von demselben Verf. ist ganz neuerlich und zwar wieder durch die hiesige Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde eine werthvolle Abhandlung: „Andeutungen zu einer tiefern Begründung der Geschichte der religiösen Kunst", herausgegeben worden. — Schenk's „Charitas" für 1835, die noch größern Beifall erhielt als der erste Jahrgang und namentlich in Oestreich bedeutenden Absatz fand, ist in den „Bairischen Annalen" hart beurtheilt worden. Viele glauben, daß die mit L. unterzeichnete Beurtheilung vom Freiherrn von Lichtenstein herrühre, und es wird bei dieser Veranlassung die alte Klage wieder laut, daß es die bairischen Kritiker vornehmlich sind, die den vaterländischen Schriftstellern am meisten Unrecht und Schmach anthun. — Prof. Aurbacher arbeitet jetzt, da sein „Büchlein für die Jugend" bereits erschienen ist, an einer zweiten Ausgabe seines trefflichen „Volksbüchleins", in welche auch die Sage von Faust in einer volksmäßigen Bearbeitung aufgenommen und mehre aus neuern Schriften gezogene Erzählungen, Schwänke u. s. w. mit passendern Stücken ersetzt werden sollen. — Vom Hrn. von Plötz soll nächstens ein Bändchen Lustspiele ans Licht treten, dessen Inhalt folgende drei Stücke ausmachen werden: „Die Choleramanen", „Stolz der Geburt und Stolz des Glückes" (eine Umarbeitung des so heftig angefochtenen, gegen den Adel gerichteten Stücks: „Der Kaufmann von Hamburg") und „Abenteuer einer Neujahrsnacht", auf die bekannten Decemberunruhen sich beziehend. — Nächstens wird von M. Mayr „Wilhelm und Rosina", ein ländliches Gedicht, erscheinen, dem die ehrendste Anerkennung von auswärtigen Dichtern und Kritikern, denen es zur Prüfung vorgelegt wurde, zu Theil geworden sein soll. — Dem Vernehmen nach sollen in Kurzem von einem vor einigen Monaten aus dem Orient zurückgekehrten jungen Mann, Lasso, die Werke des Meisters Eckart, mit Anmerkungen von Frantz von Baader, herausgegeben werden. — Schelling, dessen Weggang schon bei seiner Liebe und Dankbarkeit gegen den König und bei seiner Vorliebe für Süddeutschland nicht glaublich war, hält gegenwärtig mit hohem Interesse gehörte Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung, denen im kommenden Halbjahr Vorträge über die Philosophie der Mythologie folgen sollen. — In unsern Tagesblättern sind jetzt Streitigkeiten über die Homöopathie an der Tagesordnung und besonders kräftig und entschieden lassen sich die Freunde dieser neuen Heilart vernehmen. Daß Dr. Reitter in Nürnberg die an einem schweren Magenübel leidende und von vier Aerzten für unheilbar erklärte Fürstin von Thurn und Taxis in homöopathische Behandlung genommen hat, versetzte die Anhänger der Homöopathie in einige Besorgniß; desto größer ist nun ihre Freude über das fortschreitende Besserwerden der Kranken. Auch Mad. Schechner-Waagen läßt sich von Dr. Roth, der unter den hiesigen homöopathischen Aerzten die ausgedehnteste Praxis hat, homöopathisch behandeln. Bekanntlich wurden diesem Arzte vor einigen Monaten alle seine Arzneien von der Policei weggenommen, auf Ansuchen sehr vieler Personen aber, die ihm Gesundheit und Leben zu verdanken behaupteten, nicht nur zurückgegeben, sondern auch allen homöopathischen Aerzten des Königreichs das Selbstdispensiren mittels königlichen Rescripts bewilligt. 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 86. — 27. März 1835.

X. Marmier's Ansichten über Deutschland und sein neuer Wirkungskreis in der „Revue germanique".

(Beschluß aus Nr. 85.)

Wie der lyrischen Dichtkunst der Deutschen, so läßt der Verf. auch der dramatischen vollkommenes Recht widerfahren und zollt den dramatischen Werken Göthe's und Schiller's die größte Anerkennung. Nichtsdestoweniger muß er doch bekennen, daß die dramatischen Erzeugnisse die schwache Seite der deutschen Dichtkunst während der letzten Jahrzehnde bilden, trotz aller Bemühungen der schreibseligen Raupach, Grillparzer, Zedlitz und M. Beer. Er hat darin völlig Recht; denn die deutsche dramatische Dichtkunst liegt jetzt wirklich im Argen, sonst würde man nicht, was auch dem Verf. aufgefallen ist, zu den Stücken eines Scribe, oder V. Hugo's und A. Dumas' seine Zuflucht nehmen, ähnlich den Zeiten im vorigen Jahrhundert, wo man Voltaire's und Destouches' Stücke auf den deutschen Theatern sah. Es ist daher zu erwarten, daß die „Revue germanique" ihr Publicum nicht mehr mit Uebersetzungen Raupach'scher Stücke regaliren wird wie zeither.

Das günstige Urtheil des Verf. über deutsche Schauspielkunst kann wol nur hinsichtlich ihres Grundcharakters im Allgemeinen und specifischen Unterschiedes von der französischen Schauspielkunst und in Bezug auf die angeführten Notabilitäten unter den deutschen Schauspielern (unter denen unter Andern ein Seidlitz angeführt ist; wahrscheinlich ist der berühmte Seydelmann in Stuttgart gemeint) gelten, keineswegs aber in Betreff des Ganges ihrer Entwickelung und ihres gegenwärtigen schlechten Zustandes im Besondern.

Indem der Verf. hierbei auf die Oper kommt, nimmt er Gelegenheit, sich kurz über den in Deutschland allgemein verbreiteten Sinn für Musik auszusprechen, und geht von da zu den Leistungen und Bestrebungen der Deutschen auf dem Gebiet der bildenden Künste in neuerer Zeit über. Wenn der Verf. hier nicht überall das Rechte getroffen haben sollte, wenn er Manches zu hoch anschlägt und Manches wieder nicht erwähnt, wenn sein Urtheil sich manchmal in unbestimmter Allgemeinheit hält, so wolle man dies nicht rigoristisch tadeln. Jeder, welcher es weiß, wie viel Zeit, Mühe und Sinn dafür gehört, sich über die verschiedenen Zweige der geistigen Thätigkeit seiner eigenen Nation im Allgemeinen ein begründetes Urtheil zu bilden, und wie selbst nur wenigen Eingeborenen dies gelingt, wird es wahrlich einem Ausländer nicht hoch anrechnen, wenn er in einer Hinsicht sich schwächer zeigt als in der andern; wenn er nur sonst in diesen andern Fächern etwas leistet; und dies ist bei Hrn. Marmier der Fall. Um so weniger kann dem Letztern hiermit ein Vorwurf gemacht werden, da er ja nicht beabsichtigt, in dem von ihm redigirten Blatt alle Fächer selbst zu bearbeiten, oder von seinen Ansichten unmittelbar abhängig zu machen, sondern nur einen allgemeinen Ueberblick der von ihm bei seinem Aufenthalt in Deutschland gewonnenen Resultate geben will. Folgende Bemerkungen mögen daher nur nebenbei ihren Platz finden. Ohne Zweifel schlägt der Verf. das Verdienst und die Wirksamkeit Dannecker's zu hoch an; Beides war immer, obwol unter den Umständen, in welchen er lebte, höchst achtungswerth, doch nicht von so großem Umfang, weder quantitativ noch qualitativ, als Hr. Marmier wähnt und Viele in Deutschland mit ihm; schon Das würde als Gegenbeweis dienen, daß er nie dazu gekommen ist, eine eigne Schule zu bilden. Dagegen hat der Verf. einen jungen Bildhauer nicht genannt, der an schöpferischer Thätigkeit, Erfindungsgabe und Kunstgenius alle Andern hinter sich zu lassen verspricht; wir meinen Schwanthaler in München. Ferner hat Cornelius nicht einen Carton zum Faust gemacht, sondern Zeichnungen zum Faust (in Kupfer gestochen) herausgegeben, desgleichen zu den Nibelungen (denn auf diese Art muß des Verf. unbestimmtes „il a mis en tableaux plusieurs scènes des Nibelungen" wol erklärt werden). Retzsch in Dresden, der seinen Ruf lediglich dem Zusammentreffen seines Styls mit dem faden Modegeschmack der Engländer und Franzosen, sowie mit einer schwächlichen, süßlich-idealisirenden Kunstrichtung in Deutschland, die ihren Sitz hauptsächlich in Dresden aufgeschlagen und die dortigen Schöngeister zu ihren Koryphäen zählte, zu danken hatte, ist über alle Gebühr erhoben; bei competenten Kunstrichtern gilt er nur wenig. Dagegen müssen wir mit vollkommener Ueberzeugung Dem beipflichten, was der Verf. über Das sagt, was in Sachsen für Beförderung der schönen Künste geschieht. Wir setzen die Stelle hierher, da es ja bekannt ist, daß das Urtheil eines Ausländers bei unserer, selbst kein Urtheil habenden

vornehmen Welt zehnmal mehr gilt als das des tüchtigsten Einheimischen.

Die sächsische Regierung — heißt es —, sonst so eifrig für Alles, was wissenschaftliche und literarische Bildung betrifft, ist gegenwärtig unter allen diejenige, die am wenigsten für die Künste thut. Es ist wahr, sie hat ihre schöne Galerie, in mehr als einer Beziehung die erste von Europa; aber sie ist vernachlässigt; die Anordnung ist nicht mit der Sorgfalt gemacht, die man erwarten könnte, und man muß klagen, wenn man bedenkt, daß eine Sammlung, in der sich die schönsten Gemälde von Rafael, Titian und Correggio befinden, sechs Monate lang im Jahre geschlossen ist.

Was würde aber ein Franzose, der die größte Liberalität in allen wissenschaftlichen und Kunstanstalten in Paris täglich vor Augen hat, erst sagen, wenn er wüßte, daß noch vor Kurzem in Dresden die Eintrittskarten zur Galerie mit weniger Liberalität den Fremden als den Einheimischen ertheilt wurden, damit jene sich genöthigt sähen, sich besonders herumführen zu lassen und so die Emolumente der bei der Galerie Angestellten zu vermehren? Was kann man erwarten, wenn ein Beamter der Galerie es ganz billig findet, daß ein völliges Eintrittsgeld wie in einer Thierbude von dem Besuchenden gefodert werde, und sich gar nicht scheut, dergleichen Ansichten zu äußern? So darf man sich denn gar nicht wundern, daß jetzt noch immer die Plackerei mit Eintrittskarten fortdauert. Noch vor einigen Jahren fand sie nicht statt, und doch wurde früher in Dresden nie etwas von einem Unfug in der Galerie gehört, die bestehenden Maßregeln waren völlig hinreichend dagegen; der Himmel weiß, was die Einführung von Einlaßkarten veranlaßt hat.

Nach dieser Episode über die Kunstbestrebungen kommt der Verf. auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands zu sprechen. Interessant ist uns hier seine Schilderung des Lebens der deutschen Gelehrten gewesen; wir heben davon Folgendes aus:

Was aber vor allem Andern Beachtung verdient, ist das so breit und so tief in den Boden eingewurzelte wissenschaftliche Leben, das, bescheiden und gesammelt, schüchtern hinter den Familienherd sich zurückzieht, im Schatten aufblüht und langsam seine Früchte reift, um auf einmal glänzend ans Licht zu treten, sei es in akademischer Thätigkeit oder durch die Herausgabe einer Schrift, oder um sich manchmal bei einer öffentlichen Festlichkeit zu erfreuen und dann zu seiner Ruhe und Stille, zu seiner gewohnten Ordnung und den Kreis seiner Studien zurückzukehren. Man wundere sich daher nicht, daß diese deutschen Gelehrten so gelehrte Werke hervorbringen. Haben sie sich einmal ihrer Wissenschaft gewidmet, so ziehen sie sich in ihre Zelle wie Einsiedler zurück, umgeben sich mit ihren Büchern und zählen gewissenhaft jeden Augenblick. Man erstaune übrigens nicht, sie so zugänglich und einfach zu finden; sie haben sich wenig ins Getreibe der Welt gestürzt, haben ihre Redlichkeit nicht durch Salonsintriguen abgenutzt; die Gesellschaft existirt mehr in ihrer Einbildung, als daß sie sie gesehen haben; mit den großen Männern und Begebenheiten des Alterthums und Mittelalters haben sie in ihrer Phantasie gelebt. Nur in zwei oder drei großen Städten, und auch da nur ausnahmsweise, haben diese Männer ihrer Sitteneinfachheit entsagt, um den Scheinglanz und die Sprache der großen Welt anzunehmen. Der größere Theil mag seine Brust mit Orden bedecken und Diplome in seinen Schrank verschließen, niemals wird er seine ungezwungene Weise im Umgang und seine ruhige und gesicherte Existenz aufgeben. Und doch wächst auf diese Art die Wissenschaft und entstehen Werke in Deutschland, aus welchen schöpfen zu können wir Faulenzer uns glücklich schätzen. In dieser oder jener kleinen Stadt von Sachsen oder Hanover ist manches Buch entstanden, von dem wir noch manchmal sprechen werden, ohne zu gestehen, was wir ihm verdanken. Ueberall in ganz Deutschland findet man die Männer, deren Name mehr über ihre Wirksamkeit in der Wissenschaft sagt, als man mit großen Lobeserhebungen darüber berichten könnte.

Gern hätten wir vom Verf. hier ein specielleres und mehr motivirtes Urtheil vernommen; doch war einestheils der Umfang des Gegenstandes zu groß und der Raum, der ihm in diesem einleitenden Aufsatze gewidmet werden konnte, zu beschränkt, als daß jener Wunsch zur Foderung gemacht werden könnte; anderntheils konnte es dem Verf. weniger darum zu thun sein, die Verhältnisse der einzelnen Wissenschaften und ihre Bearbeitung in Deutschland auseinanderzusetzen, als vielmehr eine seinen Landsleuten interessante Skizze über das wissenschaftliche Treiben im Allgemeinen zu geben und sie dabei auf die vorzüglichsten Namen aufmerksam zu machen. Dies hat er hier gethan, und jenes wird er, wie schon das vorliegende Januarheft beweist, nicht verfehlen im Verlauf seiner Redaction in dem Blatte selbst zur Sprache zu bringen.

Zuletzt spricht er den Wunsch aus, daß die Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland — nicht blos die der großen Geister beider Nationen untereinander —, sondern auch die der Völker selbst immer inniger werden möge, um vereinigt das große Ziel der Menschheit zu erreichen, und schließt dann mit folgenden Worten:

England hat in Frankreich schon edle Erklärer gefunden. Deutschland sollte auch den seinen haben, und wir haben diese Aufgabe übernommen, zwar nicht ohne großes Mistrauen gegen unsere Kräfte, aber mit völliger Hingebung. Unterstützt durch unsere Neigung und Ueberzeugung, durch die Aufmunterungen einiger Männer, deren Stimme dieses Unternehmen ehrt, werden wir fortfahren, Frankreich mit Deutschland bekannt zu machen, seinen Geist zu studiren und seine Reichthümer ans Licht zu ziehen. Wir werden, so viel der Zuschnitt des Blattes es erlaubt, das wissenschaftliche, literarische und industrielle Deutschland, das Deutschland der Vergangenheit, sowie das der Gegenwart in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Wir würden unsere Ehre daran setzen, so ein neues Verbindungsmittel zwischen ihm und Frankreich zu erschaffen, gleichsam der Widerhall ihrer Neigungen, der Dolmetscher ihrer Wünsche, der Geschichtschreiber ihrer Werke zu sein; und in dieser mühsamen und schwierigen Unternehmung rufen wir Alle zur Mithülfe auf, die Theil an diesem Gemälde Deutschlands nehmen und der geistigen Annäherung der beiden Völker ihren Beifall schenken.

Schon aus diesem kurzen Auszuge kann man erkennen, daß man es mit einem Mann von Geist zu thun hat, der Deutschland nicht blos von Einer Seite hat kennen lernen, und der ebenso in seiner Bekanntschaft mit deutscher Sitte, Kunst und Wissenschaft, als in der richtigen Würdigung der Bedürfnisse seiner eignen Nation und ihrer Eigenthümlichkeiten die hinlängliche Befähigung zu der von ihm übernommenen Aufgabe und die Aussicht auf eine erfolgreiche Wirksamkeit trägt. Möge daher sein Unternehmen, bei dem sich so viel Liebe zur Sache und tüchtige Gesinnung mit gleicher Bescheidenheit und ernstlichem Streben vereinigt, in Deutschland und Frankreich den Anklang und die Unterstützung finden, welche es verdient. 121.

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Achtes Heft. Auch unter dem Titel: Actenstücke über die aristokratischen Umtriebe der neuesten Zeit unter den Polen. Von J. D. F. Mannsdorf. Leipzig, Barth. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. *)

Es scheint wunderbar, daß die Adelsaristokratie des übrigen Europa nicht einen lebhaftern Antheil an dem letzten Unabhängigkeitskampfe Polens genommen hat. Wenn man nämlich diesen Kampf von der einen Seite betrachtet, so zielte er doch zunächst der Unabhängigkeit auf Herstellung eines Theils der alten Macht der polnischen Dynastengeschlechter. Nun sind aber die sogenannten absoluten Monarchien die natürlichen Feinde der Macht des Adels, außer wo ihnen dieser den ganzen vollen Einfluß seiner Reichthümer, seines Ansehens, seines Zaubers über die Gemüther der Geringen leiht. Dies ist aber mit Aufopferung eines großen Theils der Unabhängigkeit, mit dem allmäligen Verluste der reellen Macht und mit einer Unterwürfigkeitspflicht verbunden, welche nicht jedem stolzen Gemüthe mundet. Man hätte daher glauben sollen, daß der Versuch des polnischen Adels, zu seinen alten Rechten wiederzugelangen, bei seinen Standesbrüdern, insbesondere denjenigen, die einst reichsunmittelbar gewesen, lebhafte Sympathie und thätige Unterstützung finden würde. Dies ist aber nicht der Fall gewesen, und zwar vielleicht aus dem sehr einfachen Grunde, weil sich gleichzeitig in vielen deutschen Landen eine Volksgährung, ein Haß gegen den Adel zeigte, es sich daher, wie es in jener Zeit schien, bei diesem nicht darum handelte, Alles zu gewinnen, sondern vielmehr darum, nicht Alles zu verlieren. Nur in jenem Lande, wo der Adel, wenn nicht ganz, doch zum Theile jene unermeßlichen Vorrechte besitzt, welche der polnische Adel verloren hatte, in Ungarn, wo der Adelige gleichsam der einzige Freie ist, zeigte sich größere und regere Theilnahme an dem letzten Kampfe der Polen gegen die Russen. Das deutsche Volk dagegen, dessen große Masse in Unkenntniß der wirklichen Verhältnisse der Dinge schwebte und von den Schriftstellern der liberalen Partei geflissentlich darin erhalten wurde, nahm enthusiastischen Antheil, sowol aus Widerwillen gegen Rußland, als weil es in dem Wahne lebte, das polnische Gesammtvolk werde nun stracks emancipirt und die Knechte des Grund und Bodens flugs in freie Männer verwandelt werden. Weil dieses nicht geschah, weil die polnische Revolution größtentheils ein Werk des Adels war, ruft man nun — und in diesem Geiste ist das vorliegende achte Heft der „Geschichte der geheimen Verbindungen" geschrieben, — unsern guten deutschen Landsleuten gleichsam zu: „Seht, wie euch die Liberalen wieder einmal bei der Nase herumgeführt haben! Sie haben euch gesagt, alle Polen sollen frei werden, und es war nur Adelssache; von Freiheit war keine Rede, im Gegentheile sollten die Bauern in ewiger Knechtschaft erhalten werden und der alte Wirrwar in jenem unglücklichen Lande wiederbeginnen!" — „Ah so! es war nur Adelssache!" ruft nun die ehrliche deutsche Haut aus und tröstet sich darüber, daß kein unabhängiges Polen erstand. Aber gemach! die Sache hat einen wesentlich andern Gehalt, und die fernste Geschichte wird jenem Versuche Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Daraus, daß der Bauer ein Knecht und der Adelige ein Herr, der Bauer ohnmächtig und der Adelige mächtig ist, folgt nicht, daß der Adel kein Recht habe, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes Sorge zu tragen, im Gegentheile gebührt es ihm, als dem Kern der Nation, als der freiesten, mächtigsten und aufgeklärtesten Corporation im Lande, die Bahn zu brechen und das Beispiel zu geben, wenn es gilt, das gefallene Vaterland wiederaufzurichten. Die Unabhängigkeit eines Volkes ist sein edelstes Heiligthum, ist das Erste und Oberste, und um es zu bewahren oder zu erringen, muß Alles geopfert werden, kommt jede andere Rücksicht erst tief unten, in weiter, weiter Ferne. Daraus also, daß die Bauern nicht sogleich völlig emancipirt wurden, folgt nicht, daß sie nach Erringung der Unabhängigkeit gar nicht emancipirt worden wären; und daraus, daß der polnische Adel einst die Mitschuld am Untergange seines Vaterlandes trug, darf man nicht schließen, daß er während eines so langen Unglücks nichts gelernt habe und sich die nothwendigen Beschränkungen einer erblichen constitutionnellen Monarchie, welche die Folge der glücklichen Beendigung des Kampfes gewesen wäre, nicht würde haben gefallen lassen. So möge man doch endlich aufhören über eine Sache zu schmähen, welche das Gottesurtheil des Schwertes entschieden hat, und Männer zu verunglimpfen, die fern von der Heimat ihr gefallenes Vaterland und dessen vergangene Größe betrauern! Schmäht doch selbst der siegreiche Russe nicht über sie, wenngleich er sein Recht als Eroberer geltend macht und mit unerbittlicher Strenge jedem künftigen Aufstande vorbeugt.

Es ist kaum nothwendig, auf den unermeßlichen Unterschied zwischen den geheimen Verbindungen in Polen und jenen in Deutschland aufmerksam zu machen. Hier junge Phantasten, überspannte Köpfe ohne Einfluß, ohne Geld, ohne Erfahrung, mit der Staatskunst ebenso wenig vertraut als mit der Kriegskunst, ohne Halt im Volke und, wenn sie einmal in ihren wirklichen Beruf traten, alle Jugendträume wieder vergessend; dort Rang, Reichthum, Einfluß, Kriegserfahrung, Staatsklugheit, die Elite, die Macht der Nation insgeheim im engen Bunde gegen auswärtige Herrschaft. Hier für die Träume der jugendlichen Schwärmer nicht der 20,000. Theil des Volkes empfänglich, dort selbst die Frauen für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des theuern Vaterlandes glühend. Hier keine auswärtige Herrschaft; dort die Obergewalt des uralten Erbfeindes der Nation. Wenn daraus einleuchtet, wie gefährlich für die Besitzer des ehemaligen Polens solche geheime Verbindungen waren, so erklärt sich von selbst, warum dieselben mit viel größerer Strenge verfolgt werden mußten als die sogenannten demagogischen Umtriebe in Deutschland. Da nichtsdestoweniger weder die russische noch die preußische Regierung über dieselben vollkommen in das Klare kamen, und keine Nachforschungen, keine Strenge den Ausbruch der Revolution verhinderten, so wäre es vielleicht besser gewesen, wenn das Königreich Polen nach allen seinen Eigenthümlichkeiten grade so ganz abgesondert von Rußland regiert worden wäre, wie Ungarn ein vollkommen eignes Reich gegenüber den andern Provinzen des östreichischen Kaiserstaats bildet; vielleicht wäre dann die Revolution von 1830 und mit ihr eine Iliade von Weh und Unglück vermieden worden, welche, so lange die Erde steht, nicht vergessen werden wird. Ueber die geheimen Verbindungen in Polen hat bereits das fünfte Heft der „Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit" berichtet *), und es sind darin die einzelnen Factionen bezeichnet worden, welche sich bis zum J. 1825 in Polen gebildet hatten. Was das Großherzogthum Posen betrifft, wurden von einigen in Warschau Verhafteten Uminski, Mielzynski und Krzyzanowski als Theilnehmer der Sensenmänner oder der sogenannten patriotischen Gesellschaft genannt und auf allerhöchsten Befehl verhaftet und in Februar und März 1826 auf die Festung Thorn geführt, Uminski zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, Mielzynski und Krzyzanowski aber nach der Untersuchung in Freiheit gesetzt. Die Geschichte dieses Processes von S. 39 — 137 bildet den ganzen Beitrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen in dem achten Hefte derselben. Man erfährt daraus nur, daß es geheime engverbrüderte Gesellschaften gab; ihr Ursprung, ihre Ausdehnung, ihre Hülfsmittel blieben aber ebenso sehr im Dunkeln, als es keinem Zweifel unterlag, daß ihr Zweck kein anderer sein konnte als die Wiederherstellung der Nationalunabhängigkeit Polens. Was die Nationalfreimaurerei betrifft, wurde im ersten Grade die Büste des Kaisers aufgestellt, im zweiten und dritten aber nicht mehr. Dem Eingeweihten wurden die vorzüglichsten Pflichten, die er zu übernehmen hatte, vorgelegt, und sollten in Folgendem bestehen: „Die

*) Vgl. Nr. 12 d. Bl. f. 1833. D. Red.

*) Siehe Nr. 362 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Thaten der berühmten Landsleute zu beschreiben, das Aufblühen der Nationalität zu befördern, nützliche Meinungen zu verbreiten, den Geist aufrecht zu erhalten, die Mitbrüder zu ermuthigen und ihr Ausharren in der Sache des Vaterlandes zu befestigen, die Gesellschaft und das Vaterland zu vertheidigen, und vor Allem muthig jeder Gefahr zu trotzen, damit er (der Eingeweihte) dereinst zu der höchsten Tugend gelange: sich freiwillig für das Glück seines Vaterlandes zu opfern". Nicht minder vorsichtig war Uminski, als er aufgefodert wurde, sich über die Bedeutung des von jedem Mitgliede der Gesellschaft geleisteten Versprechens der Aufrechthaltung der Nationalität zu erklären. Er sagte: „Es war unter der Erhaltung der Nationalität vor Allem gemeint, daß unter den Polen der Nationalsinn erhalten und dadurch bewirkt werden solle, daß sich kein Pole fernerhin zur Unterdrückung seiner Landsleute gebrauchen lassen möge, noch aus eigennützigen Rücksichten das Wohl der Polen zu zerstören. Sodann war damit gemeint, daß der alte polnische Nationalgeist angefacht und genährt werde, damit, wenn dereinst von außenher eine Veränderung der bestehenden politischen Verhältnisse eintreten und Polen wiederauferstehen sollte, das Vaterland dann würdige Söhne wiederfände, welche den polnischen Nationalsinn bewahrt und nicht vergessen hätten, was sie ihrem Vaterlande Polen schuldig wären. Hierbei sei gar nicht an einen bestimmten Zeitpunkt, in welchem diese Hoffnungen sich erfüllen dürften, gedacht, am wenigsten auf eine nahe Erfüllung derselben gerechnet worden, sondern nur auf die Möglichkeit des vielleicht ganz rechtmäßigen Eintrittes günstiger Veränderungen, ohne irgend etwas Feindseliges gegen das bestehende Staatenverhältniß im Sinne zu haben. Wenigstens habe er den Zweck der Verbindung nie anders verstanden, noch ausgesprochen, und niemals sei die Anwendung gewaltsamer Mittel zur Erreichung der aufgestellten Wünsche beabsichtigt worden." Mehr konnte über das Wesen der Nationalfreimaurerei, hauptsächlich über den zweiten Grad nicht ermittelt werden, da Uminski nur den bereits verstorbenen Morawski und Prądzynski als Mitglieder derselben angegeben hat, welcher Letztere gleichfalls nichts Wesentliches gestand, vielmehr manche Angaben Uminski's schlechterdings in Abrede stellte. Uebrigens machte sich die posener Gesellschaft von der zu Warschau befindlichen Hauptloge der Nationalfreimaurerei unabhängig und veränderte ihren Namen in den der Kossyniery (Sensenträger), sowie die verwandte Gesellschaft in Warschau die patriotische hieß. Ueber Zweck, Wesen und das Centralcomité des neuen Bundes gestand Uminski nichts, sodaß man darüber völlig im Dunkeln blieb. Uminski's weitere Schicksale sind weltbekannt.

Außer diesem Processe findet sich in dem vorliegenden achten Hefte gar Manches, was in eine Geschichte der geheimen Verbindungen nicht zu gehören scheint. So füllt ein Abriß der Geschichte Polens die Seiten 1—37; die Zweckmäßigkeit einer solchen Einleitung dürfte um so mehr bezweifelt werden, als sich der Verf. darin die überflüssige Mühe gegeben hat, zu zeigen, daß die Polen an dem Verfalle ihres Reiches selbst Schuld waren. S. 138—142 enthält in einer Schilderung des Ausbruchs der Revolution bis zur Niederlegung der Dictatur von Seiten Chlopicki's nur Bekanntes. Plötzlich unterbricht der Verf. die Geschichtsfolge von S. 142—168 durch „Actenstücke über den neuesten gesellschaftlichen Zustand und die Aristokratie in Polen", von welchen man durchaus nicht absieht, was sie in einer Geschichte der geheimen Verbindungen zu thun haben. Diese Actenstücke enthalten 1. die Mishandlungsgeschichte einer deutschen Kammerjungfer durch ein polnisches Fräulein; daraus kann man aber nicht auf die polnische Aristokratie im Allgemeinen schließen, denn einzelne weibliche Furien gibt es unter den hohen Ständen aller Länder; 2. Andeutungen, daß die katholische Geistlichkeit die moralischen Bedürfnisse ihrer Angehörigen nicht befriedige, was gleichfalls dem Zwecke des Werkes fremd ist; 3. den Proceß des Grafen von R., der Uminski auf seiner Flucht behülflich war. Hierauf schildert der Verf., wie in Folge der Parteiungen die Waffenthaten der Polen ohne Erfolg bleiben mußten den Fall Warschaus und die letzten Tage der letzten polnischen Revolution. Wie richtig auch manche Bemerkungen des Verf. über die Misgriffe der polnischen Heerführer und Staatsmänner sein mögen, gehören sie doch ebenso wenig in eine Geschichte der geheimen Verbindungen als der Abdruck der polnischen Verfassungsurkunde vom 14. (26.) Februar 1832, womit der Verf. schließt.

Dieses achte Heft hat uns vollkommen in der Meinung bestärkt, welche uns schon die frühern Hefte einflößten, daß nämlich der Inhalt dem Titel: „Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit", nicht entspricht, sondern daß derselbe vielmehr lauten sollte: Actenstücke zu einer Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. 63.

Notiz.

Von reinen und unreinen Reimen.

Man hört so oft in Betreff der deutschen Verskunst von reinen und unreinen Reimen sprechen und dabei die entschiedene Behauptung aufstellen, daß nicht ganz und durchgängig gleiche Reime unrein und als solche unbedingt zu verwerfen seien, und Andere rühmen sich denn nun auch nicht selten dieser ängstlichen Beobachtung der angegebenen Vorschrift der vollkommenen Gleichheit, sodaß sie es fast für ein Majestätsverbrechen erklären, z. B. auf einen weichen Consonanten einen harten und auf ie ein i u. s. w. zu reimen. Wir können es nun allerdings Niemanden verwehren, sich selbst eine Fessel beliebig anzulegen und also auch für die deutsche Reimkunst eine strenge Gleichheit der Reime, nicht blos Aehnlichkeit derselben, sich zum strengen und unverbrüchlichen Gesetze zu machen; aber wol sind wir der Meinung, daß ein solches Gesetz, weil es eines vollkommenen Grundes dazu entbehrt, nicht zu einem allgemeinen, für Alle bindenden Gesetze erhoben werden könne und dürfe. Nicht die Autoritäten unserer ersten, es in jener Hinsicht nicht so gar genau nehmenden Dichter und Verskünstler bestimmen uns zu dieser Meinung, sondern nur die Ansicht, daß, so lange unsere Sprache nach Vocalen und Consonanten nicht so rein und deutlich ausgesprochen wird, als es allerdings geschehen sollte, auch nicht die Beobachtung der vollkommenen Gleichheit der Consonanten und Vocale bei unsern Reimen gefodert werden könne. Es kann demnach nach unserm Dafürhalten nur auf Aehnlichkeit der Endsylben gedrungen werden, so lange wir uns nicht einer bessern Aussprache des Deutschen überhaupt befleißigen. Dem Grundsatze nach müssen wir uns allerdings für unbedingte Reinheit der Reime erklären; aber damit in der deutschen Poesie auch dessen unbedingte Befolgung Gesetz sein könne, muß erst dem Gesetze der Reinheit der Aussprache, wie im Italienischen, so im Deutschen genügt werden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 87. —— 28. März 1835.

Ueberſicht der neueſten Erzeugniſſe der deutſchen poetiſchen Literatur.

Erſter Artikel.

Indem wir wie in frühern Jahrgängen d. Bl. hier dem Leſer einen Ueberblick über Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes der neueſten poetiſchen Literatur gewähren, haben wir nur zu bemerken, daß der ganze Aufſatz mehr das Gepräge einer Relation als einer Kritik trägt. Benutzen jedoch die größtentheils noch lebenden und ſchreibenden Verf. der hier beſprochenen Schriften die ohne Animoſität und Parteilichkeit gegebenen Winke und Anſichten, ſo wird ein Zweck dieſer Relation, aber doch nur ein Nebenzweck erreicht. Des Ref. Haupttendenz bleibt immer: dem jetzigen und künftigen Literarhiſtoriker einen Standpunkt für ſeine Beurtheilung des heutigen poetiſchen Zeitgeiſtes zu geben und ihm brauchbare Bau- und Bruchſtücke zum ſyſtematiſchen Bau ſeines Werkes zu reichen. Was andere kritiſche Zeitſchriften in loſen, zerſtreuten Blättern bieten, und was der Hiſtoriker durch zeit- und luſttödtendes Blättern und Suchen dort erbeutet, findet er hier in ein Faſcikel bequem zuſammengebunden. Erreichen unſere Blätter dieſen Zweck, ſo wird ſich Ref. für die Sklavenarbeit einer Scheidung von Schlacken und Erz, Schiefer und Goldkörner für hinlänglich belohnt halten.

1. Weimariſche Blätter von Friedrich Peucer. Leipzig, Hartmann. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Des Buches Titel iſt bezeichnend; denn ſein Inhalt bezieht ſich vorzugsweiſe auf weimariſche Verhältniſſe, Veranlaſſungen, Zuſtände, Perſonen nnd Oertlichkeiten. Seit Jahren ſind wir Deutſchen gewohnt, aus dieſem Sammelplatz ehemaliger Dichterheroen Echtclaſſiſches zn erhalten, und hier wird uns auch in der That nichts Unclaſſiſches gereicht. Auch kann die Gabe reich genannt werden; denn das correct gedruckte Buch hat 628 Druckſeiten und wird in vier Abſchnitte getheilt, die wir näher bezeichnen wollen. I. Rhythmiſches, d. i. vermiſchte Gedichte, welche Karl Friedrich und Maria Paulowna die gebührenden Huldigungen darbringen, jedoch auch andere Männer, deren Name einen guten Klang in germaniſchen Ohren macht, nicht vergeſſen, und hier offenbart der Verf. ein entſchiedenes Talent für Gelegenheitsgedichte; denn auch der fernſtehende Leſer muß dieſe Gedichte anziehend finden, die ſich mit dem widrig riechenden Element alltäglicher Lobhudelei ſelten amalgamiren, und in denen der angehende Verſemacher die Kunſt des Individualiſirens erlernen kann. Freilich iſt in den ſieben Blättern auf dem Feſtaltar des 28. Auguſt das Rauchfaß gewaltig geſchwungen; aber wo wäre das nicht geſchehen, namentlich in dem letzten Lebensdecennium des nun geſchiedenen Dichterfürſten, wo ſein Geburtstag in den Kreiſen ſeiner Verehrer nah und fern feſtlich begangen wurde? Zehn Sonette, ebenfalls dem größten Theile nach an Perſonen, geben einen guten Klang und ſind auch der Form nach regelrecht. Die Laterna magica zeigt in bunten wechſelnden Bildern allerlei Geſtalten und Erſcheinungen auf Markt und Straße, Ball und Maskerade, in Boudoirs und an Toiletten, mannichfaltige, gleichſam prismatiſche Anſichten und Formen, bei verſchiedenen Anläſſen im Moment feſtgehalten und in flüchtigen Zeilen hingeſtellt. Zu Manchem in dieſem Abſchnitt ward der Dichter wol veranlaßt als Herausgeber des weimariſchen „Journals für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode", welches er im Jahr 1823—24 unter dem Namen Edmund Oſt, ſpäterhin aber gemeinſam mit St. Schütze herausgab. Um Ton und Geiſt dieſer kleinen Lieder kennen zu lernen, ſtehe hier (S. 150):

Ihr Name.

Seh ich dich nur, holdes Kind,
Reizendſte der Damen,
Nun ſo weiß ich auch geſchwind
Deinen ſüßen Namen.

Nach der Augen Sonnenſchein
Nenneſt du dich Klara;
Nach des Herzens ſtiller Pein,
Die du weckſt, Amara.

Nach der Wangen reichem Gold
Biſt du Precioſa,
Wie du ſchwebſt, ſo reich und hold,
Biſt du Grazioſa.

Nach der Glanzrubinen Schar
Wärſt du Fiametta,
Und dein Gürtel ſternenklar
Deutet auf Roſetta.

Und ſo find' ich immerfort
Jeden deiner Namen,
Weiß dein Bild an jedem Ort
Nennend zu umrahmen.

II. Dramatiſches. Sechs Gaben, deren erſte, das Nachſpiel zu Iffland's „Hageſtolzen", in Göthe's nachgelaſſenen Werken abgedruckt iſt. Denen, die ſich wundern möchten, wie es dahin kommt, wird eine Erläuterung in den Anmerkungen am Ende des Buches gegeben, wo erzählt wird, Peucer habe im April 1815 von Göthe den Auftrag erhalten, jenes Nachſpiel zn dichten. Dies geſchah. Göthe übernahm es, das Ganze zu ordnen und in Scene zu ſetzen. Bei der Vorſtellung auf der Bühne bemerkte Peucer jedoch ſehr bald, daß Vieles von ſeiner Arbeit weggelaſſen war, und Abkürzungen, Veränderungen und Hinzufügnngen einzelner Verſe vorkamen, doch ſo, daß mehr als zwei Drittheile Hrn. Peucer's Eigenthum blieben und etwa ein Drittheil von Göthe war. „Der beſcheidene Jünger", ſagt Hr. Peucer, „ließ ſich das vom Meiſter gern gefallen: eine geſellige Arbeit

mit Göthe konnte ihm, wenn auch seiner dabei nicht erwähnt wurde, nur zur Freude und Ehre gereichen." Indessen hätte der Meister dem Verdienste seine Krone nicht entziehen und den Namen des Helfers nennen sollen; so aber sagt Göthe in seinen Werken Bd. XLV, Nachlaß Bd. V, S. 98: Es gehöre dieses Festspiel nicht Einem Verfasser an, es sei vielmehr eine gesellige Arbeit. Das vorherrschend Plastische in Göthe's Werken und der Gedanke, daß sich aus manchem seiner kleinern Gedichte ein Drama gestalten lasse, veranlaßte den Verf., die Ballade „Wanderer und Pächterin" scenisch zu gestalten, und das recht artige Stück ward auf der Bühne zu Weimar mit Beifall gegeben. Das kleine Drama: „Ueberraschungen", S. 153, wurde, ungeachtet es ein weimarisches Localstück ist, auf der Bühne nicht gegeben. Das Singspiel, veranlaßt durch die Anwesenheit der verwitweten Kaiserin von Rußland bei ihrer Tochter in Weimar, hat uns minder als die erstgenannten zugesagt. Es ward jedoch von Häser componirt und gegeben, sowie noch folgende dramatische Arbeiten*) von ihm: „Zaire", „Semiramis", „Tod Cäsar's", Iphigenia", „Alexander in Persien" (Oper mit Musik von Götze), „Vermählt und unvermählt", Schauspiel in drei Aufzügen, „Hernani oder die castilische Ehre", Drama in fünf Aufzügen nach Victor Hugo, „Die Familie Riquebourg", nach Scribe, und endlich eine Bearbeitung des „Farceur de société ou les suites d'une parade", eine charakteristische pariser Boulevardposse. Die hier gegebenen Proben bekunden schon das Talent des Verf. für das Dramatische. III. Altclassisches. Zum Theil Jugendarbeiten und Manches von geringem Werth. Wir finden hier zunächst eine Auswahl aus Anakreon's Liedern, die der Verf. schon 20 Jahre im Pulte liegen hatte, und die sich nicht über das überall Geleistete erheben, obwol nach des Uebersetzers Versicherung dieselben von Dalberg sehr gebilligt wurden. Ebenso ist das folgende Stück: „Fortgesetzte Ilias" von Quintus von Smyrna, einem nachhomerischen Sänger, in den Universitätsjahren des Verf. übersetzt, und er hat es hier, nachdem es schon in Wieland's „Merkur" 1802 gestanden, wiederaufgewärmt. Hieran schließen sich Bruchstücke aus Theokrit, Terenz, Herodot und Tacitus. IV. Vermischtes in Prosa. Die meisten der in dieser Abtheilung zusammengestellten Aufsätze sind in den Jahren 1805—6 in der damals von Spazier und Mahlmann redigirten „Zeitung für die elegante Welt" erschienen, namentlich: „Der Dieb über den König", ein Märchen von Herodot. Dann folgen „Der Traum des Krösus"; „Ueber das Theater der Griechen und Römer"; „Grausamkeit und Milde in der römischen Gesetzgebung"; „Abbitte und Ehrenerklärung"; „Herder über den Actenstyl"; „Homer und die Frauen"; „Ueber den gelben Haarpuder der Griechinnen"; „Ueber das Wort Hausehre". Durch Angabe dieser Ueberschriften erklärt sich theilweise Inhalt, Tendenz und Manier der kleinen Gaben; indessen konnten sie wegfallen unbeschadet des Ganzen. Noch weniger paßt hierher der Aufsatz: „Ueber Kleinkinderschulen"; passender dagegen ist der Schluß: „Zu Ehren Böttiger's", welcher des Verf. Lehrer war. Die Wohlgefälligkeit, mit welcher der Verf. in den Anmerkungen und Erläuterungen Handbriefchen von bedeutenden Männern, an ihn adressirt, mittheilt, halten wir ihm gern zu gute; denn der Eindruck, den des Ganzen Lecture zurückläßt, ist wohlthuend und selbst hin und wieder anregend.

2. Eduard Gottwald's Gedichte. Braunschweig, Meyer sen. 1834. 16. 12 Gr.

Gemüthlichkeit ist das Element, in welchem diese Lieder sich bewegen. Rechnet man einige hier und da vorkommende Reimhärten ab, so liest man sie, ohne daß der innere Sinn an irgend etwas Anstoß findet, ruhig und angenehm unterhalten weg, und sie versetzen wol auch in jene behagliche Stimmung, in welcher sie angefertigt sein mögen. Großartiges, Schlagendes, Pikantes und Anregendes bieten sie nicht, weshalb sie vielleicht ein großer Theil unsers jetzigen Gedichte lesenden Publicums nicht ganz befriedigt aus der Hand legt, während sie in Seelen, die dem Sänger verwandt sind, gewiß Anklänge finden. Die verhältnißmäßig nicht geringe Anzahl von Balladen läßt vermuthen, der Dichter finde in sich selbst Beruf für diese Dichtungsart. Ist dies der Fall, so irrt er. Oft hat er den Ton, den sie verlangen, verfehlt, oft mangelt die prägnante Kürze, oft das Pikante in der Erfindung. In „Die Brautschau", S. 152, ist der Ton am besten getroffen und ein echter Balladenstoff. Als allgemeiner Typus für Geist und Form der Lieder kann S. 78: „Die Begleiter", angenommen werden. Die Sammlung schließt mit einer dramatischen Kleinigkeit: „Die Mosch in Braunschweig im Jahre 1553", die ein städtisches und nationales Interesse hat, drastische Anlage verräth und als Vorspiel zu einem noch unvollendeten Schauspiel: „Heinrich der Jüngere", aller Beachtung werth ist.

3. Gedichte von Karl Wilh. Eduard Mager. Oettingen, Amberger. 1832. 8.

Daß der Verf. dieser Gedichte noch ein Jüngling ist, geht nicht blos aus dem Bescheidenheit athmenden Schlußsonett, sondern auch aus der Beschaffenheit der Technik des Gegebenen und einer gewissen Taktlosigkeit hervor, über die wir uns näher erklären wollen. Er hat bei der Prinzessin Friedrich von Preußen um Erlaubniß nachgesucht, ihr diese Blätter zu dediciren; gleichwol entblödet er sich nicht, S. 95 „Des Burschen Lust" (Schwerter-, Gläser-, Liederklang!) der Sammlung einzuverleiben, und in einem Lebensliede, S. 92, heißt es:

> Oft geht's zwar bunt her; die Gläubiger treiben,
> Beten und fluchen, und wollen ihr Geld;
> Oft auch sind's Mädchen, die trotziglich schreiben,
> Wenn man den Närrchen Parole nicht hält (!!) —

Fühlt denn der Dichter das Unziemliche solchen Beginnens nicht? Eben deshalb hätten wir auch das Epigramm auf einen Hahnrei nicht drucken lassen, welches sich also vernehmen läßt:

> Eh'hälft nennt er sein Weibchen, als wüßt' er, wo ihn der Schuh drückt.
> Hat der Hausfreund geschwatzt, welcher sie treu mit ihm theilt?

Ueberdies weckt schon das erste Gedicht der neun Bücher umfassenden Sammlung, wo der „Dritte August" in reimlosen Jamben besungen wird, kein günstiges Vorurtheil. Hier „glüht Aurora hochfeierlich"; wie kann sie das? Das Brüllen der Kanonen veranlaßt ihn zu einem imaginairen Schrecken, der ziemlich läppisch erscheint und eine lange Episode über des Krieges Greuel herbeizieht. Dann lenkt er, sich selbst scheltend, wieder ein: „Wie thöricht war die Furcht, die mich befiel". Ja wohl, ja wohl! Doch ehren wir manches Gemüthliche darin, sowie die patriotische Gesinnung im „Entschluß", das Göthe's

> Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
> Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen —

an der Stirn trägt und die politischen und sittlichen Gebrechen unserer Zeit bestreitet, und mitunter gar kläglich oder mit erkünstelter Begeisterung beweint.

Sängers Gabe, S. 5, ist gefühlt, klar, innig; während andere Stücke eine Unbeholfenheit in Bewegung und Rhythmik zeigen, die nur zu sehr bekundet, der jugendliche Dichter bedürfe noch des Leitzaums, um zierlich und sicher gehen zu lernen. Oft finden sich in ein und demselben Liede echt poetische Gedanken und schale Reimereien, ansprechende Bilder und abgedroschene Reminiscenzen, tiefes Gefühl, aber Mangel an Kraft und Gewandtheit, es darzustellen, eine leichte Sprache und — grammatische Schnitzer. In den Elegien ist manches Genügende und Ansprechende; aber auch da scheint der Sänger häufig an fremder Glut (etwa Uhland's, Göthe's und Lamartine's) sich erwärmt zu haben. Unter den Sinngedichten ist manches schlagende, z. B. S. 78:

> Willst du keine Narren sehn,
> Mußt du auf dein Zimmer gehn,
> Schließen einsam dort dich ein —
> Doch muß dort kein Spiegel sein.

*) Hr. Peucer hat das „Classische Theater der Franzosen" (4 Bändchen. Leipzig 1819—23) herausgegeben, aus welchem ein Theil der obengenannten Stücke ausgewählt und dargestellt wurde.

Clauren (S. 80).

Daß die Welt ihn nicht vergesse,
Schreibt der arme Dichterwicht
Jede Michaelismesse —
Pfiffig! — ein Vergißmeinnicht.

Die Sammlung schließt bescheiden mit dem Ovidischen: „Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas". Wir schlagen ihm, um die Kritik noch mehr zu entwaffnen, als Motto auf dem Titelblatt das Juvenalische vor:

Non potes in nugas dicere plura meas,
Ipse quam ego dixi.

4. Das Bild der Sündflut, in zwölf Abtheilungen, von Andreas Wasserburg. Mainz, Kunze. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

Wasser, nichts als Wasser, ja lauwarmes, Erbrechen erregendes Wasser! In der Vorrede sagt dieser Wassersänger, er nehme mit dieser Schrift als Activbürger Abschied von der literärischen Welt, und dieses ist die einzige Aeußerung in der ganzen Schrift, der wir vollen Beifall zollen können. Dann erzählt er ebendaselbst mit vieler Wohlgefälligkeit, er habe eine französische Grammatik geschrieben, in der er auf eigne Art die Sprache abgehandelt habe; Sachkenner würden diese Weise loben; und nun setzt er die neue, treffliche Theorie auf sieben Seiten auseinander. Am Schluß der Vorrede sagt er von seiner „Sündflut" Folgendes: „Dieser poetische Traum hatte Höllenscenen hervorgerufen. Ich dachte im Interesse der Dichtung ihm einen Anstrich von irdischer Sinnlichkeit geben zu müssen. Wenn ich dabei etwas zu weit aus dem Gleise des heiligen Glaubens gerathen bin, so wird man dieses mit Schonung nachsehen, indem mein Vornehmen dabei nicht ist, das religiöse Zartgefühl nur im Geringsten unfreundlich berühren zu wollen." Schon aus dieser Probe kann der Leser abnehmen, daß, nach Jean Paul's Ausdruck, des Verfassers Styl sehr hustet und knarrt. Nicht besser steht's mit dem in ungebundener Rede abgefaßten Gedichte selbst. Die gedrechselte, auf Stelzen gehende Sprache, die mühsam gesuchten, zum Theil gar lächerlichen Epitheta, die störende Wortmengerei und die vielfachen orthographischen Sünden dieser „Sündflut" machen das Lesen zur Qual. Man höre die Beschreibung S. 52: „Wie ein Trauerflor umschlang der Purpurmorgen schon die Stirnen der Berge und spendete düsteres Licht in die Gegend, deren blödes Erwachen gelähmte Regung nur unter den Geschöpfen verbreitete. Die Nachtigall flötete nicht mehr; Pflanzen standen durch Trockenheit tragisch gebeugt; der Blumen schmeichelnder Strahl dämmerte ermattet aus Wiesen; selbst der Bäume stolze Wipfel senkten das Haupt. Alles schien des Todes Odem zu überwehen; bis in Noe's Gefilde, Schattenbilder des Paradieses, ein Garten noch in dieser Wüste." — „Ida, voll Zärtlichkeit an der Seite ihres gedankenschweren Geliebten wandelnd, hatte schon Manches ihm erzählt, wie entrüstete Stiere kämpfend sich tummelten und springend mit eingesenktem Nacken und Gehörne und wild geschlungenem Schweife gegeneinander auf einen Todesstoß rennten; dann wieder, wie eine Geise, die höchste Freude der Palmeja, von angejagten Hunden getrieben, über Hecke und Strauch, sich vom Gebelle erreicht, voll Angst überwarf und ein Bein brach u. s. w." Noah und die Seinen müssen eine sehr untergeordnete Rolle spielen; Satan mit seinen Reichsgenossen spielt die Hauptrolle. Abgesehen von der Schwulst der Darstellung, die sich in der eben gegebenen Probe offenbart, läßt das Ganze ein trostloses Gefühl in der Brust zurück. Die unheilschwangere Katastrophe schließt das Buch; die zürnende Gottheit kennt keine Gnade; Alles geht unter! Warum versöhnt der Verf. das menschliche Gefühl nicht, indem er wenigstens mit dem freundlichen Bilde schließt, wo der göttliche Richter den bunten Friedensbogen in die Wolken spannt und den Erdensöhnen tröstliche Verheißungen gibt? Dann würde auch der zarte Sinn des Lesers durch die Aufhäufung der Anthropomorphismen, von denen das Sündflutsbuch wimmelt, weniger beleidigt, und das Ganze hätte eine moralische Tendenz, die man doch wol in einem aus der heiligen Urkunde genommenen Stoff zu suchen berechtigt ist. Die Zugabe: „Sodom", ein Seitenstück zur „Sündflut", ist in Reimen geschrieben; aber welche Reime! Unterwelt und Gemäld — Pompe und Horizonte u. s. w. Hier eine Probe zur Ergötzung, S. 103:

Manche Bäume spüren jetzt ihr Scheiden,
Neigen tragisch sich der Erde zu,
Wie die ewig frommen (?) Trauerweiden
Bei der Urnen (?) hehrer Seelenruh. (??)

Aus des Laubes finster-grüner Höhle
Tönet eines Vogelliedes Schall,
Es ist die romantisch-schöne Kehle
Einer fabelhaften (?) Nachtigall!

Doch genug über diese Sündflut!

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Philipp Wilmsen.

„Der Mensch, die Eintagsfliege über Einer Welle Zeit, braucht überall Uhren und Datumszeiger zu Abmarkungen am Ufer des Zeitenstroms; er muß, obgleich jeder Tag ein Geburts- oder Neujahrstag ist, doch einen eigenen dazu münzen", sagt in irgend einer seiner geistreichen Schriften J. P. F. Richter und rechtfertigt somit jede Lebensbeschreibung, möge sie der Lebende selbst oder der Freund nach seinem Ableben niederschreiben, fließe der Zeitenstrom ruhig oder schlage er Wellen, entwickele sich das Leben in wunderbar wechselnden Schicksalen oder in beruhigenter Aufeinanderfolge der Tage. Dem verdienstvollen Gelehrten, welcher Neues entdeckte, Altes inniger verband oder fester begründete, bleibt die Erinnerung in wissenschaftlich verwandten Geistern, und das Aeußere seines Lebens schmiegt sich an die Entwickelung des Innern an. Der verdienstvolle Gelehrte, der nicht selbst fand, aber, was er fand, zum Gemeingut der Menschheit machte, er lebt in seinen Schriften fort, und, wie er der Mitwelt oft weit nützlicher und seegenbringender, ist er der Nachwelt ein Wunder, die Tiefe und den Umfang seines Wissens messend. Seine rastlose Thätigkeit, wie sie auch von der Außenwelt aufgeregt und durch ihren Beifall unterhalten wurde, vereinigt das Aeußere und Innere seines Lebens und füllt sein Lebensgemälde Die Mitwelt erfreuete, die Nachwelt weckte er zur Nacheiferung. Solch einen Mann nennt die Ueberschrift, solch ein Muster zeichnen die „Erinnerungen an Friedrich Philipp Wilmsen, evangelischen Prediger an der Parochialkirche zu Berlin, enthaltend: Darstellung seines Lebens, Mittheilungen aus seinen Briefen, Gedichte, Predigten und geistliche Reden aller Art, besonders Confirmationsreden, nebst einem vollständigen Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften", herausgegeben von Fried. Hesekiel (Berlin, Mittler, 1835, gr. 8., 1 Thlr. 4 Gr.). Nicht dem Sohne, dessen Pietät nicht unparteiisch genug den Charakter des Vaters zu schildern fürchtete, sondern dem Schwiegersohne des Verstorbenen verdanken wir diese „Erinnerungen", welche in den von S. 79—382 beigefügten Briefauszügen, Gedichten und Predigten (vorzüglich Confirmationsreden), vom Sohne ausgewählt und zusammengestellt, einen ausführlichen Commentar und Beweis finden. An das Einzelne können wir hier nicht denken und finden es hinreichend, wenn ein kurzer Lebensabriß mitgetheilt wird

Wilmsen, wegen seines „Deutschen Kinderfreundes" (1834 in der 126. Auflage erschienen) von dem Biographen der Kinderfreund genannt, wurde zur Freude seiner Aeltern, des Predigers F. E. Wilmsen und Henriette Harsleben, zu Magdeburg am 23. Februar 1770 geboren, unter 16 Kindern das dritte. Der Vater, geachtet als Mann des Amtes und als Gelehrter, die Mutter, Muster echter Weiblichkeit, seine ersten Bildner, vertauschten ihren Aufenthaltsort 1777 mit Berlin, wo sie dem Sohne den Weg in seinen künftigen Wirkungskreis anbahnten. Nach dem ersten häuslichen Unterrichte, an dem der Vater selbst thätigen Antheil nahm, wurde W. dem Unterrichte des Gymnasiums zum grauen Kloster übergeben, das in seinen Mauern noch das Finstere und im Unterrichte noch die alten Methoden

liebte, eher den Geist dämpfte, als hob. Er neigte sich damals zu mechanischen Wissenschaften hin und würde ihnen seine Zeit und Kraft geweiht haben, wenn nicht scheinbar unbedeutende Ereignisse ihm eine ganz andere Richtung gegeben und den theologischen Studien zugewandt hätten. Der geniale K. P. Moritz, damals Lehrer an dieser Anstalt, nahm sich seiner mit vorzüglicher Liebe an, und als dieser sein Amt verließ, trat W. als Zögling in das joachimsthalische Gymnasium, in welchem der berühmte Engel lehrte und Freund seiner Jugend wie Moritz ward. Neben schnellen Fortschritten in Sprachen übte er sich auch im Dichten und lebte hier höchst glücklich. Auf ihm ruhte der Aeltern Liebe, er, eine Zierde der Schule. Er verließ diese 1787 und bezog die Universität Frankfurt a. d. Oder, um Theologie zu studiren. Hier fand er nicht, was er suchte, die gelehrte Ausbeute für seinen Geist, das Stille, Erhebende, Fromme für sein Herz, was ihn zu seinem künftigen Amte vorbereiten konnte und sollte. Ein Jahr verlebte er hier und kehrte in das Vaterhaus zurück. Zum ersten Male trat er an des Vaters Stelle und erfreute ihn mit der ersten Predigt; der Versuch gelang zur Freude der Familie. Zu seiner fernern Ausbildung wählte er die Universität Halle, wo er an Wagnitz einen väterlichen Freund und Rathgeber fand. Vollendet waren die akademischen Studien und er im Hause seiner Aeltern als Lehrer der Jugend in demselben Hause, wo er als Gymnasiast unterrichtet hatte. Mit ganzer Seele weihte er sich dem Jugendunterrichte, schloß sich dem aufblühenden Erziehungsinstitute Hartung's an und gewann dadurch das Wohlwollen Gedicke's in so hohem Maße, daß dieser allen Schulamtscandidaten W. zu hören rieth. Mit den Lehrern dieser Anstalt und einigen andern verband er sich zu wöchentlichen Zusammenkünften, in denen sie ihre Gedanken gegenseitig austauschten und den Sinn für das Schulwesen rege erhielten. Die allzu große Anspannung aller Kräfte hatte Abspannung zur Folge. Eine Reise nach Halle sollte sie heben; er verfiel auf derselben in eine schwere Krankheit, von welcher ihn das Bad zu Landstädt ganz wiederherstellte. Sechs Jahre später trat er in die Reihe der Domcandidaten zu Berlin, und als solcher bereiste er auf Kosten einer frommen Stiftung Deutschland und die Schweiz. Seine Geburtsstadt berührte er auf derselben zunächst, lernte Hanstein kennen, dessen Schwager er später ward, dem er Freund blieb bis an dessen Tod. Reich an Kraft des Körpers und an Früchten des Geistes sah er Berlin wieder und wirkte unermüdet in seinen Kreisen. Einen Freund in Hamburg, den er besuchen wollte, fand er nicht mehr unter den Lebenden. Er wurde tief ergriffen und vorbereitet auf den Ruf an das Todtenbette seines Vaters. An seine Stelle trat er am 6. April 1798, 29 Jahre alt. Mit Liebe empfing ihn die Gemeinde, Segen ruhte auf seiner Amtsthätigkeit. Er gründete ein Haus 1799, später Hanstein, welcher nach des Propstes Teller Tode ihm näher kam. Vorzüglich richtete er seine Wirksamkeit auf die ihm anvertrauten Schulen und daneben auf die Ausarbeitung zweckgemäßer Schulbücher, unter welchen „Der deutsche Kinderfreund", nach dem von Rochow abgefaßt, sich auszeichnet. Meierotto munterte ihn zu schreiben auf. An der Luisenstiftung arbeitete er mit großem und gesegnetem Eifer als erster Lehrer bis an seinen Tod. Viel litt er mit seinem Vaterlande in den Jahren der Drangsal, desto mehr gehoben wurde er durch die Thaten der Vaterlandsliebe in den Jahren 1813 und 1814. An den Vorbereitungen zur Vereinigung der beiden protestantischen Schwesterkirchen wie an der Sammlung der zu wählenden Lieder für das neue Gesangbuch nahm er den thätigsten Antheil. Seine Gesundheit stärkte sich wieder auf kleinen Reisen in die Nähe und Ferne. Der Tod Hanstein's und mehrer Familienglieder beugte seinen Muth tief. Viele, die er geliebt, gingen ihm voran. Unter manchem Wechsel verstrichen die Jahre; der erste Mai 1831 endete sie.

Das chronologisch geordnete Verzeichniß seiner Schriften zählt ohne die zu verschiedenen Zeitschriften gelieferten Beiträge 79, zum Theil aus mehren Bänden bestehende Werke und charakterisiren ihren Verfasser unermüdlich, auch außer seinem Berufe.

Wie allen Verehrern und Freunden des Verstorbenen, hat der Verf. der „Erinnerungen" den Geistlichen eine um so reichere Gabe durch Hinzufügung des Anhanges dargereicht, je weniger W. selbst seine Predigtarbeiten des Druckes würdig hielt. Ein heller, echt biblisch-religiöser Geist wohnt in ihnen, und Ref. überzeugte sich selbst beim Lesen derselben, welchen tiefen Eindruck sie auf ihn machten. Daß seine gewiß noch lange den Schulen und ihren Lehrern nützlichen Schriften an Andern ebenso freundliche Verbesserer finden mögen, wie an ihm viele, deren Verf. früh dahinstarben, wünschen wir mit Vielen. 118.

Notiz.

Preußen oder Russen?

In vielen Gegenden Thüringens hausen seit mehren Jahren, eine Plage der Menschen, ganze Heere von „Russen". Es sind lichtscheue Thiere, die des Tages sich nicht sehen lassen, aber des Nachts aus den verborgensten Spalten des Hauses hervorkriechen, Boden und Wände oft in ungeheurer Menge bedecken und durch ihre träge, kriechende Bewegung und ihre unangenehme, schwarzbraune und gleichsam berostete Gestalt ebenso sehr einen widerlichen Anblick, als auch durch Benagen und ihr Einschleichen in Mehl-, Brot- und andere Betrübte Schaden verursachen. Nur an wenigen Orten passirt dieses Insekt unter der richtigen Benennung: Schabe, dem deutschen Namen der Blatta orientalis, von welcher es zweifelhaft, ob sie aus Asien oder Südamerika eingewandert ist. Aber fast durchgehends in Thüringen gelten bei Bürgern und Bauern, in deren Häusern sich die Plage findet, diese Insekten für „Russen", weil dieselben, vorher gänzlich unbekannt, erst in den Befreiungskriegen (1813—15) mit den russischen Truppen eingewandert sein sollen. Unsere Thüringer aber werden sich nicht wenig wundern, wenn sie in Erman's „Reise um die Erde" S. 54 eine Nachricht finden, welche ihre vorgeblichen Russen gradezu zu „Preußen" macht. „In der Posthalterei zu Torma" (jenseit Dorpat), so erzählt der berliner Reisende, „waren uns eine ebenso neue als unerfreuliche Erscheinung die hier Tarakane genannten Insekten (Blatta orientalis), welche die Wände der Wohnung mit mindestens ebenso großer Häufigkeit bedeckten, als die Stubenfliegen oft in unreinlichen deutschen Bauerhäusern gesehen werden. Hier in Torma war man verwundert, als wir die Tarakane nicht zu kennen versicherten, da wir doch aus dem Lande kämen, von woher sie zuerst nach Rußland gekommen seien. Noch jetzt, so erzählte man, bezeichne man diese unangenehmen Gäste mit dem Namen Prussáki (Preußen), weil sie nach dem siebenjährigen Kriege bei dem Rückzuge der russischen Truppen aus Preußen sich gezeigt haben." Die Beschreibung, welche Erman von dem widerlichen Anblick dieser Tarakane gibt, paßt ganz auf die von den Thüringern mit dem Namen: Russen, bezeichnete Schabe, die auch den naturgeschichtlichen Namen Tarakan führt. Uns aber will es scheinen, als ob der thüringer Bauer mit seinen „Russen" und der tormaer Posthalter mit seinen „Preußen" nicht uneben die großen Welthistoriker vorstellten, die bei dem Ineinanderziehen der Völker, unfähig, den Ursprung der Dinge zu erkennen, so gern die Wiege der eingeborenen Gebrechen in fernen Ländern suchen. Nicht undeutlich möchte aber auch die Tarakane darauf hindeuten, wie die Gebrechen von einem Volke zum andern ausgeführt werden und nach jahrelangem Kreislauf von der Fremde wieder in ihre Wiege zurückkehren, wo man den großgewordenen Sohn nicht mehr kennen will und für einen übelgezogenen Fremden ansieht. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 88. — 29. März 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

5. Gedichte von Franz Fitzinger. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 15 Gr.

Aus der Flut der Alltäglichkeit, die in immer breitern Wellen vom Gipfel des germanischen Helikon die vaterländischen Gauen überschwemmt, hat der Sänger dieser Lieder nicht geschöpft; letztere Zahl ist nicht groß; aber fast keinem fehlt die Weihe gewogener Götter. Sollen wir ihnen einen bestimmten Charakter beilegen, so möchten wir sie in das Gebiet der Uhland'schen sentimentalen Reflexionspoesie stellen und hinziehen, doch also, daß bei Fitzinger die Sentimentalität verwischt ist, und die Reflexion gewöhnlich in eine Spitze, man möchte sagen, Gedankenfocus ausläuft, was dem Leser eine gewisse Satisfaction und Befriedigung gibt. Schade, daß diese Spitze grade in den Epigrammen, wo man solche am ersten sucht und liebt, größtentheils stumpf ist. Wenn nun aber die Lieder an Uhland erinnern, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, der Dichter sei Uhland's Jünger und Nachsänger; er geht sicher seine eigne selbstgewählte Straße, sieht mit seinen Augen, hört mit seinem Ohr, fühlt mit seinem Herzen; er bedarf keines Führers noch eines fremden Feuers, das seine Brust erst erwärmen, seine Phantasie in Flammen setzen müßte. „Der Mensch und die Nachtigal", S. 95, zeigt, was der Sänger sucht und will:

Warum spreitest du so schaurig
Deine Flügel aus, so bang?
Vögelein, warum so traurig,
Warum schweiget dein Gesang?

„Laß mich dulden, laß mich schweigen,
Bis mein armes Herz mir bricht;
Bin ja nicht in meinen Zweigen,
Ach, und ihr versteht mich nicht!"

Flatterst nicht in diesem Zimmer
Ohne Käfich frank und frei?
Sag', warum erfreut mich nimmer
Deine Waldesmelodei?

„Soll ich mich zum Sange zwingen?
Kennst du wol die Sängerbrust?
Ach, mein Lied mir selbst zu singen,
Schafft mir eine schlechte Lust!"

„Wenn nicht in verwandten Herzen
Wiederhallet unser Sang,
Dann ist's aus mit Ernst und Scherzen,
Und es stirbt der Liederdrang!"

Also in verwandten Herzen soll sein Sang wiederhallen; daß dies der Lieder Tendenz sei, sagt auch die schon als Vorwort dienende Glosse, mit welcher der Verf. beginnt. Und wahrlich, wer einigermaßen Empfänglichkeit für die Ansprache des poetisch gestalteten Lebens hat, wird sich hier lebhaft angesprochen, ja nicht selten hingerissen fühlen, vor Allem in den erzählenden Stücken, die wir Balladen nennen mögen, ungeachtet der Dichter selbst sie nie mit diesem Namen bezeichnet. Diese, zwischen lyrische Hauche hineingeschobenen Balladen halten sich an das Reale, dem der Dichter mit kundiger Hand das Ideale anbildet, und letzteres ist eben das Effectvolle. Die Verhältnisse sind scharf durchblickt, die handelnden Personen wahr dargestellt, und der Ausdruck hat die schlagende, prägnante Kürze, welche man in der Balladenform liebt und heischt. Es ist ferner ein Charakterzug des Dichters, daß er durch Grauen und Schmerz auf das Gemüth wirkt, doch also, daß sich ein wohlthuendes, begütigendes Moment in diese Affecte mischt. Im „Spieler Veit" (S. 54) scheint dieses Moment zu fehlen; denn der verzweifelnde Mörder seiner Gattin und seiner vier lieblichen Kinder erweckt nur Entsetzen. Doch liebt unsere überreizte Zeit wol auch solche Darstellungen. Als Meisterstück in Form und Stoff möchten wir „Schön Käthchen" (S. 17) bezeichnen. Hier erscheint in dem Henker, der seine verlassene Geliebte, die sein und ihr Kind ermordet hat, stranguliren muß, die Nemesis trefflich gemalt und die furchtbarste Schicksalsironie meisterlich gezeichnet. Idealer und mehr entfremdet der Wirklichkeit erscheint die Nemesis in: „Der Sünderschädel" (S. 11). In „Johanne von Perchtoldsdorf" ist der tragische Stoff in einer Form behandelt, die kaum angemessener gewählt werden kann. „Der Wandersmann" (S. 144) erinnert durch seine Form gar lebhaft an das Vaterland der Ballade und hat eine echt sentimentale Spitze. So offenbart sich in der Mehrzahl der Stücke eine Hinneigung zum Plastischen und Epischen, die dem Dichter einen Wink für künftige Bearbeitung größerer Stoffe geben möge. Hin und wieder offenbart sich jedoch auch das Element des Naiven, wie im „Wettstreit der Sprachen" (S. 28). „Die Geretteten" (S. 151) ist eine Scene, die das moralische Gefühl wohlthätig anregt. So ausgezeichnet (S. 41) „Die Hoffnungsmaske" ist, so darf doch der Dichter nie vergessen, daß die Elegie auch unter Thränen lächelt und sich nach oben wendet, wo sich alle Dissonanzen lösen. Die Winterlieder sind so sinnig und leicht hingehaucht, daß es scheint, der Verf. habe kurz vor dem Niederschreiben Göthe's Regel: „Bilde, Künstler, rede nicht; nur ein Hauch sei dein Gedicht!" gelesen und befolgt. Was die „Trinklieder" betrifft, so erhalten sie sich rein von den hundertmal dagewesenen Gemeinplätzen und sind mit geistreicher Keckheit ausgesprudelt, wie das Naß aus einer eben geöffneten Champagnerflasche. Und so sei Dichter, Kunstrichter und Dilettant freundlich eingeladen, aus diesem süddeutschen Strome der Poesie zu kosten und sich daran zu laben!

6. Bilder-Skizzen einer Rheinwanderung von Fr. Krug von Nidda. Quedlinburg, Basse. 1835. 8. 20 Gr.

Vor 16 Jahren gab der als gemüthlicher Sänger längst bekannte Verf. dieser „Bilderskizzen" in einer damals beliebten periodischen Schrift: „Wanderbilder", eine Fahrt nach Kiew nach Bialystok heraus, die eine freundliche Aufnahme fanden und auch in seinen später erschienenen „Darstellungen" noch einmal abge-

druckt wurden. In gegenwärtigem Büchlein eröffnet er noch einmal eine recht artige, in früherm Geiste dargestellte Bilderschau, die, ausgegangen vom deutschen Rhein und altsächsischer Erde entsprossen, wol einer ähnlichen Aufnahme sich schmeicheln darf. Was er geboten, versichert er im Vorworte, ist ganz sein, da ihm kein Reisebuch beim Schaffen der Romanzen nah gelegen, auch das hier Mitgetheilte ihm mehr in heiterer Traumerscheinung als vorbedachtem Studium erblüht und geistig aufgegangen ist. Wir sind überzeugt, daß das Dargestellte ihm angehöre — denn es weht aus demselben der uns bekannte Geist — und lassen der wechselnden Form in den einzelnen Gaben, an denen wir uns jeder Ausstellung enthalten, volle Anerkennung finden. Hin und wieder ziehen Blitze voll schöner Gedanken durch seinen poetischen Himmel; nur suche man nicht die pikante Scenerie der neuern poetischen Landschaftsgemälde; denn wir haben es hier mit einem Dichter aus der alten Schule zu thun; ja, wir können uns nicht entbrechen, zu behaupten, daß er selbst über die Lebensjahre hinaus sei, wo der schaffende Genius mit leichtanmuthiger Beweglichkeit des Stoffes sich bemächtigt und daraus glänzende Gestalten schafft. „Es hat alles seine Zeit", sagt der Weise in der heiligen Urkunde; auch das Versemachen. Das Aeußere des Büchleins ist allerliebst und eignet sich vollkommen, einen Ehrenplatz auf der Toilette der Damen einzunehmen, denen wir es bestens empfehlen.

7. Die Sage vom Odysseus nach Homer. In Reimen bearbeitet von **Eduard Eyth**. (Erste und zweite Lieferung.) Erstes Bändchen. Erstes bis achtes Buch mit vier Abbildungen. Karlsruhe, Braun. 1834. Gr. 12. 16 Gr.

Wenn sich Auge, Ohr und innerer Sinn an die hexametrischen Uebertragungen des Sängers, den alle Dichter ihren Vater nennen, gewöhnt hat, so hat es einige Schwierigkeit, sich mit gegenwärtiger Bearbeitung in fünf- und sechsfüßigen gereimten Jamben zu befreunden; Bearbeitung sagen wir; denn der Leser findet hier auch keine Uebersetzung; nicht **den** Homer, sondern nur **nach** Homer. Die Veränderung der ganzen Form hat Freiheiten zur Folge, die uns glauben machen, wir lesen nicht den alten Dichterfürsten, sondern ein anderes romantisches Epos. Der Bearbeiter selbst (s. die Vorrede) befürchtet Angriffe und Beschuldigungen wegen des Gedankens, Homer so, wie er es gethan, wiederzugeben, und sagt: „Die Ausdrücke, die auf eine gewisse Vossische Infallibilität hinzuweisen scheinen, wiederholen sich nur gar zu häufig in der gelehrten Welt, als daß man nicht gerechte Besorgniß schöpfen sollte, und wer nicht weiß, was Toleranz ist, darf oft nur einem Vossischen Bewunderer widersprechen, so erfährt er wenigstens das Gegentheil. Ich meines Theils habe mit Voß keine Sache; seine mannichfachen Vorzüge erkenne ich an; aber mein Plan und Zweck ist ganz verschieden. Ich will nicht auf der gleichen Straße mit ihm fahren, viel weniger ihm vorankommen, sondern lediglich die rechte Mitte führen zwischen seiner, wie ich meine allzu wörtlich getreuen, und andern, durch Aufgebung sogar der poetischen Form (wie die Becker'sche) allzu freien Bearbeitungen. Wir führen Alle Odysseus nach seinem Heimatlande; das Meer ist ja so weit; warum sollten so wenige Schiffe aneinanderstoßen?" In diesen Aeußerungen unterschreiben wir Vieles. Ueberdies ist ja ein jambischer Odysseus nichts Neues in der deutschen Literatur. Bürger versuchte ihn; Göthe erklärte sich für die jambische Form bei ihm, auch Uhland; Schiller gab der „Aeneide" viertes Buch in gereimten Jamben; ja schon 1537 übersetzte Minervius die „Odyssee" frei in Reimen, wovon hier eine Probe:

Göttin des Gesangs, dich ruf' ich an,
Hilff preisen mir den thewren Mann,
Der Land und stadt durchreiset hat,
Geübt dazu manch gefährlich That,
Da er sein weislose Gefertt
Aus nöthen gern errettet het,
Welch doch all verdorben sind,
Faulend im Regen, Schnee und Wind,
Darumb, daß sie muthwilliglich
Geraubet han der sonne viech u. s. w.

Der Umbildner hat bei seiner Uebertragung das gebildete Publicum überhaupt im Auge; er will den freundlichen, zu Kind und Volk sich herablassenden Geist Homer's in jedes fühlende Herz wehen lassen. Nicht in philologischen Bücherschränken soll das Buch stehen, oder sich auf den Gymnasialbänken umhertreiben; es soll sich auf der Toilette der Damen und in der Cabinetsbücherei jedes Gebildeten blicken lassen, und wir vermuthen, er erreicht seinen Zweck. Einige Kinder, die Ref. Einiges lesen ließ, fanden Wohlgefallen an der Lecture. Eingeleitet wird das Buch durch ein artiges Sonett von G. Schwab. Das Ganze soll aus sechs Lieferungen oder drei Bändchen bestehen. Der Sinn ist wol überall getroffen; doch finden sich mitunter harte Reime, hin und wieder Provinzialismen (als: in Bälde), mitunter häßliche Hiatus, mitunter antiquirte, verbrauchte Ausdrücke, die wol die Reimnoth erzeugt haben mag (als Ferge für Fährmann). „Es hilft dich nichts" (S. 34) ist wol nur ein Druckfehler. Doch wolle der Umbildner bei Fortsetzung seiner Arbeit dergleichen Flecken verwischen, um die übrigens fließende Darstellung noch genießbarer zu machen, von der wir hier eine Probe mittheilen. Es ist die Stelle, wo der Dulder bei seiner Fahrt von der Insel Ogygia zu der Phäaker Lande von Poseidon in die Wellen gestoßen wird und über seinem Haupte wilde Stürme erbrausen läßt, und wo Odysseus in Klagen ausbricht:

Da ward's Odysseus schwach, da sank sein Herz,
Er seufzte laut und redete mit Schmerz:
„O weh mir Armen! wie wird mir's ergehn!
Ja wohl, das Rechte nur hab' ich vernommen:
Ich mußt' ein volles Maß von Leiden noch bestehn,
Eh' ich zu meinem Heimatland gekommen.
Jetzt wird es wahr. Wie sich die Wolken thürmen!
Es dunkelt sich der Himmel in der Runde,
Es tobt die See bis zu dem tiefsten Grunde,
Und alle Wind' und Wetter stürmen!
Ein jäher Tod wird mir nunmehr zu Theil;
O drei- und viermal glücklich sind vor Allen,
Die einst für der Atriden Ruhm und Heil
Auf Trojas weiter Ebene gefallen!
O, wär' ich auch gestorben bei dem Heere!
Gestorben dort von Wunden, tiefen, scharfen,
Als alle Troer ihre ehrnen Speere
Bei des Peliden Leichnam auf mich warfen!
Man hätte Thiere mir zum Ruhm geschlachtet,
Mein Name und die Ehre meiner Waffen —
Stets würden sie gepriesen und geachtet;
Nun muß ein jammervoller Tod mich raffen!"

8. Die freie Maurerei, in drei Gesängen. Kleve, Char. 1834. Gr. 8. 10 Gr.

Der erste Gesang dieses in schleppenden Alexandrinern abgefaßten Gedichts verbreitet sich über das Geschichtliche des Ordens und ist nach Schouten's niederländischer Arbeit: „De vrijmetzelarij", geschrieben. Nach des Niederländers Hypothese ist der Ursprung des Maurerinstituts schon im alten ägyptischen Isisdienst zu suchen. Vom Nile zog die Maurerei auf Musäus' Ruf nach Griechenland, wo sie Zuflucht und Verehrer in dem von Perikles gegründeten Tempel zu Eleusis fand und unter Ceres' Schutz blühte. Thales, Aristoteles, Plato und besonders Pythagoras werden als spätere Ordenspfleger genannt. Nachher erglänzte das Licht des Maurerbundes an den Ufern des Jordan. Philipp's Sohn trug es von Gestade zu Gestade, von Land zu Land, auch nach dem Ufer der Tiber, wo Cato als Feind, Lucull als Verbreiter desselben wirkten. Als neuer Gründer und Beschützer wird Johannes der Täufer gepriesen und in Jesu Lehre selbst dessen Wurzel und Halt gesucht. Im Kreuzesheer unter Bouillon's Fahnen trieb der scheinbar verdorrte Stamm neue Blüten, und der Orient ward des Ordens zweite Wiege. Dann ward er an der Themse und Seine Strand verpflanzt, und Washington und Franklin huldigten seinen Gesetzen.

Der zweite Gesang, wo der Verf. seinen eignen Weg wandelt, gibt das Encomium der Maurerei hinsichtlich ihres Zwecks und ihrer feindeversöhnenden Kraft; der dritte ihre Apologie, wo sie gegen der Profanen Beschuldigungen gerechtfertigt wird. Dies der Inhalt des ohne poetische Wärme geschriebenen Büchleins. Schon der Styl der Vorrede nimmt für den Verf. nicht ein, der, phantasiearm und mit der Sprache kämpfend und oft gegen ihre Gesetze sündigend, für Geweihte vielleicht eine anziehende Lecture, für Profane und ästhetisch Prüfende dagegen eine Waare geringfügigen Gehalts gegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hinterlassene Schriften von Johann Ulrich von Salis-Seewis. Zwei Abtheilungen. Chur, Kellenberger. 1834. 8. 18 Gr.

Es hat dem ungenannten Herausgeber dieses Nachlasses nicht gefallen, einige Auskunft über die Persönlichkeit des Verstorbenen, ja nicht einmal darüber zu ertheilen, ob die vorliegenden, kaum 15 Bogen enthaltenden Hefte Alles sind, was wir von ihm zu erwarten haben. Wir vermuthen daher nur, daß der Abgeschiedene ein naher Blutsverwandter des als Mensch und Dichter allbeliebten Johann Gaudenz von Salis-Seewis gewesen, und erkennen mit Vergnügen einen aufgeklärten, wohlgesinnten, sehr unterrichteten, kritischen Forscher in ihm, der einem künftigen Geschichtschreiber redlich vorgearbeitet hat und dem kundigen Leser willkommene Berichtigungen irriger oder unbestimmter Aussagen darbietet. Aber einen solchen erfodert auch wenigstens die erste Uebersicht der Geschichte Graubündtens. Sie hat freilich in ihren kurzen Andeutungen nichts Unwichtiges aufgenommen, nichts Unhaltbares aufgestellt, aber die Theilnahme des Lehrbedürftigen mehr aufgeregt als befriedigt und ihn nicht selten ungewiß gelassen, ob darüber zuverlässige Auskunft zu erlangen gewesen, oder der gelehrte Kenner der Vergangenheit sich an wahrscheinlicher Voraussetzung begnügen müssen. Nicht ohne Schüchternheit versuchen wir Einiges auszuheben, das die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch nehmen darf. Der erste angenommene Zeitraum erstreckt sich bis auf die Vereinigung Rhätiens mit dem fränkischen Reich 536 J. n. Chr. So weit der Blick in die Vorzeit dringt, waren die Alpengebirge, welche den Norden Italiens begrenzen, ursprünglich von einem keltischen Volksstamme besetzt, welcher den Gesammtnamen Rhätier trug und seinen Nachbarn mehr durch feindselige Wildheit als durch geringen Handelsverkehr bekannt ward. Auch sie vereinzelten sich in viele Gemeinden, hatten feste Bergschlösser und große befestigte Flecken, deren vornehmster Trident gewesen zu sein scheint. Etwa 15 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung unter der Regierung des August wurden Rhätien und Vindelicien durch Eroberung römische Provinz, und in den Zeiten der guten Cäsaren, von Vespasian bis Commodus, blühten Handel und Ackerbau. Rhätien ward zur Provinz Italien gerechnet, Chur, Sitz einer Provinzial-Curie, unter Konstantin dem Großen auch der eines christlichen Bischofs, der den Bischof von Mailand für seinen Metropoliten erkannte. Die Völkerwanderungen zerrütteten alle Verhältnisse, bis der ostgothische König Theoderich Ordnung wiederherstellte, nach dessen Tode sein Reich zerfiel und Rhätien in die Gewalt Theodebert's, Königs der östlichen Franken, gerieth. Der zweite Zeitraum reicht bis auf dessen Trennung vom Herzogthum Schwaben 1250. Das Grundeigenthum zerfiel in königliches Gut, Lehn und Eigengut der Freien. Künste entstanden und mehrten sich, die dem Landbau wesentlich aufhalfen. Die Bischöfe, von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt, vom Könige bestätigt, bildeten einen angesehenen Reichsstand, und aus dem Lehnbesitz erwuchs die weltliche Macht der Geistlichkeit, damals nicht ohne Nutzen für den Staat als Gegengewicht der nur auf Krieg sinnenden Großen. Der dritte Zeitraum geht bis zur Entstehung der Bündnisse 1390. Nach Erlöschung der Hohenstaufen ward Churrhätien unmittelbares Reichsglied. Verwirrung und Faustrecht rissen ein, bis Kaiser Rudolf's kräftiger Arm ihnen Schranken setzte. Landeshoheit, Landstände, Kurfürsten entstanden; auch schlossen die Handelsstädte, deren Ansehen und Kraft emporblühte, Bündnisse unter sich, wiewol nur zu dem rechtlichen Zwecke der Sicherung des Handels und der Straßen. Die Bischöfe fuhren fort Schlösser käuflich zu erwerben und zu erbauen. Neben ihnen erhoben sich die Freiherren von Vatz, die mächtigsten des rhätischen Adels. Der Einfluß des Hauses Habsburg ward vorherrschend. Während der lombardischen Unruhen, vom 12. bis ins 14. Jahrhundert flüchteten viele Familien aus Italien ins Oberengadin, und romanische Sprache näherte sich der rhätischen und erhielt den Namen Ladin, weil die Sprache Italiens damals lingua latina hieß. Unaufhörliche Fehden walteten unter weltlichen und geistlichen Landesherren, und Kaiser Karl von Böhmen begünstigte seinen Anhänger, den Bischof von Chur, 1349 mit Vorrechten und Begabungen, welche Jahrhunderte hindurch die Grundlage bischöflicher Ansprüche geblieben sind und ihn und seine Nachfolger in fortdauernder Ergebenheit an das Haus Oestreich erhielten. Der vierte und zuletzt berührte Zeitraum schließt mit Vereinigung gesammter dreier Bünde zu Vazerol 1471. Volksfreiheit erwachte und stärkte sich durch gegenseitige Bündnisse zuerst 1396. Ueber den eigentlichen Zusammentritt des Gotteshausbundes hat nie eine förmliche Urkunde aufgewiesen werden können und ist höchst wahrscheinlich nie eine aufgesetzt. Aber erweislich machten sämmtliche zum Gotteshause gehörige Gemeinden eine Körperschaft aus, die schon 1402 unter dem Namen: gemeines Gotteshaus, vom Bisthum unterschieden ward, 1418 mit dem Bischof und Adel Tage leistete, bereits 1392 den Bischof nur unter Bedingungen anerkannte und seine Verträge bekräftigte und mitversiegelte, entweder jede siegelfähige Gemeinde einzeln, oder die Stadt Chur im Namen aller. So ging das Kastvogteirecht auf die Gesammtheit der Gotteshausgemeinde über, zu deren Schirme die Bischöfe selbst ihrer Zuflucht nahmen. Die Theilnahme an den Ankäufen des Bisthums berechtigte die Gemeinde gleichfalls zur Mitaufsicht über dessen Finanzverwaltung. Als Bischof Naso den geistlichen Bann zu weltlichen Dingen misbrauchte, kam es zum vollen Aufstand. Die Bürger erstürmten den Hof, plünderten ihn und vermauerten den Thurm, in welchen die Geistlichen geflüchtet waren. Vier Schiedsleute aus Zürich und acht aus der Gotteshausgemeinde erörterten 1422 die Streitpunkte und setzten fest, in allen ähnlichen Zwistigkeiten solle der Bischof künftig, wie bisher üblich gewesen, vor gemeinen Gotteshausleuten zu Recht stehen. Nahe Burgherren trotzten dem erwachten Kraftgefühl des Volks, Fehden des Adels drohten das schlaff gewordene Band ganz zu zerreißen, bis endlich auch dieser 1424 dem Bunde beitrat. Collisionsfälle und heftige, mit abwechselndem Glück geführte innere Kriege blieben begreiflicherweise nicht aus. Der Tod des mächtigen Grafen von Toggenburg ohne hinlängliche Verfügung über seine Hinterlassenschaft vermehrte das Uebel. Seine Untergehörigen in elf namhaft gemachten Gerichten schlossen mit Willen und Rath seiner Witwe 1436 einen ewigen Bund zum Schutz ihrer Rechte. Die Zahl der Leibeignen minderte sich. Der Graf von Sargans begab sich 1437 in ewiges Landrecht mit Schwyz und Glarus. Bischof Naso handelte anders zum Nachtheil des Bisthums und seiner selbst. Nach dessen 1440 in Tirol erfolgtem Tode verbündete sich die Stadt Chur nebst den vier Dörfern auf ewig mit dem obern Bunde. Von 1450 an handelten alle drei Bünde als vereinigter Staatskörper, und 1470 kam ein ewiges Bündniß der elf Gerichte mit dem Abt von Disentis und den Gemeinden des obern Bundes zu Stande, woran jedoch weder der Bischof und das Capitel, noch einer der weltlichen Herren Theil nahmen. Die zweite Abtheilung enthält Nachrichten über das Geschlecht derer von Vatz, einer rhätischen Herrscherfamilie, die mit vorwiegender Gewalt einst wohlthätig, dann zerstörend wirkte und zuletzt in der Fülle ihrer Kraft plötzlich unterging. Der älteste urkundlich bekannte war Walther von Vatz 1160. Das Geschlecht endete 1333 Johann Donat, ein erbitterter Gegner

des mächtigen Klerus, an Kriegsruhm und Unmenschlichkeit, aber auch an entscheidendem Wirken auf seinen Zeitpunkt dem italienischen Tyrannen Ezzelin vergleichbar. Von seinen Erben und Schwiegersöhnen, Friedrich von Toggenburg und Rudolf von Wardenberg-Sargans, ist größtentheils die rhätische Geschichte des folgenden Jahrhunderts ausgegangen. Der Verf. hat daher über die Länder und Rechte der Herren von Vaz Alles zusammengestellt, was sich geschichtlich ermitteln ließ. Der Flächeninhalt der beschriebenen Länderreste beträgt ungefähr den dritten Theil des jetzigen Bundes. An die Stelle eines übermächtigen Hauses traten verschiedene Dynasten, die sich mit beinahe gleichen Kräften befehdeten und dadurch, sehr wider ihren Willen, die ersten Bündnisse und die freie Verfassung des Volks veranlaßten. Anmerkungen, Stammtafeln und Urkunden bestätigen die Behauptungen des Forschers. Den Schluß der vorliegenden, für die Kunde der ältern Verhältnisse Rhätiens allerdings bedeutenden Erörterungen machen einige Nachrichten über die Geschichte der Herrschaft Hohentrims, der Gemeinde Flims und der Herrschaft Belmont. Von dem letztern Besitzer der erstern, dem Ritter Thomas von Schauenstein, Rector der Schule zu Pavia, erkaufte die Gemeinde Hohentrims nach langer Uneinigkeit ihre Befreiung von allen herrschaftlichen Lasten um 11,200 Gulden. 57.

Der Jude. Gezeichnet und gestochen von einem Juden. Marburg, Elwert. 1834. Gr. 12. 6 Gr.

Bekanntlich rief Streckfuß vor einiger Zeit mit seiner kleinen Abhandlung über die Verhältnisse der Juden zum christlichen Staate eine Menge von Flugschriften hervor, welche mit mehr oder weniger Geschicklichkeit für die sogenannte Emancipation der Juden kämpften. Auf diese Flut ist rasch die Ebbe gefolgt. Wie manche andere ward auch diese Frage des Tages bei Seite geschoben und hat merkwürdigerweise in den meisten deutschen Ländern keine Folgen für eine Umgestaltung der jüdischen Verhältnisse gehabt. Denn daß Preußen noch während jenes literarischen Kampfes mit einer neuen Judenordnung für das Großherzogthum Posen hervortrat, kann man nicht als eine solche Folge betrachten, da diese Verhältnisse schon lange vorher die Aufmerksamkeit der höchsten preußischen Staatsbehörden auf sich gezogen hatten. Von einer andern Seite her sucht nun die vorliegende kleine Schrift diese Frage wiederum in Anregung zu bringen. Sie dringt nicht direct auf eine Emancipation der Juden, sondern sie verlangt eine innere Reform der jüdischen Religionslehre selbst. Mit einem fast fanatischen Eifer, der ihn selbst zu großen Ungerechtigkeiten hinreißt, erklärt der Verf. die Lehren des Talmud und das Ansehen, welches sie noch in der jüdischen Kirche behaupten, für die Quelle jener geistig-religiösen Bornirtheit, die nach seiner Ansicht das Haupthinderniß jedes Versuches der Emporhebung seines Volkes sein wird. Als Verfechter des Talmud aber und somit als die hartnäckigsten Widersacher jeder Reform der Art werden die Rabbinen dargestellt, weshalb auch alle Vorschläge, welche der Verf. macht, den Talmud zu beseitigen und eine reinere, nur auf das Alte Testament selbst sich stützende Religionslehre bei den Juden zu verbreiten, davon ausgehen, daß der Einfluß der Rabbinen auf die Erziehung der Jugend gebrochen werde. Nur durch ein Einschreiten des Staats könne man hier zum Zwecke kommen. Daher dulde dieser fortan keine Anstellung eines Rabbinen, welcher sich nicht einer Prüfung unterworfen, deren Zweck nicht ist, seine talmudische Gelehrsamkeit darzuthun, sondern seine Kenntnisse in der Geschichte und Naturkunde, in der Philosophie, vorzüglich in der philosophischen Religionslehre zu beweisen, und der sich nicht anheischig macht, nur rein biblisches, nicht talmudisches Judenthum zu lehren, geläuterte Religionsbegriffe zu verbreiten, allen religiösen Aberglauben zu entfernen, einen gedachten Glauben und fromme Gesinnung in den Gemüthern zu begründen ꝛc. Ferner ordne der Staat eigne, selbständige jüdische Schulen an, besetze dieselben nur mit geprüften, auf Seminarien vorbereiteten Schulamtscandidaten und bezahle dieselben aus einer allgemeinen Kasse, sodaß das Wahlrecht der jüdischen Gemeinden aufgehoben werde. Beide Institute, die Rabbinen und die Schulen, würden bei einer solchen Einrichtung, wie der Verf. hofft, durch die Verbreitung zweckmäßiger, reinerer und zeitgemäßer Religionsbegriffe auf den Standpunkt der Bildung gelangen, welchen die Christen einnehmen, und somit der Unterschied beider Religionsparteien im Staate wegfallen.

Preußen hat, wenn Referent nicht irrt, schon seit einer Reihe von Jahren diese Einrichtungen, wenn auch nicht in der Ausdehnung, wie sie der Verf. vorschlägt, getroffen, indem es die Ausbildung der Rabbinen und Schulmeister einer Prüfung unterwarf, ohne jedoch auf die eigentliche Religionslehre selbst Rücksicht zu nehmen, welche einseitig und willkürlich zu ändern keiner Staatsgewalt zukommt. Aber abgesehen auch von dieser Frage über das Recht des Staats zu einem solchen Einschreiten, scheinen uns des Verf. vielleicht gutgemeinte Vorschläge nur aus einer sehr oberflächlichen Ansicht dieser Verhältnisse hervorgegangen zu sein. Er verlangt eine Reform der jüdischen Religionslehre selbst, d. h. er will die bisherige jüdische Exegese und Dogmatik des Talmud durch die befehlende Gewalt des Staats vernichten und an die Stelle derselben ein reines biblisches Judenthum, eine aufgeklärte Exegese und Dogmatik setzen. Es gibt aber keine andere in der Welt, die auf diesen Namen Anspruch machen könnte, als die auf christlichem Boden gewachsene, aus christlicher Lehre herstammende Exegese und Dogmatik des Alten Testaments. Ohne das Neue Testament läßt sich das Alte Testament nicht anders erklären; oder mit einem Worte, das Christenthum ist einzig und allein die Reform des Judenthums; Christus selbst ist die Erfüllung des alten Gesetzes. Leute der Art aber wie der Verf. wollen diese Erfüllung anerkennen, sie wollen sich die Früchte derselben zu Nutze machen, ohne Den, der sie gebracht hat. 21.

Notiz.

Neueste londoner Caricaturen.

Drei der neuesten sind sehr komisch. Nr. 1 stellt des Königs Wappen vor. Cobbett, als der eine Schildträger, ist der Löwe, Burdett, als der andere, das Einhorn. Die Unterschrift lautet: „Das Königs Wappen, Gott segne es; aber was die Schildträger anlangt — es sind Bestien." Nr. 2 stellt Ludwig Philipp und Brougham als Schulmeister in der Fremde vor, jedem von ihnen sieht eine Birkenruthe aus der Tasche; die Stellungen und Geberden der Metamorphositten sind höchst lächerlich. Nr. 3 stellt den König von England als Pferdehändler vor, wie er Palmerston und Grant losschlagen will, die aber John Bull mit den Worten: „Ich kann sie nicht brauchen", zurückweist. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 89. —— 30. März 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

9. G. R. Schneider's Gedichte. Gotha, Hennings und Hopf. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir haben es hier nicht mit einem Dichter zu thun, der in die Kategorie jener fixfingerigen Reimer gehörte, welche jeder Messe ihren poetischen Waarentribut zollen, und welche, leicht erkannt und ohne Mühe charakterisirt, mit einer wortkargen Sentenz vor dem Tribunal der Kritik abgefertigt werden können; hier offenbart sich Vielseitigkeit, Gedankenfülle, historische Kenntniß des poetischen Stoffs der Vor- und Mitwelt, Beherrschung der Sprache, Humor, kecke Anmuth und jugendlich bewegtes Leben. In den hier aufgestellten, größtentheils anziehenden, der Beschauung werthen Bildern „zeigt sich zwar nicht jener Fleiß, den wir in den Werken altflämischer Meister bis auf die Gräser hinab finden und bewundern, aber sie wissen Liebe, den Lenz der Geister, con amore darzustellen". Das Ganze dieses Schatzes, worunter sich allerdings auch unechte Juwelen und Glasperlen finden, ist in sechs Abtheilungen ausgestellt: 1) Epigramme, kleine Gedichte vermischten Inhalts; 2) Elegien; 3) Sonette; 4) Sinngedichte; 5) vermischte Gedichte und 6) Uebersetzungen. Ueber jeden der genannten Abschnitte einige Andeutungen und, so weit es der Raum in d. Bl. gestattet, Proben. Am wenigsten von allen genügen die in griechischem Geiste abgefaßten Epigramme, die sich auf 38 Großoctavseiten gleich einer wässerigen Flut ohne Beimischung kastalischen Nasses, mit Ausnahme einiger (z. B. „Der schnelle Gedanke", S. 7), ergießen, und wir müssen uns wundern, wie der sonst sorgfältig arbeitende Verf. hier nicht schnitt, sichtete, beschränkte. Er muß es uns zu Gute halten, daß wir sie nicht sämmtlich gelesen und die besten etwa ausgehoben haben. Ebenso wenig ist dies hinsichtlich der darauf folgenden Elegien geschehen, die sich wie hübsche Schwabenmädchen im hellenischen Costum ausnehmen. Es weht aus denselben, so scheint es, eine mit Mühe und Noth erkünstelte Begeisterung, deren Flammen wie Strohfeuer aufflackern und dann wieder, ohne gewärmt zu haben, erlöschen. Nur Nr. 13, erotischen Inhalts, und noch einige andere machen eine ehrenvolle Ausnahme, und alle bekunden, wie mächtig und sicher ihr Dichter die Sprache beherrscht. Ganz anders dagegen ist es schon mit den Sonetten. Sie erscheinen dem Leser wie Sühnopfer für die verunglückten Epigramme und Elegien. Nicht ermangelnd der kunstgerechten Form und sentimentalen Pointe, erinnern sie lebhaft (bis auf das schwülstig-sophistische Bilderspiel, die Hyperbeln, das überschwängliche Liebesgewinsel und die schweren Reime) an den lorberbekränzten Vater alter südeuropäischen Lyrik, den Sänger der Laura. Einige schreiten geharnischt einher, andere mit dem buntgewirkten Faschingsmantel des Humors, andere mit dem durchsichtigen Gewebe der Ironie, und noch andere mit dem naßgeweinten Schleier stiller, schmachtender Sehnsucht und hoffnungsloser Klage. Schön und treffend malt der Verf. im sechsten Sonett (S. 78) seine Weise:

Welch überreicher Stoff voll holden Klanges
Sind Liebesleid und Liebeslust dem Dichter!
Es blühn, wie oft er mähe, dicht und dichter
Ihm Blumen auf der Wiese des Gesanges.
Bald preiset er das Schön' erhab'nen Ganges
Als Unterthan zugleich und höchster Richter;
Bald überläßt er sich bequem in schlichter
Form der Gewalt des menschlich schönsten Hanges.
So hab' ich dich, Geliebte, sonst besungen
Im Hirtenlied und mich emporgeschwungen
Zu weichen Elegien und stolzen Oden.
Doch, schwerer jetzt gedrückt von Amor's Ketten,
Erhebt mein Geist sich wenig nur vom Boden
Und müht sich ab in ängstlichen Sonetten.

Das 15. Sonett, in Fragen an die Echo bestehend, ist, obwol schon oft dagewesen, doch ein feines, artiges Gedankenspiel. Ein edler Zorn, der an Petrarca erinnert, wo er der schändlichen Babel als einer schamlosen Metze den Untergang prophezeit, glüht im Sonett D. (S. 89), das wir gern mittheilten, wenn nicht bessere mitgetheilt werden müßten, wie z. B. Sonett 62, S. 106:

Ein stillvertrautes Wörtchen hör' ich leise
Die Hoffnung oft zu meinem Geiste sagen;
Schnell fährt sie vor der Sehnsucht Flügelwagen
Und führt ihn aus der Arbeit dumpfem Kreise.
So geht denn an die wunderbarste Reise,
Und Keiner braucht dem Wege nachzufragen;
Bergauf, bergab, im wildsten Wege jagen
Die Rosse hin, sie kennen schon die Gleise.
Ein artig Gleichniß hast du, Lied, den Leuten
Gesungen jetzt; doch wolle ja vermeiden
Der Reise Ziel zu kenntlich anzudeuten.
Und daß du seist dem Anschein nach bescheiden,
Erfleh' mir vom Geschick Apotheose
Und Lorber nicht, statt deren eine Rose!

Unter den Sinngedichten sind viele mit glücklicher Hand geworfene, scharf treffende Pfeile, z. B. S. 118:

An den Leser.

Warum mein Sinngedicht zwei Zeilen meist nur zählt?
Zu Rosenöl und Gift das kleinste Glas man wählt.

oder ebendaselbst:

Grabschrift auf Paulus.

Hier ruht ein großer Arzt. Als er am Styx erschienen,
Rief Pluto mit besorgten Mienen:
„Jetzt ist es, Tod, um dich und um mein Reich geschehn!
Wer wird so reichlich uns mit Schatten jetzt versehn?"

Die Hyperbeln auf Bull's Nase sind doch wol zu — hyperbolisch. Indessen ist der Dichter im Gebiet des Sinngedichts ganz auf seinem Eigenthum. Viel Schönes, Ueberraschendes

und Pikantes ist in den vermischten Gedichten; Schade nur, daß der Dichter hin und wieder zu plastisch, d. i. zu handgreiflich wird und sein Humor an das Burschikose streift, wozu die Späße mit dem Schuldenmachen bei den Hebeärn gehören. Wie wahr ist: „Unterhandlung" (S. 144), wo der Geschmack der Deutschen unserer Zeit also dargestellt ist:

> Leiht, Deutsche, gütig mir das Ohr,
> Ich sing' ein neues Lied;
> Vom Herzen flammt es hell empor
> Von Tell und Winkelried.
>
> Chor.
>
> Ein guter Bürger freut sich nicht,
> Wenn Einer von Rebellen spricht;
> Gib uns ein anderes Gedicht.
>
> So sing' ich von der Wunderzeit
> Der edeln Ritterschaft,
> Wo hohe Glaubensfreudigkeit
> Geweiht die Eisenkraft.
>
> Chor.
>
> Auch dieses Thema ist nichts werth;
> Wir sind gebildet und gelehrt,
> Und hierzu viel zu aufgeklärt.
>
> So laßt mich singen von der Lust
> Der Lieb' und ihrem Schmerz,
> Wie sie, des Himmels stolz bewußt,
> Zerreißt das ird'sche Herz.
>
> Chor.
>
> Das Alles zeigt uns ein Roman
> Vom Ersten Besten gründlich an,
> Und ohnedies glaubt Keiner dran.
>
> Laßt feiern mich das Alterthum
> In seinem ew'gen Glanz;
> Der Stärk' und Weisheit hohen Ruhm,
> Der Schönheit ihren Kranz!
>
> Chor.
>
> Was kümmert Todtes uns? Doch schier
> Dich endlich schweigend fort von hier;
> Was ganz Pikantes wollen wir.

In der Zuschrift an D. (S. 172) heißt es recht wahr über das Thun und Treiben der neuesten Dichter:

> Aber welch ein tolles Streben
> Seh' ich jetzt, das mich betrogen,
> Heut'gen Tags um Ruhm zu schreiben?
> Ungelesen muß ja bleiben
> Jedermann, gewahr' ich eben;
> Sich genießt
> Jeder, und die eignen Bogen
> Blos man liest!

Die Triolette sind matt und, wie diese Form überall, ermüdend. Einer lobenden Erwähnung dagegen verdienen die „Stillleben" überschriebenen idyllisch-erotischen Phantasiespiele, zart gedachte Situationen, kleine Scenen und Tändeleien aus dem Leben und Träumen zweier Liebenden. Unter den Ritornellen, die übrigens die von Göthe angegebenen charakteristischen Merkmale nicht tragen, spricht ein einziges (S. 195) an, welches, wie sehr viele der hier gegebenen Lieder, die Anfangsworte als Ueberschrift trägt: „So Vieles hätt' ich dir zu sagen u. s. w." Wir bedauern, daß wir das kleine Meisterstück nicht mittheilen können. Die Uebersetzungen endlich werden durch ein dem Ref. wenigstens nicht verständliches Sonett eingeleitet. Die griechischen Epigramme sind wohlgelungen; doch das unzählige Male übersetzte Fragment aus einer Liebesode der Sappho hat auch hier keine Vorzüge. Die Oden aus Horaz, die Elegien aus Properz und die Heroide aus Ovid lassen sich gut lesen; nur an Petrarca hätte sich der Uebersetzer nicht wagen sollen. Zu den zarten Gedankenspielen dieses Dichters kommen noch die besondern Schwierigkeiten der Form durch so mannichfaltige Sprach-, Vers- und Reimkünste, welche eine befriedigende Uebertragung so schwer machen, daß bis heute nur Wenige dem Ziele nahe gekommen sind und Keiner es erreicht hat.

10. Poetische Versuche von Winfried. Altona, Aue. 1834. Gr. 12. 18 Gr.

Diese, Schmidt von Lübeck dedicirten, correct auf Velinpapier gedruckten, wohlgefeilten poetischen Ergüsse erinnern gar lebhaft sowol hinsichtlich der Wahl der besungenen Gegenstände wie der Manier und des Versmaßes an die alte deutsche Schule, die, nachdem Göthe schon längst eine neue Bahn betreten und die Romantiker gesungen hatten, immer noch ihre Zöglinge und Bebauer erhielt, noch heute hat, ja vielleicht noch lange haben wird. Ihr Verf. ist kein Mann vom Fach; er steht in der Reihe der Dilettanten und gehört zu jenen Freunden und Sängern, deren Musenliebe so unverwüstlich ist, daß ihnen der Tod erst das Plectrum aus der erstarrenden Hand zu reißen vermag. Schon vor 16 oder 18 Jahren gab er einen Musenalmanach heraus, der, ausgestattet mit Gaben einiger bekannten Dichter, bona mixta malis bot und in einem äußerst bescheidenen Gewande auftrat. Die Beiträge des Herausgebers sind in demselben Geist und Ton abgefaßt wie die in vorliegender Sammlung: klar, verständig, gehalten. Möge der wackere Winfried (sein wahrer Name ist Hinsche, und er lebt zu Bergedorf bei Hamburg) noch lange seine Freude am Bilden gemüthlicher Lieder haben; kein Splitterrichter verkümmere ihm dieselbe, indem er die Versuche unter sein Vergrößerungsglas legt, um mit boshafter Aufmerksamkeit zu erspähen, ob alle Probe halten und echte Perlen aus des kastalischen Quells Tiefe sind. „Et ego in Arcadia" ist hier ein Sonett überschrieben. Bleibe ihm das Arkadien seiner Musenliebe, in welchem er so lange seine kleine Domaine bewirthschaftet hat; möge es ihm stets frische Wiesenblumen tragen!

11. Vermischte Gedichte von G. A. Lambeck. Marburg, Elwert. 1833. 8. 8 Gr.

An die vielen Dichter, die bereits unser Vaterland zählt, schließt sich Hr. L. an, der, wie er in einem Vorworte versichert, bisher blos im Stillen sich und einigen Freunden sang und auch nicht vorhatte, einem Publicum zu singen, das schon von so vielen Seiten allerlei harmonische und disharmonische Töne hört. Warum blieb doch Hr. L. diesem Vorsatz nicht treu? Warum ließ er sich durch Freunde bestimmen, diese Gedichte drucken zu lassen? Was kann er damit gewinnen? Geld! Ein Verleger bezahlt Verse schlecht. Celebrität? Wir zweifeln, da wir hier überall das Gewöhnliche finden. Eins der letzten Gedichte: „Weihnachtsfreude", ist nicht ohne Gefühl. S. 19 kommt vor: „Ich bin mich des Lebens bewußt" und S. 46 tönt's zwölfmal vom „schwindelnden Thurm".

12. Karl Gössel's Gedichte. Hamburg, Schuberth und Niemeyer. 1834. 12. 12 Gr.

Diese Verse sind unendlich schlechter als die des Vorbenannten. Schon das erste Gedicht: „Am Grabe meines Vaters", gewinnt kein Herz; der Verf. zeigt sich unfähig, die Sprache zu beherrschen; Sechs- und Fünffüßler stolpern und keuchen gewaltig, und den echtelegischen Geist vermissen wir ganz. Mit der nächstfolgenden Gabe geht's nicht besser. Hat sich da der Leser durch widrige Härten und Hiatus hindurchgearbeitet, weiß er am Ende doch nicht, was der Dichter haben will. Nr. 3: „Die entflohene Jugend", ist eine holperige, unverständliche, selbst Unsinn sprudelnde Reimerei, die uns glauben macht, der Verf. liefere hier sein Erstlingsproduct. Unmöglich kann an dem Folgenden etwas sein. Wir können das Urtheil mit Auszügen nicht belegen, indem wir es nicht über uns gewinnen konnten, weiter zu blättern. Kein Vorwort gibt Kunde über des Verf. Wohnort und Verhältniß; statt desselben findet sich ein Subscribentenverzeichniß der Einwohner Ratzeburgs. Die Gutmüthigen! Daß auch nicht Einer in ihrer Zahl war, der Hrn. G. liebevoll und schonend den Rath gab, sein Fabricat blos im Manuscript den Freunden vorzulesen!

13. Eduard Lafitte's Gedichte. Dresden, Arnold. 1834. 8. 6 Gr.

In Rhythmus und Reim gegossene, der Prosa sich zuneigende, schwächliche, aphoristische, hundertmal dagewesene Productionen auf 38 Seiten.

(Der Beschluß folgt.)

Der König. Ein Roman von A. J. Groß-Hoffinger. Zwei Bände. Stuttgart, Brodhag. 1835. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Ein geistvoller Mann sagt irgendwo: Für einen Kammerdiener gibt es nicht deshalb keinen großen Mann, weil es überhaupt keinen großen Mann gibt, sondern deshalb, weil jener der Kammerdiener ist. Wer kein Organ hat, das Vernünftige, das Große wahrzunehmen, dem erscheint die Welt natürlich als aus Unvernunft und Kleinlichkeit allein zusammengesetzt. Der Verf. dieses Romans zeigt in demselben, daß er die Welt durch ein solches Verzerrglas ansieht; Alles, was er dem Leser vor Augen führt, hüllt er vorher in die schmuzigen Lumpen seiner Erbärmlichkeit. Um zu zeigen, wie er die Geschichte handhabt, wird folgende Stelle genügen. Bd. I, S. 188, drückt der Verf. seine Ansicht über Friedrich den Großen in folgendem Gespräche aus. „Und wer bist du, boshaft hämisches Gesicht mit den glotzenden Augen, den gefurchten Wangen und dem unverkennbaren Ausdruck despotischen Trotzes und hartnäckiger Gesinnung?" — „Ich bin der Schatten eines Mannes, der mit einem sehr gewöhnlichen Verstande und mit Nachahmung fremden Beispiels, durch einige zweckmäßige Reformen und die glücklichen Schlachten meiner Feldherren, endlich durch unwürdige Intriguen und Cabalen gegen auswärtige Höfe den unverdienten Ruhm der Größe erworben hat. Ich stamme aus königlichem Geblüte und erbte den Thron meines Vaters, — ein großes Glück für mich, denn sonst hätte ich mich schwerlich bis zu dieser Höhe durch eigne Kraft emporschwingen können. Eine schlechte harte Erziehung hatte mein ohnehin bösartiges Gemüth vollends verdorben, und als ich Herr wurde, ließ ich die empfundene Härte wieder Andere empfinden. Ich liebte mein untergebenes Volk nicht, ja ich verachtete es und ward ein sklavischer Nachahmer ausländischer Sitten, Einrichtungen und Manieren. Mir imponirte nur der fremde Klang, darum zog ich viele ausländische Schmarotzer an meinen Hof und ließ mich von einem derselben, einem geistreichen Manne, dem ich an geistigen Anlagen gewachsen zu sein glaubte, zum Besten haben. Die Sprache meines Landes verstand ich weder richtig zu sprechen noch zu schreiben; dagegen war mir eine wohlklingende ausländische Sprache ziemlich geläufig. Wenn ich je gezwungen war mit Leuten aus meinem Volke zu verkehren, so war meine Sprache stets übellautend derb und pöbelhaft. Treulosigkeit und Bosheit waren Hauptzüge meines Charakters. Ich hielt meine Verträge nie, wenn mir deren Erfüllung keinen Gewinn brachte, und durch meine Intriguen mit einer verschmitzten Nachbarkönigin brachte ich es dahin, daß ein ritterliches und edles Volk an meinen Grenzen seine Selbständigkeit verlor und sein Land zwischen drei Herren getheilt wurde. Ebenso gelang es mir durch schändlichen Verrath und einen ungerechten Krieg gegen ein hartbedrängtes Nachbarreich ein Stück Landes zu erobern, das meinen Staat besser arrondirte und seine Hülfsquellen vermehrte. Die Triebfeder aller meiner Handlungen war niedriger Eigennutz und Herrschsucht. Das Leben meiner Unterthanen achtete ich nicht höher als das von Hunden, mit welchen ich sie nicht selten verglich, und kein blutiges Opfer war mir zu groß, wenn ich dadurch meinen Zweck erreichen konnte. Alle Fürsten damaliger Zeit verachteten mich wegen meiner niederträchtigen Gesinnungen, wegen meines Atheismus, der durch keine moralischen Grundsätze unschädlich gemacht wurde; nur mein verblendetes Volk verehrte mich wie einen Götzen, weil ich manche miserable Gesetze verbesserte und in vielen Fällen eine Art strenger Gerechtigkeit übte, welche lediglich auf meine Willkür begründet war. Die raschen Fortschritte, welche die Menschheit damals machte, rissen auch mein Volk mit; aber alles Gute, was daraus entstanden war, wurde auf meine Rechnung geschrieben. Dennoch waren meine Talente nichts weniger als ungewöhnlich. Meine Eitelkeit war ebenso groß als meine Bosheit. Sie verführte mich zum Versemachen und zur Abfassung vieler Schriften, welche die Menschen hinreichend aufklären konnten über meinen Unwerth. Sie werden auch jetzt nach ihrem Werth geschätzt und von Vielen nur als eine unbedeutende Curiosität aufbewahrt, da es unmöglich ist, aus ihnen Weisheit zu schöpfen. Ich war ein großer Verbrecher, ein Thor und ein Narr zugleich."

Wie diese Worte einen einzelnen großen Mann behandeln, so verhält sich der ganze Roman gegen die Menschheit überhaupt. Denn der Verf. gibt nicht etwa nur wie viele andere schlechte Schriftsteller ein Gemisch von Verkehrtheiten und Schlechtheiten für ein Kunstwerk aus, sondern er bemüht sich ausdrücklich zu beweisen, daß dies die Natur des Menschengeschlechts sei, daß alle menschliche Tugend nur leerer Schein, die absolute Niederträchtigkeit aber die wahre Natur der Menschheit sei, und diese Ansicht macht er nicht etwa mit jenem Ingrimm, mit jener Verzweiflung geltend, welche dieselbe einem einigermaßen menschlich-fühlenden Gemüthe einflößen würde, vielmehr schmückt er dieselbe mit großem Behagen aus und ruft am Schlusse des Buches dem Leser zu, die Moral desselben sowie überhaupt alle Moral laufe darauf hinaus: „Thut, was ihr wollt und könnt, und Alles ist wohlgethan". Und doch äußert sich hier nicht etwa die stählerne Frivolität eines Mephistopheles, sondern weiter nichts als die mattherzige Miserabilität eines unwissenden stumpfsinnigen Stubengelehrten.

Indem wir verwundert fragen, wie ein Mensch zu einer so ganz unwürdigen Anschauungsweise kommen könne, gibt eine andere Stelle des Romans, welche uns neben dem Ekel auch Mitleid einflößt, einigen Aufschluß hierüber.

(II, 134.) „Bisher war Secundus allen Fallstricken der Liebe entgangen; als Jüngling floh er die Weiber aus Scheu und Geringschätzung, ja er haßte sie, denn ein paar zänkischer Xantippen im väterlichen Hause, seine Mutter mitverstanden, hatten ihm das ganze Geschlecht verleidet. In der That haben die Weiber, namentlich wenn sie sich im Mittelalter des Lebens befinden, für jeden unschuldigen Knaben, der schon einiges Selbstgefühl besitzt, etwas ungemein Widerwärtiges, welches nur von einer so starken Empfindung wie der des Geschlechtstriebes in der Folge überwunden werden kann. Im väterlichen Hause lernt er gewöhnlich zuerst und weit früher als Tugenden die allerwiderwärtigsten Eigenschaften der Weiber kennen. Die eifersüchtige Eitelkeit und Putzsucht, welche der Nachbarin jedes reine Kleidungsstück mißgönnt, die böswillige Klatscherei, welche ihm Züchtigung und kränkende Reden einbringt, die nimmersatte, nimmer zu stillende Zanksucht, welche ihm seine Freuden verdirbt, endlich zudringliche und ekelhafte Liebkosungen übertragener Weibstücke sind in der Regel die ersten Erfahrungen des Knaben in Bezug auf das andere Geschlecht."

Unglückselig ist Der allerdings zu nennen, welchen seine Erfahrung zu Betrachtungen dieser Art berechtigt, und seine Fehler sind freilich nicht ihm allein anzurechnen. Es fragt sich aber allerdings auch, wieviel von diesen Erfahrungen auf die eigne milzsüchtige Erbärmlichkeit des Erfahrenden abzurechnen ist.

So viel über die Grundansicht, welche sich in dem Romane ausspricht; die Art, wie diese Ansicht durchgeführt ist, entspricht derselben vollkommen. In Beziehung auf äußere Form ist übrigens, wie schon aus den bereits mitgetheilten Proben erhellt, eine gewisse Schreibfertigkeit dem Verf. gar nicht abzusprechen; aber in jeder andern Beziehung ist das Buch so beschaffen, daß man auf jeder Seite über das daselbst aufgetischte Gemisch von Albernheit und Unverschämtheit erschrickt. Wenn der Verf. rohe Menschen und gemeine Scenen schildert, so befleißigt er sich zwar der allergeschmacklosesten Pöbelhaftigkeit, welche er für Naturwahrheit ausgeben möchte; aber diese Stellen des Buches sind dennoch

beiweitem die besten. Wahrhaft fürchterlich dagegen wird der Verf., wenn er zarte Scenen schildern will. Er trägt dann eine erheuchelte künstlerische Begeisterung zur Schau und überschüttet den Leser mit nichtssagendem Schwulst, woraus der Faun ungeschlacht hervorblickt. Beispiele dieser Ungeschlachtheit wären viele anzuführen, und um dieselbe ganz zu veranschaulichen, müßten deren wenigstens ein Dutzend angeführt werden, weil ebenso viele verschiedene Arten der Roheit hier zu finden sind. Aber diese Blätter können ihre Spalten dergleichen nicht öffnen, und ich führe nur eine Stelle an, in welcher der Verf. ganz besonders zart zu sein gedenkt. Die Heldin des Romans nämlich, welche der Verf. ausdrücklich „als eine der Besten ihres Geschlechts betrachtet wissen will", und welche auch wirklich, einigen Ehebruch abgerechnet, sich leidlich tugendhaft verhält, hat ihrem Liebhaber eine nächtliche Zusammenkunft verstattet, weil er gedroht hatte, im entgegengesetzten Falle sich todtzuschießen. Dabei aber hat sie beschlossen, in dieser Zusammenkunft durchaus nichts zu thun, was ihren Pflichten als Gattin eines Andern zuwider sei, und um in dieser Beziehung recht sicher zu gehen, empfängt sie ihn mit folgenden Worten: „Und was willst du von mir, Ungestümer, in dieser Stunde", und erröthend setzte sie hinzu: „an diesem Orte?" (Der Ort ist das Schlafgemach der Heldin.) „Wohl gesteh ich's, ich bin ein schwaches Weib und kann dir in nichts widerstehen; daß dein Fuß diesen Boden berührt, — ist ein von mir verschuldetes Verbrechen, aber besinne dich u. s. w." Gleich darauf bittet sie ihn, er solle ja ihre Schwäche nicht misbrauchen, ja keinen Angriff auf ihre Frauenehre unternehmen, und das Alles, ehe er noch die geringsten Anstalten zu einem Unternehmen der Art gemacht hat. Das sind die Süßigkeiten, die zarten Partien des Romans; nun kann man allenfalls schließen, wie der Verf. sich ausnimmt, wenn er roh sein will. Uebrigens recensirt der Verf. sich selbst in einer Nachschrift auf eine sehr charakteristische Weise. Er rühmt sich, „die Gefühle des Lesers auf die Folter gespannt, seine Meinungen und Vorurtheile mishandelt, seine Erwartungen getäuscht" zu haben. „Ich sehe Sie", fährt er zum Leser gewendet fort, „blaß, mit hohlen Augen, gähnend, unmuthig vor mir. Was in dem Buche gut ist, hat sie nicht interessirt, was darin leichtsinnig erzählt ist, hat sie erschreckt, erzürnt, gekitzelt, aber moralisch entrüstet. Ich sehe mondsüchtige Damen, welche, durch diese Fülle von Greueln entnervt, abgemattet, welche halb ohnmächtig die schauderhafte Geschichte von sich werfen und den Einbruch der Nacht fürchten, die ihnen die Fratzenbilder des Dichters vorführen dürfte. Ich sehe ehrbare Spießbürger, welche das Buch nur zur Hälfte gelesen haben und eilen das Satanswerk aus ihrem Dunstkreise zu entfernen u. s. w." Dies Alles hat der Verf. gewollt, aber nicht eben vollständig erreicht. Entrüstung flößt er allerdings jedem Verständigen und Wohlgesinnten ein; aber schwerlich möchte irgend Jemand durch „diese Fülle von Greueln" entnervt, abgemattet, mit Entsetzen erfüllt werden; denn diese Greuel, welche allerdings hier reichlich zu finden sind, werden durch die plumpe Uebertreibung des Verf. zu lächerlichen Fratzen. Aber auch lachen kann man nicht recht über sie; man wird durch Ekel daran verhindert.

Es gereicht der Gegenwart zur Schmach, daß solche Bücher gedruckt werden. Wenn unsere Zeit Bildung und Ehrgefühl hätte, so würde die öffentliche Meinung alle Diejenigen, welche zur Veröffentlichung eines Machwerkes dieser Art behülflich sind, mit Verachtung strafen, und die Censur würde dergleichen Pasquille auf die gesammte Menschheit noch strenger unterdrücken als Schmähungen auf einen Einzelnen. Im Mittelalter war den Juden verboten, den Turnieren zuzuschauen, weil man fürchtete, ihre misgünstigen Blicke würde die Freude und die Achtbarkeit der gebildeten Gesellschaft vergiften. Leuten wie Hr. Gr.-H. sollte verboten sein, die Welt überhaupt anzusehen, damit sie sie nicht durch ihre Basiliskenblicke entweihen. 6.

Notizen.

Das „Journal de Liège" gibt in Betreff der so oft und doch bisher so erfolglos in den Paragraphen der Gesetzgebung verpönten Duelle eine interessante Weisung, die Seitens der Regierungen einige Beherzigung verdient. Es schlägt nämlich vor, die Duellanten künftighin nicht mehr mit körperlichen und Freiheitsstrafen, sondern mit Geldstrafen zu belegen, die sich in gewissen Fällen sogar bis auf die Hälfte des Vermögens des Verurtheilten erstrecken dürften. Als gute Gründe für diese Maßregel führt sie an: Weil diese Art von Strafe nichts Entehrendes hat, weil sie ferner in unsern praktischen und geldlustigen Zeiten (dans un siècle aussi positif que le nôtre, où l'on tient si fort à l'argent) sehr empfindlich sein würde, und weil die Richter selbst bei Verurtheilung des Angeschuldigten mit leichterm Gewissen und um so unbefangener ihr Urtheil sprechen könnten. Diesen juristisch-praktischen Gründen fügt sie zur Unterstützung ihrer Ansicht noch einen sittlichen bei: es sei nämlich der Billigkeit vollkommen gemäß, daß Derjenige, der zum Todschläger eines Menschen geworden, von welchem seine Familie dereinst Unterstützung erwartet, gehalten sei, dieser ihre Existenz zu sichern, was man freilich nicht als ein unbedingt entschädigendes Schmerzengeld ansehen dürfe. Der Begründer dieser Ansicht sagt ferner, daß, wenn auch diese Maßregel diejenigen Duelle nicht verhindere, welche durch eine tief verletzende und auf keine andere Weise zu tilgende sittliche Kränkung (par un courroux légitime) veranlaßt wäre, sie doch gewiß den endlosen Raufereien Einhalt thun würde, die besonders auf Akademien von reinen Lappalien herrühren. Unleugbar hat diese Ansicht von einer so vielfach und so vergeblich besprochenen Sache Vieles für sich; nur möchte bei ihrer Geltendmachung die Hauptschwierigkeit daran liegen, daß eben bei jenen Raufern, Renommisten und Händelsuchern, die während ihres Trienniums aus einem dummen Point d'honneur sich todtschlagen, eine Geldstrafe wenig fruchten würde, weil sie eben größtentheils kein Geld haben und so mit größter Ruhe das jus casterum für sich in Anspruch nehmen würden; und die bemittelten Aeltern oder Verwandten der Wenigen, die etwas haben, für diese büßen zu lassen, wäre doch gewiß eine ebenso große Ungerechtigkeit. Hier müßte also unstreitig ein anderer Ausweg ermittelt werden.

In Paris ist von der Feder einer Dame ein neuer Roman unter dem Titel: „Une Pythonisse contemporaine", erschienen, dessen Tendenz gegen die heutzutage wieder häufiger werdende theosophische Schwärmerei und Seherei und gegen den weiblichen Sibyllinismus gerichtet ist. Die Verfasserin erzählt die Geschichte eines jungen schönen Mädchens aus den höhern Ständen, welche einer jener Sibyllen in die Hände fällt und durch abergläubische Verehrung ihrer wüsten Orakelsprüche von Verworrenheit zu Verworrenheit und endlich zu Schuld, Elend und Verbrechen geführt wird. Der Roman macht durch seine lebhafte Darstellung und interessante Verwickelung viel Glück.

Das Verzeichniß der Waaren, welche die pariser Mäkler zuweilen den lockern Söhnen guter Familien gegen Wechsel überliefern, würde ein eignes Capitel in der Geschichte des Lächerlichen (zugleich auch Empörenden) abgeben können. Ein junger Mensch empfing einst auf seine Verschreibung zwei Bären und ein Kameel, die er, Gott weiß wie, als fressende Capitale an den Mann gebracht haben mag. Ein anderer nahm eine Quantität eichner Särge und Papageienbauer an. Bei einer der neuesten Sitzungen des pariser Handelsgerichts wurde gegen einen Schüler des Rechts fünfjährige Gefängnißstrafe erkannt, weil er seinem Gläubiger, der ihm zwei Mumien, 300 Billardqueues und einen kranken Affen gegen Wechsel geliefert hatte, nicht Zahlung leisten konnte. Warum hat man aber den verwünschten Mäkler nicht 10 Jahr lang auf die Galeeren geschickt? 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 90. —— 31. März 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 89.)

14. Epigramme von Ludwig Pape. Hamburg, Schuberth und Niemeyer. 1833. 12. 6 Gr.

Auf 36 Blattseiten, gekleidet in ein dünnes, farbiges Duodezröcklein, fließen sie sanft dahin wie ein Erlenbach durch Wiesen, verkünden ein reines Gemüth und eine edle Sprache. Nr. 1 läßt sich anmuthig und bescheiden also vernehmen und erregt Lust zum Weiterlesen:

> Fehlt auch der schneidende Werth und der witzige Schimmer des Demants,
> Dürfen als Perlen wir auch, selbst auch als heimische nur,
> Nicht das prüfende Auge versuchen; wir gelten genug schon,
> Lies't jungfräuliche Hand nur als Korallen uns auf.

15. Lieder und Elegien von Ludwig Pape. Celle, Schulze. 1834. Gr. 16. 16 Gr.

Das aus Tibull genommene, auf dem Titelblatt befindliche Motto: „Adsitis, neu vos a paupere mensa Dona, nec e puris spernite fictilibus", soll unbezweifelt dem Leser im Voraus den Standpunkt angeben, von wo aus er die Lieder und Elegien zu betrachten hat, und was er etwa erwarten kann; es wird aber mehr und Besseres geboten, und wird der Leser nicht eben zu einem Lucull'schen Schmause geführt, setzt er sich doch nicht an einen ärmlich besetzten Tisch; und erhält er auch — nach einem etwas verbrauchten Recensentenausdruck — keine goldenen Aepfel in silbernen Schalen, so wird ihm doch eine erquickliche, wohlschmeckende, stärkende Kost; denn sämmtliche Lieder sind hervorgegangen aus den Elementen jenes Gefühls von Heiterkeit und Zufriedenheit, das tief und unzerstörbar in dem Boden des echtfrommen Sinnes wurzelt, aus dem Gefühl der Sehnsucht, welche die Gestalten der Zeitlichkeit zwar nach ihrem wahren Werthe zu würdigen weiß, doch das Wechsellose hinter dem dunkeln Vorhang, der zwischen Diesseit und Jenseit gezogen ist, mit glühendem Hoffnungsblick betrachtet, und endlich aus dem tiefen Schmerz um geliebte Vollendete, der alle Spuren innerer Wahrheit trägt; ja, wir glauben, selbst gewisse Nuancen in der Darstellung dieses Schmerzes zu entdecken, denn anders tönt die Klage um die vorangegangene Mutter, wo sie wie die weichste Saite der Aeolsharfe tönt; anders um die früh vollendete Geliebte, wo der Schmerz bilderreicher, tiefer, wir möchten sagen hart wie des Grabes Marmor ist; anders wieder um den geliebten Bruder, dem besonders hier mehr als ein trefflich gearbeiteter Denkstein gesetzt wird. Er hieß Samuel Christian Pape, starb 1817 als Prediger zu Nordleda im Lande Hadeln, und das ihm durch Musengunst verliehene elegische Saitenspiel erwarb ihm Fouqué's Freundschaft. Letzterm sind daher auch diese Elegien und Lieder von Ludwig Pape dedicirt. „Weine", sagt er S. 22 in einer Abendphantasie,

> Weine dem Bruder, o weine des Hauses zerschlagener Laute!
> Stumm auf dem düsteren Sarg liegt das verwaisete Spiel.

Vieles ist ausgezeichnet, Weniges mittelmäßig, Nichts schlecht. „Der Wechsel" (S. 10) ist ein echtes Lied; „Sophie" (S. 36) ist ein zarter Liebeshauch, der auf einem rhythmischen Fittich schwebt, wie er kaum zweckdienlicher gewählt werden kann; schön, echtreligiös und rührend ist die Schlußstanze (S. 59) aus: „Der Blinde"; „Schwermuth" (S. 61), an einen Freund, ist herzlich und tiefempfunden; den echten Charakter des Liedes trägt auch (S. 76): „Die Sterne", wie (S. 81) „Das Wanderlied"; ist nicht Alles Dichtung in „Andenken an die Mutter" (S. 96), so verdankt ihr der edle Sänger seinen frommen Sinn, und sie verdient es, in so schönen Liedern, wie (S. 98 und 99) „Die Sterbende und ihr Grab", besungen zu werden. Als Probe über Ton und Geist der Lieder finde hier das (S. 76) befindliche Lied: „Die Sterne", einen Platz:

> Ihr leuchtet noch aus reiner Bläue
> Mit ungetrübter Silbertreue
> Auf meine Erdenbahn herab,
> Und euer Blick, er soll mich leiten,
> Bis ihr aus unbegrenzten Weiten
> Beleuchtet mein verborgnes Grab.
>
> Wenn am Verstand das Herz sich irrte
> Und in Begriffen sich verwirrte,
> So löstet ihr den Widerstreit;
> Ward mir die Menschenwelt zu enge,
> Ich sah zu euch aus dem Gedränge,
> Und Welt und Herz ward wieder weit.
>
> Umspülte mich der Weltlust Welle,
> So blickt' ich auf in eure Helle,
> Und alle Sinne wurden rein;
> An eurer Kuppel stand's geschrieben:
> Die Seele muß den Himmel lieben,
> Will sie im Himmel selig sein.
>
> War nebelhaft das Aug' umflossen
> Und ihm das Bibelbuch verschlossen,
> Ich badet' es in euerm Licht,
> Und bald zur Klarheit war's genesen,
> Und heiter konnt' es Alles lesen,
> Was Gott zu Menschenkindern spricht.
>
> O strahlet eure Himmelskunde
> Auch einst in jene Schattenstunde,
> In welcher meine Seel' entflieht,
> Daß dann ein selig Himmelsahnen
> Aus Körperhüll' und Erdenbahnen
> Mit ihr zu euch hinüberzieht.

16. Cäsar von Lengerke's Gedichte. Königsberg, Bon. 1834. 8. 20 Gr.

Wenn es in einem Walde zur Frühlingszeit von allen Zweigen tönt, so würdigt der Lauscher, durch die vielstimmige Harmonie betäubt, dem Liede des vorzüglichsten der gefiederten Sänger mindere Aufmerksamkeit und prüfende Beachtung. So

möchte es in unserm mit Sängern aller Art angefüllten Vaterlande leicht dem wackern Sänger dieser Lieder gehen, dessen Namen wir bisher noch nicht nennen hörten, dessen Bekanntschaft wir uns aber aufrichtig freuen, und dessen Talent sorgfältiger Beachtung werth ist, wie wir ihm denn auch dessen fernere Ausbildung dringend anempfehlen. Introite et heic Dii sunt! Denn hier ist bewegliches, sich an jede frohe und traurige Brust innig anschmiegendes Gefühl, eine kühne, nie kränkelnde, stets in geziemenden Schranken gehaltene Phantasie, ein glücklicher, lyrischer Takt, der das wahrhaft Schöne aus dem bewegten Menschenleben wie im Mikrokosmus das Individuum sich erwählt und in gefälligen Formen darstellt, eine tiefe, von allem Nebeln und Schwebeln, wie von weinerlichen Phrasen durchaus freie Sehnsucht nach Dem, was dahinfloh und versank, und nach Dem, was unerreichbar jenseit des Horizonts irdischen Schaffens und Besitzens liegt, eine scharfe Reflexion, die einen sichern, psychologischen Scharfblick bekundet, und die in leichten lyrischen Ergüssen selten so wie hier auftritt und darum um so mehr reizt und anzieht. In den 64 uns gebotenen Gaben ist — und das will in unserer Zeit viel sagen — kein gelbes Blatt, keine kränkelnde Blüte, keine wurmstichige Frucht. Gleich das erste Lied führt uns in die Wonne der Kindheit, unter die Waldbäume, wo der träumende Knabe den Wolkenzügen nachschaut, wo eine luftige Geisterhand die Sonnenstrahlen ausstreut und die Lüfte wundersame Klänge geben. Doch Ahnungen und Träume verklingen. Der Knabe wird zum Jüngling, verläßt den Wald und findet ihn, ach, mit seinem Frieden und seinen Himmelsträumen im Leben nimmer wieder! Dieser frühe Verlust haucht in die Mehrzahl der folgenden Lieder eine süße Melancholie und schmerzliche Sehnsucht nach Dem, was die Erde nicht hat und bieten kann. Die Eigenthümlichkeit der Aeußerung dieser Sehnsucht kündet uns (S. 14) „Das Gefühl ohne Deutung":

Der Nachen zieht in sanftem Gleiten
Durch Wellenschlag und Abendluft.
Die Ufer schwinden an den Seiten
Und mich umathmet Himmelsluft.
Da richt' ich in die weiten Höhen
Stillsinnend meinen Blick hinein,
Und kann nicht deuten, nicht verstehen
Die unnennbare Lust und Pein.

O Himmel, der in goldnen Strahlen
Du freundlich auf mich niedersiehst,
Nie glückt es mir, die süßen Qualen
Der Sehnsucht, wenn du mich durchglühst,
Was in mir lebet, ganz zu sagen,
So ganz, was mich bei dir bewegt,
Wenn mich's in hellen Frühlingstagen
Weit über Stern und Wolke trägt.

Es wohnt in stillen Herzenstiefen,
Wohin sich keine Schuld verlor,
Und alle Erdenstimmen riefen
Und lockten's nicht aus mir hervor.
Ein Herz nur, ganz mit mir verbunden,
Nur ein Gemüth, geprüft und klar,
Das mich verstanden und empfunden,
Nimmt des Gefühles Nähe wahr.

Variationen auf dieses Thema sind (S. 24): „Unbekanntes Ziel", S. 28: „Die Töne aus der Ferne" und S. 31: „Die stille Herberge", wo Ruh im Grabe das Sehnsuchtsziel ist. Wie voll tiefer, schmelzender Empfindung ist (S. 59) „Mein Frühling", wo der Dichter vom Mai auf die milden Nächte voll Mondlicht verwiesen wird, um da zu weinen; wie elegischsüß „Heimweh", welches wir uns nicht entbrechen können mitzutheilen:

Aufs Gebirg bin ich gegangen,
Schaue lang und unverwandt
Mit verzehrendem Verlangen
Nach dem fernen Vaterland;
Strecke sehnend meine Hände
Nach der Heimat aus und sende
Wort und Gruß zu dir, zu dir!

Wie der Schiffer wol mit Küssen
An die Brust die Blume nimmt,
Die, vom Uferstrand gerissen,
Noch zuletzt herüberschwimmt,
Hab' ich aus den Zeitenwogen
Die Erinn'rung aufgezogen,
Eine Blüt' vom fernen Strand.

Ach, es baut sich keine Brücke,
Und kein Segel wird geschwellt,
Und der Pilger hebt die Blicke
Von der abgeschied'nen Welt,
Winkt die Schattenbilder wieder
In die frühen Gräber nieder
Und zieht einsam thalhinab.

Doch nicht Alles in der Sammlung athmet die Klage ungestillter Sehnsucht. Der Dichter kostet auch den Freudenbecher der Wirklichkeit und pflückt die Blüte des Moments. S. 46: „Genuß der Gegenwart":

Freude! dir bebt selbst der Nerv' im Wurme,
Trägst den Geist zu einer Sternenwelt,
O errege denn zum frohen Sturme
Diese Brust, die dir entgegenschwellt.

Selbst ein köstliches Trinklied wird uns (S. 90) mit der Ueberschrift: „Der Frühling in seiner Haft", geboten; köstlich, obwol die gewöhnlichen Trinkliedsphrasen nicht darin spuken. Da springt der vom Herbst hartbehandelte Frühling in die Weinkufen, und wir trinken ihn unbewußt mit ein, wenn wir die Becher leeren. Die zartesten Phantasiespiele umgaukeln den Sinn in „Mein Herz" (S. 79), in „Der Verräther" (S. 80), und in „Glück im Wahn" (S. 82), wo die Nachtviole liebeglühend nach einem Sterne schaut und eine Thräne in ihren Kelch weint; des Sternes Glanz fällt aber in diese Thauperle schimmernd und blitzend; da schließt sie eilig den Kelch in dem süßen Wahne, sie halte ihn gefangen. Am Schluß des Liedes vergleicht sich der Sänger der Blume, der wie sie verschmähte Liebe zu beklagen hat. Vier Sonette, von S. 86—89, aus dem erotischen Gebiet sind voll zarter Schwärmerei und können ihre Wirkung nicht verfehlen. Es gibt Geister und poetische Gemüther, durch deren Leben der Strom der Poesie nur Ein Mal hinrauscht und die mit einigen hundert Liedern den Fünkelsaft ihres innern Lebens für immer verspritzt haben; bei Cäsar von Lengerke ist dies jedoch wol nicht der Fall: man hört es am Rauschen dieser Lieder, daß ihr Strombett zu viel Tiefe hat, als daß ihr Quell so bald versiechen und es an Wellen- und Wogengesäusel fehlen könnte; er gebe also mehr, und wir werden uns des Rauschens aus der Tiefe neu erfreuen!

17. Das Schweizerland. Gedicht von H. E. Locher. Zürich, Schulthess. 1833. Gr. 8. 15 Gr.

Nicht ohne Vergnügen haben wir diese in reimlosen, größtentheils fünffüßigen Jamben abgefaßte Beschreibung des Schweizerlandes gelesen und machten während der Lecture die Bemerkung, daß deren Verf. zwar keine großartige Phantasie besitzt, der Reiz des Gegenstandes selbst jedoch so groß sei, daß es derselben nicht bedürfe, wenn die Darstellung nur Treue und Natürlichkeit zeigt; und einfältig, treu und wahr ist sie. Die Reize jeder Jahreszeit werden uns hier geschildert. Nach einem bescheidenen Vorwort, in welchem diese Blätter dem Vaterlande und der Vaterstadt (Zürich) geweiht werden, führt uns der Dichter in das Thal, wo die Frühlingssonne das Eis löst und See und Fluß überschwillt; früheste Lenzerscheinungen vom Hochgebirg; Erinnerung an das Dörfchen Mühlthal am Wallenstädtersee, wo der Verf. lange lebte; die Linth; Andenken an Escher von der Linth; der Fönwind; Gegend um Zürich; Andenken an Geßner. Der Sommer naht und lockt zur Alpfahrt, an den Utoberg und nach verschiedenen maleri-

schen Gegenden an der Limmath; Mineralquellen des Landes; Schilderung des Steigens der Gewässer im Sommer; der Rheinfall bei Laufen; Waldnachtkühle; Schilderung der Alpen; Interlachen und Lauterbrunnenthal; der Staubbach; das Haslithal; der Reichenbach; der Felsensee. Beim Lesen der Lobrede auf Bern konnten wir uns des betrübenden Gedankens nicht erwehren, wie das holde Land, welches die Natur mit tausend Reizen schmückt, jetzt von seinen eignen Söhnen zerfleischt wird; von seinen Söhnen, die seit Jahrhunderten den Ruhm unbegrenzter Freiheitsliebe und biederer Einfalt zu bewahren wußten. In einigen Stellen berührt auch das Gedicht diese Saite mit elegischem Finger, z. B.:

Wie glücklich ist das Land, das ungestört
In Einigkeit und süßem Frieden ruht,
In welchem nie das Gift des Unbestands
Die reinen Quellen jedes Wohls zerstört.

Nun werden wir in die höhere Gebirgsregion geleitet, deren Quellen, Straßen, Weiden und Eisgefilde beleuchtet werden, wobei etwas über das Entstehen der Gebirge; Blick auf die Gebirgsflora; der St.-Gotthard, sein Pfad und seine Fossilien; die Jagd der Gemse; das Reißthal; der Vierwaldstädtersee oder, wie der Verf. schreibt, der IV Waldstättersee; Luzern und der Rigi; herbstliche Schweizerscenen; die Schipf, ein Landsitz am östlichen Ufer des Zürichersees; die Weinlese; das fallende Laub. Winterbetrachtungen und das Alpgebirg in dieser Jahreszeit. Hin und wieder wird man an Thomson gemahnt, nur daß dieser phantasiereicher bildet. Die Erläuterungen am Schluß sind ebenso willkommen wie die Bezeichnung verschiedener minder bekannter topographischer Benennungen; auch ist's recht gut für den Leser Deutschlands, daß einige Ausdrücke schweizerischer Mundart, die hier und da sich zeigen und dem Gedicht eine Nationalfarbe geben, erklärt sind. Sie entstellen das Ganze nicht im geringsten.*) 108.

Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luther's, zur Erinnerung an das dreihundertjährige Jubiläum derselben im Jahre 1834, bearbeitet von Karl Albrecht Weidemann. Leipzig, Hinrichs. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

Es war ein recht zweckmäßiger Gedanke eines jungen, denkenden Theologen, als welchen sich Hr. Weidemann in der vorliegenden Schrift zu erkennen gibt, das dreihundertjährige Jubiläum der Luther'schen Bibelübersetzung zu einigen historischen Erinnerungen an die Entstehung und den Ursprung derselben zu benutzen. Bei der jetzt immer mehr ausgedehnten, mitunter fast pomphaften Verbreitung deutscher Bibeln, die es doch trotz aller Mühe, die man sich in Basel gibt, noch nicht hat der bescheidenen Canstein'schen Bibelanstalt in Halle gleichthun und den Sieg über die Bibeln aus dieser Werkstätte echtchristlichen Geistes davontragen können, war das Bedürfniß nach einer solchen historischen Entwickelung ebenfalls gesteigert worden. Denn wie Luther's Werk unsterblich lebt, so lebt auch seine in ihrer Majestät und Zartheit, in ihrer Fülle und Lieblichkeit, in ihrer Heiterkeit und Gotteskraft unübertreffliche Bibelübersetzung fortwährend im gesegneten Wirken und wird in unserm Jahrhunderte nach den Verwässerungsversuchen des vorigen in ihrer ganzen Pracht und Hoheit erkannt.

Die Arbeit des Hrn. Weidemann zeichnet sich durch jene gebildete Popularität aus, die im Bewußtsein treuer Forschung und redlicher Vorarbeiten die Resultate derselben klar und deutlich allen Gebildeten vorzulegen strebt, ohne doch dabei die Angabe wichtiger Beweisstellen und literarischer Anmerkungen zu verschmähen. Eigentlich bibliographische Nachrichten blieben ausgeschlossen; es war schwer hier nach Panzer und Ebert Neues und Vollständigeres zu geben, auch würde die beabsichtigte Popularität dabei nur gelitten haben. Dafür erhalten wir zuerst einen lichtvollen Ueberblick über Luther's biblische Sprachstudien, wo namentlich sein Verhältniß zu Melanchthon und Aurogallus hervortritt, dann über seine Grundsätze in der Schriftauslegung und bei der Uebersetzung der Bibel. Mit Recht wird hier Luther als ein geborener Uebersetzer bezeichnet und Klopstock's Wort, daß er des Vaterlandes Sprache zu der Engel und der Menschen Sprache gebildet habe, auf eine des großen Gegenstandes würdige Weise commentirt. Hierauf erzählt der Verf. die Entstehungsgeschichte der einzelnen kleinern Stücke der Bibel von 1517—22, dann der Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments in den Jahren 1521 und 1522, ferner des Alten Testaments 1522—32, hierauf der Vollendung der deutschen Bibel im J. 1534 und die fortgesetzten Verbesserungen derselben bis zu Luther's Tode. Es hat uns besonders gefreut aus Mathesius' dreizehnter Predigt die höchst interessante Stelle, wo er das literarische Zusammenwirken Luther's mit Bugenhagen, Just. Jonas, Creuziger, Melanchthon, Aurogallus und Rörer schildert, hier auf S. 66 fg. abgedruckt zu finden. Diese treuherzige Erzählung läßt uns in das Leben der wittenberger Theologen einen tiefern Blick thun, als manche lange Diatribe es zu bewirken im Stande gewesen wäre. Die letzte Abtheilung handelt von den spätern Schicksalen der Bibelübersetzung Luther's in der protestantischen Kirche. Die combinirte züricher Bibel, die plattdeutschen Bibelübersetzungen, die Uebertragungen der Bibel durch katholische Theologen werden nach ihrer Würdigkeit geschildert, dann die neuen wittenberger Ausgaben aus Hans Lufft's Druckerei, die kursächsische Normalbibel vom J. 1581, die nürnbergische Bibel, woran sich dann die Uebersicht der durch die pietistische Schule auf diesem Felde der theologischen Literatur bewirkten Veränderungen schließt. Francke's Observationen, sodann die Ergebnisse der Canstein'schen Bibelanstalt sind hier die wichtigsten Erscheinungen; der großen biblischen Bibelgesellschaft und ihrer Töchtergesellschaften wird zuletzt gedacht. Eine Charakteristik der Luther'schen Sprache schließt das Ganze auf eine zweckmäßige Weise und mit Anführungen aus den besten Schriftstellern, wie aus Grotefend, Tieck, Wachler und Teller. Vor Adelung's engem und einseitigem Maßstabe wird mit Recht gewarnt.

Die verständige Benutzung der Schriften berühmter Vorgänger macht der Auswahl des Verf. Ehre und entfernt, da er dieselben stets angeführt hat, den Verdacht eines Plagiats. Demnach ist der Eindruck, den diese Schrift auf den gebildeten Leser macht, nur erfreulich und belehrend. 14.

Vollständiges Reisetaschenbuch, oder Wegweiser durch das Königreich Baiern, von L. Freiherrn von Zedlitz. Baireuth, Grau. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine fleißige und sorgfältige Sammlung statistischer Nachrichten zeichnet dies Reisetaschenbuch vor den gewöhnlichen Schriften dieser Art aus. Ganz Deutschland, in gleicher Weise behandelt, gäbe in der That ein höchst wünschenswerthes Reisewerk, das eine Unzahl von Particularschriften desselben Gebiets entbehrlich machen würde. Offenbar hat der Verf. zu den Quellen Zutritt gehabt, welche in den höchsten Administrationsstellen zusammenfließen mochten, und er hat daraus mit Umsicht und eigner Kritik geschöpft. Die statistischen Notizen auf den 32 ersten Seiten geben hiervon Zeugniß. Hierauf gibt er auf 130 Seiten eine wohlgeschriebene Schilderung Münchens und seiner Umgebung, nebst den Reiserouten zu den größeren Städten des Königreichs, welche nicht blos Geschmack und regen Sinn für Natur und Kunst, sondern auch einen stets sichern Umblick in der Geschichte Deutschlands und seiner politischen Institute verkündet. Der dritte Abschnitt begreift die Reisen nach Wien, Dresden, Karlsruhe, Stuttgart u. s. w.; der sechste den Rhein-

*) Ein zweiter Artikel folgt im Mai. D. Red.

kreis; der siebente die Wasserstraßen des Rheins, Mains, der Donau, sowie der größern Landseen; der nennte die Bergreisen in das Rhöngebirge, den Spessart, den Steigerwald, die bairischen Alpen, das Fichtelgebirge und das bairische Waldgebirge. In diesem Abschnitte versucht der Verf. seine Feder oft mit vielem Glück in malerischen Schilderungen, wiewol ihm eine sorgfältige Darstellung Dessen, was wirklich vorhanden ist, stets die Hauptsache bleibt. Wir müssen dies strenge Festhalten an einen einmal gegebenen Zweck um so mehr anerkennen, als die Verleitung zu pittoresker Breite hier nahe lag. Im zehnten Abschnitte beschäftigen ihn die Gesundbrunnen und Heilquellen, deren Analysen, meistens nach Vogel, mit großer Genauigkeit mitgetheilt werden. Baiern besitzt solche Heilquellen des zweiten Ranges in ungemeiner Menge. Die besondern Notizen für Reisende im elften Abschnitte bilden eine willkommene Zugabe zu diesem Werke des Fleißes und sorgfältiger Nachforschung. Sollen wir etwas daran aussetzen, so ist es eine nicht sehr bequeme Eintheilung der Materien, welche die Uebersicht erschwert und statt eines Gesammtbildes viele kleine Skizzen gibt. Doch meistens wird der Reisende ja auch von den Einzelnheiten zunächst angezogen, und dem Reisenden ist dies Buch gewidmet. Ein kleines Register hilft übrigens das Zerstreute zusammenfinden; nur möchte dies ausführlicher sein. Vorzüglich gelungene Partien sind: der Tegernsee, Nürnberg, die Gebirgsreisen und der Rheinkreis, während wir in den einleitenden historischen Nachrichten über Abstammung und Ansiedelung der Baiern (Bojer) doch manche unzuverlässige Nachricht als Thatsache aufgeführt finden. Inzwischen kommt dies hier wenig in Betracht und hindert uns nicht, dies Buch, das seinem Zwecke ganz entspricht, allen wissenschaftlichen Reisenden in Baiern als das beste uns bekannte Hülfsbuch zu empfehlen. 46.

Zur Kunstgeschichte.

In London erschien unlängst als Beitrag zur Geschichte der Kunst: „Blicke auf das Leben und die Werke einiger der ausgezeichnetsten Maler, mit Rücksicht auf die Bemerkungen früherer Schriftsteller", von Nieuwenhuys. Der Verf., ein Niederländer von Geburt, hatte bei einem längern Aufenthalt zu Amsterdam in Erfahrung gebracht, daß sich in Betreff Rembrandt's viele Documente in dieser Stadt befinden, und ihm waren einzelne Fragmente aus dessen nachgelassenen Manuscripten vorgekommen. Er wandte sich deshalb an die Herren Hagen und Neuker, Comissionnaire des Insolvenzhofs, die ihm mit großer Gefälligkeit alle Documente, Register und Handschriften zukommen ließen, deren er für seine Arbeiten bedurfte. Auf diese Weise ward es dem Geschichtschreiber möglich, viele einzelne und ganz neue Details über Rembrandt'sche Werke und Lebensverhältnisse in seinem Buch mitzutheilen, die demselben ein besonderes Interesse verleihen.

Wir erfahren daraus unter Anderm, daß der so begüterte Rembrandt, der nächst Rubens unter allen niederländischen Malern der reichste war — denn er hatte durch große Sparsamkeit und manchen artistischen Kunstgriff, den man in jener Zeit nicht für verwerflich hielt, ein außerordentliches Vermögen erworben — einmal ums Jahr 1656, wo ganz Holland in Folge früherer Kriege und Parteienkämpfe in Geldnöthen war, förmlich ausgepfändet wurde. Er hatte zum Ankauf eines Hauses eine Geldsumme aufgenommen, die er nicht zurückzahlen konnte, worauf seine ganze Habe gerichtlich subhastirt ward. Das Inventarium war sehr bedeutend und nimmt, als eine der interessantesten Partien des fraglichen Buchs, volle 14 Seiten ein.

In Betreff mehrer berühmter Rembrandt'schen Bilder gibt der Verfasser nächst historischen Mittheilungen eine gründlichere Kritik als seine Vorgänger; so z. B. über jenes große Gemälde, das unter dem Namen der „Nachtwache von Amsterdam" bekannt ist und sich auf dem dortigen Museum befindet. Es stellt die Bürgermiliz von Amsterdam in ihrer nächtlichen Thätigkeit vor, ist ganz in Rembrandt's Geist mit Rauhheit, Kühnheit und markigem Strich ausgeführt und stellt ein ergreifendes Bild des kriegerisch bewegten Lebens jener Zeit dar.

Interessant ist in Nieuwenhuys' Werke die Schilderung der Versteigerung des berühmten Strohhuts von Rubens (bekanntlich das schönste Portrait seiner von ihm oft gemalten zweiten Gattin Helena Formann), welche im Jahre 1822 zu Antwerpen stattfand. Der Vater des Verf., selbst ein tüchtiger Kenner und Besitzer einer ansehnlichen Sammlung, welche später in London versteigert wurde, war eben im Begriff jenen berühmten Strohhut für 50,000 Francs zu kaufen; es wurde jedoch von einem der Erben, der das Gemälde den Nachkommen Rubens' erhalten wissen wolte, als ein unveräußerliches Gut der Familie vindicirt. Nach dessen Tode machten seine Erben in öffentlichen Blättern bekannt, daß nunmehr der Strohhut gerichtlich versteigert werden sollte. Die Auction war auf den 29. Juli (?) angesetzt und fand in dem Hause des Verstorbenen, Venusstraße Nr. 753, statt. Der Enthusiasmus und die Freude, den dies unter den Kennern erregte, übersteigt alle Begriffe; dies einzige Bild des unsterblichen Meisters setzte eine Menge Füße, Köpfe und Gedanken aus den entferntesten Theilen des Landes in Aufruhr und Bewegung. Die Gasthäuser von Antwerpen waren so mit Menschen angefüllt, die alle nur kamen, um der Versteigerung dieses Gemäldes beizuwohnen, daß mancher angesehene Mann aus der Provinz nur mit großen Schwierigkeiten ein Unterkommen in der Stadt finden konnte. Als die Stunde der Auction herannahte, wimmelte die ganze Straße von Menschen, die sich nach Nr. 753 hindrängten und stießen und gleich den Theaterlustigen in Göthe's „Faust" sich um den Einlaß fast die Hälse brachen. Wer die Ursache dieses Menschengewimmels — unter denen sich freilich auch viele blinde Passagiers befanden — nicht kannte, der mußte glauben, daß hier ein beliebtes Volksfest stattfinde. Diejenigen, welche bei guter Zeit den Versteigerungssaal erreicht, priesen sich glücklich; denn ein halbe Stunde vor Beginn der Versteigerung konnte Niemand mehr *vor* dem Hause, geschweige *in* demselben stehen. Endlich nahm die Auction ihren Anfang. Das herrliche Frauenbild mit dem classischen Strohhut ward verhüllt hereingebracht und vor den Augen der Menge entschleiert. Da erscholl ein allgemeines lautes Jubelgeschrei, und ein donnerndes Hurrah feierte den längst vermoderten Künstler in einer seiner reizendsten Schöpfungen. Das Gemälde ward Hrn. Nieuwenhuys, dem Vater des Verf., für den Preis von 35,970 Fl. zugeschlagen. Gegenwärtig befindet es sich in der sehr werthvollen Sammlung des Sir Robert Peel. 130.

Notiz.

In Macgregor's neuestem statistischen Werke: „The resources and statistics of nations etc." (London 1834), findet sich folgende Berechnung des gesammten nutzbaren Terrains von Europa und seines Ertrags:

Angebautes Terrain . .	1,563,500,162	engl. □M.
Ackerland	591,001,690	„ „
Wiesen und Weideland . .	240,002,340	„ „
Weingärten	19,484,888	„ „
Waldung	674,943,704	„ „
Kornland (Ertrag) . . .	1,993,667,300	Scheffel.
Wein	94,949,800	Eimer.
An Vieh:		
Pferde und Maulthiere . .	26,417,610	St.
Rindvieh	70,270,974	„
Schafe	170,577,220	„
Schweine	42,974,610	„
Ziegen	6,515,225	„

130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 91. —— 1. April 1835.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Turkey and its resources; its municipal organization and free trade; the state and prospects of english commerce in the East, the new administration of Greece, its revenue and national possessions. London 1833.

Unter diesem Titel hat Hr. David Urquhart (so nennt sich der Verf. unter der an König Wilhelm IV. gerichteten Zueignung) eine Reihe eigenthümlicher Beobachtungen über den politischen und commerciellen Zustand des östlichen Europas mitgetheilt, welche das allgemeine Interesse schon deshalb in hohem Grade in Anspruch nehmen dürften, weil sie grade Gegenstände betreffen, denen man bisher weniger Aufmerksamkeit gewidmet hat, und weil wir hier wirklich die Resultate eigner, tief eingehender Anschauung finden. Das Werk steht in dieser Beziehung dem bekannten Werke von Thiersch über Griechenland, worüber früher in d. Bl. gesprochen wurde, auf die würdigste Weise zur Seite. Es ist geringer an Umfang, faßt aber die berührten Gegenstände allgemeiner auf. Spricht Thiersch blos und allein von den Bedürfnissen und Mitteln der Organisation der neugriechischen Monarchie und beleuchtet er diese nach allen Seiten, so hebt Urquhart dagegen nur einzelne Punkte heraus, betrachtet sie aber in ihrer Anwendbarkeit auf die europäische Türkei überhaupt und geht dann nur am Schlusse auf Griechenland im Besondern über. Der Verf. will durchaus nicht eine erschöpfende Darstellung der osmanischen Staatsverfassung, Civil- und Finanzverwaltung geben, sondern er glaubt, daß man die krankhafte, schon seit 150 Jahren der Auflösung nahe Fortdauer des osmanischen Reiches in Europa tiefer liegenden Ursachen zuschreiben müsse, als bisher geschehen sei, und daß diese Ursachen eine genauere Prüfung erheischen. „Der Verf. ist der Meinung", das sind seine Worte in der Vorrede (S. VII), „daß die Erklärung der Fortdauer der osmanischen Macht in dem Princip der Nichteinmischung in die Localadministration der beherrschten Länder zu finden sei. Die Wirkungen dieser Nichteinmischung haben sich auf verschiedene Weise fühlbar gemacht, und diese herauszuheben, wird der Gegenstand der vorliegenden Blätter sein. Die höhere Administration der Türkei ist genau beschrieben, und ihre Irrthümer und Laster sind tausendmal wiederholt worden. Der Theil derselben, welchen gegenwärtiges Werk beschreiben soll, wurde bis jetzt unglücklicherweise vernachlässigt und besteht in den volksthümlichen Elementen, durch deren Vermittelung die Staatseinkünfte gesammelt werden; hieraus sind zwei Principien von höchster praktischer Wichtigkeit hervorgegangen: vollkommene Freiheit der Industrie und des Handels durch directe Besteuerung des Eigenthums, und eine Municipalorganisation der Landgemeinden, welche, durch finanzielle Bedürfnisse hervorgerufen und erhalten, das Mittel geworden ist, Gerechtigkeit zu pflegen, die Bedrückung zu mildern und den Mangel an Patriotismus durch Anhänglichkeit an Oertlichkeiten und das Gefühl gemeinsamer Bedürfnisse und Leiden zu ersetzen.

Die Aufgabe des Verf. ist hiermit bestimmt ausgesprochen; er sucht sie in zwölf Abschnitten zu lösen, welchen einige Beilagen, meistens statistischen Inhalts, folgen. Lassen wir dem Verdienste, welches sich der Verf. durch die Erörterung der angezeigten Gegenstände, die für die fernern Schicksale eines, wie es scheint, seiner Auflösung entgegengehenden Reiches(?) und eines gleichsam noch um das kaum erhaltene Dasein ringenden Königsstaates als Lebensfragen erscheinen, erworben hat, im Voraus volle Anerkennung zu Theil werden, so glauben wir diese Anerkennung am besten dadurch zu rechtfertigen, daß wir im Einzelnen darauf aufmerksam machen, auf welche Weise und vorzüglich in welchem Geiste die Aufgabe gelöst wurde.

Den ersten Abschnitt (S. 1—13) beginnt der Verf. mit der Bemerkung, daß die ungünstige Lage des osmanischen Reiches in gegenwärtigem Augenblicke und namentlich der neuliche Triumphzug Ibrahim Pascha's durch die schönsten Provinzen desselben zwar zu dem Schlusse verleiten, daß einestheils die Pforte keinen Einfluß über ihre Provinzen behaupte, anderntheils diese in sich selbst keine Elemente einer innern und unabhängigen Organisation besäßen; es sei aber dieser Schluß nur auf jene Provinzen anwendbar, wo die ackerbauende Bevölkerung türkisch ist, wie namentlich in Kleinasien. Ganz andere Verhältnisse gelten für die europäische Türkei, wo die Masse der Bevölkerung den Stämmen der Hellenen und Slawen angehört, welchen eigenthümliche politische Institute die Möglichkeit einer geordneten und haltbaren Verfassung und Verwaltung verbürgen. Eine kluge Benutzung der hier gegebenen Elemente ist eigentlich das ganze Geheimniß der osmanischen Staatskunst in Bezug auf die Sicherung des europäischen Theils des Reiches; und mit welchem Erfolge man auf diesem Wege zum Ziele gelangen werde, zeigt am besten das Verfahren, welches neuerdings der Sultan und der ihm kräftig zur Seite stehende Großvezier gegen das misvergnügte Albanien beobachtet haben. Freilich galt es hier, alte Vorurtheile zu vernichten und mehr durch zeitgemäße Zugeständnisse als durch die Gewalt der Waffen zu siegen. Diese Ueberzeugung, scheint es, leitete den Großvezier, als er im Jahre 1830 von Adrianopel aus nach den westlichen Provinzen zog, und begründete den Plan einer durchgreifenden Reform der Administration, als deren wesentlichste Punkte der Verf. folgende heraushebt: 1) Die Erhebung einer directen Abgabe vom Eigenthum an Grund und Boden, Häusern, Kaufläden und Zugstieren an der Stelle aller frühern gesetzlichen und ungesetzlichen Gelderpressungen. Die Vertheilung dieser Abgabe unter die einzelnen Contribuenten sollte sowie die Eintreibung ganz den Municipalbehörden überlassen bleiben, um den bisherigen Räubereien der türkischen Beamten ein Ziel zu setzen. Dagegen sollten alle noch nöthige Staatsdiener fernerhin aus dem Staatsschatze besoldet und angehalten werden, ihren Aufwand aus den ihnen zugestandenen Mitteln zu bestreiten oder, soweit dieses anwendbar sei, der Regierung zu berechnen. Der Verf. glaubt, daß hierdurch in ruhigen Zeiten die Staatseinnahme von Rumelien vervierfacht werden und dennoch das Volk das am leichtesten besteuerte von ganz Europa bleiben würde. 2) Gänzliche Umgestaltung der bisherigen Civil- und Militairverwaltung in der Weise, daß an die Stelle der griechischen Capitaine, der albanesischen Dervan-Agas und der unregelmäßigen Gebirgswachen, sowie der Paschas, Beis, Ayans, Mussellims u. s. w. mit ihrem verhaßten Anhange theils eine regelmäßige Militairpolicei unter dem Befehle von der Regierung ernannter Offiziere, theils Steuereinnehmer träten, deren einziges Geschäft darin bestehen würde, die von den Municipalbeamten eingesammelten Steuern in Empfang zu nehmen. Die Ausführung dieses Plans würde um so leichter sein, da die Entfernung der bisherigen Beamten weder auf die Verwaltung der Provinzen störend einwirken, noch ihre Beziehungen zur Pforte im geringsten gefährden könnte. Es läßt sich daher auch erwarten, daß der Plan um so eher eine umfassende Anwendung finden und endlich gelingen wird, je mehr der Einfluß Derer, welche ihre Interessen dadurch beeinträchtigt glauben, an wirkender Kraft verliert, obgleich man auf der andern Seite zugeben muß, daß das Gelingen durch Verwickelungen, welche von der Pforte selbst ausgehen können, und durch das Mislingen der neuen Organisation des Heeres, welche dabei vorzüglich in Betracht kommt, sehr verzögert werden dürfte. Was die letztere betrifft, so läßt sie zwar in militairischer Beziehung noch viel zu wünschen übrig; allein es ist schon ein sehr wesentlicher Fortschritt, daß man eine geordnete Macht gewonnen hat, welche den Janitscharen und Albanesen, wenn sie sich noch regen sollten, entgegengestellt werden kann und von der executiven Staatsgewalt abhängt, welche dagegen ihrerseits wieder von dem allgemeinen Wohlstand des Reiches und der öffentlichen Meinung insofern abhängt, als sie ihr die Mittel zur Erhaltung der Armee sichern müssen.

Fragen wir aber ferner nach den Ursachen, welche selbst ohne diese erst neuerdings zur Erkenntniß gekommene Gegenseitigkeit der Interessen bisher, und ungeachtet alle Umstände zusammentrafen, seine Auflösung zu beschleunigen, dennoch die Fortdauer des osmanischen Reiches in Europa erklärlich machen, so findet sie der Verf. 1) in der Abwesenheit vieler Uebel, welche den motivirten, bedingten Despotismus der europäischen Staatsregierungen (the conditional despotism of european governments) begleiten, und 2) in dem Vorhandensein einer Municipalverfassung. In Bezug auf die erstere könnte man den Verf. leicht misverstehen, wenn er nicht selbst die genügenden Erläuterungen gäbe. Er bemerkt ganz richtig:

> Die Tyrannei der Osmanen ist hart und unwiderstehlich, allein sie ist weder beständig noch systematisch; es gibt weder privilegirte Classen noch privilegirte Interessen, denn die Bedrückung der Türken ist kein Privilegium, es ist offene Räuberei; auch war es nicht die Regierung, welche Rechte und Privilegien auf einen Kreis bestimmter Interessen oder die Erblichkeit bestimmter Familien beschränkte, sondern die Ausgeschlossenen waren es kraft ihres eignen freien Willens und aus Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter; man kennt die Plagen der Spione, der Policeiagenten, der öffentlichen Angeber, der Taxatoren, Steuereinnehmer und Zollbeamten nicht und weiß nichts von den übrigen unzähligen Mitteln, welche von Regierungen, die ihren Despotismus weniger zur Schau tragen als die Türkei, angewendet werden, um die Besteuerung ihrer Unterthanen zu verhüllen. Dagegen trägt man brüderlich das gemeinschaftliche Loos und die gemeinschaftlichen Lasten, und die genaue und innige Vereinigung von Menschen und Interessen, welche in der directen Besteuerung ihren Grund hat und durch die moralische Weihe der Municipalverfassungen Kraft erhält, macht diese Völker fähig, unter einem Drucke zu erstarken, welcher sie sonst hätte längst vernichten müssen.

Dies führt den Verf. im zweiten Abschnitt (S. 14—30) zu den nähern Erläuterungen über Ursprung und Wesen der Municipalverfassungen im osmanischen Reiche. So wahr es auch erscheinen mag, so auffallend ist

es, wenn der Verf. hier den Ursprung der Gemeindeverfassung der unter der Botmäßigkeit der Pforte lebenden Slawen und Hellenen auf „die Grundprincipien der arabischen Gesetzgebung und die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten constitutionnellen Lehren des Islam“ zurückführen zu müssen glaubt. Für das Dasein der Elemente der Municipalverwaltung in der türkischen Verfassung und ihren starken moralischen Einfluß auf die politische Gestaltung des Reiches spricht am bestimmtesten die Anhänglichkeit der Mohammedaner selbst an dieselben, eine Anhänglichkeit, welche nur um so stärker wird, je mehr sie durch die Bekanntschaft mit den politischen Instituten des übrigen Europas den Werth ihrer eignen kennen lernten. Allein die Aehnlichkeit der Erscheinung der mohammedanisch-türkischen und der christlich-hellenischen oder slawischen Gemeindeverfassung verbürgt noch nicht die Gleichheit ihres Ursprunges; und wenn daher der Verf. die Behauptung aufstellt, die Rajahs verdanken diese Einrichtungen der Herrschaft der Türken, so ist dieses nicht anders zu verstehen als so, daß die Sultane zur Zeit der Eroberung weder die äußern Mittel noch vielleicht auch die politische Bildung besaßen, durch eine Centralisation der Verwaltung, welche der Einheit der Macht entsprochen haben würde, die bereits vorhandene Municipalverfassung der unterworfenen Länder zu vernichten. Die Vernichtung traf damals eigentlich nur die Elemente der alten Verfassung, welche ebenso sehr der Begründung der Herrschaft der Eroberer als dem Gedeihen des Municipalwesens entgegenstanden, nämlich die Privilegien, die Monopole, die Vorrechte einer verderbten Aristokratie und die Bedrückungen einer tyrannischen Hierarchie. Die Vernichtung aller Rechte und gesellschaftlichen Unterschiede war der Anfang jener Gleichheit, durch welche die Municipalverfassung wieder neues Leben bekam. Ihr Ursprung in Geist und Form ist dagegen in frühern Zeiten zu suchen. Für Griechenland, welches der Verf. überhaupt bei der ganzen Untersuchung vorzugsweise im Auge behält, macht er selbst auf die auffallende Uebereinstimmung der Stadt- oder Gemeindeverfassungen in den altgriechischen Republiken mit den heutigen Municipalverfassungen der Landgemeinden in Griechenland aufmerksam, ohne jedoch auf eine nähere Prüfung des etwaigen Zusammenhanges zwischen beiden einzugehen. Vielleicht würde diese auch weniger bestimmte Resultate geben als ein genaueres Eingehen auf die Gestaltung der Gemeindeverfassungen im byzantinischen Reiche nach den durch die Einwanderung und Niederlassung unhellenischer Völker bewirkten territorialen Veränderungen.

Der Verf. hat diesen Punkt, dessen geschickte Lösung freilich umfassendere Studien voraussetzt, als ihm seine Verhältnisse und der Plan seines Werkes gestatten mochten, etwas vernachlässigt. Wir sind weit entfernt, jetzt hierüber Aufschlüsse geben zu wollen, welche längere Auseinandersetzungen, als diesen Blättern angemessen sind, nöthig machen, und begnügen uns daher blos mit der Bemerkung, daß die neuhellenische Municipalverfassung sowol für Stadt- als für Landgemeinden mit der meisten historischen Wahrscheinlichkeit aus der Nothwendigkeit der Selbstverwaltung hergeleitet werden möchte, zu welcher der aufgelöste Zustand des byzantinischen Reiches die von dem Mittelpunkte der Gewalt entferntern Provinzen gleichsam zwang. Die Elemente ihrer formellen Ausbildung waren theils in den Trümmern der alten freien Verfassungsformen, welche von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hatten, gegeben, theils lagen sie in der neuen Gestaltung des territorialen Besitzstandes nach den slawischen Einwanderungen, wobei die den Slawen eigenthümliche Stammverfassung vielleicht von größerm Einflusse war, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Eine bestimmt ausgebildete Municipalverfassung der hellenischen Städte läßt sich mit geschichtlichen Zeugnissen bis auf den Anfang des 10. Jahrhunderts zurückführen. Schwieriger ist es freilich, für die Ausbildung der Selbstverwaltung der Landgemeinden einen Zeitpunkt festzusetzen, da wir nach den ältesten sichern Nachrichten das offene Land zum großen Theile in einem Zustande drückender Hörigkeit und im Besitze einiger großen Grundeigenthümer finden. Diese Hörigkeit, scheint es, verschwand in demselben Grade, in welchem die Kraft der großen Grundeigenthümer gebrochen, d. h., ihr Besitzthum in kleinere Theile zerschlagen wurde. Freie Gemeinwesen entstanden dann von selbst und mehrten sich im Laufe der Jahrhunderte, sodaß wir spätestens die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts mit ziemlicher Gewißheit als die Zeit nennen können, wo die Municipalverfassung auch in den Landgemeinden bestimmte Form und Festigkeit erhalten hatte. Die Einführung der abendländischen Lehnsverhältnisse zur Zeit der fränkischen Herrschaft im 13. Jahrhunderte sowie die spätere theilweise Rückkehr unter byzantinische Botmäßigkeit mögen einige Modificationen und Beschränkungen städtischer und ländlicher Freiheiten zur Folge gehabt haben; allein das Wesen der Municipalverfassung wurde davon nicht berührt und erhielt sich unter den Bedrängnissen, welche den Untergang des byzantinischen Reiches herbeiführten, in seiner vollen Kraft, sodaß selbst die neue Ordnung der Dinge ihm keinen Abbruch thun konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, 10. März 1835.

Von den politischen Zänkereien ermüdet, haben wir endlich ein unterhaltendes Werk von Washington Irving bekommen, welches lange angekündigt war und die Erwartung nicht getäuscht hat. Es heißt: „A tour in the prairies“. Im Oct. 1832 reiste er aus Fort Gibson mit einem Regierungsbeamten, welcher die Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und den Niederlassungen der Wilden berichtigen sollte. Sie stießen bald auf eine Gesellschaft von Reisenden, welche nach den entlegenen westlichen Gegenden eine Lustpartie machten, um zu jagen, und setzten die Reise mit ihnen fort. Jene Gegenden, the Far west, wovon man unter den Amerikanern so oft sprechen hört, liegen mehre hundert engl. Meilen jenseit des Mississippi und umfassen einen ungeheuern Strich unbewohnten Landes, wo man weder ein Blockhaus, noch einen Weißen, noch eine indianische Hütte antrifft. Es sind große, mit Gras bewachsene Ebenen, hin und wieder von kleinen und großen Wäldern und Baumgruppen unterbrochen und bewässert vom Arkan-

sas, dem großen canadischen Flusse, dem Red River und den Strömen, welche sich in sie ergießen. In diesen fruchtbaren grünen Feldern haben das Elenthier, der Büffel und das wilde Pferd ihren freien Tummelplatz. Dies sind die Ebenen, in welchen die verschiedenen indianischen Völkerschaften des Far west jagen. Hierher kommen der Osage, der Creek, der Delaware und andere wilde Stämme, welche sich der Civilisation nähern und mit den Niederlassungen der Weißen Verkehr haben. Hierher kommen auch die Pawnees, die Comanches und andere ganz wilde und unabhängige Stämme, die entweder ihre Wohnplätze in den Prairies nach Belieben verändern, oder am Fuße der Rocky mountains sich aufhalten. Die gedachten kriegerischen und rachsüchtigen Stämme machen diese Gefilde einander streitig; keiner von ihnen wagt es, eine bleibende Wohnung dort aufzuschlagen. Ihre Jäger und Krieger begeben sich während der Jagdzeit in Menge dorthin, bauen sich in der Eile Hütten aus Zweigen und Thierfellen, erlegen so schnell und so viele Thiere, als sie können, aus den unzähligen Heerden, welche auf den Prairies weiden, und nachdem sie sich mit Wildpret und Büffelfleisch beladen haben, suchen sie eiligst aus dieser gefährlichen Gegend wegzukommen. Dergleichen Expeditionen haben allezeit etwas Kriegerisches, die Jäger sind immer bewaffnet und müssen beständig auf ihrer Hut sein. Wenn sie auf diesen Zügen mit Jägern von einem feindlichen Stamme zusammentreffen, so fallen sie wüthend übereinander her. Ihre Lager sind in beständiger Gefahr, von den herumziehenden Kriegshaufen überrascht zu werden, und während ihre Jäger dem Wildpret nachgehen, werden sie oft von versteckt liegenden Feinden gefangen genommen oder ermordet. Deswegen sieht man hier und da in einer Schlucht oder bei einem ehemaligen Jagdlager verwitternde Schädel und Gerippe, welche dem Reisenden zu erkennen geben, in was für einer gefährlichen Gegend er sich befindet. Auf dieser Scene spielen die Auftritte, welche Irving in diesem neuen, sehr lehrreichen und unterhaltenden Werke beschreibt. Wer Auszüge machen will, geräth in Verlegenheit, weil eine Schilderung immer anziehender als die andere ist. Unter Anderm wird die Bienenjagd vielen Beifall finden. Von dieser von ihm beschriebenen Lustpartie sagt Irving: „Ich kann mir kaum eine Lebensart denken, welche Seele und Körper in einem gesundern Zustande erhielte. Ein Morgenritt von etlichen Stunden, durch die Jagd erheitert; Nachmittags ein Lager bei einem schönen Wäldchen am Ufer eines Flusses; eine Abendmahlzeit von frischerlegtem Wildpret, gebraten oder auf den Kohlen geröstet; Truthennen, soeben erst aus dem Dickicht geholt, und wilder Honig aus den Bäumen, und alles Das mit einem Appetite verzehrt, wovon der Städter keinen Begriff hat; und dann in der Nacht so köstliches Schlafen unter freiem Himmel, oder Erwachen und Mond und Sterne ansehen, welche durch die Bäume blicken." Die Wilden schildert er so: „Die Indianer, welche ich im wirklichen Leben zu sehen Gelegenheit gehabt habe, sind ganz von dem Bilde verschieden, welches man in Gedichten von ihnen entwirft. Sie haben nicht die stoische Fühllosigkeit, welche man ihnen zuschreibt, sind nicht schweigsam und ebenso wenig weder zu Thränen noch zum Lächeln zu bewegen. Allerdings schweigen sie in Gesellschaft von Weißen, zu deren Wohlwollen sie kein Zutrauen haben und deren Sprache sie nicht verstehen; aber auch der Weiße schweigt unter solchen Umständen. Wenn aber die Indianer unter sich sind, kann man sich keine größern Schwätzer denken. Sie bringen die Hälfte ihrer Zeit damit zu, daß sie ihre Kriegs- und Jagdabenteuer besprechen und possierliche Geschichten erzählen. Sie verstehen es auch ungemein gut Andern nachzuäffen und machen sich gewaltig über die Weißen lustig, mit denen sie in Gesellschaft gewesen sind, und die sich einbildeten, den Wilden eine hohe Meinung von ihrer Größe eingeflößt zu haben. Sie sind genaue Beobachter und merken auf Alles, ohne zu sprechen, aber mit scharfem, durchdringendem Auge, dann und wann einen Wink oder ein Hm miteinander wechselnd, wenn ihnen etwas besonders auffällt, wiewol sie alle Glossen auf den Augenblick ersparen, wo sie allein sind; dann wird Alles unbarmherzig durchgezogen, bespottet, nachgeäfft und belacht." Obgleich Irving's entschiedene Anlagen zum großen Schriftsteller keinem Zweifel mehr unterworfen sind, so hat man doch nicht in Abrede stellen können, daß der Mann ungemeines Glück gehabt hat. Die englischen Kritiker haben dies mit Recht dadurch erklärt, daß er seine Gegenstände so geschickt wählte und sich einer reinen Schreibart bediente, ohne ins Gesuchte zu fallen und nach dem falschen Glanze zu haschen, der nicht wenigen Schriftstellern in England zur Last gelegt wird.*)

Als letzthin eine Deputation des Unterhauses nach Hofe ging, um das Amendment zu der von den Ministern vorgeschlagenen Adresse an den König als Antwort auf dessen Parlamentsrede zu präsentiren, gab sich dieselbe (größtentheils aus Oppositionsgliedern bestehend) nicht nur keine Mühe, anständig vor dem Könige zu erscheinen, sondern die Herren hatten nicht einmal reine Wäsche angelegt. Etliche Tage nachher erschien daher in den „Times" eine Spötterei darauf. Nämlich die Wäscherinnen der Vorstadt Kensington sollten eine zahlreiche Versammlung in der großen Kron- und Scepterkaverne gehalten haben. Eine Präsidentin führte das Wort. Man beschloß: „Diese Versammlung hat mit größtem Bedauern gesehen, daß die irischen und andere Oppositionsmitglieder so wenig reine Wäsche und Seife haben und daher so schmuzig vor Sr. Maj. erschienen. Man will daher für diese unglücklichen Herren Seife kaufen und eine Pfennig-Subscription eröffnen, um Handtücher, Schwämme, Nagelbürsten und andere zur Reinlichkeit erforderliche Dinge anzuschaffen. Jede Waschfrau soll ein Hemde und ein Paar Strümpfe unentgeltlich für diejenigen Parlamentsglieder waschen, welche dieselben brauchen dürften. Ein Ausschuß von sechs Wäscherinnen soll wechselsweise im Unterhause anwesend sein, um ihre Hülfe beim Waschen anzubieten und Denen, die es nöthig haben, reines Linnen zu geben. Eine Deputation soll sich zu den HH. O'Connel, Hume und Warburton verfügen, um ihnen eine Quantität Seife und eine Abschrift dieser Beschlüsse zu überreichen." Zuletzt wurde noch beschlossen, den Sir Robert Peel zu ersuchen, daß er die Handtücher zu diesem Zwecke liefern sollte. Es folgen noch viele humoristische Anspielungen, welche höchst witzig sind.

Die drei Dichter Southey, Wordsworth und Moore sind jetzt in London, weil jeder ein neues Werk zu Tage fördern will. Southey, der poeta laureatus, sollte in den Baronetstand erhoben werden, aber er schlug es aus, sich mit dem großen literarischen Rufe begnügend, dessen er genießt.

Lord Brougham sagte letzthin in einer Rede, welche er in einer gelehrten Gesellschaft hielt, man hätte ihn der Eitelkeit geziehen, als er vorigen Herbst in England und Schottland umhergereist sei. Jedoch vertrage sich dies schlecht mit der Thatsache, daß nicht der zehnte Theil Dessen, was von ihm verfaßt und gedruckt worden sei, seinen Namen trage. Ja, er und ein Freund hätten zu ihrem Vergnügen viele Vorlesungen abgefaßt, welche unter anderm Namen gehalten und mit Beifall angehört worden wären.

Der Biblioman Dr. Dibdin, jetzt einer von den Caplanen des Königs, gibt sein literarisches Leben auf Subscription heraus. Die Subscribentenliste ist schon groß, und jede der großen Buchhandlungen hat für 25 Exemplare unterzeichnet. Man darf sich da auf eine reiche Ernte von literarischen Anekdoten gefaßt machen.

125.

Literarische Notiz.

Neu erschienen ist: Bibliotheca americana nova; or, a Catalogue of books in various languages, relating to America, printed since the year 1700, compiled principally from the works themselves by *O. Rich.* London, O. Rich; Newyork, Harper und Brothers. 1835. 8. 424 S. Der Katalog geht bis zum Jahre 1800.

*) Wir kommen nächstens in einem ausführlichen Artikel auf Irving's Werk zurück. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 92. —— 2. April 1835.

Turkey and its resources; its municipal organization and free trade; the state and prospects of english commerce in the East, the new administration of Greece, its revenue and national possessions.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Als Gewähr und Zweck der Municipalverfassung betrachtet der Verf. die Einsammlung der von einer Gemeinde als Gesammtheit zu entrichtenden Abgaben. Dies bedingt zugleich die Art, die Wahl und die Verrichtungen der Municipalbeamten. Die Verrichtungen bestehen vornehmlich in der Vertheilung des zu leistenden Tributes unter die einzelnen Gemeindeglieder je nach der Größe des Besitzthums; der Eintreibung der Kopf-, Haus- und Grundsteuer; der Verwaltung der zu Gemeindezwecken bestimmten Gemeindecasse, zu welcher die Beiträge gleichfalls nach dem Vermögen unter die Gemeindeglieder vertheilt werden, und der Verwaltung der Gemeindeschulden. Neben diesen Obliegenheiten finanzieller Art stehen andere, welche die Administration der Gemeindeangelegenheiten betreffen, als Vertheilung unbebauter oder erbloser Grundstücke, Ratification von Kauf und Verkauf in der Gemeinde, schiedsrichterliches Einschreiten bei Streitigkeiten über Feldmarken, Wasserleitungen u. s. w. und Verhütung von Unordnungen jeder Art. Der jährliche Wechsel und die Gewalt der öffentlichen Meinung verhindert den Misbrauch des Vertrauens, welches die Gemeinde den von ihr frei gewählten Beamten schenkt; sowie überhaupt die ganze Municipalverfassung auf einer Gegenseitigkeit der Interessen und der Verantwortlichkeit beruht, welche die sicherste Gewähr ihres Gedeihens und ihrer Dauer ist. Bekanntlich gehört das Richteramt in den kleinen griechischen Gemeinwesen für Civil- und geistliche Sachen nicht zu den Attributen der jährlich gewählten Gemeindeältesten (Demogeronten), sondern ist Sache der Priester, welche in weltlichen Dingen meistens nach den Pandekten entscheiden.

Einige Bemerkungen über ihr Verhältniß zum Ganzen der Municipalverfassung in dieser Beziehung werden im dritten Abschnitte (S. 31—43) gegeben, worauf dann der Verf. die vortheilhaften Wirkungen des Municipalwesens im Allgemeinen hervorhebt. Er nennt hier als die erste und vorzüglichste die den Griechen eigenthümliche bewunderungswürdige Uebereinstimmung in Charakter, Sprache und Glauben, ja selbst in der Art des passiven Gehorsams gegen ihre Unterdrücker, welcher das Individuum gelehrt hat, Beleidigungen, Bedrückungen, Schmach und Schimpf ungerochen zu erdulden, um nicht durch ohnmächtige Rache die Existenz der ganzen Gemeinde zu gefährden. Wie mächtig hier der Einfluß der beschriebenen Localadministration sei, sucht der Verf. noch dadurch zu beweisen, daß er auf die Entartung ausgewanderter Griechen in Sprache, Charakter und namentlich in ihrem Glauben aufmerksam macht.

Die Steuereinnehmer und die Policeibeamten sind es, welche den Charakter der Nationalität ausgelöscht haben; es ist die Abwesenheit der bildenden und belehrenden Erfahrung der eben beschriebenen Einrichtungen, welche ihre Sprache und ihren Glauben der Verderbniß preisgegeben haben. Und — setzt er dann in Bezug auf die nach Italien ausgewanderten Griechen, welche den Katholicismus angenommen, hinzu — ist der Haß des Griechen etwa geringer gegen den Glauben von Rom als gegen den von Mekka? Sind die weltlichen Vortheile des Proselytismus etwa in Italien größer als in der Türkei? In Italien ist der Vortheil nur negativ: Schutz vor den Verfolgungen des herrschenden Bigotismus. In der Türkei dagegen ist es Uebergang aus der Classe der Bedrückten in die der Bedrücker; es ist Erhebung aus dem Stande des Sklaven in den Stand des Edelmannes. Ohne alle diese Reizmittel sind die Griechen in Italien Katholiken geworden, während die Griechen in der Türkei, denen sie beständig geboten werden, dem Glauben ihrer Väter treu bleiben.

Und warum? Weil der durch die Municipalinstitute erhaltene Gemeingeist in ihnen lebt, weil er ihnen moralische Kraft gibt und die gute Meinung der Genossenschaft hochachten lehrt, der sie angehören. Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. So sind neben den Griechen auch die Armenier und der Theil der Bulgaren, welche Municipalverfassung haben, Christen geblieben, während die Bulgaren in den entferntern Bergdistricten, wo unter der fortdauernden Herrschaft kleiner Militairhäuptlinge eine freie Gemeindeverfassung nicht aufkommen konnte, sowie die unter gleichen Verhältnissen lebenden Albanesen, Bosnier und Slavonier mit großer Leichtigkeit zum Islam übertraten, blos, wie sie selbst bekennen, um die verhaßte Kopfsteuer zu vermeiden. Christliche Bulgaren mit der angegebenen Gemeindeverfassung befinden sich grade in den Theilen des Reichs, welche der Uebermacht und Bedrückung der Türken am meisten ausgesetzt sind

auf den Ebenen von Macedonien, Epirus, Bulgarien, Thracien, in der Gegend von Monastir, Saloniki, Joannina, Nyssa, Sophia, Philippopel, Adrianopel und selbst bis in die Gegend von Konstantinopel. Hier sowie in Griechenland mag sich die Selbstverwaltung der kleinen Landgemeinden aus früherer Zeit herschreiben; ihre Erhaltung seit der Herrschaft der Türken verdankt sie der Nothwendigkeit, in welche sich die Besiegten versetzt sahen, die ihnen von den Siegern auferlegten Lasten gemeinschaftlich zu tragen und unter sich selbst nach dem Princip der Gleichheit zu vertheilen. Auffallend ist es indessen, daß die Municipalverfassung sich nur in den kleinen Landgemeinden in ihrer Reinheit zeigt, während sie in den Städten von Mängeln begleitet ist, welche überhaupt ihre Anwendbarkeit auf größere Gemeinwesen zweifelhaft zu machen scheinen.

Allein es gelten hier nach der Bemerkung des Verf. zu Anfange des vierten Abschnitts (S. 34—79) ganz andere Verhältnisse, indem in den Städten die directe Besteuerung durch das meistens verpachtete Kopfgeld, Zölle, Accise und Marktgelder, welche durch Agenten der Regierung eingetrieben werden, ersetzt wird. Eigenthümlich zeigt sich dagegen die Municipalverfassung in ihrem Einflusse auf das Gedeihen und den allmäligen Untergang gewisser Handelsgemeinschaften im osmanischen Reiche, welche in dieser Beziehung mit den Handelsrepubliken des römisch-germanischen Mittelalters viel Aehnlichkeit haben. Als das merkwürdigste Beispiel dieser Art nennt der Verf. das einst durch seinen Gewerbfleiß und Handel hochblühende, jetzt aber verödete Ambelakia am Tempethal in Thessalien. Eine Beschreibung seines frühern Wohlstandes hat bereits Beaujour in seinem „Tableau du commerce de la Grèce" gegeben, aus welcher hier Urquhart Einiges mittheilt. Jedoch stimmt er mit jenem in Bezug auf die Ursachen des sinkenden Wohlstandes von Ambelakia nicht überein. Beaujour nämlich gibt als solche mit ziemlich ungenügender Allgemeinheit nur den Ueberfluß des Reichthums, den Hang zu aufrührerischen Versammlungen (assemblées tumultueuses) und den Zwiespalt zwischen den höhern und niedern Ständen an. Der Verf. hingegen sucht sie tiefer 1) in der zu großen Ausdehnung des municipalen Corps, welche den Mangel an Thätigkeit und der nöthigen Controle sowie die Vermeidung der Verantwortlichkeit auf Seiten der Beamten nachsichzog; 2) in der Abwesenheit einer richterlichen Gewalt, welche die Händel über streitige Interessen sogleich in ihrem Entstehen geschlichtet hätte, bevor der Mangel an gesetzlicher Entscheidung durch Parteikämpfe ersetzt wurde. Hierzu kamen freilich noch ungünstige Constellationen des Handels und das allgemeine Misgeschick der Türkei, welche neben Ambelakia auch andere ehemals reiche Handelsstädte, wie namentlich die Städte in Magnesien, am Pelion, Ossa und Olympos um ihren ganzen Wohlstand gebracht haben.

Auch für die Entstehung und schnelle Entwickelung der griechischen Marine glaubt der Verf. als Hauptursache den „belebenden Geist der Municipalverfassung" angeben zu müssen, da von ihm eigentlich „das Princip der Association" ausging, welches in den Gemeinden von Galaridi, Missolonghi, Kranidi, Spezzia, Hydra, Psara, Kassos und Santorin durch jene umfassenden Schiffscompagnien verwirklicht wurde, deren Kraft in der Heiligkeit des gegenseitigen Vertrauens bestand. Alle Geldgeschäfte wurden auf Treu und Glauben und ohne gegenseitige schriftliche Verpflichtung abgemacht, und dennoch hat man nie von einem Bankrott gehört. Die Revolution hat ihren Wohlstand zum größten Theile vernichtet, und noch gegenwärtig legt man nur zu leicht namentlich den Hydrioten den Charakter eines unruhigen Volkes zur Last, ohne die Ursachen dieser Unruhe, die Schwierigkeit ihrer Lage und die Eigenschaften, welche sie besitzen, in Erwägung zu ziehen. Eigenthümlich in Erscheinung und Wirkung ist gleichfalls die Municipalverfassung der Fabrikstädte der Halbinsel Magnesia und der Bergwerksdistricte von Chalkidike, über welche hier der Verf. genauere Mittheilungen macht. Als Beweis, wie sehr in den letztern das Volk an den ihnen unter der Bedingung der Bearbeitung der Bergwerke und der jährlichen Ablieferung einer bedeutenden Summe in ungeprägtem Erze zugestandenen Freiheiten hängt, führt der Verf. die Thatsache an, daß man, da die Bearbeitung der Bergwerke schon längst vor der Revolution aus Mangel an Ertrag eingestellt werden mußte, übereinkam, jährlich die nöthige Summe spanischer Thaler einzukaufen, sie zu schmelzen und als Barren nach Konstantinopel zu schicken, gleich als ob sie soeben erst aus den Silberbergwerken gezogen worden wären. Eine der wohlthätigsten Wirkungen der Municipalverfassung im Allgemeinen ist ohne Zweifel die Vermehrung der griechisch-christlichen Bevölkerung, während die türkische in den Districten, wo sich unter den Rajahs die Municipalverfassung erhalten hat, seit den Zeiten der Eroberung beständig im Abnehmen war. So kann man z. B. für Euböa nach einer ziemlich niedrigen Berechnung die türkische Bevölkerung kurz nach der Eroberung auf wenigstens 10,600 Seelen anschlagen; zu Anfang des Revolutionskrieges dagegen betrug sie nur etwa 7000, mit Einschluß der Albaneser, während die Zahl der Griechen auf 36,000 angenommen werden konnte. In gleichem Verhältnisse ist die türkische Bevölkerung von Akarnanien von etwa 7000 auf 2000 herabgesunken und die griechische auf 22,000 gestiegen. Und bei dem Allen ist diese Municipalverfassung nichts weniger als das Werk politischer Combination; sie beruht vielmehr auf einem gewissen Nationalgefühl, welches in dem bessern Theile des Volks so natürlich ist, daß nur Wenige den Werth und die vortheilhafte Wirkung ihrer politischen Institute zu würdigen wissen, oder an die Möglichkeit, die ihnen zustehenden Rechte in Frage zu ziehen, glauben würden. Mit vollem Rechte, glauben wir, schreibt der Verf. vorzüglich diesem Umstande den eigenthümlichen Gang und das Gelingen der griechischen Revolution zu, durch deren innere Geschichte eine ebenso natürliche als verständige Anhänglichkeit des griechischen Volkes an eine repräsentative Form der Regierung wie ein goldener Faden geht: eine Erschei-

nung, welche den aus diesen Untersuchungen gezogenen Schluß des Verf., daß nämlich in der Türkei die Elemente und Mittel zu einer politischen Regeneration vorhanden sind, auf das bestimmteste rechtfertigt.

Wir haben bei diesem Theile unsers Werkes etwas länger verweilt, weil der Gegenstand desselben noch nirgend so genau behandelt worden ist und das allgemeinere Interesse vorzüglich in Anspruch nehmen muß. Die folgenden Abschnitte zeichnen sich zwar nicht minder durch eigenthümliche und gediegene Behandlung ihres Inhalts aus, sie betreffen aber Gegenstände, welche schon vielfach behandelt wurden und deshalb bekannter sind. Wir machen daher nur auf die Hauptgedanken des Verf. aufmerksam. Im fünften Abschnitt, von den Finanzen der Türkei (S. 79—102), hebt der Verf. als Hauptvorzug des türkischen Finanzsystems das Princip der directen Besteuerung hervor, welche die vollkommene Freiheit des Handels und der Industrie zur Folge hat. Auf den ersten Anblick erscheint freilich die türkische Finanzverwaltung mit ihrem umfassenden Hauptfinanzbureau zu Konstantinopel, wo in 25 Sectionen und 11 Unterabtheilungen Tag für Tag 7—900 Beamte beschäftigt sind, etwas verwickelt; allein sie ist es nicht bei näherer Prüfung, und zwar 1) wegen der Einfachheit der Steuererhebung durch Verpachtung, 2) weil die Steuern an sich auf wenige Hauptpunkte, als Kopfsteuer, Grundsteuer, die Abgabe von Häusern in den Städten, den allgemeinen Zoll von 3 Procent für Ein- und Ausfuhrartikel, und die Accise von Schießpulver, Schnupftaback, Wein und einigen erst neuerdings besteuerten Artikeln zurückgeführt sind. Gleichwol ist die Pforte noch von der Einfachheit des Finanzsystems abgewichen, welches Mohammed als ein Grundprincip des Islams aufgestellt hatte, das der neuere Reformator des Mohammedanismus, Wahabi, in seiner Reinheit wieder geltend machen wollte, und das, merkwürdig genug, in Algier vom Anfange der Gründung bis zur französischen Besitznahme in Kraft geblieben ist. Die Hauptabweichung besteht in der allmäligen Abschaffung der in Arabien allgemein eingeführten Municipalräthe, deren Hauptbestimmung eben die Einsammlung der Steuern war. Das von der Pforte angenommene System der Verpachtung machte sie überflüssig, und ihre Functionen gingen auf die kleinen griechischen Municipalitäten über, welche, ohne gesetzlich anerkannt oder hierzu ermächtigt zu sein, von den Steuerpächtern zu diesem Zwecke benutzt wurden. Als einen der wesentlichsten Vortheile der directen Besteuerung im osmanischen Reiche bezeichnet der Verf. die völlige Abwesenheit der Verarmung der niedern Classen (that there is no pauperism in Turkey). Die Erscheinung ist ebenso auffallend als ihre Erklärung leicht und natürlich. Indem nämlich die Besteuerung auf das bereits erworbene Eigenthum (property realized), nicht aber auf die Bedürfnisse des Producenten fällt und folglich nicht den Preis der zum Unterhalt nöthigen Dinge, welche der Arme während der Arbeit kaufen muß, steigert, so steigt die Arbeit selbst im Werthe, und die Mittel, sich ein Vermögen zu bilden, stehen der Masse der Bevölkerung zu Gebote, oder mit andern Worten, es gibt keine Verarmung in der Türkei, weil es keine Einmischung der Gesetzgebung in die Bestimmung der Preise der Lebensbedürfnisse oder den Austausch der Industrie gibt.

In weit ungünstigerm Lichte erscheint die Provinzialadministration der Türkei, wovon der sechste Abschnitt (S. 103—123) handelt. Die sogleich zu Anfange aufgeworfenen Fragen: Wie haben die Paschas ihre Macht in den Provinzen, und wie hat die Pforte ihre Herrschaft über die Paschas behauptet? beantwortet der Verf., was die erste betrifft, damit: die Paschas mußten unter den Milizen in ihrem Dienste, namentlich zwischen den Janitscharen und Albanesern, eine Spaltung zu erhalten, welche ihre Kraft schwächte und sie ungefährlich machte. Die Vernichtung der Janitscharen hat dieses Verhältniß natürlich aufgehoben und einer andern Politik der Pforte in Bezug auf die christlichen Armatolen den Weg geöffnet. Es ist fernerhin nicht mehr nöthig, sie durch besondere Begünstigungen zu erhalten, und so verlieren die Paschas ihre kräftigste Stütze. Diese Politik ist bereits von der Pforte gegen Albanien befolgt worden und sichert ihr ein entschiedenes Uebergewicht über die Paschas für die Zukunft. Den Hauptgrund ihrer Unterthänigkeit von dieser Gestaltung der Verhältnisse findet der Verf., als Antwort auf die zweite Frage, abgesehen von der Ungewißheit ihrer Stellung überhaupt, in dem Finanzsystem, welches die Paschas in beständiger Abhängigkeit von den hierzu von der Pforte selbst autorisirten armenischen Bankiers erhält, indem diese allein für die von den Paschas bei der Uebernahme ihrer Provinzen zu leistenden Summen eine von der Regierung als genügend anerkannte Bürgschaft gewähren können. Ein großer Theil der ganzen Finanzverwaltung der Paschaliks liegt auf diese Weise in den Händen dieser Bankiers, welche unter dem Schutze der Pforte ihre eignen Vortheile dabei nur zu wohl zu bewahren wissen. Man erkennt leicht in diesem Systeme gegenseitiger Abhängigkeit auf Kosten des allgemeinen Wohlstandes der Producenten einen Grundfehler der Provinzialverwaltung, als dessen wirksamste Gegenmittel der Verf. die Beschränkung des Einflusses der Armenier und die Errichtung einer disciplinirten bewaffneten Macht zum Schutze der Provinzen gegen die Agenten der Regierung betrachtet. Der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform mußte die Erniedrigung jenes Nationalstolzes vorhergehen, welcher als die Wurzel alles Uebels der Türkei erscheint. Diese Erniedrigung ist erfolgt durch die Ereignisse der letzten zehn Jahre und hat bereits angefangen, ihre Früchte zu tragen. Die Persönlichkeit des Sultans ist dabei von der größten Bedeutung; die Anhänglichkeit der Rajahs an ihn kann allein eine ihrem Gedeihen vortheilhafte und zu ihrer Unabhängigkeit nöthige Vereinigung bewirken und auf diese Weise eine Macht begründen, welche für höhere politische Combinationen wesentlich und, gemäß ihrer Grundprincipien und der vorherrschenden Nationalgewohnheiten, mehr geeignet ist, den Wohlstand der verschiedenen Volksstämme

in der Türkei zu sichern, als im gegenwärtigen Augenblicke irgend eine aus dem Umsturz dieser Macht hervorgehende praktische Combination im Stande sein würde. Freilich darf man bei der Reorganisation der Türkei nicht an eine Centralisation der Verwaltung denken, wozu grade alle Elemente und Mittel fehlen; vielmehr beruht Alles auf der klugen Modificirung eines neuen Verwaltungssystems je nach den Bedürfnissen der verschiedenen Provinzen und auf einer geschickten Benutzung der Hülfsquellen, welche die Türkei in so reichem Maße besitzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Das Hôtel des invalides in Paris.

Ueber diese „Rüstkammer von alten zerschossenen, zerhauenen, zerstochenen, amputirten, exarticulirten, trepanirten und wieder geheilten Menschen“ enthält die von Dr. Casper in Berlin herausgegebene „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde“ in Nr. 4 des Jahrg. 1835 interessante Bemerkungen vom Prof. Dr. Dieffenbach, der bekanntlich im J. 1834 in Paris war und auch jenes Hôtel besuchte — Bemerkungen, die, wie grausig sie auch an und für sich sein mögen, doch namentlich insofern, als sie sich auf jene Rüstkammer aus der Zeit der Napoleon'schen Kriege beziehen, von hohem Interesse sind. Mitten aus der lebenden Verwüstung in jenem Hôtel ragt der Militairchirurg κατ' ἐξοχήν, die historische Person Larrey's, mächtig hervor. Wer zugleich an einem besondern Beispiele eindringlich erfahren will, theils was die menschliche Kunst zu leisten vermag, theils was die Natur des einzelnen Menschen um gewisser großer und erhebender Ideen willen aushalten und ertragen kann, theils endlich, wie wenig dazu gehöre, um nur zu leben, was man nämlich Leben nennt: der lese aus diesen Gründen und wegen der immer mehr schwindenden äußern Erinnerungen an die große Armee, deren frühere Reihen immer lichter und dünner werden, jene Bemerkungen. Wir heben aus denselben hier nur so viel aus, daß, „wenn nun Einer nach dem Andern von diesen Invaliden der Krankheit oder dem Alter erliegt, diese Männer, denen früher die Welt zu klein war, in die engen Schränke wandern, in denen Larrey einen Theil der Ueberbleibsel der großen Armee aufbewahrt“. Jedenfalls aber verdient auch dieses Hôtel des invalides die nämliche Inschrift, die auf eine so schöne Weise das Invalidenhaus zu Berlin ziert: „Laeso et invicto militi“.

Prämie für die Cultur der Kartoffeln auf den ionischen Inseln.

Im ersten Hefte der seit 1834 auf der Insel Korfu erscheinenden „Ἰόνιος Ἀνθολογία“ wird unter Anderm ein Aufsatz über die Vortheile der Kartoffelpflanzung auf den ionischen Inseln mitgetheilt. Am Schlusse erklärt der Verfasser desselben, daß er sieben goldene Medaillen, mit dem Bildnisse des Ueberflusses und den biblischen Worten: *Πόνων ἀγαθῶν καρπὸς εὐκλεής*, für denjenigen Einwohner jeder der sieben ionischen Inseln bestimme welcher nachweisen werde, daß er auf der Insel, auf der welcher geboren, i. J. 1835 die meisten Kartoffeln erbaut habe Finden sich auch bei uns solche erfreuliche Zeichen eines regsamen Patriotismus? 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 93. — 3. April 1835.

Turkey and its resources; its municipal organization and free trade; the state and prospects of english commerce in the East, the new administration of Greece, its revenue and national possessions.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Eine der vorzüglichsten dieser Hülfsquellen, der Handel, beschäftigt den Verf. in den vier folgenden Abschnitten. Er kommt zunächst, Abschnitt 7, S. 123—153, wieder darauf zurück, die unbegrenzte Freiheit im Verkehr als die Seele des ganzen orientalischen Handels aus dem Systeme der directen Besteuerung herzuleiten. Sie ist, gleich der Selbstverwaltung der Municipalitäten, in den Augen des Volkes ein natürliches, nicht ein zugestandenes Recht und wird daher nie in Zweifel gezogen; ja, sie erhält sogar noch eine religiöse Weihe durch die vorzüglich mit dem Karavanenhandel verknüpfte Heiligkeit. Die unmittelbare Folge davon ist die Einfachheit der Handelsgeschäfte selbst, welche bei geringerm Aufwand an Kräften einen verhältnißmäßig weit schnellern Umsatz an Waaren und Capitalien möglich macht, als das europäische Handelssystem gestatten würde. Da der orientalische Handel nur so weit störenden Schwankungen ausgesetzt ist, als die im europäischen Verkehr eintretenden Wechsel auf ihn zurückwirken, so erhalten alle Geschäfte mehr Gewißheit und Solidität, welche durch die allgemein eingeführte baare Bezahlung noch sehr erhöht wird. Man kennt, mit Ausnahme der Seestädte in der Levante, welche mit Europäern in unmittelbarer Verbindung stehen, keine Credite, keine eingebildeten Capitale, keine Risico und keine Verluste durch Bankrott. Eben diese Einfachheit der Operationen macht der ganzen Bevölkerung die Theilnahme an dem Handel möglich, und man gibt ihm auch deshalb den Vorzug, weil Ackerbau und Gewerbe weder gleiche Freiheiten noch gleichen Schutz genießen. Eine Veränderung in dieser Beziehung, meint der Verf., müsse und werde vom Westen und namentlich von England ausgehen, sobald die englischen Manufacturwaaren auf den Märkten des Orients die inländischen Fabrikate durch ihre Wohlfeilheit verdrängen würden; der größte Theil der Bevölkerung werde sich dann dem Ackerbau zuwenden und die rohen Producte gegen die englischen Waaren austauschen. Die Aussichten hierzu sind, im Fall keine Unruhen eintreten, welche den Verkehr erschweren würden, schon sehr günstig; die Nachfrage, namentlich nach englischen Baumwollenwaaren, wird auf den orientalischen Märkten immer lebhafter, und es eröffnet sich überhaupt ein Feld der Speculation, welche der Verf. mit großer Sachkenntniß, wenn auch bisweilen von einem etwas einseitigen Standpunkte aus, bis ins Einzelne verfolgt.

Die Frage, inwiefern England die Concurrenz anderer Handelsstaaten zu fürchten habe, wird im folgenden achten Abschnitt, S. 154—174, beantwortet. Am meisten kommen dabei der amerikanische und der deutsche Handel durch Oestreich in Betracht; beide können jedoch gegenwärtig England keine lebhafte Besorgniß mehr erregen. Die gröbern amerikanischen Stoffe können auf den Märkten in der Türkei mit den englischen nicht im Preise concurriren, und so beschränkt sich der ganze amerikanische Handel auf einigen vortheilhaften Austausch baumwollener Zeuche gegen Südfrüchte, Seide und eine beträchtliche Menge Opium für den Handel nach China; und selbst dieser Handel wird noch bedeutend abnehmen, sobald die Aufhebung des Monopols der ostindischen Compagnie dem indischen Opium, welches jetzt weit höher als das türkische geschätzt wird, einen Markt in China eröffnet. Der deutsche Handel dagegen ist, obgleich durch äußere Umstände sehr begünstigt, schon seit 20 Jahren im Abnehmen und wird, sobald einmal directe Verbindungen mit England hergestellt sind, noch mehr abnehmen, weil 1) veränderte Verhältnisse und die östreichischen Handelsgesetze diesem Handel große Hindernisse in den Weg legen, 2) die englischen Waaren vorzüglicher sind. Jene veränderten Verhältnisse bestehen namentlich darin, daß die Ausfuhr aus der Türkei, z. B. des rothen baumwollenen Garns von Ambelakia, aus Gründen, welche bereits oben angegeben wurden, beinahe ganz aufgehört hat. Das rothe Garn wird durch rohe Baumwolle aus Aegypten über Triest ersetzt; der türkische Taback ist verboten, und die übrigen Artikel, die ehedem nach Oestreich eingebracht wurden, sind schwer besteuert. Hierzu kommen noch die Beschränkungen durch die Quarantaine und der Umstand, daß ungeachtet des weiten Transports viele englische Artikel selbst auf den der deutschen Grenze zunächst liegenden Märkten bessere Preise machen können als die deutschen Fabrikate. Die glänzende Zukunft, welche sich auf diese Weise dem

genlischen Handel zu eröffnen scheint, gibt dem Umblicke des Verf. eine weite Sphäre.

Noch gegenwärtig ist der englische Handel vom schwarzen Meere beinahe ganz ausgeschlossen; Odessa ist als Freihafen nur ein Handelsgefängniß, wozu Rußland die Schlüssel hat. Dieselbe Macht bewacht, seitdem sie im Besitze des Donaudeltas ist, den ganzen Donauhandel nach der Moldau und Walachei, und wenn sie ihm auch keine gesetzlichen Hindernisse in den Weg legen kann, so sucht sie ihn doch auf jede Weise zu erschweren, weil sie die Einfuhr von Artikeln, welche leicht nach Rußland geschmuggelt werden könnten, sowie die Ausfuhr jener rohen Producte fürchtet, für deren Vertrieb sie sich selbst die Märkte im Auslande offen halten will; den besten Hafen im schwarzen Meere, Sebastopol, hat ein kaiserlicher Ukas allen Handelsschiffen verschlossen. Oestreich und England haben gleiches Interesse, das russische Absperrungssystem zu umgehen; der Gedanke an die Eröffnung der alten Donaumündung von Rissorata nach Kustendschi, welcher eine leichte und völlig freie Verbindung mit dem schwarzen Meere herstellen würde, liegt ebenso nahe, als die Ausführung fern zu sein scheint. Was hat England unter diesen Umständen zu thun? Es benutze den freien Verkehr mit der Türkei dazu, sich Stapelplätze für seine Waaren in den Hauptorten Rumeliens, in Seres, Philippopel, Adrianopel, Nikopolis u. s. w. zu sichern, um von hieraus nicht allein den bisherigen Waarenzug von Leipzig oder Frankfurt an der Oder nach der Türkei zu verdrängen, sondern auch mittels eines klug eingerichteten Paschsystems einen bedeutenden Vertrieb englischer Waaren nach Rußland zu gewinnen. Selbst der deutsche Zollverein scheint in dieser Beziehung dem Verf. nur ein dem englischen Handel günstiges Resultat geben zu müssen, da die Preise der deutschen Waaren wenigstens um ebenso viel steigen müßten, als die Vermehrung der Auflagen auf englische Güter betragen würde. Inwieweit diese Ansicht des Verf. gegründet ist, läßt sich erst dann entscheiden, wenn das Urtheil darüber durch eine längere Wirkung des deutschen Zollverbandes auf den Handel mit England und dem Oriente begründet werden kann. Er wirft bei dieser Gelegenheit auch einige Blicke auf das Verhältniß Oestreichs zum deutschen Zollverband und sucht die Unzweckmäßigkeit oder vielmehr Unmöglichkeit des Anschlusses dieser Macht an denselben theils aus schon oft berührten Gründen, theils aber auch aus der Nothwendigkeit eines engern Anschlusses Oestreichs an England in commercieller Beziehung darzuthun.

Der neunte Abschnitt, S. 175—202, beginnt mit einer Aufzählung der vorzüglichsten Producte und Fabrikate, welche beim Verkehr Englands mit der Türkei als Ausfuhr- und Einfuhrartikel in Betracht kommen, wobei zugleich einige treffende Bemerkungen über die Vervielfältigung und zweckmäßigere Verwendung der rohen Producte der Türkei gemacht werden. Soll sich aber der englische Handel mit der Türkei heben, so muß er mehr activ werden, d. h. er muß nicht ferner durch Commissionshäuser und Mäkler, sondern durch eingeborene Kaufleute oder Europäer, welche das Land kennen, geführt werden. Die englischen Kauffahrer sind in der Regel zu groß, um den auf vielen Punkten einer weit ausgedehnten Küste zerstreuten Bedürfnissen schnell zu genügen. Am passendsten sind hierzu die kleinen griechischen Küstenfahrer, und so ist die Selbständigkeit Griechenlands schon deshalb für England von höchster Wichtigkeit. Denn der schlechte Zustand der Administration in der Türkei konnte natürlich nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Handel bleiben; die ursprüngliche Handelsfreiheit hat sich nicht in ihrer Reinheit erhalten; vorzüglich drei Dinge haben ihr Abbruch gethan: 1) die beispiellose Verschlechterung des Geldes, welche in dem Monopol des edeln Metalls in der Türkei ihren Grund hat; 2) der ungesetzliche Einfluß der Localbehörden auf den Vertrieb der rohen Producte, und 3) Vermehrung der Monopole und Zölle in den letzten Jahren, wie z. B. die Besteuerung der Seide durch einen Ausfuhrzoll von 10 Procent. Da jedoch dieses nur Misbräuche sind, welche in der Schwäche der Regierung ihren Grund haben, so darf man hoffen, daß sie im gleichen Maße abnehmen werden, in welchem die Regierung wieder Kraft erhält, während die ungemeine Einfachheit, Leichtigkeit und weite Ausdehnung der Handelsverbindungen in der Türkei Vortheile gewähren, welche nur dann ihren Werth verlieren können, wenn sich die Pforte aus falschverstandenem Interesse zu dem in Europa geltenden Systeme indirecter Besteuerung verleiten lassen sollte. Der Versuch, den man leider hiermit bereits in Albanien gemacht hat, dürfte vielleicht nur die Unzweckmäßigkeit dieser Neuerung darthun, oder würde, wenn man darauf bestehen und ihr eine größere Ausdehnung geben wollte, die Herrschaft der Pforte in den Provinzen mehr als je auf das Spiel setzen.

Zu den Hindernissen, welche jedoch jetzt noch einer glücklichen Ausdehnung des englischen Handels in der Türkei entgegenstehen, rechnet der Verf. vorzüglich auch die fehlerhafte Beschaffenheit des britischen Consularsystems in der Levante, wovon der zehnte Abschnitt, S. 203—218, handelt. Der Verf. gibt natürlich die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit britischer Consuln in den Haupthäfen der Levante zu, mit welchen England bereits in lebhaftem Verkehre steht, was jedoch eigentlich nur von Konstantinopel, Smyrna und Alexandrien gilt; er findet dagegen aber die Grundfehler der Consularverwaltung in der zu großen Ausdehnung derselben durch die Ernennung von Viceconsuln, um welche sich die dem freien Verkehre vielfach hinderliche sogenannte fränkische Bevölkerung sammelt, in der persönlichen Theilnahme der Consuln am Handel selbst, und vor Allem in ihrer unbefugten Einmischung in die Verwaltung, die Rechtspflege und die politischen Angelegenheiten des Landes. Vorzüglich das Letztere hat die Viceconsuln in den leider nur zu oft gegründeten Ruf politischer Intriguanten gebracht, während sie zu gleicher Zeit wegen ihrer beleidigenden Anmaßung, ihrer Habsucht und Bestechlichkeit selbst unter den Türken längst zum Sprüchwort geworden sind. Und gleichwol wird es für England um so wichtiger, in der Türkei die gute Meinung von

sich durch seine Repräsentanten zu sichern, je mehr seine Verbindungen mit den Stapelplätzen des türkischen Handels an Ausdehnung und Bedeutung gewinnen. Man trachte folglich dahin, als Consularagenten nur solche Männer anzustellen, welche die erfoderlichen Kenntnisse in Handelsangelegenheiten, politischer Oekonomie und Sprachen besitzen und sich vor Allem durch Redlichkeit der Gesinnung und des Willens auszeichnen. Die Aufgabe ist nicht ganz leicht, da die Stellung eines Levanteconsuls nichts weniger als lockend ist und vielleicht eben nur dadurch annehmbar gemacht werden könnte, daß man durch neue Bestimmungen wesentlichere Vortheile damit verbände und namentlich ein Rangsystem geltend machte, welches Aussichten auf Beförderung eröffnete, welche bisher fast ganz fehlten. Der Verf. macht am Schlusse noch die Bemerkung, daß, so glänzend auch die Aussichten für den britischen Handel in der Türkei sind, doch ihre Verwirklichung vorzüglich davon abhänge, inwieweit die Herstellung der Ruhe und die politische Reorganisation des osmanischen Reiches gelinge. England hat das meiste und nach des Verf. Meinung auch das reinste Interesse, hierzu mitzuwirken.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Poesie und englische Kritik.

Wieder ein deutsches, und recht eigens deutsches Kind auf fremdem Boden. Jung in England: Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, ins Englische übersetzt von Samuel Jackson. Es scheint aber, als ob das deutsche Kind sich in dem Lande der Dampfmaschinen, Tunnels, ostindischen Compagnien, Whigs und Tories nicht wohl befinden würde. Es scheint, als würde sich die arme Waise, Jung-Stilling, recht verlassen und unheimlich vorkommen in der Stadt der Lords, der Bettler, der Caricaturen und der Steinkohlen. Wenigstens hat es der Recensent, der die Introduction dieser ausländischen Pflanze in der „Literary gazette" übernommen, nicht zu verantworten, wenn sich die Leute in England von dem seligen Hofrath Jung die richtige Vorstellung machen. Es heißt dort in der Einleitung so:

„Niemals ist eine schlagendere und eigenthümlichere Probe deutscher Denk- und Schriftweise in unsere Sprache übersetzt worden, als dies Buch darbietet. Dasselbe ist im eigentlichen Sinne eine literarische Curiosität. Der wohlunterrichtete Leser weiß, daß weit früher, ehe sich in Frankreich die sogenannte romantische Schule bildete, eine solche in Deutschland blühte, durch deren Einfluß sich die erstere gebildet hat. Diese Sekte (!) kam bei ihrem Streben nach dem Natürlichen auf den Gipfel der Einfachheit, wo sie zur Einfalt wird, und verlief sich in Kindereien und Spielereien, die halb grotesk, halb pathetisch waren. Die romantischen Meister suchten alle Ammenmärchen und abgeschmackte Balladen aus den finstersten Zeiten vor und wärmten sie für ihre Zeit frisch auf. Eine alte Romanze war ihre Hippokrene, ein deutscher Herenhügel ihr Parnaß. Von dieser schiefen und wunderlichen Richtung ist Heinrich Stilling's Erziehung, Jugendgeschichte und ganzes Leben die Quintessenz. Sohn eines lahmen Schneiders, selbst ein Schneider, wird er zum Enthusiasten und Mystiker; denn von Nadel und Schere zur Philosophie und Theosophie ist kein so großer Sprung, und wenn man Tag für Tag Butter und Brot und Brot und Butter genießt, so kommt man endlich wol zu tiefen Gedanken über die Begebnisse der Menschheit."

Es scheint, daß in England Plumpudding und Rostbeef, die freilich besser schmecken als Butterbrot und Käse, grade das Entgegengesetzte bewirken und dem Verständniß der foreign literature nachtheilig sind. Zuvörderst ist es wahr, daß der selige Jung-Stilling anfangs ein Schneider war, und es ist möglich, daß sein Vater lahm gewesen ist; allein in welchem Lande wäre nicht ein berühmter Mann, dessen Vater ein Schneider war, und was die Lahmheit betrifft, so waren W. Scott und Byron ebenfalls hinkend. Fürs zweite aber ist es eine niederschlagende Bemerkung, daß wir Deutsche — die wir uns die Literaturen des Auslandes ein so angelegentliches Studium kosten lassen; wir Deutsche, die wir unter Anderm die Engländer erst belehrt haben, was sie von ihren größten Dichtern denken müssen; wir Deutsche, die dem unsterblichen Shakspeare seinen Glanz erneut haben — daß uns mit unserm ernsten und keuschen Streben im Auslande und ganz besonders in England so schlecht vergolten wird, und die englischen Belletristen — mit Ausnahme weniger Stimmen in den schätzbaren Reviews — es noch immer so wenig der Mühe werth halten, unsere Literatur zu studiren. Täglich gibt man uns in ausländischen und dabei ausgezeichneten Journalen die auffallendsten Misverständnisse unserer Literaturgeschichte, die gröbsten Schnitzer in Auffassung einzelner Erscheinungen zum Besten; immerfort wirft man noch das Unterste und Oberste, das Nächste und Fernste, das Ungleichartige und Gleichartige, das Seichte und Tiefe, Schein und Wesen, Wahrheit und Täuschung in eine Brühe, läßt sich auf Entwickelungen ein, die, wenn sie consequent durchgeführt werden, grade auf das Gegentheil Dessen führen, was sie erstreben sollen. Täglich bestätigt es sich immer mehr, daß in Frankreich und fast noch mehr in England erst die Ahnung eines Zusammenhangs deutscher Literatur trübe aufdämmert; daß man dort nur erst noch von einzelnen Erscheinungen, nicht von ihrem Aus- und Ineinanderfließen weiß. Philosophischer Gedanke, noch immer bist du Deutschlands ausschließliches Eigenthum! Es ist klar, du gedeihst nicht in einem Lande, wo die Baumwollenwaaren und die Eisenbahnprojecte das Denken ersetzen, und wo die Mechaniker wie Pilze aus der Erde schießen.

Unbegreiflich ist es, wie man in England, wo alle Augenblicke ein altes oder junges Weib, ein begeisterter Quäker oder Methodist auftritt und theosophische Gesichte offenbart, eine Erscheinung wie Jung-Stilling so gar unbegreiflich finden kann; wie man frömmelnde Kränklichkeit, misgeleiteten religiösen Drang in England für eine Curiosität halten kann! Aber noch unbegreiflicher ist es, wie man Jung-Stilling zu der par excellence so genannten deutsch-romantischen Schule zählen kann. Heinrich Stilling's „Jugend und Wanderschaft" erschien im Jahre 1777, also zu einer Zeit, wo in Deutschland an keine romantische Schule — nämlich in dem Sinne, wie es die „Literary gazette" meint — zu denken war, und auch in seinen spätern, mehr theosophischen Schriften, die ungefähr in dieselbe Zeit mit der romantischen Schule fallen, blieb Jung dieser ganz fremd und fern, war sein Streben ein ganz anderes. Die romantische Schule war eine nothwendige, allgemeine, in der Geschichte der Literatur epochemachende Richtung der deutschen Poesie und drückt als solche die erste unmittelbare Wiedervereinigung der poetischen Momente des Mittelalters mit denen der modernen Zeit aus; die romantische Schule hatte es nicht mit Geistern zu thun, sondern mit dem Geiste der Poesie. Dieser Unterschied springt so klar und schnell ins Auge, daß es wirklich ganz unmöglich scheint, Jung mit ihr zu vermengen, wenn man sein „Schatzkästlein" oder seine „Theorie der Geisterkunde" nur im entferntesten mit „Zerbino" oder „Heinrich von Ofterdingen" oder mit Friedrich Schlegel's Gedichten verglichen hat. Jung-Stilling war ein guter, religiöser, charmanter Mann von tiefem Gefühl, wie Lavater, aber von schwächlicher poetischer Anlage. Was er schrieb, dachte, fühlte, träumte, schaute, war ein rein Individuelles, Subjectives, eine für manches ähnliche Gemüth wohlthuende Schrulle seines Geistes, aber keine Poesie, nichts Welthistorisches, nichts an und für sich Bedeutendes. England hat ähnliche Erscheinungen wie Jung-Stilling, wenn-

gleich anders motivirt, sehr viele hervorgebracht. Sie waren aber weniger zart, weniger durchsichtig, sie waren hausbackener, dreister, verwegener; sie liefen mit ihren Visionen auf den Gassen herum und schrien Zeter. Es waren, wo nicht Schneider, doch Metzger, Bäcker und Zinngießer, welche mehr Courage hatten, weil sie Rindfleisch und Kuchen aßen.

Es drängt sich, wol nicht mir allein, sondern jedem mit der deutschen Literatur einigermaßen Vertrauten bei solchen Symptomen der Receptivität des Auslandes die Bemerkung auf, daß es eine sehr belohnende Mühe sein müßte, Alles zu sammeln, was in dieser Art über deutsche Literatur (und Poesie insbesondre) im Auslande geäußert wird; denn es ließe sich unstreitig nach diesen Zügen das beste Bild von dem gegenwärtigen poetischen Zustande dieser Nationen entwerfen, und ihr kritischer wie poetischer Barometerstand könnte aus solchen im Blauen und Weiten gedankenlos umherirrenden Quecksilbermoleculen am besten ermessen werden. 32.

Der Nibelungen Lied, nach dem Abdrucke der ältesten und reichsten Handschrift des Freiherrn Joseph von Laßberg. Herausgegeben und mit einem Wörterbuch begleitet von D. F. H. Schönhuth. Tübingen, Osiander. 1834. 18. 1 Thlr. 8 Gr.

„Daß das Lied der Nibelungen die deutsche Ilias werden könne, hat schon vor vielen Jahren Johannes von Müller gesagt; wirklich haben auch mehre wackere Männer daran gearbeitet, es in die Hände des deutschen Volks zu bringen und verständlich zu machen. Wir wollen diese löblichen Bemühungen auf ihrem Werthe beruhen lassen und blos bemerken, daß die Verbreitung eines solchen vaterländischen Heldengedichts, wenn es uns anders Das werden soll, was den Griechen die Ilias war, auf keinem andern Wege schneller und leichter geschehen kann, als wenn es Schulbuch wird; dazu fehlt es uns aber hauptsächlich an einer reinen, unverfälschten, bequemen und wohlfeilen Handausgabe. Diesem Bedarfe wollte der Herausgeber durch vorliegende neue Ausgabe abhelfen. Er hat zu diesem Zwecke die älteste und reichste der bisher aufgefundenen Handschriften des Nibelungenlieds gewählt, welche dem Freiherrn von Laßberg zu Eppishausen angehört und durch seine Sorge in dem vierten Bande seines Liedersaales abgedruckt ist, sich aber noch nicht im Buchhandel befindet."

Man sollte kaum seinen Augen trauen, wenn das nicht des Hrn. Schönhuth eigne Worte wären! Das sind Ansichten und Bestrebungen, die in Bodmer's alte Tage und in von der Hagen's Jugendzeit gehören. Das Nibelungenlied soll ein Schulbuch werden. Eingestanden. Aber wodurch? Dadurch, daß eine Handschrift nach einem bereits vorhandenen Abdrucke abermals abgedruckt wird in ihrer schwankenden, ungenügenden Schreibung, mit allen Abkürzungen und mit der alten Interpunction, d. h. hinter jeder Reimsylbe mit einem Punkt; eine Handschrift, die zwar zu den drei ältesten gehört, aber doch nur einen jüngern, wenn auch vollständigern Text einer spätern Umarbeitung enthält. Noch weniger wird die Absicht des Hrn. S. erreicht, wenn er S. 701—734 ein Wörterbuch gibt, was grade aussieht, als ob es im J. 1734 mit einer zu jener Zeit schon bedeutenden Kenntniß der Sprache verfaßt wäre. Doch fragt sich noch, ob ein damaliger Sprachforscher ein so armseliges Ding für ein Wörterbuch ausgegeben und solche Artikel aufgenommen hätte, wie hier wirklich zu lesen sind: „enist, ist; enlie, liß; enlivge, lüge".

Hr. Pfarramtsverweser Schönhuth auf Hohentwiel hätte wahrhaftig etwas Besseres thun können, wenn er für die Wissenschaft, wozu er Liebe und Lust zu hegen scheint, wirklich fördernd auftreten wollte. Ihm kann doch der heutige Stand deutscher Sprachwissenschaft nicht fremd sein, und die daraus erwachsenen gerechten Anfoderungen gehen auch ihn ebenso gut an wie jeden Andern. Er leistet auch nicht einmal Das, was er leisten will: seine Ausgabe ist weder eine reine und unverfälschte noch eine bequeme und wohlfeile Handausgabe. Er hat z. B. bei den Eigennamen eine consequente Schreibart eingeführt, offenbare Schreibfehler der Handschrift verbessert und sich gewiß noch Manches erlaubt, was dem Begriff von Reinheit und Unverfälschtheit bei diplomatisch treuen Abdrücken nicht entspricht. Auch ist das Buch nicht bequem. Die Zählung der Verse geschieht von Seite zu Seite, von je 28 Zeilen zu 28. Das ist doch nicht bequem, und 1 Thlr. 8 Gr. ist doch auch nicht wohlfeil. Hoffentlich wird nun nach diesem beklagenswerthen Versuche Hr. Schönhuth nicht mehr die „Klage" herausgeben und seine altdeutsche Sprachlehre mitsamt seinem vollständigen Wörterbuche, womit er schließlich noch das Publicum bedroht, ruhig für sich behalten. 144.

Notizen.

Neulich stand vor dem Policeigericht zu Paris eine alte Frau, Irländerin von Geburt, welche gegen einen Mann, der seine Frau geschlagen, Zeugniß ablegen sollte. Es entspann sich zwischen ihr und dem Richter folgender spaßhafte Dialog:

Richter. Ihr seid Katholikin?

Frau. Ja, ein Stück von einer Katholikin.

Richter. Was wollt Ihr damit sagen? Sagt kurz und bündig: Ja oder nein.

Frau. Nun wohl, ich bin eine schlechte Katholikin, oder vielmehr gar keine.

Richter. Ich frage, welches Eure Confession ist.

Frau. Meine Confession ist, daß er die Frau geprügelt hat.

Richter. Albernes Weib, ich frage nach Eurer Religion.

Frau. Wenn ich denn nicht anders kann, so muß ich gestehen: ich bin katholisch.

Richter. Ihr scheint eine schlechte Religion zu haben. Glaubt Ihr an ewige Strafen und Belohnungen?

Frau. So halb und halb.

Richter. Wißt Ihr, was der Eid zu bedeuten hat?

Frau. O ja, ich glaube, daß er ein Zeugniß für die Wahrheit ist.

Richter. Kennt Ihr die Strafen, die dem Meineid in jener Welt bestimmt sind?

Frau. Nein, mein Herr Richter; kennt Ihr sie vielleicht?

Richter. Sagt mir, welche Strafe wird Euch nach Eurem Glauben treffen, wenn Ihr jetzt einen falschen Eid leistet, oder überhaupt Böses thut?

Frau. Ach, mein Herr Richter, das will ich dem lieben Gott überlassen; vielleicht vergißt er mich beim jüngsten Gericht.

Das war der frommen Frau letztes Bekenntniß und der Richter mußte sie abtreten lassen.

Am 2. März ward die diesjährige Kunstausstellung im Louvre eröffnet. Der Zufluß von Beschauern war außerordentlich. Es lagen im Ganzen 2536 Kunstwerke zur Ansicht vor, nämlich 2175 Gemälde, 155 Bildhauer- und 22 Architekturarbeiten, 96 Kupferstiche und 78 Lithographien. Die Ausstellung war um 222 Stücke reicher als die vorjährige. Unter der Gesammtzahl der hierbei concurrirenden Künstler zählt man 235 Damen. Die Ausstellung nimmt fast die ganze große Gallerie des Louvre ein.

Bei Perrotin ist eine Gesammtausgabe von Béranger's Werken in vier Bänden mit 104 Stahlstichen von den ausgezeichnetsten pariser Künstlern und einem Facsimile von Béranger's Handschrift erschienen. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 94. —— 4. April 1835.

Turkey and its resources; its municipal organization and free trade; the state and prospects of english commerce in the East, the new administration of Greece, its revenue and national possessions.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Inwiefern dabei die übrigen Mächte, d. h. Rußland, Oestreich und Frankreich, mit ihren Interessen ins Spiel kommen, wird in einem besondern Abschnitt, dem elften, S. 218—236, besprochen. Die Schutzherrschaft, welche Rußland seit 1830 gleichsam über die Pforte übernommen hat, erklärt der Verf. aus der Nothwendigkeit, in welche sich diese Macht versetzt sah, sich für den unlängst verlorenen Einfluß auf die christliche Bevölkerung des osmanischen Reiches politisch zu entschädigen. Um sich diese Schutzherrschaft zu sichern, ist es das Interesse der russischen Politik, die Pforte so viel als möglich in der Schwäche zu erhalten und namentlich zwei Dinge, eine Aussöhnung des Sultans mit Ibrahim Pascha, und seinen Aufruf an die christliche Bevölkerung von Rumelien, was der einzig richtige Weg der osmanischen Politik sein würde, nach Kräften zu verhindern. Oestreich, der heftigste Nebenbuhler Rußlands in Bezug auf die Türkei, wünscht der Pforte wenigstens so viel Kraft und Selbständigkeit zu erhalten, als nöthig sein wird, Rußland zu widerstehen, ohne jedoch gestatten zu wollen, daß sie die Mittel gewinne, ihre Abhängigkeit von Oestreich aufzuheben. Oestreich wird durch diesen Widerstreit der Interessen, welcher seine diplomatischen Schritte in Konstantinopel bedingt — ganz abgesehen davon, daß Rußland genug Mittel besitzt, sich die Ueberlegenheit zu sichern — ein weit ungefährlicherer Gegner der russischen Politik in Bezug auf die Pforte als Frankreich, dessen Politik keine andere sein kann als offener Widerstand gegen Rußland, d. h. in diesem Falle ernstliche Unterstützung der Pforte. Der Verf. betrachtet von diesem Gesichtspunkte aus den Antheil, welchen Frankreich in den letzten Jahren an den Ereignissen im Orient nahm, namentlich sein Benehmen im griechischen Revolutionskampfe, seine Politik in Bezug auf Mohammed Ali, welcher ohne Frankreichs stillschweigende Uebereinkunft schwerlich so weit gegangen wäre, und die Besitznahme von Algier, offenbar ein Gegengewicht im Süden gegen die wachsende Macht Rußlands im Norden. Das schnelle Vorrücken Mohammed Ali's und namentlich seine Besitznahme von Syrien hat Frankreich um den Vortheil gebracht, die Macht Aegyptens für seine Interessen zu benutzen; vielmehr ist dieser Vortheil gegenwärtig auf Rußland übergegangen, welches ihn wohl zu nutzen wissen wird, um theils die Pforte, theils Persien zu schwächen, während das französische Cabinet in seinen Beziehungen zum Orient sich an England anschließen mußte, da eine innige Vereinigung beider zu gemeinschaftlichen Interessen und Maßregeln allein im Stande ist, den allgemeinen Frieden und die Existenz der Pforte zu verbürgen. Es handelt sich dabei freilich nicht darum, ob Sultan Mahmud, oder Ibrahim-Pascha das osmanische Reich beherrschen soll, sondern es kommt darauf an, das Gelingen einer Reorganisation zu sichern, welche im Interesse der der Pforte tributpflichtigen Volksstämme, des freien Griechenlands und aller derjenigen Staaten ist, für welche die Fortdauer der Herrschaft des Sultans zu Konstantinopel schon seiner Lage wegen politische Bedeutung hat. Auch ist es aus folgenden Gründen nicht leicht denkbar, daß es Ibrahim-Pascha gelingen sollte, Sultan Mahmud zu verdrängen: 1) Der Besitz von Aegypten und Syrien sichert keineswegs die Herrschaft über Kleinasien, wo ein anderer Volksstamm heimisch ist, welcher die Araber mehr haßt und verachtet als jedes andere Volk; 2) selbst im Fall, daß der europäische Theil des osmanischen Reiches, daß Konstantinopel der Herrschaft des Sultans entzogen werden sollte, würde Ibrahim nie die kriegerischen Bergvölker Rumeliens für sich gewinnen können, und 3) würde überhaupt jeder ernste Versuch Mohammed's, den Sultan zu verdrängen, die unvermeidliche Folge nach sich ziehen, daß Rußland den Letztern ganz in seinen Schutz nehmen würde: ein Verhältniß, dessen nachtheilige Wirkungen die Türkei, Mohammed Ali und die politischen und commerciellen Interessen Großbritanniens auf gleiche Weise empfinden dürften. Der überwiegende Einfluß Rußlands ist eine Thatsache, deren Folgen sich jedoch noch nicht voraussehen lassen, und eine Krisis, die für jetzt zwar aufgeschoben scheint, ist ebenso unvermeidlich, als sie verhängnißvoll sein muß, wenn England nicht offene und ehrenvolle Mittel ergreift, sich den Kampfplatz im Voraus zu sichern.

Man lasse Rußland nur — so schließt der Verf. — seinen Schutz auf die Pforte ausdehnen, weil wir auf eine Stunde

mit Oestreich übereinstimmen, und das schwarze Meer und die Fürstenthümer besetzen — und Rußland wird Ursache haben, uns unser Selbstvertrauen auf unsere Stärke ebenso zu Konstantinopel Dank zu wissen wie früher zu Poros. Sein Wunsch ist Anarchie in der Türkei, und gewaltsame Maßregeln von unserer Seite tragen, sobald sie zur Unzeit ergriffen werden, nur dazu bei, seine letzten Zwecke zu befördern.

Der letzte, zwölfte Abschnitt, S. 237—263, ist der Politik und der neuen Verwaltung Griechenlands gewidmet. Der Verf. schrieb die hier mitgetheilten Bemerkungen fast um dieselbe Zeit nieder, als Thiersch sein Werk über die Organisation Griechenlands ausarbeitete. Beide hatten daher zunächst die Regentschaft vor Augen, und Beide haben Winke gegeben, welche, gleichviel ob bis jetzt beachtet oder nicht, früher oder später dennoch auf den richtigen Weg zurückführen können, welcher, wie es scheint, etwas verfehlt wurde. Daß dies geschehen würde, sagt Urquhart selbst voraus, indem er einestheils auf die Schwierigkeit, eine dem Charakter, den Bedürfnissen und den Vorurtheilen der Griechen angemessene Regierungsart zu finden, anderntheils auf die völlige theoretische und praktische Unbekanntschaft der Regentschaft mit dem Verwaltungssystem aufmerksam macht, in welchem die Griechen aufgewachsen sind und an dem sie hängen.

Es ist sehr zu fürchten, daß die Regentschaft die Dinge durch ein falsches Mittel ansehen wird, und leider bringt sie mit sich zwei verrätherische Hülfsmittel: Geld genug, das man es der Mühe werth achten wird, sie zu hintergehen, und Truppen genug, um an Zwangsmaßregeln zu denken.

Hierauf stellt sich der Verf. selbst die Aufgabe, nachzuweisen, inwiefern die frühere Organisation Griechenlands zum Frommen der Sache beibehalten werden dürfte, und inwiefern die in Europa geltenden Staatseinrichtungen in Anwendung zu bringen seien. Am besten zeigt der Vorgang der Verwaltung des Präsidenten Kapodistrias, welchen Weg man zu gehen habe, was man lassen und was man thun müsse. Kapodistrias befreite das Land von den Räubereien der Araber und der einheimischen Bandenchefs und verdiente sich durch die Herstellung der Ruhe den Dank und die Liebe des griechischen Volkes; er ging darauf weiter, beraubte die Municipalitäten aller Theilnahme an der Einsammlung der Abgaben, führte indirecte Besteuerung ein, verlangte schwere Aus- und Eingangszölle und strebte nach einem Centralisationssystem in europäischer und namentlich in russischer Weise — und er verscherzte nicht allein das kaum gewonnene Vertrauen, sondern auch die Möglichkeit der Organisation des neugriechischen Staats im Sinne und nach den Bedürfnissen des Volkes. Der Ausgang ist bekannt und war eine große Lehre. „Wird man sie benutzen?" fragt der Verf., und seine Antwort — sie hat sich leider in mancher Beziehung als richtig bewährt — lautet:

Ich fürchte: nicht, weil die aus dem Westen mitgebrachten Vorurtheile und die Unbekanntschaft mit den Gewohnheiten des Orients die gegenwärtige Regierung in den verhängnißvollen Irrthum verleiten werden, den Widerstand des Volkes gegen Kapodistrias mit den Volksbewegungen in Deutschland zu vergleichen; der Unterschied ist groß und liegt auf der Hand: diese sind Versuche, bestehende Einrichtungen zu vernichten, jene Versuche, bestehende Einrichtungen zu erhalten.

Was hätte man also zunächst thun sollen? Man sollte die Irrthümer des Präsidenten vermeiden, sein Zoll- und Policeisystem, die Verpachtung der öffentlichen Einkünfte, die Wuth, durch gesetzliche Beschränkungen herrschen zu wollen; man gestehe den Kapitanis und Primaten keine Macht zu, ohne sie jedoch zu vernichten, und erhalte den Gemeinden ihre Municipalitäten, wenn man überhaupt das Volk zur Stütze des Thrones machen will. Und das Volk will eine monarchische Regierung; es ist weit entfernt von jenem ihm untergeschobenen Republikanismus, der seinen Ursprung nur in den Köpfen einiger überspannten Griechen und Europäer hat. Allerdings sind die Gewohnheiten und die Gesinnungen des Volkes, ja selbst die Beschaffenheit des Landes wesentlich republikanisch; allein dieser Republikanismus ist kein anderer als der, welcher aus der Selbstverwaltung dee Landgemeinden hervorging und, viel zu schwach, allein zu stehen, den Schutz und die Unterstützung einer Centralgewalt verlangt, wie sie eben in der Monarchie gegeben ist.

Sollte es König Otto nicht gelingen, sich die Liebe der Griechen zu erwerben, so hat dies gewiß seinen Grund nicht in seiner Königswürde; sie werden im Gegentheil so froh sein, sich gegen die Türken eines europäischen Fürsten rühmen zu können und unter sich einen Centralpunkt der Regierung und Verwaltung zu besitzen, daß sie viel ertragen und viel vergeben werden, nur nicht die Einmischung in die Municipalverwaltung und die Gegenwart eines Steuereinnehmers.

Hält dies die Regierung fest, so ist ihre Aufgabe ebenso einfach als leicht zu lösen. Sie beschränkt sich auf die Einsetzung von Provinzialgouverneurs, die Herstellung der Rechtspflege nach den bereits geltenden Justinianischen Codex, die Vertheilung der öffentlichen Lasten auf die Provinzen nach einem allgemeinen Steuerkataster, jedoch so, daß die individuelle Besteuerung und die Steuereinnahme ganz den Municipalitäten überlassen bleibt, die Sorge für die bewaffnete Macht zu Land und zur See und die allgemeine Landesverwaltung. Da den Municipalitäten auch die Localadministration überlassen bleiben müßte, so würde der Staatsschatz einer Menge bedeutender Lasten, z. B. der Anlage von Straßen, Brücken, Kirchen und Schulen, der Besoldung der Geistlichen und Schulleheer u. s. w. überhoben und die Staatsausgabe auf wenige Punkte zurückgeführt werden können, als die Erhaltung des Heers, die allgemeine Kirchenverwaltung, den höhern öffentlichen Unterricht und das königliche Haus.

Die drei Grundpfeiler der griechischen Monarchie sind folglich: die Municipalverfassungen, die directe Besteurung und die vollkommene Freiheit des Handels, welche eigentlich sämmtlich auf ein und demselben Princip beruhen. Die indirecte Besteuerung macht zwei Dinge nöthig, deren Ausführung schwer und deren Folgen gefährlich sind: ein allgemeines Zollsystem, welches den Handel ruiniren würde, und eine durchgängige Steuerverwaltung durch Regierungsbeamte, welche einen bedeutenden Aufwand verursachen und das Vertrauen des Volkes zur Regierung erschüttern würden. Um dies zu vermeiden, überlasse man die Eintreibung der Abgaben ganz den Municipalitäten, durch deren Herstellung zugleich dem Volke die

ihm natürlich zustehende Theilnahme an der Verwaltung des Landes gewährt wird, während die höhere Administration und Politik sich jene Unabhängigkeit sichern kann, welche ihr nöthig ist, um einen entschiedenen Gang zu verfolgen. Sieht man auf diese Weise auf der einen Seite mit dem Verf. alles Heil der griechischen Monarchie in der Erhaltung der Municipalverfassung, so fragt sich auf der andern, wie weit überhaupt diese Municipalverfassung mit den politischen Instituten unserer Zeit, mit der Monarchie, wie sie sich in Europa ausgebildet hat und wie sie nach Griechenland übertragen worden ist, vereinbar sei? In der Theorie könnte die Antwort nur zu Gunsten der Municipalverfassung ausfallen, anders dagegen bei der praktischen Lösung der Frage; denn leider sind wir in unserer politischen Bildung, wie es scheint, jetzt so weit gekommen, daß Selbstverwaltung und Selbstregierung beinahe homogene Begriffe geworden sind, sodaß man sie getrennt fast nur noch in Opposition denken kann. Folglich hindert die Furcht der Regierungen die zeitgemäße Fortbildung municipaler Institute; die Regierungen finden in der Centralisation der Verwaltung eine Stütze ihrer Macht und wissen daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich des municipalen Elements im Staate durch ihre Städteordnungen und ihre Gemeindegesetze zu bemächtigen. Und diesen Weg wird man in Griechenland gehen, weil man ihn im übrigen Europa, namentlich in Deutschland, ging; mit welchem Erfolge, mag die Zukunft lehren.

Zum Schluß wirft der Verf. noch die Frage auf, wie Griechenland dem übrigen Europa den ihm schuldigen Dank beweisen könne, und beantwortet sie dahin: durch eine kluge Gesetzgebung, durch die Erhöhung seiner politischen Hülfsquellen, durch die Vorbereitung zu einer kräftigen Unterstützung der Pforte, und vor Allem durch die Herstellung völliger Handelsfreiheit mit dem übrigen Europa. Den letztern Punkt führt er weiter aus, kann aber dabei den etwas einseitigen britischen Standpunkt so wenig verlassen, daß er Griechenland am liebsten zu einem großen Freihafen des britischen Handels machen zu wollen scheint, von wo aus dann die englischen Manufacturwaaren ihre despotische Alleinherrschaft mit Bequemlichkeit über die europäischen Grenzländer, über Asien und Afrika ausdehnen könnten. Daß eine solche Freiheit jedoch erst durch Gegenseitigkeit ihren Werth erhält und folglich dem griechischen Handel im Westen gleiche Vortheile gewährt werden müßten, wie England von Griechenland zu verlangen scheint, daran hat der Verf. wol kaum gedacht. Allein abgesehen von dieser wol verzeihlichen nationalen Selbstsucht, welche, wie hier, so an einigen andern Stellen des Werkes durchblickt, glauben wir das Buch ohne Bedenken der geringen Zahl politischer Werke beizählen zu müssen, welche sich durch eigenthümliche Auffassung, feine Beobachtung und echte Redlichkeit der Gesinnung vor der Flut unserer politischen Tagesliteratur auf das Vortheilhafteste auszeichnen.

In den drei Beilagen gibt der Verf. zuerst, S. 267—269, eine genaue Berechnung des Preises der türkischen Seide, deren Resultat ist, daß das Pfund nach Abzug der durch Monopole und ungesetzliche Erpressungen gesteigerten Lasten gegenwärtig zu London nur 7 Schillinge kosten würde, während es in der That 22 Sch. zu stehen kommt. Die zweite Beilage, S. 270—273, gibt eine Uebersicht der Bevölkerung der europäischen Türkei, deren Hauptresultat die Summe von 13,050,000 Seelen ist, worauf die dritte, S. 273—282, zu einer mehr ins Einzelne gehenden Auseinandersetzung über die Bevölkerung, die Staatseinnahme und den Werth der Nationalgüter Griechenlands übergeht. Die Bevölkerung schlägt der Verf. auf 868,000 Seelen an, den Betrag der Staatseinnahme vor der Revolution, d. h. mit Einschluß der von den Municipalbehörden für Gemeindezwecke erhobenen Abgaben, auf 18,693,797 Piaster oder 1,246,260 Pfd. St., und den Werth der Nationalgüter auf 887,500,000 Piaster oder 11,833,333 Pfd. St. 7 Sch. Den Schluß des ganzen Werkes macht eine Abhandlung über die Vergleichung der Steuererhebung im römischen Reiche, in der Türkei und in England, welche als ein sehr schätzbarer Beitrag zur Geschichte des Finanzwesens namentlich die Beachtung der Männer vom Fach in hohem Grade verdient.

67.

Meisterlosigkeit. Canzone von Anton Passy. Leipzig, Herbig. 1834. 8. 1 Thlr.

Wir erwarteten in diesem Gedicht die leidige Neigung unserer Zeit zur Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit, welche beiden Worte doch die eigentlichen Synonime von Meisterlosigkeit sind, bekämpft zu sehen. Aber weit gefehlt! Der Verf. hat einen ganz andern Begriff davon. Meisterschaft ist ihm Liebe, Gott ist der höchste Meister, also Meisterlosigkeit gleichbedeutend mit Gottlosigkeit, Gottlosigkeit mit Unrechtgläubigkeit, Rechtgläubigkeit dagegen mit Katholicismus. Im Eingange des Gedichts heißt es:

> Was ich beklage, sind die hohen Gaben
> Der Meisterlosen, ohne Furcht und Tadel (?),
> Die untergehn im Wuste des Gemeinen.
> Die Meisterlosigkeit will keinen Adel (!),
> Sie will nicht mehr die Zucht der Einfalt haben,
> Unedles seh' ich eben ihr erscheinen.
> Ach, ist es nicht zum Weinen! — — —
> Wie kommt es, daß wie ich es Keiner fühlet?

Wir heben diese einzelnen Worte hier aus, weil sie für die ganze wunderliche Jeremiade über unsere unkatholische, vom Freiheitschwindel ergriffene Zeit höchst bezeichnend sind. Der Verf. beweist dadurch allerdings, daß er vornehmlich nur zum Weinen gut ist. Er geht in seiner Anmaßung so weit, eine Art von modernem Dante'schen Weltgerichte halten zu wollen, wobei denn natürlich die katholische Kirche mit ihren Helden und Heiligen schönstens besungen wird. Meisterlose sind die Radicalen, Liberalen, Doctrinaires und deren Gebrüder. Der Teufel, mit Respect zu sagen, dessen Dasein die empörten Geister leugnen, tritt als Doctrinair in eine Spiel- und Theegesellschaft, um dieselbe zu holen, und warnt sie deswegen: es werde jene Nacht auf Erden wiederkehren, wo man sich vor dem Satan fürchtete und behauptete, es müsse Alles Gott zu gefallen katholisch werden; darum solle man nur mit seiner Hülfe Fürsten und — Pfaffen vertilgen! Der Dichter hingegen ruft trotz dem fatalen Kerl mit seiner unzeitigen Warnung brüderlich aus: „O laßt euch nicht so leicht von ihm betrügen", und schickt sich nunmehr an, „die Meisterschaft des Lebens und der Liebe in dem Gewirr der Zeiten" zu suchen. Der Satan möchte ihm

zwar gern einen Schabernack spielen und hält ihm „Nachtgedanken" und die Freimaurerei vor; sein Schutzgeist bewahrt ihn aber vor Irrthum, indem er ihm echte Meister zeigt. Diese sind: Konstantin, Karl der Große, Alfred, Ludwig der Heilige, Ferdinand der Katholische (!!), Leopold von Oestreich, weil er Kloster Neuburg gebaut hat, und der eben verstorbene Kaiser Franz, „der Wegweiser der Meisterschaft", der „die Meisterkunst erfunden hat, in jetzigen verworrenen Zeiten, die Liebesmeisterschaft zu erhalten". Der heilige Justinus gehört unter die Meister, weil er zu Diognetes gesprochen hat:

— — Die Griechenlands-Poeten,
Die da Homer und Hesiod besingen,
Die Aristoteles und Plato lehren,
Die fabelhaften Götter, sie entehren,
Sie höhnen, Jünger! eures Geistes Ringen
Nach Meisterschaft; — — —

Als „Meisterlose" lernen wir dagegen z. B. Alexander und Hannibal kennen. Cäsar ist ein Meister, nur daß er am Meisterziele sterben muß, weil ein meisterloser Buhle der Freiheit ihm die Krone raubt. Von Gustav Adolf, dem erlauchten, nach Licht und Klarheit ringenden Schweden, „den die falschen Liebesmeister (die Protestanten) so hoch verehren, die als Wahrheit die Lüg' erschauen, für die sie freudig morden", bleibt es ebenso wie vom großen Friedrich ungewiß, ob er ein Meister war oder keiner. Es ist dies eine bei dem Dichter consequente Politik, denn beide Könige herrschten doch wenigstens unbeschränkt, wenn sie auch nicht katholisch waren; groß ist es aber dennoch von ihm, daß er gegen sie Gnade vor Recht ergehen läßt. Mit Napoleon weiß er nicht recht, was er anfangen soll. Er dreht ihn einigemal in der Hand herum und läßt alsdann sein Schicksal auf sich beruhen. Die beste Auskunft über das Geheimniß der Meisterschaft wird man übrigens erlangen, wenn man nach des Dichters eignem Ausdruck sogenannte Mönche und Nonnen darum befragt.

Des Dichters Wahlspruch ist mit einem Worte: Despotie, darüber Hierarchie, Verachtung von Wissenschaft und Kunst! Wir haben ihn und was er will, nunmehr zur Genüge bezeichnet und würden nichts einwenden, wenn sein am Schlusse ausgesprochener Wunsch in Erfüllung ginge:

Soll, Heiliger! der Greuel fortbestehen,
Der Lügen Freiheit — höre dann mein Flehen
Und führe mich zum heißersehnten Ziele —
Fort aus der Welt — zu dir, ins Reich der Geister:
Wo nicht — o letzter Meister! — sende Meister!

Damit Herr Passy übrigens nicht glaube, daß unsere Kritik eine kleinlich befangene sei, so wollen wir die einzige schöne Stelle aus seinem nicht immer correct abgefaßten Gedichte hier noch mittheilen.

Ein Jünger, dem das Herz zusammenpreßte
Nach Meistern, ach! das unheilvolle Jagen,
Der Keinem, den er fand, vertrauen mochte,
Ging ins Gebet, bei Gott sich anzufragen,
„Sprich! welcher Meister ist für mich der beste?
Du siehst, wie jeder blos mich unterjochte."
Er sprach's — da pochte
An seiner Stube Thür gar leis' und linde
Ein Kind. — Es trat herein recht in die Mitte
Der Stub' und sprach voll Freundlichkeit: „Ich bitte!
'S ist Weihnachtzeit, wirst du noch nicht zum Kinde?
Laß dich einmal, denn ich bin leicht zu rühren,
Bist du ein Kind, von mir, dem Kinde führen!"
Als jener dann dem Kindlein angehangen,
Da gingen ihm die Augen auf, — er schaute
Das Haus, von dem er lange fern geblieben,
Das Haus, das Gott auf einen Felsen baute. —
Kaum war er mit dem Kind hineingegangen,
Von Demuth und von Einfalt hingetrieben,
Da konnt' er wieder lieben,
Gehorchen konnt' er wieder und sich fügen,
Sein Inneres ward völlig frei und stille,
Die ewge Lieb' umfing sein guter Wille,
Und in den Abgrund sank — das Reich der Lügen. 51.

Notizen.

Ein Wort von Genz.

Schneller erzählt in dem „Briefwechsel Julius Schneller's mit seinem Pflegsohne Prokesch", herausgegeben von E. Münch (Leipzig, Scheible's Verlagsexpedition, 1834), S. 27, von einer Zusammenkunft mit Genz im Jahre 1820, worin dieser „mit vieler Klarheit und Offenheit die bestimmtesten Grundsätze gegen Aufklärung und Weiterschreiten der bürgerlichen Gesellschaft" ausgesprochen und mit vieler Fertigkeit die folgenden Sätze vertheidigt: „Die Aufklärung habe seit 30 Jahren nur Arges und Tödtliches gebracht. Jedes Weiterschreiten führe an den Abgrund. Er selbst denke wie Fürst M., und Fürst M. erkenne bestimmt, daß die josephinische Epoche ein — Wahnsinn sei. Auch das allmälige und von oben begünstigte Streben nach den neuen Zeitformen sei revolutionnair. Man müsse unbedingt festhalten an dem Geschichtlichgewordenen, nicht an dem rein Ausgedachten. Herkommen und Glaube bilden die wahren Grundlagen für Haus, Kirche und Staat." So habe Genz gesagt. Die Wahrheit liegt aber auch hier nur in der Mitte der Extreme. Indeß gehört selbst dazu Verstand und Muth und guter Wille, sie in dieser Mitte zu erkennen und ins Leben zu rufen. Dabei träumte ich einmal von einer gewissen Verheißung und von den Wörtern: sollen und werden, und es fiel mir die Geschichte vom Teufel ein, der, da er einmal krank war, ein Heiliger werden wollte, dann aber, da er wieder gesund war, Alles vergessen hatte; auch dachte ich an den römischen Dichter Horatius, der da sang: Quidquid delirant etc. Aber das Alles hilft mir nichts, wiewol ich dabei bleibe, daß die Wahrheit doch nur in der Mitte liege.

Prokesch über die Homerischen Gedichte.

„Wenn mir", schreibt Prokesch von der Ebene von Troas, in dem erwähnten „Briefwechsel" S. 91, „das Homerische Epos nicht durch sich selbst schon Gründe genug an die Hand gäbe für die Voraussetzung, daß ihm eine historische Begebenheit zur Grundlage diene; wenn ich die Zeugenschaft des ganzen Alterthums verwerfen wollte, welche die Gegend, die ich erst sah, als Schauplatz jener besungenen Thatsache anerkannte, so würde mich diese Wallfahrt unwiderruflich und klar von dem Einen sowol als von den Andern überzeugt haben. Die Schilderungen Homer's haben so treffenden Ausdruck, daß der Einbildung oder Willkür gar kein Feld bleibt, um die Oertlichkeit, überall bis ins Einzelnste genau mit seinen Worten übereinstimmend, zu finden. Diese Gegend und keine andere kann der Schauplatz der That gewesen sein, die sein Epos schildert. Ich weiß, daß in neuerer Zeit daran gezweifelt wurde. Auf diese Zweifel haben Lechevalier und Andere mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit geantwortet. Ein einziger Gang durch das Feld tritt jeden Zweifel, in der Verborgenheit einer Studirstube im rauchumhüllten London erzeugt, in Staub." Das Leben und Dichten der Alten war ein so durch und durch unmittelbares und gegenwärtiges, daß sich dies auch noch heutzutage in dem Zusammenhange zwischen dem Schauplatze der Thaten und der Dichtung offenbart, und der Geschichtschreiber hieß bei den Griechen nicht ohne Grund Historiker. Wir Neuern schreiben und leben: Jene lebten, indem sie schrieben, und in ihren Schriften leben sie auch noch nach Jahrtausenden ein ewiges, immer gegenwärtiges Leben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 95. —— 5. April 1835.

Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dichtungen schreiben, die zum Gegenstande Dichtung und Dichter haben, scheint leicht und ist schwer. Weil hier der Inhalt (Poesie) und die Bedeutung (poetisch zu sein) schon des gewählten Stoffes Natur sind, welche andern Stoffen erst die Behandlung geben muß, könnte man den Proceß präparirter glauben als bei irgend einem andern Substrat. Aber je mehr die Wärme und Bewegung der Intention bereits in dem Darzustellenden vorausgesetzt ist, um so schwerer wird es, feste Gestaltung und bestimmten Uebergang zu gewinnen, und in dem Maße, als der Stoff an sich mehr eine Qualität als wägbar oder meßbar ist, verflüchtigt sich leichter das Resultat in einen bindungslosen Zustand. Jener vorgreifende Reiz sowol als diese Entfernung von einer wirklichen Basis sind die Ursachen, weshalb wir in Gesängen über Sang und Sänger und in Dichter- und Kunstnovellen oft die Pagenstreiche angehender Scribenten erhalten, die, anstatt uns ein Gedicht zu geben, nur sich, wie sie von Poesie im Allgemeinen afficirt sind, sehen lassen. Indessen, womit diese ungeschickt anfangen, damit hören bisweilen die Meister geschickt auf. In Tieck's Novellen dieser Gattung wird z. B. jenes Uebergewicht der Idealität schon dadurch balancirt, daß zugleich mit der letztern eine historisch-wirkliche Basis vorausgesetzt und mitentwickelt wird. Dennoch ist die Gestaltung und Belebung nicht in allen so vollkommen wie im ersten „Dichterleben", dieser geistvollen und runden Schöpfung. „Des Dichters Tod" dagegen ist eigentlich nur eine qualificirte ästhetische und literargeschichtliche Vorlesung, die sich im Dialog mitunter ganz unverhohlen demaskirt. Weshalb dann auch wieder das historische Maskenkleid in einigen Breiten danebenliegt. Ueberhaupt ist darin das Gleichgewicht des bildenden Elements und anschaulichen Theiles mit dem docirenden, den kritischen Confessionen eines gebildeten Geistes mehr ein mechanisches als organisches, beider Einheit willkürlicher, als der mit Feinheit imponirende Ton und die süßverschmelzenden Accente des Vortrags bemerken lassen.

Vorstehende Novelle, die neueste von Eichendorff, hat keinen im engern Sinn historischen Gegenstand, obschon sie manche besondere Zeitelemente aus den letztvergangenen Jahrzehnden berührt. Sie bewegt sich im Kreise freier Erfindung, der jedoch, wie bei jeder frischen Dichtung, der Beziehungen auf allgemeine und uns nähere Verhältnisse der Wirklichkeit nicht ermangelt. Von didaktischen Dialogen aber oder historisch-kritischen Demonstrationen ist sie frei. Was von der Art ihr zu Grunde liegt, erschöpft sich in Handlung und Anschauung. So in Grenzen der Individualität gehalten, wird ihre Wahrheit äußerlich enger, innerlich bestimmter und größer. Diese Novelle hat nicht den Zweck, über das Werden des Dichters oder über seine Stellung zu Mit- und Nachwelt zu belehren, sondern sie läßt uns verschiedene dichterische Naturen und praktisch-phantasirende Menschen, Charaktere, die von eigner Poesie oder von den Phantasien der Zeit bewegt sind, in den Auftritten ihres Lebens, ihren Morgen- und Abendstunden sehen und verfolgen. Nicht theoretische Verhältnisse der Poesie bilden das Thema, sondern Collisionen des Poetischen und Ideellen in Personen mit ihrer Individualität, im Leben mit Bedingungen der Wirklichkeit. Wiefern so die menschliche Persönlichkeit, wie sie in ihren Widersprüchen sich in der Welt und die Welt in sich reflectirt, den allgemeinen Stoff dieser Dichtung ausmacht, insofern hat sie den Charakter des Romans. Wiefern sie aber weniger, als im Romane zu geschehen pflegt, auf analytische Entfaltung der Charaktere eingeht, sie vielmehr rund hinstellt und im Spiele der Handlung sich abschatten läßt, erscheint hierin, erscheint in der synthetischen Folge der Motive und dadurch, daß in der Darstellung stets die Situation das Hervortretende, ihr Wechsel und Abschluß das Interessirende ist, der Titel Novelle gerechtfertigt.

Wir werden durch eine Reihe anmuthiger und lebhafter Scenen, durch heitere und erschütternde, rührende, leuchtende Acte hindurchgeführt, die uns mit einer Anzahl ungleichartig verwandter Menschen bekannt machen und abwechselnd beschäftigen. Auf verschiedenem Boden, in Berührungen, Durchkreuzungen sehen wir die einen und andern zusammentreffen, sich zerstreuen, wiederfinden; und indem nach mancher Wanderung und Wendung diese sich setzen, jene untergehen, andere übergehen in ein neues Leben, ist es fühlbar das Licht einer gemeinsamen Wahrheit, welches von dem Höhenpunkte der Erzählung über

die Gesunkenen und Verlorenen wie über die Beglückten und Erhöhten sich verbreitet und die zurückgelegten Wege bis zum ersten Anfang mit einer stillen Einheit beleuchtet.

Die äußere Form ist so unbefangen, die Bilder blühen und wallen so sinnlich schön an uns vorüber, daß wir unsere Theilnahme nur für ein freies Spiel der Imagination gewonnen glauben könnten, wenn nicht zugleich mit dem Fortschreiten und Erweitern der Geschichte eine innere Wahlverwandtschaft der Gestalten, Gegenseitigkeit der Richtungen, Supplemente der Charaktere und Lagen unausgesprochen empfunden würden. In den Verhältnissen der Theile, im Farbenclavier der Erscheinungen fühlt man diese innern Bezüge, und allerdings ist in dem scheinbar aufsichtslosen Wechsel ein geheimer Mittelpunkt gegenwärtig, der in jeder der ungleichangezogenen Personen und Stellungen mitschwingt. Dieser Mittelpunkt ist wirklich die Poesie, sowie die Personen, was der Titel besagt, Dichter und ihre Gesellen sind. Nirgend aber tritt das abstracte Innere der Dichtung und Dichternatur für sich heraus; immer ist es in die bestimmte Farbe der Wirklichkeit gebrochen, in die Doppelsinnigkeit des Lebens entwickelt, auf das Runde der Anschauung verbreitet. Nicht in Beziehung auf dichterische Resultate und Producte wird die geniale Thätigkeit der Poesie exponirt, sondern vielmehr Das, was sie aus dem Menschen macht, insofern er nicht blos Dichter, sondern Kind des Lebens, der Zeitlichkeit und einer höhern Leitung ist, spricht sich in klarmotivirten Gemüthslagen, in einfachen, aber schönverschlungenen Vorgängen aus.

Die Poesie, welche hier den Herzpunkt verschiedener Erfahrungen macht, ist nicht die Dichtkunst; es ist jene höhere Phantasie, in welcher der Dichter nur schwebt wie andere Menschen auch. Wohl entwickelt diese Phantasie den Einzelnen, dessen Gemüth sie durchströmt, zum Dichter und Künstler; dieselbe ruht aber auch in Andern, nur durch Seele und Gestalt ergossen, als Adel, Anmuth, Gesinnung, ohne Entäußerung in Producte; Andere, Abspringende, nimmt sie im Schwunge mit sich fort und sie drehen sich um sich selbst im endlosen Maskenspiele; den Entgegenstrebenden schlägt sie um und seine Nüchternheit wird phantastisch, seine abstracte Ueberspannung toll; in trägen Geistern wird ihr Zug entnervender Schwindel, in leichten liebenswürdige Verwirrung, Flattersinn, Humor, in unreinen kranke Sympathie, Lüge, Sünde.

Von all diesen Verhältnissen zur ursprünglichen Phantasie, welcher, bewußt oder unbewußt, keine Seele entgeht, wie kein Leib dem Umschwunge der Erde, gibt das Novellengemälde individuelle Beispiele, die mit wenigen, doch ausgiebigen Mitteln sich charakterisiren. Das Ganze spricht in geistreicher Abbreviatur von dieser unwiderstehlichen Poesie, die, weil sie überall hindurchgreift durch das bunte Menschenleben, so reich sich verwandelt, theilt, entgegenschlägt, von so Wenigen rein ergriffen wird. Sie dagegen ergreift Alle; und es ist die Kunst des Dichters, uns in ihren Sehpunkt zu stellen. Da bemerken wir, wie sie dem Einen vorauszieht, den Andern trägt, dem Dritten im Nacken sitzt, hier die innigst Nahen trennt und dort die Entfernten vereinigt. Es ist durchaus der Boden dieser Phantasie, auf dem wir uns in Eichendorff's Dichtung befinden. Die Locale der Novelle, die Begebenheiten, die Menschen — in allen ist sie die verborgene Königin. Die verschiedenen Kreise daher, die sich rasch vor uns auf- und abrollen, umschlingt mit Recht Eine blühende Natur, und die Grundform des Vorganges ist mit Recht Wanderung in allerlei Weise. Denn im Lichte der Phantasie liegt jeder Wohn- oder Tummelplatz mitten in tiefwebender Schöpfung, und ihre Consequenz ist jene stetige Einheit in freier Abwechselung, der das Wandern sich vergleicht. Aber wie dieses Wandern bei dem Einen ein Suchen, bei dem Andern Flucht, hier ein Irren, dort Zerstreuung, bald Heerfahrt, bald Wallfahrt ist, so umfaßt auch jene blühende Natur gar verschiedene Plätze und Gruppen, Niederungen und Höhen.

Der erste Kreis, in den wir versetzt werden, ist der engumhegte heimlicher Ländlichkeit. Beschränkung wird hier zur Idylle; aber im Dickicht friedlicher Geborgenheit schlägt ein Puls der Sehnsucht nach jenseitigen Fernen, und die Eintönigkeit tiefer Ruhe erschreckt mit langer Weile den Geist, der nicht einschlummern will. Glücklich, wer mit Liebe wurzeln kann in dem Boden, dem er angehört; doch wird er einiger Verholzung und Versauerung schwerlich entgehen. Muthig, wer weiter und höher strebt; denn jeder Geist ahnt, daß er bei größerer Entfremdung das tiefere Eigne finden, bei Erfahrung des Draußenliegenden in sich mehr entdecken wird. Allein wenn du draußen doch nur finden kannst, was in dir schon liegt, so wird auch, wenn du hier schon irre bist, die Irre desto größer werden. Wer nichts begehrt, was ihm fremd ist, dem allein wird das Fremde zu eigen. Ein Solcher theilt ruhig auch die Verwirrung, in deren Mitte wir uns im zweiten Kreise der Novelle finden.

Das heimatlose Völklein der Schauspieler, das wir begleiten, ist überall zu Haus. Durch den Regen schimpft es sich durch, schwatzt sich durch die halbe Nacht und zieht am lachenden Morgen dem Stern der Gunst mit burleskem Leichtsinne durch Wald und Gebirge nach. Diese, merkt man, treiben ihre Kunst, wie es eben geht, ohne zu merken, daß ein und anderer bei ihnen ist, der die Rolle des Schauspielers besser spielt als sie die Personen ihrer Rolle. Im Leben stellen sie sämmtlich nur ein leichtes Gefolge, eine unbedeutende Zugabe vor. Aber schon mehr Leidenschaft und zum Theil Ernst ist in dem Spiele, das auf dem fürstlichen Jagdschlosse unter den Sommerfesten des Hofes gespielt wird. Hier jagen Verschiedene nach Verschiedenem. Ein Maler nach idealen Tugenden, ein anderer nach poetischen Reizen; ein Dichterjüngling nach freier Kunst und romantischer Liebe, ein anderer Dichter umgekehrt, weil er längst übersaftig ist in Poesie, nach Prosa. Aergerniß macht dem einen, Glück dem andern zu schaffen. Ueber ihnen vornehmere Jäger spannen sich auf den wunderbarsten Fang. Eine bezaubernde Erscheinung, Kind des fremden Südens, Verbannte von edelm Geschlecht, schön und wild und von

hochtrotzender Jungfräulichkeit, entzieht sich Allen und zieht Aller Blicke, Vieler Wünsche nach sich. Aber der Gelehrte, der Lord und der Fürst, ihr nachstellend, verirren sich nur lächerlich und schauerlich in Waldung und Dunkel, indeß Sie hoch über ihnen ihrer spottet; der Tugendheld, der ihr Ehrenwächter sein will, wird als entbehrlichste Schildwacht nur vom Nachtwächter angestaunt. Schon einmal war das kühne, unnahbare Mädchen der Preis einer Jagd, einer um Vieles ernstern, der Episode eines grausamen Krieges. Blutige Opfer sind ihr gefallen, sie hat selbst die Flamme in das ihrige geschleudert, Alles verloren, aber sie hat keiner gewonnen. Auch diesmal nimmt die Jagd ein trauriges Ende. Im galanten Getümmel täuschen die Meisten Andere und sich; nur Einer, der Kühnste und Klügste, der, freier als Alle, sich am heißesten und reinsten verschworen, erreicht auf dem höchsten und gefährlichsten Gipfel die Unerreichte, aber so, daß für ihn und Alle das Spiel auf immer zu Ende ist. Nun wird es still und die Erzählung senkt sich wieder zu Thal.

(Der Beschluß folgt.)

Charles Texier's Reisen in Kleinasien.

Wir verließen den Reisenden in unserm Bericht in Nr. 29 d. Bl. zu Angora, beschäftigt mit Untersuchungen über den berühmten Tempel des Augustus. Bei seiner Rückkehr von hier nach der Küste des ionischen Meeres hatte er mit mancherlei Reiseungemach, besonders mit heftigen Anfällen der Cholera zu kämpfen, die ihn bei seiner Einschiffung von Smyrna befiel. „Mein Uebergang über den Taurus", schreibt er von Smyrna aus, „war mit den größten körperlichen Leiden verbunden. Jeden Augenblick befiel mich das heftigste Erbrechen, ohne daß ich selbst mir die Bequemlichkeit verschaffen konnte, von meinem Pferd herabzusteigen, denn um das Gebirge vor Nacht zu passiren, durfte ich keine Viertelstunde Zeit verlieren. In Europa weiß man kaum, was ein heftiger Fieberanfall ist; die meinigen waren so schrecklich, daß ich mir den Mund voll Baumwolle stopfen mußte, um mir nicht die Zähne zu zerbrechen, und meine ganze Erquickung bestand aus einem wenig trüben Wasser in einem irdenen Kruge." Ueberhaupt hatte sich der Reisende während seiner ganzen Durchflüge keiner recht festen Gesundheit zu erfreuen; in Brussa, am Fuße des 4500 Fuß hohen Keschisch (des alten Olympos), mußte er Dampfbäder, Blutegel und Schröpfköpfe anwenden, und wenn er auch dabei die Auszeichnung genoß, daß der Aga jener Stadt ihm zu Gefallen sich ebenfalls schröpfen ließ, obgleich er ganz gesund war, so konnte ihm diese Höflichkeit doch nicht von seiner Krankheit helfen. In dem Kloster zu Cäsarea brachte er, ebenfalls noch Patient, die heißesten Tage des August zu, und wurde von dem Erzbischof mit dem größten Wohlwollen aufgenommen und gepflegt.

An der Grenze von Galatien entdeckte T., den Lauf des Flusses Halys verfolgend, zwei Tagereisen tiefer ins Land hinein, die Ruinen einer alten Stadt, die er für das alte Tavia zu halten geneigt ist, obgleich die Reisenden diesen Ort in der Regel dicht an das Ufer des Halys setzen. Einen herrlichen Tempel, die schönste Zierde dieses Orts, hält T. für den bekannten des Jupiter mit dem Asyl.

Ein sehr merkwürdiges Denkmal fand er bei seinen Ausflügen in den benachbarten Gebirgen. Dies war eine Art von Wall, aus natürlichen Felsen gebildet, die aber durch Kunst geebnet und deren Seiten zu glatten Wänden abgearbeitet waren, in welche eine historische Scene, bestehend aus 60, fast sämmtlich kolossalen Figuren, eingehauen war. Dies großartige Basrelief ist in zwei Gruppen getheilt, welche einander begegnen; sie stellen Krieger vor, angeführt von Königen, die sich gegenseitig Geschenke darbieten. Der Reisende erklärt diese Scene, des Umstandes wegen, daß nur die eine Hälfte dieser Figuren Bärte hat, die andere dagegen unbärtig ist, für eine Darstellung des Zusammentreffens der Amazonen mit ihren männlichen Nachbaren, das, zufolge der sagenhaften Geschichte, alljährlich an einem bestimmten Orte stattfand. Die männlichen Krieger möchten also, nach Texier's Angabe, die Leukosyrier sein, und die benachbarte Stadt, das alte Themiscyrus, die Hauptstadt der asiatischen Amazonen.

Von einer solchen jährlichen Zusammenkunft der Amazonen mit einem benachbarten Männervolke sprechen allerdings mehre alte Schriftsteller. Sie dauerte nach der Angabe des Plinius jedesmal fünf Tage, die einzigen im Jahre, wo die Amazonen, nur aus Rücksicht auf ihre Fortpflanzung, eine Berührung der Männer duldeten. Von den Kindern, welche diesem Rendezvous wider Willen ihr Entstehen verdankten, wurden die Knaben sofort ihren Vätern zurückgesandt und nur die Mädchen zu künftigen Amazonen auferzogen.

Ob dies neu vorgefundene Basrelief in der That ein unumstößlicher Beweis für die historische Wirklichkeit der Amazonen ist, wofür es T. mit Gewißheit hält, darüber dürfte sich noch Manches sagen lassen, um so mehr, da die französischen Alterthumsforscher — wie schon Champollion's Verfahren in Aegypten lehrte — es mit Hypothesen nicht sehr genau nehmen.

Außer jenem Basrelief fand T. in den Gebirgen mehre Bildsäulen von hohem Alterthum und seltener Construction; es waren Königsbilder, deren Extremitäten in Thiergestalten, Löwenköpfe und Seeungeheuer ausliefen. Ihre Kopfbedeckung waren Helme von conischer Form, mit allerlei seltsamen Zierathen geschmückt.

Ueber die Umgegend von Cäsarea theilt T. in geologischer Hinsicht einige interessante Details mit, insonderheit über die vulkanische Beschaffenheit des Bodens und über die zahllosen Bimsstein- und Porphyrkegel in der Ebene von Cäsarea, die aus der Ferne wie eine durcheinander geschobene Reihe von Zuckerhüten anzusehen sind und in denen sich eine außerordentliche Menge von Grabmälern befindet. Das Terrain, das sie einnehmen, beträgt etwa 4 □ Meilen. Paul Lucas entdeckte sie schon im Jahre 1713; man hielt jedoch damals seine treue Beschreibung derselben für ein Märchen.

Als Texier in Konstantinopel ankam, wüthete eben die Pest daselbst, und er mußte deshalb in Pera längere Zeit freiwillige Quarantaine halten. Die Kirchen dieser Stadt, denen er später eine besondere Aufmerksamkeit widmete, sind fast sämmtlich mit den schönsten Mosaiken geschmückt, von denen einige bis über das Zeitalter der Komnenen hinaufreichen. Von den meisten dieser Bilder hat T. getreue Copien genommen. Ueber die Stadt selbst schreibt er: „Die Geschichte von Konstantinopel ist auf den Physiognomien seiner verschiedenartigen Bewohner verzeichnet. Arabien, Persien, das innere Afrika, die Tatarei haben ihr Contingent zu seiner Bevölkerung geliefert. Alle diese Völkerschaften leben hier mitten unter den alten Byzantinern, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Jede hat ihre besondern Quartiere, Sitten, Vorurtheile und Kasteneigenthümlichkeiten; die ganze Bevölkerung bildet ein vollständiges Résumé des gesammten Orients und liefert den fruchtbarsten Stoff für das Studium der Nationalitäten. Die Bevölkerung von Konstantinopel besteht (mit Ausnahme der Europäer, die ihre festen Quartiere zu Pera und Galata haben) aus vier Classen: Griechen, Juden, Armenier und Türken, ebenso verschieden durch ihren Cultus als durch ihr Volksthümliches. Die Türken theilen sich in eine Unzahl verschiedener Völkerstämme, welche den sämmtlichen Provinzen des ottomanischen Reichs angehören: schwarze Sklavensöhne von Sennaar; Araber, weiße und kupferfarbene; Trebizondier, Tataren, Perser, reine und gemischte Türken, welche letztere von Sklavinnen ge-

boren sind, unter denen sich die Sprößlinge der griechischen und georgischen Sklavinnen durch vortheilhafte Körperbildung auszeichnen. Die meisten vornehmen Türken sind von georgischer Abkunft, häufig ganz reine Georgier, da es nicht ungewöhnlich ist, daß reiche Türken Kinder aus diesem Lande an sich kaufen und sie adoptiren, wodurch sie die Befähigung erhalten, zu den größten Staatsämtern zu gelangen. Die Mehrzahl der Mitglieder des türkischen Conseils besteht gegenwärtig aus solchen.

Wir schließen unsern Bericht mit einer kleinen Tirade des lebhaften Franzosen, die man wol Jedem verzeiht, der sich auf einem so durch und durch classischen Boden befindet, wo alle Gegenwart nur die Blüte des Vormals ist, selbst im Neuen und Neuesten noch vom Hauch und Trieb des Alterthums durchdrungen. „In diesem ganzen Lande (Kleinasien)", schreibt T., „kein Winkel, der sich nicht zur Colonie, zum Freistaat, zum mächtigen Reich erweitert hätte! Ein wahres Adergeflecht von Nationen, die eine von der andern ausgehen. Hinter der flackernden Lampe und meinem Tintefaß sitzend, im Nachdenken versunken, stütze ich den Kopf in die Hände und stelle ernste Betrachtungen an über dies Land der Erinnerungen. Der Mond schwebt leuchtend über dem Schneegipfel des Olymp, und von der Küste her tönt das Brausen jenes Meeres, auf dem Agamemnon und Odysseus, Rom und Karthago schifften. Erwacht aus euern Gräbern Nationen, wandelt und redet mit mir eure herrlichere Sprache! Aber sie schlafen und schweigen, und ich vernehme nur durch die stille Nacht einzelne Jubelklänge vom Ramazan her und den Softa, der die Moslems zum Gebet ruft."

Französische Kritiker sprechen den Wunsch aus, in welchen wir einstimmen, daß Hr. Texier Seitens der Regierung reichlichere Subsidien als bisher erhalten möge. 4000 Francs für einen wissenschaftlichen Reisenden in diesem Lande sind freilich nur wenig, und es ist nicht zu verwundern, wenn man dabei von seinen eignen Mitteln zusetzt. Insofern verdient Texier eine namhaftere Unterstützung gewiß, als er von regem Eifer und großem Interesse für die Sache beseelt ist, wenngleich ihm auch jener leichtfertige Sinn, der gründlichen Forschungen dieser Art stets nachtheilig und so manchem begabten französischen Gelehrten eigen ist, nicht ganz abgeht. 130.

Launen des Schicksals, oder: Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut. Nach seinen schriftlichen Mittheilungen bearbeitet von J. F. Hadatsch. (Mit Hasenhut's Bildniß und einem Kupfer.) Wien, Tendler. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese in einzelnen Lebensscenen gegebene Selbstbiographie des bekannten Komikers Hasenhut dürfte besonders jungen Leuten zu empfehlen sein, die ohne sich eines großen innern Berufes zur Schauspielkunst zu erfreuen, dennoch nach dem Scheinglücke streben, auf der Bühne zu stehen. Es ist ein Gemälde, welches in scharfen Zügen das glänzende Elend des Theaterlebens nachweist, wobei denn freilich auch nicht zu vergessen ist, daß der Biograph einen nicht kleinen Theil der Widerwärtigkeiten, welche ihn trafen und ihm namentlich im Alter die ruhige Stellung entbehren ließen, deren er sich in Folge seines Talents wol hätte erfreuen können, selbst verschuldete. Zur Kenntniß der Umtriebe hinter den Coulissen, sowie zu der der verschiedenen menschlichen Charaktere liefert das Buch manchen hübschen Beitrag und für die theatralische Kunstgeschichte ist es gleichfalls nicht ohne Werth. Man kann daraus lernen, wie der Geschmack des Publicums in der Reihe von Jahren, die des Verf. künstlerisches Leben umschließen, wechselte, bei alledem aber immer die Wahrnehmung hervortritt, daß die Masse, als die wahre Erhalterin der Bühnen, sich stets am liebsten durch Spektakel, Uebertreibung und Fratzenhaftes anziehen läßt und somit die strengen Foderungen der Kunstrichter an die Directionen, in Hinsicht auf Wahl der Stücke und Gediegenheit der Aufführungen, nicht Stand zu halten vermögen gegen die gebietende Nothwendigkeit der Kasse und dies jetzt noch viel mehr als früher, wo nicht wie dermalen die Foderungen der Bühnenmitglieder so häufig ins Uebertriebene hineinreichten und eine Gagenerhöhung von wöchentlich einem Gulden noch als etwas Erfreuliches und Bedeutendes betrachtet wurde. 55.

Notizen.

Vor Kurzem stellte Herr Suden in Paris einen öffentlichen Versuch mit der von ihm neuerdings erfundenen musikalischen Sprache an, welche seiner Angabe nach von vorzüglicher Anwendbarkeit in solchen Fällen sein soll, wo man mit mündlichen und telegraphischen Nachrichten nicht ausreicht: im Kriege, auf dem Meere und überall wo durch Dunkelheit der Nacht, oder dazwischenstehende Höhen man an der Mittheilung durch sichtbare Zeichen verhindert wird. Die Versuche fanden vor einer ansehnlichen Versammlung von Zuschauern aus allen Ständen statt: Künstlern, Gelehrten und zahlreicher beau monde, und wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Der Erfinder ließ sich zuerst von einem der Anwesenden eine Phrase geben, die von seinem in ziemlicher Entfernung befindlichen Gehülfen nicht vernommen werden konnte, gab dann auf seiner Violine eine Reihe von Tönen an, die dann der Gehülfe, ein Knabe von 15 Jahren, auf einer schwarzen Tafel mit größter Präcision in die fraglichen Worte umsetzte. Hierauf verband Herr Suden seinem Eleven die Augen, und theilte ihm durch bloße Berührung mit den Fingern eine andere Phrase mit, die ihm von der Gesellschaft aufgegeben war, ließ sodann einen Hornisten von der Linie am äußersten Ende des Saals sich aufstellen, welcher die Worte, die ihm ein Engländer in seiner Muttersprache leise vorsprach, wiederum in einer Reihe von Tönen angeben mußte. In wenig Minuten standen diese Worte auf der Tafel, und neben ihnen die correspondirenden telegraphischen Zeichen. Nach der Versicherung des Erfinders würde man, bei vollkommenem Verständniß seiner neuen Kunst, sich auf diese Weise, unter allen Umständen und möglichen Hindernissen, auf eine Strecke von 2200 Toisen mittheilen können. Das letzte Experiment des Herrn Suden bestand in einer Dictirübung in der musikalischen Sprache. Der Meister gab die Noten an, und der Schüler übersetzte sie sogleich in Worte. Alle, auch die schwierigsten und ungewöhnlichsten Fremdwörter sollen durch diese Methode auf das Verständlichste wiedergegeben werden können.

Auch Sibirien hat jetzt seine Verlagsartikel. Auf Veranstaltung englischer Missionars, die zur Bekehrung der Burjäten sich in Sibirien aufhalten, erscheint jetzt eine vollständige Uebersetzung der Bibel in mongolischer Sprache. Dies Werk wird mit Genehmigung der russischen Regierung zu Selinginsk im Gouvernement Irkutzk gedruckt. Auch werden dort einige andere philologische Werke der Missionars, namentlich ein Wörterbuch der mongolischen Sprache, erscheinen.

Hyppolite Bonnelier, der Verfasser des „Maréchal de Rais", hat einen Roman unter dem Titel: „Der Mann ohne Herz", herausgegeben, voll horribler Evenemens, der sich auf wahre Ereignisse gründen soll.

Der Naturhistoriker James Fennell wird nächstens ein ausführliches Werk herausgeben, in welchem er die Kenntnisse Shakspeare's in der Naturgeschichte, Medicin, Chemie und Physik erweisen will. Es wird ein großer Beleg für den verbesserten Kunstgeschmack in England sein, wenn dies außerordentliche Werk Maculatur wird. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 96. — 6. April 1835.

Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

(Beschluß aus Nr. 95.)

Vorüber an Schatten der Erinnerung und Phantasmen der Hoffnung steigen wir hinab in den labyrinthischen alten Garten der Poesie, das überlebte und unsterbliche Rom. Hier keimt arglosüppig zwischen Ruinen junges Leben, und aus verwitterten Steinen rieselt noch mancher Quell der Begeisterung. Der Künstler kann hier in Wunderspiegel schauen; den Dichter lockt blühender Reiz mit heller Stimme in dichtumrankte Lauben. Aber jener, indem er zurück aus dem Spiegel auf sich niederblickt, versinkt über der eignen Armuth in hoffnungslose Zweifel, und der Dichterjüngling, der, betäubt vom Duft der Laube, der Heimat vergißt und unter Träumen sich anbauen will, saugt Gift aus Blumen. Besser geht es dem unverwüstlichen Philister, der in allen Verwirrungen seine Lächerlichkeit ernsthaft bewahrt und aus Zorn, weil seine Aufklärung nirgend durchdringt, gewaltig ißt, trinkt und raucht. Leichtsinn und Klage helfen in Andern sich nebeneinander fort; nur den aberwitzigen Freiheitshelden verzehrt in rascher Wuth sein eigner Sauerstoff. In diesen Irrgängen ist ein Einziger wahrhaft glücklich, ahnt aber erst halb, daß Unschuld für ihn zur Liebe aufblüht, und entweicht aus bescheidenem Mistrauen. Bald jedoch ziehen wir mit ihm, der von diesem Mistrauen geheilt ist, doch seines Glückes Spur nun suchen muß, und mit Andern, die, vom Vertrauen enttäuscht, ihres Unglückes Spuren fliehen, wieder anwärts auf verschiedenen Wegen nach den bekanntern Gegenden zurück.

Vieles hat sich hier verändert, die Züge der Erinnerung selbst haben ein fremdes Ansehen bekommen. Erscheinungen, die wir früher auf dem fürstlichen Jagdschloß in heiterm und kühnem Getümmel sahen, sind jetzt zum Theil durch eine große, verworrene Stadt und ihre schattigen Gassen zerstreut. In diesem Sammelplatze der ungleichsten Bedürfnisse ist das Getümmel gleichgültig, das Geräusch hohl, der Glanz trügerisch. Wer nichts besitzt, wird hier nichts finden. Noth und Verlassenheit macht die Schuld des Leichtsinns, die erst nur halbe Schuld war, größer und unheilbarer. Wer Lockungen nicht widerstehen gelernt, für den wird es auch hier südliche Reize, schleichende Gifte geben. Doch am tiefsten schauert in dieser lärmenden Oede Den, der ganz ihre funkelnden Qualen und verbauten Wirrwarr durchschaut, der das Höchste, wofür er einst großherzig gekämpft, hier als inhaltloses Schauspiel, das Schönste, was sein Geist im Jugendlicht gespiegelt, zur gemeinen Unterhaltung geworden, und das Theuerste, was er kühngläubig erstrebt und im Erringen verloren, in lügender Maske wiedersieht. Ihm zeigt Stadt und Schloß nur Grabdunkel und Gespenster; auch wer ihn erkennt, wird überrascht, von Blitzen der Warnung erschüttert. Es ist der edle Jäger, der damals jene schönste und sprödeste Fremde besiegt und doch nicht besiegt, seinen Preis verspielt und doch nicht verspielt hat.

Aus den Engen der Stadt, woraus das hohe Bild des Verstörten rasch verschwindet, gehen die Gleise der Erzählung hin und her ins Freiere, Offene und unvermerkt höher. Auf einem wohlgeordneten Landsitz, wo klare Besonnenheit mit glücklicher Natur Haus hält, sehen wir als Gast den ordnungslosen Geist einkehren, der unbesonnen eine glückliche Natur verschwendet. Es ist der übersaftige Dichter, den wir kennen von jenen Sommerfesten des Hofes her, wo er die Prosa suchte. Er hat sie seitdem gefunden in einer halbfreien, halb ihm aufgezwungenen Ehe. Das niedliche Weibchen wäre gutartig genug, aber statt durch sie geheilt zu werden, hat er diese Prosa toll gemacht. Nun vagirt er mit ihr herum, bis sie noch zu rechter Zeit ihn verlassen und in einer solidern Partie die Ruhe finden wird, für die er nicht geboren ist. Doch auch der ruhige, junge Gutsbesitzer, dessen Gast dieser Irrstern einen Abend lang war, wird, obwol von anderer Seite her, zu allerlei Irrfahrten veranlaßt, die er mit gutem Bedacht zum Besten Anderer übernimmt. Er ist thätig für das Glück eines Freundes, der es nicht weiß, und von dem er nicht weiß, daß derselbe die Spur dieses Glückes schon in Rom gefunden und jetzt in Deutschland wiederaufsucht. Der Thätige scheucht unwillkürlich dem Suchenden sein Glück in die Arme, ahnt aber nichts davon, glaubt es vielmehr verloren und sucht darnach. Auf dieser Reise berührt er eine Gebirgshöhe, die nach dem dunkeln Gerüchte der Thäler von einem neuen wunderbaren Anachoreten geweiht sein soll. Da, in hoher Einsamkeit, findet er zuerst den hypersthenischen Dichter, der nach Verlust seiner Frau hier

Buße spielt, doch vielfach aus dieser wie jeder andern Rolle fällt, nur aus der poetischen nicht. Dann erscheint der ältere Klausner dieser Höhe, ein biederer alter Soldat. Der Reisende scheidet nicht, ohne von dem Letztern über jenen räthselhaften Waldbruder, von dem die Gerüchte sprachen, ergreifende Mittheilungen gehört zu haben. Auch war auf dieser Einsiedlerhöhe der junge Dichter gewesen, der nach seiner Schule der Täuschung in Rom und Hindämmern in der deutschen Residenz hier Sammlung gesucht, sich aber wieder hinabverloren hatte in die Schwäche. Bald sank er noch tiefer, und zu spät strebte er zurück nach der Heimat, die er nicht wiedersah. In dieser, jener ländlich-idyllischen, von wo die Novelle ausging, hatte inzwischen der Freund des Reisenden sein Glück geborgen; er muß jedoch, um es versichert zu erhalten, einstweilen sich davon trennen. Auch er auf seiner Reise geräth auf dieselbe Gebirgshöhe durch Zufall, ohne von den Einsiedlern etwas zu wissen. Er findet die Klausnerhütte leer und sich allein in der erhabensten Wildniß unter wenigen frommen Zeichen und dem tief hereinleuchtenden Sternhimmel. Eine feierliche Nacht bringt er hier zu, die zwar beunruhigt ist von flüchtigen Erscheinungen, über deren ängstenden Schein sie keinen Aufschluß gönnt. Er zieht die Einsiedlerglocke und harrt aus mit männlicher Geduld. Der Morgen, der, den herrlichen Gipfel zuerst bestrahlend, von da das weite Land zu seinen Füßen beleuchtet, klärt Alles auf. Die sich gesucht und gekreuzt, die sich lange nicht gesehen und die erst jüngst sich getrennt, Freunde, Angehörige, Liebende sehen hier halbzufällig, halbvermittelt, unter Obwaltungen ernster und erhebender Art sich wieder. Hier im so eigen isolirten Kreise werden Weihen des Todes und des Lebens, des Glückes und der Entsagung gefeiert, Irrwege enden hier, und neue Lebenswege in verschiedener Richtung gehen aus von hier. Der Hohe, der diese Weihen vollzieht, ist Derselbe, den das Gerücht als heiligen Waldbruder pries, und den die frühere Geschichte als den kühnsten Jäger des Waldes kannte.

Dieser Gipfel, auf dem die Dichtung sich schließend ihr Innerstes öffnet, ist für ihre zweite Hälfte, was für die erste jener andere war, auf dem der hochsinnigste Muth die freieste Schönheit haschte. Es sind dies die beiden Brennpunkte im elliptischen Umfange des Gedichts. Um den ersten zog sich ein Kreis von Neugier und Sehnsucht, Unruhe, Leidenschaft, Begeisterung, Kühnheit immer enger, immer höher empor, bis auf den plötzlichen Strahl der herrlichsten Blitzesflamme ebenso plötzlich Nacht, Fall, Zerstreuung folgte. Allmälig dann aus Fernen des Traums und der Auflösung, auf Wegen der Reue und Rückpilgerung, aus Verwirrung in Schwäche, Verfehlung in Misverstand nahte Hingebung, Buße, Wendung dem zweiten Gipfel, bis von dieser stillen Höhe, wer mit Kraft geklommen, mit Besinnung gestrebt, mit Glauben gefolgt, wer treu die Nacht durchharrt, das ruhigste Himmelslicht weit ins Leben hinab sich ergießen sieht.

Nur die allgemeinern Verhältnisse der Dichtung konnten ohne zu große Weitläufigkeit diese Andeutungen nachzuzeichnen versuchen. Wenn anders auf dieselben nur etwas von dem Genius des Dichters übergegangen ist, kann dem Leser nicht entgangen sein, wie sinnvoll in den Zügen des Gedichts überall das Aeußere dem Innern entspricht und nicht blos der Gedanke, sondern auch das Leben seiner Gliederung zur Erscheinung selbst, zum naturgleichen Ausdruck gebildet wird. Es geht aber dieselbe stets beseelte Veranschaulichung, dieselbe reine Symbolik durch alle feinere Verhältnisse und zarten Theile der Composition ebenso ;consequent und ebenso ungezwungen hindurch, und in der That umfaßt das leichtgerundete, über die kleine Anzahl von Blättern in anspruchloser Kürze hinschwebende Gedicht einen unsaglichen Reichthum inniger und tiefgeschlungener Beziehungen. Es ist nichts ohne Bedeutung an seinem Ort, nichts ohne Bedeutung in seiner Folge, Mischung, seiner Zusammenstellung oder Auflösung. Ueberall zieht derselbe Geist, dieselbe Wahrheit dicht unter der schönen Hülle mit, ja ist an ihrer Oberfläche die durchsichtige Farbe selbst und der Athem ihres Lebens. Wer nicht mit jener dumpfen Gleichgültigkeit liest, welche die moderne, phlegmatische Novellistik uns anbilden will, diese schwerfällige Vermittlerin, die ehe sie einen Helden vorführt, lange Vorabende hindurch seine Degenquaste putzt; wer, sag' ich, nicht mit der Gleichgültigkeit, welche dieser ziemt, auch nicht mit jener französischen Wähligkeit liest, die statt reiner Genüsse Reizmittel aus der Apotheke fodert — dem kann ich bürgen, daß er hier der Anmuth ins Auge schauen und im Auge der Anmuth eine tiefe Seele schauen wird. Immer ist in den Gemälden dieser Novelle die Oberfläche klar, einfach, breit, und doch hat nie die Erscheinung blos Eine Bedeutung, sondern nach allen Dimensionen leiten die Linien ihre Gestalt und Bewegung, die Lichter ihres Vortritts und Wandels, die Töne ihres Einklangs den Sinn und das Gefühl nach den Höhen und Tiefen des Ganzen, wo ein Verhältniß mit dem andern in ihm und unter ihm fortschwingt und zusammen die heimlichste Harmonie aller den Vatergeist der Dichtung auf den Wellen der Empfindung wiegt. Und wie scheinbar leicht sind diese Wellen! Wie wenig macht der Dichter aus Dem, was er gibt, außer daß er sein Bestes hineinlegt! mit welcher offenen Miene beut er's dar! Freilich, seine Kinder blühen auch so, daß er ihnen keine vornehmen Avisen mitzugeben nöthig hat. Dennoch fürchte ich, daß grade diese poetische Unschuld des Dichters ein Grund sei, warum er in der allgemeinen Anerkennung, obwol sie ihm nicht versagt bleiben konnte, den Grad noch nicht erreicht hat, der ihm gebührt. Der Deutsche läßt sich gar zu gern imponiren, und unserm größern Publicum kann man mit Finessen nicht leicht zu grob kommen, mit Anmeldung und Herausstreichung seiner Helden, Fingerzeigen und Erinnerungspüffen über die Wichtigkeit der Sache nicht zu freigebig sein. Wenn der Dichter diese Fingerzeige nur nicht in eigner Person gibt, sondern in der Geschichte einige Figuren dazu aufstellt, das heißt dann Objectivität und verfehlt seine Wirkung nicht. Wer hierüber weiter nachdenken will, dem citir' ich denselben

„Tod des Dichters", den ich Eingangs erwähnt. Da wird uns die Größe eines Dichters, die wir schauen sollten, durch eine ganze Coterie feiner Leute, die sonst nicht viel zu thun haben als eben dies, mit einer angelegentlichen und diplomatischen Wohlredenheit declarirt und vorgesagt. Wer wird so feinen Leuten nicht glauben? Wir sind pflichtlich überzeugt. Und doch sind es vielleicht sehr subjective Stimmungen und Ansichten, die sich, durch solchen Stempel sanctionirt, für Acten geben. Es wird in dieser Weise immer üblicher, die Erörterungen, Bedeutungen, Ideen, die in der Dichtung Saft und Mark sein sollten, an ihrer Oberfläche breit ausschlagen zu lassen. Dies ist bequem für den Dichter, auch für die Leser; es muß aber in ihnen allen Sinn für reine Schönheit verderben, wenn sie an den Gestalten ihre Anatomie gezeichnet, in den Situationen ihre Meridiane und Parallelkreise linirt zu sehen sich gewöhnen. Dem entspricht wieder ein höchst kleinlicher Sinn für die äußere Oekonomie, der gleichzeitig überhandnimmt. Untergeordnete Vermittelungen, die für das Leben der Dichtung gar keine Bedeutung haben, werden von unsern Poeten beliebig, aber genau bestimmt, nur damit der Leser gar nichts zu denken habe. Hierüber geht der freibewegte Schritt, an welchem die Alten ihre Götter erkannten und stets die Phantasie zu erkennen ist, verloren und wird in den Geschäftstrab eines Kanzleiboten verwandelt. Es verdient Beachtung, wie sich Eichendorff all dieses Ballasts überhebt, und wie wenig Ruder und Räder er braucht, weil Geist von innen seine Bilder schwellt und bewegt, und weil von außen ihnen angefühlt wird, daß dies Benehmen ihnen zukomme, diese Stellung, Folge, Verwandlung ihnen nothwendig sei. Er hat aber auch ein eignes, wahrhaft poetisches Mittel, entferntere Beziehungen leicht zu vergegenwärtigen, Motive schlagend zu öffnen und äußere Verhältnisse innig zu vertiefen. Es sind die Lieder, in welchen sich die Seele seines Gedichts verjüngt und mit sich selbst vermittelt. Ihr Licht entzündet sich an der einzelnen Stelle, gibt ihr schnell Klarheit und Ton und führt immer zurück in das Innere des Ganzen. Wie man seinen Gegenden die Taufe der Phantasie ansieht, weil sie reicher und sinnvoller blühen und rauschen, als dem gewöhnlichen Auge die Natur sich zeigt, so sind seine Menschen daran für Kinder der Phantasie zu erkennen, daß ihre Seele sich schneller und leichter mittheilt und sie fast alle singen können, und wie! Weder jene Blüten noch diese Gesänge sind ein bloßer Schmuck der Novelle. Jene sind die unmittelbaren, blos natürlichen Spuren und Wirkungen, welche die Nähe und Wärme der Phantasie verrathen; die Lieder sind Stimmen der Ahnung, der Erinnerung, der Weissagung, in welchen durch die Gemüthsbewegung der Singenden der Geist durchspricht, der an ihrer Wiege stand, ihren Morgen zum Mittag, ihren Tag zum Abend leitet. Diese Lieder, die schon an sich zum Schönsten gehören, was deutsche Lyrik hervorgebracht, verwandeln in der Novelle die Symbolik in Leben und den Moment in seinen Grund durch den reinsten Uebergang in unmittelbarer Auflösung. Nur einer solchen höhern, poetischen Oekonomie konnte es gelingen, in so geringer äußerlicher Ausdehnung so viele Elemente zwanglos und klar zu verschmelzen. Das Magische in der eingeflochtenen Novelle von der spanischen Gräfin (über deren Erfindung allein jeder andere Novellist sich hochgepriesen hätte), die daran geknüpften Zeitbilder, das Lustspielartige in einigen Partien, das Elegische in andern, die burlesk-parodischen Erzählungen Grundling's, Dryander's abenteuernde Poesie, das köstliche Märchen, das noch nahe dem Schluß eingelegt wird: wie fügt sich doch das Alles unbeengt in Eins und stimmt zu dem ernsten, feierlichschönen Schluß des Ganzen! Diese Harmonie ist analog der Kunst eines Malers, der eine Reihe von Bildnissen (den Stifter und seine Familie) mit einer historischen Darstellung und einer Engelglorie darüber in Eine Anschauung mühelos verbindet. In Tagen wie die unserigen, wo die Kunst und Leichtigkeit im zersetzenden Denken und auch im Indifferenziren stets zunimmt, dagegen die rundende Kraft und Intensität der Anschauung stets abnimmt, ist eine so primitive, aus lebendigem Grunde gewachsene Dichtung doppelt merkwürdig, doppelt werth des Dankes und der Liebe. 141.

Friedrich II. Antimachiavel, nach einer Originalhandschrift herausgegeben. Hamburg, Fr. Perthes. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn es auch jetzt fast allgemein anerkannt ist, daß Machiavelli's welthistorisches Fürstenbuch trotz seines vielfachen Studiums und des großen Einflusses, welchen es im 16. und 17. Jahrhundert auf die praktisch-politischen Angelegenheiten ausgeübt hat, dennoch bis auf die neuesten Zeiten seinem wahren innern Zweck und Wesen nach mit Unrecht verkannt und daher verketzert worden ist, so ist doch der Versuch, welchen Friedrich II. ihn zu widerlegen machte, ebenso interessant als für den Charakter und die Denkart des großen Königs belehrend. So groß auch das Aufsehen war, welches die Erscheinung des durch Voltaire zum Druck beförderten „Antimachiavel" namentlich in den höhern Kreisen der Gesellschaft erregte, so ward das Buch dennoch in unserer Zeit wenig mehr gelesen, ja fast vergessen, weshalb eine neue und so elegant ausgestattete Ausgabe desselben, wie die vorliegende, den Dank des Publicums und eine wohlwollende Aufnahme recht sehr verdient. Wir erhalten in derselben durch die Sorgfalt des Hrn. Friedländer zum ersten Male den Originaltext des Werkes, welcher nicht nur in einzelnen Worten und Wendungen, sondern in ganzen großen Partien von dem Text der bisherigen Ausgaben abweicht. Es hatte sich nämlich Voltaire, welchem der König allerdings bei dem Auftrage, den Druck zu besorgen, die größte Freiheit zu streichen, zu verändern, zu verbessern und zu ergänzen ertheilt hatte, dennoch dieser Vollmacht auf eine so arge und umfassende Weise bedient, daß Friedrich schon am 7. Oct. 1740 an ihn schrieb: „Ich bin, um die Wahrheit zu gestehen, nicht ganz mit Ihrer Ausgabe zufrieden und werde daher in Berlin unter meinen Augen eine neue veranstalten. Ich habe einen Artikel in die Zeitungen setzen lassen, worin die Editionen als unecht erklärt werden. Ich bitte Sie um Verzeihung; aber ich kann nicht anders, da in Ihrer Ausgabe so viel Fremdes steht, daß sie nicht mehr meine Arbeit ist. Das 15. und 16. Capitel sind gar nicht mehr Das, was sie nach meinem Willen sein sollten. Ich werde mich diesen Winter mit der Umarbeitung beschäftigen."

Es kam jedoch nicht zu der neuen Ausgabe, und selbst der Abdruck in den „Oeuvres complètes de Frédéric II" (Berlin 1789) stimmt größtentheils mit den durch Voltaire besorgten

Editionen überein. Leider fehlt in der Handschrift, welche Hr. Friedländer besitzt, das 16. Capitel, sowie auch die Capitel 1, 2, 4—10, welche, da jedes derselben auf einem besondern Blatte geschrieben ist, leicht verloren gehen konnten.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf eine nähere Vergleichung der Varianten, welche diese Originalhandschrift darbietet, einzugehen, weshalb wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß der größere Theil derselben in Correcturen des Ausdruckes und der Wendungen besteht. Beigegeben ist dem schönen Abdrucke ein Facsimile der Handschrift, aber zu großer Unbequemlichkeit des Lesers sind die Abweichungen der frühern Ausgaben nicht in Variantenform unter den Text gesetzt, sodaß man bei einer Vergleichung stets beide Bücher vor sich haben muß. 21.

Correspondenznachrichten.

London, 17. März 1836.

Man erstaunt über die unverhältnißmäßig große Menge von Getränken aller Art, welche in Großbritannien verbraucht werden, obgleich die Abgaben, womit sie belastet sind, ins Unglaubliche gehen. Als unlängst im Unterhause auf die Abschaffung der Malzabgaben angetragen wurde, sagte der Marquis Chandos unter Anderm, daß es besser sein würde, die Consumtion des Biers durch Abnehmung der Malztaxe zu befördern und dafür die übrigen Getränke mehr zu besteuern. Dies veranlaßte den Minister Peel zu der Anführung der Belastung jener Getränke in England. Der Zoll nämlich, welchen westindischer Kaffee erlegen muß, beträgt 63, der Zoll von Oporto- und Xereswein 75, von Rum 407, von englischen gebrannten Wassern 333, von französischem Branntwein 627, von Genever 930 Proc. Wie kann man nun wol sagen, daß diese Getränke von der englischen Regierung auf Kosten des Biers begünstigt werden, da das Malz nicht mehr als 57 Procent Abgaben zu tragen hat? Ueberhaupt war Peel's Rede voll wichtiger statistischer Data, aus denen man den verhältnißmäßigen Luxus des britischen Volkes abnehmen kann. Wenn dieser so unleugbar ist, daß er jedem Ausländer auffällt, so muß man dennoch gestehen, daß er nicht das moralische Gefühl ertödtet; im Gegentheil ist eine viel erstaunenswerthere Thatsache, die man aus jeder Zeitung beweisen kann, daß die Mildthätigkeit der Nation ins Ungeheure geht und den Menschenfreund nöthigt, unsere so oft verleumdeten Inselbewohner zu bewundern. Hier nur einige ganz neue Beispiele. Die Nachrichten aus Westindien von der Trägheit der befreiten Neger lauten sehr schlecht. Ganze Pflanzungen sind zu Grunde gerichtet. Die Schwarzen mögen nicht mehr arbeiten. Es ist aber auf der andern Seite nicht in Abrede zu stellen, daß die Neger ein großes Verlangen beweisen, sich zu bilden und dadurch den Weißen gleich zu werden. Sie verlangen Unterricht in der Religion, besonders für ihre Kinder. In Wahrheit gibt es kein anderes Mittel, sie zu nützlichen Menschen zu machen. Wie sehr die Engländer hiervon überzeugt sind, erhellt aus Folgendem. Die wohlthätige Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums (Society for propagating the Gospel) hatte hier gleich eine Gelegenheit, auf eine großartige Weise zu wirken. Sie fand, daß es vor allen Dingen dieser Million frei gewordener Schwarzen an Schulen und Kirchen fehlte, denn der Bischof von Barbados hatte gemeldet, daß er für die Neger dieser großen Insel Schulen und Kirchen brauchte, deren Kosten sich auf 84,000 Pfd. St. belaufen würden. Der Bischof von Jamaica braucht zu demselben Zwecke für die dortige weit größere Anzahl von Negern eine viel größere Summe. Die übrigen westindischen Inseln müssen auch bedacht werden. Die gedachte Society entschloß sich daher eine Subscription zu veranstalten, wodurch die bedeutenden Kosten der Errichtung von Schulen und Kirchen bestritten werden könnten, wohl wissend, daß die ebenso nöthigen Summen für Dotation und Unterhaltung dieser Anstalten sich zu seiner Zeit leicht würden aufbringen lassen. Die Gesellschaft selbst unterzeichnete gleich 5000 Pfd. Kaum verlautete dies, als die berühmte Gesellschaft zur Beförderung der Kenntniß des Christenthums (Society for promoting christian knowledge) 10,000 Pfd. St. unterzeichnete. Die Gesellschaft zur Bekehrung der Neger subscribirte 5000, das Committee der westindischen Pflanzer und Kaufleute 1000, der Lord Erzbischof von Canterbury, der Lord Erzbischof von York und die von London, Durham und Barbados jeder 100 Pfd. Hierauf folgte das Publicum. Dies ist blos ein kleiner Anfang. Man darf mit Gewißheit voraussagen, daß diese Subscription in Kurzem eine halbe Million und vielleicht noch höher sich belaufen wird. Eine andere höchst wohlthätige Anstalt ist das Hospitalschiff Dreadnought bei Greenwich zur Aufnahme kranker Matrosen aller Nationen, welche man ohne Empfehlung annimmt. Für diese treffliche Stiftung unterzeichnet das britische Publicum reichlich. Die Königin von Portugal hat 100 Pfd. subscribirt und ohne Zweifel werden fremde Monarchen und Staaten, welche Marinen haben, dem Beispiele der jungen Königin folgen.

Aus einem soeben erschienenen sehr gelehrten Werke von Wilkinson: „Thebes, and general view of Egypt", sieht man, daß in der alten Bibliothek des koptischen Klosters an den Natronseen in Aegypten sich unter andern merkwürdigen Manuscripten auch ein koptisches und arabisches Wörterbuch befindet, welches zwar nicht gekauft, aber doch copirt werden kann, wenn man sich deshalb an den Patriarchen von Kahira wenden will. „Da", sagt Wilkinson, „das Studium der Hieroglyphen und damit die künftige Bekanntschaft mit der seit langer Zeit verlorengegangenen Sprache und frühen Geschichte von Aegypten ganz auf dem Besitze eines solchen Werkes beruht, so würde es jetzt von unschätzbarem Werthe für uns sein."

Zwei Buchhandlungen in London führen einen heftigen Federkrieg über die Herausgabe von Cowper's vollständigen Werken. Sowol Baldwin und Cradock als Saunders und Ottley wollen vollständige Ausgaben der Werke dieses Dichters nebst einer neuen Biographie desselben liefern. Baldwin und Cradock, ein reiches Haus, hat den berühmten Southey zum Herausgeber gewählt, welcher eine neue Lebensbeschreibung des Dichters vollendet hat. Dazu kommen noch prachtvolle Kupfer. Saunders und Ottley hingegen haben den Prediger Grimshawe mit der Herausgabe beauftragt und schon den ersten Band erscheinen lassen. 125.

Literarische Notizen.

Blandin der Jüngere gibt heraus: „Le club de Valois, présidée par le duc d'Orleans, son influence sur la révolution de 1789 etc". Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet und soll in Lieferungen zu drei Bogen alle 14 Tage ausgegeben werden.

Wiederum sind „Mémoires et correspondance inédits du general Dumouriez, publiés sur les manuscrits autographes deposés chez l'éditeur, précédés d'un fac-simile" in zwei Bänden ans Licht getreten.

„Les phénomènes de l'univers, ou l'existence, la grandeur et les bienfaits de la divinité, considérés dans les merveilles de la création" ist der Titel eines großen Gedichts in 16 Gesängen, mit vielen Noten, von Montbrion, das vier Bände füllen wird, und von dem alle Monate zwei Gesänge mit den dazu gehörigen Anmerkungen (10 Bogen in gr. 8.) vom 1. Mai an erscheinen werden.

Angekündigt wird: „Histoire de la révolution française, dans les provinces, les départemens, à l'étranger et dans les colonies, en rapport avec Paris depuis 1788 jus'qu'en 1830", in 12 Bänden. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 97. —— 7. April 1835.

1. Hugdieterich's Brautfahrt und Hochzeit. Aus der öhringer Handschrift zum ersten Male herausgegeben von Ferd. Friedr. Oechsle. Oehringen. (Stuttgart, Neff.) 1834. Gr. 8. 9 Gr.
2. Altdeutsche Dichtungen. Aus der Handschrift herausgegeben von N. Meyer und E. F. Mooyer. Quedlinburg, Basse. 1833. Gr. 8. 20 Gr.

Seit der Wiedererweckung der ältern schriftlichen Denkmäler unsers Volkes lassen sich, was die Betrachtung und Behandlung derselben betrifft, füglich drei durch bestimmte Merkmale sich voneinander absondernde Zeiträume unterscheiden. Kundige brauchen sich, um sich das Eigenthümliche eines jeden derselben zu vergegenwärtigen, nur Derer zu erinnern, welche seit ungefähr 80 Jahren als Führer und Tonangeber vorangingen. Als solche mögen uns für den ersten Bodmer, Breitinger und Chr. H. Müller, für den zweiten die beiden Schlegel und Tieck, für den dritten die Brüder Grimm, Benecke und Lachmann gelten. Was jene verdienten Schweizer aus den Tiefen des vaterländischen Alterthums zu Tage förderten, konnte in der Gestalt, in der es erschien, und unter den Einflüssen der Zeit, in die es eintrat, noch nicht auf allgemeinere Theilnahme rechnen und fiel somit zumeist den wenigen Schriftenkundigen anheim, die sich freuten, für ihre literarische Betriebsamkeit ein neues Feld, eine neue Anzahl von Namen und Titeln für ihre Verzeichnisse und Uebersichten gewonnen zu haben. Wie wenig man in das Wesen der damals vorliegenden Dichtungen einzudringen vermochte, zeigen die von Gleim und seiner Schule versuchten Nachbildungen alter Lieder, in denen, abgesehen von der gänzlich verkannten Form, von dem Geiste der Vorbilder nicht viel mehr als der allgemeinste Gedanke übrig blieb. Der Standpunkt war ein reinliterarischer. Erst als mit dem neuen Jahrhunderte eine neue dichterische Anschauungsweise in Deutschland sich festsetzte, gelangte man nach und nach zur Einsicht in die Fülle poetischer Herrlichkeit, die über jene alten Werke vaterländischer Sänger ausgegossen ist. Lesbare, für ein größeres Publicum berechnete Ausgaben derselben, Uebertragungen in die Sprache der Gegenwart, freie Bearbeitungen, Versuche zur Vermittelung des poetischen Verständnisses und mannichfaltige bildliche Darstellungen altepischer Stoffe bezeugten die angeregtere lebendigere Theilnahme; die Poesie der Zeit schöpfte dankbar aus den neugeöffneten Quellen der Begeisterung und erschien in der Richtung, die sie fortan nahm, oft mehr als eine Fortsetzung jener längst verklungenen Dichtweise als der spätern, an die sie der Zeit nach sich anschloß. Die farben- und duftreichsten Blumen neuerer Poesie verdanken wir dieser Richtung. Doch das poetische Interesse ward mit der Zeit von einem andern verdrängt. Es ergab sich bald, daß jene Art der Auffassung, wie förderlich sie in mancher Beziehung und wie anregend sie gewesen war, doch zu einer vollen Erkenntniß der Denkmäler und der Zeit, aus der sie hervorgegangen waren, nicht ausreiche. Noch lag beiweitem nicht alles Bedeutende vor, oder war nur Wenigen zugänglich; das Bedürfniß berichtigter Texte ward von Vielen schmerzlich empfunden; daneben standen sprachliche, metrische und andere Schwierigkeiten in Menge noch dem sichern und leichten Verständnisse im Wege. Da trat der treffliche J. Grimm mit seiner Grammatik hervor und eröffnete ein neues Gebiet der Forschung und des gelehrten Treibens. Der Erfolg grenzte an das Wunderbare. Unsere in dem Umgange mit Griechen und Römern, den einzigen bewährten Stützen solider Bildung, ergrauten Schulmänner, die außer sich gekommen waren, wenn ein Jüngerer unter ihnen zu seinen Schülern einmal von der fast Homerischen Herrlichkeit des „Nibelungenliedes“ gesprochen hatte, waren nun leicht damit zu versöhnen, als sie erfuhren, daß sich auch hier ein schönes Feld für Etymologie, Variantensammlung und Conjecturalkritik aufthue. Von allen Seiten ertönte jetzt der Ruf, die ältern vaterländischen Dichter seien wie Griechen und Römer in den Schulen zu lesen und darum vor Allem ein recht fester Grund im Gothischen und Althochdeutschen zu legen, und alsbald sah man mit Erstaunen in den Lectionsverzeichnissen der Gymnasien neben Homer und Virgil auch das „Nibelungenlied“ und wol gar „Tristan“ und „Parcival“ prangen. In der That wurden sie gelesen wie die Alten, d. h. mit ausreichender Wortgelehrsamkeit, um in den staunenden Jünglingen den Sinn für das poetische Leben der Vergangenheit wo möglich auf immer zu zerstören. Das philologische Interesse hatte die Oberhand gewonnen. Mag es sein, daß das Studium diese Stadien durchlaufen mußte; dennoch bekennen wir gern, daß wir uns der letztern Richtung, sofern eine einseitige Ansicht sie

immer mehr zur ausschließlichen machen und die poetische Auffassung unserer alten Dichter immer tiefer in den Hintergrund zurückschieben möchte, nicht unbedingt freuen können. Gleichwol hat auch sie unstreitig ihre Früchte getragen, wie wir ihr denn eine Reihe von Ausgaben alter Dichter verdanken, die für wahre Bereicherungen unserer Literatur gelten können. Jeder Versuch, die wichtigern Sprachdenkmäler unserer Vorzeit in einem gereinigten Texte der Nachwelt zu übergeben, muß noch immer mit Dank dahingenommen werden, und ebenso haben Die, die aus den Schachten der Bibliotheken, in denen, auch nach den bisherigen Ausbeutungen, noch Manches nach dem Lichte schmachten mag, wahrhaftes Gold, in welcher Gestalt es sei, zu Tage fördern, ihr Recht auf Anerkennung und freundliche Dahinnahme.

Die Herausgeber der uns hier vorliegenden mittelhochdeutschen Dichtungen gehören zu den Letztern. Sie werden in den obigen Andeutungen, zu denen sie die Veranlassung gegeben haben, nichts Arges finden, da wir damit keinem einzelnen tüchtigen Streben zu nahe treten, sondern nur vor der Gefahr einer allzu einseitigen Richtung warnen wollten.

Nr. 1. Herr Oechsle theilt aus der in der Stiftsbibliothek zu Oehringen befindlichen Handschrift des „Hug- und Wolfdieterich" als Probe und Ankündigung einer vollständigen Ausgabe des Gedichts ein Bruchstück mit, dessen Inhalt der Titel angibt. Das Gedicht ist den Freunden der altdeutschen Literatur nicht fremd und wenigstens seinem Inhalte nach aus dem gedruckten „Heldenbuche" bekannt. Wer mehr über dessen Zusammenhang mit dem deutschen Sagenkreise zu wissen begehrt, findet, was er sucht, in W. Grimm's „Deutscher Heldensage". Der Inhalt des hier gegebenen Bruchstücks ist in wenigen Worten folgender: Hugdieterich, nach dem Tode seines Vaters, des Königs Anzius von Konstantinopel, unter der Aufsicht des reichen Herzogs Berchtung aufgewachsen, wünscht sich zu vermählen. Der Herzog empfiehlt ihm des Königs Walgunt von Salneck schöne Tochter Hilteburg, die jedoch, jedem männlichen Blicke verborgen, von dem Vater in einem mit Gräben und Mauern wohlverwahrten Thurme streng gehütet wird. Dies wissend, beschließt Hugdieterich, in weiblicher Verkleidung gen Salneck zu ziehen. Noch zu Konstantinopel übt er weibliche Sitte ein, und die beste Meisterin des Landes wird gewonnen, daß sie ihn lehre

— . — wirken das gedicht an der ram,
und dorauff entwerffen baid wild und zam,
hirsch und hunde, als es lebendig mog gesein.

Mit zahlreichem Gefolge, als flüchtige Königstochter kommt er unter dem Namen Hiltegunt zu Salneck an, und ein wohlersonnenes Märchen verschafft ihm gastfreundliche Aufnahme am Hofe, seine Geschicklichkeit Zutritt zur Tochter und zuletzt die Erlaubniß, mit ihr die Gefangenschaft im Thurme zu theilen. Erst — nach zwölf Wochen wird die Jungfrau inne, daß „er wer ain man". Er weiß die Verzagende zu trösten und vertraut sie, als er, von Herzog Berchtung abgeholt, Salneck verläßt, dem durch Verheißungen gewonnenen Wächter an. Unterdeß wird Hilteburg von einem Knaben entbunden. Bei einem Besuche der Königin auf dem Thurme weiß der Wächter keinen andern Rath, als das Kind in dem nahen Walde zu verbergen. Hier geht es verloren, und der König findet es einige Zeit darnach auf der Jagd in einer Höhle unter jungen Wölfen und nimmt es mit sich. Hilteburg erkennt in dem Kinde das ihrige und gesteht Alles der Mutter, die es übernimmt, den Vater zu versöhnen. Dies gelingt. Das Knäblein erhält in der Taufe den Namen Wolfdieterich. Hugdieterich erscheint nach empfangener Botschaft in Salneck und erhält aus den Händen der Aeltern die Gattin, die ihm mit dem Kinde nach Konstantinopel folgt. So weit das in der vierreimigen Strophe des „Nibelungenliedes" geschriebene Bruchstück. Das größere Gedicht, zu dem es gehört, mag dem großen Epos in der sorgfältigen Ausführung des Einzelnen und in der poetischen Auffassung nachstehen, unstreitig aber hat es, wie auch schon aus der vorliegenden Probe hervorgeht, in Ton und Ausdruck manches ihm Verwandte, und kann sich in Kraft und Wahrheit der Zeichnung mit den besten Gedichten des „Heldenbuchs" messen. Darum sehen wir mit Vergnügen der vollständigen Ausgabe entgegen, die Hr. Oechsle uns verspricht; nur wünschen wir, daß ihm dazu die Vergleichung mehrer Handschriften verstattet sein möge. Ohne eine solche würden wir, bei der bereits von Andern nachgewiesenen abweichenden Beschaffenheit der bekannten Handschriften und in Bezug auf die Eigenthümlichkeit der einen von ihm hier benutzten, das Unternehmen nicht gutheißen können. Das angehängte Wörterverzeichniß soll hoffentlich nicht als Probe dienen, ebenso wenig als Druck und Papier, die der öhringer Officin wenig Ehre bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücherschau für 1835.

Vierter und letzter Artikel.*)

Wir lassen die letzte Colonne, deren Linienschwenkung die diesjährige Revue abschließt, in kurzem, schnellem Tritt an uns vorbeidefiliren und die Musterung muß sich auf einzelne hervorragende Gestalten beschränken. Wir sehen einige Flügelmänner in der Novellenschar, Schefer, W. Alexis und Fr. von Heyden, halbe Veteranen, deren Verdienste schon der langen Dienstjahre willen mehr eine Erwähnung erheischen als die jungen Rekruten in Reih' und Glied. Auch einige Frauen marschiren mit im Schwarme; wie es aber Amazonen geht, haben sie, nicht ohne daß die Natur sich dafür rächt, die Feder männlich in den Arm genommen und präsentirt. Aber eine Mädchengestalt im Helmbusch, deren fliegender Sylphentritt uns entzückt, hat sich alle Zartheit der weiblichen Natur erhalten. Sie ist die einzige Erscheinung hier vor unsern Augen, die nichts eingebüßt hat von der knospenhaften Frische jugendlicher Weiblichkeit; wir begrüßen sie mit aller Freude und salutiren vor der flatternden Fahne ihrer Phantasie, mit der sie an uns vorüberzieht: es ist Amalie Krafft, auf deren „Sommernachtsphantasie" aufmerksam zu machen so Pflicht wie Ueberzeugung gebietet. Wir haben uns vergebens auf eine literarische Erscheinung zu besinnen bemüht, die uns mit gleicher Frische, mit ähnlichem Duft der zartesten Milde erfreut hätte.

*) Den dritten Artikel enthielten Nr. 5 und 6 d. Bl. D. Red.

2. Vesta.

Mit diesem fünften Jahrgange ist bei fortwährend trefflicher Ausstattung des Almanachs der Preis ermäßigt, und diese „kleine Halle für deutsche Kunst und Literatur", mit der der achtungswerthe anonyme Herausgeber eine geschmackvolle Liebhaberei treibt, wird sich nach Verdienst eines größern Publicums zu erfreuen haben. An lyrischen Gaben finden wir einige Frühlingslieder von Johann N. Vogl, ein bisher ungedrucktes Gedicht von Hebel, und „Tristia ex Ponto" von Grillparzer. Grillparzer's Muse hat hier einige recht hohle Töne gesungen, sie härmt sich müßig ab und ruft um Hülfe. Sie schreit nach Begeisterung, die ihr fehle, und dies Stoßgebet sollte nicht dem Publicum zum Besten gegeben werden; das Bewußtsein der Leere und Armuth an poetischem Stoff ist schrecklich, wenn es so baar und blank sich ausspricht. Ovid wehklagte am Pontus um den Verlust des Vaterlandes, er beweinte die Freuden Roms, die er entbehren mußte und in deren üppigster Fülle seine Muse sich früher so wohlgefiel. Diese Stimmung in den Ovid'schen „Tristien" ist natürlich, echt und poetisch; der Römer kann nicht mehr dichten ohne Rom, nicht mehr singen, ohne daß Amor und alle die Götter ihn umflattern, denen der heidnische Poet sich geweiht hatte. Grillparzer versetzt sich nur in Gedanken nach einem Pontus; im Vaterland hat er nichts zu beweinen und darf es nicht. Inmitten eines bunten Tumults fühlt er sich leer und hohl. Das ist trist; allein gute „Tristien" gibt es nicht.

> Begeisterung, was ruf' ich dir
> Und fleh' dich fruchtlos an?
> Begeisterung? Wornach? Wofür? —
> Bist du selbständig außer mir?
> In dir? Und wo und wann?

Ein Kaufmann deckt als ehrlicher Mann seinen Bankrott auf; allein wozu schreit die Muse noch in Versen, wenn sie sich bankrott fühlt?

Eine 160 Seiten lange Novelle von W. Alexis: „Die Großmutter", hat einen ähnlichen Fehler. Der Anfang ist fast zurückschreckend. Es sind Situationen aus dem höhern Aristokratenleben. Auf einem gräflichen Landschlosse sehen wir eine Gesellschaft sich möglichst ennuyiren. Eine schwüle Hitze drückt die Gemüther; man fängt Allerlei an, um sich zu täuschen, man jagt, spaziert, tanzt, liebt — vergeblich, man kann dem Dämon der Langweile nicht entfliehen. Der Autor hat es sich zum Ziel gesteckt, die Leere der höhern Gesellschaftswelt zu schildern; es ist ihm diese Breite der Darstellung nicht etwa entwischt, sondern diese Langweile ist recht raffinirt. Die Schilderung ist gelungen; allein das Thema ist unglücklich. Man soll den Teufel nicht citiren oder an die Wand malen, sonst erscheint er in leibhafter Gestalt; und wenn die Langweile nicht der Teufel selbst ist, so ist sie seine Großmutter. Vielleicht hat der Autor das Publicum mystificiren wollen und die Novelle deshalb „Die Großmutter" genannt. Die eigentlichen stofflichen Interessen der Erzählung sind folgende, sie treten erst gegen die Mitte des allzu langgedehnten Conversationsstückes merklicher hervor. Die junge Comtesse Hulda ist die anziehendste Gestalt unter den Frauen, die wir im Schlosse versammelt sehen. Fein gebildet und doch natürlich einfach, gewinnt sie die Liebe eines jungen Cavaliers, den der Zufall mit ihr im Walde isolirt. Ermattung, Furcht vor wilden Thieren und Räubern, die auch wirklich erscheinen, besiegen das arme Kind, und der Cavalier nimmt die Gelegenheit wahr, seine Liebe zu gestehen. Sie sinkt ermattet in seine Arme. Da erscheint die Tante der Comtesse, und in einer Scene unter vier Augen wird das junge Mädchen an die Ehre des Hauses erinnert. Sidonia spricht zugleich von dem Opfer, das ihr Herz gebracht hat; sie hatte einem Verführer die Hand geboten in ihrer Jugend und später ihn verlassen, um ihrer Familie anzugehören. Hulda verehrt in Sidonien einen Verein von weiblicher Seelengröße; sie entsagt, um ihrer Tante würdig zu sein. Bald darauf erliegt jedoch die Baronin Tante selbst einer Neigung, und Hulda sieht aus dem Zimmer Sidoniens früh morgens einen Aeneas entwischen, der in der Gesellschaft als „der Tenorist" figurirt. Er hat ein stilles Duett mit der Baronin gespielt und Hulda, in deren Herzen die Liebe zum Cavalier wiedererwacht ist, triumphirt. Der Heiligenschein um das Haupt der Tante ist erloschen. Sidonie fürchtet jetzt das Strafgericht der Großmutter. Diese, eine Säule der Tugend, die Stütze der Familienehre, bemüht sich, Sidonien die Pflicht der Entsagung aufzunöthigen und entdeckt ihr, daß sie selbst in der Jugend ein gleiches Opfer gebracht. Ihr Geliebter fiel sogar durch die Hand ihres Gemahls, den sie haßte, und sie war Mitwisserin des Verbrechens. Alles geschah um der Ehre der Familie willen. So fällt denn auch von ihrer Stirn der Nimbus, und der Gang der Begebenheit zeigt sie im engen Einverständniß mit den Vollziehern der bösen That. Die Lüge des höhern Gesellschaftslebens bricht von allen Seiten hervor, die gleisnerische Maske fällt Allen ab. Je mehr Kraft aufgewendet wurde, um einem Phantom, der Familienehre, die nöthigen Stützpunkte zu verschaffen, und kein Opfer gescheut wurde, um den Schein einer bevorzugten Menschenclasse zu behaupten, desto trostloser ist die Enthüllung der Geheimnisse, desto mehr brechen die äußern Staffagen des Scheinlebens zusammen, und der Mensch in seiner Blöße steht im entschiedensten Contraste gegen das Herkommen und den Wahn der Sitte. Die Familienbande fallen mit der Pietät auseinander und das jüngere Geschlecht folgt der Stimme des Herzens. Nach dem Tode der Großmutter werden der Cavalier und der angebliche Tenorist, der sich als ein Graf ausweist, mit Hulda's und Sidoniens Hand beglückt. Der Verf. hat eine Umkehrung der Göthe'schen „Wahlverwandtschaften" bezweckt, und das Thema der Lüge des Lebens in den höhern Ständen ist mit Besonnenheit durchgeführt; nur fehlt der Dichtung aller Reiz der Situationen, es fehlt die Novelle in der Novelle, es wird Alles conversatorisch in einer tödtenden Breite abgehandelt. Es fehlt dem Verf. hier ganz seine gedrängte Stofflust, die sonst statt der Salonunterhaltungen lebendige Gruppen schuf. Die Reflexionen sind sehr dünn. Wie nahe lagen Fragen der Gegenwart, um das Thema nicht blos von der Oberfläche abzuschöpfen! Der Verf. bedarf eines tüchtigen Stoffes, um seine Gemälde zu füllen; der historische Roman ist schon um deswillen ein ihm homogeneres Gebiet.

Unter den sonstigen Beiträgen erwähnen wir noch mit Vergnügen der beiden Romanzen von Ritter von Leitner und von Vogl. Die Novelle von Gustav von Berneck: „Maria", ist anziehend durch den muntern Ton, womit ganz äußere geschichtliche Verhältnisse vorgetragen werden. Friedrich Pitt erzählt mit Laune in der Novelle: „Der lange Math's und seine Frau", eine Schnurre aus der halberstädtischen Chronik. Die Stahlstiche sind vortrefflich, nur die Auswahl etwas regellos und bunt. Was soll Philipp II. von Spanien vor der Vesta? Das Original, das sich in der ambraser Sammlung in Wien befindet, stand doch nicht allein von den Schätzen der Kaiserstadt dem Herausgeber zu Gebote. Ausgezeichnet sind die Landschaften, die den Rauhenstein und den Greifenstein darstellen.

(Der Beschluß folgt.)

Heil- und Unheilmaximen der Leibwalter. Beleuchtet von Krüger-Hansen. Güstrow, Opitz. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wir können uns bei der Anzeige dieser wunderlichen Schrift um so kürzer fassen, als wir offenherzig gestehen müssen, daß wir mit dem Sinn derselben nicht recht ins Klare haben kommen können. Der Verf. schimpft und schmäht auf die ärztliche Kunst, auf die Universitäten, auf einzelne verdiente Aerzte, preist über Alles die Naturheilkraft, eifert insbesondere auf Blutentziehungen, Anwendung von abführenden Mitteln u. s. w. und empfiehlt dagegen gleich einem echten Brownianer bei al-

len Gelegenheiten sogenannte stärkende Mittel als: China, Eisen, ätherische Mittel, Stechapfeltinktur u. s. w., ohne dabei die Grundsätze näher zu entwickeln, auf welche er sein neues System der Heilkunde aufgeführt wissen will. Die einzelnen Strahlen, die davon durch das Ganze hindurchblicken, haben uns fast die Ueberzeugung gegeben, als radotire er ein wenig. Es sollte uns Leid thun, wenn wir ihm hierdurch zu nahe träten, allein schon Aretäus sagt: „Sapientes ob contemplationem stupidi habentur", und so wird er sich ja über ein solches Urtheil zu trösten wissen. 24.

Literarische Notizen.

Die „Literary gazette" theilt Proben einer englischen Uebersetzung von Göthe's „Egmont" mit, in welcher besonders die lebhaftern Stellen zwischen Egmont und Klärchen sehr gelungen sind. Wir theilen die Uebersetzung von Klärchen's Soldatenlied, das sich in dem naiven Englisch recht gut ausnimmt, als Probe mit:

Fife and trumpet are sounding
The battle alarms;
How my wild heart is bounding —
My love is in arms.

His bright lance is gleaming
On high in the air;
His banner is streaming —
I would I were there!

O had I a helmet,
A sword, and a shield,
I would follow my true love
A way to the field!

Hark, hark, the death rattle
Of shot from the gun:
Our chief leads the battle —
He leads — it is won!

Would I were the meanest
That belted a sword;
Its edge were the keenest
That drew for my lord!

To pray and sigh for him
Is all that I can;
I would strike and die for him,
If I were a man!

„Robert Burns' Leben und Werke", von Allan Cunningham, enthalten: 200 lyrische Gedichte, Epigramme und Briefe, mit des Dichters Portrait und Facsimile und 13 schönen Lithographien. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 98. —— 8. April 1835.

1. Hugdieterich's Brautfahrt und Hochzeit x. Von Ferd. Friedr. Dechsle.
2. Altdeutsche Dichtungen x. Von N. Meyer und E. F. Mooyer.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Weit besser ausgestattet ist Nr. 2, nur wenige, aber recht dankenswerthe und inhaltreiche Bogen. Es hätte des langen Titelschweifs, den die Herausgeber ihren Namen angehängt haben, nicht bedurft, um die Gabe zu empfehlen. Was frommt es uns auch, zu wissen, daß der eine der beiden Herren dem Apothekervereine im nördlichen Deutschland und dem Kunst= und Handwerksvereine in Altenburg angehört, der andere aber als correspondirendes Mitglied des Kunstvereins zu München thätig ist? Wir sollten meinen, die Zeit, wo dergleichen Dinge galten, läge weit hinter uns. Halten wir uns denn an Das, was die Herausgeber uns aus einem in ihren Händen befindlichen Codex in gewissenhaftem Abdrucke mittheilen. Es sind dies acht, zum größern Theile noch ungedruckte Gedichte. Daß einiges schon im Drucke Vorhandene beigegeben ist, findet in den Umständen seine Entschuldigung. Sonst möchten wir wol den Förderern altdeutscher Literatur die Bitte ans Herz legen, sich vor der hergebrachten Unart der Herausgeber griechischer und römischer Autoren zu hüten, die, um einige Lesarten zu Markt zu bringen, sich gleich mit dem Rüstwagen einer ganzen neuen Ausgabe auf den Weg machen. Schon die Klugheit fodert sie auf, ihr ungleich kleineres Publicum zu schonen und den Wiederabdruck zurückzuhalten, wo ein Verzeichniß der vorgefundenen handschriftlichen Abweichungen genügt. Die hier mitgetheilten Gedichte sind folgende: 1) „Legende vom heil. Alexius", vielleicht von Konrad von Würzburg. Die Grundzüge derselben sind aus Göthe's „Briefen aus der Schweiz" (Werke, Bd. 16) bekannt. Aus einer ältern Bearbeitung dieses Stoffs gibt Graff im dritten Bande der „Diutiska" Anfang und Ende. Die vorliegende enthält 1525 Verse und ist jedenfalls älter als das in Görres' „Altdeutschen Volksliedern" abgedruckte gleichnamige Meisterlied des Augsburgers Breymyng. 2) „Dis ist der busant" (1074 V.). Zum ersten Male gedruckt. Abgesehen davon, daß der Raub eines Ringes durch einen Vogel, wie in andern Sagen — hier durch einen Busant (falco buteo, Weihe) — die Verwickelung herbeiführt, gibt das Gedicht auch noch zu andern Vergleichungen Anlaß, wie wenn die in der Waldöde verlassene Königstochter, grade wie Bertha in der Karolingischen Sage, zu einer Mühle ihre Zuflucht nimmt und durch weibliche Arbeiten dem Müller, der den Verkauf besorgt, zu reichlichem Gewinne verhilft. 3) „Dis ist der ritter underm zuber". In der Weise der später von den Meistersängern mit Vorliebe bearbeiteten Schwänke (351 V.). Eine ungetreue Frau verbirgt, vom Ehemann überrascht, den Ritter, der bei ihr die Nacht zubringt, unter einem Zuber, und ihre Nachbarin hilft ihr, als der anbrechende Tag Entdeckung droht, dadurch, daß sie eine nahe Scheune in Brand steckt. Schon bei Müller gedruckt, doch, bei der Seltenheit der Müller'schen Sammlung, willkommen. 4) „Von eyme gewerbe eins und einer" (546 V.). Ein ungedrucktes Liebesgespräch, das in einem Beispiele zeigen soll, wie, wer um ein Weib werbe, ihr „züchtiglich hofieren" müsse und, wenn sein Flehen auch kein Gehör sogleich finde, dennoch den Muth nicht sinken lassen dürfe. 5) „Dis ist der kunig von franckrich" (702 V.). Da diese Erzählung schon in Graff's „Diutiska" (III, 3, S. 378) abgedruckt ist, so wäre für die Besitzer derselben vielleicht eine Angabe der bedeutendern Abweichungen genug gewesen. Indessen ist das Gedicht, das die bekannte von dem wackern Ferd. Wolf („Ueber die altfranzösischen Heldengedichte aus dem fränkisch=karolingischen Sagenkreise", S. 124) in ihren Quellen nachgewiesene Geschichte vom Hunde des Aubry wiederholt, anziehend genug, um es auch in dieser, allerdings vielfach veränderten Gestalt mit Dank dahinzunehmen. 6) „Dis ist der schuoler von paris" (707 V.). Unter den Schwänken und Erzählungen von fahrenden Schülern (Studenten), die sich in den Verzeichnissen altdeutscher Gedichte vorfinden, möchte die hier gegebene eine der trefflichsten sein. Das Leid des Mädchens, das ihren Liebsten, den schönen Jüngling zu Grabe tragen sieht und an dem Grabe stirbt, könnte in der That kaum rührender und zugleich naiver dargestellt werden, als hier geschehen ist. 7) „Dis ist ein hubisch spruch von liebe" (263 V.). Sehr locker und vielleicht nach einem altfranzösischen Originale. 8) „Von eyme truncken buben" (106 V.); bloßes Bruchstück.

Das Verfahren der Herausgeber beim Abdrucke ist, nach unserer Ansicht, durchaus lobenswerth. Sie geben

den Text treu wieder, ohne selbst da sich Veränderungen zu erlauben, wo die Fehlerhaftigkeit der Handschrift zu Tage liegt. Wo sich ihnen das Richtigere geboten hat, theilen sie dasselbe unter dem Texte mit; Manches hat ihre Bescheidenheit auch nur als bloße Vermuthung hingestellt. Hier und da sind wir anderer Meinung. So vermuthet die Anmerkung bei Gedicht 1, V. 458 den Ausfall zweier Verse wegen der nicht zueinander passenden Reimwörter kunige und wunne. Da jedoch der Sinn keine Lücke spüren läßt, so scheint die Hülfe weit näher zu liegen, wenn kunne (in der Bedeutung von Geschlecht, Kind) statt kunige gelesen wird. Daselbst V. 453, sehen wir den Grund der in der Anmerkung vorgeschlagenen Besserung nicht ein, da auch vollkommen deutlich ist. Ebenso wenig können wir uns V. 899 mit dem Vorschlage, erschal statt des vollkommen sprachrichtigen erhal zu lesen, vereinigen. Im fünften Gedicht hätte sich vielleicht noch Manches aus Graff's früherer Mittheilung ergänzen und berichtigen lassen. Doch genug der kleinen Ausstellungen bei einer Gabe, die uns nur Freude gemacht hat. 140.

Taschenbücherschau für 1835.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 97.)

10. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

Die „Penelope" hat nunmehr zwei Dutzend Jahre auf dem Nacken; sie ist in den besten Jahren. Sie hat manches Schöne mitunter gebracht und des Schönen Schönstes in dem laufenden Jahre. Wir finden hier die „Sommernachtsphantasie" von Amalia Krafft, ein bescheidenes Veilchen, versteckt zwischen Moos und Tulpen, aber der würzige Duft stiehlt sich ins tiefste Herz und erfrischt mit belebender Kraft. Nicht Jedermann wird die Kraft in der Dichtung finden, aber wie des Weibes Stärke in der Sanftmuth und Zartheit besteht, so hat auch Amalia Krafft ihre dichterische Kraft in der stillen sinnigen Anmuth ihrer Phantasie. Auf nicht viel mehr als 20 Seiten entfaltet sie die Geschichte der Liebe vor uns. Es ist eine Märchendichtung, die nur mit Herder's schönsten Blumensagen verglichen werden kann. Die Liebe sitzt im Kelche der Rose, und die kecke Hand des Knaben, der mit der Blume spielt und sie zerpflückt, befreit sie von diesem ersten Körper, der sie umschloß. Sie schwingt sich in die Lüfte und trauert über die Erde, aus deren zerbrochener Hülle die Seele allein entsteigt und ihre Ewigkeit mit sich nimmt. Dennoch zieht sie der Stoff des Irdischen wieder an und sie versucht von Neuem, sich mit einer Gestalt des Staubes zu vermählen. Aber allen Formen muß sie sich wieder entwinden, denn die rohe Menschenhand zerstört die Eintracht zwischen Leib und Seele. Endlich senkt sich die Liebe in ein keusches Mädchenherz. Hier findet sie eine süße Heimat und ein Leben voll Wonne — aber nicht voll Treue. Omar liebt die kleine Ada, aber er stößt sie bald von sich, sein Sinn ist flüchtig, er kann die Ewigkeit nicht lieben in einer einzigen Gestalt. So stirbt Ada vor Schmerz und ihr Vater mit ihr. Die Liebe muß wieder als Phönix der Asche entschweben und irrt durch den Raum der Welt. Sie sucht die Pforten des Himmels, aber sie findet sie verschlossen. Es scheint, als sei ihr irdisches Tagewerk noch nicht vollbracht. Hat sie noch nicht der Freuden, die sich in Schmerzen gewandelt, genug gekostet? Ist das Maß der Lust, die sie aus Wermuthskelchen getrunken, noch nicht erschöpft? Sie schwebt umher und weiß keine Stätte mehr zu finden, wo sie von Neuem in lebendiger Körpergestalt geboren werden könnte, da sie sogar im reinen Busen der Jungfrau ihr Grab auf Erden erlebte. Omar liegt auf dem Sterbebett. Reue und Qual verbittern ihm die Todesstunde. Da fliegt sie auf seine Lippe und ihr Kuß befreit seine geängstigte Seele. Das hatte sie noch auf Erden zu thun gehabt. Die süße Wollust des Verzeihens, die Freude der Versöhnung mit Dem, der sie verstieß, das hatte die Liebe noch nicht erlebt. Nun aber sind ihr die Pforten des Himmels geöffnet und mit Omar's verklärtem Geiste schwingt sie sich empor in das Heimatland der ewigen Treue. Dies ist in Kurzem die Metempsychose der Liebe, ihre Irrfahrt durchs Leben, wie es die Dichterin so zart und innig zu erzählen weiß.

Auch in der 200 Seiten langen Novelle von L. Schefer: „Die Geschiedene", ist das Geschick der Liebe auf Erden das Thema. Aber als hätte der verehrte Dichter alle Novemberschauer seiner launenhaften Einfälle hier versammelt, so feuchtkalt umnebelte es uns bei der Lecture dieser Erzählung. Schefer's Darstellungsweise ist leider schon so sehr Manier geworden, daß er auch beim Wechseln der Stoffe ohne allen Wandel in seiner verzettelten, verschlotterten und gesucht nachlässigen Art zu erzählen verbleibt. In der „Gräfin Ulfeld" hat er sich zum historischen Roman gewandt; in vorliegender Novelle will er das höhere Aristokratenleben schildern. Beide Versuche sind unglücklich. Er muß seine Themata nicht verkennen. Wie sich Jean Paul nicht einfallen ließ, ein Kriegstheater zum Schauplatz einer Dichtung zu machen, so muß auch Schefer den Bezirk von Haus und Hütte nicht verlassen. Die Armuth der deutschen Kleinstadt umfaßt den ganzen Reichthum seiner Muse; hier schildert er das Herz im Widerstreit mit den drängenden Mächten des Lebens und sein Humor findet hier seinen heimischen Herd. Das Salonleben nimmt sich seltsam aus, wenn er es mit seiner Laune durchräuchert, es kann nur zur Caricatur werden. In obgedachter Novelle wird uns ein barocker Wahlverwandtschaftsroman gegeben, und es ist auffallend, wie Alexis und Schefer beide gleich sehr an der Darstellung der Aristokratenwelt gescheitert sind. Schefer's Stoff ist zugleich so verworren, daß die Fäden hier noch schwerer als sonst herauszuziehen sind. Eine ebenso unerquickliche Dehnung herrscht in beiden Novellen, nur hat es Schefer voraus, durch glänzende Reflexionen, die wie Oasen in einer Wüste wohlthun, entschädigen zu können. Die Figuren in der „Großmutter" sind flach, abgemattet, die Gestalten in der „Geschiedenen" sind verzerrt, carikirt. Göthe allein hat, wie mich dünkt, einen Aristokratenroman geschrieben, wo die Figuren alle Glätte und Kälte ihres Standes mit jener Grazie zu tragen verstehen, die dies Element erträglich macht. Alexis hat hiervon einen Anflug seiner Dichtung zu geben gewußt, sein Erzählungston beweist seinen richtigen Takt, nur sind Stoff und Figuren gar zu leer; er hat das Thema, das Herz schließlich über die Formen des Standes siegen zu lassen, während Göthe in umgekehrter Weise tragisch schließt, nur besprochen und durchraisonnirt. Schefer hat aber ein völlig ungenießbares Werk mit seiner „Geschiedenen" geschaffen.

Die Erzählung von W. von Lüdemann: „Aurelien's Held", frischt einige Situationen aus dem Kriegsleben der deutschen Freiheitsepoche auf; man liest es ruhig und mit Antheil; die Darstellung ist gewandt und lebendig. Etwas unglücklich fällt die Lyrik der „Penelope" mitunter aus. Dreizehn Lieder von Schlingloff martern den Leser durch das gereimte Nichts ihres Inhalts. Man höre:

Andenken.

Wie das Ewige in mir
Unvergänglich aufwärts strebet,
Maßen zwischen dort und hier
Sehnsucht Ahnungsbande webet:
So mein Herz zu eigen dir,
Hat allein in dir gelebet,
Glühend stets nach dir gestrebet —
Ewige, bist du in mir!

Das ist das ganze Gedicht. Man sage nicht, hier müsse

ein Druckfehler stecken; das ganze Lied ist ein Druckfehler, ein Preßvergehen. Schlingloff's Verse sind lauter Schlingkraut. Die Novelle von Arnold: „Der Virtuose aus Genua", wird viele Leser finden, um über Paganini etwas Näheres zu hören. Man mache aber nicht zu viel Anfoderungen! Der Poet weiß auch nichts, als was er sich ausdenkt. Der Lebensabriß der seligen Elisa von der Recke, von H. Hase, nebst ihrem Bildniß, ist eine höchst schätzenswerthe Gabe der „Penelope".

11. Vergißmeinnicht.

Unter den fünf Novellen, die das Taschenbuch bietet, zog uns besonders die Erzählung von C. von Wachsmann an, die den vielversprechenden Titel: „Der Inquisitionspalast zu Valladolid" und das todverkündende Motto der Dante'schen „Hölle" führt: „Ihr, die ihr eintretet, lasset die Hoffnung draußen!" Wir nahmen indeß die Hoffnung auf pikanten Stoff mit, als wir an die Lecture gingen, da der Verf. darin seine Stärke sucht, durch Scenen voll cultivirtem Schauer und durch zeitgemäß civilisirte Schauspiele des Entsetzens zu spannen. Es ist vielleicht ein Verdienst heutzutage, moderirte Inquisitionsgeschichten und Räuberromane zu erfinden. Der alte Greuel darf nicht mehr so baar und blank gegeben werden, denn die Zeit thut leicht sehr vornehm, aber das Gelüst zu Mönchsintriguen und Pfaffenränken ist noch immer da; man muß es nur nicht direct befriedigen. C. v. Wachsmann hat jedoch hier eine Erzählung gegeben, in der die Schilderung der Franzosen zu Valladolid und vor Madrid im J. 1808 das Hauptinteresse bildet. Ein junger Offizier hat allerdings ein Abenteuer im Inquisitionspalast, allein die Grauen des Mittelalters werden durch Napoleon's militairische Maßregeln glücklich gebändigt. Der junge Armand liegt in einem Seitengebäude des Palastes in Quartier. Er liebt eine spanische Jungfrau, deren Tante ihn für die Sache ihres Landes gewinnen möchte. In einer Abendstunde sucht sie ihn zum Uebertritt zu bereden und verheißt ihm Rang und Ehre im Namen der Junta. Sie sitzen zusammen in einem Zimmer des alten Gebäudes, und als er ihr zuschwört, er werde Franzose bleiben selbst im Falle des schmerzlichen Verlustes seiner Geliebten, zieht sich auf ihren Wink der Boden unter seinen Füßen fort und er sinkt in einen jener Schauerkerker, wo Tausende verbluteten. Die Geliebte gibt aber seinem Hauptmann Kunde. Dieser stürzt zum Kaiser, und der Befehl erfolgt, den Palast zu durchsuchen. Der Moment, als der Alarmmarsch in den alten Gewölben geschlagen wird, ist sehr gut geschildert; an einzelnen Schönheiten fehlt es der Erzählung nicht, allein sie ist kein Ganzes, sie ist zusammengenäht und man sieht die Naht zu deutlich. Natürlich wird Armand gefunden und befreit. Bald darauf befreit er beim Sturm auf Madrid das Haus eines spanischen Greises von der rohen Willkür der Plünderer. Dieser Greis ist der Vater seiner Geliebten und Napoleon erlaubt die Heirath. Die Figuren sind sehr unbedeutend, selbst der Kaiser ist in seinen Reden an die Mönche und seine Generale mit Gemeinplätzen zu reich ausgestattet. Der Gegensatz der französischen und spanischen Elemente ist oft nicht ohne Glück hervorgehoben. — Die Novelle von F. von Heyden: „Cesarone", enthält einen Stoff aus der italienischen Gaunergeschichte im modernen Geschmack; durch den Haß seiner Familie ist Cesarone Räuber geworden und befehligt eine organisirte Bande. Er rächt sich an seinem Oheim, indem er die Tochter desselben, die er liebt, entführt. Ein Maler, der ihn verkleidet ins Haus des Oheims Markese führte, wird mehrmals von ihm gerettet. Cesarone hat dabei große Plane, er insurgirt Italien zu Gunsten der Franzosen. Die Geschichte wird im Kreise des Generals G—spini erzählt und dieser ist Cesarone selbst. Diese Wendung bringt einiges Neue in die oft wiederholten Situationen. — Ebenfalls auf italienischem Boden spielt die historische Novelle von Agathe von Suhr: „Die Amulete". Dagegen gibt der pseudonyme Isidor, der früher einmal Byron's Leben in Novellenform darstellte, Scenen aus der modernen großen Welt Deutschlands. Der Titel ist: „Unerwartete Wahlverwandtschaft". Allein es kommt, wie man erwartete, das Gleiche sucht das Gleiche, und wir haben hier abermals eine Umkehr der Göthe'schen tragischen Idee, daß das Individuum im Kampfe gegen die Gesetze der Welt untergehen müsse. Daß die Dichter von heute den alten Satz: „Was machst du an der Welt? die Welt ist schon gemacht!" nicht anerkennen mögen, ist löblich und anerkennenswerth; der Gegensatz gegen die Göthe'sche Poesie ist nothwendig; allein sie müssen die Welt, die sie stürzen wollen, doch erst kennen lernen. Wenn Lady Morgan das Leben der Aristokraten ironisirt und es im Widerstreit gegen die Religion des innern Menschen darstellt, so hat das eine weit tiefere Bedeutsamkeit, weil sie inmitten dieser Sphäre selbst steht und Das, was sie stürzt, kennt. Der Schmerz, mit dem sie es thut, sanctionirt ihren Liberalismus. Der Fürst Pückler müßte, wenn er seinen Standpunkt als Autor zu fassen wüßte, einen Aristokratenroman schreiben. Sonst wüßte ich Niemand unter den Autoren der Jetztwelt, der den Adel liebt, in ihm sein Dasein hat und ihn doch, kraft tieferer Ueberzeugung, vor dem Lichte der hellen Vernunft im Schatten darstellte.

12. Rosen.

Von Julius Krebs lesen wir hier eine interessante Novelle: „Sanct Peter", nach einer Sage aus dem 16. Jahrhundert. Auch im „Vergißmeinnicht" findet sich ein Beitrag von demselben Verf. Beide Erzählungen empfehlen sich, andere von Talent zeugende Eigenschaften ungerechnet, durch Kürze. Der Verf. hält sich sehr getreu an die Sage; er trägt nichts hinein, und so wird ihm sein Talent später dahin führen, mit sicherm Takte Alles herauszuspinnen aus dem gegebenen Stoffe. Für jetzt gibt er nur Skizzen, fragmentarische Blicke in das Menschenleben. Um so mehr gemachte und mattherzig erfundene Zusätze finden sich in den übrigen historischen Erzählungen in den diesjährigen „Rosen". J. Satori (J. Neumann, geb. Hiepe) bringt viel deutsche Heirathslust nach Polen; ihr „romantisches Gemälde" unter dem Titel: „Anna und Hedwig, die Töchter Kasimir III. von Polen", zeigt, daß sie mehr ihre deutschen Leserinnen als die polnischen Königstöchter vor Augen gehabt hat. Bernd von Guseck in seiner Novelle: „Das Kind der Viper", kennt wenigstens sein Terrain Italien. Die Erzählung von Hans Guido Zehner: „Diavolino, oder das Bild", leidet an Verworrenheit der Verhältnisse.

13. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Castelli.

Dieser 13. Jahrgang erfreut wie die frühern durch die bunte Mannichfaltigkeit seines Inhalts, obwol man nicht bei einzelnen Gaben lange zu verweilen sich angeregt fühlt. Andere Taschenbücher sind zu Sammlungen von Erzählungen geworden, einigen derselben fehlt sogar der Wechsel der Schriftsteller, sodaß wer z. B. von einem gewissen Autor nichts zu lesen im Stande ist, weil es ihm etwa der Glaube an das Walten einer gütigen Vorsehung, oder der Grundsatz, sich nicht freiwillig zu mortificiren, oder andere triftige Beweggründe verbieten, trostlos dasitzt, wenn man ihm das von demselben herausgegebene Taschenbuch in die Hände spielt. Wo mehre Autoren beisteuern, läuft man weniger Gefahr, sich tödtlich zu molestiren. Man wählt, und schon das ist als Act der Freiheit ein Genuß und eine Versicherung, daß man bei der Lecture nicht so passiv hinstirbt. Am angenehmsten aber bleibt der Wechsel der Gaben in den Gattungen. Wir sehen, was wir auch an der Redaction des „Rheinischen Taschenbuchs", die dem geschickten Dr. Adrian anvertraut ist, zu loben hatten, den Herausgeber der wiener „Huldigung" sein Princip bei der Zusammenstellung beibehalten. Novellen wechseln mit lyrischen Herzensergießungen von 25 Autoren; und auch unter den Beiträgen in Prosa finden sich Erzählungen mit betrachtenden Aufsätzen vermischt. Zu letztern gehören eine Skizze von Moshammer: „Die Etymologie des Wortes Weib" und ein Raisonnement von Kuffner: „Lachen und Lächeln". An beiden Artikeln ist ihre Gattung zu loben. Der Aufsatz von Kuffner erinnert mit seinem Ernst über ein lustiges Thema an den

„Demokrit" von Weber, der auch mehr über das Lachen theoretisirt als es den Leser praktisch üben läßt. Angeblich humoristisch sind auch die anonyme Erzählung: „Zwei Tage in der Provinz" und die Novelle von J. Langer: „Huldigung den Frauen". Unter den Lyrikern nennen wir Frankl, von Hammer, den Grafen Mailáth, den Veteranen Reuffer, Raupach, Seidl, Vogl; auch von Laube finden sich einige etwas abgezwungene, aber pointirte Sonette. An den logogryphischen „Nüssen zum Aufknacken für schöne Zähne" von Jaggi mögen sich die Schönen Wiens die Zähne nicht ausbeißen; es verlohnt nicht der Mühe, die Sphinx ist gar zu arm und wortkarg in diesen Räthselaufgaben. 59.

Notiz.

Burckhardt's „Reise in Arabien".

Das treffliche Werk, das 1829 zuerst in London erschien, ist neuerdings in Französische übersetzt worden. Doch ist in demselben die eigentliche Geschichte der Reise die weniger interessante Partie, was zum Theil an der monotonen Natur des Landes, das der Verf. durchzog, liegen mag, wo ganze Tagereisen hindurch dem Auge nichts begegnet als endlose Steppen, die den Horizont berühren, nur hier und da von unwirthlichen Gebirgen durchschnitten, elende Dörfer, wenig Grün, und nur zuweilen eine einladende Gruppe von Palmbäumen. Auch die Städte in diesem Theile des Orients bieten wenig Erfreuliches, sie sind ohne Alles, was eben eine Stadt bedeutend macht, ohne Architektur, ohne öffentliche Gebäude, ohne interessante Institute, ohne Gewerbfleiß. So gewinnt bei der Einförmigkeit der Gegenstände die Lecture des Buchs selbst etwas Ermüdendes, das nur durch einzelne anregendere Partien gemildert wird, wie z. B. die Beschreibung der Wallfahrt von Mekka nach Medina ist, welcher der Verf. beiwohnte; ein seltener Fall, der einem Europäer begegnet. Beiweitem der interessanteste Theil des Ganzen sind die ausführlichen genauen, und in ihrer Art einzigen Nachrichten über die Beduinen, zu deren Kenntniß der Verf. schon durch ein anderes, wie das obige nach seinem Tode erschienene Werk: „Notes on the Beduins and Wahabys", unstreitig das Meiste beigetragen. Wenn man das vorliegende Buch gelesen hat, so ist es einem, als müsse man Arabien ohne Führer durchreisen können, denn der Verf. gibt eine so specielle Uebersicht der Stammverwandtschaft und der Wohnsitze dieser wandernden Völker, wie sie nur durch die genaueste Kenntniß ihrer Lebensweise möglich ist. Er lehrt die einzelnen Stämme physiognomisch, nach ihrem Costum, Dialekt, sittlichen und äußerlichen Eigenthümlichkeiten genau unterscheiden, und stellt aus diesen verborgenen Zügen ein vollkommen erschöpfendes Bild des ganzen Volks zusammen, für welches ihm jeder spätere Reisende sowol wie der Leser Dank wissen wird. Manche mitgetheilte Anekdote, besonders über die Feinheit der Sinne unter den Beduinen, über jene Sagacität im Auffinden der Spur eines Feindes oder Thieres, bei oft ans Unglaubliche grenzt, erhöht das Interesse dieses in wissenschaftlicher Hinsicht gewiß bedeutenden Reisewerks. 130.

Versuch einer Berichtigung.

Unter der Aufschrift: Omne viro soli, quod convenit esto virile, hat Jemand in Nr. 17 d. Bl. eine Stelle aus Molière's „Comtesse d'Escarbagnas" auf eine Weise zu erklären versucht, welche uns nicht die glücklichste scheint. Er meint, es liege darin eine der damaligen vornehmen Welt allgemein verständliche Anspielung auf eine lustige Begebenheit jener Zeit. Eine Marquise de Villarceaux nämlich habe, ebenso wie in der Scene Molière's, den Hofmeister ihres Sohnes aufgefodert, diesen, in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft, Proben seiner Geschichtskunde ablegen zu lassen, und als der Knabe auf die lateinische Frage seines Lehrers: welchen Nachfolger Belus gehabt, ganz richtig: Ninum geantwortet, sei die Marquise wüthend geworden, weil sie bei dem Klange dieses Namens an die bekannte Ninon l'Enclos sei erinnert worden, welche unter ihre Anbeter auch den Gemahl der Marquise gezählt habe. Diese lustige Verwechselung habe nun Molière hier nachgebildet, indem die Gräfin von Escarbagnas, als ihr Sohn auf Befehl seines Hofmeisters die erste Regel des Jean Despautères: Omne viro soli u. s. w. hergesagt, davon nur die einzige Sylbe vir verstehe und darüber entsetzlich auffahre. Daß nun Molière bei dieser Stelle an die Geschichte der Frau von Villarceaux gedacht und einen ähnlichen Spaß habe anbringen wollen, darin mag der Einsender ganz Recht haben, aber sowie er es erklärt, kann Molière es unmöglich gemeint haben, er hätte denn dies den schalen Witz haben machen wollen, daß eine Frau sich erbost über das Latein ihres Sohnes, und zwar über ein Latein, worin durchaus nichts Bedeutsames für sie gelegen. Denn, faßt sie nur allein, wie der Einsender meint, das Wort vir auf, so fragt man doch mit Recht erstlich: woher die Voraussetzung, daß eine alberne Person wie diese, grade dies lateinische Wort kennen solle? und dann, wenn sie es kennt, was liegt denn Unschickliches in diesem unschuldigen Worte Mann? Wäre ihr Kind ein Mädchen, so ließe sich noch allenfalls denken, die Mutter finde es anstößig, daß man junge Mädchen etwas von Männern lehre; aber es ist ja ein Knabe: warum soll der nicht von Männern reden, was liegt darin Unschickliches? Soll sie sich über dies Latein ereifern, so muß im Klange desselben, wie bei der Marquise Villarceaux, etwas Verletzendes für sie liegen; sonst ist es ein ganz verfehlter Spaß. Dazu kommt noch, daß, wenn man sich diese lateinischen Worte von einem Knaben pedantisch skandirt denkt, die Sylbe vir gar nicht einmal herauszuhören ist. Er muß ohne Zweifel sprechen: Omne vi-ro so-li quod convenit-esto vi-rile, wie er denn auch, als er den Vers wiederholt, bei omne vi stehen bleibt und nicht vir sagt. Worin besteht denn nun der ganze Spaß dieser Stelle? Daß die gute Dame nicht Eine, sondern gar zwei Sylben heraushört, wovon die eine sogar dreimal wiederkommt, welche jede für sich die pöbelhafte Benennung solcher Dinge sind che 'l tacere è bello. Was diese Vermuthung im höchsten Grade bestätigt, ist eine Stelle in den „Femmes savantes", wo Act 3, Sc. 2, Philaminte, die lächerlichste von den gelehrten Weibern, indem sie von der in ihrem Hause zu gründenden Akademie redet, in die Worte ausbricht:

> Mais le plus beau projet de notre académie,
> Une entreprise noble et dont je suis ravie,
> Un dessein plein de gloire et qui sera vanté
> Chez tous les beaux esprits de la postérité,
> C'est le retranchement de ces syllabes sales
> Qui dans les plus beaux mots produisent des scandales,
> Ces jouets éternels de sots de tous les tems,
> Ces fades lieux communs de nos méchants plaisans,
> Ces sources d'un amas d'équivoques infâmes
> Dont on vient faire insulte à la pudeur des femmes.

Man sieht, Molière, der Schalk, spottet über eine weibliche Gelehrsamkeit, die sich bis auf Dinge erstreckt, welche wahrhaft anständige Frauen besser ignoriren, und es ist kein schlechter Beitrag zur Charakteristik der albernen und unter andern auch mannssüchtigen Gräfin, daß er auch bei ihr die Kenntniß jener, anständigen Frauen wol meist unbekannten Wörter voraussetzt. Damit mag nun die Beziehung auf die Frau von Villarceaux sehr wohl bestehen, nur daß Molière nicht blos die Situation geistlos wiederholt hat, sondern auch ein witziges Analogon für den Zorn seiner Dame aufzufinden wußte. Das ist unsere Ansicht von dieser Stelle, und es würde uns sehr freuen, wenn diese Zeilen wem anders Veranlassung würden, eine bessere Erklärung zu geben. 147.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 99. —— 9. April 1835.

Der Geist der Verneinung in Luther und in einem Recensenten der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung".

Nachtrag zu der Geschichte des deutschen Bauernkrieges von Wilhelm Wachsmuth.

Als Luther den Kampf gegen den Ablaßkram begann, war die Vorstellung von einer evangelischen Glaubenslehre im Gegensatze der papistischen in seiner Seele noch im Keim verschlossen; „ich war", sagt er selbst von sich, „so voll und trunken, ja so versoffen in des Papstes Lehre, daß ich für großem Eifer bereit gewesen, wenn es in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet wären worden alle Die, so dem Papste in der geringsten Sylbe nicht hätten wollen gehorsam und unterwürfig sein". *) Der Ablaßkram, wie Tezel ihn betrieb, schien ihm nicht zum Papstthum, das er noch ehrte, zu gehören; er fand einen Anstoß daran, der zum Besten des Papstthums beseitigt werden müßte; er wollte nicht leiden, daß Tezel's Unverschämtheit und Brutalität das einfältige Volk mit Wahn erfüllte, er protestirte gegen dessen marktschreierische und gotteslästerliche Vermessenheit in Anpreisung seiner Waare; er verneinte, daß der Kauf eines Ablaßzettels von Sündenschuld befreie. **) Dies hat der Verfasser der „Darstellungen aus der Geschichte des Reformationszeitalters" (Th. 1, Lief. 1: „Der deutsche Bauernkrieg", Leipzig 1834) verstanden, wo er schreibt (S. 15): „Als Luther auftrat zur Bekämpfung des Ablaßwesens, war der Geist der Verneinung in ihm rege, aber dieser dem Papstthum selbst nicht feindselig, sein Sinn vielmehr mit Ehrfurcht gegen dasselbe erfüllt; seine Gegner trieben ihn zu kühnern Kampfstellungen und schärfern Waffen; er fand das Kleinod des Evangeliums unter tausendjährigem Schutte, und nun bekam der Geist des Widerstandes gegen schmählichen Misbrauch der Lehre ewigen Heils die Spannung des Muths der Freiheit; Luther schrieb (1520) von babylonischer Gefangenschaft und von christlicher Freiheit, er sagte dem Papste den Gehorsam auf, weil er Gottes Wort höher achtete denn Menschensatzungen."

*) Vorrede zu dem ersten Theil der lateinischen Schriften von 1540.

**) Thes. 27; vgl. Thes. 21, 22, 23, 24, 33, 55, 75 u. a.

Daß keine offensive Polemik ohne Dogmatik, weiß auch der Nichttheologe; daß mit dem Nein auch sein Gegensatz, das Ja, mit dem Nichts das Etwas gegeben ist, ahnt schon das Kind; daß jeder verneinende Widerspruch des Verständigen einen positiven Satz zum Grunde habe, lehrt der gesunde Menschenverstand: daß also in Luther bei dem Protestiren gegen den Unfug des Ablaßkrams nicht ein kindisches Nein- und Hinwegrufen als Geist der Verneinung sich aussprach, daß er vielmehr ein Etwas in seinem Geiste hatte, das statt des Lugs und Trugs der Ablaßkrämerei gelten sollte, muß Jeder wissen, der einen Begriff von Warum hat. Daß der Verfasser es gewußt und daß er auch eine Vorstellung gehabt hat von dem Etwas, welches zur Zeit der Abfassung der Theses gegen den Ablaßkram in Luther's Seele war, steht in seinen ältern „Darstellungen" zu lesen (Th. I, S. 8, 9): „Der innere Kampf warf ihn im zweiten Jahre seines Klosterlebens aufs Krankenlager; dem Verzweifelnden ward Licht und Trost durch die einfältige, schlichte Mahnung eines alten Mönchs, er solle festhalten an dem Glauben einer Vergebung der Sünden (d. h. wo Reue und Leid sei). *) Er glaubte und sah nun den Himmel auch für sich offen; seine Kräfte kehrten wieder; jener Glaube aber an Gottes Gnade ward mit nachhaltiger Kraft des Eindrucks, den das jugendliche Gemüth empfunden, und der Erinnerung an die Stunden, wo finsteres Herzeleid sich in Freude verwandelt hatte, auf das gesammte Leben Luther's der Angelpunkt seines Lehrsystems."

Wenn nun aber Luther, um im Dickicht der Menschensatzungen, die ihn befangen hatten, auf einmal zur vollen und klaren Erkenntniß des Evangeliums und Sicherheit der Ueberzeugung zu gelangen, mehr als Mensch hätte sein müssen; wenn er stufenweise eines Irrthums nach dem andern inne wurde; wenn das Anstürmen seiner Gegner mit falschen Sätzen ihn zu Verfolgung des Widerstreits und die Rüstung zu diesem vorwärts auf der Bahn der Erkenntniß des Falschen und seines Gegensatzes führte; wenn er durch fortgesetzte Polemik die noch unbekannte Größe einer evangelischen Dogmatik fand; wenn eine reichgegliederte Kette von Protesten, von Luther's Wider-

*) Thes. 36.

406

streite gegen die aristotelischen Scholastiker, der dem Ablaßstreite vorausging, an, durch die leipziger Disputation hin, bis zu dem entscheidenden Proteste gegen des Papstes Autorität als Haupt der Kirche und dem Trutzfeuer der Verneinung vor dem Elsterthore zu Wittenberg zu erkennen ist, so möchte wol dem Geist der Verneinung als dem Erwecker der evangelischen Dogmatik auch nach dem Ablaßstreite Anerkennung nicht zu versagen sein. Daß aber der Verfasser ihn in beschränktere Grenzen gefaßt habe, liegt in der oben mitgetheilten Stelle ebenso vor, als daß er nicht in Abrede stellt, es habe in Luther's Geiste die Wahrnehmung des Aergernisses und Unfuges und die Ahnung oder selbst klare Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts, das an die Stelle von jenem treten müsse, gleichzeitig emporkommen können; Luther habe in dem Kampfe der Verneinung und des Widerspruchs gegen jene zugleich unschätzbare positive Lehrsätze des Evangeliums aufs bündigste hervorgestellt und die Grundsäulen ewiger Wahrheit aufgerichtet, während er den Zwinger der Irrlehre angriff. Den geistigen Proceß der Entwickelung des Positiven mit dem Negativen in Luther's Seele darzuthun, vermag nicht ein Flugblatt wie das gegenwärtige, im Gedränge materieller Besorgungen geschrieben; die Aufgabe durch eine ausführliche Abhandlung zu lösen, ist noch immer lohnend. Der Verf. bescheidet sich, nur Das auszusprechen, daß ein Geist der Verneinung, wie er ihn in Luther sich gedacht und bezeichnet hat, und der Drang, die Wahrheit zu verkünden, nie so weit auseinander liegen oder einander so entgegengesetzt sind, daß die Anerkennung des ersten die Verneinung des zweiten insichfaßt. Ist's aber eine Verletzung des großen, gottbegeisterten Sinnes, der Luther erfüllte: wirst du da zürnen, Ehrwürdiger, der du im Lichte wandelst, zürnen auf Den, welcher deine Seele als die eines aus irdischer Befangenheit empor ahnenden, strebenden und ringenden, im allmäligen Vorschreiten aus dem Nebel des Wahnes zum Lichte der Wahrheit gelangten Sterblichen zu zeichnen sich anmaßte? wirst du mich verwerfen zu den Blinden und Thoren, die dein großes Werk zu erkennen und zu schätzen nicht vermögen? Sollte in mir der Geist sein, der da verneint, weil er sich sträubt, geistiger Hoheit zu huldigen? Ich stehe da als Angeschuldigter. Zürne nicht, wenn ich mit rein weltlicher Rede mich waffne, dem Kläger unter die Augen zu rücken; wenn ich zum Gegenbilde des edeln Geistes der Verneinung, der dich antrieb, Herold unvergänglicher Wahrheit zu werden, einen Geist der Verneinung zur Rechenschaft fodere, der da einherfährt wie der Samum der Wüste, strotzend von giftigem Hauch, von den Künsten des Absprechens und Fälschens, des Vieldeutens und Verdrehens; er rühmt sich, dein Anwalt zu sein; er bläst sich auf und haucht verblendenden Dunst, unkenntlich zu machen und zu verdrehen Wort und Schrift Derer, die mit treuer Liebe und Verehrung an dir hangend, auf seiner Bahn ihm begegnen.

Du aber, unsauberer Geist der Verneinung aus Nr. 21 der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung" des Jahres 1835, tritt näher, Urgründlicher; dir ist ober*flächlich*, was dir nicht geistesverwandt ist, du fährst aus der Tiefe hervor! Oeffne den weiten Mantel der Anmaßung, laß dich messen und wägen, daß du kenntlich werdest Denen, die da leicht glauben und bethört werden! Wäre mir die körperliche Hülle bekannt, in der du wohnst, ich würde an dich die Frage stellen, ob diese milzsüchtig sei, an Kopf- oder Rückenweh leide, engbrüstig oder mit der Plethora abdominalis behaftet sei; ob sie Gewalt über dich, ihren Dämon, übe; ob die Finger krampfhaft zucken und die Tinte in der Feder mit Gift impfen? Mir steht ein Bild vor Augen; es hat Ekel vor gesunder Hausmannskost in seinen Zügen, übeln Geschmack im Munde, mag in den Speisen nur rühren und stochern, es stößt sie von sich und nennt giftig, was es nicht zu verdauen vermag: ist es das deine?

Mag denn dieser Dämon zuvörderst sich mit Dem kundgeben, was allein in der genannten Recension sich als Position ausspricht, während das Uebrige nur den vielstimmigen und doch eintönigen Chorus der Verneinung und Vernichtung, des Orakelspruchs, daß es mit meinem Buche nichts sei und ich so wenig Ernst zu forschen als Tüchtigkeit zu fassen oder Sinn für das Sträfliche des Aufruhrs habe, enthält. Es lautet (S. 165): „Den wahren Geist des Bauernkrieges hat der Verfasser so wenig als den wahren Geist der Reformation richtig aufgefaßt und bei seiner blos äußerlichen, daher oberflächlichen Beurtheilung auffassen können; denn ganz irrig ist es, wenn der Verf. sagt, daß in Luther, als er gegen das Ablaßwesen auftrat, der *Geist der Verneinung* rege gewesen, und daß *Freiheit* die Losung für ihn und seine Anhänger geworden sei. *Religiöse Freiheit* war für Luther keineswegs Ziel und Zweck, sondern nur Mittel für einen noch höhern Zweck; und nicht Verneinung oder Widerspruch, sondern *Widerstreit* war das Princip seines Kampfes, d. h., er disputirte nicht mit negativen, sondern mit positiven Argumenten und stürzte einen streitigen Lehrsatz nur dadurch, daß er vorher schon einen andern, mit dem sich jener durchaus nicht vertrug, in Bereitschaft hatte, sodaß er also nicht einriß, ohne vorher schon etwas Neues aufgebaut zu haben. Hierin liegt das Geheimniß seiner großen und kräftigen Wirksamkeit; wo er von dieser Bahn abwich, wie er es freilich, durch äußere Umstände fortgerissen, besonders in seinen spätern Jahren manchmal that, da erscheint er weniger kräftig." Die Vergleichung Dessen, was ich über den Geist der Verneinung in Luther in der oben angeführten Stelle gesagt habe, und Dessen, was in diesem Berichte daraus gemacht worden ist, ergibt, gelinde gesprochen, Ungenauigkeit in Auffassung und Anführung meiner Worte; die Consequenzen werden angeblich von diesen, in der That aber von einer nicht mir zugehörigen zwischengeschobenen Basis aus gemacht. Mein Text sagt nicht, daß Luther *religiöse Freiheit* zum Ziel seines Strebens gesetzt habe, es heißt: „als er das Kleinod des Evangeliums gefunden, habe der Geist des Widerstandes gegen schmählichen Misbrauch der Lehre ewigen Heils die

Spannung des Muthes der Freiheit bekommen", und nachher: „Freiheit von dem Joche des Pfaffenthums ward Losung für die Anhänger der Lehre Luther's". Die Kunst des magischen Gauklers, der so geschickt von Grund und Boden auf Nebelwolken zu hüpfen versteht und jenen schmäht, als sei er unfest, wird sich unten in noch einigen Proben zeigen. Seine Verkündung des großen Geheimnisses, daß Luther außer seinem Nein gegen Irrlehren auch positive Sätze gehabt habe, will ich ohne Dämpfer erschallen lassen; was aber versteht er unter dem spätern Abweichen Luther's von dieser Bahn? Kam da etwa das Nein hinter dem Ja? Ich meine, das scharfe Hervortreten der positiven Sätze in der Glaubenslehre Luther's, die aus dem Kampfe gegen das Papstthum sich gestaltet hatte, also grade das feste Beharren auf der Bahn, die der hallische Αὐτός als Luther eigenthümlich charakterisirt, ist wesentliches Merkmal in Luther's späterer Thätigkeit. Dem unbekannten Kenner noch ungeahnter Geheimnisse bleibe es übrigens zunächst überlassen, Luther's Abweichen von der Bahn des Widerstreits aus dem Dunkel vornehmer Andeutungen in helles Licht zu stellen; ich habe mich jetzt zu dem Geiste der Verneinung in den übrigen Theilen der Recension zu wenden. Der nun ist nicht auf einmal zu fassen; wir halten ihn zunächst fest an der Stelle, wo er Leichtfertigkeit und Anmaßlichkeit, Unlust, scharf zu beschauen und zu prüfen, oder Fertigkeit in Entstellungen des Gegebenen und Folgerung aus untergeschobenen Sätzen kundgegeben hat.

(Der Beschluß folgt.)

Louis XVII. lebt!! Memoiren Karl Louis, Herzogs der Normandie, legitimen Königs von Frankreich. Von seinem Eintritte in den Tempel 1792 bis auf die neueste Zeit. Mit einer Vorrede des Prinzen, authentischen Briefen und historischen Erläuterungen. Nach dem in London als Manuscript gedruckten Original. Leipzig, Literarisches Museum. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn das Zeitalter für Könige aus alten Dynastien, wenn die Meinung der Völker überhaupt den Fürsten mit ererbten Herrscherrechten noch so günstig wäre als ehedem, so würde der soeben angezeigte Titel einer Schrift mit solchen Nachweisungen ganz Europa in Bewegung setzen. Es gab eine Zeit der Prätendenten, es gab eine Zeit der Gegenkaiser und Gegenkönige; der waffenlustige, raufsüchtige, abenteuerliche Charakter jener Zeit ist glücklicherweise vorüber, und nur die letzten Stuarts und die letzten Bourbons älterer Linie, vielleicht die ausgeartetsten Königsfamilien, welche Europa gekannt hat, haben Prätendenten aufgestellt. Weshalb? Weil es mit ihnen dahin gekommen war, daß sie in Volk und Land ein Eigenthum erblickten, auf welches sie das Recht des Privatmannes geltend machen wollten. Ein solches Recht der Könige über Unterthanen gibt es schwerlich heutzutage noch; man hat das Nationaleigenthum und das Fürsteneigenthum zu genau kennen gelernt. Jede Bestrebung, beide zu vermischen, stört den öffentlichen Credit und den Glauben der Völker an ihre Oberhäupter. Die Neigung zum Absolutismus hat in neuerer Zeit die Auswanderungslust hervorgerufen; jetzt, nachdem die wohlhabendern Unzufriedenen das Land verlassen haben, sind die armen und verworfenern Geistesverwandten zurückgeblieben, und wir sehen im civilisirten Europa eine Neigung zum Verbrechen an Eigenthum und Leben hervortreten, welcher die bisherigen Anstalten zur Verhinderung und Bestrafung dieser Frevel nicht mehr gewachsen sind.

Wenden wir unsere Blicke auf die Memoiren Louis XVII. zurück, so ist vielleicht kein Augenblick den Ansprüchen eines Prätendenten auf die Krone Frankreichs ungünstiger als der gegenwärtige. Louis Philipp wird sich darum wenig kümmern; sollte die Politik der europäischen Mächte ihm durch diesen Nebenbuhler Furcht einflößen wollen? Wir sehen nicht scharf genug, um zu gewahren, wie Ludwig XVII. ihm fürchterlicher werden könnte als Karl X., der Herzog zu Angoulême und Heinrich V. Allein grade dies würde uns einen Grund abgeben, an die Echtheit der Ansprüche zu glauben, welche dieser Unglückliche macht und machen könnte.

Wir haben dieses Werk mit so vielen Vorurtheilen zur Hand genommen, als wir einem unrechtmäßigen Thronbewerber, einem Ruhestörer oder Abenteurer und Betrüger nur entgegenzusetzen wußten; wir fühlten durch alle die Schauderhaftigkeiten bis zur Ankunft des Prätendenten in Berlin im Jahre 1810, daß die Thatsachen, welche uns in diesen Memoiren erzählt werden, zu unbegründet sind, um geglaubt werden zu können. Dennoch lasen wir weiter, und zu leugnen ist nicht, es wehte eine leise Stimme der Wahrheit uns fort und fort aus der Art der Darstellung des Unglaubhaftesten an; wir empfanden, daß der Mensch, der diese Thatsachen erzähle, sie wenigstens selbst erlebt haben müsse, denn er würde sie sonst beiweitem anders erzählt haben. Er brauchte darum nicht der verschollene Sohn von Frankreich zu sein, um dergleichen Schicksale zu erleben. Diese Folie für dieselben wäre leicht zu erfinden gewesen und möchte an sich überflüssig sein.

Allein noch mehr drängte sich uns jetzt der Gedanke auf, daß die vertriebenen Bourbons durch diese Memoiren und diesen anscheinend anspruchslosen Prätendenten einen Staatsstreich beabsichtigen möchten. Von ihnen hat sich das Wohlwollen der Zeitgenossen abgewendet; daher rufen sie einen völlig unbekannten Menschen, einen Taugenichts an das Licht, und — die Herzogin von Angoulême suggerirt die kleinlichen Erinnerungen aus der Kindheit und der Schreckenszeit und läßt sich durch den Pseudobourbon und Pseudobruder in diesen Memoiren daran erinnern. Auf diesen Bourbon kann weder Frankreich zürnen noch das übrige Europa; für den Thron geboren ist er, doch dafür nicht erzogen; er will als Privatmann geehrt sein und einiges Vermögen seiner Familie reclamiren. Er ist nicht proscribirt in Frankreich; er darf dahin zurückkehren; er kann den für Ludwig Philipp, den die ältern Bourbons hassen, ungünstigen Augenblick erwarten, ergreifen — und die ältere Linie wieder nach Frankreich zurückführen.

Wir vertrauen unserer politischen Nase so wenig, daß wir die eben ausgeführte Hypothese keineswegs recommandiren. Die Memoiren Ludwig XVII. verdienen von allen Zeitgenossen gelesen, geprüft und beherzigt zu werden. Es sind Anklänge aus der Kindheit des Prinzen darin, welche unsers Erachtens nur er oder seine Schwester so wiedergeben konnten und kein anderer Mensch. Betrug oder nicht, es ist Wahrheit darin, und — die Herzogin müßte diese Wahrheit lediglich in einen fremden Mund gelegt haben.

Auffallender als die von uns gewagte Hypothese und dieselbe noch dazu widerlegend erscheint die Herausfoderung des preußischen Cabinets, eine an dem Prätendenten durch preußische Justiz verübte Ungerechtigkeit zu untersuchen. Der angebliche Karl Ludwig übergab bei seiner Ankunft in Berlin dem damaligen bekannten Policeipräsidenten Lecoq seine Legitimationen, die er wunderbarerweise aus tausend Gefahren gerettet hatte. Es wurde ihm erlaubt in den preußischen Staaten zu bleiben, wenn er seinen wahren Stand verheimlichen wolle. Karl Ludwig ließ sich unter dem Namen Nundorff oder Nauendorf in Spandau als Uhrmacher nieder und brauchte sich bei dem dortigen Stadtrathe nur auf den Policeipräsidenten Lecoq zu beziehen, um

ohne weitern Nachweis über seine Herkunft sich etabliren und später trauen lassen zu dürfen.

Er wendete sich hierauf nach Brandenburg, und da er im Jahre 1816 und 1818 an Ludwig XVIII. geschrieben hatte, so mochte dieser aufmerksam auf ihn und besorgt um sich geworden sein. Genug, Naundorff wurde wegen Verdachts, das Theater in Brandenburg in Brand gesteckt zu haben „auf Befehl der Regierung" in Untersuchung genommen und zwar in Ermangelung genügenden Verdachtes freigesprochen, dagegen aber als Falschmünzer denuncirt, zum Zuchthaus verurtheilt und dahin abgeführt. Er beschreibt die Procedur des Justizrathes Schmalz gegen sich so himmelschreiend, daß die preuß. Regierung unmöglich stillschweigend über das von Karl Ludwig bei dem jetzigen Justizminister angebrachte Gesuch um restitutio in integrum wird hinweggehen mögen, am wenigsten da die Sache der Oeffentlichkeit übergeben ist. Wir hören den Verf. sagen: „Es wird mir Niemand glauben, daß ich ungerecht verurtheilt bin!" Die Thatsachen welche Karl Ludwig anführt, sind von der Feder eines sehr wackern Mannes, des verstorbenen Syndikus und Justizcommissar Petzold zu Krossen, nach den Acten dargestellt, und man darf nicht fürchten, daß dieser wahrheitliebende, furchtlose Jurist wissentlich die Welt habe täuschen wollen.

Im Februar 1834 wurde der Prätendent Karl Ludwig in Paris durch Dolchstiche fast meuchlings ermordet; doch ist er genesen und soll jetzt in Dresden leben. Als was, ist uns nicht bekannt; von was, noch weniger, wenn nicht die Herzogin von Angoulême bei ihrem letzten auffallenden Besuch in Dresden dafür gesorgt hat, wie es nach einem der angehängten Briefe von Madame Généresse de Survilliers, welche jetzt die Kinder des Prätendenten erziehen soll, den Anschein gewinnt.

Bemerken müssen wir noch, daß die Aufklärung über den heimlichen Charakter Ludwig XVIII. in Bezug auf den Prätendenten das Gepräge der tiefsten politischen und historischen Wahrheit trägt. Es ist bekannt, daß Ludwig XVIII. sehr begierig war den Königstitel zu usurpiren, sobald die Nachricht vom Tode des Sohnes seines Bruders verbreitet worden war. Als Karl Ludwig seinen Oheim von seiner Existenz in Kenntniß setzte, standen mehre Prätendenten schnell nacheinander auf. Die Verfolgungen, welche der junge Prinz in Frankreich erlitt, ehe er nach Deutschland kam, sind nicht das Werk Napoleon's. Sobald der Armee der Vendéer erklärt war, der Prinz sei todt, verfolgte Ludwig XVIII. den Plan, den Königstitel und die damit verbundenen Ansprüche an sich zu reißen, ohne zu prüfen, auf welchen Gründen die Nachricht vom Tode des Prinzen beruhe, und als ihm dessen Existenz bekannt ward, suchte er ihn aus dem Wege zu räumen.

Bemerken müssen wir ferner, daß man nicht begreifen kann, wie ein Mensch seine Herkunft, seine Aeltern, seinen Geburtsort so standhaft sollte verleugnen können, wenn es irgend Jemanden ernstlich daran läge, solche zu ermitteln. Dem Prätendenten ist eine andere Herkunft, als die von ihm behauptete, bis jetzt nicht zu beweisen gewesen.

Endlich ist es auffallend, wie ein Mensch, der weder Unterricht noch Erziehung als Knabe genoß, die tiefe Kraft des Gefühls einer hohen Herkunft und Bestimmung in sich tragen und nähren mochte, dergestalt, daß er ohne Furcht für sein Leben jeden Schicksalsschlag aufnimmt, sobald er aber vom Boden erstanden ist, immer wieder hinaufstrebt, von wo er gekommen zu sein behauptet — vom Throne Frankreichs.

Dies und noch viel mehr bestimmt uns, recht eindringlich die Lecture dieser seltsamen literarischen Erscheinung zu empfehlen. Sollte sie auch in der Folge des historischen Wahrheitsscheines entkleidet werden, bereuen wird man nicht, so meisterhaft getäuscht worden zu sein. 23.

Notizen.

Capitain Boid's Beschreibung der Azoren.

Dies in London im vor. Jahre erschienene neueste Werk über die Azoren enthält des Neuen und Beherzigungswerthen viel in Betreff eines bisher sehr verwahrlosten und von den vielen Reisenden, die es besuchten, größtentheils nur oberflächlich beurtheilten Volks. Die Bewohner der azorischen Inseln (neun an der Zahl), eine Bevölkerung von ungefähr 250,000 Seelen ausmachend, könnten bei einer sorgsamern Regierung, in einem so schönen, Civilisation jeder Art begünstigenden Klima bald auf einer erfreulichen Stufe der Cultur stehen; sie sind aber von ihrem Mutterstaat Portugal zeither so ganz unverzeihlich vernachlässigt worden, daß sie gegenwärtig nur erst ein trauriges Bild verstümmelter Anlage, wissenschaftlicher und industrieller Ignoranz und religiöser Albernheit darbieten. Der sittliche Charakter dieses Volks ist von Natur freundlich und edel, sie sind gastfreundlich, leicht versöhnlich, gesellig und zum frohen Lebensgenuß geneigt; eine gewisse Kindlichkeit und Unschuld der Gesinnung hat ihnen selbst ihr so lange verwahrloster Zustand nicht abstreifen können. Obgleich sie größtentheils in höchster Unwissenheit über Das, was die Völker weiter bringt, dahinleben, fehlt es ihnen doch keineswegs an geistigen Anlagen; die Natur hat ihnen, wie allen Völkern, die sich erst in intellectueller Hinsicht erheben sollen, ein überaus gutes Gedächtniß und ein besonderes Talent für Musik verliehen, obwol ihre musikalischen Unterhaltungen noch auf einer sehr untergeordneten Stufe der Kunstbildung stehen; ihr Hauptinstrument ist die Viola, deren Töne sie mit einer Art von dramatischem Gesang begleiten, der zur Hälfte einem Opernrecitativ, zur Hälfte aber einem Barbarengeschrei gleicht. Ueberhaupt läßt sich in der Bildung dieser Völker — wenn man nämlich ein geistiges Flickwerk dieser Art Bildung nennen kann — durchgängig eine gewisse Halbheit nicht verkennen, die fast noch nachtheiliger und unerfreulicher ist als vollkommene Roheit. Denn während sie von Portugal aus und durch häufigen Aufenthalt anderer Europäer in ihrem Lande in Allem, was die Mode betrifft, in Luxusartikeln, in Aeußerlichkeiten des Lebens u. s. w. wohlunterrichtet sind, während namentlich die Damen der Azoren sich wie die Portugiesinnen putzen und ihre Moden direct aus Paris verschreiben; während sie eine Menge europäischer Gebräuche angenommen haben, die unter ihrem Himmel und bei anderweitiger Barbarei lächerlich sind — ist ihr Inneres, wie bemerkt, in dem traurigsten Zustande, und die Vornehmen des Landes sind fast nichts als Modeaffen von Europa, die sich geflissentlich noch ihr unersprießliches Wenig von Nationalität abstreifen. Sehr zu wünschen wäre es gewiß, daß eine gewissenhaftere Regierung dies glücklich begabte Volk geistig zu emancipiren anfinge, wiewol die gegenwärtige Constellation Portugals noch immer in dieser Hinsicht — und am wenigsten für die Colonien — nichts Erfreuliches verspricht.

Netherklift hat die Autographa der englischen Könige, Königinnen und anderer ausgezeichneten Personen auf sieben Platten in Querfolio, sauber lithographirt, herausgegeben. Das Unternehmen findet in London viel Theilnahme.

Lady Blessington, eine so schöne Frau, daß man ihr allenfalls einen Roman verzeiht, hat eine Novelle: „Die beiden Freunde", erscheinen lassen, welche halb sentimental, halb lax, halb moralisch, halb libertinistisch in der großen Welt spielt. Derbron und Arlington heißen die Helden, die Heldinnen sind Französinnen. Außerdem gibt es darin eine eitle, intriguante Engländerin Lady Balmer, eine liebenswürdige Lady Argeshire, eine Lady Arden, und eine Comtesse de Bethune mit fünf Töchtern. Es fehlt sonach nicht an Frauenzimmern in dieser Novelle, die übrigens ganz hübsch geschrieben ist. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 100. — 10. April 1835.

Der Geist der Verneinung in Luther und in einem Recensenten der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung“.

Nachtrag zu der Geschichte des deutschen Bauernkrieges von Wilhelm Wachsmuth.

(Beschluß aus Nr. 99.)

Also heißt es von mir S. 164: „Geht er gleich in die Vorgeschichte ziemlich tief zurück, was die trockene Aufstellung vorhergegangener und äußerlich verwandter Thatsachen betrifft, so können wir doch seine Ansicht vom Ursprung und Wesen des Bauernkrieges nach seiner innern Natur nur als eine sehr gewöhnliche und oberflächliche bezeichnen, wenn er in dem Bauernkriege nur (?) eine Abirrung des durch Luther's Reformation aufgeregten Freiheitsgefühles, also, unverhüllt (?) ausgesprochen, doch eigentlich (?) eine Wirkung der Reformation sieht und ihn mit den kurz vorhergegangenen Kämpfen Franzens von Sickingen und seiner Freunde unter gleichen Gesichtspunkt (?) stellt, nur mit dem zufälligen Unterschiede, daß die handelnden Personen hier Ritter und dort Bauern waren. Die deshalb angeführte Entschuldigung (S. 15, Note): „Luther und die Reformation werden dadurch nicht verleumdet, wenn wir zugeben, daß die von ihm gepredigten, von vielen seiner Anhänger misverstandenen Grundsätze Anlaß zu dem Ausbruche der Bauernempörung gegeben haben“, macht die Sache um nichts besser und sagt überhaupt nichts, da von persönlicher (?) Anhänglichkeit oder Abneigung hier gar nicht die Rede sein darf. Wäre die Reformation wirklich Schuld an dem Bauernkriege, so müßte man dies freilich unumwunden bekennen, und es ist nicht die Frage, ob diese Behauptung für die Reformatoren ehrenrührig, sondern davon, ob sie wahr ist; glücklicherweise aber können wir, ohne der Wahrheit im geringsten zu nahe zu treten, sie durchaus ableugnen.“

Ueber den Taschenspieler! Laß dich fassen, du tückischer Blick, der über halbe Bogen hingleitet, das Rechte übersieht, zur Seite schielt und dann mit Heuchelei sich schwängert! Zu geschweigen Dessen, was in den „Darstellungen“ (S. 5 fg.) von der geistigen Gährung bei dem gemeinen Mann vor der Reformation — und wäre es noch so trocken — gesagt ist (S. 5, 7, 9, 10, 12), mag hier nur stehen, was am bestimmtesten lautet (S. 16): „Freiheit von dem Joche des Pfaffenthums ward Losung für die Anhänger der Lehren Luther's; Freiheit ward Losung für Alle, die bisher nur vom Geiste der Verneinung erfüllt gewesen waren, und denen nun dieses Wort eine lange geahnte unendliche Größe offenbarte. Aus dieser hochgestimmten Spannung der Geister gingen nicht blos verwandte, sondern die verschiedenartigsten Töne, himmlischer Sphärenklang und rauher Mislaut hervor. Je großartiger eine Idee, um so furchtbarer Misverstand und Misbrauch derselben; es ist auf nichts mehr, als auf den Namen Gottes und der Freiheit gefrevelt worden.“ Desgleichen S. 21: „Also schärften sich die Gegensätze, Drang nach Erleichterung von knechtischen Lasten und nach Unterricht in der evangelischen Lehre, und ihm entgegen Mehrung des Drucks und Anstalten zur Fernhaltung oder Unterdrückung der neuen Lehre; da erschollen Aufruhrpredigten von falschen Jüngern des Evangeliums. Nicht dessen Verjüngung durch Luther und Zwingli wurde der Zündfunke für die unreine Freiheitsbrunst, die auf edle und gotterfüllte Begeisterung folgte; der Fanatismus säete Unkraut, und gemischt mit Unverstand und mit Gefühl der Kränkung und Gefährde göttlichen und menschlichen Rechts wucherte die Saat.“ Darauf folgt die Darstellung der wiedertäuferischen Umtriebe und der heillosen Geschäftigkeit Thomas Münzer's, von deren Bedeutsamkeit S. 21—28 Kunde gibt, aber dem hallischen Geiste der Verneinung nicht gegeben hat. Der macht sich's bequemer; von Dem, was er nicht hat sehen wollen — grade der Hauptsache — sagt er nichts; aus Dem, was er gesehen hat, macht er das Gegentheil. Ich habe behauptet, nicht die Reformation, sondern Schwärmerei und Büberei falscher Jünger des Evangeliums sei geistiger Hebel zum Bauernaufstande gewesen; was thut jener unsaubere Geist? Er gibt mir Schuld, unverhüllt gesprochen und eigentlich habe ich doch die Reformation als Grund des Bauernaufstandes angenommen, und übernimmt nun die Apologie derselben, als hätte sie deren gegen meine Anschuldigungen bedurft. Wie verschmitzt! Noch mehr! Er dichtet mir an, als hätte ich nur gestrebt, die Persönlichkeit Luther's dabei sicher zu stellen. Halt, Fälscher! die Stelle: „Luther und die Reformation werden darum nicht verleumdet, wenn wir

zugeben, daß die von ihm gepredigten, von vielen seiner Anhänger misverstandenen Grundsätze Anlaß zu dem Ausbruche der Bauernempörung gegeben haben u. s. w.", ist nicht meine Rede, sondern Sebast. Stumpf's, und steht nicht da, um einen gleichlautenden Satz des Textes zu beweisen oder zu stützen, sondern um darzuthun, daß selbst Die, welche die Reformation als Veranlassung des Bauernaufstandes ansahen, doch sich nicht enthalten können, nur das Misverständniß der Lehre Luther's und nicht sie selbst als schuldig zu bezeichnen. Wenn nun aber die Abirrung vom Evangelium, nicht dessen aufrichtige Verkündung angeklagt wird, wie viel Schuld fällt da auf die letzte? Erkrankst du vom Genuß des gefälschten Mischtrunks, den du für Wein trankst — hat der echte Wein die Schuld? Fährt ein unsauberer Geist unter die Recensenten der hallischen „Allg Literaturzeitung" — ist darum recensirende Kritik überhaupt eine Unheilstifterin?

Wir lassen den Dämon weiter reden (S. 166): „In den Führern des Bauernaufruhrs . . . waltete ein Geist des planlosen Zerstörens u. s. w.; daß dessenungeachtet auch dieser Zerstörungsgeist auf einer tiefern Triebfeder und einem gewissen allgemeinen Principe beruhte, und worin dieses Princip eigentlich bestand, scheint der Verf. gar nicht erkannt zu haben, da er nach der gewöhnlichen oberflächlichen Weise (gehorsamer Diener!) nur in den Lasten, welche das gemeine Volk zu tragen hatte, und die mehr Vorwand oder Veranlassung des Aufruhrs waren, die einzige Ursache desselben sucht." Unverschämter Dämon, hast du vergessen, daß du mir angedichtet hast, ich nenne die Reformation Veranlassung des Bauernaufstandes? Unverschämter nochmals! ist objective Belastung und Unmuth über Belastung einerlei, und ist erstere oder letzterer von mir bezeichnet worden? Unverschämter zum dritten Male! ist in meinem Büchlein nur von Lasten als einziger Ursache des Bauernkrieges die Rede? Wo war Schere oder Messer, die Bogen aufzuschneiden und nachzulesen, ehe jene Lüge herausplatzte? Wahrhaftig, was solche Wolkentreter zu erkennen verschmähen, decken sie mit der Nebelkappe zu und rufen, es sei nicht da. Für undämonische Augen aber verweise ich auf Thomas Münzer's Bild, das nicht blos als Lückenbüßer voransteht, und auf den Text der Darstellungen S. 14 fg., S. 21 fg., 26, 31, 34, 35, 41, wovon hier nur Einiges Platz finden mag. S. 14: „Begehren der Verkündigung des Evangeliums ward der Hebel zu mächtigerm Aufwogen des Unmuths, am meisten da, wo der Widerstand gegen die Verkündigung der evangelischen Lehre am schroffsten war" (dies, hoffentlich nicht eine Beweisstelle für meine angebliche Ansicht, die Reformation sei Schuld am Bauernkriege, bestätigen die Schriften der Bauern S. 44 fg.). S. 35: „Zu dem gemeinsamen Hebel dieser Aufstände, dem längst rege gewesenen Gefühle des Druckes, dem verhaltenen Unmuth, der zauberischen Macht des Gedankens: Freiheit, dem ungestümen Drange nach der evangelischen Lehre, der Macht des Beispiels der Standesgenossen, Verbreitung von Schrecken und Furcht durch die drohenden Aufgebote der schon Empörten an die Zögernden u. s. w. kamen hier und da einzelne Veranlassungen, welche des Volkes Zorn aufreizten, so in Salzburg." S. 40, 41: „Wo war die Einheit in der Zerstreuung und der ungefügen Gesetzverachtung? Wir haben sie nicht in einer hervorragenden Persönlichkeit, nicht in gemeinsamer Berathung und Führung, allein in einer gleichartigen dämonischen Stimmung zu erkennen, die ihre nächste Befriedigung im Toben und Zerstören fand. Das Letztere zeigt im Unmaße der Bauernaufstand; doch nicht minder Merkzeichen geistiger Gewalten, die entweder in dem wilden Chaos Mäßigung, Regel und Ordnung geltend zu machen bemüht waren, oder die zuchtlosen Scharen zu Werkzeugen der Aufrichtung von Gesetz, Recht und Staat nach ihrem Sinne zu gebrauchen strebten. Unter diesen fallen am zahlreichsten ins Auge die Prädicanten, und von ihnen als Herolde der Verwirrung die Schwärmer. Thomas Münzer und die Wiedertäufer am Oberrhein hatten weit und breit Anhang; die Reformation hatte mit der Erhebung der Seelen zu evangelischem Licht und Glauben auch die vulkanischen Kräfte der Schwärmerei, den Drang überschwenglicher Hoffnungen, abenteuerliche Ansichten von Pflicht und Recht geweckt; von solchem Gepräge mochten die meisten angeblichen evangelischen Prädicanten sein, die mit den Bauern zogen u. s. w." Doch genug der Anführungen; Schere oder Messer wird ja nicht jedem Leser des Büchleins mangeln.

Geist der Verneinung, hast du im Obigen vielleicht selbst dich getäuscht? Pflegst du mit dir selbst davonzueilen? bist du krank an Traumsucht? Mag es sein; aber dennoch hast du in Dem, was folgt, gefälscht. In der Vorrede der „Darstellungen" S. x ist die Rede von dem Material zur Quellenforschung, es heißt daselbst: „Oechsle's brauchbare „Beiträge" beweisen, daß (aus handschriftlichen Berichten, Urkunden und Actenstücken zur Geschichte jener fürchterlichen Begebenheit) gar Manches zu lernen ist; doch gehört die Geschichte des deutschen Bauernkrieges nach Entstehung, Verlauf und Ende keineswegs zu den historischen Räthseln, die erst durch Auffindung noch unbekannter Ueberlieferungen ihre Lösung erwarten; nicht zu dem historischen Halbdunkel, das erst durch noch zu erwartendes Licht zu einer anschaulichen historischen Erscheinung werden soll. Das Toben und Lärmen der Bauern, ihre Völlerei und Grausamkeit u. s. w. in seiner Vielfältigkeit von Ort zu Ort einzeln zu zergliedern und vor Augen zu stellen, überlasse ich gern Andern, es wird immer nur eine reichere Füllung des im Ganzen einförmigen Bildes daraus hervorgehen; die historische Schaubühne kann schwerlich an bedeutenden Gestaltungen dadurch gewinnen. Nur die Umtriebe, die vor den einzelnen Empörungen stattfanden, bedürfen noch näherer Aufklärung." Wie lautet die Recension? S. 162: „Der Verf. gesteht in der Vorrede, das Material zur Quellenforschung habe ihm keineswegs in seiner Vollständigkeit zu Gebote gestanden, beruhigt sich aber mit der Meinung, daß dies auch gar nicht nöthig sei".

Und doch, wäre auch hier nur etwa Selbstverblendung, hätte der Geist der ergründlichen Tiefe, der Inhaber kost-

barer Geheimnisse und noch nie geahnter Principien etwa einen so flüchtigen, geistigen Schwung, daß er nicht anders als oberflächlich gemeine irdische Schrift zu lesen vermöchte; oder ist er doppelsichtig, daß er zwischen den Zeilen noch einen zweiten Text liest? sollte es sein, daß er auch sich selbst betröge, während er Andere zu betrügen bemüht ist? Ist seine Aufgeblasenheit mehr asthenisch als hypersthenisch? Ist er mehr zu beklagen als zu züchtigen? Wohlan! so senke noch dies sich in die Wagschale. Des Frevels und der Greuel, die die Bauern geübt, wird an vielen Orten in meiner Darstellung gedacht, S. 28, 30, 31, 34, 35, 36, 55, 56, 67, 72, 80, 83, 108. Eine für alle mag hier stehen (S. 54): „Im grellsten Abstich von der Bescheidenheit der zwölf Artikel, den Erklärungen des Gehorsams und der Gesetzlichkeit, der Willigkeit, sich eines Bessern belehren zu lassen, steht der Bauern Thun; die Vernunft und Mäßigung der allgemein verbreiteten zwölf Artikel hat nirgend auf sie gewirkt; der Schwindel des Rumorens strafte ihr Wort Lügen. Der Bauernaufstand ermangelt durchaus der Hoffnungsmorgenröthe, welche die Erstlingstage mancher Revolution begleitet hat; das ungünstige Urtheil, welches in manchem Spruche jener Zeit über den Sinn der Bauern gefällt wird, schien eine furchtbare Wahrheit zu bekommen. Wie in Kempten begonnen war, ehe die zwölf Artikel vorhanden waren, so wurde fortgefahren, Klöster und Schlösser geplündert, verwüstet, in Asche gelegt, gelärmt, getobt, auch des Bluts nicht geschont u. s. w." Also habe ich nicht verschwiegen, was die Bauern geübt. Ebenso wenig nun habe ich verschwiegen, was bei und nach Ueberwältigung der Bauern von den Fürsten, Rittern und Reisigen geübt wurde, und habe wol auch grausam genannt, wenn mit den Schuldigen auch Schuldlose, mit den Verführern und Bösewichten die Irregeleiteten in gleiches Verderben gestürzt wurden; wenn Truchseß der Bauernjörge mit Lust niederstechen und köpfen ließ, wenn die Herren ihr Wohlgefallen daran hatten, Holz zusammenzuschichten und in dessen Glut den Pfeifer Nunnenmacher und Jäcklin Rohrbach zu braten; habe endlich beklagt, daß aus Blut und Brand jenes fürchterlichen Krieges nur an wenigen Orten eine geringe Erleichterung der bäuerlichen Zustände, an den meisten aber Vermehrung des Drucks hervorgegangen sei. Und der Geist der Verneinung? Er zischt S. 266: „Daher denn auch sein (mein) Mitleid mit dem harten Verfahren, welches die Empörer nach ihrer Ueberwältigung zu erdulden hatten, und das freilich in einzelnen Fällen gemäßigter und menschlicher hätte sein sollen, im Ganzen und aus Grundsatz (!) aber doch nicht den Vorwurf der Ungerechtigkeit (er liest zwischen den Zeilen) verdient; und sein (mein) Bedauern, daß jener weltverbreitete Aufruhr zu so gar keinen Resultaten (?) führte, was doch im Allgemeinen (?) nicht einmal richtig ist, wenn man nur die Sache nicht einseitig ins Auge faßt. Man kann den Einfluß gewisser Zeitrichtungen kaum verkennen, wenn, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auf beiden Seiten Roheiten und Grausamkeiten begangen wurden, der Verf. doch die Sieger in einem weit gehässigern Lichte, und die Besiegten, ungeachtet doch auf ihrer Seite unleugbar die Schuld war, fast in der Gestalt unglücklicher, schuldlos Unterdrückter erscheinen läßt." Kopf und Schwanz der Schlange berühren einander; voran stand die Beschuldigung, ich stelle die Reformation als Veranlassung des Aufruhrs dar, hier, ich rede dem Aufruhr das Wort. Gebraucht nicht irgend ein Tribunal — doch zurück mit dem Worte, das aus der Feder wollte, der Geist der Verneinung wird zum Ehrenretter; es heißt S. 166: „Den edeln Dichter Eoban Hesse müssen wir gegen die Beschuldigung in Schutz nehmen, als habe er, aus Eifer für die evangelische Lehre, Theil an den Unruhen in Erfurt genommen. Bei einer genauern Bekanntschaft mit dem Charakter jenes verdienstvollen Mannes (ohne Zweifel gibt es in dem dämonischen Archive noch geheime Schätze, ohne deren Kunde jede Bekanntschaft mit Dem, was von Hesse und über ihn vorhanden ist, ungenau bleibt) würde der Verf. sich leicht überzeugt haben, daß die Note S. 25 angeführten Stellen, aus denen er jene Theilnahme beweisen will, nur ironisch zu verstehen sind." Wohlan, edler Geist der Verneinung, fasse, wenn du vermagst, was ich jetzt geschrieben, als eine Ironie des Bußtextes, dessen du bedarfst.

Leipzig, am 20. März 1835.

Wilhelm Wachsmuth.

Panorama des Père Lachaise.

Nicht der Louvre, nicht die Tuilerien, nicht der Grèveplatz, nicht das Palais royal mit seinen Bazars, Limoniers und Grisetten, nicht die Champs elysées mit ihren zierlichen Anlagen, nicht Versailles und das Hölzchen von Boulogne, so classisch für Pistolen und Stoßdegen, nicht der Boulevard mit seiner ambulirenden schönen Welt, nicht der Pont neuf mit seinen alten Erinnerungen, nicht Notre-Dame mit seinen schauerlichen Kreuzgängen und Glockenstühlen, nicht der Telegraph, die Vendômesäule und die nunmehr ausgestopfte Giraffe — sondern Père Lachaise ist der Glanzpunkt und das Herz von Paris. Freilich ein dunkler Glanz zwischen Cypressen und ängstlich duftenden Nachtviolen, und ein großes gewaltiges Herz, das ausgeschlagen; aber was drunter liegt unter diesen unendlichen Hügelreihen, die wie Wellen eines schwarzen Stroms sich berühren, das ist die Perle Frankreichs und die Leibgarde Freund Hein's.

Kein Anblick schlägt gewaltiger an das Menschenherz als ein Kirchhof. Warum? Weil Jeder, wenn er da ist, an den Tod denkt? Nein, das wäre ein armseliger Philister, der auf dem Kirchhof an sein selig Ende dächte. Daran kann Jeder am besten denken zu Hause, beim Champagner, Punsch, Weißbier, bei Brot oder Pastete, bei Hitze oder Frost, bei Freude oder Langweile, auf dem Ball, im Theater, auf der Promenade, bei all den tausend Gelegenheiten, wo der Stoff zu arm und dürftig ist, um etwas Anderes dabei zu denken — nur nicht auf dem Kirchhofe. Auf diesem denkt man entweder gar nicht — wenn man nämlich überhaupt keines Gedankens mächtig ist, oder an Alles, was die Welt bewegt, den Geist entzündet, das Herz durchzuckt, an alle Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart, an alle Qual und Lust des Erdendaseins, an das Höchste und Gemeinste, an Himmel und Hölle, an Liebe und Haß, an Feindliches und Freundliches, an alle Widersprüche menschlichen Seins und Denkens, und ihre Lösung, an alle Räthsel und Charaden des Lebens, an alle alte Märlein von Freuden, Klagen, Hochzeiten und großer Arbeit, wie im Nibelungenliede steht. Der Kirchhof ist der Ort, wo der Mensch, wenn er nicht ein Klotz

ist, humoristisch wird, d. h.: den Himmel mit der Erde, das Unendliche mit dem Endlichen, das Herrlichste mit dem Gemeinsten verbindet; der Kirchhof ist der Ort, wo einer spüren kann, ob er Gedanken in seinem Kopfe hat — und wer keine hat, der fahre lieber spazieren, besuche Concerts, sehe den Maskenball und rauche eine Cigarre. Der Kirchhof ist der Ort, wo der Mensch leise in den Schacht seines eignen Gemüths hinabsteigt, wie der Bergmann mit dem Grubenlicht, wo er mit dem Schädel Yorik's spielt und dabei von dem Zweifel zerrissen wird; wo er über Alexander den Großen scherzt, dessen Leib ein Spundloch stopft, und dabei sein theuerstes Hoffen, seligstes Träumen, süßestes Erinnern, mit einem Wort, die Ophelia seines Herzens neben den zahllosen Todten um ihn her einsargt. Der Kirchhof ist der Ort, wo der Mensch größere Menschen, als er selbst ist, mit Füßen tritt, und eben darum die Qual erdulden muß, daß ihn „Gedanken nicht frei lassen".

Père Lachaise ist aber der schönste Kirchhof in der Christenheit. Hier schlummern die Blüten von vier Jahrhunderten von dem herrlichen Baume Frankreich. Hier ruhen liebliche Frauen, die nicht blos Toilette, sondern auch Epoche machten; hier schlummern alte Weise, tiefe Denker, tapfere Connetables, herrliche Dichter, Prinzen, welche Könige hätten werden sollen, Royalisten, Republikaner; hier schlummert St.-Simonismus, Juste Milieu und Doctrin, Berg und Gironde, Hugenott und Papist; hier schlummert das Jahrhundert, welches die Sünde begangen, und Das, welches sie bestrafte; hier schlummert das siècle Louis XIV und Louis XV, die Asche jenes Mannes, dem es Europa verdankt, daß es heute Friede ist. Friede! Ein schönes Wort. Auf Père Lachaise ist stiller, tiefer, ewiger Friede!

Es war gewiß eine überaus glückliche Idee von Hrn. Burford, ein Panorama von Père Lachaise in London aufzustellen. Was sollen uns die ewigen Panoramen von Wien, Konstantinopel, Amsterdam, Neapel, Petersburg, der Capstadt? rc. Eine Stadt sieht — nehmt Alles in Allem — aus wie die andere, große und kleine Häuser, große und kleine Menschen, Kaufleute, Obelisken, Kirchen, Barbiere, Reitpferde, Militair, Studenten, Weinstuben, Kaffeehäuser, Brücken, Barrièren, viel Erde, wenig Himmel, erste Versuche der Gasbeleuchtung, Fiaker, im Hintergrunde ein kleiner Berg, eine große Vogelstange, ein Dampfschiff, wenn Wasser da ist, und eine Windmühle, wenn keins da ist, Spaziergänger, Kinderwagen, fröhliche Jugend, ernstes Alter, aufstrebende Plane und gebrochene Herzen. Das ist das Kurze und Lange davon. Aber Père Lachaise! welche Aussicht, wenn man es versteht, ins Innere der Erde zu schauen! Und über ihr wie grün, wie herrlich geschmückt mit Kränzen und Blumen, mit zahllosen Guirlanden, mit weißem Kiessand, der im Mondschein funkelt, mit Rosen, Lilien, Glockenblumen, Veilchen, Immortellen, mit Denkmälern aus Erz und Marmor, mit tiefschattigen Baumgruppen, welche Blüten regnen. Père Lachaise, du hast — wie einst der selige Cuvier, auch einer deiner Bewohner, sagte — das Wesen; der Qualm der Städte hat nur den Schein!

Das Panorama des Hrn. Burford ist herrlich ausgeführt. Man unterscheidet unter den Monumenten die treu copirten Grabmäler der Familien Manceaux und Collot, des Herzogs von Piacenza, der Gräfin Bassano, Lefebvre's, Delille's, des Generals Foy Grab, Caulincourt's (die Duchesnois und Mercoeur haben wahrscheinlich noch kein Monument), Abelard's und Heloise's, und das kostbarste Denkmal von allen: das der Gräfin Demidoff. Im Hintergrunde erscheint als großartiger Contrast die Stadt Paris, mit ihren Kuppeln und Dächern, vom warmen Abendsonnenstrahl beschienen. 150.

Schneiderliteratur.

Der pariser Costumkünstler F. A. Barde hat einen „Traité encyclopédique de l'art du tailleur", mit 150 Abbildungen, geliefert. Ein Feuilletonist nennt diesen „Traité", dessen Originalität, Interesse für Jedermann und Unentbehrlichkeit für Leute vom Fach er auseinandersetzt, „une sorte d'épopée didactique sur l'art de s'habiller" und Hrn. B. zwar kein Genie, aber doch einen „poète" und zwar „né poète", der vor ein paar tausend Jahren unter den Griechen wegen seiner Kunst es nicht nur weit, sondern auch sehr hoch gebracht haben würde, statt daß er in unserm „siècle de matérialisme et de réalités égoistes" ein — Schneider bleibe, zwar für 1500 Francs auf seine Erfindung patentirt, aber überhaupt ein ungewöhnlicher Schneider, da er bis in die tiefsten Mysterien seines Gewerbes gedrungen und dasselbe durch seine Arbeiten und durch sein Buch in das Gebiet der ganz eigentlich sogenannten Künste erhoben habe. Ein weit verständigerer Mann als sein Tiraden machender Lobredner ist Hr. Barde selbst, der über seinen Gegenstand viel gedacht zu haben scheint und ihn von allen Seiten beleuchtet. Im ersten Buche seiner Schrift betrachtet er die Kleidung, die ihm eine gesellschaftliche Thatsache (fait social) ist, in einzelnen Capiteln nach ihren Beziehungen auf allgemeine Bildung, Sitten, Künste, Gewerbfleiß und Mode. Nachdem er hinsichtlich der letztern behauptet hat, der Schneider müsse ihr zu gebieten wie zu gehorchen verstehen, schließt er das Capitel mit folgendem Satze: „Der Gemeine kleidet sich, der Mann von Welt weiß sich zu kleiden, der Thor ist ein Sklave der Mode, der Kluge läßt sich von seinem Schneider kleiden". Im zweiten Buche, erst im Allgemeinen über die Kunst des Schneiders sich verbreitend und zeigend, wie die Kleidung dem ganzen Wesen und der äußern Bildung der zu kleidenden Person angepaßt sein müsse, geht Hr. B. zu dem Technischen und zu seiner Erfindung über, zeigt das Unzulängliche der Papierstreifen zum Nehmen des Maßes und handelt von seinen Instrumenten (deren eines er épaulimètre nennt), die einfach in der Vorrichtung, leicht im Gebrauche und von mathematischer Genauigkeit sind. Es ist uns unbekannt, ob der Verf. in diesem Punkte nicht seine deutschen Collegen benutzt hat, die seit Bernhard's „Anleitung u. s. w." (1811) in mehren, eine eigene Schneiderliteratur bildenden Schriften, die nicht immer in den Buchhandel kamen, manche Verbesserung des frühern Verfahrens und manche eigne Erfindung ihren Genossen mittheilten. Im dritten Buche endlich sind, vom prachtvollsten Gallakleide bis zum gewöhnlichsten Schlafrocke herab, alle Bekleidungen, die Nothwendigkeit, Mode, Geschmack und Phantasie nur erfinden können, mit Hülfe von 150 Abbildungen dargestellt und beschrieben. Die Amazonenkleidung nennt der galante Hr. B. „habillement qui dissimule les imperfections, rehausse l'élégance des formes, la majesté de la taille, l'éclat du teint, et ajoute des beautés nouvelles à un sexe déjà pourvu de tant d'attraits." Im Anhange erzählt der Verf., der auch bisweilen einen Schuß hat, auf einer Reise in Italien sei ihm erzählt worden, wie Michelangelo beim Anblick der Statue des Neptun*) auf der Piazza dell' Granduca in Florenz ausgerufen habe: „Schade um einen so schönen Marmorblock!" und schließt: „Wir, die wir in einem viel bescheidenern und von dem dieses großen Mannes weit entfernten Kreise sind, haben durch eine lange Reihe der undankbarsten Arbeiten, die man nur unternehmen kann, es dahinbringen wollen, daß man in Zukunft, beim Anblick schlecht gearbeiteter Kleider, mit noch größerm Recht sagen könne: Schade um einen so schönen Stoff!" 48.

*) Vom Bildhauer und Architekten Bartolommeo Ammanati. Siehe „Guide de Florence etc." (Florenz 18[illegible]), Thl. 1, S. [illegible] fg.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 101. — 11. April 1835.

Reise im Sommer des Jahres 1833, von Barnaul in Sibirien aus zu den heißen Quellen am Rachmanoffsee im russischen Altaigebirge und an die Buchtarma auf der Grenze zwischen Sibirien und China, vom kaiserl. russ. Staatsrath Dr. Fr. von Gebler. *)

Am $\frac{19}{31}$. Juli Nachmittags reiste ich in Begleitung zweier junger Beamten u. s. w. von Syrånofsk zu den Dörfern der tributpflichtigen Bauern, die dir aus Ledebour's Reisen bekannt sind, weswegen ich mich hier kurz fasse. Wir fuhren zwischen nicht hohen Bergen, hinter denen nur selten das Hochgebirge hervorblickte, bis Sennaja, wo wir des Abends ankamen. Der alte hier wohnende Landgerichtsassessor, durch einen Befehl des Gouverneurs im Voraus benachrichtigt, hatte schon Führer, Pferde u. s. w. bereit.

$\frac{\text{20. Juli.}}{\text{1. August.}}$ Wir ritten im reizenden Thale der Buchtarma über einen hohen Waldberg nach Korobischenskaja, von da nach Werch-Buchtarminskaja, und dann über kräuterreiche, waldlose Berge bis Belaja, wo wir nach einem Ritte von 70 Wersten (über 10 Meilen) Abends ermüdet anlangten.

21. Juli. Des Morgens im letzten Dorfe Fykalka angelangt, bereiteten wir uns zur weitern Reise, die nun ohne Pferdewechsel geschah, vor. Ich sage dir noch etwas von den Bewohnern dieser Gegend, deren man vor 17 Jahren 275 männlichen Geschlechts zählte, jetzt gegen 400. Sie stammen von Läuflingen und Räubern ab, unter denen aus Mangel an Weibern, Nahrung u. s. w. große Verbrechen stattfanden, z. B. für die Mutter entbrannt, tödtete Einer seinen Vater, lebte mit ihr, bis ihn aus gleicher Ursache der Bruder ermordete. Ihre Schlupfwinkel waren ehedem tiefer im Gebirge; wie sie sich aber unterwarfen, zogen sie herab in Gegenden, die dem Ackerbau günstig sind. Obgleich wohlhabend, zeigen ihre Häuser und Kleidung doch nicht die Eleganz der Bauern um Smejeff. Vielleicht haben sie es unter allen Bauern Rußlands am besten; bei mäßiger Viehzucht, guter Bienenzucht und Ackerbau, reicher Jagd und Tauschhandel mit Chinesen und Kirgisen bezahlt der Mann und Knabe nur 16 Rubel jährlich, und sie geben nicht einmal Rekruten. Unter ihnen gibt es auch keine Tagelöhner. Mangel an Neugierde und stille Entschlossenheit blieb ihnen noch von früherer Zeit; sonst sind sie wahrheitliebend, gastfrei und gefällig, und Criminalvorfälle sind unter ihnen höchst selten. Also Mittags ging es nach Nordost weiter ins Gebirge. Zehn Werste von Fykalka kamen wir zu den Ruinen eines Dorfes. Bei innerlichem Hader wurde es von den andern überfallen, verbrannt, nur Ein Bewohner rettete sich, sieben wurden ermordet, einer um seiner sieben kleinen Kinder willen verschont. Das Lärchengebirge rechts, den Fluß Belaja links ritten wir weiter über ihn und die Sagumennaja, wo einst der Läufling Sagumennoi ganz allein wohnte (er lebt noch, hat Frau und Kinder, lebt aber das ganze Jahr durch allein bei seinen Bienenstöcken), dann auf dem schmalen Pfade eines schroffen Berges hin, bis uns nach 36 Werste Wegs vom Dorfe ein heftiges Gewitter nöthigte, ein Obdach zu suchen. Wir fanden es in einem Lemberhölzchen; schnell wurden die Pferde abgepackt, ein großes Feuer angezündet; ein Gläschen machte die Leute munter, daß sie mit ihren Büchsen Lemberzapfen von den Bäumen schossen, und nach frugalem Abendmahle suchte ich unter einer schönen Lember Ruhe, die aber des Nachts durch den Regen öfters gestört wurde. Hierdurch vorsichtiger, schlief ich die übrigen Nächte unter einem kleinen Zeltchen auf einer Filzdecke, unter dem Kopfe ein Kißchen auf den Sattel gelegt und mit dem Pelzschlafrocke bedeckt.

Den 22. Juli hielt uns ein sehr heftiges Gewitter bis gegen 10 Uhr auf; dann kamen wir nach einer Stunde über einen Bergrücken in das breite Thal des Hirschsees. Neben uns eine schöne Felspartie, lag uns zur Rechten mit freien Ufern der vier Werste lange, ein Werst breite See, durch den die Belaja fließt; jenseit steile,

*) Hr. Staatsrath Dr. von Gebler ist ein Deutscher, aus Greiz im Reußischen gebürtig, und schon seit 1810 in Barnaul als Arzt in russischem Staatsdienste. Eine ähnliche Reisebeschreibung wie obige fand bereits vor einigen Jahren im „Morgenblatt“ eine sehr günstige Aufnahme bei dem lesenden Publicum. Der Name des Verf. wurde bei Gelegenheit der Humboldt'schen Reise nach Sibirien und an das kaspische Meer im J. 1829 wiederholt in öffentlichen Blättern erwähnt. Der letztgenannte berühmte Reisende kam bei seinem Aufenthalte in Barnaul mit ihm in vielfach freundliche Berührung.

hohe Berge, die Gipfel stellenweise mit Schnee bedeckt; vor uns ein breites, flaches, offenes Thal, links von minder hohen Bergen begrenzt. Gänse und Enten belebten den See; aber Wolken und Nebel verhüllten uns diesen und den folgenden Tag die Krone des hiesigen Gebirges, die Belucha (der weiße Berg). An den nördlichen Bergen zog wieder ein Gewitter hin, und hatte der in Gebirgen so starke Donner dort aufgehört, so gab ihn das Echo an den Südbergen wieder. Schade, daß diese herrliche Gegend wie so viele andere hiesige so sumpfig ist, daß man sich dem See nur mit Mühe nähern kann. Dies hielt auch unsere Reise, die im mit der nordischen Wucherblume geschmückten Thale am See und an der Belaja bis zu ihrer Quelle fortging, sehr auf. Es begegneten uns drei jagende Kalmücken; ihre Beute bestand aus einigen Rehfellen und einem abgebalgten, wahrscheinlich zum heutigen Mahle bestimmten Murmelthiere (Baibac), das am Sattel herabhing. Dreizehn Werste vom See kamen wir zu jener Quelle in einem hohen, rauhen, engen Thale von mäßig hohen, waldigen Granitbergen umgeben, mit deren Gerölle das Thal zum Theil gefüllt ist. Wir erholten uns etwas und gingen zu einer Quelle, die sich in den Uimon ergießt, über (die Belaja fällt in die Buchtarma, der Uimon in die Katunja, eine der zwei Hauptquellen des Obj); der Weg war auf und zwischen Granitblöcken, aber so schlecht, daß mein Pferd einmal zwischen zweien mit beiden Vorderfüßen stecken blieb und sich nur mit Mühe herausarbeitete. Dann stiegen wir über offene, grasige Berge zu den Bächen, erste und zweite Uskutschefka, herab, an denen zuweilen Kirgisen nomadisiren, und da die Versuche der Jäger, uns einen Braten zu verschaffen, vergeblich waren, so hielten wir an der zweiten und fingen in 1½ Stunde mit Angeln 24 Uskutschi, eine sehr schmackhafte, ½—1 Elle lange Forellenart, die zum Theil an Ort und Stelle verzehrt wurden. Nach diesem schönen Mahle veränderten wir unsere Richtung von Nordost nach Ost. Der Weg am Abhange eines hohen Berges war sehr ermüdend; tiefer Sumpf, Steinblöcke und mit hohen Kräutern bewachsene Erdhaufen in ihnen verursachten, daß die Pferde, bald auf- und abspringend, öfters fielen und wir tüchtig durchnäßt wurden. Endlich kamen wir, über 30 Werste von der Quelle der Belaja, Abends am Uimon an, etwa 17 Werste von seiner Quelle. Er ist hier mehre Lachter breit, zu tief, um ihn zu passiren, nicht sehr reißend, und hatte wie mehre Bergströme dieser Gegend ein trinkbares, weißgraues Wasser. Es erhält diese Farbe vom Mai bis in die Mitte Octobers von einem Schlamme, der nicht, wie Bunge im Anhange zu Ledebour's „Reisen" meint, vom Kalke, sondern wahrscheinlich von zerrüttetem Glimmerschiefer herrührt.

23. Juli. Mein Plan war eigentlich, bis an die Quelle des Uimon und auf die in ihrer Nähe liegende Belucha vorzudringen; allein die häufigen Regen und Nebel machten ihn höchst schwierig, ja unausführbar. Ich wendete mich also von hier nach Südost zu den heißen Quellen, dem Hauptziele meiner Reise, etwa 150 Werste von Fykalka auf dem geradern Wege. Zwei Werste am Uimon aufwärts ließen wir uns über einen Bergrücken zum weißen Berell, 5 Werste von jenem, herab; der Jäger schoß an unserer Seite ein Reh, und wir setzten dann über diesen Fluß. Er kommt 20 Werste höher aus einem Eisberge in der Nähe der Belucha, vereinigt sich etliche Werste tiefer mit dem schwarzen Berell und ergießt sich, durch die wildesten Schluchten strömend, etwa 40 Werste unterhalb in die Buchtarma. Nach dem Uebergange über einen steilen, hohen und waldigen Berg kamen wir, 5 Werste vom weißen zum schwarzen Berell, der, mit krystallhellem Wasser in Cascaden aus einer Felsenschlucht hervorstürzend, im romantischen Thale dahineilt. Wir ritten auch über diesen Fluß, und lange Zeit der ganz frischen Fährte eines Bären folgend, stiegen wir einen schroffen, hohen, unten waldigen Berg hinan. Nach langem Steigen gelangten wir auf den Gipfel. Entzückend war hier die Ansicht auf seinen Teppich von niedrigen Alpenpflanzen: Akeley, Gemswurz, Ranunkel, Bistarte, Enzian, Wucherblume, Alpenveilchen u. s. w., die im buntesten Farbenwechsel neben Felsen, Trümmern, Blöcken und Schnee prangten. Muntere Murmelthiere saßen auf ihnen oder spazierten herum und flüchteten sich, wenn man ihnen nahete, mit schallendem Pfiffe in ihre Höhlen. Erhebend war der Blick auf die umliegenden, dem Standpunkte gleichhohen Berge, nordöstlich auf das schneebedeckte Katunjagebirge, dessen höchste Spitzen leider noch Nebel verbarg; aber Alles übertraf die Aussicht auf das südlich tief unten vor den Füßen liegende, liebliche rachmanoffsche Alpenthal, in das wir den steilen Berg hinunter schnell und frohen Muthes hinabritten. Dies grüne, mit netten, aber wenig seltenen Blumen, hin und wieder mit Gesträuchen, Lembern, Lerchen, Tannen und Fichten bedeckte Thal ist etwa 2 Werste lang und ½—¼ Werste breit. Oestlich ist es von dem krystallhellen, 3 Werste langen, bis ½ breiten Rachmanoffsee, mit schmalen, waldigen, steinigen und sumpfigen Ufern begrenzt; an seiner Südseite fließt zwischen Gerölle der Bach Rachmanofka, und westlich endigt es sich in einen kleinern See mit einem netten Waldinselchen in seiner Mitte. Der Bach stürzt sich dann durch enge Schluchten, einen hohen Wasserfall bildend, 12 Werste unterhalb in den Berell. Ringsum erheben sich steile, unten waldige und felsige Berge wie der eben beschriebene. Nahe unter dem obern See erstreckt sich von Nord nach Süd zu ihm und dem Bache ein etliche Faden breiter, mit Geröll ohne Pflanzen bedeckter Streif, und in diesem dringt aus den Steinen in fünf Bassins das heißeste Wasser hervor; die drei obern ergießen sich über seichtem Grund vereinigt in den Bach, die untern in den See. Vier sind mit Steinblöcken, die Hauptquelle mit einer hölzernen Einfassung umgeben, und einige Schritte von den obern fließt eine helle, kalte Quelle nach dem See.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, den 30. März 1835.

— — Einen recht grauen, langweilig trockenen Winter haben wir hinter uns. Die Natur und die Menschen waren gleich sehr daran schuld, daß unser Horizont sich so indifferent hielt. Da war kein Frost, der uns durchschütterte, um die schlaffen Nerven zu kräftigen, keine weiße Schneedecke wollte sich hinbreiten, um mit einem bischen Schellengeklingel das stille Einerlei zu verscheuchen, die Temperatur war so mattherzig wie unsere ästhetischen Theecirkel, und das will viel sagen. Daß wir ein Carneval gehabt haben, darf ich gar nicht verrathen; von einer öffentlichen Redeute hat man nichts gewußt diesmal. An einigen Belustigungsörtern niedern Ranges haben sich einige Masken dann und wann gezeigt; Alles aber ohne Bedeutung. Es fehlt uns hier wirklich an aller Lustigkeit zu dergleichen, nicht einmal die Maske der Heiterkeit nimmt man vor sein fades Indifferenzgesicht. Ich glaube, während des Cholerawinters hat man hier zu Lande mehr Masken gesehen als im verflossenen; das waren freilich schwarze Masken, Larven des Schreckens, die der Tod über manches blühende Antlitz schlug.

Der Hoffeste waren gar wenige; man hörte kaum davon. Unser Hof lebt äußerst bürgerlich. Man spricht in Frankreich von einem Bürgerkönig. Ich glaube der König von Preußen ist Das, was der König der Franzosen gern sein möchte. Unser Fürst ist ein Mann seiner Pflicht wie selten ein Monarch, er ist ein Held in dieser seiner getreuesten Pflichterfüllung. Sein Leben erscheint ihm wie eine Arbeit, seine königliche Würde wie ein von Gott verliehenes Amt. Kurz, bündig, gewissenhaft, so ist die ganze Weise seines Thuns.

Von einem eigentlichen Hofleben ist hier also wenig zu berichten. Unser Hof lebt eingezogener als manche Aristokratenfamilie in Wien. Von unserm Adel wissen wir nichts, d. h. wir hören von ihm nichts. Ich will nicht sagen, ob er Leben hat, aber er macht kein Leben. In unserm Bürgerstande — und zu dem gehören wir hier fast Alle — herrscht seit Menschengedenken eine Polypragmosyne, von der das gemüthselige Wien, das kunstsüchtige München keine Ahnung hat. Berlin ist ein großes Arbeitshaus — Prinz Hamlet würde sagen, ein Gefängniß. Allein Prinz Hamlet sagt das von der ganzen Welt, Prinz Hamlet ist ein metaphysischer Schwärmer.

Auch Metaphysik studirt man jetzt hier weniger eifrig als in frühern Zeiten, wo Hegel's wundersame, großartige Persönlichkeit, die keine Persönlichkeit sein wollte, uns tief innerlich afficirte und auf der einen Seite den Haß, auf der andern, wenn nicht Liebe, doch Bewunderung in hellen Flammen erhielt. Hegel wollte keine Person sein, sondern eine Centralisation für alle wissenschaftlichen Interessen, er war in der That eine Zeit lang ein Focus, in dem alle Radien zusammenliefen, feindlich oder freundlich. Hegel's System war die großartigste Chimäre der Welt. Seitdem dieser Brennpunkt erloschen, treiben die Facultäten an unserer Universität ihr Wesen ziemlich friedlich und duldsam nebeneinander weiter. Auch Steffens facht keine Begeisterung mehr an, er regulirt sie vielmehr, er ist ein Mann der Beschwichtigung geworden. Man hatte während des Winters viel von Schelling's Herberufung gesprochen, selbst in den höchsten Kreisen und am Hofe es für wünschenswerth gehalten, daß den seit Hegel's Tode bedeutend erschlafften philosophischen Interessen unserer Hochschule durch eine imponirende Individualität ein frischer Impuls gegeben werde. Schelling, der die Hegel'sche Philosophie für eine Episode erklärt und auf den Wolfianismus der Schule einige scheele Seitenblicke geworfen, schien und scheint Hoffnung zu geben, daß die Welt mit einer mythologischen Offenbarungsgeschichte beschenkt werde. Die pietistisch-theologische und die juristisch-historische Partei gaben sich die Hand, um durch Schelling's Herberufung der Philosophie den Garaus zu machen. Denn so viel glaubte man sicher annehmen zu können, daß in dem Schelling'schen Convolut von poetischer Mystik und gläubiger Offenbarungstheorie der freie forschende Gedanke, mag er sich als Verstand oder als absolute Vernunft etabliren, so ziemlich zu Grunde geht. Schließlich siegte doch das protestantische Regierungsprincip unsers Staates, man gab den katholisirenden Philosophen auf und verzichtete lieber darauf, die Philosophie durch eine glänzende Persönlichkeit vertreten zu lassen. Man berief Gabler, den ältesten Schüler Hegel's, Gymnasialdirector in Baireuth. Der Hof zog seine Befähigung, mindestens seine Berühmtheit in Zweifel. Man war darüber eine Zeit lang in Verlegenheit; man verwies auf Gabler's „Propädeutik" und seine Recensionen in den hiesigen „Jahrbüchern", auf die man immer wieder zurückkam. Außerdem, sagten die Anhänger der Hegel'schen Schule, habe Gabler ein großes Rednertalent; allein Gabler war nie bisher akademischer Lehrer und ist bereits hoch in den Vierzigen. Doch Gabler, sagt man, ist der älteste Schüler Hegel's und Gabler ist ein ehrenwerther Mann. Man erwartet ihn im Mai. Er wird Psychologie lesen und diesem sehr vernachlässigten Studium an hiesiger Universität aufhelfen. Aber mit der Universalität des Hegel'schen Gedankens, mit der Totalität seines Begriffes, der sich als der Vernunftinhalt aller wissenschaftlichen Gebiete bethätigt, scheint es aus zu sein. Man fühlt jetzt erst recht, wie das Hegel'sche System doch nur Product der Subjectivität Hegel's war. Dasselbe als den Proceß des objectiven Lebens, als die in sich selbst entfaltete Manifestation des in den Stoffen der Wirklichkeit webenden Weltgeistes hinzustellen, war der kühnste Entwurf, der großartigste Plan unter allen Thalen des Gedankenlebens, an dem nicht er, aber seine Nachfolgerschaft scheiterte. Somit früge sich noch immer, ob es nicht heilsam gewesen wäre, daß eine ganz entschieden dagegen polemisirende Persönlichkeit, wie sie sich in Schelling darbot, der Wissenschaft zu einem neuen Schwunge, oder nur einer andern Richtung verholfen hätte. Allein es fragt sich nun nicht mehr, denn Gabler ist berufen, und Gabler ist der älteste Schüler Hegel's. Hegel hat den subjectiven Idealismus, der bis Fichte in der deutschen Philosophie prädominirte, gestürzt. Nun bedarf aber die Wissenschaft fortwährend der Subjectivität, um nicht unterzugehen, und deshalb sieht es schlimm aus, wenn in dieser Richtung Vertreter der Philosophie gesucht werden. Es gehörte in der That selbst eine eminente Subjectivität dazu, um die Herrschaft der Subjectivität zu stürzen. Ein Napoleon gehörte dazu, um die angestammten Fürsten zu bekriegen; nach ihm vermag das Keiner. Ein Hegelianer als solcher, ideell genommen und ohne auf bestimmte, als Menschen ehrenwerthe Individuen zu reflectiren, — ein Hegelianer als solcher hat schlechthin keine Persönlichkeit und darf sie nicht haben, er hat seine und alle Subjectivität dem Begriffe subsumirt. Ein Hegelianer ist ein Complex von so oder so viel Sätzen und Paragraphen, eine Persönlichkeit ist er nicht. Ein Hegelianer muß allen Subjectivismus verfolgen, verwunden, viertheilen, tödten, ohne Quartier. Er bringt an sich selbst das Opfer ohne Pardon, er glaubt, nichts sein zu müssen, um die Objectivität der Vernunft in der Welt zu statuiren. Es ist eine verzweifelte Geschichte. Kindeskinder werden staunen und nicht glauben, aber sie steht geschrieben in den Annalen Berlins.

Auch Schleiermacher's Stuhl ist definitiv besetzt. Es war eine Zeit lang die Rede, Baur in Tübingen würde berufen werden. Nach Allem, was man von ihm hörte und las, schien er durchaus der Mann dazu, der speculativen Theologie eine kräftige Stütze bieten zu können und, mit Marheineke vereint, den philosophischen Gedanken im Christenthum würdig zu vertreten. Wir leben in einer vielfach zerrissenen, auch in gesellschaftlicher Hinsicht zerbröckelten Welt, ein Dämon der Ironie droht die Bande der Gesittung zu zerschneiden und das Christenthum als eine veraltete Erscheinung des historischen Herkommens zu verdächtigen. Da thut es doppelt noth, daß eine mit allen Waffen des Geistes ausgerüstete Theologie sich der Philosophie bemächtige, wenn diese nicht untergehen, die Poesie nicht entarten, das christliche Dogma nicht verlassen dastehen soll. Eine Theologie müßte alle Kreise des geselligen und wissenschaftlichen Le-

dens zu beherrschen streben, sie müßte den forschenden Gedanken, der ohne Christenthum in frivole Skepsis ausartet, zu zügeln, zu sanctioniren und lebendig zu erhalten wissen, um die Einheit unsers zerfallenden Lebens wenigstens im Bewußtsein aufrecht zu erhalten. An Schleiermacher's Stelle ist Twesten in Kiel berufen, der als einer seiner Anhänger durch seine Dogmatik bekannt ist. Ein Anhänger der Schleiermacher'schen Lehre ist zu sehr dem bloßen Kriticismus ergeben, um eine vollständige Weltanschauung zu organisiren. So bleibt denn auch hier Alles beim Alten. Die Indifferenz greift immer weiter.

Der gesellige Horizont Berlins war während des ganzen Winters mehr als je eintönig, verhangen, grau. Grippe und Nervenverstimmung waren allgemein herrschende Krankheiten. Dazu kommt unsere angeborene Gleichgültigkeit, unsere graugekleidete Laune, unsere Unlust an socialer Gesammtheit. Berlin ist hierin einzig in seiner Art; ein süddeutscher Mensch begreift uns nicht. In Wien erlebt man das Schauspiel, wie eine große ganze Stadt sich nur wie Eine Familie fühlt; alle geselligen Cirkel sind dort nur Kreise und Räder des ganzen großen Triebwerks. Berlin ist das Gegenstück von Wien. Uns könnte und kann nur die Intelligenz zusammenhalten; unser sociales Leben zerstückelt unsere Stadt. Hier lebt Jeder für sich isolirt, fühlt sich einsam, „auch liebt Jeder allein", wie Rahel sagt. Diese gesellschaftsüchtige, nach tausend Herzen verlangende, in Mittheilungslust fieberhaft bebende Rahel gehört mit ihrem Leben recht zur Geschichte Berlins. Was uns fehlt, hatte sich in ihr zu einem krankhaften Gelüst gesteigert. Bei aller Lebhaftigkeit ihres übersprudelnden Geistes hat sie den starren Punkt in ihrem Herzen, das Bewußtsein der Isolirung, das Gefühl einer abgelösten Einsamkeit ihres Ichs, nie überwinden, nie verschmelzen können. Nicht an ihrer Geburt blos, auch an der ganzen Constellation des norddeutschen Lebens lag die Schuld, daß sie so einsam blieb. Bei allem Bedürfnisse nach Liebe, bei aller Anfoderung an gleiche Hingebung, hielt sie ihr heller Verstand unendlich scharf gesondert von Allen und Jedem. Daher der Witz in ihrem Unglück, daher das Unglück in ihrem Glück, immer neue Wesen zu finden, die sich ihr anschlossen, von der Fülle ihres reichen Geistes überrascht, verwirrt und gefesselt.

Es ist die Macht der Intelligenz, die Jeden unter uns so abgesondert hinstellt. In dem Gefühl des Mangels an allgemeiner Gesammtheit und vollen, großen Formen, in denen die Intelligenz sich objectiv in einem Leben voller Wirklichkeit entfalten könnte, zieht sich Jeder in sich zurück und hat seine Freuden und seine Schmerzen für sich allein und hält es aus, so lange er kann. Wir wenden unsere ganze Leidenschaft auf irgend ein beschränktes Verhältniß, eine Privatsphäre, eine einzelne Person, der Egoist auf sich selbst. Und wenn nun ein volles, von allen Lebensstoffen erfülltes, von den tiefsten Mächten des Geistes getriebenes Herz diesen einen engen Gegenstand seiner Liebe gebrochen, zerstört, zertrümmert sieht und sich dann selbst zerbricht und tödtlich verwundet, dann sehen wir uns staunend an, und es bleibt uns doch im Grunde nichts weiter übrig, als die Größe der Willenskraft zu bewundern, die einem hinsiechenden Leben voller Beängstigung und Qual einen raschen Tod vorzog. Ein Schauder durchschüttert uns in der tiefsten Seele, eine bebende Bangigkeit durchzittert alle unsere so fest gewähnten Grundsätze, in die weichliche Thräne mischt sich ein blutiger Tropfe unsers eignen, mitverwundeten Herzens, wenn wir sehen und erleben, wie dies bei dem reinsten Gemüthe voll hingebendster Liebe, voll uneigennützigster Treue am ehesten, am leichtesten möglich war. Denn das sage nur Niemand, daß wir selbst nicht mitsterben, wenn einer von uns in den Tod geht. In der Regel gehört ein gut Stück Gemeinheit dazu, um nicht zu sterben, wo der Tod eine Nothwendigkeit zu sein scheint. Wer übrigbleibt, überhebe sich dessen nicht, er halte sich nicht pharisäisch für besser; er sei ein Zöllner. Charlotte Stieglitz war ein schönes Bild der reinsten, zartesten Weiblichkeit. Ich habe sie im Leben wenig gekannt; aber ich stand mit an ihrem Grabe, ihr Tod hat mir ihr Leben deutlich gemacht. Nicht im Wahnsinn hat sie sich den Dolch ins Herz gestoßen; sie ist mit hellem Bewußtsein, mit wachem Verstande geschieden. Ihr Blut kommt nicht über sie, sondern über die Welt; denn die Welt ist voller Sünde, Zwietracht, Haß, Verworfenheit. Der Selbstmord kann entweder als ein Ereigniß angesehen werden, und als solches ist er hier ein Product unsäglicher Liebe, die sich selbst hingibt, sich selbst aufstößt, weil das Maß der Duldung und auch das Maß der Verwirrung überschäumte. Ob der unglücklich Liebende sich bleich abhärmt, schwindsüchtig am Lebenskeime nagt und langsam hinzehrt, oder mit gläubigem Blick einer trunkenen Zuversicht auf eine mögliche Rettung des geliebten, einzig geliebten Wesens auf raschere Weise selbst den Faden zerschneidet: dabei kommt dann blos ein minderer oder größerer Grad der Entschlossenheit der Seele in Anschlag. Die langsame Aufzehrung eines in sich verblassenden, unselig liebenden Herzens ist nicht weniger ein Selbstmord als die kecke That, die aus der Zuversicht entspringt, es gebe noch für den übrigbleibenden Theil, für den Geliebten, eine Rettung hienieden. Die Macht des Hasses muß sich allerdings dazu gesellen, wenn der Selbstmord zur eigenhändigen, blutigen That wird. Und es gibt auch eine Liebe, die sich selbst so überflügelt, die ihre bebende Lust an dem geliebten Gegenstande, all ihr Hoffen und Wünschen so überfliegt, daß sie in dieser übergeistigen Dringlichkeit sich in die Farbe des Hasses kleidet. Das war wol hier der Fall. Es liegt etwas Unergründliches in diesem Widerspruch menschlicher Leidenschaft, es liegt etwas Grauenhaftes in diesem Gedanken, daß sich die harmlose Knospe des Gemüthes, die wir Liebe nennen, mit der wir wie Kinder unschuldig zu spielen pflegen, plötzlich mit ungestümem Blattgeräusch zu einem vollen blutig rothen Gewächs aufschießen kann, aus dessen Schoos sich ein betäubender, dämonischer Duft entwickelt. Das ist das Phänomen, wie ich es fasse, ich, ein einzelner, still sinnender Mensch, ohne Anmaßung, zu verstehen oder angedeutet zu haben, was hier zu erklären und zu erhellen wäre. Nur das weiß ich und verstehe ich, daß ich, dieser einzelne lebende Mensch, den die Anfoderung an das Leben gesund und vom Selbstmorde fern hält, nicht deshalb besser bin als ein blühendes, herrlich begabtes Weib, das in der Fülle der Jugend alle Freuden des Daseins hinwarf und auf alle Reize des Lebens verzichtete. Aber den Pharisäern dieser Welt soll man es scharf ins Angesicht sagen, daß sie selbst, wie viele Tausend Sterbliche, wenn nicht Millionen, weit mehr die animalische Natur ihres Ichs als der Geist göttlichen Bewußtseins wach und lebendig erhält. Ueber die ganze That, über den wunderbaren Entschluß zum gewaltsamen Opfertode, wie über die ganze Gestalt der Geschiedenen ist noch ein Dunkel verbreitet, das nur die Darstellung der nächsten und drängendsten Motive aufhellen kann. Ein Freund des Dr. Stieglitz, Theodor Mundt, wird die Papiere der Verstorbenen zusammenstellen und ein Bild von ihr mit der ihm eignen Treue der Auffassung entwerfen. Aus ihrem Leben lernen wir dann wol ihren Tod verstehen. Vor der Hand konnte es mir als einem Fernstehenden, aber Unbefangenen vergönnt werden, das Dunkel als dunkel anzudeuten. Dadurch daß man das Räthselhafte leugnet, wird das Räthsel noch nicht erklärt. Das mögen die Schwätzer dieser Welt wissen. Es ist für mich noch Vieles mythisch verhüllt und aus dem mythischen Dunkel seh' ich nichts als die zarte, weiße, kleine Hand herausreichen und nach dem klopfenden Herzen tappen. Aber diese kleine Frauenhand wächst vor unsern Augen riesengroß, sie ballt sich zu einer Römerfaust, die den Dolch nimmt und sich tiefer als Portia die Seite verwundet, um einem mattherzigen Zeitalter das unerhörte Beispiel zu zeigen, wie Liebe noch eine Heldenkraft und Größe ohne Wahnsinn noch möglich sei. Das Werk über Charlotte Stieglitz wird, wie ich eben höre, im Laufe des Monats Mai hier in Berlin (in Commission bei Veit u. Comp.) erscheinen. 149.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 102. —— 12. April 1835.

Reise im Sommer des Jahres 1833, von Barnaul in Sibirien aus zu den heißen Quellen am Rachmanoffsee im russischen Altaigebirge ꝛc., von Fr. von Gebler.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Neben den Quellen befinden sich die wenigen Ruinen eines Götzentempels, der vor geraumen Jahren verbrannt sein soll. Den Zeichnungen auf den Steintrümmern nach war es ein lamaischer, wahrscheinlich von den noch vor hundert Jahren hier nomadisirenden Dsungaren erbaut. Dicht dabei hingen an Sträuchern bandförmige Fetzen von grobem, blauem und weißem Baumwollenzeuche und Roßhaare — Opfer der schamanischen Tschuja-Kalmücken, die sich hier zuweilen curiren und, da sie sich nie waschen oder in Badstuben bähen, wahrscheinlich, durch das Baden in warmem Wasser von ihrer Schmuzrinde befreit, Erleichterung fühlen. Die Wärme der Quellen ist 25, 27, 29, in der tiefern Hauptquelle 34 Grad Réaumur; das Wasser, krystallhell, moussirt nicht, hat weder besondern Geruch noch Geschmack, und hin und wieder steigen in unbestimmten Perioden Luftblasen in ihm auf. Das Gerölle, aus dem es hervorkommt, ist meist Granit mit Porphyr, Hornblende und Glimmerschiefer, den Hauptgebirgsarten der hiesigen Gegend, aus denen auch die umliegenden Berge bestehen. Der Nachmittag wurde einigen vorläufigen Untersuchungen des Wassers, der Abend gemüthlicher Ruhe gewidmet. Die Beamten und Schützen gingen, aber ohne Erfolg, auf den Anstand nach Hirschen, die die Steine in der Nähe der Quellen gern belecken. Die Diener bereiteten das Lager; ich lag immer unter meinem Zeltchen, unter einem größern die zwei Beamten, neben uns unter Bäumen oder freiem Himmel die Bagage, Wegweiser und Diener auf und unter Filzen; um Alle herum grasten die Pferde. Wir fingen einen jungen Kranich, dem wir, nachdem er uns eine Weile durch den Ingrimm, mit welchem er, auf Beine und Flügel sich stützend, um sich biß, ergötzt hatte, wieder die Freiheit gaben. Mücken und Mosquiten gab es genug; aber außer einer Eule und einigen kleinern Vögeln sahen wir sonst keine Thiere, und die Seen haben auch sehr wenig Fische.

24. Juli. Der heutige Morgen wurde der Analyse der Wasser gewidmet. Die hier und später in Barnaul angestellten Versuche zeigten, daß sie im Pfunde gegen 4 Cubikzoll Kohlensäure und nach dem Abdampfen ¼ Grad eines Bodensatzes enthalten, der aus etwas Extractivstoff, kohlensaurem Natron und kohlensaurer Talkerde besteht. Sie können also gewiß keine besondern Heilkräfte haben (allopathisch haben sie zu wenig und homöopathisch zu viel Bestandtheile), sind aber als im hohen Urgebirge befindliche Quellen, deren Wasser so heiß ist, daß es beim Baden bald Beängstigung und Brennen der Füße herbeiführt, immer merkwürdig. Die oben erwähnten Luftblasen sind kohlensaures Gas. Meine Versuche, bis zu dem Orte, wo die Quellen aus dem Felsen kommen, zu graben, blieben aus Mangel an Zeit und Instrumenten vergeblich. Nachmittags ritten wir, nach Südwest uns wendend, das Thal hinab, den untern See vorbei neben einer Jagdhütte über die Rachmanofka. Ende Sommers reitet der Jäger zu solchen Hütten, legt Proviant und andere Bedürfnisse ein, schießt wol auf dem Wege Hirsche und Bären, eilt dann zurück, um mit Anfange Winters auf Schneeschuhen im bloßen Tuchrocke wieder hierher zu kommen. Dann stellt er in der Gegend seine Fallen auf Zobel, Eichhörnchen u. s. w., besieht sie täglich und verweilt geraume Zeit. Meist sind zwei bis vier Jäger beisammen und theilen den Gewinn. Wir stiegen den breiten Abhang eines Berges, von der Höhe der rachmanofschen, zum Theil ohne Spur eines Weges, zwischen Gerölle an einem wildtobenden Bache mit Mühe hinan, wurden aber auf seinem Gipfel, der die Naturschönheiten des früher beschriebenen besaß, durch eine herrliche, längst gewünschte Ansicht belohnt. Im Nordosten erhob sich nämlich hoch über alle andere Berge die katunjasche Gebirgskette, unstreitig der Kern, das höchste Gebirge des russischen Altai. In der Mitte prangte im glänzenden Weiß ihres Schnees und Eises, weit über alle erhaben, die majestätische Belucha als zwei spitzige, durch einen horizontalen Bergrücken vereinigte Kegelhörner; von ihr erstreckte sich die Kette in niedrigern, aber so weit sie nicht von andern Bergen verdeckt waren, auch auf der West- und Südseite mit Schnee bedeckten Rücken und Koppen zwischen den Flüssen Ulmon und Argut nach Nord-Nord-West, auf der andern Seite aber in gleicher Höhe, in der Mitte vom Argut durchbrochen, nach Ost-Süd-Ost bis in die Nähe der Tschuja. Die Beluska ist noch unerstiegen; ein Bauer

versuchte es, aber breite, tiefe Risse in Schnee und Eis verhinderten ihn. Wir sahen sie schon, wie wir uns noch wenig auf den Bergabhang erhoben hatten. Den Blick nach Süden gewendet, erwartete uns eine neue Ansicht, nämlich hinter den dem rachmanoffschen gleichenden, buchtarminskischen Gebirgen erstreckte sich von West weit hin nach Ost das kurtschumsche Gebirge, das wol die Quellen der Buchtarma von denen des Irtysch scheidet, auf seiner Nordseite ebenfalls größtentheils mit Schnee bedeckt. Die rachmanoffschen Berge mögen ungefähr von der Höhe der ridderschen sein, obgleich sie wegen der Höhe der Thäler viel niedriger scheinen; die kurtschumschen sind beträchtlich höher, aber weit höher noch die katunschen. Ungern trennte ich mich von der erhabenen Aussicht, die ich, auf einem Granitfelsen ruhend, hatte, um noch bis in die Nähe der Buchtarma zu kommen. Auf steilem, felsigem Pfade ging es den Berg hinab, unweit des Baches Kosluschka, dessen waldige Ufer eine Menge Bären und anderes Wild bargen, wie wir an den oft noch ganz frischen Fährten sahen. Ja, an einem Bergabhange, 30 Faden unter uns, stand im hohen Grase ein Bär, sah uns eine Zeit lang an, entfernte sich dann aber langsamen Schrittes. Er sah wol zum ersten Male in seinem Leben einen Staatsrath! Spät Abends im Dunkeln kamen wir an den Berell, 5 Werste von seiner Mündung, lagerten uns an seinem Ufer und ließen uns sein Brausen als Schlaflied dienen.

Am 25. Juli des Morgens setzten wir über den Berell, dessen Inseln mit Lorberpappeln und Tamarisken geziert waren. Die Führer, sich über die bequemste Stelle dazu berathend, wählten die, wo der Kriwoschehin ertrunken war — eine schöne Einladung! Doch ging es gut ab; nur ein Packpferd stolperte und durchnäßte seine Ladung; wir wurden natürlich auch bis an die Knie naß. Nach einigen Wersten kamen wir in das freundliche Thal der Buchtarma, deren Quellen etwa 130 Werste von hier nach Ost sich befinden. Und welche Verschiedenheit! Seit dem 21. hatten wir nur drei Kalmücken, einen Bär, ein Reh, mehre Murmelthiere und wenige Raub-, Wasser- und andere Vögel gesehen; hier trafen wir auf einmal das volle Leben den Chinesen unterthäniger Kirgisen. Zuerst sahen wir einen Aul, der soeben angekommen war. Die Weiber, in blaues Baumwollenzeuch gekleidet, mit weißen Kopfdecken, errichteten ihre Jurten. Die Männer, meist in Wollenzeuch gekleidet, der zu Fuß, der auf einem Kameele, der zu Pferde, der auf einem Ochsen reitend, umgaben und übertäubten uns mit ihren Gurgeltönen. Der weiße Rock des einen war ganz voll Blut von einem kranken Fohlen, das er den Tag vorher geschlachtet hatte. In der Nähe am Bergabhange und im Thale weideten ihre Heerden von Kameelen, Pferden, Rindvieh, Schafen mit Fettschwänzen und Ziegen. Wir ritten zu ihnen an; unsere Führer waren die Dolmetscher, und sie drängten uns immer mehr, boten allerlei Kleinigkeiten und Pferde zum Tausch an, baten um Brot für die Kinder, hielten meinen geräucherten Schinken für Fisch u. s. w.; doch erfuhren wir nicht die geringste Beleidigung, ja nicht einmal von einem zweiten Aul, dem ich, allein mit einem Führer vorausreitend, auf dem Wege während des Ueberzugs begegnete. Dieser geschah in mehren Abtheilungen, eine führte die Jurten, eine andere die Geräthschaften, noch andere die verschiedenen Arten von Vieh. Wir ritten einige Werste im netten Thale der Buchtarma hin und bestiegen dann bei einer Stromenge, wo ein dritter Aul eben über den Fluß setzte, einen gefährlichen, äußerst steilen Felsenpfad. Das Fußgehen war, besonders für mich alten Knaben zu ermüdend, und auf dem Pferde war man öfters des Stolperns und Stürzens in den Abgrund gewärtig. Wir kamen zwar gut fort, aber zwei Packpferde fielen, das eine, die Beine zu oberst, blieb zum Glück mit seiner Last zwischen zwei Felsblöcken stecken und wurde wieder aufgerichtet; das andere fiel ein paar Faden herab, kam aber auf die Beine zu stehen; eins crepirte zwei Tage hernach. Die Diener mußten die Lasten zum Theil selbst den Berg herauftragen; überhaupt waren uns im Verlaufe der Reise, zwei Flaschen mit Wasser aus den warmen Quellen ausgenommen, durch solche Unfälle die Theekanne und alle Flaschen zerbrochen. Dem chinesischen Vorposten Urüll gegenüber stiegen wir wieder herab in ein langes, breites Thal der Buchtarma, das wir dann zum Theil über niedrige Bergrücken, über 30 Werste lang, bis zum chinesischen Hauptvorposten Tschingistai, welchem gegenüber wir in der Nähe des Flusses übernachteten, verfolgten. In diesem Thale und auf den niedrigen Bergabhängen überwintern eine Menge Kirgisen aus den Gemeinden der Schamaizi, Tarataizi und Dscherembezi. Den Chinesen unterthänig, gehorchen sie ihnen wenig, bezahlen ihnen nur jährlich zu fünf Pferden die Gemeinde, ersetzen ihnen aber ihre Pferde, wenn welche verloren gehen. Sie sind wie alle Kirgisen große Pferdediebe und ruiniren dadurch einander oft; doch scheinen sie mir wohlhabender als die am Irtysch. Eine leidliche Braut kostet bei ihnen 20—100 Pferde, und besonders reich ist der Aelteste der Tarataizi, Mamadek. Er soll außer manchem andern Vermögen 1500 Pferde, viel anderes Vieh, gegen 10 Pud chinesisches Silber besitzen und heirathete zwei Sultanstöchter. Strenge Mohammedaner sind diese Kirgisen wol nicht; wir fanden wenigstens einen wahrscheinlich von ihnen verlorenen Götzen, grob aus Holz geschnitzt, zwei Ellen hoch, in Filzlappen gewickelt, das Gesicht tüchtig mit Blut beschmiert. Er sollte das Vieh beschützen. Im Sommer ziehen sie sich an die Quellen der Bergflüsse, die sich in die Buchtarma ergießen, zurück, weil da weniger Mücken und anderes Ungeziefer sind und sie dadurch das Futter in dem schneearmen Thale der Buchtarma für den Winter erhalten. Wir begegneten oft ihren Winterquartieren, d. h. ihren Verzäunungen für das schwächere Vieh und Haufen von Mist zur Heizung der Jurten, in Ziegelform getrocknet, und vielen ihrer Grabplätze. Die gewöhnlichen Gräber sind nur gegen die Wölfe mit großen Steinen bedeckt, die der Reichern aber bestehen überdies aus einem mit einer thürähnlichen Oeffnung versehenen Vierecke und Dache

aus geschälten, aber unbehauenen Balken. Auf dem Dache des Grabes einer reichen Kirgisin und ihrer Tochter waren noch zwei durch Querbalken verbundene, mit Ocher gefärbte Thürmchen; auf dem eines Mannes befindet sich eine hölzerne Lanze oder ein härener Strick, womit sie die Pferde fangen; auf dem eines Weibes ein Spinnrocken, eine Schaufel oder große hölzerne Gabel (jene dient zum Schneeabwerfen, diese zum Aufstellen der Jurte), auf den ärmern gar nichts.

26. Juli. Ich besuchte Tschingistai, dessen Winterwohnungen besonders abgetheilt sind und einen kleinen Tempel, Kumirne, enthalten sollen, nicht; Ledebour beschrieb es bereits. Die Chinesen hatten schon gehört, daß ein russischer Oberbeamter diese Gegenden, die sie für die ihrigen halten, bereise; ich hoffte also nicht, von diesem vorsichtigen Volke aufrichtige Antworten über die Fragen, die mir auf dem Herzen lagen, nämlich über die Quellen der Flüsse, Höhe und Richtung der Berge, Entfernungen der Städte, Wege und Heerstraßen u. s. w. zu erhalten, hätte also nur unnöthigen Verdacht damit erregen können, und zum Tausche auf Waaren hatte ich nichts. Dann kam ich zu einer Zeit — denn darin trauen sie den Russen —, wo die zweijährige Frist der alten Wache verflossen und sie nach Hause gegangen, die neue aber noch nicht angekommen war; sie wurde truppweise zu 5 bis 10 Mann über 10 Tage erwartet und besteht aus solonischen Mongolen und aus Kalmücken; die nächste Stadt, Gobdo, soll neun Tagereisen weit entfernt sein. Jetzt waren in Urüll statt 30 Mann nur drei zurückgeblieben. Also früh Morgens traten wir die Rückreise an, nicht über Fykalka wie Ledebour, sondern gradeswegs die Buchtarma abwärts bis Werch-Buchtarminsk, 80 Werste in einem Tage. Erst reisten wir am rechten Ufer der Buchtarma, dann setzten wir über sie mit Beschwerde, aber an einem Orte, wo sie sich in mehre Arme theilt. Nun trafen wir einen sehr betretenen Weg, wie wir ihn seit Fykalka nicht gesehen hatten, nämlich den Communicationsweg der chinesischen Vorposten und kirgisischen Aule; einen Aul vorbei, wo mir besonders ein nackter, auf einem Widder reitender Knabe gefiel, kamen wir zu den Stromschnellen der Buchtarma — einer schönen Stelle! Der Fluß, auf einmal durch Felsen beengt, stürzt sich schäumend und brausend, 3 Werste lang, zwischen ihnen hin, und am linken Ufer fällt Tichanof's Quelle in Cascaden zu ihm. Weiterhin erheben sich die Berge immer höher, links mit Wald und Felsen bis zu schneebedeckten Gipfeln, rechts allmälig bis zu den entfernten Gipfeln des Lärchengebirges. Versuche, Kähne hier mit Seilen den Fluß aufwärts zu ziehen, endigten mit dem Zerschlagen derselben an den Steinen des Flusses. Hier lenkten wir von der mehr nördlich sich wendenden Buchtarma ab und reisten über recht angenehme, offene Gegenden, jene Gebirge zur Seite, weiter; besonders gefielen mir die schönen Wiesen mit Hölzchen und kleinen Felsenpartien am Flüßchen Kisil-Kungui. Den Fluß Saransak oder Sogornaja verfolgend, kamen wir zu drei kirgisischen Auls, 30 Werste von Werch-Buchtarminsk; der, bei welchem wir anhielten, schien ziemlich arm. Im vorigen Jahre waren ihnen 500 Pferde von andern Kirgisen gestohlen worden, und sie waren zu schwach, sie ihnen wiederabzunehmen. Endlich kamen wir, nachdem wir 20 Werste von jenem Dorfe den schmalen Pfad eines steilen Berges erklettert hatten, wieder ins enge, wilde, von schroffen Bergen umgebene Thal der Buchtarma herab, über die uns Abends im Finstern ein schwankender Kahn zum erwünschten Nachtlager geleitete.

Am 27. Juli nahmen wir von unsern treuen Führern Abschied und fuhren im kurzen Leiterwagen auf steinigem Wege bis Korobischenskaja, wo ein Floß bereitet war, das uns 100 Werste weit auf der Buchtarma bis in die Nähe von Syränofsk bringen sollte. Der Fluß ist reißend, und oft stehen Felsenblöcke aus ihm hervor; an solchen Stellen müssen die Flößer vorsichtig ablenken. Uns war es aber sehr angenehm, so ruhig und schnell im schmalen, von mäßig hohen, aber steilen, meist kahlen und felsigen Bergen umgebenen Thale der Buchtarma dahinzueilen. Etwa die Hälfte des Weges zurücklegend, übernachteten wir auf dem Flosse und nichts störte unsere Ruhe.

Am 29. Juli setzten wir den Weg, zwei Dörfer vorbei, in gleicher Gegend fort, und einige Werste von Syränofsk, wo sie offener wird und rechts vom Flusse die jetzt ganz von Schnee entblößten Gebirge des Cholsuns hereinschauen, den entgegengesendeten Wagen besteigend, kamen wir gegen Mittag wieder da an.

Im Ganzen war diese Reise wegen der großen Touren, die wir machten, wegen der steilen, felsigen oder sumpfigen Wege und reißenden Flüsse sehr ermüdend, mitunter gefährlich; auch wurden wegen der Regen, Sümpfe, Uebergänge über die Flüsse, des Thaues die Beine des Tages über niemals trocken; doch war ich mit den Resultaten derselben sehr zufrieden und fühlte hernach meine Gesundheit eher gestärkt als geschwächt.

Correspondenznachrichten.

London, d. 23. März 1835.

Zu andern Jahreszeiten eilen die Reichen und Vornehmen der Insel, ihre Langweile auf Reisen loszuwerden; jetzt aber drängen sie sich nach der Hauptstadt; die Langweile, der Ueberdruß des Lebens sind für den Augenblick verdrängt. Es handelt sich um das politische Sein oder Nichtsein. Der Minister Peel hat bisher zum Erstaunen des Landes seine Partei aufrechterhalten, theils weil er sich zu einem Reformer umgestaltet und in seinen Reformvorschlägen die vorigen Minister übertroffen hat, theils durch die Unterstützung des Lords Stanley und der Partei desselben. Die Prahlerei des Oppositionsmannes Hume, daß er die Toryminister binnen acht Tagen vertreiben wollte, hat ihn mit Schimpf und Schande bedeckt; denn obgleich er drohte, daß das Unterhaus den Ministern nur für ein Vierteljahr Subsidien zugestehen sollte, so konnte er dies doch nicht durchsetzen und hat sich wie alle Großsprecher lächerlich gemacht. Daher hat der große Caricaturist, welchen man blos unter den Anfangsbuchstaben H. B. kennt, und welcher Gillray's Talent geerbt zu haben scheint, ein glückliches Bild geliefert, worauf der Minister Peel in einem mit Federn wohlgefüllten Neste sitzt und Reformeier brütet, aus denen schon lebendige Küchlein hervorgucken, indeß Hume als eine große Gans

wegwatschelt, nachdem er ein Ei hat fallen lassen, auf welchem zu lesen ist „Motion, daß nur auf drei Monate Subsidien zugestanden werden sollen", und O'Connell schreitet trotzig einher, als ob er es mit aller Welt aufnehmen wollte. Es ist wahr, der Anfang ist gut, und wenn die Toryminister so fortfahren, ihren Patriotismus und ihren Verstand durch gute Maßregeln zu bewähren, so wird das Glück wie bisher ihnen günstig sein, und sie werden wieder einmal den Schreiern in den Zeitungen und den Humisten beweisen, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen, und daß man das Fell nicht verkaufen muß, ehe man den Bär gefangen hat. In Wahrheit, das Land würde dabei gewinnen, denn die Tories würden aus Trotz alle Misbräuche abschaffen, auf deren Beseitigung die Whigs sich so viel einbildeten. Aber leider dürften dies nur schöne Träume sein! Die Opposition hat eine furchtbare Stärke und besitzt alle Mittel, die Minister aus dem Sattel zu heben. Unter den vielen anhängigen Fragen von größter Wichtigkeit ist eine der Bau eines neuen Hauses für das Parlament. Die Regierung will gleich den vorigen Ministern ihrem Architekten Sir Robert Smirke, dessen Ausführung übertragen und billigt seinen Plan, wogegen die übrigen Architekten, und ihrer sind nicht wenige, mit vielem Lärm behaupten, daß bei einer so wichtigen Sache eine Mitbewerbung eröffnet werden sollte, weil nur durch Wetteifer etwas Gutes zu Stande kommen könne. Dies will Smirke sowie die andern Architekten, deren Ruf schon feststeht, nicht einräumen. Sie sagen nämlich: wenn die Bewerber Richter haben, welche entschiedene Meister der Kunst sind, so würde in allen Fällen wie der vorliegende Mitbewerbung ersprießlich sein. In allen Brotwissenschaften, Theologie, Jurisprudenz, Heilkunde u. s. w. sind die Examinatoren jedesmal den Prüfenden weit überlegen, und man kann es bei dem Ausspruche der Erstern in Absicht auf die Fähigkeit der Examinanden bewenden lassen. Aber wenn Baurisse zu beurtheilen sind, kann da der Dilettant, der sogenannte Kenner entscheiden, welcher Riß der vorzüglichste ist? Und solchen Dilettanten müßte im vorliegenden Falle das Urtheil überlassen werden, weil die britischen Architekten im Falle einer öffentlichen Bewerbung entweder selbst mit in die Schranken treten, oder aus mancherlei Gründen parteiische Richter abgeben würden. Freilich haben die Dilettanten überall eine hohe Meinung von ihrer Befugniß zum Urtheilen, und die englischen vielleicht die höchste. Was aber dabei herauskommt, davon erhielt das Land ein berüchtigtes, beklagenswerthes und täglich bespötteltes Beispiel durch die eingebildete Kennerschaft Georg IV. Bei dem Bau des neuen Palastes im St.-James' Park, welcher viel über eine Million kostete, mußten die Risse ganz nach des Königs eigner Angabe gemacht werden, und man erhielt ein so verdorbenes, ärmliches und lächerliches Gebäude, daß es allen Fremden zum Spotte dient und den Engländern so verhaßt ist, daß nichts als die ungeheuern Kosten eines neuen Baues es vor dem Niederreißen retten. Ebenso schlimm ist es, wenn die Regierung, ohne sich mit Kennern zu berathen oder eine Mitbewerbung zu veranlassen, einen neuen Bau irgend einem Architekten anvertraut, dessen Talent noch nicht durch die öffentliche Meinung entschieden ist. Es gibt davon zwei skandalöse Beispiele in London. Regent-Street, welche wegen ihrer centralen Lage und reichen Läden für die erste der Hauptstadt gilt, ist ein Spott der Architekten und Kenner, weil Nash, welchem der Bau dieser Straße übertragen wurde, da er Georg IV. Vertrauen besaß, den seltsamen Einfall hatte, kein Haus wie das andere zu bauen, sodaß man in dieser Straße ein solches Gemisch von Styl und Form antrifft wie vielleicht in keiner andern europäischen Stadt. Das zweite Beispiel ist das Nationalmuseum, welches von dem Architekten Wilkins in Trafalgar-Square gebaut wird. Die Regierung wählte diesen Mann, welcher bei seinen Kunstgenossen keines großen Rufes genießt, weil er den billigsten Bauanschlag machte. Schon jetzt, wo nur erst zwei Flügel dastehen, erheben sich die öffentlichen Stimmen dawider, und es ist zu fürchten, daß nach der Vollendung des Ganzen das Geschrei sich noch vermehren wird. Diese dem Publicum täglich vor Augen stehenden Beispiele haben einen so ungünstigen Eindruck hervorgebracht, daß das Parlament vermuthlich für einen Wettstreit entscheiden und alle britische Architekten einladen wird, ihre Plane für ein neues Parlamentsgebäude einzureichen. Was die obengedachte Schwierigkeit anlangt, competente und unparteiische Richter zu finden, so wird sie sich ohne Zweifel beseitigen lassen.

Der Admiral Sir Pulteney Malcolm entdeckte voriges Jahr einen prächtigen Sarkophag in Kreta, welchen er der Universität Cambridge schenken will. Er ist aus parischem Marmor, über sieben Fuß lang und wohlerhalten. Obwol er zerstückt war, hat ihn doch der berühmte Bildhauer Chantrey unter seiner Aufsicht vollkommen wieder zusammensetzen lassen, und er wird jetzt in dessen Studio von Kennern bewundert. Die trefflichen Sculpturen, welche ihn zieren, stellen den Zug des Bacchus nach Indien vor.

Die londoner asiatische Gesellschaft hat endlich ein Exemplar des Lexikons der thibetanischen Sprache von dem gelehrten Ungar Csoma von Körös als ein Geschenk von der asiatischen Gesellschaft in Bengalen erhalten. Dieses vortreffliche Werk ist in der Officin der Baptisten-Missionarien zu Kalkutta gedruckt und verdient den Namen eines Prachtwerks.

Wir erhalten nun zwei foreign reviews, welche miteinander wetteifern werden. Nämlich die Fortsetzung dieser Quartalschrift unter dem vorigen Titel, von den Curatoren der Masse des ehemaligen Verlegers veranstaltet, und „Cochrane's foreign quarterly review", weil Cochrane, ein gelehrter Schotte, welcher das alte „Review" bisher herausgab, behauptet, er habe das ausschließliche Recht, die Quartalschrift fortzusetzen. Die erste Nummer desselben erschien schon heute, und Nr. 29 der alten Folge wird durch die gedachten Curatoren in einigen Tagen geliefert werden. 125.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 103. —— 13. April 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.

Dritter Artikel.*)

Masse und Ausdehnung der periodischen Literatur.

In dem Maße, wie eine Erscheinung im Leben Bedeutung gewinnt, wird sie für die Literatur der Gegenstand mannichfacher Betrachtungen, und so hat denn auch die Journalistik bereits Veranlassung und reichhaltigen Stoff zu verschiedenen statistischen Vergleichungen und Zusammenstellungen gegeben; noch mehr aber zur Mittheilung einer großen Menge zerstreuter, zum Theil unvollständiger und sich widersprechender Notizen. Wer sich nur einigermaßen in diesem Gebiete umgesehen, hat sich leicht überzeugen müssen, wie sehr die Betrachtungen über die periodische Literatur ein Gegenstand dieser Literatur selbst geworden sind.

Wol hat aber auch das überraschend schnelle Wachsthum derselben die steigende Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich hinlenken müssen. War doch in Großbritannien, wo jetzt täglich Hunderte von öffentlichen Blättern in Millionen Exemplaren verbreitet werden, zur Zeit der Königin Elisabeth nur eine einzige Zeitung vorhanden. Hatte sich doch in Frankreich, während des kurzen Zeitraums vom Jahre 1812 bis zum J. 1830, die Zahl der Journale etwa um das Dreifache vermehrt, während überdies diese Journale fast durchgängig häufiger und in größerm Formate erschienen sind.

Nur wo ein öffentliches Leben ist, wo die Völker in einem gewissen Grade zu einer selbstthätigen Theilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten berufen sind, findet sich eine periodische Literatur. Die despotisch beherrschten asiatischen Nationen haben nichts, was diesen Namen verdient. In dem chinesischen Reiche ist die einzige Hofzeitung: „King pao" (Bote der Hauptstadt), welche zu Peking täglich erscheint, aber den Bewohnern der Provinzen nur durch Gelegenheit zukommt, ein bloßes Regierungsblatt. In Persien kommt zuweilen eine Art Zeitungsblätter von einigen Zoll Länge und von zwei Zoll Breite zum Vorschein, wie deren vor einigen Jahren die asiatische Gesellschaft zu London erhalten hatte. Mit den neuern Versuchen, europäische Institute auf den Boden der Türkei zu verpflanzen, ist daselbst auch der Keim einer Journalistik gelegt worden. Seit einiger Zeit erscheint in Konstantinopel, wöchentlich einmal, eine Staatszeitung in türkischer und französischer Sprache, welche in zwei Abtheilungen theils amtliche Nachrichten, theils das Ausland und die Cultur, die Wissenschaften, Künste und den Handel betreffende Mittheilungen enthält. Größern Umfang hat schon die periodische Literatur in Aegypten gewonnen, zugleich mit den nach größerm Maßstabe gelungenen Reformen im Geiste der europäischen Bildung. Außer einigen französischen Blättern erscheinen in Kairo und in Alexandrien Journale in arabischer Sprache, welche die Befehle des Vicekönigs enthalten, regelmäßige meteorologische Beobachtungen mittheilen, sowie Nachrichten über die Vorfälle in den Provinzen und im Auslande, über die Versuche der Einbürgerung europäischer Industrie, über den Handel, öffentliche Bauten u. s. w. Selbst die leise Spur einer Opposition war schon in diesen Blättern zu bemerken, namentlich in der Mittheilung der Beschwerden, welche von Seiten der Provinzialversammlungen gegen die Statthalter erhoben wurden. Auch in Griechenland entstand mit der ersten Erhebung gegen das türkische Joch eine regelmäßige periodische Presse, die nach den verschiedenen Parteiansichten in verschiedene Farben sich brach. Kürzlich waren daselbst alle politischen Zeitungen wegen der zu leistenden Cautionen eingegangen. Doch erscheint jetzt wieder ein Blatt, „Le sauveur", französisch und griechisch und im Sinne der Regierung geschrieben; auch ist kürzlich wieder ein Oppositionsblatt zum Vorschein gekommen.

Wesentlich knüpft sich die periodische Literatur an die europäische Völkerbildung an. Sie hat in den Ländern mit überwiegend slawischer Bevölkerung den geringsten, bei den verschiedenen Zweigen des germanischen Völkerstammes den höchsten Grad der Ausdehnung und Ausbildung erreicht. Den letztern können sich unter den romanischen Nationen bis jetzt nur die Franzosen zur Seite stellen.

Unter den slawischen Völkerschaften haben sich in neuester Zeit die Bewohner Serbiens zu einem gewissen Grade politischer Selbständigkeit erhoben. Es erscheint jetzt in diesem Lande zu Kragujevacz eine in serbischer Sprache geschriebene Zeitung unter der

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 52, 53, 64 und 65 d. Bl. D. Red.

Redaction eines Secretairs der Fürsten Milosch. In Ungarn werden hauptsächlich nur deutsche Blätter gelesen. Eine periodische Literatur in der dortigen slawischen Mundart, obgleich die slawischen Bewohner des Landes den größern, aber freilich auch den mindest gebildeten Theil der Bevölkerung ausmachen, gibt es nicht. In magyarischer Sprache erscheinen nicht mehr als drei Zeitschriften, von welchen die beste noch in keinem Jahre über 700 Abonnenten hatte.

Das weite russische Reich mit etwa 50 Millionen Einwohnern, jedoch mit Ausnahme des Königreichs Polen und Finnlands, hatte im J. 1830 nur 38 Zeitblätter, wovon in Petersburg 24, in Moskau 11 und die übrigen in Kasan, Odessa und Tiflis erscheinen. In Finnland kamen fünf Zeitschriften heraus, wovon 4 in schwedischer und 1 in finnländischer Sprache. Ueberhaupt werden diese öffentlichen Blätter, welche sämmtlich nur einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Lesern haben, in zwölf verschiedenen Sprachen geschrieben. Die Zahl der in Rußland erscheinenden französischen Zeitblätter war im J. 1829 7 und im J. 1830 8. Hiervon kamen 4 in Petersburg heraus, sodann ein naturwissenschaftliches Journal in Moskau und ein Handelsblatt, mit wichtigen und lehrreichen Aufsätzen über Südrußland und mit zwei Supplementblättern, in Odessa. Von zweien dieser Blätter werden zugleich russische Uebersetzungen gegeben. Selbst das Hauptblatt, das „Journal de St.-Petersbourg politique et littéraire", das im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verfaßt wird und gleichsam den russischen „Moniteur" bildet, indem darin officielle, diplomatische und Hofnachrichten selbst noch früher als in den russischen Blättern mitgetheilt werden, kommt nur dreimal wöchentlich heraus. Die Nachrichten über Statistik, Handel und Industrie in diesem Journale sind dagegen meist Uebersetzungen aus russischen Blättern.

Wenn diese geringe Ausdehnung der periodischen Literatur zum Theil die Folge eines im Allgemeinen noch niedrigen Culturzustandes ist, so tragen doch auch die strengen und mehr und mehr geschärften Censurmaßregeln hierzu wesentlich bei. Das Censurreglement vom J. 1804 hatte seine Bestimmungen in 47 Artikeln und drei Capiteln zusammengefaßt. Das im J. 1828 publicirte enthält in vier Abtheilungen 17 Capitel und 158 Artikel. Die Kosten der Censurcommission hatten im J. 1804 5350 Rubel betragen; sie waren im J. 1824 auf 90,150 und im J. 1828 schon auf 113,700 Rubel gestiegen.

In den verschiedenen polnischen Gebietstheilen ergab sich im J. 1830 folgendes Verhältniß der Zahl der Zeitschriften zur Bevölkerung:

1)	Russ.-poln. Provinzen	2 Zeitschr. bei	11,290,000 Einw.
2)	Preußisches Polen	1 (?) " "	1,984,000 "
3)	Oestreichisches Polen	4 " "	4,227,000 "
4)	Königreich Polen	37 " "	4,089,000 "
5)	Krakau . . .	7 " "	108,000 "

Im Königreiche Polen kam weit der größere Theil der erschienenen Blätter auf die Hauptstadt, wo im J. 1830 etwa 20 Druckereien in Thätigkeit waren, wie denn überall die Hauptstädte, als die Vereinigungspunkte des öffentlichen Lebens, zugleich der Hauptsitz der periodischen Literatur sind. Die beträchtliche Anzahl öffentlicher Blätter, welche trotz der ungünstigen Censurverhältnisse vor der Insurrection im J. 1830 im Königreiche Polen herauskamen, hat schon damals auf ein allgemeineres politisches Streben und auf das Wiedererwachen einer regern Theilnahme an der Sache des Vaterlandes hingewiesen. Und so bemerken wir auch hier, daß schon der Umfang der periodischen Literatur, — auch wenn diese, den politischen Verhältnissen nach, nicht mit bedeutender Wirkung als Triebfeder in die Entwickelung des Völkerdramas eingreifen kann — doch wenigstens als ein Symptom des öffentlichen Geistes Beachtung verdient.

Den größten Einfluß wird dagegen die periodische Literatur in denjenigen Ländern äußern, wo die Freiheit der Presse wenigstens insoweit eine Nothwendigkeit geworden ist, daß die Regierung die Vernichtung derselben nicht versuchen darf, ohne über sich selbst den Stab zu brechen; wo vielmehr die Staatsgewalt sich genöthigt sieht, in einem Theile der periodischen Presse für sich selbst eine Hülfsmacht und eine Stütze zu suchen, um den Angriffen der ihr entgegenstehenden Parteien begegnen zu können. Diese Bedeutung der periodischen Presse ist um so größer, wenn sich ihre Wirkung über eine zahlreiche und dichte Bevölkerung erstreckt, welche gewohnt ist, ihre Impulse von einem gemeinsamen Mittelpunkte aus zu empfangen. Vorzugsweise treffen diese Verhältnisse in Frankreich zusammen, wo überdies der bewegliche Charakter des Volkes die Empfänglichkeit für jede Anregung und Aufregung erhöht und den schnell gefaßten Entschluß in rascheres Handeln übergehen läßt.

Schon oben wurde auf die außerordentliche Zunahme der periodischen Literatur in Frankreich aufmerksam gemacht. Bis zum September 1830 war die Zahl der Journale in Frankreich auf 373 gestiegen. Obgleich auch in den Departements die Menge der periodischen Blätter sehr beträchtlich sich vermehrt hat, und namentlich in der neuesten Zeit eine größere Selbständigkeit der Provinzialblätter und mitunter ein Verfolgen eigenthümlicher Tendenzen zu bemerken ist, so kommt doch noch immer fast die Hälfte der Blätter, etwa 170, in der Hauptstadt heraus. Ueberdies erscheinen die pariser Journale im Durchschnitt häufiger und in größerm Format. Vom J. 1812 bis zum J. 1830 hatte sich die Zahl derselben in Paris beinah um das Vierfache, in den Departements nicht ganz um das Dreifache vermehrt.

Wenn von allen romanischen Völkern der Italiener, durch seine geistige Lebendigkeit und die hiermit zusammenhängende Empfänglichkeit für Alles, was das momentane Interesse in Anspruch nimmt, dem Franzosen besonders nahe steht, und diese Elemente seines Nationalcharakters dem Gedeihen einer periodischen Literatur förderlich scheinen, so treten doch die politischen Verhältnisse und das überall herrschende Regierungssystem hindernd entgegen. Besondere Hemmnisse liegen noch in den bedeutenden Büchermauthen, wonach z. B. in Neapel der Zoll

für die Journale nicht viel geringer als der Pränumerationspreis ist, sowie in dem Mangel eines buchhändlerischen Centralpunktes. Und obgleich auf der andern Seite die Zertheilung in mehre Staaten zur Vergrößerung der Zahl der öffentlichen Blätter beiträgt, so wird doch grade hierdurch ihre Bedeutung und ihr Einfluß auf größere Massen gehindert.

Am tiefsten stand die periodische Literatur auf der pyrenäischen Halbinsel, und ihr Steigen und Fallen war auch hier durch den Wechsel der politischen Zustände wesentlich bedingt. Im J. 1820 unter der Herrschaft der Cortes war die Zahl der ausschließend politischen Blätter in kurzer Zeit bis auf 64 gestiegen. Nach der Herstellung der absoluten Herrschaft bestand der ganze Reichthum der politisch-periodischen Literatur Spaniens in zwei officiellen Blättern, der „Gaceta de Madrid", die nicht einmal in die Provinzen kam und wöchentlich nur dreimal erschien, und dem „Mercurio"; sodann in der halbofficiellen „Estafetta de San-Sebastian". Die Provinzialblätter befaßten sich nur mit Ankündigungen und Localverordnungen. Außerdem gab es vier medicinische und naturwissenschaftliche Journale. Eigentliche Literaturzeitungen gibt es schon deswegen nicht, weil die wenigen Gelehrten Spaniens allzu vereinzelt dastehen. Der „Correo mercantil y literario" enthält nicht sowol Beurtheilungen, als magere Anzeigen der neuesten spanischen Literaturerzeugnisse, und nebst Auszügen und fremden Journalen theilt er zuweilen einige Handelsberichte sowie die Wechsel- und Fondscurse mit. Auch die „Cartas literarias" sind höchst mittelmäßig.

Dem von oben erzwungenen Mangel an Erzeugnissen der periodischen Literatur suchte man während der unumschränkten Regierung durch literarischen Schleichhandel abzuhelfen, welcher ungeachtet geschärfter Verbote — wie dies auch in mehren italienischen Staaten der Fall ist — lebhaft betrieben wurde. Mit den neuesten politischen Veränderungen hat auch die periodische Literatur alsbald wieder einen neuen Aufschwung gewonnen, dessen Größe, Richtung und Dauer jedoch für jetzt noch nicht genauer zu ermessen sind. Wesentlich dieselben Erscheinungen waren auch in Portugal zu bemerken.

Gehen wir zu den Verzweigungen der iberischen Völkerstämme auf dem Boden Amerikas über, so finden wir hier die periodische Literatur in viel rascherm Wachsthume. Selbst die noch unter spanischer Herrschaft stehende Insel Cuba, wo nicht weniger als zehn Zeitschriften erscheinen, hat das Mutterland überflügelt. Mehr noch gedeiht die periodische Presse in dem bewegten und jugendlich vorstrebenden, wenn auch noch wirren und gährenden Treiben und Leben der neuen amerikanischen Staaten. Nach Walsh zählte man bereits in den Staaten südlich des Isthmus 133 Zeitschriften. Hiervon erscheinen etwa 25 in Brasilien, und von diesen 15 in der Hauptstadt, die am frühen Morgen in allen Läden Rio Janeiros eifrig gelesen und discutirt werden. Die äußere Ausstattung dieser improvisirten Zeitungsliteratur hat noch zur Zeit keine hohe Stufe erreicht, und zum Theil sollen die Blätter so schlecht gedruckt sein, daß sie schwer zu lesen sind. Dem Inhalte nach besteht noch ihr Haupttheil aus Privatanzeigen der verschiedensten Art und wol auch aus Persönlichkeiten und pasquillartigen Artikeln. Doch gibt es auch gediegenere Schriften, und besonders soll der zu St.-Jago in Monatsheften erscheinende „Merkur von Chile" eine ehrenvolle Ausnahme machen. Im Durchschnitt darf man mit Quetelet annehmen, daß in Europa auf je 106,000 Individuen, in Amerika dagegen schon auf je 40,000 eine Zeitschrift kommt, wobei freilich die so fruchtbare periodische Presse der Vereinigten Staaten von Nordamerika hauptsächlich den Ausschlag gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Luigi Lablache.

Ueber die frühern Lebensverhältnisse dieses berühmten Künstlers hat es bisher immer an Nachrichten gefehlt. Jetzt kommen uns solche von zwei verschiedenen Seiten auf einmal zu: die neapolitanische Zeitschrift „Omnibus" brachte vor Kurzem einen Artikel über Lablache, und die „Gazette musicale" liefert eine Biographie desselben von Castil Blaze. Beide Aufsätze, obgleich unabhängig voneinander, wie es scheint, verfaßt, widersprechen sich nicht, ergänzen sich aber in einzelnen Punkten. Wir entheben denselben Folgendes als wesentlich. Nicolà Lablache, Kaufmann in Marseille, verließ 1791 sein Vaterland und errichtete ein Handelshaus zu Neapel, wo er sich mit Franciska Bietak, einer Irländerin, verheirathete. Aus dieser Ehe entsprang Luigi, der am 6. Dec. 1794 geboren wurde. N. Lablache hatte Frankreich verlassen, um den Greueln der Revolution zu entgehen, die ihn aber 1799 in seinem neuen Aufenthaltsorte ereilten und bald ins Grab brachten. Joseph Napoleon wollte das vom Schicksal einem Franzosen zugefügte Unrecht wieder gut machen und verschaffte Luigi einen Platz als Zögling im Conservatorio della Pietà dei Turchini, wo aber der zwölfjährige Knabe anfangs nicht sonderlich fleißig gewesen und ihm deshalb sogar mit Entlassung aus dem Institute gedroht worden sein soll. Hierdurch angeregt, studirte er mit Ernst und Fleiß und übertraf bald seine Mitschüler. Die Anfangsgründe der Musik lehrte ihn Gentile, Unterricht im Gesang erhielt er von Volente. Ungewiß nun, welche musikalische Laufbahn er bei seinem bewundernswürdigen Talente für alle musikalische Instrumente einschlagen solle, übte er sich vornehmlich auf der Violine und dem Violoncello, ohne die Ausbildung seiner damals schönen Contra-Altstimme zu vernachlässigen. Als man einst in Verlegenheit war, wer bei einer Aufführung den Contrebaß spiele, so erbot sich L., der nie dies Instrument berührt hatte, zur Uebernahme dieser Partie und und führte selbe nach dreitägiger Uebung mit glänzendem Erfolg aus. Er zog sich durch die Anstrengung eine bedeutende Geschwulst am Schlüsselbeine zu und war deshalb selbst genöthigt sich einer Operation zu unterwerfen.

Nach Haydn's Tod wurden für den Verewigten in Frankreich und im Königreich beider Sicilien musikalische Messen aufgeführt. In Neapel hatte man zu dem Zweck Mozart's „Requiem" gewählt. Lablache wurde den Altisten des Chors zugetheilt, und da diese Abtheilung die schwächste war, so strengte der junge Sänger sich übermäßig an, um das Verhältniß mit den stärker besetzten Chorpartien herstellen zu helfen. Durch diese gewaltsame Anstrengung verlor er die Stimme, sodaß er zwei Monate sogar kaum sprechen konnte. Da weckte ihn eines Morgens ein leichter Husten und — die Mutation war vollendet, er sprach und sang auf einmal mit starker Baßstimme, obgleich er nur 15 Jahr alt war.

Eine unbezwingliche Neigung, sich der Bühne zu widmen, verleitete ihn, fünfmal aus dem Conservatorium zu fliehen, um ein Engagement bei einem neapolitanischen Theater zu er-

halten. Da ward eine königliche Verfügung erlassen, zufolge welcher „jeder Theaterdirector, der einen Zögling des Conservatoriums engagirt, 2000 Ducati Strafe zahlen und 14 Tage sein Theater schließen muß". Lablache mußte also bleiben, bis er endlich im 18. Jahre mit Mühe die Erlaubniß erhielt, das Conservatorium zu verlassen. Er ward sogleich als Buffo napolitano beim Theater S.-Carlino engagirt. Hier verehlichte er sich fünf Monate nachher mit Teresa, Tochter des berühmten Schauspielers Pinotti. Sie überredete ihn als Buffa nach Messina zu gehen, das bald mit Palermo vertauscht ward, wo er, als Bassist engagirt, in Pavesi's „Ser Marcantonio" debutirte. Nachdem er in Palermo fünf Jahr gewesen war, wurde er für die mailänder Scala gewonnen, trat daselbst als Dandini in „Cenerentola" auf und machte Furore. Hier componirte für ihn Mercadante „Elisa e Claudio". Er blieb sieben Stagioni in Mailand, dem ihn nur der Wunsch, zu reisen, entführte. In allen italienischen Städten, wo er auftrat, erhielt er rauschenden Beifall. So in Turin, wo er zum erstenmale die schwere Partie des Uberto in Pär's „Agnese" sang. 1824 ließ er sich auf dem wiener Theater hören und riß Alles zur Begeisterung hin. In vier aufeinanderfolgenden Abenden entzückte er die Zuhörer in den ganz verschiedenen Rollen des Figaro, Assur, Don Geronimo und Uberto. Eine Medaille mit seinem Bildniß und einer Inschrift vom Marchese Gargallo ward ihm zu Ehren geprägt. Nach dem laibacher Congreß hatte Lablache in Wien bei König Ferdinand I. von Neapel Audienz. Der Monarch empfing ihn sehr gnädig, ernannte ihn zum Sänger der königlichen Kapelle und verlieh seinem Schwiegervater Pinotti, ohne daß dieser darum angehalten hatte, eine Pension. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte Lablache nach Neapel zurück und debutirte in S.-Carlo als Assur in „Semiramide", welche Oper damals zum ersten Mal mit der Fodor gegeben wurde. Hierauf sang er bei Eröffnung des neuen Theaters in Parma den Orosman in Bellini's „Zaira". 1830—33 sang er auf den Bühnen zu Paris und London, voriges Jahr abermals zu Neapel und glänzt jetzt wieder als Stern erster Größe am Kunsthimmel der pariser italienischen Oper.

Lablache ist von hohem Wuchse, schöner, edler und imponirender Gestalt, seine Stimme voll, stark, biegsam und angenehm, ihre unfehlbare Sicherheit und Reinheit mit dem edelsten musikalischen Vortrag gepaart, den er mit der richtigsten Darstellung des dramatischen Charakters sowol im Gesange als im Dialog verbindet. Wer ihn in komischen Partien nicht sah und hörte, wird schwerlich nur ahnen, zu welcher dramatischen Vollkommenheit die gesungene Komödie und selbst die italienische Posse erhoben werden. Das vollendetste Muster eines Buffo, wie sein Campanone, Geronimo, Dandini, Leporello, Fontanarosa, Pandolfo u. s. w. zeigen, ist er ebenso bewundernswürdig im ernsten Gesang und Spiele: sein Assur, sein Moses und vor Allem sein Maometto in der gleichnamigen Oper erheben ihn zu dem Rang eines der größten tragischen Schauspieler. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 104. — 14. April 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.
Dritter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 103.)

In Deutschland haben sowol die weit verbreitete Bildung und der rege wissenschaftliche Eifer als auch hauptsächlich die politische Zertheilung des Landes in einzelne Staaten, wodurch sich innerhalb der Grenzen des ganzen Vaterlandes wieder mannichfache kleinere Kreise des geistigen Verkehrs und gesonderter Interessen bilden mußten, die Zahl der periodischen Schriften zu einer bedeutenden Höhe getrieben, sodaß in dieser Beziehung nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika das Uebergewicht behaupten dürften. In dem preußischen Staate allein schätzt man die Zahl der Zeitschriften auf etwa 300, also nahe so viel, als deren in ganz Frankreich oder Großbritannien erscheinen. Hiervon kommen auf die Rheinprovinz 55 Zeitschriften und Zeitungen von verschiedener Art und Tendenz. Rücksichtlich der Städte kommt — nach Quetelet's Vergleichungen — das Maximum der periodischen Literaturerzeugnisse in Europa auf Leipzig, Jena und Weimar; das Minimum auf Rom und Madrid.

Zum Theil aus denselben Gründen ist auch die periodische Presse der Schweiz ziemlich fruchtbar. Von dem J. 1817 bis zu den J. 1830 und 1834 war die Zahl der Buchdruckereien in der Schweiz von 54 auf 71 und 93, und die der Zeitschriften von 16 auf 29 und auf 54 gestiegen. Nur Uri, Unterwalden und Wallis hatten im J. 1830 keine Zeitung, und Unterwalden ist sogar ohne Presse.

Im ehemaligen Königreiche der Niederlande belief sich die Zahl der politischen Blätter im J. 1830 auf 26, wovon jedoch der größere Theil der belgischen Opposition zum Organe diente.

Das kleine Königreich Dänemark hat nicht weniger als 80 Zeitschriften, worunter jedoch nur sieben in dänischer Sprache.

In Schweden erschienen im J. 1830 73 Zeitungen und Zeitschriften, und im J. 1831 69 Zeitungen und 12 Zeitschriften. Die meisten — 21 — kommen in Stockholm heraus; in Gothenburg 7, in Upsala 4, in Kalmar 4 und im Ganzen in 29 Städten. Im Allgemeinen steht das Zeitungswesen daselbst noch auf ziemlich niedriger Stufe, und obgleich im Verhältniß zur Bevölkerung weit mehr Blätter in Schweden als in Frankreich erscheinen, so gibt es doch nur 28 Buchdruckereien im Lande, wovon 10 zu Stockholm, sodaß man in Schweden auf etwa 90,000, in Frankreich schon auf 45,000 Einwohner eine Druckerei rechnet.

Obgleich die Zahl der öffentlichen Blätter in Deutschland und in einigen kleinern Ländern Europas verhältnißmäßig größer als in Großbritannien ist, so muß doch behauptet werden, daß hier — vor allen andern Ländern unsers Welttheils — die periodische Literatur die höchste Ausbildung, Ausdehnung und Bedeutung gewonnen hat. Schon Quetelet berechnete vor einigen Jahren, daß in Frankreich täglich 72,380 und in England 70,370, also jährlich 25,674,050 Bogen Zeitschriften gedruckt werden, wonach also im Verhältniß der Bevölkerung das große Uebergewicht auf Seite Großbritanniens ist. Nach einer spätern genauen Durchschnittsberechnung von sieben Jahren betrug die ganze Summe der gedruckten Blätter, wie dies aus dem Ertrage des Stempels zu ersehen ist, jährlich 28,027,000. Wie sehr auch hier wieder das Uebergewicht auf Seiten der Hauptstadt ist, ergibt sich daraus, daß die londoner Blätter allein im J. 1829 17,996,279 Nummern absetzten. Die Zahl der Zeitungen beläuft sich in Großbritannien und Irland auf 334, wovon auf Schottland nur 38 kommen. Hiervon erscheinen täglich, und zwar im größten Formate, 19—20, nämlich 16 in London und 3—4 in Irland. Außerdem kommen in London 4 Blätter wöchentlich dreimal heraus, 6 zweimal und 32 — worunter 14 Sonntagsblätter — einmal. In den andern Städten erscheinen die meisten Blätter wöchentlich nur einmal.

Das bei den britischen Inselbewohnern so lebendige Bedürfniß der steten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat die Neigung für die periodische Literatur auch in den weiten Umkreis der britischen Colonien verpflanzt und dies in desto größerm Maße, jemehr die Bevölkerung derselben von britischer Abstammung ist.

In Ostindien erscheinen in der Präsidentschaft Kalkutta sieben Zeitungen in englischer und 14 entweder ausschließend in der Hindusprache, oder zum Theil englisch und zum Theil indisch. Ueber die in der Hindusprache geschriebenen Blätter hat unlängst ein Eingeborener in einem kalkuttaer Blatte eine Kritik mitgetheilt. Als das

vorzüglichste Journal schildert er den „Sumbad Caumudi", das sich mit manchem englischen messen könne. Auch der „Bungo Dut" wird gerühmt, als correct, classisch und geschmackvoll geschrieben und als zu liberalen Ansichten sich bekennend. Ebenso wird der „Sunatschar Durpun", der jeden Sonnabend zugleich in bengalischer Sprache und in englischer Uebersetzung erscheint, als ein treffliches Blatt ausgezeichnet, das jedoch nicht in rein bengalischer Sprache, sondern in sogenanntem serampurer Bengalisch, oder in dem Missionarstyl verfaßt sei. Auf der andern Seite werden der „Sunatschar Tschundrika", der indessen grade die meisten Leser unter den Hindus zu finden scheint, sowie dessen Nachahmung, der „Timir Nasolk" (Zerstörer der Finsterniß), hart getadelt, als den Volksleidenschaften und den religiösen Vorurtheilen schmeichelnd.

Wie Australien bereits seine Almanache besitzt, so hat es auch seine Tagesliteratur. Obgleich die Bevölkerung von Vandiemensland im J. 1832 erst aus 24,000 Weißen und 1000—1500 Schwarzen und Eingeborenen bestand, gibt es daselbst nicht weniger als fünf Zeitungen, drei zu Hobart-Town und zwei zu Launceston.

Größere Bedeutung hat die periodische Literatur in den britischen Colonien von Nordamerika. Es erscheinen daselbst 44 Zeitblätter, 13 in Neubraunschweig und Neuschottland, 18 in Obercanada und 13 in Untercanada. Unter den letztern befinden sich auch mehre wissenschaftliche Zeitschriften. Einige derselben sind in französischer Sprache geschrieben.

Was die Masse der nichtperiodischen Literatur betrifft, und namentlich diejenige einer eigentlichen Nationalliteratur, so stehen darin die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen die gebildetern Nationen Europas noch zurück. In Großbritannien war im J. 1833 bei einer etwa doppelt so starken Bevölkerung, als diejenige der Vereinigten Staaten ist, die Zahl der Werke 1105 in 1567 Bänden; in den Vereinigten Staaten sind in demselben Jahre nur 265 Originalwerke in 290 Bänden, also noch nicht der vierte Theil so viel, verfaßt worden. Außerdem waren jedoch in dem letzten Semester des J. 1833 143 Nachdrücke, meistens englischer Werke, erschienen, und überhaupt beschränkt sich noch zur Zeit die Industrie der amerikanischen Buchhändler hauptsächlich auf den Nachdruck europäischer Schriften, oder auf den Vertrieb ausländischer Werke, unter welchen namentlich auch die in Deutschland erscheinenden Ausgaben der Classiker starken Absatz finden.

Um so reicher ist die periodische Literatur und noch fortwährend in Zunahme begriffen. Im J. 1704 erschien die erste Zeitung in den Vereinigten Staaten, und im J. 1755 gab es deren noch nicht mehr als neun. Auch bis zum J. 1775, also bis zum Anfange des Unabhängigkeitskriegs war ihre Zahl erst bis auf 37 gestiegen, die sich aber von da an sehr schnell vergrößerte und bis zum J. 1810 auf 364 sich erhob, bis zum J. 1823 auf 598 und im J. 1832 auf mehr als 800.

Von diesen Blättern erscheinen im Staate Neuyork gegen 200, in Pennsylvanien 185, in Massachusets 78, und schon in dem jungen Ohiostaate nicht weniger als 66. Die Zahl der wöchentlich einmal erscheinenden Blätter ist im Ganzen etwa 550. Funfzig Zeitungen kommen täglich außer Sonntags heraus, während Großbritannien und Irland nur 19 Tagesblätter haben und überhaupt in ganz Großbritannien solche Blätter nur zu London und einige wenige in Irland sich halten können. Neuyork, mit noch nicht dem Sechstheile der Bevölkerung von London, hat deren zehn. Selbst die kleinen Städte Rochester und Troy im Staate Neuyork, eine jede mit etwa 6000 Einwohnern, haben jede ihr Tageblatt. Die Hauptstadt von Schottland hat es nicht so weit gebracht, und während ganz Schottland, mit 2,100,000 Einwohnern, nur 38 Blätter hat, von welchen kein einziges öfter als drei Mal wöchentlich erscheint, hatte Pennsylvanien schon im J. 1823 bei einer Bevölkerung von 1,200,000 Einwohnern im Ganzen nicht weniger als 110, und darunter 14—15 täglich erscheinende.

Nach den oben über Großbritannien mitgetheilten Notizen ist die Durchschnittscirculation für jedes Blatt auf 1100 Exemplare anzunehmen. Setzt man diejenige der amerikanischen Blätter zu 1000, wie eine solche Berechnung in der Zeitschrift „Das Ausland" aufgestellt ist, so hätte man jährlich

550 Wochenblätter zu .	28,000,000	Exemplaren.
220, die zwei- oder dreimal wöchentlich erscheinen,	20,800,000	„ „
50, die sechsmal wöchentlich erscheinen, . .	15,600,000	„ „
Im Ganzen:	64,400,000.	

Die Bevölkerung der britischen Inseln beträgt etwas mehr als das Doppelte der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, wenn man die Farbigen in Nordamerika mit etwa zwei Millionen in Abzug bringt. Bei diesen letztern hat die periodische Literatur wenigstens verhältnißmäßig erst geringen Eingang gefunden, obgleich sie in den Vereinigten Staaten sogar besondere Journale besitzen, wie z. B. das von einem Schwarzen, Samuel Cornish, in Neuyork herausgegebene „Rights of all". Da nun in Großbritannien und Irland die jährliche Zahl der Zeitungsnummern etwas über 28 Millionen beträgt, so würde hiernach eine Million Amerikaner beinahe fünfmal so viel Zeitungen kaufen als eine Million Briten. Nach einer andern Berechnung schätzt man die Zahl der Exemplare periodischer Blätter, die jährlich in Nordamerika gedruckt werden, auf 50 Millionen. Wohl mag die eine wie die andere Annahme allzu hoch gegriffen sein, wenn man beachtet, wie leicht in den Vereinigten Staaten neue Blätter entstehen und bestehen können, und daß in den neuen Ansiedelungen die Gründung eines Blattes mit zu den ersten Unternehmungen zu gehören pflegt, wobei denn vorerst mehr auf ein künftiges als auf ein bereits vorhandenes Publicum gerechnet wird. Allein selbst wenn man die Durchschnittscirculation eines amerikanischen Blattes nur auf 500 setzt und sonach die Gesammtsumme der jährlichen Exemplare auf 32,200,000, würde die Masse der periodischen Lite-

ratur verhältnißmäßig immer noch mehr als das Doppelte von jener in Großbritannien betragen.

Bei der statistischen Würdigung der Bedeutung und des Umfangs der periodischen Literatur kommt nicht blos die Zahl der Blätter in Betracht, sondern mit dem Geiste derselben sind auch noch manche äußere Verhältnisse in Erwägung zu ziehen: ihre Verbreitung, ihr Format, der Preis derselben u. s. w. Denn wo die Herausgabe periodischer Blätter mit hohen Abgaben belegt und ihre Gründung kostspielig ist, während gleichwol eine beträchtliche Anzahl derselben erscheint, dürfen wir auf ein um so größeres Nationalbedürfniß schließen; und wenn auch hierdurch eine weitere Concurrenz gehindert wird, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß regelmäßig diejenigen Blätter, welche nach Ueberwindung bedeutenderer Schwierigkeiten Bestand und Dauer gewinnen, mehr und mehr einen zahlreichern Kreis von Abnehmern sich verschaffen. Auch wird man in den Ländern, wo das Anschaffen der periodischen Blätter eine verhältnißmäßig größere Ausgabe erfodert, im Durchschnitte selbst auf die einzelnen Exemplare derselben eine größere Anzahl von Lesern rechnen dürfen. Wenn die Vertheilung unsers deutschen Vaterlandes in mehre kleinere und größere Staaten die Zahl der periodischen Schriften in die Höhe getrieben hat, so stehen doch dieselben Verhältnisse der weitern Verbreitung der einzelnen Blätter entgegen, weil sich das gesammte lesende Publicum in eine desto größere Anzahl kleinerer Kreise vertheilt, deren jeder zugleich die aus den localen Verhältnissen entspringenden besondern Interessen zu befriedigen strebt. Ungeachtet die deutsche Sprache die Muttersprache einer größern Menschenmenge in Europa ist als irgend eine andere, haben daher die gelesensten deutschen Blätter, namentlich die politischen, kein so zahlreiches Publicum als die bedeutendern englischen und französischen. Eine Anzahl von 6000 Abonnenten kann in Deutschland schon für sehr beträchtlich gelten. In England haben dagegen z. B. die „Times" einen täglichen Verschluß von 13,300 Exemplaren, der „Herald" von 8000, die „Morning chronicle" von 4000 u. s. w. Noch beträchtlicher ist in Frankreich die Zahl der Abonnenten der wichtigern Journale. So hatte der „Constitutionnel" vor mehren Jahren über 23,000 Abonnenten, welche Zahl jedoch neuerdings um mehr als die Hälfte sich vermindert hat.

(Der Beschluß folgt.)

Lamarque.

Was jene tapfern Söhne Frankreichs, welche ihre militairische Erhebung dem Geiste und Gestirn Napoleon's verdanken und welche, nach dem Untergang dieses Gestirns im atlantischen Meere, als rüstige Reliquien in die neue Aera der Bourbons übergingen, historisch so bedeutend macht, das sind unstreitig ihre Erinnerungen. Namen wie Foy, Latour-Maubourg, Gérard, Clausel, Lamarque u. s. w. haben einen so vieltönenden, weithinzitternden Klang, weil sie so Vielgestaltiges durchlebten, weil sie den ganzen Barometerwechsel des neuen Frankreichs durchgemacht, weil sie alle Grade der Kälte und Schwüle ausdauerten, und weil ihr eigenthümliches Geschick darin bestand, daß sie ihre menschliche Natur verändern, ihre Lorbern wegwerfen und von Neuem auf schwülerm Boden von der Pike an dienen mußten; weil sie alte Hoffnung, altes Vertrauen, alle Ehre, alten Ruhm, alte Liebe begraben und dies Alles neu aus ihrer Brust hervorbilden, neu vom Wechsel der Zeiten erwarten mußten. In dem Innern dieser Leute ist seit ihrer Kindheit und Jugend Vieles vorgegangen, sie haben von frühe an drei Stimmen in ihrer Brust, die menschliche, welche dem Vaterlande, die kriegerische, welche gewiß dem Kaiserthume, die politische, welche den „Zuständen" gilt, und diese drei Stimmen haben sich im Innersten des Busens oft verklagt und befehdet. Wenn irgend Menschen berechtigt sind, ihre Erinnerungen niederzulegen in das Pantheon der Geschichte, so sind es diese; Mancher von ihnen hat geschwiegen, schweigt und wird schweigen, bis er die zurückgehaltenen Gedanken mit in sein Grab nimmt; und auch dies kann man ihm nicht verargen, denn nicht allen Menschen ist es zu reden gegeben. Andere haben ausgesprochen, was auf ihrer Seele lastete, und in dieser muß man deshalb eine doppelte Kraft bewundern.

Von zweien seiner Generale, seiner Kinder, hegte Napoleon große Erwartungen; er glaubte, sie würden in dem spätern Frankreich eine glänzende Rolle spielen: dies waren Lamarque und Foy. Beiden war es beschieden, aus Generalen des Kaisers Bürger des Friedens zu werden; Beide vertauschten das Lager mit der Hauptstadt, die Lorbern mit dem Eichenkranz. Foy erschien zuerst auf dem politischen Theater. Er erlebte weder die Entthronung Karl X., noch die heißen Julitage, und hatte also eine große Genugthuung weniger; aber er bestätigte in der Deputirtenkammer die hohe Meinung, welche Napoleon beim Donner der Kanonen von ihm gehegt. Er führte nicht das schlechteste Wort auf der Linken und verstand, wenn ihm das brave Herz überschwoll, so gut zu improvisiren als die auf der Tribune ergrauten Vorgänger Villèle's und Polignac's. Freilich gewann seine Hinüberbildung vom Soldaten zum Bürger nicht volle Zeit zu ihrer Durchbildung. Deshalb war Foy auch auf der Rednerbühne stets Soldat, und noch mehr: er war ein Vaterlandsfreund, stets gerüstet, allen Angriffen auf dessen Ehre, Ruhm und Vergangenheit zu begegnen. Er hat nie die alten Soldaten vergessen, welche in Spanien und bei Belle-Alliance mit ihm zwischen Himmel und Blut gefochten hatten, und hat ihre Ansprüche stets mit eherner Stimme, gleich einem römischen Volkstribun, vertheidigt.

Der Charakter des wackern Foy, wahrhaft ein römischer, hatte rauhe Züge. Lamarque war geistig feiner gebaut. Lamarque war wie Foy reich an Erinnerungen, ja er war noch reicher als dieser; aber er besaß eine weit stärkere und tiefere Intelligenz, und sein angeborenes Talent bestand darin, jedes Verhältniß sich zu assimiliren. Er war stark von Willen, und sein Muth war im eigentlichsten Sinne Edelmuth. Nicht schwächer war in Lamarque's männlich schöner Seele jenes Nationalgefühl, jenes Gefühl, der Sohn Frankreichs zu sein, als es in Foy war, aber es war verklärter. Nicht minder innig war seine Ergebenheit gegen den Kaiser, aber sie war selbständiger und blickte nicht in rauhen und grellen Zügen störend in ein neues Regime hinein. Lamarque war ein Feind der Bourbons, aber ein Feind, wie ihn die Bourbons nicht verdienten.

Wie schön sagt eine französische Stimme von Lamarque: „Er gehörte ebenfalls zu der treuen und geweihten Schar, deren Glaube in der reellen Ergebenheit an den Kaiser bestand; zu jener herzinnigen Gemeine, deren rührendstes und entschiedenstes Beispiel Bertrand ist, deren höchstes Wesen Bonaparte war; zu jener festen Gemeine, die in Ney, in Labédoyère, in Brune ihre Märtyrer, in Béranger und Delavigne ihre Sänger gefunden. Was die Herzen dieser erfüllte, das erfüllte auch Lamarque's Herz. Auch er hatte seine Lieblingsgedanken und Erinnerungen, auch er hatte sein chronisches Herzweh, wenn er an Waterloo und die Einnahme von Paris dachte. Aber wenn er über die allgemeinern Ideen, die das spätere Frankreich beschäftigten, diese Vergangenheit vergaß, dann war er ein so guter Bürger, ein so weiser Kopf, ein so kluger Sprecher der neuen Aera, als er je ein heldenmüthiger Feldherr Napoleon's gewesen."

„Eine fixe Idee hatte Lamarque, diese war Waterloo! Waterloo auf dem Herzen starb er. Deshalb gab es einen Menschen in Europa, den er furchtbar und unversöhnlich haßte, obgleich sein Gemüth nicht zum Haß gebildet war."

„Wie sollte es die Nation der Familie eines solchen Mannes nicht Dank wissen, wenn sie seine Erinnerungen zum öffentlichen Eigenthum macht! Sie werden nicht — wie einst die irdischen Ueberreste des Mannes selbst auf ihrem letzten Wege schuldlos Unheilvolles wirkten — 200,000 Menschen in blutigen Kampf und Paris in den Belagerungszustand versetzen; aber sie werden von 200,000 Franzosen gelesen werden und ein mildes Mondlicht der Vergangenheit auf das zerstückelte, zerbröckelte Herz des gegenwärtigen Frankreichs werfen."

Der erste Band dieser „Souvenirs du général Lamarque" beginnt mit seinem Eintritt in das politische Leben und beschreibt seine damaligen schwankenden und unsichern Verhältnisse zu den Bourbons. Sie sind ein Journal, eine Tagesgeschichte der damaligen Verwickelungen im edlern Sinne, in welchem manche enthüllte Geheimnisse, manche entlarvte Gebrechlichkeiten und wiederum manche sehr renommirte Masken vorkommen. An der Spitze dieses Werks steht ein kriegsgeschichtliches Fragment: ein historischer Versuch über die hundert Tage, eine Rechtfertigung der Niederlage von Waterloo, der wunden Stelle in Lamarque's Herzen. Er konnte diese Scharte nicht auf dem Felde der Ehre auswetzen, aber zu vergessen vermochte er sie auch nicht; darum wendet er sie hin und her in betrachtendem, bekümmertem Gemüth, und seine Gedanken werden zu einer Schutzschrift Derer, die hier so tapfer fochten als einst bei Marengo, aber auch zu einer nachdrücklichen Anklage Derer, auf deren Andenken der Vorwurf der Treulosigkeit und des Verrathes lastet.

Der zweite Band der „Souvenirs" wird reichhaltiger und für die nächste Gegenwart bedeutungsvoller sein. Der Sturz Napoleon's und die vielfachen Interessen, welche ihn herbeigeführt; die gegenseitigen Intriguen der Royalisten, Bonapartisten und Liberalen innerhalb der hundert Tage, die Triumphe der Königlichen nach der Restauration; das Zusammenschließen der Bonapartisten und Liberalen, die während des Kaiserthums geschieden waren, ein Bund, der, ganz im Verborgnen arbeitend, das Gebäude der Legitimität untergrub, bis es funfzehn Jahre später zusammenstürzte — diese Interessen werden den Inhalt des zweiten Bandes der „Souvenirs" ausmachen, und es müßte seltsam sein, wenn wir nicht Lamarque's eindringendem Sinne manchen wichtigen Aufschluß im Kleinen wie im Großen verdanken sollten.

Die „Souvenirs" sind in demselben kräftigen und doch eleganten Styl geschrieben, der Lamarque's Reden auszeichnete. Es ist die Kraft des erwägenden Gedankens, welche hier redet, welche entzündend (wiewol nicht durch Raketen und Schwärmer) auf alle Diejenigen wirken wird, die den politischen Zustand der Völker nicht als ein ephemeres Spiel ansehen. Die „Souvenirs" werden ein wenig Circulation in das stockende Blut der Pariser bringen, ohne jedoch ihre Köpfe zu verwirren und ihre Gemüther aufzuregen. 130.

Notizen.

Die metallographische Stereotypie.

Man bezeichnet in Amerika mit dem Namen der metallographischen Stereotypie ein neues Verfahren, durch welches man die gedruckte Schrift auf die Fläche metallischer Platten, besonders von weichem Eisen überträgt; folgendes ist die Methode. Man nimmt zwei Platten von sehr weichem Eisen und mäßiger Dimension, richtet sie vollkommen ein und gibt einer von den Oberflächen derselben eine feine und glänzende Politur, sodaß wenn eine auf die andere gelegt wird, sie sich in allen Punkten unmittelbar berühren. Nun befeuchtet man zwei Blätter eines Buchs von der Dimension der Platten, legt jedes dieser Blätter auf die polirte Oberfläche einer der Platten, dazwischen ein oder zwei einfache oder doppelte Blätter von Seidenpapier; dann legt man eine Platte mit der polirten Seite auf die andere, erhitzt sie mäßig über einem hellen Feuer, bringt sie dann unter eine Schraubenpresse und preßt sie stark. Sondert man dann die Platten und nimmt man das Papier sorgfältig ab, so wird man die Schriftcharaktere deutlich übergetragen sehen.

Da nun die Druckerschwärze aus Ruß und Oel besteht, auf welche Körper Säuren wenig Wirkung ausüben, so benetzt man die Oberfläche der Platten leicht mit Schwefel- oder Salpetersäure, welche das Metall an allen Punkten, die nicht mit Schwärze bedeckt sind, hinwegnimmt und aushöhlt. Enthält diese Schwärze ein wenig Wachs, so geht das Verfahren noch besser von statten. Sind die Platten einmal geformt, so kann man sie durch das Perkin'sche Verfahren in Stahl umsetzen und von dem auf solche Weise übergetragenen Blatte 20—30,000 Exemplare, ja noch mehr abziehen. Ist das Verfahren einmal bekannt, so kann man den Stoff der Platten ins Unendliche wechseln; sie können von Kupfer, Messing u. s. w. sein, und die Chemie wird leicht die Mittel lehren, durch welche man die auf verschiedene Materien übergetragenen Schriftcharaktere wieder hervortreten lassen kann.

Jüdische Colonie in Afrika.

In Abyssinien existirt eine Colonie von Juden, die man im Lande Falasjans oder Exilirte nennt. Aus ihren wohlerhaltenen Traditionen geht hervor, daß sie aus Asien nach Afrika in der Epoche übergegangen sind, wo Judäa von Nebukadnezar erobert wurde, folglich vor der babylonischen Gefangenschaft. Sie haben nach Abyssinien, welches damals Aethiopien war, ihre Sitten, Gesetze, ihre heiligen Bücher und, was noch mehr ist, ihre Sprache, die noch auf diesem Punkte der Erde Volkssprache ist, mitgebracht und bis auf diesen Tag erhalten.

Diese Thatsache, welche schon durch Bruce angegeben wurde, ist seitdem durch die Zeugnisse mehrer zuverlässiger Reisenden, unter Andern von Rüppell, dem gelehrten deutschen Naturforscher, der Abyssinien vor wenigen Jahren besuchte, bestätigt worden. Durch Annahme dieser Thatsache in allen ihren Einzelnheiten ließen sich mehre bedeutende Fragen auflösen. Diejenigen unserer heiligen Bücher, welche vor Esdra existirten, sollten, wie man gewöhnlich annimmt, durch diesen weisen Rabbinen in Ordnung gebracht worden sein. Welche Verschiedenheit würde man finden, wenn man ihren Text mit dem handschriftlichen Text, welchen jene jüdische Colonie hat, vergleichen wollte? Kann nicht dieses Volk einige Bücher, welche uns durch den Strom der Zeiten und politische Stürme verloren gegangen sind, erhalten haben? Die Schriftzüge, deren sich die Hebräer heutzutage bedienen und die man chaldäische Charaktere nennt, sollen nach einer allgemein angenommenen Meinung aus Chaldäa nach Judäa durch die Juden nach ihrer Gefangenschaft gebracht worden sein, und die ursprünglichen Charaktere, welche Moses anwendete, sollen die unter dem Namen der samaritanischen bekannten Charaktere sein. Man dürfte nur die Charaktere untersuchen, mit welchen die Bücher der Falasjans geschrieben sind, um zur vollkommenen Sicherheit zu gelangen.

Die Schrift der Hebräer war ferner ehemals syllabisch. Ihr Alphabet hatte nur Consonanten, die Vocallaute waren nicht bezeichnet, und erst in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unternahmen es die Rabbinen, weil sie den Einfluß der Zerstreuung der Israeliten auf ihre alte Aussprache fürchteten, sie zu fixiren, und ersannen Zeichen, welche die Stelle der ihnen fehlenden Vocalzeichen vertreten. Ob aber diese Zeichen den Zweck ihrer Erfinder erreicht haben? Die Sache ist zweifelhaft. Die Hebräer mußten wie der größte Theil der orientalischen Völker ihre Vocale zu stark aspiriren, als daß das Ohr sie leicht hätte voneinander unterscheiden können. Wie nun den Augen diese fast unauffaßbaren Nuancen vorstellen? Eine Frage, welche eine vollkommenere Kenntniß der Sprache der Falasjans wol lösen würde. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 105. —— 15. April 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 104.)

Insbesondere die periodisch-politische Literatur hat für den Statistiker die größte Wichtigkeit in denjenigen Ländern, wo sich die politischen Ansichten des Volks in bestimmte und scharf entgegengesetzte Farben brechen. Hier sind die Zeitungen die eigentlichen Fahnenträger der Parteien im nimmer ruhenden Kampfe der Meinungen und geben nicht blos die treueste Ansicht des gegenwärtigen Zustandes, sondern lassen auch manchen Blick in die nahende Zukunft thun. In Deutschland, welches keinen politischen Centralpunkt hat, von welchem das Schicksal der gesammten Nation ausgehen und worauf das allgemeine Interesse fort und fort sich hinlenken könnte, wo überdies die Herrschaft der Censur factisch besteht und leicht gehandhabt wird, darf natürlich die periodische Presse kaum als die Vertreterin einer herrschenden Meinung und ihrer verschiedenen Abweichungen betrachtet werden. Die allgemeinere Aufregung, die sich als Folge der Ereignisse des Jahres 1830 eingestellt, hatte zwar die Meinungen schärfer einander gegenübertreten lassen; allein der Versuch der periodischen Presse, das bleibende Organ auch der äußersten, sich bekämpfenden Ansichten zu werden, ist nur Versuch geblieben, und gar bald sind die verschiedenen Farben wieder in ein dämmerndes Grau verwischt worden.

Ungefähr dasselbe gilt von Italien und zwar hier aus augenfällig vorliegenden Ursachen in noch höherm Grade. In der Schweiz ist die Bedeutung der periodischen Blätter theils durch den beschränkten Umfang des Gesammtlandes, theils durch die Zersplitterung desselben natürlich beschränkt. Eine liberale und antiliberale Presse in dem Sinne, wie dies für das monarchische Europa gilt, ist hier im Grunde nicht zu finden, und es mag vielmehr nur von einer liberalen und ultraliberalen Presse die Rede sein. Die Wunden, welche durch die Losreißung Belgiens dem Königreiche Holland geschlagen wurden, haben hier das nächste Interesse vorzugsweise nach außen gewendet, und der äußere Zwiespalt hat hiernach den Kampf der Meinungen in Bezug auf die innern Verhältnisse bei Seite geschoben. Was sich von einer Opposition in der holländischen periodischen Presse bemerken läßt, ist wenigstens sehr gemäßigter Natur; während in dem tiefer bewegten und leichter beweglichen Belgien alle gährenden und schwer versöhnlichen Elemente des Volksgeistes und Volkslebens auch in der Tagesliteratur ihre Vertreter finden. In Schweden haben gleichfalls die in vielfacher Hinsicht veralteten politischen Institute einen lebhaftern Kampf der Meinungen und eine mit strengen Maßregeln zwar verfolgte, aber immer wiederkehrende Opposition der periodischen Presse hervorgerufen, während in Norwegen, das eine Verfassung besitzt, welche den Grundsätzen des neuesten Liberalismus zumeist entspricht und welche zugleich in der Erfahrung sich bewährt hat, die Wachsamkeit der periodischen Presse mehr auf die Erhaltung und die eifersüchtige Bewahrung des Bestehenden als auf wesentliche Umgestaltungen gerichtet ist. Die politischen Veränderungen auf der pyrenäischen Halbinsel sind noch allzu neu, um der erst wieder keimenden periodischen Literatur schon jetzt einen bestimmten Charakter aufprägen zu können. Allein, wie immer die Verhältnisse daselbst sich gestalten mögen, so läßt doch der feurige und entschiedene, zu gegenseitiger Duldung schwer sich bequemende Geist dieser Südländer voraussehen, daß dort die periodische Presse schwerlich sehr verschiedene Meinungsabstufungen auf die Dauer vertreten, und daß entweder eine nochmalige Verurtheilung zu todtem Schweigen ihr baldiges Loos oder ein kühnes und rasches Vorwärtsdrängen ihr Streben sein wird.

In Großbritannien, wo die ausgedehnteste Freiheit der Presse eine Nothwendigkeit des öffentlichen Lebens geworden ist, haben die verschiedenen, sich gegenüberstehenden Ansichten und Interessen und alle Abstufungen derselben schon lange ihre Organe gefunden, welche mit aller Kunst und Kühnheit sich geltend zu machen suchen. Auch hier gehört weit der größte Theil der periodischen Presse den Anhängern des Fortschreitens zu, und wie stark noch immer die Partei der Tories ist, so nimmt man doch an, daß sich die Abnehmer der liberalen londoner Blätter zu denen der andern Seite wie 19:2 verhalten, während zugleich von den Provinzialblättern über ⅔ den freisinnigen Ansichten huldigen. Zu bemerken ist indessen, daß die englische periodische Presse fast durchgehends den Grundformen der bestehenden Verfassung huldigt. Der eigentliche Radicalismus, obgleich er schon im Parlamente eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von

Stimmführern zählt, hat doch in der Journalistik noch kein dauerndes und bedeutendes Organ gefunden. Er verkündet sich in der Literatur vorerst durch einzelne und vorübergehende Erscheinungen, die als ein Wetterleuchten das nahende Gewitter aus der Ferne verkünden.

Alles, was der Geist der neuern Zeit in Bezug auf die äußern Verhältnisse zu zerstören oder zu erschaffen, zu vernichten oder zu erzeugen strebt, verkündet sich zuerst im augenfälligsten Umfange auf der so leicht beweglichen Oberfläche des französischen Völkerlebens. In diesem Sinne nimmt die periodische Presse Frankreichs, das Verhältniß der Tagesmeinungen, welches sich in ihr darstellt, die Zunahme und Abnahme der Bekenner der verschiedenen politischen Glaubensmeinungen eine besondere Beachtung in Anspruch und hat diese seit längerer Zeit gefunden. Eine neuere Berechnung gibt uns folgende Auskunft über die Vermehrung und Verminderung der Abonnenten der wichtigsten pariser Blätter:

	1. Aug. 1830.	1. Juni 1833.	1. Jan. 1834.
Débats . . .	14,700	11,000	10,200
Journal de Paris	1300	2000	1900
Constitutionnel .	23,333	13,330	10,000
Courrier français .	4000	6700	6000
J. de commerce .	2440	1940	2000
Temps	7750	4240	5000
Messager . . .	2350	1700	1100
Quotidienne . .	4500	4800	4000
Gazette de France	9650	7500	8230
Rénovateur		1000	1700
National . . .	2300	4450	4700
Tribune		1500	2000

Bei den beiden erstern, eigentlich ministeriellen Journalen zeigt sich also in den bemerkten Zeiträumen eine Verminderung der Abnehmer von 16,000 auf 13,000 und 12,000; bei den im Sinne einer gemäßigten Opposition geschriebenen Blättern, wenn man hierzu auch den „Constitutionnel" rechnet, ebenfalls eine Abnahme von 39,873 auf 27,910 und 24,100. Die Zahl der Abnehmer der karlistischen Blätter — 14,150, 13,300, 13,930 — hatte sich am wenigsten verändert, und diejenige der beiden republikanischen Journale war von 2300 auf 5950 und auf 6700 gestiegen. Also nur die Oppositionsblätter der äußersten rechten und linken Seite hatten einen Zuwachs von 16,450 auf 19,250 und 20,630 Abonnenten. Indessen muß nicht übersehen werden, daß hier der Einfluß der Aprilereignisse des Jahres 1834 noch nicht in Erwägung gezogen werden konnte. In Folge derselben hatte bekanntlich das Erscheinen mehrer Journale der republikanischen Partei, namentlich der „Tribune", Störungen erlitten, während auch in den Provinzen mehre Blätter derselben Ansicht zu erscheinen aufgehört hatten.

Im Ganzen ergibt sich bei den bemerkten Journalen eine fortwährende und ziemlich beträchtliche Verminderung der Zahl der Abnehmer, und zwar von 72,323 auf 60,160 und 56,830. Man hat jedoch nicht Ursache, hieraus allein auf eine Abnahme der Zeitungslectüre überhaupt zu schließen, da grade in jener Zeit noch eine Menge anderer Blätter entstanden und sonach überhaupt eine größere Concurrenz derselben eingetreten ist. Nach mehren Notizen scheint es namentlich, daß die Provinzialblätter in reichem Maße gewonnen, was die pariser Blätter verloren haben.

Einige Jahre vor der Julirevolution waren in Paris 169 Journale herausgekommen, wovon 152 der Literatur, den Wissenschaften, der Religion und 17 ausschließend der Politik gewidmet waren. Alle diese Zeitblätter hatten indessen in Folge der herrschenden Richtung unserer Zeit eine bestimmte politische Farbe. Nach den Bemerkungen von Ch. Dupin waren deren 151 im constitutionnellen Geiste geschrieben und hatten 197,000 Abonnenten und 1,500,000 Leser, während die 18 andern nur 21,000 Abonnenten und etwa 192,000 Leser hatten. In den Departements erschienen damals 75 Journale, von welchen 66 im Sinne der damaligen Opposition geschrieben waren. Nimmt man für die Provinzialblätter eine Durchschnittscirculation von je 1500 Exemplaren an, und rechnet man auf jedes Blatt 10 Leser, so kann man doch immer nur annehmen, daß im Ganzen höchstens ein Zehntheil der Gesammtbevölkerung mit Journallecture sich befaßt hatte. Wenn gleichwol die Presse als eine Macht im Staate sich geltend machen konnte, an welcher die Reactionsversuche der Bourbons scheiterten, und wenn uns vielfache andere Erscheinungen die Gewißheit geben, daß die Bedeutung der periodischen Presse in steter Zunahme begriffen ist, so liegt darin zugleich eine Bürgschaft für die wachsende Herrschaft einer in rascher Folge sich entwickelnden öffentlichen Meinung im Gegensatze mit jeder individuellen Willkür, die von dem zu freier Wirksamkeit sich entfesselnden Geiste des Volkslebens einseitig sich loszureißen versuchen wollte.

Die Lecture periodischer Blätter dürfte in Deutschland mit am wohlfeilsten sein, wofür denn freilich auf ihre äußere Ausstattung weniger als anderswo verwendet wird und sie auch nach ihrem Umfange den französischen und englischen Blättern nicht zur Seite sich stellen können. Die französischen Zeitschriften halten einen Mittelpreis. Am theuersten sind die englischen Blätter. Ein londoner Tageblatt kostet jährlich über 100 Fl. *), ein neuyorker nur 25. Der hohe Preis der englischen Blätter ist hauptsächlich eine Folge theils der beträchtlichen Zeitungsabgaben, theils davon, daß dort auch das Zeitungswesen nach einem besonders großartigen Maßstabe betrieben wird. Während der „Constitutionnel" in seiner besten Zeit drei bis vier Kammerreferenten besoldete, welche jährlich etwa 20,000 Francs bezogen, haben die englischen „Times" nicht weniger als 14—18 Berichterstatter über die Parlamentssitzungen, einen jeden mit einem Wochengehalte von 5—6 Guineen. Ueberdies sind die Druckkosten der „Times" selbst verhältnißmäßig weit be-

*) Das „Canton register", ein in Canton gedrucktes englisches Blatt, kostet 1¼ Fl. jede Nummer. Das ostindische Tageblatt: „Bengal Hurkaru", 240 Fl. jährlich. Auch in Südamerika sind noch die Zeitungen theuer.

deutender. Die Stempelabgabe, welche die britischen Blätter im J. 1830 an den Staat bezahlten, hatte

in England . 10,970,671 Francs,
in Schottland 1,057,528 = =
in Irland . 329,373 = =

also im Ganzen die beträchtliche Summe von 12,357,572 Francs betragen. In demselben Jahre 1830 hatten die Abgaben, welche von den französischen Blättern in die Staatskasse flossen, auf 2,382,000 Francs sich belaufen.

Außerdem muß in England für jede Ankündigung in einem öffentlichen Blatte die bedeutende Summe von 3 Sh. 9 Pence (2 Fl. 15 Kr.) an den Staat entrichtet werden. Es hat dies die Folge, daß die Zeitungen nicht in dem Maße im Interesse des Verkehrs benutzt werden, als dies anderswo der Fall ist. Im J. 1830 belief sich die Gesammtsumme der Privatankündigungen auf 1,092,851, während man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika deren jährlich 10—11 Millionen rechnet. Ueberhaupt sind die öffentlichen Blätter in Nordamerika durchaus keiner Abgabe unterworfen, tragen jedoch mittelbar durch ihre Versendung auf den Posten dem Staate beträchtliche Summen ein.

Eine überraschend günstige Aufnahme ist der sogenannten Pfennigsliteratur, wozu von England aus der Anstoß gegeben wurde, während kurzer Zeit in allen Hauptländern Europas zu Theil geworden. In England werden das „Penny magazine" und seine vielfachen Nachahmungen bereits in zahllosen Exemplaren verbreitet, und auch nach Nordamerika hat dasselbe seinen Weg gefunden. Ebenso kommt in Frankreich die wohlfeile Journalliteratur immer mehr an die Tagesordnung. Es erscheinen daselbst viele Zeitschriften zu 6 Francs jährlich für alle Classen der Gesellschaft, für jede Einzelheit in Wissenschaften, Künsten und Handwerken. Das bei Bossange in Leipzig erscheinende „Pfennig-Magazin" hatte zu Ende des ersten Jahres eine Auflage von 60,000 Exemplaren, eine bis jetzt bei deutschen Zeitblättern unerhörte Zahl. Auch in Rom wird seit März 1834 eine Art Pfennig-Magazin, „Album", herausgegeben; jeder Bogen mit zahlreichen Abbildungen und zu einem Preise von etwa 5 Kr. Nebenbei kommt in England, Frankreich, Deutschland und Nordamerika immer mehr die Mode auf, auch größere und gehaltreichere Werke in möglichst kleinen Lieferungen zu geben, um denselben größern Absatz und weitere Verbreitung zu verschaffen.

Die außerordentliche Verbreitung jener populair belehrenden und zugleich bildlich veranschaulichenden Schriften muß immerhin als ein Zeichen gelten, daß der Trieb des Wissens und der intellectuellen Bildung stets größere Massen durchdringt. Gleichwol lassen sich bei dem jetzigen Zustande dieses Zweiges der periodischen Literatur keine weitern bedeutenden Erfolge, außer den etwaigen pecuniairen für die Unternehmer, erwarten. Das Anhäufen zerstreuter Notizen aus allen Gebieten der Natur, der Kunst und des Menschenlebens mag wol da oder dort in dem Gedächtnisse eine leicht verwischte Spur hinterlassen, aber von einem ordnenden und das Einzelne durchdringenden und verbindenden Geiste verlassen, vermag es den Geist der Leser nicht zu erwecken und zu beleben. Wol aber erkennen wir in jener Erscheinung den Keim einer neuen populairen Literatur, welche, sobald sie erst eine gewisse, durch die verschiedenen Bedürfnisse des Lebens von selbst gebotene organische Gliederung erlangt haben wird, mit bedeutender Wirkung in die Entwickelung des Völkerlebens einzugreifen vermag. Es wird hauptsächlich darauf ankommen, daß man in den Schriften solcher Art nicht mehr Alles für Alle zusammenmengt, sondern daß vielmehr auch dieser Zweig der Literatur, indem die eigenthümlichen Bedürfnisse der einzelnen Classen und Geschäftszweige ins Auge gefaßt werden, nach verschiedenen Richtungen sich entfaltet, während zugleich einzelne Schriften das für Alle Bedeutende in geordnetem und geistig ansprechendem Zusammenhange zur allgemeinern Anschauung und Erkenntniß zu bringen streben. *) 135.

Ueber den Charakter unserer Zeit und den Misklang im constitutionnellen Leben. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der Misgriffe von Seiten der Stände und der Regierungen in Deutschland, und zur Erzielung und Befestigung eines freundlichen Einverständnisses zwischen Beiden, von Einem, der nicht im Dienste der sogenannten Legitimität und Volkssouverainetät, sondern in dem des Patriotismus steht. Heidelberg, Groos. 1835. Gr. 8. 12 Gr.

Das neue Schiedsgericht für die constitutionnellen Staaten in Deutschland. Frankfurt a. M., Oesterrieth. 1835.

Was der ungenannte Verf. der ersten Schrift, der jedoch von dem aufmerksamen und kundigen Leser nicht verkannt werden kann, von sich selbst und von seinen politischen Grundansichten auf dem Titel seiner Schrift sagt, wird durch diese selbst bestätigt; denn er hält streng die Mitte zwischen monarchischem Absolutismus und dem Systeme des demokratischen Princips; er ist ein aufrichtiger constitutionneller Monarchist und zugleich — ein Deutscher. Und in diesem Sinne stellt er hier in einzelnen Hauptzügen ein Gemälde der deutschen Rechtszustände zur Veranschaulichung der bald erfreulichen, bald unerfreulichen Erscheinungen des constitutionnellen Lebens in Deutschland dar, indem er ebenso entschieden mit Wohlwollen und Anhänglichkeit für die erkannte Sache und für die wohlverstandenen Interessen Deutschlands sich ausspricht und im Einzelnen tadelt, vorschlägt, warnt und billigt, wie seine Ueberzeugung es fodert und die Thatsachen es erheischen, als mit dem Ernste des Unwillens und der Verachtung gegen Despotismus, monarchischen und demokratischen, wie gegen das Princip fürsten- und volksfeindlicher Aristokratie und deren Consequenzen sich erklärt. Wir dürfen uns daher nur um so mehr freuen, grade jetzt allen Denen, die Pflicht und Interesse an der immer lebendigern Entwickelung des constitutionnellen Princips und constitutionnellen Lebens in Deutschland Antheil nehmen läßt, besonders aber den Deputirten der deutschen Landtage, denen auch der Verf. seine Schrift gewidmet hat, dieselbe empfehlen zu können, je klarer und verständlicher sie sich, fern von leerer Declamation, wie sie die Gegner der constitutionnellen Monarchie von der einen und von der andern Seite so oft für sich anwenden, über die einzelnen

*) Der vierte und letzte Artikel folgt im Mai. D. Red.

Foderungen jenes Princips und Lebens erklärt. Dabei bildet die Idee wahrer und innerer, auf Kraft und Freiheit beruhender Einheit Deutschlands immer den Hintergrund und Hauptgesichtspunkt, zu welchem alles Einzelne nur die Wege und Mittel bietet, um die Pyramide Eines Deutschlands nach und nach und um so fester und dauerhafter auf diesem breiten und tiefen Grund ausbauen zu können. Weist der Verf. auf der einen Seite die Quellen der Misgriffe und des Mangels an Verständigung über die Interessen der deutschen Völker und Staaten nach (Gewissen- und Lieblosigkeit, Egoismus, unbedingte Verfolgung der Preßfreiheit, systematische Opposition in den Kammern u. s. w.), so spricht er sich auf der andern Seite ebenso verständig als offen über die einzelnen Foderungen zur Befestigung des constitutionnellen Princips und zum Wohle der einzelnen deutschen Staaten und Deutschlands selbst aus, indem er in dieser Hinsicht die an der Tagesordnung befindlichen Fragen (Censur, Ministerverantwortlichkeit — neben welcher hier S. 12—13 gleichwol eine Zurechnungsfähigkeit der Monarchen angenommen wird, deren Nichtverantwortlichkeit diese nur von der Pflicht, Andern Rechenschaft zu geben, nicht aber von dem Rechte der öffentlichen Meinung entbindet, die Nichtheilighaltung beschworener Verfassungen den Souverainen vorzuwerfen — Wahlfreiheit und Wahlbestechungen, Gesetzgebungswesen oder vielmehr Gesetzgebungsunwesen, Nationalgesetzbücher, Gerichtsverfahren, Patrimonialgerichtsbarkeit, Beamtenunwesen, Besteuerung, Gewerbe und Handel, Volkserziehung, namentlich Universitäten, Kirchenreform, Judenemancipation, Bundsgericht für das gesammte Deutschland u. s. w.) von Neuem und hoffentlich zu immer besserer Verständigung darüber bespricht. In der zweiten Schrift gibt der nämliche Verf. zuerst das Protokoll der deutschen Bundesversammlung vom 30. Oct. 1834 mit den 12 Artikeln über das Schiedsgericht und theilt sodann S. 15 fg. einige Bemerkungen über diesen „Schatz von unschätzbarem Werth für Deutschland" mit, besonders um durch Hinweisung auf solche Grundsätze, die aus der Natur des Instituts selbst zu folgen scheinen und zu seiner weitern Fortbildung führen können, zur Ergänzung der diesfalls vorhandenen Lücken mitzuwirken. Er weist zugleich die besondern Vortheile jenes Schiedsgerichts für die Minister und für die Volksrepräsentanten nach, indem er schon im Allgemeinen einen wesentlichen Nutzen davon insofern erwartet, als es durch seine Wirksamkeit in den Deutschen immer mehr die Ueberzeugung zu befestigen vermag, daß „die landesherrliche Gewalt durch Landstände nicht sowol beschränkt, als gestützt und gesichert werden solle". Für die Zukunft Deutschlands, um dessen kräftige Einheit mittels organischer Einrichtungen und durch lebendigen Nationalsinn es dem Verf. auch hier zu thun ist, erblickt er in diesem Schiedsgerichte nicht ohne Grund einen Uebergangspunkt zur Errichtung eines Bundesgerichts, wie ein solches schon 1814 und 1815 von einigen deutschen Regierungen als „nothwendiger Schlußstein des Rechtsgebäudes in Deutschland" vorgeschlagen wurde. 17.

Notizen.

Stimme aus England über Heine.

„Heinrich Heine trat als Poet und Prosaist zuerst ans Licht mit seinen „Reisebildern", und erwarb sich schon damit den Ruhm, wo nicht des witzigsten, doch des gewandtesten Schriftstellers seiner Zeit. Niemand war jemals im eigentlichern Sinne seines Glückes Schmied und der Baumeister seines Rufes als Heine. Durch seine Impertinenzen zog er sich einen ganzen Schwarm von Widersachern auf den Hals, und durch die frivole Weise, womit er über alles Bestehende, was in der Welt seit Adam's Zeit Credit hat, herfiel, brachte er auch seine glühendsten Bewunderer oft in die Verlegenheit, nichts als seine Apologisten sein zu können. Daher kam es, daß man ihn gegenwärtig für vogelfrei hält, während man ihn anfangs nur für einen losen Vogel ansah, und die literarischen Cirkel Deutschlands betrachten ihn gradehin als ihr „caput lupinum", denn seine Hand ist gegen Jedermann und Jedermanns Hand ist gegen ihn. Man muß jedoch diesem wunderlichen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er hat öfters lichte Augenblicke, wo ihm der Genius durch den Kopf springt; diese Momente und Lichtblicke muß man erhaschen und darnach ihn beurtheilen. Er hat viel Talent, und unter andern auch das, „zuweilen ein Genie zu sein". Während seine „Reisebilder" eigentlich nur ein sprudelndes Feuerwerk sind, in welchem schlechte und gute Witze, schlechte und gute Gedanken, Tollheiten, Grobheiten, Empfindungen und Affectationen wie bunte Flämmchen durcheinander herumspringen, so sind dagegen seine Beiträge zur Geschichte der neuern Literatur Deutschlands schon verständiger, ordentlicher und der Anfang einer wissenschaftlichen Ausbildung und Darstellung dieses Gebiets."

Hiergegen müssen wir einen kleinen Einwand machen. Englisch Wort in Ehren! aber das sind sie nicht. Vielmehr richtet dieses Herumspringen im Felde der Literatur und Kunst grade die Wissenschaft zu Grunde. Die deutsche Literatur ist kein Turnplatz, wo die muntere Jugend ihr Kälbchen austreibt, wo das Austreiben die Hauptsache und das Kalb die Nebensache ist. Die Wissenschaft ist überhaupt kein Kalb, so wenig als eine melkende Kuh. Wenn man eine Geschichte der deutschen Literatur schreiben will, muß man denken, und wenn man denken will, muß man der Philosophie ein gutes Wort geben, und wenn man bei dieser reussiren will, muß man den Pagliassohabit ausziehen. Es folgt Eins aus dem Andern.

James Glaßford hat eine Anthologie der italienischen Lyrik in englischer Uebersetzung herausgegeben, über die sich die englische Kritik sehr günstig ausspricht. Dieselbe enthält nicht blos Stücke der berühmtern italienischen Dichter, sondern auch liebliche Blüten minder bekannter Lyriker, als Sannazaro (geboren 1458), della Casa (1503), Bertola, Bussi, Maggi (starb 1699) u. A. Eine Blumenlese der Art, die auch das kleinere Verdienst in sein Licht stellt, ist dankenswerth; deutscher Sinn hat hier das Rechte lang übersehen, und nur die letzten dürftigen Säfte steriler Geister mit weittönendem Namen immer und immer, wie Citronenschalen, ausgepreßt.

Das letzte Jahresdiner des Clubs der Naturfreunde in London war sehr besucht. Es fehlten nur wenige Mitglieder, von denen sich zwei, der eine mit regnigem, der andere mit staubigem Wetter entschuldigten. Das Diner war aus allen sieben Classen des Thierreichs und allen nur erdenklichen Vegetabilien zusammengesetzt, und bestand demnach, wie sich erwarten läßt, aus zahllosen Schüsseln. Die Tische waren nach dem Linnée'schen System geordnet, und da jeder sich genau an seine Specialwissenschaft band, so kamen natürlich die Ornithologen und Ichthyologen weit besser weg als die Entomologen. Während der Mahlzeit tranken die Botaniker in mächtigen Zügen Branntwein mit Zucker, die Ornithologen aber Sect (zu Ehren der Canarienvögel) und Eierbier. Nach dem Essen brach der Uebermuth aus, und man gab sich allerhand Namen und Titel: König Hummel, Königin Biene, Kaiser Motte, Lady Schwalbe, Alderman Buttervogel, Cardinal Roßkäfer u. s. w. Dann folgten Toaste, und die Herren ließen ihre „Cabinete", die „Stände" (Classen) ihrer Reiche und den „ewigen Frieden" leben. Das höchst witzige Wortspiel in dem letzten Toast ist leider unübersetzlich. Es heißt im Englischen everlasting peas (peace), was der Aussprache nach ebenso wohl Wintererbsen als ewiger Friede bedeuten kann. 150.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 15. April 1835.

Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die königl. preuß. Cadettenanstalten bestimmt; entworfen von Albr. von Roon. Mit einem Vorworte von Karl Ritter. In zwei Abtheilungen mit einem Anhange. Nebst 26 Tabellen. Berlin, Duncker und Humblot. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Nicht der bis jetzt unbekannte Verf. dieses Werkes, wol aber das gewichtige Vorwort des berühmten Geographen und die Bestimmung des Buches machen die Aufmerksamkeit auf dasselbe rege und berechtigen, etwas Gediegenes zu erwarten. Auch wird gewiß Niemand leugnen, welcher mit den Leistungen der geographischen Lehrbücher bekannt ist, daß die Geographie als Wissenschaft sowie die Methode des geographischen Unterrichts noch mancher Vervollkommnung fähig und bedürftig sei. Deshalb verdient jeder einigermaßen gelungene Versuch dankbare Anerkennung. Der Verf. des vorliegenden Werkes verspricht dies nicht nur für sich selbst, sondern gibt dafür noch eine besondere Bürgschaft in dem Vorworte Ritter's, der sich also vernehmen läßt: „Gedrängtheit und bestimmte abgerundete Anordnung des nothwendigen Stoffs, in den der kostbaren Jugendzeit angemessensten Rahmen, Verweisung alles Details aus dem Buche, was dem mündlichen Vortrage, der Schulkarte wie der freien Kartenzeichnung der Schüler, die dem Unterrichte des Lehrers stets zur Seite gehen muß, überlassen bleibt; dagegen Begründung geographischer Wissenschaft an sich, wie sie für jeden Gebildeten als Glied in die Reihe der Schulwissenschaften gehört, mit besonderer Begründung der für die Ausbildung des Kriegers nothwendigen Beziehungen waren hier nächste Aufgabe. Die nach dem Inhalte scharf gesonderten Abschnitte und Capitel stehen nicht blos nebeneinander als Aggregat, sondern ihre Resultate stützen sich gegenseitig als Bausteine eines gemeinsamen Gewölbes; sie durchwachsen sich überall im eigentlichsten Sinne. Es ist ein mehr allseitig durchgeführter Versuch einer geographischen Verhältnißlehre, wie wir sie, meines Bedünkens nach, noch nicht als Lehrbuch besitzen.“ Die Worte Ritter's enthalten alles mögliche Lob, und von einem gelobten Manne gelobt werden, ist bekanntlich ein gültiges Zeugniß.

Die Gegenstände der ersten Abtheilung sind: die Einleitung, Begriff und Eintheilung der Geographie enthaltend, mathematische, physikalische Geographie, Oceanographie, Orographie, Hydrographie und Klimalehre, Erläuterungen aus der Völker- und Staatenkunde, Australien, Amerika, Afrika und Asien. Die zweite Abtheilung, welche Europa ausführlich beschreibt, handelt von den räumlichen, orographischen, hydrographischen, klimatischen und ethnographischen Verhältnissen unsers Erdtheils. Der Anhang besteht aus vier vergleichenden Verzeichnissen: 1) der vorkommenden Längen- und Breitenbestimmungen; 2) der Höhenangaben; 3) der Arealgrößen und 4) der relativen Bevölkerung der Länder. Alles Statistische ist in die 26 Tabellen verwiesen, in denen der Verf. 1) Spanien und Portugal mit ihren Colonien, 2) Frankreich mit seinen Colonien, 3) Italien mit der Republik Krakau, 4) die Schweiz und Holland, 5) Belgien und Griechenland, 6) Oestreich, 7) Preußen, 8) den deutschen Bund, 9) Großbritannien und Irland, 10) die britischen Colonien, 11) Skandinavien mit seinen Colonien, 12) Rußland, 13) die Türkei, die asiatischen und amerikanischen Staaten darstellt.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht der Hauptgegenstände mögen nun einige Bemerkungen folgen, welche dem Verf. zu Verbesserungen bei einer künftigen Auflage dienen können. Die Geographie theilt er in mathematische und physikalische, Ethnographie und Statistik oder politische Geographie. Er zieht also keine Grenzlinie zwischen Geographie und Statistik, wie sie doch seit Achenwall, Schlözer und Andern deutlich genug gezogen worden ist. In der mathematischen Geographie fängt er mit dem scheinbaren Horizonte an, ohne den wahren zu erwähnen, und gibt für die runde Gestalt der Erde nur vier Gründe an, und für die doppelte Bewegung, als unnöthig und unzweckmäßig, gar keine. Dies möchte doch nicht ganz unnöthig sein, da im Collegio romano zu Rom das Kopernikanische System noch immer als zweifelhaft vorgetragen wird. Die wichtige Erklärung des Mondwechsels wie der dreierlei Sphären ist ganz übergangen. Das mathematische Klima nennt er die verschiedenen Verhältnisse der Wärme und der Jahreszeiten in den verschiedenen Erdgegenden, da alle andern Geographen die Zunahme der Tageslänge nach den Breitengraden darunter verstehen. In den Bemerkungen über die Weltsysteme ist das altägyptische und Tycho'sche wie die Entdeckung der Ellipsen durch Kepler unerwähnt geblieben. Ueberhaupt ist in diesem Abschnitte Manches zu weitschweifig, Manches zu kurz und ohne wissenschaftlichen Zusammenhang abgehandelt. In der physischen Geographie vermißt man auch mehre wichtige Gegenstände, als: Charakteristik der Naturreiche, Bestandtheile und Schwere der Luft, Verschiedenheit der Meteore und der Winde in den verschiedenen Erdstrichen, das Meerleuchten u. s. w. Die Ebbe und Flut wird nur der Einwirkung des Mondes, nicht den vereinigten Anziehungskräften der Sonne und des Mondes zugeschrieben, und der Springfluten, der Wasserhosen u. s. w. keine Erwähnung gethan. In dem Abschnitte vom Land und Meer sind zwar zu den allgemeinen Benennungen noch örtliche, wie zu Bai Fiord, zu Meerenge Sund, zu Vorgebirge Nase u. a. gesetzt, dagegen aber Dünen, Watten u. a. weggelassen worden. Eine Inselgruppe gilt dem Verf. gleich Archipel, da dieser sonst aus mehren Inselgruppen besteht. In der übrigens nur zu ausführlichen Oceanographie nebst den Inseln, ihrer mathematischen Lage und Größe fehlen dennoch grade bekannte Inseln u. s. w., als in der Ostsee das putzger Wyk und die Halbinsel Hela, an der portugiesischen Küste die Barlingesinseln, in dem adriatischen Meere die Trinityinseln u. s. w. Die Straße von Penikale ist im Deutschen nicht so bekannt als von Feodosia oder Kaffa, welche Namen fehlen. Die Klimalehre ist vorzugsweise behandelt. In den Erläuterungen aus der Völker- und Staatenkunde vermißt man bei den Menschenstämmen die Erklärung von farbigen Menschen und von den Creolen, sowie von den Spiel- und Ausarten der Kakerlaken und Cretins. Nach dem Verf. nimmt man 2000 Sprachen und 5000 Dialekte an, während Andere nur 3093 bekannte Sprachen und Mundarten angeben. Bei dem Wlachischen ist er ungewiß, ob es wirklich romanisch sei; darüber ist aber nach den vorhandenen Sprachlehren kein Zweifel. Bei den slawischen Sprachen fehlt das Illyrische, und statt des Steirischen sollte Krainerisch stehen. Bei der mosaischen Religion fehlen die Rabbaniten und Karäer, bei den Mohammedanern die Wechabiten. Bei den Staatseinrichtungen findet man nichts von den Staatseinkünften, Staatsgewalten und Ministerien, nichts von den Gegenständen des Handels, nichts von der Kriegsmacht u. s. w., was doch alles wissenswerthe Gegenstände sind, welche wenigstens hätten angedeutet werden sollen. Die Bevölkerung Amerikas gibt der Verf. zu 43 statt 60, Afrikas 120 statt 140, Asiens 495 statt 400, Europas 217 statt 235 Millionen an, wie sie Andere berechnet haben.

Von den Tabellen sagt der Verf. selbst, daß die Angaben nicht immer ganz genau seien, und daß dies ihren Werth für den Zweck der Schule nicht verringere, was noch zu beweisen ist;

dessenungeachtet sollten keine solche Nachlässigkeiten vorkommen, wie in der Tabelle vom Königreiche Sachsen, wo der Prinz Johann statt des Prinzen Friedrich als Mitregent, und die seit 1831 aufgelöste Militairakademie statt der neuorganisirten Artillerieschule und die längstaufgehobene Stuterei zu Altzelle als noch bestehend aufgeführt, die Ingenieursausbildungsanstalt in Dresden aber weggelassen ist. Ebenso wenig sollten die Militairbildungsanstalten in Portugal, Spanien, Frankreich, Rußland u. s. w. fehlen. Bei den Regenten sollte wol der Regierungsantritt nebst dem Geburtsjahre angemerkt sein.

So wenig geleugnet werden kann, daß dies Werk mit großem Fleiße geschrieben ist, so kann man doch ebenso wenig in Abrede stellen, daß es nach Gehalt, Methode und Preis den Schriften von Stein, Hörschelmann, Selten, Dittenberger, Belger, ja Müller's Geographie für 10 Gr. nachsteht; denn alle diese sind im Allgemeinen vollständiger und bis auf die Klimatologie und Europas Chorographie reichhaltiger. Der Inhalt könnte hier und da umfassender, die Darstellung aber bündiger sein. Die Methode des Verf. mit den entferntesten und unbekanntesten Erdtheilen anzufangen, wird ebenso wenig den Beifall der Schulmänner finden als die vergleichende Angabe der Lage und Größe der Länder, z. B. (S. 65) die Inseln Sardinien und Corsica, die erstere 10 □Meilen größer als die Insel Timor, die letztere (178 □M.) halb so groß als sämmtliche Aleuten. Eine Andeutung dieser Art wäre hinreichend gewesen. Der Verf. hat auch die Aussprache der fremden Namen angegeben. Wenn dies einerseits dankenswerth ist, so ist es doch andererseits zu tadeln, daß die Angabe der Aussprache theils unrichtig, wie Fehrwell statt Fähruell, Wight — Weith statt Ueit &c. theils unvollständig und ohne Betonung ist, wie Texel, Florida, Labrador, Alandsinseln, Abo u. s. w. Ebenso unangenehm ist die Ungleichheit und Abweichung der Orthographie, als: Krym und Lion, Australien und Asia, Kykladen und Kristall, Archipelag und Archipelagus, ohnschattig, Rön und Speßhardt u. s. w. Von empfehlenswerthen Karten nennt der Verf. nur Grimm's Karte von Australien, die Karten von Berghaus, O'Etzel und Ritter bei Afrika; Karten von Amerika und Europa werden gar nicht angeführt, so nöthig und wichtig die Kartenkunde für das Militair auch ist. Dieser Mängel ungeachtet bleibt das Werk eine Bereicherung der geographischen Literatur und Methode. 50.

Die Alterthümer von Athen, beschrieben von J. Stuart und N. Revett. Aus dem Englischen übersetzt nach der londoner Ausgabe von 1830 und mit einigen eignen Anmerkungen begleitet von Karl Wagner. Dritter oder Ergänzungsband. Auch unter dem Titel: Alterthümer von Athen und andern Orten Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens, gemessen und erläutert von C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton. Darmstadt, Leske. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Der verdiente Ruf des Stuart-Revett'schen Werkes mag der nächste Anlaß gewesen sein, der die obengenannten Architekten bestimmte, ihre nur zum kleinern Theile Attika betreffenden Sammlungen unter die Aegide jenes Namens zu stellen. Zwar erhalten die Besitzer des Werkes, die, dem Namen vertrauend, dieses vorliegende beifügen, nicht wesentliche Nachträge zu Dem, was sie besitzen, oder unerlaßliche Berichtigungen; aber sie erhalten eine Reihe von Untersuchungen, die, mit gleicher Genauigkeit durchgeführt, verwandte Gegenstände beschreiben und sonach auch durch die Auswahl würdig dem Vorigen sich anschließen.

Gleich das erste Capitel bespricht die Denkmäler von Agrigent, besonders seinen oft in neuerer Zeit restaurirten Gigantentempel, dessen Einzelnheiten zwar durch die sorgfältigern Nachgrabungen und scharfsinnig benutzten Funde zum Theil glücklich zu Tage gekommen sind, an dem Vieles jedoch noch lange ein Räthsel bleiben wird. So wird die Anbringung der Thüren auch hier nicht durch Cockerell zur Entscheidung gebracht, und kommenden Architekten bleibt noch Gelegenheit zu fernern Hypothesen über die Zahl der Säulen, über die Form der Thüren und der Fenster und über die Aufstellung der Giganten. Es ist ein Verdienst des gelehrten Uebersetzers, daß er manche Irrungen des Textes in den Noten kurz berichtigt und auf die von Cockerell vielleicht nicht gekannten andere Werke von Hittorff, Klenze &c. vergleichende Rücksicht nimmt, was das Verständniß des Textes wesentlich fördert.

Nachträge zu den athenischen Alterthümern bringen Kinnard, der über Einzelnheiten im Baue der Propyläen, dann über antike Grabsteine und Verzierungen spricht, womit man Donaldson's Bemerkungen im siebenten Capitel vergleichen mag, und Jenkins, der die Felderdecke des Theseustempels genauer untersucht hat. Kinnard macht besonders gelehrte Bemerkungen über den Blumenschmuck, den griechische Künstler an Stirnziegeln, Gebäudegliedern und Vasen anzubringen pflegten, und den man nach Anleitung einer berühmten griechischen Inschrift mit dem allgemeinen Namen Anthemion bezeichnet. Archäologen, die sich es nicht versagen können, auch bei den deutlichsten Spuren eines blos schaffenden Kunsttriebes und den Spielen des scherzenden Genius bedeutsame, wo möglich mystische Entlehnungen von entfernten Culten zu erblicken, haben in diesen Blumen und Schnörkeln Lotusranken sehen wollen, um die Ableitung des Kunstbetriebes bei den Griechen aus Aegypten dadurch zu belegen. Aber sehr gelehrt und verständig wird diese Deutung in den Noten an mehren Stellen abgewiesen. Für die Topographie Athens von Bedeutung sind die Angaben Kinnard's über die Pnyx, die schwerlich je eine andere Stellung des Rednersteines zuließ, als dieser jetzt noch inne hat, obgleich eine alte von Plutarch erhaltene Anekdote die Dreißig im Andenken des Volkes dadurch verunglimpfte.

Die von Delos und Rhenea heimgebrachten Fragmente, die wichtigern auf Mithrascultus bezogen, zeigen, wie barbarisch man eines der blühendsten Eilande des reichen Archipelagus verwüstet hat. Der Reisenden Eifer fand von kolossalen Bildwerken nur Zehen, von ganzen Gebäuden nur Ziegelbrocken; aber die Erklärung der Herausgeber, mit denen auch der Uebersetzer Schritt hält, gibt diesen Fragmenten Bedeutung.

Ueber den Tempel zu Bassä, den Donaldson im dritten Capitel beschreibt, haben die Deutschen Stackelberg's classisches Werk, sodaß Alles hier Beigebrachte nur dadurch wichtig wird, weil es zeigt, wie schnell Reste alter Gebäude, die in Griechenland sich selbst überlassen bleiben, der Zerstörung erliegen. Die Vergleichung des vielbesprochenen ältesten korinthischen Kapitäls mit dem Kupfer bei Stackelberg wird das darthun.

Die urältesten Befestigungs- und Bauwerke, die man in Griechenland antraf, ein Stadtthor zu Messene und das Schatzhaus zu Mycenä, beschäftigen Donaldson im vierten und fünften Capitel, und die Genauigkeit der Maße macht die hier gegebenen Nachrichten Donaldson's dankenswerth, da er bekanntlich auch der Erste war, der aus den angetroffenen Metallverzierungen eine Herstellung des Schatzhauses nach Lusieri versuchte, die freilich wol mancherlei Bedenken anregt, aber doch durch Eigenthümlichkeit zu Vergleichungen weckt.

Eine sehr belehrende Abhandlung ist die desselben Architekten über die Einrichtung der griechischen Theater, nach den Andeutungen, welche das zu Syrakus, das Theater zu Epidaurus und das andere zu Dramyssus an die Hand geben. Der Uebersetzer hat grade hier die Noten nicht gespart und mitunter wesentliche Irrthümer berichtigt. Bei solchem Material werden die Philologen, die dem Scenischen jetzt so große Aufmerksamkeit schenken, bald mehr im Klaren sein, und sind die Entdeckungen fernerhin so erfolgreich, wie sie bisher waren, so wird die Frage

*) Vgl. über den ersten und zweiten Band Nr. 26 d. Bl. f. 1830 und Nr. 68 f. 1832. D. Red.

über das Ekkyklem, die Ottfr. Müller's „Eumeniden des Aeschylus" (S. 100 fg.) verhandeln, über die Stellung des Chors, zuletzt gar über seine Anzahl wol noch durch den Augenschein entschieden.

Das siebente und achte Capitel geben Ornamentenfragmente, die an verschiedenen Orten Kleinasiens zu Tage kamen. Noch mehr architektonisch sind die Messungen der Säulen, in Beziehung auf ihre Schwellung, die Jenkins (S. 271) beibringt, ohne auf die wesentliche Bedingniß, die dabei zum Grunde lag, einzugehen.

Ein auf Korfu zu Carbachio oder Cabachio, wie auf den Bildtafeln steht, entdeckter Tempel mit einem Grabmale von wenig bedeutender Architektur, der aber den Engländern wichtig ward, weil man ihn auf einem ihnen unterworfenen Gebiete fand, ist von Railton im neunten Capitel beschrieben und durch gute Bemerkungen erläutert. Ueberhaupt wird jeder Leser mit Vergnügen die verständige Deutung der guten Bildtafeln bemerken und sich freuen, daß der Uebersetzer, nach Kräften den Text berichtigend und nur selten in kleine Irrthümer fallend, den Werth des sehr gut ausgestatteten Buches erhöht hat. 110.

Fragmente religiös-philosophischen Inhalts von Wilh. Aug. Keiper, herausgegeben von dessen Witwe. Köslin. (Potsdam, Riegel.) 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Schon im Jahre 1828 erschien in Berlin ein Buch unter dem Titel: „Natur, Mensch, Vernunft in ihrem Wesen und Zusammenhange dargestellt von W. A. Keiper und W. A. Klütz". Es war ergötzlichen Inhalts, sonach für Blätter literarischer Unterhaltung wie geschaffen, aber von Leuten feinen Ehrgefühls nicht zu beurtheilen. Denn es wurden darin alle kritischen Richtungen der Wissenschaften Haifische genannt, überhaupt Spaltmäuler, die räuberisch, keck und verwegen sind, im Vertrauen auf ihre Waffen Alles anfallen, besonders die Sägehaie. Die Literaturzeitungen — folglich auch unsere Blätter literarischen Inhalts — hießen schuppigte Lachse, aus allen Mündungen in die Flüsse nach dem Innern des Landes gehend, vom Raube lebend, eine Speise der Vornehmen, dabei gegen den Strom schwimmend und durch gewaltsame kräftige Sprünge selbst über entgegenstehende Hindernisse sich weghebend. Wegen der Organisation der Fische als wahrer Bücherorganisation stellten die Fische die Bücher dar, und der Walfisch das Philosophische des Menschen, dessen Thran in unzähligen Hütten und Gegenden Licht verbreite.

Nun ist der Verf. gestorben und seine Gemahlin Antonie läßt philosophische Fragmente erscheinen; bescheidet sich, den kühnen Geistesbahnen des Mannes nicht folgen zu können, hat aber die volle Glut und Liebe gesehen, aus welcher die reichen Bildungen seines frisch blühenden Geistes hervorgingen; hat an den Glanz und Schimmer liebe Hoffnungen geknüpft, und aus einem glücklichen Beisammenleben willig eine Fülle unersetzlicher Stunden geopfert, sie immerfort den erhabensten und edelsten Zwecken zuzuwenden; ja, es leuchtet ihr auf dem bis dahin trüben Lebenspfade in der Anerkennung dieser Schrift eine holde Sonne. Wer möchte jetzt etwas Feindliches, Haifischartiges ihnen entgegenstellen, wer nicht lieber den phantastischen Flügen freundlich folgen, besser noch wie die Herausgeberin? Denn es gibt nach dem Verf. nur zwei Arten von Gedanken, weibliche und männliche (ein Drittes als Kindthum, schließt sich eng an das Weibliche und ist im Grunde nur dessen Reflex), mithin fassen die Männer am leichtesten männliche Gedanken.

Unter folgenden Ueberschriften ist aus dem Nachlasse des Verstorbenen gesammelt. I. Novalis, über Kunst und Natur. II. Johannes, über das Verhältniß des Islam zum Christenthum und des Katholicismus zum Protestantismus. III. Das Symbol des Daseins, Tod und Leben. IV. Allgemeine Deutungen aus dem Gebiete der Natur, des Menschen und des Geistes. V. Briefe zweier Freunde über das Wesen der Philosophie. VI. Die Vereinigung des Protestantismus und Katholicismus. VII. Bemerkungen über den wissenschaftlichen und politischen Zustand unserer Zeit.

I. Novalis ist als ein neu entdecktes Morgenland anzusehen, er muß im strengsten Sinne weiblich aufgefaßt werden, das Morgenland hat durchgängig Weibliches. Im Männlichen herrscht das Kosmische, im Weiblichen das Solarische. Das Wesen der Dichtkunst ist durchaus weiblich. Die Sonne ist die Phantasie der Natur. Die Temperamente der Menschen lassen sich auf die Weltkörper beziehen, es gibt planetarische, solarische, kometarische und stellarische; umgekehrt lassen sich die Weltkörper als Phlegmatiker, Sanguiniker, Choleriker und Melancholiker darstellen. Schon Novalis bezeichnet das Pflanzenreich als Weibthum, das Thierreich als Mannthum der Natur. Das Gewitter ist Zeugungsact der Natur, nirgend kann man das elektrische Sprühen des erregten Geschlechtstriebes verkennen. Kalte Blitzschläge sind ein unbefruchtender Geschlechtsact. Der Regen ist der männliche Same, welcher durch den Zeugungsact der Menschen gegeben wird. In der Naturflüssigkeit des menschlichen Samens wird jene lebenentzündende geistige Kraft getragen, welche die Natur als solche im Blitze darstellen mußte. Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben sind auf die Revolutionen und geschlechtlichen Krankheiten im weiblichen Körper zu beziehen.

II. Es mag unsere Leser wundern und Ref. selber, aber es hilft nichts, das Morgenland oder „Afrikasien", d. h. die aus Asien und Afrika zusammengesetzte weibliche Erdgestalt, ist weiblich, und der Islam verhält sich zum Christenthume wie Weibliches und Männliches. Wiederum ist im Christlichen der Katholicismus weiblich und der Protestantismus männlich. In dem allgemeinen Rhythmus der Erscheinungen jedoch ist jede Religion zu der männlichen Wissenschaft weiblicher Natur. Der Verf. meint in der mohammedanischen Beschreibung der Engel zu viel Irdisches zu finden: „sie haben subtile Körper, sind heilig und aus Licht erschaffen, essen, trinken und schlafen nicht, es ist unter ihnen kein Mann noch Weib, sie haben keine fleischlichen Lüste, zeugen und gebären nicht, haben besondere Geschäfte, singen Psalmen, thun gottgefällige Werke u. s. w." Wie soll man aber Engel besser beschreiben? Die vielen kirchlichen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte hält der Verf. für ein Zeichen, daß für „Afrikasien" das Christenthum unangemessen sei; ganz anders seien die religiösen Bewegungen unserer Zeit, welche dem Christenthume seine Stelle in der allgemeinen Vernunfteinsicht anweisen wollen. Der Verf. tritt auf die Seite des Rationalismus gegen den Starrsinn und die Unbehülflichkeit der sogenannten Rechtgläubigen und macht dabei eine recht schöne Bemerkung. Die Persönlichkeit der Apostel ist verschieden; dadurch erhält das Christenthum eine reiche Innerlichkeit, wie diese der jüdischen, persischen und mohammedanischen Religion fehlt. Keinem Apostel war ein Buchstabe aufzudringen, und es ist dadurch überhaupt eine freie selbständige Entwickelung des Christenthums unmittelbar im Innern des Menschen verkündet. Nun sollen aus drei Elementen der neutestamentlichen Schriften, aus den vier Evangelien, der Apostelgeschichte und den Briefen des Johannes die griechische Kirche; aus den Petrinischen Briefen, dem Briefe an die Hebräer, den Briefen Judä und Jakobi samt der Offenbarung Johannis die römische Kirche; aus den Paulinischen Briefen die protestantische Kirche hervorgegangen sein. Hiergegen möchten die Kirchen streiten, Ref., wie gesagt, enthält sich alles Streites, aber er meint, grade dieser Aufsatz des Verf. hätte am wenigsten abgebrochen werden müssen, wie von der Herausgeberin geschehen.

III. Nur die Selbstsucht trägt eine erhöhte Persönlichkeit und ein noch persönlicheres Leben in das Reich des Todes. Nur die höchste Bildung und reinste Geistigkeit gehört dazu, den Tod als Tod zu lieben. Eine solche Geistigkeit gehört dann nicht mehr sich selbst, sie gehört bereits der abgelösten Allgemeinheit an und ist für sich schon ein Tod geworden, der Tod, der unmittelbar in dem Menschen lebt. Der Tod in seiner reinen Abgelöstheit ist das Höchste und Vollendetste, der Weltgeist selbst.

„Sein Weib erkennen" nannte einst das Volk des Libanon die erzeugende Umarmung zwischen Mann und Weib. Der Geist vermählt sich hier in dem Manne mit der Idee der Erde im Weibe; Weib und Mann aber sind Eines und Dasselbe, in denen sich die Vernunft und die Natur, Zeit und Raum erkennen. So ist der Mensch nichts anders als das Weib des Daseins; über ihm steht als Mann befruchtend die Vernunft, und unter ihm liegt die Natur unentwickelt, ein Kind, das beides Geschlechtliche vermischt noch in sich trägt; er selbst aber ist in dem Dasein das Erkannte, das Bewußte, das Wissen und Erkennen. Mit dem Erscheinen des Menschen trat der Kindheitgedanke des Weltgeistes wahrhaft in die Erscheinung, ein und Geist und Materie, Tod und Leben umarmten in ihr eine hohe Feier und herrliche Vermählung. Dem Verf. selber wird immer seltsamer zu Muthe, je länger er im Sinnen den Dingen folgt. (S. 102.)

IV. Die Erde mit Allem, was sie in sich hat und bildet, ist ein einziger Menschengeist nach seiner dreifachen Offenbarwerdung in Mann, Weib und Kind, der unendlich durch den Erdenkörper und dessen Gestalten vertheilt ist.

V. Der Verf. will noch einen integrirenden Theil der Philosophie, den Hegel gänzlich übergangen; die Andeutungen darüber sind aber in den paar Briefen sehr unvollständig.

VI. Die höchste Idee des Staats kann nur in der Monarchie, aber keineswegs in einer durch Verfassung beschränkten, erreicht werden; man kommt der Erreichung der Idee am nächsten in Norddeutschland, in Preußen.

VII. Es gibt drei Entwickelungsperioden der Philosophie: das Alterthum, Mittelalter, Deutschland und die neue Zeit. Letztere läßt noch in der Zukunft viel des Herrlichen uns ahnen. Die Vorsehung finden wir nur im Mittelalter, in der eigentlich religiösen Geschichtperiode; die dritte aber gibt statt der Vorsehung das Bewußtsein, die Vernunft.

Für Bücher wie das vorliegende gibt Ref. noch Lesern, welche sich damit befreunden können oder wollen, folgenden von ihm selbst befolgten Rath. Die neuere deutsche Naturphilosophie liebt ein Spiel des Vergleichens, Symbolisirens, des Aufsuchens der Bedeutung des Körperlichen im Geistigen und umgekehrt, gleichwie z. B. der Magnet die Phantasie der Natur und das Licht die Vernunft derselben genannt, oder auch von den Pflanzen als den Mädchen und von den Thieren als den Buben der Natur gesprochen worden ist. Mit je mehr Witz und Combinationsgabe dergleichen geschieht, desto mehr ist es zur Ergötzlichkeit und Anregung geeignet, nur muß es — wie überhaupt bei Witzigem und Scharfsinnigem — möglichst kurz in Worten sich verdichten und den Reichthum der Gaben in die engste Fassung begrenzen. Das geschieht nun selten von den Schriftstellern selber, sondern sie vermischen damit mancherlei Trübes, Weitschweifiges, mithin Ermüdendes. Man mache sich also eine Sammlung des Besten, Merkwürdigsten, Seltensten, gleich den Liebhabern der Naturproducte, und es wird besondere Freude gewähren, wie die Sammlung allmälig wächst, und an Mannichfaltigkeit gewinnt. Hrn. Keiper's frühere Schrift ist dafür weit reicher als dieser Nachlaß, inzwischen hat Ref. sich bemüht, Einiges aus demselben zu bezeichnen, was sich für eine solche anzulegende Sammlung am meisten eignen möchte. 9.

Verfassungen der Cantone der schweizerischen Eidgenossenschaft. Erste Abtheilung, enthaltend die in den Jahren 1831 und 1832 aufgestellten Verfassungen der Cantone Zürich, Bern, Luzern, Schwitz äußeres Land, Freiburg Solothurn, Basel-Landschaft, Schaffhausen, St.-Gallen, Aargau, Thurgau, Waadt. Mit einer Einleitung von Thomas Bornhauser. Trogen, Meyer und Zuberbühler. 1833. 16. 20 Gr.

Da in Folge der durch die Julirevolution herbeigeführten oder doch beschleunigten politischen Umgestaltungen vieler schweizerischen Cantone nicht allein das Interesse für die politischen Einrichtungen der Heimat, sondern auch die Pflicht und Nothwendigkeit, sich eine genauere Kenntniß derselben zu erwerben, viel allgemeiner geworden sein muß, so ist wol nicht zu bezweifeln, daß die vorliegende Sammlung einem dringenden und weit verbreiteten Bedürfnisse abhelfen wird. Indem sie auch nur darauf berechnet ist, indem sie nur die Gegenwart im Auge hat, so wird sie sich auch nur auf die gegenwärtig in der Schweiz geltenden Verfassungen beschränken, ohne die erloschenen aufzunehmen; eine Beschränkung, welche um so zweckmäßiger erscheint, als die Kenntniß der letztern leicht aus Usteri's „Handbuch des schweizerischen Staatsrechts" geschöpft werden kann. Die erste Abtheilung enthält in den auf dem Titel angegebenen Verfassungsurkunden auch eine, welche sich in den von Pölitz herausgegebenen „Europäischen Verfassungen" noch nicht findet, nämlich die des Cantons Waadt, welche hier übrigens im Original, in der französischen Sprache mitgetheilt wird. Die Fortsetzung soll die Verfassungen derjenigen Cantone enthalten, auf welche die Bewegungen jener Jahre keine dauernden Einwirkungen ausgeübt haben. Die Einleitung gibt zunächst einen Ueberblick der Ereignisse, welche während dieser Jahre in der Schweiz stattgefunden haben, um als Schlüssel zum gegenwärtigen politischen Zustande des Landes zu dienen; indeß hat sich der Verf. dabei auf einen so kleinen Raum beschränkt, daß er nur das allgemein Bekannte, die wichtigsten Thatsachen des äußern Verlaufes der Begebenheiten zusammengestellt hat, obwol eine größere Ausführlichkeit hierin seiner Sammlung am meisten ein allgemeineres Interesse auch im Auslande hätte geben können. Sodann folgt eine kurze Charakteristik der neuen Verfassungen, bei welcher hauptsächlich die zwischen ihnen vorhandene Uebereinstimmung, die namentlich in dem Voranstellen des Grundsatzes der Volkssouverainetät, in dem Mistrauen gegen die Regierung und in der Festsetzung einer Revision nach bestimmter Zeit hervortritt, und die Abweichungen in der Durchführung des demokratischen Princips und der Trennung der Staatsgewalten berücksichtigt sind. Dieser Darstellung zur Seite tritt eine Bezeichnung der Mängel und Gebrechen der fortdauernden alten Verfassungen, welche meistens nicht abgeleugnet werden können; nur bei seiner Ansicht von dem Zustande Neuenburgs und dem Verhältnisse dieses Landes zur schweizerischen Eidgenossenschaft vergißt der Verf., wie so viele Andere, daß dies Land bereits ein Jahrhundert hindurch dem Könige von Preußen gehört hatte, als dieser eine Verknüpfung desselben mit der Eidgenossenschaft gestattete, und daß demnach diese Verbindung nur so weit bestehen konnte und sollte, als sie den seit so langer Zeit geltenden und anerkannten Rechten des Souverains keinen Eintrag that; zuletzt spricht sich der Verf. noch über die Nothwendigkeit einer engern Verbindung, einer größern Centralisation aus, als des einzigen Mittels, die Schweiz auf sichere Weise vor dem Schicksal Polens zu bewahren. Wir begnügen uns mit dieser Andeutung des Inhalts der Einleitung, da sie gleichfalls nur Andeutungen enthält, und da sie nur eine Zugabe zu dem Hauptinhalte des Buches ist. 66

Anfrage.

Grade was uns recht nahe liegt, das übersehen wir am leichtesten. So erwähnt Aretin in den „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" (1806), Bd. 6, S. 223, einige Gedichte aus einem Codex der leipziger Rathsbibliothek, auf den wir, da er noch ungedruckt zu sein scheint, hier aufmerksam machen wollen. Vielleicht daß der Gelehrte, welcher eine Schrift über die Schätze der gedachten Bibliothek vorbereitet, auch auf solche literarische Schätze Rücksicht nimmt. Möchte sein Unternehmen Unterstützung und Anerkennung finden, die dasselbe in so reichem Maße verdient! 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 106. —— 16. April 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Zweiter Artikel.*)

9. Francesca von Rimini. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach dem Italienischen des Silvio Pellico von K. L. Kannegießer. Zwickau, Schumann. 1834. 16. 6 Gr.

Erst neuerlichst hat L. Tieck den Alfieri und mit ihm zugleich die ganze italienische Tragödie als den Typus der Unpoesie und als den Scheitelpunkt des Langweiligen charakterisirt. Viele werden wie wir Bedenken tragen, die Meinung des großen Novellisten zu theilen. Die Tragödie der Neuitaliener tritt allerdings, von Alfieri vorgebildet, noch strenger, einfacher, intoleranter und in starren Formen noch abgeschlossener hervor als die altfranzösische; aber daß sie den Vorwurf der Langweiligkeit rechtfertige, haben wir niemals erfahren, so oft wir auch Alfieri'sche Tragödien in Kreisen von allen Farben und Schattirungen vorgelesen haben. Vielmehr haben wir stets gefunden, daß die Jugend wie das Alter ihnen mit regester Theilnahme zuhörte, daß sie in ihrer Einfachheit auch dem ungeübtesten Verstande als Kunstwerke klar wurden, und daß sie dem Geübtesten zu denken gaben und Befriedigung gewährten.

Das Non plus ultra von Einfachheit in Plan und von Klarheit vorgebildeter Charaktere findet sich in Pellico's Tragödie wieder, und daß es wahrhaft wohlthuend ist, nach so vielen gutgemeinten Verirrungen, nach dem Durcheinander von Schrecken und Lächerlichkeiten, wie es unsere Bühne jetzt verunstaltet, wieder einmal auf die rein, scharf und deutlich ausgeprägte Idee der Tragödie zu treffen, dürfen wir wol nicht erst versichern. Die Größe ist immer einfach, und daß die Einfachheit im Kunstgebilde wenigstens an die Größe einigermaßen erinnert, ist jedem Nachdenkenden offenbar.

Wir müssen die schöne Arbeit Pellico's hier als hinreichend bekannt voraussetzen und haben daher nur anzuführen, daß ihr verständiger und geschmackvoller Bearbeiter einige wesentliche Veränderungen mit ihr vorgenommen hat. Zuerst hat er die fünf sehr kurzen Acte des Originals in drei immer noch kurze Aufzüge zusammengezogen. Nächstdem hat er, dem Tadel italienischer Kritiker zu begegnen, den ganzen Schlußact umgebildet. Man hat es mit Recht gerügt, daß Lanciotto sich zu einer Untreue gegen seinen Charakter hinneigt, wenn er in halber Vergebung endet, und daß Paolo gegen das Ende hin an unserer Achtung verliert, indem er von der Reinheit seiner Liebe zu Francesca abfällt, wenn er sie ihrer Pflicht zu entführen sucht. Beiden Anstößen weicht der Bearbeiter aus, indem er die Liebenden völlig schuldlos und so rein sterben läßt, daß sie, statt auf die Qualen — wie bei Pellico — auf die Wonnen der Zukunft mit brechendem Auge schauen können. Ohne Zweifel hat auch Pellico wol empfunden, daß dieser Schluß der bessere sei; allein er hat ihn wahrscheinlich seinem Dante zum Opfer bringen zu müssen geglaubt, der beide Liebende in die Hölle versetzt hat. Ueber die Schönheiten dieses Stücks, das sich ganz in der einzigen Empfindung schuldloser, aber unglücklicher Liebe vollendet, können wir uns hier nicht verbreiten; ein Kunstwerk ist es gewiß, wenn vielleicht auch ein kaltes. Nur das müssen wir bemerken, daß die Bearbeitung so trefflich ist, wie sie von dem Uebersetzer des Dante zu erwarten stand.

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 45—47 d. Bl. D. Red.

10. Ahasverus. Frei aus dem Französischen des Edgar Quinet. (Vier Tage: Die Schöpfung. Die Leidenszeit. Der Tod. Das letzte Gericht.) Ludwigsburg, Nast. 1834. 8. 2 Thlr.

In gewissem Betracht kann man dies Drama als das großartigste Gedicht bezeichnen, das je im Gehirn eines Franzosen entsprungen ist. Eine Schöpfungs- und Weltgerichtstragödie nach Studien des „Faust" ist in der That etwas, von dem die französische Literatur vor 20 Jahren noch keine Vorstellung hatte. Wer wollte leugnen, daß deutsche und englische Studien den Franzosen genützt, ihren poetischen Gesichtskreis erweitert, sie zum Begreifen des Großen in der Dichtkunst überhaupt erst fähig gemacht haben? Aber das Begreifen, zu dem sie endlich gelangt sind, schließt noch nicht die Fähigkeit des Wiedererzeugens in sich, und bei diesen Versuchen der Wiedergeburt vergreifen die Franzosen sich noch standhaft, indem sie den Schein der Größe für die Größe selbst, das hohle Wort für den tiefen Gedanken nehmen. Es ist etwas unverkennbar Angeeignetes, Nachgeahmtes, Nichtempfundenes in ihren Versuchen dieser Art, etwas wesentlich Unwahres in ihrem Streben nach Dem, was sie jetzt ganz richtig als das Großartige in der Poesie erkannt haben, und der Grund dieser Unwahrheit liegt in ihrem Mangel an religiösem Glauben. Wenn Jemand, der in der Weltform keinen Gott erkennt oder glaubt, uns dennoch immer von Schöpfer, Richter, Wahrheit oder Tugend erzählt, so fühlen wir, daß er mit sich selbst im Streit und innerlich unwahr sei. Daß aber der Glaube an Gott und Tugend aus den Franzosen im Ganzen genommen gewichen sei, darüber läßt ihre neue Literatur, ja überhaupt ihre neue Geschichte kaum einen Zweifel übrig; denn beide sind bemüht, uns die Tugend als eine Lächerlichkeit und die Weltregierung als einen nichtigen Wahn darzustellen. Daß bei solcher Gesinnung eine Weltgeschichts- und Weltgerichtstragödie, wie dieser „Ahasverus", ein verwunderliches Ding sein müsse, eine Art von poetischem Ungeheuer, ist keine Frage. Und in der That ist sie denn auch ein sehr merkwürdiges, sehr charakteristisches, aus Größe und Lächerlichkeit gemischtes Poem geworden, das wir unsern Lesern um seiner erstgenannten Eigenschaften willen nicht genug empfehlen können. Einen Franzosen der alten Zeit würden schon die Namen der in diesem Drama sprechenden Personen in eine Art starren Staunens zu versetzen genügen. Der Ocean, die Schlange, Leviathan, der Vogel Vinatheyna, der Fisch Macar, welche die Conversation eröffnen; der Mond, die Sterne, der Ibis, die Sphinxe, die

Mauern von Babel, Jerusalem und Persepolis, Maria, Christus, Engel Michael, die sie fortführen; das Weltall, die Viola, die Posaune, der Chor der Berge, der Adler, der Löwe, das Firmament, die Ewigkeit, das Nichts, die sie beenden, — Racine hätte daran genug, um einen Monat lang vor Staunen nicht zu sich selbst zu kommen, und selbst ein deutscher Kritiker wird bei diesem Personenregister etwas neugierig. Er glaubt, es müsse doch etwas Großes sein, weshalb der Poet so erlauchte Personen, als das Firmament und die Evangelisten und das Nichts, incommodirt. Im ersten Ueberblick betäubt ihn auch in der That der Schall der mächtigen Worte, der altehrwürdigen Namen, die er hört; hört er ihnen jedoch länger zu, so wird er bald inne, daß es über allen diesen großen Worten eigentlich gar nicht zur Sache — nämlich zum Gedanken — kommt, oder doch, daß dieser bei dem ganz Gewöhnlichen, den Schauern von der Ewigkeit und Größe des Weltenschöpfers, dem Gefühl der Nichtigkeit des Menschenthums, welches seine nichtige Unterordnung nicht findet, stehen bleibt, ohne irgend zu tiefern Entdeckungen zu gelangen, wie „Faust" oder „Manfred" sie uns enthüllen. Nichtsdestoweniger ist dieser Versuch für einen Franzosen ein unendlich kühner, ja selbst ein verdienstvoller und jedenfalls ein so merkwürdiger, daß wir seinem Ueberblick noch einige Zeilen widmen müssen.

Die Tragödie beginnt mit der Weltschöpfung. Gleich hier zeigt sich, wie, worin und weshalb der Dichter gegen sein hohes Vorbild, den „Faust", so unendlich weit zurückbleibt. Warum denn? werden wir gefragt, und in aller Kürze antworten wir: weil er eine unendlich geringe und verwerfliche Vorstellung von der weltschaffenden Weltregierung nährt! Der ewige Vater ruft bei den Klagen seiner Geschöpfe zum Ocean: „Tilge die Erde hinweg wie ein schlechtgeschriebenes Blatt; sie taugte nicht, wir haben uns geirrt; wir wollen eine neue schaffen." Wer erkennt in diesen Gedanken nicht den Franzosen, den jungen französischen Dichter, dies närrische Geschlecht, das ohne Glauben und ohne Liebe Alles besser machen zu können wähnt als der Herr, und das, anstatt seinen Willen und sein Gesetz zu prüfen und die endliche Harmonie aus allen seinen Vorhalten und Dissonanzen herauszuhören, anstatt sich zu bemühen, die Natur zu studiren und in Liebe zu ihr zu finden, daß sie ewig und ewigschön ist, ihr so gern Vorschriften gibt, wie sie Dies oder Jenes ändern und bessern könnte? Dies kleine Geschlecht, sagen wir, das, weil es seine kindischen Wünsche scheitern, seine Spielwerke von dem Arm der Natur zerbrechen sieht, sofort Zeter schreit, an keine Tugend glaubt und in den dumpfsten Materialismus verfällt; dies Geschlecht, das zwischen Groß und Klein nicht unterscheiden kann und immer vergißt, daß die Erde ein Sandkorn im Universum, der Mensch das Sandkorn eines Sandkorns, sein irdisches Dasein der Schatten eines Augenblicks ist; dies Geschlecht endlich, dem noch erst ein guter protestantischer Katechumenenunterricht noththut, und dem erst noch ein Schefer geboren werden muß, welcher ihm zuruft:

> Nur, wer die *ganze* Stimme der Natur
> Vernimmt, hört ihre Harmonie heraus!

Genug — was in diesem Gedicht fehlt, was ihm zum Gedicht fehlt, ist nichts Anderes als Dasselbe, was der gesammten französischen Poesie mangelt, und was unser „Faust" grade verkörpert: die πίστις, das Gottvertrauen! Im Nebensächlichen gelingt dem Poeten außerordentlich viel. Gleich hier im Eingang ist ein schöner Zug. Der Ocean, durch das Gebot des Herrn groß gemacht, wird stolz und übermüthig. Er verschenkt den letzten König von seiner Tafel; doch wie er sich gegen ihn überhebt, ruft der Vater: „Genug, schaumgeborene Majestät — zurück in deine Grenzen, berauschter Wassertropfen!" Nun kommen die Menschenstämme vom Himalaya herab; der Fluß Indus, der Ibis und die Sphinx führen sie zu ihren neuen Wohnsitzen; dann halten die Städte Babylon, Persepolis, Theben ein Gespräch und erkennen Jerusalem den Preis zu. Die Könige des Morgenlandes folgen dem Stern zu der Krippe hin, Greif und Löwe schmiegen sich zu den Füßen des Kindes, die Maulthiere selbst und die Vögel sprechen zu ihm und huldigen ihm.

Der zweite Tag enthält die Leidensgeschichte. Der Heiland, auf dem Wege nach Golgatha, trifft auf Ahasver. Dieser lästert ihn und ruft: „Hinweg aus meinem Schatten, falscher Prophet, dein Weg liegt vor dir — geh, geh!" Nun spricht der Heiland den Fluch wider ihn, der sehr schön gedacht ist. Ahasver flieht seinen Vater und seine Kinder; wo er ruhen will, ruft das Echo ihm zu: Weiter — weiter! Ein gänzlich albernes Intermezzo, in dem der Poet wie ein Journalist zu Frankreich spricht und ihm Vorwürfe macht, Napoleon verrathen zu haben, — fürwahr ein Esel in der Löwenhaut — schließt den zweiten Tag. Der dritte, „Der Tod" überschrieben, ist in der That voll origineller Poesie, der vorzüglich dichterischste Theil des Ganzen. Die völlig neue Personification des Todes in der Gestalt eines alten Weibes, Mob, welche Rahel, den gefallenen Engel, als Pflegetochter bei sich hat, ist ein schönes Pröbchen poetischen Vermögens bei dem Dichter. Dieser gefallene Engel nun wird Ahasver's Geliebte, die ihm auch nach der Entdeckung treu bleibt. Ahasver, der den Tod sucht, erschrickt doch, als er Frau Mob halbentkleidet antrifft. „Mit welchem Namen soll man dich nennen?" fragt er. „Wähle", antwortet Mob:

> Spricht man vom Himmel,
> So bin ich der leere Raum;
> Vom Meere: der Sturm;
> Von der Erde: der Abgrund;
> Von den Bäumen: die Cypresse;
> Von den Vögeln: der Geier;
> Vom Feuer: die Asche;
> Vom Schwert: die Schneide;
> Von der Liebe: der Abschied;
> Von der Hoffnung: der Rauch;
> Vom Verlangen: die Reue;
> Von der Krone: die Dornen;
> Von der Frucht: der Wurm;
> Von der Welt: das Nichts.

Mob liebt ihn und will ihn mit Rahel's Hand beglücken; sie führt das Paar in den strasburger Münster zur Einsegnung. Hier halten die Todten ihren Festtanz, streiten dann, bis Christus am Kirchenfenster erscheint und „Genug!" ruft. Mob erscheint, und Papst Gregor will das Paar einsegnen, als Christus seinen Namen ruft. „Sei verflucht!" antworten die Todten und verschwinden in ihren Grüften. Selbst Mob flieht und ruft Rahel zu: „Der Huf ihres Rosses soll im Vorüberfliegen ihren Ahasverus niedertreten". Hierauf wieder ein Intermezzo, in dem unter Anderm die Poesie gepriesen und Deutschland eine alte Liebe aufgekündigt wird, wahrscheinlich weil es nicht revolutionirt. Der vierte Tag: „Das letzte Gericht", zeigt Ahasver und Rahel, die ihm folgt, in der Wüste, im Gespräch mit dem Ocean. Endlich ist die Welt untergegangen und, wohl zu merken, selbst von Frankreich ist nichts übriggeblieben als der Name Napoleon, und zwei Kindernamen: Ludwig Capet und der Herzog von Bordeaux (armer Dichter!). Da erscheinen die Engel des Gerichts. Rom, Babylon, Paris werden gerichtet; Albertus Magnus, Sappho, Heloise, Gabriele von Vergy u. A. m. erscheinen; der Montblanc, trotzdem, daß er untergegangen sein sollte, huldigt Maria, der Fürbitterin; der ewige Vater, selbst nur der Vollstrecker der Befehle des Fatums, verurtheilt Rom; die neuern Völker verweist er in den Abgrund, wo sie einen Fußpfad finden würden, der zu ihm hinaufführt; endlich kommt Ahasver von Mob geführt. „Und wer bin ich?" fragt ihn Christus. „Du bist mein Herr", ist die Antwort. Die Stimme Rahel's: „Ich folge ihm", hat ihn gerettet: Christus nimmt die Bürde des Lebens von ihm zurück. Mob wird verabschiedet. Da von der Welt nichts mehr übrig ist, setzen Christus, der Vater, die Ewigkeit und das Nichts das Gespräch fort. Die Ewigkeit ruft: „Die Welten langweilen (!) mich mit ihren Seufzern. Stürzet zusammen, Welten!" „Be-

hin?" fragen diese. „Hier, unter diese Falte meines Gewandes", ist die Antwort der Ewigkeit. Nun fragt das Nichts: „Aber mich wirst du doch um dich behalten?" „Nein", sagt die Ewigkeit. Das Nichts: „Nun, wer wird dich denn bewachen?" „Ich!" „Und wer wird deine Krone tragen?" „Ich!" So schließt der Epilog, nachdem Gott Vater gesagt: „Ahasverus ist der ewige Mensch. Sein Loos ist das ihre. Unser Werk ist vollbracht. Morgen schaffen wir neue Welten; indeß schlafen wir unter unserm Baume im Walde der Ewigkeit." Man wird dieser Skizze, hoffen wir, nicht ohne einige Theilnahme, wie sie ein so seltsames Gedicht stets erweckt, gefolgt sein. Poesie regt sich in ihm, Poesie ist sein Element; viele großartige Züge und viele zartgehaltene Stellen erfreuen uns, überraschen sogar und erregen etwas, das an Bewunderung streift; aber zu einem würdigen Gedankenziel gelangt das Ganze nicht.

Die Arbeit des Uebersetzers ist zu loben; seine Sprache ist rein, würdig und poetisch. Ein Fortschritt auf dem Felde der Dichtung ist und bleibt dies Drama für Frankreich, dessen geistige Krisis es uns zu verkünden scheint.

11. Der Rache Schwanenlied. Schauspiel von Eduard Duller. Stuttgart, Hallberger. 1834. Gr. 12. 18 Gr.

Eine etwas überschraubte Sprache abgerechnet, welche auch n einem pretiösen und unverständlichen Titel hervorbricht, ist dies Drama, wie des Verf. Arbeiten meistens sind, ernst, würdig und in einem ganz poetischen Gedankenkreise bewegt. Neenher ist an ihm auch ein formeller Fortschritt gegen frühere ramatische Versuche (z. B. „Meister Pilgram") wahrunehmen, und eine solche Wahrnehmung ist für die Kritik imner bestechend, weil sie sie gern für ihr Werk hält. Die Voriebe des Verf. für dunkle Charaktere, mystische Schrecknisse, ibernatürliche Einflüsse waltet in diesem Drama auch wieder, nsoweit als sie die ganze Begebenheit mit einem düstern Schleier ekleidet, und die Schatten- und Nachtseiten der Natur und des Menschen hervorhebt. Der Untergang des Geschlechtes der Wersch, er ursprünglichen Beherrscher Böhmens, im Kampf gegen das Haus der Libussa, und seine Abkömmlinge Herzog Jaromir und Ulrich, dieser Untergang, verdient durch Stolz und unbeugsamen Hochmuth, und versöhnt durch die Liebe Bretislaw's, Ulrich's Sohn, zu Swantewa, Kochan's Tochter, ist der Gegenstand dieses Dramas, das von einer Reihe poetisch erfundener Gestalten, wie die des wilden Kochan, der Drahomira, Altmutter des Geschlechts und Prophetin ihres eignen Verderbens, Ulrich's, Jaromir's, des geblendeten Herzogs, des Astrologen Samuel und er heitern Lichtgestalten Bretislaw und Swantewa anziehend und lebenvoll durchgeführt wird. Kochan hat den Tod seines Sohnes an dem verhaßten Herzog zu rächen; zu diesem Ziel erdingt er sich zu seinem Dienst, wofür ihn sein Geschlecht verlucht und ausstößt; er aber weiß den König Boleslaw Chobri on Polen in sein Vaterland zu locken, durch ihn den Herzog u stürzen, den Gefangenen zu blenden. Mitten im Triumph der Rache aber fällt er durch Bretislaw's Sieg und von dem Schwerte des Geblendeten, während Swantewa und der Sieger ich erkennen. Eine wirkungsvolle, echt dramatische Führung der Fabel, bei der jede Scene zum Ziele drängt, und eine bilderreiche, kraftvolle Sprache, die sich im jambischen wie im trochäischen Vers mit Leichtigkeit bewegt und des Reimes sich weckmäßig bedient, kommt den scharfgesonderten Charakteren zu gemeinsamer Wirkung zu Hülfe, sodaß sich das Ganze als ein Werk aus einem Guß geltend macht. Nur der durchhin düstere und grimme Ton, der kaum in den Scenen der Liebe etwas zurücktritt, erinnert an einige Unfreiheit des Dichters. Dies ist die Klippe, vor der er sich zu hüten hat und der er mit dem Aufgebot sanfterer Gefühle zu begegnen suchen muß. Ebenso schadet er sich auch durch ein unablässiges und gewaltsames Ringen nach poetischem Ausdruck. Die Lehre vom Contrast sollte kein dramatischer Dichter vergessen; zuweilen den Ton sinken zu lassen, ist das beste Mittel, ihn recht zu steigern. In jenem unablässigen Ringen erschlafft die Kraft des Dichters wie die Aufmerksamkeit des Hörers, und der gesunkenen Kraft begegnet die Schwachheit in Versen wie diese:

> Frag' ich mich, was ist ein König,
> Kann ich leicht mir Antwort geben,
> Wiegt doch seine Macht so wenig (!)
> Als hier eines Weibes Leben.
> Was ein König ist? Ein Kreisel (!)
> In der Hand des schlauen Lenkers,
> Und ein Blitz in Adlerskrallen,
> Und ein Beil im Arm des Henkers.
> Doch nun kommt auf frischen Gängen (!)
> Der gewalt'ge Held geschritten,
> Faßt den Staat, die spröde Dirne (!)
> Kräftig um des Leibes Mitten....
> Werber sind der Muth und Tod,
> Nur so (!) ist die Braut zu zwingen.
> Hat der Schwan sein Lied vollbracht,
> Will's der Adler weiter singen. (!)

Natur und wahre Poesie sind entflohen, und das hohle Wort ist geblieben. Doch der Verf. weiß verfehlte Stellen dieser Art durch echt dramatische, wie die Scene von Kochan's Tod und andere, wieder gut zu machen, und durch achtbare Proben von Talent Hoffnungen zu noch reinern und kunstgerechtern Leistungen zu erwecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ostergabe, oder Jahrbuch häuslicher Andacht und frommer Betrachtung über Tod, Unsterblichkeit, ewiges Leben und Wiedersehen, in Verbindung mit mehren Gelehrten und Kanzelrednern herausgegeben von J. Chr. Ernst Lösch. Zweiter Jahrgang. 1835. Nürnberg, Bäumler. Gr. 12. 1 Thlr.

Rec. hat den ersten Jahrgang in Nr. 356 d. Bl. f. 1834 kurz als eine willkommene Gabe angezeigt. 1835 sind ziemlich die vorigen Mitarbeiter, und wir wollen diesmal den Inhalt des Jahrgangs, der, wie wir wünschten, nicht mehr in zerstückelten Heften, sondern als ein Ganzes uns zugekommen ist, mit unsern Bemerkungen angeben. 1. Von dem Herausgeber: „Die Frauen am Grabe des Auferstandenen". Vortrefflich. „Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus der Wahrhaftigkeit, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes." Das Bekannte, aber gut gesagt. Statt Beweise zieht Rec. Glaubensgründe vor. „Die Lehre des Alten Testaments über Unsterblichkeit und ewiges Leben." Mit gerechter Wagschale gewürdigt. Die Fortsetzung wird folgen. „Von dem Wiedersehen jenseits." Rec. drückt aus der Ferne Hrn. Lösch dankbar die Hand für die schöne, der Schwärmerei wie der Vernünftelei gleich ferne Betrachtung. „Ueber den Glauben mehrer Völker an eine Seelenwanderung." Sehr lesenswerth. 2. Von Lampert: „Die Wanderung durchs Leben, unter dem Geleite des frommen belehrenden Freundes. Nach Lucas 24. Die Wanderer nach Emmaus." Erbaulich, sowie die Lieder: „Trost im Schmerze" und „Ergebung" (am Grabe eines geliebten Kindes). 3. Von Dietelmaier. Osterpredigt: „Wie beweisend das klägliche Lebensende des Menschen für seine Fortdauer nach dem Tode spricht". Diese wohl durchdachte Arbeit hat doch manches zu Gesuchte, und gegen die Schilderung „des kläglichen Endes" möchten wir viel einwenden. Das Gedicht: „Des Grabes Grauen und Anmuth", enthält neben ergreifenden Stellen auch nicht treffende. 4. Von Schottin: „Simeona", ein liebliches Gedicht, sowie die „Betrachtungen: Daß uns Christen unser Glaube immer vom Leben auf die Ewigkeit führe", Geist und Gemüth befriedigen. Ergreifend ist: „Die Stimme der Gräber an den Christen", vorzüglich aber: „Der Christ beim Tode Derer, die sich freiwillig des Lebens beraubten". Wahrheit in Liebe bei einem solchen Falle. 5. Witschel: „Der Glaube am Grabe". Möchte doch

der würdige Mann, der in dankbarem Andenken fortleben wird, wenn die Verächter seiner frommen Gesänge längst vergessen sind, mehr liefern. 6. Von Kapp, Pfarrer in Erlangen: „Osterpredigt", spricht das Herz nicht an. 7. Elise von Löffelholz: „Freude in der Todesstunde" und „Ein Blick auf das Grab"; wird man gern lesen. 8. Seidel über Weillodter ist des herrlichen Verewigten, mit welchem Rec. 1790 anderthalb Jahr, obschon nicht in näherer Verbindung, in Jena ebenfalls unter den trefflichsten Lehrern „eine schöne und glückliche Zeit durchlebte" (S. 150), und dessen Predigten in der akademischen Kirche schon gern gehört wurden, ganz würdig. 9. D'Autel's „Predigt über das Evangelium vom reichen Manne", kräftig; ob aber das Evangelium das Alles beweist, was der Verfasser daraus herleitet, wollen wir nicht entscheiden. 10. De Wette: „Die Liebe ist größer als der Glaube". Ist gegen die Sophismen des Pantheismus zu empfehlen. 11. Von Seiler: „Todesannäherung", „Des Geistes Stimme", „Sehnsucht nach den verstorbenen Geliebten" zeichnen sich aus. 12. Jacobi's in Waltershausen „Charfreitagspredigt" gefällt sich im Ausmalen der Nebenzüge, aber das Ergreifende des Charfreitags fehlt. 13. „Der Himmel" von Gampert, nicht grade sehr dichterisch, aber doch ansprechend; so auch das „Gebet eines viel leidenden Kranken" und „Im Gefühl der Todesstunde". 14. Dr. Engelhardt: „Ueber die Leichengebräuche bei den Chinesen". Wird gefallen. Wir wünschen der „Ostergabe" viele Freunde und Ermunterungen zur weitern Erscheinung; möge sie sich nur immer so rein von dem Sauerteig der bairischen Verfinsterung erhalten. 44.

Notizen.

Bei Gelegenheit einer Kritik der neuen Tragödie der Herren Anicet-Bourgeois und Maillan: „La nonne sanglante", welche nichts ist als ein wüstes Plagiat aus Lewis' gräßlichem Roman: „Der Mönch", gibt ein halbfranzösischer Romantiker eine Probe, wie viel er von Volkspoesie versteht. Er spricht sehr ausführlich über die Absurdität solcher pseudopoetischen Schauergemälde à la Spieß und Cramer, welche aus rollendem Donner, strömendem Regen, heulendem Sturm, seufzenden Windfahnen, schreienden Uhus und wandelnden Geistern zusammengesetzt sind, und führt als ein Seitenstück zu diesem Charivari eine Ballade an, die, wie er glaubt, ebenfalls eine Erfindung von Lewis ist. Indem er den Inhalt dieser Ballade ganz ausführlich beschreibt, findet es sich aber, daß es keine andere ist als die tiefe, wunderschöne, altskandinavische vom Mägdlein und dem Wassermann, welche schon in Herder's „Volksliedern" steht. Diese Ballade findet Hr. Löwe-Weimars, cidevant deutscher Israelit in Hamburg, gegenwärtig pariser Romantiker, absurd, und nimmt sie für einen Pendant zur „blutenden Nonne". Wenn sich dabei einem poetischen Gemüth nicht das Herz im Leibe umkehrt, dann muß es von Stein sein, und wenn die poetische Kritik in solchen Händen ist, dann möchte sie wol wie der Psalmist schreien und rufen nach den Bergen, von denen die Hülfe kommen soll.

Charles Nodier, ein Mann, der in einem bewegten Leben viel gearbeitet, viel geforscht und einen schönen poetischen Divinationsgeist sich erstrebt hat, nimmt die südfranzösischen Dialekte und das Patois gegen das Comité d'arrondissement in Cahors in Schutz und schreibt eine Apologie dieses Patois in dem eleganten Styl, den man an ihm gewohnt ist. Das Arrondissementscomité von Cahors ist blos dadurch Das, was es ist, daß es arrondirt; es will mithin auch die Literatur und Poesie arrondiren. Es behauptet, das Patois habe sich nie zu dem Range der Schriftsprache erheben können, habe nie sich eine Orthographie und Grammatik zu bilden vermocht, und habe nie ein merkwürdiges Werk hervorgebracht, mithin sei es unnöthig und müsse ganz abgeschafft werden. Dagegen fragt aber Charles Nodier das Comité, für was es denn die Sprache der Troubadours, der Fabliaux und das Glossar von Jean Donjat ansehe, eines Mannes, der fast alle Sprachen verstand? Er fragt ferner das in die Enge getriebene Comité, ob es jemals etwas von „Gargantua und Pantagruel" gehört, von Clemence Isaure, von Cyrano, Regnard, Dancourt, Marivaux, ja von Molière dem Allbekannten selbst, aus deren Werken man allein schon das Patois studiren kann. Er fragt ferner das Comité, ob es Poesie genug habe, um sich an die Bedeutung der Académie des jeux floraux von Toulouse, an la Monnaye und Lafontaine zu erinnern, welche Beide das Patois mit der höchsten Eleganz und Virtuosität sprachen? Endlich bittet Ch. Nodier das verblüffte Comité von Cahors, überzeugt zu sein, daß es unmöglich ist, Poesie und lebendiges Wort mittels Decrete todtzuschlagen; überzeugt zu sein, daß man noch unter französischem Himmel ein Patois reden wird, wenn schon alle Comités, wes Namens und Landes sie seien, längst ausgerungen haben. „Männer von Cahors", so schließt er seine Apologie, „ich bitte euch um Gottes willen, blamirt euch nicht; vergönnt, daß das Patois weiter existire, wäre es auch nur, um uns für das schlechte Französisch der Comitéen-Manifeste zu entschädigen."

Der neuerdings in Thebais von Verninac und Lebas entdeckte Sarkophag, der zu gleicher Zeit mit dem berühmten Obelisken nach Frankreich eingeschifft ward, befindet sich ebenfalls in Paris, wo er in den champs élysées einstweilen in einem kleinen Breterhäuschen aufbewahrt und dem Beschauer gezeigt wird. Dies prächtige Monument war das Grabmal der Königin Onkh Nas, von der 26. Dynastie, Gemahlin des Amasis, unter dessen Regierung die Perser unter Kambyses in Aegypten einfielen; es ist aus dem schönsten grünen Basalt gearbeitet und ganz mit Skulpturarbeiten und hieroglyphischen Inschriften bedeckt; der Deckel zeigt in Relief die Göttin Athyr, die ägyptische Aphrodite. Die sämmtliche Bildhauerarbeit ist überaus fein, von zierlicher Zeichnung und mit einer unendlichen Genauigkeit ausgeführt. Man fand den Sarkophag auf dem Terrain von Theben, unweit des Palastes des Sesostris im Innern einer Begräbnißhöhle, die gegen 125 Fuß tief in den Felsen eingehauen war. Die Mumie befand sich nicht mehr darin, und es zeigten sich auch an dem Grabmal selbst Spuren gewaltsamer Verletzung. Nicht weit von dem Orte, wo der Sarkophag stand, entdeckte man auch den Platz, wo der Leichnam wahrscheinlich von Denen, die ihn geraubt, verbrannt worden war; denn man grub daselbst verkohltes Gebein aus.

Folgendes ist die Inschrift auf Canning's Grabmal in der Westminsterabtei: „George Canning, geb. den 11. April 1770, starb den 8. August 1827. Begabt mit einer seltenen Verbindung verschiedenartiger Talente, als ausgezeichneter Staatsmann, vollkommener Gelehrter, von Keinem übertroffener Redner, vereinigte er mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes die liebenswürdigsten des Herzens. Groß und berühmt geworden durch eignes Verdienst, bekleidete er die ausgezeichnetsten Staatsämter und ward zuletzt erster Minister des Landes. Im vollen Genuß der Gunst seines Monarchen und der Liebe seiner Nation ward er beiden zu früh entrissen mitten in der ausgezeichnetsten Verwaltung, welche die Wohlfahrt und das Wachsthum Englands bezweckte und die Bewunderung des Auslands auf sich zog. Dies Denkmal errichteten ihm seine Freunde und Landsleute." Das ist recht gut und brav; aber war denn in ganz Großbritannien Keiner, der dem unsterblichen Canning eine bessere Inschrift machte? Ist es nicht herzbrechend, daß dergleichen auf solches Mannes Grabe zu lesen ist? Wenn solche Menschen keinen schönen Nachruf verdienen, durch wen sonst will sich die Nachwelt begeistern lassen! 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 107. —— 17. April 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

12. Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1835, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Zwölftes Bändchen. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr.

Sammlungen ausländischer dramatischer Erzeugnisse müssen bei uns so lange für ein nothwendiges Uebel gelten, als wir in uns nicht die Mittel finden, dem Bedürfniß der Bühnenrepertorien zu genügen. Von Herzen wünschten wir, daß endlich dies Bedürfniß nicht mehr da wäre; allein es ist keine Hoffnung, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, so lange gute Talente zur Thätigkeit für die Bühnen nicht durch einen sichern und anständigen Ertrag ihrer Mühen herangezogen werden, oder so lange Directionen und Publicum gegen einheimische Mängel die unerbittlichen Richter, gegen fremde Trivialitäten aber die höchst nachsichtigen Liebhaber spielen.

Das „Dramatische Vergißmeinnicht" gibt, wie immer, geschmackvolle Uebersetzungen unbedeutender Stücke. Diesmal sind beide Schauspiele, die es enthält, „Camilla", Lustspiel in einem Aufzuge von Scribe und Bayard, und „Helmine, oder Rückkehr zur Tugend", Schauspiel in drei Aufzügen nach Ancelot, so schwache Repräsentanten der neuern französischen Dramatik, daß selbst die verlegensten und großmüthigsten Directionnen sich ihrer kaum bemächtigen zu können scheinen. Das Lustspiel ist gradezu ein dramatisches Nichts, das die wachsende Asthenie Scribe's aufs deutlichste bekundet, und das Schauspiel ist eine Kotzebuiade der allerschlechtesten Art, und selbst für die bloße Bühne viel unwirksamer, als gänzlich vergessene Stücke dieser Art aus Kotzebue's Jugendzeit. Wir können daher nur die Arbeit des Uebersetzers bedauern, der alles Mögliche that, diesen Nichtigkeiten einige Bedeutung zu verschaffen.

13. Tasso's Tod. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. D. Hoffmann. Auch mit dem Umschlagstitel: Torquato Tasso von Göthe. Fortgesetzt von Hoffmann. Leipzig, Lauffer. 1834. 8. 14 Gr.

Eine gewisse kritische Schule behauptet seit langer Zeit: es gäbe gar keine deutsche Tragödie; denn auch Göthe und Schiller seien bloße Jammerpoeten. Es ist nur übel, daß der „Jammer", den diese Dichter repräsentiren, überhaupt das Wesen und die Natur, ja der Begriff der Tragödie selbst ist, und daß diese Schule mit jenem Urtheil also das unserige belegt, nämlich: daß es ihr blos an einer Kleinigkeit fehlt, d. h. an allem Kunstgefühl, an aller Sympathie für Kunstwirkungen überhaupt. Der Schmerz in schöner Seele und die Thräne in schönen Augen — beide bedeuten für sie eben nichts. Ob man nach Schiller und Göthe von einer deutschen Tragödie sprechen könne oder nicht, hat sich im Urtheil der Welt festgestellt, und jene übermüthigen und kurzsichtigen Kritiker werden das Urtheil des Jahrhunderts fürwahr nicht umstoßen; aber auch, wenn Schiller und Göthe nie gelebt, oder keine Trauerspiele geschrieben hätten, würden wir beim Anblick solcher Arbeiten, wie die eben angezeigte Tragödie, doch nicht glauben, Engländern und Italienern, Spaniern und Franzosen, in der tragischen Dichtung, wie man uns glauben machen will, ohne Weiteres nachzustehen. Dies will jedoch nicht sagen, als ob wir das Vollendete hier für erreicht hielten — das Vollkommene wird überhaupt nie angetroffen —, sondern es soll nur ausdrücken, daß uns die Tragödie, wie sie die deutschen Dichter behandeln, eine besondere, aus deutscher Lebensansicht hergeflossene Form zu zeigen scheint, und daß dies Trauerspiel zu den Arbeiten gehört, welche diese Form am klarsten austrücken, am erkennbarsten wiedergeben. In dieser eigentlich deutschen Form der Tragödie — „Egmont", „Tasso" und „Don Carlos" z. B. — mischen sich allerdings englische und französische Elemente, aber die Art der Mischung ist deutsch und in mehr als einem Betracht wirklich national. Den Beweis davon gibt der Umstand, daß die versuchte Einführung spanischer und griechischer Elemente in die deutsche Nationaltragödie gänzlich misglückt ist, sowie denn selbst der französische Einheitsbegriff (Collin's) niemals rechte Wurzel darin geschlagen hat.

Der Verf. des vorliegenden Trauerspiels hat sich schon als Fortsetzer des Göthe'schen „Faust" bekannt gemacht. Eine kühne That, aus der wir uns nicht mit Unehre ziehen, macht uns der Aufmerksamkeit werth. Auch die Fortsetzung des „Tasso" ist eine Kühnheit, und der Verf. erntet auch hier keine Unehre ein. Am Schluß des Göthe'schen Gedichts ist Tasso mit dem Leben zerfallen, von seinen Irrthümern, die eben die des Dichters überhaupt sind, ist er enttäuscht. Hier nimmt der Verf. den Faden auf, auf echt deutsche Art, die überall den letzten Schluß, das Fertige, das letzte Resultat des Denkens fodert und das Unabgeschlossene flieht. Tasso hat nun erkannt, daß er seine Welt in sich aufbauen müsse. Im Kerker ist sein einziger Umgang der mit seinem Genius. Dieser Umgang hat seine Reizbarkeit gesteigert, und der kurzsichtige Gegner ist um die Früchte seiner Gewaltthat — Tasso's Einkerkerung — betrogen. So weit ist der Dichter mit sich und mit Göthe völlig consequent. Tasso vertraut nun Niemand mehr, nicht einmal der personificirten Unschuld, die ihm in Maria, seines Pflegers Tochter, zur Seite gestellt wird; nicht einmal sich selbst mehr, denn was er dichtet und schreibt, das vernichtet er selbst. So eröffnet der Dichter die Scene. Die Freiheit, die Wiederkehr seiner Gönner, des Herzogs, seiner Schwester, der Gräfin Eleonore, nun verwitwet, wird ihm angekündigt; allein nach kurzem Jubel mistraut er, er will seinen Kerker nicht verlassen, wo er seinen Genius gefunden. Seine Schwärmerei ist völlig fertig — Welt und Erdenleben sind ihm nichts mehr. Sein Freund Romoli erscheint. Welch ein Jubel der geängsteten Dichterseele! Er kommt, ihm seinen Ruhm — seine Krönung auf dem Capitol durch die Hand des heiligen Vaters anzukünden. Kurzes Ent-

zücken — stolzes Werthgefühl, das nur einen Augenblick währt — dann täuschende Erkenntniß seines Unwerths und hieraus Argwohn, daß Alles nur ein Fallstrick sei, der ihn verhöhnen soll und vor der Welt erniedrigen. Nun weigert er sich den Bitten des Herzogs, des Freundes, der Geliebten selbst, und in und an dieser Weigerung, die doch nur sein ist, stirbt er. Denn die von ihm verkannte Unschuld, Maria, die reine Liebe, ist durch seine Härte getödtet und Beata's Gedächtniß bei ihm erwacht. Wenn diese Skizze, so schwach sie ist, nicht den Plan eines echt und wahrhaft deutschen Trauerspiels andeutet, so gibt es allerdings keine deutsche, keine nationale Tragödie — aber die Kritiker, welche wir bezeichneten, mögen uns doch belehren, aus welchem fremden Element, englischen, spanischen oder französischen, die Gedankenreihe dieser Tragödie entlehnt sei, und ob sie nicht eine reindeutsche ist?

Der Verf. dieser schönen Dichtung hat, glauben wir, zwei Fehler begangen: einmal die Verwebung eines neuen, nicht nothwendigen tragischen Motivs — Maria, an sich zart und schön — in das Göthe'sche Gewebe; und zweitens den Tod Tasso's hinter unserm Rücken. Warum hat er es nicht gewagt, uns zu Zeugen dieses Todes zu machen? Zum Ersatz dieser Mängel gibt er uns ein Bild des Dichters hin, das uns weit naturwahrer zu sein scheint, als das seines Nebenbuhlers Raupach in der gleichnamigen Tragödie, und das ganz vorzüglich in der Darstellung der hochgesteigerten Reizbarkeit gelungen ist, die sich schon im Göthe'schen Gedicht ankündigt, hier aber bis an die Grenzen des Irrsinns fortgeführt wird. In der poetischen Sprache mag der „Tasso" Raupach's Vorzüge geltend machen, unser „Tasso" aber ist der Natur und dem Göthe'schen Vorbilde treuer. Gedankentiefe und schönen Ausdruck läßt jedoch auch dieser nicht vermissen. Oratio kündet ihm die Ankunft des Herzogs an. Tasso zagt vor der Rechenschaft, die er von ihm fodern werde:

Nun fühl' ich erst,
Wie ungetreu ich hausgehalten.
Wie werd' ich mich entschuld'gen?
Mit welchen Liedern soll ich ihn begrüßen?
Welch' neuer Reichthum wäre wol entdeckt
In meines Geistes Schacht . . . . . Ich weiß
Von keinem; nicht von einem einzigen
Gedanken, der neu, überraschend wäre . . . .

Nun erklärt Oratio, in welchem Sinne von Rechenschaft die Rede sei.

Begeistrung hebt, vom Hauche der Erinnerung
Belebt, aufs neu sich aus der stillen Asche
Zur stolzen Flamm' empor, die Brust wird weit . . .
Was du gedacht, gesonnen, alle Träume
Und alle Bilder deiner Phantasie
Unaufgefodert stellen sie sich dar.
So, und in keiner andern Weise ist
Von Rechenschaft die Rede . . . . Wenn das Leben,
Der ewge Widerspruch uns irr' gemacht,
Dann ist nichts so erfreulich, als der Einklang
Im Wort des Dichters . . . Er darf
Ihn pflegen in der treuen Brust, ihm ist
Die Welt vollkommen, jeder Widerspruch
Ist ausgeglichen; was am Ende erst
Der Tage sein wird, dieser Himmelsfriede,
War schon von ewig in des Dichters Brust . . . .

Und hierauf Tasso:

Du willst mir Muth verleihn, ich fühl' es wohl —
Du rühmst den Dichter, ach, du rühmst nicht mich! . . .
. . . Einst sah ich hohe Thaten wohl
Und sang das Lied des Sieges vor dem Sieg . . .
Ihr nahmt mein Lied, verwaist nun blieb mein Streben.
Was fragt ihr nach dem Einklang meiner Brust?
Verlangt ihr Frieden von den Friedenlosen?
Soll ich die Schönheit rühmen dieser Welt
Die längst mir abgeblüht . . . . u. s. w.

Doch:

Ein unermeßlich Licht ist mir erschienen,
Von welchem würdig keine Lippe singt.
Von keiner Macht wird es herabgezwungen
Und keine Sehnsucht drängt sich zu ihm auf.
Es ist kein Bild, das wir umfassen möchten . . .
Licht aber ward's in meinem Innern
Und Friedenstöne säuselten mir zu,
Die nur so sanft von Engelslippen klingen.

Dies Licht (Erkenntniß, daß nicht diese Welt ihm angehöre und er ihr) hebt den Monolog des dritten Acts schön hervor:

Ich steh' auf einem festen Punkt; ich fühl's,
Hier bin ich ewig . . .

Eine kurze Lust kann nun die Einladung des Herzogs nach Rom, der seinen Fehler bekennt, wol noch in ihm erregen; aber der Ruf seines Genius, der Anblick der Geliebten, die ihm ewig verloren, kalt-freundlich gegenübertritt — sie sagen ihm, daß er sich neuem Irrthum hingäbe, wenn er der Ladung folgte. So verschließt er sich — und stirbt, als er Maria's Tod vernimmt, welche das erwachende Bewußtsein der Liebe getödtet hat. Wir müssen hier schließen, so wenig uns auch ausgesprochen scheint, was über dies schöne Gedicht zu sagen war und was wir darüber zu sagen wünschten.

14. Dichtungen von K. G. Haupt. Erster und zweiter Band. Auch unter den Titeln: Zobeïr, romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. König und Vaterland. Patriotische Gedichte für Preußens reifere Jugend. Nebst einem Anhang: Röschen. Landsberg, Ende. 1834. 8. 20 Gr.

Nur der erste Band dieser poetischen Beiträge liegt uns hier zu unmittelbarer Beurtheilung vor; die patriotischen Lieder, die Balladen und Idyllen des zweiten Bandes müssen wir für jetzt auf sich beruhen lassen. Nach dem eignen Ausdrucke des Verfassers ist die Tendenz dieses Dramas beiweitem mehr eine moralisch-geschichtliche, als eine reinästhetische, wenn er wirklich darauf ausgeht: „das christliche Princip der Liebe am und zum Kreuz in seiner tragischen Würde und in seinem Contrast mit den Principien des Heidenthums und des Mohammedanismus darzustellen". Die Versuche, die reine Christusliebe und das Märtyrerthum zum ausschließlichen Vehikel der Tragödie zu machen, sind bis jetzt sämmtlich misglückt, wiewol sie eigentlich Quell und Ursprung der neuern Tragödie sind, die bekanntlich aus den Martyrologien emporwuchs. Wir würden daher auch dem Verf. des „Zobeïr" keinen andern Erfolg versprechen können, wenn er nicht glücklicherweise im Fortgange seiner Arbeit auch andere und reinere tragische Triebfedern in Bewegung setzte, als das Märtyrerthum ist. Sein Drama hat vielmehr, gleichsam wider seinen Willen, den Charakter eines großartigen Zeitgemäldes angenommen und als solches, bei der Prägnanz des Stoffes, wirklich Ungewöhnliches zur Darstellung gebracht. Die große Zeit des Glaubensstreites im Orient, als das siegreiche Schwert Mohammed's und seiner Araber das alte Heidenthum wie den jungen christlichen Glauben mit Gewalt unter sein Joch beugte, diese Zeit, in scharf gezeichneten Charakteren repräsentirt, welche von großartigen Motiven ins Spiel gesetzt werden, ist Gegenstand und Inhalt dieses mit poetischer Kraft ausgestatteten Dramas. Die strengste Kritik hat an ihm einige Verwirrung, einige Zerrissenheit der Handlung zu tadeln; aber die Entwickelung der Hauptcharaktere, Zobeïr's, Konstantia's, König Gregorius, ihres Vaters, und Osman's, des Khalifen, ist kunstreich und trefflich. Dies tüchtige Element würde bei größerer Einfachheit der dramatischen Handlung noch heller hervorgetreten sein, und wir bedauern daher in der That, daß der Verf. diese nicht strenger von entbehrlichem und störendem Nebenwerk gesondert hat. Zobeïr, durch Konstantia von einem Verfolger zum Bewunderer des Christenthums bekehrt, stirbt einen würdigen und wahrhaft tragischen Tod.

Im Formalen der Tragödie ist der Verf. nicht ohne Einschränkung zu loben. Es fehlt ihm zuvörderst an rhythmischem Ohr; seine in Quantität und Länge schwankenden Verse haben nichts Wohlthuendes, die Sprache ist oft diffus und allzu wortreich und eben

daher oft schwach; doch gelingt ihr auch oft ein energischer Ausdruck und die Zeichnung des sanften wie des begeisterten Gemüths. Z. B. in dem Monolog:

Zobeïr: Die Erde wankt! Die Lüfte beben — O!
Wohin entfliehn vor dieser Göttermacht?
Den Kreuzesgott ruft Mohammed zum Kampfe —
Mich treibt's von Ort zu Ort! Ein scheues Reh
Ward Zobeïr, der Leu Arabiens.

Was dem Verf. fehlt, ist Ordnung und ein feines, für dichterischen Reiz offenes Ohr; was ihm beiwohnt, ist poetische Erfassung von Zeit und Charakteren. Und hieraus ergibt sich das Maß von Hoffnung, die wir von seiner fernern dramatischen Thätigkeit hegen dürfen; denn wo nur Kraft und tiefere Empfindung waltet, da ist keine Erwartung verwegen oder unstatthaft.

15. Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835. Herausgegeben von E. Beurmann. Mit fünf Portraits. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 2 Thlr.

Wir wollen mit dem Herausgeber dieses neuen Almanachs nicht über die Bekanntmachung eines ertraglosen Buches rechten. Offenbar hat es ihn gedrängt, seine ziemlich ungeordneten Ideen über Dramaturgie und Schauspielkunst an den Mann zu bringen; und da er wol zu tadeln, aber nicht nachzuweisen versteht, wie und wo gebessert werden soll, so hat er sein Publicum zu finden geglaubt. In den verschiedenen Aufsätzen: über das Verhältniß der Bühne zum Staat, über Kritik der dramatischen Kunst, über Zusammenspiel, Styl der Darstellungen, über das Conversationsstück, über Costume und Rollenrecht ꝛc., entdecken wir nichts, das nicht längst und besser zur Sprache gebracht wäre; vielmehr klebt all Diesem eine große Trivialität und entschiedene Oberflächlichkeit an. Die Künstlerbiographien, fünf an der Zahl, können wir uns gefallen lassen, wenn sie schon alle Geistern zweiten Ranges gewidmet sind; der humoristische Aufsatz über Operncomposition, des Ladendieners Proberecension und die Theateranekdoten mögen hingehen, und die Übersichten der deutschen Repertoires nebst einer Statistik der Theater mag für manchen Leser ihren Werth haben. Nirgend aber zeigt sich eine Spur echten kritischen Geistes oder Beruf zur dramaturgischen Schriftstellerei; vielmehr gibt sich in der Bewunderung des Mittelmäßigen ein beschränkter und mit den wahren Kunstfoderungen wenig vertrauter Geist zu erkennen. Wer dies Urtheil zu hart findet, darf nur auf S. 216 z. B. die Deduction lesen, warum Shakspeare den „Kaufmann von Venedig" ein Lustspiel nannte. Das Buch hätte daher ungedruckt bleiben können.

16. Neueste Polterabendschwänke von Werner Funk. Zwei Bändchen. Frankfurt a. O., Tempel. 1835. 8. 20 Gr.

Gutgemeinte, bisweilen sogar recht launige, aber durch Monotonie doch auf einen geringen Fond poetischer Erfindungskraft zurückweisende Hochzeit- und Polterabendgedichte. Unter den besten, die sich jedoch nicht weit über das Mittelmäßige erheben, sind „Das Concert", „Die bezauberten Wachsfiguren", „Der Zigeunerzug", in welchen ein gewisser Grad von Humor in guten Knittelversen nicht unangenehm wirkt. Eine strengere Auswahl hätte des Verf. Verdienste leicht erhöhen können. Indeß mag die Schrift, auch wie sie ist, immer für eine willkommene Clavis für verlegene Gelegenheitspoeten gelten.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Berlins Nächten. Genreskizzen aus der Geschichte, Phantasie und Wirklichkeit von K. Schneider. Berlin, Hayn. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir zweifeln nicht, daß die Lesewelt dieses Büchlein willkommen heißen werde, und in vieler Beziehung hat uns dasselbe lebhaft interessirt, wiewol wir es in anderer Hinsicht allerdings auch anzugreifen haben. Das Interesse liegt einmal im Stoff, und zweitens auch in der Localität, indem allerdings hervortretende isolirte historische Facta im Gewande poetischer Einkleidung auch bei geringen Zuthaten von Seiten des Verf. lebhaft ansprechen können, zumal wenn dieses durch eine genaue Kenntniß der Localverhältnisse beim Leser Unterstützung findet. Diese beiden Elemente wirken hier zum Vortheile des Schriftstellers ein, indem er in dem ersten Theile seines Buches lauter Facta aus der brandenburgischen Geschichte, die sich in Berlin oder dessen nächster Umgebung ereignet haben, darstellt und natürlich dazu solche ausgewählt hat, welche vorzugsweise die Phantasie in Anspruch nehmen. So ist es in der ersten Nacht, die er in das Jahr 1159 setzt, ein Moment, der auf die Gründung Berlins einen entschiedenen Einfluß gehabt hat. Albrecht der Bär nämlich kommt auf der Jagd in einer stürmischen Nacht zu einem wendischen Edeln, der sich Ystralowe oder der Sohn des Pfeils nennt. Hier findet er Gastfreundschaft, und wird auf sein Begehren von seinem Wirth mit zu einem großen Feste des wendischen Götzen Triglaf genommen, wo er Zeuge einer grausamen Verbrennung christlicher Gefangenen wird. Dies bestimmt ihn zu dem Gelübde, binnen Jahr und Tag an dieser Stelle eine christliche Kirche zu gründen, welches die Kirche des noch heute bei Berlin liegenden Dorfes Stralow ist, dessen Name also von dem gastlichen Bewirther Albrecht's des Bären abgeleitet wird. Daß dergleichen Erzählungen den Bewohnern einer Stadt, auf deren Grund und Boden sich die Ereignisse zugetragen haben sollen, ein Interesse abgewinnen müssen, darf wol nicht geleugnet werden. Ob aber dieser Antheil anderwärts, wo man den historischen und Localverhältnissen nicht so nahe ist, ebenso lebhaft sein werde, bezweifelt Ref. mit Recht. Die zweite Nacht stellt die Hinrichtung eines gewissen Konrad Schütze dar, welcher die Ehre einer berliner Bürgerfrau durch den Vorschlag, „ob sie ihn ins Bad begleiten wolle", angetastet hatte. Die Selbstrache der Bürger Berlins ist freilich etwas furchtbar, obwol historisch richtig, allein der Verf. hat grade dergleichen Momente mit Absicht gewählt, um, was er liebt, wir aber eben ästhetisch angreifen müssen, möglichst ins Gräßliche zu malen. Die dritte Nacht schildert auf ähnliche Art die Ermordung eines Propstes von Bernau, den die Berliner erschlugen, weil er sie zur strengern Entrichtung des Kirchenzehnten anhielt.

Der Verf. gibt uns auf diese Art 16 solcher Nächte, die bis in die neueste Zeit fortschreiten, und wobei das Hauptinteresse allerdings das ist, zu sehen, wie sich Sitten, Gebräuche, Localität u. s. w. in der Hauptstadt des preußischen Staates nachgrade geändert haben. Interessant sind besonders einige der letzten Nächte, die noch in unsere Zeit hineinspielen und von denen so Mancher noch lebendige Erinnerungen bewahrt. Hierauf folgen als Gegensatz zu den historischen Nächten solche, die vielleicht ebenfalls der Wirklichkeit entnommen sind, aber doch nur aus den persönlichen Beobachtungen des Verf. stammen und der Welt des bürgerlichen Lebens angehören. Hier sieht man, daß der Verf. allerdings eine sehr genaue Kenntniß von Berlins Sitten und Gebräuchen und dem ganzen Zuschnitt der Lebensweise hat. Sein Talent für den Humor, freilich nicht für jenen höhern, der eine tiefere Wahrheit unter der Form des Scherzes verschleiert, aber doch für den Scherz, wie er im Volke Aufnahme findet, tritt hierbei oft recht glücklich hervor. Nur möchten wir ihm anrathen in Jean Paul's „Aesthetik" die Capitel über das Komische, Lächerliche u. s. w. nachzulesen, um dort ausführlich nachgewiesen zu finden, auf welcher breitgetretenen Straße der Gewöhnlichkeit (um nicht zu sagen Gemeinheit) sein Witz sich übt, namentlich aber seine Ausdrucksweise sich bewegt. Eine Phrase, wie z. B. „Donnerwetter, das stinkt ja niederträchtig", wenn sie nicht einem Stallknecht, oder Einem, der noch einige Lebensstufen tiefer steht, in den Mund gelegt wird, sollte man niemals in einem Buche finden, das in guter Gesellschaft gelesen zu werden Anspruch macht; vollends aber wenn wie hier der Verf. sie sich selbst in den Mund legt. Der letzte Theil des Buches wird übrigens, da er gewissermaßen den Titel führen könnte: „Berlin wie es ist" und sich somit den mancherlei Büchern dieser Gattung anschließt, auch außerhalb wol das meiste Interesse erregen.

Resumiren wir nun unsere Bemerkungen über das Buch, so lauten sie dahin: Stoff: anziehend; Form: meist roh; Geist: nirgend höherer Art, doch in der Derbheit bisweilen Wahrheit und Natur. Jedenfalls das Ganze ein brauchbarer Zeitvertrieb, wie ihn die Menge fodert. 13.

Literarische Notizen.

Alexander Burnes, der Herausgeber der „Travels into Bokhara", hat die sämmtlichen auf seinen Reisen gesammelten Münzen, über 200 an der Zahl, baktrische, indo-griechische, indo-scythische, mohammedanische u. s. w. und sehr werthvolle, dem brischen Museum zum Geschenk gemacht.

Unter den in England nächstens erscheinenden Uebersetzungen philosophischer Werke befindet sich auch eine von Heinrich Ritter's „Geschichte der Philosophie". Ferner sind unter der Presse Uebersetzungen von Heeren's kleinen staatswissenschaftlichen Abhandlungen.

Findee's „Galerie der Anmuth" enthält 36 Portraits schöner Frauen, mit poetischen Stellen aus neuern englischen Dichtern, in dem Genre wie das früher erschienene „Book of beauty".

Finden's Abbildungen zu Byron's Leben und Werken, in drei Bänden, Royaloctav, mit 126 Platten, Landschaften vorstellend, die entweder für das Leben Byron's bedeutend, und Copien nach der Natur, oder nach lebhaften Schilderungen aus seinen Gedichten entworfen sind, und Portraits solcher historischen Personen, mit denen der Dichter während seines Lebens in Verbindung stand, sind gewiß eine angenehme Beigabe für seine Verehrer.

An neuesten Uebersetzungen classischer Werke des Auslandes erschienen: Tasso's „Befreites Jerusalem", von Wiffen, zwei Bde., mit der Biographie des Dichters und 24 Holzschnitten; Dante's „Hölle", übersetztvon J. Charles Wright; Göthe's „Faust", „Walpurgisnacht", „Braut von Korinth", von John Anster; Fouqué's „Undine" und Werner's „24. Februar" in Schulausgaben von Klauer Klatforski; auch Kotzebue's deutsche „Kleinstädter" haben die Ehre gehabt, „with explanatory notes" edirt zu werden. 130.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 108. —— 18. April 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 107.)

17. Der Minister und der Seidenhändler, oder die Verschwörungskunst, Lustspiel in fünf Acten von E. Scribe; aus dem Französischen von Karl Riemann. Nordhausen. (Leipzig, Drobisch.) 1834. Gr. 12. 20 Gr.

In „Bertrand et Raton", dem Original dieses Lustspiels, hat Scribe's absterbendes Talent noch einmal, wie eine im Verscheiden begriffene Flamme, einen hellen Glanz verbreitet. Man sieht es dieser Dichtung wol an, daß ihr Verf. mit ungemein scharfem Beobachterblicke nahe am Herde aller modernen Revolutions- und Verschwörungsgeschichten Platz genommen hat und daß er seine Leute nicht blos kennt, nein, daß er durch alle Falten ihrer Seelen und ihrer Worte geschaut hat. Ihn betrügt fürwahr kein Verschwörer, und beim Himmel! wir sind ihm Dank schuldig, daß er mit diesem Stücke der ganzen Welt etwas von seiner Wissenschaft mittheilt! Dies Lustspiel ist besser als zehn Gesetze gegen die Demagogie, und wirksamer als alle Strafmanadte gegen Preßvergehen in und außerhalb Frankreich. Noch einen Wurf, wie dieser, und die Verschwörungskunst ist die profanste aller Künste, und sie fängt auch nicht einen Gimpel mehr. Mit diesem wirklich großen Verdienste vereinigt dies Lustspiel das andere, eines höchst kunstreichen, kostbaren, fesselnden dramatischen Gewebes, dem man nicht zu viel Ehre erweist, wenn man es einzig und unvergleichlich nennt. Es ist bekannt, und wir können uns bei so verbreiteten Gegenständen, wie dies Drama ist, mit ihrer Analyse nicht lange aufhalten; aber jetzt möge noch Jemand kommen und uns über die Gleichgültigkeit der Kunst für das Leben seine Klagen vordeclamiren! Wir verweisen ihn auf dies Stück, als eine That von solcher Wirksamkeit, daß zehn gesetzgebende Versammlungen Mühe haben, eine ihr ähnliche aufzuweisen. Dies treffliche Stück, ein wahres niederschlagendes Pulver für alle Projectmacher, ist tüchtig und gut übersetzt.

8. Das Gespenst. Komisch-phantastische Oper in zwei Aufzügen, nach dem Französischen des A. de Calvimont frei bearbeitet für die deutsche Bühne von J. D. Anton, Musik von M. Gamis. Mainz, Schott's Söhne. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Operntexte haben ein gewisses Maß des Unsinns bekannt-
ch bei uns frei. Allein der Unsinn dieser Arbeit überschreitet
lbst die erweitertsten Grenzen und thut selbst dem tolerente-
:n Geiste wehe. Wir fodern am Ende nichts mehr von einer
per, als musikalische Intention, Situationen und Gefühle,
elche auf eine Lösung durch Musik hindeuten. Doch auch diese
mäßige Foderung erfüllt dies Stück nicht. Es erregt bei
s nichts als den Wunsch, alle diese Verkehrtheiten nur einmal
:ndet zu sehen, um des Misbehagens an ihnen loszuwerden.

19. Die Fürstin von Grenada, oder der Zauberblick. Große Zauberoper mit Tanz, Pantomime und Tableaux, in fünf Aufzügen. Musik von J. C. Lobe. Ebend. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Um keinen Zweifel zu lassen, was wir von einem Operntexte eigentlich begehren, so sei dies Stück neben jenem genannt. Wir halten es für einen guten Operntext. Bedeutende Allegorie, unterhaltender Umschwung der Handlung, musikalische Intention, gute, verständige Verse — alles dies — und mehr verlangen wir nicht! — findet sich hier wieder. Die Sphäre der Oper schwebt zwischen Wirklichkeit und Fabel, und hier hat sie dies ihr eigenthümliche Gebiet gefunden. Aber die Fabel soll auf poetischem Fundamente ruhen, nicht einem gemeinen Gespensterglauben entfließen, und auch dieser Foderung ist hier genuggethan. Bis uns etwas Besseres geboten wird, halten wir diese Arbeit daher für eine solche, die alle Grundbedingungen ihrer Gattung erfüllt; für ein nachahmungswürdiges Vorbild.

20. Der Kerker zu Edinburg. Romantische Oper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen des Scribe und Planard. Frei bearbeitet für die deutsche Bühne von J. D. Anton. Musik von Carafa. Ebend. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

21. Der Bravo. Ernste Oper in drei Aufzügen, aus dem Italienischen für die deutsche Bühne bearbeitet von J. D. Anton. Musik von Marliani. Ebend. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

Was sollen uns solche über Alles prosaische Auszüge aus mehrbändigen Romanen, welche auch nicht eine von den mäßigen Foderungen erfüllen, die wir an das musikalische Drama stellen? Im „Kerker von Edinburg" ist sogar wie mit Absicht nur das ganz Gemeinwirkliche der Scott'schen Geschichte und grade das Verwerfliche, Unkünstlerische, Tiefprosaische als Gegenstand der Oper herausgezogen und das Interesse ganz auf ein Fallkind beschränkt, während die Erzählung doch noch ganz andere und viel poetischere Motive darbot, wie z. B. Jenny's Reise, welche, in den Vordergrund gestellt, der musikalischen Composition einen weit effectvollern Anhalt darbot. Im „Bravo" überbieten sich vollends Prosa und Unsinn bis zum Finale hin, in dem beide ihren Triumph feiern. Genug über dergleichen Nichts, wiewol einzelne Verse daraus unsern Lesern wol vielen Spaß bereiten möchten.

22. Don Gutierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Calderon's „Arzt seiner Ehre" von Karl Aug. West. Wien, Wallishausser. 1834. Gr. 8. 21 Gr.

Dies schöne Drama, das schönste Gedicht zur Verherrlichung von Männerehre und Weibertugend, ist zu bekannt, als daß wir ein genaueres Eingehen in seine Schönheiten — oder auch in seine Mängel — vor den Lesern rechtfertigen könnten. Nur die eine Bemerkung wollen wir doch nicht unterdrücken, daß die Katastrophe nach unsern Begriffen doch allzu grausam und ihre Lösung doch allzu unbefriedigend ist. Eine ruhig und leidenschaftlos beschlossene Hinrichtung, wie die Mencia's ist, bedarf unserer Meinung nach doch noch anderer Motive, als

ein tragischer Mord, den die Leidenschaft vollbringt, büßt und rechtfertigt. Mencia wird nicht gemordet, sondern gerichtet; und von dem Blutrichter verlangen wir, daß er uns überzeuge, daß er Schuld und Unabwendbarkeit der Strafe uns klar mache. Dies erfüllt Gutierre aber nicht. Wir sehen keine Schuld an der Gerichteten, oder eine solche, die so gut wie keine ist; die Erleuchtung des Richters hängt von einem Augenblick ab, der ihre Unschuld klar machen kann, und volle Aussöhnung ist möglich. Die wahre Tragödie aber soll keinen andern Schluß, als den einen zulassen, wie ein gutes Räthsel stets nur eine Lösung hat. Dies ist der Fehler dieses köstlichen Dramas, das durch sein Naturgemälde der Eifersucht, durch seine Zeichnung des Begriffs der Ehre noch manches Jahrhundert entzücken wird. Der Fehler ist von der Art, daß auch der geschickteste Bearbeiter nichts für seine Verheimlichung thun kann, da er eben wesentlich dem Gedicht und dem Dichter angehört. Wir würden daher auch mit Unrecht diese Foderung an die vorliegende geschmackvolle Bearbeitung desselben stellen, die vielmehr auf unsere volle Anerkennung alles Recht hat. Die Uebersetzung ist frei, aber vom reinsten Geschmack; der Geist des Originals leuchtet in jeder Verszeile wieder. Einige Mäßigung und Verkürzung bildlicher Reden ist ganz an ihrer Stelle. Der Vers bewegt sich natürlich und harmonisch und kein bedeutender Zug des Originals ist verloren gegangen; in der Schönheit des Verses aber wetteifern Original und Uebersetzung nicht selten miteinander. Den innern Bau eines solchen Kunstwerks, auch in seinen Unvollkommenheiten zu studiren, gewährt ein unendliches Vergnügen; es thut aber auch mehr: es eröffnet den einzigen Weg zum Heiligthum der tragischen Dichtung, der in der Erinnerung unserer Zeit verloren zu sein scheint.

23. Beatrice Cenci. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von F. Schön. (Mit Beatrice's Bildniß.) Wien, Wimmer. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Die beweinenswerthe Geschichte von dem Untergang der Cenci enthält allerdings etwas Tragisches, wiewol dies uns nicht grade ihr Tod zu sein scheint. Wir erblicken das tragische Element vielmehr in dem Kampf der Mutter, die zwischen der Ehre ihrer Tochter und dem Gattenmord zu wählen hat. Der Tod Francesco's scheint uns Gegenstand und Schluß der Tragödie sein zu müssen, die sich aus dieser Begebenheit aufbauen will; der Justizmord an Beatrice und Giacomo, und der halbe Justizmord an Lucrezia kann zu beklagen sein, aber tragisch ist er nicht. Hiernach wäre eine ganz andere innere Architektonik des Stücks nöthig gewesen, als die ist, welche hier hervortritt. Der Verf., dem wir im Uebrigen Talent und eine geschickte Behandlung des von ihm ergriffenen Stoffes gar nicht absprechen wollen, hat hierin jedoch anders gewählt. Der halbfreiwillige Tod Beatrice's, die den Mord auf sich nimmt, weil sie fühlt, daß die Mutter doch nur für sie zur Mörderin wurde, ist ihm als tragischer Stoff erschienen. Es läßt sich etwas dafür sagen; besonders da er mit geschickter Hand die Begebenheiten rasch und kurz hintereinander entwickelt, um früh zu der Situation zu gelangen, die ihm als die eigentlich tragische erschien. In unserer Voraussetzung hätte der Charakter Francesco's einer größern Entwickelung bedurft, und der Kampf Lucrezia's wäre der Hebel der Tragödie geworden. Was die dramatische Führung betrifft, so scheint uns diese als ein Hauptverdienst des Verf. Sie ist voll Spannkraft und Ueberraschung. Nicht so gut ist die Charakterzeichnung. Francesco's Verworfenheit beschädigt zunächst das ganze Stück; der Verf. hätte hier mehr andeuten als zeichnen sollen; er hätte einigen Kampf der Pflicht gegen die Leidenschaft hinzufügen und das Schlimmste ganz verschleiern sollen. Nächstdem ist Lucrezia allzu trocken und empfindungslos gehalten. Wir können für eine Frau keine Sympathie fühlen, die mit so kalten Worten, wie sie S. 68 zu lesen sind, den Tod ihres Gatten beschließt. Hier grade kam es auf eine poetische Steigerung der Gefühle an; hier mußte die Leidenschaft Worte finden, hier Unwille, Zorn, Furcht für die Tochter, Haß der Verworfenheit in glühenden Zügen sprechen. Statt dessen raisonnirt Lucrezia: Mord? Ist es denn auch Mord, den ich sinne?

> . . . Der Krieger wirft
> Den Tod in ganze Reihn der Feinde hin,
> Dort sprengt er Schiff' und Menschen in die Luft
> Und rettet Fürst und Vaterland! — Was thu'
> Ich anders denn? Ich führe Krieg
> Für meine Kinder selbst und fälle doch
> Nur den Verbrecher blos.

Das ist matt. Die Naturliebe, das Thier, das sich für sein Junges opfert, hätte hier zu Hülfe gerufen werden müssen, in krampfhaften Worten. Der vierte und fünfte Act sind besser. Hier tritt die Unschuld Beatrice's hervor, die sich für die Mutter nutzlos opfert. Giacomo, ihr Bruder, ist eine bedeutungslose Gestalt; ihr Bräutigam Pompeo ist nichts besser. Der Mörder Nicoletto ist gut; am besten aber ist der edle Rechtsfreund des Hauses Cenci, Farinaccio. Seine Rettungsversuche beim heiligen Vater nehmen ein hohes Interesse in Anspruch; er ist im Begriffe zu siegen, als ein neuer Muttermord alle seine Mühen vereitelt. Dieser Zug ist historisch und vom Verf. gut benutzt, wie denn überhaupt die beiden letzten Acte Zeugniß von großer scenischer Geschicklichkeit ablegen. Die Verfolgung Barberi's siegt und Beatrice wird zum Tode geführt, den Pompeo berichtet. Doch scheint eben die Besonnenheit, das Nachdenken, welches der Verf. auf die Leitung der Fabel hier verwendet hat, seiner poetischen Stimmung Nachtheil gebracht zu haben; die Sprache zeigt wenig von dichterischem Anhauch und bleibt bei dem Wirklichen stehen. Was der poetische Reiz verliert, das gewinnt die scenische Wirkung, und „Beatrice Cenci" wird sich daher als ein effectvolles Bühnenstück geltend machen. Zur wahren Tragödie fehlt ihr Würde und Reinheit.

24. Ludovico. Lyrisches Drama in zwei Aufzügen. Nach dem Französischen des Saint-Georges, zur beibehaltenen Musik von Herold und Halevy, für die deutsche Bühne bearbeitet von dem Freiherrn von Lichtenstein. Mainz, Schott's Söhne. 1834. Gr. 8. 12 Gr.

25. Der Zweikampf. Oper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen des Planard: „Le Pré aux Clercs". Zur beibehaltenen Musik von Herold für die deutsche Bühne bearbeitet von Demselben. Ebend. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Wir schließen diesen Artikel mit zwei lyrischen Dramen, die unter der Hand eines geschickten Bearbeiters etwas mehr Werth erlangt haben, als wir sonst in Arbeiten dieser Gattung anzutreffen gewohnt sind. Besonders reich an musikalischen Intentionen und an Situationen, welche der Musik einen naturgemäßen Eintritt verstatten, ist das erste Drama: „Ludovico"; reich zugleich durch eine wechselvolle Begebenheit und musterhaft in verständigen Versen. Minder löblich, aber doch immer noch ungewöhnlich gut, ist „Der Zweikampf", durch welchen ein behaglicher Humor in der Gestalt des Maitre des plaisirs Cantarelli recht angenehm hindurchspielt. Auch hier ist das zum Gesang bestimmte mit Sorgfalt und Geschmack versificirt.*)

2.

Das moderne Trinakrien.

Dritter Artikel.**)

Palermo, 16. Januar 18[illegible].

Wenn man diese Stadt der Länge nach durchschneidet und somit die Alcassar-, d. i. die Palaststraße, durchwandelt, um durch die Porta nuova dem berühmten Monreale zuzugehen, darin des heil. Ludwig's Reste und eines Fürstenthums Reichthümer ruhen, so gelangt man nach einer viertelstündigen Balcongesellschaft — Weiber und Blumen garniren die Fenster bis zu den Dächern — auf einen modernen Platz mit afrikanischen Gewächsen, darauf eine alte Fontaine sprudelt, und am Ende

*) Der dritte Artikel folgt im Monat Juni. D. Red.

**) Vgl. Nr. 70 und 84 d. Bl. D. Red.

desselben an ein unansehnliches, neuausgeputztes Gebäude, das Festungsbollwerke im Rücken und hoch auf denselben einen persischen Pavillon mit einem stolzen Mosaikdach von Adlern und Blumen hat.

Dieses Haus, es ist des Königs Robert Haus, und dieser Pavillon, er ist der Khalifen Wohnung, unter dessen Arcaden das einzige Monument Europas steht, das Statuen mit Turbanen als Karyatiden aufzuweisen hat. Wäre ich nur ein paar Wochen hier, ich wollte eine süße Beschäftigung darin finden, diese Mauern und Dächer zu beschwören und ihre Figuren, Inschriften und Gemälde zu copiren. Das Arabische steht neben dem Lateinischen, der Normann neben dem Sarazenen, der Sarazene neben dem Römer, und zuletzt kommen noch Spanier, Franzosen und Italiener, die das historische Gewebe coloriren. Ich bemerkte vergeblich, vier Triumphbogen ähnlich gereihte antike Säulen mit Piedestalen an der Seite des Maurenmausoleums; der Cicerone, welcher Mangels eines Buchs der gescheiteste Gelehrte in der Stadt ist, wußte davon nicht mehr zu sagen, als das Auge auf den ersten Blick entdeckt, nämlich, daß sie römischen Ursprungs seien und vor etwa hundert Jahren in ein Haus hinein gemauert wurden.

Da sich in dieser Direction des Thales vor dem jetzigen Stadtthore, das durch den arabischen Pavillon gebildet wird, noch mehre sarazenische Ueberreste und insbesondere die Ruinen des Schlosses Cuba befinden, das vorgeblich ein Emir im 6. Jahrhundert bewohnte und nach seiner Tochter nannte, so folgerte ich daraus, daß damals die Stadt weiter östlich gegen das Gebirge hin gelegen habe. Ich habe in dem Thore einen sarazenischen Triumphbogen erkennen zu müssen geglaubt und trug ihn auch unter dieser Benennung in mein Tagebuch, worin die flüchtige Skizze des Gebäudes zur lebenslänglichen Erinnerung prangt.

Die byzantinische oder vielmehr normännische Kapelle des Königs Roger liegt in den Gehöften des Palastes versteckt und ist von modernen Bauten umgeben. Man gelangt dazu vermittels einer besondern Treppe von 30 Stufen und einem geräumigen Porticus, dessen Gewölbe auf den ersten Blick die antike Außenwand mit ihren kolossalen Goldmosaikgemälden enthüllen. Ich fand schon diesen Reichthum an Material und Arbeit überschwenglich, da die Figuren der Gemälde über alle Erscheinungen der Epoche in Italien erhaben und die Gruppen wie die Rundgemälde der Apostel und Propheten sehr wohl erhalten waren; wieviel mehr mußte ich über das Innere des Heiligthums erstaunen, das bis zu dem kleinsten Säulenglied mit Blumen mosaizirt und von der Erde bis zur Decke, in allen Winkeln des Gewölbes und auf allen Wänden und Bogen mit Gebilden der Kunst versehen ist. Vor dieser feinen Arbeit, vor diesem schönen Ensemble muß Venedigs San-Marco alle Kronen der Bewunderer niederlegen und demüthiglich bekennen, daß nichts Aehnliches auf Erden ist.

Der Tempel ist nicht groß, er ist nur eine Capella Sixtina mit einem Kreuze und zwei Säulengängen, aber ein Ganzes, aber Ein unermeßliches Mosaikgebilde, dessen Zwischenräume Goldgestein ausfüllt. Die halbe Bibel hat der unermüdliche Meister dieses beglückenden Königs auf die Mauern des Kreuzes und eine ganze Apotheose der Maria in das Chor gemalt, hierzu tausend Arabesken, tausend Cassetten, tausend Blumenkränze, und ein Gewölbe, dessen Glanz das geizige Tageslicht nicht einmal zu sehen erlaubt.

Ich war wunderbar gerührt, bewegt, fromm in diesem Tempel. Der Vorzeit ritterliche Geister, der hehre, wahre, reine Glaube und die bessere, menschlichere Menschheit traten zu mir und sprachen von göttlichen Dingen und irdischen Bestrebungen. Kein Dogmatismus, kein Hierarchismus, kein Monarchismus, es war nichts zu sehen als das große philosophische Antlitz des Propheten von Bethlehem, der die Leiden seines Jahrhunderts fühlte und mit einer seinem Volke und seinem Himmel angemessenen Sprache das große Wort der Liebe und Duldung lehrte.

Indem ich noch vor mich hinstarrte und Verse der Schrift aus den bunten Steingemälden entzifferte, da schlug der Organist, der uns begleitet hatte, die Orgel an und füllte mit Cäciliens rauschenden Tönen die magisch-dunkeln Gewölbe. Und es tönte ein „Veni creator spiritus“ in meinen innersten Organen und ein „Dies irae“ in meiner Seele Tiefen wieder, wie ich es nie gehört, nie gekannt, nie geahnt hatte, unterdeß ein langer Sonnenstrahl durch ein einziges kleines buntes Fenster über den Altar und die Arcaden fiel. Wir setzten uns andächtig auf die Schemel des antiken Thrones und begleiteten in Gedanken den Musiker, der zuletzt in muntere Allegros überging und palermitanische Gefühle wiedererweckte. Wenn mich Einer fragt, was ich nächst dem Feuerschlunde des Aetna in dem Lande am meisten bewundert habe, so antworte ich allemal, und sollte ich auch darüber ausgelacht werden: eine kleine Kirche.

Nicht weit von dem Schlosse fand ich ein anderes ansehnliches gothisch-byzantinisches Gebäude, das der Senat wohlgefälligst in ein Hospital verwandelte, indem er die Dummheit beging, zwei kolossale Frescogemälde, die ein sicilischer Holbein auf die lateralen Wände des Hofportikus malte, großentheils zu zerstören, um das Gebäude, das während seines Verfalles sehr grau geworden, herauszuweißen. Zum Glück hatte der Maurer mehr Verstand und Kunstsinn als die hohe Autorität, und entdeckte zur rechten Zeit, d. h., nachdem nur noch eine ganze und eine halbe Gruppe übrig waren, daß der Grund, den er übertünche, mehr werth sei als sein Kalkwasser. Es wurde der Triumph des Todes, der zu Pferde die Menschen zusammenmäht und ein schauerlich-imposantes Schauspiel gewährt, nebst einer großen mythologischen Gruppe mit verschiedenen der ausdrucksvollsten Michel Angelo'schen Figuren erhalten. Nach dem Style des Gebäudes zu urtheilen, das nicht über 500 Jahre hat, können sie aber unmöglich von Crescencio, einem Maler des 4. Jahrhunderts, herrühren, wie unser Cicerone versichert. Ich glaube, das Hospital für einen griechisch-gothischen Palast eines normännischen Fürsten halten zu müssen.

Da ich grade von dem Triumph des Todes sprach, der sich in der Schweiz wie in Italien an mehren Orten und von mehren Malern dargestellt findet, so will ich meine Excursion von der Porta nuova noch ein wenig weiter ausdehnen und das berühmte Capucinerkloster aufsuchen, darin in zierlich ausgewölbten Katakomben seit Jahrhunderten die Leichen der Verstorbenen zu Mumien ausgedorrt und in dieser Metamorphose mit Capuzen bekleidet, gespensterisch umher in Reihe und Glied gestellt werden.

Die ersten Worte, die ich über diese heterogene Nekropolis las, waren Verse eines Sonetts, welche die Mönche über die Thüre ihrer unterirdischen Gewölbe geschrieben hatten:

> Appransi, omai le sotteranee porte
> Di quest' orrido avel, tomba e prigione,
> Acio ve la ciascuni, come la morte
> Tutto il bello dell' uom', guasta e scompone.

Ein Pater kam alsbald mit dem Schlüsselbund, uns den Commentar dazu zu liefern, indem er unser Trifolium viele Stufen tief unter Kloster und Kirche in einen Felsenkreuzgang führte. Hier befanden wir uns plötzlich in einer Gesellschaft von vielen Hundert grinsenden bemäntelten Gerippen, die mit schwarzen, verzerrten Zügen wie enthüllste Pharaonen eines ägyptischen Museums uns angrinzten, unterirdisch wehmüthig anlächelten und zu folgen, zu sterben, zu tanzen winkten. Bürger's „Leonore“ und Holbein's ganzer Todtentanz kam mir in den Sinn, und als ich mich der phantastischen Gebilde erwehren wollte, da drangen sie erst recht auf mich ein, ein ganzes auferstandenes Schlachtfeld, ein Heer von Capucinern, das die Auferstehung predigte. Ich sah die Gestalten aus ihren Nischen herabsteigen, aus ihren Gräbern und Kisten sich erheben und vor uns her den Kreuzgang durchschreiten, der immer größer, immer länger wurde.

Zuletzt unterbrach der Pater meine Träume durch die kalo-

nische Bezeichnung der Namen Katakomben, welche am Ende des Corridors begannen und mit einem großen Gitter verschlossen waren. „Die Schwestern", sagte er, „müssen auch im Grabe noch Clausur halten und von uns gesondert leben; so oft eine stirbt, bewegt sich der Leichenzug derselben den jenseitigen Gang entlang, und wir sind genöthigt, in weiter Ferne zu bleiben." Der Mann vergaß zu bemerken, daß dessenungeachtet das Capucinerinnenkloster so dicht an das der Capuciner gebaut ist, daß man zwischen beiden Auber's ganze Oper „Der Maurer und der Schlosser" aufführen könnte.

Die verstorbenen Jungfrauen sind bräutlich geputzt in ihren Betten und nehmen sich viel besser aus als die männlichen Skelete. Der Cicerone bemerkte, daß sie insgesammt erst kürzlich neue Kleider bekommen, und daß es einen Festtag für die Todten wie für die Lebenden gebe, sofern anders der Abgeschiedene sich nicht ausdrücklich die jährliche Maskerade verbeten habe.

Ich habe heute meine palermitanischen Tage beschlossen mit der Kathedrale und dem Berge Pellegrino, wo die heilige Rosalie ihre Grotte hatte. Ich muß aber auf das Vergnügen verzichten, jenes imposante byzantinische Gebäude, das abermals vom Könige Robert herrührt, wenn man den Ciceronen glauben darf, die wieder ihren Ciceronen glauben, mit der nöthigen Aufmerksamkeit zu studiren, da mich meine Reisegefährten zur Abreise drängten und das Dampfboot, dem wir uns bis nach Messina anvertrauen wollten, so wenig als die Schnellpost auf sich warten ließ. Wir durchkreuzten in aller Hast die Gewölbe, staunten, ärgerten uns über einen Altar, daran eine unschätzbare Quantität Lapis Lazuli verschwendet war, und blieben dann nach Betrachtung des kolossalen Silbermonuments der heiligen Rosalie vor den Gräbern der Könige Siciliens stehen, die in einer Ecke der Kirche beigesetzt wurden und insbesondere die Namen der Befreier von den Sarazenen, Roger, Heinrich VI., Friedrich II., Konstantin von Aragonien und Wilhelms, Herzogs von Athen, enthalten. Da ich bei Besichtigung dieses Grabes zum erstenmal etwas von einem Herzog von Athen hörte, so habe ich mir ihn besonders gemerkt, um es irgendwo drucken zu lassen. Mein Führer erschöpfte sich in einer pompösen Beschreibung des großen Rosalienfestes, das am 15. Juli alljährlich gefeiert wurde, während ich die majestätische Façade des Tempels und die verschiedenen Annexe der beiden Seiten aus frühern Jahren betrachtete und mit dem Spitzbogenstyl der eigentlichen Gothik verglich. Ich hörte, daß er von 500 Lustres sprach, mit denen der Dom erleuchtet werde, und daß die Straßen alsdann mit Teppichen gepflastert würden. Zuletzt schloß ich mein Buch mit Anmerkung des Künstlers, der die Statuen der Altäre machte, die ein besseres Schicksal verdienten als mit Bändern behängt zu werden. Er heißt Chagini und ist ein Sicilier.

Ich habe die wenige Zeit, die mir zur Anschauung Palermos ward, abermals mit der Policei theilen und zweimal zum Gouverneur, einmal zum Consul und noch einmal zur Centraldirection der Insel gehen und meinen Paß visiren lassen müssen, Alles, weil die verwünschten Kanzleidiener einen halben Piaster dafür nehmen wollten. Warum, bei allen Unterweltgöttern! besteuert man nicht lieber gradeswegs die Reisenden mit einer Passagiersteuer und erhebt bei ihrer Landung und Ankunft die Taxe wie von einem Stück Vieh oder einem Ballen Waare? In diesem Falle wäre man doch der leidigen Plackerei für sein Geld enthoben und könnte ruhig seinen Geschäften nachgehen.

Es ist fünf Uhr, und da ist der Fachino, der mich in den Hafen bringen will. Die Schiffglocke läutet, Adio! Mich erwartet das Königreich des Gottes Aeolus, Messina, Catania, Syracus. Sollten Sie nichts mehr von mir zu hören bekommen, so mögen Sie denken, daß ich des weisen Empedokles Schicksal getheilt und mich in des Aetna Krater gestürzt habe. 129.

Notizen.

Warum lesen wir die Classiker?

Der vor Kurzem verstorbene Director des Gymnasiums in Altenburg, August Matthiä, ein gründlicher und scharfsinniger Sprachforscher, war doch nichts weniger als ein Buchstabenkrittler, sondern betrachtete die genaue Kenntniß der äußern Sprachformen nur als ein Mittel, um so tiefer in das eigentliche Wesen und in den Geist des classischen Alterthums einzudringen, und er erklärte vielmehr alles Wissen, ohne dieses Auffassen des lebendigen, im todten Buchstaben lebenden Geistes, für nichtig und leer. Mit allem Rechte sagte er daher einmal in einem seiner Briefe: „Diejenigen, die nur mit der Grammatik und der Kritik sich beschäftigen und einzig und allein bemüht sind, nach grammatischen Regeln zu jagen, verdorbene Stellen oder solche, die es zu sein scheinen, zu verbessern, verschiedene Lesarten untereinander zu vergleichen, diese erfassen niemals den Geist der Schönheit und Feinheit in den Werken der alten Schriftsteller, und sie verlieren ihn sogar bei jener Beschäftigung, wenn sie ihn etwa von Natur besaßen. Aber nur um der Erfassung dieses Geistes willen studiren wir die alten Classiker, und alle philologische Kenntnisse haben keinen Werth, wenn wir nicht von jenem Geiste durchdrungen sind." Es ist grade in unserer, gar zu sehr den materiellen Interessen, statt der geistigen, nachjagenden und in einer gewissen faden Frivolität des Sinns und Geschmacks sich gefallenden Zeit um so mehr zu wünschen, daß solche Ansichten vom Studium der Classiker Griechenlands und Roms die herrschenden werden, und daß sie unsere Philologen selbst innig durchdringen, als sonst jenes Studium und die ganze classische Philologie leicht gänzlich verlassen und aufgegeben zu werden Gefahr laufen möchten. Nur der Geist, das innere Lebenselement, macht auch allein lebendig!

Ein Zeugniß gegen Nicolai und sein Italien.

Die Leser kennen, wenn auch nur aus der in d. Bl. mit allem Rechte vernichtenden Kritik, das zweibändige Buch von G. Nicolai: „Italien, wie es wirklich ist" (Berlin 1834) — richtiger hieße wol der Titel: „Italien, wie ich es gesehen habe". Eine, Schritt vor Schritt widerlegende Kritik verdient dieses Buch selbst in der That nicht im Geringsten, da es hinreichend ist, nur den Sinn und Geist anzudeuten, womit der Verf. Italien durchreist ist und womit er es schildert; und auch nur darnach mag es dann für sich selbst zeugen, wenn und wie es dies vermag. Aber wol lassen sich einzelne seiner Bemerkungen, die jedoch die Miene annehmen, ein Gesammturtheil begründen zu wollen, durch Zeugnisse Anderer, die in jeder Hinsicht ein Urtheil haben und ein Zeugniß ablegen können, widerlegen, und man kann darnach selbst abnehmen, in welchem berechnenden oder auch nur absichtslos à la Seume genährten Unmuthe, mit welcher Verblendung er, Nicolai gereist sein und gesehen haben muß. So las ich vor Kurzem in dem, um der Personen der Briefschreiber und um des innern Gehaltes der Briefe willen, interessanten „Briefwechsel zwischen Jul. Schneller und seinem Pflegsohne Prokesch" (Leipzig und Stuttgart 1834), S. 382, folgende Aeußerung des durch seine Reisen im Oriente zu einem Urtheile befähigten, namentlich auch von dem Klima Griechenlands entzückten und besonders von Aegypten tief ergriffenen Prokesch über den nördlichen Theil des Kirchenstaats: „Das Land ist wunderschön, voll Hecken und Bäume, voll Blüten und Rebenguirlanden (Prokesch schrieb dies im April), voll Schlösser und Landhäuser. Die Straßen, die Kanäle, die Bauart, die sorgsame Bereitung des Bodens deuten auf eine hochgesteigerte Cultur u. s. w." Ich dachte dabei an Nicolai und seine wegwerfenden Urtheile. Das Eine mag er mir zu gute halten, die andern mag er vertreten. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 109. —— 19. April 1835.

Der Salon von H. Heine. Zweiter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 1 Thlr. 16 Gr.*)

Witz, Ironie, Satire und wie noch die Attribute des alten Momos heißen mögen, sind allerdings, sobald dieselben sich in der rechten Hand befinden, ebenso viele Werkzeuge, die Aberrationen des menschlichen Geistes unschädlich und seine bessern Seiten fruchtbarer zu machen; sie werden aber zu den verderblichsten Kräften, wenn der für sie nöthige Centralpunkt, reelle Kenntniß und Vernunft, entweder gar nicht vorhanden oder aus irgend welcher Absicht aufgehoben ist.

Diese Wahrheit findet bei Hrn. Heine die eclatanteste Bestätigung. Er besitzt jene Attribute in einem vorzüglichen Grade, verbindet mit ihnen ein gutes Maß von Dreistigkeit, sie zu gebrauchen, und hat die Form dieses Gebrauchs völlig in seiner Gewalt; aber es fehlen die Kenntnisse, um der Form einen Inhalt zu geben; es fehlt die Vernunft, um den besten Inhalt zu finden; es mangelt endlich an der gewöhnlichen Begleiterin dieser Vernunft, an eigner persönlicher Würde und Sittlichkeit: was Wunder, wenn man von einem Schriftsteller dieser Art mit Verachtung redet?

Das Buch, worüber wir unser Urtheil abgeben sollen, führt den besondern Titel: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland"; sein Zweck soll sein, mit diesen beiden Gegenständen das französische Volk bekannt zu machen, weshalb es auch ursprünglich in dessen Sprache geschrieben war. Was sind das für zwei bedeutende Gegenstände, Religion und Philosophie! Was für ein bedeutender Zweck, über sie die Gedanken des deutschen Geistes einem fremden zu überliefern! Aber man hoffe nicht, daß von einer solchen Auffassung der Sache in dem Buche auch nur eine Spur zu finden ist.

Was über die Religion gesagt wird, bezieht sich einem großen Theile nach auf den Volksglauben, Hexerei, Geister, Kobolde und einige Notizen aus der Kirchengeschichte; dies unterhält den Leser ganz angenehm. Einem andern Theile nach aber besteht es aus den unüberlegtesten Ausdrücken, jämmerlichen Spielereien mit den höchsten und würdigsten Angelegenheiten der Menschen, einem frivolen Witze, der jeden edlern Sinn empört: und dies Alles zu welchem Zweck? Um die niedrigste Anklage durchzuführen, daß die christliche Religion „zu geistig, zu erhaben und zu gut" sei, um der Welt zu genügen.

Man wird nicht verlangen, daß wir von solchem Unsinn eine wörtliche Probe mittheilen; vielmehr ist es wichtiger, an die zwei vom Verf. oft gebrauchten Namen „Deismus" und „Pantheismus" eine Bemerkung zu knüpfen, nicht etwa, um blos den Misbrauch, den derselbe damit treibt, zu bezeichnen, sondern mehr noch, um dem etwaigen Leser, der die Quellen dieses Gegenstandes nicht kennt, einen Wink zu geben. Hr. Heine will nämlich diese, sowie die andern von ihm berührten Begriffe in ihrer socialen Bedeutung darstellen, das heißt aber bei ihm so viel, als wieweit sie, um seine politischen Ansichten zu unterstützen, dienen können. Dazu ließ sich nun freilich der Deismus nicht gebrauchen, denn dieser nimmt aus der Verehrung seines persönlichen Gottes in die Beurtheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse das Gefühl der Abhängigkeit und Demuth, das Verlangen nach Ordnung und Ruhe, die Achtung auch vor dem menschlichen Gesetz und insbesondere die moralische Anerkennung der bestehenden Rechte mit hinüber: alles Elemente, die dem revolutionnairen Princip verhaßt sind, weil sie es als gottlos erscheinen lassen. Dagegen gewährt der Pantheismus für alle Sünden eine leichte Absolution. „Gott ist identisch mit der Welt, er lebt in der Pflanze, in dem Thier, am herrlichsten im Menschen; drum handelt nur, wie es euch gefällt: es ist Gott, der es thut; wenn euch hungert, so stehlt, denn das Brot ist des Menschen göttliches Recht; werdet ihr beleidigt, so mordet, ihr kämpft für die Gottesrechte des Menschen!" (S. 133.) Solchen und andern Consequenzen wird nun auf die widernatürlichste Weise noch ein Schein von Hoheit, den ihnen gemäßen Thaten wol gar das Ansehen von Aufopferung gegeben, da heißt es, „jetzt erst werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums diese Erde verherrlichen", und — der Wahnsinn merkt nicht, daß er auf dem Wege zu den scheußlichsten Verbrechen wandelt.

Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß der Pantheismus an sich und als solcher eine Lehre des Unrechtes und mithin für die einzelnen socialen Verhältnisse wie für den Staat verderblich ist, behaupten aber, daß er dies

*) Ueber den ersten Band berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 109 und 110 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Alles werden muß, wenn nicht noch neben ihm die keineswegs unmittelbar in ihm liegende Moralität herrscht, und daß er dies auch stets geworden ist, wo die letztere nicht schon vorhanden war. Das eben an Hrn. Heine gezeigte Beispiel soll hiervon nicht der einzige Beweis sein; auch auf die von einem Unvernünftigen aus dem abgedroschenen Hegel'schen Satze: „alles Wirkliche ist vernünftig", sehr leicht herzuleitenden gefährlichen Consequenzen wollen wir nichts geben, sondern es wird sogleich Gelegenheit sein, es selbst an der Lehre des consequentesten Pantheisten, nämlich an Spinoza nachzuweisen.

Spinoza ist der Schlüssel für drei Viertel der neuern deutschen Philosophie; deshalb mußte auch Hr. Heine auf ihn besonders Rücksicht nehmen. Worin aber besteht diese Rücksicht? Zuerst in einem Stückchen aus seiner Biographie, alsdann in einer Lobpreisung seiner Schriften, die zu beweisen scheint, daß Hr. Heine sie nicht gelesen hat, und endlich in der kahlen Bemerkung, daß der spinozistische Gott eine absolute Substanz sei, die sich unter der Form des unendlichen Denkens und der unendlichen Ausdehnung offenbart. Und was für eine Autorität hätte er doch von Spinoza für seine Phrasen entlehnen können! S. 128 heißt es: „Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem; das Christenthum hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, der Zweck unserer neuern Institutionen dagegen ist die Rehabilitation der Materie". Spinoza sagt: „Die menschliche Tugend ist seine Macht und besteht in der Erhaltung seines Daseins; Alles, was nützlich ist, ist gut, nützlich ist aber, was den menschlichen Leib am meisten afficirt", also Wollust, Torten und süßer Sect, wonach auch (S. 134) Hrn. Heine verlangt. S. 129 heißt es: „Das Böse ist nur ein Wahnbegriff der Weltanschauung des Spiritualisten". Spinoza sagt: „Was dir gottlos, schändlich, ungerecht und böse erscheint, kommt nur daher, daß du die Dinge verwirrt und nicht in ihrer gehörigen Ordnung auffassest, denn es verhält sich mit dem Tadel, der Schuld und dem Bösen wie mit dem Lobe, dem Verdienst und dem Guten: es sind Vorurtheile, die in der Unwissenheit der Menschen wurzeln". Diese Naturellverwandtschaft ließe sich noch weiter ausführen, aber kennt denn Hr. Heine auch die pantheistische Staatslehre? Diese heißt nach Spinoza so: „Der Gewalthaber hat allein zu entscheiden, was gut und schlecht, was billig und unbillig ist; er macht die Gesetze und hebt sie auf; er ist Herr über die weltlichen und heiligen Dinge, und wer nicht absolut mit ihm übereinstimmt, den hat er das Recht, für seinen Feind zu halten, und führt ihn ohne Umstände zum Tode". Also wie? Hr. Heine will lobpreisend vom Pantheismus reden? will den Franzosen weismachen, der Pantheismus sei die Religion Deutschlands, dieses sein gedeihlichster Boden? Wenn das wahr wäre, hätte schwerlich auch Hr. Heine seinen Kopf noch.

Was derselbe über unsere neuere deutsche Philosophie sagt, klingt ungefähr so, wie wenn „ein Esel zur Lyra" singt. Die Zeichen seiner Unbekanntschaft mit den Gegenständen liegen überall am Tage; seine Frivolität sucht die Persönlichkeit unserer Denker zu beschmuzen, Andere in ihren eignen Kreis herabzuziehen, und wo wieder vom Religiösen die Rede ist, gilt der wahre Spruch: diabolus simia dei. Um dem Urtheile des Lesers doch wenigstens etwas vorzulegen, wollen wir zwei Stellen hersetzen, die eine über Jakobi, die andere über Kant. Von dem Erstern heißt es (S. 135):

Der wüthendste Gegner Spinoza's war Fr. H. Jacobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutschen Philosophen zu nennen. Er war nichts als ein zänkischer Schleicher, der sich in den Mantel der Philosophie vermummt und sich bei den Philosophen einschlich, ihnen erst viel von seiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losschmähte. Sein Refrain war immer: die Philosophie, die Erkenntniß durch Vernunft, sei eitel Wahn, die Vernunft wisse selbst nicht, wohin sie führe, sie bringe den Menschen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerspruch und nur der Glaube könne ihn leiten. Der Maulwurf!

Den wahren Geist und die eigentliche Tendenz der Jacobi'schen Philosophie hiergegen zu vertheidigen, wäre unnütz, ebenso wenn wir über die folgende schamlose Verkehrung der Kant'schen Forschungen über das Dasein Gottes und die Possenreißerei damit auch nur Ein Wort beifügen wollten. Es heißt über Kant also:

Wenn Immanuel Kant, dieser große Zerstörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, so hat er doch mit diesem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffodern. Zunächst finden wir in Beiden dieselbe unerbittliche, schneidende, poesielose, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in Beiden dasselbe Talent des Mistrauens, nur daß es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menschen anwendet und republikanische Tugend betitelt. Im höchsten Grade jedoch zeigt sich in Beiden der Typus des Spießbürgerthums; die Natur hatte sie bestimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schicksal wollte, daß sie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem Andern einen Gott auf die Wagschale ... und sie gaben das richtige Gewicht.

Nach mehrmaligem Durchstudiren des Kant'schen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen die bestehenden Beweise für das Dasein Gottes überall hervorlauscht, und ich würde sie weitläufiger besprechen, wenn mich nicht ein religiöses Gefühl davon abhielte. (!!)

Gott ist nach Kant ein Noumen. In Folge seiner Argumentation ist jenes transscendentale Idealwesen, welches wir bisher Gott genannt, nichts Anderes als eine Erdichtung. Es ist durch eine natürliche Illusion entstanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar nichts wissen können, und wie sogar jede künftige Beweisführung seiner Existenz unmöglich sei. Die Kant'schen Worte: „Laßt die Hoffnung zurück!" schreiben wir über diese Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich enthalte mich aller popularisirenden Erörterung der Kant'schen Polemik gegen jene Beweise. Ich begnüge mich, zu versichern, daß der Deismus seitdem im Reiche der speculativen Vernunft erblichen ist.

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hause gehen? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philosophen tragirt, er hat den Himmel gestürmt, er hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, der Oberherr der Welt schwimmt unbewiesen in seinem Blute; es gibt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das röchelt, das stöhnt —

und der alte Lampe steht dabei mit seinem Regenschirm unterm Arm als betrübter Zuschauer, und Angstschweiß und Thränen rinnen ihm vom Gesicht. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht blos ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironisch spricht er: der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen — so mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen. In Folge dieses Arguments unterscheidet Kant zwischen der theoretischen und der praktischen Vernunft, und mit dieser wie mit einem Zauberstäbchen belebt er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretische Vernunft getödtet.

Sowie es schon im gewöhnlichen Leben zu geschehen pflegt, daß ein geräuschvolles Ereigniß eine Menge Menschen aus den verschiedensten Classen herbeizieht, so kann man sich auch nicht darüber wundern, wenn der Salon des Hrn. Heine von vielen, selbst wol von angesehenen Individuen besucht werden sollte, blos weil darin gelärmt und geschrien wird. Allein noch viel gewisser ist es, daß die anständigen Personen einen solchen Ort sehr bald mit Abscheu wieder verlassen und derselbe sammt seinem Besitzer dadurch der verdienten Obscurität anheimfällt. 138.

Topographie von Theben.

Das neuerschienene Werk von J. G. Wilkinson: „Topography of Thebes, an general view of Egypt etc., with remarks on the manners and customs of the ancient Egyptiens" (London 1835), zieht mit Recht die Aufmerksamkeit englischer Alterthumsforscher, Gelehrter und Reisender auf sich. Der Verfasser hat den Untersuchungen über seinen Gegenstand viel Zeit und Studium gewidmet und die sich darbietenden Schwierigkeiten glücklich überwunden. Er ist ruhig und gründlich in seinem Urtheil, und selbst da sehr bescheiden, wo er seine Vorgänger auf das Entschiedenste ergänzt und also ganz apodiktisch auftreten könnte.

In der Topographie von Theben zeigt der Verfasser die höchste Genauigkeit, und sowol die klare Umsicht, womit er sich über die Monumente dieser alten Stadt der Pharaonen ausspricht, als seine historischen Bemerkungen über die letztern, namentlich über Thebens ausgezeichneten Heldenfürsten Remeses II., den Wilkinson für den Sesostris hält, ermangeln nicht des wahren Geistes antiquarischer und historischer Forschung. Zur Aufklärung des im ägyptischen Alterthum noch immer etwas dunkeln und fabelhaften Namens Memnon combinirt der Verf. Folgendes: „Der Titel Miamun, der zu dem Namen Remeses II. gefügt ist, wurde von den Römern wahrscheinlich in Memnon corrumpirt, und so die Quelle des Wortes Memnonium oder Memnonia, das wir wieder von den Bauwerken zu Abydus gebraucht finden, die von demselben Fürsten vollendet wurden. Strabo, welcher sagt, daß, wenn Ismandes eine und dieselbe Person mit Memnon ist, diese Denkmäler zu Theben ebenso gut Memnonische heißen können, als die zu Abydus, scheint den Tempelpalast von Remeses Miamun im Sinne gehabt zu haben, und nicht früher als nach Strabo's Zeit wurde der tönenden Bildsäule auf der Ebene der Name der Memnonsäule gegeben." Dies Alles überzeugt den Verfasser, 1) daß das Wort Miamun verleitet hat, an den Memnon, der von Homer erwähnt wird, zu denken, und sodann die Bezeichnung Memnonisch auf die von Remeses II. errichteten Bauwerke anzuwenden, 2) daß spätere Besucher Thebens, überrascht von der wunderbaren Eigenschaft der tönenden Säule, den Namen des einzigen Fürsten, über welchen sie gewiß sein zu können glaubten, auf den Gegenstand ihrer Bewunderung übertrugen, 3) daß dieselben dem Memnon das Grabmal Remeses V. zuschrieben, da dieser ebenfalls den Titel Amunmai oder Miamun führte. Aus diesem Bauwerke (dem Grabmal des Osymandyas) stammt der fälschlich sogenannte Kopf des Memnon, der sich jetzt im britischen Museum befindet. Es ist aber vielmehr der Kopf Remeses des Großen, der dies Bauwerk gründete.

Eine Stelle über die Weinbereitung der alten Aegypter verdient Beachtung. Die Weinpressen der Aegypter waren von doppelter Art; bei der einen, die aus einem großen Fasse bestand, wurden die Trauben mit den Füßen ausgepreßt; die andere war eine Maschine, aus Hebeln zusammengesetzt, die einen Sack, in welchem sich die Früchte befanden, drehten und zusammenpreßten. Der Saft floß bei beiden in ein weites Gefäß, welches darunter stand, der Wein wurde in Amphoren aufbewahrt, die längs den Wänden der Kelter aufgestellt waren, wie in Pompeji und den Häusern der alten Griechen, und aus dem gummiartigen Bodensatz auf dem Boden einiger zerbrochenen Weinkrüge, die man in Theben fand, kann man schließen, daß der ägyptische Wein seiner Qualität nach dem auf den griechischen Inseln sehr ähnlich war. Der Wein war allgemein in Gebrauch bei den Reichen in Ober- und Niederägypten, dagegen braute man (zunächst wol zum Gebrauch der niedern Classe) Bier nur in denjenigen Gegenden, wo der Boden mehr für den Getreidebau als für ausgebreitete Weinpflanzungen geeignet war. Nach dem Zeugniß des Diodor, der vielleicht ein starker Biertrinker gewesen, war das Bier der Aegypter, das sie aus Gerste bereiteten, in Betracht seines Geschmacks nicht viel geringer als der Traubensaft, und man wußte ihm durch Beimischung von Wolfsbohnen und assyrischen Wurzeln eine angenehme Bitterkeit mitzutheilen.

Ein besonderer Zug in dem Charakter der alten Aegypter war ihre außerordentliche Verehrung des Alters, in welcher Hinsicht sie nur mit den Spartanern und Israeliten verglichen werden können. „Ihre Weise zu grüßen", sagt Herodot, „bestand nicht in Worten, sondern in einer tiefen und stummen Verbeugung, wobei sie, wenn die zu grüßende Person Respect verdiente oder von hohem Range war, die Hände bis zu den Knien herabfallen ließen." Auch der Handkuß war gegen Vornehmere gebräuchlich, und vor Personen vom höchsten Range, besonders vor dem Monarchen, pflegte man sich auf den Boden hinzuwerfen. Der Unterschied der Kasten und Stände war höchst willkürlich festgesetzt, und die beständige Anwendung körperlicher Züchtigung zeigt von der großen Gewalt, die einem Herrn über die Diener seines Hauses zu Gebote stand. Männer, Weiber, Kinder, Alles war der Peitsche unterworfen; für wichtigere Vergehungen wurden die Verbrecher zu Gefängniß und zu Entziehung der Speise bis auf drei Tage verurtheilt. Diodor erwähnt eines eignen Gebrauchs beim Diebstahle. Diejenigen, welche diese Hantirung trieben, gaben ihren Namen und Wohnort bei dem Hauptmann der Räuber an, und wurden verpflichtet, die gestohlenen Sachen in seine Hände niederzulegen. Der Bestohlene wandte sich hierauf als Kläger an diesen, bezeichnete die entwendeten Gegenstände, nebst Angabe der Zeit, zu welcher sie entwendet worden, und erhielt, wenn er den vierten Theil des Werths erlegte, sein Eigenthum unbeschädigt zurück. Falschmünzer, Siegelverfälscher, Schreiber, die falsche Rechnungen machten, öffentliche Kassen veruntreuten, oder Unterschriften verfälschten, desgleichen Verkäufer, die mit falschem Maß und Gewicht umgingen, wurden mit dem Verluste beider Hände bestraft, dem Verräther aber, der mit dem Feinde des Landes in geheimer Verbindung stand, wurde die Zunge ausgerissen. Die Behandlung der Frauen im Privatleben der alten Aegypter war offenbar besser, als sie gegenwärtig im Orient allgemein ist. Es war Jedem erlaubt mehr als ein Weib zu nehmen, doch scheinen die Männer der mittlern und niedern Stände selten von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht zu haben. Die Priester waren durchgängig durch ihr Gesetz zu einer einzigen Gattin verpflichtet. Dagegen wußten sich die Könige für diese Einschränkung durch ein Harem zu entschädigen. 130.

Correspondenznachrichten.

London, den 31. März 1835.

Es ist ein trauriger Anblick in London, wohlberechnete Speculationen so oft mislingen zu sehen, weil die Concurrenz zu groß ist. Unsere Bazars gehören in diese Classe. Der Unternehmer einer solchen Anstalt lief deswegen wenig Gefahr, weil die Frauenzimmer, welche einen Stand von ihm lösten, alle Abende ihren Schilling erlegen mußten und bei ihm nicht in Schuld gerathen konnten. Die Galanteriewaaren, Putzbedürfnisse, Spielsachen u. s. w. waren so schön, so nach der neuesten Mode und so wohlfeil, daß das müßiggängerische und reiche Publicum häufig zusprach. Auch wurde ein solcher Bazar kaum angesagt, als sich gleich eine Menge Mädchen meldeten, um einen Stand oder Platz für ihren Kram zu erhalten, weil Tausende von Familien der gewerblichen Stände dies für eine gute Gelegenheit ansahen, eine Tochter gleichsam auszustatten; denn in einem nur mäßig besuchten Bazar warf ein Stand immer so viel ab, daß Eine Person nicht nur davon leben, sondern auch wol etwas zurücklegen konnte; und ein Mädchen, das einen solchen Handel bekam (welches nur nach Beibringung triftiger Zeugnisse geschah), erhielt täglich Gelegenheit, anständig gekleidet zu erscheinen und eine ehrliche Eroberung zu machen. Ja, man konnte ihr auch eine überzählige Schwester zur Gehülfin geben, und rechtliche Aeltern konnten sich bei einer solchen Beschäftigung ihrer Töchter beruhigen. Aber alle diese Umstände, welche dergleichen Märkte so anziehend machen, weckten eine Concurrenz, welche ihnen nachtheilig werden mußte. Kaum merkte man, daß der ursprüngliche Bazar in Sohosquare sehr besucht war, als nach und nach fast ein Dutzend solcher Anstalten entstand. Daher vertheilten sich die Besucher zu sehr und Viele betrachteten diese Oerter nur noch als Spaziergänge, wo man ein paar Stunden herumgehen konnte, ohne zu kaufen, und wo immer Gesellschaft anzutreffen war. Das Heer junger Müßiggänger nahm die meistens hübschen Mädchen hinter dem Stand fleißig in Augenschein und — die käufliche Liebe, eine zahlreiche Classe, machte bald ausfündig, daß diese Oerter auch für ihre Reize ein guter Markt wären. Es wurde wenig gekauft und so der Hauptzweck solcher Anstalten ganz verfehlt. Um das Publicum anzulocken, nahm man zur Musik, zu Ausstellung großer Vasen u. s. w. seine Zuflucht. Dies half eine Weile. Endlich kaufte ein reicher Mann das lange unbenutzte, unglückliche Pantheon in Oxfordstreet (denn es hat darin nie Jemand auf einen grünen Zweig kommen können) und machte einen Bazar daraus. Sollte es damit glücken, so mußte er alle andern Bazars ausstechen. Dies that er und machte eine Art von Feentempel daraus. Unter Anderm fügte er ein sogenanntes Greenhouse mit Blumen, Pflanzen und einem Springbrunnen hinzu. Das Gerücht von der wunderschönen Einrichtung und Pracht des Pantheonbazars erscholl bald in ganz London. Alle Müßige, Neugierige, Pflastertreter, Kinderwärterinnen, feile Mädchen u. s. w. wallfahrteten nun dorthin und die übrigen Bazars wurden verlassen. Es wird nun einer nach dem andern geschlossen. Ja, auch dieses neue Wunder wird sich nicht lange halten können. Man will prophezeien, daß in Zeit von vier Jahren kein Bazar in London mehr existiren wird. Die Leute sind der Sache überdrüßig.

Die londoner Büchermesse hat nun angefangen, weil der große und kleine Adel wegen der Parlamentssitzungen in London sein will und muß. Unter den Vortrefflichkeiten, welche erschienen sind, zeichnet sich aus: „India, its state and prospects, by *Edward Thornton*". Das Werk gibt eine Uebersicht des Wichtigsten in Ostindien. Als Probe diene etwas aus dem interessanten Capitel über Sitten und Religion. Nichts ist so gewöhnlich in Hindostan als falsches Zeugniß. Der Hindu lügt beständig und zwar mit großer Ernsthaftigkeit. Keinem ist zu trauen, Alle stehlen. An Scham ist nicht zu denken. Keiner fühlt für den Andern, Selbstsucht beherrscht Jeden. Es ist ungegründet, daß sie mit den Thieren Mitleid haben, im Gegentheil quälen sie dieselben, ja selbst der angebetete Stier wird, wenn er pflügt und zieht, schrecklich behandelt. Am grausamsten ist der Hindu gegen Menschen. Ein kranker Reisender bleibt auf der Straße liegen; Niemand bekümmert sich um ihn. In der Theuerung verkaufen sie ihre Kinder. Ein wohlthätiger Engländer gab bei einer solchen Gelegenheit seinem Bedienten Auftrag, so viele Kinder als möglich an sich zu bringen, in der Erwartung, daß die Aeltern dieselben gewiß wiederauslösen würden: so rettete er zwanzig Kinder, aber nur drei wurden zurückgefodert. Um die Hungersnoth zu vermindern, ließen die Engländer Reis für Jedermann austheilen; dessenungeachtet sah man eine Frau ihr Kind auf die Straße werfen. Kinder zu tödten, war ganz gewöhnlich, ehe die Engländer ein Gesetz dawider gaben. Sie haben es nun auch durch schwere Verpönung dahingebracht, dem Verbrennen der Witwen zu steuern. In ihren Reden sind die Hindus äußerst unzüchtig und anstößig. Feile Dirnen gehören regelmäßig zu dem Personale ihrer Tempel. Die Sittenlosigkeit ist allgemein. Um ein Geringes verkaufen die Mütter ihre Töchter an den Lüstling. Die Sittenverderbtheit herrschte von jeher, wie man aus Tamerlan's Gesetzen sieht. Das Gesagte zu beglaubigen, bringt der Verf. eine Menge Zeugnisse bei aus Scrafton, Gouverneur Holwell, Lord Clive, Gouverneur Verelst, Lord Teinmouth, Sir John Macpherson, Sir Richard Barker, Grant, Clark, Oldham u. A. Die Quelle dieses fürchterlichen Uebels ist, nach dem Verf., der Aberglaube. In der Hindureligion sind die Laster vergöttert. Die Räuber haben ihre Götzen und, wie oben erinnert worden, feile Dirnen sind Hierodulen. Indessen ist ein kleiner Anfang gemacht, dieses abscheuliche System zu stürzen. Die jungen Hindus bekommen Lust, sich zu unterrichten. Sie lernen Englisch, vornämlich im Hindu-College. Sie debattiren unter sich in englischer Sprache. Manche wollen nicht mehr bei dem Wasser des Ganges schwören. Sie lesen aber hauptsächlich britische Schriften, Gibbon, Hume, Reid, Bolingbroke, Voltaire. Payne's Schriften sind weit unter ihnen verbreitet. 125.

Literarische Notizen.

Der Abbé Semidei hat religiös-politische Betrachtungen unter dem Titel: „Sycophantologie" herausgegeben.

Von A. Delaforest erschien: „L'interrègne, le règne et les moyens, ou Cinq années de l'histoire de France".

„Quinze années d'un proscrit", von dem General von Vaudoncourt, sind in vier Bänden herausgekommen.

Unter der Presse befindet sich eine „Histoire des Francs" vom Grafen Peyronnet in vier Bänden.

Von Friedrich Soulié erschien in zwei Bänden: „Le comte de Toulouse".

Der ehemalige Superior am Seminar zu Embrun, Abbé Aug. Martel, gab eine kleine Schrift: „Paroles d'un autre croyant" und ein Ch. D***.: „Paroles d'un voyageur. Monstruosité littéraire" heraus.

Der vornehmlich durch seine Schrift über Lamennais' „Paroles" bekannte A. Chabo hat jetzt eine Schrift an Lerminier: „Philosophie des révélations", gerichtet.

Von J. Levilloux erschien: Les Créoles, ou la vie aux Antilles", in zwei Bänden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 110. —— 20. April 1835.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Zweiter Artikel.*)

Wie es jene seelenvollen Blätter, auf die wir noch einmal zurückkommen, zuerst vermochten, uns ein geistig-ganzes Bild Derjenigen, welche sie schrieb, vor die Seele zu stellen, so werden sie nunmehr auch im Stande sein, dieses Reflexionsverhältniß zu vollenden, sodaß das geistig-schöne Bild der Verfasserin wieder auf Briefwechsel und Tagebuch zurückweist. Denn dadurch unterscheiden sich Eröffnungen dieser Art von einem abgeschlossenen dichterischen oder wissenschaftlichen Kunstwerk, daß das Individuum, aus dessen Geiste sie hervorgegangen, noch mit seinem eignen Wesen in ihnen enthalten und erhalten ist, während in dem geistigen Kunstwerk der Schaffende als Werkmeister in dem Vollendeten von sich selbst Abschied nimmt. Briefe und ein Tagebuch sind auf diese Weise keine Kunstschöpfungen, denn in diesen wohnt ja schon von allem Anfang der Keim jenes Sich- von sich selbst-Scheidens, wohnt die Absicht, frei sein Geistiges von sich abzulösen und es, einem Apostel vergleichbar, mit Stab und Tasche auszusenden in alle Welt, um zu lehren alle Heiden. Allein wenn Briefe und ein Tagebuch dergestalt zum Kunstwerk werden, daß sie mit aller einwohnenden menschlichen, zufälligen particulairen Eigenthümlichkeit einem Apostel ähnlich werden, der in der fremden Welt das Evangelium predigt, dann ist es auch billig, daß ihrem Wort lausche, wer Ohren hat, daß man sie würdigerweise, wenn sie im Geiste der Offenbarung mit Zungen reden, daß man mit liebevollem Sinn alles Einzelne, was darin geboten wird, ergreife, aufnehme und Andern mit dem warmen Eifer und Wunsch mittheile, auch sie für das Verständniß des Einzigen und Edeln zu gewinnen. Was in dieser Hinsicht geschieht, ist nun freilich nicht schlechthin Kritik eines Kunstwerks zu nennen; allein es ist Ausdeutung und Manifestation der schönen geistigen Persönlichkeit, des wahren Urquells alles Bildens, Denkens und Schaffens. Hiermit sei auf Das, was hier in einem zweiten Artikel über Einzelnes aus Bettina's Papieren, über ihre Verhältnisse, Verbindungen und äußere Erfahrungen gesagt werden soll, übergeleitet.

Weil aber in dieser jungfräulichen Seele Alles aus dem Urgrund tiefster Neigung gedeutet werden muß, so werden wir auch das Verhältniß Bettina's zu Göthe's Mutter, der Frau Rath, aus dieser innersten und einzigen Neigung verstehen müssen. Bettina schreibt in einem spätern Briefe an Göthe: „Deiner Mutter will ich alle Liebe und alle Ehre anthun; denn selig ist der Leib, der dich getragen". In diesem Wort haben wir gleich die Genesis ihres ganzen Verhältnisses zur Frau Rath. Es ist aber grade das innerste Eigenthümliche der weiblichen Liebe, daß sie den Schoos heilig hält, der den geliebten Mann getragen; in dieser Verehrung des Mutterschooses liegt die Religion der weiblichen Liebe; sie ist dem süßen Andachtsschauer zu vergleichen, womit das christlich-tiefe Gemüth auf die Maria, die Mutter des Heilandes, schaut. Unter diesem Herzen hat er gelegen, diese Arme haben ihn getragen, diese Augen haben bei Tag und Nacht über ihm gewacht; in diesem Schoose hat er geschlummert, an diesen Brüsten hat er Kraft und Stärke, Gesundheit und Leben gesaugt. Und nun, da er nicht mehr Kind ist, da er sich selbst behütet, da er schon über Andere wacht, da er so geistig groß geworden, da er Alle, die ihm nahen, mit Neigung erfüllt, sodaß man gern in seinem Arm entschlummern möchte, — nun gehört er mir, nun muß ich ihn lieben, und sein Bild, das stündlich mir entgegenstrahlt, sagt mir: Siehe durch Mutterliebe bin ich, was ich bin; daß ich meinem Volk den Geist und die Poesie predige, das verdanke ich der Pflege dieser Mutter, dem Ruhen auf diesem Schoos, der Treue, die in diesem Herzen wohnt. Und wie nun Alles, Alles, was der geliebte Mann dem liebevollen Mädchen ist, immer und immer wieder in diesen Schoos der Mutter zurückgeht, so steigert sich die Liebe zu diesem Schoos zu höchster Verehrung, ja in bewegten Momenten zur Schwärmerei, und unauslöschlich steht und verbleibt es im Herzen der Jungfrau, so lange ihr Leben und Lieben dauert: Selig ist der Schoos, der dich getragen!

Aber Bettina's Verhältniß zur Frau Rath Göthe ist kein affectirtes, geziertes, kränkliches, schmachtendes; denn einmal ist Frau Rath die Frau nicht darnach; sie ist eine wackere, tüchtige, gesunde Frau, zum Theil nach altem Schrot und Korn, eine Frau, die Alles nach der Ordnung wünscht, und die dem Kinde immer sagt: daß auch der Wolfgang, so liebenswerth er sei, in der Ordnung geliebt

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 79—82 d. Bl. D. Red.

werden müsse. Fürs Zweite ist aber auch Bettina nicht das Mädchen zum Schmachten; denn wenn sie schwärmt, so ist, was in ihr schwärmt, lauter Geist und lauter gesundes Leben; und solche Excentricität läßt auch Frau Rath, die gute nüchterne Frau, sich endlich doch gefallen. Ja, sie weiß es im Voraus recht gut, welche Sprache Bettina zu führen pflegt, wenn sie vom Wolfgang redet, und dennoch weiß ihr Frau Rath recht künstlich das Geheimniß abzulocken, weiß sie im Dämmerungsstündchen, wenn Beide traulich beisammensitzen, recht scholastisch fein auf den Wolfgang zu bringen, und lacht sich todt, wenn über diesem Thema sich Bettina's Wort wie ein reißender Bergstrom ergießt. So dreht sich nun auch in den Briefen, die sich Frau Rath und ihr Kind schreiben, die Hauptsache stets um den Wolfgang; aber es kommt auch allerlei Anderes dazwischen, was die Herzen erfreut und gute Menschen immer fester aneinanderknüpft: kleine Geschenke; Frau Rath erhält von Bettina eine schöne Mundtasse und schreibt ihr ganz kurz: „Vor die Tasse bedanke ich mich". Ferner erfolgen lange Beschreibungen der Kunstwerke und Merkwürdigkeiten, die Bettina auf ihren kleinen Ausflügen in der Rheingegend beschaut hat. So z. B.: „Kostbare Pracht- und Kunstwerke in Köln und auf der Reise dahin gesehen und für meine liebste Frau Rath beschrieben". Da muß sich denn Frau Rath sehr zusammennehmen und mit Bedacht lesen, denn das Kind schreibt ihr unumwunden: „Geb' Sie Achtung, damit Sie es recht versteht, denn ich habe schon zweimal vergeblich versucht, eine gutgeordnete Darstellung davon zu machen." Hier wird nun auf das Ergötzlichste ein großer Tafelaufsatz beschrieben, den Bettina im großen Bankettsaal der kurfürstlichen Residenz sah, ganz im alten Styl. Von diesem wundersamen Kunstwerk kommt die Schreiberin aber gleich wieder auf den Wolfgang, weil ja nichts in aller Welt ist, wobei sie seiner nicht gedächte. Sie will nämlich der Frau Rath noch etwas Schöneres beschreiben, von dem auch die Kunstkenner sagen, es habe mehr Styl.

Das ist nun so ein Wort. Wenn ich frage, was es bedeutet, sagt man: Wissen Sie nicht, was Styl ist! und damit muß ich mich zufrieden geben, hierbei hab' ichs aber doch ausgedacht. (Ja wohl, was dächte solch ein Mädchengemüth nicht aus!) Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel ist: Wenn dieser Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuscherei von Nebendingen und Absichten die einzige Basis des Kunstwerks ist, das ist der reine Styl. Das Kunstwerk muß grade nur Das ausdrücken, was die Seele erhebt und edel ergötzt, und nicht mehr. Die Empfindung des Künstlers muß allein darauf gerichtet sein, das Uebrige ist falsch. In den kleinen Gedichten von Wolfgang ist die Empfindung aus einem Guß, und was er da ausspricht, das erfüllt reichlich eines Jeden Seele mit derselben edeln Stimmung. Ich will ihr nur das kleinste citiren, das ich oft mit hohem Genuß in den einsamen Wäldern gesungen habe, wenn ich allein von weiten Spazierwegen nach Hause ging:

Der du vom Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Hier haben wir nun eins der tausend Beispiele, wo das kleine Mädchen der Frau Rath sehr überlegen ist, und man kann sich's wol denken, ja man glaubt die gute Frau zu sehen, wie sie mit der Brille auf der Nase diese herrlichen Zeilen liest. Nicht als ob sie's so eigentlich aus dem Innern heraus verstände, was das Mägdlein sagen will; aber der Name Wolfgang macht es ihr verständlich. Das ist die Liebe, das Band, das Alles bindet. Recht eigens charakterisirt sich die biedere Mutter Göthe's in dem Briefe, den sie als Erwiderung auf jene Beschreibung der Prachtstücke u. s. w. Bettinen sendet. Er möge in seiner Einfalt ganz hier stehen.

Die Beschreibung von deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten hat mir recht viel Plaisir gemacht; wenn's nur auch wahr ist, daß du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal hier auf deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn du, mit Ehren zu melden, in's Erfinden geräthst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaum. — Ei, mich wundert's, daß du noch ein End' finden kannst und nicht in einem Stück fortschwäzst, blos um selbst zu erfahren, was alles noch in deinem Kopf steckt. Manchmal mein' ich aber doch, es müßt wahr sein, weil du alles so natürlich vorbringen kannst. Wo solltest du auch alles herwissen? — Es ist aber doch kurios, daß die Kurfürsten immer mit Fisch und Wassernymphen zu thun haben; auf der Krönung hab' ich in den Silberkammern auch solche Sachen gesehen, da war ein Springbrunnen von Silber mit schönen Figuren, da sprang Wein heraus, der wurde zur Pracht auf die Tafel gestellt. Und einmal hat der Kurfürst von der Pfalz ein Fischballet aufführen lassen, da tanzten die Karpfen, prächtig in Gold und Silberschuppen angethan, aufrecht einen Menuet. Nun, du hast das alles allein gesehen, solche Sachen, die man im Kopf sieht, die sind auch da und gehören in's himmlische Reich, wo nichts einen Körper hat, sondern nur alles im Geist da ist.

Mach doch, daß du bald wieder herkommst, du hast den ganzen Sommer verschwärmt, mir ist es gar nicht mehr drum zu thun mit dem Schreiben, und ich hab' dich auch so lange nicht gesehen, es verlangt mich recht nach dir.

Deine wahre Herzensfreundin Göthe.

Müßte der Berichterstatter nicht eilen, um Alles zu berühren, was Noth thut, es ließe sich über Frau Rath und Bettina noch Vieles sagen. Aber so möge wenigstens der letzte lange Brief Bettinens an Göthe's Mutter (I, 72) als ein weitstrahlender Lichtblick ihres Geistes den Lesern empfohlen sein.

Wenn nun aber in dem Briefwechsel des Dichters selbst mit der Jungfrau sich ein weit größeres Gewebe der buntesten Fäden gleich einem großen Tuch vor unsern Augen entrollt, wie sollte man in diesem Unermeßlichen jeden schönen Punkt, jeden lichten Farbenglanz, jede zarte Blume, jedes grüne Blatt, jede wunderbar gestaltete Arabeske, die geheimnißvoll, einem Hieroglyph gleich, sich über den dunkeln Grund hinrankt, wie sollte man dies Alles im Einzelnen und Einzelnsten zu bezeichnen vermögen! Hier kann also in dem Vielgestaltigen nur auf Das hingedeutet werden, was wieder den Stempel des Einen, des geistigverbindenden Bandes an sich trägt. Möchte, wie dies Reichgestaltige mit seinem rothen Faden, der Alles beseelt, tief in meinem, des Erzählers, Gemüth beim Lesen und Wiederlesen sich wiedergespiegelt und einen unvergänglichen Eindruck hinterlassen hat, möchte ich in glei-

chem Maße Darstellung genug besitzen, um es dir vor Allem, deutsche Jugend, ans Herz zu legen. Denn hier in diesen Blättern lebt es und webt es von Frühling und Jugend; aber so ist es nicht mit Dem beschaffen, was Afterwitz und Zwittergestalt des Geistes dir sub titulo des Schönen und Guten ruckweise und meßweise darbringen. Deutschland, du junges Deutschland, lerne vor Allem deine alten Jünglinge kennen, und deine süßelnden, näselnden, schmuzig-eleganten Jungens lerne verachten, lerne Diejenigen recht aus innerstem Herzensgrunde verachten, die dir mit beispielloser Zudringlichkeit ihre ästhetischen Urtheile heft- und monatsweise versetzen; Diejenigen, die auf den Prospecten zu ihren Bazars gleich erklären, daß sie schreiben, um sich Geld zu verdienen, um sich im nächsten Semester einen Ueberrock zu kaufen, der 10 Thaler mehr kostet, damit Hannchen oder Röschen, ihre alten Liebschaften, desto schöner mit ihnen thun, ihnen auf die Achseln klopfen und sprechen: Ei lieber Fritz, was du für feines Tuch trägst! Deutschland, fange endlich an, dich weniger um Politik, aber etwas mehr um deine Narren zu bekümmern, um deine genialen Männlein, welche glauben, es werde ihnen dereinst die Himmelsthür öffnen, daß sie fünf Bändchen Novellen geschrieben; vor Allem aber Deutschland lerne Diejenigen kennen, welche gleich einer von süßem Wein encouragirten Stadtmiliz auf das Centrum der deutschen Literatur Sturm laufen, welche mit malitiösen zusammengezogenen Mundwinkeln immer Nein sagen, weil sie denken, ein großer Geist müsse verneinen; lerne die Vögel kennen, die nicht wie der Phönix aus dem Flammentode wieder auferstehen, sondern in der Asche ihrer Recensionen, frühgealtert, auf immerdar hinsterben; Automatenseelen ohne Freude, Lust und Schmerzen; Geister mit Watte gefüttert, Strohmänner des Jahrhunderts, und hoffentlich Strafexempel für die Nachwelt.

Wer es nicht versteht, der Größe und Hoheit zu huldigen, d. h. mit freier Liebe, nicht mit knirschendem Sklavensinn; in wessen Gemüthe nicht der Gehorsam ist gegen den Geist, der ist ein geborener Abadonna und wird nie geistig zu Ehren kommen — noch minder zur Poesie; denn im Reiche der Poesie denkt man wie der Zöllner, und nicht wie der Pharisäer, und dort tanzt man nicht ohne Hosen um Jakobinermützen. Gewiß wird unter Denen, die sich heute Deutschlands Poeten nennen, nur für wenige die folgende Stelle aus Bettina's Briefe geschrieben sein.

Alle Gedanken, die die Liebe mir eingibt, alles heiße Sehnen und Wollen, kann ich nur solchen Feldblumen vergleichen; — sie thun unbewußt über dem grünen Rasen ihre goldnen Augen auf, sie lachen eine Weile in den blauen Himmel, dann leuchten tausend Sterne über ihnen und umtanzen den Mond, und verhüllen die zitternden, Thränen-belasteten Blumen in Nacht und betäubenden Schlummer. So bist du Poete ein vom Sternreigen seiner Eingebungen umtanzter Mond; meine Gedanken aber liegen im Thal, wie die Feldblumen, und sinken in Nacht vor dir, und meine Begeisterung ermattet vor dir, und alle Gedanken schlafen unter deinem Firmament.

(Die Fortsetzung folgt.)

Selbstbiographie von Heinrich Hauer. Zwei Theile. Nebst dessen Bildniß. Druck und Verlag des Hauer'schen Taubstummeninstituts zu Quedlinburg. 1834—35. 8. 20 Gr.*)

Es ist hier die merkwürdige Selbstbildungsgeschichte und wechselreiche Lebensbahn eines Mannes von Geist und Charakter, der vom armen Kräutersammler und Holzhauer sich anfangs zum Zimmer- und dann zum Schulmeister, endlich zum Schriftsteller und Begründer einer wohleingerichteten, wirksamen und einflußreichen Taubstummenanstalt, im Kampfe mit Hindernissen mannichfacher Art, emporgearbeitet hat, von ihm selbst — einem jetzt 73jährigen Greise — so ausführlich, treuherzig und kräftig erzählt worden, daß man gern die hin und wieder vorkommenden Verstöße gegen die Form übersieht, selbige auch bei dem Interesse, welches der Mann und sein Gegenstand für sich erwecken, kaum bemerkt. Wir folgen ihm gern, wie er uns auf seiner wechselreichen Bahn bald in die untern Regionen der menschlichen Gesellschaft, in die Hütten abgelegener Dörfer, in Werkstätten und Dorfschulen, bald wiederum in die höhern und höchsten, in königliche Städte und Paläste einführt, wie er uns bald strahlende Zierden, bald dunkle Makel der Zeitgenossenschaft schauen läßt, wie er uns über das Leben und Weben der verschiedenen Stände und das gar sehr verschiedene Walten der verschiedenen Behörden, wo im vorliegenden Buche die höchsten sich eben am höchsten auszeichnen, seine Erfahrungen urkundlich und thatsächlich mittheilt. Daneben erscheinen im Leben des Biographen hin und wieder überraschend-wunderbare Lichtblicke eben mitten in den dunkelsten Stunden, und erinnern an das Walten einer höhern Macht, wie besonders auch das Leben A. H. Franke's, des Waisenhausstifters zu Halle, dergleichen Erscheinungen zu öftern Malen dargeboten hat. Auch reicher Stoff für die Kunde unserer Zeitgenossenschaft ist in dem Buche zu finden. Vorzüglich haben wir uns erfreut an dem reinen Lichte, in welchem auch hier König Friedrich Wilhelm III. und Luise, und Friedrich Wilhelm, der Kronprinz, und Elisabeth erscheinen, sowie neben ihnen nicht blos durch äußere, sondern auch noch unendlich mehr durch innere Würde hochgestellte Männer des preußischen Staates, wie: Altenstein, Nagler, Nicolovius, Fontane. Auch manche andere angenehme Erscheinung geht uns vorüber; an unangenehmen, sehr widerwärtigen, in höhern, wie in niedern Regionen fehlt es freilich auch nicht, deren wir aber hier nicht gedenken wollen. Lieber wollen wir nur noch erwähnen, wie in dem Leben Hauer's sich jenes echte Zeichen reiner Menschenfreundlichkeit mehr als einmal wiederholt: „daß sehr bedeutende Unterstützungen der guten Sache von solchen Wohlthätern geleistet worden, deren Namen nicht haben ausgeforscht werden können". Wir schließen diese Anzeige mit einigen Zügen, welche uns das himmlische Bild der verklärten Königin Luise von Preußen aufs Neue vergegenwärtigen. Inmitten großer Bedrängnisse, als Schullehrer in einem kleinen Harzdorfe, verfaßte H. seine erste Schrift: „Die Freuden der Kindererziehung" (Quedlinburg 1800) (bald nachher auch seine „Harzreisen mit Kindern") und widmete dieselbe der Königin Luise. Der geheime Cabinetssecretair Fontane meldete ihm die huldreiche Annahme der Schrift mit Beifügung eines Geschenks der Königin. Das Schreiben enthält folgende Stelle: „Ihre Majestät hat Ihr kleines Werk mit dem größten Vergnügen gelesen. Ich muß die Allerhöchst eigenhändig unterstrichenen Stellen abschreiben und auf diese Art einen kleinen Auszug daraus bilden, welchen Sie bei Sich tragen will; übrigens hat Sie mir befohlen, diesem kleinen Werke einen vorzüglichen Platz in Ihrer Bibliothek anzuweisen." Seit dieser Zeit unterstützte die Königin den armen Schullehrer fortdauernd durch Geschenke und suchte auch durch ihre Fürsprache ihm zu einer bessern Stelle zu verhelfen. Dieses hatte 1801

*) Die erste Auflage ist vergriffen und es ist eine neue, verbesserte auf Subscription neuerdings angekündigt worden. Der Erlös ist zu Unterstützung taubstummer Freischüler bestimmt.

eine Reise zur Folge, die den guten Mann auch durch Potsdam führte. Hier besuchte er seinen Gönner Fontane, der ihn sehr gütig aufnahm und ihm bei der Königin die Erstattung der Reisekosten auszuwirken sich erbot. „Mit klopfendem Herzen", erzählt H., „verweilte ich ein Viertelstündchen in dem Zimmer des Hrn. Fontane. Als er wieder zurückkam, brachte er mir die ganz unerwartete Nachricht, Ihre Majestät die Königin wünschte mich den andern Tag um 10 Uhr persönlich zu sprechen. Wie soll ich mein Erschrecken beschreiben! Man denke sich meine sehr einfache Erziehung, die wenigen Verhältnisse, in welchen ich mit Höhern gestanden, meine sehr hohe Vorstellung von einer Königin, die gewiß Viele mit mir theilen, welche so entfernt von Höfen gelebt und nie die erhabene Mutter eines so großen Volks gesehen haben, dazu meine schlichte, einfache Sprache — meinen schlechten Reiserock! Bei solchen und ähnlichen Umständen wird man sich nicht wundern, wenn ich sage, daß diese Nachricht mir ein Zittern durch meinen ganzen Körper verursachte. Hr. Fontane wußte mir aber eine so ermuthigende Schilderung von der Herablassung und Menschenfreundlichkeit dieser engelgleichen Königin zu machen, daß ich Zutrauen faßte und alle Angst verschwand. Durch ein Billet des Hrn. Fontane fand ich in einem Gasthofe, nicht weit vom Schlosse eine so honette Aufnahme, daß ich in meinen einfachen, ländlichen, schmuzigen Reisekleidern mich derselben beinahe schämte. Doch das Zuvorkommende in diesem Gasthofe beseitigte auch bald diese anfängliche Verlegenheit.... Des folgenden Tages halb zehn Uhr ging ich zu Hrn. Fontane, der mir noch einige Vorbereitungen gab und Muth einsprach. Ich trat nun mit ihm durch die Wachen in das Schloß ein, ging die schrägen Gänge, statt der Treppen, welche mit Tuch belegt waren, empor und kam dem Wohnzimmer der Königin näher. Hier ließ mich Hr. Fontane in dem Vorzimmer stehen und ging zur Königin hinein. Es dauerte nicht lange, so kam die erhabene Frau — ein Engel des Himmels auf Erden — auf mich zu und winkte mir einzutreten. Das Wanken meiner Glieder und die Blässe meines Gesichts mochten wol gleich das Innerste meines Herzens offenbaren. Ihre herablassende Huld ließ mich nicht zum Worte kommen; Ihre freundliche Anrede benahm mir alle Furcht; kurz! ich vergaß jetzt, daß Sie meine erhabene Königin war: denn nicht als Königin, sondern wie nur die theilnehmendste Mutter zum Kinde sprechen kann, so sprach Sie mit mir. Erst erkundigte Sie Sich nach meinen Umständen; dann kam Sie auf das Erziehungswesen in Schulen, wo ich in ein stilles, heiliges Staunen gerieth über die Gründlichkeit, mit welcher diese mir unvergeßliche, hohe Dame sprach. Da ich nicht mehr daran dachte, daß ich mit einer Königin sprach, denn noch nie hatte eine vornehme, bürgerliche Dame so herablassend mit mir gesprochen, da wurde meine Sprache warm; ich sprach aus dem Herzen über diese Materie. Dieses schien Ihr höchstes Wohlgefallen zu erregen: denn sie unterhielt sich lange mit mir. Unter den huldreichsten Zusicherungen, daß Sie meiner gedenken würde, wurde ich dann entlassen. Dieses war die seligste Stunde meines ganzen Lebens! Wie von einem Götterthrone ging ich mit hohen Schritten, in den seligsten Empfindungen, mit Hrn. Fontane dessen Zimmer zu. Alle meine traurigen Erfahrungen waren mit dieser Stunde, wie ein Traum, verschwunden.... Ach! daß dieser erhabene Geist zu früh uns entschwinden mußte!" 82.

Miscellen.

In Nr. 323 d. Bl. f. 1834 finden sich unter den Miscellen auch einige angebliche Schnitzer in Müllner's Werken aufgedeckt. „Woher mag es wol kommen", sagt der Recensent, „daß recht gescheite Leute bisweilen recht Widersinniges niederschreiben? So sagt Müllner in einer Dedication seines „Almanachs für Privatbühnen":

Das Leben ist so eng und doch so leer!

Ist denn aber beides etwa ein Gegensatz — was doch hier gesagt sein soll —, oder nicht vielmehr ziemlich Dasselbe? und kann man behaupten, daß Das, was enge sei, nicht leer sei?" Der Kritiker meint, es habe der Dichter wol sagen wollen:

Das Leben ist so lang und doch so leer!

Müllner's Satz habe keinen Sinn. „Denn eben wenn es eng, kurz durch Zeit begrenzt sei, könne nur leer das Leben sein." Es muß uns erlaubt sein, ebenfalls zu fragen: Woher mag es kommen, daß recht gescheite Leute, wie ohne Zweifel der Herr Kritiker ist, bisweilen recht Widersinniges niederschreiben? Oder meint er, es sei mehr zu verwundern, wenn ein langes d. i. ein weites Leben leer sei, als wenn ein enges leer ist? Wenn ich einen weiten (und weit ist doch wol der Gegensatz von eng) Saal leer finde, so können immer noch eine gute Partie Leute darin sein, denn er ist nur im Verhältniß zu seiner Größe leer. Aber wenn sogar ein enges Zimmerchen leer ist, dann kann ich mich wahrhaft verwundern, daß ich nicht einmal genug Menschen (oder Hausgeräthe) finde, um diesen engen Raum zu füllen. Müllner hat also ein ganz richtiges Bild gewählt, wenn er sagt: Das Leben ist so eng und dennoch steht es leer, ein Häuschen so eng und klein, und dennoch findet der Eigenthümer so wenig darin, daß er es leer nennen muß. Ein enger Raum könnte doch so leicht gefüllt werden, und dennoch ist er leer.

Schleiermacher.

Schleiermacher's weithin berühmtes Buch: „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (4. Aufl., Berlin 1831), hat nach des Verf. Tode einen starken Gegner gefunden, welcher bemüht ist, den seit mehr als 30 Jahren ungestört auf der Stirne des großen Schleiermacher ruhenden Lorber herabzunehmen, oder wenigstens nur einen heidnischen Lorberzweig, nicht aber einen christlichen Palmzweig ihm zu lassen. Dieser Gegner ist in der „Kritischen Predigerbibliothek", von Dr. Röhr (XV. B., 6. Heft) aufgetreten, und wie sich wol vermuthen läßt, Röhr selbst. In einer mehr als 50 Seiten langen höchst merkwürdigen Recension der berühmten „Reden über die Religion", sucht der Rec., wie sich nicht leugnen läßt, mit außerordentlichem Scharfsinn und großem Fleiße die Censur der Schleiermacher'schen sogenannten Religion so zu stellen, daß er folgende Resultate gewinnt: Fürs Erste leuchte klärlich ein, daß sie (Schl.'s Religion) ihres Namens in keiner Hinsicht werth sei. Ihrem negativen Theile nach enthalte sie entschiedene Leugnung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, ohne welche es nach dem allgemein geltenden und mit Recht gültigen Sprachgebrauche eine Religion nicht gebe. Aber auch durch ihren affirmativen Theil werde Schl.'s Lehre nicht zur Religion, denn wenn er so oft und vielfältig das Anschauen des Universums als das Hauptstück der Religion nenne und preise, so werde doch durch alles Angeschautwerden, in welchem Sinne man es immer nehmen möge, das Universum noch nicht Gott; obgleich dasselbe nach des Verf. Würdigung (erste Ausg., S. 133) sogar „mehr als Gott" sei. Der Rec. glaubt Schl.'s geständlichen Pantheismus mit einem noch bestimmtern Namen „Naturalismus" benennen zu müssen. Zweitens findet der Rec. bei seiner censurirenden Prüfung, daß der objective Grundfehler der Religion Schleiermacher's in seinem Ausschlusse der Moralität liege und, daß ebendarum Schl.'s Lehre nichts in Wahrheit Religiöses in sich habe. Drittens treffe diese Lehre der gerechte und höchst wichtige Tadel, daß sie sich nicht ohne Verstellung und Lüge öffentlich vortragen und vertheidigen lasse. Den Werth aber, der diesen „Reden über die Religion" ungeachtet aller Tadelnswürdigkeit dennoch zugesprochen werden könne, bestimmt der Rec. dahin: 1) möge man an ihnen einen Maßstab haben, um andere die Sache der Religion angehende Schriften des Verf. darnach zu erklären und zu beurtheilen, 2) lasse sich aus ihnen auch viel Neues, Gutes und Wichtiges lernen, 3) könne das vorliegende Buch billig zur Lehre und Warnung dienen.

Wir sind begierig, wie Schleiermacher's Verehrer seine Vertheidigung führen werden. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 111. — 21. April 1835.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 110.)

Bettina's erste Briefe an Göthe sind dem Aufbrechen einer Blume zu vergleichen. Der Franzose hat für dieses Erschließen einer Blumenseele ein schönes, wohllautendes Wort: éclore. Ein solches éclore ist Bettina's Zustand in der ersten Periode des Briefwechsels. Jeder folgende Brief öffnet um ein Unmerkliches weiter den Kelch der Blume. Hinverlangen nach dem Freunde, Denken nach Weimar über Berg und Thal, Hinüber- und Wiederzurückdenken, ein Ausmalen der Stätte, wo der Freund weilt, ein Einladen desselben zu sich, ganz in dem Sinne, wie die Braut des Hohenliedes ihren Freund zu sich entbietet, daß er seine Rechte unter ihr Haupt lege und sie herze; herzinnigste Freude, wenn nun der prosaische, aber doch sehr poetische Briefträger kommt und ihr einen Brief in blauem Umschlag bringt; stilles Bereden mit der heimlichen Natur über Liebe, Geist und den Freund, ein stilles Lauschen bis in alle Fernen hin, ein Sichverlieren im Endlosen, ohne doch je den Freund zu verlieren, ein Schlafen und Träumen der Gedanken auf der Wiese, über welcher der Freund schwebt als silberner Mond —, dies und noch mehr ist der Inhalt der ersten Briefe; man muß darüber nur wenig sagen; man muß kosten an diesem Blumenkelche, sich erlaben, still vorübergehen und wiederkehren. Göthe's Antworten in dieser ersten Zeit sind selten, nicht kalt, aber stets besonnen, auch in ihnen zeigt sich eine nach und nach sich erweiternde Hingebung, allein so ruhig wie man es von Göthe'n gewohnt ist. Ein späterer Brief Bettina's von Kaub aus geschrieben (I, 258) enthält wundersame Nachtgedanken. Sie schreibt dem Freunde „in der krystallenen Mitternacht, schwarze Basaltgegend umher ins Mondlicht eingetaucht; die Stadt macht einen rechten Katzenbuckel mit ihren geduckten Häusern, und ganz bepelzt mit himmelsträubenden Felszacken und Burgtrümmern; und gegenüber schauert's und flimmert's im Dunkel, wie wenn man der Katze das Fell streicht". Für Die, so die poetische Eigenthümlichkeit des spätern Gemahls von Bettina zu lieben wissen, sei bemerkt, daß dieser Brief ein großes kritisches Licht über den poetischen Zustand und die Bildungsweise Achim's von Arnim verbreitet. Man muß ihn aber nach innen zu verstehen. Nachdem nun aber die anfangs zaghafte Knospe sich erschlossen hat und sich froh und frei dem Licht und blauen Himmel preisgegeben, sehen wir sie in einem ewigen Duften sich offenbaren. Solch ein Ausduften der Seele sind ihre Gedanken über Musik, über Mozart, Haydn, Beethoven; allein hier geht es nicht ab ohne starke Visionen. Eine solche finden wir (I, 285 fg.), aber sie ist getaucht in die purpurenen Wellen der wahrhaften Poesie. Ja, und ehe man sich's versieht, ist sie wieder bei dem Freunde und seinen Liedern:

> O deine Lieder, die durchs Herz brechen mit ihrer Melodie; wie ich vor zehn Tagen da oben saß, auf dem Rheinfels, und der Wind die starken Eichen bog, daß sie krachten, und sie sausten und brausten im Sturm, und ihr Laub, getragen vom Wind, tanzte über den Wellen — da hab' ich's gewagt zu singen, da war's keine Tonart — da war's kein Uebergang — da war's kein Malen der Gefühle oder Gedanken, was so gewaltig mit in die Natur einstimmte; es war Drang, eins mit ihr zu sein. Da hab' ichs wohl empfunden, wie Musik deinem Genius einwohnt! Der hat sich mir gezeigt, schwebend über den Wassern, und hat mir's eingeschärft, daß ich dich liebe.

Und Göthe, er achtete hoch, nein, er hielt für tief und wahr, was Bettina über die Macht der Musik schrieb; er wußte wohl, daß dieses Mädchens Geist von gleicher Abkunft (nur im Weiblichen abgespiegelt) war, wie der seine.

Wie seltsam mußten sich zwei weibliche Naturen wie Bettina und Frau von Stael berühren. Frau von Stael, die geistreiche Schwätzerin, die routinirte Dilettantin, die scharfbeobachtende Dame, die französische Verfasserin des Buchs über Italien! Frau von Stael, versehen mit einem Schreiben Göthe's, machte der Frau Rath in Frankfurt die Honneurs.

> Die Mutter — schreibt Bettina — hatte sich, ob aus Ironie oder aus Uebermuth wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack; ich muß dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rothe, eine weiße und eine blaue, die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung.

Die Entrevue war in dem Hause Bethmann's. Die Gesellschaft der vornehmen ältern Damen bildete einen Halbkreis auf purpurrothem Teppich, in dessen Mitte ein weißes Feld war, worauf ein Leopard gestickt erschien. An den Wänden standen schöne schlanke indische Gewächse,

und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet. Nach langer Erwartung trat Frau von Stael ein, als Corinna gekleidet, ihr zur Seite der Freund, Benjamin Constant. Die Bewillkommungsscene war sehr steif; aber in Frau Rath regte sich der Stolz. Sie stand auf, breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutirte sie mit dem Fächer spielend; und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhobener Stimme, daß man es durch's ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Goethe!" Und Frau von Stael sagte: „Ah je suis charmée!" und eine feierliche Stille folgte. Als das Gespräch zwischen der Mutter Göthe's und der Tochter Necker's vertraulicher wurde, ward Bettina herbeigerufen, um zwischen Beiden die Dolmetscherin zu machen, aber sie that es ungern, denn sie war gleich vom Anfang der Frau von Stael nicht grün. Diese äußerte den Wunsch, Göthe's Briefe zu lesen, die er in die Heimat schrieb; allein Bettina dachte bei sich: von mir sollst du sie gewiß nicht bekommen.

Von München aus war Bettina's Verkehr mit Göthe sehr belebt. Sie sandte ihm bald ein radirtes Blatt, bald eine Büste, bald eine wunderliche Zeichnung von Rumohr's Hand, bald einen Kragen oder ein Kleid an Frau von Göthe, und das Alles mit den köstlichsten Briefen begleitet. In München kam sie auch viel mit Jacobi zusammen, über den sie sich folgendermaßen ausspricht:

Jacobi ist zart wie eine Psyche, zu früh geweckt, rührend; wäre es möglich, so könnte man von ihm lernen, aber die Unmöglichkeit ist ein arger Dämon, der Alles listig zu vereiteln weiß, zu was man sich berechtigt fühlt; so meine ich immer, wenn ich Jacobi von Gelehrten und Philosophen umgeben sehe, ihm wäre besser, er sei allein mit mir. Ich bin überzeugt, meine unbefangenen Fragen, um von ihm zu lernen, würden ihm mehr Lebenswärme erregen als jene Alle, die vor ihm etwas zu sein als nothwendig erachten. Mittheilung ist sein höchster Genuß; er appellirt in Allem an seine Frühlingszeit, jede frischaufgeblühte Rose erinnert ihn lebhaft an jene, die ihm zum Genuß einst blühten, und indem er sanft durch die Haine wandelt, erzählt er, wie einst Freunde Arm in Arm sich mit ihm umschlungen in köstlichen Gesprächen, die spät in die laue Sommernacht währten, und da weiß er noch von jedem Baum in Pempelfort, von der Laube am Wasser, auf dem die Schwäne kreisten, von welcher Seite der Mond hereinstrahlte auf reinlichem Kies, wo die Bachstelzchen stolzirten; das Alles spielt sich aus ihm hervor wie der Ton einer einsamen Flöte, sie deutet an: der Geist weilt noch hier; in ihren friedlichen Melodien aber spricht sich die Sehnsucht zum Unendlichen aus. Seine höchst edle Gestalt ist gebrechlich, es ist, als ob die Hülle leicht zusammensinken könne, um den Geist in die Freiheit zu entlassen.

Hierbei erfahren wir denn auch durch Bettina's leichtfertigen Muthwillen, daß der Philosoph des Gefühls etwas eitel war, besonders auf sein schönes Bein, das er vor vielen Jahren, da er in Leipzig einst mit Göthe in einen Tuchladen ging, in Gegenwart der hübschen Ladenfrau auf den Ladentisch legte und darauf die neuen Beinkleidermuster probirte. Auch ward mit Jacobi und dem Grafen Westerhold von München aus manche kleine Partie gemacht, da denn der Dichter-Philosoph sich einst bei eintretender Nachtkühle heftig gegen die Nachtmütze sträubte, die ihm die besorgte Tante Bettina's aufdringen wollte.

Von München aus machte Bettina eine Reise nach Landshut, von wo sie den Geliebten unter Anderm folgendes im Kleinen herrliche Briefchen schreibt:

Der Mond scheint weit her über die Berge, die Winterwolken ziehen heerdenweis vorüber. Ich habe schon eine Weile am Fenster gestanden und zugesehen, wie's oben jagt und treibt. Lieber Göthe, guter Göthe, ich bin allein, es hat mich wieder ganz aus den Angeln gehoben und zu dir hinauf! wie ein neugeborenes Kindchen, so muß ich diese Liebe pflegen zwischen uns; schöne Schmetterlinge wiegen sich auf den Blumen, die ich um seine Wiege gepflanzt habe, goldene Fabeln schmücken seine Träume, ich scherze und spiele mit ihm, jede List versuch ich um seine Gunst. Du aber beherrsch'st es mühelos, durch das herrliche Ebenmaß deines Geistes; es bedarf bei dir keiner zärtlichen Ausbrüche, keiner Betheuerungen. Während ich sorge um jeden Augenblick der Gegenwart, geht eine Kraft von dir aus des Segens, die da reicht über alle Vernunft und über alle Welt.

Nach München zurückgekehrt, las Bettina die unlängst erschienenen „Wahlverwandtschaften", welche auf das reiche, volle und liebevolle Mädchen einen gewaltigen Eindruck machten. Sie schreibt darüber an Göthe:

Eine helle Mondnacht habe ich durchwacht, um dein Buch zu lesen, das mir erst vor wenig Tagen in die Hände kam. Du kannst dir denken, daß in dieser Nacht eine ganze Welt sich durch meine Seele drängte. Ich fühle, daß man nur bei dir Balsam für die Wunde holen kann, die du schlägst; denn als am andern Morgen dein Brief kam mit allen Zeichen deiner Güte, da wußte ich ja, daß du lebst und auch für mich; ich fühlte, daß mir der Sinn mehr geläutert war, mich deiner Liebe zu würdigen. Dies Buch ist ein sturmerregtes Meer, da die Wellen drohend an mein Herz schlagen, mich zu zermalmen. Dein Brief ist das liebliche Ufer, wo ich lande und alle Gefahr mit Ruhe, ja sogar mit Wohlbehagen übersehe.

Ein tiefer Zug in Bettina's Seele, der sich in dem Briefe, woraus dies Stück genommen ist, verborgen und gleichsam unterirdisch ausspricht, ist der, daß sie von den dichterischen Gebilden Göthe's fast geängstigt wird, daß sie sich fremd fühlt in diesen Räumen, wo Philine, Meister, Therese, Charlotte, der Hauptmann u. s. w. sich bewegen. Ja, man kann sie — nur das Wort in hoher Bedeutung genommen — eifersüchtig auf jene Schöpfungen Göthe's nennen, in denen wie in Ottilien, in Mignon u. s. w. die schaffende Liebe des Dichters recht besonders erscheint. So schreibt sie über Ottilie:

Du bist in sie verliebt, Göthe; es hat mir schon lange geahnt. Jene Venus ist dem brausenden Meer deiner Leidenschaft entstiegen, und nachdem sie eine Saat von Thränenperlen ausgesät, da verschwindet sie wieder in überirdischem Glanze.

Und doch erfüllt Ottiliens Hinscheiden Bettina's empfindendes Herz mit unaussprechlichem Weh:

Wie konnte doch Ottilie früher sterben wollen als der Geliebte? O ich frage dich, ist es nicht auch Buße, Glück zu tragen, Glück zu genießen? O Göthe, konntest du Keinen erschaffen, der sie gerettet hätte? Du bist herrlich, aber grausam, daß du dies Leben sich selbst vernichten läßt; nachdem nur einmal das Unglück hereingebrochen war, da mußtest du decken, wie die Erde deckt, und wie sie neu über den Gräbern erblüht, so mußten höhere Gefühle und Gesinnungen aus dem Erlebten erblühen, und nicht durfte der unreife jünglinghafte Mann so entwurzelt weggeschleudert werden, und was hilft mir aller Geist und alles Gefühl in Ottiliens Tagebuch? Nicht kindlich

ist's, daß sie den Geliebten verläßt und nicht von ihm die Entfaltung ihres Geschicks erwartet; nicht weiblich ist's, daß sie nicht blos sein Geschick berathet, und nicht mütterlich, da sie ahnen muß die jungen Keime alle, deren Wurzeln mit den ihrigen verwebt sind, daß sie ihrer nicht achtet und Alles mit sich zu Grunde richtet.

Unter Allem, was Verneinendes zu verschiedenen Zeiten über die vielbesprochenen „Wahlverwandtschaften" gesagt worden, ist dies Wenige fast allein richtig begründet und der Sache selbst entnommen. Denn hier ist wirklich der Punkt getroffen, der in den „Wahlverwandtschaften" so sehr ängstigt und verletzt. Jenes fade Histörchen und Gerede vom moralischen Ehebruch dagegen mag nur schwächliche sittliche Naturen und Pedanten in der Kunst verletzen; was tiefere Geister verletzt, ist eben Dieses, was die Jungfrau das Unmütterliche, das Unweibliche, das Unkindliche in Ottilien nennt. Es gibt ein tragisches Ende, welches gleich der Zerstörung ist; es mag künstlerisch gerechtfertigt, es mag herrlich gedacht, wundervoll ausgeführt, auf das Menschlichste, Ergreifendste dargestellt sein — doch ist es Zerstörung. Man steht, nachdem der Würfel gefallen, die Katastrophe geschehen ist, wie auf einer öden Wahlstatt, einsam, verwaist, vernichtet, mit dunkelm Weh im Herzen. Rings ist Grauen der Verwüstung; das Herz ist gestorben, die Welt ist leer. Das ist das Ende der „Wahlverwandtschaften", ein vollkommen künstlerisches, ein höchst tragisches in einer Weise dargestellt, die das glänzendste Beispiel deutscher Darstellung genannt werden muß — und doch ist es die Zerstörung, doch wird's Einem bange über diesen Hügeln Eduard's und Ottiliens, als sei die Welt mitten entzwei geborsten.

(Der Beschluß folgt.)

Washington Irving's neuestes Gemälde: „A tour on the Prairies". *)

Ich wüßte keinen Dichter unter allen bekannten, dessen Darstellungen man schicklicher mit dem Namen Gemälde bezeichnen könnte als Washington Irving's. Nur muß man den Ausdruck in jenem höhern Sinne nehmen, nach welchem es auch unter den Malereien nur wenige Gemälde gibt. Gemälde sind keine Portraits, keine Copien, keine Abschriften des natürlichen Stoffes, keine Abdrücke von Menschen und Gegenden, kraft welcher der Maler kein größer Verdienst hätte als ein Druckerjunge. Wären Gemälde dies, so wären sie todte Bilder, Tableaux, Decorationen, und der Künstler wäre ein Pinsler, bei welchem Fingerfertigkeit die höchste Tugend wäre. Aber Gemälde sind ihrer Natur nach geistig, sind Subjectives und Objectives, Ideales und Reales in Einem. Gemälde sind, wie alle Kunstwerke, zugleich Ausdruck der Künstlerseele und Ausdruck der Naturseele, äußere Wirklichkeit und inneres Geistesleben, particulaire Anlage des Künstlers, die Niemand mit ihm theilt, zugleich aber Hervorbildung eines allgemeinen Naturlebens, das Alle theilen. Diese Gegenseitigkeit des Idealen und Realen im Gemälde, welcher man nicht ansieht, von wannen sie kommt, macht eben das Lebendige darin aus, seine Bewegung und Das, was wir seine Sprache nennen; und an dieser Sprache erkennen wir auf den ersten Blick, weß Geistes Kind es ist. Darum ist es für den geistigen Menschen nicht schwer ein Kunstwerk zu verstehen, für den Philister aber ganz unmöglich.

Warum wir aber vorzugsweise Washington Irving's Darstellungen Gemälde nennen möchten? Weil das Poetische in ihnen ganz hinausgelegt ist in die äußere Schilderung, und weil es doch ebenso sehr nur das Individuelle der Poesie ist, was diese Schilderungen hebt, erfüllt und lebendig macht. Washington Irving verdient vorzüglich den Namen eines feinen Geistes. Tief sich hineindenkend, zierlich sich hineinfühlend in das Natürlich-Gegenständliche, macht er alles Fremde zum heimlichen, vertraulichen Plätzchen; der weite Schauplatz der Natur wird ihm zur Localität, die er mit wenigen Pinselstrichen zum gemüthlichen Aufenthalt umzugestalten weiß. In dieser reizenden Beschaffenheit seiner Localitäten liegt aber noch eine größere Tiefe, als die der bloßen gemüthvollen Landschaftsmalerei; denn dem Landschaftsmaler ist ja das Wesen des Gemäldes eben die Landschaft, dagegen die Staffage das Unbedeutendere; aber Washington Irving ist in dieser Hinsicht unter den Dichtern der größte Landschafter, weil ein ewiges Wechselverhältniß zwischen der Landschaft und den Figuren obwaltet. Diese Figuren sind keineswegs ein der Naturscenerie Gleichgültiges, Unwesentliches, Wegzulassendes, das auf andern Boden zu verpflanzen wäre, sondern sie bilden die wahre Seele, die wahre Innerlichkeit und das poetische Bewußtsein des Landschaftsgemäldes. In diesem Sinn ist die Geistigkeit der Darstellungsweise Washington Irving's zu nehmen. Man faßt dieses ihr feines, zartes und tiefsinniges Wesen am besten, wenn man Irving mit Cooper vergleicht. Dieser ist gegen jenen nur ein Abschreiber, und es war ein recht fader Gedanke deutscher belletristischer Dilettanten, die immer etwas Apartes sagen wollen, ihn über Walter Scott zu setzen. Cooper schildert nur (das heißt Schildern im ganz portraitirenden Sinne genommen) und eben weil er nur schildert, darum sind seine Darstellungen so monoton, so öde, so einsam, so steppenhaft, als Poesie betrachtet so mattherzig, mit einem Worte: so langweilig. Bei ihm fehlt durchaus jene individuell-künstlerische Productivität, die bei Irving so bedeutend ist, jene sich gegenseitig vermittelnde, bedingende, ergänzende, vollendende Einheit der Figuren mit ihrer Scene, jene Traulichkeit der Landschaft. Cooper's Figuren verhalten sich zu ihrer Scenerie wie der Pilz zu dem Boden, aus dem er hervorschießt, sie sind nichts als unmittelbar aus ihren Urwäldern und steppenhaften Countrys hervorgeschossen, sie haften an denselben mit Pflanzendasein, sind keine freien Persönlichkeiten. Cooper ist kein Dichter, wenn schon von reger Naturanschauung und schöner Empfindungen mächtig. Washington Irving ist ein Dichter im vollsten Sinne des Worts. Seine Gestalten haben das individuellste Leben, und tragen überall, in Keckheit der Anlage, Freiheit der Durchführung und reger Selbständigkeit, das Gepräge der Meisterschaft. Zum Beleg alles Dessen, was hier über ihn gesagt ist, möge seine Sage von der schläfrigen Schlucht, mit ihrem barocken Stammhelden Ichabod Crane für Diejenigen dienen, welche die unerschöpfliche Fülle einer geistvollen Skizze zu würdigen wissen.

Unter den Malern möchte kein Landschafter schicklicher mit Washington Irving zu vergleichen sein als Ruysdael. In allen Ruysdael'schen Darstellungen ist eben diese geistige Traulichkeit, diese gemüthliche Localität, diese behagliche und doch ergreifende Anordnung auch des Unbedeutendern, die einem mit tausend Stimmen gleich zum Bleiben einladet, und was in diesen Landschafts- (oft auch Miniatur-) Gemälden das Vorzüglichste ist, ist, daß da, wo die Staffage gänzlich fehlt, man sie sich aus dem Geiste der Landschaft selbst hinzu und herausdenkt. In dieser Hinsicht ist Ruysdael vielleicht der größte und phantasiereichste aller Landschaftsmaler, und wer seinen berühmten Wasserfall, den Göthe in einem der Supplemente trefflich beschreibt, gesehen hat, der wird im Stande sein, die wahre Pointe seiner Verwandtschaft mit W. Irving herauszufühlen.

Das neueste Gemälde W. Irving's: „Ein Ausflug in den Prairies des westlichen Amerika", zeigt sich dem

*) Es war bereits in unserer Correspondenz aus London in Nr. 91 d. Bl. die Rede von Irving's Werke. D. Red.

Geiste des „Skizzenbuchs" und der „Erzählungen eines Reisenden" vollkommen treu. Es enthält, wie die frühern Darstellungen, Wahrheit und Dichtung, treue Schilderungen des Erlebten und Durchwanderten, geistvolle Abschriften vorzüglich interessanter Striche, aber auch, wie sich der Verf. selbst darüber ausdrückt „the casual lucubrations of his brain", und dies eben auf W. Irving's eigenthümliche Weise, sodaß diese Phantasiebilder ganz und innigst mit der Localität verschmelzen, und wie Geister darüber hin, als über ihrer Heimat schweben. Ungeachtet dieses reizenden Geisterspiels sind aber die Umrisse jenes gigantisch ausgedehnten Westlandes (Far West) mit solcher Wahrheit nachgezeichnet und das daraus hervortretende Bild so ganz und deutlich, daß man nach dem Lesen dieses Buches nie zuvor eine Beschreibung der so oft beschriebenen Prairies gelesen zu haben glaubt. Auf folgende Weise führt uns der Verf. in den ungeheuern Schauplatz ein, den er sich diesmal zur Scene wählte:

„In den oft erwähnten Gegenden des amerikanischen Westlands (wozu das östliche Gebiet des Mississippi mit 18,000 □Meilen, das Missouriland bis zum Felsengebirge, und die eigentliche Westküste von Amerika gehören, zusammen ein Flächengebiet von 1,800,000 englische □Meilen) erstreckt sich jenseit des Mississippi ein ungeheuerer Strich unbewohnten und unbebauten Landes, wo man, soweit das Auge reicht, keine Hütte entdeckt, in welcher Menschen wohnen. Dieses ungeheure Gebiet besteht aus weiten grasigen Ebenen, hier und da von Waldungen, Hainen und einzelnen Baumgruppen durchstrichen, von den Wellen des rothen Flusses, des großen canadischen Stroms und des Arkansas bewässert, mit einer Menge kleinerer Nebenflüsse. Ueber diese fruchtbaren und grünenden Einöden streift das wilde Roß, das scheue Elennthier und der wüthende Büffel in ungeheuern Heerden, öfters von 20—30,000 Stück, in dem Zustand ihrer natürlichen, ungezähmten Freiheit hin. Hier ist das unermeßliche Jagdgebiet der verschiedenen Stämme des westlichen Amerikas. Hier wandern die Osagen, die Creeks und Deleware-Indianer, die sich untereinander verbinden und entzweien und von den fernen Niederlassungen der Europäer wenig Notiz nehmen. Näher nach dem Felsengebirge zu wohnen die Pawnees und Comanches, unabhängige Stämme, wild und glücklich im Gefühl ihrer zügellosen Freiheit, die Nomaden dieser westlichen Einöden. Diese Gegenden, wo sich zwischen Himmel und Ebene Millionen erschlagen können, ohne daß nur ein Gerücht davon in die Ferne dringt, sind oft der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen jenen wilden Horden. Aber keine derselben besitzt in dem unermeßlichen Stromgebiet feste Wohnsitze. Nur leichte Baracken schlagen sie im Durchstreifen auf, aus Thierfellen und Laubgehölz leicht zusammengezimmert, von denen aus sie ihre gefährlichen Ausfälle unter die Büffelheerden machen, deren Fleisch ihre Lieblingsspeise, ihr Hochwildpret ist. Solche leichtgezimmerte Feldlager werden häufig von andern kriegerischen Stämmen, welche die Ebenen in gleicher Absicht durchschwärmen, jähling überfallen. Es entspinnt sich ein furchtbarer, grausamer Kampf, der sich nur zu endigen pflegt, wenn die eine der Partien niedergemetzelt ist. Bleichendes Gebein, halbverweste Leiber, in finstere Felsenschluchten geschleudert, blutgetränkter Boden, noch lange Zeit hernach rothgefärbt, bezeichnet alsdann die einsame Steppe der Schlacht, die oft nicht sobald wieder von einem menschlichen Fuße betreten wird."

Die Osagen schildert der Verf. mit der ihm eignen anschaulichen Lebendigkeit:

„Die Leute dieses Indianerstamms, welche ich sah, waren stattliche Bursche, einfach in Kleidung, aber von trotzigem kriegerischen Ansehen. Sie lieben nicht den Luxus in Gewändern und großen Zierath, den sie für unmännlich halten. Ihre ganze Tracht besteht aus weiten Decken, ledernen Gamaschen, die bis über die Schenkel heraufgehen, und Mocassins (Schuhe von Wildleder). Ihr Haupt trugen sie blos, ihr Haar glatt verschnitten, bis auf einen dünnen Zopf auf der Mitte des Scheitels, der wie ein Helmbusch aussieht und in einer langen Locke den Nacken herabhängt. Sie haben einen kräftigen vollen Gliederbau, eine breite Brust und eine männliche, fast edle Haltung, welcher sie durch das Tragen ihrer Gewänder, die um die Hüften geschlungen werden, sodaß Brust und Arme blos bleiben, noch einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben wissen. Unwillkürlich wird man durch den Anblick eines so geschmückten Osagen an den Ausdruck der antiken Bildsäulen erinnert. Die Lebensart der Osagen ist sehr einfach, weil ihr ganzes Streben dahin geht, den übrigen Stämmen in kriegerischer Hinsicht vorzuleuchten; sie stechen daher im Aeußern merklich gegen andere Stämme ab, welche sich wie die Creeks in die buntesten Farben kleiden, mit Schürzen von hellfarbigem Calico, breiten glänzenden Gürteln, grünen oder scharlachnen Gamaschen und bunten Kniebändern. Die Hütten dieses Stammes sind im Innern reich ausgeschmückt und mit Allem, was diese Gegenden an Luxusartikeln liefern, reichlich versehen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

In ganz Frankreich erscheinen, nach dem „Figaro", 258 öffentliche Blätter, sodaß also im Durchschnitt auf jedes der 86 Departements drei kommen würden. Die Departements der Ober- und Niederalpen und der Ostpyrenäen haben kein besonderes und außerdem 192 Bezirke kein Localblatt. Rechnet man von der obigen Summe 101 blos örtlichen Nachrichten, gerichtlichen und andern Anzeigen gewidmete und vier rein literarische Blätter ab, so stellt sich die Zahl der politischen auf 153. Folgende Departements haben die meisten öffentlichen Blätter: Niederseine (Hauptort Rouen) 16, Norden (Lille) 15, Pas de Calais (Arras) 9, Rhonemündungen (Marseille) 7, Calvados (Caen) 7, Niederloire (Nantes) 6, Gironde (Bordeaux) 5, Rhone (Lyon) 5. Die Versuche, die man in der Bretagne, im Elsaß und in der Normandie mit Herausgabe von Revues gemacht hat, sind fehlgeschlagen.

St.-Marc Girardin hat: „De l'instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne" herausgegeben.

„Lettres sur les États-Unis d'Amérique", 1832 und 1833 von J. M. B. v. ***** geschrieben und an den Grafen O'Mahony gerichtet, sind in zwei Bänden herausgekommen.

Unter dem Titel: „Fondation de l'ermitage du Mont-Cindre et de la tour de la belle Allemande" (vgl. Nr. 275 d. Bl. f. 1834), lieferte C. Beaulieu einen Auszug aus einer lyoner Chronik von 1432.

„La grande prieure de Malte 1565", von de Lamadelaine, ist in zwei Theilen erschienen.

Eug. Faure gab „Songes d'une nuit d'hiver" (Poesien) heraus.

Von Am. Baß ist in vier Duodezbändchen „Le testament de Polichinelle" erschienen.

Angekündigt wird ein neuer Roman von G. Sand in zwei Bänden „André", desgleichen „Grangeneuve" von H. de Latouche und „Souvenirs de servitude militaire" von Alfred de Vigny.

Barthélemy's Uebertragung der „Aeneide", mit gegenüberstehendem lateinischen Text, wird in 12 Lieferungen, jede einen Gesang des Gedichts mit Anmerkungen enthaltend, ausgegeben. Drei Lieferungen werden einen Band bilden. 43.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 112. —— 22. April 1835.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 111.)

Zwischen diesen ästhetischen Schmerzen hatte Bettina auch solche, die der Wirklichkeit entsproßten. Das unglückliche Schicksal Tirols ging ihr während ihres Aufenthalts in München tief zu Herzen. Ihrem dortigen Freunde, dem Grafen Stadion, theilte sie ihr ganzes Mitleid mit den geängstigten Söhnen der Gebirge unverhohlen mit. Sie machte kein Hehl daraus, daß sie es mit diesen Leuten hielt, die so fest und unwandelbar am Hause Oestreich hingen. Diese ihre Stimmung war in München bekannt, und so hatte sie sich einst des Vertrauens der Tiroler in der Art zu erfreuen, daß es leicht für sie hätte gefährlich werden können. Zwei Abgeordnete der Tiroler vertrauten ihr wichtige Depeschen für den Grafen Stadion, die sie diesem übergeben mußte. Es konnte leicht eine List sein, den politischen Sinn des Mädchens auszuforschen; allein Bettina wollte trotz dieser Befürchtung das Vertrauen nicht zurückweisen und entledigte sich ihres Auftrags. Ja, sie that noch mehr; sie schrieb an den Kronprinzen von Baiern, vertraute ihm ihre Anschauungen von dem tiroler Volk, ihre Zuversicht, er werde Milde und Schonung da verbreiten, wo seine Leute jetzt nur rohe Wuth und Rachgierde walten ließen; sie fragte ihn, ob der Name Herzog von Tirol nicht herrlicher klinge als die Namen der vier Könige, die ihre Macht vereinten, um diese Helden zu würgen, ihre Hoffnung, daß er sich den Beinamen des Menschlichen erwerben würde. Mit Kaltblütigkeit siegelte sie ihr Schreiben und sandte es dem Prinzen durch ihren Claviermeister. Der Kronprinz antwortete nicht; aber eines Abends im Theater nickte er der Schreiberin freundlich zu, und wenige Tage nachher kam Stadion und nahm von Bettina Abschied und sagte ihr, daß er zur östreichischen Armee gehe, daß der Prinz ihre Gesinnungen ehre und liebe und mit ihm auf die Gesundheit der Tiroler und ein Pereat den Franzosen getrunken habe. Bald darauf kam auch Bob, der Claviermeister, und überreichte Bettinen ein zerbrochenes Glas, das ihr der Kronprinz sende und ihr sagen ließ, dies sei das Glas, aus dem er aufs Wohl ihrer Protégés getrunken, und er sende ihr seine Cocarde als Ehrenpfand, daß er Bettinen sein Wort lösen und jeder Ungerechtigkeit, jeder Grausamkeit steuern werde. Dies war denn eine große Genugthuung für das lebhafte Mädchen, das in allen Dingen leidenschaftlich und stürmisch war und immer die graden Pfade ging.

Gern möchten wir die Mittheilungen über diesen Briefwechsel mit etwas ganz Würdigem beschließen, da ja so Manches, was der Mittheilung werth war, übergangen werden mußte, und da findet sich denn nicht sogleich etwas Vorzüglicheres als die Bekanntschaft Bettina's mit Beethoven während ihres Aufenthalts in Wien. Schon bei ihrem ersten Zusammentreffen am dritten Orte hatte sich über die ernstesten Interessen seines Künstlerlebens Beethoven gegen sie mit freundlicher Offenheit ausgesprochen, worüber sie um so mehr verwundert war, da man ihr gesagt hatte, Beethoven sei ganz menschenscheu und lasse sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Da entschloß sich aber die Jungfrau, Beethoven selbst in seiner Wohnung aufzusuchen. Sie hatte Mühe, denn er hatte drei Wohnungen, in denen er sich abwechselnd versteckt hielt, eine auf dem Lande, eine in der Stadt und eine auf der Bastei; dort fand ihn Bettina im dritten Stock und trat unangemeldet herein. Beethoven saß am Clavier und fragte die Kleine freundlich, ob sie ein Lied hören wollte, das er eben componirt. Darauf spielte er: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen". „Es ist wunderschön", sagte er, „ich will's noch einmal spielen." Auch ein anderes Lied von Göthe: „Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe", hatte er an demselben Morgen componirt und spielte es Bettinen vor. Dann begleitete er sie in ihre Wohnung, wo sie eine zahlreiche Gesellschaft zum Diner versammelt fanden, die sich höchlich über den Eintritt der Beiden verwunderte. Seitdem war Bettina fast täglich bei Beethoven, und Göthe's Lieder waren häufig der Gegenstand ihres Gesprächs.

Sie behaupten — sagte Beethoven — nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Componiren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimniß der Harmonien schon in sich trägt.

Beethoven hing sehr an Bettina, und diese versäumte über seinen Umgang Gesellschaften, Galerien, Theater „und sogar den Stephansthurm". Sie ging an seinem Arme in der Allee von Schönbrunn und im Freien spa-

zieren, und Beethoven gab ihr herrliche Aufschlüsse über das Eigenthümliche seiner Dichtweise. (Man vergleiche hierüber den ganzen Brief, Bd. II, S. 190.)

Musik — äußerte Beethoven — ist so recht die Vermittelung des sinnlichen Lebens mit dem geistigen. Ich möchte darüber einmal mit Göthe sprechen, ob der mich verstehen würde. Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie.

Und dasselbe müssen wir auch von diesen Blättern sagen, denen wir eine kurze Aufmerksamkeit schenkten: daß in ihnen sich ein Gemüth von höchster Geistigkeit wie in schönstem Fluß der Musik und Melodie offenbart. Es thut weh, von solcher vollkommenen Sinnlichkeit und Schöne scheiden zu müssen; allein, uns muß dabei Das beruhigen, womit der Kritiker immer beim Scheiden von einem Trefflichen sich trösten muß, daß eben der Stoff, der ihn begeisterte, sich durch sein vermittelndes Denken und Deuten Bahn bricht zum Verständniß der Menge und er somit der Spiegel wird, durch welchen Andere und Viele sich des schönen Bildes erfreuen. Und da wir nun im Scheiden von Bettina, von ihrem Lieben, Sehnen, Schauen, Denken und Dichten nicht mehr dem so wunderbaren „Tagebuch" eine längere Betrachtung widmen können, so möge wenigstens der Schluß desselben, weil er die Apotheose Dessen, dem Alles, was wir besprochen, geweiht war, recht entschieden enthält, hier angeführt sein und das Ende auf eine wohlthuende Weise krönen:

Moritz Bethmann aus Frankfurt am Main hatte ein Monument Göthe's bestellt, in welchem er den unwidersprechlichen Charakter des Dichters ausgedrückt zu sehen wünschte. Er traute Bettinen das Talent zu, daß sie die Idee dazu finden würde. In dem Augenblick fiel ihr Göthe ein, wie er damals am Rande des Berges gestanden, den Mantel unter den Armen hervor zusammengeworfen, Bettina selbst an seiner Brust. „Das Erfindungsfieber" ergriff sie und es gestaltete sich daraus folgende Idee:

Göthe in halber Nische auf dem Thron sitzend, sein Haupt über die Nische, welche oben nicht geschlossen, sondern abgeschnitten ist, erhaben, wie der Mond sich über den Bergesrand heraushebt. Mit nackter Brust und Armen. Den Mantel, der am Hals zugeknüpft ist, über die Schultern zurück, unter den Armen wieder hervor im Schoose zusammengeworfen; die linke Hand, welche damals nach den Gewittern deutete, hebt sich jetzt über der Leier ruhend, die auf dem linken Knie steht; die rechte Hand, welche meine Blumen hielt, ist in derselben Art gesenkt und hält nachlässig, seines Ruhms vergessend, den vollen Lorberkranz gesenkt; sein Blick ist nach den Wolken gerichtet, die junge Psyche steht vor ihm wie ich damals, sie hebt sich auf ihren Fußspitzen, um in die Saiten der Leier zu greifen, und er läßt's geschehen, in Begeisterung versunken. Auf der einen Seite der Thronlehne ist Mignon als Engel gekleidet mit der Ueberschrift: „So laßt mich scheinen, bis ich werde". Jenseits Bettina, wie sie zierliche, kindliche Mänade auf dem Köpfchen steht, mit der Inschrift:

Wende die Füßchen gen Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken Arme betend empor, aber nicht schuldlos wie du!

Ein Künstler, der jüngere Wichmann, machte von diesem Monument eine Skizze in Thon, die sich auf dem frankfurter Museum befindet; und Göthe selbst erklärte dies herrlich ausgedachte Bildwerk für ein verklärtes Erzeugniß seiner Liebe, für eine Apotheose seiner Begeisterung und seines Ruhmes. So finden wir es als Titelvignette zum zweiten Bande des Briefwechsels.

Möge das schönere Denkmal, das ihm Bettina in den besprochenen Blättern setzte, für Alle, die es zu fassen vermögen, eine wahrhaftige Apotheose seines Ruhmes werden, der, weit entfernt im deutschen Lande sich seinem Untergange zuzuneigen, vielmehr noch auf die wahren Ausleger im Geiste und in der Liebe (ἐν πνεύματι και ἀγάπῃ) wartet!

32.

Washington Irving's neuestes Gemälde: „A tour on the Prairies".

(Beschluß aus Nr. 111.)

Hier eine Schilderung in Irving's anmuthig-behaglichem Styl:

„Da wir, trotz unserm bis zum Einbruch der Dämmerung beschleunigten Marsch, die Lager der Buschklepper nicht erreichen konnten, sahen wir uns genöthigt, an dem Rand einer weitausgedehnten Felsenkluft Halt zu machen. Die Buschklepper bivouakirten unter den Bäumen, in dem Kessel eines angenehmen Thales, wir aber schlugen unsere Zelte auf einer Anhöhe unweit eines rauschenden Stroms auf. Die Nacht brach ungewöhnlich finster herein, das Gewölk flog am unermeßlichen Himmelsgewölbe hin und drohte mit starkem Regen. Die Feuer der Indianer brannten helllodernd im Thal und warfen düstere Lichtschimmer auf die ringsumher gelagerten Gruppen, welche essend, trinkend, kochend, das Ansehen eines Räuber- oder Zigeunerlagers gewährten. Um die malerische Wildheit der Scene noch zu erhöhen, befanden sich unter uns mehre Osagen, wovon drei zu uns auf den Hügel kamen und sich an unsere Feuer setzten. Sie hatten ein wachsames Auge auf Alles, was rund um uns her vorging, und glichen in dieser Gespanntheit nach außen, in ihrer schweigenden, aber beobachtenden Ruhe, aus Erz gegossenen Bildwerken. Wir gaben ihnen zu essen und Kaffee zu trinken, das leidenschaftliche Getränk der wilden Völker im Westen. Als sie ihre Abendmahlzeit genommen hatten, lagerten sie sich um die Feuer und stimmten einen langen, näselnden und schnarrenden Gesang an, wobei sie anstatt der Begleitung sich mit den Fingern auf die Brust trommelten. Ihr Gesang bestand eher aus mechanischen als aus rhythmischen und melodischen Abtheilungen und war häufig durch den Laut Hah unterbrochen, der in der Art, wie er vorgestoßen wurde, vollkommen klang, als ob sie den Schlucken hätten. Der Inhalt dieses Gesangs war improvisirt, denn laut der Deutung unsers Dolmetschers bezog er sich auf unsere Reise, auf die Behandlung und Bewirthung, welche die Osagen bei uns genossen hatten. Auch kamen Anspielungen auf eigne Kriegshändel und Lobpreisungen der jungen indianischen Damen darin vor. Diese Art und Weise, aus dem Stegreif zu singen, ist bei den indianischen Stämmen sehr gewöhnlich, sie verweben darein alle ihre kriegerischen Thaten, Jagdabenteuer und jedes wichtigere Ereigniß ihres Lebens, wobei sich eine Art von komischem Humor, eine drollige, naive Satire ausspricht, welche für die Geistesfähigkeiten dieser Stämme ein günstiges Zeugniß gibt."

Diese Indianer, sagt W. J., nehmen sich in der Wirklichkeit ganz anders aus als in den von ihnen gegebenen Beschreibungen. Man schildert sie gewöhnlich als sehr mürrisch und schweigsam, als unbeugsame, stoische Gemüther ohne Thränen und ohne Lächeln. Dem ist aber gar nicht so. Sie sind frei-

lich in Gesellschaft mit weißen Männern, in deren Absichten sie Mistrauen setzen, deren Sprache sie nicht verstehen, öfters verschlossen und schweigsam, allein das sind ja auch unter ähnlichen Umständen die Europäer selbst, und zwar oft in der besten und civilisirtesten Gesellschaft. Dagegen sind die Indianer, wenn sie unter sich und ungebunden sind, lustig und guter Dinge, und so geschwätzig als in Europa die Gevatterinnen. Sie erzählen sich unaufhörlich von ihren Ausflügen und Jagden und theilen sich allerlei lustige Histörchen mit. Sie sind als Mimiker wirklich drollig, fast buffonenhaft, und können selbst Einem, der ihre Sprache gar nicht versteht, durch ihr possirliches Geberdenspiel Unterhaltung gewähren. Sie sind gute und scharfe Beobachter und haben eine unverkennbare Anlage zu gutmüthigem Spott und Satire. Sie sind auf ihre Weise Kritiker, und es läßt sich recht wohl behaupten, daß sie von manchem Reisenden, der ihre Lebensweise kennen lernte, wahrer und scharfsinniger untereinander geurtheilt als dieser von ihnen. Die Delawareindianer, tödtliche Feinde der Osagen, unterscheiden sich von diesen schon durch den untersetztern, gedrängtern Körperbau, während die Osagen mehr schlank gewachsen sind. Ihr stämmiger Wuchs wird oft von den Osagen verspottet, die ihnen den Vorwurf machen, daß sie nicht laufen können, sondern klumpenweise zusammengedrängt fechten müßten. An kriegerischem Sinn und Kühnheit geben aber die Delawares den Osagen nichts nach; sie streifen bis in die entlegensten Wildnisse des Felsengebirgs und schlagen dort ihre lustigen Lager auf. Ihr Muth scheint durch allerlei abergläubische Vorstellungen, denen sie sehr ergeben sind, vermehrt zu werden. So glauben sie z. B. an einen Schutzgeist ihres Stammes, der in Gestalt eines riesenhaften Adlers über ihren Häuptern hinfliegt und wacht, und in der Regel sich in den höchsten Lufträumen aufhält, die dem geübtesten Auge unerreichbar sind. Zuweilen, wenn er es besonders gut mit ihnen meint, schwebt er in die tiefern Luftschichten herab, und dann kann man ihn mit breit entfalteten Schwingen, in seiner vollen Größe, herrliche Kreise beschreibend, über Seen und Gefilden schweben sehen. Dies ist ein sehr günstiges Zeichen; dann gedeiht Alles gut, das Korn wächst und die Jagd gewährt reichliche Ausbeute. Zu andern Zeiten ist er aber auch zornig, und dann kommt er wüthend in schwarzem Gewölk herangezogen, mit lautem Krachen des Donners, der seine Stimme ist, und schrecklichen Blitzen, die das Flammen seiner rollenden Augen sind, und streckt den Gegenstand seines Grimms auf der Stelle todt nieder. Diesem mächtigen Schutzgeist werden Opfer gebracht, wofür er sich in der Regel dadurch bedankt, daß er eine schöne Feder aus seinen breiten Schwingen herabfallen läßt. Wohl dem Menschen, der diese Feder findet, denn sie besitzt die Eigenschaft, Denjenigen, der sie trägt, unsichtbar und unverwundbar zu machen. Ueberhaupt betrachten diese Indianer die Adlerfeder als Talismane, in denen geheime Kräfte wohnen. Darüber geht unter ihnen folgende Sage: Einst waren die Delawares mit den Pawnees in heftiger Schlacht begriffen und, ganz von ihnen eingeschlossen, nahe daran, niedergemetzelt zu werden. Da flüchtete der noch übrige Haufe auf einen jener kegelförmigen Hügel, die sich oftmals, wie durch Kunst angelegt, aus der Mitte der Ebene erheben. Hier betete der Häuptling der Schar zum Schutzgeist und opferte ihm sein Pferd. Sogleich stürzte ein ungeheurer Adler aus dem Gewölk herab, schlug seine Klauen in die Seiten des Opferthiers und entführte es in die Lüfte. Bald darauf ließ er eine große Feder herabfallen. Dieser bemächtigte sich hocherfreut der Anführer, steckte sie auf den Kopf, führte mit neuem Muth seine Schar den Hügel herab, und besiegte nun in der Ebene alle Feinde, sodaß kein einziger entrinnen konnte.

Zwei andere Sagen, welche die Tradition dieser Stämme überliefert hat, sind reizend und aus der innersten Eigenthümlichkeit dieses Landstrichs herausgeboren. Man setzt dort, nach der unter allen Indianern gewöhnlichen Weise, die heftigen Ungewitter und Stürme dieser Steppengegenden in Verbindung mit dem großen Donnergott, der ein ganz eignes individuelles, mächtiges Wesen ist, und die Fabel von den Donnerkeilen, die auch in unsern Gegenden ehedem sehr im Schwange ging, steht dort in vollem Ansehen. Solche sogenannten Donnerkeile werden von indianischen Jägern häufig in den Ebenen gefunden, welche sich daraus Spitzen zu Lanzen und Bogenenden machen. Man sagt, ein so bewaffneter Kriegsmann sei unüberwindlich. Wenn ein solcher sich während eines Ungewitters in der Schlacht befindet, so entrafft ihn sogleich der Donnergott und man findet seine Spur nicht mehr. Dies begegnete einst einem Krieger von dem Stamme der Konzas. Er jagte auf der Steppe, ward von einem Ungewitter überfallen und besinnungslos vom Donner auf den Boden hingestreckt. Als er sich wieder erholte, sah er neben sich den Donnerkeil im Grase liegen, und neben ihm stand ein Pferd. Er ergriff rasch den erstern und schwang sich auf das Roß, erkannte aber zu spät, daß er den Blitz bestiegen hatte. Mit der furchtbarsten Schnelligkeit ward er nun von dem Flammenroß über die Gefilde, über Wälder, Seen, Ströme und Hügel hinweggeführt, bis er leblos am Fuße des Felsengebirgs abgeschleudert ward. Allein der Donnergott war ihm nicht ganz ungünstig, der Krieger blieb am Leben und ward nach einigen Monaten, binnen welchen ihm wahrscheinlich die Contusionen geheilt wurden, in seine Heimat zurückgebracht.

Eine andere, überaus zierliche indianische Sage ist die von einem Reisenden, der den Donner im Grase liegen sah, und neben ihm ein Paar wunderschöne Mocassins von netter Arbeit. Der Wanderer, froh über den glücklichen Fund, zog sogleich die hübschen Sandalen an seine Füße; allein kaum geschehen, entrafften sie ihn über Land und Meer in das Land der Geister, von wo er nie zurückgekehrt ist.

„Dies sind einfache und kunstlose Sagen", setzt Washington Irving hinzu, „aber sie gewähren ein eignes wildromantisches und doch sehr gemüthliches Interesse, besonders wenn man sie aus dem Munde der Eingeborenen selbst vernimmt, wenn sie in einer stürmischen Nacht rund um ein loderndes Feuer gelagert sind, zur Rechten eine unermeßliche Waldung, zur Linken eine gewaltige Wüste, wo vielleicht, vom Dunkel der Nacht begünstigt, wilde Feinde auf die harmlosen Erzähler lauern."

Gewiß vermag nur ein kunstloses Dichtergemüth, in welchem unverfälscht und rein das ursprünglich Poetische wohnt, als ein immer frisch-belebender Born, solche einfache Sagen, welche ja die ersten herrlichen Klänge einer frischen Volkspoesie sind, in ihrer eigensten Natur zu erfassen und wiederzugeben. Und ein solches hochempfängliches Gemüth, einen solchen, an alles Poetisch-Wahre assonirenden, fein sinnenden und fein darstellenden Geist verehren wir in Washington Irving, und darum kann jedes Neue, was seine nicht leichtfertig und obenhin arbeitende Phantasie hervorbringt, als ein wahrer Gewinn für das Gebiet der Dichtung angesehen werden. 150.

Notizen.

Zur Kenntniß der Censur.

In einer politischen Schrift: „Ueber den Charakter unserer Zeit" (Heidelberg 1835), wird S. 9 erzählt, daß in einem deutschen Lande (es wird nicht genannt und auch sonst nicht angedeutet) ein Censor in einem Zeitblatte aus dem Worte: Volksabgeordneter, die erste Sylbe gestrichen habe. Der Verf. jener Schrift macht darüber manche sehr wahre Bemerkungen, welche auf die Nothwendigkeit hinauskommen, daß die Censur wenigstens alle und jede Willkür und Inconsequenz zu vermeiden habe, wenn sie berufen sein soll und will, einer bestimmten vernünftigen und nothwendigen Idee im gesammten Staatsorganismus zu dienen, und wenn sie nicht selbst als das offenbare Gegentheil für Alle, die Augen haben, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, erscheinen soll. Wir unterlassen es, jene Bemerkungen hier ebenfalls zu machen, können aber nicht leugnen, daß uns jene Ausübung des Censoramts an den deutschen Kaiser Sigismund erinnert hat, welcher die Meinung aussprach, daß,

da er Kaiser, und weil er als solcher ein Herr der Rechte, Länder und Leute sei, auch ein Herr der Worte sein müsse, demgemäß die Grammatik nach Belieben so oder so machen könne. Die nämliche Macht hatte übrigens auch schon der römische Kaiser Tiberius angesprochen.

Cornelia und — die Herzogin von Berri.

Wie auffallend schon im Allgemeinen und an und für sich diese Zusammenstellung der edeln römischen Matrone, der berühmten Gracchenmutter Cornelia, mit der abenteuerlich-frivolen duchese de Berri sein mag, so ist es doch jedenfalls noch weit auffallender, die Letztere im letzten Jahrgang der „Cornelia", einem „Taschenbuch für deutsche Frauen" den deutschen Frauen gleichsam als ein Muster von Tugend und Ehrbarkeit aufgestellt zu finden. Zwar verschweigt der Verf. der biographischen Skizze alles Das, was sie, in ihrer Frauenwürde, als unähnlich der Cornelia erscheinen läßt; aber wir haben doch Alle selbst erlebt und gleichsam mit eignen Augen gesehen, was die Herzogin von Berri als unweiblich und als leichtsinnige Frau darstellt, und wir können daher auch nicht mit jenem Biographen den Lethebecher zu ihren Gunsten annehmen, den er uns darbietet. Es bleibt demnach immer eine unkluge und einseitige Wahl für ein Taschenbuch der angegebenen Art, wenn die ausgewählten Frauen nicht durchaus Muster strenger Sittlichkeit und Tugend sind; denn selbst die begeistertste, edelste und höchste Mutterliebe kann nimmermehr die Schwachheiten der Frau mit ihrem Mantel bedecken wollen; und ebenso wenig wird selbst Der, welcher die politische Sache der Herzogin von Berri mit Ueberzeugung zu der seinigen machen sollte, mit diesem politischen Systeme die Mutter und die Frau auf gleiche Weise entschuldigen und rechtfertigen wollen, oder seine politische Schwärmerei raubt ihm gleichfalls die Tramontana und benimmt ihm jedes Urtheil über wahre und echte Weiblichkeit. Schiller's „Ehret die Frauen" schließt die Herzogin von Berri offenbar von dieser Ehre aus; und auch der Herausgeber der „Cornelia" hätte sie von der Ehre seines Taschenbuchs ausschließen sollen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 113. —— 23. April 1835.

Die criminalistische Romantik in der Zeit.

Es existirt ein schlechter Roman von einer sehr berühmten Geschichte, welche in irgend einem Staate und einem Königshause vor — ich weiß nicht wie viel Jahren gespielt hat. Die Geschichte endete mit Rad, Schaffot, Handabhauen, Verbannung einer edeln Prinzessin, deren kläglichem Tode, und ich, der ich dies schreibe, habe noch Männer gesprochen, welche die bleichenden Gebeine der beiden unschuldigen Opfer einer Hofcabale auf dem Rabensteine gesehen haben wollen! Kurz, der Criminalduft wäre noch frisch, wenn statt zweier großen Revolutionen und einem Welteroberer dazwischen zwei, drei Generationen eines langweiligen Schlendrianlebens gefolgt wären. Es hat viele Romane davon gegeben, die Geschichte ist auch mannichfach aufs Theater gebracht worden; aber jetzt rede ich von einem crassen Romane aus der neuen Schule, der die Geschichte ins Neuromantische übersetzt und der in den Leihbibliotheken verschlungen wird. Aber ich weiß aus sicherer Quelle, daß er auch an Ort und Stelle, wo die wahre Begebenheit sich zutrug, von Personen gelesen wird, die in jeder Beziehung nahe mit den handelnden Personen verknüpft sind. Das wäre nichts Merkwürdiges an sich. Aber es sind edle, zarte, schöne Leserinnen, von denen ehedem alles Rauhe und Gräßliche entfernt gehalten wurde, und diese lesen mit vollkommener Ruhe die Schreckensgeschichte, wie sie im Romane wild und entstellt vorgetragen wird, Seite um Seite. Und eine dieser zarten Leserinnen sprach, indem sie das zugeschlagene Buch ihrer Schwester, die darauf wartete, übergab: Die Alte muß doch ein recht abscheuliches Weib gewesen sein!

Cabalengeschichten wie jene, die mit Blut und Rad enden, fallen in unserer mildern Zeit nicht mehr vor; Staatsmänner, die von oben herab ihren Staat umkehren wollen, schickt man nicht mehr aufs Schaffot, sondern pensionirt sie, ja man drückt es nur zwischen den Zeilen aus, daß man ihre Dienste nicht mehr brauchen will, in den Zeilen selbst steht zu lesen, daß der Staat auf ihren Rath und Beistand in allen wichtigen Vorfallenheiten besonders rechne u. s. w. Aber in jener Zeit, wo man noch räderte und die Hand abhauen ließ, ehe man Einen hinrichtete, wäre eine zarte Hofdame in Ohnmacht gefallen, wenn sie in der Lecture etwas so Gräßliches gefunden. Die Lecture war zur Erholung vom Leben. Das Paradies und Arkadien wurden in der Kunst gesucht.

Vermuthlich nur um deshalb, weil heut das Leben so langweilig ist, oder man wenigstens meint, daß es sei, sucht man aus diesem Arkadien des Einerleis heraus das Pikante und Charakteristische in der Lecture. Und mit welcher steigenden Rigidität bemächtigt sich auch bei uns die Literatur und das Theater des Gräßlichen und Grauenhaften, um diesem natürlichen Kitzel zu huldigen! Da übersetzt in Berlin ein Schriftsteller Alles, was sich seit zehn Jahrhunderten in der Stadt der Aufklärung zugetragen, ins Phantastische, und gibt eine Geschichte von Berlin in Nachtbildern heraus, und der gräßlichste Roman Victor Hugo's, den der Verfasser der „Lucretia Borgia" selbst nicht gewagt auf die Bühne zu bringen, wird von einer Dame dramatisirt, und alle Nachrichten stimmen überein, daß der taube Quasimodo, das Ungeheuer, das Entzücken der schönen Zuschauerinnen ist.

Aber je milder sich die Weltverhältnisse lösen, und seit es unter den Staaten selbst nicht mehr zu einem in procura geführten Krieg um eine antwerpener Citadelle kommen will, um so gefälliger erzeigen sich die Criminalvorfälle im bürgerlichen Leben zur Stillung des grassirenden Durstes. Die englischen Journalisten halten sich ihre Incidentmakers, welche, wenn es an Politik fehlt, für anderthalb Pence die Zeile, gräßliche Vorfälle erfinden. Zu dieser Industrie haben es die unsern noch nicht gebracht. Es ist wahr, was sie bringen, oder sie selbst halten es doch für wahr. Um deshalb gehe ich mit einem leisen Grauen jetzt des Morgens an meine Zeitung, denn diese Fülle von Mordgeschichten, die jeder Tag aus aller Herren Länder herbeiführt und die an Politik leeren Spalten füllt, mahnt schrecklich, entweder an eine moralisch vergiftete Generation, oder an jenes Naturgesetz, welches dem Bedürfniß auch die Nahrung zuführt. Es wäre doch entsetzlich, wenn unsere Schönen, die den Byron eingeschlürft und von Victor Hugo zehren, Anlaß wären, daß so viel Gräßliches geschieht!

Betrachtete ich die französischen Vorfälle allein, so möchte ich mir antworten: das ist nur Frankreich, wo die Revolution zum Lebensbedürfniß gehört; und wie der Mensch die Verhältnisse außer sich umkehrt, warum sollten die in ihm ihm heilig bleiben? Die Blasirtheit, an-

gezündet von der rothen Pechfackel der neuen Romantik, lodert schnell auf und verzehrt sich, weil die Säfte fehlen, aus denen sonst bei gesunden Naturen sich wol ein verzehrendes Feuer entwickelt, die aber doch auch wieder dazu beitragen, dem von außen andringenden Brande zu widerstehen. Raffinirte Spitzbuben- und Raubmordgeschichten gab es dort von Anbeginn. Was aber wollen alle Cartouchiaden, Brinvilliaden und Chauffeursgeschichten sagen gegen die heutigen fatalen Mordgeschichten aus unglücklicher Liebe, aus Lebensüberdruß und Spleen! Die Franzosen hatten ehedem in ihren égaremens d'un coeur sensible recht lustig den deutschen Werther persiflirt. Es geschah, ehe sie ihn verstanden; heut wo sie ihn zu verstehen glauben, carikiren sie ihn durch die Nachahmung. Jener 20jährige Sergeant, der sich aus Liebe erschoß und in seine Brieftasche schrieb: „Auch ich las Victor Hugo", steht nicht allein da. Wie jene beiden armseligen 17jährigen Burschen, die, weil sie einmal ein Stück geschrieben, das auf einem Vorstadttheater gefiel, sich für Dichter hielten, und weil ihr zweites Stück nicht gefiel, sich mit der Welt zerfallen hielten und ein Kohlenbecken in die Stube stellten und erstickten, so scheint es Mode, wenn einem jungen Manne oder jungen Mädchen bei ihrem ersten Liebesappetit — denn an Dem, was bei uns Liebe heißt, zweifle ich noch immer in Frankreich — Hindernisse in den Weg treten, eine Kohlenpfanne ins Schlafzimmer zu setzen, und auf diese Weise seinem Leben ein Ende machen, heißt romantisch enden! Dutzendweis kommen diese Geschichten jetzt an.

Aber nun betrachte man, wie die ironische Wirklichkeit auch außer Frankreich Atzung dem Appetit bereitet. Sage man nicht, diese Criminalanekdoten treten nur um deshalb jetzt so in den Vorgrund, weil die Presse aus allen Winkeln schalle. Solche Thaten, wie der Giftmischerproceß der Jäger und Reuter in Mainz, würden zu allen Zeiten durch die Zeitungen erklungen sein. Als wär es für Scott („Kenilworth") und Spindler geschehen, so kocht die Jäger in der Küche des Chemikers ihren Arsenik und der Künstlerstolz blüht auf der Wange der Inculpatin, und was geschehen, überbringen die Verhandlungen der Assisen ausgeprägt der Lecture. So muß in Verlauf weniger Jahre in dem ehrlichen Deutschland eine zweite Brinvillade ans Tageslicht treten. Und ist die Geschichte der Gesina Timm und der Jäger im Grunde genommen nicht gräßlicher als die der blasirten Französin? Dort, in Frankreich entsprang die Ruchlosigkeit aus Uebersättigung in jenen Ständen, wo die Tugend aufgehört hat; hier, in beiden Fällen, entwickelt sich die Sünde und reift das Gift aus dem Volke heraus, und wo wir wol Thaten der Roheit, Mord und Todschlag erwarten können, schießt ein kunstvoller Bau feinraffinirter Verbrechen hervor. Und haben wir nicht kaum mit Kaspar Hauser ein furchtbares Geheimniß ins Grab gesenkt, viel dunkler als die eiserne Maske und was der Art Frankreich aufzuweisen hat. Ja, noch über einem andern Grabe, dem Fonk's, ruht ein Schleier, den zu lüften täglich weniger Aussicht wird als selbst den Kaspar Hauser's, sei dieser nun ein Betrüger oder ein Betrogener, ein Selbstmörder oder ein Opfer der Bosheit.

Verfolge man auf der Landkarte den Zug der modernen Mordbrennereien, deren Motive nicht in der Roheit, sondern in Cultur und Industrie zu suchen. In welchem deutschen Gaue fehlen sie noch? Die Nachbarn wissen vorher, wo es brennen wird. Man wartet auf günstigen Wind, und weder Wasser noch Gesetze helfen; es hälfe nur Ein Mittel, die Aufhebung der Assecuranzen. Und daran schließen sich wirkliche, teuflische Mordbrennereien. Jener Bäcker Brand in Danzig, aus dessen Verhör ein Knäuel von überlegten Brandstiftungen sich entwickelt. Auch das andere Element hilft. Was lesen wir von Mägden, die Sonntags aus dem einsamen Hause bei den Haaren geschleift, geknebelt ins Wasser geworfen werden, um zu schweigen und zu verschwinden. In Schlesien findet man, mit Händen und Füßen gebunden, die Leiche eines wohlbekannten Diebes im Strome schwimmen. Nicht sein Gewissen, sondern die Furcht seiner Genossen hat ihn ertränkt.

Die Krone setzt diesmal eine ungarische Mordgeschichte der criminellen Zeit auf. Wer sich des Vatermörders, des Grafen Beleznay, nicht aus den neunziger Jahren erinnert, findet sie in August Ellrich's „Die Ungarn, wie sie sind" wiedererzählt. Und diese haarsträubende That muß sich fast noch entsetzlicher in derselben Familie im Jahre 1835 wiederholen! Ein Magnat Ungarns, der Bruder jenes hingerichteten Vatermörders, ermordet kaltblütig in einer Stunde den Bruder, dessen Gattin und eine Magistratsperson. Wilde Roheit einer unkräftigen Natur, Familienfatum, Blutrache, alte feudalistisch-patricialische Kraft — wie viel Stoff für die Romantik! Doch braucht es dazu nicht einmal magyarischen Blutes. Vor Kurzem hat auch ein Amtmannssohn im Oderbruch mit kaltblütigem Grimm den greisen Vater mit einer Doppelflinte durch zwei Schüsse erlegt, hinterher dessen Haushälterin die Kehle abgeschnitten, und als die Gensdarmen kommen, ihn zu fangen, sitzt er ruhig beim Frühstück und bittet, ihn nur ausessen und trinken zu lassen, da es doch das letzte Mal sein werde. Das Alles ist nur aus der Erinnerung niedergeschrieben. Wer zähle die böhmischen, bairischen, die Mordthaten in Dresden, die romantischen Selbstmorde in Berlin, die ruchbar geworden, zusammen und zweifelt dann noch, daß die Wirklichkeit der criminalistischen Romantik in die Hände arbeitet?

Ich glaube nicht, daß Franz Graf Beleznay noch weniger der Amtmannssohn im Oderbruch oder gar der Bäcker Brand in Danzig den Victor Hugo lasen und darum ihre Väter mordeten und ihre Häuser in Brand steckten; aber es weht ein Fluidum durch die geistige Welt, und ohne Zusammenhang stehen niemals That und Wort. Und auch Das, was ich nicht begreife, wie die Weisheit der Zeit gegen die Todesstrafen eifern kann, steht gewiß in Verbindung mit einer Kette von Verbrechen, wo wir Andern meinen, daß sie nur auf dem Schaffot ihre Lösung finden.

76.

Vorlesungen über sämmtliche Hauptfächer der Staats- und Rechtswissenschaft. Zum Selbststudium für jeden Staatsbürger allgemein verständlich bearbeitet von Anton Barth. Erster Band. Enthaltend die juristische Encyklopädie und einen Theil des Naturrechts bis zum natürlichen Staatsrecht. Augsburg, von Jenisch- und Stage'sche Buchh. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Bedürfniß der Popularisirung der Rechts- und Staatswissenschaft ist bei uns in neuern Zeiten in erneuter Stärke hervorgetreten. Der Drang nach Belehrung über die rechtlichen Verhältnisse der Privaten unter sich und zum Staate und über die Aufgaben des letztern ist zum Theil Folge eines neu erwachten politischen Lebens und der Umformung mehrer Staaten nach constitutionnellen, auf die Theilnahme der Staatsbürger an der Gesetzgebung basirten Principien, zum Theil aber nothwendiges Ergebniß der fortgeschrittenen Bildung überhaupt. Soll diese nicht einseitig bleiben, so wird eine, wenigstens oberflächliche Bekanntschaft mit den Grundsätzen der Wissenschaft, welche auf unser ganzes Sein, auf unser geistiges und leibliches Wohl einen so wesentlichen Einfluß übt, unerlaßliche Bedingung für jeden Staatsbürger, welcher auf Mündigkeit Anspruch macht. Wenn sich ein solches Bedürfniß in einer Zeit ausspricht, so fehlt es auch selten an Männern, welche ihm abzuhelfen bereitwillig, und ihren Mitmenschen, wie sich selbst dadurch zu nützen suchen. So sind denn auch bereits verschiedene Versuche der Art gemacht worden. Bald sind einzelne Disciplinen von Staats- und Rechtslehrern für ein größeres Publicum bearbeitet *), bald haben es sich Zeitschriften und periodische Blätter, bald Lexika **) und Katechismen zur Aufgabe gestellt, das Publicum über seine rechtlichen und staatlichen Interessen aufzuklären. Ein so umfassendes Werk, wie es der Verf. der obengenannten Schrift beabsichtigt, fehlte indeß noch. Sein Zweck ist nämlich, denjenigen Gebildeten, welche entweder eine Universität nicht besucht oder auf derselben die Collegien der juristischen Facultät (wozu er die Staatswissenschaften mitrechnet) nicht gehört haben, sich aber in einer Stellung befinden, die es ihnen nothwendig oder wünschenswerth macht, Kenntniß der Rechts- und Staatswissenschaften zu besitzen, ein Buch in die Hand zu geben, welches ihnen in einer verständlichen Schreibart nicht nur den Hauptinhalt der Rechts- und Staatswissenschaften vor Augen stellt, sondern sie auch mit den einzelnen Lehrsätzen so vollständig als möglich bekannt macht. Der Verf. will weder für den Gelehrten von Fach noch für den ganz Ungebildeten schreiben, und dadurch die Zahl der Katechismen vermehren, von denen er sich keinen großen Nutzen verspricht. Er setzt einen gewissen Grad von Bildung voraus, wie ihn Jemand erlangt, welcher „gute Fortschritte in den Volks- und zweckmäßig eingerichteten Bürgerschulen gemacht hat". Freilich müssen die Fortschritte sehr gut und die Volksschulen sehr zweckmäßig eingerichtet sein und besser, als sie es noch zur Zeit in dem größten Theile Deutschlands sind, wenn Jemand sich in ihnen den Grad der Bildung erwerben soll, den der Verf. nach dem Inhalte und der Form seines Werkes vor Augen gehabt hat. Auch würde es dann richtiger gewesen sein, auf dem Titel die Worte: „Zum Selbststudium für jeden Staatsbürger allgemein verständlich bearbeitet" etwas zu limitiren.

Im Uebrigen ist der Verf. bei der Bearbeitung seines Werkes, welches vorzugsweise von den Männern, welche aus dem Volke zur Gemeindeverwaltung und in die Versammlung der Landesabgeordneten berufen werden, ohne in ihrer Jugend Gelegenheit gehabt zu haben, sich eine gründliche wissenschaftliche Bildung anzueignen, aber auch von Gelehrten, welche sich einem andern Fachstudium gewidmet haben, für Theologen, Mediciner rc., mit Nutzen und Erfolg gelesen werden wird, von einem ganz richtigen Gesichtspunkte ausgegangen und hat sich die Wünsche seines Publicums gut vergegenwärtigt. Vollständigkeit ohne Weitläufigkeit und praktische Brauchbarkeit ohne Vernachlässigung der Theorie mußten die Hauptaufgaben des Verf. sein. Er scheidet daher alles Veraltete, nicht mehr Geltende aus und gibt von der Theorie nur die Principien, auf welchen die praktischen Lehrsätze beruhen, ohne sich auf eine umständliche Begründung und auf weitläufige Controversen einzulassen. Citationen von Gesetzen und Schriften, die freilich in der Regel nicht nachgeschlagen werden, hat er weggelassen. Lateinische und griechische Ausdrücke hat er möglichst vermieden, dagegen mit Recht die technischen Bezeichnungen deutsch und lateinisch oder deutsch und griechisch zugleich gegeben, auch die, selbst im gewöhnlichen Leben oft gehörten, allgemeinen Rechtsregeln lateinisch mit deutscher Uebersetzung hinzugefügt. Er hat die Form von Vorlesungen gewählt, weil sie einer freien und ungezwungenen Behandlung am besten zusagt, wodurch freilich manche Wiederholung, welche sich bei einem systematischen Werke hätte vermeiden lassen, herbeigeführt werden mußte.

Die Gegenstände, welche er im Verlaufe des Werkes abzuhandeln gedenkt, sind nach der Reihenfolge ihrer Behandlung: Juristische Encyklopädie, Naturrecht, römisches Recht, deutsches Privatrecht, Civilproceß, Criminalrecht und Criminalproceß, Kirchenrecht, Staatsrecht, Policeiwissenschaft und Policeirecht, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Ein weites Feld! Möge es dem Verf. nicht an Zeit und Ausdauer fehlen, um es mit Schnelligkeit und Gründlichkeit zu durchlaufen! Der erste, ziemlich voluminöse Band seiner Arbeit, welcher bis jetzt vorliegt, umfaßt blos die juristische Encyklopädie und einen Theil des Naturrechts. Nach diesem Maßstabe dürfte das Ganze sehr bänderreich werden, welches einer allgemeinen Verbreitung und Anschaffung nicht günstig ist. Wir glauben, daß es rathsamer gewesen wäre, wenn sich der Verf. hier etwas kürzer gefaßt hätte, namentlich in Bezug auf die juristische Encyklopädie. Er sagt selbst (S. 2), daß er es blos mit der äußern Encyklopädie zu thun habe, deren Zweck lediglich darin besteht, die Grenzen einer Wissenschaft abzustecken und den einzelnen Disciplinen derselben ihre angemessene Stelle innerhalb derselben anzuweisen; nichtsdestoweniger geht aber der Verf. auf die einzelnen Materien und Rechtswahrheiten selbst ein und greift dadurch den einzelnen Theilen, welche er später besonders abzuhandeln hat, auf unnöthige Weise vor. Vieles, was er z. B. hier von dem dinglichen und Obligationenrechte, von der Ehe, der väterlichen Gewalt und der Vormundschaft, von dem Erbrechte rc. beibringt, wird er späterhin bei der abgesonderten Behandlung des Privatrechts wiederholen müssen. Auch ohne vom Eigenthum, vom Besitz rc., von den verschiedenen Arten der Obligationen, vom Zweck der Ehe, von der Art ihrer Eingehung, den Verhältnissen während derselben und von der Auflösung derselben, von der Legitimation und Adoption, von der Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft rc. zu differiren, konnte der Verf. den Umfang der einzelnen Rechtstheile feststellen.

Die juristische Encyklopädie des Verf. zerfällt in 26 Vorlesungen, welche von dem Rechte im Allgemeinen und dem Unterschiede zwischen Naturrechte und positivem Rechte, zwischen öffentlichem und Privatrechte (von S. 1—12), von dem Privatrechte und dessen Theilen, insbesondere von dem dinglichen Rechte und von dem Obligationenrechte (bis S. 24), von dem Eherechte, der väterlichen Gewalt und der Vormundschaft (bis S. 36), von dem Erbrechte (bis S. 46), von den zwei wichtigsten Theilen des sogenannten speciellen Privatrechts, dem Lehnrechte und Wechselrechte (bis S. 56), von dem peinlichen oder Criminalrechte (bis S. 65), von dem Proceßrechte (bis S. 107), von dem Criminalprocesse (bis S. 121), von dem öffentlichen Rechte und dessen Theilen, insbesondere von dem Staatsrechte

*) Wir erinnern hier an die zahlreichen Murhard'schen Schriften.

**) Außer den Conversations-Lexicis, welche dieses Gebiet ebenfalls mitumfassen, gehört hier besonders das „Staatslexikon" von Rotteck und Welcker (bei Hammerich) her, welchem ein in demselben Verlag erscheinendes Rechtslexikon, wie man hört, nachfolgen soll.

(bis S. 129), von dem Policeirechte (bis S. 135), von dem Finanzrechte (bis S. 148), von dem Kirchenrechte (bis S. 156), von dem Militair- und Völkerrechte (bis S. 162), von den Quellen des Rechts überhaupt (bis S. 175), von den besondern Quellen des in Deutschland geltenden Rechts, und zwar insbesondere vom römischen Rechte (bis S. 205), von dem kanonischen Rechte (bis S. 220), von dem longobardischen, mosaischen und französischen Rechte (bis S. 224), von den einheimischen Quellen des in Deutschland geltenden Rechts, und insbesondere von den Quellen des deutschen Privatrechts (bis S. 247), von den Quellen des Criminalrechts (bis S. 258), von den einheimischen Quellen des in Deutschland geltenden öffentlichen Rechts (bis S. 306), über den Rechtszustand in Deutschland im Allgemeinen (bis S. 312), und von den besondern Quellen des bairischen Rechts (bis S. 336) handeln.

Ueber das Naturrecht enthält der vorliegende Band acht Vorlesungen, wovon sich die erste mit einer allgemeinen Einleitung und dem Begriffe des Naturrechts (bis S. 344), die zweite mit dem absoluten Naturrechte (bis S. 365) und die übrigen mit dem hypothetischen Naturrechte (bis S. 512) beschäftigen. Im absoluten Naturrechte zählt der Verf. die Urrechte des Menschen auf und betrachtet denselben als Einzelmensch, allen übrigen Menschen gegenüber. In dem hypothetischen Naturrechte zeigt er zuerst, wie der Einzelmensch seine Rechte durch Thätigkeit erweitern, aber auch sie verlieren und vermindern kann, und geht dann auf den Menschen in Verbindung mit Andern über. Er betrachtet ihm im Familienleben und stellt die rechtlichen Normen für das Verhältniß der Ehegatten, der Aeltern und Kinder, der Dienstherren und Dienstleute auf. Doch immer noch besteht so wenig für den Einzelmenschen als für die sich gegenüberstehenden Familien ein Rechts- und Friedenszustand. Dieser wird erst durch eine Rechtsanstalt herbeigeführt, welche wir Staat nennen, und durch welche ein neuer hypothetischer Zustand herbeigeführt wird, den aber der Verf. seiner Wichtigkeit wegen dem nachfolgenden Bande vorbehalten hat. 27.

Notizen.

Fund in den Katakomben.

Vor Kurzem fand zu Rom in den Katakomben die Ausgrabung zweier Körper von Heiligen statt. Die eine Katakombe, in welcher dies, unter Aufsicht eines Augustinermönchs geschah, war schon längst ein Gegenstand der Nachforschungen gewesen, und dient zum Beleg, wie gut die ersten Christen die Zugänge dieser finstern Andachtsgewölbe zu verstecken wußten. In einer verfallenen Vigne unter einer alten Mauer fand man zwischen dichtem Buschwerk eine Oeffnung, von der aus eine steile Treppe hinabführte, auf welcher man in einen langen, schmalen Gang gelangte, worin sich zu beiden Seiten leere Grabmäler befanden. Fast am Ende des Ganges entdeckte man drei Gräber, die man aus der in den Stein gehauenen Palme, sowie an dem im Innern befindlichen Glaskrügelein mit dem Blute des Bestatteten, für Gräber von Märtyrern erkannte. Man findet in der Regel, wenn der Ort feucht ist, die Gebeine gut erhalten, obgleich etwas geschwärzt, dagegen in sandigem und trockenem Boden, sind die Gebeine von einer fast blendenden Weiße, dafür aber ganz mürbe und bröckeln unter den Händen auseinander. Die Gräber in der ersten Katakombe hatten keine Aufschriften. In einer zweiten, welche geräumiger und reicher an Monumenten war, fand man zwei Gräber, deren jedes mit einem Marmordeckel geschlossen war; sie führten als Aufschrift die griechischen Namen: Gemelos und Eutychia. Die Gebeine der Eutychia, die bei ihrem Märtyrerthum schon bei Jahren gewesen sein mußte, waren wohl erhalten, fielen aber bei der ersten Berührung in Staub. Unter ihrem Haupte stand der Krug mit ihrem Blut. Zu ihren Füßen befanden sich die Gebeine zweier andern Märtyrer, die wahrscheinlich im Circus den wilden Thieren vorgeworfen worden waren, denn man sah deutlich, daß die Knochen gewaltsam zerbrochen waren. Ihre Köpfe waren vom Körper getrennt.

Charles Lamb.

Der ausgezeichnete englische Dichter und Kritiker Charles Lamb, welcher zu Anfang Januar an den Folgen eines heftigen Sturzes ganz unvermuthet starb, war 1775 geboren und im Christ-Hospital erzogen. Er war Coleridge's und Lloyd's Zeitgenosse und erfreute sich der besondern Freundschaft des liebenswürdigen Southey. Sein erstes Werk waren die sogenannten „Blankverses" die er in Verbindung mit Lloyd 1798 in einem kleinen Octavbändchen herausgab. Hierauf folgte „Rosamunde Gray" und später die Tragödie „John Woodville", die „Abenteuer des Ulysses", „Proben englischer Dramatiker", „Sonette" u. s. w. Der charakteristische Ausdruck für Lamb's Talent ist, wenn man es ein feines nennt; feines Gefühl, feine Gedanken und die Gabe, sich in seinen Gegenstand mit feinstem Takt hineinzuspinnen. Eben diese Eigenschaft macht ihn auch als Kritiker bedeutend und in dieser Hinsicht seinen Verlust für die englische Literatur sehr empfindlich. Als Erklärer Hogarth's übertraf er die meisten seiner Vorgänger beiweitem, und kann an eindringender Umsicht mit unserm Lichtenberg verglichen werden. Auch gehörte er zu den Wenigen, die fähig gewesen wären, eine wahrhaft poetische Kritik der Shakspeare'schen Dichtungen, die in England nur erst anhebt, begründen zu helfen. Er war im bürgerlichen Leben ein gewissenhafter, zuverlässiger Mann, ein überaus guter und witziger Gesellschafter, und ein treuer Freund seiner Freunde.

Nachstehendes, bisher unbekannte Schreiben Lord Byron's an die Gräfin Guiccioli liefert, so kurz es ist, einen richtigen Maßstab zu Beurtheilung der Stimmung, die sich in Griechenland seiner bemächtigt hatte: „Meine theure Therese! Pietro hat Ihnen von Allem erzählt, was Gegenstand der Klatschereien auf unserer Insel ist, von unsern Erdbeben, unserer Politik, von meiner ländlichen Wohnung und Einrichtung u. s. w., vielleicht auch von einem galanten Abenteuer, das er hier bestanden, wenn er es nicht für besser gehalten, davon zu schweigen. Da seine und meine Ansicht über die Griechen und ihren Zustand ziemlich übereinkommen, so brauche ich hierüber nicht ausführlich zu sein. Ich war ein Narr, daß ich hierher kam, aber da ich nun einmal da bin, muß ich sehen, was sich thun läßt. Wären wir nicht soweit von einander entfernt, so könnte ich Ihnen Manches sagen, worüber Sie lächeln würden; ich denke aber, es wird nicht lange mehr dauern. Leben Sie wohl und lieben mich, wie ich Sie. Der Ihrige für immer. N. B."

Unter den neulich zu Brüssel aufgefundenen Gemälden, von denen bisher Niemand etwas gewußt, befinden sich ein Portrait des Admirals Ruyter von Rembrandt; eine leydner Straße mit vielen Figuren von Jan Steen; zwei Landschaften, worunter eine vorzügliche Rheinlandschaft und sieben Portraits von Netscher, mehre andere Portraits von F. Mieris, Mirevelt und Gonzales Coques. Sie sind sämmtlich auf Holz und Kupfer gemalt und vollkommen gut erhalten.

Die im Gebiete der politischen Oekonomie ausgezeichnete Miß Martineau, Brougham's Freundin, befindet sich gegenwärtig in Washington. Sie denkt nächstens Neuorleans zu besuchen und von da längs dem Mississippi nach den westlichen Staaten von Neuyork zu gehen. Nächsten Sommer wird sie in Boston zubringen und vielleicht dort die auf ihren Ausflügen gesammelten Notizen zu einem neuen Werke benutzen.

Ein Dorfpfarrer heißt auf mexicanisch: Notlazohmanitzteopixcatatzin. Wenn die Einkünfte des Mannes so lang sind als sein Titel, so kann er zufrieden sein. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.— Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 114. —— 24. April 1835.

Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiet der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Fr. Wilh. Carové. Leipzig, Hinrichs. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Daß Hr. Carové fortfährt, den Deutschen von der Bildung der Religion, der kirchlichen Lehre und Philosophie bei den Franzosen und Italienern kritische Berichte zu erstatten, ist eins der schönsten Verdienste seiner vielseitigen Bemühungen. Die vorliegende Sammlung enthält eine Menge interessanter Actenstücke zur Geschichte der tiefen Bewegung, welche in der katholischen Welt mehr und mehr um sich greift. Die Elemente derselben sind von Carové theils in frühern Schriften, theils in dem Vorwort zur gegenwärtigen, außerdem aber am treffendsten von M. Veit in seiner Schrift über den St.-Simonismus so gründlich auseinandergesetzt, daß wir es für überflüssig halten, an das Allgemeine zu erinnern und uns sogleich dazu wenden, das Besondere hervorzuheben, was durch vorliegende Schrift resultirt. Auch hier können wir in mehrer Beziehung voraussetzen, daß das Factische noch in der Erinnerung der Leser lebendig ist wie die Auflösung der St.-Simonisten in Frankreich, die Aufmerksamkeit, welche das öffentliche Auftreten der Templer erregte, die Stellung, welche Lamennais jetzt zum päpstlichen Stuhle einnimmt u. s. w. Es sei uns daher vergönnt, uns über die Bedeutung auszusprechen, welche in diesen Vorgängen zu liegen scheint.

Der Eindruck, welchen die Lecture der Carové'schen Schrift hinterläßt, möchte dem vergleichbar sein, den der Blick in einen dampfenden Krater hervorbringt; zerrissene Felsenwände, glänzende Schwefelblumen in den Spalten absetzend, tief unten die verhaltene Glut kochender Laven, bald sichtbar, bald von schwarzen Rauchsäulen überdeckt; über dem sengenden und donnernden Boden ein tiefblauer Himmel, zu welchem die erzitternde und doch starre Masse sich hinaufzusehnen scheint. Besonders die Abtheilung: „Zeitstimmen aus und über Frankreich", aus den Schriften von Ballanche, Stendhal, Poupot, Balzac, Jules Janin, Lamennais, Lerminier u. s. w. macht solche Wirkung. Der oberflächliche Verstand sieht in der Geschichte höchstens Veränderungen, die einmal unvermeidlich sind, sei es, daß innere Nothwendigkeit sie erzeuge, sei es, daß ein Gott, ein un je ne sais quoi sie äußerlich mit unabwendbarer Macht anordne. Der eindringlichere, reflectirende Verstand erkennt bald, daß die Veränderungen, die als besondere Thatsachen voneinander isolirt werden können, sich gegenseitig bestimmen, daß also durch Eine Veränderung, in welches Gebiet sie auch falle, alle andern Gebiete irgendwie mitverändert werden müssen. Früherhin hatte es der Betrachter der Geschichte leicht; Staat, Kirche, Religion, Wissenschaft, Kunst wurden als verschiedene Sphären in einseitiger Consequenz auseinandergehalten. Das hat sich geändert. Die dringendste Foderung der neuern Zeit ist, die innere Einheit jener mannichfaltigen Richtungen zu erfassen. Auf höchst merkwürdige Weise, in den vielfachsten Formen, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus liefert Carové's Buch Zeugnisse für das Streben der Völker, ihre Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen, aus solchem Verständniß eine Erkenntniß der Zukunft abzuleiten und nach dem Maß beider Seiten die Mitte selbst mit Bewußtsein zu bestimmen. Die Völker wollen, so zu sagen, nicht mehr blos geschichtlich werden, sie wollen vielmehr mit zweckvoller Besonnenheit ihre Geschichte auch machen. Die Gährung dieses Dranges muß auch, bevor er sich organisch consolidirt, in den Individuen sich nothwendig bis zur Raserei erschöpfen, denn jeder Act der Weltgeschichte fodert seine Opfer; das Außerordentliche muß Anstoß erregen, bis es seine Nothwendigkeit allgemein fühlbar gemacht hat und allmälig in die stille Gewohnheit des übrigen Lebens verschmilzt.

Von den Versuchen, welche Frankreich in dieser Hinsicht gemacht hat, lassen sich jetzt im Ganzen drei Richtungen unterscheiden. Als die ursprünglichste muß die genannt werden, welche mit der Vergangenheit übereinstimmt, nichtsdestoweniger aber in der Gegenwart sie nicht mehr in ihrer frühern Weise will gelten lassen. Diese Entzweiung des Geistes, da sie das Unmögliche fodert, ist furchtbar. Alle Fortentwickelung ist bedingt durch Aufhebung des Vergangenen. Das Alte braucht deshalb nicht feindlich zerstört zu werden; das Wahre in ihm ist vielmehr als unumstößlich, als für weiteres Fortwirken schlechthin nothwendig anzuerkennen, soll aber und kann über dasselbe hinausgegangen werden, so bedarf es

nothwendig der Umbildung, d. h., es wird verändert; es ist dann der Sache nach wol im Neuen enthalten, in seiner particulairen Selbständigkeit jedoch verschwunden. Die römische Hierarchie, die einst für Europas Begeisterung so wohlthätig wirkte, widerspricht als Hierarchie dem gegenwärtigen Bewußtsein der Völker; hier und da mag sie noch in der vollen Souverainetät mittelalterlichen Glanzes Existenz haben; solche locale Fragmente sind Schneeflecken vergleichbar, welche in den untern Thalkrümmungen oft noch liegen bleiben, wenn der Frühling auf dem Kamm der Berge bereits Alles mit Blumen und Blüten überdeckt. Im Allgemeinen ist die Macht der Curie geknickt; der Papst ist nicht mehr Papst; die Polemik gegen ihn kann sich in Ruhestand versetzen lassen, nachdem die römische Kirche als Basis des Papstthums innerlich in sich gebrochen ist. Die edle Begeisterung für ein so gewaltiges System konnte zu dem Gedanken seiner Restauration führen; ein Mann von energischem Charakter, von glühendem Eifer, gelehrt, phantasiereich, beredt, liebevoll wollte dem erstorbenen kirchlichen Mechanismus neues Leben einhauchen. Allein er konnte sich der Bildung, welche die Zeit errungen, nicht entziehen; er erkannte die allgemeine Vernunft des menschlichen Geschlechts als die Autorität an, aus welcher jede subjective Vernunft die Gewißheit der Wahrheit zu entnehmen, der sich jede geistige Individualität zu unterwerfen habe. Allein damit wurde ja eben der an und für sich freie Gedanke der äußerlich gegebenen historischen, begrifflosen Tradition entgegengesetzt. Folglich mußte sich diese gegen jenen Versuch einer Verjüngung des kirchlichen Lebens durch die Kraft wahrhaft vernünftiger Ueberzeugung erklären; denn mit der Zustimmung zu jener Ansicht würde sie ihre eigne Existenz aufgehoben, ihre absolute Autorität in Decretirung der Wahrheit vernichtet haben. Das ist das Verhältniß, in welchem Lamennais sich zum Papst befindet; hieraus sind alle so viel besprochenen Oscillationen im Betragen des Einen und Andern, der Wechsel ihres Anziehens und Abstoßens begreiflich. Der Papst will die geistlose Autorität seiner Infallibilität u. s. w. nicht aufgeben; Lamennais will weder die römische Hierarchie noch die innige Selbstüberzeugung der Wahrheit aufgeben. Als Carové seinen Aufsatz über Lamennais und seine Schule im vorliegenden Buch wiederabdrucken ließ, kannte er dessen „Paroles d'un croyant" noch nicht, die seitdem erschienen sind; aus diesen prophetischen Tönen klingt ohne alle formelle Verletzung der römischen Hierarchie das Bewußtsein der wesentlichen Gleichheit aller Menschen, der Gleichheit ihres Verhältnisses zu Gott, zur Wahrheit, zum Besitz u. s. w. mit erschütternder Gewalt hervor, sodaß der specifische Unterschied von Klerikern und Laien darnach als ein künstlicher anzusehen ist, der wieder verschwinden muß, weil er im Wesen der Menschheit keine Begründung findet. In diesem Büchlein hat Lamennais seinen ganzen Enthusiasmus concentrirt, die abgelaufene Geschichte von allen Seiten in ihren letzten Zuckungen erfaßt und das kirchliche Element zum allgemein Menschlichen, zum Religiösen erhoben.

Einer solchen Tendenz, aus dem Vorgefundenen heraus eine neue Gestaltung der Kirche, des Staates u. s. w. herbeizuführen, ist diejenige entgegengesetzt, welche ganz von vorn eine neue Aera beginnen möchte. Allerdings erleben auch Völker solche Momente wie Individuen, wo sie die Last einer gewordenen Bildung, einer ihnen nicht mehr genügenden Existenz für beendigt erklären müssen, um sich aus dem Grabe verlebter Zustände zu erretten. Die Freiheit des Geistes schließt nothwendig in sich, von dem Vergangenen abstrahiren zu können; nur die Realisirung dieser Möglichkeit, also nur die gewaltsame Theilung der Zeit in zwei Hälften, eines zum Tod ergrauten und eines frisch wie nach den verlaufenen Gewässern der Sündflut wiederaufgrünenden Daseins, vermag oft vor dem Untergang zu schützen; ja, man darf behaupten, wo diese Möglichkeit verschwunden ist, kann die Geschichte nur von einer Auflösung erzählen. Nun ist wol keine Frage mehr, daß das französische Volk in der Revolution wirklich eine solche Krise bestanden hat. Mit ihr hat entschieden eine neue Zeit für Frankreich und Europa begonnen. Allein es ist ein großer Unterschied, ob eine solche Krise wirklich das Volk durchdringt, oder ob sie, nur einzelne Seiten des ganzen Volkslebens berührend, einer Partei im Volke oder gar nur einer Gesellschaft, vollends einem Individuum als solchem angehört, wenn auch die Bestrebungen derselben mit der Gestaltung des Volksgeistes, wie sich von selbst versteht, einen nähern oder entferntern Zusammenhang haben. Carové's Buch enthält sehr denkwürdige Beiträge zur Kenntniß solcher Versuche in der Geschichte des Verfalls des St.-Simonismus, in der Geschichte der Templer und des edeln Polen Hoene Wronzki. Die St.-Simonisten hatten einen sehr bedeutenden Punkt des modernen Lebens, das Elend der untern Volksclassen, ins Auge gefaßt. Sie veranlaßten zu dem für unsere Staaten so wichtigen Gedanken, aus der Erfindung von Arbeit und aus der Gleichstellung aller noch so verschiedenartig beschäftigten Individuen zum Genuß ein eignes Studium zu machen, damit es Niemanden, wenn er nur arbeiten wolle, an Mitteln der Subsistenz und ebenso wenig an erquickender und angemessener Erholung von der Anstrengung der Arbeit fehle. Dadurch, daß dieser Gedanke die Sympathie eines großen Theils der Franzosen für sich haben mußte, ward der Verein der St.-Simonisten über die beschränkte Sphäre einer Gesellschaft zum Rang einer Partei erhoben, allein nur vorübergehend, da er sich nicht zu beschränken verstand und durch private Leidenschaften sein objectives Interesse zerstückelte. Die Handwerkerassociationen haben später auf rohe Weise ein Moment des Ganzen zu verwirklichen gesucht, eine stürmische Caricatur von dem Verhältniß zwischen Arbeit und Genuß, wie die sittenlose Theorie Enfantin's über die Ehe eine heillose Caricatur der Gleichheit der Individuen. Die Templer, welche die ursprüngliche christliche Kirche zu erhalten versichern, sind eine bloße Gesellschaft. Als Besitzer einiger antiquarisch beachtenswerther Documente, als Nachhall eines berühmten Namens, als Opposition gegen die päpst-

liche Hierarchie, als eine Zeit lang Aufsehen erregend, sind sie wol merkwürdig, aber mehr als historische Curiosität denn als irgend eine besondere Wirkung hervorbringend. Sie haben durch Herausgabe ihres Levitikons, einer Zusammenstellung ihres Johannisevangeliums und der Hauptmomente ihrer Verfassung vollends ihrer Ausbreitung Grenzen gesteckt, denn weder die Lehre noch die Constitution vermag tiefere Bedürfnisse zu befriedigen, welche über die Eitelkeit, etwas Apartes haben zu wollen, hinaus sind.

(Der Beschluß folgt.)

Gutzkow gegen die süddeutsche Lyrik.

„Meine Stellung zwingt mich, offen und frei die Wahrheit zu bekennen", mit diesen Schlußworten rechtfertigt Hr. Gutzkow in einer Nummer des Literaturblattes zum „Phönix" die etwas unsanfte Behandlung der schwäbischen Dichter, wozu ihn eine für diese ungünstig lautende Stelle im sechsten Bande des „Briefwechsels zwischen Göthe und Zelter" veranlaßte. Hr. Gutzkow hielt es für Pflicht, oder um mit seinen Worten zu reden, „es war ihm rechtes Bedürfniß", durch kräftiges Daraufschlagen auf den von der Hand des alten Meisters angesetzten Keil, die süddeutsche Dichterschule noch vor ihrem „Sichzusammenthun" auseinanderzusprengen, und so lieferte er unter der Aufschrift: „Göthe, Uhland, Prometheus", einen Commentar jener Aeußerungen, wozu ihm ein längerer, ohne Zweifel wohlbenutzter Aufenthalt in Stuttgart und eine das Mangelnde wohl oder übel ersetzende Divinationsgabe die Mittel liefern mußten. Diesem seinem Bedürfnisse hätte Hr. G., so könnte es scheinen, beinahe mit Ueberwindung und nur durch seine Stellung zur rückhaltlosen Wahrheit verpflichtet, genügt, und man muß in der That seine Vorsicht und Wachsamkeit loben, womit er einem so unheilvollen Sichzusammenthun der süddeutschen Lyrik vorbeugt. Aber welches Sichzusammenthun fürchtet denn eigentlich Hr. Gutzkow, da er zugleich auch schon von der süddeutschen Dichterschule als einer geschlossenen, wenn auch sehr friedlichen und harmlosen Phalanx spricht? Will er etwa den süddeutschen Dichtern die Zusammenstimmung der Gesinnungen und einen freundlichen Verkehr unter sich verargen, verbittern oder gar verwehren? Will er einen Tendenzproceß wegen zu besorgender Verschwörung gegen sie anhängig machen, weil sie nicht wie Hund und Katze untereinander leben? Arbeiten sie auf einen bestimmten, offenen oder geheimen Zweck los, haben sie Zeitschriften gestiftet mit ausschließlicher, feindseliger Tendenz, haben sie Hrn. Gutzkow etwas zu leid gethan? Er schildert sie ja selbst als die ruhigsten, friedlichsten Menschen, die nur spazierengehen und im Stillen einen Cultus für Göthe feiern! „Aber die süddeutsche Lyrik — und hier hat Hr. G. unstreitig Uhland gemeint — könnte Mode oder gar pretentiös werden!" — bezieht sich der letzte Ausdruck auf die Lyrik oder die Lyriker, auf Uhland oder Uhland's Gedichte? Hr. G. hat es wol nicht auf die Personen abgesehen, er hat wol an die Lyrik gedacht; aber eine pretentiöse Lyrik würde schwerlich sich lange halten, sie würde nach Hrn. Gutzkow's Wunsch sich sehr bald überleben; aber das Modewerden wäre freilich ein großes Unglück und ein drohendes! Uhland's Gedichte sind schon in acht, bald neun Auflagen, den Nachdruck ungerechnet, verbreitet — das scheint allerdings darauf hinzudeuten, daß sie Mode werden; also: zu deinen Zelten, Israel! Das kann nicht geduldet werden! Aber worin besteht denn das Unglück? Wird dadurch ein falscher Geschmack eingeführt, werden die Sitten vergiftet, der Glaube angetastet, die Grundsätze untergraben, die Köpfe verrückt, die Herzen verderbt? Ach nein, grade das ist Hrn. Gutzkow's Jammer, daß die schwäbische Lyrik so beschränkt ist auf ihre kleinen Berge und Thäler, so einheimisch, ruhig und glückselig, daß sie keinen Schmerz in der Welt kennt als den, von einem Spaziergang kein neues Gleichniß mitzubringen; daß diese Dichter mit der Welt versöhnt sind, daß ihre Sitten und Grundsätze so mit der Gewohnheit und dem Herkommen im Einklang stehen! Meint man, wir haben diese Ansichten dem Hrn. G. untergeschoben? Keineswegs; so spricht sich Hr. G. selbst in jenem Aufsatz aus. Dem Hrn. G. leuchtet Göthe's Urtheil über Uhland's Poesie gar zu sehr ein; doch hält er für angemessen, es nur bedingt, mit Vorbehalt von Clauseln zu unterschreiben, die entweder nichts sagen oder das Urtheil im Ganzen aufheben. Hr. G. gibt zu, Uhland habe für das Lied und die Ballade unendlich Großes geleistet — was bleibt denn wol noch übrig von Uhland's Lyrik, wenn man diese beiden Arten aussondert? Lieder und Balladen sind ja Uhland's Gedichte, man kann wol sagen alle, mit Ausschluß der Zeitgedichte, von welchen Hr. G. selbst absieht. Begreift Hr. G. nicht, daß, wenn er die Lieder und Balladen Uhland's von dem Verdammungsurtheil dispensirt, er nichts mehr für seine Kritik übrig behält als das Phantom, das aus dem Abgrund seines Widerwillens und Hasses gegen süddeutsche Lyrik oder Lyriker aufsteigt?

Aber dem Hr. G. ist diese Poesie zu kleinlich, zu beschränkt, zu nüchtern und interesselos. Seinen titanenhaften Geschmack kann ihm Niemand verübeln, aber abgeschmackt ist es, wenn er den Dichtern, die sich auf eine kleinere Sphäre beschränken, deshalb Vorwürfe macht, zu denen er nur das Recht hätte, wenn sie selbst die thörichte Anmaßung sich beigehen ließen: die Lyrik und ihre Lyrik für die einzig wahre und höchste Poesie auszugeben. Wie reimt sich aber damit ihre Verehrung Göthe's zusammen? oder wer hat es Hrn. G. gesagt, oder wo hat es Hr. G. erhorcht oder zu erhorchen geglaubt, daß sie Göthe nur als lyrischen Dichter schätzen? Hr. G. freut sich innig, daß durch Göthe's geringschätzige Worte die Verehrung Göthe's bei den süddeutschen Dichtern paralysirt sei — das rechnet sich Hr. G. als etwas Zuverlässiges aus, nach der Lyrik der Leidenschaft — denn nach der Logik des Verstandes beruhte diese Annahme auf einem Schlusse wie folgender: Göthe wußte nichts von Hrn. Gutzkow, also weiß Hr. Gutzkow nichts von Göthe.

„Wo ist Prometheus? Wo ist der Gott in Euch, der Euch zu Boden wirft, daß Ihr Thränen der Verzweifelung weint? Wo ist der Schmerz, daß wir schier nichts wissen können?" „Ich sehe genug Gelbveigelein und Sternblümchen, wo aber sind die Palmen, wo der Lotos?" Beabsichtigt und hofft Hr. G. mit diesen Tiraden der deutschen Poesie eine neue Bahn anzuweisen oder gar zu brechen? Wie sehr wir Hrn. G.'s Talente anerkennen, glauben wir doch kaum, daß sich unter seinem Panier die Sänger der neuen Zeit sammeln, und noch weniger, daß er allein auf eigne Faust das neue Reich der Poesie gründen werde; am allerunglücklichsten aber bedünken uns die Losungsworte, die er für sein Heer und Reich in partibus austheilt. Wenn Prometheus ein großartiger Stoff für die Poesie ist und nach Schlegel's Ansicht der Wesen der Tragödie selbst ausspricht, wenn die größten Dichter ihre Kraft daran gesetzt haben: liegt darin eine Nöthigung, daß die Poesie überhaupt diese Tendenz annehme, daß der Geist des Dichters den Verzweiflungskampf, wie der Wiedergeborene nach der Behauptung der Pietisten den Bußkampf durchmachen muß, eh' er zum neuen Leben der Poesie erwacht? Die Zerrissenheit und der innere Kampf sind schon so vielfach, von geschickten und ungeschickten Meistern und Schülern dargestellt worden, daß eher frische Gesundheit, froher Lebensmuth und Versöhnung unserer Poesie zu wünschen wären. Hr. G. verlangt Tiefe — aber ist denn alle Ruhe, aller Friede oberflächlich und nur der Sturm und die Verzweifelung groß? Der Dichter, wie ihn Hr. G. verlangt und schildert, den der Gott in ihm zu Boden wirft, erregt in der That die widerliche Vorstellung eines Epileptischen. Soll Heine, Hrn. G.'s Meister und Muster, das Ideal aller Poeten und Schriftsteller werden, weil er es für Hrn. G. war? Doch, wie soll man die andern Worte deuten: „Ich sehe Gelbveigelein und Sternblümchen genug; wo aber sind die Palmen, wo der Lotos?" Wohin will

Hr. B. die deutsche Poesie führen? Nach Asien, nach Indien, nach Tibet, wo Maha-Guru lebte? Wir kennen diese Erzählung von Hrn. G. nur vom Hörensagen und aus Beurtheilungen und zweifeln nicht, daß sie alles Lob und Aufmerksamkeit verdient; aber wird sie eine neue Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie und Literatur datiren? Wie soll man die Zumuthung bezeichnen: die deutschen Dichter sollen ihre Gedichte mit Palmen und Lotos schmücken, in den Orient wandern, um dort Ideen, Stoffe, Bilder zu suchen? Wir wissen wohl, daß das Ausländische oft für die Poesie sich recht gut eignet, weil es als neu und frappant poetischer erscheint und verwehren auch Niemanden seinen Stoff zu nehmen, wo er ihn findet; aber für nothwendige Ingredienzien oder gar für den einzigen Stoff der deutschen Poesie halten wir es keineswegs und geben derjenigen Poesie den Vorzug, welche mit inländischen Blumen denselben Effect hervorzubringen weiß, wie eine andere mit den Producten fremder Zonen, mit Palmen und Lotos. Indeß hat Hr. G. allerdings eine sehr bequeme und gut ins Ohr fallende Formel für seine künftigen Kritiken gefunden; er kann immer wieder fragen: wo sind die Palmen und der Lotos? Meint Hr. G., Palmen und Lotos nützen sich weniger ab als die Personen und Namen aus der griechischen und nordischen Mythologie und er habe das specifische Mittel gefunden für die Mängel der deutschen Poesie in Palmen und Lotos? Ueberhaupt aber dürfte es schwer sein, es Hrn. Gutzkow recht und zu Danke zu machen, wie allen Denjenigen, welche gegenüber von Schalkheit, Ausgelassenheit und Leichtfertigkeit die finstere Miene eines Cato annehmen, und der soliden und gesunden Mäßigung gegenüber in den Ton des zerrissenen, physischen oder psychischen, Roué verfallen.

Hat nun, kann man fragen, Hr. G. der deutschen Literatur wirklich einen wichtigen Dienst geleistet, wenn er die süddeutschen Dichter aus dem Sattel hebt und ihren Credit herabsetzt? Wir wissen nicht, wer ihm dafür danken wird, und er muß wol den Lohn allein in seinem eignen stolzen Bewußtsein zu finden hoffen. Uebrigens nennt Hr. G. außer Uhland von der süddeutschen Dichterschule (wie er sie ansieht) nur noch einen jüngern bei Namen, Gustav Pfizer, der in jener Stelle bei Göthe genannt und abgefertigt ist. Göthe erklärt, daß ihm dessen Manier innerlich zuwider sei und ihn bei oberflächlicher Lecture abgestoßen habe, welcher Erklärung Hr. G. beitritt, jedoch so, daß er statt des Widerwillens seinen förmlichen Haß gegen solche weitläufige Reflexionspoesie gesteht und das Talent, welches Göthe jenem nicht abspricht, dahin modificirt, daß „er nicht auskäme ohne Schiller und Das, was Schiller eine gebildete Sprache nannte, die für dich dichtet und denkt". Hr. G. wird dies Urtheil zu begründen wissen, wenigstens mit den Dictatorsprüchen seines Geschmacks; dem Tone nach zu schließen aber scheint es, als ob er in einem persönlich feindseligen Verhältnisse zu Gustav Pfizer stände, indem sich der Hrn. Gutzkow sonst wol zu Gebot stehende Witz hier mitunter auf gar zu armseligen Wendungen betreffen läßt, die mehr das Gepräge einer kränklichen Gereiztheit als das der feinen Ironie tragen. Der Auslegungskunst scheint er sich mit großem Glück und Eifer und nach Göthe's Regel beflissen zu haben: Legt ihr nicht aus, so legt brav unter! und bestätigt ein Wort von Schiller in noch weiterm Umfange, als es gesagt ist: daß nämlich nicht nur, wenn die Könige bauen, sondern auch wenn sie einreißen, die Kärrner zu thun bekommen.

Es ist endlich noch im besagten Aufsatze Menzel, zwar nicht genannt, aber als Wolfgang II. kenntlich genug angedeutet als Derjenige, welcher den Aeußerungen der Verehrung von Göthe's Genius bei den süddeutschen Dichtern Zügel anlege. Wir wollen vor der Hand noch unerörtert lassen, inwieweit Hr. G. selbst in seinem literarischen Treiben Rücksichten zu beobachten habe oder hatte — bekannt ist, daß die nach einer Seite rücksichtslosesten Menschen gar oft nach andern hin die abhängigsten und zahmsten sind —, können ihn aber versichern, daß die schwäbischen Dichter, weil sie sich nicht vordrängen, um eine Rolle zu spielen, sich auch nicht die Hände binden oder den Mund stopfen lassen, daß sie nicht thun könnten, was ihnen recht erscheint, und nicht sagen, was ihre Herzensmeinung ist.

Nach all diesem müssen wir anerkennen, daß es dem Hrn. G. mit seiner Abneigung und seiner rancune gegen die süddeutschen Dichter recht bitterer Ernst und er insofern von der Wahrheit inspirirt ist; aber beobachten hätten wir die Freude mögen, welche sein Angesicht verklärte und sein Herz erwärmte, als er die Worte niederschrieb: „Ich freue mich Uhland's unendliches Verdienst um die Gattung anzuerkennen". 145.

Literarische Notizen.

Chaho hat als Pendant zu der in den „Paroles d'un voyant" entwickelten „cosmogonie sociale" eine Schrift über die Philosophie der Offenbarung („Philosophie des révélations") herausgegeben, welche er zugleich als eine Antikritik in Betreff jener Abhandlung angesehen wissen will. Er findet in dem alten Orient die wahre Wiege der Naturreligion in ihrer reinsten Gestalt, und bemüht sich zu erweisen, auf welche Weise man den heutigen religiösen Zustand wieder dahin zurückführen könne — wie deutschem Geiste scheinen muß: ein überflüssiges Bemühen.

„Les Créoles" heißt ein neuer Roman von einem jungen Creolen: Levilloux. Er spielt auf Martinique zu Anfang der französischen Revolution und soll sich durch Sittenschilderung und lebhafte Scenerie auszeichnen.

Bei Ambroise Dupont ist ein neuer Roman von M. de la Madelaine, unter dem Titel „La grande prieure de Malte" erschienen, dessen Sujet die Vertheidigung Maltas durch den Großmeister Lavalette gegen die Türken ist. Ein früherer Roman desselben Verfassers: „Le justicier du roi", sprach wenig an.

Gayr, Professor der Geschichte am Collége royal de Charlemagne, hat eine „Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten der Monarchie bis zur Revolution 1789" herausgegeben, ein Werk, in welchem die französische Kritik den außerordentlichen Fleiß der Forschung, die historische Kenntniß und die klare Entwickelung der Begebenheiten sehr rühmt, der Verfasser hat es zunächst als Handbuch zu seinen Vorlesungen bestimmt.

Von Thibaudeau, ehemaligem Mitglied des Convents und Staatsrath, ist eine Geschichte Frankreichs während der ersten 15 Jahre des 19. Jahrhunderts unter dem Titel: „Le consulat et l'empire" erschienen, welche, mit sachkundiger Feder geschrieben, dem Forscher in der neuesten Geschichte vieles Neue bietet.

Der Buchhändler Furne läßt als Beigabe zu der Thiers' „Geschichte der französischen Revolution" eine Suite von 24 Portraits erscheinen, die beiden ersten Lieferungen enthalten die Portraits Maria Antoinettens, Mirabeau's, Ludwig XVI. und Robespierre's. Die Stahlstiche sind von ausgezeichneter Arbeit und geben den englischen nichts nach.

Unter dem Titel: „Histoires contemporaines", läßt die Herzogin von Abrantès eine Sammlung von Scenen aus dem Privatleben vieler jetzt lebenden Notabilitäten erscheinen, das schon in der Ankündigung die allgemeine Neugier erregt.

Abbé Lanjuinais, Bruder des berühmten Lanjuinais, ist in Paris gestorben. 180.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 115. —— 25. April 1835.

Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiet der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Fr. Wilh. Carové.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Hoene Wronzki ist im Allgemeinen den Bestrebungen St.-Simon's verwandt. Allein St.-Simon war praktischer und hatte bei aller Eigenthümlichkeit doch nichts Wunderliches an sich. Anders aber vermögen wir die specifische Seltsamkeit, welche Wronzki's Schriften durchdringt, nicht zu bezeichnen. Sonderbare Worte, mathematische Formeln für speculative Begriffe, willkürliche Periodentheilung der Geschichte, keck hingeworfene Behauptungen hemmen die Auffassung überall. Wronzki nennt sein ganzes System (sit venia verbo) „Messianismus", um anzudeuten, daß nach den Perioden, die er in der bisherigen Entwickelung der Menschheit unterscheidet, die Verwirklichung desselben der Zukunft aufbehalten ist. Das Absolute ist der einzige Gegenstand alles Strebens; die Beschäftigung mit demselben hat aber eine doppelte Seite, eine negative und eine positive. Die negative besteht in der Befreiung der Intelligenz von der Abhängigkeit vom Irdischen, von der äußerlichen Bedingtheit durch dasselbe. Indem Wronzki die Summe aller derartigen Hemmungen in dem Wort χρῆμα zusammenfaßt, nennt er die Richtung der Philosophie auf Fortschaffung derselben Achrematismus. Er ist das erste Attribut des Messianismus; das zweite ist der Sehelianismus, ein aus dem Hebräischen gebildetes Wort, um Vernunfterkenntniß auszudrücken. Die Religion des Christenthums, die er als die wahrhafte anerkennt, soll nämlich nicht blos als gegebenes Object der göttlichen Offenbarung gelten, sie soll auch zur Gewißheit des Gedankens erhoben werden; wie sie an sich vernünftig ist, so soll auch diese ihr immanente Vernunft für das menschliche Bewußtsein ins Dasein treten, und die Kant'sche Philosophie insbesondere soll eine Einleitung zur Begründung solcher Erkenntniß werden. Wie nahe beide Bestimmungen des Achrematismus und Sehelianismus mit der Verknüpfung zusammenhängen, welche der St.-Simonismus zwischen der Industrie und dem religiösen Cultus festsetzte, ist leicht einzusehen. Auch suchte sich Wronzki mit ihm zu associiren, jedoch ohne Erfolg. Die Zerwürfnisse, in welche W. mit seinem Schüler, dem Kaufmann Arson, gerieth, der Mangel an Anerkennung (er hatte sich allmälig an fast alle Akademien gewandt), die Dürftigkeit seiner Lage, nachdem er sein Vermögen seinen Studien geopfert hatte, und er seine Subsistenz durch Unterrichtgeben sichern mußte, dies Alles scheint Wronzki ganz verdüstert und ihm, wie es bei solchen Leuten so oft zu geschehen pflegt, den kritischen Zustand des menschlichen Geschlechts mit übergrellen Farben dargestellt zu haben. Carové gibt einen ziemlich übersichtlichen Auszug aus seiner Lehre und eine recht gründliche Kritik, welche besonders das Unhistorische in Wronzki's weltgeschichtlichen Constructionen aufdeckt, indem sie den Gang darstellt, welchen die philosophische Betrachtung der Geschichte schon seit der Reformation in Europa genommen hat. Gewiß wird Jeder dem edeln Wronzki inniges Mitleiden schenken, da er, von Begeisterung für die Menschheit getrieben, in die Selbsttäuschung verfallen ist, seine unzulängliche Einsicht, seine zwar kühne, aber gänzlich schwankende Philosophie für die Pforte zu halten, durch welche die Menschheit in das Paradies der Zukunft, in die gesetzmäßige Herrschaft des Absoluten eingehen würde; Carové erwähnt einmal Krause's, und allerdings möchte dieser deutsche Philosoph, den wir jedoch höher stellen müssen als Wronzki, ebenfalls sein ganzes Leben hindurch an der Entzweiung gekränkelt haben, das Höchste zu wollen und doch nicht in dessen lebenswarmer Tiefe zu verweilen, sondern immer aus dem rechten Mittelpunkt in Abstractionen und Paradoxien abzuschweifen. Solche in ihrer Individualität höchst achtungswerthe Menschen verzehren sich endlich in dem Wust ihrer Schwärmereien, deren Abweichung von der concreten Vernunft mit der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen oder deren Opposition gewöhnlich bis dahin wächst, daß sie zuletzt nur sich selbst noch verstehen wie Magier, die bei ihren Beschwörungen einen Kreis um sich ziehen, innerhalb dessen ihre Worte allein Bedeutung haben.

Wenn wir bis jetzt den Gegensatz einer doppelten Stellung der Umgestaltung der Gegenwart betrachteten, indem die eine von dem Anschließen an das Gegebene ausgeht, also überwiegend durch die Vergangenheit bestimmt wird, die andere von dem Gedanken eines Ideals der menschlichen Existenz ausgeht, also, obgleich die Ver-

gangenheit berücksichtigend, doch überwiegend durch die Zukunft bestimmt wird, so ist nun noch eine dritte Richtung da, welche, für Vergangenheit und Zukunft sich interessirend oder, gleichgültig gegen beide, in der Gegenwart als solcher sich bewegt. Nicht im Handeln kann sie sich befriedigen, denn das würde sie bald auf eine jener beiden Seiten stellen; sie wendet sich zur Reflexion. Das ist die große Menge der unterhaltenden Schriftsteller und der philosophischen Doctrinaire. In den Romanen der jetzigen französischen Literatur wird über die Gegensätze unsers modernen Lebens mannichfach reflectirt und der mittelbare Einfluß dieses Raisonnements mag wie das Gespräch der Journalistik von unberechenbaren Folgen sein. Carové hat in Bezug auf Religion und Philosophie eine kleine Blumenlese der markirtesten Stellen dieser Art mitgetheilt. Der Hauptaufsatz aus diesem Kreise ist aber der von Ch. Nodier über die Wiedergeburt und Wiederauferstehung, der auch in Deutschland durch eine im „Morgenblatt" erschienene Uebersetzung sehr bekannt geworden, nebst einer Entgegnung darauf von Balzac. Tieck hat neulich in einer Vorrede zu Ed. von Bülow's „Novellenbuch" Nodier unter den jetzigen Autoren Frankreichs als den vorzüglichsten hervorgehoben, und wirklich dürfte er als Humorist unbedingt die Palme verdienen. Balzac hat Nodier's Aufsatz ganz ernsthaft genommen; die Zurüstungen, welche Nodier aus der Exegese des ersten Capitels der mosaischen Genesis einerseits, aus der Kenntniß der Naturwissenschaft andererseits macht, sowie die feierliche Haltung des Ganzen können zu solcher Auffassung bestimmen. Sollte aber Nodier nicht in diese Form eben seinen Humor eingehüllt haben? Der Grundgedanke Nodier's ist bekanntlich, daß der Mensch sich im Irrthum befinde, wenn er die Schöpfung für beendigt halte, insbesondere aber, wenn er in sich den Schlußstein des unendlichen Gewölbes erblicke; vielmehr erwarte uns noch eine große Schöpfungswoche, in welcher das begreifende Wesen zur Wirklichkeit gelangen werde, welches die Kluft zwischen Gott und dem Menschen in der That auszufüllen bestimmt ist; denn der Mensch, der sich so gern für den König des geschaffenen Universums halte, sei zu klein, zu unwissend, zu schwach u. s. w., um, wenn er den Stolz des Selbstbetrugs aufgibt, mit aufrichtiger Ueberzeugung sich so hoch stellen zu können. Nehmen wir Nodier's Darstellung als humoristische, so ist durch sie die Göttlichkeit des Menschen auf die geistreichste Weise entwickelt; wir haben dann eine meisterhafte Persiflage aller Träumerein, welche die Süßigkeit eines absoluten Daseins durch eine unmittelbare Schöpfung einschlürfen möchten, ohne durch den Ernst der Arbeit, durch die Strenge der geistigen Wiedergeburt sich zu demselben zu erheben, wie Herakles nur dadurch in die Gemeinschaft der Götter einging, daß er, rastlos von Arbeit zu Arbeit eilend, selbst seinen Tod in eine That verwandelte, worauf ihn, den dem Flammengrab Entsteigenden, die ewige Jugend zu stetem Bunde begrüßte. Nichts ist bequemer, von aller Mühsal sich, doch immer nur in abstracto zu emancipiren, als die Hypothese, unser Zustand sei ein provisorischer; die wahrhafte Welt warte noch unserer; es bedürfe dazu nur noch einer nicht in unsere Macht gegebenen Verwandlung, wie es im Grunde auch die rohe Ansicht Derjenigen ist, welche erst durch den physischen Tod in das Geisterreich einzutreten hoffen. Fassen wir den Zustand Frankreichs, ja den des westlichen Europa, mit Einschluß eines großen Theils von Deutschland, in seiner brennenden Unruhe auf, sich der Freiheit, der Seligkeit als einer unmittelbar wirklichen Existenz bewußt zu werden, so scheint uns zur Ermäßigung des mächtigen Verlangens, zur Abkühlung der heißen Sehnsucht die Demüthigung, welche Nodier den Menschen empfinden läßt, eine vortreffliche Ironie, ihn zum Bewußtsein zu führen, daß ohne die Zeit die Bestimmung des Menschen zum être compréhensible sich nicht realisiren läßt. Sollten wir aber keine solche Ironie der vorlauten Ungeduld, sondern trockene Ernsthaftigkeit vor uns haben, so würden wir zwar nicht wie Balzac eine stumme Resignation des Glaubens für diese Materie als für eine menschlichem Forschen unzugängliche fodern, wol aber das Bewußtsein der christlichen Kirche festhalten, nach welchem zwischen Gott und dem Menschen kein mittleres Wesen existirt, weil Gott selbst die Einheit des Menschen mit ihm vermittelt. Für die Naturseite des Menschen enthält Nodier's Aufsatz in dieser Beziehung selbst eine Skizze des Stufenganges der Natur, im Menschen sich auf das Vollkommenste zu individualisiren. Von Seiten des Geistes aber ist Nodier's Postulat einer espèce compréhensible selbst schon der Beweis, daß ihm der künftige resurrectionelle Zustand nicht fremd ist, denn er hat einen Begriff desselben, mag er nun auch sagen, daß ihm Alles nur in dunkler Ahnung vorschwebe. Wenn es kein schönes Gedicht, sondern die factische Grundwahrheit des Christenthums und damit der Welt der menschlichen Geister ist, daß das Wort Fleisch geworden, so hat die Menschheit in sich selbst den unerlöschlichen Leuchtthurm, in allen Stürmen sich über ihr Ziel zu orientiren, denn die Einheit Gottes mit dem Menschen ist ein ewiger Bund, kein transitorisches Verhältniß. Wir würden demnach in Nodier's Auferstehung zwar immer noch das christliche Element anerkennen, da er, nur in einer andern Weltepoche, Dasselbe will, was die Aufgabe der christlichen Kirche ausmacht, in der Retardation aber den Schrei des Mangels, der im Gewirr einer tiefbewegten, vom Unglauben, vom Zweifel, von phantastischen Entwürfen, von sanguinischen Hoffnungen zerrissenen Gesellschaft die schon gegebene Befriedigung übersieht. Wir möchten ihm Göthe's einfache Worte zurufen:

Willst du immer weiter schweifen,
Und das Gute liegt so nah;
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Der Anhang enthält einen Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Italien vom Grafen Mamiani della Rovere; es sind drei Artikel, die er französisch für die „Europe littéraire" schrieb. Er zeigt uns, wie tief noch immer die Philosophie in Italien steht.

Galuppi's Kritik des Erkenntnißvermögens, Rosmini's Idealismus, Gioja's, Romagnosi's und Rossi's Arbeiten für die praktische Jurisprudenz werden in ihrem Verhältniß zu der Entwickelung charakterisirt, welche die italienische Philosophie von den Eleaten an bis auf Vico und Stellini gehabt hat. Der Verf. scheint allerdings gute Sachkenntniß zu besitzen; indessen wäre größere Genauigkeit und Vollständigkeit sehr wünschenswerth gewesen. Wie die Italiener es an der Gewohnheit haben, kann auch der edle Graf nicht unterlassen, von dem frühern Ruhme Italiens viel zu viel zu reden; wie viel mehr würde er ausgerichtet haben, statt dieser bekannten Dinge das Zerfallen der italienischen Philosophie in den Gegensatz der abstract-theologischen, todt-scholastischen und der concret-juristischen, lebendig-bürgerlichen strenger festgehalten und aus der Einseitigkeit beider Momente die Nothwendigkeit erörtert zu haben, durch den Anstoß französischer und deutscher Philosophie auch die Psychologie gegenwärtig zu einem Hauptproblem der Speculation zu machen. Arbeit wird es freilich genug kosten, aus der Kindheit älterer Theorien und aus dem Ciceronianischen Wesen des philosophischen Styls in eine strengere Methode und tiefere Ansicht hinüberzukommen. 146.

Novellenalmanach, 1835. Herausgegeben von Adolf Glaßbrenner. Leipzig, G. Wigand. 12. 1 Thlr.

Die erste dieser Novellen, „Leben und Liebe" von Adolf Glaßbrenner, charakterisirt ein leichter, aber auch leichtsinniger, ja sehr häufig gemeiner Ton; ein Ton, der sogar durch Gemeinheit, nicht durch Ueberspannung, unnatürlich wird. Die Personen sind höchst gewöhnliche Menschen, welche nur eine sehr geringe Charakteristik voneinander unterscheidet, die Begebenheiten sind gleichfalls ziemlich gewöhnlicher Natur, und wir können dieses Leben weder Leben, noch diese Liebe Liebe nennen. Liebesverständnisse knüpfen sich hier mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Schnelligkeit an, Held und Heldin nehmen es nicht so genau, laufen sich einander nach der ersten Viertelstunde in die Arme und halten dann auch, wie es bei einem solchen Anfange unnatürlich wäre, nicht lange beieinander aus. Dennoch ist es nicht dieser Anfang, der sie in der Novelle trennt, sondern Ereignisse und Misverständnisse; die arme Geliebte muß nun, damit sie noch einmal wieder zusammenkommen können, die Repräsentantin einer ewigen Treue werden, während der Held in der Residenz von Blume zu Blume schwärmt, den eitelsten aller Gecken macht, die Nächte vertrinkt, die Tage verschläft, und zu all diesem von einem Doctor angeleitet wird, welcher eigentlich das gesteigerte Ideal der Erzählung ist, ihr erhabenes Princip; denn er scheint selbst des Helden Luise zu lieben, und sich ihm edelmüthig aufzuopfern, wie das unter Anderm aus einer grossen Thräne hervorgeht, die er am Schlusse der Erzählung in seinen Augen zerdrückt, als er beide Liebende endlich, nach zahllosen Anstrengungen den Jüngling zu bilden, zusammen gibt. Diese Bildung findet er für ihn im Champagner, weil Schiller dabei gedichtet, und weil der künftige Schwiegervater des hoffnungsvollen Jünglings, der Vater seiner Luise, der ihn nie aus den Augen läßt und ihn, trotz seines eignen Aufgebens und Umherschwärmens, nicht aufgibt, den Grundsatz hegt. ein junger Mensch müsse sich vor der Hochzeit austoben, damit es nachher nicht geschehe. Der philosophische Doctor — ich bitte meine Leser nicht zu übersehen, daß er Herrlich heißt — bequemt sich also die Nächte mit seinem jungen Freunde zu durchtrinken, und betrinkt sich gelegentlich dabei; einmal geschieht dies sogar in Gegenwart eines Mädchens, welches des Doctors Mutter, die eine Erziehungsanstalt leitete, erzogen, welches die Freundin und Gespielin der künftigen Braut seines Freundes ist, die uns als ein wohlerzogenes Mädchen aus den gebildeten Kreisen dargestellt wird. Diese Freundin, die Tochter eines Weinhändlers, sitzt zufällig — denn der Weinhändler scheint seinen Wein auch gleich zu schenken — in der Stube, wo die Freunde zechen, und verläßt dieses Gemach auch nicht, während sie sich darin betrinken und die Nacht in diesem Zustande auf dem Sopha zubringen; kurz, wir sehen hier Dinge unter Leuten geschehen, die für anständige Leute ausgegeben werden, welche uns im Leben in anständiger Gesellschaft nie vorkommen, und so möchte denn der Novelle der Reiz der Neuheit allerdings nicht abzusprechen sein.

Neben dieser Novelle steht das seltsame Erzeugniß eines Ungenannten, welches durch diesen Platz unendlich gewinnt und uns in einem günstigern Lichte erscheint, als es vielleicht anderswo gethan haben würde: „Der Auszug der Israeliten", eine Sage, nach dem Koptischen erzählt. Wir begegnen hier mit Freuden wieder einem edeln Styl, und Ernst der Auffassung. Es ist eine poetische Paraphrase der biblischen Geschichte des Auszugs der Israeliten aus Aegypten, von einem Aegypter, Anführer eines Theils von Pharao's Armee, geschrieben und auf einer Papyrusrolle im Grabe seiner Väter niedergelegt. Dieser Aegypter wird selbst durch die Wunder, welche Moses in Aegypten thut, überzeugt, geht zu dem Glauben der Israeliten über und verläßt sein Vaterland mit ihnen. Das Ganze ist in einer seltsam originellen Sprache geschrieben, voll orientalischer Bilder, in der Construction der eigenthümlichen Art der Juden, sich im Deutschen auszudrücken, doch ohne Unwürdigkeit oder Uebertreibung, nachgeahmt; aber die Erfindung selbst gibt uns nichts Neues; keine rührende Privatgeschichte schließt sich an das Geschick der Nation, und selbst dieses ist weiter nicht entwickelt, ja, nur die wenigsten der Motive, die uns die Bibel zu dieser Geschichte bietet, sind benutzt und ausgeführt, und, wie es denn meist bei solchen Stoffen zu geschehen pflegt, die Geschichte gefällt uns in der einfachen Ursprache der alten Erzählung besser als hier. Der Styl ist poetisch, die Erfindung ist es nicht, oder vielmehr, es ist keine Erfindung darin, und wenn uns auch die Plagen mit vieler Glut der Einbildungskraft dargestellt sind, so hätten wir doch eine Entwickelung der innern Motive dieser Begebenheit, wie sie uns die heilige Schrift andeutet, lieber gesehen als eine solche Beschreibung, und selbst die Abweichungen von ihrem Text haben uns, wo sie vorkommen, nicht befriedigt; wir sehen Gott hier zu sehr als Deus ex machina auftreten, wodurch von vornherein alles Dramatische und Fortschreitende in einer Erzählung vernichtet wird. Wir möchten die Mittel, deren er sich zu seinen Zwecken bedient, lieber deutlicher erblicken, es würde dieses seiner Größe keinen Eintrag thun; denn wer zweifelt wol, daß der Weltenschöpfer die Wunder um sich häufen kann? aber daß er es nicht thut, sondern mit Natürlichem Wunder bewirkt, ist ja eben das Große und Erhabene in seinen Wirken, das Tragische in dem Hergang der Ereignisse. Demnach können wir nicht billigen, daß Moses und Aaron in dieser Sage als schwache Greise hingestellt werden, um die Kraft Gottes, der sich so gebrechlicher Werkzeuge bedient, sein Volk zu retten, noch mehr zu verherrlichen; dieses Mittel, dieser Kunstgriff, um der Gottheit eine Ehre zuzuwenden, die sie verschmäht hat, ist zu gewöhnlich und prosaisch. Moses und Aaron waren zwar im reifen Mannesalter, als sie den Auszug herbeiführten, ja sie hatten es vielleicht schon überschritten, waren mit aller ägyptischen Weisheit, mit aller Kraft der Lebenserfahrung geschmückt, aber sie waren keine schwachen Greise, und Moses Riesenkraft hat sich vielleicht nie in der Geschichte wiederholt. Nur eine solche konnte ein so dauerndes Werk wie seine Gesetzgebung gründen, und wir meinen, wenn man denn wirklich diesen großen Stoff der ersten Befreiung eines Volks noch einmal poetisch, dramatisch oder episch behandeln wollte, so mußte dies auf eine ganz andere

Weise als hier geschehen; nicht die wunderbaren, sondern die menschlichen Motive, ihrer Natur nach im Grunde die wunderbarsten und göttlichsten von allen, weil sie die geistigsten, die organischsten sind, mußten hier hervorgehoben werden: wir müßten in die tiefe Verlassenheit in der Brust des Giganten blicken, der allein mit seinen großen Gedanken und seinem Gotte dasteht und alle Mühe hat, sein schon entartetes Volk zu seinem hohen Schwunge zu erheben, eine Hand voll Sklaven zu einer Nation zu machen; wir müßten den Widerstand sehen, welchen er in den Herzen dieser Sklaven selbst findet, den Undank, mit dem sie ihm lohnen, die Feigheit, mit welcher sie vor jeder ersten Bedrängniß, jeder über sie hereinbrechenden Folge solchen riesenhaften Wollens zurückbeben; wir müßten endlich auch in ihrer Brust die Richtigkeit ihrer Ansicht nach gemeiner, irdischer Berechnung mitfühlen; müßten das Kolessale der ganzen Unternehmung zitternd mit ihnen empfinden, das Geschick eines ganzen Volkes, auf diese fürchterliche Spitze gestellt, die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens:

> Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
> Dem immer wiederholenden Erzähler,
> Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
> Der Muthigste begann —

Unternehmungen dieser Art bezeichnen grade das Wesen des Alterthums, geben ihm seine Poesie, seine hohe Romantik, wenn man dieses Wort hier in blos geistigem, antihistorischem Sinne dulden will. Wir müßten zugleich die Verblendung der ägyptischen Machthaber erblicken, welche, die in solchen Fällen gewöhnliche Politik ergreifend, dieses neue Streben in dem geplagten Volke durch doppelten Druck unterdrücken wollen und ihm dadurch die Waffe der Verzweiflung in die Hand geben, die den versunkenen Sklaven erhebt und stählt, ihn zum Werkzeug in der Hand des Helden macht. Wir müßten mit den Pharaonen zu Rathe sitzen und das kolossale Mittel von ihrer Barbarei beschließen sehen, diesem zu sehrwachsenden Volke seine Mannskraft durch den Mord seiner Knaben zu rauben, seinen Stamm dadurch zu verdorren, es langsam in Weiber aufzulösen, die nach und nach Sklavinnen der Aegypter geworden wären; wir müßten in der Brust des Helden, der an den ägyptischen Hofe erzogen wird, den die Unterdrücker selbst die Waffen ihrer Erfahrung und Weisheit leihen, den wachsenden Unwillen über die Unterdrückung seines Volkes erblicken, das Nationalgefühl, welches das Gefühl für seine Adoptivväter überwiegt — welche Scene, wenn die Amme zuerst zu ihm tritt, sich seiner erwachsenen Jugend als Mutter kund gibt, und die Thränen und das Blut ihres Volkes vor ihm aufschreien läßt! — wir müßten die kluge und schlaue Schwester erblicken, die auch dort noch zu dem theuern Bruder zu dringen weiß und die Stimme seines gedrückten Volkes zu ihm bringt, welches von seinem Ansehen Hülfe fodert; wir müßten dieses Ansehen durch diesen Antheil schwinden und ihn endlich den Mord des Aegypters vollführen sehen, der den Helden in die Wüste bannt, welche die Mutter seiner großen Gedanken wird; wir müßten ihn von der Tochter des Pharao aufgeben sehen, die Aegypter über Undank klagend, den Abgefallenen mehr hassend, als sie den Geretteten, den Begünstigten je liebten — doch wir versteigen uns zu weit, und wollen hier ja nicht den Plan einer Tragödie schreiben. Möchte ein späterer Dichter sich an dem ungeheuern Stoff, welchen uns diese koptische Sage wieder vor die Seele bringt, mit Glück versuchen; er könnte zum erhabensten Drama werden. Sowie diese Erzählung die große Geschichte auffaßt, müssen wir uns wundern, daß ihr Verf. sie nicht mit dem Uebergang über das rothe Meer enden ließ, welcher doch, in der Reihe der Wunder, die er uns aufführt, eigentlich erst den Beschluß macht und die größte und poetischste Wirkung unter allen hervorgebracht haben müßte; er zeigt uns nur den unabsehbaren Zug, die kleine Stiftshütte in der Mitte, der das Herz des erzählenden Aegypters so ergreift, daß er sich ihm anschließt, und so fehlt es der Sage eigentlich an einem in ihrem eignen Sinne befriedigenden Schluß. Obgleich sie ihren Gegenstand nicht bei der Wurzel erfaßt, uns in ihm nicht „alle Wirkenskraft und Samen", ja, eigentlich nichts Neues zeigt, so bleibt sie doch ein auf dem Felde unserer neuen deutschen Literatur höchst origineller, seltsamer Versuch, der durch seinen Geist ganz von Allem abweicht, was diese sonst zu liefern pflegt.

„Trau nicht dem Schein", Novelle nach dem Englischen der Miß Lawrance, von L. von Alvensleben, ist eine ziemlich matte Kleinigkeit; ein junger Engländer wird, bald nach Maria Stuart's Hinrichtung, wo noch ganz England von Complotten und Umtrieben der Jesuiten träumte, auf allerlei trügerische Anzeigen hin gefangen gesetzt, während er nichts wollte als einem jungen minderjährigen Lord, seinem Freund, zur Flucht nach dem Continente mit seiner, gegen den Willen seines Vaters geheiratheten Frau verhelfen. Der Lord erfährt die Verhaftung seines Freundes noch vor seiner Abreise, entdeckt Alles und befreit ihn. Der Hergang der Sache ist ziemlich natürlich, aber matt und kalt dargestellt; nur der Umstand erscheint befremdend, daß der Vater der Braut den Jüngling selbst den Gerichten ausliefert, ohne ihn vorher in sein eignes Verhör zu nehmen: eine patriotische Hitze, die nur die sehr bewegte Zeit motiviren kann, indem die Geschichte selbst dem Mann weiter keinen besondern Ungestüm des Charakters beilegt. Der Lord leidet übrigens nicht unter seiner Uneigennützigkeit, da die Königin sich seiner Ehe annimmt, und so endet Alles mit leichter Mühe auf das Vortrefflichste. 139.

Anekdote.

Der tapfere Gourville eilte ins Feld zum Heere des Prinzen von Condé. Aber ehe es fortging, wollte er gern 20,000 Thlr. in sichern Gewahrsam bringen, die ihm durch Erbschaft zugefallen waren. 10,000 vertraute er einem Geistlichen an, der im Rufe außerordentlicher Frömmigkeit stand; die andern 10,000 Thlr. trug er der schönen Ninon von Lenclos hin, welcher er gern sein ganzes Leben geweiht hätte und die ihn so innig liebte, wie es ihr großer Leichtsinn nur immer zulassen konnte. Der Krieg hatte ein Ende; er kam nach Paris und verlangte sein Geld vom frommen Manne zurück. Dieser spielte den Staunenden; er wußte von keiner anvertrauten Summe. Beweisen konnte Gourville nichts. Voll Bitterkeit im Herzen blieb ihm nichts, als endlich zu gehen und die andere Hälfte — bei der Ninon zu holen. Bei ihr? Der Leichtsinnigen, die bereits, seit er fort war, einige Anbeter gewechselt hatte wie ihre Handschuhe? Dies wäre vergebliche Mühe! dachte er. Aber Ninon dachte anders. Sie harrte immer von einem Tage zum folgenden, daß er kommen und sein Geld verlangen würde. Er ließ sich nicht sehen. Endlich bat sie um seinen Besuch. Er trat ein; sie flog in seine Arme. „Ach, mein Gourville!" rief sie, „sein Sie ja nicht böse! Ich habe ein recht großes Unglück in Ihrer Abwesenheit gehabt!" „Aha! Jetzt kommt's, wie ich gedacht habe! Dies Geld ist auch hin! Verschenkt, verspielt, entwendet, vergeudet!" dachte Gourville und sah sie gar nicht an. „Ich bedaure Sie von Herzen", fuhr Ninon zärtlich fort, „wenn Sie mich noch lieben! Mein Herz gehört einem Andern. Ihre Freundin will ich sein, aber lieben kann ich Sie nicht mehr. Und vor allen Dingen nehmen Sie mir Ihr Geld ab, das ich Ihnen treu bewahrt habe!" Ehrlicher und naiver zugleich kann man nicht sein; dies bekannte Gourville gern. Er konnte nicht umhin, die Prellerei des frommen Mannes zu erzählen und Ninon nahm es gewaltig übel, daß er einen Augenblick gedacht habe, auch sie könne gleich diesem Pharisäer handeln. 86.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 116. —— 26. April 1835.

1. Die Erbsünde. Novelle von Emerentius Scävola. Erster Theil. Die Erblasser. Zweiter Theil. Die Erben. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.
2. Leonide. Ein Roman von Emerentius Scävola. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 5 Thlr.

Wenn die dichterische Phantasie Alles verrückt, zusammenwirft und in Verwirrung bringt, so soll der Verstand das Verschobene zurechtsetzen, das Zusammengeworfene ordnen, das in Verwirrung Gebrachte aufräumen; wenn jene wie ein nächtlicher Wahnsinn verdunkelnd hereinbricht, so soll dieser lichten und aufklären, er soll über der Unform und dem Gemenge der phantastischen Gebilde bedächtig schweben wie der Geist Gottes über den Wassern des uranfänglichen Chaos. Denn der sichtende Verstand, das classische Element in der Romantik, gibt die Form und die plastische Rundung. Bei den Alten war der Verstand, nämlich der die Form schaffende und in der Form thätige, das Ursprüngliche und die Hauptsache. Ihre Epopöen, ihre Tragödien, ihre begeisterten Dithyramben selbst waren von Hause aus reine Form und hatten eine durchweg verständige Anlage; die dichterische Phantasie trat hinzu, nachdem die Idee des Kunstwerks empfangen war und vollendet und in sich gerundet dastand; sie diente nur zur Ausschmückung des Einzelnen und um die Theile in ein lebendiges anschauliches Wechselverhältniß zueinander zu setzen. Der Prometheus der Griechen war der Vorgedanke, der die Gebilde verständig schafft und erst später, um sie zu beleben, das Feuer vom Himmel holt. Daher die Einfachheit der griechischen Kunst- und Dichtwerke. Bei uns Neuern verhält es sich meistens umgekehrt. Die Phantasie ist das Vorbildende; der Verstand, der oft nur nebenbei geht, die Nachgeburt; er soll jene zügeln, dämpfen und beschneiden. Daher das Zusammengesetzte der neuern Romantik, die Ueberfülle, die wuchernde Vegetation, das Uebereinanderwerfen der Massen, das Ineinandergreifen der complicirten Maschinerie. Dennoch soll der classische und classificirende Verstand nicht fehlen; er bewirkt die Ruhe in der Bewegung, die Einheit in der Mannichfaltigkeit, das sondernde Licht in der verwirrenden Nacht. Er soll den Takt angeben, nach welchem die Phantasie ihre Melodien aufspielt. Je mehr das Quantum des formenden Verstandes dem der schöpferischen Phantasie an Inhalt sich nähert, desto einfacher und lichter, desto ästhetisch vollkommener wird das Kunstwerk.

Wir müssen nun sagen, daß den meisten Romantikern neuester Zeit das Takt- und Maßhalten überaus schwer wird, daß sie ihres Stoffes nicht Meister bleiben, sondern sich von dem Stoff übermeistern lassen, daß sie die Einbildungskraft nicht zu lenken im Stande sind, sondern wie unglückliche aus dem Sattel geworfene Reiter von ihr geschleift werden. Wir erstaunen über diese Fülle von innerer Poesie, über diese Glut und Energie der Einbildungskraft, über diese hinreißende Beredtsamkeit, über diese Kunst in der Auflösung psychischer Räthsel und über die Kühnheit, mit welcher man in den dunkeln Schacht des menschlichen Gemüths hinabsteigt und in allen Schluchten und Winkeln nach verborgenen Schätzen und Geheimnissen spürt; wir erstaunen wie billig über diesen umfassenden Reichthum an Mitteln, der unsern Romantikern zu Gebote steht. Sie verwandeln Alles, was sie berühren, in das baare Gold der Phantasie wie der fabelhafte König von Phrygien, aber sie wissen es ebenso wenig wohl anzuwenden. Die Phantasie wächst und schwillt unter ihren Händen auf und sie können dieselbe nicht mehr zurückhalten; sie geräth in Flammen, verzehrt den ordnenden Verstand und ist nicht mehr zu dämpfen und zu löschen; ihre Gebilde wachsen ineinander wie eine mächtig sich ausbreitende ungezähmte Pflanzennatur. Der Leser muß sich durchhauen und mühsam durchwinden wie in den brasilischen Urwäldern; denn einen gebahnten Weg findet er nicht. Hierzu kommt die Lust an dem Gespenstischen, Nächtlichen; die Lust an dem Verzerrten, Bizarren und Grausamen; das Gefallen an der Angst und der Erregung der Angst; die Schadenfreude an den Gebrechen der Menschheit und ihrer Aufdeckung; endlich das Streben, sich als einen genialen erfinderischen Kopf zu zeigen; immer neue nicht unbedingt nothwendige Situationen hervorzurufen oder vielmehr aus dem Boden zu stampfen; immer neue Personen hinter den Coulissen als Ersatzmänner in Bereitschaft zu halten; immer von Neuem da zu verwickeln, wo eine Auflösung nahe, ja räthlich und nöthig scheint. Man will keine Form, sondern die Unform, denn die Unform hat etwas

von Genie — aber was Anders macht ein Kunstwerk dauerhaft und unsterblich als grade die gedrungene plastische äußere Form? Was anders als die Form gibt den Classikern der Griechen und unsern ältern Schriftstellern den Vorrang vor uns, die wir an Geist, Glut des Gefühls, Genialität, Erfindungsgabe und Sprachreichthum jene vielleicht übertreffen?

Auch den vorliegenden Romanen fehlt die jedem Kunstwerke nothwendige Klarheit und Einfachheit, die Beziehung aller Theile auf einen einzigen Alles an sich reißenden Mittel- und Schwerpunkt, mit einem Worte — die Form. Der Stoff zu einem kunstschönen Ganzen ist vorhanden, aber der Bildner hat ihn kühn und nachlässig zugleich behandelt; es sind Ecken und Schärfen, welche die Kunst vermeidet, zurückgeblieben. Beide Romane haben andererseits auch alle in der Einleitung angeführten Vorzüge der neuern Romantik. Die Phantasie verkörpert sich in gewaltigen anstaunenswürdigen Massen; der die Unebenheiten ausgleichende Verstand tritt zurück. Die in diesen Romanen schaffende Phantasie ist eine liebenswürdige, empfindlich reizbare, geistig hochbegabte Kranke, die an einer Ueberfülle von Gesundheit leidet; jede Ueberfülle aber grenzt mit einem krankhaften Zustande nahe zusammen. Der Kritiker, der als Arzt an ihrem Krankenlager sitzt, wird an den fliegenden Herzschlägen und dem beschleunigten Pulse der Empfindungen und Affecte, an der über die zarte sinnpflanzenhafte Haut dahinfahrende Röthe innerer Erregung und Glut, an den wie im prophetischen Wahnsinn ausgesprochenen fixen und vagen Ideen und Gesichten die phantastische Krankheit seiner Schönen leicht erkennen; aber er wird aus dem ruhigen Beobachter ein zartfühlender Anbeter werden und die Kranke lieb haben ihrer Krankheit wegen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken eines Gefangenen von dem Grafen von Peyronnet. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

Eine ausführliche Beurtheilung dieses in so vieler Hinsicht merkwürdigen und ausgezeichneten Buches würde die Grenzen jedes Literaturblattes weit übersteigen, weil es sich darin großentheils um Principien von solcher Natur handelt, daß Bände weder ihre Begründung noch ihre Bekämpfung vollständig erschöpfen können, noch bis jetzt irgend erschöpft haben. So tragen die zwei ersten Bücher die Ueberschriften: „Von der politischen Gerechtigkeit", „Von dem politischen Eide", und umfassen das erste: Die Sonderung der peinlichen Rechtspflege; Verrath; Complott; Presse; Bürgerkrieg; Nothwendigkeit in Bezug auf die Strafgerechtigkeit; lebenslängliche Strafen; gerichtliche Verbannung; Todesstrafe; Richter; politische Verbannung; Revision; Amnestie und Gnade. Das zweite: — doch die Leser dieses Blattes würden den Ref. der Weitschweifigkeit zeihen, wenn er sämmtliche Gegenstände, die in dem zweiten Buche, oder in dem dritten (1828 — 30) und vierten (1831 — 33) behandelt werden, namentlich aufführte. Es genüge, daß in den vielen Capiteln dieser vier Bücher fast alle Fragen der höchsten Politik, welche seit dem Ausbruch der französischen Revolution bis jetzt das bewegende Element Europas, insbesondere Frankreichs gewesen sind, auf eine mehr sententiöse als streng systematische, doch stets geistreiche und prägnante Weise, vom Standpunkte des Grafen Peyronnet aus, ihre Erledigung finden. Die Pflicht des Ref. scheint sich daher hauptsächlich darauf zu beschränken, diesen Standpunkt, soweit er sich aus dem Buche ergibt, nachzuweisen, weil dann Jeder von selbst ermessen kann, wer den Grundsätzen und Ansichten des Verf. beipflichten wird, wer nicht, und zwar wo und wann nicht. Der Standpunkt des edeln Grafen ist offenbar ein dreifacher: der des Ministers in seiner Vollgewalt, der des gestürzten Ministers und der des einsamen Gefangenen. Als Minister eines mächtigen Monarchen, der sich gleichsam für das fleischgewordene Princip der Legitimität und einer Art theokratischer Monarchie betrachtete, als verantwortlicher Rathgeber und Befehlsvollstrecker eines Fürsten, der sich durch eine octroyirte, in ihren Ausdrücken zweifelhafte *) Charte die Hände kaum gebunden fühlte, mußte Graf Peyronnet des opinions bien arrêtées über die Vereinbarkeit solcher Regierungsmaximen mit dem Charakter, den Bedürfnissen und der Stimmung des französischen Volkes haben, oder er würde nie als Unterzeichner der allbekannten, folgenschweren Ordonnanzen zu einer traurigen Berühmtheit gelangt sein. Als gestürzter Minister mußte er einsehen, daß er in Bezug auf diese Vereinbarkeit in einer außerordentlichen Verblendung befangen war, denn zu laut hatte die Presse, hatten die Wahlen des Landes, hatten die unter der Restauration mehrfach vorgekommenen Verschwörungen und blutigen Aufstände gewarnt, als daß er sagen durfte, er habe die Schilderhebung der Pariser ebenso wenig vorhersehen können, als man ihn verpflichten dürfte, ein Erdbeben zu weissagen; es mußte ferner die Thatsache, daß eine Regierung, welche binnen wenigen Tagen nicht nur in der Hauptstadt, sondern in dem ganzen großen Frankreich gestürzt und ausgerottet wurde, unmöglich die Achtung, Ehrfurcht, Anhänglichkeit und Liebe des Volkes besessen haben konnte, zu laut und gewaltig zu seinem Verstande sprechen, um nicht klar und scharf einzusehen, daß er als Staatsmann ohne Kenntniß der wirklichen Verhältnisse der Dinge, mithin unklug gehandelt habe: folglich blieb ihm als gestürzter Minister, um sich vor der Mitwelt, vor dem unbestechlichen Richterstuhl zu reinigen, nichts übrig, als den Mann herauszukehren, der nach heilig geachteten Grundsätzen, in gutem Glauben, ohne Furcht, seinen und seines Fürsten Rechten fest vertrauend, gehandelt hat, und der, wenn er sich abermals in gleichen Umständen befände, genau wieder ebenso handeln würde. Als einsamer Gefangener endlich, enttäuscht, seinem Gewissen und dem ruhigen Nachdenken überlassen, stand auch das Bild der Wahrheit vor seiner Seele, der Mensch wurde in ihm rege, und was der Verf. unter diesem erhabenen Einflusse niedergeschrieben hat, gehört zu dem Schönsten, was je geschrieben wurde, und versöhnt zum Theil mit seinen anderweitigen Principien und Behauptungen.

Dem Ref. liegt nun ob, das Werk in dieser dreifachen Beziehung im Allgemeinen zu charakterisiren. Das achte Capitel des dritten Buches handelt von den Staatsstreichen, ein Aufsatz, welchen Peyronnet im April 1830 als Minister schrieb, und der am 29. Mai desselben Jahres im „Universel" veröffentlicht wurde. Er unterscheidet darin zwischen legitimen und illegitimen Staatsstreichen. Legitim ist ihm jeder Staatsstreich, der die Befestigung der Constitution zum Zwecke hat, illegitim jeder, welcher nur zur Befriedigung des Ehrgeizes unternommen wird, oder den Umsturz einer Constitution bezweckt. Ein an sich legitimer Staatsstreich wird illegitim durch die Wahl solcher Mittel, welche die regelmäßige und gewohnte Ordnung der Dinge weiter überschreiten, als zur Erreichung des Staatszwecks, der den Staatsstreich legitimirt, unmittelbar erfoderlich ist; und obgleich es sehr legitim sein mag, die Constitution durch einen Staatsstreich zu retten, so kann die Legitimität desselben doch nur dann erst anerkannt werden, wenn erwiesen ist, daß die Constitution lediglich durch einen Staatsstreich gerettet werden konnte. Ein Staatsstreich ist, oder war vielmehr im April 1830 dem Exminister nicht so sehr gefährlich und schwierig, als viele Leute sich einbilden: der leichtere

*) Man sehe den 14. Artikel der Charte Ludwig XVIII.

sei der Weg der Gewalt, zu dessen Unternehmung nichts als gewöhnlicher (!) Muth genüge, der schwierigere jener der bürgerlichen Mittel, welche weniger auffallend (!) auf die Einbildungskraft des Volkes wirken, und doch weit gefährlicher sind, wegen der leichtern Bestreitbarkeit ihrer Gerechtigkeit, wegen der größern Verwickeltheit der Combinirung, wegen der weniger vollständigen Ausführung und wegen der größern Leichtigkeit und Natürlichkeit des Rückfalls. Den Lesern die Widerlegung der zahlreichen Irrthümer in allen diesen Behauptungen überlassend, scheint man mit Gewißheit annehmen zu können, daß der Minister diesen Aufsatz im Mai 1830 nicht hätte in ein der Regierung ergebenes Blatt einrücken lassen, wenn ein Staatsstreich durch Ordonnanzen zur angeblichen Wiederherstellung einer von Niemand verletzten Constitution bereits beschlossen gewesen oder wenigstens berathen worden wäre. Die Constitution war der Regierung unbequem, mit dem theokratisch-monarchischen Glauben Karl X. im Widerspruch, folglich sollte sie gestürzt, doch nein, es sollte zu ihr durch einen Staatsstreich zurückgekehrt werden. Wie sehr verblendet der Minister über die wirkliche Lage der Dinge war, beweist die merkwürdige Stelle: „Bei jedem Staatsstreiche müssen, abgesehen von seinem Zweck, drei Dinge aufmerksam ins Auge gefaßt werden: die Nothwendigkeit, die anerkannte Nothwendigkeit, und der glückliche Erfolg. Jene verborgene, geheimnißvolle Nothwendigkeit, welche sich gewöhnlich nur einer kleinen Anzahl von Geistern durch vortheilhafte Zeichen offenbart, genügt nicht als Nothwendigkeit zu einem Staatsstreich. Augenscheinlich auffallend, populair muß eine solche Nothwendigkeit erscheinen; durch die Evidenz ihrer Realität muß sie alles Volk überzeugen, unterjochen. Eine solche Nothwendigkeit gibt das Recht, einen Staatsstreich zu unternehmen*), die allgemeine Ueberzeugung verleiht die allgemeine Zustimmung, und diese sichert oder erleichtert wenigstens den Erfolg." So viel von Herrn von Peyronnet als ministre ordonnateur!

Nur zu deutlich beweist das neunte Capitel des dritten Buches, welches der gestürzte Minister am 3. August 1830 zu Tours schrieb und das von der Reaction handelt, daß der Verfasser in seinem tiefsten Innern schmerzlich ergriffen war und seine Täuschung über die eigentliche Stimmung des französischen Volkes bitter beklagte. Allein der Geschichte stellt er sich mit folgendem Bekenntnisse gegenüber: „Mein Eid war kein vorübergehender, nicht für gewisse Zeit gegeben, sondern für immer, ohne alle Bedingungen, absolut — und ich weiß nicht, daß das Unglück vom Eide entbinden könne." Der Fürst ist ihm das Princip Aller, das wirkende und reelle Princip. Die Politik, diese Theogonie der Erde, gebietet, daß man glaube an das abstracte Princip, und liebe das thätige und lebendige Princip. Das Volk ist nicht Herr darüber, ob es gar nicht regiert oder in welcher Form und Weise es regiert werden solle. Das Recht des Volkes bestehe darin, regiert zu werden, nicht zu regieren. Die Volkssouverainetät ist nichts als eine Negation der Souverainetät. Dies sind die Hauptgedanken, welche unter allen Formen in den „Gedanken eines Gefangenen" wiederkehren, und den innersten Kern des Mannes zeigen sollen. Der Eid ist ihm heilig, er hat ihn dem Fürsten geschworen, das zur Anarchie führende, trügerische Scheinbild der Volkssouverainetät begann auf eine bedrohliche Weise immer weiter um sich zu greifen, die Macht des thätigen und lebendigen Princips (des Fürsten, wie wir gesehen haben) schwankte: folglich mußte die Constitution auf ihre monarchische Grundlage zurückgeführt werden, folglich sind die Ordonnanzen gerechtfertigt und der Verf. steht rein vor dem Richterstuhl der Geschichte da. Vor sich selbst, ja; etwas schwerer ist die unbestechliche Geschichte zu befriedigen. Über die Einsamkeit und das eigne Schicksal haben dem Menschen Milde eingeflößt, und der wohlthuende Zauber der Humanität ist häufig selbst über solche Ansichten gebreitet, welchen man entweder gar nicht oder doch nur in sehr beschränkter Weise beipflichten kann. Besondern Eindruck macht das Capitel über die immerwährenden Strafen, worin der Verf. so bündig als schön „die Ohnmacht der menschlichen Macht und die Ungerechtigkeit der menschlichen Gerechtigkeit" schildert. Auch die kurze Abhandlung über die Todesstrafe zeigt den Menschen im edelsten Lichte. Möchten alle Regierungen beherzigen, was der einsame Gefangene über die politischen Todesstrafen schrieb. „Wozu nützt Blutvergießen? Das Blut des Pompejus fiel auf Cäsar's Haupt, das des Cäsar auf Brutus, das des Brutus auf Antonius. Augustus allein überlebte die blutige Zeit, weil er zu vergeben wußte!" Hätte Peyronnet auch nichts als das geschrieben, müßte man wünschen, daß des vorgedruckten Mottos: In carcere eram, letztes Wort für ihn bald in Erfüllung gehen möge. 63.

*) Hiermit hätte der Verf. Napoleon und den 18. Brumaire vollkommen gerechtfertigt.

Correspondenznachrichten.

London, den 7. April 1836.

Die soeben erschienene Nummer von dem in Richter's Verlage erscheinenden „Foreign quarterly review" enthält vortreffliche Artikel und findet vielen Beifall bei dem londoner Publicum. Den Anfang macht eine lange gediegene Anzeige der schönen Reise von Meyen, wo man folgende Notizen im Eingange findet: „Die britische Regierung erhielt zuverlässige Nachrichten, daß das Holz des Cowdiebaumes in Neuseeland zum Schiffbau sehr dienlich sein würde, und schickte daher das Fahrzeug Buffalo dorthin ab, um Proben davon zu holen. Dies Schiff ist soeben von dort zurückgekehrt und hat eine Ladung Cowdieholz mitgebracht, welche alle Erwartung weit übertrifft; aber schon ehe der Buffalo zurückkam, hatte ein geschickter und erfahrener englischer Seeoffizier, der in Neuseeland auf eigne Kosten eine Niederlassung angelegt hat, der Regierung den Antrag gemacht, Schiffbauholz aus Neuseeland wohlfeiler und von besserer Beschaffenheit als das aus der Ostsee bezogene zu liefern; die Regierung hat einen Contract deshalb mit ihm geschlossen. Dieser Umstand ist wichtig, weil ein Krieg mit Rußland wenigstens zu den Möglichkeiten gerechnet werden muß." Zu den Vortheilen, welche uns Entdeckungsreisen gewähren, gehören auch folgende: „Jedermann weiß, wie viele und neue herrliche Zierden die britischen Parks und Gärten seit einigen Jahren durch die aus fremden Ländern eingeführten Gewächse erhalten haben. Die schönen und mannichfaltigen Haidekräuter vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die bei uns jetzt so gemeine dahlia, die camellia japonica und unzählige andere sind vergleichungsweise nur neue Ankömmlinge. Wir haben einen Band Originalzeichnungen von Blumen gesehen, die beinahe vor 200 Jahren in einem englischen Garten gebaut wurden; wie arm war die Flora der Pracht- und Luxusgewächse damals, wenn man sie mit den großen Schätzen vergleicht, welche wir jetzt besitzen! Wie viele schätzbare Arten von Tannen haben wir kennen lernen und zum Theil in unsern Parks eingeführt, nachdem uns die prachtvolle Monographie der Gattung pinus von Lambert darüber belehrte, welcher immer noch unermüdlich Materialien zur Vervollständigung seines großen Werkes sammelt und dessen prächtiges herbarium, womit sich keine Privatsammlung in Europa messen kann, durch Zusendungen aus allen Theilen der Erde unablässig bereichert wird."

Vor einem Jahre hörte man in London viel von den Verbindungen der Handwerke (trades unions), und besonders von der Schneiderrebellion. Davon ist jetzt nicht mehr die Rede, weil die Meister das rechte Mittel dawider ergriffen, welches darin bestand, daß sie sich um die abtrünnigen Gesellen gar nicht bekümmerten und an ihrer Statt Weiber annahmen, welche weniger Lohn als jene bekamen und wegen ihres Fleißes den Gesellen vorzuziehen waren. Hätten die Gesellen länger getrotzt,

so würden sie in Kurzem ganz allen Broterwerb verloren haben. Wie unbillig diese Menschen waren, zeigt sich daraus, daß sie unter allen Gesellen der Hauptstadt am besten bezahlt werden. Ein Schneidergesell verdient des Tages 6 Schillinge, ein Lohn, bei welchem er gut leben kann. Die Schneiderzunft in London ist nämlich ein Bund, eine Conföderation oder Combination. Man willigte ihnen 1815 diesen Lohn, den sie noch erhalten, dahingegen fast alle andere Handwerke, wegen der ungeheuern Concurrenz, immer weniger Arbeitslohn erhalten. In England sind auch die Bürstenbinder, Hutmacher, Böttcher, Kutschenbauer und einige andere Zünfte associated bodies, welche über die Zahl, den Lohn und die Einrichtung ihrer Mitglieder wachen.

Eine „Geschichte Deutschlands" in drei Duodezbändchen ist von einem ungenannten Verfasser angekündigt. Sie soll aus Kohlrausch, von Raumer, Menzel u. A. zusammengetragen werden und besonders biographische Skizzen der berühmtesten Deutschen enthalten.

Herr von Raumer ist seit einer Woche in London und besucht fleißig in das britische Museum. 125.

Notizen.

In einem neufundländischen Journal findet sich folgendes komische Avertissement: „Auctionsanzeige. Morgen Mittag 12 Uhr, sollen wenn es nicht vorher noch abgeändert wird, in dem Hause des Herrn Traverse nachstehende mit Beschlag belegte und dem Unterzeichneten von der gesetzgebenden Versammlung von Neufundland überwiesene Artikel öffentlich versteigert werden: 1) ein großes Schreibpult mit acht Schiebladen, voll Bücher und Papiere verschiedenen Inhalts; 2) ein detto kleineres, vormals im Gebrauch des Sprechers, mit Büchern, Papieren und einem werthvollen Portefeuille; 3) der Sitz des Sprechers, sehr elegant gepolstert, mit Moorüberzug und bronzenen Verzierungen; 4) ein anderer, nicht minder kostbarer Sessel, ehedem im Gebrauch des Thürstehers beim Oberparlement; 5) ein Hut mit Krempen, ehemals von gutem Aussehen, da er noch im Dienst des Sergeanten war, nunmehr etwas abgenutzt; 6) zwei Oefen mit Apparat; 7) sechs verdeckte Gegenstände, die der Anstand zu nennen verbietet, die aber von großem Werth sind."

Unter den englischen Caricatursammlungen zeichnet sich das „Lookingglass", Almanach der Caricaturen für 1834 herausgegeben von M'Lean, aus. Jedermann, sagt die englische Kritik, guckt mit Vergnügen in dies Perspectiv, in welchem sich Pensionslisten, Kirchenzustände, Policei, Korngesetze, Emancipationen, Radicalismus, Musikfeste, Ministerwechsel, Staatsreformen, Irische Zehnten ꝛc. in bunter Verzierung durcheinander herumtummeln.

Der selige Kotzebue gibt noch im Tode ein Beispiel nachhaltiger literarischer Wirkung. Bei einer neulichen Vorstellung des „Bruderzwistes oder die Versöhnung" in Genf sanken sich zwei Geschwister, die bereits über zehn Jahr in Feindschaft und gerichtlichem Streit gelebt hatten, auf einmal Angesichts aller Zuschauer in die Arme. Die rührende Scene ging von der Schwester aus, welche im Zwischenacte von der ersten Galerie herab zu ihrem Bruder in das Parquet kam, um ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten. Da beide Personen neben ihrer Versöhnlichkeit noch ein überaus ansehnliches Embonpoint besaßen, so wurde dadurch die Scene noch plastischer und ergreifender.

Der „Derbyshire Courier" macht die Bemerkung, daß die Quäker in England ein höheres Alter erreichen als Leute andern Glaubens. Die Todtenlisten von Chesterfield besagen, daß die auf dem dortigen Kirchhof zuletzt beerdigten 100 Individuen von der anglikanischen Kirche zusammengenommen 2516 Jahre alt wurden, während die daselbst bestatteten letzten hundert Quäker zusammen ein Alter von 4790 Jahren erreichten. Man braucht also nicht zu rufen: „Lang leben die Quäker". 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 117. —— 27. April 1835.

1. Die Erbsünde. Novelle von Emerentius Scävola. Zwei Theile.
2. Leonide. Ein Roman von Emerentius Scävola. Vier Theile.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Der Roman „Die Erbsünde", den der Verf., die Natur der Novelle miskennend, eine Novelle nennt, behandelt einen psychologisch wichtigen Gegenstand auf eine die freie Willensthätigkeit der ganzen Menschheit in Frage stellende Weise. Der erste Theil trägt den Titel: „Die Erblasser", der zweite den Titel: „Die Erben"; in jenem treten handelnd Diejenigen auf, von denen die Sünde kommt, in letzterm Diejenigen, auf welche sie vererbt. Das Kind wird in Sünden und durch eine Sünde erzeugt, von Sündern erzogen und muß in Sünden hinfahren. In den Adern des unglücklichen Opfers, welches sein Dasein einer unerlaubten oder ehebrecherischen Verbindung zu verdanken hat, kreist übermächtig, all sein Thun und Wirken bestimmend, das sündhafte Blut der Aeltern. Nur der in rechtmäßiger Ehe Erzeugte hat schon von Geburt Ansprüche auf ein geistiges und leibliches Wohlsein; aber die Kinder der Liebe sind schon von Hause aus grundböse, wollüstig wie ihre Aeltern und der Sünde urkundlich anheimgefallen. Wenig kann eine geregelte Erziehung für einen solchen bejammernswerthen Sprößling thun; desto mehr die von ihm selbst vollzogenen Verbrechen, über die, wenn ihr Maß gefüllt ist, ihm die Augen aufgehen; Erfahrungen, auf dem wüsten Tummelplatze der Leidenschaften gesammelt; endlich das lange Alter, das die gährenden giftigen Bestandtheile im Blut absorbirt und herausschafft. Dies ist das Princip, worauf der Roman basirt ist. Es ist wahr, es ist eine dunkle Stelle in uns, die jedem Neugeborenen als Angebinde mitgegeben wird, ein nächtlich geheimnißvolles Etwas, welches Kant das radical Böse in uns nennt, der auf ein nicht zu beneidendes Erbrecht sich stützende Hang zur Sündhaftigkeit; aber die Lehre von dieser Erbsünde so in ihrer Unbedingtheit auffassen, als untrüglich darstellen und mit einer unverkennbaren Lust an der Grausamkeit durch schreckliche Thaten und ihre noch schrecklichern Folgen bestätigen, wie es in diesem Romane geschieht, heißt die Gesetze der Sittlichkeit gefährden, untergraben und umstürzen. Zuletzt stürzt auch wirklich Alles zusammen und übereinander in gedoppelt doppelter Missethat, in unwissentlicher Blutschande, Ehebruch, Buhlerei, Geschwister- und Vatermord. Der Roman hat Wahrheiten in sich, aber nicht die Wahrheit; entweder er erreicht sie nicht oder er übertreibt sie. Bei alledem bleibt er ein interessantes kühnes Werk, das uns unwiderstehlich mit sich fortreißt und, wenn auch theilweise ermattend, im Pathetischen, Hochtragischen und Gräßlichen glänzende, ja meisterhafte Schilderungen enthält. Zur Form ist der Verf. in diesem Roman auf keine Weise durchgedrungen; er ist in Briefen geschrieben, und wie bequem eine solche Form auch sein mag, so ist sie eben deshalb keine Kunstform. Göthe im „Werther" kleidet nur die subjectiven Empfindungen seines Helden in Briefe ein; er kann sich im letzten Theile, wo das Historische überwiegt, der erzählenden Form nicht ganz entschlagen. Die Briefe in diesem Romane hängen zu lose zusammen; Wiederholungen, unwesentliche Details, kleinliche Auseinandersetzungen und Verdeutlichungen, die für uns als über den Ereignissen stehende Leser kein Interesse haben, ziehen von der Hauptsache ab, werfen den Leser aus dem Zusammenhang und zwingen ihn zu einer angestrengten Gedächtnißarbeit. Gibt sich in diesem Romane des Dichters Individualität vielleicht am reinsten, furchtbarsten und in vollster niederschmetternder Kraft, so bekundet der zweite Roman einen Fortschritt in der Anordnung, größere Gediegenheit der Sprache, überhaupt mehr Rundung, Sicherheit und Plastik.

Auch in dieser „Leonide" hat uns den Verf. nicht auf Rosen gebettet. Der Roman liegt in jedem Capitel auf der Folter; er muß seinen Körper gewaltsamen Zerdehnungen und den fest haftenden Spitzen der Daumen- und Fußschrauben willig dahingeben; das Schwert des Damokles oder lieber das Beil der Guillotine hängt aller Orten über ihm, berührt schmerzhaft seinen Nacken, aber zerschneidet sein blühendes Leben nicht. Ein Ausruf des Schmerzes reiht sich an den andern, sodaß der Roman zu einem einzigen Schrei wird, der aus der zusammengepreßten Brust der ganzen gefolterten unheilbar kranken Menschheit heraustönt. Der Leser muß diese Folterqual mitleiden; aber es ist eine interessante Qual, an die er sich gewöhnt, die er grausam nennt und doch lieb hat und willig duldet. Man wird nicht von einem Abschnitt

zum andern getragen, sondern hingerissen. Wer das erste Capitel gelesen hat, liest das folgende gewiß, und wer dies gelesen hat, um so gewisser die übrigen. Der grausame Genuß steigert sich von Abschnitt zu Abschnitt. Wir sind in einen Mälarstrudel von Begebenheiten und Verwickelungen gerathen, dem wir nicht Widerstand zu leisten vermögen. Wir athmen schwer in der dumpfen Schwüle eines über uns hangenden Gewitters.

Der Roman spielt vor, während und nach der Revolutionszeit. Leonide, der nervus agens des Buches, gehört zu den seltsam organisirten Frauen, deren eigentliche Krankheit ein überspannt religiöses Gefühl ist, deren ganzes Sein in einen dunkeln Abgrund von Scrupeln und ängstigenden Gewissensfragen geräth und von ihm verschlungen und begraben wird, deren Reizbarkeit abwechselnd bis zu jenem Taumel der Sinne, dem nur der weiche und poröse Organismus eines Weibes offen steht, sich steigert und abwechselnd ertödtet wird bis zur gänzlichen Abstumpfung und Indifferenz. Diese religiöse Sinnigkeit schließt die Sinnlichkeit nicht aus, sie ist vielmehr in ihrer Gewalt und ihre feingeistigste Sublimation. Leonide hat sich durch zwei zu verschiedenen Zeiten gegebene Schwüre verpflichtet, einerseits zur katholischen Kirche, die sie zugleich liebt und fürchtet, überzugehen, andererseits dem Calvinismus, ihrem väterlichen Glauben, treu zu bleiben. Diese Schwüre, von denen der eine immer den andern aufhebt, vernichten, im Bunde mit einem schwerlastenden mütterlichen Fluch, durch ihre gegenseitig sich anfeindende dualistische Gewalt das irdische Glück Leonidens und das ihrer nächsten Umgebungen. Ihr edler Gemahl muß das Glück, sie zu besitzen, mit dem Unglück, ihres Besitzes nie froh werden zu dürfen, bezahlen. Beide fallen endlich als Opfer des religiösen Fanatismus, und der Leser darf nun die gegründete Hoffnung haben, daß die dem drohenden Verderben entronnenen Angehörigen, Freunde, Blutsfreunde und Kinder der Todten jenseit des Romans ein mindestens friedliches Leben führen werden.

Die allzu reiche schwelgerische Erfindungsgabe des Verf. verwickelt den Roman oft zu einem scheinbar unauflöslichen Knoten, aber er weiß ihn auch stets geschickt aufzulösen, langsam zu entwickeln und den Leser in regsamer Spannung zu erhalten. Nicht selten jedoch hemmen sie den raschen Fortgang und lassen die Charakterschilderung der Hauptpersonen in den Hintergrund treten, während der Roman den Zufälligkeiten und Verwickelungen einer gewöhnlichen abenteuerlichen Erzählung oder eines modernen Dramas sich unterwerfen muß. Die geschichtliche Basis bildet eine breite aber gediegene Grundlage und gibt dem Buche den möglichst erreichbaren Schein von Wahrheit und Anschaulichkeit. Die französische Revolution vom Bastillensturme an, den Vendeerkrieg, die ohnmächtigen Versuche der koblenzer Emigranten, alle Greuelthaten der Revolutionsmänner und die blutigen Arbeiten der Guillotine miteingeschlossen, geht an unsern Blicken vorüber. Die Belagerung von Toulon gibt Gelegenheit, die hervorstechende markirte Erscheinung Napoleon's wie einen elektrischen Funken mitten in den Roman schlagen zu lassen. Ein Zeit lang zieht sich die Erzählung unter den Einwirkungen der Kaiserregierung minder furchtbar und geordneter hin. Nach der Besitznahme Südfrankreichs durch östreichische Truppen gewinnen die beiden unglücklichen Gatten, mitten im Frieden, ihren Frieden durch den Tod; der längst vorausgesehene Schlag hat getroffen, die Gewitterwolke sich entladen; der Leser darf die wenigen letzten Seiten hindurch frei athmen und das zerpreßte Gemüth und das zerschlagene Herz wieder zurechtsetzen.

148.

Wanderings in New South Wales, Batavia, Pedir Coast, Singapore and China, being the Journal of a naturalist during 1832, 1833 and 1834. By *George Bennett*. Zwei Bände. London 1834.

Ein wegen seiner naturhistorischen Bemerkungen und Beobachtungen nicht unwichtiges Reisebuch, wenngleich etwas confus geordnet. Der Verf. reiste als Wundarzt, und man verzeiht deshalb seinem Berufe den Mangel an wissenschaftlicher oder künstlerischer Einkleidung, wenn nur die Beobachtungen an sich richtig sind. Das Buch bietet eben daher nur Einzelnes, wovon wir Einiges notizenweise mittheilen wollen.

Bei der Fahrt durch die Bai von Manilla beobachtete der Verf. die in den Tropengegenden besonders glänzende Erscheinung des Meerleuchtens, „Die Spur unsers Schiffs", sagt er, „war ein breiter Streif phosphorischer Masse, die einen sanft glänzenden Widerschein auf das Hintertheil des Schiffes warf. Die schäumenden Wellen, welche der Kiel durchschnitt, glichen rollenden Massen leuchtenden Phosphors, während in unabsehlicher Ferne am Horizont das Meer wie in Flammen getaucht erschien und die je ferner desto kleiner werdenden Wellen ein Licht von ungemeiner Schönheit warfen. Man muß sich jedoch bei dem Ausdruck Flammensee nicht das Feuer eines lodernden Vulkans, Blitzes oder Meteors vorstellen; vielmehr ist das Licht des Phosphors blaß, sanft und gasartig, es verbreitet nur einen Alles überfließenden Schein, nicht daß es Funken sprühte. Man kann bei dem Schein des Meerlichts sehr gut lesen, es ist aber für die Augen nachtheilig und bewirkt Trockenheit und Kopfweh." Als Ursache dieser Erscheinung gibt der Verf., wie frühere Naturkundige, die Haufen der Mollusken und Crustaceen an, die sich auf der Oberfläche des Meeres verdichten, findet sie aber auch zuweilen in den aufgelösten faulenden Theilen todter Thierkörper, womit das Seewasser geschwängert ist. Eine ähnliche Erscheinung beobachtete er in einer warmen Juninacht 1832. „Gegen Mitternacht weckte mich mein College, der eben die Wache hatte, um Zeuge eines außerordentlichen Phänomens auf der See zu sein. Als ich auf dem Deck ankam, bemerkte ich einen breiten phosphorischen Streifen, der sich von Osten nach Westen, so weit das Auge reichen konnte, über das Meer hinerstreckte. Da das Licht von einem Haufen von Seethieren herzurühren schien, die ich in der Entfernung zu bemerken glaubte, so warf ich, um mich zu überzeugen, sobald wir uns der Erscheinung näherten, das Zugnetz über den Stern des Schiffes aus. Dieses gleitete jetzt durch die leuchtende Masse hindurch, aus welcher in Folge der dadurch entstehenden Verwirrung helle Funken in die Höhe flogen. Ich überzeugte mich nun, daß es zum Theil von einem Zug von Fischen herrühre, der wol eine Meile breit war und dessen Licht das ganze Schiff, gleich dem hellsten Mondschein, erleuchtete. Beim Herausziehen des Netzes fand ich es fast ganz gefüllt mit pyrosoma atlanticum, das einen blassen grünlichen Schein verbreitete, auch waren einige kleine Fische darin, die wahrscheinlich Ursache der glitzernden Funken gewesen waren. Wir erblickten den sehr angenehmen

Schein noch lange, wie er immer bleicher wurde und endlich in großer Entfernung erlosch."

Fast unglaublich ist es, wie lange einige Gattungen Fische, z. B. die Bonnitfische, Haifische, Delphine u. a., öfters ein Fahrzeug zu begleiten pflegen. Man erblickte unterm dritten Grad nördlicher Breite am Hintertheil des Schiffs einen Delphin, welcher durch Zufall war verwundet worden. Das Thier schwamm dem Schiffe bis unter 11° südlicher Breite nach, also eine Strecke von 850 Meilen. Ebenso außerordentlich sind die ungeheuern Luftreisen der Albatrosse (westindische Seegänse) und anderer Seevögel. Von dem Albatros spricht der Verfasser ausführlich: „Es ist ein herrlicher Anblick, diese gewaltigen Vögel in zierlichen und kräftigen Bewegungen sich in den Lüften schwingen zu sehen, so als ob sie von irgend einer unsichtbaren Macht getragen würden, denn man sieht sie fast nie die Flügel bewegen, außer wenn sie emporsteigen, oder wenn sie mit Sicherheit und Schnelle, gleich einem Aëronauten in grader Richtung sich aus der größten Höhe herabstürzen." Der größte Albatros, den der Verf. selbst erlegte, maß mit ausgespannten Flügeln 14 Fuß, man findet ihrer jedoch zuweilen noch größere, die gegen 20 Fuß klaftern. Sobald sie einen Gegenstand über dem Wasser aus der Höhe erblicken, senken sie sich mit ganz ausgespannten oder aufgerichteten Fittigen herab, und flattern gleich einer Ente dicht über dem Wasser hin, bis sie ihren Fang erhascht, den sie gleich im Fliegen verschlingen. Hierauf fliegen sie eine Weile über den Ocean hin, sodaß die Spitzen ihrer Flügel in die Wellen getaucht erscheinen, und schweben dann langsam wieder aufwärts in die mittlere Region der Lüfte. Am herrlichsten sieht es aus, wenn sie in stürmischem Wetter, bald mit dem Winde, bald gegen den Wind fliegen, gleich geschickten Seglern, welche weder das Geheul des Sturmes noch das Steigen und Branden der Wogen in Verlegenheit setzt. Sie scheinen unter allen Vögeln die stärkste Muskelkraft und die zarteste Gelenkigkeit in ihren Schwingen zu besitzen. Es gibt unter diesen Vögeln verschiedene Species, die sich leicht voneinander unterscheiden lassen, und oft zu gleicher Zeit um ein Schiff versammelt sind. Man sieht sie nie miteinander kämpfen, sobald jedoch einer von ihnen erlegt wird, fallen die andern sogleich darüber her und verzehren ihn. Mit der Beschreibung der fliegenden Fische füllt der Verfasser mehre Seiten und bestreitet dabei die Annahme Cuvier's, daß diese Thiere bei ihren Schwingungen mittels Ausspannen und Einziehen der Brustflossen die Luft durchschneiden. Bennett versichert dagegen, daß die ausdehnbaren Flossen des Fliegefisches nur fähig sind, ihn in der Luft zu erhalten, nicht aber ihn vorwärts zu bringen, mithin sein sogenanntes Fliegen auch nur ein Setzen und Schnellen ist. Er gibt den Unterschied der Fortbewegung bei Vögeln und Fischen dahin an: daß bei erstern die Schwingen die Organe der Bewegung, und der Schwanz das Gleichgewicht haltende, der eigentliche Segler ist, bei dem Fischen aber umgekehrt, der Schwanz das forttreibende Organ, und die Flossen das Ruder sind. Da dies bei den schwimmenden Fischen so eingerichtet sei, müsse es auch bei den sogenannten fliegenden stattfinden. Der Verf. sah einen Fliegefisch sich niemals länger als höchstens 30 Secunden über dem Wasser erhalten, und gewöhnlich erheben sie sich nicht höher als drei bis vier Fuß über dasselbe, doch hat man Beispiele, daß sie auch 14—20 Fuß hoch und sogar bis auf das Verdeck gesprungen sind. Ihre Bewegungen beim Schwingen sind ängstlich und ruckweise, oft sieht man sie einen ungeheuern Ansatz nehmen und schnell wieder zurückfallen, was auf angeborene Unsicherheit und Schwäche der Flossen deutet.

Wie in allen Büchern über Neusüdwales, nimmt auch bei dem Verf. in der Beschreibung dieses Landes die Geschichte des Känguruh eine ausgedehnte Stelle ein. Er beschreibt ausführlich die oft gesehene Gestalt dieses Thieres, seine Lebensweise, Jagd u. s. w. und den komischen Kampf eines Hundes mit einem Känguruh in einem Wassertümpel. Die Känguruhs sind eine Lieblingsspeise der Eingeborenen, vorzüglich werden von den dortigen Gourmands die Lenden und der Kopf geschätzt. Das Fleisch der alten schmeckt fast wie mageres Rindfleisch und das der jungen gleicht dem Kalbfleisch. Der Leber, welche gekocht mürbe und trocken ist, bedienten sich die Eingeborenen öfters anstatt des Brotes. Die Jagd auf diese Thiere und auf die Opossums ist bei ihnen wahrhaft zur Leidenschaft geworden, und ihr Appetit, besonders nach letztern, so groß, daß sie dieselben, sobald sie erlegt sind, gleich an Ort und Stelle verzehren. 180.

Aus Italien.

Ein Tischlergesell aus Borgo San-Gottardo, einer Vorstadt von Mailand, mit Namen Luigi Torchi, hat ein Rechenbret oder eine pythagorische Tafel erfunden, welche am 4. Oct. 1834 in der feierlichen Versammlung im Palaste der Brera mit dem ersten Preise einer goldenen Medaille belohnt ward. Ohne andere Hülfsmittel als Stückchen Holz und Draht hat er ein Meisterstück der Mechanik zu Stande gebracht, an dem zuerst Pascal seine Kräfte versuchte und das in dieser Weise bisher noch nicht bestand. Torchi's Maschine von allen bis jetzt bekannten wesentlich abweichend, verrichtet Additionen, Subtractionen und Multiplicationen mit einer solchen Schnelligkeit, daß auch der geübteste Rechner ihr in gleich kurzer Zeit es nicht nachthun kann, und läßt noch unendliche Erweiterungen zu. Beschränkte sie sich auf Multiplicationen von 2 Ziffern mit 2, oder von 2 Ziffern mit 3, so wäre der dadurch erlangte Gewinn zu unbedeutend, als daß er der Erwähnung verdiente und Hutton's „Tables of products" (London 1781, Fol.) oder die „Tables de multiplication à l'usage de MM. les géometres etc." (Paris 1812. 2. Ausg.) machten dieses mechanische Meisterwerk überflüssig. Aber der geistreiche Mechaniker hat seine Maschine, ohne sie sehr umfänglich zu machen, so eingerichtet, daß er mit ihr Producte aus 3 durch 4 Ziffern vermehrt erhalten kann und so übersteigen sie weit Alles, was dieser Art jetzt bekannt war. Die „Biblioteca italiana" gibt im Decemberhefte von 1834 eine Berechnung, wie viel Bände von einer bestimmten Anzahl von Seiten, jede Seite zu einer bestimmten Anzahl von Ziffern angenommen, dazu gehören würden, um die Producte darin zusammenzustellen, die man mit Torchi's Maschine erhalten kann. Es ergibt sich daraus, daß 21,998 Seiten dazu gehören möchten, denen in den Callet'schen Tafeln ähnlich, auf deren jeder 5000 Ziffern sich finden. Diese 21,998 Seiten würden nur die Producte aus 1 bis 999 multiplicirt durch 1 bis 10,000 geben. Folglich etwa 44 Bände, jeden zu 500 Seiten. Und doch ist diese Bestimmung nur nähernd.

Seit dem Januar 1834 erscheint zu Palermo ein „Giornale di scienze, lettere e arti per la Sicilia", dessen Geschichte so ziemlich die Geschichte der gesammten neuesten Literatur auf der schönen Insel ist. Schon im Jahre 1823 nahm er seinen Ausflug, unter dem Schutze des damaligen Generalpolizeidirectors, Marchese della Favara, der mit Bedauern eine für ähnliche Zwecke berechnete Zeitschrift „L'iride" schon im ersten Jahre hatte hinsterben sehen, weil zwar hier und da Leser, aber nirgend Bezahler sich freiwillig einfanden. Doch von der Nützlichkeit eines derartigen Werkes überzeugt, wählte der Policeidirector für das neu zu gründende Blatt als Herausgeber den Abt Joseph Bertini, den Pater Giov. Galia und Agost. Gallo. Um die Mittel des Bestandes zu sichern, wurde jeder Gemeine, die nicht unter 5000 Einwohner zählte, der Ankauf zur Pflicht gemacht, zugleich aber die Beitreibung der Beiträge, die bisher sehr willkürlich eingegangen waren, bestimmter angeordnet und gesichert. Doch kaum hatte diese Zeitschrift Grund und Boden gewonnen, als der Abate Bertini von seinen Mitarbeitern im Stiche gelassen wurde, die aus verletzter Eitelkeit und aus Trägheit dem Unternehmen ihre Hülfe entzogen. Bertini meinte auch ohne sie seinem Unternehmen gewachsen zu sein und wirklich erschien er durch seine Thätigkeit so ziemlich ohne Unterbrechung die

Hefte, wenn auch etwas später. Für ein Organ der Stimmfähigen und einen Widerhall der Gesinnungen der Gelehrten Siciliens galt jedoch die Zeitschrift längst nicht mehr. Nicht ohne Erfolg stellten daher einige junge Leute im Januar 1832 dem veralteten „Giornale" gegenüber ihre „Effemeridi scientifiche e letterarie" auf und verschafften sich, wenn auch nicht von obenher unterstützt, Theilnahme beim Publicum. Doch der Generalpolizeidirector, jetzt Duca di Cumia sah ungern den Verfall eines Instituts, das für seinen Einfluß berechnet schien und regte daher die Erneuerung des „Giornale di scienze, lettere ed arti per la Sicilia" an, das er im März 1833 ganz neu organisirte. Bertini ward zum emeritirten Director erklärt und die Hauptleitung dem Barone Vincenzo Mortillaro übertragen, dem Ab. Niccolò Maggiore und Gius. Bozzo beigegeben wurden. Mitarbeiter sind noch Pompeo Inzenga, Dott. Giov. Schirò, Ritter Franc. Paolo Mortillaro, Ign. de Contreras, Dott. Gius. di Lorenzo und Franz Castagna. Allem Anscheine nach sind die genannten Herausgeber literarische Notabilitäten; doch möchte leicht die Mehrzahl der Leser mit den Schriftstellern des alten Siciliens bekannter sein als mit den Schriftstellern des neuesten. So weit man aus sechs Heften schließen kann, die Ref. vorliegen, wird keiner der Herausgeber durch die genannte Zeitschrift auch es sehr werden. Nur sehr wenige Artikel sind darunter, die großes Verlangen erregten, ihre Verf. genauer kennen zu lernen, mit ihnen weiter in Beziehung zu treten. Alle, wenn auch Scina in einem polemischen darin hervortritt, und Politi seinem Freunde Panofka ein archäologisches Brindisi darin zuruft, gehören ohne Ausnahme zu der Classe von Aufsätzen, die gelesen zu haben nicht schadet, nicht gelesen zu haben, auch keinen Nachtheil bringt. Vielleicht das Wichtigste für die Wissenschaft möchte Prof. Carlo Gemellaro's Anzeige einer Gebirgskarte Siciliens sein, die er bearbeitet hat (Febr. 1834); aber auch er gibt nur, wie alle Mitarbeiter dieser Zeitschrift die äußersten Umrisse. Die archäologischen Artikel, der Zahl nach nicht die unbedeutendsten, erklären Münzen, andere Funde der so reichen Halbinsel, und so weiter; doch nur wenige der hier aufgenommenen Artikel zeigen vom Einflusse des auch nach Sicilien sich verzweigenden Istituto di corrispondenza. Auszeichnung in dieser Hinsicht verdient ein im Aprilhefte aufgenommener Aufsatz „Ricordi archeologici di un viaggio fatto a Gergenti, Selinunte, Erice e Segesta da *Niccolò Maggiore*", der indessen auch im „Bulletino" seinen Platz gefunden hat. Lehrreich und unterhaltend zugleich ist der durch mehre Hefte fortgehende Bericht von Bern. Serio über die literarische Literatur in Sicilien während des 16. Jahrhunderts, aber Ref. ist nicht im Stande zu vergleichen, inwiefern Scina's gepriesenes Werk dadurch vervollständigt wird. Außerdem gibt dieser akademische Vortrag grade für einige der auffallendsten Notizen keine weitern Nachweisungen, so sieht man sich, getrennt von den Hülfsmitteln der Prüfung, den etwaigen Zweifeln überlassen. Nicht unwichtige Versuche über Opium aus in Sicilien gezogenem Mohne (papaver somniferum L.) berichtet Niccolò Prestandrea (Aprilheft); ein für Urkundensammler wie für Sprachforscher gleich wichtiges Verzeichniß der 1569 in Monreale im Kirchenschatze befindlichen Diplome hat der Benedictiner Trallano (Juniheft) beigebracht, und auch für orientalische Literatur hat Baron Mortillaro hier und da Beiträge gegeben. So hält er die in allen Ländern, wo Handel mit den Arabern getrieben wurde, so häufig sich findenden Glaspasten für Scheidemünze, und bringt (im Julihefte) Gründe vor, die zwar Sacy's und Castiglione's Bedenken noch gegen sich haben, jedoch neuer Erörterung werth scheinen. Für Untersuchungen über die Ureinwohner Siciliens u. s. w. zeigt sich Neigung, doch beklagt man beim ersten Ueberblicke die verlorene Mühe, denn in jeder Hinsicht fehlt zu ihrer glücklichen Beendung das Zeug. Dringend ist das Bedürfniß orientalischer Sprachgelehrsamkeit, da alle ältere Diplome und Urkunden arabisch oder griechisch sind; wie schwer es jedoch hält, diese sich in Sicilien zu erwerben, mag die Geschichte des arabischen Lehrstuhls auf der Universität zu Palermo darthun, welche das „Giornale" erzählt. Erst seit 1785 ist er begründet, und man könnte es für ein schlimmes Vorzeichen nehmen, daß der bekannte Betrüger Jos. Vella von Malta ihn zuerst innehatte. Ihm folgte im Jahre 1797 Abate Salv. Morso, der für einen tüchtigen Kenner der arabischen Sprache galt. Nach seinem Tode blieb die Professur ein Jahr lang unbesetzt, bis die Commission des öffentlichen Unterrichts sich den Bitten der jungen Leute, welche Arabisch zu lernen wünschten, nicht entziehen konnte. Die öffentliche Meinung bezeichnete als geeignet den Baron Vinc. Mortillaro, der vier Jahre lang Morso's Vorträgen gefolgt war, arabische Bücher besaß, sogar über kufische Inschriften hatte drucken lassen, und was hier als entscheidendes Moment muß hervorgehoben werden, ein arabisches Wörterbuch sein nannte. Dies erwähnt das Januarheft des „Giornale" S. 100 ausdrücklich. Baron Mortillaro wurde einstweilig von der Regierung mit der Professur beauftragt. Später beschloß die Erziehungscommission die beiden Lehrstühle für arabische und für hebräische Sprache in einem einzigen, für orientalische, zu vereinigen, und raumte für etwaige Bewerber eine Zeit von vier Jahren an, wo sie sich zum Examen vorbereiten könnten. Mortillaro war unterdessen nicht unthätig; er gab Erklärungen von kufischen Inschriften und Münzen, schrieb ein Elementarbuch der arabischen Sprache, das mit Erlaubniß der Regierung auf Kosten und zum Gebrauch der königl. Universität zu Palermo gedruckt ward, und meinte daher nach Verlauf der vier Jahre zur Besitznahme des einstweiligen Lehramtes völlig geeignet zu sein, zumal da sich Niemand neben ihm meldete. Doch die Regierung mochte Ursachen haben, Baron Mortillaro nicht zu wollen. Sie foderte auf, wer mit Zeugnissen seine Fähigkeit darthun könne, sich binnen sechs Wochen zu melden. Diese Auffoderung meinte ein gewisser Gius. Caruso nicht versäumen zu müssen, da er das Zeugniß eines Hebräers für das Hebräische und eines ehemaligen Schülers Morso's für das Arabische in der Tasche hatte, und er stellte sich zum Concurse. Seinem Lehrer die Schmach einer Bewerbung dieser Art zu ersparen, meldete sich nun ein Schüler Mortillaro's, Francesco Castagna, und erhielt durch den Bescheid, sich am 8. Jan. 1834 zur Beantwortung der aus Pisa und Rom verschriebenen Aufgaben einzufinden, die Versicherung, daß er nicht ausgeschlossen sei. Aber Castagna mußte noch vor dem 8. Januar von der Bewerbung zurücktreten, da er kein arabisches Wörterbuch trotz aller Bemühungen erlangen konnte. Die nächstfolgenden sechs Hefte des „Giornale" berichten nicht, an wen die Professur gekommen ist. Man sieht aber, daß es in dem glücklichen Sicilien nicht allzu leicht gemacht wird, einleuchtenden Gründen Nachdruck zu verschaffen und einige der besten Aufsätze des vorliegenden „Giornale", z. B. der obenerwähnte von Trallano über die Urkunden zu Monreale und eine Auseinandersetzung der christlichen Verhältnisse in Sicilien während der sarazenischen Herrschaft vom Carmeliten Martorana, als Antwort auf die unzuverlässigen Behauptungen Niccolò Buscami's (im März- und Aprilhefte), beginnen mit schüchternen Entschuldigungen ihres Wagnisses, weil so was doch jetzt Niemand mehr helfe noch schade, thun aber deutlich dar, daß Gelehrsamkeit jetzt in Sicilien noch Luxus ist. Sehr genaue und sorgfältige meteorologische Beobachtungen sind jedem Monatshefte von den Astronomen der königlichen Sternwarte zu Palermo beigegeben.

5.

Notiz.

Der „Temps" theilt eine tabellarische Uebersicht der in Paris während der Jahre von 1786—1834 beobachteten Kälte und Wärme mit. Laut dieser war die Kälte in Frankreich am größten im Jahre 1795, wo sie am 25. Januar auf 18 Grad stieg, und die Hitze erreichte im Sommer 1793 eine Höhe von 30 Grad.

190.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 118. — 28. April 1835.

Rosamunde. Ein Trauerspiel von **Friedrich von Uechtritz**. Düsseldorf, Schreiner. 1834. 8. 20 Gr.

Unstreitig zeichnet sich dieses Trauerspiel eines schon von der Bühne her rühmlich bekannten dramatischen Autors vor der Unzahl der Producte, die sich Tragödien nennen und in jedem Jahre in irgend einem deutschen Buchladen hülflos ausgesetzt werden, durch alle diejenigen Eigenschaften aus, welche ein Mann von höherer Bildung, der in diesem Fache gründlichere Studien vor einer größern Bühne gemacht hat, seinen dramatischen Erzeugnissen zu geben vermag. Da ist nichts ins Blaue und Nebelhafte hingestellt, keineswegs eine Flut hochtrabender Phrasen losgelassen, die nur des Poeten hohe Meinung von der Poesie seiner Charaktere, nicht das Dasein dieser selbst beurkunden, sondern eine Handlung, die aus den Charakteren selbst und den sie umgebenden Umständen ihren Ursprung nimmt, entwickelt sich durch Gegeneinanderwirken jener, gründlich motivirt, einfach, und ohne irgend Fremdartiges, ohne einen Ueberfluß. Die Reden seiner Personen sind dem Charakter und der Stimmung derselben, wie sie der Verf. im Plane des Ganzen gedacht hat, größtentheils vollkommen angemessen. Der Verf. geht immer *grade* auf sein Ziel los. Kaum würde Rec. widersprechen, wenn Jemand sagen wollte, er gehe den Schritt gut einexercirter Truppen, kräftig und mannhaft, aber einförmig. Es geschieht fast immer, was jeder einigermaßen vernünftige und belesene Zuschauer als Resultat aus den gegebenen Prämissen für nothwendig erachten würde; aber es überrascht auch nichts mit dem Reize eigenthümlicher Erfindung und durch jenen Schein poetischer Zufälligkeit, in welchen der mit der Fülle der Inspiration wirkende Genius das Nothwendige kleidet. Ist auf diese Weise der Verf. auch nicht *der Dichter*, welcher der so tief gesunkenen deutschen Bühne eine neue Richtung zu geben im Stande ist — denn auch hier vermögen die Restaurationen nicht zu restauriren —, so würde es doch immer für Schauspieler und Publicum förderlicher sein, sich an solchen Studien zu üben, als sich an „Pfefferrösel“ die Zeit zu vertreiben oder zu verderben.

Doch das Streben des Verf. verdient es, daß wir ins Besondere eingehen. Allbekannt ist die Sage von Rosamunde, der Gemahlin Alboin's und Tochter des Gepidenfürsten Kunimund's, und vielfältig für die Bühne, doch nach unserer Ueberzeugung nie so gründlich poetisch behandelt worden. Der Sage nach vernichtet Alboin das Gepidenreich und tödtet Kunimund, den König, nach hartem Kampfe; die schöne Tochter des Letztern aber, die unter den Gefangenen ist, nimmt er zum Weibe und zieht mit ihr nach Italien, wo er ein neues Reich gründet. Hier überläßt sich die Königin einer verbrecherischen Leidenschaft zu Helmichis, des Königs Waffenträger, und als der König einst im trunkenen Muthe bei einem feierlichen Gelage zu Verona den Siegespokal, der aus dem Schädel Kunimund's verfertigt worden ist, an der Tafel hat kreisen lassen und auch Rosamunden aufgefodert hat, daraus zu trinken, da stellt sie, empört von solcher Grausamkeit, ihren Buhlen an, den Gatten im Schlafe zu überfallen und zu tödten. Alboin, dessen Schwert Rosamunde vorher in der Scheide befestigt hatte, fällt unter den Streichen des Helmichis. Rosamunde aber flieht, aus Furcht vor der Rache der Longobarden, zu dem Exarchen Longin, und stirbt an Gift, welches sie ihrem Buhlen in den Trank gemischt hat, welches aber dieser sie selbst auszutrinken nöthigt.

Herr von Uechtritz hat nun, wie es dem Dichter ziemt, eine poetische Idee in dieser Sage ersehen und eine dramatische Handlung mit veredelten Charakteren und tiefer angelegten Motiven daraus entwickelt. Er fand darin, wie das Weib, von dem Schicksal in einen großen Kampf zwischen Haß und Liebe verwickelt, zugleich mit ihrem Gegenstande untergeht, und stellt diese Idee auf folgende Weise dar. Wir finden Rosamunde als Gattin Alboin's in Verona, wo ein Siegesfest gefeiert wird; aber *noch* sucht der König *umsonst* sich ihrer Liebe zu versichern und hat seinen Sinn so sehr darauf gestellt, daß die Longobarden der verhaßten Gepidin als einer Zauberin, die des Helden Muth gefesselt habe, den Tod wünschen. Algardis, Rosamundens Schwester, erzählt dieser, die sich der kirchlichen Feier entzogen, in der ersten Scene mit Zittern, was sie in dem Dome erfahren hat, wo die Longobarden dem Könige: „Nieder die Gepidin!“ zugerufen hatten. Algardis beschwört die Schwester, in deren Brust der Haß gegen den Mann, welcher ihr den Vater getödtet und ihren Stamm gebeugt hat, durch immer neuen Anlaß aufglüht, dem Könige nicht zu trotzen. Alboin zürnt (in der zweiten Scene) den Longobarden heftig wegen jenes Geschreis;

ein alter Herzog derselben, Radbod, der treue Gefährte des Königs, stellt freimüthig demselben als Grund der Unzufriedenheit vor, daß der König seinen Stamm von sich zu stoßen scheine, daß das Volk, zu dessen Waffenübungen der König nicht mehr komme, in „dem üppigwarmen Lande der Lust" zu ermatten in Gefahr sei, und daß der König selbst in finsterm Gram erbleiche. Er fleht fußfällig mit den andern Longobarden, Alboin solle sich wieder zu ihnen wenden und sie zu neuen Siegen führen. Der König gebietet ihnen, mit Hinweisung auf die Zukunft, sich stets gerüstet zu halten; doch, setzt er mit Würde hinzu: „Mein Haus und Königreich verwalt' ich selbst". Er überlegt darauf bei sich die Wahrheit jenes Vorwurfs. Und was ist's, ruft er, das so

Den rüst'gen Heldenmuth mir lähmt? Nur Grimm
Und Bitterkeit hebt sich in meiner Brust,
Wenn ich in ihre Nähe komm', empor.
Ihr finstrer, stummer, eisiger Gehorsam
Hat, wie das Haupt der griechischen Meduse
Mich lange schon auf ein verwittertes,
Einsames Bett gescheucht. Ich hasse sie,
Und — liebe sie doch immer glühender.

Er denkt sogar an eine Zauberkunst der Gepiden — und ruft darauf entschlossen aus:

Doch will ich in der Blüte meines Lebens
Nicht welkend stehn. Es soll entschieden sein!
Noch einmal und zum letzten Male will
Ich sie mit aller Macht der Zärtlichkeit
Bestürmen. Wenn sie mich erhört — mir nur
Ein Wort, ein Zeichen gibt — o Bild des Glücks!
Doch bleibt sie eisern, — ich bin Alboin.
Wenn sie noch einmal meiner Liebkosung
Mit stummerstorbnem Blick zu trotzen wagt,
Dann — wehe mir!

In der folgenden Scene treffen wir Rosamunde wiederum im Gespräche mit ihrer Schwester. Hier werden uns alle Mächte offenbar, welche Rosamundens Herz zu blutigem Haß entflammen. Ein schreckbarer Traum, der sie zur Nacht gequält hat und in welchem der sie wiederum beschleichende Heidenglaube an Wodan mächtig eingreift, steht immer vor ihr und fodert Rache für den getödteten Vater und seinen unterdrückten Stamm. Sie macht sich Vorwürfe, den Mörder ihres Vaters ihre Hand gegeben zu haben, während ihre Schwester sie zu trösten strebt und bemerkt, daß sie es gezwungen und zum Wohl ihres Volks gethan. Hier sehen wir zuerst, daß Rosamunde im Kampfe zwischen Haß und Liebe dem Helden ihre Hand gereicht hat. Aber Stolz und Haß keimt selbst aus Dem, was sie trösten soll, hervor. Algardis ergreift, um Rosamunden zu zerstreuen, ein altes Sagenbuch, das ihrem Stamme angehört, und trifft im Aufschlagen die Geschichte von einem alten, wilden Longobardenkönig, der aus dem Schädel eines gefangenen Gepidenfürsten sich einen Becher arbeiten und seine sechs Söhne bei Wodan schwören ließ, nicht eher zu ruhen, bis sieben solcher königlichen Becher um die Tafel kreisten, und wie die Erfüllung dieses Gelübdes dann auf die folgenden Könige der Longobarden übergeg[illegible]en sei. Mit Schrecken setzt Algardis hinzu, wie sie ku[illegible]ch unten im Schatzgewölbe sieben solche Becher beisammen erblickt. In dieser aufgereizten Stimmung läßt unser Dichter mit großer Wirkung Alboin zu Algardis eintreten. Hier beginnt eine sehr bewegte Scene, in welcher Stolz und Haß in der Brust der Gattin die Oberhand hat, die zurückgewiesene Liebe des Gatten aber in Zorn und Erbitterung übergeht, die sanfte, zagende Algardis umsonst zu vermitteln sucht. Der König, durch seines Volkes Ruf gemahnt, gibt zuletzt Rosamunden Bedenkzeit bis zum Abend:

Doch heute Abend auf dem Siegesfest,
Zu dem ich meines Reiches Fürsten lud,
Erwart' ich dich mit heiterm Angesicht,
Mit freundlicher Geberd' und holdem Wort.
Ich will, daß meines Volkes Königin
Auch Antheil nehm' an meines Volkes Ruhm.
Du sollst den Siegesbecher mir zutrinken
Nach alter Sitte meines Volks!

Er warnt sie, sein Volk nicht zu kränken, wie sie seine heiße Liebe gehöhnt habe. Am Schlusse dieser Scene und des ersten Acts, wo Alboin auf den Vorwurf der gemordeten Verwandten auch der Tücke der Gepiden gedenkt, wird das ganze Verhältniß beider Gatten in dem verhängnißvollen Worte, welches Alboin in höchster Aufregung ausspricht, schön zusammengefaßt:

Unselige
Wir haben schwere Thaten zu vergessen;
Ein See von Blut wogt zwischen mir und dir.
Aber ich fühl' auch die Unbändigkeit (schlechter Jambus!)
Der Leidenschaft in meiner Brust. Unlösbar
Verbunden und doch unversöhnbar feindlich
Getrennt, sind wir nun einmal vorbestimmt,
Zu ringen und zu ringen und uns tief
Und immer tiefer zu verstricken, bis
Der Schwertstreich des Geschickes niederfällt,
Er, der zerhaut und löst und auch — zerstört!
Der wahre Priester unsrer Lieb' ist erst
Der Tod u. s. w.

Rosamunde. Mein armes Herz!
Ja, unser wahrer Priester ist der Tod.
Und eine Bitte nur, du ernste Macht,
Du, deren Netz uns so umschlungen hält,
Nur eine letzte Bitte leg' ich noch
Vor deinen Thron: — lös' und zerstöre bald!

Im zweiten Acte nun schleicht in dem Garten Rosamundens Helmichis (hier Alboin's Vetter) einher; ihm folgt der alte Longobardenherzog, der nach der Ursache seines Grames forscht. Jener weist seinen Antheil mit Vorwürfen ab, in denen zugleich der Dichter versucht hat, den Groll des Helmichis gegen den königlichen Hof und die Abneigung gegen seinen Stamm zu motiviren. Er läßt nämlich Helmichis, der am byzantinischen Hofe in fremdartiger Sitte einheimisch geworden, sich über den von Alboin's Vater an dem seinigen verübten blutigen Tod beklagen — was freilich etwas gesucht erscheint — und auch darum an der von den Longobarden gehaßten Königin Antheil nehmen. Helmichis erwartet die Königin im Garten; er will ihr seine Liebe erklären und sie in seinen Racheplan ziehen. Die Königin erscheint, will ihn mit Stolz zurückweisen, aber er gewinnt ihr durch sein dem ihrigen verwandtes Schicksal, welches er erzählt, Theilnahme ab. Er drängt sich ihr näher, eröffnet ihr den

Haß, welchen er gegen sein Volk hege, und daß er voll Leidenschaft für sie bereit sei, sie und sich selbst mit ihr zu rächen, wie er sich schon einst an dem Rathgeber des alten Königs gerächt. Seine Rede erschreckt Rosamunde, sie heißt ihn gehen; er läßt sie mit ihren Rachgedanken allein, die zu Wodan's Auffoderung zurückschweifen. Dazwischen kehrt die Erinnerung des ersten Blicks, den Alboin, der herrliche, ruhmvolle Mann, einst auf sie geworfen (S. 50), und das mit Anstrengung niedergekämpfte Gefühl in Rosamundens Seele zurück. Aber die Rache bereitet den Sieg. Durch das Gebüsch dringt ihres Vaters alter Waffenträger, der nach dem Fall seines Herrn in Krankheit daheim zurückbleiben mußte und nach Rache an den Longobarden dürstet. Die Erinnerung an den getödteten Vater und an Wodan's Dienst, „mit welchem auch der Gepiden Glück gefallen", hebt sich wieder empor. Der treue Diener treibt; am Feste noch müsse der Unterdrücker ihres Stammes fallen. Rosamunde kämpft mit sich und mit des treuen Dieners Vorwürfen. Eine treffliche Scene. Aber wie konnte Hr. von Uechtritz sich und die Poesie so weit vergessen, daß er dieselbe und den Act mit der Kotzebue'schen Exclamation schließen konnte: „Weh mir, ich lieb ihn noch!"

(Der Beschluß folgt.)

Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. Herausgegeben von Ferdinand Florens Fleck. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Theologische Reisefrüchte zur Kenntniß des kirchlich-religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Zeitgeistes im südlichen und westlichen Europa. Erste Abtheilung. Leipzig, Barth. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Vorliegendes Büchlein, das der Vorrede zufolge in verkehrter Ordnung als erste Probe eines größern Werkes erscheint, von dessen Plane wir übrigens nichts erfahren, könnte ebensowol „Der Protestantismus in Italien" betitelt sein, da mit alleiniger Ausnahme des von einem Freunde des Verf. herrührenden Sendschreibens über eine (wenig bedeutende) römische Bibelhandschrift, alle übrigen Abhandlungen und Aufsätze theils protestantische Kirchen in Italien, theils den Eindruck zum Gegenstande haben, den einzelne katholische Feierlichkeiten auf ein durchaus protestantisches Gemüth machen. In einem Augenblicke nun, in welchem der Protestantismus in seiner Heimat an innern Zerwürfnissen und äußerlich störenden Einwirkungen kränkelt, erscheint ein solcher Hinblick auf seine Stellung in der Fremde gewiß besonders an der Zeit, und wir heben aus der Darstellung des Verf., wenngleich derselben wenig eignes Verdienst zugeschrieben werden kann, gern einige Momente heraus.

Zunächst erscheint hier überall der preußische Staat, wie in Deutschland der Mittelpunkt des Protestantismus und der Schicksale, die denselben betreffen, so auch im Auslande als der Schirmvogt protestantischer Gemeinden auf katholischem Boden. Nicht nur die Waldenser, dem regierenden Hause durch ihren, dem reformirten sich eng anschließenden Glauben näher verwandt, finden seit anderthalb Jahrhunderten gegen oft wiederkehrende Bedrängnisse bei den preußischen Monarchen wirksamen Schutz und bei überwiegendem Drucke gastliche Aufnahme, sondern, wo immer in italienischen Hauptstädten kleine Gemeinden protestantischer Christen sich versammeln, da sorgt auch, trotz dem unsicher wechselnden Inhalte jener großentheils aus Reisenden bestehenden Häuflein, die preußische Regierung mit nicht unbeträchtlichen Geldopfern dafür, daß sie Gelegenheit finden, sich im Gottesdienste ihres Glaubens, unter den in Preußen verordneten Formen zu erbauen.

Was insbesondere die Waldenser betrifft, denen die größere Hälfte dieses Bandes gewidmet ist, und deren eifrige Beschirmung die Dedication an den König von Preußen veranlaßt hat, so dürfte es in neuester Zeit nicht angemessen sein, mit allzu großer Strenge von dem Verfahren der piemontesischen Regierung gegen diese ältesten Zeugen eines geläuterten Glaubens zu reden. Hier nämlich handelt es sich nicht etwa von einer garantirten, wol gar zur Staatsreligion erhobenen, kirchlichen Genossenschaft, etwa wie die beiden protestantischen Confessionen dies seit dem 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland durch staatsrechtliche Verträge auf unantastbare Weise geworden sind, sondern um eine stets mit dem Bestehenden in Opposition gestanden habende Sekte, die niemals zu etwas Weiterm, als dazu gelangt ist, eine geduldete zu sein. Mit wie großem Abscheu man also auch die Greuelthaten des 17. Jahrhunderts betrachten möge, so ist es doch ehrend anzuerkennen, daß seit länger als einem Jahrhunderte religiöser Zwang, wie z. B. ein Verdrängen der separatistischen Geistlichen durch die der Staatsreligion angehörenden, ein gewaltsames Ueberweisen der Kirchen von einer Confession an die andere u. s. w., von Seiten der piemontesischen Regierung gegen die Waldenser in keiner Art stattgefunden hat. Insbesondere aber Preußen hat in seinen fortwährenden Verwendungen für diese Gemeinden nachdrücklich verlangt, daß dieser mehr factisch bestehende als rechtlich gesicherte Zustand durch solche Garantien geschützt werde, daß keine persönlich veränderte Ansicht, kein kirchlicher Machtspruch die Andachtsübung jener Gläubigen in ihrer eigenthümlichen und altherkömmlichen Weise mehr stören möge. Und wenngleich die Oberbehörden der Landeskirche sich diese separatistische Kirche unterzuordnen niemals versucht haben, so findet doch der Verf. S. 80 mit Recht darin eine drückende und abzustellende Beschränkung, daß die waldensische Synode den katholischen Intendanten von Pignerol in ihre Mitte aufnehmen und sich in ihren Beschlüssen von ihm controliren lassen muß. Diesen Ansichten war es dann auch ganz entsprechend, wenn nach S. 56 bei Aufnahme der Waldenser in Würtemberg ihr Glaube und die Schlichtung ihrer religiösen Streitigkeiten nicht von dem Consistorium der Landeskirche, sondern von der Entscheidung ihrer eignen Synoden abhängig gemacht wurde. Wollen wir also ehrlich sein, so müssen wir gestehen, daß seit mehr als einem Jahrhunderte den Waldensern sowol in der Heimat als im Auslande, wo sie Aufnahme fanden, größere Toleranz widerfahren ist, als man sonst wol Gemeinden, die man als separatistisch zu bezeichnen pflegt, angedeihen ließ und läßt.

Ueber das Alter der Waldenser, als einer von anderweitigen Häresien fast gesonderten und in den piemontesischen Bergthälern einhäusigen Sekte, führt der Verf. die verschiedenen, in der bekanntlich sehr reichhaltigen Literatur über diesen Gegenstand niedergelegten Traditionen und Meinnngen an (S. 28 fg. und S. 91), ohne dieselben kritisch zu würdigen und den Leser zu einem bestimmten Resultate zu führen. Am natürlichsten möchte wol sein, wie schon der Name lehrt, den Ursprung dieser Sekte als solcher von Peter Waldus herzuleiten, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts in dem benachbarten Lyon und nachher auf der Flucht an den verschiedensten Orten gelebt und gelehrt hat, womit natürlich nicht ausgeschlossen werden soll, daß sich um diesen Mittelpunkt die Elemente verschiedener älterer Häresien angesammelt haben mögen. Die entgegengesetzte Meinung wird gewöhnlich auf einige waldensische Urkunden von angeblich älterm Datum gestützt, unter denen die berühmte Nobla leyczon den ersten Rang einnimmt. Offenbar mit Unrecht entnimmt man aber aus ein paar Versen dieses poetischen Glaubensbekenntnisses, in denen es heißt, völlig 1100 Jahre seien seit der Zeit vergangen, wo das Ende der Welt prophezeit worden, daß dies Gedicht um das Jahr 1100 christlicher Zeitrechnung geschrie-

ben sei, da ja die Apokalypse, auf welche diese Aeußerung offenbar sich bezieht, unmöglich mit Christi Geburt gleichzeitig gesetzt werden konnte. Umgekehrt ergibt sich der sehr viel spätere Ursprung dieses merkwürdigen Werkchens aus den vielfachen Hindeutungen auf waldenser Verfolgungen, die es enthält, da uns die Geschichte bekanntlich von solchen vor dem Jahre 1175 nicht berichtet, ja ihr rechter Anfang eigentlich erst unter Innocenz III. zu setzen ist. (Vgl. S. 33 und überhaupt Sismondi's „Geschichte der Kreuzzüge gegen die Albigenser".) Ferner sind in Dieterici's Buche „Ueber die Waldenser und ihre Verhältnisse zum brandenburgisch-preußischen Staate" ein Katechismus und eine Confession abgedruckt, angeblich aus den Jahren 1100 und 1120; aber auch diese Jahreszahlen erscheinen als völlig unverbürgt, und Inhalt und Sprache verrathen auf das Bestimmteste eine erheblich spätere Zeit als die Nobla leyczon.

Von großem Interesse wäre es ferner gewesen, wenn der Verf., der uns nun doch einmal mehr compilirte Notizen als unmittelbare Anschauungen über die Waldenser bietet, eine genauere Charakteristik des Dogmas derselben im Vergleich mit den andern vom Katholicismus abweichenden Glaubenslehren im Mittelalter und Nachricht über die Veränderungen gegeben hätte, durch welche hindurch ihre religiösen Ueberzeugungen endlich mit denen der Reformirten identisch geworden sind. Merkwürdig ist es in der ersten Beziehung, daß von den unterscheidenden Lehren, die der Dominicaner Regnerius, der allerdings als Renegat wol unterrichtet sein konnte, den Waldensern zuschreibt, nur wenige und zwar die den mindesten Anstoß erregenden, in der Nobla leyczon sich vorfinden (Verwerfung des Eides, der Absolution und der Heiligenverehrung) und einige andere in den obenerwähnten Bekenntnißschriften hinzugefügt werden (Beschränkung der Sacramente auf Taufe und Abendmahl und abweichende Auffassung derselben, Verwerfung des Fegefeuers und Weihwassers, der Heiligenfeste, Fasten, Messen und aller Tradition); während von den bedenklichsten Sätzen, die Jener den Waldensern Schuld gibt (daß die Taufe zur Seligkeit nicht nothwendig, daß die Todesstrafe unchristlich, daß das Papstthum die Kirche des Antichristes sei, daß auch Laien den Kelch und das Brot weihen können u. s. w.) am einen und am andern Orte, sowie in den übrigen bei Raynouard gesammelten waldensischen Gedichten, keine Spur vorkommt. In der andern Hinsicht scheint das wichtigste Moment in dem Heranziehen auswärtiger, namentlich genfer, Geistlichen gefunden werden zu müssen.

Die Mittheilungen des Verf. über die Gegenwart der waldenser Thäler entbehren der Wärme und Frische, die in einigen andern Berichten, z. B. denen der „Evangelischen Kirchenzeitung" von 1829, oder auch dem neuen Schriftchen des Dr. Mayerhoff über denselben Gegenstand erfreuen, und dürften kaum eine erhebliche neue Nachricht bieten. Immer aber bestätigen sie, wie das Christenthum dieser Thalbewohner sich weniger der Beschaulichkeit und Glaubenstiefe, als der Werkthätigkeit und Sittenreinigung zugewandt hat. Manche Züge der Art scheinen unter den Waldensern eine uralte Tradition zu bilden, so namentlich die freundliche Gesinnung gegen den Fremden, die alle Berichterstatter auf das lebhafteste rühmen, und die schon die Nobla leyczon nachdrücklich empfiehlt:

> Ni tener vil l'estrang, que ven d'autrui pais,
> Car en aquest mont nos sen tuit pelegrin.

Dagegen fehlt es auch nicht an einzelnen Erscheinungen, die Demjenigen, der eine tiefere Religiösität sucht, unerfreulich sein müssen, wie namentlich der Zwiespalt, den Hausandachten in der Gemeinde St.-Jean erregt haben, und den der Verf. S. 75 nicht ganz richtig allein den Einflüssen englischer Methodisten zuzuschreiben scheint. Es läßt sich hoffen, daß, wenn nicht ein Seminar in jenen Thälern selbst, doch der Unterricht waldensischer Theologen auf deutschen Universitäten, zu dem der König von Preußen mit großer Liberalität die Hand geboten (S. 77), die Seelsorge dieser Gemeinden von dem wenig erfreulichen Geiste der genfer Schule immer mehr emancipiren wird.

Das Wenige, was sich über den sonstigen Inhalt des Bandes in diesen Bl. sagen ließe, ist oben bereits angedeutet, und es mag nur wiederholt bemerkt werden, daß der Verf. überall lieber Excerpte aus fremden Schriftstellern als seine eignen Beobachtungen mittheilt, und in den „Römischen Darstellungen" ebenso fleißig den Cancellieri „über die heilige Woche" benutzt, als in dem Aufsatz über die Waldenser das Buch von Dieterici oder in den Nachrichten über die protestantische Kirche in Livorno die dortigen Localschriften. Dabei fehlt es denn auch nicht an mancherlei Misgriffen, wovon einer der ergötzlichsten ist, wenn S. 157 ein Gesetz Kaiser Karl's des Großen für eine Bibliotheksnummer gehalten wird. Der Fortsetzung des Buches ist zu wünschen, daß der Verf. des von ihm zu verarbeitenden Materials, bevor er zu dessen Darstellung schreitet, vollkommener Herr geworden sei, damit er den Mangel an Ordnung und Klarheit und die Nachlässigkeit im Ausdrucke vermeiden lerne, an denen der Leser jetzt vielfach unangenehm anstößt, wie z. B. wenn nach S. 96 Cromwell eine Flotte hat über die Alpen schicken wollen. 157.

Notiz.

Karl von Dalberg über und an die Gelehrten und Schriftsteller.

Der ehemalige Großherzog von Frankfurt, der geist- und gemüthreiche Karl von Dalberg, schrieb unter dem 28. Juni 1809 (s. „Deutsche Briefe", I, S. 104) an Weltmann folgende, auch noch heutzutage und grade heutzutage um so mehr Beachtung verdienende Worte: „Gewiß hat Deutschland tiefe Denker, gründliche Gelehrte, genialische Geschichtschreiber. Zu wünschen aber ist, daß sich deren Geist zu immer reinerer Wahrheitsliebe erhebe; daß ihre Bemühungen dahin gehen mögen, durch Ausbildung und Entwickelung von Kenntnissen das allgemeine Wohl der Menschheit zu befördern. Nationen sind collective Glieder der gesammten Menschheit. Wohl und Aufklärung einer jeden Nation ist gewiß ein Gegenstand von gleich hohem und edelm Werthe, insofern sie zu dem gesammten Wohl des Ganzen in einander wirken. Misgünstiger oder übermäßiger Nationalstolz ist oft ungerecht, zuweilen kurzsichtig; meistens macht er Denjenigen grimmig, den er ganz begeistert. Im historischem Fache gehören Guicciardini, Robertson, Gibbon, Heyne, Heeren nicht einem Lande, nicht einem einzelnen Zeitalter. So war der Geist unsers guten Müller u. s. w." Hat Dalberg nicht Recht mit diesen Wünschen und Rathschlägen? Hat er nicht Recht, wenn er hierin den Gelehrten und Schriftstellern einen Spiegel vorhält zu ihrer Selbstprüfung und Selbsterkenntniß? Und dann! könnte wol Jemand mit Recht jene Foderungen Dalberg's für die gesammte Menschheit als einen Alles verflachenden Kosmopolitismus bekämpfen und zurückweisen wollen? In einem andern Briefe (S. 105 der angeführten Sammlung) schreibt Dalberg in Betreff der Geschichtschreiber: „Ich bin überzeugt, daß bei den Gesinnungen des Geschichtschreibers Vaterlandsliebe, Grundanlagen des Gemüths, gewohnte Meinungen sich unwillkürlich einmischen und seinen Werken die eigenthümliche Farbe geben. Doch höheres Streben nach allumfassender Wahrheit, an welcher das allgemeine Wohl der Menschheit gleichen Theil hat, gibt seinen Werken den höchsten Werth. So wird die Geschichte Lehrerin der Menschheit u. s. w." Können wir uns in dieser Hinsicht mit den Geschichtswerken der Neuern wirklich neben die Meisterwerke der alten Griechen und Römer, Herodot und Thucydides, Xenophon und Plutarch, Livius und Cäsar, Sallustius und Tacitus stellen? Die Ausnahmen Derer, hinsichtlich welcher wir es mit Recht können, mögen in der That nur gering sein; aber den Zielpunkt des Strebens auch für die Geschichtschreibung finden wir Neuern in jenen historischen Meisterwerken des Alterthums. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 119. —— 29. April 1835.

Rosamunde. Ein Trauerspiel von Friedrich von Uechtritz.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Im dritten Act kommt Rosamunde verstört aus dem Garten zu ihrer Schwester zurück. Sie befiehlt ihrer Schwester, dem König sagen zu lassen, daß sie nicht zum Feste kommen könne. Algardis sucht sie umzustimmen. Liebe und Rache kämpfen von Neuem in Rosamundens Brust. Dazwischen rollt der Donner Wodan's, Algardis aber spricht das Wort der Christenliebe zu ihr. Gedrängt von ihr, erlaubt Rosamunde den Gatten zu rufen. Da kehrt ihr der Traum wieder zurück. Alboin kommt und findet Rosamunde mit Verwunderung ebenso zurückhaltend und widerstrebend wie früher. Wir bemerken hierbei, daß die Wiederholung desselben Kampfes unter nicht eben sehr veränderten Umständen, und ohne Dazwischentreten einer mit der Haupthandlung zusammenhängenden, und das Gemüth auf andere Weise anregenden Situation dem Gedichte eine große Eintönigkeit geben mußte. Indem der König aber mit der Glut eines Bräutigams sie bestürmen will, tritt der alte Longobardenherzog herein und gibt ihm Bericht von einem blutigen Aufstande der Gepiden. Darüber bricht der kriegerische Zorn des Königs mächtig aus; er befiehlt zu strafen. Die Königin, erst jubelnd über die Kühnheit ihres Stammes, fleht nun fußfällig um Begnadigung; Jener dagegen bleibt fest, Rosamunde aber voll Ingrimm über die Geringachtung ihres Stammes verirrt sich selbst in eine Drohung gegen des Königs Leben. Sie erklärt ihm, sie sei jetzt nur seine Sklavin. Als Sklavin befiehlt er ihr, beim Feste zu erscheinen. In wildbewegtem Sinn verspricht sie zu kommen. Es zieht sie zu dem grauenvollen Feste hin, von welchem sie Entscheidung erwartet. In dieser Schilderung hat der Dichter einen hohen Schwung erreicht. Das Festgelag beginnt. Trübe Ahnung geht ihm voran. Die Großen der Longobarden hören frohlockend, daß Alboin der Königin zürne. Der König erscheint finster und verstört. Aufgefodert von seinem getreuen Radbod, Vorsichtsmaßregeln gegen die aus Italien heimziehenden Gepiden, welche vor der Stadt lagern, zu treffen, gebietet er, Helmichis solle die Wachen am Thore verdoppeln, zuvor aber die Königin einladen. Darauf ergreifen ihn Kriegsgedanken und eine wilde, gewaltsame Fröhlichkeit. In Trauerkleidern aber tritt die Königin ein, ein Todtenfest zu feiern. Der König, der sich versöhnt glaubt, entschließt sich dagegen das alte Gelübde zu lösen; der siebente Becher, der Schädel Kunimund's soll kredenzt werden. Selbst der alte, treue Longobard spricht mit Scheu dagegen. Aber die Aufregung der Gemüther ist schon aufs höchste gestiegen. Die Königin gesteht hier dem Könige erst — ein vortrefflicher Zug in dieser Schilderung — daß sie ihn heiß geliebt, wo Alboin nicht mehr daran glauben kann, und schwankt unter Trompetengeschmetter der Tafel zu.

Vierter Act. Das Mahl ist geendet. Rosamunde hört in schauriger Nacht im Ungewitter das Toben Wodan's und schickt die Schwester fort, den alten Gundibert (von welchem diese durchaus nichts weiß), sie weiß nicht woher, zu rufen. Helmichis tritt zu Rosamunde ein, um sich und seinen Dolch der „Frechbeleidigten" noch einmal zur Rache zu bieten. Rosamunde weist seine Hülfe wiederum ab. Er verspricht ihr die Freiheit ihres Volkes, die Herrschaft durch den Einlaß der Gepiden in die Stadt, aber fodert zum Lohne ihre Hand. Rosamunde schaudert zurück. Algardis kommt dazwischen und berichtet, daß der alte treue Diener, auf welchen Rosamunde allein gerechnet hatte, im Kerker gefangen sitze. Helmichis stellt ihr mit Klugheit vor, daß er allein ihr zur Hülfe bleibe, um Alboin's Wuth gegen die Gepiden zu verhindern. Da wankt Rosamunde, und sagt endlich zu Helmichis: „Thu, was du verheißen — und ich bin dein". Darauf setzt der Listige den Plan auseinander, der sogleich mit Hülfe des zu befreienden Gundibert gegen Alboin's Leben vollführt werden soll. Diesen finden wir in der zweiten Scene in seinem Vorgemach, traurig zwar, doch ruhig und entschieden. Sein treuer Radbod ist voll Unruhe um ihn beschäftigt, er wünscht seinen König zu bewachen, da seine Wächter berauscht liegen. Alboin wehrt jede Besorgniß des treuen Dieners ab, der ihn selbst vor Helmichis warnt. Der Alte geht nach rührendem Abschied; Alboin, welcher jetzt die Königin in ihr Vaterland zu senden entschlossen ist — „sie soll so glücklich sein, als sie nur kann" — geht mit der Ruhe des Abgespannten in sein Schlafgemach. Leise und furchtsam naht Helmichis mit dem alten Gundibert; um sicher zu gehen, schleicht Helmichis hinein, um dem König sein Schwert hinwegzunehmen; Helmichis schaudert nun selbst vor dem Mord des „großen Königs";

Gundibert übernimmt ihn. Man hört, daß sich der König mit dem Sessel wehrt und den Alten niederschlägt. Da stürzt Helmichis hinein ins Schlafgemach, diesem zu Hülfe. Nachdem der wehrlose Alboin erlegt worden, kehren Beide zurück und eilen, die Gepiden in die Stadt zu lassen.

Fünfter Act. Helmichis, der 20 Fürsten der Longobarden hat gefangen nehmen lassen und den Gepiden auch nicht traut, versammelt eine Schar bewaffneter Diener um sich. Er will den Leichnam des Königs aus dem Schlafgemach fortbringen lassen. Algardis stellt sich entgegen und wehrt ihm den Eingang. Man erfährt, daß Rosamunde darin ist; „sie liegt stumm, wie zerschmettert über seiner Leiche". Helmichis stößt Algardis zurück und verlangt die Königin als seinen Preis. Der alte Longobard kommt darauf zu Helmichis als Abgesandter der noch freien Longobarden, um mit ihm zu unterhandeln; Helmichis verlangt Gehorsam und Unterwerfung unter die Gepiden (die doch auch schwerlich Helmichis als Haupt würden anerkannt haben!), was Radbod unwillig abweist. Rosamunde wankt herein und bittet den Alten, ihr den Tod zu geben; denn da der Haß nun ausgebrannt, nimmt Liebe und Reue einzig ihr Herz ein. Der Alte geht voll Mitleid ab.

Helmichis.
Du hast mir zugelobt; ich halte dich!
Rosamunde.
O löse mich von dem gräßlichen Gelübd', und ich
Will dir vergeben u. s. w.

Helmichis aber meint, er werde sie nicht aufgeben, und durch sie die Krone sich zueignen.

Um nun die Sache zu Ende zu bringen, ohne sich zugleich (was aber bei der veränderten Stellung Rosamundens zu Helmichis gar nicht mehr nöthig war) von dem Ausgang jener Sage zu entfernen, hat Hr. von Uechtritz folgende lose Erfindung gemacht. Er läßt Helmichis (in dieser Lage der Dinge!) „einen Augenblick zum Schlummer niederlegen". Helmichis befiehlt seinem Diener, indessen seinen Goldfuchs zu satteln und ihm zur Stärkung einen Becher Weins zu bringen, damit er ihn finde, wenn er erwache, und geht dann ab. Man meint auf einmal sich in ein Wirthhaus versetzt zu sehen. In Rosamunde aber entsteht bei dieser Bestellung der Gedanke, sich den elenden Mörder vom Halse zu schaffen. Der Diener bringt den Wein und geht wieder weg. Rosamunde schüttet das Gift, welches sie immer bei sich getragen, in den Becher:

Nein, mein Alboin,
Er soll in deiner Krone Herrlichkeit nicht prunken!

Helmichis vermag nicht den Schlaf auf seine müden Augen herniederzuzwingen. Er ruft:

Wo ist der Wein, den ich bestellt?
Rosamunde (dumpf).
Dort!
Helmichis (den Becher ergreifend).
Ihr dunkelmächt'gen Kräfte der Natur,
Gießt euch durch meine Adern, gebt mir Stärke
Und Ruh zugleich (er trinkt).
Rosamunde (vor sich summend).
In der Gruft ist Ruh,
Deckt das Grab nur zu.

Nun kommt die Nachricht, daß sich Bewaffnete, welche Longobarden scheinen, näher an die Stadt heranschleichen. Das wirkende Gift hindert Helmichis gegen sie hinauszuziehen. Nach einem Augenblick ziehen die Longobarden ohne Hinderniß ein. Gundibert, der mit staunendem Unmuth vernommen, daß die Königin sich Helmichis versprochen hat, mahnt diesen, die immer noch stärkern Gepiden anzuführen; aber die steigende Todesangst hemmt ihm jeden Schritt. Die Königin bekennt ihm endlich selbst, daß er Gift getrunken.

Helmichis.
Ha, du Schändliche!
Erfüllst du so, was mir dein Schwur gelobt?
Doch bis zum Tod' mein bleibst du dennoch, mußt
Mit mir hinab! Wenn auch die Deinen siegen,
Du mindstens sollst nicht triumphiren, du
Der Ernte dieses Tages nicht entgehn!
Ich habe so viel Kraft noch —; wähle, nimm
Und trink' den Rest aus diesem Becher — oder
Stirb durch mein Schwert!
Rosamunde.
Glaubst du, daß Rosamunde
Das Gift gemischt, um viele Stunden dich
Zu überleben? Thor, du bietest mir,
Wonach mein Herz in wilden Schlägen ringt.
Der Kreis des Fluches und der Rache schließt
Sich endlich zu, doch nicht von deiner Hand
(sie nimmt den Becher)
Und nicht in deiner Nähe will ich sterben!
(sie wankt nach der andern Seite)
Freue dich, Alboin!
Siehst du, wie deine Mörder schweigen?

Beide hören noch, daß die Longobarden Sieger sind, und sterben; Rosamunde mit dem Worte: „Mein Alboin"! Die Longobarden bringen stürmisch ein. Der alte Longobarde beschützt die Leiche Rosamundens vor der Wuth seiner Waffengenossen. Er spricht im Namen ihres gefallenen Königs und mit der Würde eines Sehers:

Ich fühl's, er will an ihrer Seite ruhn u. s. w.

Und dann:

Die Himmel thun sich auf,
Im Grab ist Frieden und im Tod Versöhnung.
Gehorcht und betet an! Der Herr ist groß.

So endet das Trauerspiel. Rec. braucht nur noch Folgendes hinzuzusetzen. Schon aus unserer Auseinandersetzung des Ganges, welchen dieses — Stück nimmt, werden unsere Leser bemerkt haben, wie dasselbe in den ersten drei Acten trefflich motivirt und ausgeführt, vom vierten an mit jedem Schritte tiefer herabsinkt. Denn von diesem an wird der hinterlistige Schwächling Helmichis, der das Interesse der Zuschauer nicht zu tragen vermag, der handelnde Theil. Aber in diesem Acte bietet doch noch die untergehende Sonne Alboin's einen Punkt dar, auf welchem man mit Interesse verweilen kann. Im letzten Acte aber fehlt dieser, und eine grauenvolle Leere beschleicht den Leser oder Zuschauer; denn allen Personen, welche noch auf der Bühne erscheinen, ist die Kraft gebrochen. Auch begreift man durchaus nicht, wie der Verf. den klugen Helmichis auf einen so schlechten Plan seine Hoffnung zur Herrschaft setzen lassen konnte. Der größte Feh-

ke liegt jedoch gewiß darin, daß der Verf., der doch Rosamunden frei von jener verbrecherischen Leidenschaft zu Helmichis schilderte, von welcher die Sage erzählt, ja selbst, wenigstens vom unmittelbaren Antheil an Alboin's Tod rein erhielt — sodaß wir demnach in ihr nur das bemitleidenswürdige Opfer jenes verhängnißvollen Zwiespalts von Haß und Liebe gegen ihren Gatten erblicken — ihr nachher den Giftmord des Helmichis aufbürdete. Eine Nothwendigkeit davon wenigstens liegt in dem Gange der Handlung nicht. In der Sage war es natürlich, und das Werk der Nemesis, daß das verbrecherische Paar sich gegenseitig selbst strafte. Hier galt es nur unmittelbar, Helmichis nicht den Triumph seines Verraths feiern zu lassen und Rosamunden von der Qual des Lebens und von der Lösung des Versprechens, welches sie Helmichis im schrecklichen Drange des Augenblicks gegeben, zu befreien. Es war, wie es dem Ref. scheint, unter diesen Voraussetzungen das Zweckmäßigste, Rosamunden unter den Händen der ihrem Könige treu ergebenen Longobarden fallen zu lassen, während Helmichis von ihnen, vielleicht mit der Drohung der Hinrichtung, ins Gefängniß geführt wurde. Im Uebrigen können wir der Charakteristik Rosamundens unsern Beifall nicht versagen.

Außerdem möchte Ref. tadeln, daß Hr. von Uechtritz seine poetischen Intentionen uns oft zu nah hinstellt. So ist es z. B., wie wir schon oben angedeutet haben, allerdings sehr schön, daß der Verf. unter den Mächten, welche Rosamunden zur Rache drängten, auch den finstern Aberglauben benutzt, der ihr vom Christenthum abgewendetes Gemüth zu dem vermeinten ältern Beschützer ihres Stammes hintreibt; und daher sind auch die Worte trefflich (S. 49):

> Weh, was rauscht und krächzt, wie Raben,
> Mir um das Haupt her? Mich durchschauert's. Wodan
> War ja von jeher unserm Hause hold.
> Die Sage geht, er selbst, der Finstre, sei
> In unsrer Ahnen Zahl. Er kommt, er mahnt,
> Der Freund! der Helfer!

Aber der Zuhörer wird wie mit kaltem Wasser begossen, wenn sie fortfährt:

> Wodan? Wohin irrt
> Mein Sinn, ich bin ja Christin.

Den Einfluß von Zeit und Ort (den Einfluß des Klimas auf das Longobardenthum hatte Fouqué in seinem „Alboin" fast zu sehr herausgestellt) hätte der Verf. noch mehr benutzen können. Sonst finden wir die Sprache dieses Gedichts meist angemessen den Personen, und wenn auch nicht von origineller Kraft, doch auch nicht hohl und hochtrabend, wie bei Vielen, die mit unserm Dichter um den Kranz wetteifern. Stellen wie folgende: „auf seinem Antlitz war der Todtenausdruck" (S. 19), und die moderne Redeweise, die dem Helmichis (S. 42) in den Mund gelegt wird: „ich habe niemals mich in christlicher Begeisterung für das ganze Menschenthum erwärmen können"; Prädicate wie (S. 4) die „steinernunzugängliche" entschlüpfen dem gebildeten Verf. selten. 8.

Robert Burns.

Im sechsten Bande des Göthe'schen Nachlasses (S. 251) lesen wir: „Mehr als unser schottischer Freund (Carlyle, der Verfasser einer Biographie Schiller's) vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht „John Barley-Corn" war anonym zu uns gekommen, und verdienterweise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unserer Sprache es anzueignen. Grade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhafter Dichter." Nun ist, zu unserer großen Freude, in Deutschland eine Sammlung der Gedichte von Burns angekündigt; und so mag auch mancher des Englischen nicht Kundige auf diesen Dichter aufmerksam geworden sein. Ein solcher wird den Versuch einer Verdeutschung des von Göthe gepriesenen Liedes hier nicht ungern finden.

Hans Gerstenkorn.

Drei Kön'ge waren einst im Ost
Von derbem Korn und Schrot,
Die schwuren mit 'nem heil'gen Eid
Hans Gerstenkorn den Tod.

Sie pflügten kecklich nieder ihn,
Bedeckten ihn mit Koth,
Und schwuren mit 'nem heil'gen Eid,
Hans Gerstenkorn sei todt.

Doch kam der milde Lenz heran,
Und Regen troff herab,
Hans Gerstenkorn zu Aller Schreck
Verließ sein finstres Grab.

Die schwüle Sommersonne kam,
Und er ward dick und breit,
Das Haupt bespeeret, daß ihm nicht
Fortan geschäh' ein Leid.

Der Herbst trat mildern Sinns herein,
Da ward sein Haar so weiß;
Sein schlotternd Knie, sein nickend Haupt
Verkündeten den Greis.

Er welkte mehr und mehr dahin,
Er wurde alt und kalt;
Da zeigten seine Feind' auf's neu'
Ihm ihres Arms Gewalt.

Mit langem Schwert durchschnitten sie
Den Armen an den Knien,
Und packten, wie man Mörder packt,
Auf einen Karren ihn.

Sie legten ihn auf den Rücken hin,
Zerdroschen ihn gar sehr;
Sie hingen ihn in den Wind hinaus,
Und wandten ihn hin und her.

Sie gruben ein gar tiefes Loch,
Und thaten Wasser drein;
Und ob er schwamm und ob er sank,
Er mußte doch hinein.

Sie streckten auf die Tenn' ihn aus
Zu neuer Qual und Pein;
Sie zerrten ihn hin, sie zerrten ihn her
Bei jedem Lebensschein.

Sie rösteten in Feuersglut
Sein Mark, und so verbrannt
Zermalmten ihn zwei Steine gar
In eines Müllers Hand.

Sie tranken dann sein Herzblut rings
Im Kreise Mann vor Mann;
Je mehr man trank, je lauter fing
Man sich zu freuen an.

Hans Gerstenkorn war wohl ein Held
Von edler Streitbarkeit;
Denn kostet ihr auch nur sein Blut,
Macht's eure Herzen weit.

Macht's, daß der Mann sein Leid vergißt,
Erhöhet seine Lust,
Und stimmt, war gleich ihr Auge naß,
Zum Sang der Witwe Brust.

Laßt leben dann Hans Gerstenkorn,
Den Becher in der Hand:
Sein Same sterbe nimmer aus
Im alten Schottenland! 1.

Miscellen.

Unter mancherlei Curiosen, die Durandi, ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, erzählt, wird auch angeführt, warum die Katholiken zur Fastenzeit Fische essen dürfen, da Fische doch auch Fleisch sind. Gott hat nämlich die Erde, nicht aber das Wasser verflucht, weil dies zur Taufe gebraucht wird und weil es alle Unreinlichkeiten abwäscht.

Die Witzworte des Speichelleckers Montmaur, die uns zum Theil Sallengre in seinen biographischen Denkwürdigkeiten aufbewahrt hat, sind oft ebenso treffend als beißend. Hatte er doch die vorzüglichern Schriftsteller des Alterthums gelesen und bei einem lebhaften Geiste und gutem Gedächtnisse die Gabe, die merkwürdigen Züge und passenden Stellen, die er in ihnen gefunden, glücklich anzuwenden. Als er einst beim Kanzler Seguier zu Mittag speiste, ward er beim Aufstehen von der Tafel mit Brühe begossen. „Summum jus, summa injuria!" sagte Montmaur, den Kanzler anblickend, weil er glaubte, daß der Scherz von ihm herrühre. Bei einer andern Mahlzeit wollte er eben den Flügel eines gebratenen Huhns verspeisen, als ihm der Diener den Teller unter den Händen wegzog. Er klopfte diesen sofort mit dem Messerhefte auf die Finger und sagte verweisend zu ihm: „Apprenez à lire, mon ami, et ne prenez pas les ailes (L) pour des os (O). Einst wurde bei Tafel erzählt, die griechischen Aerzte meinten, man müsse des Mittags eine leichte, zu Nacht aber eine kräftigere Mahlzeit zu sich nehmen; die Araber dagegen wären der Ansicht, daß das Nachtessen leicht, das Mittagsmahl aber stärker sein müsse. „Wenn dem so ist", erwiderte Montmaur, „dann halte ich es des Mittags mit den Arabern, des Nachts aber mit den Griechen." 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 120. — 30. April 1835.

Auswanderung nach Amerika.

Dieser Gegenstand ist auch in unsern Bl. mehrmal aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet worden. Mit der Zunahme des Uebels — wie es Vielen erscheint — wächst auch die Zahl der Schriften darüber, bald rathgebend, bald abmahnend und warnend. Praktischen Werth haben nur die aus eigner Kunde und Beobachtung geschöpften Darstellungen amerikanischer Zustände, zur Leitung der Auswanderer, unter welchen wir Bromme's Schriften, einiger abholden und befangenen Urtheile ungeachtet, einen besondern Werth beilegen. Bücher, die blos aus allgemeinen Gründen die Frage erörtern oder darüber absprechen, ohne auf erwiesene Thatsachen und auf bewährte Anschauungen sich zu stützen, werden gegen die Auswanderungslust, die in Deutschland wie in Großbritannien aus den obwaltenden Zuständen unvermeidlich hervorgeht, wenig wirken. Zu dieser Classe gehört auch: Amerika und die Auswanderung dahin. Zum Bedenken des Bedenklichen für Amerikaner (?) und Deutsche. In Briefen an einen Freund von einem Weimaraner. Leipzig, Steinacker. 1834. Gr. 8. 10 Gr.

Der Verfasser, vermuthlich ein Geistlicher, ist gewiß recht wohlmeinend, recht patriotisch, und manche gute Bemerkung würde Eindruck auf unbesonnene Auswanderer machen, wenn nicht ein breiter Redefluß, wozu die Briefform verleitete, und oft ein leerer Wortschwall das Lesen dieser Blätter unerfreulich machte, und nur zu häufig der Mangel genauer Kunde auffallend hervorträte. Auf falsche Vordersätze werden hohle Hypothesen gebaut. Die Gründe, die der Verf. seinem auswanderungslustigen Freunde unterlegt — dessen Verhältnissen er mit großem Ungeschick eine solche Besonderheit gegeben hat, daß sie selten anwendbar sein möchten — laufen auf Folgendes hinaus. Nur wer blos nach dem Irdischen und Materiellen trachtet, wird sich vielleicht nicht nach der Heimat zurücksehnen; wer aber seinem Geistigen die Macht und das Ansehen über alles Irdische zu geben von Jugend an strebte und mit vorherrschender Sehnsucht nach diesem Geistigen nach Amerika wandert, wird sich nur dann glücklich fühlen, wenn er gleich jenen Bauern und Pachtern über dem Irdischen das Geistige ganz vergißt. Dies ist eigentlich, wie wir hören werden, der Angelpunkt, um welchen sich Alles bei dem Verf. dreht. Das größte Opfer, fährt er fort, sei die Aufopferung des Vaterlandes. Noch mehr als die physische Natur halte die Sprache des Vaterlandes an dem Lande fest. Amerika habe für Einwanderer keinen Geist, denn es habe keine Sprache. Seine Sprache sei mit den Urbewohnern in die Wälder zurückgedrängt worden und werde hier nur noch als roher Laut der rohen physischen Natur vernommen. Diese wunderlichen Worte geben beiläufig einen Beweis, wie der Verf. oft ohne Sachkenntniß spricht. Die gelehrten Forschungen Du Ponceau's über die Indianersprachen mögen ihm Belehrung geben. Amerika sei bei all seinen sonstigen äußern Vorzügen für den Geist doch nur eine rohe ungebildete Natur. Mit der Nation (den Indianern) ging der Nationalgeist, die Nationalsprache verloren und wanderte mit jener in die Wälder. Aus dem Allerlei, das sich hier zusammengefunden, könne nie eine Nation mit nationalem Geist, nationalen Sitten werden. Der Deutsche, dessen Nation eine solche sei, „in welcher das Ideale, das in ihrem Grundwesen Vorhandene zu Grundzwecken ihres Strebens" werde, müsse sich in jedem Lande, wie viel Ausgezeichnetes es habe, doch nur unglücklich fühlen, besonders in Amerika. Hier gebe es keine Nationalcultur, keine Nationalliteratur, keine Nationalkunst, keine Nationalinstitute, keine Nationalintelligenz. In dem „an allen Hülfsmitteln armen Amerika" soll es keine tüchtige, mit allseitiger Kraft in das innere geistige Leben hineinwirkende Menschen- und Nationalerziehung geben. Wir wissen sehr wohl, wie viel den höhern Lehranstalten in den Vereinigten Staaten bei allen Verbesserungen in neuern Zeiten noch fehlt; aber von der ausgezeichneten Sorgfalt, die der Volkserziehung fast in allen Staaten des Bundes, besonders in den ältern, gewidmet wird, scheint der Verf. nichts zu wissen. Der Artikel Vereinigte Staaten im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" enthält ziemlich vollständige Nachrichten über diesen Zweig der Volksbildung. Hätte der Verf. sich unbefangen in den Quellen umgesehen, so würde er nicht den wunderlichen Ausspruch thun, die geistige Bildung Amerikas „werde ewig eine mangelhafte bleiben, darum, weil sie schon in ihrem Anfange eine naturwidrige sei" (S. 37).

Auch die religiöse und bürgerliche Freiheit — sagt er weiter — könne Niemand nach Amerika ziehen. Aber wie erscheint ihm die religiöse Freiheit? „Als Unabhängigkeit

von allem Religiösen, als Indifferentismus, Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse" (S. 41). Es sollte doch nun wol bekannt genug sein, daß trotz dem verfassungsmäßigen Grundsatze, der dem Staate jeden Einfluß auf die Angelegenheiten der Glaubensparteien verbietet, viel religiöser Sinn in Amerika herrscht und das kirchliche Leben sich frei entwickelt hat. In die Angelegenheiten der Kirche darf sich die Staatsgewalt nicht mischen; aber daß für die Beförderung des religiösen Elements gesorgt wird, geht auch schon daraus hervor, daß bei neuen Ansiedelungen überall Landesantheile für Kirche und Schule zurückbehalten werden. In den entlegensten westlichen Ansiedelungen, wohin die Hülfsmittel religiöser Bildung nicht so rasch folgen konnten, als die Wanderer vorrückten, herrscht allerdings noch Indifferentismus, wiewol auch dort in der neuesten Zeit durch die Thätigkeit von Privatpersonen der höhern Bildung der Weg bereitet worden ist. Ebenso sonderbar lautet es, wenn der Verf. sagt, daß man darum dort nichts von Rationalismus und Supernaturalismus höre, weil es noch keine Theologie, kein theologisches Wissen, keine theologischen Institute gebe. Ohne einzugehen in die Frage, ob man jene dogmatischen Richtungen in Amerika wirklich nicht kenne, leugnen wir zwar nicht, daß wissenschaftliche Theologie dort noch nicht zu hoher Ausbildung gelangt ist und darin zum Theil die Fortdauer des Sektenwesens, dessen Ursprung in der Einwanderung verschiedener Glaubensparteien aus England zu suchen ist, ihren Grund hat; aber wer über diese Dinge schreiben will, sollte doch wissen, daß außer der neuesten und besten Anstalt zu Andover noch viele theologische Lehranstalten bestehen. Uebrigens gibt es besonders unter den Unitariern, neben dem geistreichen Channing, ausgezeichnete Theologen und Prediger, die zahlreiche Zuhörer haben, obgleich dies der Verf. dem „Indifferentismus gegen alles Religiöse" gar nicht zutrauen will. Nur bei seiner irrigen Ansicht von diesen Verhältnissen kann er fragen: „Was soll aus solchen Menschen, was soll aus einem Staate mit solchen Staatsbürgern werden? Wird derselbe, weil ihm die sittlich-religiöse Geistesmacht fehlt, diese Bürger wol anders auch nur in äußerer Ordnung erhalten können, als durch das Schwert des Despotismus?" Die politisch-bürgerliche Freiheit Amerikas ist nach dem Verf. ein „eben solcher Wildling" als die religiöse; sie könne ebenso leicht als diese „ein alle Gesetze verachtender Wildfang" werden. Die Verfassung Amerikas sei keine solche, die mit ihrem ihr ganzes Wesen durchdringenden Geiste fähig sei, jedem Einzelnen möglich zu machen, Menschenwürde zu erlangen. Ihr eigentliches Wesen und Wirken bestehe vorzüglich in äußerer Beaufsichtigung, „damit die Willkür in dem Sichselbstleben eines Jeden sich nicht zu offenbarem Nachtheil aller Andern im Aeußern verliere". Der Verf. will in Amerika keinen Freistaat erkennen, weil in seinem innern Princip und in der Form seiner äußern Verfassung die Menschenwürde nicht anerkannt ist. Die Verfassung Amerikas sei in ihrer Anomalie nur fähig, jenen Egoismus, jene Selbstsucht auszubilden, welche „jeden Demokraten, jeden nur in der Einheit des gesammten Volkes herrschen wollenden Bürger leicht zu einem das ganze Volk in der Einheit seines eignen Willens beherrschenden" macht. Amerika bleibe nichts Anderes übrig, als „zur Bändigung der wachsenden materialistischen Macht" eine andere stärkere von gleichen Eigenthümlichkeiten zu errichten, d. h. es werde die Freiheit an Ketten legen durch Policeidiener, durch stehende, in allen Bezirken ausgebreitete Armeen (da wird die jetzige stehende Armee von 6000 Mann noch mächtig anwachsen müssen), durch angelegte Festungen den Misbrauch derselben zu verhüten haben. Der amerikanische Geist werde unter die Riesenherrschaft der Materie verfallen, die nicht eher aufhören könne, bis „der aus seinem Innern herausgewachsene Geist" die Ketten selbst zerreiße und die wahre Freiheit gewinne.

Doch wir sind es müde, auf diese leeren Grübeleien weiter hinzudeuten, die wir nur darum näher berührt haben, weil sie das Echo vieler Stimmen sind. Der Verf. sieht in der Zukunft Amerikas nur blutige Revolutionen, Aristokratismus, aus dem Kampfe siegreich sich erhebend, bis es Einzelnen gelingt, sich zu Protoaristokraten, zu Alleinherrschern zu machen, die Einzelstaaten sich trennen und, einen Monarchen an ihrer Spitze, für sich bestehende Reiche bilden. Wir wollen uns nicht vermessen, Amerika ein Horoskop zu stellen; aber obgleich wir Veränderungen in der Gesammtverfassung und in dem Verhältnisse der Einzelstaaten zur Union für wahrscheinlich halten, so deutet doch gewiß weder die Volksstimmung noch der Zustand der Staatseinrichtungen auf einen so nahen Uebergang zum Monarchismus, als der Weimaraner den Amerikanern vorträumt. Seit 50 Jahren hat sich allerdings Vieles in der Verfassung überlebt, und bei dem wunderbaren Wachsthum des Staats in jenem Zeitraum passen nicht mehr alle Formen seiner Jugendjahre; aber wir sind überzeugt, daß die bevorstehenden Entwickelungen den Geist der unzerstörbaren Freiheit nicht verleugnen werden, der noch in allen Pulsen des Riesenkörpers lebt. Sagt der Verf., Amerika könne furchtbaren Kämpfen nur dadurch entgehen, daß es, seinem Princip gemäß, jedem zur Selbständigkeit gelangten Einzelstaate gestatte, sich frei zu constituiren, so klingt dies sonderbar, und er scheint nicht zu wissen, daß es auch bis jetzt jedem Staate frei gestanden hat, seine Verfassung zu bilden, seine constitutionnellen Formen zu ändern, wie dies früher und in der neuesten Zeit geschehen ist; nur die Fortdauer des Föderalbandes, des Princips der Union, darf nicht gefährdet werden. Wir hätten manche Gelegenheit finden können, das unlogische Verfahren des Verf. zu bezeichnen. Nur eines. Aus dem Reiseberichte des Herzogs Bernhard von Weimar soll hervorgehen, daß die Intelligenz der Amerikaner grade in den allerwichtigsten Dingen und Angelegenheiten des Lebens nicht sehr groß sei. Und warum? Weil in dem Bericht von den Unterhaltungen der Amerikaner mit dem „geistreichen" Herzog blos das Allgemeine berührt werde, weil Niemand sich über das Mitgetheilte geistreich mitgetheilt habe! Der Verf. gehört übrigens zu Denjenigen, die viel davon erwarten, wenn sich deutsche Auswanderer

in einem eignen Gebiet, z. B. in Illinois (keineswegs ein durchaus gesundes Land, weit günstiger bekanntlich Michigan) anbauen, und er meint, ein solches Deutschland mitten in Amerika würde Wunder thun. Wir nicht. Kurz, was ein geistreicher Amerikaner gesagt hat, daß Ausländer Amerika nicht begreifen können oder nicht begreifen wollen, hat sich uns auch bei dieser Schrift wieder bestätigt, wie bei so vielen andern, ohne von dem Buche der ekeln Frau Trollope zu reden, die hysterische Anfälle bekommt, wenn ein Amerikaner speit oder die Beine länger ausstreckt, als es der zimperlichen Frau gefällt. Bücher wie die „Transatlantischen Reiseskizzen" *), die keine Schattenseite verdecken, während sie der großen Lichtseiten mit gerechter Heimatliebe sich freuen, sind seltene Erscheinungen. 7.

*) Vgl. hierüber Nr. 339 u. 340 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Aus den Papieren eines Hingerichteten. Herausgegeben von Adolf Glaßbrenner. Leipzig, Vetter und Rostosky. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist zu bedauern, daß die deutsche Literatur immer mehr Werke dieser Art aufzuweisen bekommt, welche weder Kritik noch Poesie, noch Kenntnisse, noch Witz und Humor, oder überhaupt irgend einen empfehlenswerthen Inhalt zeigen. Obwol diese unselige Tendenz von Heine und Börne ausgeht, so würden doch diese Beiden selbst über die Tiefe erröthen, in welche ihre unglücklichen Nachfolger gesunken sind. Noch mehr ist es zu beklagen, daß ein Autor dieser Art der Redacteur einer Zeitschrift sein konnte, und daß solche Geistesfrüchte noch ein Publicum finden. Dieses Werk, welches den Rest des Manuscripts jener untersagten Zeitschrift zu Tage fördert, rechtfertigt den Staatsmann, der sie verbot, auf das Vollkommenste, und wären wir der Staatsmann gewesen, und der Autor hätte uns entgegnet: „Mais il faut que je vive!" so würden wir ihm mit jenem französischen Minister haben antworten müssen: „Je n'en vois pas la nécessité." Wir werfen, und mit Recht, den Franzosen die Ausschweifungen ihrer neuern Literatur vor, aber dergleichen wird doch in Frankreich nicht geschrieben, wenigstens nicht gedruckt, die Werke der Franzosen haben doch noch einen Stoff, hier aber glauben wir einen unerzogenen Schüler vor uns zu sehen, der seine Streiche in die Luft führt, rechts und links um sich haut und auf jeden Busch klopft, der ihm in den Weg kommt, um nur einen Gegenstand für die innere Leere seines Geistes zu finden. Doch, Producte wie dieses sind genug sich selbst zu richten und lassen keine weitere Kritik zu, wir waschen daher unsere Hände darüber, berühren es nicht weiter und geben dem Leser nur einige Auszüge; zur Erläuterung diene noch, daß „der Hingerichtete" die untersagte Zeitschrift „Don Quixote" ist, und daß wir hier die Hefen des übriggebliebenen Tranks, in verschiedenen Aufsätzen, erhalten.

„Meine Reise nach dem Harz." „Wir gingen nach dem Gasthofe zurück, bestellten das Mittagsbrot auf unser Zimmer hinauf und schäkerten mit Jettchen. Jettchen war die Kellnerin. Unter allen Frauenzimmern der Welt habe ich die hübschen Kellnerinnen am liebsten, ausgenommen die übrigen hübschen Frauenzimmer. Schäkern ist ein sehr decentes Wort, hinter dem aber oft Vieles stecken kann; genug, ich schäkerte mit Jettchen und fand sie sehr liebenswürdig und gutmüthig.. Sie hatte bereits das Leben von jeder Seite und in allen Lagen kennen gelernt, denn sie war ungefähr 18 Jahr alt oder älter. Sie war aus Magdeburg gebürtig und folglich eine Magdeburgerin.

Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.

Mein Liebchen sitzt zu Hause
Und denkt wol jetzt an mich;
Sie liebt nur einen Jüngling,
Nur einen, der bin ich.

Ich sitze hier im Gasthof,
Bin meiner Liebsten treu;
Und ob ich's stets gewesen,
Das ist ganz einerlei.

Die Treu logirt im Herzen,
Nur dort logirt die Treu';
Daher bleibt wol am längsten
Das Herz der Liebsten treu.

Der Extrapostillion hatte soeben sein altes Trara, Trara, Trara! beendigt; ich küßte noch einmal meine jetzliche Kellnerin auf die glühende Stirn, drückte ihr noch einmal die lilienbraune Hand — und fuhr mit meinem Freunde über alle Berge, insofern solche nämlich zwischen Magdeburg und Egeln vorhanden wären."

„Von hier machten wir die Reise zu Fuße, oder wie der Deutsche sagt: per pedes! O wäre ich nie auf diesen unglückseligen Gedanken gekommen. Gottschalk, das werde ich dir nie vergessen, so lange ich Hühneraugen habe! Du sagst in deinem Werke über den Harz, man müsse, um alle Schönheiten desselben zu genießen, ihn zu Fuß bereisen, und weil ich ihn zu Fuß bereiste, habe ich alle Schönheiten desselben nicht genossen. Nicht nur die grenzenlose Anstrengung, das Ränzelchen von so und so viel Pfündchen auf dem Bückelchen, die schlechten steinigen Wege u. s. w."

Hier noch ein Gedicht zur Probe:

Seufzer.

Ich ging mit ihr spazieren
Am spiegelhellen Bach,
Wir liebten uns sehr zärtlich,
Und seufzten O und Ach.

Wir haben uns geheirath't,
Und geh'n nicht mehr am Bach;
Wir sitzen in der Stube,
Und seufzen O und Ach!

„Der Mensch und seine Vorzüge, Humoreske" enthält unter Anderm Folgendes: „Wenn ein Pferd Wasser trinken will, so wird's ihm gepumpt; wenn der Mensch aber in eine Weinhandlung geht, so wird ihm zuweilen nichts gepumpt. Dem Ochsen zieht man das Fell über die Ohren, wenn er todt ist, dem Menschen aber schon bei Lebzeiten u. s. w."

„Jetzt fasse ich die Menschen bei der Nase und behaupte, diese ist ganz überflüssig — ja höchst unvortheilhaft. Wir bekommen ja im Leben so oft Nasen und müssen noch öfter mit einer langen abziehen, wenn wir nicht jedem um die Nase, d. h. um den Berg gehen wollen. Da die Damen sich immer und ewig putzen, so putzen sie sich sogar die Nase, und da bei ihnen nur das Fremde Werth hat, so haben sie sich auch römische und griechische Nasen angeschafft, obschon sie „die Alten" nicht lieben. So lange die Damen jung und schön sind, tragen sie das Näschen sehr hoch und führen Einen bei der Nase herum, dafür müssen sie aber auch oft über die Nase sehen und bleiben sitzen. Aber mein Himmel! ich quetsche so viel Wortwitze mit der Nase hervor, daß man mich bald für einen Nasenquetscher halten wird; ich will deshalb den Mund halten und von ihm sprechen. Der Mund ist zum Küssen, nebenbei auch zum Sprechen und Schreien. Wie viel vortheilhafter sind in dieser Hinsicht wieder die meisten Thiere begabt? Statt eines Mundes haben sie Maul, Schnauze oder Rachen und muß die Wollust nicht viel größer sein, wenn Rachen und Rachen sich zu einem Kusse vereinen, als Mund und Mund!"

„Da ich schon eine ganze Spanne an dem Menschen heruntergekommen bin, so springe ich über das Kinn weg und setze mich direct auf den Hals. Nun werden zwar die halsstarrigen

Damen sagen: gehen Sie mir vom Halse, aber ich thu's nicht, und wenn es mich den Hals kosten sollte. Ich bleibe so lange sitzen, bis ich mich in die Brust werfe, und nachdem ich noch Manches übergehe, auf die Knie falle — und um Vergebung bitte."

Das Publicum vergebe die Aufzählung dieser Gemeinheiten, aber es gibt Dinge, die durch nichts gestraft werden als durch sich selbst. 139.

Erinnerungen aus dem Leben des königl. preuß. Generallieutenants Freiherrn von Günther; verfaßt von H. von Boyen. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 8. 12 Gr.

In diesen wenigen Blättern wird uns das öffentliche und Privatleben eines Mannes vorgeführt, der unter andern Verhältnissen wol in der Geschichte seines Vaterlandes einen bedeutenden Platz eingenommen haben würde, der aber jetzt wol kaum noch mehr in dem Heere, in welchem er ein halbes Jahrhundert gedient, gekannt ist.

Der General Günther war der Sohn eines Feldpredigers und 1736 zu Ruppin geboren. Früh verlor er seinen Vater und wurde von seiner Mutter zu dem geistlichen Stande bestimmt. Doch fühlte er bei dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs in sich den Beruf zum Militairstande und trat unter einem Bürgerlichen damals sehr ungünstigen Verhältnissen in das preußische Heer. Er wurde erst bei dem Commissariat, dann bei einem Freibataillon und 1762 als Adjutant bei dem Regimente des Generals Bawr angestellt, der ihn zu seinem Adjutanten ernannte. Hier mochte wol sein Verdienst bekannt geworden sein; denn wir sehen ihn am Ende des Kriegs schon als Stabsrittmeister eines Kürassierregiments und 1775 als Major. Im Jahre 1788 ernannte ihn Friedrich Wilhelm II. zum Chef des damaligen Bosniackenregiments und 1789 zum Generalmajor.

Hier befand sich Günther schon in einem Wirkungskreise, in welchem seine Thätigkeit und seine Talente sich freier entwickeln konnten. Jene war außerordentlich und diese zeigten sich namentlich in der Vorbereitung und Bildung seines Regiments zu dessen wahrer Bestimmung — dem Kriege. Der Militair muß es bedauern, daß Das, was Günther in diesem Kreise geleistet hat, von dem Verf. nur in wenigen flüchtigen Umrissen angegeben worden ist. Er könnte wol in einer Zeit langen Friedens, in welcher des Unnützen so Manches getrieben wird, auch jetzt noch Einiges daraus lernen. Besäßen wir, für viele ziemlich werth- und wenigstens zwecklose Schriften über Strategie und höhere Kriegswissenschaften, eine Geschichte der Heerbildung, welche grade die so wichtigen Einzelnheiten anzuführen nicht verschmähte, so würde in derselben das anspruchslose Wirken auch eines Anführers mittlern Ranges, wenn es nur, wie es bei dem General Günther der Fall war, mit Geist auf den eigentlichen Zweck gerichtet war, in derselben wol einen Platz verdienen. Jetzt verschlingt aber das Große und Allgemeine die Theilnahme an dem Kleinen und Besondern, ohne welches doch jenes Große und Allgemeine nicht bestehen kann.

Günther's kriegerische Talente zeigten sich besonders 1794, wo er mit einer Handvoll in einen Cordon aufgelöster Truppen zwischen der Narew und der preußischen Grenze den zwar ungeregelten, aber weit überlegenen, mit Begeisterung beseelten und im Ganzen nicht ungeschickt geführten polnischen Conföderirten die Spitze bot und Kühnheit des Angriffs mit Besonnenheit der Vertheidigung geschickt zu verbinden wußte. Unerhört sind seine persönlichen, körperlichen und geistigen Anstrengungen und Leistungen, wenn man dazu noch die ihm gewordene, kaum glaubliche Aufgabe rechnet, ohne Commissariat und Magazine und ohne alle Unterstützung von Seiten der geflüchteten oder kraftlosen Behörden, die Verwaltung des Landes und die Verpflegung seines kleinen Corps speciell zu leiten. Es ist hier wieder die Kürze der Darstellung zu bedauern, welche dem Verf. nicht gestattete, uns ein genaues Bild dieser dem Offiziere leichter Truppen so besonders lehrreichen Operationen zu übergeben.

Die ausgezeichneten Talente Günther's, wenn sie sich auch keines weiten Spielraums erfreuten, blieben jedoch nicht unbeachtet und es wurde ihm gegen das Ende des Krieges das Commando der Truppen des rechten Weichselufers übergeben. Nach dem Kriege erhielt er sogar die provisorische Leitung und Organisation der Justiz und der Verwaltung in der Provinz Neuostpreußen, in welcher Stellung er ebenso viele Umsicht, Thätigkeit als Uneigennützigkeit und Humanität bewies.

Nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs wurde ihm die Umwandelung des Bosniakenregiments und des Tatarenpulks in Towarczys, in die der kleine polnische Adel eintrat, übergeben und er bewährte auch hier seine Talente für Militair- und Civilverwaltung, mit welcher letztern, bei der damaligen Cantonsverfassung, das ihm übertragene Geschäft in einer erst erworbenen und keineswegs günstig gestimmten Provinz nahe zusammenhing.

Im Jahre 1803 fand ihn sein Adjutant, der ihn zu dem Exerciren seines Regiments abholen wollte, todt am Arbeitstische!

Günther's kriegerische Talente bedurften nur eines weitern und freiern Spielraumes und einer andern Zeit, um zu glänzen. Er verband mit ihnen eine reiche Bildung und ungemeine Thätigkeit. Strenge Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, Mäßigkeit und seltene Bescheidenheit gaben seinem Charakter einen hohen sittlichen Werth.

Der Verf., früher Adjutant des Generals, hat das Verdienst sich erworben, einen Mann, den wir ohne Bedenken den Worthies des preußischen Heeres zugesellen, der Vergessenheit entrissen zu haben, und dadurch noch überdies einen Beweis von Pietät gegen seinen ehemaligen Vorgesetzten gegeben, wie er in der jetzigen Zeit eine ebenso seltene als wohlthuende Erscheinung ist. Die Darstellung ist so edel als die Gesinnung, aus der sie geflossen, wenn wir ihr auch etwas weniger rednerischen und dichterischen Schmuck gewünscht hätten. 40.

Notizen.

Von Thomas a Kempis' „De imitatione Christi" ist eine neue, höchst elegante französische Ausgabe erschienen, welcher eine Reihe religiös-moralischer Sentenzen und Betrachtungen von Bossuet, Fléchier, Massillon, Fénélon u. s. w. als Anhang beigegeben ist.

Innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren haben 14 pariser Theater nach und nach fallirt. Das neuerdings durch Brandunglück heimgesuchte Gaîté war eins der wenigen, welche sich in dieser theatergefährlichen Epoche behaupteten.

Siebecker, Capitain in der französischen Armee, wird nächstens eine von ihm gemachte Erfindung veröffentlichen, mittels welcher ein Corps Soldaten ohne alle Transportmittel und Zeitaufenthalt, blos mit Hülfe seiner Waffen, über den breitesten Fluß setzen kann. Eine gewiß sehr nützliche Erfindung, wenn sie so leicht in Scene zu setzen ist, wie der Erfinder behauptet.

Die pariser Loge Trinité eröffnet ein Erziehungsinstitut für Freimaurerwaisen. In London bestehen bereits ähnliche Institute, in welchen über 4000 vaterlose Kinder erzogen werden.

Die Subscribenten von Defauconpret's Uebersetzung der sämmtlichen Werke Walter Scott's, deren Anzahl bereits auf 15,000 gestiegen sein soll, haben die Herausgeber veranlaßt, eine gleiche Ausgabe von Cooper zu veranstalten, von welcher auch bereits die erste Lieferung erschienen ist. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 121. — 1. Mai 1835.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Panorama von München. Von A. Lewald. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1835. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Seit einer Reihe von Jahren ist es herrschende Mode geworden, sich in Büchern wie in öffentlichen Blättern in ein überschwengliches Lob in Beziehung auf die in München zu Tage geförderten Schöpfungen der Kunst zu ergießen, und selbst ein geistreicher Franzose, St.-Mari-Girardin, den seine flüchtige Reise durch Deutschland nach jener Stadt führte, trug durch eine glänzende Schilderung der dort neu entstandenen Kunstwerke nicht wenig dazu bei, auch im Auslande jener enthusiastischen Bewunderung des wie durch einen Zauberschlag geweckten Kunstlebens mehr oder weniger Anhänger zu verschaffen. Bescheidenen Tadel gegen einzelne Richtungen dieses Strebens zu erheben, oder im Widerspruche mit jener blinden, im augenblicklichen Genusse schwelgenden Kunstliebe stehende Ansichten laut werden zu lassen, galt in den Augen sowol der Eingeborenen wie der aus der Fremde zur Förderung der Kunst Herbeigezogenen, mindestens für unverzeihliche Indolenz, wenn nicht für böswillige Verunglimpfung alles Schönen und Herrlichen, was dort die Augen des staunenden Bewunderers überrascht. Alle andere für unsere Zeit so hochwichtigen Angelegenheiten, wie Wissenschaften, Volksbildung, Beförderung des industriellen Wohlstandes der untern Classen u. s. w. wurden von jenen Enthusiasten entweder gänzlich unbeachtet gelassen oder doch nur einer sehr zweideutigen Aufmerksamkeit gewürdigt. Wie konnte es daher anders kommen, als daß das übrige Deutschland, für welches jene Berichte zunächst berechnet waren, sich die wunderlichsten Begriffe über das in München bereits Geschehene oder Vorbereitete bilden mußte, und der von allezeit fertigen Schmeichlern jener Stadt beigelegte hochtrabende Name von Neu-Athen, der freilich durch das aus seiner Asche sich verjüngende Griechenland etwas ins Gedränge kam, mußte die Erwartungen des Fremden nur höher steigern. Die Erscheinung eines Panoramas von München konnte demnach, wenn man sich die frühern Berichte und Beschreibungen vergegenwärtigte, nur gegründete Besorgniß erwecken, daß die Anzahl der sich im Lobe überbietenden Schriften dadurch noch vermehrt würde. Nicht ohne Freude gewannen wir daher bei Durchlesung desselben die Ueberzeugung, daß wir hier einen zwar für alles Schöne empfänglichen, aber im Ausdrucke des Lobes wie des Tadels gleich besonnenen und umsichtigen Beobachter vor uns fänden, der sich durch einen Aufenthalt von fünf Jahren zu zwei verschiedenen Perioden in den Stand gesetzt sah, auch die übrigen bisher ziemlich vernachlässigten Seiten des münchner Lebens näher kennen zu lernen und dabei eine Stellung in den bürgerlichen Verhältnissen einnahm, welche ihn nicht durch hemmende Rücksichten das wirklich Tadelnswerthe zu verschweigen nöthigte. Ref., welcher fast einen gleichen Zeitraum zum Theil mit dem Verf. des „Panorama" in München verlebte, glaubt sich zu dem Urtheile berechtigt, daß die Bemerkungen desselben über das gesellschaftliche Leben und die verschiedenen Stände, sowie über das literarische und künstlerische Treiben im Ganzen treffend und wahr sind, ebenso weit von gehässiger Entstellung wie von blinder Vorliebe entfernt; eins aber können wir nicht umhin unverhohlen zu rügen, daß nämlich der Verf. bei seinem ihn sonst richtig leitenden Takte nicht das Unschickliche, ja Verletzende gefühlt hat, welches darin liegt, Privatcirkel allgemein geachteter Männer vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, und daß er die Artigkeit gegen eine Dame, die nun den höhern Ständen angehört, so weit vergessen konnte, ihre äußere Erscheinung als die einer ehemaligen Schauspielerin zu bezeichnen, eine in dem Munde des Verf. um so seltsamer klingende Bemerkung, als er früher selbst die-

sem Stande angehörte. Indem wir uns nun zu dem Buche selbst wenden, um den Leser mit Dem bekannt zu machen, was er in diesem Rundgemälde von München zu erwarten hat, halten wir es für nöthig, den Verf. den Standpunkt bezeichnen zu lassen, den er für die Aufnahme seines Bildes gewählt hat:

Mein Standpunkt ist der der vollkommensten Unabhängigkeit; mein freier Blick überschaute große und kleine Städte; jahrelang übte ich mich darin, das Eigenthümliche und Charakteristische einer jeden aufzufinden und treu zu schildern. Meine Zuneigung begeisterte mich wol nicht so überschwenglich, wie es vielleicht Manche gewünscht, aber meine Abneigung verleitete mich auch nicht zu Ungerechtigkeiten. Das Härteste glaube ich über Münchens gesellschaftliche Formen gesagt zu haben; es ist aber deßungeachtet wahr, und jeder Fremde, der länger dort verweilte, stimmt gewiß meinem Urtheile bei. Als das Anziehendste erschien mir stets in München das Volksthümliche, das sich in größerer Reinheit bis jetzt dort erhalten hat als in irgend einer andern der bedeutendern Städte Deutschlands. Nichts, was München aufgedrungen werden könnte, wird ihm in den Augen sinniger Fremden jene verlorenen Reize ersetzen können. Mein Panorama wollte ich am hellen Mittage skizziren und bin daher bestrebt gewesen, Alles recht klar und deutlich sehen zu lassen auf die Gefahr hin, so manchen schönen Effect zu verlieren. Man schelte meine Arbeit nicht unvollständig, weil Vieles nicht erwähnt wurde, was in München Aufmerksamkeit verdient; ich versprach keine Gelehrten- und Künstlergalerie; ich wollte einen Blick in münchner Zustände werfen lassen, und hierzu benutzte ich nur solche Persönlichkeiten, die sie mir erklären halfen und sich mir mit leichter Mühe darboten.

Wir glauben, durch diese wenigen Worte des Verf. über den Zweck und Umfang seines Gemäldes etwaige Einsprüche beseitigt zu haben, die über das Zuviel oder Zuwenig, was hier dargeboten wird, sich erheben könnten, indem es dem Verf. nicht darum zu thun war, die vorhandenen statistisch-historischen Beschreibungen mit einer neuen zu vermehren, sondern die lebendigen Eindrücke, die sowol der Umgang mit den Menschen der verschiedenen Stände als der unmittelbare Genuß so vieler herrlichen Kunstschätze in ihm erzeugten, in der bei allen civilisirten Nationen jetzt so sehr beliebt gewordenen Manier von Skizzen wiederzugeben. Es dürfte dem Ref. schwer werden, den reichen in zwei Bände zusammengedrängten Inhalt des Buches in dem beschränkten Rahmen einer beurtheilenden Anzeige zur vollen Anschauung zu bringen, und er muß sich wol damit begnügen, nach einer Aufzählung der einzelnen Skizzen über die interessantesten derselben einige Bemerkungen, wozu ihm sein langjähriger Aufenthalt in München hinlänglichen Stoff bot, hinzuzufügen. Nachdem uns der Verf. den Eindruck, den Münchens äußere Erscheinung auf den Fremden hervorbringt, kurz und treffend geschildert hat, versetzt er den Leser sogleich in den Mittelpunkt seines Panoramas und liefert in einer Reihe von Bildern: der Bürger, das Bier, die Gesellschaft, geschlossene Gesellschaften, Protzen, ein möglichst vollständiges Gemälde der verschiedenen Classen der Gesellschaft, die hier noch ein ursprünglicheres und eigenthümlicheres Gepräge als in andern Hauptstädten sich bewahrt haben, wozu unzweifelhaft jenes in München Alles beherrschende Princip, das Bier, nicht wenig beigetragen hat; ohne Berücksichtigung dieses letztern dürften sich viele Erscheinungen des hiesigen Lebens schwer oder gar nicht erklären lassen. Der münchner Bürger, der in neuester Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten durch seinen Patriotismus zu einer gewissen Celebrität gelangt ist, zeichnet sich vor Allem durch eine äußern Prunk verschmähende Einfachheit und Anspruchlosigkeit aus, die jedoch ebenso oft ihre Quelle in wahrer Bescheidenheit als in dem Mangel hat, sich dem Fremden gegenüber auf eine gefällige und ansprechende Weise geltend zu machen. In dem Bewußtsein wirklicher Vorzüge, die demselben nicht abgesprochen werden können und unter welche Ref. besonders eine gern Zutrauen schenkende Gutmüthigkeit, die von Fremden oft auf sehr unwürdige Weise misbraucht wurde, und eine bei wahrem Verdienste seltene Anspruchlosigkeit rechnet, findet es der münchner Bürger nicht der Mühe werth, sich auch bei Andern jene Anerkennung zu verschaffen, die ihm freilich bei größerer Geschmeidigkeit der äußern Formen nicht ausbleiben könnte.

Die münchner Frauen und Mädchen des Bürgerstandes zeigen allerdings im Vergleich mit jenen des übrigen, besonders des nördlichen Deutschlands einen Mangel an höherer Ausbildung des Geistes und Herzens, der bei dem Fremden anfänglich einen unangenehmen und störenden Eindruck hervorbringt; doch findet er sich bei näherer Bekanntschaft durch ihre ungezierte Natürlichkeit und ihren heitern Lebenssinn für jene fehlenden Eigenschaften zum Theil entschädigt. Ganz wahr äußert hierüber Lewald:

Die langaufgeschossenen, kränklich weißen, schmachtend-verschmachteten Schönen der Marschländer werden gar nicht angetroffen und Liebhaber einer sich selbst peinigenden Sentimentalität finden hier ihre Rechnung nicht. Ebenso frisch das Mädchen aussieht, ebenso frisch ist aber auch ihr Benehmen. Redet man sie freundlich an, so antwortet sie noch freundlicher; blickt man ihr offen ins Gesicht, so schlägt sie die schönen Augen nicht nieder; ergreift man ihre Hand, sie zieht sie nicht zurück. Ziererei, Pruderie und wie die tollen Verzerrungen des weiblichen Gemüthes heißen mögen, kennen diese Mädchen nicht, aber die muthwillige Grazie der Koketterie ist ihnen dennoch eigen und diese gestaltet die buntfarbigsten Nuancen des Umgangs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gräff, wie er leibt und lebt. Eine wahrhaftige Schulscene, aus den Papieren eines Erstkläßlers. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Steindruck. Frankfurt a. M., Körner. 1834. 8. 6 Gr. *)

Ein vortrefflicher Beitrag zu unserer komischen Literatur und zugleich zur Kenntniß des deutschen Schulwesens. Aus dem thaten- und lehrreichen Leben eines alten, biedern und gutmüthigen frankfurter Schulmeisters, der noch in gutem Andenken lebt, wird hier eine einzige Stunde seines Schuldienstes dargestellt, so anschaulich, als ob man sie miterlebte. Das kleine Drama beginnt also: Die Schüler unterhalten sich über die Zeit, wenn der Gräff eintreffen wird; sie ergehen sich in Muthmaßungen, warum er wol heute länger ausbleibt; sie erzählen sich dann ihre jüngsten Heldenthaten, einige gerathen in Streit,

*) Vgl. über die zweite Auflage Nr. [illegible] d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

prügeln sich, es entsteht ein fürchterlicher Lärm — da tritt auf einmal der Gräff ein:

Ei wer sind denn die verfluchte, verdammte Teufel, die den höllischen Lärmen verführen?

Kettler. Der Kaiser hat mich geschlage, daß mersch gar net recht warn is.

Kaiser. Es is net wohr, Herr Gräff! — froge Se nor den Mohr.

Mohr. Ich waß von nicks, Herr Gräff.

Gräff. Wer hat denn den entsetzliche Staub gemacht?

Schwager. Ei, die Frau Helfrich hot widder net gekehrt.

Gräff. No, warum liegt denn der Tisch unnerschtdrewerscht?

Schwager. Des ane Baan (Bein) wackelt schon acht Dag.

Gräff. Un grad vor meiner Stund sollt's brechen? Ich mag's nicht untersuchen, denn es sinn Klagen eingelaufe, die wichtiger sind.

Rumpler. Herr Gräff, der Mercur scharrt an der Diehr.

Gräff. So mach ehm auf, Staches. Des Vieh beträgt sich besser wie mancher von euch.

Der Hund wird eingelassen und kauert sich nieder vor den Füßen seines Herrn. Kaum ist die Ruhe hergestellt, so bittet schon einer:

Stern. Ach, Herr Gräff, verzehle se was vom Gottlieb —

Gräff. Ja, euch Teufel verzehlt mer auch noch — und vorab dir schlechter Kerl. Du sellst ganz ruhig sein, und dich gar nicht muckse. Die Maus, die de dem Herr Candidat Märker in Hut gelegt hast, is noch net vergesse — wann de vielleicht auch die Briggel schon verjuckt hast. So is es mit dene Kletzer. Der Farrenschwanz, der uf euch Vieher en gute Eindruck macht, muß noch erfunne weern. Briggel, Ermahnung un gut Beispiel — Alles is vergewens. Wie oft hawich euch net schont ermahnt un gebete, Awends ruhig nach Hause zu gehn; awer demungeachtet laufe immer neue Klage ein. Gestern Awend sinn bei de Herrnhuber schont widder die Schelle abgriffe warn.

Mohr. Es sinn ja nor Kordele.

Gräff. Auch das is Eigenthum. Und der Frau Helfrich ihr unschuldiges Kätzchen ist diesen Morgen gemordet und verstümmelt im Floß gefunden worden.

Der Gräff läßt sich aus über die Grausamkeit, ein so unschuldiges Thier zu tödten. Da bemerkt der naseweise

Mohr. Was e Brieh iwer so e Katz!

Unterdessen kommt die Eigenthümerin der Katze, des Pedells Ehgemahlin, die Frau Helfrich; sie ist ganz außer sich und schimpft sich mit dem Kaiser herum, den sie für den Thäter hält.

Gräff. Jetzt steck's ein, Kaiser. Das sind immer die Folgen. Eins kommt aus dem Andern, und der Same des Bösen wächst, daß man darüber in Verwunderung geräth. Ein schlechter Bub tödtet die Katz, die Katz betrübt die Frau Helfrich, die Frau Helfrich tödtet uns die Zeit, und die getödtete Zeit tödtet unsere Kenntnisse. Und wer ist an Allem Schuld? Ein verfluchter, verdammter Teufel, der seinen Muthwillen nicht im Zaum halten konnte u. s. w.

Jetzt aber beginnt die Stunde.

Schäfer. Sie hawe gesacht, mer wollte heit rebbediern (repetiren).

Gräff. Sag emal, Kettler, was sinn die Säugthiere für Thiere?

Kettler. Wo der Mensch derzu geheert.

Gräff. O du Kalb Moses. Lorey, sag's emal dem Genie.

Lorey. Säugthiere (mammalia) haben rothes, warmes Blut, athmen durch Lungen, gebären lebendige Jungen und säugen sie.

Gräff. Gelhaar, du werscht mer doch kän Jandche wern wolle. Duh mer gleich den Verierbrief weg, oder er wird confiscirt. — Kettler, hast de's jetzt bedabbelt (begriffen), was die Säugethiere sinn?

Kettler. Säugthiere (amalia) —

Gräff. Was?

Kettler. Säugthiere (carnalia) haben weißes rothes Blut, gebären lewendige Eier und sinn größtentheils mit Schuppen bedeckt.

Gräff. Wart, ich will dich beschuppe — du lachst? Wahrhaftig des Vieh freut sich auch noch, daß es nicks weiß — des elende, verworfene Vieh.

Kettler. Ich weiß es ja — der Schlund hat mich irr gemacht.

Gräff. Du wagst, dich noch zu vertheidigen, du Stiernagel? — Marsch, vor die Thür.

Kettler. Ach, liewer Herr Gräff.

Gräff. Mein Lausbub, soll ich dersch zweimal sage? Draus bleibst de mer awer stehn. (Kettler ab.)

Gräff. Louis oder vielmehr Ludwig — dann e Deutscher braucht kän franzeesche Name — nenn mir einmal ein paar Hausthiere.

Louis. Die Wanz, die Katz, die Ratt, der Floh, die Schwalb.

Gräff. Du bist uf dem wahre Weg, e Ochs ze bleiwe — Mein, was liest dann der Henning?

Mohr. Den Rinaldo Rinaldini.

Henning. O du dumm Os.

Gräff. Bist du auch so e Romanehengst, Henning? Geb emal den Schinke her. No, da kann mer scheene Sache draus lerne. Wart, ich treib der die Romane aus! Steck dein Nas' in die Biwel, schlecht Gesicht.

Henning. Der Rübsame liest auch schon die ganz Stunn.

Rübsamen. Etsch, ich habb in der Biwel gelese.

Gräff. Awer du befolgst nicht, was de liest. Alles hat seine Zeit, steht auch in der heiligen Schrift, un die Naturbeschreibung un des Biwellese hawe se auch. Niemand kann zwei Herrn diene, un wer in der Biwel liest, der kann nicht Acht geben auf das, was hier vorgetragen wird. Leg er also das herrliche Buch weg, Rübsamen; er kann ja nach der Stunde desto fleißiger drin forsche.

Diehl (spricht zur Thür herein) Noster amicus K. me misit, te interrogatum, an hodie nobiscum Bornhemiam ire velis.

Gräff. Maximo gaudio propositum accipio. Schäfer, nenn mer emal e paar Hausthier.

Schäfer. Des Pferd, der Esel, der Ochs, der —

Gräff. Halt! alle gute Dinge sinn drei.

Mohr. Drei mal drei is Buwerecht.

Gräff. Was hat das Pferd für en Nutzen?

Lorey. Mer brauchts zum Reiten, zum Fahrn, zum Zackern, der Schinner zieht em des Fell ab, die englische Reiter mache Kunststicker mit, un die Perdszunge wern in der Meß als Rindszunge verkauft.

Gräff. Manche Nationen genießen auch das Fleisch dieses Thieres, z. B. die Kalmucken, bei denen es für eine große Delicateß gilt. Es soll einen süßlichen Geschmack haben; aber mich könnt's so wenig reizen, wie die Austern und Froschschenkel vornehmer Leute u. s. w.

Unterdessen kommen neue Ungezogenheiten an den Tag, der eine schnitzelt, der andere feilt und hämmert; dieser hebt Kärtchen aus, jener hängt dem Nachbar Kletten an. Nachdem er dem Unfuge gesteuert, unterrichtet der Gräff weiter in der Naturgeschichte; so fragt er denn auch unter Anderm, wie sich der Ochs vom Pferd unterscheidet.

Ahl. Durch die gespalte Huf, den brade Kopp —

Gräff. Nicht wahr, du wohnst uf der Bradegaß?

Ahl. Die Herner, den Schwanz —

Gräff. Der Pferdsschwanz ist in der Türkei eine Auszeichnung für verdiente Männer und der Farrenschwanz eine

Auszeichnung für schlechte Kerl. Wollte Gott, man hätte Pferd- und Farrenschwänze nicht mehr nöthig, denn so lang mer die Mensche noch zeichne und auszeichne muß, sinn se kän Vertel-Worscht werth. Bei der Worscht fällt mer noch ein Thier ein, das uns sehr nützlich is. Mohr, du kannst mersch nenne, dann du werscht doch e Schweinemetzker.

Mohr. Des Schwein.

Gräff. Wie heißt das Weibchen?

Alle. Die Muck.

Gräff. Und der Herr Gemahl.

Alle. Der Watz.

Gräff. Nicht auf einmal! das ist ja ein fürchterlicher Sauspecktagel. Wie heißt das junge Schwein?

Lorey. Ferkel.

Gräff. Wie noch mehr?

Mohr. Spansau, Spensau, Spinsau, Sponsau, Spnnsau.

Und so weiter. Unterdessen kommen abermals Ungezogenheiten an den Tag: der eine hat ein Groschenlädchen unter dem Arme, der andere einen Schinkenknochen mitgebracht. Nach der Entdeckung und Bestrafung setzt der Herr Gräff seinen Vortrag fort und erzählt viel vom Hunde, zumal von seinem treuen Mercur. Er wird dann hinausgerufen, und während er draußen ist, zanken sich einige Schüler. Helmsdorf will Ordnung halten, wird deshalb geschimpft und rächt sich dadurch, daß er die Femrichter der Katze dem hereintretenden Lehrer angibt. Es wird ein fürchterliches Strafgericht gehalten; der Pedell leiht sich den Farrenschwanz vom Gräff, weil die andern alle besetzt sind, und prügelt die Femrichter und auch jene, die sich kurz vorher etwas zu Schulden kommen ließen. Der Gräff zeigt darauf an, daß soeben der Feldschütz da gewesen sei, um Diejenigen auszuheben, die auf dem Galgenfelde Aepfel gestrenzt hätten, und kommt so auf das Stehlen zu sprechen:

Kaiser. Des war kaner von uns.

Gräff. Es sollte mich freuen; aber doch will ich euch bei der Gelegenheit warnen, je so was zu thun. Louis, wie heißt das siebente Gebot?

Louis. Du sollst nicht ehbrechen.

Gräff. Nein, du sollst nicht eher brechen, bis de die Erlaubniß dazu hast: du sollst nicht stehlen, Flegel.

Aber es ist heute, als ob alles Unglück zusammen kommen müßte. Der Herr Director tritt ein und beschwert sich in einer pathetischen Rede, daß des Herren Schöffen neu angestrichene Wand mit Figuren bemalt sei. Es bleibt aber diesmal bei der Drohung, und als er fortgeht, schreien alle: Adjeh, Herr Parrer.

Gräff. Ich had's euch schon so oft gesagt, ihr sollt Herr Schulrath sagen, awer demungeachtet kreischen die Teufel immer Herr Parrer.

Die Stunde neigt sich nun ihrem Ende. Herr Gräff gebietet Stille und erlaubt außerordentliche Fragen: Wer was Außerordentliches zu fragen hat, der kann's jetzt thun. Die muthwilligen Knaben unterlassen nicht von der erhaltenen Erlaubniß den unbeschränktesten Gebrauch zu machen.

Noch abermaligen Intermezzos ersuchen die Schüler den Herrn Gräff etwas zu erzählen, und er erzählt erst die bekannte Geschichte vom Rothschwänzchen und Reisbrei und dann, wie sie um etwas Fürchterliches bitten, eine Spukgeschichte. In tiefster Stille, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sitzen alle da. Jetzt rathet es selber, sagt aber der Gräff und geht hinaus.

Das ist nun einmal wieder ein Meisterstück, das lobt sich selbst; ein Büchelchen, das ganze Ballen Bücher aufwiegt, wenn es sich darum handelt, in dieser sauern und bittern Zeit einmal recht von Herzen zu lachen. Denn lachen muß man, wenn man noch etwas Jugendlichkeit bewahrt und sich seiner Jungenstreiche nicht zu schämen hat, und sich dann den biedern, launigen Gräff und seine lustigen, muthwilligen Buben denkt in ihren naiven, traulichen frankfurter Deutsch. 144.

Aus Italien.

Im ehrenvollsten Andenken bei den Kunstfreunden Italiens steht der Name Giuseppe Bossi, der noch jetzt die Klage des Vermissens hervorruft, obgleich der Mann nun schon seit 20 Jahren todt ist, der ihm solche Anerkennung verschaffte. Auch den Auswärtigen können daher die Angaben über sein Leben interessant sein, die wir der Rede des Secretairs der mailänder Kunstakademie Ignazio Fumagalli entnehmen, wodurch er die feierliche Preisvertheilung am 11. Sept. 1834 verherrlichte. Sie steht abgedruckt im Octoberhefte der „Biblioteca italiana“. Joseph Bossi, wol zu unterscheiden vom Archäologen und Geschichtschreiber Ludw. Bossi, war am 17. August 1777 zu Busto in der Lombardei geboren, folglich an demselben Orte, wo Daniel Crespi das Licht erblickte. Als der Sohn wohlhabender Aeltern erhielt Bossi eine sorgfältige Erziehung. Im Collegium der Somaschen zu Merate brach zum Staunen seiner Mitschüler seine Liebe zum Zeichnen hervor und da sie an einem Unterlehrer einen Pfleger fand, so schien von da ab sein Beruf zum Künstler entschieden. In Monza lebte B. zwar mehr wissenschaftlichen Beschäftigungen; aber doch befestigte er sich so in den gewonnenen Fertigkeiten, daß er in Mailand als Zögling der Akademie schon nach einjährigem Cursus zur Classe der Zeichner nach dem Leben und dem Relief übergehen konnte. Doch der Zustand der Akademie zu Mailand genügte nicht seinen Wünschen. Schon 1795 eilte er nach Rom und geschichtliche Studien gingen dort Hand in Hand mit seinen künstlerischen Beschäftigungen. Die damalige Zeit war kräftigen Charakteren günstig, daher darf es nicht befremden, daß er gleich nach seiner Rückkehr aus Rom, so jung er war, dem Secretair der Kunstanstalten, dem greisen Abate Carlo Bianconi, beigegeben ward. Diese Stellung entsprach ebenso sehr seiner Thätigkeit, seiner Einsicht, als seiner Neigung. Beliebt und vielvermögend bei den Machthabern jener Periode, benutzte er seinen Einfluß, um die vernachlässigten Kunstinstitute der Lombardei neu zu erschaffen. Wo sich Gelegenheit zeigte, Lehrmittel für die Sammlungen und Anstalten der Brera zu erwerben, war er unermüdet. Die wissenschaftlichen Akademien von Mailand, Bologna und Venedig verdanken ihm und Oriani ihre Einrichtungen. Auf seinen Betrieb erhielten der Anatomirsaal, die Kupferstecherschule, die einzelnen Sammlungen, die Pinakothek und das Museum der Alterthümer zu Mailand ihre Ausstattungen und durch ihn wurden die jetzt so ausgezeichneten Kunstausstellungen begründet. Durch ihn erlangten die Gebäude ihre so zweckmäßigen Erweiterungen. In Paris, das er nach der lyoner Consulta 1804 besuchte, in Rom, wohin er später reiste, ließ er formen, und keine Gelegenheit entging seinem Scharfblick, die den ihm anvertrauten Anstalten förderlich sein konnte. Bisher Präsident der Akademie, entsagte er dieser Stelle, als neue Anordnungen sich nicht mit seinen Ansichten vertrugen. Von den Verwaltungsgeschäften ging er eifriger wieder zur Kunst über und unvergessen wird es bei allen Kunstfreunden bleiben, welche Verdienste es sich um Leonardo's Cena erwarb, das in Mosaik in der Größe des Originals zu copiren ihm von der Regierung aufgetragen war. Wie gewissenhaft er daran ging, den Schatten dieses Werkes wieder ins Leben zu rufen, hat er in seinem „Cenacolo di Leon. da Vinci“ (vier Bücher, Mailand 1810, Fol.) erwiesen. Von seinem künstlerischen Vermögen gibt der Parnaß im Regierungspalaste zu Mailand die schönste Probe: eine Arbeit, die zu den anerkanntesten der neuitalienischen Kunstschule gehört und doppelt den Verlust eines Künstlers in der Blüte seiner Jahre betrauern läßt, der von der Natur für ein hohes Lebensalter gemacht schien. Bossi starb 38 Jahr alt an Erschöpfung. Canova, sein Freund hat die Büste gearbeitet, die sein Denkmal in der Brera schmückt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1835.

Panorama von München. Von A. Lewald. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Es würde uns zu weit führen, ins Detail aller einzelnen Charakterzüge näher einzugehen, die der Verf. von den verschiedenen Seiten des münchner Bürgerlebens entworfen hat, zumal wir noch später Gelegenheit haben werden, manches Einzelne ergänzend hinzuzufügen. Unter der Aufschrift „Bier" hat uns der Verf. mit einer ganz in niederländischer Manier entworfenen Skizze beschenkt, an der sich freilich der feine Geschmack eben nicht ergötzen wird; doch wird man anerkennen, daß der Wahrheit des Bildes dieses Opfer des guten Geschmacks gebracht wurde, und wer nicht in München selbst die wonnige Seligkeit des echten Biertrinkers mit eignen Augen gesehen hat, wird sich nimmermehr eine richtige Idee davon machen können. Wenn in München von Gesellschaft die Rede ist, so würde man in einen großen Irrthum verfallen, wenn man sich darunter jenes heitere und freudige Zusammensein im Kreise einer Familie bei einem einfachen Mahle oder beim leicht anregenden Thee, wie es im übrigen Deutschland Sitte ist, vorstellen würde. Diese den Keim jeder schönen geselligen Bildung insichtragende Sitte ist dem Münchner zur Stunde noch so gut als unbekannt und nur den fremden Familien, die sich seit Jahren hier angesiedelt haben, dürfte es vielleicht gelingen, allmälig freundlichere Gewohnheiten in das seines schönsten Schmuckes noch entbehrende Familienleben der Münchner einzuführen. Nicht mit Unrecht befürchtet der Verf. des „Panorama", daß seine Schilderung dieser Seite von München den unangenehmsten Eindruck dort machen und ihm den Vorwurf ungerechter Beurtheilung zuziehen werde. Ref., dessen langjähriger Aufenthalt ihn so ziemlich mit den verschiedenen Ständen der Gesellschaft zusammengebracht hat, muß gleichwol eingestehen, daß der bittere Tadel, welchen der Verf. über das Unwesen der geschlossenen Gesellschaften sowol als über den Mangel an Familienleben ausgesprochen hat, völlig begründet ist und findet sich zur Bestätigung dieses Urtheils veranlaßt, die Aufmerksamkeit des Publicums auf ein, wie es scheint, gänzlich vergessenes Werk über München zu lenken, welches den Vorzug der Gründlichkeit mit einer geistreichen Darstellung verbindet und unter dem Titel: „München unter König Maximilian Joseph I., ein historischer Versuch zu Baierns rechter Würdigung", von Christian Müller im Jahr 1816 erschienen ist. Im Abschnitte über geselliges und Vergnügensleben äußert sich der Verf. auf folgende Weise:

> Den Sinn der Gastfreundschaft haben die Münchner noch nicht richtig und menschlich genug aufgefaßt. Die Meisten halten Gastlichkeit und Gastereien für gleichbedeutend. Die schöne Sitte anderer Städte, einen bestimmten Tag zu haben, wo man seine Freunde ohne wiederholte Einladung bei sich sieht: diese freundliche Sitte haben meines Wissens in München nur vier große Häuser angenommen. Dem zweiten oder Bürgerstande gilt vorzüglich, was ich von dem Misverstehen der Gastfreundschaft gesagt habe. Das fühlt besonders der Fremde, der mit Empfehlungen hier ankommt und sich einige Zeit in München aufhalten will. Man eilt, ihn zu einem durch die Sorge der Hausfrau wohlversehenen Mittagsmahle im Putzzimmer einzuladen und glaubt, ihm damit Alles erwiesen zu haben, was zur Honorirung des Empfehlungs-Wechselbriefs nöthig ist. So hat der Fremde in der ersten Woche seines Aufenthalts täglich ein förmliches Diner auszuhalten, dessen Lästigkeit für Wirth und Wirthin ihm fast nie entgehen kann, wenn er gute Augen hat. Nach dem Kaffee und Liqueur fällt der Vorhang, der ihm den fernern Zugang der Familie fast hermetisch verschließt. Folgt von Seiten der Frau vom Hause ja noch eine Einladung, so ist es gewöhnlich nur eine gefällige Formalität, die nicht ernstlich genommen werden soll. Davon wird sich der zartfühlende Fremde gleich bei seinem ersten Besuche — den man ihm als dankende Höflichkeit für das genossene Mittagsmahl allenfalls noch hingehen läßt — oder gewiß beim zweiten überzeugen. Die Verlegenheit der Hausfrau, was sie mit dem Fremden anfangen soll, ist sichtlich: einladen kann sie ihn nicht mehr ohne neue Kosten und Umstände, und daß der Fremde gar nicht eingeladen sein wolle, daß er nur die Freude zu haben wünsche, im Kreise ihrer Familie eine Stunde zu verplaudern, das begreift die allzu bescheidene Frau nicht! Man kann sich Jahre lang an öffentlichen Vergnügungsorten, auf Bällen und in Concerten gesehen und häufig gesprochen haben, man kann sich selbst schon recht gut kennen, ohne sich zu besuchen. Ja, ein solcher Besuch ohne besondere günstige Veranlassung würde nicht immer gut und freundlich aufgenommen werden.

Einen Ersatz für die mangelnde Häuslichkeit des Familienlebens sollen nun den Münchnern wie auch zum Theil den Fremden die geschlossenen Gesellschaften darbieten, deren Zahl Legion ist, die aber in den meisten Beziehungen das Gegentheil von Dem darstellen, was man sonst in Deutschland feinere Geselligkeit nennt. So paradox es klingen mag, so dürfte es vielleicht doch nicht sehr schwer sein, den Beweis zu führen, daß die ganz eigen-

thümliche Art und Weise, wie die Gesellschaft in diesen geschlossenen Cirkeln zusammengesetzt, sowie der jedem Fremden auffallende Ton, der dieselben beherrscht, zur Erschlaffung der Sittlichkeit unter dem weiblichen Geschlechte ihren Theil beitragen, und jene offenkundigen Resultate, welche ein so auffallendes Misverhältniß von unehelichen zu ehelichen Geburten ergeben, sind eine betrübende Erscheinung, worüber in jüngster Zeit öffentliche Blätter mit Recht Klage erhoben haben, die durch einen angeblich officiellen Zeitungsartikel nichts weniger als beseitigt wurde. Es kann natürlich hier nicht die Rede von den höhern Ständen sein, obwol auch hier mehr als anderwärts eine gewisse Laxität der Sitten nicht abzuleugnen ist, die mehr oder weniger in mangelnder Häuslichkeit ihren Erklärungsgrund findet; jener Vorwurf gilt besonders den mittlern und untern Ständen, welche, mit Ausschluß der eigentlichen Proletarier, sämmtlich in geschlossenen Gesellschaften vereinigt sind. Daß diese Klage weder ungegründet noch neu ist, beweist der Umstand, daß derselbe geistreiche Sittenbeobachter, den wir bereits anführten, vor beinahe 20 Jahren sich über dieses Verhältniß auf folgende Art äußern konnte:

Gehen wir aber in den wohlhabenden Bürgerstand ein so tritt uns ein so stark und sichtlich ausgeprägter Freiheits-, Freude- und Genußsinn entgegen, den der Beobachter schwerlich noch anderwärts antreffen wird, den ich selbst nicht in Wien und Paris gefunden habe, ein Sinn, der für uns Männer um so verführerischer ist, als sich grade in diesem Stande die schönere und üppigere weibliche Blüte findet. Es ist ganz unglaublich, wie wenig Mühe und Aufwand an Artigkeit und sonstigen Hülfsmitteln es kostet, um sich nicht etwa Eine, nein, einen Strauß herrlicher Blüten anzueignen. Es ist unglaublich, welcher schnelle Wechsel und welche Uneigennützigkeit in solchen Verhältnissen herrschen, wie darin beide Geschlechter unaufhörlich und nach kurzen Momenten flüchtigen Besitzes ändern, gewiß, nicht eine Woche ohne ein neues Verhältniß zu bleiben. Dies drückt dem geselligen Leben dieses Standes natürlich einen ganz eignen Charakter auf. Es herrscht so ein Treiben und Ringen unter der blühenden weiblichen Menge, eine, besonders für fremde Kaufleute, so einladende Stapel- und Marktfreiheit; ein so freundliches, durch Herkommen geheiligtes Annähern und Abstoßen; eine so kurze, gedrängte Geschäftssprache mit so wenig Formalien bei Mauth und Zoll, daß es eine Lust ist, wenn man auch nichts dabei thut als zuschauen und beobachten. Das Unbegreifliche dabei ist nur, daß Familienglück, häuslicher Friede und bürgerliche Ehre sichtbar bei dieser Lebensweise so wenig leiden.

Ob der Schluß dieser Bemerkungen ironisch oder buchstäblich zu nehmen sei, weiß Ref. nicht zu sagen; doch müßte er, wenn seine eigne Erfahrung ihm etwas gelten dürfte, sich dahin aussprechen, daß es in München eine nicht seltene, den edlern Menschen betrübende Erscheinung ist, die schönsten Blüten der Weiblichkeit, oft wenn sie sich kaum entfaltet haben, von rohen Händen schon zerknickt und das reinste Lebensglück auf die muthwilligste Weise zerstört zu sehen. Der Mangel an strengerer Aufsicht von Seiten der Mütter, die mit den Töchtern in Genußsucht wetteifern, sowie die unbegrenzte Leichtigkeit, womit Einheimische wie Fremde sich mit dem andern Geschlechte in diesen Gesellschaften in ein vertrauteres Verhältniß setzen können, erklären zur Genüge eine Erscheinung, welche übrigens von so ernsten, oft bedauernswerthen Folgen ist, daß Ref. wol Entschuldigung verdient, wenn er bei derselben etwas länger verweilte. In der Skizze, welche der Verf. des „Panorama" von der münchner Gesellschaft entwirft, führt er uns zuerst an die öffentlichen Vergnügungsorte, unter denen im Sommer die Bierkeller zu den beliebtesten gehören, zeigt uns dann den Hofgarten, von interessanter Staffage belebt, läßt uns mehre Salons durchwandern, bis wir im Theater ankommen, wo wir von der Unterhaltung der haute volée, wie er sie uns schildert, eben keinen hohen Begriff erhalten und schließt mit einer Anekdote über den Tod des Dichters Mich. Beer, welche wir, eingedenk des Spruches: De mortuis nil nisi bene, lieber unerwähnt gesehen hätten. Zu dem Bilde, das der Verf. von den „Protzen" entwirft, können wir nichts als die Bemerkung hinzufügen, daß es sich damit wie mit allen Originalen verhält, die in der Nähe studirt sein wollen, um mit Bestimmtheit und Klarheit aufgefaßt zu werden; daher der Verf. mehr nur einen Fingerzeig für den Beobachter als eine erschöpfende Charakteristik geben konnte. Daß in einem Panorama Münchens die Nudeln in ihren mannichfaltigen Metamorphosen nicht fehlen durften, wird Niemand in Abrede stellen, der die Rolle kennt, welche sie in der münchner Küche spielen, die, im Vorbeigehen sei es gesagt, sich weder durch die Feinheit der Zubereitung noch durch die Trefflichkeit ihres Materials mit den bessern Küchen Deutschlands messen kann. Indem wir über die „Schranne", den münchner Getreidemarkt, der sich in der rohesten und ursprünglichsten Form ohne Obdach und Breterboden darstellt, hinwegeilen, müssen wir jeden Fremden auf die „Thal- und Sendlingergasse" mit ihrem gegen die Vorstädte so seltsam contrastirenden Aussehen aufmerksam machen; hier zerstreuen sich nach vollendetem Tagewerk die münchner Proletarier in die Menge von Kneipen und Brauhäusern, um ihr frugales Abendbrot, mit dem trefflichsten Bier gewürzt, als Lohn ihrer Mühen und Arbeit einzunehmen. So wenig sich ableugnen läßt, daß das Bier als tägliches Getränk, zumal in gehöriger Quantität genossen, eine den Geist abstumpfende und ihn in träger Ruhe fesselnde Wirkung erzeugt und insofern der Todfeind jedes lebendigen und raschen Ideenumschwungs zu nennen ist, ebenso sehr muß man die wohlthätigen Folgen anerkennen, die es als Nahrungsmittel der untersten, durch harte Arbeit ihren Unterhalt gewinnenden Volksclassen äußert, welche sich in München sehr zu ihrem Vortheil von ihren Brüdern in andern großen Städten unterscheiden. Mit Vergnügen betrachten wir das gelungene Bild, welches Lewald mit ebenso viel Wahrheit als Liebe von diesen armen, an Entbehrungen aller Art gewöhnten Leuten entwirft, und gern gestehen wir, daß diese Erscheinung zu den erfreulichsten gehört, die das münchner Volksleben dem Beobachter darbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Athen, 15. März 1836.

Wenn Perikles jetzt von den Todten auferstände und die bairischen Soldaten auf dem Theseustempeldach erblickte, um daselbst unter Anleitung eines preußischen Architekten und dänischen Archäologen die Metopen festzulegen, die weiland türkische und venetianische Kugeln zerschmetterten, wenn Diogenes plötzlich wieder in die Agora käme und maltesische Maurergesellen darin beschäftigt sähe, eine deutsche Caserne zuzurichten, was würden sie sagen? Ich gehe hier von früh bis in die Nacht in den Heiligthümern der Kunst und der Geschichte unter Trümmern von vier Athenen und betrachte mit Bewunderung das bunte Räderwerk des neugeschaffenen Staats, ohne recht eigentlich begreifen zu können, daß der junge Offizier, der in blauer Uniform auf einem Türkenpferde täglich an mir vorübertanzt und freundlich sein Mützchen zum Gruße lüftet, der erste griechische König sei. Alexander, Philipp's Sohn, der in drei Welttheilen herrschte, ist Zeitlebens nur König von Macedonien geblieben.

Ich bin nun acht Tage hier und so viel orientirt, daß ich des Abends die Häuser meiner Bekannten in dem Labyrinth der Schnur gewordenen Straßen finden kann. Versuche ich es daher, Ihnen vor der Hand den Totaleindruck zu schildern, den die Stadt Solon's in ihrem jetzigen Zustande als Residenz auf mich machte; ich werde später Muße finden, dieselbe in ihren classischen Stücken zu besprechen.

Sie wissen, daß der König zu Neujahr mit der Regentschaft und den höhern Staatscollegien von Nauplia herzog und auf einer Anhöhe vor den letzten zerstörten Gebäuden des türkischen Athens ein zu dem Behuf schnellstens erbautes Haus bewohnt. Hieraus ergibt sich, daß eben nicht Paläste für das Triumvirat der Regenten, deren Herrschaft ihrem Ziele entgegengeht, und noch weniger für die Minister und Staatsräthe — an solchen fehlt es natürlich nicht — disponibel waren. Man hat erst seit zwei Monaten angefangen menschlich zu wirthschaften, das heißt in Betten zu schlafen und aus Schüsseln und mit Gabeln zu essen, und man beginnt erst jetzt, zu Ende des griechischen Februars, marseiller Pöckelfleisch, triester Butter und französischen Wein aus ordentlichen Flaschen zu genießen, da es endlich möglich war, eine regelmäßige Packetbootcorrespondenz mit dem Norden herzustellen. Wenn Sie bedenken, daß die Griechen, das einzige Nauplia ausgenommen, eine Art von Nomadenleben führen, daß sie keine Kühe, keine Kartoffeln und nur getheerte Bockfelle statt der Weinfässer haben, die dem besten Nektar von Ithaka einen Kienrußgeschmack verleihen, so werden Sie das Loos der subalternen Baiern, die an etwas Solides gewohnt sind, eben nicht beneiden und mich verstehen, wenn ich sage, daß sie weder in Attika noch in Böotien und noch weniger in dem alten luxuriösen Korinth einen classischen Boden finden. Ich sprach dieser Tage einen Corporal von München auf der Akropolis, wo der Doctor Roß einige Alterthümer zusammentragen ließ, und der antwortete, als ich ihn frug, wie es ihm in Griechenland gefalle: „Je nun, das Land ist gar so schlecht nicht, wenn wir nur erst augsburger Bierbrauereien und Knoblauchwürste haben."

Die Population Athens wächst mit jedem Tage, oft um einige Hunderte, die theils im Piräus landen, theils über den Isthmus von Korinth und Livadien hereinkommen. Viele ausgewanderte Griechen sind von Malta und Smyrna, andere von Marseille und Livorno gekommen, wohin sie zur Zeit der Revolution geflüchtet waren. Auf diese Weise beläuft sich die Einwohnerzahl auf 25,000, während es kaum 700 bewohnbare Häuser gibt. Es wäre dies schwerlich zu glauben, wüßte man nicht, daß sich der Grieche sehr leicht behilft und nöthigenfalls seinen Hausrath auf ein Kameel oder ein Pferd packt, darüber er in Ermangelung einer Felsenhöhle im Winter ein Zelt breitet. Wohin ich den Fuß setze, da kriechen Menschen, von der Grotte des Pan an der Akropolis bis zu dem Oelwalde der Akademie; ja, es läßt sich wol behaupten, daß die Civilisation begonnen habe, wo eine Bauerfamilie mit Ochsen, Schweinen und Hühnern unter einem Schilfdach Zuflucht suchten.

Die Regierung hat einen Plan der neuen Stadt entworfen und die Straßen durch Gräben für die Baulustigen bezeichnen lassen. Da aber diese Linien zu weit von den Material und Leben darbietenden Gäßchen der Trümmerstadt entfernt liegen oder auch den Griechen zu gerade laufen, so sind bis jetzt nur einige Gesandtschafts- und Regentschaftsgebäude nebst dem Gasthofe der Stadt London, worin ich residire, daselbst aufgeführt und dagegen in der Nähe der alten Agora und dem muthmaßlichen Gymnasium Hadrian's eine Anzahl kleiner türkischer Holzhäuser und Baracken regellos ineinander geschachtelt worden. Es gebricht ungeachtet einer großen Anzahl Maurer und Zimmerleute fast durchgängig an Arbeitern, während das Faustrißbauen der Griechen die von der Regierung angestellten Architekten in Ermangelung durchgreifender Baupolicei ziemlich überflüssig macht. Die Glaser-, Schlosser-, Tischler- und andere Gewerke fehlen; man suchte sich durch einen Seetransport das Nöthige zu verschaffen und belastete damit eine Karavane Kameele und Maulthiere, die noch jetzt täglich die siebenviertelstündige Promenade nach dem Piräus antreten.

Die Kameele und das Costum der Griechen versetzen mich hier ganz in den Orient. Ich ergänze die Illusion vollständig durch die noch stehenden Moscheen und Minarets, durch die Derwischgräber, die türkischen Bäder und arabischen Cisternen, die man überall sieht, wo der Osmane seinen Fuß hinsetzte. Sind doch selbst der Theseustempel und das Parthenon in Gotteshäuser Mohammed's verwandelt worden.

Was den neuen Residenzpalast des Königs Otto betrifft, welcher zufolge dem Projecte des bairischen Hofarchitekten Klenze auf die äußerste Anhöhe des alten Athens, das ist: in die Deltaspitze des antiken Stadtplans, der durch die Akropolis, den Hügel des Philopagus (auch Pnix) und Areopag, und die Porta sacra oder das Thor von Eleusis zu stehen kommen soll — wie es scheint, soll der König alle Tage die Schatten der Akademie vor dem dorthinaus gelegenen Hügel des Plato sehen und Mitglied der von Rafael entworfenen Schule werden —, so wird derselbe wol noch bessere Zeiten abwarten müssen. Ich sprach den mit der Leitung der Staatsbauten beauftragten Architekten Schaubert, welcher hier drei Jahre dem Studium der Monumente und der Begründung der neuen Hauptstadt widmete, und er wußte noch nicht das Geringste davon. Herr Klenze ist noch mit dem Bauentwurf in Kindesnöthen und Hr. Schaubert scheint seine eignen Ideen nicht bekannt machen zu wollen. Wie ich höre, gedenkt der König, der im Junimonate zur Regierung gelangt, um in der nächsten Zukunft mit einiger Bequemlichkeit wohnen zu können, sich eine größere Villa in die Nachbarschaft des jetzigen Hauses zu bauen und darin die flügelweise fortrückende Construction des Palastes abzuwarten. Hr. Klenze ist zu beneiden um die schöne Gelegenheit, sein Bautalent auf die Nachwelt zu bringen; denn es wird die Zeit kommen, in welcher unsere Künstler und Dilettanten mehr nach Athen denn nach Rom wahlfahrten, und diese Zeit wird der Welt verkünden, daß man auch im Lande der Musen wiedergeben muß, was des Kaisers ist.

Ein Maler fände in diesem Augenblicke reichlichen Stoff hier zu charakteristischen Genrebildern, ein Caricaturist vielleicht noch größere zu Caricaturen. Da ich inzwischen keines von beiden, sondern allerhöchstens vom schreibenden Genus der Satiriker bin, so weiß ich von der Größenkleinheit und dem schreienden Contraste, der in physischen und moralischen Dingen waltet, nur einen geringen Vortheil zu ziehen. Pygmäen und Giganten gehen paarweise am Steuer des Pritaneums und abermals errichtet man Pygmäen von Lehmpatzen an die Seite der Gigantensäulen des Jupiter Olympius, die von penthelischem Marmor gefügt sind. Ich sehe ein Steingebälk des Phidias über zwei Kapitälen liegen, das drei aufeinander gethürmte türkische Gänge trägt, und ich sehe einen Eseltreiber, der aus dem

Hafen von Munichia kommt, mit neugriechischen Kieferbalken beladen, daran vorüber zu der Laterne des Diogenes ziehen, um daselbst einer neuantworfenen Excellenz ein provisorisches Haus zu gründen. Drei zerlumpte Weiber, mit antiken weißen Tuniken bekleidet, sitzen im Schatten derselben Kapitäle und drehen die Spindel Penelope's, und ein bairischer Infanterist ist daneben gleich einem Türken mit überkreuzten Beinen gelagert und ißt sein Mittagsbrot, aus Reis mit Erbsen bestehend. Sein athenienfischer Wirth hat keinen Schemel, um ihn dem einquartierten Gaste darzubieten, außer etwa das Altarblatt, auf welchem einst Praxiteles' Venus gestanden.

Als ich gestern nach Tische einen Spaziergang an den Ufern des Ilissus machte und dort die erdebedeckten Sitze des Stadiums überpilgerte, bemerkte ich zwei wohlberittene Damen mit schwarzen Hüten, wallenden grünen Schleiern und langgeschwänzten fliegenden Jagdkleidern, an deren Seite ein schlanker Rumeliot mit weißem Schurz, rothem beborbeten Wams, einer stattlichen Schärpe und einer blaubequasteten Griechenmütze trabte. Wer, glauben Sie, daß die Amazonen waren? Mitglieder der Regentschaft, die an der Quelle der Kallirhoe die alte Stadtmauer aufsuchten und, wie ich, daselbst schmuzige Wäscherinnen und das Grabmonument eines britischen Gentleman fanden, der classisch begraben sein wollte und nach Athen zu sterben kam. Es wollte mir ein Aristophanischer Ausruf bei der albionischen Erscheinung entschlüpfen, aber ich ließ ihn Halt machen, da mein Ohr mit Erstaunen hörte, daß die Damen in griechischer Sprache mit ihrem bunten Begleiter conversirten. Wundern Sie sich nicht, wenn Sie einmal an der Isar oder Spree, oder selbst an der Pleiße Philhelleninnen sehen, die statt von einem Mohren und Leibjäger mit goldenen Epaulets und breitem Taschenmesser, statt von einem Mops und einer alten Tante, mit einem Ypsilantiathener, Thebaner oder Spartaner escortirt werden.

Ueber das griechische Costum ließe sich viel sagen, wenn ich blos für Maler schriebe; denn es ist mannichfaltig und reich und für den Norden so gut als neu. Es ist selten, daß ein Grieche darauf verzichtet, und ich kenne deren von den ansehnlichsten Familien, welche nach langem Aufenthalt in Frankreich und der Schweiz sich zunächst nach ihrem Vaterland und dann nach ihrem Cotillon zurücksehnten. Die ärmsten Moreer tragen eine gestickte und befranzte Kleidung von einem Werthe über 30 Piaster *) und die reichern nicht selten Prunkcostume, die über 1000 und selbst 1500 Piaster kommen. Da sie selten fahrende Habe und in ihren Häusern nicht viel mehr als eine Matratze und ein paar Krüge besitzen, so verwendet der Mann den größten Theil seines Geldes auf ein Pferd und auf Gürtel, Waffen und Anzug. Der geringste Klephte verkauft seinen Säbel nicht um 100 Piaster und ebenso seine Pistolen. Sein Wams ist ganz mit Gold gestickt, seine Weste Gold, alle Knöpfe Silber, vergoldet, und die Schärpe golddurchwirkte Seide.

In der Regel trägt der Grieche einen Schnauzbart und in langen Ringen auf die Schulter wallendes Haar. Er geht ohne Halsbinde und mit offener, blos vom Hemde bedeckter Brust. Die Beinkleider sind kurz und von einem in breiten Falten umwallenden linnenen Schurz umwunden. Anstatt der Stiefeln bindet er besonders verzierte Tuchkamaschen um die Waden. Seine Schuhe gleichen denen der Türken und haben große Schnäbel und die Form einer venetianischen Gondel.

Nur der reichere Klephte und Kaufmann hat einen Mantel, der mit Borten gefaßt und mit Troddeln und Quasten versehen ist. Der gemeine Mann bedeckt sich im Winter mit dem fast bei allen Mittelmeerschiffern eingeführten braunen Kapuzgewand, das von außerordentlicher Stärke und Dichtigkeit ist. Er hängt dasselbe mehr auf den Kopf als auf die Schultern.

Sehr verschieden von dieser Männertracht ist die weibliche. Auch ist sie mannichfaltiger und wechselt mit den Provinzen. Während die Frauen auf den Inseln häufig schwarze malteser Schleier und lange Röcke tragen, erblickt man die Achaierinnen in kurzen weißen Togen mit geschlitzten Aermeln und rothen Mützchen und die wenigen Schönheiten im Vaterlande der Lais mit einfachen Frauenkleidern und weißen Kopfschleiern. In Attika erhielt sich großentheils die alte Tracht, bestehend in einer weißen, mit Guirlande gefaßten, langen Tunika und einer à la turque vorn offenen kürzern Oberkleidung von einer dunkeln Farbe. Man sieht beide öfters bis zur Hälfte und die letztere auf eine fast ägyptische Weise mit Hieroglyphendessins ausgemalt und ausgestickt. Alle Athenienserinnen tragen Gürtel unter der Brust, die blos von der gespaltenen Tunika lose gehalten werden, und bunte Tücher um die Köpfe, die nach Art der alten Priesterinnen gebunden werden und herabwallen. Außer ihnen ist die Sucht, sich zu europäisiren, wie in der Schweiz bereits allen Mitgliedern des schönen Geschlechts in die Köpfe gefahren und ich habe es mit Misvergnügen bemerkt, daß die Töchter des alten Hellas, wenn etwa noch Rubera davon vorhanden, unter den Baiern auf die Neige kommen werden.

Da es jetzt vorgeblich in allen Theilen des Landes ruhig und die Policei insofern organisirt ist, als es Gensdarmen und Straßenmilizen, Sbirrenpatrouillen gibt, so will die Regentschaft, um wenigstens nicht, ohne etwas gethan zu haben, abzutreten, in diesem Frühjahr eine Nationalarmee, Schulen, Gerichte und Straßen anlegen, wodurch den Klagetönen der Journale ein Ende gemacht würde. Für mich sind die Straßen der wichtigste Theil der Administration und ich kann nicht umhin recht nachdrücklich wenigstens nach reitbaren Wegen durch Attika und Böotien, Akarnanien und Achaia zu seufzen, da es diese Provinzen sind, welche sowol die Reisenden als die großen und kleinen Mitglieder der Regierung auf ihrer Hin- und Heimkehr zurückzulegen haben. Sind einmal Wege da, so kommt auch eine ordentliche Post- und Handelsverbindung, die aller Packetboote ungeachtet bis dato fehlt. Vielleicht muß dieser Brief 14 Tage warten, bevor der Courrier abgehe, und dann wird er sich sehr freuen, wenn er unverbrannt und unzerrissen bei Ihnen ankommt.

Um einstweilen den Piräus mit Massen zu bevölkern, da die athenienfische Flotte der Regentschaft noch nicht organisirt ist, hat sich der englische Admiral Sir Josias Rowley, den ich in Malta vor vier Wochen auslaufen sah, darin mit seinen Segeln gelagert und in meinem Hotel ein eignes Personquartier bestellt. Daß das Letztere in Athen mit Schwierigkeiten verbunden ist, belieben Sie daraus zu entnehmen, daß Seine britische Excellenz meiner geringen Gefälligkeit, dadurch, daß ich mit einem Freunde zusammenzog, das einzig disponible Zimmer im Gasthofe verdankt. Die Flotte wird unverrichteter Sache nach Malta zurückkehren und den Sultan und die Türkei ihrem Schicksal, d. h. Rußland und Mohammed Ali, überlassen. 129.

*) Ein Piaster, Kolonato, gilt 5 Francs 45 Cent.

Literarische Notizen.

Auf Subscription erscheint in Paris: „Revue poétique du dix-neuvième siècle, ou choix de poésies contemporaines inédites, ou traduites des langues européennes ou orientales". Die erste Lieferung enthält: Fragmente einer Tragödie: „Johanna Grey", von Bonnechose, und eines epischen Gedichts von Antony Béraud; — „Le démon du jour" von Berton; — „Croy-noe" von Mad. Desbordes Valmore; — Elegien von M. de Pongeville; — „An die Dichter" von Mad. Anaïs Ségalas; — „Elegische Stanzen" von Delatour. An Uebersetzungen: „Le pauvre de Cumberland", aus dem Englischen des Wordsworth; — Proben einer Uebersetzung von Grillparzer's „Sappho".

Herr Egestorff hält in Regents-Park zu London Vorlesungen über Klopstock's „Messias", welche bereits ein zahlreiches Publicum gefunden haben. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 123. —— 3. Mai 1835.

Panorama von München. Von A. Lewald. Zwei Bände.
(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Wenngleich sich in dem öffentlichen Leben der münchner Bevölkerung selten eine auffallende Bewegung und höhere Regsamkeit kundgibt, so folgen sich dennoch in beinahe stets auf dieselbe Weise wiederkehrender Ordnung von der ersten bis zur letzten Woche des Jahres entweder kirchliche oder weltliche Festlichkeiten, die für die Vergnügungen bestimmte Abschnitte bilden und ihre gewissen theils rauschenden, theils stillern Freuden bringen. Beginnen wir mit dem Anfange des Jahres, so könnten wir folgende Aufeinanderfolge derselben gelten lassen: Fasching, Fasten und stille Woche, Bockkeller, Frohnleichnam, Octoberfest, Allerseelen, Weihnacht. Mit Recht bemerkt Lewald, daß sich in München mit jedem Jahre die Lust und Theilnahme am Maskenvergnügen vermindert, wofür er folgende Gründe anführt: 1) Mangel an Geld; 2) Aengstlichkeit, höhern Ortes Misfallen zu erregen; 3) Besorgniß, zu große Heiterkeit zu verrathen; 4) ein hoher Grad von Schwerfälligkeit und wenig Verträglichkeit. Nur einen sehr dürftigen Ersatz für die ehemals durch alle Classen der Gesellschaft verbreitete heitere Lust und Maskenfröhlichkeit können die in dem geschmackvoll decorirten Schauspielhause veranstalteten Bälle bieten, wo allerdings die prachtvollen Maskenzüge, welche der Hof und seine Umgebung zuweilen veranstaltet, die staunende Menge zur Bewunderung des vor ihren Blicken entfalteten Glanzes an strahlenden Juwelen und kostbaren Anzügen zwingen, wo aber muthwillige Laune und ungezwungener Scherz immer seltnere Gäste werden. Zu den aus den frühesten Zeiten herstammenden zünftigen Gebräuchen, die ohne Zweifel mit der Bildung unserer Tage in einem seltsamen Contraste stehen, gehört die feierliche Freisprechung der Metzgerjungen am Fastnachtsmontage, sowie der nur alle sieben Jahre wiederkehrende Schäfflertanz — Volksfeierlichkeiten, welche localen Ursachen ihre Entstehung verdanken und darum mit jedem Jahre weniger Sinn und Anklang haben. So arm zuweilen der Fasching an wahrer Lustbarkeit und heiterm Maskenscherz sich zeigt, so reich gestaltet sich für den Freund einer erhabenen Kirchenmusik die Fastenzeit, besonders aber die letzte Woche derselben; die erhabenen Harmonien von Palestrina, der ernste Gesang Pergolese's, die kunstvollen Melodien Orlando Lasso's und die Schöpfungen anderer ältern Meister erfüllen die Seele des gläubigen Zuhörers mit wunderbaren religiösen Schauern, und selbst der weniger Begeisterte wird mit Entzücken diesen himmlischen Klängen lauschen. Der Mai, welcher in den von der Natur reicher ausgestatteten und mit milderm Klima beschenkten Gegenden zu der nie alternden Feier des wiedererwachten Frühlings einladet, ist in München eigentlich nur für den Bierkenner ein Wonnemonat, der ihm die höchsten Genüsse, welche dieser unter dem Namen Bock vielberühmte Göttersaft zu bereiten vermag, im reichlichsten Maße spendet. So sorgfältig und treu auch das Bild, welches unter der Aufschrift „Bockkeller" von dem Verf. entworfen wurde, das im übrigen Deutschland gänzlich unbekannte Treiben, welches in den zum Ausschenken des Bockes bestimmten Räumen unsere Blicke überrascht, wiederzugeben bemüht ist, so bleibt doch die Schilderung weit hinter der Wirklichkeit zurück, welche, wenigstens in den Hauptmomenten, nur der geniale Pinsel eines Niederländers lebendig zur Anschauung bringen könnte. Das Bier ist hier wie an allen übrigen Vergnügungsorten das alle Stände in schönster Eintracht verbindende Medium, und in keiner andern Stadt Deutschlands dürfte es sich wol ereignen, daß neben dem, den untersten Ständen Angehörenden ein Beamter vom höchsten Range dasselbe Getränk mit derselben Seligkeit einschlürft und Beide, mit dem Glas in der Hand, sich zu demselben Gesundheitsborne hinzudrängen. Diese Vermischung aller Stände hat nachtheiliger nach Oben als nach Unten gewirkt, indem die untersten Stände durch diese nahe Berührung mit den höhern doch unmerklich manche Roheit abgelegt haben, indessen umgekehrt die höhern Stände Gewohnheiten und Manieren von jenen annahmen, die man anderwärts an solchen Personen nicht finden dürfte. Wer Orte, wie den Bockkeller oder das Brauhaus, wo das Salvatorbier, ein dem Bocke verwandter Gerstensaft, ausgeschenkt wird, besuchen will, kann sich leicht von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen. Als den passendsten Schluß dieser Mai- oder Bockcur kann man die Frohnleichnamsprocession betrachten, das prunkvollste und geprängereichste Fest der katholischen Kirche, welche in München bei dieser Gelegenheit ihren ganzen

Reichthum und Glanz entfaltet und es zweifelhaft läßt, welche von den beiden ehedem so feindselig sich bekämpfenden Gewalten, der Staat oder die Kirche, sich freiwillig des Vorranges begeben hat. Wenn ich dieses Kirchenfest zugleich als den Schluß der Bockcur bezeichnet habe, so geschah es nur darum, weil an diesem Tage die geschmücktesten Damen und die feinsten Herren es nicht verschmähen, an offenen Fenstern, während die feierliche Procession vorüberzieht, zum letzten Male das Bockglas zu credenzen und dabei die schmackhaften Bockwürstel zu verzehren. Würde der Fremde seine Begriffe von der Frömmigkeit und der religiösen Devotion der Münchner nur nach den Erscheinungen dieses Tages gestalten, so müßten sie durch das seltsame Gemisch von Ernst und Scherz, das sich seinem Blicke zeigt, ziemlich verwirrt werden; denn so viel und laut auf der Straße gebetet und gesungen wird, nicht minder laut wird an den Fenstern gelacht und geschwatzt.

Die Rubrik „Staatsmänner" ist von dem Verf. sehr karg ausgestattet worden, wobei wir jedoch zu seiner Entschuldigung anführen wollen, daß es wol die Kräfte eines Einzelnen übersteigen würde, sich in allen Sphären gleich heimisch zu zeigen; der Verf. zog es darum vor, sich mehr an die Außenseite zu halten, als in eine Würdigung derselben einzugehen.

Was über den Herzog von Leuchtenberg gesagt ist, ist wol richtig; doch hätte der von Napoleon wie von Allen, die ihm näher standen, so geliebte und hochgeschätzte Mann, wenn ihn der Verf. überhaupt in den Rahmen seines „Panorama" bringen wollte, eine ausführlichere und genügendere Erwähnung verdient; wie es jetzt erscheint, ist das Bild zu dürftig ausgestattet. Unter der geheimnißvollen Aufschrift: „Das Bildniß", dürfte wol nicht leicht Jemand des Verf. Absicht errathen, über einen Artikel des Feuerbach'schen(?) Criminalcodex einen politischen Excursus zu halten, der nicht ohne Wahrscheinlichkeit die Ursache geworden ist, daß das „Panorama" in Baiern hier und da sehr misfallen hat. So gern wir diesen Worten noch Einiges beizufügen Lust hätten, so möchte es doch gerathener sein, den Leser selbst seine Gedanken darüber sich bilden zu lassen, zumal sich überreicher Stoff in neuester Zeit dazu dargeboten hat. Da die letzte Kunstausstellung von 1832 schon vielfältig besprochen wurde, so übergehen wir dieses Capitel gänzlich, und führen den Leser in die Werkstätte des wackern Stiglmayer, aus welcher bereits der schöne, einfache Obelisk, welcher den im russischen Kriege gefallenen Baiern zu Ehren gesetzt wurde, hervorging; ein anderes Werk von ihm, die sitzende Statue des verstorbenen Königs, nach Rauch's Modell, ist ihrer Vollendung nahe.

So vornehm sich auch der Titel: „Theaterdiplomatie", gibt, so verbirgt er doch nichts mehr als eine launige Schilderung des wechselnden Schicksals des ehemaligen Isarthortheaters, dem der Verf. früher als Mitglied angehörte. Alle, welche noch so glücklich waren, das joviale Spiel des unerschöpflich erfinderischen Directors Carl zu sehen und die Leistungen seiner gutorganisirten Truppe zu bewundern, bedauern den Verlust eines zweiten Theaters, dessen Sphäre, weit entfernt mit jener eines Hof- und Nationaltheaters zusammenzufallen, eben nur jene Stücke umfaßte, welche sich nicht für die ernste Würde desselben eigneten und doch durch ihren heitern Inhalt ein großes Publicum ergötzten. Obwol der Uebergang von dem muntern Komus des Vorstadttheaters zu dem wunderlichen „Eremit von Gauting" natürlicher und leichter gewesen, so mußte sich, ob absichtlich oder nicht, an die verfallene Größe jenes Kunstinstituts jene verfallene „puissance cinquième", wie sie der Napoleonische „Moniteur" nannte, anreihen lassen, und wir treten in eine Vorlesung von Görres, um ihn zuerst über Mystik, und in eine andere, um ihn über die Revolution in seiner monotonen Baßstimme zu vernehmen.

Es konnte wol nicht Lewald's Absicht sein, jenen prophetischen Mann, der, in frühester Jugend ein begeisterter Apostel der Revolution, im reifern Mannesalter Fürsten und Völkern die härtesten Wahrheiten kühn ins Angesicht sagte, um im vorgerückten Alter gläubig in dem Alles bergenden Schoose der Mutter Kirche auszuruhen, — diesen Mann im Verlaufe von zwei Vorlesungen erschöpfend charakterisiren zu wollen, da, wenn er auch eine gefallene Größe, diese immer noch bedeutend genug ist, um nicht blos flüchtigen Blickes gewürdigt zu werden. Was die äußere Erscheinung des Mannes angeht, den Ton und die Modulation seiner Stimme und den Eindruck, den dies Alles auf den Zuhörer hervorbringt, so können wir dem Leser versichern, daß das Bild, welches der Verf. von demselben entwirft, ein getreues und entsprechendes ist. Die Beurtheilung der geistigen Bedeutung dieses selbst in seinem Verfalle noch großartigen Mannes läßt sich jedoch nicht auf ebenso leichte Weise abmachen, und es mag wol dem Leser, der ihn nicht kennt, genügen, Bruchstücke aus einer einzelnen wunderlichen Vorlesung kennen zu lernen, die ihm zur Folie des äußern Bildes dienen. Wer aber seine wie ein kühner Dom aufgebauten und wunderbar verschlungenen frühern Werke kennt und die Wirkung derselben an sich selbst erfahren hat, bedarf einer tiefern Auffassung dieser seltenen Natur, die dies Alles hervorbrachte und jetzt in so beklagenswerthen Richtungen festgebannt ist. Ref., welcher jahrelang die Geschichtsvorlesungen dieses Mannes in ihrem Zusammenhange verfolgte und sie mit seinen frühern Schriften in Vergleich stellte, getraute sich, den psychologischen Faden, der sein „Rothes Blatt" mit seinem „Deutschland und die Revolution" und dieses mit seinen letzten „Vier Vorlesungen über Geschichte", sowie seinen Aufsätzen in der „Eos" verbindet, nachzuweisen — eine Arbeit, die zwar als Erklärung eines solchen Phänomens belohnend sein, aber die Grenzen d. Bl. weit überschreiten würde.

Daß in einem Panorama von München die „Griechen" nicht fehlen dürfen, ist in der Ordnung und erklärt sich durch die enge Verbindung Baierns mit Griechenland, die in neuester Zeit geschlossen wurde; es freut uns, daß den Verf. ein richtiger Takt leitete, hier nicht die glänzend-schreienden Farben aufzutragen, die uns von allen Seiten her noch jüngst die Augen zu blenden drohten. Die „alten Erinnerungen" haben in der That nur für

Denjenigen Interesse, der in München eine Reihe von Jahren verlebt und alle jene wunderlichen Exemplare, wie den Professor der unentdeckten Wissenschaften, den Finessensepperl u. A. noch mit eignen Augen gesehen hat; dem jüngern Geschlechte fehlt die Sache zu dem Begriffe, über den sich der Verf. hier ausbreitet.

(Der Beschluß folgt.)

Harfentöne aus dem Ungarlande. In einzelnen Klängen, von G. Treumund. Leipzig, Einhorn. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Der Zweck dieses kleinen Fascikels lyrisch-patriotischer Gedichte scheint dem Verf. weniger die Poesie selbst, als die damit verbundene Mahnung an das Gemüth der Söhne seines Vaterlandes gewesen zu sein, wiewol er in dem Schlußgesange die Richter mit der Wage, welche etwa zum Verdammen geneigt sein könnten, bittet, nur das Eine zu glauben, „daß das Lied aus der tiefsten Brust des Sängers emporgeglüht sei". In einem Lande wie Ungarn, das sich erst aus langjähriger Barbarei, aus Staub und Wust einer modrigen Verwaltungsweise, aus Druck und geistiger Unmündigkeit zu erheben hat, müssen freilich durch die Weiterstrebenden, die ein besseres Bewußtsein haben als die Menge, von allen Seiten her Mahnungen und Anregungen geschehen, und so ist wol die Poesie vor allem berechtigt, ihre frei über die Gefilde hinschwebende Stimme für das Vaterland zu erheben. Wenn deshalb bei irgend einem Bestreben auf die Meinung gesehen werden muß, so ist es bei einem solchen, wo das Lied so durchaus an seinen Gegenstand, fast auf krankhafte Weise, gefesselt erscheint.

Deshalb stellt sich denn der Dichter in der Introduction als den Harfner vor, der mit dem Spruche Uhland's auf dem Herzen:

> Ich lobe mir den stillen Geist,
> Der mäßig wirkt und schafft,

weil auf wechselreichen Pfaden durch das schöne Ungarland

> Zieht auf ungebahnten Straßen, denn gebahnte fand er schwer,

der auf Bergesrücken steigt, und in der Wälder Nacht eintritt, in dumpfige Hütten, — wie es deren freilich in Ungarn viele gibt, wo der Mann am Ofen schläft und Weib und Kind Noth leiden:

> Ueber Dörfer, Flecken, Städte, führt ihn seiner Wandrung Lauf,
> Und er hält in ihren Mauern, ihren Häusern viel sich auf.
> Sieht nach Kirchen und nach Klöstern, sitzt als Gast bei manchem Mahl,
> Aber nach der zwölften Schüssel stiehlt er stumm sich aus dem Saal.
> Horcht in manchen Themishallen auf der Richter ernsten Spruch,
> Blickt auch hinter ihre Schultern in ihr alt Gesetzebuch;
> In des Volkes bunte Reihen mischt er sich bei Tanz und Spiel,
> Steht mit offnen Forscherblicken in dem lauten Marktgewühl.

Auf diesen Zügen findet der Sänger vieles Schlimme und einiges Gute, dem ersten gelten seine Thränen und Klagen, aber das letztere möchte er gern gefeiert sehen. Er hat dem Vaterland nichts zu bieten als seine Harfe, und auch von dieser nur einzelne losgerissene Klänge:

> Und von all den bunten Klängen wählt er nur, was wahrhaft frommt,
> Gibt ein fliegend Blatt den Winden, weil im Blatt der Frühling kommt.

Herzlich wollen wir gewiß das Bestreben des Dichters auslegen und das Wenige, was er gegeben, ehren, wenn es dazu beiträgt, daß der Frühling wirklich kommt. Und dies wäre wol auch zu erwarten, da herzliches Wort doch überall seine Stätte findet und des Dichters Gefühle in so manchem Magyarenherzen widerklingen. So viel ist aber gewiß, daß diese Gesänge wol nur einzelne Knospen und Blätter der jungen Zeit hervorrufen werden; denn ehe der Frühling wahrhaft eintritt und mit erfreulichem Grün Wälder und Fluren bekleidet, muß zuvor Eis und Schnee hinabschmelzen und im Thauwetter und Westwind müssen große Wasserfluten den ableitenden Strömen zuschwimmen.

In dem zweiten Gedicht: „Hungaromanie", vertheidigt sich der Dichter, daß er, obwol Ungarns Sohn wie einer seiner Landsleute, doch in fremden, in deutschen Tönen singe:

> Lang genug (so möchten Gegenwollende sprechen) hat dem Magyaren schon gedrückt die bittre Schmach,
> Daß sein Mund und seine Feder stets in fremden Tönen sprach.
> Nie kann unser Volk gedeihen, eh' es sich nicht losgerungen
> Aus der alten, langverjährten, bösen Mischung fremder Zungen.

Aber der Sänger ist anderer Meinung:

> Bruder, laß die Hand dir reichen, Friede zwischen mir und dir,
> Laß uns nicht um Laute rechten, nur der Geist entscheide hier.
> Ungarn hat auch mich geboren, seine Brust auch mich gesäugt,
> Glaubst du nicht, daß für die Mutter meine Liebe deiner gleicht?
> Wol ist's schön, wenn alle Töne, die das Land im Busen trägt,
> In den Formen einer Sprache sich harmonisch ausgeprägt;
> Doch der Schall an sich, der todte, schafft noch keine Melodie,
> Sie entkeimt allein der Herzen wandelloser Harmonie.

Es wäre schlimm, wenn dieser Verse reiner Wohllaut nicht seinerseits auch zum Herzen sprechen und die Widerstrebenden überzeugen sollte, daß, ehe freies Nationalwort sich begründen kann, zuvor „dem Gedanken ein sicherer Friedensport geöffnet werden muß" und daß, obwol schon hin und wieder magyarische Rede durchs Land weht, obgleich mancher Sangesheld schon kräftiger in einheimischen Tönen sein Lied singt, doch der wahre, echte Sang aus freien und wohlgestimmten Saiten all überall erst dann ertönen kann:

> Wenn im Reiche der Magyaren jener hohe Tag erscheint,
> Der das Volk in Wort und Sitte treu zu einem Stamm vereint.

Der Dichter fährt in den folgenden Gesängen fort, einzelne Zustände seiner Nation, wie sie sich in der Gegenwart abspiegeln, auf ganz unmittelbare, fast naive Weise vorzustellen. Er redet vom Vaterhause, dessen Säulen so fest stehen, dessen Grund so stark und treu, dessen Vorrathskammern so segensschwer, dessen weite, mächtige Hallen reich an Schmuck und Zier sind:

> Durch der Wälder grünes Dunkel bürst in Scharen muntres Wild,
> Bäche, Flüsse, Ströme, Seeen sind mit Fischen reich gefüllt;
> Ungezählte fette Heerden weiden hier auf saftgem Grün,
> Während dort auf weiter Haide hundert muthge Rosse ziehn.
> Wo die blauen Hügel winken, reift der Traube flüssges Gold,
> Das dem Zecher Feuergluten perlend durch die Adern rollt.
> Hoch und kräftig prangt die Eiche, schwirrend steht der Föhrenhain,
> Tief in dunkeln Bergesschachten glimmt des Erzes gelber Schein.

Hier wuchs der Sänger auf, um sich viel tausend Brüder und Schwestern, und damals trübte seinen Jugendsinn keine Sorge; nur als er älter geworden, sah er oft die Brüder weinen, und ihm selbst traten öfters die Thränen ins Auge. Diese Bekümmerniß entsprang, so sagt der Dichter, nur dem Sehnen nach dem Vater, dessen Antlitz er schauen wollte, dessen einnehmende Gestalt er jedoch noch immer fort und fort im Vaterhause sucht.

Ein paar der Lieder schildern auch auf spaßige Weise die Herren vom Comitat, wie sie mit ihren Gläubigern verfahren, und den nicht allzu beflügelten Gerichtsgang, welcher die Processe erst schlichtet, wenn die Parteien bereits im Schoos der Erde ruhen. Das sind freilich Histörchen, die in rauhen Landen vorkommen, die dann aber doch ohne weitern Schaden von mehren Seiten besprochen werden können.

Aber höher hebt sich sein Lied, wenn er von Ungarns Frauen singt, und das ist der Sache gemäß, denn der Frauen gibt es überall gute und schöne, in Frankreich, Italien, Sibirien, in Australien und Chile, unter den Tschuktschen und,

wenn man der Analogie nachgehen darf, sogar unter den Menschenfressern, und die Güte der Frauen wird unter diesen gewiß wenigstens darin bestehen, daß sie — nicht mitessen. Darum ist, so lang es Frauen gibt — das FF des Lebens, wie Saphir sagt — noch nicht an einem Völkerfrühling zu verzweifeln.

> Man entweiht mit argen Zweifeln eures Busens heilige Stätte,
> Meinend, daß er keine Regung für des Landes Wohlfahrt hätte,
> Gleich als sei des Tanzsaals Schimmer und der Mode eitler Prunk
> Nebst dem Spiel mit Männerherzen eurer Liebe einzger Schwung.
> Laßt an eurer Statt dem Harfner solchem Hohn die Thüre weisen,
> Denn ihr duldet lose Spötter nimmermehr in euern Kreisen.
> Besser kenn' ich Ungarns Töchter, und es kündet laut mein Lied,
> Wie ihr zarter Frauenbusen für die liebe Heimat glüht.

Als ein glänzendes und doch bescheidenes Denkmal, das sich die Huld der ungarischen Frauen gestiftet, rühmt der Verf. den von der Gräfin Johanna Teleky im J. 1817 zu Pesth gestifteten Verein, der seitdem mit großen Aufopferungen, unter Mitwirkung der angesehensten Frauen und Unterstützung des Publicums, in immer weiterer Ausdehnung fortgeführt wird. „Die daraus hervorgegangenen Anstalten", sagt der Verf. in einer Anmerkung, „für Arme und Nothleidende aller Art sind bereits in mehre Verzweigungen getheilt und besondere Kranken-, Arbeits- und Verpflegungshäuser eingerichtet. Außer den wöchentlichen Beiträgen an bedürftige Hausarme, hat der Verein seit einigen Jahren, unter Mitwirkung des städtischen Magistrats und der Bürgerschaft, die gänzliche Abstellung der Straßenbettelei übernommen und zuletzt im J. 1831, nach der verheerenden Cholera, noch mehre Versorgungshäuser und Schulen für arme verwaiste Kinder gestiftet." Die Gräfin Teleky selbst, die der Dichter in einigen Strophen gebührend preist, legte ihr Amt vor zwei Jahren nieder, der Verein aber besteht unter andern Vorsteherinnen segensreich fort.

Zwei besondere Gesänge richtet der Verf. an Stanislaus Albech, einen im ganzen Lande durch seine kräftigen Predigten und milde Gesinnung berühmten Franziskanermönch und Sonntagsprediger an der Kirche dieses Ordens zu Pesth, und an den uns Allen als kräftigen politischen Wortführer wohlbekannten Grafen Széchenyi. Ein anderes Gedicht „An die ungarischen Magnaten" spricht sich frei und wacker mahnend aus. Wir entheben daraus nachstehende Strophen:

> Wie der Schöpfer seine Berge zu der Flächen Schutz erbaut,
> Wie dem Schirm der Ritterburgen einst der Bürger froh vertraut,
> Wie auf ew'gem Fels gegründet, doch im Meer der Leuchtthurm ragt,
> Den des Schiffers Auge spähend nach des Pfades Richtung fragt:
>
> Also steht, als kräftige Säulen, ihr in Ungarns Boden fest,
> Segensvoll — gedenkt ihr dessen, Fluchens reich, wenn ihr's vergeßt,
> Also ruht auf euerm Haupte vieler Seelen Heil und Glück,
> Segnet! — — oder gebt dem Schicksal seinen Vollmachtsbrief zurück!
>
> Steigt herab von euern Höhen, eh' ihr schändet ihren Glanz,
> Wollt ihr gleich der Sonne leuchten, schmück' euch auch ihr Strahlenkranz.
> All der bunte äußre Schimmer schützt vor tiefer Schmach euch nicht,
> Wenn es eurer glatten Schale an dem innern Kern gebricht u. s. w.

Wir aber glauben nach den mitgetheilten Proben aus diesem Büchlein das Wort des Verfs., daß ihm sein Lied gewiß aus tiefer Brust entsprungen, unterschreiben zu dürfen, und können der deutschen Lyrik nur wünschen, daß sie mit keinen schlimmern Blüten in der neuesten Zeit bereichert werde, als diese sind.

32.

Notizen.

Für Gesetzgeber.

Vor Kurzem lasen wir in einer neuen politischen Schrift die Bemerkung, daß sich ein rechtsgelehrter Statistiker die Mühe genommen habe, die Gesetze und Verordnungen, die in Würtemberg von 1806—31 erschienen sind, zusammenzuzählen, und daß er deren 5661 gerechnet habe, wovon 3319 auf die Zeit von 1815—31 kämen, also durchschnittlich 195 in Einem Jahre. Man möchte solchen Gesetzmaschinisten — wir leben ja überhaupt im Zeitalter der Maschinen! — die Bestimmung des alten Gesetzgebers in Großgriechenland, Zaleukos', vorhalten, daß Jeder, der einen Vorschlag zu einem neuen Gesetze beabsichtige, in der Volksversammlung mit einem Stricke um den Hals erscheinen solle, damit man ihn sogleich erdrosseln könne, wenn sein Vorschlag nicht durchginge. Die Idee, welche dieser Verordnung zum Grunde lag, kann ebenso wenig verkannt werden als Das, was Tacitus sagen will, wenn er irgendwo die Zusammenstellung macht: „Pessima respublica, plurimae leges". Diese Idee muß auch noch für unsere Zeiten gelten und geltend gemacht werden; oder sollen Beispiele und Urtheile anderer Zeiten und Völker, wenn sie nur sonst gut und richtig sind, nicht auch uns warnen und bestimmen? Eine berücksichtigungswerthe Wahrheit ist hierbei vor Allem die, daß, da wir Gesetze genug für die Menschen haben, wir nun auch die Menschen für die Gesetze zu bilden suchen müssen.

Für Geschichtschreiber.

Der Grieche Lucian von Samosata hat unter andern Schriften verschiedenen Inhalts, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, auch eine Abhandlung geschrieben über die Frage: „Wie man Geschichte schreiben müsse". Nach Schaller's Anwendung auf unsere Zeiten (in seinen „Ansichten von Philosophie und Geschichte u. s. w.", herausgegeben von E. Münch, S. 29), findet man darin bereits im 2. Jahrhundert n. Chr. Geb. alle die Fehler gerügt, welcher auch unsere heutigen Geschichtschreiber sich nicht selten schuldig machen, nämlich: Selbstgefälligkeit, Liebedienerei, Kleinigkeitsgeist, Zierrei, Neuerungssucht und Ruhmredigkeit; auch spricht Lucian bereits, was sich manche Deutsche, besonders aber Franzosen gesagt sein lassen können, von Solchen, die geschichtliche Gelegenheitswerke machen. Auch sonst warnt er vor den Klippen, die der Geschichtschreiber vermeiden müsse, und gibt die Mittel an, welche er anzuwenden habe, um ein wahrer und echter Geschichtschreiber zu sein. Ist es nun aber nicht gut und nothwendig, daß sich unsere Zeit auch in dieser Hinsicht in den Spiegel der Vergangenheit spiegele, um sich zu bessern und um zu lernen.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 124. — 4. Mai 1835.

Panorama von München. Von A. Lewald. Zwei Bände.
(Beschluß aus Nr. 123.)

Indem wir uns nun zu der münchner Kunstwelt, der glänzendsten Seite seiner Erscheinungen, wenden, gerathen wir in Verlegenheit, wie wir den Leser mit den mannichfaltigen Leistungen in allen Fächern derselben in genügender Kürze bekannt machen sollen; Lewald versuchte es, unter den beiden Ueberschriften: „Residenz des Königs" und „Neue Kunst", eine wenigstens den Bedürfnissen des Laien entsprechende Schilderung der ausgezeichnetsten und hervorragendsten Werke zu geben, und gern gestehen wir, daß sie, insofern sie auf das Bedürfniß des gebildeten Fremden berechnet ist, allerdings einige treffende Gesichtspunkte für die Beurtheilung derselben aufstellt, obschon grade auf diesem Felde der Verf. auf den meisten Widerspruch und Tadel von Seiten der Künstler selbst stoßen wird, welche selten oder nie einem Laien das Recht einräumen, sich über ihre Schöpfungen anders als lobend zu äußern. Der neue Residenz- oder Königsbau kann wol mit Recht als das großartigste Werk, was die münchner Architektur in Verbindung mit allen Schwesterkünsten in der neuesten Zeit hervorgebracht hat, angesehen werden und dürfte leicht, wenn das Ganze vollendet dasteht, unter allen Königswohnungen die würdigste Stelle einnehmen. Gleichwol könnte sich das Urtheil des Verf. über die innere prachtvolle Ausstattung dieses Palastes rechtfertigen, „daß vielleicht ein späterer Regent Baierns einfach geschmückte, wohnliche Gemächer dieser bunten Ueberladung vorziehen werde". Ueber den Gegensatz, der zwischen unserm modernen Leben mit all seinem äußern Flitter und jenen pompejanisch und hetrurisch ausgeschmückten Räumen herrscht, äußert sich der Verf. auf eine Weise, die zwar nicht dem Kunstenthusiasten, wol aber dem Manne unserer Zeit zusagen wird:

Wir werden uns stets fremd fühlen in diesen neuen Gemächern, die das Alterthum nachäffen, und nie jene Befriedigung dabei empfinden, die in uns wirkliche Alterthümer erregen, wo die Geschichte zu uns spricht und Schutt und Verfall unser Herz zu einer erhabenen Wehmuth stimmen. Wollt ihr, daß alte Kunst uns erfreue? so bringt sie uns näher; erfindet eine neue, die der alten gleiche und unserer Zeit, unsern Bedürfnissen ebenso entspreche; gleicht Widersprüche aus, und was ihr schafft, sei ein treues Abbild unsers Charakters. Dies soll euch zwar schwer werden! denn wenn auch nicht charakterlos, wie hier und da behauptet wird, so sind wir doch zu vielgestaltig, als daß es leicht wäre, in todte Bauwerke unser bewegliches Leben zu bannen, daß es sich darin ganz und verständlich ausspreche. Aber eben die Schwierigkeit würde, wenn ihr sie überwändet, euch zu großen Künstlern in unsern Augen machen. Aller Zeiten Styl und Geschmack nachahmen, kann interessant an und für sich sein, wird uns aber nie zur Bewunderung hinreißen und für die Folgezeit eine große echte Bedeutung haben können. Wie verächtlich blickt man jetzt wol hier und da auf den Sonnentempel in Baireuth nieder, und doch ist er ein treueres Bild seiner Zeit als so manches Bauwerk, das wir um uns entstehen sahen.

Was nun die innere Anordnung und Ausstattung dieses prächtigen Palastes betrifft, so verweisen wir auf Das, was der Verf. darüber sagt, sowie auf die erst vor Kurzem von Förster herausgegebene Beschreibung desselben, und eilen zu den übrigen architektonischen Werken, unter denen die Glyptothek und Pinakothek den ersten Rang behaupten. Die Glyptothek war das erste Gebäude, woran sich Klenze's Genie versuchte, und man durfte demnach bei Beurtheilung desselben nicht jene Strenge zeigen, welche nur bei dem vollendeten Meister am rechten Orte ist; doch würde diese Milde des Urtheils zu weit gehen, wenn sie verschweigen wollte, daß die Idee, welche wir uns von einem sich graciös und anmuthig leicht erhebenden Antikentempel bilden, nicht völlig entsprechend verwirklicht worden ist; das Gebäude stellt sich eher massenhaft und gedrückt, als luftig und leichtbeschwingt dar, was wol hauptsächlich dem Umstande beizumessen ist, daß wegen des Misverhältnisses, in welchem die höher liegende Umgebung zu demselben stand, der Boden ringsum abgegraben wurde, ohne daß der Uebelstand ganz hätte beseitigt werden können. Da das Publicum sowol mit dem zum Theil kostbaren Inhalte desselben, als mit der Anordnung der Säle hinlänglich bekannt ist, so wollen wir hier nur noch die Ansicht Lewald's darüber anführen, weil sie so ziemlich im Widerspruche mit der herrschenden Meinung steht:

Man wollte einer Sammlung von Antiken die nöthigen Räume schaffen, um sie nach Zeit und Ort getrennt und dennoch im Zusammenhang genießen zu können. Es ist augenscheinlich, daß die Antiken stets als Hauptsache, die Hülle, welche um sie gebaut werden sollte, nur als dienende Nebensache zu betrachten war. In der Ausführung stellt sich uns das Gegentheil dar. Wenn man auch davon ausgehen wollte, durch die Sumptuosität des Gebäudes die hohe Achtung an den Tag zu legen, die man vor der Sammlung von Kunstwerken hegte, die

darin aufbewahrt werden sollte, wenn das Material und seine Bearbeitung, als prächtig, die anscheinbaren, ehrwürdigen Reste einer untergegangenen Welt umgab, von dem Werthe zeugen sollte, den man ihnen beilegte, so war doch die Ostentation, trotz aller geheuchelten antiken Würde, modern und flitterhaft zu glänzen, so in die Augen springend, daß sie den Eindruck schwächte, statt ihn zu erhöhen und zu befördern. Wäre einfache Erhabenheit, ruhige Schönheit der Form dem Zwecke nicht entsprechender gewesen als diese hüpfende, tändelnde Pracht, dieser verwegene Glanz neben den altergrauen, verstümmelten Repräsentanten ewiger Schönheit, die jetzt bescheiden zurücktreten, wo sie unbedingte Vergötterung zu fodern berechtigt sind.

Die Pinakothek, welche die Auswahl der trefflichsten Gemälde aus den verschiedenen ältern Schulen aufnehmen soll, stellt sich uns als ein Prachtgebäude im wahren Sinne des Wortes dar, und ist in jedem Betrachte die Krone der von Klenze bis jetzt geschaffenen Werke. Da jedoch das Ganze noch nicht vollendet dasteht, so würde jedes Urtheil darüber als voreilig und unberufen erscheinen. Wollten wir alle übrige architektonische Schöpfungen, die theils fertig sich unsern Blicken zeigen, theils rasch ihrer Vollendung zuschreiten, dem Leser vorführen, so müßten wir diese Anzeige über alle Gebühr ausdehnen, und nicht ohne Witz bemerkt Lewald:

> Brauchte man sonst in bessern Zeiten hundert Jahre, um ein bewundernswerthes Werk zu vollenden, so ist hier die Aufgabe gestellt, hundert Werke, die alle auf Bewunderung Anspruch machen, in einem Jahre zu beendigen.

Die Versuche, welche im Felde der Glasmalerei, sowie in der Enkaustik gemacht wurden, haben ein sehr befriedigendes Resultat geliefert, welches sich leicht für die Zukunft noch vollkommener gestalten kann. Nicht ohne Interesse wird der Leser im Buche selbst sich über den Reichthum an herrlichen Schöpfungen der Malerei, welche wir dem Altmeister Cornelius und seinen ihm zur Seite stehenden Freunden und Jüngern, H. Heß, Zimmermann, sowie einer Anzahl jüngerer ausgezeichneter Künstler verdanken, und die zur Ausschmückung der Ludwigs- und Allerheiligenkirche, der Pinakothek und einiger andern Gebäude bestimmt sind, näher unterrichten; auch wird er über das Verhältniß der jüngern Kunstwelt zur Akademie, welches in neuerer Zeit schon mehrmals Gegenstand öffentlicher Erörterung geworden ist, treffende und wahre Bemerkungen finden. Unter den Malern, die in glücklicher Unabhängigkeit leben und ihre ausgezeichneten Talente dem Genre- und Landschaftsfache widmen, begegnen wir einem P. Heß, Rottmann, Ch. Morgenstern, Fearnley, Folz u. A., über welche der Verf. manches Interessante mittheilt; auch den Kunstverein und seine Bedeutung für die Malerei bespricht er auf schickliche Weise.

Fragt man nun nach der Bedeutung, welche diese künstlerischen Bestrebungen, die sich nach allen Richtungen hin verbreiten, für unsere Zeit und die Mitlebenden haben, so scheint Lewald wol mit Grund die Ansicht geltend zu machen,

> daß sie einen großen Theil ihrer eigentlichen Bedeutung verloren haben. Die alte Kunst kann nicht mehr in Blut und Saft des Volkes übergehen. Sowie uns der antike Sinn mangelt, womit der Grieche seinen Apoll betrachtete, so fehlt uns der mittelalterliche für unsere Madonna, die man nur anbetend bewunderte. Man nenne nun München Neu-Athen, oder man sei seines mittelalterlichen Ursprungs von Mönchen eingedenk, weder Kunstsinn noch Frömmigkeit werden hier zur echten Begeisterung, und trotz aller Bestrebungen und Kunstimpfungen, konnte Nichts als ein vergrößerter Dilettantismus und etwas mehr Lust am Sammeln erzielt werden. Die Welt der Mediceer ist längst untergegangen; nichts kann solche Erscheinungen wieder heraufbeschwören. Wer in München sie ohne alle Mühe wiedergefunden zu haben vorgibt, ist ein Schmeichler, der keinem Vernünftigen ohne Erröthen entgegenzutreten wagen darf, oder ein Unwissender, der dich nicht kennt, mittelalterliches Italien, mit deinen wunderbaren Menschen, die in Religion und Kunst so hineingewachsen waren wie unsere Zeit in den Staatspapierhandel und die Dampfmaschinen.

So viel wahrhaft Schönes und Treffliches wir auf dem Gebiete der Kunst in München zu bewundern finden, einen ebenso grellen und unerfreulichen Contrast bilden dagegen jene Erscheinungen, welche der Verf. unter dem Titel: „Dichter, Schriftsteller, Journalisten", einer nähern Beleuchtung unterzog; nicht als ob es in München keine ehrenwerthen, einer bessern Umgebung würdige Ausnahmen gäbe — wo gäbe es diese nicht — sondern daß die große Masse alles Dessen, was, ob mit Recht oder Unrecht mit dem Namen Literarisches bezeichnet wird, entweder in bedeutungsloser Nichtigkeit oder in abschreckender Gemeinheit versunken ist — dieses ist es, was jeden Gebildeten auf die traurigsten Betrachtungen führen muß. Dem Fremden muß es auffallend erscheinen, daß, ungeachtet in München die von Landshut dahin versetzte Universität schon fast seit einem Jahrzehnd existirt, dennoch im Ganzen kein reges wissenschaftliches Streben sich kundgibt, und sich kein merklicher Einfluß auf die übrigen mit den strengen Wissenschaften in entfernterer Verbindung stehender Literaturzweige äußert, und er wird sich nach einem Erklärungsgrunde dieses Phänomens umsehen. Sollten wir einige der Hauptursachen desselben nennen müssen, so wäre es zuvörderst das das Leben, wie die Wissenschaft, noch ziemlich durchgreifend beherrschende Princip des Katholicismus, dem jedes ungehinderte wissenschaftliche Forschen und die demselben entkeimende freiere Geistesbildung noch wie in frühern Zeiten verhaßt ist, und das sich nur sträubend dazu bequemt, seine ebenbürtige Schwester, den Protestantismus, neben sich zu dulden. Sage man, was man wolle, von der im Staatsrechte festgesetzten Gleichstellung beider — in der Wirklichkeit zeigt sich durchaus ein umgekehrtes Verhältniß, und die Einführung der Klöster, sowie die Uebertragung des gelehrten Unterrichts an dieselben müssen nothwendig zur Folge haben, daß der Geist der Forschung in die Fesseln eines mittelalterlich-kirchlichen Dogmatismus festgebannt und alle so mühsam errungenen Güter der Menschheit, Freiheit des gelehrten Unterrichts und Begründung geläuterter Religionsbegriffe wieder verloren gehen. Die schönen Hoffnungen, welche sich an das Dasein einer Hochschule in der Hauptstadt knüpften, schwanden immer mehr, sobald man die seltsame Zusammensetzung des Lehrerpersonals kennen lernte, wo die schroffsten und unverträglichsten Gegensätze sich nebeneinander zeigten, und neben der abstrusen Mystik eines Baader die jeden Dogmatismus hassende Doctrin ei-

nes Oken sich producirte. War man nun gleich in neuerer Zeit bemüht, eine größere Uebereinstimmung in diese so widerstrebenden Elemente zu bringen, so geschah dieses jedoch nicht sowol im Geiste der fortschreitenden Wissenschaft, als vielmehr in jener oben angedeuteten Richtung, und die fast gänzliche Aufhebung des in Norddeutschland so blühenden und einflußreichen Instituts der Privatdocenten schnitt allen jüngern Talenten die Möglichkeit ab, durch freien, selbständigen Vortrag mit jenen privilegirten Autoritäten eine Concurrenz zu eröffnen und sich ein eignes, vom Zwange des Besuches freies Publicum zu bilden. Mußten wir diese von Oben ausgehenden Bestrebungen als ein Haupthinderniß gegen das Gedeihen einer freien Wissenschaftlichkeit bezeichnen, so finden wir auf der andern Seite im münchner Gesellschaftsleben und seinem belebenden Agens, dem **Biere**, eine sich für den Gelehrten nicht weniger nachtheilig und hemmend erweisende Ursache, welche verbunden mit den von allen Seiten ihn umgebenden Hang zu derben sinnlichen Genüssen und dem Mangel einer begeisternden Anregung zu wissenschaftlichem Streben, sowie eines dasselbe befördernden Buchhandels, der in München noch in seiner Kindheit liegt und sein Dasein durch den Verlag von Schul- und Gebetbüchern fristet, manchem zu großen Hoffnungen berechtigenden Talente den Untergang brachte und jene betrübende Erscheinung hervorrief, daß Männer, die bereits durch ihre literarischen Leistungen sich einen Ruf erworben und noch größere Erwartungen rege machten, sobald sie in diesem Hafen behaglichen Nichtsthuns eingelaufen waren, alle Schwungkraft des Geistes verloren und der literarischen Welt abstarben; Belege, welche der Verf. für diese betrübende Erscheinung anführt, ließen sich leicht noch durch einige bedeutende Namen vermehren, die ihren literarischen Tod in der münchner Stickluft fanden. Bietet nun schon das höhere wissenschaftliche Treiben keinen sehr erfreulichen Anblick dar, so können wir kaum einen bezeichnenden Ausdruck für jene Art von Schriftstellerei finden, die man gemeinhin mit dem Namen Tagesliteratur benennt und die Alles in sich vereinigt, was cynische Gemeinheit und verächtliche Kriecherei auf diesem Felde je geleistet haben, und gewiß dürfte es keine Stadt, nicht blos in Deutschland geben, wo die Journalistik auf einer niedrigern Stufe steht. Wer mag ermessen, welche nachtheilige Wirkung ein sich jeden Tag neu erzeugendes Gift geistiger Verderbniß auf die untern und mittlern Volksclassen ausüben muß, deren fast einzige Lecture in dem Lesen dieser Tagesblätter besteht, und wenn irgendwo eine Censur thätig eingreifen sollte, so müßte sie an diesen Producten ihr Amt üben, in denen oft Obscönitäten jeder Art ausgeboten werden. Welche politische Weisheit in diesen Cloaken ausgestellt wird, bedarf gar nicht der Erwähnung, da diese Verhältnisse Jedermann so ziemlich bekannt sind. Gern würden wir den Verf. auf seinen Wanderungen durch den literarischen Markt begleiten, um ergänzend und erläuternd Einiges hinzuzufügen, wenn wir nicht die Anzeige seines Buches schon über alle Gebühr ausgedehnt hätten; aus gleicher Ursache können wir von seinen übrigen Skizzen, worunter Das Theater, Ein Künstlerleben, Octoberfest bei den Franziskanern sich durch treffende Ansichten und Lebendigkeit der Darstellung auszeichnen, nur die Titel anführen: Odeon, Der Bazar, Der Brillenschleifer, Schweizer, Harmlos, Kneipen, Kaffeehäuser, Walhalla für Baiern, Allerseelen, Weihnacht, Krippen, Geweihtes, Graue Brüder und graue Schwestern, Münchner Nächte, Fremde, München vor den Thoren, Blicke ins Gebirge.

Sollen wir nun noch zum Schlusse ein Wort über die Darstellungsweise des Verf. sagen, so müssen wir die frische Lebendigkeit der Auffassung, sowie die Glätte und Eleganz der Sprache rühmen; doch hätten wir in letzter Beziehung mehr Nuancirung in dem Colorit seiner Bilder gewünscht, welche, eben weil sie so verschiedenen Regionen entnommen sind, nicht den gleichen Farbenton und dieselbe Politur vertragen. Möge dem Verf. das Loos zu Theil werden, das er sich in seinen Schlußbemerkungen ersehnt hat, die wir, um den Verf. sich selbst sein Urtheil sprechen zu lassen, hier mittheilen wollen:

Ich habe nicht pikant geschrieben, das werden mir viele Leser vorwerfen. Ich weiß wohl, daß das heute von dem Schriftsteller verlangt wird, der es wagt, über gegenwärtige Zustände offen zu schreiben. Aber man muß nicht mit aller Gewalt pikant sein wollen; nach und nach könnte Einer und der Andere wol wieder einen ruhigen Ton anstimmen. Das „pikant sein wollen" ekelt wahrlich schon an. Jeder sollte schreiben, wie es ihm sein Talent, wenn er es wohl ordnet, eingibt und soll alles Bestreben, unmenschlich geistreich zu sein, die brillanten Antithesen, Witzraketen u. s. w. von sich halten. Die alten Memoirenschreiber, die an den französischen Königshöfen, nur ganz nackt und trocken, die tollsten und gemeinsten Abenteuer wie gewöhnliche Dinge aufzeichneten, haben ihrer Mitwelt wahrscheinlich nur wenig Spaß gemacht, während sie uns jetzt als die treuesten Spiegelbilder ihrer Zeit erscheinen. Dies ist das Loos, das ich für mein Panorama wünsche. Es sei die treue Schilderung des Schauplatzes, von wo die neue Kunst und das neue Griechenthum ihren Anfang nehmen sollen, in dem Sinne Derer, die unparteiisch und ohne Schmeichelei darauf hinblicken. Dabei mußten allerdings Namen genannt, Persönlichkeiten enthüllt werden; aber dem Verf. ist es nicht im Entferntesten eingefallen, die jetzt so beliebte Scandalliteratur dadurch vermehren zu wollen.

151.

Französische Journalistik.

Revue britannique. Februar. „Die Kupferminen in England und den bedeutendsten Gegenden Europas." Seit langer Zeit gilt England für den größten Zinn- und Eisenmarkt in Europa; gegenwärtig ist es auch der wichtigste Kupfermarkt. Cornwallis liefert seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mehr Kupfer als Rußland, Oestreich, Norwegen, Schweden, Preußen, Frankreich und Hanover zusammengenommen. Der Aufschwung, den die Kupferbergwerke in Cornwallis nahmen, datirt sich von 1688 her, wo die Krone ihren Privilegien rücksichtlich der unedeln Metalle entsagte. Es sind übrigens nicht die einzigen, die England besitzt; die von Tavistock in Devonshire haben in den letzten 20 Jahren 300—350 Tonnen gegeben; die berühmten Bergwerke im nördlichen Theile der Insel Angelsea, die am Ecton in Straffordshire u. a. m., alle zusammen werfen nicht den fünften Theil der Ausbeute ab, welche die Minen in Cornwallis gewähren; aus sämmtlichen Bergwerken Englands wurden im Jahre 1833—34 13,545 Tonnen Kupfer gewonnen. Die wichtigsten sind die unter dem Namen Consolidated bekannten, vielleicht die wichtigsten in Europa; sie liegen in der

Pfarrei Gwennap, 3 Meilen (engl.) von Redruth und nehmen einen Flächenraum von 800 Acres ein; der Hauptstollen (puits) steigt 1340 Fuß tief unter dem Meeresspiegel und 1652 unter die Erdoberfläche. Die bedeutendsten Adern haben 8 Fuß Breite. Die Maschinen, welche in den Minen von Cornwallis angewendet werden, übersteigen allen Begriff; da sind erstens 8 Pumpen mit Walzen, die 65—90 Zoll im Durchmesser halten; sie schöpfen das Wasser aus, welches sich auf dem Boden der Galerien sammelt; die größte verbraucht in 24 Stunden 180 Scheffel Kohlen, dafür hebt sie bei jedem Schlage 64 Gallonen Wasser aus, auf eine Minute kommen 12 Schläge. Nebst andern 8 minder mächtigen Maschinen gibt es 16 kleinere Pumpen u. s. w. Aus dem gewonnenen Metalle wurden 1833 an 152,000 Pf. Sterl. erlöst; nach Abzug der Unkosten im Betrag von 105,000 Pf. Sterl. blieben 1,185,000 Gewinn übrig.

„Häusliche Dichtkunst Großbritanniens." Der Verf. dieses Artikels stellt kritische Grundsätze auf, die viel Wahres enthalten. Montesquieu habe für die politische Kritik gethan, was noch Niemand für die literarische gethan; Niemand sei zur ersten Quelle der Producte des Geistes hinaufgestiegen; was Lessing, Herder, Bonstetten, Frau von Stael darüber gesagt, sei vag und hypothetisch; keine Theorie sei regularisirt. Schlegel selbst habe blos die Ueberlegenheit der despotisch regierten Völker darzuthun gesucht; systematische Befangenheit habe den großen Einfluß, den Schlegel haben konnte, da er mit den eminentesten Eigenschaften des Kritikers begabt gewesen, gelähmt. Der eigentliche Gründer der häuslichen Poesie in England ist Cowper; nach ihm kommen Wordsworth und Crabbe. Ueber Letztern werden anziehende biographische Details mitgetheilt. Miß Elmy, eine ländliche Schönheit, hatte großen Einfluß auf sein Schicksal. Ehe er sie kannte, war er nichts; während seiner Verbindung mit ihr entfaltete er ein bewundernswerthes Genie. Nach dem Tode Elmy's sank sein Talent wie sein Charakter. Mit einem Empfehlungsschreiben von Miß Elmy kam er nach London, wo es ihm nicht wohl ging; zuletzt blieb ihm nichts als ein zerrissener Rock. Sein letztes Hemde war längst verkauft; in dieser schrecklichen Lage schrieb er der Geliebten: „Selly, mein Herz und mein Rock bedürfen Ihrer sehr". Burke, an den er sich wandte, nahm sich seiner an und sicherte seine Zukunft. Crabbe heirathete seine Elmy, gab Gedichte heraus, die ganz England bewunderte, ward Walter Scott's Freund und lebte glücklich bis an sein Ende. Crabbe hat 12—15 Bände hinterlassen. Wordsworth steht über Crabbe und Cowper.

„Journalisten in London." „Kehre ich je nach London zurück, so will ich diesen Journalisten die Larve abreißen und die Wichte ans Licht ziehen, die unter der mysteriösen Bezeichnung Wir die Welt regieren", sagte O'Connell in einer Rede zu Dublin im November 1834. Ob Hr. O'Connell Wort gehalten, weiß ich nicht; das „Edinburgh magazine" hat sich aber den Wink gemerkt und liefert recht interessante Notizen über die heutige periodische Presse in London. Das Eigenthum der „Times" ist in 24 Actien getheilt, welche anfangs für 2500 Francs das Stück verkauft wurden; heutzutage gelten sie 12,000 Pf. St. Von den 24 Actien gehören zwei Drittel dem Hrn. Walters, dem Sohne des verstorbenen Gründers. Dieser besitzt also ein jährliches Einkommen von 500,000 Francs, welches jährlich Zuwachs bekommt. Lange Zeit war Hr. Walters Redacteur und bezog als solcher eine Entschädigung von 50,000 Francs. Heutzutage ist er der Redaction sowol als der Direction der „Times" gänzlich fremd. Der Hauptredacteur der „Times" ist gegenwärtig Hr. Sterling, ehemaliger Hauptmann; er bezieht ein Fixum von 1500 Pf. Sterl. jährlich. Sterling arbeitet mit ungewöhnlicher Leichtigkeit; oft schreibt er in einer Stunde eine ganze Spalte voll, und man kennt die kolossale Dimension der englischen politischen Blätter. Bei dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit und Schnelle zeichnen sich seine Aufsätze besonders durch glänzende Darstellung aus. Nächst den „Times" ist das „Morning chronicle das gelesenste und einflußreichste Blatt; Hauptredacteur ist Hr. Black, den das „Edinburgh review" den Sokrates des Jahrhunderts nennt. Nebst den genannten erscheinen der „Morning herald" und der „Morning news" des Morgens. Nachmittagsblätter sind: der „Globe", ein Whigblatt, Hauptredacteur: Lord Palmerston; ferner der „Courier", der „Sun". Sonntagsblätter: „Dispatch", Hauptredacteur: der ehemalige Schiffslieutenant Williams; „Spectator", Redacteur: Rintoul, ein Schotte, ein trefflich geschriebenes Blatt, das sich viel mit Kunst und Literatur befaßt und daher weit theuerer als die übrigen ist; ferner Sonntags: „Times", „John-Bull". Letzteres Blatt wurde von der Regierung begründet; diese bezahlte nämlich die Kosten während der ersten sechs Wochen, dann konnte es schon allein bestehen.

„Paläographie", „Literarische Denkmale", und „Bibliotheken in Spanien". Die erste öffentliche Bibliothek in Spanien wurde zu Cordova gegründet im Jahr d. H. 366 von Al-Hakem, König von Cordova; sie enthielt 66,000 Bände. Peter IV. von Aragonien verfaßte mehre Gedichte in einem provenzalischen Dialekte, die sich erhalten haben. In dem Verzeichniß der Dichter, welches der ersten Ausgabe des „Romancero general" vorgedruckt ist, bemerkt man unter vielen berühmten Personen den Admiral von Castilien, die Herzoge von Alba, von Albuquerque, von Medina Sidonia u. s. w. Die Bibliothek des Escurial, welche von Philipp I. gegründet wurde, zerfällt in drei Abtheilungen, die untere, die mittlere und die Manuscriptensammlung. In der erstern befinden sich beiläufig 18,000 Bände und 700 Manuscripte in griechischer, lateinischer oder spanischer Sprache. Hier ist auch eine Abschrift des berühmten Werkes: „La historia del Conde Ferran Gonzalez", eins der ältesten literarischen Denkmäler in Spanien; es enthält die Geschichte dieses Landes von Einwanderung der Gothen bis 967. Die größten Schätze enthält die Bibliothek der Manuscripte. Hier ist ein „Koran Aberan" aus dem 9. Jahrhundert, eine kostbare Abschrift der sieben „Moallakats", die bis jetzt in Europa unbekannt geblieben; ein Commentar über das Gedicht „Shanfar u. s. w.". Die Manuscripte sind mit vieler Ordnung classificirt, sauber gebunden, werden aber vom Staube verzehrt. Die Bibliothek von Madrid enthält 200,000 Bände, davon gehört ein Viertel zu den libros prohibidos; ferner eine Münzensammlung von 150,000 Stück. Die Privatbibliothek des Königs ist sehr reich, steht aber nur wenigen Begünstigten offen. Die Jesuitenbibliothek enthält mehr Ausgezeichnetes. Die spanischen Bibliotheken werden wenig benutzt; die einzigen Besuchenden sind außer den Fremden einige Mönche, welche in irgend einem Folianten ein Citat des heil. Thomas von Aquino nachsuchen, oder Studenten, welche Romane lesen oder Kupferstiche betrachten. 19.

Literarische Notizen.

In Paris kündigt man eine mit Kupfern erläuterte Ausgabe aller französischen und auswärtigen Classiker an. Lesage's „Gilblas", Molière und Cervantes' „Don Quixote" sollen die Reihe eröffnen. Von den ersten sind zwei Lieferungen erschienen, die Lieferung zu fünf Sous.

Die Gedichte der Madame Melanie Waldor, unter dem Titel: „Poésies du coeur", zeichnen sich durch Frische der Empfindung und Mannichfaltigkeit des Styles aus. Auch der „König von Thule" ist in denselben übertragen worden. Noch ausgezeichneter durch Glut und Fülle sind die zu Avignon erscheinenden Gedichte J. le Blanc's, von welchen man im „Echo de Vaucluse" sehr schöne Proben gelesen hat. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

““# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1835.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Vierter Band. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. Subscriptionspreis 2 Thlr. 6 Gr. *)

Wir übergehen die ersten zwei Abschnitte dieses Bandes, mit welchen Hr. von Raumer den ersten Jahrgang des „Historischen Taschenbuchs" eröffnete. Sie enthalten die Geschichte Ludwig XIII. und des Cardinals Richelieu, welchem Staatsmann gegen so viele Angriffe und Schmähungen, die er während seines Lebens und nach seinem Tode erfuhr, hier eine Ehrenrettung zu Theil geworden ist. Die dritte unter den bedeutenden Gestalten der letzten Jahrhunderte, deren Andenken der Verf. diesen Dienst erzeigt hat.

Der dritte Abschnitt enthält die Geschichte der Bewegungen während der Minderjährigkeit Ludwig XIV., Mazarin's Ministerium, die Unruhen der Fronde. Es sind die letzten blutigen Unruhen, die Frankreich vor seiner großen Revolution erlebte, die durch ihren ungemein kleinlichen, schwächlichen Geist deutlich zeigten, daß die Zeit der Bürgerkriege vorüber war, bis sie nach mehren Menschenaltern bei einem gänzlich veränderten Zeitgeist wieder möglich wurden. Die Fronde erklärt den gänzlichen Mangel alles Widerstandes, als Ludwig XIV. das Gebäude seines Absolutismus vollendete. Ob der Verf. bei diesen sich vielfach wiederholenden Anklagen und Gegenanklagen, diesen Ränken und erbärmlichen Händeln, diesen Verbindungen ohne Vertrauen und Zwistigkeiten ohne Kraft nicht etwas zu lange verweilt hat — darüber werden die Urtheile verschieden ausfallen. Wir lieben eine Erzählung, die ausführlich genug ist, um den Leser selbst urtheilen zu lassen; aber wir können nicht bergen, daß uns der Umfang, welcher hier der Geschichte dieser Parteiwirren eingeräumt ist, zwar nicht an sich zu ausführlich, aber gegen andere Partien etwas unverhältnißmäßig scheint, z. B. gegen die deutschen Begebenheiten von der Abdankung Karl V. bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, die man auch nicht sehr großartig finden mag, in denen aber doch wol mehr Kern, Geist und Ernst ist, als in diesem Jammer der Frondeintriguen. Treten wir indeß der Behandlung des Verf. etwas näher.

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 146 u. 147 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Nachdem der Regentschaftsrath und die Vormundschaftsordnung, wie Ludwig XIII. sie bestimmt hatte, auf den Betrieb der Königin Mutter aufgehoben worden waren, und diese zur alleinigen Regentin eingesetzt, wurden wider Erwarten Richelieu's Freunde nicht beseitigt, vielmehr der Cardinal Mazarin der Erste im Rathe der Königin. Anna bedurfte auch eines Mannes, der für sie regierte; denn obschon sie vielen Muth und Festigkeit des Charakters besaß, war sie doch zu arbeitscheu, um die Geschäfte kennen zu lernen und selbst zu leiten. Mazarin hatte die zu den Regierungsgeschäften erfoderliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Geistes, aber nichts von Richelieu's überlegener Geistes- und Charakterkraft, die Gegner zum Gehorsam zwang; er suchte durch List, Ränke, kleine Künste, heimliche Einverständnisse zu siegen, was ihn keineswegs immer zum Ziele führte, sondern statt Achtung Mistrauen erweckte. Treffend sind auch die übrigen handelnden Personen charakterisirt, unter welchen besonders hervortreten: der Prinz von Condé, von seinen Landsleuten mit der ihnen eignen Eitelkeit der Große genannt, ein tapferer Soldat und guter Heerführer, aber ohne besondere Geisteskraft, ohne feste Haltung und edle Mäßigung; dessen schöne, geistvolle und höchst intrigante Schwester, die Herzogin von Longueville; der Herzog von Beaufort, der ohne bedeutende Eigenschaften doch die Eitelkeit gehabt hatte, sich an die Spitze einer eignen Partei, der sogenannten Wichtigen (les importans), zu stellen, aber nichts auszurichten vermochte; der einfache höchst tüchtige, mit glänzenden Feldherrngaben ausgerüstete Turenne; der kräftige, biedere, stets offene und wahre Parlamentspräsident Molé; der Cardinal von Retz, der Meister aller Intriguen, der sich mit Wahl und Bewußtsein in die Bahn der Ruchlosigkeit warf und Aufruhr wünschte und beförderte, um sich der Leitung der Geschäfte zu bemächtigen.

Die Finanzunordnung war es, welche den nächsten Anlaß zur Erfüllung eines so frevelhaften Wunsches gab. Auf diese Zerrüttung des Staatshaushalts geht der Verf. zunächst über, und schildert sie mit Genauigkeit. Der Hof überließ sich heillosen Verschwendungen, und Emery, der Finanzminister, wirthschaftete ohne zusammenhängenden Plan in den Tag hinein, sodaß Verwirrung und Verlegenheit immer höher stiegen. Die Einmischungen des Parlaments erschienen dem Hofe nur lästige Hemmungen;

um sie zu umgehen, wurden auch die verkehrtesten Steuermaßregeln den zweckmäßigen vorgezogen, Widersprüche des Parlaments durch Verhaftung von Präsidenten und Räthen geahndet. Der Hof erklärte die Veränderungen des Parlaments an seinen Steuergesetzen für ungültig, das Parlament drang öffentlich auf Befolgung seiner Beschlüsse. Der Generaladvocat Talon sagte der Königin in einer Rede: schon würde man die Seelen des Volks versteigert haben, wenn sie verkäuflich wären; gewaltsame Mittel nutzten sich aber bald ab, und Europa zeige sich, wo die Regierungen unumschränkt sind, am rohesten und schlechtesten (Karl I. von England war damals ein Gefangener seiner Unterthanen). In diesem Widerstande fuhr das Parlament fort und faßte in einer Sitzung seiner vereinigten Kammern Beschlüsse, die auf wesentliche Beschränkungen der königlichen Macht hinausliefen, indem es behauptete, der Allgewalt der Regierung gegenüber bedürfe jeder Staat aristokratischer Mäßigungen und Hemmungen. Anna verachtete die Glieder des Parlaments so, daß sie im vertrauten Kreise äußerte, nie würde sie zugeben, daß diese Canaille das Ansehen des Königs angreife. Mazarin dachte aber anders, und bewirkte eine königliche Verfügung, welche dem Parlamente seine beiden wichtigsten Foderungen zugestand: daß fortan keine neue Steuer ohne vorherige Eintragung durch das Parlament erhoben und jeder Angeklagte binnen 24 Stunden vor seinen ordentlichen Richter gestellt werden sollte. Aber grade von diesem Augenblicke entflammte sich der Zwiespalt heftiger. Man hielt diese Nachgiebigkeit für Schwäche, man traute Mazarin nicht, und das Parlament fühlte sich höchlich gekränkt durch den Zusatz zu jenen Verfügungen, es habe seine gemeinsame Berathungen nun einzustellen. Dagegen wurde die heftige Partei am Hofe durch die Nachricht von einem Siege, den Condé erfochten; ermuthigt, und setzte die Verhaftung der Parlamentsräthe Blancmenil und Broussel durch. Bei dieser Nachricht erhob sich in Paris ein allgemeiner Aufruhr, Anna schwankte, Mazarin rieth aber wiederum zur Nachgiebigkeit und die Gefangenen wurden freigegeben.

Das Parlament gewann dadurch ein neues Selbstvertrauen. Besonders waren die jüngern Räthe lebhafte Gegner des Hofes, und der Minister, „theils im Gefühle ihrer durch Erfahrung noch nicht gemäßigten Kraft, theils in der Hoffnung, gewisse für heilsam gehaltene philosophische Lehren in Ausübung zu bringen, theils aus Eitelkeit und Ehrsucht". So fehlte also auch damals der Einfluß der Theorien auf politische Richtungen und Pläne nicht. Die ältern Räthe waren für gemäßigte Maßregeln, oder ganz dem Hofe zugethan. Hier bemerkt der Verf.:

In solcher Mischung von einsichtigen Freunden wahrer Freiheit, von Gleichgültigen, Kenntnißlosen, Eigennützigen und Ehrgeizigen kam es lediglich auf Benehmen und Maßregeln der Regierung an, ob das Richtige siegen, oder das Uebertriebene täglich mehr Raum gewinnen werde.

Dieses „lediglich" scheint uns ein etwas zu starker Ausdruck. Wir erinnern, daß auch die menschliche Weisheit einer starken Ungunst der Umstände zuweilen erliegt, während die Gunst derselben oft Schwäche an das Ziel bringt; und daß in verwickelten Lagen Verhältnisse hervortreten, welche auch den feinsten Berechnungen entgehen. Womit nicht geleugnet werden soll, daß Offenheit, Einsicht und Willenskraft den Regierungen, die das Gute und Rechte wollen, in der Regel den Sieg gewähren.

Das Parlament brachte es dahin, daß am 24. Oct. 1648 (dem Tage der Unterzeichnung des westfälischen Friedens) ein Gesetz erlassen wurde, in welchem außer andern Bestimmungen auch jene beiden Hauptpunkte von Neuem enthalten waren, und durch welches man „für persönliche Freiheit, Steuerwesen und Rechtspflege einen Grund und Boden gewonnen hatte, dem ähnlich, aus welchem das Gebäude der englischen Verfassung hervorwuchs. Anderseits aber fehlte leider alle Bürgschaft für die Dauer des Gewonnenen, und es blieb unnatürlich und einseitig, daß das Parlament ganz die Stelle der gar nicht erwähnten Reichsstände einzunehmen suchte." Das Parlament hatte sich überdies schon früher entschieden gegen Mazarin's Person ausgesprochen und auf dessen Entfernung angetragen. Jetzt mischte sich Retz mit seinen Ränken und Umtrieben hinein, sodaß Mazarin in große Besorgniß gerieth und der Hof heimlich die Hauptstadt verließ. Die gefährlichen Pläne mehrer Parlamentsglieder, hieß es, hätten diesen Entschluß nöthig gemacht, aber die Absicht, dadurch die Vorsteher und Schöffen von Paris gegen das Parlament aufzubringen, schlug fehl. Vielmehr vereinigten sich Beide, von Retz aufgeregt, zu kühnen Beschlüssen, Mazarin wurde für einen Feind des Königs und des Staats erklärt. Um die Franzosen einem Fremden zu unterwerfen, ließ sich das Parlament in einer Erklärung an den König vernehmen, werde jedes Große und Tüchtige im Königreiche verderbt oder erdrückt. In einer Monarchie dürfe kein Einzelner neben dem Könige übermäßige Gewalt besitzen; die Königin, wenn sie den Cardinal noch länger halten wolle, werde dadurch vor Gott und Menschen verantwortlich. Anna ließ sich dadurch nicht erschrecken. Paris wurde belagert, während mehre Misvergnügte den Hof verließen und zum Parlament übergingen, unter welchen besonders der Prinz von Conty, Condé's jüngerer Bruder, Ansehen und Einfluß gewann. Auch Turenne erklärte sich wider den Hof, wurde aber bald von seinem Heere verlassen. Indeß war dieses Bündniß des Parlaments mit Prinzen und Edelleuten kein natürliches, die Unannehmlichkeiten der Belagerung wurden immer mehr gefühlt und dadurch, trotz der von Retz angewandten Gegenbemühungen, das Bedürfniß einer Aussöhnung. Da nun der Hof nicht minder Anlaß zu ernsten Ueberlegungen hatte, so kam es zu Unterhandlungen, und am 11. März 1649 wurde zu Ruel, besonders durch die Mäßigung und Friedensliebe des edeln Präsidenten Molé, auf den Grund des Gesetzes vom 24. Oct. 1648 ein Friede abgeschlossen. Damit waren die Prinzen höchst unzufrieden und die Menge tobte, weil Mazarin's Entlassung nicht durchgesetzt war. Als der Minister aber in Begleitung des Königs in Paris einzog, empfing ihn das Volk mit lautem Beifallsbezeigen.

Indeß waren nun die Feindseligkeiten aufgehoben, nicht die Gemüther beruhigt. Die Partei der Frondeurs, wie man die Gegner des Hofes und Mazarin's nannte, blieb thätig, und die aus der fortdauernden Geldnoth hervorgehenden kleinlichen Finanzmaßregeln und Bedrückungen mehrten und schürten die Unzufriedenheit von Neuem. Der Prinz von Condé, der sich das Verdienst beilegte, den Hof nach Paris zurückgeführt zu haben, fing an Mazarin mit großer Verächtlichkeit zu begegnen, ja ihn zu mishandeln. Nicht minder beleidigte er die Königin empfindlich, und doch hatte er auch in der Gegenpartei keinen Stützpunkt, da er die Fronde, die er bekämpft hatte, nicht für sich zu gewinnen wußte, vielmehr durch eine herrische hochfahrende Behandlung aufbrachte. Sie war es, die auf gewaltsame Maßregeln wider ihn drang, und der Hof ließ ihn nebst seinem Bruder und Schwager verhaften. Mazarin hatte aber bald Ursache, den übereilten Schritt zu bereuen, denn die Fronde, die jetzt seine Allgewalt fürchtete, wirkte von Neuem gegen ihn, und das Parlament schloß sich ihr an. Vergebens suchte er sich zu halten, indem er die Prinzen nach einer dreizehnmonatlichen Gefangenschaft befreite. Seine Gegner setzten einen Verhaftsbefehl gegen ihn durch, und er mußte das Reich verlassen.

Condé triumphirte, und der Hof schien nach Mazarin's Verbannung ganz in seiner Gewalt zu sein; sein Hochmuth entzweite ihn aber bald mit treuen Anhängern und einflußreichen Männern. Höchlich gereizt gegen die Königin verließ er Paris, und trat mit großen Foderungen auf. Anna wünschte einen Bruch zu verhüten, und machte ihm die günstigsten Anerbietungen. Vergebens, der leidenschaftliche Theil seiner Partei trieb ihn zum Aeußersten; er warb Soldaten und schloß ein Bündniß mit den Reichsfeinden, den Spaniern. Aber er fand weit weniger Hülfe als er erwartet hatte, dagegen an Turenne, der sich dem Könige treu anschloß, einen Gegner, ihm gleich in kriegerischen Talenten, aber überlegen durch die Sache, welche er vertheidigte. (Wir meinen auch als Heerführer steht Condé unter Turenne.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Dymocritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Dritter und vierter Band. Stuttgart, Brodhag. 1833—34. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr. *)

Diese stupende Sammelei von Anekdoten scheint — ohne Grazie — ad infinitum fortgesetzt zu werden. Es ist, wenn nicht fabelhaft, doch beispiellos, daß ein Mann, dem der Humor versagt war, sein Lebetang sich abmühte, aus allen Winkeln der Welt Belege zu seiner pedantisch-ernsthaften Theorie des Humors zusammenzusuchen. Weber war ein Mann von echt deutschem Schrot und Korn, eine Art Seume, den Wieland einen Cyniker, aber einen edeln Cyniker nannte. Die Derbheit seiner Gesinnung gibt dem Verf. des „Dymocritos" einen baaren natürlichen Witz, denn wer mit der Faust überall hineintappt und alles wie Hirsebrei umrührt, muß die Sachen ins Komische verkehren. Auch wer sich blos an die Worte oder Wörter hält und sie torquirt, wird witzig, die Sprache sprüht Funken, wenn man sie schlägt und martert. Beide aber haben noch nicht Humor deshalb. Zum Humor gehört eine zeugende Kraft des Geistes, nicht blos eine im gegebenen Stoffe herumwühlende und zerstörende Macht. Weber hat in den vier Bänden seines Werks über den Humor (die Verlagshandlung war gezwungen den bereits gerügten Unsinn: Dymocritos statt Demokritos, beizubehalten; wahrscheinlich schrieb der Autor den Titel griechisch und aus dem η machte man ein y!) keine einzige Humoreske geliefert, keine Seite lang eine humoristische Lebensanschauung gegeben; keine seiner Abhandlungen ist mehr als eine Compilation von scherzhaften Einfällen, von denen unter hunderten ein einziger ihm selbst gehört. Das Buch ist brauchbar, weil man die Sarkasmen aller Literaturen hier beisammen findet, allein die Verlagshandlung hat in den Citaten und angeführten Stellen so viel Druckfehler mit in den Kauf gegeben, daß der Fleiß des Autors oft vergeblich bleibt. Es ist uns oft passirt, daß wir bei der Nase herumgeführt wurden, wollten wir die citirten Schriftstellen in der Quelle nachsuchen. Ist das nun auch Witz, so gehört dieser nicht dem sel. Weber an, sondern der löbl. Brodhag'schen Handlung. Der Autor drehte sich vielleicht im Grabe herum, wollte man ein Verzeichniß von Druckfehlern für alle vier Bände anfertigen. Er hatte so unermüdlich compilirt!

Wir finden im dritten Bande Abhandlungen über die Temperamente, den Charakter und die Einflüsse der Nutrimente und des Klimas auf die psychische Beschaffenheit des Menschen. Es muß Aerzten und Naturforschern interessant sein, alle Witzworte der Welt über den Zusammenhang zwischen Leib und Seele und über das Dominiren des Körpers über den Geist hier beisammen zu haben. Die Scandalitäten, die der Verf. — Gott weiß von wo! — zusammengetrieben hat, gehen freilich oft ins Abstruse und Geschmacklose. Weber's derbe Deutschheit gibt die obscönsten Späßchen so deutsch, daß sie den Reiz der frivolen Laune verlieren, er war ein so gottselig natürlicher Kopf, daß er sich nicht wenig moralisch zu gute zu thun glaubt, wenn er einen sansculetten Spaß machte, der den Leuten alle Lust zu zweideutigen Anspielungen nehmen mußte. Dadurch zerstörte er aber das Wesen des französischen Witzes und erreichte selber nichts, denn der höhere Humor blieb ihm fern. Ueber Teufel, Hölle, Himmel, Engel, Hexen und Gespenster hat er hier, ebenfalls im dritten Bande, die Ansichten aller Völker und Autoren nebeneinander hingestellt, ohne sie aber zu einem eignen Ganzen verschmolzen zu haben. Auch seine Urtheile reichen nicht sehr weit; dagegen können die Anekdoten aus dem Leben der Mönche Allen empfohlen werden, welche Scandalosa lieben. Was nur je ein Schildaer, Schöppenstädter, Polkwitzer gefaselt, was jemals von den Engländern den guten Iren und Wallisern aufgebürdet, von den Griechen über die Abderiten, von den Franzosen über die Gascogner gewitzelt ist, findet sich hier beisammen. Im vierten Bande betrachtet der Autor die Leidenschaften der Menschen sub specie ridiculi. Besonders interessant möchte sein, was über den Geiz und den Gelehrtenstolz gesagt ist. 11.

*) Ueber den zweiten Band berichteten wir in Nr. 90 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Aus Italien.

Ein Schüler des fleißigen Lanzi, der Marchese Amico Ricci, hat jetzt „Memorie storiche delle arti e degli artisti della Marca d'Ancona" (2 Bde., Macerata 1834) herausgegeben, die durch sehr übersichtliche Zusammenstellung an Ort und Stelle sorgfältig aufgesuchter Notizen gewiß zu den beachtenswerthen Einzelnschriften gehört. Selbst die ältesten Denkmäler hat er einer genauen Prüfung unterworfen und dadurch manche von Vasari wesentlich abweichende Behauptung gewon-

nen; aber daß er von Lanzi's irriger Ansicht der Schulen sich losgemacht habe und statt der blos localen Zusammenstellung ein geistiges Princip der Verwandtschaft anerkenne, das geht aus keiner seiner Angaben hervor. Das Picenerland blieb länger als viele andere Provinzen mit dem byzantinischen Reiche in Verbindung und die Kirchen des heil. Urban, im Gebiete von Apiro, das Kloster in Valle di Castro, nicht weit von Fabriano, selbst die Kathedrale von Ancona, die in Zeiten hinaufreichen, wo diese Verbindung noch bestand, geben daher Stoff zu sehr umfassenden Untersuchungen, die er mit kritischer Genauigkeit durchgeführt hat. Die glänzende Zeit der picentinischen Kunst nennt Gentile von Fabriano und Carlo Crivelli und wird mannichfaltig geschmückt durch die vielen Arbeiten in Tarsia, in Mosaik, Niello, in Bronze und andern Metallen, welche der Verf., wie billig, auch aufzuzählen nicht unterlassen hat.

Der Name Martorelli hat bei den europäischen Gelehrten einen nicht ganz reinen Klang, weil er immer zuerst an den wunderlichen Monsignore Jac. M. erinnert, der zwei Quartanten über ein Tintenfaß schrieb. Etwas von der auch unter uns nicht zu seltenen Laune, de omnibus rebus et de nonnullis aliis zu sprechen, scheint mit dem Namen vererbt zu sein, wie man aus einem Vortrage ersieht, den der nun auch verstorbene P. E. Visconti in der archäologischen Gesellschaft zu Rom im J. 1832 zu Ehren Luigi Martorelli's hielt („Delle lodi letterarie di Monsign. Luigi Martorelli detto nella pontif. Accad. rom. di archeologia nell' adunanza del 9 luglio 1832" (Rom 1833). Der hier Gepriesene hat viel und über vielerlei geschrieben, z. B. dell' usura, del divorzio, Istoria del clero vaticano, del tempio di Vesta, de' cani, della cena de' Medici, del naso, etc., sodaß es eine Aufgabe war, angemessen und richtig würdigend seiner Bestrebungen zu gedenken. Visconti's Rede verdient Auszeichnung in dieser Beziehung, und da die italienische Literatur nicht besonders reich an Arbeiten dieser Art ist, so scheint es der Mühe werth, sie auch den ausländischen Sammlern zu erwähnen.

Eine neue Uebersetzung der Inschrift des Steins von Rosette, die zu Genua 1834 unter dem Titel: „Compimento e traduzione della parte greca e geroglifica della pietra di Rosetta col catalogo di tutti i geroglifici spiegato in italiano di *Franc. Ricardi fu Carlo*" erschien, hat bei dem gelehrten Ritter Bossi alle die Zweifel wegen ihrer Echtheit angeregt, die er schon zu wiederholten Malen gegen die zweisprachigen Denkmäler und namentlich gegen diesen Stein vorgebracht hat. Wäre B. mit der deutschen Literatur bekannt, so hätte die gelehrte Widerlegung seiner Bedenken durch Drumann in seinen „Historisch-antiquarischen Untersuchungen über Aegypten" (Königsberg 1823), S. 18, ihn wol bestimmen sollen, mit dieser Anklage zurückzubleiben, oder wenigstens sie besser zu begründen.

Eine der fleißigsten und alle Zweige des Wissens am glücklichsten fördernden Akademien unter den vielen italienischen ist die königl. Akademie der Wissenschaften zu Turin, die im 35. und 36. Bande ihrer „Memorie" für Geschichte, Alterthums- und Staatswissenschaften vielfache Belehrung bringt. Weniger als sie es verdienen, sind die gelehrten Abhandlungen in diesen Denkschriften in deutschen Werken beachtet, daher scheint es angemessen, auf ihren Inhalt hier genauer zu verweisen. Im 35. Theile gibt Graf Napione Betrachtungen über die im 16. Jahrhunderte in Italien erfolgte Wiedererweckung der Staatswissenschaften; Prof. Gazzera Nachrichten von in Sardinien gefundenen Alterthümern, namentlich in Bezug auf die Colonie Julia Augusta Usellis, deren Patronat und Clientelrechte aus einer Bronzetafel entwickelt werden. Diese Urkunde verdient wol um so mehr die Beachtung der Alterthumsforscher, die sich für so was interessiren, als Spangenberg — Haubold in seinen „Antiquitatis romanae monumenta legalia extra libros juris romani sparsa", keine ähnliche aufzuweisen hat. Man mag mit dieser gelehrten Arbeit desselben Prof. Gazzera Abhandlung über eine „honesta missio", einen Militairabschied aus der Zeit des Antoninus Pius vergleichen, die zu manchen gelegentlichen Forschungen Anlaß bot; durch Gelehrsamkeit der Arbeit gleichen Inhalts von Baille weit überlegen. Ueber sardinische Idole hat della Marmora noch dort Nachricht gegeben und im 36. Theile Gr. Napione von den alten Bibliotheken des k. Hauses Savoien, ferner Cibrario von dem Staatshaushalt dieses Hauses im 13. und 14. Jahrhunderte Mittheilungen gegeben. Dieser letztere Aufsatz wird durch Umfang und Gründlichkeit besonders den Geschichtschreibern sich empfehlen; abgesehen davon, daß er noch wenig in Untersuchung genommene Streitfragen aufhellt.

Die „Memorie della Soc. Ital. delle scienze residente in Modena" werden in zwei Abtheilungen ausgegeben. Die „Biblioteca italiana" gibt in ihren letzten Heften des Jahrgangs 1834 genaue Auszüge aus dem zweiten Hefte des eben erschienenen 20. Bandes, der Untersuchungen aus der Physik bringt. Namen wie Targioni, Tozzetti, Configliacchi, Carlini, Avogardo, Bianchi, Brera, Bertoloni, Caldani &c. sind die ausreichenden Bürgschaften für die Bedeutendheit der von ihnen gelieferten Untersuchungen.

Zu den tausend Mitteln gegen die Hundswuth, die bisher sich nur vorübergehend heilsam oder völlig unnütz erwiesen, wie die noch kürzlich in Italien empfohlenen Dampfbäder, hat ein Arzt in Bergamo ein neues in Vorschlag gebracht, das leider noch der wesentlichsten Empfehlung, der günstigen Erfolge, ermangelt. Er schlägt vor, die Kranken, bei denen sich die ersten Spuren der Hundswuth zeigen, von einer kräftigen Viper, wo möglich von Coluber dipsa, ein oder ein paar Mal beißen zu lassen; erfolge nicht die Heilung, so erfolge wenigstens eine Umgestaltung des Uebels und schon das sei ein Gewinn für die Menschheit. Dr. Palazzini, denn so heißt der Verfasser der Schrift: „La morsicatura delle vipere siccome rimedio degli animali rabidi" (Bergamo 1834), ist, wie man sieht, auf dem besten Wege, Homöopathe zu werden, vielleicht mit gleich mangelhafter Einsicht, wie viele seines gleichen; aber sicher ist er ein sehr humangesinnter und wohlmeinender Arzt.

Im Museum zu Mantua zeigt man eine Büste, die von allen Einwohnern der Stadt mit stiller Ehrfurcht lange betrachtet wurde, denn sie galt für die echte, authentische Büste Virgil's. Nach einer Sage, die der Abate Giangirolamo Carli besonders zu Ansehen zu bringen beabsichtigte, wäre sie der Ueberrest einer Statue, welche zu August's Zeiten auf dem Markte von Mantua dem Dichter errichtet worden wäre, der das „Mantua me genuit etc." sogar in seine Grabschrift mitaufnahm. Carlo Malatesta, Herr von Rimini, ein bekannter Bandenführer des 14. Jahrhunderts, hieß es, habe diese Statue zerbrechen lassen und als einzige Reliquie sei diese Büste nur noch übrig. Alle diese Behauptungen widerlegt in einer geschichtlich gelehrten Einzelschrift Antonio Mainardi („Diss. storico-critica sopra il busto di Virgilio del Museo della R. Acc. di Mantova", Mantua 1833), indem er darthut, daß Mantua zur Zeit August's ein so dürftig kleines Oertchen war, daß es schwerlich daran dachte, den stets fernlebenden Dichter ein Denkmal zu errichten, indem er das sprechende Schweigen der spätern Chronisten über eine solche Statue geltend macht, die von Carli aufgeführten Autoritäten bestreitet und einstimmig mit dem gelehrten Erklärer der Denkmäler seiner Vaterstadt (Labus, „Museo della R. Acc. di Mantova"), mit Raoul Rochette und mit Heyne alle bisher auf Virgil gedeuteten Bildnisse als einer Zeit angehörig nachweist, die seine Züge nur geistig aufzufassen im Stande war.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 126. — 6. Mai 1835.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Da indeß der Hof die Hauptstadt verließ, den vom Parlamente für einen Hochverräther erklärten Mazarin zu sich rief und ihm die Leitung der Angelegenheiten vertraute, ging Condé nach Paris, wo sich ihm das Parlament und die Fronde anschlossen. Das erstere übertrug ihm und dem Herzoge von Orleans den Oberbefehl über alle Heere, bis der König aus seiner Gefangenschaft, wie man es nannte, befreit sei. Jetzt gewannen die Dinge ein ernsteres Ansehen. In einem Gefechte in der Vorstadt St.-Antoine blieben an 2000 Menschen auf dem Platze. Die Gesinnung Mancher nahm eine ganz revolutionnaire Richtung. Sie dachten sich des Parlaments wie des Königs zu entledigen und eine Republik zu gründen; in Flugschriften wurden Zerstörung, Plünderung und Mord gepredigt. Und diese Stimmung schien den Prinzen Orleans und Condé eine Leiter, um emporzusteigen und an das Ziel ihrer ehrgeizigen Wünsche zu gelangen. Der Pöbel beging heillose Ausschweifungen, griff das Rathhaus an, als eine Versammlung gemäßigter Männer dort berathschlagte, und brannte einen Theil der Gebäude nieder, ohne daß die Prinzen dem Unfuge steuerten, ja sie geriethen in den Verdacht, der Anstiftung desselben nicht ganz fremd zu sein. Das Parlament ernannte zwar Orleans mit großen Vorrechten zum Regenten und Condé zum Oberfeldherrn des Reichs; aber dieser Schluß blieb ohne alle Wirkung. Der Hof benahm sich jetzt mit vieler Klugheit, entließ Mazarin zum zweiten Male und bewilligte eine allgemeine Amnestie. Dadurch bereitete er sich einen vollständigen Sieg. Der König wurde zur Rückkehr aufgefodert und zog, nachdem Condé mit den Spaniern die Stadt verlassen hatte, unter dem höchsten Beifall der Pariser in seine Hauptstadt ein. Orleans und mehre Andere wurden verwiesen, Retz verhaftet, Condé geächtet, ohne daß darum die geringste Bewegung entstand. Einige Monate nach dem Könige hielt auch Mazarin einen triumphirenden Einzug, das Volk harrte seiner jubelnd auf den Straßen, das Parlament und alle Behörden statteten ihm ihre Glückwünsche ab.

Begnügt mit diesen Siegen und einer fast unumschränkten Macht, zeigte sich der Cardinal sehr milde; doch meinen Einige, er habe die Franzosen, weil sie nicht einmal einen gehaßten Fremden zu vertreiben im Stande gewesen, seitdem nur verachtet und keiner Rache und keines Hasses werth gehalten.

Auf jeden Fall trugen diese Zeiten der Fronde weder erhebliche, noch echte Früchte. Die im Gesetze vom 24. October 1648 ausgesprochenen Grundlagen echter Freiheit und einer vernünftig gemäßigten Verfassung wurden nicht weiter ausgebildet, sondern beseitigt oder vergessen. Der Adel blieb schroffer als in England von der Bürgerschaft und dem Parlamente getrennt, auch fürchtete man (Richelieu's jetzt mit Lobe gedenkend) weit weniger den Misbrauch der königlichen Gewalt, als die Anmaßungen der Hochgestellten und die Ausschweifungen des Pöbels.

Ludwig XIV. selbst glaubte nach diesen herben Erfahrungen seiner Jugend, es gereiche dem ganzen Volke zum Heile, wenn er unbedingt und ohne Einrede herrsche; und kaum kann man diese Ansicht tadeln oder unnatürlich finden, wenn man sieht, wie gern und willig Alle in diese neue Ruhe des Gehorsams eingingen und jede Laune, ja jedes Unrecht des Königs mit Bewunderung aufnahmen, förderten und sich selbst zum Ruhme anrechneten.

Die englische Rebellion hat herbere Seiten, zeigt schrecklichere Thaten; aber es wuchsen auch auf ihrem Boden eindringlichere Lehren, festere Wahrheiten und großartige Früchte empor.

Schon aus diesen ganz allgemeinen Umrissen der Erzählung des Verf. wird für Jeden, der die frühern Darstellungen kennt, erhellen, welch eine strenge Unparteilichkeit über größere oder geringere Schuld der Parteien und Personen darin herrscht. Was an sachlichen Motiven mit ins Spiel kam, wird hier mehr als gewöhnlich hervorgehoben, wodurch die ganze Bewegung weniger leer an Inhalt und historischem Körper erscheint.

Ueber Mazarin's Tod heißt es:

Als ihm sein Arzt Guenaud versichert hatte, er werde nur noch etwa zwei Monate leben, ging er durch seine Gemäldesammlung und sagte: „Alles dies muß ich verlassen! Mit welcher Mühe habe ich es zusammengebracht, ich kann mich ohne Schmerz nicht davon trennen! Da, wo ich hingehe, werde ich dies Alles nicht mehr sehen!" „Sie sind (antwortete ihm ein angesehener Beamte, Brienne der jüngere) nicht so krank, wie Sie meinen, da Sie Ihre Gemälde noch so lieben. Auch wünscht Niemand Ihren Tod, sondern Jeder betet für Ihre Genesung." „Ist es wahr", fiel Mazarin ein, „wünscht Niemand meinen Tod? Ha, Sie wissen nicht Alles; Einer wünscht ihn, und ich muß sterben, lieber heut als morgen!" — —

Wenige Tage vor seinem Tode ließ er sich reich ankleiden, seinen Bart ordnen, nach damaliger Weise Roth auf Wangen und Lippen legen und im Garten umhertragen. Es mag zweifelhaft bleiben, ob er sich, ob er Andere täuschen, oder nur noch einmal mit aller Lebendigkeit in frühere Zeiten versetzen wollte. Gewiß griff ihn dies Unternehmen an, und er sagte:

„Kehren wir um, mir ist nicht wohl"; worauf Graf Nogent bitter erwiderte: „Ich glaube es, denn Eure Eminenz sind sehr roth"; und sein Kammerdiener Bernouin sprach: „Habe ich es Ihnen nicht vorher gesagt, wozu diese Mummerei?" Er ließ jetzt seine gesammte Dienerschaft kommen, sprach ernsthaft und würdig mit Allen und bat sie wegen etwa angethanen Unrechts um Verzeihung. Als man mit Bezug auf ihn erzählte, es zeige sich ein Komet, sagte er: „Der Komet erweiset mir zu viel Ehre." Er starb am 9. März 1661 im neunundfunfzigsten Jahre seines Lebens mit der höchsten Standhaftigkeit. Mehr indeß ging diese wol hervor aus dem festen Willen, sich nicht schwach zu zeigen, als aus christlicher Ergebung und einer von dieser Welt abgewendeten Gemüthsstimmung. Doch ist der Schmerz bei der Trennung von Kunst und Wissenschaft, von Freunden und Bekannten, dies letzte Aufblicken innerhalb irdischer Kreise, nicht unbedingt tadelnswerth, oder blos lächerlich und abgeschmackt; vielmehr erscheint es bei einem Manne von solcher Wirksamkeit und Bedeutung wie Mazarin lehrreich und tragisch.

Vom zweiten Hauptstück des vierten Buchs, welches die Geschichte Englands vom Anfang der Stuarts bis zur Restauration Karl II. erzählt, finden sich in diesem Bande die ersten drei Abschnitte, welche bis zum Jahre 1640 reichen, also die Zeit, in welcher sich die englische Staatsumwälzung vorbereitet und ihrem Ausbruche schon sehr nahe kommt.

Gleich im Anfang begegnen wir hier der Bemerkung, daß man die Geschichte dieser Staatsumwälzung schon deshalb für noch anziehender und mannichfaltiger erklären möchte als die der französischen, weil diese zum Theil nur als die Wiederholung Dessen erscheint, was dort bereits ausgesprochen und gethan war, und weil sie alles Kirchliche und Religiöse bei Seite warf, welches in England überall dem Politischen in den verschiedensten Gestaltungen zur Seite stand. (Auch darum, würden wir hinzusetzen, weil eben dieses Religiöse einen viel tiefern und geistigern Inhalt bildet als die in der französischen Revolution an dessen Stelle getretenen, alles historischen Bodens wie aller echten Speculation ermangelnden, leeren und hohlen Theorien.)

Die Geschichte Jakob I. bildet sich von selbst zu einer Darstellung der Ursachen der Revolution. Er war — lautet das Urtheil hier im Wesentlichen über diesen König — in seiner äußern Erscheinung nicht würdig noch königlich. Er herrschte nie selbst, oft wurde er durch Heuchler gelenkt und betrogen. Seine Friedensliebe war Furcht, seine Milde phlegmatische Lässigkeit, seine Aufrichtigkeit Täuschung, seine Großmuth kindische Verschwendung. Als Gelehrter war er ein weiser Thor, ein geschmackloser, streitsüchtiger Pedant. Im Umgang war er platt und gemein, von seinen Günstlingen ertrug er das Unanständige, Anstößige, Ekelhafte. Aus Leidenschaft für Trunk und Jagd versäumte er auch die dringendsten Geschäfte. So war der König, welcher England im Sinne einer von ihm aufgestellten Theorie regieren wollte, vermöge welcher jede Form, jedes Recht, jedes Herkommen keine andere Wurzel habe als sein Belieben, und das gesammte Staatsrecht nur gelte, so lange und insofern er es nicht aufhebe.

Im Auslande war Jakob wegen seiner Furchtsamkeit und Unentschlossenheit in große Verachtung gerathen. Als ihn sein Günstling Buckingham, wegen der mislungenen Heirath des Prinzen Karl mit der Schwester Philipp IV. zum Kriege mit Spanien trieb, verachteten die Spanier, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, England als schwach, arm und uneinig. Ueber die innern Angelegenheiten bemerkt der Verf. gegen die Behauptung, Jakob's Despotie sei speculativer, also unschuldiger Art gewesen: einmal sei sie nicht blos speculativ, sondern durch viele Willkür auch praktisch gewesen, dann aber, wenn sie auch bei der bloßen Theorie stehen geblieben wäre, „war der Kampf wider dieselbe schon um deswillen pflichtmäßig und nothwendig, weil die stillschweigende oder ausdrückliche Anerkenntniß jener Grundsätze die Tyrannei legalisirt und alle staatsrechtlichen Freiheiten so preisgegeben hätte, daß jeder kraftvollere König sich darauf würde berufen haben". Dagegen gerieth das Parlament, durch dieses Benehmen des Königs veranlaßt, auch seinerseits in Uebertreibungen und Leidenschaften.

Schon mit seinem ersten Parlamente hatte Jakob Streit, das zweite löste er auf, weil es das von ihm Gefoderte nicht rasch genug bewilligte, das dritte, weil es eine Erklärung zur Wahrung seiner Freiheiten und Rechte in die Bücher des Unterhauses eintragen ließ. Bei dieser Gelegenheit wurden manche der kühnsten Sprecher unter allerhand Vorwänden aus England fortgeschickt, andere auf kürzere oder längere Zeit verhaftet: Maßregeln, die nur zur Folge hatten, daß der Umfang der bürgerlichen Rechte immer schärfer untersucht und jeder Bestrafte für einen Märtyrer der guten Sache gehalten wurde. Jakob's viertes und letztes Parlament stellte den merkwürdigen Grundsatz auf: daß jeder Engländer thun könne, was er wolle, sobald er dadurch den Rechten seiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und daß weder der König noch ein öffentlicher Beamter, sondern allein das Gesetz diese Freiheit beschränken könne. (Von dem großen Unterschiede in dem Verhältniß Jakob's und Elisabeth's zu ihren Parlamenten, von der Harmonie, die bei dieser, und der Misstimmung, die bei jenem stattfand, sind die Gründe freilich großentheils in dem außerordentlichen Abstande zwischen den Persönlichkeiten der beiden Herrscher zu suchen; anderntheils aber doch auch in der veränderten Richtung und Stimmung der Nation, dem erhöhten Selbstgefühle der mittlern Stände, worüber wir eine Erörterung bei dem Verf. vermissen.)

Nicht minder als in politischer wurde in kirchlicher Hinsicht geklagt. Die Katholiken beschwerten sich über Mangel an Duldung, welcher nach der Pulververschwörung noch fühlbarer wurde, wogegen die Protestanten klagten, daß die Katholiken zu viele Duldung genössen, und unter den Protestanten wiederum die Puritaner, daß die Bischöfe die unbedingten Ansprüche des Königs überall unterstützten, und daß manche höhere Geistlichen von weltlichem Sinn und Genußliebe beherrscht würden. Es wurde ein Religionsgespräch zwischen Episkopalen und Presbyterianern gehalten, welches die Letztern von ihren Grundsätzen nicht zurückbrachte, worauf Jakob erklärte, König-

thum und Presbyterianismus vertrügen sich so wenig wie Gott und Teufel, und dafür aus dem Munde eines Bischofs den Lobspruch empfing, daß Gott den Engländern aus Gnade einen König geschenkt habe, wie es seit Christi Zeit keinen gegeben. Strenge Puritaner wanderten aus nach den Niederlanden und Amerika, zurückbleibende Widerspenstige wurden bestraft. In Schottland war Jakob, bis er auch den englischen Thron bestieg, gezwungen, ungemein vorsichtig und gemäßigt gegen die Presbyterianer zu verfahren; dann aber fing er an, auf Beschränkung derselben auch in diesem Reiche zu denken. Den politischen Ansichten, die sich ihren religiösen beimischten, konnte in der That kein König hold sein, denn fast alle schottischen Geistlichen pflichteten dem Grundsatze Buchanan's bei: daß Fürsten wegen ihrer Verbrechen gleichwie der geringste Unterthan den Gerichten verantwortlich seien und im Fall des Widerstandes mit den Waffen bekämpft und abgesetzt werden dürften. Es gelang Jakob indeß, den Widerstand der strengen Presbyterianer zu brechen und die königliche und bischöfliche Gewalt in der schottischen Kirche emporzuheben, wodurch nun statt der finstern Strenge, Anmaßung und Unruhe der frühern geistlichen Demokratie sich in der neuen bischöflichen Aristokratie sittliche Ausartung, Knechtsinn gegen den König und Herrschsucht gegen Andere zeigten.

Nachdem der Verf. in der Geschichte Karl I. zuerst den Charakter des Königs, wie er sich bei der Thronbesteigung zeigte, und die Zwistigkeiten mit seiner Gemahlin wegen des ungebührlichen Benehmens ihres französischen Hofstaats geschildert hat, fährt er fort:

Diese Hofgeschichten und Persönlichkeiten, welche in manchen Staaten eine viel zu große Wichtigkeit erhalten, verlieren aber bald in England jede Bedeutung vor der denkwürdigen Entwickelung des Staats- und Kirchenrechts. Dieselbe in ihrer Weisheit und Thorheit, ihrer Mäßigung und Zügellosigkeit zur richtigern Erkenntniß der damaligen Zeit darzustellen, ist die Hauptaufgabe der folgenden Erzählung.

Eine sehr schwierige Aufgabe, die hier mit großer Gründlichkeit und Besonnenheit gelöst ist. Man könnte vielleicht wünschen, daß der Verf. das Einzelne in einem noch höhern Grade verarbeitet und zu einer fließendern Darstellung verknüpft hätte. Dagegen gewährt seine, wenn ich mich so ausdrücken darf, dramatische Methode den Vortheil größerer Unbefangenheit und dem Leser ein unmittelbareres Hineinschauen in die Handlung. Nur damit können wir nicht einverstanden sein, wenn der Verf. zuweilen unter Ansichten und Urtheile der Zeitgenossen, die er lehrreich zusammenstellt, Gedanken oder Wendungen mischt, die dem Geiste und Sinn der sprechenden Partei zufolge wol hätten geäußert werden können, damals aber doch in dieser Art nicht geäußert worden sind. So, wenn er S. 375 bei Gelegenheit der schottischen Unruhen über die Liturgie den Königlichgesinnten in den Mund legt: es finde der König seiner löblichen Zwecke wegen einen Widerspruch, wie ihn kaum Philipp II. der ärgsten Tyranneien wegen in den Niederlanden gefunden. So sprach aber in jenen Tagen kein Royalist, sondern es ist Hume, der sich dieser Wendung bedient, um das seiner Meinung nach gänzlich Verkehrte der Covenanters mit einem recht grellen Pinselstriche zu schildern.

Die Gründe, welche das erste von Karl zusammengerufene Parlament bewogen, ihm nur eine sehr kärgliche Geldsumme zuzugestehen, hatten, wie der Verf. sagt, ihren Mittelpunkt in der Ueberzeugung einer bedeutenden Zahl sehr kluger und kräftiger Männer, daß man das Recht der Geldbewilligungen dazu benutzen müsse, die Mängel der bisherigen öffentlichen Einrichtungen abzustellen und eine sichere und freiere Verfassung zu gründen. Ob ein solches Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, zu rechtfertigen sei, ob überhaupt und unbedingt, oder nur in Bezug auf die damaligen Verhältnisse Englands, darüber geht der Verf. in keine Erörterungen ein, sondern fährt fort:

Während also eine Partei, in der unbedingten Erhaltung alles Bestehenden die höchste Staatsweisheit und das letzte Ziel aller Verwaltung sah, wollte sich die zweite mit dem bloßen Festhalten der bisherigen Einrichtungen nicht begnügen, sondern ihre Rechte erweitern, und der König, welcher zwischen zwei gefährlichen Abwegen die richtige Mitte hätte finden und fördern sollen, ließ sich auf genaue Prüfung des Einzelnen gar nicht ein, sondern sah nur Verrath und Empörung, sobald man gegen seinen Willen erhalten, oder verändern und die unbedingte Fülle seiner Macht bezweifeln wollte. Was Elisabeth durch die große Kraft und Beweglichkeit ihres Geistes den jedesmaligen Verhältnissen angemessen einzurichten wußte, wollten die Stuarts durch die leblose Consequenz gewisser Abstractionen ohne Rücksicht auf ungünstigere Umstände durchsetzen, nicht ahnend, daß, wie gesagt, durch ihre einseitigen Schlußfolgen vom göttlichen unbeschränkten Rechte der Könige gleich gefährliche von der Souverainetät des Volks hervorgerufen werden könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, 14. April 1835.

Die Ernennung eines andern Ministeriums hat, da man sie lange erwartete, keine auffallende Wirkung bei uns hervorgebracht. Vielmehr ist das Land schon seit vier Jahren an die Reformregierung gewöhnt und (größtentheils) mit ihr zufrieden nur wieder zu seiner vorigen Ordnung zurückgekehrt. Die Aufhebung einer Menge eingestandener Misbräuche wird nun unaufhaltsam fortschreiten. Der wundeste Ort, Irland, fodert die erste Aufmerksamkeit. Doch was hierüber und über andere Gegenstände der Art gesagt werden könnte, gehört in die politischen Blätter. Daß die große Menge sich an die politischen Zwiste und Schritte wenig kehrt, sieht man aus dem Steigen der Stocks, einem sichern Zeichen, daß John Bull gegen den Gang der öffentlichen Angelegenheiten keine sonderliche Einwendung zu machen hat. Sodann liegt es vor Augen, daß jetzt der Luxus in London gewiß nicht in Abnahme ist. Die Modisten, nämlich die vorzüglichsten, deren Zahl hier wol ohne Uebertreibung an die funfzig geschätzt werden mag, oder doch ihre ersten Gehülfinnen sind sämmtlich nach Paris gegangen, um an der Quelle die neuesten Kleiderformen zu studiren und, da es von dort nach London jetzt nur ein Katzensprung von 36 Stunden oder noch weniger ist, Alles einzuführen, was in den Tuilerien und in Longchamps zu schauen ist. Wie wenig die schöne Welt sich um Minister und Parlament kümmert, sieht man auch an dem Flor der italienischen Oper. Seit Jahren ist sie nicht so glänzend gewesen. Laporte, der geschickte französische Schauspieler, schon seit einigen Jahren der approbirte maître des plaisirs von London, hat auch diesmal wieder die königliche Oper übernommen und die beliebtesten Künstler zusammengebracht. Obenan steht die Grisi, welche allein im

Stande wäre, das ihr so befreundete Publicum der höhern londoner Classen herbeizuziehen. Dann haben wir die Bramtilla und die Signori Tamburini, Rubini, Lablache, Iwanoff u. A. m., von deren Gesange die Kenner mit Entzücken sprechen. Ueberdies erwarten wir noch die Taglioni. Die großen Anstrengungen des Impresario werden auch dankbar mit so vollen Häusern belohnt, daß vielleicht der wackere Laporte diesmal im Stande sein wird, durch eine gute Saison sich für die vielen frühern Verluste schadlos zu halten. Nicht wenig begünstigt ihn das schöne Frühlingswetter. Einen ebenso guten Anfang hat die Musik gemacht. Diese thront, wie bekannt, zu London in der philharmonischen Societät, wo nur Kernmusik, meistentheils deutsche, von den ersten Künstlern der britischen Hauptstadt aufgeführt wird. So hörten wir dort am 6. d. M. Beethoven's Violinconcert in D von Mori unvergleichlich vortragen, worauf Mozart's Symphonie (Jupiter) und dessen Quintett folgten, das von Willman (unserm ersten Clarinettisten), Loder, Watts, Moralt und Lindley vortrefflich gespielt wurde. Wir könnten einen Bogen mit den schon gegebenen und noch angekündigten Concerten (heuer alle gut besucht) anfullen, wenn nicht auch von andern Dingen etwas zu sagen wäre. — Der hier anwesende Hr. v. Raumer wird so in Anspruch genommen, daß wir in seinem Taschenbuche vierzehntägige Engagements sahen, ehe sich nur ein Abend finden ließ (denn bei uns wird blos spät getafelt, selten vor 7—8 Uhr), wo ihn der Clarence-Club auf den heiligen Abend vor Ostern zu einem Gastmahle unter dem Vorsitze des gelehrten Dilks, Herausgebers vom „Athenäum", einladen konnte. Raumer hat den Professor in Berlin zurückgelassen und uns nur den liebenswürdigen, bescheidenen Historiker hergebracht, dem es nicht wenig zu statten kommt, daß er fertig Englisch spricht. — Je schwerer Göthe's „Faust" zu verstehen ist, desto mehr scheint er die Engländer anzuziehen. Es ist wieder eine neue gereimte Uebersetzung dieses Gedichts von dem Sohne eines Lords, Hrn. Talbot, erschienen. Die englische Literatur liefert jetzt eine Menge Novitäten, von denen nur eine sehr interessante diesmal erwähnt werden soll: die Biographie William Robert Spencer's (Enkels des Herzogs von Marlborough), welcher vorigen October in Paris starb. Sie steht vor einer neuen Ausgabe seiner sehr beliebten Gedichte. Zu seinen vielen andern Kenntnissen gehörte auch eine sehr genaue der deutschen Sprache. Er war es, der vor etwa 40 Jahren durch die Uebersetzung von Bürger's „Leonore" die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf unsere Dichter lenkte. Heath und Parr waren seine Lehrer. Ueberall war er mit den vornehmsten und berühmtesten Personen vertraut, unter andern mit Lavater. Im 19. Jahre verheirathete er sich mit der Tochter des Grafen Jenison-Walworth in München. Viele von seinen Gedichten pflegte man aus dem Gedächtnisse herzusagen. Einige seiner Schauspiele haben Verdienst. Außer seiner Fertigkeit im Deutschen und Italienischen war er so wohl im Französischen bewandert, daß man ihn für einen geborenen Franzosen halten konnte. Er war vertrauter Freund des gelehrten Hallam. Dieses Memoire greift ein in die ganze neuere englische Literargeschichte und ist durchgehends eine köstliche Lecture. — Sir Robert Peel, welcher das seltene Glück gehabt hat, bei dem Austritte aus dem Ministerium die guten Wünsche beider politischen Parteien mit sich in seine Zurückgezogenheit zu nehmen, machte sich am Tage vor seinem Ausscheiden noch äußerst verdient um drei Personen, die sich einen großen Namen in der englischen Literatur erworben haben, nämlich Mistreß Somerville, Mistreß Hemans und Hrn. Milman. Frau Somerville ist eine Gelehrte, welche sich mit den höhern Wissenschaften beschäftigt und darüber ein gemeinfaßliches, sehr beliebtes Buch geschrieben hat. Dieser machte Sir Robert eigenhändig bekannt, daß er Sr. Majestät empfohlen hätte, ihr eine Pension von 200 Pf. St. auszusetzen. Auch an den Prediger Milman, einen Dichter und Verfasser einer geschätzten Geschichte der Juden, schrieb er persönlich, daß er zum Pfarrer an der St.-Margarethenkirche in Westminster, welche Stelle einträglich ist, ernannt sei. Endlich traf es sich letzthin, daß die sehr geachtete Dichterin Hemans in großer Noth war und tödtlich krank lag. Diese treffliche Frau, welche von ihrem Manne seit langer Zeit verlassen worden ist, muß ihre zahlreiche Familie blos durch ihre Schriften erhalten. Auf dem Krankenbette schrieb sie einige rührende Verse mit Bleistift über ihre traurige Lage und schickte sie einer gebildeten Freundin, Mistreß Lawrence in Liverpool, zu, welche dieselben einem Lord in London übermachte. Dieser wies sie dem Minister Peel. Sir Robert ersuchte gleich den Lord, daß er den ältesten 18jährigen Sohn der Dichterin nach London kommen lassen möge, weil er ihm gleich eine Anstellung geben wollte. Zugleich schrieb er an Madame Hemans einen gefühlvollen Brief und machte ihr ein Geschenk mit einer Hundertpfundnote. — Von dem verstorbenen großen Schauspieler Kean wird eine wohlgearbeitete Statue in dem Salon des Drurylanetheaters aufgestellt, weil die Domherren der Westminsterabtei zu viel für diese Erlaubniß foderten und noch dazu das Standbild in einen dunkeln Winkel stellen wollten. — Die englischen Aerzte haben viel wider den allgemeinen Gebrauch des Thees einzuwenden; auf jeden Fall haben die Kaffeetrinker bedeutend in England zugenommen, wie man an den vielen kleinen Coffeeshops sieht, wo die ärmern Classen häufig frühstücken. Ein neuer Beweis von der zunehmenden Liebe zum Kaffee ist eine Vorrichtung, den Kaffee durch eine Dampfmaschine zu rösten und zu mahlen. Die Erfindung gebührt einem Specereikrämer Namens Way in Oxfordstreet, in dessen Ladenfenster man diese sinnreiche, von Brathwaite gefertigte Maschine täglich im Gange sieht. Sie ist ganz klein und wird ohne Zweifel bald im übrigen London und auf dem festen Lande Eingang finden. Der berühmte Mechaniker Dr. Lardner, Herausgeber der bekannten „Cyclopaedia", sagte letzthin in einer Vorlesung zu Preston, es sei ihm gar nicht unwahrscheinlich, daß man die 210 englische Meilen von London nach Preston einst in vier Stunden zurücklegen werde, da er selbst schon 60 englische Meilen in Einer Stunde gereist sei. Stephenson (ein berühmter Wasserbaumeister und Maschinist) soll gesagt haben, er würde nicht eher ruhen, als bis er von London nach Liverpool (206 englische Meilen) in zwei Stunden reisen könnte. *125.*

Literarische Notizen.

Der Marquis von Chambray hat eine kleine Broschüre: „Faut-il ou ne faut-il pas fortifier les capitales, et en particulier Paris?" herausgegeben.

J. Giraudeau gab „L'Italie, Malte, la Grèce, l'Archipel, les îles Ioniennes et la Turquie, souvenirs de voyages historiques et anecdotiques", mit Kupfern, heraus.

Unter dem Titel: „Les Pyrénées", gab Chausenque das Resultat seiner Fußreisen in diese Gebirgskette, eine vollständige Beschreibung derselben, botanische und geologische Beobachtungen, Bemerkungen über die Geschichte, Sitten und Mundarten der Bewohner u. s. w., in zwei Bänden mit Kupfern.

Alcide D. d'Orbigny's „Voyage dans l'Amérique méridionale" (Brasilien, Uruguay, Patagonien, argentinische Republik, Chile, Peru, Bolivia), von 1826 – 33 unternommen, wird in 75 monatlichen Lieferungen, jede zu 6—7 Bogen Text und 6 Kupfern herauskommen.

„Les six d'Orléans" ist der Titel eines jüngst erschienenen historischen Versuchs über diesen jüngern Zweig des Hauses Bourbon. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1835.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Als das zweite Parlament dem Könige seine Bereitwilligkeit, ihn mit reichlichen Beiträgen zu unterstützen, versicherte, zugleich aber auf die Nothwendigkeit, Klagen und Mängel abzustellen, hinwies, antwortete der König so, daß man sah, er nehme Geldbewilligungen als ein unbedingtes Recht in Anspruch, betrachte aber Abstellung von Beschwerden nur als eine Gnadensache. Er würde nicht erlauben, hieß es, daß seine Beamten vom Parlament befragt oder zur Untersuchung gezogen würden. Es sollte also von keiner Verantwortlichkeit seiner Diener, nicht einmal von einer Prüfung ihrer Verwaltung die Rede sein dürfen. Als das Unterhaus nichtsdestoweniger seine Untersuchungen über die bisherige Verwaltung fortsetzte und bestimmter gegen Buckingham auftrat, erklärte Karl dies für ein unparlamentarisches Verfahren. Das Parlament, ließ sich in einer an dasselbe gerichteten Rede der Großsiegelbewahrer vernehmen, habe die Rechte einer berathenden, nicht einer controlirenden Behörde, der König finde, daß die wider Buckingham gerichteten Maßregeln ihn selbst und seinen Vater Jakob verletzten. Ja in einer eignen Anrede fügte Karl hinzu: Bedenkt, daß das Berufen, die Dauer und Auflösung der Parlamente ganz von meiner Macht abhängt; je nachdem ich also gute oder üble Früchte bei ihnen finde, werden sie fortdauern oder — nicht mehr sein. Also eine Androhung, die Hauptgrundlagen des britischen Staatsrechts zu vernichten. Das Unterhaus hatte aber das richtige Gefühl, die Verwaltung sei in einer schlechten Richtung, und diese größtentheils durch Buckingham herbeigeführt. Nach einigen Monaten wurde auch dieses zweite Parlament aufgelöst.

Der Verf. führt zunächst für Buckingham's große Verkehrtheit und Unfähigkeit die Urtheile des stimmfähigsten Zeitgenossen an und geht dann zu den weitern Verwickelungen über, die sein Unverstand erzeugte. Als er England auch in den zweiten, unbesonnen unternommenen und schlecht geführten Krieg mit Frankreich verwickelt und dadurch die Geldnoth vermehrt hatte, nahm man zu dem Befehle, alle zeitherigen Abgaben auch ohne Bewilligung des Parlaments zu bezahlen, zu willkürlichen Beschatzungen, Umprägung der Münzen, Domainenverkäufen, endlich zu einer gezwungenen Anleihe seine Zuflucht, mit der seltsamen Erklärung, daß, wenn das Volk jetzt freundlich und willig zahle, dies Zutrauen zu dessen Gesinnung erwecken und den König um so eher bestimmen werde, wiederum ein Parlament zu berufen. Diejenigen, welche sich weigerten, zu dem Anlehn beizutragen, wurden mit Einquartierung belegt, als Soldaten eingestellt, ins Ausland geschickt, mit den bittersten und beschimpfendsten Worten vom Könige zurechtgewiesen, von ihren Aemtern entlassen, oder kurzweg eingesperrt. Dennoch kam so wenig ein, daß man sagte: dies heiße mit goldener Angel fischen und mit elfenbeinernen Pflügen oder silbernen Spaten das Land umwenden. Dabei war der König so in den theoretischen Vorstellungen seines Vaters befangen, daß er den Doctor Manwaring, welcher in einer Predigt behauptete: jeder königliche Befehl verpflichte die Gewissen der Unterthanen bei Strafe ewiger Verdammniß, und die Zustimmung des Parlaments zu den Steuern sei nicht nöthig, — belohnte und zum Bischof erhob. Da indeß auch im Geheimenrathe das Ungenügende aller angewandten Mittel immer entschiedener ausgesprochen ward, wurde das dritte Parlament berufen, in welches die Wähler 27 Personen schickten, die wegen Verweigerung der gezwungenen Anleihe eingesperrt gewesen und nun freigelassen worden waren. In der Eröffnungsrede erklärte der König, daß, wenn das Parlament nicht seine Schuldigkeit thun und zu den Bedürfnissen des Staats in dieser Zeit beitragen wolle, er zur Beruhigung seines Gewissens verpflichtet sei, diejenigen andern Mittel anzuwenden, welche Gott in seine Hand gelegt. Der schlimme Eindruck dieses schneidenden Tones tönte in den Parlamentsreden wieder. Wie können wir von Bewilligungen sprechen, hieß es, wenn der König überzeugt ist, er habe das Recht, nach Willkür zu nehmen, und so lange man von den Kanzeln predigt: Alles, was wir besitzen, gehöre ihm nach göttlichem Rechte? Was hilft es im Parlamente, über Vorrechte und Freiheiten unnütze Worte verlieren, wenn dies nach kurzer Frist aufgelöst wird und außerhalb desselben Niemand seiner Person und Güter sicher ist? Was haben uns die schlechten Rathgeber des Königs übriggelassen, woraus wir, nachdem unser Eigenthum vernichtet ist, den König unterstützen könnten? Aber auch die Mäßigung echter Vaterlandsfreunde und der Wunsch nach versöhnenden

Auswegen, der die Mehrheit beseelte, sprach sich deutlich aus. Vermeiden wir, sagte man in diesem Sinne, auf jede Weise Streit, vertrauen wir dem Könige, damit er uns vertraue; denn Rath ohne Geld, und Geld ohne Abstellung der Beschwerden ist einseitig und ungenügend.

Aus dieser Stimmung ging auf der einen Seite der Beschluß hervor, dem Könige fünf Subsidien zu votiren, eine Summe, zwar nicht völlig hinreichend zur Deckung aller Bedürfnisse, aber größer, als man zeither eine bewilligt, und selbst größer, als der König sie erwartet hatte; und auf der andern Seite die Bitte um Recht, welche Karl abzuwenden versuchte und bei der Ueberreichung derselben zum Erstaunen und Schmerz des Unterhauses ganz unbestimmt antwortete, dann sich aber dennoch zur entschiedenen Bestätigung in der hergebrachten gesetzlichen Form entschloß, weil er und sein Günstling glaubten, man könne sich nur dadurch der Geldbewilligungen versichern und eine Anklage des Letztern hintertreiben. Uebereinstimmung und Einigkeit aber wuchsen aus dem beiderseitigen Entgegenkommen doch nicht hervor. Als Buckingham bald darauf ermordet wurde, war die dadurch erregte allgemeine Freude das betrübteste Zeichen, zu welcher Höhe die herrschende Spannung angewachsen war. Dies zeigte sich auch in der Heftigkeit, mit welcher über religiöse und kirchliche Dinge gestritten wurde, und in der Entschiedenheit, mit welcher man im Parlament den Sprecher abhielt, den Befehl des Königs zur Vertagung in Ausführung zu bringen. Zornig löste Karl das Parlament auf, mehre Glieder desselben wurden zur Verantwortung gezogen und gestraft, zum Theil mit Erbarmungslosigkeit.

Nachdem der Verf. hierauf die verschiedenen Urtheile über diese Ereignisse, das der Hofpartei, welche das unumschränkte Recht des Königs und die Pflicht der Unterthanen zum unbedingten Gehorsam behauptete, und das der Gegner, welche das Recht des Königs, ohne Parlament zu regieren, leugneten, einander entgegengestellt hat, fügt er hinzu:

Da der Raum nicht erlaubt, diese Doppelansichten umständlich zu prüfen, mögen hier nur zwei Bemerkungen Platz finden. Erstens war es ein großer Irrthum, zu glauben, diese großen politischen und religiösen Fragen interessirten nur wenige unruhige Köpfe, und wenn man diese durch Begünstigung gewinne oder durch Strafen schrecke, werde davon weiter gar nicht die Rede sein.

Zweitens schließt jene erste Ansicht folgerecht eine Verwerfung alles formalen Staatsrechts und aller gesetzlichen Bürgschaften in sich, und führt fast nothwendig zu dem Gedanken, die Kraft der letzten durch Gewalt zu verdoppeln und der absoluten Macht des Königs (welche über alle Gesetze hinaus wirksam sein will) in ähnlichem Irrthume die Lehre von der Volkssouverainetät gegenüberzustellen, welche sich ebenfalls von allen Beschränkungen des Gesetzes lossagt und die Willkür jedes Augenblicks allein entscheiden läßt.

Von jetzt an treten die einflußreichsten Rathgeber des Königs, Strafford und Laud, mit besonderer Wichtigkeit hervor. Es folgt daher ihre Schilderung. Strafford ging von der Opposition zur königlichen Partei über.

Wenn Strafford, des Königs ehrenvoller Auffoderung folgend, sich ihm treu angeschlossen und kraftvoll ebenso für die Erhaltung seiner als der Volksrechte gewirkt hätte, er würde unbedingtes Lob verdienen. Statt dessen sprang er über in das entgegengesetzte Aeußerste und bewies dadurch, daß auch seine frühere Thätigkeit auf keinem tiefen Grunde beruhte, oder er zu den Demagogen gehörte, in welchen (wie so oft) nur verkappte Tyrannen verborgen sind. Was auch seine Vertheidiger sagen mögen: es zeigt keine Einheit und keine Folgerichtigkeit der Grundsätze und der Gesinnung, sich heute wegen Nichtbezahlung eines unbewilligten Darlehns einsperren zu lassen und Leute, welche das unbewilligte Schiffsgeld verweigerten, morgen einsperren zu helfen. Strafford besaß unleugbar eine große Kraft des Geistes und des Willens: er wollte von dem Augenblicke, wo die Herrschaft in seine Hände kam, sich ihrer bedienen, wie die in der Weltgeschichte bisweilen hervortretenden, nicht ohne allen Grund gerühmten Tyrannen; indem er aber um dieses egoistischen Zieles willen alle Foderungen der Zeit rücksichtslos bei Seite stellte und kein Gesetz anerkannte als seine und des Königs Willkür, rief er gutentheils selbst die Uebel hervor, welche er bekämpfen wollte, und stürzte verblendet sich und seinen Herrn in dasselbe Verderben. Ein wahrhaft großer Mann hätte zwischen den Parteien so vermittelt, daß sie in seiner Oberleitung zuletzt ihr eignes Heil hätten erkennen müssen; während ihn jetzt, nach beruhigter Leidenschaft, Alle bedauern mögen, Keiner ihn ganz rechtfertigen kann.

Laud, ebenso leidenschaftlich, war beschränktern Geistes und sah, obwol selbst der Eigensinnigste, in jedem Widerspruche nur strafbaren Eigensinn. Von der Zeit und dem Staate verstand er gar nichts, und betrachtete die Kirche aus einem ganz einseitigen und um desto tyrannischern Standpunkte.

Es gehörte ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen und eine eigenthümliche Stimmung, wenigstens mancher Gemüther dazu, daß ein so dürftiger, kleiner Geist solche Bedeutung gewinnen konnte. Aber freilich galt, wie auch manchmal in unsern Tagen, die Gewandtheit, mit gewissen leicht auswendig gelernten politischen oder theologischen Formeln zu verkehren, für ein unfehlbares Zeichen außerordentlicher Gaben und unfehlbarer Weisheit.

Der Verf. geht nun zu den folgenden ganz rücksichtslosen Regierungsmaßregeln, der willkürlichen Steuererhebung, besonders des Schiffsgeldes, dem Processe Hampden's über. „Die Mehrzahl trat auf die Seite des Verurtheilten, und in der That muß noch jetzt jeder Unbefangene diese Ansicht billigen."

Laud bedrängte auf der einen Seite die Katholiken, auf der andern die Puritaner mit Heftigkeit, in welcher ihm indeß die Gegner nichts nachgaben. Als er, um den Gottesdienst feierlicher zu machen, Gemälde, Kreuze, Altäre u. dgl. herstellen ließ, wurde er ein Papist gescholten; und daß er und der König allerhand Ergötzungen des Sonntags erlaubten, nannten die Puritaner Beförderung entsetzlichster Sittenverderbniß.

Indeß verschmähte Laud auch wol nicht, einmal mit den Puritanern gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn es darauf ankam, einem Gegner einen Streich zu versetzen. Wir haben von seiner Annäherung an ihre Grundsätze über Sonntagsentweihung einen Beweis gefunden in einem 1831 in London erschienenen Buche: „The history of english dramatic poetry to the time of Shakspeare and annals of the stage to the Restoration, by *J. Payne Collier*". Da das Buch in Deutschland schwerlich schon sehr bekannt ist, und die dort aus Handschriften geschöpfte Thatsache auch für die Geschichte puritanischer

Kunstverfolgung lehrreich ist, wollen wir sie hier mittheilen. Williams, Bischof von Lincoln, mit dem Laud in entschiedener Feindschaft lebte, ließ 1631 in seinem Hause den „Sommernachtstraum" aufführen. Unglücklicherweise war es an einem Sonntage geschehen, und da die Sache ruchtbar wurde, leiteten die Eiferer sogleich eine Untersuchung ein. Laud nahm auf Befehl des Königs daran Theil, wenn er sie nicht, wie es sehr wahrscheinlich ist, überhaupt veranlaßte. Die Verurtheilung und Bestrafung der Betheiligten aber wurde von einer für solche Vergehen bestimmten, aus Puritanern bestehenden Commission ausgesprochen, welche also hier seltsamerweise über Nichtpuritaner zu Gericht saß. Williams und mehre von den Zuschauern und Zuschauerinnen wurden zu Geldbußen für fromme Zwecke verurtheilt, ein gewisser Mr. Wilson aber, welcher den Zettel gespielt, sollte (weil er, wie es in dem Decrete heißt, die Aufführung des Schauspiels besonders betrieben und selbst darin einen Mann mit einem Eselskopfe dargestellt) einen Tag lang in dem Thürhüterzimmer des Bischofs ausgestellt sein, mit seinem Eselskopfe, einem Bunde Heu vor ihm, die Füße im Stock und an der Brust einen Zettel mit der Inschrift:

Good people, I have played the beast,
And brought ill things to passe:
I was a man, but thus have made
My selfe a silly Asse.

Man sieht hieraus, daß es nicht die Verletzung des Sonntags allein war, welche die Richter so in Harnisch brachte, es war auch das Stück, an welchem sie Anstoß nahmen, und so glaubte zelotische Beschränktheit, sie diene Gott, wenn sie die Freude an einem der wundersamsten Werke, welches die Dichtkunst je hervorgebracht, mit beschimpfenden Strafen belegte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den zweiten Theil des „Faust" von Göthe.

Dritter Brief an einen Freund. *)

1. Commentar zum zweiten Theile des Göthe'schen Faust von C. Löwe. Mit zwei Karten; vom alten Griechenland und von der alten Welt, und mit einer genealogisch-mythologischen Tabelle. Berlin, Logier. 1834. 8. 16 Gr.
2. Göthe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie von F. Deycks. Koblenz, Bädeker. 1834. Gr. 12. 12 Gr.

Mein letzter Brief an dich schloß mit dem Versprechen, dir etwas über den Löwe'schen Commentar zum zweiten Theil des „Faust" zu sagen, den ich soeben erhalten, aber noch nicht durchgesehen hatte. Es wäre mir ein Leichtes, dieses Versprechen zu erfüllen; denn gar Manches ließe sich über das Buch bemerken; aber es würde für unsere Absicht, gemeinsam in das wunderbare und räthselvolle Werk einzudringen, eben nicht ersprießlich sein. Es ist ein Commentar, wie wir deren so viele zu den alten Schriftstellern besitzen, in welchen die Verfasser Wörter und Sachen erklären, ohne den Sinn und Geist aufzuschließen, oder auch nur in Folge und Zusammenhang zu reden, ein fortlaufender Commentar, auch mit dem Nebenbegriffe, den Witzlinge das Prädicat fortlaufend angeknüpft haben. Dazu enthält er manches Falsche und noch mehr Unnützes; in den Glossen zu S. 29, 30 (denn wirklich geht die Commentatio Seite vor Seite, Vers vor Vers durch, wie weiland Emanuel Sincerus): „Pulcinelle: Hanswürste des römischen Carnevals. Parasiten: Schmarotzer (Schiller's Lustspiel: „Der Parasit")", und zu S. 162, nachdem von Acis und Galatea geredet worden: „(Es gibt eine alte Oper „Acis und Galatea" von Händel)" — an diesem magst du ein Pröbchen haben. Doch ist das Buch nicht ohne Nutzen, indem es diese und jene Notiz aus der Mythologie, der ältern Kirchengeschichte, der Alchymie dem Leser des „Faust" zu Handen bringt, ohne daß er lange in vielen Büchern nachzusuchen hat; denn wem wären alle im „Faust" vorkommenden Wesen, Begriffe, Antiquitäten im Gedächtniß? Nur muß der den Commentar Nachschlagende auf seiner Hut sein, damit er nicht Falsches statt des Wahren bekomme; wie denn z. B. zu S. 173 die afrikanischen Psyllen den Psellen untergeschoben sind, und zu 174 gesagt wird: „Wir leise geschäftigen scheuen weder Adler (Sternbild), noch geflügelten Leuen (Sphinx), weder Kreuz (ein Sternbild, auch Schwan genannt), noch Mond"; da hier doch offenbar von den Kämpfen die Rede ist, die der römische Kaiser, die Republik Venedig, die Tempelherren und die ottomanische Pforte um Cypern erhoben. Göthe hat in seinem langen Leben so Vieles erfahren; schade, daß er es nicht auch erlebt hat, sich auf diese Weise ganz wie einen alten Classiker behandelt zu sehen! Ob er indeß diese Ehre schon als einen Ersatz für die Beschuldigungen, gegen die er sich in der „Hermann und Dorothea" betitelten Elegie vertheidigt, angesehen haben würde, ist die Frage. Dir aber gönne ich das Vergnügen, aber und abermals über mich zu lachen, den nach Allem Trachtenden, was sich auf den „Faust" bezieht, ja alles dieser Art Sammelnden, wodurch denn ein ansehnliches Fach meiner Büchersammlung gefüllt ist, ein Gerümpelfach wirst du es nennen.

In dieses sollst du aber nicht die unlängst erschienene Schrift von Deycks verweisen, die ebenfalls, wenn sie auch den ganzen „Faust" zum Gegenstande hat, doch vorzüglich den zweiten Theil des Gedichts zu erläutern sich bemüht. Ich will dir nicht verhalten, daß ich nach so manchen traurigen Erfahrungen das Büchlein mit einiger Bangigkeit in die Hand nahm; und war es mir zu verargen, wenn ich abermals die Litanei zu finden erwartete: der zweite Theil des „Faust" stehe dem ersten weit nach an Kraft, an Fülle der Empfindung; man finde da so recht den gealterten, nicht den alten Göthe. Wirklich hatte ich auch noch nicht Eine Stimme vernommen, die eine lebendige Freude an diesem zweiten Theile ausgesprochen hätte. Die Rationalisten schrien: da sehe man es nun, Göthe sei am Ende doch im Herzen katholisch gewesen; die neuen Frommen jammerten, Faust komme ohne Buße in den Himmel; die Moralisten meinten, gegen die reine Sittlichkeit habe derselbe doch gar zu sehr angestoßen, als daß er in die Region aufgenommen werden könne, die nur durch Pflichterfüllung aufgeschlossen werde; ob die Vulkanisten gescholten haben, ob die Neptunisten zufrieden gewesen, ist mir nicht zu Ohren gekommen; die Liberalen aber nahmen an dem Baccalaureus Anstoß, und ihnen war selbst das Wort vom „freien Volke" (S. 321) im Munde des Aristokraten verdächtig; die conservativen Servilen fanden sich beleidigt durch die Weise, in der das „liebe heil'ge römische Reich" selbst durch Beihülfe des Mephistopheles ersteht; die Empfindsamen hätten gar zu gern lauter Scenen wie die, worin Gretchen die Hauptrolle spielt, gesehen, und die Burschen scheinen zu bedauern, daß sie in dem zweiten Theile des „Faust" keine Verse für ihre Stammbücher finden.

Wie erfreulich war mir's daher, gleich beim ersten Durchblättern der Deycks'schen Schrift auf die Worte zu stoßen: „Nicht nur gleich steht der zweite Theil dem ersten an Geist und Gehalt, er übertrifft ihn selbst an Ideenfülle. Gediegene Reife der Natur- und Lebensansicht ist an die Stelle des glühenden Empfindens getreten; aber in dem Durchdringen vornehmer Zustände, im Vergegenwärtigen und Beleben der Griechenfabel und Götterwelt, in der Meisterschaft der Sprache und des antiken Verses wehet uns die Vollendung des thätigsten und

*) Vgl. Nr. 89, 90 u. 210 d. Bl. f. 1834. D. Red.

reichsten Daseins an. Schätze der Gelehrsamkeit sind hier zu allgemeinem Gebrauch aufgeschlossen, und das Tiefste, Entlegenste tritt unter guten Bekanntern freundlich und heimisch heran." (S. 51.) Und die Erwartung, die diese Worte erweckten, blieb nicht unbefriedigt, wenn ich dir auch gleich von vorn herein jenes Buch nur als einen Versuch bezeichnen kann, wofür es auch der Verfasser selbst nur ausgibt. Wer vermöchte auch jetzt schon, da der alte „Faust" noch genug zu thun macht, ein so umfassendes, ja ungeheures Werk sich völlig angeeignet zu haben behaupten? Ich frage kühn: wer wird es je ganz zu verstehen sich rühmen können?

Du kennst Deyck's Schrift noch nicht; es wird dir daher angenehm sein, wenn ich dir vorläufig den Inhalt derselben angebe, wo ich denn einige Bemerkungen anknüpfen werde; denn etwas Zusammenhängendes zu geben, würde ich dann erst im Stande sein, wenn mir einige Hauptpunkte des Gedichts klarer wären, als sie es bis jetzt sind. Und da komme ich wieder auf meine alte Klage zurück. Warum antwortest du nicht? Soll ich denn glauben, du stimmest in jenen Chor ein, der den zweiten Theil des „Faust", ohne ihn mehr als obenhin angesehen zu haben, als des ersten unwürdig verwirft? Oder scheinen dir die Bemerkungen meines ersten Briefes ganz verwerflich? oder verzweifelst du an einer Lösung des großen Räthsels?

Hr. Deycks beginnt mit einer kurzen Darlegung der Faustfabel (erster Abschnitt), auf die Abhandlung von Stieglitz in Raumer's „Historischem Taschenbuche" für 1834 verweisend, wozu wir nun im fünften Theile des Göthe-Zelter'schen Briefwechsels eine schätzbare Zugabe bekommen haben. Der zweite Abschnitt handelt von dem Faust, den Göthe gedichtet, in welchem Hr. Deycks „die geheime Geschichte dieses Genius selbst" findet (S. 9). Dieselbe Behauptung wird öfters wiederholt, und im nächsten Capitel heißt es sogar: „Faust ist ein forschender, sinnender, träumender und dichtender Deutscher vom besten Schlage, er ist — mit einem Worte — Göthe selbst in seiner frühesten und auch wol spätern Epoche". Diese Worte werden dir aufgefallen, wie sie auch mir aufgefallen sind, und du wirst dich manches Gesprächs erinnern, wo wir grade den Göthe bewunderten, der nach tiefem Grübeln im Gebiete der Mystik und Alchymie, wie er, dem krankhaften Zustande in der Vaterstadt entronnen, die heitere Luft des Elsaß einathmet, auf eignen Füßen steht und ein frisches Leben führt; den Göthe, dem die Natur so bald ein „Alles verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" zu sein aufhörte, der so bald den Geist in ihr wahrnahm, welcher „an ihm vorüberging und sich wandelte, ehe er es merkte"; den Göthe, der in Italien sich eine neue Welt erschloß, die bald bei strenger Erforschung der Natur sein Eigenthum wurde. Göthe konnte gewiß sein ganzes Leben hindurch wie Faust von sich sagen:

> Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
> Erklang der Widerspruch gedoppelt laut (F. 2, S. 74).

aber sich zu retten, wußte er bessere Mittel als das, wozu Faust seine Zuflucht nahm, das er in den auf jene Verse folgenden Worten ausspricht.

Erfreulicher waren mir die Worte: „Deutlicher als in allen andern Werken hat Göthe im „Faust" seine Ansicht von dem Verhältniß des Menschen zu Gott und zur Welt, von der Freiheit und Natur, vom Leben und Wissen, von Alterthum und Romantik ausgesprochen" (S. 9), denen wir Folgendes aus dem dritten Abschnitte zufügen: „Der Geist der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der, übersättigt von dürrem Vernünfteln und hochmüthigem Philosophiren, zur Natur zurückkehrt, die ängstliche Spannung eines hochpoetischen Gemüths im Gegensatz zur Armuth alles Menschenwissens, zur Beschränkung alles Könnens und Genießens — das ist Faust's Grundeigenschaft". Wenn etwas von diesem Stoffe in Göthe war, so setzte er dieses, auf ähnliche Weise wie im „Werther", in seinem „Faust" ab. Aus demselben Stoffe gingen aber auch die wunderlichen Erscheinungen der drei Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts hervor, diese Symbolik, diese Alterthümelei, der Absolutismus, die Frömmelei unserer Tage; sie gehört der zweite Theil des „Faust"; doch sind sie zu voll, als daß sie in einem Geist und Gemüthe wie Faust's hätten Wurzel schlagen sollen; sie liegen außer seiner Sphäre und kommen nur deshalb mit ihm in Berührung, weil das Gedicht eben ein universales sein sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von Gustav Nicolai. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einem Anhange, enthaltend sämmtliche in öffentlichen Blättern erschienene Beurtheilungen des Werks, mit Anmerkungen vom Verf. Zwei Theile. Mit dem lithogr. Bildniß des Verf. Leipzig, O. Wigand. 1835. 8. 4 Thlr. *)

Die deutsche Literatur ist, im Ganzen genommen, viel zu ernst, und es ist als ein wahres Glück für uns zu betrachten, daß es in ihr wenigstens von Zeit zu Zeit Leute gibt, die in der guten Meinung, zu Literatoren geboren zu sein, einigen Spaß in diese so ernste Literatur bringen. Zu seiner Zeit glänzte der selige Nicolai als ein solcher Spaßmacher; in neuerer Zeit haben wir über Verkehrtheit und Anmaßung Einiger viel zu lachen gehabt, und in den jüngsten Tagen ist es seltsamerweise wieder ein Nicolai — wir wissen nicht, ob ein directer Nachkomme des großen Nicolai der diese erheiternde Rolle übernimmt. Es wäre daher wirklich Schade, wenn Jemand, von dem unglaublichen Widersinn dieses großen Autors etwa empört, in unbesonnenem Grimm uns diesen Mann literarisch todtschlüge, diesen Mann, der so ganz eigenthümliche, so kostbare, so durch und durch lächerliche und ergötzliche Bücher zu schreiben versteht wie diese Schilderung Italiens, wie es wirklich ist. Das öffentliche Urtheil über dies wunderliche Buch ist gemacht; wir unterschreiben es und haben ihm nichts hinzuzufügen. Wenn Jemand zu jedem prüfenden Urtheile so völlig unfähig ist wie Hr. Nicolai; wenn Jemand von aller Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit so völlig entblößt ist wie Hr. N.; wenn Jemand dabei so verwegen, so eingebildet, so von hypochondrischen Grillen gepeinigt ist, wie Hr. N. sich in dem Anhange zu diesem Buche zeigt; wenn Jemand so völlig talentlos, so ganz in selbstverschuldeten Täuschungen befangen, so unfähig zu erkennen, was klar wie der Tag ist, sich erweist wie Hr. N.: so kann allerdings nur etwas höchst Spaßhaftes zum Vorschein kommen, wenn ein solcher Mann, dem die Natur Alles versagt zu haben scheint, Gemüth, Fähigkeit und sogar [illegible] die Autorenfeder in das Tintefaß steckt. Dieser Spaß ist denn auch zu unser Aller Ergötzen nicht ausgeblieben, und wenn auch die widerwärtigen Angriffe des Autors auf seine sämmtlichen Recensenten etwas mehr als Gelächter verdienten, so bleibt ihm doch das Verdienst, eine lustige Rolle für einen Tag in unserer ernsten Literatur recht gut gespielt zu haben. Wir überlassen ihn daher auch gern den rächerischen Plagegeistern, die ihm in Gestalt von Wanzen und Flöhen seine Reise in Italien verdorben haben, und die freilich ein Mann, wie er sich zu sein rühmt, niemals hätte unternehmen sollen; denn Italien ist ja wie die Poesie, wie die Kunst, wie die Liebe, wie die schöne Natur nur für gebildete Geister vorhanden, und Hr. N. hat es trotz Extrapost und sonstiger Bemühung gar nicht zu sehen bekommen.

152.

*) Wir halten es bei dieser Gelegenheit für unsere Pflicht, der Wahrheit gemäß zu erklären, daß der Verf. der Recension über dies Buch in Nr. 244 d. Bl. f. 1834 nicht derjenige unserer Mitarbeiter ist, den Hr. Nicolai dafür hält, und gegen den er in dem Anhange dieser zweiten Auflage seine Angriffe richtet. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1835.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserm Verfasser zurück, der im letzten Abschnitte dieses Bandes die schottischen Unruhen erzählt, durch welche der Anstoß zum Ausbruch der Rebellion in England gegeben ward. Die politischen und kirchlichen Verhältnisse Schottlands werden lehrreich erörtert. (Nur können wir nicht billigen, daß der Verf. in Bezug auf das Kirchliche zum Theil auf Das zurückkommt, was schon unter Jakob I. dargestellt ist. Es hätte das Jakob Betreffende entweder dort ganz abgemacht oder ganz bis zu diesem Abschnitte verspart werden müssen.) Da Karl sein Recht in Kirchensachen für unumschränkt, unantastbar und göttlichen Ursprungs, mithin überall für gültig hielt, und da er in den Bischöfen die von Gott angeordnete kirchliche Obrigkeit und die festeste und unentbehrlichste Stütze seiner Macht sah, wollte er sie auch in dem presbyterianischen Schottland auf alle Weise heben und fördern, verdarb es aber dadurch mit allen Ständen, mit Adel, Geistlichkeit und Volk. Der Adel haßte die Bischöfe, weil die Wahl der höchst einflußreichen Lords der Artikel ganz in ihren Händen war und der König ihnen allmälig viele hohe Staatsämter anvertraut und Sitz und Stimme im Geheimenrathe verliehen hatte; die niedere Geistlichkeit und das Volk, weil sie jede höhere Würde in der Kirche für einen verdammlichen, zum Katholicismus hinneigenden Auswuchs hielten. Das Volk feierte den Gottesdienst lieber auf freiem Felde nach der von ihm für allein rechtgläubig gehaltenen Weise, als daß es in bischöfliche Kirchen ging und sich dem Ritus, wie er den Schotten unter Jakob I. aufgedrungen worden war, fügte. Karl aber befahl, nicht nur diese Einrichtungen überall aufrechtzuerhalten, sondern gab auch einer auf Laud's Veranlassung von zwei Bischöfen für Schottland entworfenen neuen Liturgie, welche Laud (als wäre er der höher gestellte Erzbischof Schottlands) noch verändert und katholischen Formen noch näher gebracht hatte, die königliche Bestätigung. Aeltere und besonnene Bischöfe warnten und äußerten die Besorgniß, daß die erzwungene Einführung der Liturgie zu ernsten Unruhen führen werde, während die Jüngern aus Stolz und Leichtsinn den König in seinem Vorsatze bestärkten und zu weitern Schritten reizten. Der Erfolg bestätigte das Urtheil der Warnenden nur zu sehr. Es brach zu Edinburg ein Tumult aus, wobei zwar nur der Pöbel thätig war, der aber Geistlichen und vornehmen Laien sehr erwünscht kam, wenn sie ihn auch nicht veranlaßt hatten. Während Karl den Vorfall als bloßen Pöbelunfug und einen Lärm thörichter Weiber betrachtete und daher durch Beharrlichkeit die Ausführung seiner Befehle erwirken zu können glaubte, entwickelten sich die Foderungen der Gegenpartei so rasch, daß die Geistlichen schon auf Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung drangen. Eine königliche Verfügung, welche alle fernern Schritte wider die neue Kirchenordnung aufs schärfste verbot, wurde mit einer Protestation beantwortet, in der die Liturgie Aberglauben und Götzendienst genannt ward. Alles Dieses geschah unter dem lautesten Beifalle des Volkes, und so hoch war der Eifer schon gestiegen, daß Niemand mehr wagen durfte, öffentlich für die königliche Partei zu reden, ohne sich der Gefahr auszusetzen, dies bei Gelegenheit einmal mit dem Leben zu büßen. Aus dieser Stimmung ging der mit höchster Begeisterung binnen Monatsfrist fast allgemein angenommene Covenant hervor, der das Gelübde enthielt, alle Neuerungen, welche wesentlich zum Papismus zurückführten, nicht anzunehmen, noch die geistlichen und weltlichen Rechte der Bischöfe anzuerkennen, bis ein freies Parlament darüber entschieden haben werde.

Karl betrachtete die Annahme dieses Bundes als den ärgsten Aufruhr. So ungebührliche und verdammliche Foderungen bewilligen, hieße Krone und Ehre preisgeben; so lange der Covenant bestehe, habe er nicht mehr Macht als der Doge von Venedig. Dies schrieb er dem nach Schottland als königlichen Statthalter gesandten Grafen Hamilton, zugleich aber, er möge die Covenanters mit Hoffnungen hinhalten, damit es nicht zu Ausbrüchen käme, bevor er hinreichend gerüstet und im Stande sei, sie zu unterdrücken. Diese Zweideutigkeit führte aber nicht zum Ziele, er mußte die Berufung einer Kirchenversammlung zugestehen, und bald darauf erklärte er die Liturgie, sogar die von Jakob I. durchgetriebenen Kirchengesetze für aufgehoben und suspendirte den geistlichen Gerichtshof. Hiermit war in Wahrheit Das bewilligt, was man anfangs gefodert hatte; jetzt aber hatte sich, freilich

nicht ohne Karl's Schuld, schon eine revolutionnair-fortschreitende Partei gebildet, um so mehr, da Adel und Städte nicht blos theologische Aenderungen bezweckten, sondern sich des Covenants bedienen wollten, um politische Pläne daran zu knüpfen und durchzuführen. Daher wurden die königlichen Bewilligungen, die keineswegs hinreichten, Furcht und Argwohn zu beseitigen, jetzt als unbefriedigend dargestellt.

Die Kirchenversammlung wurde eröffnet; als aber Hamilton sah, daß sie den Sturz der ganzen bisherigen Kirchenverfassung bezweckte und dem Könige nicht mehr Rechte einräumen wollte als einem einzelnen Gemeindegliede, erklärte er sie für aufgelöst. Die Versammlung aber beschloß, ihre Geschäfte fortzusetzen, und faßte eine Reihe von Beschlüssen, durch welche unter Andern alle Bischöfe abgesetzt und gebannt wurden, dem Könige und seinen Beauftragten in kirchlichen Dingen nicht einmal ein Stimmrecht zuerkannt ward. Und dennoch sagte sie in einer Eingabe an den König, sie hätte Jegliches „mit der demüthigsten und loyalsten Rücksicht auf Se. Majestät" eingerichtet. Von beiden Seiten rüstete man zum Kriege und rückte ins Feld, schloß aber nach kurzen Unterhandlungen zu Berwick einen Frieden, der indeß über die großen Streitpunkte nichts entschied, sondern alle Streitigkeiten über Staats- und Kirchenangelegenheiten an eine zu berufende Synode und das Parlament verwies. Daher kam es bald wieder zu neuem Hader, gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen. Das Parlament faßte Beschlüsse, welche bedeutende Beschränkungen der königlichen Gewalt enthielten, worüber Karl es zornig vertagen ließ. Auf der einen wie auf der andern Seite war man schon auf so extreme Wege gerathen, daß billige oder vermittelnde von Mäßiggesinnten ausgehende Vorschläge beide Theile beleidigten. Es wurde ein Brief aufgefangen, in welchem die Schotten den französischen Hof um Beistand angingen. Strafford und Laud glaubten, ganz England würde nunmehr mit ihnen die Schotten für erwiesen straffällige Empörer halten und daher den König, sofern er ein Parlament berufe, eiligst und eifrig unterstützen. So kamen sie also auf den Gedanken, in England wieder ein Parlament zu berufen, nicht durch die Ueberzeugung staatsrechtlicher Verpflichtung, sondern aus Geldnoth, welche trotz aller willkürlichen Maßregeln wieder sehr drückend war, und indem sie auf Unterstützung rechneten, kannten sie weder Menschen noch Verhältnisse. In dem zusammenberufenen Parlamente traten alle bisher unterdrückten Gefühle mit verdoppelter Kraft hervor. Man empfand keinen Beruf, dem Nachbarvolke mit großen Kosten und Anstrengungen das Episkopalsystem aufzuzwingen, und fürchtete, durch den Sieg in Schottland die englische Freiheit ganz zu vernichten. Die alten Klagen wurden wieder laut, so viel Grund zu neuer Unzufriedenheit war hinzugekommen; und besonders beschwerte man sich bitter über die lange Nichtberufung der Parlamente, welche sich nach alten, keineswegs aufgehobenen Gesetzen jährlich versammeln sollten. Hierdurch habe man die beste und heilsamste Vermittelung zwischen König und Volk aufgehoben. Alles Dieses war dem Parlamente die Hauptsache, dem Könige dagegen die Geldbewilligung. Als nun das Unterhaus mit der Gewährung der Subsidienfoderungen zögerte, erfolgte, nicht volle vier Wochen nach der Eröffnung, die Auflösung auch dieses Parlaments, zweifelsohne die übereilteste, thörichteste und ungerechteste Maßregel, welche der König in diesem Augenblick nur irgend ergreifen konnte. Die Feinde des Königs triumphirten. S. John äußerte: es muß erst schlimmer werden, ehe es besser wird, „eine Behauptung, welche in revolutionnairen Zeiten öfter wiederkehrt und mit dem Scheine kluger Voraussicht und großartigen Muthes gewöhnlich politische Nichtigkeit und sittliche Gleichgültigkeit zu verdecken sucht". Auch das schottische Parlament sollte noch weiter hinaus prorogirt werden; aber dieses, statt zu gehorchen, schrieb Steuern zur Landesvertheidigung aus und legte die königliche Gewalt einstweilen in die Hände eines ständischen Ausschusses.

So gerieth der König, weil er mit Halsstarrigkeit immer nur abstracten Grundsätzen anhing und die Verhältnisse der lebendigen, bewegten Welt niemals richtig erkannte, zu gleicher Zeit in eine offene Fehde mit Schottland und in die bedenklichste Zerwürfniß mit England. Ein billiger Herrscher (wie sich Karl so oft nannte) würde sich mit beiden Völkern ausgesöhnt, ein kluger wenigstens das eine ganz für sich gewonnen haben; jetzt stand Niemand auf seiner Seite als die Schmeichler, welche Willkür für gesetzlich erklärten und ihr sehr irrig eine unbesiegbare Kraft beilegten.

Alle Erpressungen und gewaltsamen Mittel, zu welchen man seine Zuflucht nahm, gaben nur eine unbedeutende Ausbeute. Unter drückender Geldnoth, zahlreichen Meutereien der Soldaten und allgemeiner Unzufriedenheit zog der König ins Feld wider die Schotten. Seine Truppen wurden geschlagen, und er mußte einen nachtheiligen Vergleich eingehen. In dieser wachsenden Bedrängniß blieb ihm nichts übrig als die abermalige Zusammenberufung eines Parlaments.

Bei diesem verhängnißvollen Wendepunkte schließt der Verf. den vorliegenden Band. Wir haben also im nächsten die weitere, höchst merkwürdige und interessante Entwickelung der Schicksale Englands in dieser Zeit zu erwarten: eine Darstellung, die unter den Händen des Verf., welcher mit einer höchlich zu preisenden Unparteilichkeit einen ungemein richtigen politischen Takt verbindet, nicht anders als sehr lehrreich ausfallen kann und den Zeitgenossen, die sich darin zu beschauen Lust haben, einen nicht minder warnenden Spiegel vorhalten wird, wie ihn die bisher geschilderte Veranlassung des Aufstandes schon darbietet.

84.

Ueber den zweiten Theil des „Faust" von Göthe.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Eben deshalb aber kann ich mich nicht genug verwundern, wie man an dem Unterschiede, den man zwischen dem zweiten und ersten Theile wahrnahm, einen so großen Anstoß nehmen konnte. Sagt doch Göthe selbst, daß der Verstand an jenem mehr Recht hat, daß in ihm Problem auf Problem gehäuft ist, daß Miene, Wink, Hindeutung genügen müssen (S. 31); und wie ist es nur denkbar, daß ein Gedicht von so unendlichen

Umfang fortgeführt werden konnte in der Weise des ersten Theils? ohne die strengste Concentrirung, ohne Allegorie, ohne mit leiser Andeutung sich zu begnügen? Darauf bereitete ja schon die „Walpurgisnacht" im ersten Theile vor; und wenn man gewaltsame, erschütternde Scenen verlangt, so möchte die, wo Helena zum ersten Mal erscheint, es mit jeder des ersten Theils aufnehmen; wie denn das Studirzimmer Faust's im zweiten ganz die Farbe trägt, die in den frühesten Scenen des Gedichts uns anzog.

Um auf Hrn. Deycks' Schrift zurückzukommen, so scheint er mir manchmal etwas zu viel zu deuteln, von keinem sichern Punkte ausgehend. So möchten z. B. die S. 34, 35 versuchten Deutungen der Masken nicht Stich halten, wogegen es auffällt, daß Hr. Deycks in dem „großen Pan" den Kaiser verkannt zu haben scheint; und bei den Worten: „Mit der Erfindung des Papiergeldes kommt Freude und Lust ins Land zurück; Kluge und Narren schwelgen wie vorhin, und Niemand denkt an Bedürfniß und Ernst" (S. 35), fiel mir unser politisch-humoristischer Freund N. ein, der die Worte des Narren: „Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz", für die besten und gescheitesten im ganzen „Faust" erklärte; er wird gewiß Hrn. Deycks tüchtig ausschelten über seine Worte: „Niemand denkt an Bedürfniß und Ernst"; und wirklich beschämt hier der Narr die sämmtlichen Weisen. Statt der Bemerkung (S. 33), die Scene gleich im Anfang des zweiten Theils, wo Faust den Regenbogen betrachtet, enthalte „einen Wink auf Göthe's Lieblingsstudium, die Farbenlehre", hätte ich lieber eine Contrastirung dieser Scene mit der, wo Faust den Welt- und den Erdgeist an sich heranzuziehen sucht, gelesen; wiewol Hr. Deycks jene, als einzelne, wohl gefaßt hat und besser als andere Ausleger (S. 95).

Dankbar dagegen haben wir zu erkennen, was derselbe im 7., 9. und 11. Abschnitte aus gar vielen ältern und neuern Schriften für die Erklärung der Mütter, des Homunculus und der Kabiren zusammengetragen hat. Was die Erklärung der Erstern betrifft, so wird, denk' ich, Das, was ich in meinem ersten Briefe über sie äußerte, dabei bestehen können; und vortrefflich ist von Hrn. Deycks S. 67 dargestellt, wie die den Müttern abgewonnene Helena bei ihrer Erscheinung am Hofe des Kaisers lebendig zeigt, daß zwischen der modernen Weltansicht und der antiken Poesie kein Bündniß möglich. Daß dies Alles am Hofe des Kaisers vorgeht, darin wirst du eine tüchtige Satire nicht verkennen; wie dir denn beim zweiten Theile des „Faust" mehr als einmal der Gedanke gekommen sein wird, Göthe habe denselben nicht ohne Ursache ein opus posthumum werden lassen. Ueber den Homunculus denke ich anders; vielmehr, ich kann Dem nicht beistimmen, was Hr. Deycks über ihn sagt, was mir unzulänglich scheint, ohne doch im Stande zu sein, etwas Auslangendes über ihn zu geben. Hrn. Deycks ist er ein Feuergeist, mit den Müttern verwandt (?); ein Geist, der zu entstehen, die Menschengestalt zu gewinnen wünscht, der den Weg dazu in dem Naturwissen des Alterthums sucht und in die Elemente aufgeht, wie Phosphorus mit dem Wasser in Verbindung tritt. Darin mag einiges Wahre sein; schwerlich in dem Folgenden: „Göthe hat die Figur benutzt, aberwitzige Philosopheme zu verkörpern, da der Elementargeist als solcher alles Gemüthes und aller wahren Poesie entbehrt. Wagner hat den Weg geistloser Forschung nicht verlassen, und die Frucht desselben ist ein herz- und gemüthloses Gespenst." (S. 49.)

Mir ist Homunculus immer als ein sehr complicirtes Wesen vorgekommen; aber eben deshalb ist er mir nicht klar geworden; nur das Eine sehe ich deutlich, was Hr. Deycks nicht gehörig beherzigt hat, daß er ein nothwendiges, durchgreifendes Mittel in des Dichters Hand ist, damit Helena aus dem Hades hervorgehe und Faust zu Theil werde. Hr. Löwe, der sonst nicht über Worterklärung hinausgeht, hat bei Gelegenheit jenes räthselhaften Wesens Etwas, was mir zu beherzigen scheint, ausgesprochen: „Homunculus ist zugleich mit Mephistopheles' Idee der Nothwendigkeit, nach Griechenland reisen zu müssen, entstanden, daher auch dieses Geschöpf nichts Anderes im Sinne führt, weil ihm sein Meister gar keine andre Richtung gegeben hat. Diese Idee ist stationair im Mephistopheles wie im Homunculus." (S. 28, 29.) Daß Faust, um Helena zu gewinnen, einen ganz andern Weg einschlagen mußte als den bisher betretenen, dafür zeugt schon der gewiß nicht ohne Absicht vom Dichter herbeigeführte Umstand, daß er seine Fahrt nach dem classischen Lande wieder von der alten Wohnung aus beginnt, und nun muß durch Mephistopheles' Vermittelung sich Homunculus zu ihm gesellen, ohne den jenes Abenteuer nicht gelingen kann. Er ist, nicht ohne Mitwirkung des Mephistopheles, „aus viel hundert Stoffen" entstanden; aber er ist nichts Fertiges, er strebt immerfort zu entstehen, strebt nach dem Wasser, wohin auch die Sirenen ihn locken, indeß Anaxagoras ihn zum Herrscher in einem durch den Vulkanismus und das Erhebungs-System entstandenen Gebiete machen will; er fährt hin durch eine Reihe von halbmenschlichen Gestalten, bis er die schöne Galatea findet; an ihrem Muschelthrone im Wasser zerschellt die Phiole, in der er eingeschlossen war; das Meer „ist von Feuer umronnen", die Elemente werden in einem Feiergesange begrüßt, wie Eros, der in ihnen waltet, der „das Ganze begonnen hat"; Proteus, der Verwandler, ist dabei thätig; und nun — beginnt die Scene, in der Helena die Hauptrolle spielt. Aber hier fehlt uns ein Commentar des Dichters, der denselben uns nicht hätte vorenthalten, wenigstens den Mephistopheles den am Ende des dritten Acts halbverheißenen Epilog hätte halten lassen sollen.

Hr. Deycks findet die Bedeutung des zweiten und dritten Acts darin, daß die Walpurgisnacht das Romantische zum Antiken, die Helena aber dieses auf jenes zurückführe (S. 67). Wenn ich die erste Hälfte des Satzes zugebe, indem ja Faust durch die Zaubereien und Wunder der Walpurgisnacht hindurch zum Antiken gelangt, der vermittelnde Homunculus aber an halbmenschlichen Wesen zur schönen Galatea durchdringt, so macht mir doch die zweite Hälfte Bedenken. Mir tönt immer Göthe's Wort im Ohr: „Jeder sei in seiner Art ein Grieche, aber er sei es!" und Helena's Gewande, die Faust verbleiben, Euphorion's Untergang und sein Wort, da er versinkt, dies Alles möchte eher auf das Antike hinweisen, wie dieses der Form nach im Modernen walten kann und soll, als auf Das, was wir Romantisch nennen. Sagt doch auch Hr. Deycks an einer andern Stelle (S. 75) selbst, daß Helena's Schleier die classische Sphäre bedeute.

Sehr zweckmäßig weist derselbe bei Gelegenheit der ersten Scene des vierten Acts auf Göthe's „Geognostische Bekenntnisse" (Werke, Th. 51, S. 184 fg.) hin; nur legt er mir zu wenig Gewicht auf die Wirkung, die Helena's Schleier auf Faust übt. Daß dieser so großartig-anmuthig die Natur betrachtet, ist's nicht eine Wirkung desselben, der ihn wie

> — ein zarter, lichter Nebelstreif, noch Brust
> Und Stirn erheiternd, kühl und schmeichelhaft umschwebt.

Wenn die Bemerkung (S. 92): gegen die lebendige Schönheit der übrigen Acte falle der Ausgang des vierten merklich ab, ein Tadel sein soll, dann fasse ich diesen nicht. Beruht denn die Schönheit eines Dramas auf immer fortgehender Steigerung? Ich habe in dem vierten Acte, dem letzten, den Göthe dichtete, nichts gefunden, was Schwäche des Alters verriethe. Und sollte wol Hr. Deycks die Satire verkannt haben, die die Herstellung des römischen Reichs in dieser Weise enthält?

Vortrefflich ist im 17. Abschnitte die Darlegung, wie Mephistopheles' Wette gegen Faust so ganz und gar verloren ist (S. 106, 109); vergleiche damit, was ich in meinem letzten Briefe über gegen Hrn. Enk's Ansicht äußerte; ebenso wirst du dich über Das freuen, was im ersten Anhang so gemäßigt als ernst über die ungünstigen Urtheile, die der „Faust" erfahren hat, gesagt ist; du wirst vollkommen den Worten beistimmen: „Faust ist keine Predigt, kein Musterbild der Beschauung, aber ein Gedicht, reich und tief wie das Leben, wahr und ernst wie die Natur, und im höchsten Sinne ein Spiegel der War-

nung und Mahnung für Mit- und Nachwelt". Und so verliert die Bemerkung, die S. 119 gemacht wird: die Grundansicht des „Faust" sei zu der streng christlichen Höhe nicht gelangt, weil Reue und Buße in ihr fehlen, an Gewicht. Reue liegt wohl in den Worten, wo Faust sich sehnt, die Magie von seinem Pfade zu entfernen und ein reiner Mensch zu sein; und wenn man nur das Büßen nicht in dem pietistischen Sinne unserer Tage nimmt, sondern das μετανοεῖν dem Wortverstande gemäß erklärt, so wüßt' ich nicht, wie eine Sinnesänderung schöner hätte ausgesprochen werden können, als im Anfang des vierten Actes geschieht. Endlich hat ja auch Faust in Gretchen's Kerker und selbst in der ersten Walpurgisnacht schwer gebüßt, und vortrefflich sagt Hr. Deycks zum Schluß: „Ist das Böse nicht schon dadurch selbst auf Erden gestraft, daß es ruhelos zum Ziele strebt, ohne es zu erreichen? Und zeigt uns das Weltwesen, wie es nun einmal ist, die Vergeltung deutlicher?" (S. 134.) Minder zufrieden bin ich mit der Erklärung, die Hr. Deycks von den Schlußversen der Tragödie gibt (S. 123); doch darüber in einem andern Briefe; oder besser, gib du mir deine Erklärung, ehe ich wieder schreibe.

Ich glaube genug gesagt zu haben, um dich auf das Büchlein des Hrn. Deycks, das als eine dankenswerthe Zugabe in einem zweiten Anhange noch die ausführliche Geschichte der Maria Aegyptiaca gibt, aufmerksam zu machen. Es enthält gewiß einen sehr lobenswerthen Versuch einer Erklärung des so schwierigen, räthselhaften Gedichts. Was ich in ihm vermisse, ist ein Bemühen, den eigentlichen dramatischen Zusammenhang im zweiten Theile des „Faust" nachzuweisen. In meinem ersten Briefe wagte ich einen Versuch in diesem Sinne; aber es war ein Versuch, und er reicht lange nicht aus. Verfolgt man einen Faden, sogleich stößt man auf Querfäden, die, wie der Einschlag zum Aufzug, erst das große Gewebe vollständig machen; Natur und Sitte, Kunst und Politik, Alles ist ineinandergewoben, und hundertmal möchte man wie ein Oedipus vor der Sphinx stehen. Was für Lichter mir bei erneuter Lecture gekommen, will ich dir im nächsten Briefe melden. 1.

Das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon während der Revolution, der Emigration und des Consulats (1789—1805). Geschrieben im Auftrage von Napoleon Bonaparte durch Barrère, ehemaligen Mitgliede des Nationalconvents, und mit Anmerkungen vermehrt durch den Grafen Réal. Nebst Facsimile. Aus dem Französischen übersetzt von L. von Alvensleben. Meißen, Gödsche. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist wirklich außerordentlich, was die französische Industrie jährlich an Memoiren und sogenannten historischen Darstellungen fabricirt; aber es ist auch nicht minder merkwürdig, daß diese Fabrikarbeit bei deutschen Buchhändlern eine solche Aufnahme findet, daß sie sich lieber mit schlechten ausländischen Fabrikaten als mit inländischer Waare befassen. Hier haben wir nun einen Barrère redivivus mit allen seinen demokratischen Redensarten, mit seinem Hasse gegen Könige und Paläste, mit seinen Lobpreisungen des schönen Frankreichs, des Republikanismus und allen den Ingredienzen, die man in Frankreich in den neunziger Jahren zur Elektrisirung der Menge brauchte, bevor Napoleon ihr Schweigen auferlegt hatte. Was mag sich wol der Verleger, der sich S. 216 ausdrücklich dazu bekennt, dabei gedacht haben, als er die Berichte des Wohlfahrtsausschusses neu übersetzen ließ? Hier heißt es: cui bono. Denn die wenigsten Leser seines Buches, die in den weniger gebildeten Ständen zu suchen sind (da jeder Geschichtskenner schon dem Titel des Buches ansieht, weß Geistes Kind dasselbe sei), vermögen die Erscheinungen jener Zeit von dem richtigen Standpunkt aus zu betrachten und die Sprache jener Freiheitsmänner für Das zu halten, was sie eben ist — für bombastische Tiraden.

Der erste Theil des Buches enthält nichts als Invectiven gegen den König Ludwig XVI., die Königin Maria Antoinette, die Grafen von Provence und von Artois, den Herzog von Orleans, und wer sonst dem königlichen Hause angehörte. Ihre Verschwendung, ihre Verbindungen mit dem Auslande, die landsverrätherischen Plane der Emigranten, vor Allen das pillnitzer Complot, der eitle und schlechte Hofadel in ihrer Umgebung — alles Dies und vieles Andere wird scharf getadelt, Ludwig XVI. einer durchgängigen Falschheit beschuldigt, der Königin vorgeworfen, daß ihr Streben darauf gerichtet gewesen sei, Regentin zu werden, u. dgl. m. Dabei läuft denn gar mancher Fehler mit unter. So wird ein Kurfürst von Koblenz statt des von Trier genannt, von einem Schlosse Hamm statt der Stadt Hamm gesprochen und Graf Brühl als Minister des Kurfürsten von Sachsen bei der pillnitzer Conferenz erwähnt.

Nun kommt aber noch das Beste. Napoleon hat nämlich von Barrère die Anfertigung dieses Werkes gewünscht, ihm dazu die Capitelüberschriften angegeben, und so hat es Barrère vor 30 Jahren geschrieben. Woher die Anmerkungen des Grafen Réal gekommen sind, haben wir nirgend angegeben gefunden.

Jeder Leser mag selbst entscheiden, ob diese Angaben, die sogar durch ein Napoleonisches (?) Facsimile unterstützt sind, Glauben verdienen oder nicht. Wir können ihnen denselben nicht schenken; vielmehr halten wir das Ganze nur für eine der vielen Parteischriften, die seit dem Jahre 1830 gegen die Bourbons erschienen sind und den Haß gegen sie steigern sollten. Für deutsche Leser kann das Buch so gut wie gar kein Interesse haben, und Ref. beklagt daher den Verleger, der Geld und Mühe daran gewendet hat, und zugleich sich selbst, da er dasselbe hat lesen müssen. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 129. —— 9. Mai 1835.

Schleiermacher's vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 18 Gr.

Dieses Büchelchen gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Erscheinungen im Gebiete der neuesten Literatur, und zwar in doppelter Hinsicht, nämlich einmal der Vorrede des Herausgebers, und zweitens der „Vertrauten Briefe" Schleiermacher's wegen über die „Lucinde", obgleich dieselben ihrem Inhalte nach einer längst verklungenen Zeit und einem fast vergessenen Werke angehören. Was nun zunächst die Vorrede des Herausgebers betrifft, so ist sie in Wahrheit nicht sowol eine genial-excentrische, als vielmehr eine so wahrhaft frevelhafte, ja freche, daß man sie lesen muß, um es zu glauben. Denn wenn auch der schroffe Gegensatz, der zwischen einer wahrhaft ideegemäßen Liebe und der meist nüchternen und kalt-gleichgültigen Gesinnung und Stimmung, wie sie leider nur allzu häufig in ehelichen Verhältnissen stattfinden, stets gegeben war und bleiben wird, den Herausgeber der „Vertrauten Briefe" Schleiermacher's über die „Lucinde" zu einem solchen Anathema wider das bürgerliche, nüchtern-prosaische Alltagsleben und die philisterhafte Scheinheiligkeit, die nur Das als gut und tugendhaft, als vernünftig erlaubt und ehrbar anerkennen und gelten lassen möchte, was mit dem durch die herrschende Meinung und durch eine nüchterne Beschränktheit des Sinnes und der Denkweise als anständig Gestempelten übereinstimmt, veranlassen konnte, wie es seine Vorrede ist, so läßt sich dadurch doch nimmermehr jene absolute Formlosigkeit in irgend einer Beziehung rechtfertigen oder auch nur vertheidigen, die Herr Karl Gutzkow in Bezug auf das heiligste und wichtigste Institut im Staate, d. i. in Beziehung auf die Ehe, predigt und eingeführt sehen möchte. Denn damit würde nicht nur die Ehe und somit auch der Staat, dessen Grundsäule die Ehe ist, sondern auch die sittliche Menschenwürde zerstört und der Mensch zum Thiere erniedrigt werden. Man kann des Hrn. K. Gutzkow Vorrede in aller Beziehung eine wahre Capucinerpredigt nennen; denn er donnert in derselben gegen die namhaftesten und geachtetsten Geistlichen Berlins, in denen er lauter Scheinheilige und nur eine äußerlich angenommene und künstlich gemachte Tugendstrenge wittert und verdammt; ja, gegen die Geistlichkeit und Kirche überhaupt.

Ihr — donnert Herr Gutzkow in seiner Vorrede S. xii, nachdem er noch viele andere gewaltige und niederschmetternde Apostrophen hat vorausgehen lassen —, die ihr die Natur einsargen möchtet und das Leben begraben, wenn es kaum die Augen aufschlug, übermüthige und bestechliche Castellane des Himmels, Kammerdiener Gottes, die auch darin dem gewöhnlichen Lackei gleichen, daß er von der Größe immer nur das Kleine sieht; nicht Alles, was geschehen ist, sind Löscher'sche und Calixtinische Streitigkeiten gewesen.

Und in einem solchen Ton und Styl ist die ganze vehemente Vorrede geschrieben. Was aber ist, möchte man fragen, der langen Rede kurzer Sinn? Oder weshalb diese wüthend-tobende Diatribe? Lediglich darum, um den mächtigen Damm niederzureißen, den die Kirche wider jene roh-thierische Zügellosigkeit bildet, die dem genialen Hrn. K. Gutzkow das Höchste, Herrlichste und Schönste ist. Wozu eine solche Ceremonie wie die Trauung? Sie ist ja nicht nöthig; Mann und Weib können, ja sollen sich ohne diese prosaisch-bürgerliche Form verbinden.

Der einzige Priester — heißt es in Hrn. Gutzkow's Vorrede S. xxxv —, der die Herzen traue, sei ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Ceremonie und ihren gescheitelten Dienern! — Die innige Vereinigung zwischen Mann und Weib könne auch ohne diese stattfinden und ihr Poetisch-Herrliches haben; die Hochzeit und feierlich-förmliche Weihe in Form der kirchlichen Trauung sei nur eine Illusion, die auf die Phantasie wirke, die man nicht stören solle, auch wenn man bereits früher gethan habe, was die Natur und Liebe geböten und heiligten. Das sollte — schließt Hr. Gutzkow diese merkwürdigen Geständnisse (Vorrede S. xxxvi) —, die ganze Raison der Brautnächte sein und keineswegs eine Reflexion auf die Gesetzlichkeit und die Possen der Priester, mit welcher die Liebe, das Herz und die Leidenschaft nichts gemein haben.

„Die Weigerung der Braut, vor der kirchlichen Weihe sich zu ergeben, sei nur dann entschuldbar, wenn man sich förmlich darüber verständigen wolle, sonst nicht", wird schließlich noch hinzugefügt und somit eine Reihe von Ansichten beendet, die wir nicht umhin können frevelhaft und die Menschenwürde herabwürdigend zu nennen, da der Mensch, wenn er seinen Geschlechtstrieb auf eine so formlose und eben deshalb thierische Weise befriedigen wollte, zum Thiere, oder vielmehr unter das Thier herabsinken würde.

Würdig ihres frevelhaft wilden Inhalts schließt diese in ihrer Art gewiß einzige, ja unerhörte Vorrede mit der greulichen Bemerkung: „Ach! hätte auch die Welt nie

von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!" Ist denn nun in Schleiermacher's „Vertrauten Briefen über die Lucinde" irgend ein Anlaß zu so unwürdigen und unsittlichen Ergießungen, wie sie sich in Hrn. Gutzkow's Vorrede finden, durch die er wahrlich dem verewigten großen Todten keinen Dienst geleistet, noch denselben sonderlich geehrt hat? Wir haben in denselben nichts entdecken können, was eine solche freche Auflehnung und Empörung wider Menschenwürde und Sittengesetz rechtfertigen oder veranlassen und begründen könnte, als es Hrn. Gutzkow's dithyrambisch-zügellose Vorrede ist; nichts, was auch nur den leisesten Schatten auf Schleiermacher's Charakter als Mensch und als Gelehrter werfen könnte, obgleich es uns nicht als ein wesentlicher Gewinn weder für dessen Ruf noch für die ästhetische Kritik erscheinen kann, daß diese „Vertrauten Briefe über die Lucinde" jetzt noch bekannt gemacht werden. Als ein wahres Unheil aber muß es betrachtet werden, daß diese „Vertrauten Briefe" einen Gutzkow zum Herausgeber und Vorredner gefunden haben, weil man fast unwillkürlich glauben wird, daß der Grund und Anlaß zu den von dem Vorredner gepredigten wüst-unsinnigen Ansichten und Grundsätzen doch wenigstens einigermaßen in den „Vertrauten Briefen über die Lucinde" enthalten sein müßten, was, wäre es der Fall, allerdings einen starken Schatten auf Schleiermacher's Ruf und Denkweise werfen müßte und würde. Was ist aber eigentlich das Thema, das in diesen Briefen von Schleiermacher mit der ihm eignen fein-gewandten und geistreichen Dialektik behandelt oder vielmehr besprochen wird? Wesentlich das, den Unterschied zwischen wahrer Unschuld, Schamhaftigkeit, Liebe, und zwischen erkünstelter und gemachter Unschuld, Schamhaftigkeit, oder vielmehr jämmerlicher Ziererei, unwahrer und unnatürlicher Liebe scharf und klar herauszuheben, und zu zeigen, wie jedes wahre Kunstwerk, also auch die „Lucinde", wenn es auch ganz unumwunden, unverhüllt und mit derber Natürlichkeit das Natürliche, wie namentlich die Mysterien der Liebe, darstellt, behandelt und bespricht, wol für diese, aber nicht für jene anstößig und verletzend sein kann.

Denn die wahre, natürliche Liebe, wie sie zwischen Individuen verschiedenen Geschlechts stattfinden werde — setzt Schleiermacher in seinen „Vertrauten Briefen" an Ernestine mit dialektischer Feinheit auseinander — könne und müsse nothwendig eine Einheit von Geistig-Sinnlichem sein. Wollten Personen verschiedenen Geschlechts in ihrem geselligen Verkehr miteinander, sofern sie Liebe zueinander besäßen, oder in ihren Gesprächen das Thema der Liebe ganz vermeiden oder umgehen, so würde dies nur eine leere und klägliche Ziererei sein, eben weil es eine künstlich-absichtliche Verbergung des Naturgemäßen und somit Erlaubten und Gestatteten sei, an deren Aufrichtigkeit und Wahrheit so wenig sie selbst als sonst irgend Jemand glauben. Liebende und überhaupt Personen verschiedenen Geschlechts dürften und könnten das Thema der Liebe in all seinen Beziehungen freimüthig und rückhaltlos besprechen, ohne daß man dies im mindesten als einen Verstoß wider Anstand und Sitte betrachten könne. Aus demselben Grunde würde es eine unwahre und misverstandene Ziererei sein, wenn sie in dergleichen Gesprächen oder in Bezug auf Kunstwerke und Kunstleistungen, sofern sie die Liebe als ihren Gegenstand und Stoff behandeln und darstellen, das nothwendig in der Liebe enthaltene sinnliche Moment oder deren sinnliche Natur und Beziehung ganz verleugnen oder vermeiden wollten, gleichsam als ob es nicht vorhanden sei, nicht berührt und dargestellt werden dürfe; wogegen andererseits die Liebe, wenn man sie nur ihrer sinnlichen Natur und Beziehung nach auffassen, betrachten und darstellen wolle, zu einer rein-thierischen Begierde werden würde, über die sie sich allein durch das nothwendig in ihr enthaltene geistige Element erhöbe.

Dies ist ungefähr der Kern, den Schleiermacher in seinen Briefen mit Bezugnahme auf die „Lucinde" von verschiedenen Seiten aus beleuchtet und bald mehr, bald weniger genau und ausführlich behandelt, indem er die irrigen und einseitigen Betrachtungen über diese Dinge zu berichtigen und aufzuklären sucht, die bei seinen Freunden und Freundinnen aus jener falschen und misverstandenen zierigen Verschämtheit hervorgegangen oder in derselben begründet sind, die dem zahlreichen Geschlechte der Pruden oder, wie man dies Fremdwort nicht sowol verdeutschen als vielmehr nur umschreiben könnte, den verschämt thuenden Zierlingen eigen ist, die Schleiermacher so verhaßt sind, daß er sie sämmtlich nach England, ihrem wahren Heimatlande, gesendet wissen will. Sehr geistvoll und anziehend ist der noch ganz hierher gehörige „Versuch über die Schamhaftigkeit". Dieser Versuch läßt sich im Grunde auf den einen Haupt- und Grundgedanken zurückführen, daß die Schamhaftigkeit wesentlich nur eine bezügliche oder conventionnelle Tugend sei. An und für sich nämlich könne es weder als unerlaubt noch als unsittlich oder unanständig betrachtet werden, Gedanken und Wünsche unbedingt und rückhaltslos zu äußern, die man überhaupt haben dürfe; nur dann sei eine rücksichtsvolle Zurückhaltung hinsichtlich derjenigen Verhältnisse und Gegenstände, die sich auf geschlechtliche Verhältnisse und auf die Geschlechtsliebe beziehen, Pflicht, wenn sich Individuen dadurch verletzt und beunruhigt finden könnten. Das ist das Ergebniß der in diesem „Versuch" angestellten Untersuchung. Allein dies ist offenbar mehr geistreich und scharfsinnig als wahrhaft begriffsgemäß. Es läßt sich nämlich als eine sittliche Nothwendigkeit und Pflicht darthun, daß jeder Mensch Achtung sowol vor seiner eignen sittlichen Menschenbestimmung und Menschenwürde als auch Achtung vor der sittlichen Menschenbestimmung und sittlichen Menschenwürde Anderer haben soll und muß, und daß also schamhafte Herzen Das, was sie willig und unbedenklich denken, wollen und ausüben können, doch nicht auf dem öffentlichen Markt aussprechen und ausüben können, wollen und dürfen.

Es möge an diesen Andeutungen genügen, um auf ein merkwürdiges und seltsames Product aufmerksam zu machen, das besser nicht erschienen wäre, weil es in keiner Beziehung zur Belehrung beitragen kann, sondern nur geeignet ist, den herrschenden Parteigeist zu wecken und die gute Meinung von dem großen Todten zu schwächen, aber wahrlich nicht dieser seiner „Vertrauten Briefe über die Lucinde", sondern des Unglücks wegen, das er gehabt hat, einen solchen Vorredner gefunden zu haben, wie es Hr. Karl Gutzkow ist, in Bezug auf welchen wol das Sprüchwort mit Recht

angewendet werden könnte: „Gott behüte mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich wol selbst fertig werden". Dr. von Keyserlingk.

Zur Geschichte der französischen Revolution.

Das Märzheft der „Revue rétrospective", die in Paris erscheint, enthält Documente über den 10. August 1792; sie beginnen mit einem Schreiben Pétion's vom 18. Juli 1792 an den Verwalter des Directoriums des Departements von Paris und schließen mit einer Zuschrift des Ministers des Innern vom 17. August desselben Jahres an den Suppléant du procureur-général syndic du département de Paris, umfassen demnach dieses wichtige Ereigniß, welches den Sieg der Girondisten über den König und die constitutionnelle Partei entschied, in seiner ganzen Entwickelung und den unmittelbaren Folgen. Hierauf folgt der Schluß des in einem frühern Berichte angezeigten Artikels: „Histoire particulière de ce qui s'est passé du temps de la Ligue", dessen nicht uninteressanten Inhalt wir übergehen, um zu der geheimen Correspondenz der Königin Marie Antoinette mit Leopold II., Burke und andern bedeutenden Männern zu gelangen. Diese Correspondenz wurde kürzlich in den Archives générales du royaume aufgefunden; sie gibt den unwiderlegbarsten Beweis, daß der Hof der Tuilerien alles Mögliche aufgeboten, um die auswärtigen Mächte für seine Sache zu gewinnen und thätigen Beistand von ihnen zu erlangen. Marie Antoinette zeigt Scharfsinn und Gewandtheit, ihre Urtheile über eine Menge ausgezeichneter Personen und die Gesinnungen der verschiedenen Höfe verrathen politische Einsicht und Menschenkenntniß, und wir theilen hier die wichtigern dieser eigenhändigen Briefe mit.

Leopold II. an Marie Antoinette.

Den 2. Mai 1791.

Theuerste Schwester. Ich habe Euch schon lange nicht mehr geschrieben, nicht aus Mangel an Zuneigung, sondern an Gelegenheit, Euch meine Briefe auf sicherm Wege zustellen zu lassen, und aus Furcht, Euch zu compromittiren. Gegenwärtiges Schreiben erhaltet Ihr durch Hrn. v. Bombelles, dessen Eifer und Ergebenheit für den Dienst des Königs ich nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen kann; er wird es Hrn. v. Breteuil zustellen, der es Euch wird einhändigen lassen.

Ihr könnt von dem aufrichtigen Antheil überzeugt sein, den ich an Eurer und des Königs Lage nehme, und wie sehr ich wünschte, Euch in etwas dienen zu können. Wenn ich nichts thue, so ist es blos aus Furcht, nicht mit Euern Absichten zusammenzutreffen, die man nicht wissen kann. Man hatte mir versprochen, es würde Jemand von Frankreich kommen, um mich davon in Kenntniß zu setzen, ich würde Eure Absichten schriftlich erhalten; ich habe keines von beiden gesehen; ich traue •.. nicht.

Ich habe mit Calonne gesprochen; er befindet sich beim Grafen von Artois und muntert ihn auf, sich zu rühren und etwas zu unternehmen; bis jetzt habe ich mit Hülfe des Hrn. v. Bombelles den Grafen von Artois davon abgehalten, offene Feindseligkeiten zu beginnen, indem ich alle diese einzelnen Unternehmungen für gefährlich halte. Gegenwärtig will er Italien verlassen, um sich zu Namur niederzulassen; ich habe nicht geglaubt es ihm verweigern zu müssen oder zu können, weiter kann ich Euch bis jetzt nichts sagen. Ich verspreche Euch, daß ich nie etwas thun werde als in Einverständniß mit Euch und dem Könige. Aber ich beschwöre Euch, sucht irgend ein Mittel ausfindig zu machen, das Euch nicht compromittire, und durch welches Ihr mich von Euern und des Königs Absichten benachrichtigen könnt, von Euern Projecten, was Ihr wünschet, daß ich thun und nicht thun soll, und welche Personen Euer Zutrauen haben und welchen ich Glauben beimessen kann, wenn sie in Euerm und des Königs Namen sprechen; Ihr seht wol ein, daß ich mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen in einer mislichen Lage befinde, indem ich einerseits sehnlichst wünsche Euch zu dienen, andererseits in steter Besorgniß bin, Euch zu schaden. Laßt mich auch wissen, wie ich es mit dem Grafen von Artois halten soll. Verzeiht alle diese Fragen dem Wunsche, der mich beseelt, Euch die wahre, aufrichtige und vollkommene Anhänglichkeit zu beweisen, womit ich bin und mein ganzes Leben bleiben werde u. s. w.

Marie Antoinette an Leopold II.

Den 1. Juni 1791.

Herr von Dur... hat uns Euern Brief überbracht, mein lieber Bruder; er ist ohne Unterschrift, und trotz der Rechtlichkeit des Ueberbringers muß ich Euch dennoch fragen, ob dies wirklich Eure Gesinnungen seien; der Inhalt des Briefes ist zu wichtig. Die Wärme, womit Ihr Euch unserer Sache annehmt, hat uns über allen Ausdruck gerührt, die Herzensgefühle des Grafen von Artois sind uns theuer; indeß glauben wir, daß jede offenbare Demonstration, jedes gewaltsame Unternehmen uns der schrecklichsten Gefahr aussetzen würde, so lange wir in Paris sind, wenn man auch schon ganz Paris für unsere Personen verantwortlich machen würde; diese Verantwortlichkeit kann wol die ehrlichen Leute abhalten, aber diese sind selbst unter der Herrschaft von Banditen und ruchlosen Leuten, denen nichts Einhalt thun könnte, und die nicht genug überlegen, um im Augenblicke die ganze Last dieser Verantwortlichkeit zu fühlen. Auch würde bei Ausführung dieses Projects der König gänzlich in den Schatten gestellt, und um aus dieser Krisis zu kommen, muß er durch Muth und Kraft imponiren.

Wir beharren demnach fest auf unserm frühern Entschlusse: durch Hrn. von Mercy und den Baron von Breteuil haben wir bereits die Bitte geäußert, und wir wiederholen sie, 8—10,000 Mann für den ersten Augenblick in Bereitschaft zu halten; wenn der König frei und in Sicherheit ist, dann wird er mit Dankbarkeit und großer Freude alle Mächte sich auf seinen Aufruf vereinigen sehen, um seine gerechte Sache zu unterstützen, und ich meinerseits werde mich um desto glücklicher fühlen, da wir ihren Beistand Eurer Fürsorge und Eurer Anhänglichkeit verdanken.

Der Baron von Breteuil wird Euch Hrn. von Bombelles gesendet haben; Ihr könnt Allem, was er Euch von uns berichten wird, vollkommenes Zutrauen schenken. Ich habe Euch später durch ihre Vermittelung geschrieben; hoffentlich habt Ihr meine Briefe erhalten.

Wir würden für den Grafen von Artois kein Geheimniß haben, wäre er nicht von Hrn. v. Calonne und dem Prinzen von Condé umgeben, zu welchen wir nie Zutrauen haben werden; Ihr seht demnach wol ein, mein lieber Bruder, wie viel daran gelegen ist, daß Ihr den Inhalt unsers Schreibens dem Grafen von Artois nicht mittheilt.

Der Ueberbringer dieses ist treu und sicher; er kennt aber den Inhalt des Briefes nicht. Ich bitte, den Ueberbringer schleunigst zurückzuschicken; die Zeit drängt und ist der 20. vorüber, so würde sich vielleicht kein Mittel mehr darbieten, unser Project *) auszuführen. Ich umarme Euch von ganzem Herzen.

Leopold II. an Marie Antoinette.

Den 12. Juni 1791.

Ich habe Euern Brief den 12. erhalten und schicke den Ueberbringer denselben Abend wieder zurück, damit er zur rechten Zeit eintreffe; er scheint sehr eifrig, ergeben und sicher. Ich habe das beigeschlossene Papier erhalten, das ich Euch zurücksende. Ich habe mit dem Grafen von Artois zu Mantua gesprochen; ich habe gesucht ihn zu mäßigen und ihn zu bewegen, nicht eher zu handeln, bevor ich es ihm sage. Er hat den besten Willen, er hat die Richtigkeit meiner Gründe eingesehen; allein seine Umgebungen reizen ihn, spornen ihn zu sehr an.

*) Die Flucht aus dem Königreiche; das Project scheiterte bekanntlich zu Varennes.

Er ist mit mir übereingekommen, sich ruhig zu Koblenz zu verhalten und sich nicht mit dem Prinzen von Condé zu vereinigen; dieser hat mehre dumme Streiche gemacht; so hat er Truppen ausgehoben und alle Franzosen, die sich in Italien befinden, zu sich berufen.

Ich habe mit dem Grafen von Artois das beigeschlossene Papier gelesen; ich bin mit ihm übereingekommen, daß, im Falle Ihr und der König Eure Freiheit erlangt, wir Alle insgesammt und auf der Stelle handeln werden; im entgegengesetzten Falle aber thun wir nichts und werden blos Spanien zu bereden suchen, eine Kriegsmacht in Bereitschaft zu setzen und sich mit dem Könige von Sardinien und den Schweizern und dem Reiche zu benehmen, das seine Rechte reclamirt, um im Falle der Noth, und wenn es Euch und dem Könige genehm wäre, zu seiner Zeit das Manifest bekannt zu machen, und zwar nicht im Juli, wie es der Graf von Artois will, aber wann Alles besprochen und einstimmig vorbereitet sein würde. Einstweilen stehe ich Euch dafür, daß nichts geschehen soll, weder feindliche Demonstration, weder Manifest noch Truppenmarsch, weder von meiner Seite noch auf Veranlassung des Grafen von Artois; denn was den Prinzen von Condé betrifft, so kann ich mich für nichts anheischig machen.... Ich werde nichts glauben, als was mir der Graf von Mercy und der Baron von Breteuil durch Hrn. v. Bombelles melden werden; den Grafen von Artois werde ich von nichts in Kenntniß setzen, von Dem, was Ihr mir schreibt, nicht das Mindeste mittheilen; ich fürchte zu sehr die Indiscretionen seiner Umgebungen. Möge Euer Project glücklich ausgeführt werden! Der Graf v. Mercy hat Befehle, im Falle eines glücklichen Erfolges und auf Euer Gesuch Euch zu unterstützen und Alles zu liefern; Geld, Truppen, Alles soll Euch zu Befehl stehen. In diesem Falle kann man auf den König von Sardinien, auf die Schweizer und auf die Truppen aller Reichsfürsten und sogar auf die des Königs von Preußen zählen, welche sich zu Wesel und demnach nah bei der Hand befinden. Ich verliere Euere Interessen nicht aus den Augen; ich stelle mich, als nähme ich keinen Antheil daran, um keinen Argwohn zu wecken. Ich habe den Grafen von Artois gesprochen; ich habe ihm Mittel verschafft, Geld aufzunehmen, und habe gesucht, sein Zutrauen zu gewinnen, um die Leitung seiner Angelegenheiten in Händen zu behalten und ihn nach meinen Absichten und den Befehlen des Königs und Euerm Vortheile zu lenken.

Berechnet wohl alle Gefahren und macht, daß Ihr aus dem Orte entkommt, wo Ihr seid. Einmal in Sicherheit, protestirt Ihr gegen Alles, was geschehen, und ruft Euere Freunde und getreuen Unterthanen zu Hülfe; alle werden herbeieilen und die ganze Sache wird weit früher beendigt sein, als man glaubt; dieses wünscht und erwartet sehnlichst ein Bruder, der Euch aufs zärtlichste liebt... Durch Hrn. v. Bombelles habe ich Eure Briefe richtig erhalten; einstweilen suche ich alle Mächte dahin zu bringen, zu Euern Gunsten zu handeln, sobald Ihr in Sicherheit seid, oder wenn dieses nicht stattfinden könnte, in Folge des Manifestes, welches zu seiner Zeit bekannt gemacht werden müßte, und mit Eurer Zustimmung; ohne diese wird nichts geschehen, ich bürge Euch für die guten Gesinnungen aller Mächte und für die meinigen.

Der Herzog von Polignac ist bei mir mit Aufträgen vom Grafen von Artois; er ist sehr höflich (oder ehrlich — honnête), weise und gemäßigt. Glaubt nichts vor Allem, was man Euch in meinem Namen schreiben oder sagen könnte, wenn ich es Euch nicht selbst zu wissen thue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „Brighton", hat der Graf Lagarde ein Bändchen Reiseskizzen mit hübschen Abbildungen herausgegeben, welche einzelne Gemälde und Scenen, auf einer Reise in England entworfen, enthalten, verbunden mit einer pikanten und anschaulichen Schilderung der Gesellschaft, die der Verf. auf dieser Reise kennen lernte. Brighton ist, wie alle Bäder, ein Ort, wo der feinere Beobachter des geselligen Lebens Stoff genug für seine Merkbücher findet, mehr als London selbst, wo Kälte und Fremdheit öfters den Ausländer gar nicht zu Beobachtungen kommen lassen. In jenem Orte legt die hohe Aristokratie ihren steifen Heiligenschein ab, läßt sich gehen, wird menschlicher, civiler, gentiler und dadurch interessanter. Graf Lagarde ist in seinem Urtheil über England, wie wenige Franzosen sind — ganz unparteiisch, eher etwas zu sehr zum Lobe geneigt, und eifert sehr gegen die ordinaire Art seiner in England reisenden Landsleute, welche zu keinem andern Resultat kommen, als sich über die endlose Langeweile der englischen Sonntage und die [illegible]gen enormen Preise der französischen Weine aufzuhalten. Unter den Notabilitäten der Badecirkel zu Brighton erscheinen Lord und Lady Holland, der Herzog von Bedford, Sir Robert Wilson, M. Baring, der Prinz Kolovski u. A.

Die beiden letzten Lieferungen des „Paris moderne" enthalten unter Anderm: „Ein Winter in Paris", von Gozlan; „Die Theater und ihre problematischen Existenzen" von Soulié; „Die Kirchen und Tempel von Pyat"; „Les petites misères parisiennes", von J. Janin.

Der bekannte französische Arzt Roques veranstaltet einen Wiederabdruck seiner „Phytographie médicale, ou histoire des plantes héroïques ou des poisons, tirés du règne végétal". Ein großer medicinischer Fleiß zeichnet dies Buch aus; die Eigenthümlichkeiten, charakteristischen Kennzeichen, Wirkung auf animalische Körper, der officinelle Nutzen der Pflanzengifte ist mit ausführlicher Genauigkeit in diesem Werke dargestellt, das in dieser zweiten Auflage um ein Merkliches bereichert ist. Unter den 150 ausgezeichnet schönen Platten befinden sich mehre neue, und der eigenthümliche und elegante Styl, in welchem das Buch geschrieben ist, wird dem Studium desselben gewiß sehr förderlich sein.

Folgende Version des süßen Liedchens: „Freudvoll und leidvoll", heben wir aus den in englischen Blättern mitgetheilten Probestellen der Uebersetzung von Göthe's „Egmont" aus:

It weeps, saddest weeping,
It hopes and it fears;
Then smiles are keeping
A light mid its tears.

Now humble, now scornful,
Now gladness, now gloom;
Now bright as the morning,
Now dark as the tomb.

Now pining all lonelly,
Then widely it roves,
Yet happy is only
The spirit that loves.

130.

Für das „Théâtre européen", eine neue Sammlung der vorzüglichsten deutschen, englischen, spanischen, dänischen, französischen, holländischen, italienischen, polnischen, russischen, schwedischen u. s. w. Theaterstücke, mit Einleitungen und Anmerkungen, hat der Verleger eine Menge namhafter, selbst berühmter Schriftsteller gewonnen, wie Ampère, Barante, Philarète Chasles, Defauconpret, Delatouche, Alex. Dumas, Guizot, Jules Janin, Lebrun, St.-Marc-Girardin, Marmier, [illegible] Ch. Nodier, Rémusat, Villemain u. s. w. Vom 10. April an soll jede Woche wenigstens ein Stück, öfter [illegible] zwei herauskommen.

Von Mad. de Girardin (Delphine Gay) wird nächstens „Le marquis de Pontanges" in zwei Bänden erscheinen. 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 130. —— 10. Mai 1835.

Novellen von A. Freiherrn von Sternberg. Vierter Theil in zwei Abtheilungen. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Novellen von A. Freiherrn von Sternberg. Fünfter Theil. Auch unter dem Titel: Molière. Eine Novelle. Ein Seitenstück zum Lessing. Ebendas. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Man unterscheidet im Fache des Romans und der Novelle allmälig immer mehr zwischen Erzählern und Dichtern; oder vielmehr die Novellisten selbst, indem sie sich ziemlich entschieden in jene beiden Classen trennen, nöthigen den Kritiker zu dieser Scheidung. Sie zeigen, daß man ein gewandter, angenehmer Darsteller, selbst ein stoffreicher Erfinder sein kann, ohne ein Dichter zu sein, und andererseits ein Dichter, ohne den materiellen Stoff der Erzählung ganz bemeistern zu können und jene Gleichmäßigkeit leichter und klarer Darstellung sämmtlicher Bestandtheile der Geschichte, die man zur Anschauung bringen will, zu besitzen. In dieser Beziehung dürfen wir nur an die Romane und Novellen von Steffens erinnern, aus welchen ein so hoher Dichtergeist spricht und die doch Niemand für musterhafte Erzählungen wird ausgeben wollen. In höchster Potenz fallen freilich beide Eigenschaften in Eins zusammen, und Tieck's beste Erzählungen sind immer auch die schönsten Gedichte.

Herr von Sternberg hat uns nicht lange im Zweifel gelassen, zu welcher Classe von Novellisten er zu zählen sei; er ist mit seiner ersten kleinen Novelle: „Das Waldgespenst", und seiner ersten größern: „Die Zerrissenen", als Dichter aufgetreten; aber obgleich außerdem auch durch Leichtigkeit und Durchsichtigkeit der Darstellung im Einzelnen in hohem Grade ausgezeichnet, schien er doch in der größern Novelle mit dem Stoffe, dessen geschichtlicher Anordnung und Vertheilung, mit der ununterbrochen sichern und klaren Durcherzählung nicht ganz zurechtgekommen zu sein; ein Mangel, der mehr oder minder auch in seinen spätern Hervorbringungen fühlbar blieb und in diesen Bl. von dem Beurtheiler seiner Novellen, dem auch diese neuern Sammlungen zur Anzeige zugefallen sind, jedesmal gerügt und mit Belegen nachgewiesen worden ist.

*) Ueber den dritten Theil berichteten wir in Nr. 202 und 203 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Die reiche Novellenladung, welche wir diesmal von dem Verf. zu declariren haben, enthält nun freilich Güter von sehr verschiedenem Werthe, da in den beiden stattlichen Abtheilungen des vierten Theils, deren jede für sich eine bedeutend größere Seitenzahl zeigt als der ganze fünfte Theil, alle kleinern Novellen des Verf., welche derselbe allmälig im „Morgenblatt" erscheinen ließ, gesammelt sind; darin stimmen jedoch alle diese Producte, selbst die Novelle des fünften Theils nicht ausgenommen, miteinander überein, daß die poetischen Rhapsodien in ihnen, seien sie nun rein lyrischer, oder epischer, oder reflexiver und didaktischer Natur, das Vortrefflichste sind, von der eigentlichen Erzählungsgabe aber, in der einen mehr in der andern weniger, sehr schätzbare Fragmente, aber doch nur Fragmente sich darstellen.

Die älteste Novelle in den vorliegenden Theilen ist, wie wir oben bemerkt haben: „Das Waldgespenst". Der Verf. ist hier in der Erfindung noch ganz abhängig von L. Tieck, seinem Vorbilde, an dessen „Blonden Eckbert" die mystische Behandlung der Waldeinsamkeit im Ganzen und selbst im Einzelnen erinnert; aber die Art und Weise, wie er seinen Wald belebt und die Liebe zu demselben, die er in die Seele des alten Försters legt, sind doch wieder ganz unsers Dichters Eigenthum, während wir keinen Anstand nehmen, jenen Wunderklang Dianens, die Zauber der gelben Blume und das verwandelte Antlitz des welken Fremden auf Tieck'sche Rechnung zu schreiben. Daß der Verf. ein Dichter und ein recht eigenthümlicher Dichter ist, beweist in diesem Märchen vor Allem folgende Rede des alten Försters Gotthold:

Ich ihn (diesen Wald) verlassen? — und wo soll ich hinfliehen? die Bäume würden mich doch nicht hinauslassen, und draußen wüßte ich doch, daß ich vor Sehnsucht, hierher zurückzukehren, nicht leben könnte. Kann ich doch nicht einmal in die Kirche kommen, die ja nur ein Stündchen aus dem Forst hinausliegt. Ach, manchmal kommt es mir so vor, wenn ich das helle Kirchengeläute aus der Ferne höre und dabei ganz schwach das goldene Morgenroth von dort herüber die Waldnacht durchbricht, als würde mein ganz tiefes Elend augenblicklich enden, wenn ich nur ein einziges Mal im schönen, hellen Gotteshause recht innig beten könnte; überhaupt wenn ich auch nur eine Stunde unter Menschen, unter lustigen, fröhlichen Menschen, bei kräftigem Sonnenschein froh sein könnte und dabei ein lautes Gespräch geführt würde, nicht dieses leise Sprechen, wie die Bäume es pflegen, und wie's meine Seele verwundet und nicht schlafen

läßt. Einst machte ich mich hinaus zum Dorfschulzen und saß mit den Lustigen lustig am Tische, da überfiel es mich auf einmal wie der Tod, wie der gewappnete Tod; mein Herz packte eine ungeheuere Sehnsucht, zagend schleppte ich mich an das dunkle Fenster — siehe — da stand auch schon ein langer Baum vor der Hausthüre, welchen die andern Bäume nach mir geschickt hatten; er rauschte und sprach vernehmlich: „In den Wald, in den Wald zurück! fort in den Wald, komm mit!" Fast ohnmächtig riß ich mich los von den Kameraden und stürzte fort; hinter mir humpelte der Baum, und alle Blätter und Zweige des Waldes rauschten und klatschten schadenfroh zusammen, als sie mich daherrennen sahen. Und so werde ich hier bleiben müssen, bis endlich der furchtbare und doch so unendlich süße Ton kommt, und mich von der Erde nimmt.

Die nächste Novelle, die unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist „Voltaire in Ferney". Wir kümmern uns wenig darum, ob der Fabel eine Geschichte zu Grunde liegt oder nicht, ob der Verf. Memoiren jener Zeit benutzt hat, oder eine Anekdote aufgenommen und weiter ausgesponnen, oder ob Alles miteinander, einige anerkannt historische Personen, Voltaire an der Spitze, ausgenommen, reine Erfindung ist; genug, er hat auch hier gedichtet, hat Gestalten, die seine Phantasie gezeugt oder wiedergeboren, Begebnisse, die in seiner Phantasie gereift sind, auf eine Weise hingestellt, die, obgleich wir wissen, daß sie nie wirklich gewesen sind und es nie sein konnten, zum Trotz aller Wahrscheinlichkeit uns möglich und natürlich erscheinen, was in der Gattung, in welcher der Verf. sich hervorthut, der wesentliche Triumph der Poesie ist. Aber in dieser Dichtung (deren Inhalt wir aus dem „Morgenblatt" als bekannt voraussetzen) ermattet sein, diesmal übrigens mit Glück versuchtes Talent zur Totalerzählung, und der Schluß, die Foderung des greisen Voltaire durch einen jungen Lieutenant, kann den Leser, der mit knapper Noth einer schrecklichen Katastrophe entgangen ist, unmöglich befriedigen, indem man nicht weiß, von wem man sich mit größerm Widerwillen abwenden soll, von dem knabenhaften Offiziere, der dem berühmten Greis auf so schimpfliche Weise zu Leibe geht, oder dem unmächtigen Alten, dessen Beredtsamkeit so viele Mittel auf der Zunge haben sollte, den Gecken zu beschämen oder zu vernichten, und der, auf seine Dichterherrschaft über die Gemüther verzichtend, keinen andern Ausweg kennt, als die Schelle zu ziehen, um den kindischen Herausfoderer verhaften zu lassen.

Der Verf. ist übrigens nur Einer von den Vielen, bei welchen der Schluß eines Romans oder einer Novelle nicht die Probe hält. Lyrische Dichter und noch mehr Kunstübersetzer ausländischer Lieder pflegen, wenn Jene über Idee und Gestalt, diese über Ton und Farbe des Ganzen bei sich einig sind, nicht selten den Schluß des Ganzen vor dem Beginne, oder das Ende einer einzelnen Strophe vor deren Anfange auszuführen und sich vor allen Dingen, was Wort und Reim betrifft, der Pointe zu versichern. Es wäre vielleicht nicht so übel, wenn Novellisten, je mehr sie Rhapsoden sind, um so fleißiger sich gleich anfangs bestrebten, des Schlusses der Erzählung habhaft zu werden, ehe sie ermüdet, zerstreut, ausgeleert an demselben ankommen. Vielleicht sprechen wir wie der Blinde von der Farbe; aber auch dem Blinden ist sein Tastsinn nicht abzusprechen.

Die nächste kleine Skizze, der wir in Sternberg's Novellensammlung jetzt begegnen: „Das Grab des armen Andrej", ein Nachtstück aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth, wäre ohne Zweifel vollständiger ausgefallen und müßte nachhaltiger auf den Geist des Lesers wirken, wenn sich der Verf. bemüht hätte, das scharfe Licht, das auf die Erhöhung des schönen Bauernknaben fällt, der „dem Stamm der jungen Birke gleicht, wie sie, nicht beengt von dem am Boden klebenden, niedrigen, gemeinen Gesträuch und nicht vom gierigen Schlingkraut umsponnen, von schmuzigem Moose gänzlich frei, schlank und biegsam ihre frische, balsamduftende Krone in die klaren Frühlingslüfte emporhebt, ein schöner Jüngling unter den alten Stämmen des finstern Waldes", — dieses scharfe Licht auch über den Weggeworfenen auszugießen und nicht, gleichnißlos, in trockener, träger Prosa zu erzählen, daß auf Befehl der satten Gebieterin „ein Offizier, ein nichtsnutziger Raufbold mit dem Jünglinge anbinden mußte", daß „dem armen Jungen ein blindgeladenes Pistol gegeben wurde", daß der Gegner „dem guten Knaben grade ins Herz schoß", und „somit die ganze Liebesgeschichte aus war".

„Die Jesuitenschüler" zeichnen sich auf Kosten der Poesie und Originalität durch Leichtigkeit der Erzählung aus. Hier jedoch darf dem Schlusse sein Lob nicht versagt werden. Don Sebastian war auf dem Wege, ein recht ausbündiger Novellenschurke zu werden; daß der Verf. ihn nicht mit Bosheit endigen läßt, ihn noch der Rührung, der Gerechtigkeit, der Erwiderung des Edelmuths fähig erhält, ist ein Beweis, daß sein psychologisches und ästhetisches Urtheil, sobald er will, frei über seinen Gestalten schwebt.

Die zweite Abtheilung des vierten Bandes wird durch „Die Schlacht bei Leipzig" eröffnet, eine Novelle, durch welche sich alte Familiengreuel, mehr angedeutet als aufgedeckt, und deswegen dem Interesse des Lesers immer etwas fremd, hindurchziehen, und in welcher der große Kaiser in einem nicht eben großartigen Incognito auftritt. Aber diese Novelle enthält ein paar treffliche Stücke gesunden Humors, auf welchen das Auge des Lesers immer wieder mit neuer Lust verweilt, und wovon das erste und beste leider nur eine sehr untergeordnete Rolle in der Geschichte selbst spielt. Es handelt sich um eine Stelle in einem Klostergebäude, wo zur Jugendzeit eines Geistlichen merkwürdige Documente vergraben worden sind, der jetzt diesen Platz wiedererkennen will, weil er sich ihn mit aller seiner Eigenthümlichkeit dadurch fest in den Sinn prägte, daß er als ein Kind von fünf Jahren dort — eine gewaltig derbe Maulschelle erhielt:

Ich kenne wenig Backenstreiche, die mit solcher Kraft und Genialität geführet wurden; es war der erste empfindliche Schlag, den das Schicksal mir ertheilte, und wenn ich später in der Historie von Backenstreichen las, die hohe Personen empfingen oder austheilten, so regte sich sogleich die lebhafteste Erinnerung, welche meine Wange bewahrte. Sie werden sich entsinnen, daß es eine alte Sitte ist, bei Gründung vorzüglicher Gebäude oder der Setzung von Monumenten den Kindern der Umgegend bef-

tige Schläge zu ertheilen, damit diese später als alte Männer, wenn jenes Denkmal oder das Gedächtniß einer dabei vorgefallenen Handlung sich verwischt haben sollte, noch davon zu erzählen wissen. Dazu war auch ich auserlesen worden, und auf meine unschuldige Kinderwange wurde der Brief an die Nachwelt mit fünf harten Griffeln unauslöschlich geschrieben...... Ich könnte sogar dir Blumen zeichnen, die damals, jetzt vor 50 Jahren, zu meinen Füßen blühten, und die ich zertrat, indem die ungeheuere Ohrfeige meinen kleinen Körper taumeln machte.... Mit andern Dorfbuben herbeigelaufen, stehe ich da und sehe mehre Männer beschäftigt, ein Kästchen mit Papieren, das man mir zeigt, zu versiegeln und endlich in die Erde zu versenken. Indem ich noch gedankenlos hinstarre, so durchbricht der ehemalige Dorfpfarrer, ein Mann, von dessen freundlich-sanfter Persönlichkeit ich die schönsten Proben erhalten hatte, plötzlich die Reihe der Menge, und ich sehe den hohen Mann im Sturmschritt, sodaß der schwarze, lange Rock ihm nachflattert, gradeswegs auf mich zukommen; ein Schreck erfaßt mich, doch, noch ehe ich fliehen kann, hat er mich gepackt und seine Rechte führt weitausholend jene fürchterliche Ohrfeige, von der gewiß sogar das Wasser des Lethe mich nicht wieder frei waschen wird. Als der Oberpfarrer einige Zeit nach diesem Vorfalle starb, sah ich seinen Tod als eine mir vom Himmel erwiesene Genugthuung an.

Das Humoristische dieser Erzählung wird dadurch erhöht, daß der ehrliche Prior im Augenblicke, wo er zu seinem Funde kommen soll, von einer französischen Schildwache mit einer zweiten Maulschelle beglückt wird. Ein anderer Glanzpunkt dieser Novelle ist die Unterhaltung der kleinen zehnjährigen Gräfin Sophie, die sich in den Kaiser Napoleon, oder vielmehr in sein Unglück verliebt hat, mit dem französischen Offizier, der ihr einen sehnlich von der Familie erwarteten und verloren geglaubten Brief übergibt und ihr sein Ehrenlegionskreuz schenkt (woraus der Leser schon allein schließen kann, daß der Offizier kein Anderer sein darf als der Stifter des Ordens selbst, der Kaiser). Nicht die Einführung des Kaisers ist es, was uns in dieser Episode so wohlgefällt, sondern die Behandlung des Kindes, an welchem Alles, selbst seine Liebschaft, so echt kindisch, wie es sein soll, und nicht manierirt-kindlich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der französischen Revolution.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Marie Antoinette an Leopold II.

Den 30. Juli 1791.

Man wünscht, theurer Bruder, daß ich Euch schreibe, und man macht sich anheischig, meinen Brief zu besorgen; ich für meine Person, weiß kein Mittel, Euch zu wissen zu thun, wie ich mich befinde. Ich werde in kein Detail über die Begebenheiten vor unserer Abreise eingehen. Ihr kennt unsere Gründe dazu. Die Begebenheiten, die im Laufe unserer Reise stattgefunden, haben mich tief ergriffen. Nachdem sich die erste Erschütterung gelegt, habe ich über das Gesehene nachgedacht und gesucht, die wahren Interessen des Königs und das Benehmen, das sie mir vorschrieben, zu ermitteln; meine Ideen sind durch ein Zusammentreffen von Gründen bestimmt worden, die ich Euch darlegen will.

Auf Euere Anhänglichkeit an mich habe ich nie aufgehört zu zählen in einer Krisis, von deren Ausgang das Schicksal meines Lebens abhing; aber ich habe die innigste Freude empfunden, als mich eine reifliche Erwägung unserer wechselseitigen Verhältnisse zur Ueberzeugung geführt, daß die Interessen des Königs mit denen meines Bruders aufs innigste zusammenhängen. Seit den Ereignissen, welche durch unsere Reise veranlaßt worden, hat sich die Lage der Dinge außerordentlich verändert. Die Nationalversammlung war in eine Menge Parteien getheilt; jeden Tag sank die Kraft der Gesetze. Der König, alles Ansehens beraubt, sah auch nicht einmal die Möglichkeit vor Augen, es nach Ablauf der Constitution mit Hülfe der Nationalversammlung wiederzuerlangen, indem diese Versammlung selbst die Achtung des Volks verlor. Gegenwärtig gewähren die Umstände weit mehr Hoffnung; die einflußreichsten Männer sind zusammengetreten und haben sich einstimmig für die Erhaltung der Monarchie und des Königs und für die Wiederherstellung der Ordnung ausgesprochen.... Kurz, Alles scheint sich zu vereinigen, um das Ende der Unruhen herbeizuführen; dieser natürliche und mögliche Ausgang wird freilich der Regierung die erfoderliche Macht und Stärke nicht wiedergeben, aber er wird uns vor größerm Unglücke bewahren und hat sich einmal der Rausch gelegt, in welchem gegenwärtig die Gemüther befangen sind, so wird man vielleicht einsehen, daß es Noth thue, dem Ansehen des Königs eine größere Ausdehnung zu geben.

Vergleiche ich dieses Resultat mit dem, was sich von einer dem Willen der Nation entgegenstrebenden Verhandlungsweise erwarten ließe, so sehe ich zuerst die absolute Unmöglichkeit, etwas auf anderm Wege als durch Annäherung einer überlegenen Macht zu erlangen. In dieser letzten Voraussetzung erwähne ich der Gefahren nicht, denen der König, sein Sohn und ich ausgesetzt sein würden; aber was ist das für ein Unternehmen, welches bei einem ungewissen Ausgange solche Unglücksfälle herbeiführen könnte, daß der Blick mit Schrecken darauf verweilt!

Man ist hier entschlossen, sich zu vertheidigen; die Armee ist in übelm Zustande, hat weder Anführer noch Disciplin; aber das Königreich ist mit bewaffneten Menschen bedeckt und ihre Phantasie dergestalt exaltirt, daß sich nicht voraussehen läßt, wozu sie fähig sind, und welche Menge Opfer man schlachten müssen würde, um ins Innere des Königreichs zu dringen. Auch kann man, nach Dem, was man hier sieht, die Folgen ihrer Verzweiflung nicht berechnen. In den Begebenheiten, welche ein solcher Versuch herbeiführen könnte, sehe ich blos zweifelhaften Erfolg und unausbleibliches Unglück für Jedermann. Was den Antheil betrifft, den Ihr daran nehmen würdet, theuerster Bruder, so müßtet Ihr unsern Interessen große Opfer bringen, und dennoch würden sie für uns um so gefahrvoller sein, da man uns einen größern Einfluß zuschreiben könnte.

Nimmt die Revolution den vorher bezeichneten Gang, so ist daran gelegen, daß der König das Zutrauen und die Achtung, welche allein im Stande sind, der königlichen Macht Kraft zu verschaffen, auf eine dauerhafte Weise gewinne. Kein Mittel ist geeigneter dazu, sie zu erlangen, als der Einfluß, den wir auf Euere Entschließungen haben könnten, welche dazu beitragen würden, Frankreich den Frieden zu sichern und Besorgnisse zu entfernen, welche eins der Haupthindernisse sind, die der allgemeinen Beschwichtigung der Gemüther entgegenstehen. Eure Interessen würden in einem solchen Systeme meines Erachtens ebenfalls ihre Stelle finden. Die Nationalversammlung wird nicht auseinandergehen, ohne im Einverständniß mit dem Könige die Allianzen festzusetzen, die Frankreich beibehalten soll: nur diejenige europäische Macht, welche zuerst die Constitution anerkennt, nachdem sie der König wird anerkannt haben, wird zweifelsohne diejenige sein, mit welcher die Versammlung das engste Bündniß zu schließen geneigt sein wird. Ich glaube demnach, und eine tiefe Erwägung der Umstände hat mich überzeugt, daß unser Interesse, daß das Eurige, daß die Ruhe nicht allein von Frankreich, sondern von ganz Europa vielleicht den Wunsch erregen müssen, die Revolution, die dieses Land bewegt, möge sich aufs schleunigste und friedlichste schließen, und daß mein Bruder wirksame Mittel in Händen hat, dazu beizutragen, indem er seinen Entschluß mit demjenigen des Königs in Einklang bringt und

auf solche Weise große Vortheile für uns und die Erneuerung der Bande vorbereitet, die ihn an Frankreich knüpfen. Adieu, mein lieber Bruder, ich umarme Euch und liebe Euch von ganzem Herzen.

So tief dachte eine Frau, die man des Leichtsinns und frivoler Koketterie beschuldigte! Mitten in den gewaltigen Ereignissen, die um sie herumwogten und brausten wie die Wellen im Sturme, fand sie Ruhe genug, um einen so sichern, scharfen Blick auf ihre Verhältnisse zu thun. Dieser ganze Brief, den wir bedeutend abgekürzt, um für anderes nicht minder Erhebliche Raum zu gewinnen, ist auch in Hinsicht des Styls ein Muster politischer Discussion, einige Wiederholungen abgerechnet, die in einem Briefe übrigens wenig stören. Hier folgt die Antwort ihres Bruders.

Leopold II. an Marie Antoinette.

30. August 1791.

Der Freude, welche ich empfand, als ich die Hand einer zärtlichst geliebten Schwester erkannte, folgte bald ein bitterer Schmerz, indem er mich lebhaft an die Lage erinnert, in der man Euch gefangen hält, an die Leiden, die Ihr erduldet, an die Gefahren, die sie für die Zukunft befürchten lassen. Aber eine freie Ergießung der Herzen ist es nicht, was man uns hat verschaffen wollen, das fühle ich wohl, und ich trage kein Bedenken, geradezu in die Absichten einzugehen, die man gehabt zu haben scheint, indem ich in meiner Antwort ohne Rückhalt meine Ansichten über die französischen Angelegenheiten zu erkennen gebe; der Zeitpunkt, sich darüber auszusprechen, rückt heran.

Von meinen brüderlichen Gesinnungen ist hier nicht die Rede, weder Ihr noch irgend ein fühlender Franzose kann zweifeln, daß mein Glück von dem Eurigen abhängt und die Beleidigungen, die man Euch zufügt, die meinigen sind. Es handelt sich um die Ansichten, die ich mit allen übrigen Souverains von Europa theile. Die Sache des allerchristlichsten Königs ist die Sache aller Könige. Unser Glück, unsere Sicherheit, die Erhaltung unserer Kronen, die Ruhe und die Wohlfahrt unserer Unterthanen, die mächtigsten und heiligsten Gründe bewegen, ermächtigen und zwingen uns, ganz Europa vor Empörung und Anarchie zu retten. Diese Motive, welche alle einzelnen politischen Motive beiweitem überwiegen, werden bald, wenn's sein muß, unsere Anstrengungen vereinigen; das Unglück, das daraus entspringen kann, wird nur Diejenigen, welche es herbeigeführt, vor Gott und den Menschen verantwortlich machen.

Man kann leicht ermessen, daß wir, daß besonders ich, Euer Bruder, ein Freund des Königs, ein Verbündeter Frankreichs, sehnlichst wünsche, daß man diesen schmerzlichen Extremen vorbeuge. In Euerm Briefe schmeichelt man mir damit; man läßt mich bei den Häuptern und der Majorität der Nationalversammlung Gesinnungen erblicken, deren Aufrichtigkeit und wirkliche Realisirung meine Wünsche in den wesentlichsten Punkten erfüllen würden. Möge mein Zutrauen meinem Verlangen gleich kommen!

Wie dem auch sei, die Zeit der Täuschungen ist vorüber. Die Thatsachen werden allein unsere Ansichten und Maßregeln bestimmen. Die Constitution, die Frankreich erhalten wird, kann nur dann als gesetzmäßig betrachtet werden, wenn sie die freie Zustimmung des Königs hat; aber, daß an diese freie Zustimmung geglaubt werde, dazu reicht der Anschein, reichen hinterlistige Alternative, unter denen sich wirklicher Zwang verbirgt, nicht hin. Der freie Wille des Königs kann nur die Erhaltung der wesentlichsten Attribute einer monarchischen Regierung bezwecken, die Unverletzbarkeit, die Sicherheit des Königs und seiner Familie, die Wirklichkeit seines Einflusses auf den Gang der Regierung und die Vollstreckung der Gesetze, die ihm denselben sichern; endlich eine Organisation, welche sich mit der Hierarchie der Gewalten und der öffentlichen Ruhe vertrage. An diesen Kennzeichen allein können wir die Gesetzmäßigkeit der Constitution erkennen, aber nie in einer Ordnung der Dinge, wo der König sich durch contradictorische oder wirkungslose Gesetze fortwährend aller Macht beraubt sehen wird, ein Gefangener mitten in seinem Hofe, preisgegeben der Wuth aller Parteien und eines unbändigen Pöbels.

Diese Kennzeichen bestimmen zugleich die Zwecke, denen das allgemeine Interesse den übrigen Mächten Europas zur Pflicht macht, nachzustreben; sie treffen ferner mit dem Interesse der französischen Nation selbst zusammen, deren weitschichtige Staaten sich nicht wie kleine Republiken regieren lassen, ihm nicht erlauben sich von allem Verkehr mit den andern Nationen abzuschneiden durch ein meist rohes System, dessen mildeste Folge eine Unterbrechung aller Wege einer ansteckenden Communication sein wird.

Das sind meine Ansichten und Gesinnungen. Ich kann Euch versichern, liebe Schwester, daß die bedeutendsten unter den übrigen Souverainen sie theilen; daß wir mit Freuden die französischen Patrioten unterstützen werden, welche demselben Ziele nachstreben werden, und daß man insbesondere auf meinen Eifer zählen kann, wenn die Absicht der Eröffnungen, die man Euch bewogen mir zu machen, der Aufrichtigkeit der meinigen entspricht. Lebet wohl, theure Schwester, ich umarme Euch mit einem Herzen, welches von Euerm Unglück und dem Wunsche, es zu erleichtern, tief durchdrungen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Isegrim's Tod.

Aus einer lateinischen Handschrift.

„Es geschah, daß der Wolf starb. Der Löwe ließ alle Thiere zusammenkommen und das Leichenbegängniß anstellen. Der Hase trug das Weihwasser, die Igel trugen Wachskerzen, die Böcke läuteten die Glocken, die Dachse gruben das Grab, die Füchse trugen den Todten auf der Bahre, der Bernarius und Bär sangen die Messe, der Ochse las das Evangelium und der Esel die Epistel. Nachdem das Todtenamt gehalten und Isegrim begraben war, zehrten die Thiere prächtiglich von seinen Gütern und wünschten ähnliche Leichenbegängnisse."

„So trifft es sich wahrlich häufig: wenn ein Reicher gestorben ist, ein Räuber oder Wucherer, so läßt der Abt oder Prior den Convent der Bestien, d. i. der bestialisch Lebenden zusammenkommen, und oft geschieht's, daß in dem großen Convent der schwarzen und weißen Mönche nur Löwen sind und Bestien an Hochmuth." (Von anderer Hand ist dazu geschrieben das Deutsche: „das hot geglosiret eyn rechtir schalk".) Dieselbe lateinische Sammlung von Fabeln bespricht Douce in den „Illustrations of Shakspeare", II, 33, 344—347, und theilt auch obige Fabel in englischer Uebersetzung mit, wiederholt in Grimm's „Reinhart Fuchs", S. 221. Die Stelle: „Bernarius et ursus missam cantaverunt" scheint in Douce's Handschrift richtiger „Berengarius ursus" zu lauten, denn er übersetzt: „Berengarius the bear celebrated mass". 144.

Notiz.

Daß die peuples nomades, non convertis, nommés heidschnuks, noch immer hier und da spuken, beweist folgende Behauptung eines ungenannten englischen Touristen, dessen kürzlich erschienene „Slight reminiscences on a tour on the Rhine, Switzerland etc.", die in englischen Zeitschriften gerühmt werden. Er verwechselt den Harz mit dem Hartwald bei Karlsruhe, sucht die Orte auf, wo Faust in Geleitschaft des Mephistopheles so Ungeheuerliches erlebt, und hegt keinen Verdacht, daß dieser Wald auch früher, wo er nicht wie jetzt ein gar zahmes Ansehen hat und eigentlich nur eine Fortsetzung des Hofgartens ist, niemals einen Schauplatz, auf dem Hexen und Teufel ihr Unwesen trieben, abgeben konnte. 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 131. — 11. Mai 1835.

Novellen von A. von Sternberg. Vierter und fünfter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Die „Gespenstergeschichte aus alter Zeit" halten wir für eine der besten Erzählungen des vierten Theils, vielleicht für die beste, in der es auch an jener flüchtigen Einstreuung von plötzlicher (rhapsodischer) Poesie nicht fehlt, mit welcher uns der Verf. so oft überrascht und erquickt. Unsere Erwartung spannt das an die Spitze der Novelle gestellte Gedichtchen:

> Ward dir einmal eine Geschichte,
> Eine recht seltsame, bekannt,
> Fandst du sie etwa aufgeschrieben
> Auf längst ergrauter Kerkerwand,
> Oder in Flaschen umgetrieben,
> Landend an einem öden Strand,
> Oder in aufgesprengtem Sarge
> Gedrückt in eine Leichenhand,
> Oder in eines Thurmes Spitze,
> Gestürzt (?) bei einem jähen Brand,
> Oder in dumpfer Klosterzelle
> In halbvermorschtem Lederband,
> Oder auf eines Hauses Schwelle
> Verschüttet durch der Wüste Sand —
> O, so mach' uns, bitte, bitte,
> Diese Geschichte mach' uns bekannt!

Dieser Spruch, in dem nur der Schluß unangenehm an den Titel eines Kinderbuchs erinnert, läßt das Allergräßlichste aus der Geistermythologie erwarten. Um so mehr verdient der Dichter Bewunderung, der in dieser ganzen Novelle nur den Hebel der Gespensterfurcht angewendet hat, um dadurch den höchsten Effect des Schauerlichen hervorzubringen.

Alexander von Hoya, ein junger Graf, befindet sich mit seiner Base, der Gräfin Elisabeth von Rolandseck, und ihrer Mutter zu Kaiser Joseph II. Zeiten auf deren böhmischem alten Stammschlosse. Die jungen Leute sollen einander heirathen und glauben sich nicht zu mögen. Der Graf zieht im Unmuthe der Jagd und anderer Kurzweil nach, bis er vor einem abgelegenen alten Thurme des Schlosses, der, in einen Kranz finsterer Tannen gehüllt, tief im Schatten dastand, auf einen nie vorher gesehenen Mann stößt, der sich unaufgefodert erbietet, ihm ein Geschichtchen von seinem Stammschloß zu erzählen, eine gräßliche Geistergeschichte, die sich zwischen einem jungen Grafen Hoya und einer Gräfin von Rolandseck, seiner Geliebten, zugetragen, und deren Katastrophe in dem Saale eben dieses alten Thurmes spielt, wo jene Liebenden sich ungestört zusammenfanden, weil eben damals dort die gemiedene Leiche einer an der Pest verstorbenen Nonne aus der Familie lag. Der Graf bestellte dorthin seine Geliebte zur Entführung, raubt aber nicht sie, die derweil im hitzigen Fieber stirbt, sondern ihre Todtenlarve. So gräßlich die, als Factum selbst nach den Gesetzen der Geisterwelt kaum mögliche Fabel ist, so ist doch nicht sie das Entsetzlichste, sondern ihr Erzähler, der nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß er selbst, obgleich er sich nur für einen Sammler alter Sagen ausgibt, der dem Grab entstiegene Stammsverwandte des jungen Grafen Alexander ist. Dieser wirft nämlich dem Erzähler in einer ängstlichen Pause einige Bemerkungen über die Gespensterfurcht hin, worauf der Fremde mit schneidender Stimme erwidert:

O wenn Sie wüßten, wie weit größer die Furcht der Todten vor den Lebendigen ist! Ich finde keine Worte, das fürchterliche Entsetzen, das namenlose Grausen zu schildern, das die Erscheinung des Fleisches umschwebt für Solche, die dieses als ein unreines Kleid abgelegt! Das grobe erdbefleckte Gebäude der Sinne, von niedriger Nahrung, thierischer Kost widrig aufgebläht, von einem warmen, dumpfen Athemzug durchzogen, schwerfällig dahinwandelnd, gleich einem ekelhaften Sklaven seine ekelhaften Ketten nach sich schleppend! Ach, wie entsetzlich ist dies für die kalte, befriedigte, athemlose Todeslarve, in einem kühlen, duftigen Auferstehungsgewande dahinschwebend! In jedem Menschen steckt unentwickelt eine herrliche Blüte, es ist der Tod; dieser funkelnde Kelch ist aber durch den finstern Erdhaufen erdrückt, geschlossen; erst wenn der abfällt, dann fliegen die Blätter des schönen Blütenkolben mit Sieg auseinander. Ach, mein Herr, es schaudert Ihnen vor dem Kirchhof — es sollte Sie entzücken, die hellen, reinen, vom Körper erlösten, vom Staub gereinigten, zum Schlaf hingelegten Larven zu sehen, wenn der Mond, über sie hinwandelnd, die geschlossenen Augen mit Silberlicht tränkt, auf die Lippen reine Lichtküsse spendet! Müssen sie dann, gerufen, aufstehen, und sie, die Gereinigten, mit ihren weißen Kleidern den Stätten der Menschen wieder nahen — ach! da zittern sie unruhig über dem Dampf volkreicher Städte; der erstickende Qualm, die ekelhafte Erscheinung des Lebens bläst sie aus tausend und aber tausend unrein athmenden Lungen an, der fürchterliche Erdgeschmack befleckt ihre Kehlen aufs Neue, und schmuzige, sinnliche Bilder thierischer Erhaltung foltern ihre Blicke. So treten sie an das Lager ihrer Lieben, und während man über ihnen sich entsetzt, sind sie es eigentlich, die fürchterlich erschrecken. O, glauben Sie mir,

nie wird ein Abgeschiedener sich freiwillig dem entsetzlichen Leben nahen.

Nachdem der schauerliche Erzähler dem lebendigen Grafen noch eröffnet, daß die Seelen jener zwei Abgeschiedenen dadurch erlöst werden können, daß sich zwei Liebende aus den genannten beiden Geschlechtern entschließen, miteinander eine Nacht auf jenem Thurme oben zu wachen, geht er, und der Graf bemerkt, wie der verblichene schwarze Sammetrock, den er anhatte, auf dem Rücken plattgedrückt und mit gelblichen Falten bedeckt ist, als hätte der Besitzer desselben lange ausgestreckt irgendwo gelegen. Uebrigens trägt jene schauerliche Auferstehungshymne, welche der Graf seiner schönen, bisher ungeliebten und lieblosen Base erzählt, ihre unerwartet lieblichen Früchte für dieses Leben; in der ersten Nacht des Septembers finden sich die jungen Leute und die Mutter, jedes von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, um Mitternacht unerwartet in dem Schauersaale beisammen, in welchem sich aber nichts Unheimliches ereignet, sondern wo nur die verneinte Liebe Beider hervorbricht und, wenn nicht zwei Seelen erlöst werden, doch zwei Herzen sich finden. Nach der Versicherung des Schloßcastellans war jener schauerliche Erzähler Niemand anders als der Advocat Ulrich aus dem benachbarten Städtchen, dessen schwarzes, abgetragenes Röcklein jedes Kind kennt. Inzwischen werden der Graf und die Gräfin ein Paar und begegnen jenem seltsamen Manne wieder im Prater zu Wien. Sie gehen dem schwarzen Sammetrock nach; aber dieser verschwindet durch ein Seitenpförtchen, und ein dicker Mann, den sie nach ihm fragen — ist der Advocat Ulrich selbst, der ärgerlich erklärt, daß er sich niemals mit Sagensammeln abgegeben hat. So ist diese Erklärung des Wunders ausgeschlossen. Dennoch läßt der Dichter es zweifelhaft, ob jener Mann wirklich ein Geist, der Schatten des Ahnherrn gewesen. Die Möglichkeit bleibt immer, daß es entweder ein sublimer Mann, oder ein armer, magerer Dichter in abgetragenem Rocke war. Ein Dichter war es jedenfalls.

Die leicht skizzirte „Letzte Rose des Kallenfels" übergehen wir. „Kopernicus", gegen den Schluß hin als Erzählung ermattend und etwas vergeßlich, und zwei übermäßig romanedle Personen einschließend, enthält daneben auch einige echtpoetische Figuren und Momente. Zu jenen rechnen wir den Helden selbst und seinen Gegner, den närrischen Goldmacher, der sich als Advocat der ruhenden Centralerde gegen die Theorie ihrer Bewegung, welche sie unter den Troß der Planeten erniedrigt, auflehnt und sich für den Erdgeist selber hält; zu diesen die humoristische Scene, wo der Famulus des Sternsehers seinen Herrn durch eine Parodie rettet, und den frühern Monolog des Kopernicus selbst, nachdem der Prinz Benedetto Astrologendienste von ihm verlangt hat:

Die Thoren! da sehen sie mich nun alle hier für einen Astrologen und Zeichendeuter an. Ja freilich deute ich Zeichen; doch wer wird mir glauben, wer sie verstehen? Du ewiger, wahrhafter Himmel, du, in den ich zu schauen gelernt habe, wie ich einst in das klare Auge meines Vaters schaute, um Wahrheit und Liebe daraus zu lesen, wann wird dein Licht siegen? Ich fühle es, in den verworrenen Händeln einer trüben Zeit steh' ich einsam da, ein unbekanntes, unglaubliches Evangelium predigend. Sowie es Geister gibt, die ihrem Jahrhundert voraneilen, so gibt es andere, die zu einer Zeit erscheinen, wo grade Das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird; in ihrem unverstandenen Schmerze erscheinen dann solche der Menge thöricht und verworren. Gleichwie vom Gewölk, das den nächtlichen Himmel bedeckt, ein Theil noch dem entschwundenen Tage nachsieht, indeß der andere einer kommenden Sonne schon entgegenleuchtet, so sehen allezeit aus dem engen Fenster der Gegenwart eine Menge Menschen nach Zukunft und Vergangenheit. Ich darf meine Blicke nur auf die Zukunft rücken.

Die Sammlung des vierten Theils begann mit einem reinen Märchen, sie endet mit einem desgleichen, mit einer lautern Ausgeburt der dichtenden Phantasie, dem Märchenbilde „Herr von Mondschein". In dieser Dichtung erscheint die keusche Luna keineswegs als ein hysterisches Göttermädchen, sondern als — ein behaglicher, fremder Herr, der ein rundes, freundliches Gesicht zeigt, dessen eine Hälfte mit einem schwarzen Tuche verbunden ist, und einen dunkelblauen Rock mit ganz ungewöhnlich vielen kleinen Metallknöpfen anhat. So reist er durch die Welt, kehrt in den Wirthshäusern ein, ist der Zeuge aller schmachtenden und aller belohnten Liebe, verräth die Diebe, schleicht in das Kämmerlein des mondsüchtigen Mägdleins und vereinigt sie mit dem Theuren — aber, sowie man ihn fixiren will, ist der freundliche Herr fort, und an seiner Stelle — scheint der simple Mond. Eine Reihe der lebendigsten Scenen voll komischer Kraft und Phantasie zieht sich durch die ganze Novelle hin, und es wird uns schwer eine einzelne auszuzeichnen. Doch heben wir seine Erscheinung bei der liebeskranken, jungen Wirthstochter hervor, in welcher sich das oftbewährte, ganz ungewöhnliche Dichtertalent des Verf. aufs glänzendste offenbart. Marie, die jüngst die Bekanntschaft des alten, freundlichen Herrn von Mondschein gemacht hatte, liegt in ihrem Bette, die fernen Meereswellen brausen, am Himmel steht der Mond in seiner ganzen Herrlichkeit, die Sehnsucht läßt sie nicht ruhen,

— da that sich leise die Thür auf, und eine seltsame Nachtgestalt, lieblich und schrecklich zugleich, stand vor ihr. Ein schöner schlanker Jüngling, in weiße, silberglänzende Gewänder gehüllt, kam mit unhörbarem Schritte auf sie zu; sein wachsbleiches Antlitz, so weich und schwärmerisch lieblich geformt, wie das Mädchen noch keines Jünglings Antlitz geschaut, wurde durch zwei wundersame Eigenheiten entfremdet. Die eine war ein Kranz seiner silberner Locken, der die hohe Stirn umfloß und bei jeder Bewegung des Hauptes leise erklang, gleich den zartesten Maienglöckchen, wenn man sie sich von Silber zierlich geformt denkt; die andere zeigte sich mehr grausenvoller Art: die schönen Augen des Jünglings, so offen sie standen, zeigten keine Sterne, nur das Weiße, wie gediegenes Silber schwamm in denselben.

Marie erkennt ihren Freund, den liebevollen, alten Herrn, und muß über seine Verkleidung lächeln. An seiner Hand schreitet die Schlafwandlerin über das Dach des Hauses, von ihm geschirmt, bis ins Gemach des Geliebten. Inzwischen hat sich der Astronom und Professor Nebenzieher in das Gasthaus geschlichen; wir finden ihn vor der Thür des Gemaches, wo der Fremde wohnt. Er blickt durch verschiedene Fernröhre mittels eines Astloches

ins Zimmer. Immer wunderlicher werden seine Geberden und Sprünge, denn drinnen im Zimmer sieht er ganz deutlich — den Mond mitten am blauen Nachthimmel voll Sterne. Da bricht er in das Zimmer ein, und siehe da — der Herr von Mondschein liegt auf dem Sopha in seinem dunkelblauen Rock mit den vielen Metallknöpfen.

Man kann diese Dichtung nicht lesen ohne den Wunsch, daß der Verf. sich ganz und gar dem Märchen zuwenden möchte, für das seine unerschöpfliche Phantasie wie geschaffen scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der französischen Revolution.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Wir werden nächstens die Fortsetzung dieses Briefwechsels in der „Revue rétrospective" erhalten; unter den übrigen Documenten, die sich auf dieselbe Epoche beziehen, finden wir ein Schreiben des östreichischen Gesandten, Grafen von Mercy-Argenteaux, an den Fürsten von Kaunitz vom 12. August 1791; darin heißt es unter Anderm von Lameth und Barnave: „Sie haben sich stets als ruchlose Wichte gezeigt, die um so gefährlicher sind, da der Erste Talent, der Zweite eine verführerische Beredtsamkeit besitzt, welche stets unter der Leitung seines Freundes Duport in Thätigkeit gesetzt worden, und dieser Duport ist der entschlossenste Antiroyalist und der unerschrockenste Factionsmann der Nationalversammlung". In einem Briefe der Königin Marie Antoinette an den Grafen Mercy finden wir einige sehr interessante Stellen; er ist vom 16. August 1791; es war um die Zeit, wo die neue Constitution dem Könige zur Annahme vorgelegt werden sollte. „Unsere Lage ist entsetzlich; können wir die Constitution verweigern? Nein, und ich will es beweisen. Von unsern persönlichen Gefahren spreche ich nicht: aber diese Constitution ist an und für sich so schlecht, daß sie blos durch den Widerstand unsererseits bestehen konnte. Wir müssen demnach einen Mittelweg einschlagen, um unsere Ehre zu retten, bis Jedermann zu uns zurückkomme, ich meine nämlich das Volk, wann es einmal enttäuscht und müde sein wird. Zu diesem Behufe ist es nothwendig, daß der König, wenn man ihm den Act wird vorgelegt haben, ihn eine Zeit lang behalte und dann die Commissarien rufen lasse, nicht um ihnen Bemerkungen zu machen und auf Aenderungen zu bestehen, die man ihm vielleicht verweigern würde, sondern um ihnen zu erklären, daß seine Ansichten dieselben geblieben sind, daß er sich aber dem Wohle des Landes opfere und seine Zustimmung gebe, insofern sein Volk und die Nation ihr Glück darin (in dieser Zustimmung) fänden. Ergreift man aber diesen Entschluß, so muß man dabei verharren, Alles, was Mistrauen erregen könnte, vermeiden, und so zu sagen mit dem Gesetze in der Hand fortschreiten. Unglücklicherweise würde dazu ein gewandtes, zuverlässiges Ministerium erfoderlich sein, das zugleich den Muth hätte, der Wuth des Hofes und der Aristokraten die Stirne zu bieten, um ihnen nachher desto nützlicher zu sein; denn so viel ist gewiß, niemals werden sie wieder, was sie waren, zumal durch sich selbst." Das ist Alles wohl überlegt und vielleicht hätte Marie Antoinette den Angelegenheiten einen andern Gang gegeben, wenn der indolente Monarch zum Handeln wäre zu bewegen gewesen. Ueber die Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten sagt die Königin weiter: „Man sagt uns, und die Brüder des Königs schreiben uns täglich, wir sollten in nichts willigen, wir würden unterstützt werden — und von wem? Mich däucht, die Mächte rühren sich aber nicht sonderlich, um uns zu Hülfe zu eilen. Spanien selbst, in den Briefen, die es meinen Brüdern schreibt, scheint sich mit guter Manier aus der Sache ziehen zu wollen, indem es unmögliche Dinge in Vorschlag bringt. Das tiefe Stillschweigen, das der Kaiser gegen mich beobachtet, die Unmöglichkeit, in die ihn vielleicht die nordischen Angelegenheiten versetzen, sich der unsrigen anzunehmen; England, welches stets alle Parteien mit Hoffnungen hinzuhalten sucht, um sie desto sicherer zu veruneinigen; Preußen, das in alle Diesem nur seine eignen Vortheile berechnet, Alles beweist, daß, wenn wir Hülfe zu erwarten haben, diese uns wenigstens nicht nahe steht. Noch bliebe uns die Partei der Prinzen und Emigrirten; aber wie sehr würde uns diese schaden, erstens könnten sie nur im Einzelnen wirken (ils ne pourront que faire une chose partielle), und wenn sie auch einen wirklichen Vortheil errängen, so würden wir unter ihren Agenten in eine neue, weit schlimmere Abhängigkeit gerathen. Es langen folgende Nachrichten vom Auslande an. In Monatsfrist sollen alle Mächte vereinigt sein; es erscheint ein Manifest, welches durch eine bedeutende Streitmacht unterstützt wird. Ich wünschte sehr, daß es wahr wäre; die Nationalversammlung ist so getheilt, daß ein gut redigirtes Manifest sehr heilsam sein würde, und die Häupter, welche seit acht Tagen sehen, daß sie den Kürzern ziehen, leichter zu einem Vergleiche zu bringen wären. Eine zweite Neuigkeit ist, daß Monsieur von den Mächten als Regent des Königreichs und der Graf von Artois als Generallieutenant des Königreichs anerkannt werden soll. Diese Neuigkeit ist an und für sich so absurd und so närrisch, daß sie nur aus dem Kopfe eines Franzosen kommen kann: indeß möchte ich doch über dies Alles eine Antwort von Euch haben... Ihr seht in diesem Briefe das Innerste meiner Seele; ich kann mich täuschen, allein ich sehe kein anderes Mittel, uns zu erhalten. Ich habe so viel möglich Leute von beiden Seiten angehört, aus ihren Ansichten habe ich nur die meinige gebildet. Ich weiß nicht, ob ich damit etwas durchsetzen werde. Ihr wißt, mit wem ich's zu thun habe (Ludwig XVI.); im Augenblicke, wo man ihn überzeugt glaubt, stimmt ihn ein Wort, ein Raisonnement um, ohne daß er es selbst weiß; deswegen sind auch tausend Dinge nicht zu unternehmen. Was auch kommen möge, erhaltet mir Euere Freundschaft, ich bedarf ihrer; ich kann vielleicht den Umständen nachgeben, aber nie werde ich etwas thun, das meiner unwürdig wäre; im Unglück fühlt man am meisten, was man ist. Mein Blut fließt in den Adern meines Sohnes, und ich hoffe, daß er sich eines Tages als den würdigen Enkel der Marie Theresia zeigen wird. Adieu. Könnt Ihr mir diesen Brief aufbewahren, so würde es mich sehr freuen, ihn einst wiederzusehen." Burke's Bemerkungen über die damalige Lage der Dinge, welche eigens niedergeschrieben wurden, um der Königin vorgelegt zu werden, theilen wir fast ganz mit; die Note ist vom 20. August 1791 und wurde der Königin vom Grafen Mercy zugeschickt:

„Eure Freunde in England, und Ihr habt deren sehr viele, sind äußerst besorgt über die Unterhandlungen, die dermalen dem Gerüchte zufolge in Paris stattfinden sollen. Seit Anbeginn der Unruhen hat Euer Benehmen die Blicke der Welt auf Euch gezogen. Ihr habt viel gelitten, aber auch viel Ruhm erworben. Euer Entschluß in dieser Krisis muß entscheiden, ob Euer Ruhm sich erhalten und Euer Unglück aufhören wird, oder ob (erlaubt mir es zu sagen) Schande und Betrübniß Euer Loos für Eure übrigen Tage sein werden."

„Eure Stellung, Eure Gefahren, Euer Interesse, Euern Ruf, die Wichtigkeit alles Dessen, was Ihr hofft und fürchtet, müßt Ihr vor dem Einflusse einer furchtsamen Politik verwahren. Um Gottes willen, laßt Euch nicht mit Verräthern ein, laßt Euch nicht mit Denen ein, die Euch gern dazu bewegen möchten, Euern Freunden Euer Zutrauen zu entziehen, um es den Feinden zu schenken."

„Es läßt sich nicht voraussetzen, daß Ihr Euch zu irgend einer Verpflichtung verstehen wollet, welche darauf hinauslaufen würde, die Freunde des Königs zu entehren und zu verbannen, um die Macht der Nation ihren unversöhnlichsten Feinden in die Hände zu geben, treulosen Menschen, die alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte dazu angewendet, um Euern Ruf zu Grunde

zu richten, Schmähungen auf Schmähungen gegen Eure Person zu häufen und Euch nach dem Leben zu streben.“

„Die Urheber des allgemeinen Unglücks werden nie geneigt sein, den König, die Nation, Euch selbst und Euere Kinder in ihren frühern Glanz einzusetzen. Und wenn sie es wollten, so hat ihre Macht nicht die erfoderliche Stabilität und Festigkeit, um die Verpflichtungen zu verbürgen, die sie gegen Euch nehmen würden. Sie haben blos Mittel, Euch zu schaden, nicht aber, Euch zu nützen. Nimmt der König die Constitution an, so seid Ihr alle Beide auf immer verloren. Die europäischen Mächte haben ihre Streitigkeiten geschlichtet, um Euch zu Hülfe zu kommen, Euch aus der Gefangenschaft zu ziehen und aus einer Lage zu befreien, welche einer anscheinenden Freiheit vorzuziehen ist. Es ist dies nicht der Zeitpunkt, das Publicum in seiner Erwartung zu täuschen, und Euere Person, Euern Gatten und die Rechte so vieler alliirten Souveraine Verräthern auszuliefern.“

Treulose Intriganten werden Euch sagen, daß Euer persönlicher Einfluß, Euer Ansehen durch das der Prinzen von Geblüt und des Adels absorbirt werden wird, welche ihr Vaterland um des Königs willen verlassen und Alles aufs Spiel setzen, um Euch zu Hülfe zu kommen. Getreue Unterthanen kennen aber die Unverschämtheit und den Dünkel nicht; das sind Fehler, die Denen anhaften, die sie vertrieben. Euere Rechte zur höchsten Achtung werden Euch bleiben, nicht allein als Königin, sondern auch als Befreierin von Frankreich.“

„Die Intriganten werden Euch sagen, daß die Barnave, Lameth, Chapelier, Lafayette nicht schlechter sind als Andere, wenn sie nur nützen können; an solche Paradoxen glauben, wäre ein gefährlicher Irrthum. Sollte es selbst damit seine Richtigkeit haben, daß alle Menschen gleich viel taugen, sowol die Höflinge, welche ihre Wohlthäter, als die treulosen Agenten, welche ihre Clienten verrathen, so ist nicht in Zweifel zu ziehen, daß die Interessen einer gewissen Classe den Euerigen näher stehen, als die Interessen anderer.“

„Bedenkt, welche Menschen Euern Sohn aus Euern Armen gerissen und Euch und Euerm Gatten die Leitung seiner Erziehung genommen.“

„Vom Augenblicke an, wo Ihr Euch in Unterhandlungen einlaßt, verliert Ihr allen Credit, alle Stärke. Die Rolle, die Ihr durchzuführen habt, ist höchst einfach: nicht Gewandtheit, sondern Festigkeit allein kann Euch retten. Euere Lage interessirt das ganze Menschengeschlecht. Alle Herzen sympathisiren mit Euch.“

„Ihr könnt keinen thätigen und entscheidenden Entschluß fassen, der nicht Euern Sturz herbeiführe; habt Ihr Verpflichtungen eingegangen, so sucht Mittel, Euch loszusagen. Es ist immer Zeit zurückzutreten; die Gefahr ist im Vorwärtsschreiten.“

„Dieses Schreiben ist aus der Feder eines Fremden, der aber nichtsdestoweniger mit ergebenstem Herzen ist u. s. w.“

Die Aeußerungen des berühmten englischen Redners konnten nur dazu beitragen, die Verlegenheiten der Königin zu vergrößern; sie hatte bereits den Wankelmuth des Königs zu bekämpfen; die Worte Burke's mußten sie selbst in ihrem Entschlusse erschüttern. Das Schreiben des Grafen Mercy, gleichfalls vom 20. August d. J., ist nicht ganz in demselben Sinne abgefaßt.

„Ich bin zu London, wo mich der Herzog von Dorset beauftragt Euch ein Gutachten zuzusenden; es ist von Herrn Burke.“

„Die ganze Welt hat die Augen auf den Entschluß gerichtet, den man in den Tuilerien fassen wird. Jede Verpflichtung unter ungünstigen Bedingungen würde um den Ruhm und das Verdienst bringen, welche man bis jetzt durch ein edles, festes Benehmen erworben; man würde seine Freunde verlieren. Und wenn sich die Rebellen (factieux) zu einem billigen und günstigen Vergleiche mit dem Königthum anheischig machten, sie würden die Mittel nicht haben, ihn zu halten; durch Unterhandlungen verliert man Stärke und Ansehen. Dies ist die Ansicht des Hrn. Burke, aber diese an und für sich richtige Idee bietet in der Ausführung Gefahren dar. Alle auswärtige Hülfe dient zu nichts, wenn nicht England mit eingreift; seine Neutralität reicht nicht hin, und es hat nicht den Anschein, als wollte es diese verlassen. Es wäre demnach nicht gut, mit Ungestüm zu handeln (brusquer); man muß seine ganze Festigkeit dazu anzuwenden, Zeit zu gewinnen.“ 19.

Notiz.

Seelenheilkunde.

Für Diejenigen, welche auf der einen Seite die erfreulichen Fortschritte der höhern Seelenheilkunde beobachten, auf der andern die Probleme zu lösen suchen, welche Kerner und Eschenmayer in ihren modernen Besessenen gaben, mag es nicht uninteressant sein, folgende Mittheilung aus Berggren's „Reisen in Europa und im Morgenlande“ (Th. II, S. 188) zu vernehmen. In der Nähe des Libanon, im Kloster Quanobin, fand B. unter den Freunden des ehrwürdigen 81jährigen Patriarchen einen Mann aus dem weiter nach obenhin liegenden syrischen Kloster Qozhaia, der, wie er behauptete, einige Tage zuvor in einer dort befindlichen Felsengrotte seinen Verstand wiedererhalten hatte. „Diese Grotte steht als wunderthätig sehr im Ruf auf dem Libanon. Der Wahnsinnige wird von einem Mönch hineingeführt, mittels einer eisernen Kette an die Wand festgebunden und dann allein gelassen. Des Nachts kommt nun, wie die Sage geht, zuerst St. Antonius, späterhin Christus mit der Jungfrau Maria, um, jeder durch den Machtspruch: Geh' hin und werde gesund, dem Kranken den Gebrauch der Vernunft wiederzugeben. Der oben erwähnte Patient behauptete, gesehen zu haben, wie St. Antonius um Mitternacht herangeschwebt sei, mit einem Stocke in der Hand, womit er ihm gewinkt habe; in demselben Augenblick hätten sich die beiden andern Gäste hören lassen, worauf die Kette sich gelöst und ein dem geistigen Menschen sich mittheilender Lichtstrahl die Grotte erleuchtet habe.“ 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1835.

Novellen von A. von Sternberg. Vierter und fünfter Theil.

(Beschluß aus Nr. 131.)

Inzwischen hat Sternberg durch seine größern Novellen und namentlich durch seinen „Lessing" bewiesen, daß er auch berufen ist, aus dem wirklichen Leben die Poesie herauszufinden, oder dasselbe mit ihr auszustatten, und so verfolgen wir sein Talent auch auf diesem Wege mit Lust und nicht geringer Erwartung, indem uns der fünfte Theil ein Seitenstück zu dem genannten Dichterportraite in seiner Erzählung „Molière" verspricht.

Nach der Grabschrift des P. Bouhours auf diesen Dichter, die unser Verf. zum Motto seiner Novelle gewählt hat, erkennt er in Molière einen der Bildner seiner Nation, und als solchen soll ihn diese Erzählung verherrlichen, welche die letzten Lebenstage des großen Komikers, in Poesie verklärt, darzustellen unternimmt. Aus dem großen Reichthum von Gestalten, die ein Gemälde von dem goldenen Zeitalter Ludwig XIV. bietet, sind nur wenige herausgehoben worden; diese jedoch sind, nach der Versicherung des kurzen Vorworts, den Schilderungen gemäß gezeichnet, die uns die interessanten Memoiren aus jener Zeit geben.

Der Dichter führt uns zuvörderst in eine der einsamsten Gegenden von Paris, wo seitwärts vom Benedictinerkloster, im letzten Häuschen an der Mauer des Kirchhofs von St.-Joseph der Doctor Tristan wohnt, der seiner Zeit ein angesehener und selbst berühmter Arzt gewesen war, jetzt aber sich in einem Zustande befindet, wo sein Charakter den Uebergang vom Sonderling zum melancholischen Narren zu bilden schien. (Poetische Ausführung dieser Narrheit, in des Dichters glücklicher Manier, S. 3—11.) Ein wohlwollender Mann, Namens Baptiste, besucht ihn in seiner Einsamkeit und tröstet ihn. Der Verfolg der Geschichte zeigt, daß dieser Tröster, den Tristan nicht näher kennt, derselbe ist, der die Narrheit des Arztes mittelbar verschuldet hat: Jean Baptiste Molière. Tristan hatte sich früher in seinem Hochmuthe Hippocrate Dieudonné genannt, und sonst ein anspruchloser, liebenswürdiger Mann, war er in seiner Kunst ein übermüthiger Phantast, doch unter den vielen quacksalberischen Betrügern wenigstens nur ein Betrogener, dem aber einige glückliche Curen zum höchsten Ruhme verhalfen, und der sein ansehnliches Vermögen in zum Theil sehr übel angebrachten Spenden verschleuderte. Endlich glaubte er ein Unsterblichkeitsmittel, ein Lebenselixir gefunden zu haben, an dem jedoch einige Kranke so schnell starben, daß sie nicht nur die versprochene Unzahl von Jahren, sondern auch die ihnen naturgemäß bestimmten darüber einbüßten. Tristan's Ansehen sank, aber vorzüglich ward Ein Abend dazu erlesen, den alten Charlatan in den Staub zu stürzen. Molière's beißender Grimm gegen die Aerzte hatte in Tristan das pikanteste Original entdeckt. Er lockte ihn ins Theater, Tristan erblickt sich auf der Bühne mit der dicken, unförmlichen Perücke, dem schwarzen Talar, den rothen dünnen Beinen, in der Hand das silberne Fläschchen mit dem Lebenselixir; das Publicum jubelt; mit einem Schrei stürzt der vernichtete Doctor aus dem Theater. Dieser Abend machte seiner Herrschaft ein Ende; er verblutete an dieser tiefen Wunde. Zu gleicher Zeit wurde sein einziger Sohn, ein schöner, hoffnungsvoller Jüngling, den der Vater, gleichsam mit heiliger Schwärmerei, zu seinem Nachfolger erziehen wollte, ihm geraubt und zum Soldaten gemacht; so verlor er Amt, Sohn und Vermögen zugleich, und brachte in jene ärmliche Hütte nichts mit, als den Wahnglauben an sein Elixier.

In seinen alten Tagen gedenkt Molière dieses Unrecht wieder gut zu machen. Der junge Claude Tristan ist vom Militair befreit, er ist ein tüchtiger Arzt geworden; er liebt ein herrliches Mädchen, die Tochter des Parlamentsrathes Bertier, Madelainen, der aber zu den Frommen gehört und die Schauspieler verabscheut. Molière will dieses Hinderniß besiegen, den verloren geglaubten Sohn seinem alten Vater als geachteten Arzt, als glücklichen Bräutigam zuführen, ihn dadurch heilen, dann die Bühne verlassen und sich auf sein einsames Landgut zu Auteuil zurückziehen. Aber dazu hat seine junge Frau, die selbst beliebte Schauspielerin ist und mit Molière's geliebtem Schüler, dem Schauspieler Baron, hinter Molière's Rücken, der von seinem Freund Chapelle vergebens gewarnt wird, liebelt und buhlt, keineswegs Lust. Inzwischen bricht eben die leichtfertige Aufführung seiner Frau dem Dichter das Herz. Charlot, ein Jüngling aus der Provinz, Secretair einer hohen Herrschaft und Anbeter Molière's, dessen Bekanntschaft er in Tristan's Häus-

chen gemacht hat, ohne ihn damals zu kennen, bestimmt seinen neuen Freund und Meister (dem er gern auf das Theater folgen möchte), Zeuge der geheimen Gesellschaft der Calottisten zu sein, die aus jungen, kecken Lehrmeistern besteht, die im Scherze sich zu Verbesserern des alten, verderbten Paris aufwerfen und hier ihre muthwilligen Orgien feiern. Von einem verborgenen Platze der Galerie herab erblickt Molière den Schauspieler Baron, der sich am Ende der von 40—50 Jünglingen besetzten Tafel befindet, und zurückgelehnt in seinen Stuhl gleich einem jungen Faune daliegt. Nun wird ein Narrengericht über das Theater gehalten, und der Dichter muß einen plumpen Angriff Scaramouche's, des heruntergekommenen Entrepreneurs des italienischen Theaters, auf sich und namentlich seinen „Tartuffe" mitanhören. Eine komische Procession unterbricht die giftige Rede. Die Geburt der Thorheit wird aufgeführt:

O seht das wunderliche Kind! Die bunten Gewänder in der Wiege hoben sich jetzt, ein unförmliches Perückenhaupt fing an seine tausend und aber tausend Locken zu schütteln, immer noch sah man keine Gestalt; da strebte aus dem Gewirre ein feingebauter weißer Arm empor, es machte sich ein glänzender Nacken frei, und endlich erhob sich die schlanke volle Gestalt eines sechszehnjährigen Mädchens, auf das seltsamste ausgeputzt.

Die Tänzerin Colombine, die holde Thorheit, reicht dem Gotte Phantasus, dem jungen Baron, die Hand. Nach manchem andern Fastnachtspuk ertönt noch einmal Baron's Stimme, der die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf ein neuerrichtetes Gemälde lockt. Man erblickt Molière in seiner Studirstube; die Lampe brennt auf seinem Tische, in seinem Rücken sitzt Colombine, als la Molière verkleidet, auf Baron's Knien geschaukelt. „Schaut", ruft es, „schaut den größten Thoren von Paris, wie er seinen betrogenen Ehemann schreibt, indessen sein zärtlichster Freund ihm in der Wirklichkeit die Krone aufsetzt." Baron! hallt es schmerzlich von der Galerie herab. Da ändert sich die Scene, Policei dringt ein. Die muthwillige Gesellschaft stäubt auseinander. Krank und zum Tode traurig wird Molière von seinem jungen Freunde, dem Secretair, in Tristan's nahes Häuschen gebracht. So hat das Schicksal (der Novelle) in vollem Maße das jus talionis ausgeübt, und eine Komödie hat den alten Tristan am Komödianten gerächt.

Bisher hatte sich Molière's Charakter in einigen Gesprächen mit Tristan, Chapelle, Charlot und seiner alten Haushälterin, der er (eine gar anmuthige Scene) den neugeschaffenen Auftritt eines Lustspiels vorliest, sowie aus Demjenigen entwickelt, was Claude seiner Geliebten von ihm erzählt; in Allem erscheint er als ein hochgebildeter, edler Mensch, bei dem Laune und Satire eine durchaus sittliche Grundlage haben und Sittliches bezwecken, und selbst was seine Feinde gegen ihn vorbringen, muß zu seinen Gunsten ausschlagen. Ein Symposium bei dem reichen Buchhändler Pigault entwickelt uns nun auch noch seine Kunstansichten. Molière findet hier an dem kalten Spötter Boileau, „einer von den derbgehämmerten Gestalten, die in ihrem Gespräche sowol als in ihren Mienen nur mit Mühe einen Anflug niederer Natur zu verscheuchen streben", einen hämischen Ausleger seiner Tendenz, die er zum Pasquillartigen verketzert. Bei dieser Gelegenheit spricht sich Molière so über seine komische Poesie aus:

Zu welchem Zweck alle Poesie, wenn sie nicht dienen soll, uns zu einem geläuterten, erhebenden Selbstgefühl zu führen, wenn sie nicht in dem Bilde des Einzelnen das Bild des Ganzen uns lebendig vor die Seele bringen soll? Der Dichter, wenn er seine Bestimmung erreichen will, ist in seiner Erscheinung nichts Anderes als eine zum Bewußtsein hindurchgedrungene Zeit. In seiner Person, in seiner Ansicht repräsentirt er die Menge, er ist ein Spiegel, und je reiner und klarer seine Fläche, desto lebendiger sieht sich das Jahrhundert heraus. Gilt dieses für den Dichter überhaupt, so ist der Lustspieldichter recht eigentlich dieser Bestimmung unterthan. Ihr seht es, Freunde, ich nehme hier Lustspieldichter in einem höhern Sinne, als das bloße Wort andeutet.... Unsere Nachbarn, die Spanier, suchten das Wesen des Lustspiels in kunstvoll entwickelter Intrigue, indeß die Italiener es durch das Spiel ihrer herkömmlichen Maske schon früher zur Volksposse herabgezogen haben. In keiner jener Schöpfungen erblicken wir das komische Element durch die geistigen, edeln Motive des Charakters bestimmt. Diese Spiele gleichen den anmuthigen Räthseln, die, wenn wir sie erforscht, ihren Reiz verloren haben; es ist nicht der Nerv innerer Nothwendigkeit, der die Verhältnisse und Personen aneinanderkettet, nicht das tiefe Studium des Menschen, das den Dichter leitet und seinen Werken Inhalt und Würde verleiht. Der Lustspieldichter, wie er sein soll, kann nur erscheinen, wenn die übrigen Künste, vor Allem aber das sociale Leben in allen seinen Formen, politischen wie moralischen, völlig zur Reife gediehen ist. Er ist es, dem die Bestimmung geworden, aus der Blüte der höchsten Verfeinerung seinen Honig zu sammeln.

Molière vergleicht sodann die Komödie mit der Tragödie, und gibt sogar in diesem Verhältniß, in sehr geistreicher Rede, jener den Vorzug vor der letztern. Hier tritt ein junger Mann, der früher als seitwärts am Fenster stehend und mismuthige Blicke auf die Straße heftend geschildert worden, vom Fenster an den Tisch; die Blässe und Unbeweglichkeit seiner Züge haben ihren Charakter etwas geändert, sein dunkles Auge bleibt auf Molière haften. „Was sagt Ihr hierzu, Racine", spricht Boileau; „Ihr glaubtet mit Eurer Tragödie auf dem Pferde zu sitzen, und sitzt am Ende nur auf dem Esel!" Racine verweigert Molière'n die dargebotene Hand; später trinkt er nicht auf die Gesundheit des Dichters, ja er höhnt ihn zuletzt mit dem Spotte des Neides. „Racine", erwidert Molière, „willst du Den verspotten, den du einst deinen Freund nanntest? Fürchte nichts für deinen Ruhm! Du stehst in der Blüte deiner Kraft, ich bin ein lebensmüder, bald sechzigjähriger Greis, ich trete dir nicht in den Weg....." Aber der ehrgeizige Jüngling theilt nicht die allgemeine Rührung. Er scheidet mit vornehm höflichen Worten. Die Gesellschaft geht auseinander. Der Letzte, der scheidet, ist der Kritiker, welcher zuversichtlich spricht: „Boileau's Satiren werden gelesen werden, wenn längst schon die Namen Molière und Racine vergessen sind."

Inzwischen hat die Calottistengeschichte eine strenge Untersuchung herbeigeführt, aus welcher Charlot, und selbst Claude und seine Geliebte mit Mühe, durch Molière's angestrengte Verwendung ungefährdet hervorgehen. Der durch die Untreue seines Freundes und seiner Geliebten

tiefgebeugte Dichter führt inzwischen dem gekränkten Vater den Sohn zu und versöhnt diesen einigermaßen mit sich. Dann geht er, den Malade imaginaire zu spielen — und stirbt, auf die bekannte, geschichtliche Weise, doch mit sehr veränderten Umständen. Die Darstellung läßt hier nichts zu wünschen übrig. Baron's tiefe Reue wird ergreifend geschildert; ein zweites Liebesverständniß, das er mit einer einflußreichen Marquise unterhält, muß dieser Reue zur Folie dienen, und Baron's Fürbitte durch diese Geliebte erwirbt dem Abgott seiner Nation wenigstens ein ehrliches Begräbniß. Als sich die Menge auf dem Kirchhofe verlaufen, öffnet in der tiefen Stille der Mondnacht ein junger Mann das Gitterthor und kniet auf das Grab Molière's nieder. Dieser Jüngling ist Racine.

Der Leser wird aus dieser Skizze ersehen haben, daß der Verf. seinen Molière nicht weniger geistreich, fragmentarisch und frei behandelt, als er mit Lessing verfahren ist. Wie sein Lessing der junge Dichter überhaupt, so ist sein Molière der Lustspieldichter, wie er sein soll; eine persönliche Charakteristik Molière's und historische Treue hat er offenbar nicht beabsichtigt. Auch möchten wir die aparten Memoiren gern sehen, aus welchen — nicht etwa die offenbar erfundenen Personen Tristan und Claude — sondern die Notizen über die historischen Charaktere, welche der Dichter auftreten läßt, geschöpft sind. Nach den bekanntern Quellen, die Ref. allein zugänglich waren, zu urtheilen, ist allerdings Molière's Gutmüthigkeit und Edelmuth, seine früheste Erziehung und sein häusliches Leben, dann das Verhältniß zu seiner Frau im Allgemeinen, richtig geschildert, auch für seinen Schüler Charlot läßt sich eine Spur historischer Grundlage entdecken, und so frei sein Ende behandelt ist, so sind doch die beiden Religiosen geschichtliche Figuren, die sehr glücklich benutzt sind; dagegen ist Molière's Verhältniß zu Baron und zu Racine auf eine Weise verwandelt, welche der Wahrheit in einem Grade zu nahe tritt, in welchem der Poesie nicht erlaubt sein darf, die Geschichte zu alteriren. Baron und Racine sind beides historische Personen, die als solche einen Anspruch daran haben, daß auch die Dichtung mit ihrem Charakter diesem angemessen verfahre; derselbe ist aber bei Beiden nicht der Art, daß Untreue und kalter Hohn darauf fortgesponnen werden dürfte. Boileau hat sich zwar nicht ganz günstig über Molière geäußert, wenn er in seiner „Art poétique" sagt:

Molière
Peut-être de son art eût emporté le prix
Si moins ami du peuple en ces doctes peintures
Il n'eut point fait souvent *grimacer* ses figures etc.

Doch berechtigte dieses den Dichter noch nicht zu der ungünstigen Zeichnung, die er uns von dem Kritiker entwirft. Chapelle ist dagegen etwas zu gut weggekommen. Geschichtlich ist er es vielmehr, der zuweilen seine üble Laune an Molière ausließ. Sollen wir noch etwas tadeln, so ist es die Ungenauigkeit des Costums in der Callottistenscene und im Betragen der Molière. Beide Gegenstände sind mit einer Leichtigkeit und Beweglichkeit behandelt, die uns aus dem 17. Jahrhundert in das 19. versetzt, und mit der noch halb spanischen Grandezza des Jahrhunderts Ludwig XIV., die sich bis auf seine Spielereien und Ausschweifungen erstreckte, nicht zu vereinigen ist. Um so rückhaltloser loben wir die geistvollen und neuen Ansichten über das Verhältniß des Lustspiels zur übrigen Poesie, und so manche Scene, wo aus der Erzählung, für welche der Verf. mit Selbstverleugnung in dieser Novelle besorgter war als in den kleinern des vorangehenden Theiles, ins freie Land der Phantasie hinübergeflüchtet wird, obgleich ihren kühnen Träumen, die Tollheit Tristan's ausgenommen, diesmal nur ein kleinerer Raum gestattet worden ist, und, vermöge der Periode, in welcher die Geschichte spielt, gestattet werden konnte. 3.

Taschenbuch der neuesten Geschichte von W. Menzel. Vierter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1832. Zweiter Theil. Mit 11 Portraits. Stuttgart, Cotta. 1834. 16. 1 Thlr. 20 Gr. *)

Wenn man die Zeitungen die Kammerfrauen der Geschichte genannt hat, so werden wol die historischen Taschenbücher die Kammerdiener derselben sein müssen, womit denselben in Betracht, wie viel oft durch einen solchen kleinen Herrn bei großen Herren geht, eben nichts Respectwidriges gesagt sein soll. Unser Individuum ist sehr elegant, mit goldenen Uhrgehängen und Ringen und heirathslustig oder gar verheirathet, denn es führt lauter Kammerfrauen im Munde oder referirt fast immer mit den Worten seiner Geliebten oder Ehehälften, d. h. mit Zeitungsartikeln; wogegen Ref., wie er schon beim ersten diesmaligen Auftreten geäußert, gar nichts einzuwenden hat, wenn es, wie hier, mit Verstand und Umsicht geschieht und nicht einer allein das Wort vergönnt ist. Ueber die diesmal beigelegten Portraits vermag Ref. nichts zu sagen, als daß König Otto ganz leidlich getroffen ist, Freiherr von Stein (jener nommé Stein, Napoleon's Stein des Anstoßes) aber, gegen den schönen Stahlstich Fleischmann's in Hormayr's „Taschenbuch" für 1835, so unwahrscheinlich aussieht, wie ein Fisch, der ertrunken ist. Wäre es nicht eben in diesem achtbaren Taschenbuche, und nicht Stern und eisernes Kreuz an dem Bilde, so würden wir glauben, es sei irgend eine Phantasienotabilität aus Vorrath und Aushülfe lithographirt, wie eine industrieuse Kunsthandlung in Nürnberg sonst Schlachtbilder vorräthig hatte, die nach einer gelieferten Schlacht sogleich mit einer Unterschrift versehen und dem kauflustigen Publicum dargeboten wurden.

Rußland und Polen; Türkei und Griechenland; Skandinavien; die Schweiz; Deutschland als Bund und in seinen einzelnen Staaten; Amerika; Asien, Afrika und Australien werden besprochen und dann noch einige Blätter unter dem Namen einer kleiner Chronik, betreffend Naturerscheinungen, Reisen, Nekrolog d. J. 1832 und eine chronologische Tabelle über alle wichtige Begebenheiten dieses Jahres angehängt. Bei dem Nekrolog möchte zu bemerken sein, daß der Verf. mit dem Beiworte berühmt und groß etwas willkürlich verfährt; so ist Mackintosh der berühmte Historiker, Lamarque der berühmte General, Chaptal der berühmte Exminister, Exmouth der berühmte Admiral, während Beck, Schütz, Champollion, Zach, Devrient u. A. leer ausgehen. Wir würden vorschlagen, diese Beiworte ganz auszulassen, da es damit eine invidiöse Sache ist. Etwas anders ist es S. 455 mit den „berühmten" deutschen Bundesbeschlüssen vom 28. Juni, die aber nicht im Nekrologe, sondern in der chronologischen Tafel stehen. So eine Tabelle ist etwas recht Verdienstliches in Zeiten, wo die Thatsachen sich so häufen, oder vielmehr auch geringfügig scheinende ihre Bedeutung in der Zeit haben. Einen eignen Eindruck müßte eine solche Tafel

*) Vgl. Nr. 298 d. Bl. f. 1834. D. Red.

auf einen Leser etwa von 1785 machen, wenn er sie anticipando lesen könnte: z. B. die Insurgenten zu Neufchatel in Contumaciam zum Tode verurtheilt — Streit über das Wort Unterthan in der französischen Kammer — Tumult zu Hanau gegen die Einführung des preußischen Zollsystems — Auflauf in Chambery gegen den jesuitischen Missionnair Guyot — franz. Civilliste von 12 Mill. Francs — Verzweiflungskampf der Polen in Fischau in Preußen — die Cholera in London — militairischer Spaziergang der mainzer Besatzung im Nassauischen — russischer Befehl über Wegführung der polnischen Kinder — Preußen publicirt seinen Hauptfinanzetat — Dankadresse der Polen an die Deutschen aus Besançon — Verstärkung der französischen Truppen in Ancona — die Franzosen erobern Bona — großes Volksfest zu Hambach — Eröffnung der brasilischen Kammern — die Studenten in Würzburg verbrennen eine Schrift des Prof. Vollgraff — Volksversammlung zu Wilhelmsbad und Bürgergardegesetz in Kurhessen — Studenten in Jena verbrennen die Bundesbeschlüsse — Fahrt des ersten Dampfschiffes von Straßburg bis Basel — Anerkennung Otto's von Baiern durch den Congreß zu Nauplia — Abreise der Bourbons aus England nach Oestreich u. s. w. Welche Geschichte möchte man sich wol vor 50 Jahren daraus construirt haben?

Mit den lebendigsten Farben (doch in fremden Pinseln) sind die Reactionen Rußlands gegen Polen geschildert, z. B. die Abführungen der Polen nach Rußland und Sibirien, die Entreißung der vaterlosen polnischen Kinder, um Erinnerung und Vaterland in Rußland zu verlieren. „Einen herzzerreißenden Anblick boten zwei junge Grafen Tyszkiewitz, fast noch Kinder. Bei jedem Schritte sanken sie unter der Last der schweren Ketten zusammen und bettelten bei den Vorübergehenden um Almosen, um sich leichtere Ketten kaufen zu können, die ihnen ihre mitleidslosen Hüter verweigerten." (?) Allerdings fehlen auch die gegentheiligen Berichte, selbst Stellen aus von Stägemann's Gedichte an den Kaiser Nikolaus nicht. Es ist wahr, das Betragen der Polen ist nicht immer geeignet gewesen, die Achtung aufrecht zu erhalten, die man dem Manne auf dem Schlachtfelde nicht versagen konnte, und so beginnt denn nach und nach die Zeit selbst diesen schweren Rechtshandel über sich zu nehmen, und wir oder unsere nächsten Nachkommen könnten erleben, was die Tage des anbrechenden Mittelalters so oft zeigten, wie ein Volk endlich ganz verstummt und verschwindet.

Dagegen bietet uns das folgende Gemälde das Bild eines werdenden Reichs dar, des griechischen. Die Schilderung der Congreßbude in der Vorstadt von Nauplia, wo die nackte Erde den Boden bildet, die Wände nur vier Ellen hoch mit Bretern bekleidet sind, und dann offenen Raum zwischen sich und dem Dache für die Zuhörer außen auf den Gerüsten lassen, erinnert an die alte homerische Einfachheit. Selbst in dem eben bezogenen Athen wird noch mancher Sitzungssaal anfangs nicht viel besser aussehen. Von der Gewissenhaftigkeit des Verf. zeigt, daß S. 238 durch andere Berichte verbessert wird, was in der ersten Abtheilung S. 90 über die Veranlassung des Todes des Herzogs von Reichstadt gesagt wurde. Eine interessante Schilderung ist die des hambacher Festes, berüchtigten Andenkens. Siebenpfeiffer's Rede trägt der Herausgeber doch Bedenken mitzutheilen, weil zu Darstellungen solcher Art nicht nur ein unbefangener Geschichtschreiber, sondern auch ein unbefangenes Publicum gehörte. Dabei macht Hr. Menzel auf den Grundsatz aufmerksam (S. 256), „nach welchem ein Theil der Geschichte zwar immer nur von Zeitgenossen, ein anderer dagegen immer nur von der Nachwelt geschrieben werden kann. Aufreizende und beleidigende Reden fallen der Geschichtschreibung erst dann anheim, wenn sie nicht mehr aufreizen, nicht mehr beleidigen, wenn sie verjährt sind." Aber auf diese Weise werden sehr merkwürdige Actenstücke verloren gegangen sein, ehe sie gefährlich zu sein aufgehört haben. Man sollte also auf Mittel denken, sie für den künftigen Historiker zu retten, während man sie den entzündlichen Zeitgenossen vorenthielte. Manche Apotheker setzen die Gifte an bestimmte Stellen und lassen nur Provisoren nicht Lehrlinge davon recipiren. Manches kann schon jetzt nirgend mehr als in Censur- und Policeiarchiven aufgefunden werden.

41.

Notiz.

Prof. Fallmerayer und das hellenische Blut der Neugriechen.

Erst jüngst noch war in d. Bl. erwähnt, wie Prof. Fallmerayer in seiner „Geschichte der Morea" große Bemühung aufgewendet hat, zu beweisen, daß auch nicht ein Tropfen hellenischen Bluts in den Adern des neugriechischen Volks erhalten sei, und es wurde bemerkt, daß dieser Beweis, weit entfernt vollständig zu sein, auch nicht einmal zur Hälfte von Hrn. F.'s geführt worden. Wir sind ganz der Meinung des dortigen Opponenten; aber es wundert uns, daß man Hr. F. Behauptungen nicht schon längst von einer andern Seite her entkräftet und ins Bloße gestellt hat. Auf dem historischen Wege läßt sich von Hr. F. nur verlangen, daß er uns deutlich zeige, wie aus dem Volke von wenigstens sechs Millionen Griechen endlich geworden sei. Allein die stärksten Gegenbeweise wider sein Axiom liegen doch in der Sprache des Volkes selbst, dem er seinen hellenischen Ursprung abstreitet.

Diese Beweise sind so zahlreich, daß wir in der That in Verlegenheit sind, mit welchem wir anfangen sollen. Abgesehen von dem zwar entblätterten, aber doch ganz unzweifelhaft hellenischen Sprachbaum der Neugriechen, wollen wir nur an Einiges erinnern, da hier der Ort zu Mehrem nicht ist. Die Neugriechen sollen nach Hrn. F. von mehren Völkern abstammen, welche alle dem großen scythischen (sarmatischen) Volksstamm angehörten. Nun findet sich aber in allen Formen der griechischen Aussprache auch nicht die geringste Hindeutung auf einen sarmatischen Mund. Im Gegentheil vielmehr, sind mehre Laute der neugriechischen Sprache für den Sarmaten äußerst schwer oder gar nicht nachzubilden. Hierher gehört z. B. die Aussprache des griechischen δ und ϑ, die der Russe, der Pole, der Servier, der Bulgare nicht kennen und fast nie erlernen. Der Russe macht ein f daraus; so fern liegt ihm das griechische ϑ. Ebenso klingt der Ton des γ und χ in allen sarmatischen Sprachen ganz anders als im Griechischen. Wie aber wäre es denkbar, daß die sarmatischen Sprachgenossen, wenn sie wirklich, wie Hr. F. behauptet, im ehemaligen Hellas die herrschenden blieben, diese vier Töne nicht nach ihren Sprachwerkzeugen gebildet haben sollten, wie dies sonst überall geschehen ist? Schon dieser anscheinend geringfügige Umstand ist, genau betrachtet, stärker und reicher an Beweiskraft, als alle historischen Daten Hrn. F's. zusammengenommen.

Aber weiter: In dem gesammten Sprachschatz der Griechen begegnet uns auch nicht das Geringste, was dies behauptete Uebergewicht scythischer Sprachgenossen in Hellas bekundete; keine sarmatische Wendung (denn die unhellenischen sind meist der arabischen oder italienischen Ursprungs), beinahe kein sarmatisches Wort, außer etwa solchen, die erweislich aus dem türkischen und albanesischen Idiom vermittelnd übergegangen sind; in ganz Griechenland, was besonders zu beachten ist, kein sarmatischer Familienname, keine Bezeichnung erster und roher Bedürfnisse, Zahlen, der Begriffe von mein und dein, Verwandtschaftsverhältnisse, kurz alles Dessen, was mit den Anfängen der Volksbildung zusammenhängt und woran die Völker streng zu halten und zu haften pflegen — das nicht reinhellenischen Ursprungs wäre. Als die Sachsen England, die Franken Gallien, die Gothen Spanien überschwemmten, besiegten, beherrschten, verdrängten sie die Sprache der Besiegten oder mischten ihr wenigstens die ihrige in starken Dosen bei. Dasselbe geschah in Italien, in Preußen, kurz überall. Nur in Hellas sollen die scythischen Eroberer die herrschenden geblieben sein, ohne der Sprache der Besiegten auch nur einen Laut ihrer Sprache, ein Wort ihres Sprachschatzes beigemischt zu haben? Das glaube wer es glauben kann!

15.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1835.

Neuere englische Literatur.

1. Remarks on the relation between education and crime. By *Francis Lieber.* To which are added some observations by *N. H. Julius.* Philadelphia 1835.

Diese transatlantische Schrift zweier Deutschen ist von der Gesellschaft zur Linderung des Zustandes der Gefangenen, in Philadelphia, in den Druck gegeben worden. Sie beschäftigt sich mit der Behauptung, daß die Ausdehnung, die man neuerdings dem Volksunterricht gegeben, weit entfernt, eine Gewähr für die zunehmende Sittlichkeit zu leisten, vielmehr eine größere Zahl von Verbrechen in ihrem Gefolge nach sich zu ziehen scheine. Im britischen Parlament hat man diesen Satz, unter Beziehung auf officielle Angaben aus Neuyork aufgestellt; und die Herren Beaumont und Tocqueville (deren Bericht bekanntlich von Dr. Julius ins Deutsche und von Dr. Lieber ins Englische übertragen ist) haben nicht umhin gekonnt, ihre Befremdung über die Zunahme der Anzahl von Strafgefangenen im Staat Connecticut, neben allgemein-verbreitetem Schulunterricht, auszudrücken.

Anstatt nun, wie Dr. Lieber gethan, eine Speculation über den innern Zusammenhang zwischen dem Wissen und der Sittlichkeit voranzuschicken, wenden wir uns vor allen Dingen zu den Thatsachen. Was zunächst Connecticut betrifft, so gibt ein Schreiben (im Anhang) von dem Aufseher des Staatsgefängnisses, Hrn. Pilsbury, folgenden Aufschluß: Als vor acht Jahren das jetzige Gefängniß erbaut war, nahm man zu gleicher Zeit eine Revision des Strafgesetzbuchs vor, und mehre Vergehen wurden durch Einsperrung in dies Gefängniß bestraft, die früher mit andern Strafen belegt waren. Als es sich ferner herausstellte, daß das neue Gefängniß zur Besserung der Sträflinge sehr förderlich erfunden ward, und noch mehr, daß die gesammten Kosten durch die Arbeit der Sträflinge mehr als gedeckt werden konnten, zeigte sich bei den Gerichten eine, leicht erklärliche Geneigtheit, Verbrecher aller Art, wenn der Strafcodex es irgend gestattete, dem Staatsgefängniß zuzuweisen. Uebrigens hat die Zahl der neuen Ankömmlinge im Jahr 1834 vom Januar bis September sich um 20 Individuen gegen früher vermindert. Demnach wäre die Beweiskraft des einen Beispiels beseitigt. Was das andere, das von Neuyork anbelangt, so erinnert Dr. Lieber an die ohne Maß fortschreitende Vergrößerung der ersten Handelsstadt Amerikas (1820 zählte man 123,000, und 1830 schon 213,000 Einwohner) und an das Einströmen von mittellosen Einwanderern. Ein Gesetz verpflichtet zwar jeden Capitain, sich zu verbürgen, daß keiner seiner Passagiere in den ersten zwei Jahren der Armenanstalt zur Last fallen soll; aber wo wäre Bürgschaft dafür zu finden, daß arbeitlose Fremdlinge, darunter auch wol von Haus aus schlechte Subjecte, nicht in kurzer Frist sich dazu eignen, im Gefängniß untergebracht zu werden? Die Stadtbehörden von Neuyork haben sich auch (im September 1834) einen Bericht vorlegen lassen, über die besten Mittel, dem Unwesen durch eine Schärfung der leicht zu umgehenden Gesetze Einhalt zu thun. Unter solchen Umständen wäre nichts unbilliger, als wenn man die Schulen Neuyorks für die Zahl der dort bestraften Verbrecher verantwortlich machen wollte.

Dagegen ist es der Mühe werth, die Materialien zu beachten, die Dr. Lieber im Anhang gesammelt hat und die ihm von den Aufsehern bedeutender Gefängnisse mitgetheilt worden sind. Unter den 219 Sträflingen im Correctionshause von Pennsylvanien waren nur 118, die schreiben und lesen konnten. Von den 842 Sträflingen zu Sing-Sing (Neuyork) können 170 weder lesen noch schreiben; nur 50 haben eine ordentliche Schulbildung genossen. Von 670 in Auburn (Neuyork) haben 188 weder lesen noch schreiben gelernt; 267 können lesen, haben es aber nicht bis zum erträglichen Schreiben gebracht. In Wethersfield endlich (Connecticut) sind unter 100 nur 8, die lesen, schreiben und rechnen, 32, die nur lesen und nicht schreiben, 22, die weder lesen noch schreiben konnten.

Selbst wenn diese Zahlenverhältnisse weniger schlagend wären, als sie es doch sind; wenn vielleicht anderwärts eine ungleich größere Zahl von Verbrechern sich finden sollte, welche die Wohlthat eines anständigen Schulunterrichts dem Staate schlecht gedankt hätten, so würde man sich dennoch hüten müssen, über den Erfolg abzusprechen, ehe man die anderweitigen Ursachen der Vergehungen erforscht hätte, welchen der Schulunterricht allein nicht begegnen kann. Außer dem frühen Verlust oder dem schlechten Beispiel der Aeltern und nächsten Angehörigen macht Dr. Lieber besonders aufmerksam auf die Wirkungen der

Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke, das Erbübel, wie es scheint, der neuen Welt, das ein verderblicher Einfluß selbst auf die Reste der Ureinwohner übertragen hat. Dr. Lieber glaubt, daß die unvorsichtige Anwendung von Opium bei Kinderkrankheiten sehr häufig ein krankhaftes Bedürfniß künstlicher Reizmittel erzeugt, das später auf schreckliche Weise sich geltend macht. Merkwürdig bleibt es immer, daß in Wethersfield aufs Hundert nur zwei kamen, die vor ihrer Einsperrung lesen und schreiben konnten und dabei dem Trunke nicht ergeben waren; daß unter 1692 Sträflingen in drei Anstalten 1223 Trunkenbolde sich befanden, und 600 die Vergehen, durch welche sie ihre Haft verschuldet, im Zustande der Trunkenheit begangen hatten.

Dr. Julius, der den Gegenstand schon früher in seinen „Jahrbüchern" beleuchtet hat, gibt im Anhang eine Uebersicht der Anzahl von Strafurtheilen im Verhältniß zum Stande des Volksunterrichts in den Provinzen des östreichischen Kaiserstaates und der preußischen Monarchie. Das Auffallendste bleibt immer das Verhältniß in Tirol, wo unter 322 Einwohnern auf Einen ein Strafurtheil kommt, während $\frac{1}{8}$ von der Gesammtzahl der Kinder die Schulen besuchen. Dr. Lieber bemerkt zur Erläuterung dieser Thatsache, daß der angestammte Unabhängigkeitssinn des Gebirgsvolkes wol die Selbstrache dem Rechtswege vorzieht, und daß auch die Wanderung in fremde Länder zu jenem Resultat mitwirken mag. Gewiß ist, daß die Lebensart und Beschäftigung sehr wesentlich in Betracht kommt, wie es sich denn auch ergibt, daß unter 219 in der Strafanstalt von Pennsylvanien nur 30 ihre Lehrzeit ordentlich ausgehalten, und daß in Wethersfield 72 vom Hundert niemals ein Gewerbe irgend einer Art erlernt hatten.

So weit die Thatsachen. Was außerdem im Allgemeinen über den Gegenstand zu sagen ist, läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: daß die Sittlichkeit tiefer liegt als das Wissen, welches an und für sich weder gut noch böse heißen kann; daß der mit Kenntnissen ausgerüstete Verbrecher allerdings der gefährlichere sein wird; daß aber auf der andern Seite die frühe Gewöhnung an Zucht und Ordnung und geregelten Fleiß manche Versuchung fern hält und, selbst abgesehen von religiöser und sittlicher Bildung, mindestens die äußere Gesetzlichkeit bedeutend fördern muß.

2. African sketches. By *Thomas Pringle*. London 1834.

Durch die Entdeckungen im Westen von Afrika ist die Aufmerksamkeit des Publicums von der Südküste jenes Erdtheils abgezogen worden, mit welcher das vorliegende Buch sich beschäftigt. Löwen- und Elefantenjagden und die Eindrücke einer von europäischen Anschauungen weit abstehenden Natur, im Verein mit den Scenen eines patriarchalischen Lebens oder nomadischer Streifzüge, sind seit Levaillant mit mehr oder weniger Aufwand von Phantasie vielfach geschildert worden. Der Verf. ist der Erste, der sie nicht nur mit dichterischem Sinn aufgefaßt, sondern auch in poetischer Form wiedergegeben hat. Die Reihe von Gedichten, welche den Band eröffnen, führt den willkommenen Beweis, daß auch unter dem Strahl einer afrikanischen Sonne und unter den Mühen einer Ansiedelung an den äußersten Grenzen der Civilisation die Begeisterung gedeiht. Die Erzählung, die den größern, prosaischen Theil des Bandes füllt, gehört durch die Einfachheit und Anspruchlosigkeit der Darstellung zu den anziehendsten Berichten dieser Art; aber sie erhält einen bedeutendern Werth durch die Beobachtungen über den geselligen Zustand in den englischen Niederlassungen auf dem Cap, dem nach allen Anzeichen eine folgenreiche Umgestaltung bevorzustehen scheint.

Herr Pringle führte im J. 1820 eine Abtheilung von schottischen Auswanderern nach dem Cap, wo die Regierung ihnen unfern von Grahamstown einen Landstrich angewiesen. Er selbst hielt sich nicht für geschickt, in der Abgeschiedenheit eines ländlichen Aufenthalts seine Tage zu verleben. Nachdem er die Seinigen in ihren neuen Verhältnissen eingewohnt und mit ihrem Loos zufrieden gesehen hatte, erhielt er durch Empfehlungen von Sir Walter Scott, dem er in der Heimat befreundet war und der das Geschenk einer schönen Löwenhaut gern von ihm annahm, eine seiner Neigung entsprechende Anstellung bei der öffentlichen Bibliothek in der Capstadt. In Verbindung mit einem gleichfalls wissenschaftlich gebildeten Landsmann, Hrn. Fairbairn, gründete er eine Erziehungsanstalt und die erste dort erschienene Monatsschrift, der ein politisches Wochenblatt bald folgte. Damit beginnt die Geschichte der Schwierigkeiten, welche die Colonialregierung seinen Bestrebungen in den Weg legte. Der damalige Gouverneur, Lord Charles Somerset, war höchlich erstaunt, daß unter seinen Augen Jemand, und vollends ein Angestellter, sich herausnehmen wollte, die Verhältnisse der Colonie, wenn auch bescheiden, doch freimüthig zu besprechen. Die mitgetheilten anstößigen Stellen beweisen zur Genüge, wie umsichtig und besonnen die Herausgeber bei dem Versuch verfahren waren, die periodische Presse mit ihren unleugbaren Vortheilen auf dem Cap einzubürgern. Der Gouverneur wollte das Wochenblatt der Censur des Fiscals unterwerfen; die Herausgeber protestirten, und der Drucker erklärte, es lieber aufgeben als eine Censur anerkennen zu wollen. Gegen den Versuch, eine literarische Gesellschaft in der Capstadt zu stiften, ward eine Proclamation aus dem J. 1800, die Unterdrückung von Jakobinerclubs betreffend, geltend gemacht und Alles aufgeboten, um Pringle und Fairbairn zu Rebellen zu stempeln. So sehr gleicht sich auf dem ganzen Erdenrund das böse Gewissen der Machthaber!

Die Misbräuche der willkürlichen Regierung auf dem Cap hatten bereits das Parlament zur Absendung einer Untersuchungscommission veranlaßt. Die Regierung that an Ort und Stelle Alles, um die Colonisten von den Petitionen und Beschwerden, zu deren Anbringung sie öffentlich aufgefodert, insgeheim durch Drohungen abzuschrecken. Die Commissaire scheinen mit großer Vorsicht zu Werke gegangen zu sein. Ihre Berichte, die bis jetzt nur zum Theil gedruckt und vom Verf. angeführt sind, enthielten doch unzweideutige Beweise einer tadelnswerthen Verwaltung, und es ist bekannt, daß Lord Charles So-

merset einige Zeit darauf resignirte, wodurch fernere Untersuchungen niedergeschlagen wurden.

Herr Pringle kehrte nach wiederholtem Besuch in der Niederlassung Glen Lynden, wo sein Vater und seine Brüder noch leben, 1826 nach England zurück. Die Klagen über das ihm persönlich widerfahrene Unrecht, das ihm nicht nur den Aufenthalt in der Colonie verleidet, sondern auch bedeutende Verluste zugezogen, sind ohne Erfolg geblieben.

Nach seiner Rückkehr ward er Secretair der Gesellschaft für gänzliche Aufhebung der Sklaverei. Als das Parlament diese Maßregel, früher vielleicht als ihre Fürsprecher zu hoffen wagten, zum Beschluß erhoben, benutzte er die erste Muße zur Herausgabe der „Afrikanischen Skizzen", von welchen vorher nur Bruchstücke und einzelne Gedichte in Zeitschriften abgedruckt waren.

Herr Pringle hat seit seiner Entfernung vom Cap mehrfache Gelegenheit gefunden, für die Verbesserung des Zustandes der Ureinwohner thätig zu sein. Die Capitel, die er diesem Gegenstande gewidmet hat, sind von großem Interesse für jeden Freund des Fortschrittes echter Civilisation. Die ausgezeichnetsten Redner des Parlaments hatten sich das Wort gegeben, einen Antrag auf Gleichstellung der Hottentotten mit allen übrigen Freien auf dem Cap hinsichtlich ihrer bürgerlichen Rechte kräftig zu unterstützen. Der damalige Colonialsecretair, Sir George Murray, ließ es nicht zur Debatte kommen, sondern erklärte seine übereinstimmende Ansicht und die Geneigtheit der britischen Regierung, diese Maßregel anzunehmen. Eine Ordonnanz des Vicegouverneurs, General Bourke, war diesem Entschluß zuvorgekommen; die temporaire Anordnung ward für eine bleibende erklärt, und vom 15. Januar 1829 datirt die „Magna Charta der Hottentotten". Die Reaction am Cap, auf Eigennutz gegründet und auf Vorurtheil gestützt, versuchte ihre Künste vergebens, und die Abänderung des Gesetzes ward ausdrücklich der Willkür jedes künftigen Gouverneurs entzogen. Die Besorgnisse, mit welchen Manche der Emancipation entgegengesehen hatten, erwiesen sich nach beglaubigten Berichten als grundlos. Einer Anzahl von Hottentotten ist ein Landstrich (das vorenthaltene Erbtheil ihrer Väter!) angewiesen worden, und sie haben die Waffen, die man zum Schutz gegen Löwen und Kaffern ihnen in die Hand gab, nicht misbraucht. Die Behandlung der Kaffern in den Grenzstreitigkeiten, die bis jetzt nur geeignet war, sie zu erbittern, scheint jetzt einem humanen System weichen zu sollen. Die Grausamkeiten einer treulosen Politik hatten bis jetzt kühnen Häuptlingen den Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben, die der Sicherheit der benachbarten Niederlassungen Gefahr drohten. War doch selbst ein Prophet unter den Kaffern erstanden, von dessen glühender Beredtsamkeit mehre Engländer Zeugniß geben, und der endlich sich selbst den Händen der englischen Anführer überlieferte, um durch das Opfer der eignen Freiheit ein milderes Loos für seinen Stamm zu erkaufen. Aehnliche Züge von Edelmuth finden sich auch von andern Kaffern aufgezeichnet, und Alles deutet darauf hin, daß bei der Erhebung Afrikas, die von so vielen Seiten vorbereitet wird, auch die Völkerschaften der Südküste nicht zurückbleiben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jahresfrüchte der ernsten und heitern Muse, herausgegeben von G. A. von Maltitz. Erstes Bändchen. Leipzig, Friese. 1834. Gr. 12. 20 Gr.

Es gibt Schriftsteller, die sich und ihr Publicum immer erst gewissermaßen fanatisiren müssen, um sich und dieses zu amusiren. Es sind dies die politisch Gereizten, die ewig sich Aufregenden, die aus der Aufregung gar nicht hinfort kommen und so mit ihr selbst affectiren. Zu ihnen gehört auch G. A. von Maltitz. Sein Wille war gut, aber seine Einsicht schwach, jener wollte sich frei gestalten, aber diese blieb gefangen. So hat er sich die Freiheit der Gesinnung selbst getrübt, weil ihm Manches von außen her verkümmert wurde. Es ist Schade um das Talent des Verf., auch dies hat sich, wie sein ganzer Mensch, irgendwie gebrochen, es ist kein freies Ausströmen künstlerischer Besonnenheit mehr. Er hetzt sich zusammen, statt daß er sich sonst begeisterte. Die Bühne hat an ihm viel verloren, er hatte dazu den Anlauf genommen, von ihr aus demokratisch-sittlich auf das Publicum zu wirken. Sein Hang zur Declamation und seine reflectirende Sentimentalität ließen allerdings die Schiller'sche Schule blicken, sein „Kohlhaas" (nach der Erzählung von H. von Kleist) war zu einer Art „Verbrecher aus verlorener Ehre" geworden, sein „Alter Student" hatte Unglück bei der Policei in Berlin. Seitdem schreibt von Maltitz nicht mehr für die Bühne, für die er in der That Beruf hatte, da es zu hoffen stand, sein Talent werde sich aus den Dimensionen der Schiller'schen Muse allmälig mit Selbständigkeit herausorientiren.

Erzählendes Talent geht dem Verf. ab. Sein Ton ist zu rhetorisch und wird hier affectirt. Dazu ist die Sucht, Gelegenheit zu politischen Anspielungen aufzufinden oder dem Gefühle seines Misbehagens über die socialen Zustände der Zeit Luft zu verschaffen, höchst störend. Wo sich dies als Absicht hervordrängt, ohne daß doch der Gegenstand des bezüglichen Interesses zum Thema selbst gemacht wird, tritt immer ein Misverhältniß zwischen subjectiver Stimmung und dem Stofflichen ein, das dargestellt werden soll. So wird der Leser ebenso verdrießlich wie der Schreibende; man „vermisquemt" sich, um mit Jahn zu reden, und legt das Buch als ein unangenehmes gern bei Seite, weil es weder den Ernst des tiefen Schmerzes, noch die Freiheit siegreicher Satire, noch die Klarheit eines ausgerungenen Scherzes bringt und hat. Man fühlt immer, daß der Verf. noch etwas Anderes meint und zurückhält, daß er sich nicht frei ausspricht, und daß er, wenn er eine Geschichte erzählt, eigentlich gar nicht diese Geschichte will und vor Augen hat.

Dies bestätigt sich uns bei der Lectüre der Erzählung: „Der Inquisit", welche den größern Theil des obgedachten Bändchens füllt. Sie enthält die Geschichte eines vor Unglück halb wahnsinnigen Müllers in Preußen, Namens Baltrusch, an dem ein Justizverbrechen begangen wurde. Sein dumpfer Sinn ist aber ebenso sehr schuld an dem Ereigniß, als der Zufall und die Uebereilung böswilliger Nebenmenschen. Man liest 60—80 Seiten und kommt noch nicht zum eigentlichen Verlauf der Sache. So sehr benutzt der Verf. die Gelegenheit, über das Land Preußen und die Stellung desselben zum Königreiche, das jenem den Namen und den Rang zu verdanken habe, seine halb wahren, halb zufällig falschen Ansichten niederzulegen. Ganz unrichtig ist die Behauptung, das Land Preußen werde von der Krone, die ihm ihre Existenz verdanke, stiefmütterlich behandelt. Daß Berlin und nicht Königsberg der Sitz der königlichen Familie und das Centrum der wissenschaftlichen und intelligenten Interessen ist, hat seine historisch fundirten Gründe, die auseinanderzusetzen hier nicht der Ort ist, die aber zu verkennen, nur von Unwissenheit zeugt. Daß Berlin der Mittelpunkt dieser protestantischen Monarchie werden mußte, lehrt der Gang

der Ereignisse. Und ein Blick in den geistigen Zusammenhang dieser Nothwendigkeit zeigt uns, daß Preußen schon im Kurfürstenthum Brandenburg ideell vorhanden war, ehe die Ostseeprovinzen dazu kamen. Hatte sich in der Conglomeration verschiedentlicher Ländermassen das Bewußtsein einer Einheit erzeugt, so konnte sich dies Gefühl im Anfang des 18. Jahrhunderts nur polemisch gegen Kaiser und Reich geltend machen und mußte deshalb sich in der Etablirung eines außerdeutschen Königthums aussprechen. Daß die Mark Brandenburg Mittelpunkt und Kern des Ganzen blieb, beweist nur, daß die Existenz dieses Staats sich eng an die Existenz der Familie der Hohenzollern anschloß, und daß Preußen vorzugsweise dazu berufen schien und scheint, eine deutsche Macht zu sein. Von dem geistvollen Stuhr in Berlin rührt der Gedanke her, daß einst für Rußland wieder Moskau Hauptstadt und Residenz werden müsse, weil Petersburg dies nur so lange sein könne, als die occidentale Hinneigung jenes Staats vorherrschend bleibe. Wenn diese Richtung ganz befriedigt, so werde sich Rußland wieder als wesentlich orientalische Macht in sich erfassen und von Moskau aus seinen Blick nach Osten richten. Dergleichen Hypothesen treffen zu wenig das Interesse der Zeitläufe, wie sie vor uns liegen, um sie als richtig oder falsch anzusehen. Königsberg aber für die eigentliche Hauptstadt des Königreichs Preußen zu halten, ist sicherlich ein historischer Irrthum.

So muß man sich mit dem Verf. erst herumschlagen, ehe man zu dem Inhalt seiner preußischen Criminalgeschichte kommt. Und mit den Reflexionen, die vorangingen, ist es noch nicht abgethan. Der Verf. macht für seine Erzählung noch einen zweiten Rahmen; wir müssen einen jungen Studenten auf seinem Spaziergang in Königsberg begleiten, und ein einleitendes Gespräch zwischen ihm und einem seltsamen, hagern alten Mann in abgeschabtem Costum, der Niemand anders als Kant sein soll, eröffnet uns dann erst die Geschichte, die wir nur höchst unpsychologisch aus des Philosophen Munde vernehmen. Man kann nicht ungeschickter sein als der Verf. Es fällt ihm gar nicht ein, daß Kant sich unmöglich zu diesem rhetorisch geschmückten Vortrag verstehen konnte, Kant, der Mann des einfach und schlicht, aber scharf secirenden Gedankens!

Außer der genannten Erzählung lesen wir im Bändchen noch ein episches Gedicht: „Der Stelzfuß", das nach einer holländischen Sage bearbeitet ist. Der Effect, den der Verf. bezweckt, ist moralischer Natur, er schildert die Wirkungen des älterlichen Segens und Fluches, die Verse sind gut, aber das Pathos ist gewöhnlich. 11.

---

1. Bilder aus meinem Kriegs- und Wanderleben von Friedrich Heinemann. Nach dessen mündlichen Erzählungen bearbeitet und mitgetheilt von H. E. R. Belani. Drei Theile. Neuhaldensleben, Eyraud. 1833. 8. 4 Thlr.
2. Rückblicke auf ein buntes Leben, oder Scenen aus den Kriegen der Engländer in Nordamerika und Ostindien. Romantisches Gemälde von Eduard Heine. Zwei Theile. Ebend. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
3. Bilder aus dem Kriegsleben von 1813, 1814 und 1815. Nach historischen Begebenheiten erzählt von Freimund Ohnesorgen. Zwei Theile. Berlin, Bechtold und Hartje. 1834. Gr. 12. 3 Thlr.

Mit Schriften wie die vorstehenden sollte eigentlich die Kritik nichts zu schaffen haben. Doch kann sie sich's damit sehr leicht machen und sie recht gut in Eins zusammenfassen, da sie ja so ziemlich Eines Gepräges sind. Eine so leichte Abfertigung schadet auch weder ihren Verfassern noch ihren Verlegern, denn jene nehmen wol von der Kritik keine Kunde und diese finden in den zahlreichen Leihbibliotheken ohnedies ihre Rechnung.

Schon der Blick auf die Titel der Bücher zeigt, daß ihre Verf. auf der breiten Bahn des geschichtlichen Romans einherwandeln, welche in neuerer Zeit Walter Scott gebrochen hat und auf der van der Velde, Bronikowski und Tromlitz mit Glück sich versucht haben. Dieses Glück glauben wir aber unsern Verf. nicht verheißen zu können, und so werden sie auch weniger als ihre Vorgänger schaden; denn wir kennen so manchen Schüler, welcher seine Geschichtskenntniß, wenigstens theilweise, aus Walter Scott geschöpft und so den Sinn für rein historische Darstellung verloren hat.

Nr. 1 beginnt mit der neuen Bemerkung, daß die kleinsten Umstände oft die ganze Richtung menschlicher Lebensverhältnisse entscheiden. Den Helden, einen Klempnerjungen, treibt der drohende Zuruf des Gesellen seines Meisters: „Junge! warte nur — komme ich zu Hause heute Abend, so werde ich dir den Buckel auswaschen", in die Welt, wo nun natürlich Kriegs- und Liebesabenteuer recht rasch und bunt wechseln.

Nr. 2 ist wenigstens unterhaltend und nicht ohne Wahrheit. Hier und da findet man recht lebendige Züge aus der alten Zeit und manchen nun vergessenen Erscheinungen des frühern Soldatenlebens, z. B. des Werbesystems. Der Held ist aber kein Klempnerjunge, sondern ein helmstedter Student und fühlt sich nur durch Juden, Universitätsgerichte und conventionelle Verhältnisse so beengt, daß er das Weite sucht.

Nr. 3 gehört wie Nr. 1 der neuen Zeit an. Herr Freimund Ohnesorgen ist auch ein Student und da ist denn Liebe und Krieg natürlich die Losung des Tages. Die Farben sind recht dick aufgetragen und wer an Schauer- und Mordscenen Gefallen findet, dem können wir diese Bilder empfehlen. Gleich anfangs „curirt" ein alter pommerscher Unteroffizier einen jungen Franzosen, den eine preußische Granate wie „einen Hasen ausgeweidet hatte" mit einer „blauen Pille", d. h. er schießt ihn todt. Bei Großbeeren bringen die Franzosen „mit ungeheuern Phalanxen, denen Legionen aufgelöster Voltigeurs vorausschwärmen" gegen die Stellung der Preußen an und „an den festen Bayonneten und Piken der Landwehr zersplittern die Attaquen der Chasseurs". Hans Runge, ein tapferer Landwehrmann, verwechselt Choc (hier immer Choque) mit Schock, hört gar nicht auf den geblasenen Appell und glaubt seinen Arm nicht eher ruhen lassen zu müssen, bis er 60, sage sechzig Franzosen in die Ewigkeit befördert. Unserm Helden, „dem der Zaum eines Offizierpferdes den Fuß verwundet hatte, sind die Gedärme des Nebenmannes um den Hals geschlungen". Bon jam satis est! [illegible]

Literarische Notizen.

Francisque Michel, einer der fleißigsten Forscher im Gebiete der altfranzösischen Literatur, hat mehre alte Manuscripte der Trouvèren, die zeither unter dem Staube der Büchersammlungen und Archive vergraben lagen, aufgefunden. Unter andern auch zwei sehr werthvolle Manuscripte aus dem 13. Jahrhundert, den „Roman de la Violette ou de Gérard de Nevers" in Versen und den Roman von Eustach den Mönch, berüchtigten Piraten des 13. Jahrhunderts.

„Les amours, les malheurs et les ouvrages d'Abélard et Heloïse" sind nach der alten Ausgabe von 1616 neu herausgegeben und mit Anmerkungen von Villenave, Professor am Athenäum zu Paris, begleitet worden.

Fürst Protajon, der gegenwärtige Kosackenhetman, hat neulings Parny's Gedichte ins Kalmuckische übersetzt. Er hätte, wenn einmal den Kalmucken Poesien dienlich sind, wol eine glücklichere Wahl treffen können. [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1835.

Neuere englische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

3. A discourse intended to have been delivered before the Neuyork Law Institute, on its anniversary celebration, May 14, 1834. By *Henry Wheaton*. Published at the Request of the Law Institute. Neuyork.

Herr Wheaton, seit einer Reihe von Jahren amerikanischer Geschäftsträger in Kopenhagen, hat das Verdienst, durch mehre gehaltvolle Aufsätze in den größern amerikanischen Zeitschriften und durch eine 1831 in London herausgegebene „Geschichte der Normannen" seine Landsleute zuerst mit den Alterthümern des skandinavischen Nordens von Europa bekannt gemacht zu haben. Er bewährt aufs Neue die Bemerkung, daß die amerikanischen Diplomaten, deren ausgezeichnete Geschäftskenntniß und Gewandtheit noch unlängst im britischen Parlament durch unverdächtige Zeugen anerkannt worden, auch an vielseitiger, wissenschaftlicher Bildung vielen europäischen nicht nachzustehen pflegen. Eine fernere Frucht seiner Muße ist die gegenwärtige kleine Schrift, die ursprünglich bestimmt war, bei dem Besuche des Verf. in seiner Heimat in einer gelehrten Gesellschaft in Neuyork vorgetragen zu werden, und die nachher auf den Wunsch der Gesellschaft in den Druck gegeben ward. Er gibt darin einen Abriß der Entwickelung der Rechtswissenschaft in Europa in den letzten 50 Jahren — eine Periode, deren Anfangspunkt zufällig mit der Epoche der amerikanischen Unabhängigkeit nahe zusammentrifft, und allerdings auch für Europa den Beginn einer noch nicht vollendeten Reihe von Bewegungen bezeichnet, die in unverkennbarer Wechselwirkung mit theoretischen Untersuchungen stehen. Die kurze Charakteristik der bedeutendsten Schriftsteller und ihrer Werke ist um so willkommener, da sie mehr leistet, als der Eingang verspricht, indem auch die frühern Erscheinungen ihren Grundzügen nach gewürdigt werden. Um so weniger aber läßt das gedrängte Ganze einen Auszug zu, und diese Anzeige muß sich auf die Andeutung einiger Gesichtspunkte beschränken, die dem Verf. eigenthümlich sind.

Ueberraschen wird im Munde des Amerikaners das wiederholte Lob des römischen Rechts. Was von Deutschen und Franzosen (unter diesen namentlich von Pothier) für die Kunde und Geschichte desselben geschehen, wird vielfach anerkannt. Blackstone glaubte die frühere Feindseligkeit und die fortdauernde Gleichgültigkeit seiner Landsleute durch die reindespotische Tendenz erklären zu können, die er aus ein paar abgerissenen Citaten nachweisen wollte. Schon Gibbon, in seinem durch Hugo vielgepriesenen 44. Buch war gerechter, und der Verf. leugnet gänzlich jene Tendenz. „Der Geist des römischen Rechts ist dem Despotismus nicht günstiger als irgend ein Gesetzbuch in einem andern civilisirten Staate." Das wird man ihm zugeben müssen, daß das Volk von England unter der Herrschaft des Feudalismus, den die ersten normannischen Könige ihm aufdrängten, das römische Recht (selbst wenn es den Geistlichen mehr Einfluß in die Hand gespielt hätte), in manchen Stücken als eine Wohlthat hätte betrachten mögen. So sehr es verpönt war, und so wenig es auch später als eigne Disciplin auftreten durfte, so kann doch der im Stillen wirkende Einfluß seiner Lehren nicht abgeleugnet werden. Von den ältern Rechtslehrern in England haben viele sich darauf berufen, oder doch das Studium desselben (freilich ohne Erfolg) empfohlen, als eine zweckmäßige Vorbildung; ja, vor 60 Jahren hat Sir William Jones ausgesprochen, es sei, wie wenige englische Rechtsgelehrte das auch eingestehen mögen, die wahre Quelle fast aller englischen Gesetze, die nicht feudalistischen Ursprungs sind.

In dem seit Grotius getheilten Studium des Naturrechts und des positiven Rechts findet der Verf. ein Vorspiel des Streites der historischen und der rationalen Schule, der sich in England unter verschiedenem Namen wiederholt. Der Verf. nimmt für keine der entgegengesetzten Ansichten ausschließlich Partei, und scheint an der gegenseitigen Annäherung nicht zu verzweifeln. Wenn die Verschiedenheit der Verhältnisse abgerechnet wird, so glaubt er selbst Bentham's Ideen über Gesetzgebung mit einem oder dem andern Ausspruch von Savigny vereinigen zu können. Ohne die Anfoderung der Gleichförmigkeit und Einheit zu verkennen, hält er es doch nicht für gerathen, der Eigenthümlichkeit, die mit den Rechtsverhältnissen eines Bezirks, seiner ganzen historischen Entwickelung nach, eng verbunden sein kann, durch einen Alles ausgleichenden Machtspruch Gewalt anzuthun. Was er für wesentlich achtet, ergibt sich vielleicht am deutlichsten aus der Bezeichnung Dessen, was ihm in einzelnen Staaten misfällt. Er tadelt an dem preußischen Landrecht, daß es

nur subsidiarisch eintritt und dann keine allgemeinen Grundsätze an die Hand gibt, keine Analogien verstattet, sondern jede Lücke dem Gesetzgeber auszufüllen überläßt. Er tadelt an dem englischen Gerichtsgebrauch den übertriebenen und ausschließlichen Werth, der auf Präjudicate gelegt wird, wobei jede unabhängig wissenschaftliche Erörterung verbannt und der Scharfsinn innerhalb des Kreises der bereits vorgekommenen Fälle auf ein „Spiel mit entgegengesetzten Analogien" angewiesen wird, sodaß am Ende „der größte Rechtsgelehrte bleibt, wer von Natur oder durch Uebung das stärkste Gedächtniß besitzt". Dagegen lobt er, daß bei der Auslegung des französischen Gesetzbuchs (das übrigens seinen Ansprüchen keineswegs genügt) und bei der Ergänzung der Lücken die „jurisprudence", das Licht einer Theorie und der Leitstern allgemeiner Principien, dem praktischen Rechtsgelehrten sein Geschäft erleichtert und ihm einen höhern Beruf als den der bloßen Maschine anweist. Während man in Deutschland noch immer gewohnt ist, den Landsleuten des Verfassers (fast noch mehr als den Engländern) einen bloßen Empirismus vorzuwerfen, mag es nicht überflüssig sein, im Allgemeinen noch der Achtung zu erwähnen, die der Verf. für jedes wissenschaftliche Streben und insbesondere für philosophische Begründung und Behandlung der Rechtswissenschaft an den Tag legt.

(Der Beschluß folgt.)

Mirabeau und Sophie. Ein historischer Roman von O. L. B. Wolff. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1834. 8. 3 Thlr.

Mirabeau ist seit einiger Zeit der Liebling der Menge; man spricht überall von ihm, gibt Studien über ihn heraus und erhebt ihn in den Himmel. Nun ist nicht zu leugnen, daß er ein in gewisser Beziehung ausgezeichneter Charakter, daß sein kühner Geist unerschöpflich war, wenn es galt, Mittel für seine freilich meist verwerflichen und sich gegenseitig selbst zerstörenden Zwecke aufzufinden. Jedenfalls würde es eine gute Wirkung machen, wenn ein Dichter es unternähme, die gewaltige aber richtungs- und grundsatzlose Kraft in Mirabeau's Geist zu schildern, seine im Einzelnen wohl berechneten und kühn ausgeführten Bewegungen, welche jedoch wegen der rohen Rücksichtslosigkeit ihres Urhebers fast immer über ihr Ziel hinausschlugen. In einer solchen Schilderung würde allerdings manches Widrige Platz finden müssen, aber dies würde durch das Titanische in der Natur des zu schildernden Gegenstandes gemildert und gerechtfertigt werden. Der Verf. des gegenwärtigen Buches hat nun aber einen andern Weg eingeschlagen. Er hat nur das Rohe, das Niederträchtige, das in Mirabeau's Charakter lag, geschildert und die bessere Seite seines Helden theils gar nicht, theils sehr ungeschickt angedeutet. Dieser Mirabeau ist kein Titane, er ist ein Bootsknecht und zugleich ein widriger prahlerischer Bursche, dem Kern und Haltung gänzlich fehlen. Hr. Wolff hat seinen Helden nämlich recht eigentlich bei seiner schwachen Seite gefaßt, in seinem Verhältnisse zu den Weibern. In Jean Paul's „Titan" findet sich bekanntlich eine widerwärtige Figur, in welcher sich eine gewisse Kraft der Seele mit absoluter Lüge und Roheit verbunden findet. Eine Caricatur dieses Roquairol ist der Mirabeau unsers Verf. Denn Alles, was irgend Ehrenwerthes oder Anmuthiges sich in jenem Roquairol oder in dem Mirabeau der Geschichte findet, das ist durch die Kunst des Hrn. Wolff wegbestillirt, nur das todte Phlegma, die rohe Schlacke ist geblieben, die absolute Verneinung alles Sittlichen und Schätzenswerthen, eine Kloake. Daß dieses nun keine poetische Wirkung mache, läßt sich leicht einsehen, denn das absolut Unsittliche ist auch das schlechthin Unpoetische.

Damit der letztere Satz nicht misverstanden werde, will ich einige allgemeinere Bemerkungen hinzufügen, zumal da Hr. Wolff in einer Vorrede selbst diesen Punkt berührt. Er sagt daselbst, er sehe voraus, man werde sein Buch unmoralisch schelten, und vertheidigt sich nun gegen diesen Vorwurf, aber so, daß man sieht, er habe jene beschränkten Moralisten im Sinne, welche etwa auch die Werke des Aristophanes oder des Boccaccio oder wol gar einzelne Dichtungen von Göthe oder Tieck unmoralisch finden. Gegen diese hat nun Hr. Wolff leichtes Spiel; sie sind leicht zu widerlegen; und was der Verf. gegen sie sagt, ist sehr richtig. „Der Dichter", sagt er z. B., „darf und soll das ganze Leben auffassen und wiedergeben; die Sinnlichkeit aber ist kein unbedeutender Theil desselben; sie ist von jedem Menschen unzertrennlich; wer das bestreitet, spricht gegen seine Ueberzeugung; wer es verleugnen will, ist ein Lügner." Das gebe ich ohne Weiteres zu; ja, ich gehe noch weiter, ich behaupte sogar, daß auch Roheit, welche keineswegs identisch mit der Sinnlichkeit ist, obgleich sie in neuerer Zeit häufig mit ihr verwechselt wird, geschildert werden könne. So finden sich z. B. in den „Weibern in der Volksversammlung" des Aristophanes viele Stellen, welche nach unserer modernen Anschauungs- und Ausdrucksweise gradezu Zoten genannt werden müssen. Diese Zoten sind nun aber nicht nur als nothwendige Bestandtheile eines tiefsinnig angelegten Ganzen gerechtfertigt, sondern sie sind auch an sich höchst ergötzlich. Denn grade in ihnen spricht sich der derbe tüchtige Sinn der untern Volksclassen in Athen vortrefflich aus, im Gegensatze zu den hohlen einseitigen Theorien, zu welchen Diejenigen, welche sich die Gebildetern nannten, sich mehr oder weniger neigten und gegen welche jenes Lustspiel vorzugsweise gerichtet ist. Jene nach den Begriffen der neuesten Zeit anstößigen Stellen schildern daher grade die Moralität des athenischen Volks, den echten, gesunden Sinn, welcher trotz der Bemühungen der sophistischen Neuerer noch in ihnen lebte; sie sind mithin moralisch, sie sind poetisch; und wer an ihnen Anstoß nimmt, macht sich allerdings moderner Ziererei schuldig. Wenn dagegen ein Schriftsteller, welcher durchaus nichts Positives, Sittliches schildern kann, welcher Fratzen gibt, wo er das Edle oder Anmuthige zeichnen will — wenn ein solcher es sich bequem macht und uns absoluten Schmuz vor die Augen bringt, so ist das freilich weder ein poetisches noch ein moralisches Beginnen.

Doch um den Inhalt dieses Buches vollständig zu vergegenwärtigen, muß ich noch von der Heldin sprechen, welche ohnehin fast als Hauptfigur erscheint. Die Geschichte zeigt uns in dieser Sophie ein keckes Frauenzimmer, nicht ohne Festigkeit des Sinnes, aber ohne gesunden Sinn und ohne Besonnenheit. Sie ist mit einem alten einfältigen Manne vermählt, und der damaligen Sitte gemäß wartet sie von vorn herein auf einen Liebhaber, welcher ihr jenes Verhältniß erträglicher machen soll. Da erscheint Mirabeau; die Energie seines Geistes unterjocht sogleich die zur Abenteuerlichkeit ohnehin geneigte Sophie, sie gesteht ihm ohne Weiteres alle Rechte des Gatten zu, und das Verhältniß leider wäre ein ganz gewöhnlicher Ehebruch geblieben, wenn nicht neidische Augen es erforscht und verrathen hätten. Das zärtliche Paar wird getrennt und streng bewacht. Diese Strenge gibt ihren Gemüthern Elasticität; sie werfen jede Fessel ab und fliehen nach Holland. Hier leben sie einige Zeit miteinander. Mirabeau fängt bereits an, der ihm eigenthümlichen Roheit Raum zu geben und die unaussprechlich Geliebte abscheulich zu mishandeln, und hätte sie ohne Zweifel einige Wochen später gegen irgend eine Tänzerin vertauscht, wenn nicht Beide plötzlich verhaftet und getrennt worden wären. Da Mirabeau im Gefängnisse wenig Beschäftigung hat, so wirft er sich mit dem ganzen Ungestüm seines Geistes wieder in die Liebe zu Sophien hinein, sowie er aber freigelassen wird, läßt er die auf ewig mit ihm in Eins Verschmolzene laufen und hält sich einige andere Maitressen. Sophie ihrerseits kehrt zur Alltäglichkeit zurück, und

da ihr Gemahl unterdessen gestorben ist, so verlobt sie sich von Neuem mit irgend einem gesetzten Manne, und als wäre das Schicksal über diesen alltäglichen Schluß des Romans empört gewesen, wird sie eines Morgens von Kohlendampf erstickt gefunden. Denn für die Vermuthung ihrer Verehrer, daß sie sich absichtlich erstickt habe, ist durchaus kein Grund vorhanden. Auch wäre dies nach dem vorhergehenden Schritte nur eine neue letzte Abgeschmacktheit gewesen. Diese Sophie ist also eine Schwärmerin und zwar Schwärmerin für leere Abenteuerlichkeit und für die Roheit, die sie für Männlichkeit hält, mithin unliebenswürdig genug. Nichtsdestoweniger hätte sich aus ihr und ihren Schicksalen immer noch ein poetisches Bild machen lassen; und zwar auf doppelte Weise. Der Gegenstand hätte ironisch gefaßt werden können, und dann hätte er freilich, damit er nicht allzu schroff erschiene, durch ein Gegenbild gemildert werden müssen. Oder auch sentimental ließ die Begebenheit sich behandeln; Sophien ließ sich einige dürftige Liebenswürdigkeit zuwenden und dann konnte eine recht rührende Geschichte daraus werden. Das hat nun unser Verf. auch wirklich beabsichtigt. Aber er hat dabei freilich die wesentlichste Bedingung eines Kunstwerkes außer Acht gelassen, nämlich daß der Charakter der handelnden Personen so geschildert werden müsse, daß ihre Handlungen damit nicht im Widerspruche stehen. Hr. Wolff aber zeigt in jeder Zeile, daß er den Charakter, welchen er zu schildern unternommen hat, ganz und gar nicht versteht. Mit der plumpen Sentimentalität eines funfzehnjährigen Knaben bestrebt er sich, alle Liebenswürdigkeiten, von denen ihm jemals Kunde zugekommen ist, auf dem Haupte seiner Heldin zu versammeln, ja er nennt sie selbst einmal „über alle Begriffe liebenswürdig". Aber das wäre noch zu ertragen, wenn es ihm nur wirklich gelungen wäre, sie auch in den Augen des Lesers liebenswürdig zu machen. Wenn er ihr anmuthige Charakterzüge angedichtet hätte, so könnte man sich derselben freuen, auch wenn man einsähe, daß sie im Widerspruche mit dem Ganzen der Begebenheit ständen. Aber dergleichen findet sich hier gar nicht. Vielmehr ist die Sophie des Hrn. W. viel alberner und viel schlechter als die der Geschichte und zwar in doppelter Weise. Zuerst hat der Verf. geglaubt, seine Heldin zu schmücken, wenn er sie neben der Unzartheit, die sie in jedem Schritte zeigt, mit einigem Zartgefühle ausstattet. Da es ihm nun aber durchaus unmöglich ist, Zartgefühl zu schildern, so hat sich an die Stelle desselben eine recht plumpe prude Heuchelei eingeschlichen. Der Verf. hat hierdurch seine Heldin wahrhaft verdeutscht, aber im schlechtesten Sinne des Wortes. Sie sperrt sich immer ein wenig und zwar auf ganz alberne Weise, läßt aber zugleich mit sich machen, was dem Liebhaber gefällt, während die wahre Sophie offenbar mit festem unweiblichen Schritte ihm entgegengekommen ist. Nichtsdestoweniger wird diese zarte Person nun auch viel roher geschildert, als die Geschichte sie erscheinen läßt und der Zusammenhang des Romans es fodert. Unter Anderm nämlich erzählt Mirabeau in ihrer Gegenwart von sich selbst so entschiedene Niederträchtigkeiten, daß jedes nur einigermaßen feinfühlende Weib ein Grauen vor dem rohen Unmenschen angewandelt hätte. Diese Sophie läßt sich das aber nicht anfechten, vielmehr läuft sie jetzt erst mit ihm davon. Leider ist diese Zusammenjochung von Pruderie und Roheit nur allzu wahr und besonders zeitgemäß, aber freilich in einem ganz andern Sinne, als der Verf. es meinte. Denn dieser erkennt weder die Pruderie noch die Roheit als solche, sondern preist sie vielmehr, und zeigt dadurch, daß dieses widrige Paar in seinem eignen Geiste heimisch ist.

Betrachten wir nun die Form des Romans, so fällt uns zunächst die ungeheuere Nachlässigkeit, mit welcher er abgefaßt ist, in die Augen. Der zweite Band besteht fast nur aus wörtlich aus dem Französischen übersetzten Briefen Mirabeau's an Sophie. Das ist in der That eine recht bequeme Art, Romane zu schreiben, und auch recht zweckmäßig! Denn diese Briefe sind allerdings interessanter als Alles, was Hr. Wolff hätte dafür geben können. Die vollendete Heuchelei, mit welcher Mirabeau sich selbst überredet, er liebe Sophien, ist höchst merkwürdig; er führt aus Langeweile gleichsam eine Tragödie mit sich selber auf, ganz wie jener Roquairol, und in der That stehen ihm, wie diesem, die mannichfaltigsten Phrasen, welche eine ungestüme, das ganze Leben umfassende und ausfüllende Leidenschaft zu gebrauchen pflegt, zu Gebote, und doch merkt man in jedem Worte die heuchelnde Uebertreibung sowie die egoistische Richtung dieses Ungestüms. Da aber Hr. Wolff einmal einen Roman schreiben wollte und sich doch wol die Kraft zutraute, historische Zustände selbständig zu verarbeiten, so zeigt es von großer Selbstverleugnung, daß er gegen das Ende des Buches sich so ganz aller eignen Einmischung enthält und statt dessen die Geschichte allein sprechen läßt.

Beiweitem auffallender jedoch als der genannte Fehler ist die entschiedene Roheit und Plumpheit der Darstellung in den Theilen des Buches, in welchen der Verf. die Geschichte in seiner Weise umgearbeitet hat. Allerdings werden in Folge dieser Roheit die lüsternen Stellen widerwärtig, aber nicht deshalb, weil, wie der Verf. in der Vorrede voraussieht, die Farben zu grell aufgetragen, weil die Schilderungen zu frei seien. Keineswegs; in dieser Beziehung hat der Verf. sich vielmehr ziemlich mäßig benommen. Seine Schilderungen sind nicht so frei als die einiger neuern Franzosen, und noch weniger als einige des Boccaccio und des Aristophanes. Nichtsdestoweniger sind sie viel minder lesbar als jene. Denn jene Franzosen bewahren sich bei aller Zügellosigkeit doch eine gewisse Gewandtheit und Eleganz der Darstellung, welche für die Widerwärtigkeit des Inhalts einigermaßen entschädigt, und bei Boccaccio und Aristophanes macht sich in jeder Zeile die edle Gesinnung der Dichter geltend. So untergeordnet auch bei diesen Dichtern zuweilen die Gegenstände der Darstellung sind, so sind sie doch stets so geschildert, daß man sieht, der Darstellende sei ein Mann von feinem Gefühle und von großartiger Gesinnung. Daher werden die meisten Geschichten des Boccaccio selbst das weibliche Zartgefühl, wenn es nicht verbildet ist, nicht beleidigen, wenn auch Aristophanes in seiner natürlichern Derbheit der modernen Anschauungsweise vielleicht allzu sehr widerspricht, als daß er von Frauen mit wahrem Behagen genossen werden könnte. Unser Verf. dagegen verhält sich in Wahrheit zu jenen erhabenen Geistern, wie ein Bootsknecht zu einem feingesitteten, geistreich scherzenden Manne, und zwar tritt diese Roheit grade dann recht hervor, wenn die erhabenere Seite der Leidenschaft und der Hingebung, die höchste Andacht der Liebe geschildert werden soll. In den eigentlich gemeinen Scenen wird der Verf. freilich auch nur für einen guten Magen etwas verdaulicher, denn dann harmonirt die kutschermäßige Darstellungsweise mit dem dargestellten Inhalte. Freilich können viele Menschen, wenn von Sinnlichkeit oder gar von Lüsternheit gesprochen wird, sich gar nichts Anderes vorstellen, als Roheit und Gemeinheit; der Unterschied zwischen feinerer und gröberer Sinnlichkeit existirt für sie nicht, und sie wissen mithin auch nicht, daß die erstere sich ebenso anmuthig darstellen kann, als die andere widerwärtig. Ich sehe daher voraus, daß nicht nur Hrn. Wolff, sondern auch manchen Andern Das, was ich hier sage, wunderlich und unbegreiflich erscheinen wird. Und doch habe ich es um so mehr für Pflicht gehalten, diese Bemerkungen zu machen, da der Verf. durch dieses Buch und besonders durch die Art, wie er dasselbe in der Vorrede vertheidigt, sich zu der in neuerer Zeit besonders hervortretenden Partei gesellt, welche sich bemüht, die Roheit und die Zügellosigkeit unter dem Namen der Heiterkeit und der Freisinnigkeit einzuschwärzen, und welche eben dadurch die wahre Heiterkeit des Lebens und die wahre Freisinnigkeit verdächtig macht. Der Verf. führt nämlich eine Sprache, welche der sehr ähnlich ist, welche geistreiche Männer in neuester sowie in älterer Zeit zuweilen geführt haben. Wenn nun unter einer Aegide dieser Art die absolute Roheit selbst eingeführt wird, so ist die natürliche Folge davon, daß Schwache und Unkundige in den Wahn verfallen, ein ähnliches Raisonnement müsse immer zu ähnlichen Abscheulichkeiten führen, und daß sie sich dadurch in ihrer Engherzigkeit

und Befangenheit bestärkt fühlen. Daher müssen grade Diejenigen, welchen die wahre Freiheit und Heiterkeit der Sitten am Herzen liegt, es sich angelegen sein lassen, auf den Unterschied zwischen dieser und der Zügellosigkeit und Gemeinheit aufmerksam zu machen. Wer sich von den Foderungen des Zartgefühls lossagt, ist nicht vorurtheilslos und unbefangen, sondern roh und gemein.

Als eine Probe der Darstellungsweise des Verf. mag hier folgende Stelle Platz finden, mit welcher er seinen Helden gleichsam einführt. Dieser unterhält sich nämlich mit dem Commandanten der Festung, auf welcher er eingesperrt ist, und antwortet auf die Frage desselben, was ihm denn eigentlich abgehe.

„Was mir abgeht", rief der Chevalier erbittert, und seine großen Augen traten Feuer sprühend aus ihren Höhlen hervor, seine Gestalt schüttelte plötzlich ihre nachlässige Haltung als etwas Fremdes, Geborgtes von sich und sich in voller Länge emporrichtend glich er einem Feldherrn, der die Schlachtebene überschaut, im Begriff den Wink zu geben, nach dem sich Tausende und aber Tausende für seine gewaltigen Pläne in den Tod stürzen sollen. „Was mir abgeht", wiederholte er, und Schmerz und Hohn lagerten sich um seinen Mund, „nur ein Kleines, das Hunderte nicht besitzen und Millionen nicht zu schätzen wissen, das wenige Buchstaben einschließen, und das doch wie ein Zauberruf die Erde aus ihren Angeln zu heben, Berge umzustürzen, Flüsse aus ihrem gewohnten Bette zu reißen vermag. Wenn ich es hätte, ich wäre der Herrscher der Erde! — es hätte, wie es die Götter in meine Wiege legten; wie es mir nöthig ist zum Athmen, zum Dasein, gleich der Luft, die mich umgibt; wie es in mir waltet, unbändig und doch mild anspornend und doch zügelnd, ein Felsenstrom und doch wieder so gehorsam, daß er eine Mühle treiben würde, still dahin fließend, nachdem er sich abgetobt. O Freiheit, Freiheit! Du Braut meines Geistes, wann wirst du mich umarmen, wann ich dich brünstig umschlingen können, — o die Titanen, die wir zeugen könnten, du und ich — ein übermächtig Geschlecht, vor dem selbst der Donnerer erzitterte — Freiheit, Freiheit!"

Um die ganze Ungehörigkeit dieser Phrasen zu begreifen, müßte man freilich den Zusammenhang kennen. Aber auch, wie sie hier stehen, bieten sie hinreichende Blößen. Selbst die Ausdrucksweise ist im höchsten Grade vernachlässigt; man glaubt eine schlechte Uebersetzung aus dem Französischen vor sich zu haben. Und die Gedanken sind eines Secundaners, der etwas zu früh von der Freiheit hat träumen lernen, beiweitem würdiger als Mirabeau's. Wollte man sich begleitende Geberden hinzudenken, so müßten es die eines Wahnwitzigen, nicht die eines Feldherrn sein. Sehen wir in dieser Stelle den ungeschickten Nachahmer der Franzosen, so zeigt der Verf. sich dagegen in der folgenden Beschreibung der Heldin echt-deutsch im schlechtesten Sinne des Wortes, d. h. matt und nichtssagend (S. 28): „Sie war durchaus nicht schön; aber ein unbeschreiblicher Liebreiz verbreitete sich über ihr ganzes Wesen und verlieh Allem, was sie that, einen unendlichen Zauber, der ihr alle Herzen gewann, und noch durch seelenvolle Augen, eine schlanke Gestalt voll würdiger Haltung, eine blendend weiße Gesichtsfarbe und reiches dunkles Haar, in welchem sie, von der damaligen Sitte abweichend, nur wenig Puder trug, außerordentlich erhöht wurde. Ihre ruhigen, ernsten Züge bekamen einen äußerst lebendigen Ausdruck, wenn sie sprach." Das ist ein vollständiges Signalement und doch wird schwerlich Jemand sich ein Bild daraus machen können, weil den Einzelnheiten die Bestimmtheit und das Verbindende, der Geist, fehlt. 6.

Notizen.

Bei Gelegenheit einer Anzeige der von Löwe-Weimars ins Französische übersetzten Hoffmann'schen „Phantasiestücke", spricht sich ein englischer Kritiker folgendermaßen über Hoffmann aus: „Walter Scott in seiner rauhen und minutiösen Kritik Hoffmann's, in der ersten Nummer des „Foreign quarterly", hat diese seltsame Erscheinung nicht richtig und zum Theil sehr unpoetisch aufgefaßt. Hoffmann's Charakter bedarf erst eines tiefen Studiums, bevor man daran gehen kann, ihn zu kritisiren, denn bei einer ganz einzigen und höchst wunderbaren Mischung seiner Elemente hat er etwas Chamäleonliches, das auch den Erfahrenen täuschen und necken kann. Hoffmann besaß eine ganz eigenthümliche physische und geistige Organisation. Eine kränkliche Sensibilität bemächtigte sich übergreifend seines Körpers und Geistes, und es scheint, daß nur der frühe Tod ihn vor dem endlichen Schicksal des Wahnsinns sichern konnte. Dazu lebte er in einer Zeit, wo fast jeder Tag, ja jede Stunde eine auffallende und ergreifende Begebenheit brachte, in jener Zeit, wo sein Vaterland, Preußen, nahe daran war aus der Liste der Nationen gestrichen zu werden. Er war Dichter, Maler und Musiker, und diese dreifachen Studien hegten die Kränklichkeit, die, einem schleichenden Fieber gleich, von seinem Innern Besitz genommen hatte. Phantastische Visionen und finstere Tagträume wurden von ihm nicht durch Zwang herbeiaffectirt, sie kamen ohne sein Gebot, nur als Symptome seiner Krankheit. Weil diese ganz eigenthümlicher Natur ist, so konnten auch seine phantastischen Gebilde nicht in diese oder jene Kunstkategorie gebracht werden; man kann sie nicht unter die Rubrik der Omnibus retro bringen, und muß vielmehr für sie ein Plätzchen unter den quibusdam aliis suchen".

Unter dem Titel: „The literary union", erscheint zu London ein neues Monatsmagazin, zu deren Herausgabe sich eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten vereinigt hat. Die ersten beiden Nummern sind bereits erschienen, bringen viel Mannichfaltiges und eine gute Auswahl, sodaß sie sich nicht unwürdig an die ältern berühmten Blätter anschließen.

Der unerschöpfliche H. B. gibt eine neue Folge politischer Caricaturen, bestehend aus einer Menagerie wilder und zahmer Thiere, die an die Insassen von Noah's Arche erinnern. Lord John Russell erscheint als eine Maus, Brougham und Hume als Fuchs und Gans, O'Connell als Wolf, Lord Melbourne als Lamm, Duncombe, spaßhaft genug, als Känguruh, Spencer als Schaf. Auch fehlt es nicht an Katzen, Pferden und Eseln. Stanley und Graham sind zu Treibern dieser Unvernünftigen gemacht, und der König ist als Chausséeinnehmer vorgestellt, der den Schlagbaum aufzieht und ausruft: „Stürmisch Wetter, Gentlemen, sehr stürmisch!" Eine andere Caricatur stellt Lord Chandos als Bullen vor, der Baring und Knatchbull auf die Hörner gespießt hat; Sir Robert Peel sitzt auf einem warm befederten Neste und brütet aus Reformeiern kleine Reformhähnchen aus.

Der eben erschienene 17. Theil der „France littéraire" enthält neben mehren anziehenden Beiträgen von Deschamps, Anguis, Henri de Viel-Castel, Duvois u. s. w. folgende vier interessante Artikel: Weimar, geschildert von dem Prinzen Metschersky; die echten Briefe Heloïsens, vom Baron Creuzé de Lesser; ein Manifest gegen die deutsche Philosophie von einem Schweden, M. Schwergaard, und Mittheilungen über die Abstammung der Araber, Perser und Türken von Jos. von Hammer.

Ein pariser Advocat, Paccini, lehrt seine Schüler in 25 Lectionen vollständig die französische Sprache, und hält im Central-Athenäum öffentliche Sitzung, wo er sein System den Zuhörern auseinandersetzt.

Im Theater Montmartre gefällt ein Stück von Théaulon: „Judith und Holofernes", ausnehmend. Vor 300 Jahren, zu Jakob Ayrer's und Hans Sachs' Zeit machten solche geistliche Faschingstragödien ebenfalls groß Furore. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1835.

Neuere englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 134.)

4. On the punishment of death. By *Thomas Wrightson*. Second edition. London.

Nichts ist bekannter, als daß die Härte der britischen Criminalgesetzgebung auf vielfache Weise die Straflosigkeit der Verbrecher begünstigt. Wie wenig selbst durch die neuesten, weit über die Gebühr gepriesenen Reformen diesem Unwesen gesteuert worden, ist in der vorliegenden Schrift dargelegt, die den frühern oft nur allgemeinen Angaben durchgängig die letzten und genauesten an die Seite stellt und einen ungemein lehrreichen, praktischen Commentar liefert zu Beccaria's Wort, daß der Richter unerbittlich sein müsse, der Gesetzgeber aber menschlich und mild.

Schon Blackstone („Commentaries", IV, 19) hatte Klage geführt über die zunehmende Straflosigkeit, zu einer Zeit, als etwa die Hälfte der zum Tode Verurtheilten begnadigt zu werden pflegte. Jetzt wird unter zwanzig Fällen die ausgesprochene Sentenz nur in einem vollstreckt. Ein ähnliches, fortwährend steigendes Misverhältniß ergibt die Vergleichung mit Frankreich. Wir finden anderwärts (in einer Rede von Mackintosh, 31. Mai 1823), daß im Jahr 1811 in England 404 Todesurtheile vorkamen, in Frankreich 264; im Jahr 1820 in England 1236, in Frankreich nur 361. Der Verf. gibt die Zahlen für 1831 in England 1601, in Frankreich 108; davon wurden dort 52 wirklich vollstreckt, hier 25, und dennoch war im Verhältniß zur Bevölkerung in England die Zahl der Hinrichtungen fünfmal so groß als in Frankreich.

Aber dies Begnadigungsrecht, das so Manchen dem Arm der strafenden Justiz entzieht und doch so zahlreiche Hinrichtungen verstattet, kann erst in Anwendung kommen, wenn die Sentenz gefällt ist. Weit merkwürdiger und folgenreicher ist die Praxis der Geschworenen, der Richter über den Thatbestand, die der Sache nach, wie wenig auch ihre Befugniß sie dazu berechtigt, als Richter über die Zweckmäßigkeit des Gesetzes auftreten. Diese Anomalie ist häufig auch in Deutschland besprochen worden; wie weit die Sache geht und daß Methode darin ist, hat wol noch kein Schriftsteller mit so detaillirten und unwidersprechlichen Nachweisungen belegt wie der Verfasser.

Vorerst mag bemerkt werden, daß im Durchschnitt der letzten sieben Jahre je von hundert einer Mordthat Angeklagten 72 freigesprochen worden sind. Ist es denkbar, daß von diesen Freigesprochenen auch nur die Hälfte wirklich schuldlos waren? Die Behörde, die sie der (vorbereitenden) Grand-Jury übergab, hielt sie für schuldig; die Mehrzahl der Grand-Jury hielt sie für schuldig; nur die Petty-Jury hat ihr Schuldig, das seiner rechtlichen Wirkung nach einem Todesurtheil gleichkommt, nicht ausgesprochen.

Diese Thatsache ist auffallend; aber man muß nicht zu viel damit beweisen wollen. An und für sich betrachtet, folgt daraus noch nicht, daß die von den Geschworenen repräsentirte öffentliche Meinung die Todesstrafe überhaupt und auch im Fall einer Mordthat zu streng und verwerflich findet. Die Sache erklärt sich nicht sowol aus der Eigenthümlichkeit der Gesetzgebung als aus der des Gerichtsverfahrens. Sie erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Umstand, daß der schlichte Bürger, der von seiner Arbeit abgerufen in die immerhin ungewöhnliche Stellung eines Richters versetzt wird, sehr schwer daran geht, seine wirkliche moralische Ueberzeugung auszusprechen, wenn er weiß, daß von dem Ausspruch dieser Ueberzeugung Alles abhängt, daß Leben und Tod von Seinesgleichen dabei auf dem Spiele steht. Nicht ganz klar scheint es, wenn der Verf. sagt: „ein genügender Beweis genügt den Geschworenen nicht". Wie kann von genügendem Beweis die Rede sein, wo die Natur des Institutes selbst die Anwendung jeder Beweistheorie ausschließt? *) Höchstens kann man sagen: die Androhung der Todesstrafe wird den Zweck der Abschreckung großentheils verfehlen, so lange die wirkliche Sentenz von der einstimmigen moralischen Ueberzeugung von zwölf Geschworenen lediglich abhängig gemacht wird.

Nun sollte man erwarten, das Gefühl der Geschwo-

*) Eine andere Frage ist, ob die Anwendung einer Beweistheorie vollständige Gewähr gegen den oben bemerkten Uebelstand darbieten würde. Es läßt sich in dieser Hinsicht daran erinnern, daß man hin und wieder sich entschlossen hat, das von Feuerbach unter Anderm bestrittene System außerordentlicher, d. i. gelinderer Strafen in Fällen von dringendem Verdacht, ohne Geständniß oder vollen directen Beweis, anzunehmen.

renen würde sich weniger sträuben, einen Mörder der Gerechtigkeit zu übergeben, als einen geringern Verbrecher, den das Gesetz in seinem Eifer für die Sicherheit des Eigenthums mit derselben äußersten Strafe bedroht. Befremden mag es allerdings, daß die Geschworenen vielmehr in Fällen der Anklage auf begangene Mordthaten am häufigsten lossprechen und am seltensten schuldig erklären.

Zur Erläuterung kommt ein gedoppelter Umstand in Betracht. Der Mord gehört ohne Frage zu den Verbrechen, bei welchen ein directer Beweis gegen den Thäter am schwersten zu führen ist. Wenn aber auf bloße Indicien hin (circumstantial evidence) die Geschworenen ihr Schuldig insgemein zurückhalten, ohne eine Theorie vor Augen zu haben, ohne an eine Criminalordnung gebunden zu sein, was thun sie anders als was die Carolina verlangt: „daß Niemand auf einigerlei Anzeigung, Argwohns, Wahrzeichen oder Verdacht endlich zu peinlicher Straf soll verurtheilt werden"? Hat der Mord die Schwierigkeit der directen Beweisführung mit einigen andern Capitalverbrechen gemein, wird er von einem oder dem andern (z. B. Brandstiftung) darin vielleicht noch überboten, so ist dagegen eigenthümlich, daß dem verurtheilten Mörder beiweitem die geringste Aussicht auf Begnadigung bleibt. Darum sind die Geschworenen am geneigtesten, hier freizusprechen, weil hier die geringste Wahrscheinlichkeit ist, daß die Sentenz unvollzogen bleiben würde. Und dies führt uns auf den Kern der Sache, auf das Corrupteste im ganzen System der englischen Criminalrechtspflege. Die Geschworenen bestimmen ihren Ausspruch, so oft das Gesetz den Thäter mit der Todesstrafe bedroht, insgemein nach der größern oder geringern Wahrscheinlichkeit, daß die Todesstrafe nicht wirklich vollzogen werden wird.

Diesen Satz erweist der Verf. auf mehr als einem Wege, aus officiellen, dem Parlament vorgelegten Documenten. Zuerst mit Rücksicht auf Capitalverbrechen im Allgemeinen. Von den zum Tode Verurtheilten in London und Middlesex werden beinahe doppelt so Viele hingerichtet als von den zum Tode Verurtheilten in England und Wales überhaupt ($10\frac{1}{5} : 5\frac{1}{5}$). Und in London und Middlesex werden mehr denn doppelt so viele auf Capitalverbrechen Angeklagte freigesprochen als in England und Wales überhaupt ($24 : 10\frac{1}{4}$). Dies ist der Durchschnitt einer Erfahrung von sieben Jahren, 1824—31.

Der Verf. gibt ferner eine Uebersicht des Verfahrens bei drei verschiedenen Verbrechen, welche sämmtlich mit der Todesstrafe belegt sind und bei welchen das Begnadigungsrecht in verschiedenem Maße angewendet wird. 1) Raub (robbery — entspricht ganz dem deutschen Begriff); 2) nächtlicher und gefährlicher Einbruch in einem Wohnhause (burglary); 3) Einbruch (nicht qualificirt — house breaking). Im Durchschnitt eines Zeitraums von 21 Jahren (von 1810 an, seit welcher Zeit die Register ordentlich vorliegen, bis 1831) ergibt sich, daß die Fälle der Begnadigung am seltensten und die der Freisprechung durch die Geschworenen am häufigsten waren beim ersten Verbrechen; umgekehrt verhielt es sich beim dritten; und eine Mittelzahl zeigt die Tabelle beim zweiten.

Dieser Zeitraum wird sofort in Unterabtheilungen, je von sieben Jahren zerfällt. Eine fortschreitende Milderung ist in den Grundsätzen bemerkbar, nach welchen jedes der drei genannten Verbrechen bestraft wird; immer häufiger wird das Begnadigungsrecht der Krone ausgeübt. Die Rückwirkung auf die Entscheidung der Geschworenen ist augenscheinlich bei den zwei letzten Verbrechen; bei den Anklagen auf simpeln und qualificirten Einbruch werden weniger Subjecte freigesprochen; es wird ja immer wahrscheinlicher, daß die äußerste Strafe nicht vollzogen wird. Nur der Raub bildet eine Ausnahme von der Regel; verurtheilte Räuber werden häufiger begnadigt als je zuvor; in den letzten sieben Jahren sind im Durchschnitt nur $6\frac{1}{2}$ vom Hundert hingerichtet worden; dennoch entschließen die Geschworenen sich ungern, gegen Angeklagte das Schuldig zu sprechen; vom Hundert wegen Raubes Angeklagten werden $37\frac{1}{2}$ freigesprochen. Woher denn diese Ausnahme? Weil die Geschworenen unbillig finden, daß der Raub strenger bestraft werde als der Einbruch; weil sie nicht wollen, daß den Räuber wie den Mörder die Todesstrafe treffe; weil sie glauben, daß der Räuber, wenn nicht die Furcht vor schwererer Strafe ihn zurückhält, leicht versucht sein könnte, ein Mörder zu werden und den einzigen Zeugen seiner That aus dem Wege zu räumen.

So lassen die Geschworenen bei ihrem Spruch nicht, wie ihr Eid sie verpflichtet, von ihrer moralischen Ueberzeugung über den Thatbestand sich leiten, sondern von ihrer Ansicht über die Angemessenheit des Gesetzes oder von der stillen Hoffnung, daß die harte Sentenz nicht wird vollzogen werden. Mag immerhin der Verf. die Geschworenen entschuldigen; mag er mit einer geistreichen Wendung sagen, sie seien splendide mendaces wie die Töchter des Danaus: es springt in die Augen, daß mit dem Gesetz ein Spiel getrieben wird; daß dem Bürger eins der schönsten Rechte, zu dem die Verfassung ihn beruft, zur Plage wird, oder daß er sich gewöhnt, es gegen den Sinn, in dem es ihm übertragen ist, zu verkehren, weil er als Geschworener sich in einer unnatürlichen Stellung befindet. Dazu kommt die Willkür, mit welcher die Krone ihr Begnadigungsrecht übt. Im Jahr 1831 ist von 517 Personen, die wegen Einbruchs zum Tode verurtheilt waren, nur Einer hingerichtet worden. Ganz abgesehen davon, womit der Eine es verschuldet haben mag: ist es nicht lächerlich, da noch von Abschreckung reden zu wollen?

In Deutschland wird es nicht an Solchen fehlen, die bei Früchten dieser Art das System der Rechtspflege so verwerflich oder noch verwerflicher finden als das der Gesetzgebung. Selbst in England ist bekanntlich eine bedeutende Autorität (die von Bentham) dem unbedingten Glauben an die Zweckmäßigkeit der Jury, wie sie jetzt ist, entgegengetreten. Wie man auch darüber denken mag, nur ein träumender Theoretiker könnte Abhülfe eines so

verderblichen Unwesens von einer Modification der Rechtspflege erwarten wollen. Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß man sich dort einer Beweistheorie in die Arme werfen wird. Ebenso wenig wird man das Begnadigungsrecht der Krone beschränken oder an feste Normen binden, sondern das Mittel, zu dem der Verf. räth, eine gemilderte Gesetzgebung, ist das einzige, das die öffentliche Meinung immer dringender empfiehlt, um der überhandnehmenden Straflosigkeit Einhalt zu thun.

Im Anhang findet sich neben wohlgewählten Auszügen aus Livingstone eine Vergleichung zwischen dem alten System der Todesstrafen und dem neuen Pönitentiarsystem in 22 Punkten sorgsam und bündig durchgeführt. Die Gegner der Todesstrafe in Deutschland würden wohlthun, wenn sie der metaphysischen Untersuchungen über das Recht der Gesellschaft, mit dem Tode zu strafen, sich enthalten und ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise der Erfahrung zuwenden wollten. Ungeschmälert bleibe der deutschen Metaphysik ihr von andern Völkern weder bestrittener noch beneideter Ruhm. Aber ihren Erörterungen zu folgen, sind die Wenigsten geschickt; und diese Wenigen entzweien sich darüber. Dagegen ist die Erfahrung und, was wesentlich dazu gehört, die Thatsache des natürlichen Gefühls vor Allem gemacht, die Menschen zu vereinigen.

Die Tabellen, auf welche das Raisonnement des Verf. sich bezieht, wird man mit Interesse in der kleinen Schrift selbst nachsehen. Manche werden auch mit Vergnügen vernehmen, daß der Verf. mit einer fernern Arbeit beschäftigt ist. Hr. Wrightson ist nämlich in diesem Augenblick in Deutschland, um statistische Data zu sammeln über die Verbrechen, bei welchen die Todesstrafe entweder abgeschafft oder beseitigt ist; er wird dann eine Vergleichung mit ähnlichen englischen Beobachtungen anstellen, sofern man auch dort in den letzten Jahren einzelne Milderungen des Gesetzes erlangt hat. Von seinem hellen Blick und besonnenen Urtheil darf man erwarten, daß er über das wesentlich Abweichende der deutschen Verhältnisse sich nicht täuschen wird; und gewiß werden deutsche Gelehrte, die ihm nützlich werden können, das Vergnügen zuvorkommender Bereitwilligkeit gegen einen Fremden sich nicht nehmen lassen. C. F. Wurm.

Correspondenznachrichten.

Athen, den 15. März 1835. *)

Soeben komme ich von dem zerstörten Kloster heim, das in der Nähe des ehemaligen Lyceums erbaut wurde und jetzt einer bairischen Corporalschaft als Caserne und einer Colonie östreichischer Kühe, die mit dem Dampfschiff ankamen, als Stall dient, da berichtet mir der im Hôtel angestellte französirte Moreer, ein Kellner aus Navarin, daß die englische Flotte nicht landen werde und in den Hafen von Salamis segele, um die Aequinoctialstürme abzuwarten. Ist es andem, so müssen, wie leicht begreiflich, die hellenischen Quarantaineanstalten und Gesundheitsbehörden sich noch in sehr dürftigem Zustande befinden, denn ich selbst sprach heute Morgen in einem Kaffeehause, wo ein Italiener zwei griechische Journale hält, einen englischen Marineoffizier, der nicht zu Lande nach Athen gekommen war. Von ihm erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß die Flotte zwischen Tenedos und Smyrna geankert, und wenn nicht die Türken doch die Ebene von Troja daselbst gesehen hatte. Darf ich auf die Meinung des Mannes bauen, so genießt der Sultan jetzt mehr Achtung bei den Christen als den bei Mohammedanern, ein Umstand, woraus sich die Auswanderung vieler Griechen, die hier nicht fanden, was sie wünschten, erklären läßt.

Es gibt in diesem schönen armen Lande leider mehr Unvernünftige als Einsichtsvolle, mehr Dumme als Kluge, und diese Individuen bilden sich ein, Derjenige, der da König über sie sein wolle, müsse nicht aufhören zu spenden, wol gar auf jeden Kopf einen Jahrgehalt aussetzen. Ich habe es mehr als einmal von unsern Maulthiertreibern sagen gehört, der Prinz Otto sei zu arm, um das Land zu regieren, es müsse ein anderer Basileus aus Frankreich oder England kommen. Sie bilden sich auf die zweideutigen Nachrichten von jenen großen Nationen ein, daß ihre Königssöhne über den Reichthum derselben verfügen könnten und daß sie denselben zu ihrem Besten verwenden würden. Trotz alle dem hat der gemeine Grieche gar keinen Begriff von Besitz und gar keine Kenntniß vom Werthe der Bedürfnisse. Man frage ihn um den Preis eines Pferdes, Schafes oder Huhns, und man frage ihn, was er für diese oder jene Barke zur Fahrt nach einem gewissen Orte verlange, und er wird antworten, daß er sie nicht entbehren könne. Was er eben selber braucht oder ißt, das bietet er dagegen unentgeltlich, so zwar, daß der Reisende, wie der bairische Soldat, befehlen und dann nach Gutdünken für die Sachen, deren man sich bediente, bezahlen muß.

Nach diesem Zuge zu urtheilen, dürfte die Gastfreundschaft noch jetzt in Griechenland akklimatisirt und der Fremde den Einwohnern willkommen sein. Dies ist er aber, mit Ausnahme weniger entlegener Bezirke, ganz und gar nicht. Ich habe sogar die betrübende Erfahrung gemacht, in den Häusern, wohin ich von Malta und Neapel aus empfohlen war, kaum einer Gefälligkeit gewürdigt und, anstatt einer Aufnahme erfreut, selbst mit einem kostbaren und eiteln Gaste belästigt zu werden. Wie kann dies aber wol anders sein, da kaum in ein paar Bergstädten wohnbare Hütten stehen blieben und die bemittelten jetzigen Bewohner fast ausschließlich wieder angesiedelte und eingewanderte Handelsleute sind. Ein griechischer Kaufmann ist nicht nur meist habsüchtig und geizig, sondern oft auch betrügerisch.

Der Hirte und der Klephte sind in ihrem Naturzustande die bessern Griechen. Mag man jenen immer ein Vieh und diesen einen Räuber nennen, ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Regierung bei einem ordentlichen Geschäftsgang und kluger Wahl der Maßregeln aus denselben die besten Bauern, Bürger und Soldaten bildet. Ihr Charakter ist mild und edel, und Alles, was man ihnen Böses nachreden kann, beschränkt sich auf die Faulheit oder das Handwerk. Man darf nicht vergessen, daß der Schäfer ein Poet und der Jäger ein Landstreicher ist, der durch die Barbarei des Landes Gutsbesitzer und Edelmann geworden.

Der König erhielt in Person auf seiner letzten Reise die merkwürdigsten Beweise von dem eben Gesagten. Er wurde in Livadien von ganzen Hirtenstämmen wie im Triumphzuge begleitet, in der Gegend des Parnasses von unzähligen Demokriten mit Gedichten begrüßt und endlich gar von einem berüchtigten Räuberchef, auf dem die Regentschaft einen Preis von 3000 Drachmen setzte, höflichst empfangen. Der Hofarzt versicherte mich, daß dieser gefürchtete Klephte Seine Majestät um Gnade und einen Dienst in der Armee gebeten habe, eidlich betheuernd, daß er mit der neuen Ordnung der Dinge ein den Gesetzen ergebener nützlicher Unterthan werden wolle; als ihm darauf erwidert wurde, daß der König ihn nur dann begnadigen könne, wenn er sich dem Eparchen ausgeliefert und den Urtheilsspruch abgewartet habe, begab er sich wirklich in das Haus dieses Beamten (ich glaube nach Zeitun), um sein Versprechen zu erfüllen. Hätte der Eparch mit echt türkischer Kadibehaglich-

*) Vgl. den vorigen Bericht in Nr. 122 d. Bl. D. Red.

keit nicht zur Zeit der merkwürdigen Erscheinung eben seine Pfeife geraucht und dem Neugierigen erwidert, er möge zu gelegenerer Stunde wiederkommen, so hätte die Regierung jetzt nicht nöthig Truppen und Gensdarmen hinter demselben herzuschicken.

Der Weg der Versöhnung und Milde ist besser als der der Gewalt. Man muß vielleicht die provisorische Regierung sehr tadeln, daß sie ihre Energie grade da entwickelte, wo die Schwäche stärker hätte wirken können; denn nicht bairische Soldaten braucht Griechenland, sondern Ackerbauer, Winzer, Handwerker und Fabrikanten. Was sich mit wenigen wohl gewählten Colonisten durch Getreide, Taback, Wein, Seide, Zucker und Cochenillebau, was sich durch einige Töpfer-, Instrumenten-, Zeuch- und Möbelverfertiger in kurzer Zeit hier schaffen ließ, das erzwingen alle Bayonnete Deutschlands nicht, so lange es Wälder und unwirthbare Berge und nicht mehr denn 80,000 seßhafte hellenische Bürger gibt.

Es sind jetzt zwei Staaten im Werden: Athen und Griechenland. Ersteres beschäftigt die Beamten, deren Zahl hier viel zu groß ist, mehr als das Letztere. Wäre nicht eben kürzlich etwas für die Institutionen geschehen, man müßte als Reisender fragen: Was haben denn die Baiern in den verflossenen zwei Jahren gemacht in ihrem Königreiche? Die Bataillone sind herüber und hinüber gezogen und die Waffen auch. Man ist dahin gekommen eine vollständige Diplomatie zu haben und, wenn ich nicht irre, ist es blos des Königs Schuld, daß noch keine italienische Oper und französische Komödie in Athen ist. Der 19jährige Otto hat gesagt: „Sobald ich werde zur Regierung gelangt sein, errichte ich ein griechisches Nationaltheater, wozu ich die Talente in den griechischen Schulen suche, aber ich genehmige es nicht, daß man auf diesen classischen Boden, hier wo noch die Bühne des Aeschylos und Euripides steht, eine Oper von Rossini und Vaudevilles von Scribe aufführt, ehe der Versuch zu etwas Besserm gemacht worden".

Griechische Dilettanten haben bereits in Nauplia, Smyrna und Korfu den Versuch gemacht mit scenischen Darstellungen und ich habe selbst eine Uebersetzung von Alfieri's „Orest" von ihnen spielen sehen.

Da ich mich in diesen flüchtigen Beiefen nur über das Momentane in etwas verbreiten will, so kann ich nicht umhin, Sie auf das bunte Treiben der verschiedenen Nationen aufmerksam zu machen, die den neuen Staat und die neue Hauptstadt zu begründen streben. Die Regierung, das Militair, die Beamten, die Einwohner, die Arbeiter, alle bestehen aus den fünf Nationen der Türken, Italiener, Franzosen, Deutschen und Griechen. Sogar Aegypter, Engländer und Mauren gibt es. Wenn man durch die Straßen wandelt, in denen sich truppweise die neuen Gebäude aus den Trümmern wie auferstandene Todte emporrichten, so begegnet man jedmöglichem Costume und hört jedmögliche Sprache. Für mich war nichts possirlicher in dieser Beziehung als das deutsche Wirthshaus- und Soldatenleben in Berührung mit den osmanischen Kaffeeboutiken und dem bunten Kleidertrödel. Während die uniformirten und europäisch berockten Menschen in den einen auf dürftig gezimmerten Stühlen sitzen, liegen die kurzwamsigen betrodelten Griechen und Asiaten auf den an die Mauern gelehnten Polstern; während die Einen Kartoffeln aus Malta und Triest essen, würgen die Andern Maccaroni aus Sicilien und griechische Mais- und Honigkuchen. Man fodert einen Café turque und einen Café anglais, und das heißt so viel als gestoßenen und gemahlenen, gekochten und aufgegossenen Kaffee. Die Cultur ist unter den Schenkwirthen im fürchterlichen Zunehmen, ich habe sogar bei einem derselben, Casali glaube ich, heißt er, einen schwedischen Punsch, englischen Plumpudding und die deutsche „Allgemeine Zeitung" gefunden.

Die Wirthshausschilder und die angeschlagenen Namen der imaginairen Straßen geben mir häufig Anlaß zu Reflexionen. Was läßt sich zum Beispiel nicht Alles recapituliren, wenn man durch die alte Stoa des Ptolemäus zur Caserne des sechsten rheinischen Bataillons geht und unterwegs mit deutschen und griechischen Lettern liest: Straße des Piräus, Ludwigsplatz, Apollostraße, Straße Themistokles ꝛc., oder an den vorhandenen Gebäuden: Speisehaus zum wilden Manne, Schenke zum Schwanen, Gasthaus zu den drei Königen? Es ist groteske Poesie, Geschichte in Holz geschnitten und mit Kienruß angestrichen.

Aber dies Alles genügt dem hanswurstigen Zeitgeiste nicht. Wir haben, um das Mosaikgebilde des Staates vollzumachen, französische, schwedische, dänische, englische und russische Staatsräthe, Professoren, Doctoren, Baumeister, pariser Schneider und Schuster, italienische Nudelmacher und Schweizerconditoren, lauter Philhellenen, versteht sich, die einen Riemen von dem angeliehenen goldenen Vließe schneiden wollen. Sogar ein deutscher Buchbinder hat sich als Hofbuchhändler etablirt und mir gestern den Pausanias und Leake's „Topographie von Athen" verkauft, heilig versichernd, er gehe mit dem Gedanken um, nach der Wiederherstellung der langen Mauern behufs der Verbindung mit dem Piräus ein deutsches Morgenblatt in der Stadt des Alcibiades-Otto herauszugeben und dazu alle Musensöhne des Helikon und Parnasses, deren Zahl Legion ist, als Mitarbeiter einzuladen. Der Parnaß wieb gewiß einmal von deutschen Poeten bevölkert werden und das wäre ihm und uns, die wir daran Ueberfluß haben, sehr zu wünschen.

Einstweilen erscheinen in Griechenland vier politische Großfolioblätter in griechischer und französischer Sprache, als da sind: „Ἀθηνα" (Minerva) in Nauplia, „ὁ Σωτηρ" (Der Erretter) in Nauplia, „Ἐποχη" (Die Zeit) in Nauplia und „Ἐθνικη" oder der National in Athen, eine militairische Zeitschrift unter dem Titel: „Ἔφορος στρατιωτικος", für Geschichte, Taktik und Kriegsgerichte, und ein Regierungs- oder Amtsblatt für Bekanntmachungen der Gesetze und Verordnungen. Letzteres wird in einer sogenannten Staatsdruckerei gedruckt. Rechnet man hierzu die Blätter von Smyrna, Korfu und andern ionischen und griechischen Inseln, so muß man gestehen, daß die periodische Literatur über alles Erwarten fortgeschritten ist. Die Regierung ist tolerant bis zu ihrem Nachtheil mit der Presse, sie würde meines Bedünkens vor der Hand wohl thun, den wirklich guten Rath der Journalisten lieber in einem Privatcollegium als publice anzuhören.

Zum Schluß noch die Nachricht von der Erscheinung eines griechischen Pfennig-Magazins, wovon ich mir die erste Nummer in Korfu, wo ich nur flüchtig weilte, aus Neugier verschaffte, sowie von der Fortsetzung des trefflichen Monathefts „Ἰονιος Ἀνθολογια" oder Anthologie der ionischen Inseln, das abwechselnd in englischer und italienischer Sprache geschrieben und griechisch übersetzt ist. Den Titel „Penny-magazine" haben die englischen Verf. in Korfu: „Τετραγωνοδινιος ἀποθηκη" übersetzt. Auf dem Titelblatte ist das Parthenon abgebildet.

Wenn es so stürmisches Wetter bleibt, wie seit gestern, werde ich noch Muße haben, Ihnen über andere Dinge zu schreiben. Im entgegengesetzten Falle thue ich besser daran, die Briefe mit mir nach Deutschland zu tragen. Das Meer hat keine Balken und die Post durch Albanien könnte nach ähnlichen Vorfällen unterwegs umgebracht werden. 129.

Notiz.

Im Jahre 1832 hat Großbritannien 247,000,000 Pfund Baumwolle gesponnen, wovon 135,000 ausgeführt worden sind. Das Uebrige ist im Lande verbraucht worden. Man hat berechnet, daß die jährlich in England gesponnene Seide 203,775 mal rund um die Erdkugel gehen würde. Der Werth der Producte sämmtlicher Baumwollmanufacturen wird zu 34 Mill. Pfd. Steel. angeschlagen. Zieht man davon ab 7,000,000 für den Ankauf der Baumwolle, 21,000,000 für den Lohn von 900,000 Arbeitern, welche diese Industrie in Nahrung setzt, so bleiben 6 Mill. Pfd. St. als Gewinn übrig. 19.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 15. Mai 1835.

Dramatische Novellen von Georg Döring. Vier Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. Gr. 16. 5 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. dieser dramatischen Novellen ist uns durch seine undramatischen so lieb geworden, daß es uns in der That leid thut, die günstige Meinung, die wir von den letztern haben durften, nicht auf die vorliegenden übertragen zu können. Es ist überhaupt schwierig, daß ein Dichter in diesen beiden Formen Schönes leiste, weil die eine in vielen Beziehungen ganz entgegengesetzte Eigenschaften fodert als die andere. Während die Novelle durch eine gewisse Muße, die man sich gönnt, gewinnt, während eine epische Ausbreitung unter Umständen nicht nur vortheilhaft, sondern sogar nothwendig ist, verlangt die dramatische Form ein stetes Aufopfern des üppigen Wachsthums einzelner Theile, um das Streben des Ganzen auf den Ziel- und Gipfelpunkt hin zu beschleunigen. Die Seele der erstern Gattung ist die Betrachtung, die der zweiten die That. Wenige aber sind auserwählt, wie Mohammed sieben Jahre ein beschauendes Leben zu führen, um dann plötzlich als ein weltbezwingender Heros hervorzutreten. Nur ein Cäsar schlug und schrieb seine Schlachten gleich meisterhaft, nur Göthe paarte große Dramen mit unübertroffenen Romanen. Ein Anderes ist es indessen freilich mit mittlern Talenten, die allgemeine Kräfte besitzen, deren sie nach verschiedenen Richtungen mächtig sind, wenn Umstände, durch Zufall oder Studium eröffnete Einsicht, ihnen die Bahn anweisen und klar vorzeichnen, die sie zu wandeln haben. So wollen wir denn auch dem abgeschiedenen Döring die Möglichkeit gar nicht absprechen, neben seinen anziehenden Novellen auch lobenswerthe Dramen schreiben zu können; allein er hätte dazu ebenso des steten Correctionsmittels der wirklichen Bühne, auf der er seine Stücke gesehen hätte, gebraucht, als er für seine Novellen das Urtheil der wirklichen lebendigen Welt hatte, das seine Schritte, wo sie verirrten, gleich wieder ins Geleise führte. Denn der Erfolg kann zwar ein Verführer sein, ist jedoch im Allgemeinen ein sehr zuverlässiger Führer.

Wir gehen nun zu einigen Einzelnheiten dieser dramatischen Novellen über. Schon der Titel „Dramatische Novellen" macht sie ein wenig verdächtig, theils weil darin die Mischung unharmonischen Elements liegt, theils weil dadurch das üble Gewissen des Dichters angedeutet wird, der da wohl wußte, man werde sich für seine Novellen interessiren und den Zusatz „dramatische" nur obenhin nehmen. Der Titel ist auch sehr uneigentlich gewählt, denn in den sämmtlichen vier Theilen finden wir auch nicht ein einziges Drama, welches sich der Novellenform anschlösse und somit etwa einem dialogisirten Roman bildete wie Tieck's „Octavianus", sondern wir treffen Opern, Schauspiele, Lustspiele, alle in ganz gewöhnlicher Form, nur nicht überall geschickt gehandhabt.

Wir wollen zuerst von den Opern sprechen; von diesen haben sich mehre bis zur Bühne Bahn gebrochen und sind durch ihre Componisten sogar zu einer recht bedeutenden Celebrität gelangt. Dies ist ein Beweis, daß sie auch wirklich viel Gutes, besonders für die Musik Brauchbares enthalten, denn in dieser Beziehung verrechnen sich Männer wie Spohr, Ries, Reissiger u. s. w. nicht leicht. Allein in Rücksicht auf die dramatische Wirkung haben die wenigsten deutschen Componisten ein glückliches Urtheil gezeigt; in dieser Hinsicht also geben die ebengenannten berühmten Namen keine Garantien. Unter den Opern, welche den dritten und vierten Theil dieser Sammlung enthalten, befinden sich „Der Berggeist", von Spohr componirt, und die „Räuberbraut", von Ries. Eine dritte: „Der Ahnenschatz", von Reissiger componirt, ist dem Recensenten zwar ebenfalls schon in der Composition bekannt geworden, allein dieselbe ist seines Wissens auf keiner Bühne erschienen. Unter den drei genannten Texten geben wir der „Räuberbraut" unbedingt den Vorzug, indem diese in der That ein dramatisches Interesse hat, nämlich ein Ereigniß durch handelnde Charaktere gedrängt und gerundet vor uns abrollt. Freilich hat das Gedicht, wie es hier vor uns liegt, noch mehre Längen, wo breite Worte statt der Thaten eintreten, indessen ist der Kern doch gut und einige zweckmäßige Abänderungen können den Uebelständen leicht abhelfen. „Der Berggeist" dagegen hat fast nur lyrische Elemente und das Dramatische darin besteht nur in theatralischen Aeußerlichkeiten. Ohne den Maschinisten und Decorateur würde es nichts Kahleres geben als diese Oper. Der Berggeist, nach dem Volksmärchen von Rübezahl gebildet, spielt einen kläglichen Verliebten, der noch dazu etwas dumm ist. Noch schlechter kommt der eigentliche erste Liebhaber weg, dessen ganze Rolle darin besteht seine Geliebte versinken zu sehen, ohnmächtig darüber zu wüthen und zu jammern, und sie nachher ebenso thatlos wiederzufinden und deshalb zu jubeln. Auch nicht im mindesten greift diese Hauptfigur in die Handlung ein, und es ist daher kaum begreiflich, wie ein Componist wie Spohr seine Kraft an einen so undankbaren Gegenstand verschwenden konnte. Aehnliches ließe sich auch über die andern Operntexte sagen, allein wir halten sie wirklich für die Literatur nicht bedeutend genug, um ihnen hier einen größern Raum zu widmen. Nur insofern sie durch die Composition bedeutender Musiker eine bemerkte Stelle in den Kunsterscheinungen unserer Tage eingenommen haben, kann man nähere Rücksicht auf dieselben nehmen; dies ist aber nur mit den beiden genannten der Fall und somit wollen wir auch uns auf diese beschränkt haben.

Was nun die Lustspiele anlangt, so müssen wir leider gestehen, daß uns diese noch viel weniger befriedigt haben als die Operntexte, in welchen uns häufig eine edle Lyrik für den Mangel an dramatischer Kraft entschädigt. Wir sind niemals der Meinung vieler neuern Kritiker gewesen, welche da glauben, daß unsere heutige dramatische Literatur und insbesondere das Schau- und Lustspiel der Zeit Kotzebue's und Iffland's so weit voraus sei. Selbst Schlegel, der Kotzebue's Schwächen und Sünden am tiefsten erkannt hat und damit seiner verblendeten Zeit voraneilte, selbst dieser hat ihm Talent nie abgesprochen. Wir müssen offen gestehen, daß, wenn der Zufall uns heute einmal in ein Kotzebue'sches Lustspiel führt, wir trotz alle Dem, in welchem unsere Zeit im Ganzen vorgeschritten ist, doch ein so lahmes Nachhinken unserer jammervollen Lustspieldichter empfinden, daß wir bisweilen zu dem verzweifelten Glauben oder Aberglauben geführt werden möchten, Kotzebue's Tage seien die classischen unserer komischen Bühne gewesen. Diese Versuchung zum Abfall vom wahren Glauben trat uns leider ganz besonders stark bei Durchlesung mehrer dieser Döring'schen und Durchblätterung der übrigen Lustspiele dieses Dichters an. So entfernt von bramatischem Bau, von Gewandtheit des Dialogs, von Charakteristik, von Abrundung der Scenen zu einem Ganzen hätten wir Productionen, welche in Masse beisammen gedruckt erscheinen und doch wol auch, wenigstens zum Theil, gespielt worden sind, nicht geglaubt. Es ist freilich das erste Mal, daß wir theatralische Arbeiten dieser Gattung aus der neuesten Zeit lesen; und wenn wir unsere Erinnerung lebhaft auffrischen, müssen wir die Vermuthung fassen, daß andere zum Theil beliebt gewordene Arbeiten, wenn man sie von den bunten Theaterlampen und Flittern entkleidet und ihnen die grobe Schminke abgewischt hat, vielleicht noch elender, reducirter und verblichener aussehen. Dem Verf., der uns in seinen Novellen oft als ein so freund-

licher Dichter erschienen ist, fällt also weniger eine besondere Schuld zur Last, als er mit an den Gebrechen der ganzen Zeit leidet. Freude haben wir freilich durch diese Productionen nicht gehabt, aber doch indirecten Nutzen und Belehrung, und manche Erscheinung der Zeit ist uns daraus klar geworden, namentlich aber die, worüber die Buchhändler klagen, daß man dramatische Werke fast gar nicht drucken dürfe, indem selbst die, welche auf der Bühne beliebt, ja berühmt geworden sind, bleiern auf dem Lager bleiben. Die Ursache ist leicht erklärt: die Götter und Musen, welche die heutige dramatische Dichtkunst beschützen, sind eben nur Theatergötter, Theatermusen, grob geputzt und geschmückt mit Diademen von falschen Steinen. Treten sie aus trübem Lampenlicht ins Sonnenlicht, so erkennt man ihre plumpe, schwere Erdennatur und wendet sich angewidert ab. Das Publicum, welches sich auf der Bühne davon täuschen läßt, ist ganz ein anderes als das lesende, welches höhere Bildung im wahrhaften Kunstgenuß erstrebt, wenn es seine Zeit auf Lecture wendet. Man dichte wieder Dramen für ein wirklich gebildetes Publicum, so wird man auch eins finden, welches sie liest. Einzelne werthvolle Erscheinungen möchten freilich auch jetzt eine Ausnahme bilden, doch sie gehen in der Masse zu Grunde, und die Zeit ist vorüber, wo der Himmel, wenn eine allgemeine Sündflut eintreten muß, dem einzelnen Gerechten eine Arche Noah sendet, um ihn zu erretten.

Dies wären unsere allgemeinen Gedanken über die „Dramatischen Novellen" Döring's. Sollen wir das Einzelne, was uns am interessantesten darin erschienen ist, herausheben, so ist es zuerst das Schauspiel nach dem Französischen: „Der graue Mann". Wie unbedeutend das Uebrige ist, mag man aus der hervorragenden Stellung schließen, welche dieses Werk einnimmt. Die Anekdote von Gellert, welche der Verf. hier dramatisirt hat, würde recht artige Wirkung haben, wenn sie nicht so unglaublich lahm und nachlässig versificirt wäre. Der Dichter muß im Schreiben so ins Eilen gekommen sein, daß er gut und schlecht durcheinander hinsetzte, wenn nur der Endreim da war; aber das Resultat ist traurig geworden. Doch genug der Bemerkungen über diese Verirrungen und Fehlgriffe eines Mannes, der so viel Gutes geleistet, dem die Literatur so manches schätzbare Werk verdankt, die Leser so manche froh oder gespannt zugebrachte Stunde schuldig geworden sind. Er ist dahin. Es widerstrebt uns, grade einem Abgeschiedenen unwahres, heuchelndes Lob nachzusenden, und deshalb verschweigen wir eben bei ihm das Herbeste nicht, was wir nach Pflicht und Gewissen über ihn sagen mußten. Aus seinen Werken aber geht ein Charakter hervor, der klare Verständigung und offene Wahrhaftigkeit geachtet und geliebt hat; diesem seinen Charakter wollten wir also auf solche Weise Achtung zollen, indem wir Das erfüllten, was er im Leben und Streben als das Echte, Wahre selbst vorangestellt hat. 18.

Gesammelte Nachrichten zur Geschichte des ehemaligen Cistercienser Nonnenklosters Sanct-Marien in Bergen auf der Insel Rügen, von J. J. Grümbke. Stralsund, Löffler. 1833. 8. 1 Thlr.

Dieses Nonnenkloster ward von dem Rügenfürsten Jaromar, 25 Jahr nach gewaltsamer Einführung des Christenthums, 1193 gestiftet. Die ersten Bet- und Ehrenschwestern wurden aus der Marienkirche zu Roeskilde in Seeland dahin versetzt, deren Bischof Peter Suneson die neuerbaute Kirche einweihte. Eine hier zuerst ans Licht gezogene päpstliche Confirmationsbulle von 1250 bestätigte die angenommene Klosterordnung, nach der Regel des heiligen Benedict und Gewohnheit der Cistercienserinnen. Marie blieb die Schutzheilige des Klosters, das bis zur Zeit der Reformation ihr 13 Pfund 4 Loth schweres silbernes Standbild, nebst einer Krone und Fußgestell von gleichem Metall besaß, die seitdem, ohne Entschädigung der Beraubten, spurlos verschwunden sind. Früher schon, 1495, entfremdete man ihnen ihre Schutzheilige und übergab sie dem heiligen Lucius, dessen Usurpation jedoch kein volles Jahrhundert dauerte und die Gevatterschaft Mariens in ihre alten Rechte zurücktreten ließ. Die Vorsteherin des Klosters hieß bald Aebtissin, bald Priorin, ohne daß diese verschiedene Benennung ihre Vorrechte vermehrt oder vermindert hätte. Sie ward von den Conventualinnen aus ihrer Mitte gewählt, und kein Geistlicher oder Weltlicher durfte deren Wahlfreiheit beeinträchtigen. Unter den wenigen und prunklosen, in alten Inventarien des Klosters angegebenen Mobilien befand sich auch eine niedersächsische Bibel und eine Kirchenordnung sammt der Agende. Die Namen der Vorsteherinnen und die Dauer ihrer Verwaltung konnten, aus vorhandenen Urkunden, nur von 1350—1630 mit Gewißheit angegeben werden. Unter 23 aufgeführten erblickt man Töchter aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes, und von 1461—73 sogar die Prinzessin Elisabeth, Schwester Boleslavs, des Herzogs von Pommern, die aber mit ihrem Loose übel zufrieden war und ihrem Bruder oft erklärte, er würde besser gethan haben, sie einem schlechten Edelmann zu geben, als in ein lebendiges Leichenhaus zu stecken. Von Beschwerden über die Verwaltung der Vorsteherinnen, die freilich in einem Zeitraume von Jahrhunderten unvermeidlich scheinen, hat sich nur das Bruchstück einer einzigen erhalten, die der Klosterpropst Lippold von Platen 1537 gegen die Priorin Anna Bara erhob, aus einem Geschlechte, davon Glieder im Rath zu Stralsund saßen. Inwiefern solche Beschwerde gegründet war, läßt sich um so weniger ermessen, da die richterliche Entscheidung nicht vorliegt und urkundlich erhellt, daß der Convent früher schon sich bewogen gefunden, gegen die Amtsführung des Propstes klagbar zu werden. Der Abgang der Ordensschwestern ward durch aufgenommene Novizen ersetzt. Die Kleidung der Erstern war weiß, mit einem schwarzen Scapulier und Gürtel, der Novizen weiß, der Laienschwestern braun. Begüterte Novizen erhielten bei ihrem Eintritt eine Mitgift von 100 Mark an baarem Gelde, die ihnen das Kloster unter dem Namen der Renten verzinste, womit sie ihre kleinen Bedürfnisse befriedigten. Außerdem bekamen sie, sobald die Klostermittel es zuließen, eine Geldpräbende (Pröve), die sie nach Gefallen zu eignem oder fremdem Gebrauch anwenden durften. Die Klosterzucht scheint nicht übertrieben streng gewesen zu sein. Die den ältern Conventualinnen übertragenen Aemter und Geschäfte sind angegeben. Unter den wenigen aus dem 14. Jahrhundert namhaft gemachten befinden sich Töchter aus adeligen Geschlechtern und von stralsundischen Bürgern. Im Anfange des 16. Jahrhunderts waren 15 Conventualinnen, 16 Anwärterinnen oder Novizen. In der Folge vermehrte sich beider Anzahl. Das jetzige Klostergebäude steht seit 1736, aber unvollendet, weil nur ein Flügel desselben fertig geworden und der vorgehabte Bau eines zweiten wegen Mangel an Geldmitteln unterbleiben müssen. Die erste Dotation des Klosters geschah von dessen fürstlichem Stifter durch Ueberweisung von Kornfeldern, Gehölz, Wiesen und Weiden, Ackerhöfen u. s. w., dessen vier Nachfolger waren freigebig mit Bestätigungsbriefen des Verliehenen, fügten aber wenig oder gar nichts hinzu. Die nachherigen Landesherren Rügens, Herzoge von Pommern, folgten dem wohlfeilen Beispiel. Desto milder zeigten sich Privatpersonen, vorzüglich aus dem Adel, unter denen das Geschlecht von Putbus sich auszeichnet. Was dieserhalb von 1252—1518 geschah, ist umständlich nachgewiesen. Seit der Zeit hörten die Begabungen auf und die Beraubungen begannen. Zu dem damaligen Flecken Bergen, jetzt Hauptort Rügens, stand das Kloster im Verhältnisse des Gutsherrn zu seinen Untergehörigen, die Leibeigenschaft ausgenommen, weil ihm Grund und Boden angehörte, auf welchem der Flecken nach und nach erbaut ward. Es genoß Zollfreiheit auf Rügen und Befreiung vom Zehnden auf allen seinen Besitzungen. Dennoch, vermuthlich weil es keine mit Ring und Stab belehnte Aebtissin war, ward es nicht zum Prälatenstande gerechnet und ermangelte der Landstandschaft. Der männliche Vorstand des Klosters hieß Präpositus oder Propst, dessen Befugnisse und Verpflichtungen

gen aufgeführt sind, wobei auch von dem Klosterhaushalt im 16. Jahrhundert ausführliche Nachricht gegeben wird. 1578 betrug die jährliche Einnahme 4948 Fl. und ward von der Ausgabe immer überstiegen, sodaß der Propst im Vorschuß blieb. Die Pröpste sind namentlich aufgeführt und bezeichnet, so weit sich solche aus den Urkunden ergeben. Der letzte war Johann Bergmann, Rentmeister des Amts Bergen, mit welchem diese Stelle, wenigstens dem Namen nach, erlosch. Ein sogenannter Klostervogt war nicht Schirmvogt, sondern Gerichtshalter, dessen Amt, in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit dem des Landvogts verbunden ward. Ein Beichtiger fehlte begreiflicherweise so wenig, als es an Unterbedienten gebrach. Mit der Zeit der Kirchenverbesserung beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte. 1534 ward auf dem Landtage zu Treptow die evangelisch-lutherische Kirche zur herrschenden im Lande erklärt und die Aufhebung der Mönchsklöster erfolgte. Das bergener Nonnenkloster verlor seine geistliche Stütze, da der bischöfliche Sitz zu Roeskilde secularisirt ward. Zwar erklärten die Herzoge von Pommern bereits 1541, sie wollten, doch nicht von Rechtswegen, sondern lediglich aus Gnaden, die Besitzungen und Gerechtsame des Klosters ungeschmälert lassen und dasselbe als eine Zuchtschule für adelige Jungfrauen beibehalten, hingegen ihr Patronat und Ablager, Deputat, Fuhren und Dienste behaupten. Nur schien dieses Versprechen noch immer sehr widerruflich, bis endlich die Ritterschaft auf dem Landtage von 1560, des herzoglichen Widerstandes ungeachtet, die Behauptung zur Sprache brachte, daß ihre Vorfahren grade deswegen das Stift so reichlich begabt hätten, um ledigen Frauenzimmern ihres Standes anständigen Unterhalt zu sichern. Diese Vorstellung half wenigstens so viel, daß die fürstliche Kammer zwar alle Nutzungen und Gefälle des Klosters einzog, hingegen sich zur Alimentation der Jungfrauen verstand. 1569 ward der Gegenstand aufs Neue angeregt und endlich festgesetzt: die Zahl der Jungfrauen solle auf 20 beschränkt sein, keine vor dem 15. Jahr eintreten und auch städtische Bürgertöchter zugelassen werden; Frauenzimmer unter 15 Jahren dürften als Kostgängerinnen erzogen werden; jede Klosterjungfrau solle berechtigt sein zu heirathen, und wenn sie arm, das Kloster aber reich wäre, von diesem einen mäßigen Brautschatz erhalten; eine unkeusche Jungfrau solle mit dem Schwerte hingerichtet, eine Hälfte ihres Vermögens zu des Klosters Bauten verwendet, die andere den Armen gegeben werden; fremden Mannspersonen, selbst männlichen Verwandten und Freunden, sei der Besuch der Jungfrauen untersagt, und diesen verboten, sich ohne erhebliche Ursachen aus dem Kloster zu entfernen, das immer streng verschlossen gehalten und, nach Art aller altkatholischen Klöster, im Sprachzimmer mit einem Gitter versehen werden müsse. Die Klosterordnung entsprach diesen drakonischen Vorschriften, die eine Anstalt besonnener und wohlthätiger Milde gegen ein unbescholtenes und schutzbedürftiges Geschlecht mit allen gehässigen Formen einer erniedrigenden Strafanstalt umgab und nur geeignet war, von an Leib und Seele verschnittenen schwarzen Wächtern eines Harems mit schadenfroher Lust gehandhabt zu werden. Die vorgefundenen alten Jungfrauen ließ man bei ihrem Glauben, neuaufzunehmende mußten sich zur lutherischen Kirche bekennen. Vor der Hand wurden die Klostergüter nicht eingezogen, nach und nach gingen viele verloren, alle aber als Domainengüter behandelt, worüber die Thatsachen angegeben sind. Selbst für die Entziehung des Fleckens Bergen, das Stadtprivilegium erhielt, bekam das Stift keinen Ersatz. Der verderbliche dreißigjährige Krieg und die schwedische Landesherrschaft und Verwaltung steigerten dessen Drangsale, wie der Verf. mit kurzen aber bedeutenden Worten nachweist, des jetzigen Zustandes aber gar nicht erwähnt, was um so mehr zu bedauern ist, weil seine Darstellung Unbefangenheit, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe vereinigt, und da er einmal die Aufhellung dieses Gegenstandes unternommen, dem Theilnehmenden eine Belehrung nicht hätte vorenthalten sollen, die schwerlich Jemand genügender gewähren konnte als er. Neun Beilagen enthalten urkundliche Beweise seiner Angaben. Ein Steindruck zeigt das große Siegel des klösterlichen Capitels und das kleinere Handsiegel des Propsts. Das mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitete Werk ist ein verdienstlicher Beitrag zur Specialgeschichte Rügens. 57.

Paränesen,

wenn sie die Gebrechen der Zeit und des Standes, dem sie zum Frommen geschrieben werden, von allen Seiten auffassen, mit Einsicht schildern und mit Erfahrung und Umsicht entgegenkommen, sind um so willkommener, je vollkommener sie in Stoff und Form der Rede von Einem oder Mehren verfaßt hervortreten. Werden sie gesammelt, geordnet, durch sie begleitende Anmerkungen und Nachweisungen berichtigt, erweitert und ihre Beziehung auf möglichst viele Einrichtungen und Gegenstände deutlich dargelegt, so vertreten sie die Stelle eines Magazins, das seine Vorräthe dem Denkenden als höchst wichtig anbietet. Ref. zeigte den ersten Band der „Paränesen für studirende Jünglinge auf deutschen Schulen und Universitäten. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Fried. Traugott Friedemann" in d. Bl. (Nr. 181 f. 1828) nicht an und spricht darum sein Urtheil über deren zweiten Band (Braunschweig, Meyer sen., 1833, 8., 1 Thlr. 4 Gr.) um so unbefangener aus. Die in diesem Bande nach ihrem Inhalte geordneten Paränesen sollen der Tendenz des Verf. mehr, als die des ersten entsprechen (Vorr. S. VI), weil für Andeutungen anderer Art der Verf. seine deutschen „Schulreden und beiläufige Andeutungen, Beiträge zur Vermittelung widerstrebender Ansichten über Verfassung u. s. w. deutscher Gymnasien" und sein „Verzeichniß einer philologischen Handbibliothek" bennnt. Und nach strenger Prüfung der hier aufgenommenen Aufsätze müssen wir ihnen zugestehen, daß sie alle mehr oder weniger den Sinn für wissenschaftliche Studien anregen, ihm die rechte Richtung geben und auf das große Ziel hinweisen, das allem menschlichen Streben gesteckt ist. Den Beweis führt die Angabe der Ueberschriften und Schriften, aus denen die Paränesen entlehnt sind.

Aus Fichte's „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" gibt Nr. 1 einen bündigen Auszug, namentlich aus den ersten vier Vorlesungen, und da, wo Fichte's Wort nicht ganz verständlich sein möchte, läßt der Verf. seine eignen oder Stellen aus Schriften verwandten Inhalts unterdrucken. Dieser Aufsatz nimmt hier seinen rechten Platz ein. Heil dem Jünglinge, der ihn seiner Aufmerksamkeit würdigt und seine Wahrheiten in Herz und Leben überträgt! Wie aber Nr. 2, eine Predigt des unvergeßlichen Tzschirner über die nothwendige Verbindung geistiger Bildung und sittlicher Gesinnung, und Nr. 3, eine Predigt Reinhard's von dem Verhältnisse, in welchem das Evangelium Jesu und menschliche Gelehrsamkeit stehen, in diese Sammlung kamen, begreifen wir aus mehren Gründen nicht. Beide sprachen für Studirende nicht, baueten ihre Reden auf biblische Abschnitte, und ihr ermahnendes Wort konnte sich nicht auf die Verhältnisse Studirender richten, sondern mußte sich im Allgemeinen halten. Die „Paränesen" wollen ja auch nicht blos Theologie Studirende ins Auge fassen, sondern Studirende jeder Facultät. Ins Einzelne können wir nicht eingehen, sonst würde sich die Unangemessenheit dieser Nummern noch mehr ins Licht stellen. Dagegen ist Nr. 4, über encyklopädisches Studium von Gruber, ganz an seinem Platze. Encyklopädisch soll die wissenschaftliche Bildung unserer Tage sein, aber gemisdeutet soll und darf sie nicht werden und erstrebt, sonst leidet die Wissenschaft jeglicher Art an Tiefe und Umfang. Wie allmälig sich das Einzelne entwickelte und auf dem großen Gebiete der Wissenschaften die einzelnen, wie Zweige eines großen Baumes, sich ausbreiteten und zu wissenschaftlichen Systemen gediehen, wer von den großen Geistern zu ihrer sicherern Begründung und Entfaltung beitrug, und wer sie alle in seinem Geiste und Schriften zur richtigen und bequemen Uebersicht ordnete; wie der Studirende, Förderer der Zweigwissenschaft, ohne auf dem ganzen Gebiete

das ihr Zugehörige zusammenzulesen und zu ordnen, immer bestehe: das thut in unserer Zeit zu wissen und zu lernen noth, und wird von Gruber und vom Verf. in den untergesetzten Anmerkungen gelehrt. Aus den „Vermischten Schriften" K. L. Reinhold's ist Nr. 5, über Duelle auf Universitäten, entlehnt. Ein kurzer, trefflicher Aufsatz, den wir allen Studirenden zur Beherzigung empfehlen. S. 125 finden wir eine weitschweifige Stelle aus Kant's „Pädagogik" zur richtigern Bestimmung des Begriffes von Erziehung, die wir hier nicht vermißt hätten und hätten dafür aus neuern Schriften von Stephani u. A. Ansichten über diesen Auswuchs eingebildeter Kastenehre, über Ehrengerichte, die dieser Barbarei ein Ende machen sollen, gewünscht. Entscheiden wollen wir nicht, ob der vorhergehende Aufsatz nicht schicklicher diesen Band, oder den dritten, welcher noch folgen wird, beschließen sollte. Die folgenden Nr. 6, über die Methode des akademischen Studiums von Schelling, Aphorismen, welche, wie bemerkt wird, wir aber bezweifeln, auch in ihrer Absonderung noch verständlich sein werden. Nr. 7. Ueber die Bedeutung der griechischen Literatur für unsere Zeit von Es. Tegnér, eine im blühendsten Style gehaltene Abschiedsrede, unter welcher wir Stellen aus Zell's, Roth's u. A. kleinen Gelegenheitsschriften vergebens suchten. Nr. 8: Ueber die staatsverderblichen Richtungen der studirenden Jugend unserer Zeit von Ferd. Delbrück, ein gediegenes Wort für Gegenwart und Zukunft, das durch Stellen aus Röhr's „Zwei Schulreden", die sich vor Allem durch klaren und kräftigen Vortrag auszeichnen, verstärkt wird; und Nr. 9: Ueber die classischen Alterthumsstudien, als Hauptbildungsmittel zur Humanität von Fr. Jacobs, stehen mit dem Zwecke dieser Schrift in engerer Verbindung als Nr. 5. Hier schließe die Anzeige. Die Kritik hat an dem Trefflichen, das dieser Schrift zur Unterlage dient, kein Recht. 118.

Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jeden Standes. Frei bearbeitet nach dem „Abrégé de géographie" des A. Balbi von Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune. Fünfte bis achte Lieferung. Güns, Reichard. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Ueber Geist und Tendenz dieses beachtenswerthen Hülfswerks für den gegenwärtigen Zustand der Erdkunde haben wir in unserer ersten Anzeige desselben uns bereits ausgesprochen. Die vorliegenden vier neuen Hefte bewähren nun ganz die Hoffnungen, die wir davon faßten, und zeigen denselben Geist echt wissenschaftlicher Forschung und scientiver Behandlung, welche die frühern Lieferungen auszeichneten. Auf diese Weise, durch Idee und Behandlung abgesondert, besteht dies Werk sehr gut neben der großen geographischen Sammlung, die unter dem Titel von Schütz's „Erdkunde" in Wien erscheint, und deren Streben mehr auf eine malerische, allgemein bildende Wirkung, als auf Erweiterung und Befestigung des geographischen Gebiets hinausgeht. Ebenso unterscheidet sich das „Hausbuch" von andern Unternehmungen in verwandter Richtung, durch die strenge und scientive Behandlung, mit welcher es sich dem Gelehrten von Fach besonders empfiehlt.

In Fortführung seines Gegenstandes bietet die fünfte Lieferung nun Amerika" von Sommer und Afrika von Wimmer dar, unter welchen das letzte wol das beste und zuverlässigste geographische Bild darbietet, das wir dermalen von diesem Erdtheile besitzen. Das sechste Heft setzt die Münz- und Gewichtkunde fort, liefert Asien und den Schluß von Ozeania, von Zeune und Wimmer. Eine vergleichende Karte der Erdströme ist hier beigefügt. Wir bemerken daraus, daß das holländische Ozeanien, Java, Sumatra, Borneo u. s. w. 9,560,000 Einw. zählt, während das englische, Australien und Tasmanien, nur mit 2,640,000 Einw. angesetzt ist. Im siebenten Heft wird die Maß- und Gewichtkunde von Littrow zum Schlusse fortgeführt und Preußen, Deutschland, Niederlande beendet, Großbritannien begonnen. In der achten Lieferung ist England beschlossen, Dänemark, Schweden, Rußland, die Türkei und der neue griechische Staat — ein Anblick, der dem Menschenfreunde wohl thut — geschildert. Diesem Bande ist eine vergleichende Karte der Berghöhen der ganzen Erde beigefügt und ein vollständiges Sachregister macht den Beschluß. Hiermit vollendet sich nun das ganze höchst achtbare Werk und die Materien, bisher in störender Folge durcheinander geworfen, ordnen sich nun an ihre natürliche Stelle. Der gedrängte Druck hat die Aufnahme von mehr Stoff verstattet, als man nach der Bogenzahl darin vermuthen sollte; doch ist die typographische Einrichtung zu loben geblieben. Das tüchtige Werk kommt dem Bedürfnisse des Gelehrten auf alle Weise entgegen und befriedigt es. *) 46.

* Ueber die erste bis vierte Lieferung vgl. Nr. 97 d. Bl. f. 1834. D. Red.

*) Eine andere Uebersetzung des Balbi'schen Werks erscheint unter dem Titel: Handbuch der Erdbeschreibung. Nach Dr. Balbi's Abrégé de géographie für Deutschland frei bearbeitet und namentlich in Hinsicht auf Topographie, Handels- und Militairgeographie vervollständigt von Karl Andree. In acht Heften oder zwei Bänden. Braunschweig, Meyer sen. 1834—35. Gr. 8. 4 Thlr.

Notiz.

Studirende sonst und jetzt.

Man hört oft klagen, daß zu viel junge Leute studiren, und selbst Beschränkungen finden deshalb in mehren deutschen Ländern statt. Allein vor etwa 100 Jahren dürfte der Zudrang auf Akademien um 100 Proc. höher gewesen sein als jetzt. Hier geben wir eine kleine Parallele von Leipzig:

Eingeschrieben wurden im Jahre

1702 — 645.	1802 — 290.
1703 — 700.	1803 — 246.
1704 — 570.	1804 — 198.
1705 — 442.	1805 — 233.
1706 — 458.	1806 — 239.
1707 — 489.	1807 — 312.
1708 — 512.	1808 — 226.

86.

Auf die in der Beil. Nr. 1 zu Nr. 23 d. Bl., S. 4, befindliche Anfrage wegen der Herausgabe des von dem bekannten königl. preuß. Historiographen und Literator Herm. Adolf Meinders zu Halle im Ravensbergischen versprochenen „Zodiacus vitae" des Palingenius, dient zur Antwort, daß Unterzeichneter, als Urenkel jenes gelehrten Meinders, im Besitze seines sämmtlichen, beinahe 30 starke Foliobände betragenden, größtentheils ungedruckten literarischen Nachlasses ist, dessen Verzeichniß er bereits in Wigand's „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens", 3. B., 1. Heft, Lemgo 1828, S. 111 fg. mitgetheilt hat. Unter diesen befindet sich auch ein vollständig zum Druck ausgearbeiteter, jedoch nicht gedruckter lateinischer Commentarius zum Palingenius, und ein besonderes Manuscript: „Vita, fata et Apologia Palingenii". Ersteres habe ich bereits vor mehren Jahren der hiesigen Gymnasialbibliothek geschenkt, wo es sich jetzt noch befindet; letzteres ist noch in meinen Händen, und beide können vielleicht bei einer neuen Herausgabe des Palingenius zweckmäßig benutzt werden, da Meinders diesen Dichter sehr verehrte und großen Fleiß auf die neue Herausgabe desselben verwandt hat.

Bielefeld, 10. April 1835.

Der Hofrath Dr. Consbruch.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1835.

Von den Aristokratien, den Geschlechts-, Geld-, Geistes- und Beamtenaristokratien und der Ministerialverantwortlichkeit in reinen Monarchien; ein staatswissenschaftlicher Vortrag mit Belegen aus der Zeitgeschichte, von einem Ungenannten. Leipzig, Hinrichs. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Eine wohlmeinende und wohlgemeinte Schrift, welche recht sehr für die Zeit ist. Möchte sie besonders recht vielen Fürsten und deren Umgebungen in die Hände kommen, damit sie anschauliche und lebendige Bilder von Dem vor Augen bekommen, was die Aristokratie ist, wie sie sich gestaltet, und wie sie wirkt.

Sehr richtig geht der Verf. von der Wahrnehmung aus, „daß alle die verschiedenen Arten der Aristokratie unleugbar in den Staaten wirklich vorhanden sind, leben, bestehen, wirken und ihre Erfolge haben; daß sie alle insgesammt mehr oder weniger die Schmeichler der Souverainetätsträger, aber die giftigsten und gefährlichsten Feinde der Fürsten und der Völker sind; daß aber, was die Geschlechtsaristokratie an Mark und Kraft der Unterthanen in den monarchischen Staaten noch verschont hatte, von einer echten Beamtenaristokratie verschlungen wird, welche mit berechnender Sparksamkeit ihre Opfer nur langsam zur Schlachtbank führt."

Ueberzeugt davon, daß die Constitutionen, ungeachtet des vielfachen Verlangens darnach, kein Heil dagegen bringen können, „daß vielmehr die reinmonarchische Regierungsform unter allen Bedingungen die beste, und selbst, von ihrer dunkelsten Schattenseite gesehen, noch immer den sogenannten freien Verfassungen vorzuziehen sei, erkennt der Verf. in der richtigen Ausführung des Grundsatzes der Ministerialverantwortlichkeit und in deren Verschmelzung mit Landständen in der reinen Monarchie das Mittel, den lauten Klagen und der bestehenden Unzufriedenheit, welche sich aller Orten äußert, abzuhelfen."

Wir sind unsererseits überzeugt, daß der Verf. die Krankheit des politischen Lebens in Europa, und besonders in Deutschland, ganz richtig erkannt habe, nicht minder, daß er das einzige Heilmittel getroffen habe, das von Grund aus Heilung bewirken kann; aber wir bezweifeln sehr, daß so angewendet, wie es der Verf. empfiehlt, es seine volle Wirkung irgend thun, noch das Uebel heben, vielmehr nicht selbst bald verderben werde. Was er vorschlägt, Land- und Reichsstände mit der Befugniß zur amtlichen Beschwerdeführung, sowol über die Mängel der Gesetzgebung als besonders über die Gebrechen der Verwaltung, das haben wir beinahe durch ganz Deutschland gehabt; es hat bestanden zu einer Zeit, wo die Menschen noch einfacher, weniger verschmitzt und kräftiger waren als jetzt; es waren jene Stände selbst keine erschaffene Anstalt, und sie übten ihr Recht nicht als ein verliehenes, sondern sie hatten mit den Staaten selbst als die geborenen Landesvertreter sich ausgebildet, deren Befugnisse, vordem noch ausgedehnter, auf gleichem Rechtstitel beruhten als die Staatsgewalt selbst; nichtsdestoweniger haben sie sich selbst nicht, nicht die Staaten, noch einen solchen Zustand in denselben erhalten können, durch und bei welchem Regent und Volk in Eintracht und deshalb glücklich gelebt hätten. Ein Land, in dem solche Land- und Kreisstände am längsten und in dem größten Ansehen sich erhalten hatten, in welchem sie, wenigstens dem anerkannten Rechte nach, noch das wichtige Bewilligungsrecht übten, Sachsen, möge anstatt aller sonstigen Beispiele die Richtigkeit dieser Erfahrung erhärten, wenn daneben zugleich die Frage beantwortet wird, was denn in Preußen schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aus den Landständen geworden war?

Sonderbar genug! Auf dem wiener Congresse haben mehre Monarchen, vor allen Preußen, Hanover und Luxemburg durch ihre Gesandtschaften unumwunden erklären lassen, daß Das, was dort als deutsches Staatsrecht ausgemacht worden, den gerechten Erwartungen der deutschen Völker nicht genügen könne und deshalb Unzufriedenheit, Mistrauen und Murren unausbleiblich zu gewärtigen sei. Es ist anerkannt worden, daß der Anspruch auf eine allgemeine Rechtssicherheit, auf die Erhaltung der durch die Reichsverfassung gewährten bürgerlichen und politischen Rechte und auf diejenige Erweiterung der Freiheit, welche verheißen und als das Ziel aller der Anstrengungen und Opfer zugesichert worden war, durch deren muthvolle Verwendung die Deutschen ihre Fürsten selbst von dem drückenden Joche ihres despotischen Protectors oder Verbündeten befreit hatten, ein beachtungswerther, unabweislicher sei. Gleichwol, als sich nun wirklich murrende Stimmen erhoben, wurde dieses Murren nicht blos übel genommen, sondern zum Verbrechen gemacht und Maßregeln ergriffen, um es zum Schweigen zu bringen. Die ganz natürliche Folge hiervon konnte abermals nicht ausbleiben. Je weniger der Krankheitsstoff nach außen auswerfen konnte, desto intensiv stärker mußte die Krankheit werden und dieser Zustand sich doch wieder durch äußere Kennzeichen offenbaren. Zu diesen möchte ganz vorzüglich gehören, daß, was noch, so lange es eine Geschichte gibt, alle Zeit der Erfolg der Gewaltmittel gewesen ist, Befürchtungen, die noch keine Wirklichkeit haben, zur Wirklichkeit werden. Der Erfolg der ersten mainzer Centraluntersuchungscommission hätte ganz Deutschland vor dem Verdachte thätlicher Unternehmungen zur gewaltsamen Verfassungsumwälzung bewahren sollen. Aber der Argwohn und seine Wirkungen sind geblieben, und vermöge derselben ist es nun dahin gekommen, daß unleugbar geheime Verbindungen zu solchem frevelnden Beginnen herausgestellt worden sind; daß die herrschende Unzufriedenheit und Spannung in allen Theilen des Landes von den Regierungen selbst als Thatsache ausgesprochen und ein zweiter Congreß zu Wien abgehalten worden ist, um in einem gemeinschaftlichen Consilium anderweitige Recepte gegen dieses Uebel zu verschreiben, welche, gleichförmig angewendet, überall denselben Erfolg hervorbringen sollen. Gleichwol ist nach alle Dem, was bekannt geworden ist, unleugbar, daß noch nicht der zehntausendste Theil der deutschen Nation sich hat hinreißen lassen, den Regierungen vorgreifen oder sich gegen dieselben auflehnen

zu wollen; daß vielmehr die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit in gesetzlicher Ordnung und Ruhe lebt; daß es nur einzelne, sehr unbedeutende Glieder derselben sind, welche zu Einschreitungen Anlaß gegeben haben, deren Gerechtigkeit am Tage liegt, so weit sie diese entzündeten und eiternden Glieder betreffen; deren Weisheit und Rechtmäßigkeit aber einer sorgfältigen Erwägung unterliegt, dafern es sich darum handeln sollte, gegen die Möglichkeit der Verbreitung des Ansteckungsstoffes Schranken zu ziehen wie gegen die Cholera, und durch Hemmung des Verkehrs größere Uebelstände zu bewirken, als die Krankheit selbst ist, oder gar um der Schuldigen willen auch die Unschuldigen zu verdächtigen, zu verfolgen und zu bestrafen, das heißt mit andern Worten: sie unter Aufsicht zu stellen und das Gut freier Bewegung zu verkümmern. Daß dieses sorgfältig werde erwogen sein, wer möchte daran zweifeln? Nur eine Besorgniß bleibt, daß, da es unmöglich ist, dieselbe Erwägung in jedem einzelnen Kopfe zu verhindern, diese in einer großen Menge derselben vielleicht ein anderes Ergebniß erzeugen könnte, sodaß, was der eine Theil für angemessen und ersprießlich ansieht, von dem andern widerwärtig und abscheulich erachtet würde. Das wäre ein so großes Unglück, daß unstreitig die Mitwirkung eines Jeden zu dessen Verhütung wünschenswerth ist.

Wie dem Recensenten scheint, müssen dieselben Kunstregeln, welche die Aerzte bei der Behandlung kranker Personen beobachten und durch deren Beobachtung sie ihre Herstellung zu bewerkstelligen sich angelegen sein lassen, auch bei den Krankheiten der politischen Körper und deren Heilung Anwendung finden. Jeder Arzt macht sein erstes Geschäft daraus, alle Kennzeichen und alle möglichen Veranlassungen derselben in Erfahrung zu bringen, und braucht dazu den doppelten Weg der eignen Sinnenwahrnehmung und der genauesten Erkundigung bei dem Kranken selbst und bei seiner Umgebung. Er traut diesen historischen Nachrichten nicht unbedingt, sondern prüft sie durch Zusammenhaltung mit seinen eignen Beobachtungen; niemals aber wird er sich auf die letztern allein beschränken und die erstern verabsäumen. Hiernächst ist die Zeit, wo Aerzte gegen die Symptome der Krankheiten operirten und dieselben zu unterdrücken suchten, längst vorbei; auch der mittelmäßigste Arzt weiß, daß die Ursachen der Krankheiten gehoben werden müssen, und daß mit deren Entfernung auch die Krankheit mit ihren Aeußerungen von selbst verschwindet. Wenn aber bei acuten Krankheiten einzelne Erzeugnisse derselben fortgeschafft werden müssen, um deren Rückwirkung zu verhindern und Raum und Zeit dazu zu gewinnen, das Uebel in der Wurzel zu fassen, so darf doch niemals eine solche Operation über diesen ihren Zweck hinausgehen, noch den Organismus des Ganzen und seine naturgemäßen Verrichtungen angreifen, da nur allein aus deren Lebensthätigkeit die Genesung zu schöpfen und zu erwirken ist. Die Anwendung hiervon ist nicht schwer; wir brauchen uns dabei nicht aufzuhalten.

Das aber ist von großer Wichtigkeit, zu bemerken, daß es grade einzig und allein darum, weil das Volk nicht selbst gefragt worden ist, was ihm fehle, und worüber es sich beklage, oder daß ihm taugliche Organe fehlen, es auszusprechen, oder endlich auch wol, weil auf solche Aeußerungen nicht mit der Aufmerksamkeit, Geduld und Wohlwollen gehört worden ist, womit sie angenommen und erwogen werden müssen, möglich geworden ist, der Krankheit selbst, deren Dasein nicht in Abrede gestellt wird, einen ganz andern Charakter und ganz andere Ursachen beizulegen, als in der That vorhanden sind, und solches den Wärtern und Aerzten des Kranken weiszumachen, weil Diejenigen, welche dabei betheiligt sind, daß das Uebel fortbestehe, indem ihre Wichtigkeit und Ansehen, ihr Wohlsein und ihre Erhaltung lediglich darauf beruhen, auf das geschäftigste die Wahrheit zu verbergen und derselben den trügerischen Schein unterzuschieben beflissen sind, durch den sie das klare Wasser trüben, um im Trüben fischen zu können. Wer aber kann dies anders sein, wer könnte sonst hierzu einen Bewegungsgrund haben, wer könnte sich davon Nutzen versprechen als eben die Aristokraten aller Art, und diese allein, welche zwischen den Fürsten und Völkern stehen und stehen bleiben wollen, um die Vorrechte zu behaupten, die sie schon genießen und noch zu erweitern trachten, deren Besitz nur auf Unkosten des Fürsten und des Volkes möglich ist, und deren Dasein unaufhaltbar ihre Politik bestimmen und leiten muß, daß sie Fürsten und Völker fein auseinanderhalten, um ihren Standpunkt zwischen Beiden nicht einzubüßen und sich in der Gesammtheit zu verlieren, daß sie also Mistrauen, Gehässigkeit und Feindschaft zwischen Beiden aussäen und die aufgegangene Saat hegen und pflegen, damit sie wenigstens als nützliche und unentbehrliche Vermittler und Stützen von Beiden geehrt und dankbar bedacht werden, und daß sie jederzeit demjenigen Theile schmeicheln und hofiren, der die Macht in Händen hat, und den schwächern Theil zu unterdrücken sich angelegen sein lassen, indem sie, was diesem abgenommen wird, sich zuzuwenden die gutgeübte Fertigkeit besitzen? So haben sie in England, in den Niederlanden, in Schweden, in Frankreich und in Spanien mit dem Volke gegen dessen Könige gehalten, als dasselbe in wilder Aufregung seine Kraft versuchte. So hetzen sie in Deutschland die Fürsten gegen ihre Völker auf, weil jene über die Macht gebieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Puertorico.

Wir entnehmen einem neuen englischen Werke: „Account of the present state of the Island of Puerto Rico", von Oberst Flinter, nachstehende statistische und topographische Notizen über diesen seit Kurzem so wichtig gewordenen überseeischen Handelsplatz. Der Oberst Flinter ist, da er mehre Jahre hindurch die spanische Besatzung von Puertorico commandirte, wenigstens ein genauer Kenner des Zustandes und der Eigenthümlichkeit dieses Landes, wenngleich seine politischen und selbst statistischen Ansichten zum Theil zu Gunsten der Regierung, unter welcher er diente, sich formirten.

Die frühere Geschichte von Puertorico bietet fast gar keinen Inhalt dar. Obgleich eine der ältesten spanischen Colonien, diente es doch zwei Jahrhunderte lang blos zu einem Deportationsplatz, und seine freie Bevölkerung lieferte den traurigsten Beweis für die Stumpfsinnigkeit des ältern spanischen Colonistengeistes. Die Kosten für Civil und Militair wurden durch Rimessen von Mexico getilgt, und erst nach der Revolution von 1810, wo diese Sendungen aufhörten, wurde das Mutterland auf die in finanzieller Hinsicht ganz hülflose Lage von Puertorico aufmerksam. Im Jahre 1815 erließ die Regierung zu seinem Gunsten ein Decret, das zwar den Gewerbfleiß auf Puertorico beförderte, aber auch dem bisher mehr aus Indolenz und Trägheit als aus Menschlichkeit nicht stattgefundenen Sklavenhandel größern Spielraum gewährte. Man lud unter den besten Bedingungen Colonisten nach Puertorico, man schenkte ihnen die zu bebauenden Landstriche, befreite die Ansiedler von Steuern, Abgaben und Zehnten, sogar von den Exportationskosten, die zeither in dem alten spanischen System eine ganz unumgängliche Last gewesen waren. Seit diesem Decret von 1815 ist der Fortschritt Puertoricos an Bevölkerung und Wohlsein einzig und beispiellos; selbst das schnelle Wachsthum der nordamerikanischen Colonien ist damit nicht zu vergleichen.

Hierzu trugen die zahlreichen Einwanderungen von Royalisten, die der Bürgerkrieg von dem Festlande vertrieben hatte, Vieles bei; dies waren in jeder Hinsicht solide Leute, die sich jederzeit durch Redlichkeit und Umsicht in ihren Negociationen ausgezeichnet hatten. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, so hat Puertorico ein gewiß selten wiederkehrendes Beispiel gegeben, was in mercantiler Hinsicht ein verwahrlostes Land innerhalb 20 Jahren werden kann. Es ist in dieser Zeit — nächst Brasilien und Cuba — der furchtbarste Nebenbuhler des englischen Handels in Betreff der Production der Stapelartikel und zugleich ein nicht leicht von der eignen Bevölkerung zu erschöpfendes Magazin geworden.

Das Meer, welches die Inselküsten Westindiens bespült, kann kein fruchtbarreres Land bewässern, als Puertorico ist. Auf einem Flächenraum, der kaum den einer ansehnlichen europäischen Provinz übersteigt, bringt es Alles hervor, was die tropische Vegetation darbietet. Eine waldige Gebirgskette durchschneidet das Land — wie Jamaica — von Osten nach Westen, deren höchste Gipfel sich zwar nicht über 4000 Fuß erheben, die aber doch jeder der beiden durchschnittenen Hälften einen verschiedenen Charakter gibt. Der nördliche District ist feucht, ausgesetzt den periodischen Regengüssen Westindiens und vorübergehenden Stürmen. Die hügelartige Beschaffenheit des Bodens eignet sich vortrefflich zu Viehweiden und für den gewöhnlichen Anbau, da er von unzähligen kleinern Gewässern durchströmt und befeuchtet wird. Der südliche Theil des Landes dagegen ist oft Monate lang trocken, obgleich es auch hier nicht an stehenden und fließenden Gewässern fehlt. Hier gedeiht, der Trockenheit ungeachtet, das Zuckerrohr vortrefflich, und die meisten der bedeutendern Zuckerpflanzungen befinden sich auf diesem Theil der Küste. Ueber diese wacht die Verwaltung wie über ihren Augapfel, und nach dem Gesetz ist Jeder, der einen Stamm des Zuckerrohrs niederhaut, dafür drei andere zu pflanzen verpflichtet. In Vergleich mit den Eilanden im mexicanischen Meerbusen ist das Klima auf Puertorico, trotz der von der vielen Waldung verursachten Nebel und Küstenschauer, sehr gesund und die Sterblichkeit übersteigt fast nie den Maßstab der höher liegenden europäischen Gegenden. Das Thierreich ist auf Puertorico im Ganzen weniger ergiebig, dafür genießt das Land aber auch nach Flinter's Angabe den großen Vorzug, fast gänzlich von den verderblichen Reptilien und Insekten befreit zu sein, die in den übrigen Landstrichen von Westindien so häufig sind.

Nach der Abschätzung der spanischen Regierung vom J. 1830 beläuft sich die gesammte Bevölkerung von Puertorico auf 323,858 Seelen, worunter 127,287 freie Farbige und 34,240 Negersklaven. Nach Flinter's Angabe beträgt sie jedoch mehr. Er gibt die Gesammtzahl der Bewohner auf 400,000 und die Zahl der Sklaven auf 45,000 an, da es häufig vorkommt, daß die Colonisten der letztern weniger angeben, um an Kopfsteuer zu ersparen. Nach dieser Berechnung kommen ungefähr 180 Köpfe auf eine □M.

Von den freien Einwohnern der Insel wohnt nur ein sehr geringer Theil in den Städten. Eigentlich verdient diesen Namen nur die Hauptstadt San-Juan, die ungefähr 8000 Seelen zählt. Unter diesen zeichnen sich durch Wohlhabenheit, Sitte und Cultur die Nachkommen des Militairs aus, welche in jeder Hinsicht die erste Classe der Städtebewohner ausmachen. Die zweite Classe der Einwohner von Puertorico bilden die wohlhabendern Kaufleute und Pflanzer, unter denen viele Ausländer. Der großen Zuckerpflanzungen gibt es auf der Insel 300, die fast sämmtlich auf der Südküste liegen. Nach Flinter decken schon diese vollkommen die Kosten des Zuckerbaues. Außer diesen gibt es noch gegen 1300 kleinere Pflanzungen, die unbemitteltern Leuten gehören und oft nicht über ein oder zwei Acker Landes umfassen. Kaffeepflanzungen rechnet man 148. Diese sind im Ganzen für das Privatinteresse der Pflanzer weniger einträglich gewesen; wenigstens haben viele bemitteltere Capitalisten dabei ihr Geld zugesetzt, während die kleinern Pächter, beim Anbau mehr auf den eignen Fleiß hingewiesen, es zu einem nicht unbeträchtlichen Vermögen brachten. Im Ganzen zählt man auf Puertorico 19,000 Grundbesitzer (eine außerordentliche Zahl), unter denen freilich fast 18,000 kleine Eigenthümer sind, die ihre Provision nehmen oder Vieh halten.

Die weißen Bewohner der Dorfschaften heißen Xivaros und sind eine träge Rasse, die eben nicht im Wohlstande, aber in physischer Bequemlichkeit ihr Heil suchen und für die sociale und industrielle Vervollkommnung ihres Landstriches wenig beitragen. Sie liegen Tage lang in ihren Hängematten, rauchen Cigarren und klimpern auf der Guitarre; das Gartenland, das ihre Hütten umgibt, und der Kaffeebaum, der fast ohne alle Pflege gedeiht, gewähren ihnen ein dürftiges Auskommen. Ihre Hütten sind mit Palmblättern gedeckt und in der Regel an den Seiten offen. Zuweilen findet man ansehnlichere mit Thüren. Ihr ganzes bewegliches Eigenthum besteht aus zwei oder drei Hängematten, einigen irdenen Eß- und Trinkgefäßen und einem paar Kampfhähnen. Wenn der Xivaro außerdem noch einen Acker Korn- oder Patatenland, eine Kuh und ein Pferd besitzt, so gilt er für bemittelt und man nennt ihn einen comfortablen Xivaro, der sich an Festtagen gütlich thut und nicht wenig einbildet, wenn er auf seiner magern Rosinante, mit einem langen, breitgriffigen Schwert zur Seite, auf dem Kopfe einen breitrandigen Strohhut, den der Xivaro auf sehr ritterliche Art zu setzen weiß, in knappem Kattunspenzer, blankem Panzerhemd und Pantalons von bunter Leinwand aus seinem Besitzthum zu einer Tanzpartie oder zu einem Hahnengefecht ausreitet. Zwei große Vorzüge sind den Xivaros eigen: ihre außerordentliche Kühnheit und Tapferkeit und eine fast sprüchwörtliche Gastfreundschaft. „Als ich eines Tages austritt", erzählt Flinter, „ward ich von einem kleinen Regenschauer überfallen; ich befand mich eben in der Nähe der Besitzung eines armen Xivaro, die an dem Abhang eines Hügels recht malerisch zwischen Platanenbäumen und Patatenfeldern lag. Ich band mein Pferd an eine Pfoste und trat in die Hütte, mit dem sowie in Irland hier gebräuchlichen Willkommen: Gott behüt euch Alle! (God save all here), der mir von dem Herrn des Hauses, der etwa 40 Jahre zählte, freundlich erwidert wurde. Er war im Hauskleide, einer bunten Leinwandjacke und weißen Beinkleidern. Er wiegte sich wohlgefällig in einer für seine stämmige Figur sehr schmalen Hängematte; der eine Fuß stand auf dem Boden und bewegte die Matte gleich einer Wiege. Zuweilen drehte er mit der Fußspitze einen gewaltigen Topf mit Erdäpfeln, die am Feuer schmorten und wahrscheinlich zum Abendmahl für die genügsame Familie bestimmt waren. Im Arme ruhte ihm eine Guitarre, auf der er eben kein Meister zu sein schien, deren Klängen er aber mit Wohlgefallen lauschte. Er war ganz das Bild lässiger gemüthlicher Ruhe, jenes dolce far niente, das dem Bewohner heißerer Zonen für den Druck der Hitze entschädigt und in eine angenehm-wollüstige Nervenabspannung wiegt. Bei meinem Eintritt richtete er sich auf und bot mir sein Lager an, das ich aber ausschlug. In einer andern Matte schwangen sich lustig zwei ganz nackte, wohlgebildete Kinder und verschlangen mit großem Appetit einige ungeheuere Erdäpfel. Die Hausfrau, welche eben beschäftigt war, vier stattliche Kampfhähne zu füttern, während der Mann aus der Hängematte heraus von Zeit zu Zeit gegen das Zuviel protestirte, empfing mich mit einer Artigkeit und Gastfreundschaft, wie man sie im nördlichen Europa vergebens sucht. Sie breitete ein Palmenblatt von ungeheurer Größe über den Sattel meines Pferdes, damit er nicht naß werden sollte, und nöthigte mich alsdann auf die verbindlichste Weise zum Niedersitzen. Der Wirth war sehr mittheilsam und gab mir die vollständige Biographie seiner Hähne zum Besten, nebst einer Revue aller der Siege, die sie bereits erfochten. Er nannte sie köstliche Vögel und bot mir einen zum Geschenk an. Dies Geschenk war gewiß ein ansehnliches zu nennen, denn es war etwa der zehnte Theil seines häuslichen Vermögens. Als ich von dem Xivaro Abschied nahm, lud er und seine hübsche Frau mich mit einer Zuvorkommenheit und Herzlichkeit zum Wiederkommen ein, wie man sie in Europa nur selten in dem gemüthlichen und gebildeten Mittelstande findet."

Puertorico lieferte im J. 1830 414,000 Centner Zucker, 250,000 Cent. Kaffee und 35,000 Cent. präparirten Taback, die übrigen Colonialwaren ungerechnet. Es besitzt außerdem zahlreiche Viehheerden, die unter verschiedene Classen von Eigenthümern vertheilt sind, von dem Wohlhabenden, der zuweilen gegen 1000 Stück besitzt, bis zu dem Armen, der sich mit einer oder zwei Kühen begnügt, um seiner Familie Unterhalt zu gewähren. Die Gesammteinkünfte von Puertorico berechnet man auf 800,000 spanische Thaler, während die sämmtlichen Kosten der Landeshaushaltung für Civil und Militair nur 630,000 Thaler betragen.

Die Behandlung der Negersklaven auf Puertorico ist gut und menschlich. Die spanischen Gesetze sind hierin streng und schreiben jede Einzelheit in der Behandlung der Neger mit größter Bestimmtheit und mit Humanität vor. Die Eigner sind gehalten, ihren Sklaven den ersten Unterricht des Christenthums beizubringen, sodaß sie ein Jahr nach ihrer Importation in die Kirche zur Taufe gelassen werden können. Auch die Anordnungen in Betreff der Sklavenehen sind sehr günstig. Körperliche Züchtigungen sind mit Maße vorgeschrieben; eine solche darf sich nicht über 25 Streiche belaufen. Wie dem jedoch sei, so wäre es dennoch wünschenswerth und kann allein dem bürgerlichen und ökonomischen Zustand des Landes, der sonst immer ein precairer bleibt, förderlich sein, wenn Puertorico dem Beispiel von Antigua folgte und seine Neger vollkommen emancipirte. Nur auf diese Weise kann die Betriebsamkeit der Colonisten das schöne Land allmälig seiner vollkommenen Selbständigkeit entgegenführen. 150.

Kynalopekomachia. Der Hunde Fuchsenstreit. Herausgegeben von C. Fr. von Rumohr. Mit sechs Bildern von Otto Speckter. Lübeck, Rohden. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses epische, in sechs Gesängen abgefaßte Gedicht ist in einem Tone geschrieben, der an die schläfrigen Nachmittagsstunden eines im Lehnstuhl oder auf dem Sopha hingestreckten großen Herrn erinnert. Vom Verfasser der „Tutti Frutti" sagt man, er dictire, während er sich rasiren läßt und sein Kammerdiener ihm die Toilette macht, dem Secretair jene Schriften voll legeren Witzes und jene Conversationshistörchen, die den Leuten eine Zeit lang gemundet haben. Hr. v. Rumohr hat seinem Koche auch einmal ein Buch in die Pfanne dictirt. Die „Schule der Höflichkeit", die er vielleicht seinem Friseur zur Ausarbeitung an die Hand gab, könnte beim „Geist der Kochkunst" einigermaßen in die Schule und in die Küche gehen, denn sie selbst gibt blos kalte Küche und matten Geist ohne Wärme eines dampfenden Herdes. Die Geschichte des Kampfes zwischen Fuchs und Hunden mit den schleppenden und stotterigen Knittelreimen möchte vielleicht der Jägermeister im Schlosse des Barons, oder ein schalkiger Jagdgesell jüngern Alters nach Anweisung des gestrengen Herrn aufgezeichnet haben, und der gestrenge Herr sieht auf diese Weise sein ganzes Gesinde um sich her in schriftstellerischer Thätigkeit; er selbst sitzt auf dem Sopha und lacht dazu. Jeder von seinen Leuten schreibt etwas von ihm und verarbeitet einen freiherrlichen Einfall; allein der Herr dieser Einfälle ist doch noch ein ganz anderer, selbst in seinen Novellen erscheint nur ein Stück von ihm, die Vorrede hat sicherlich Hrn. v. Rumohr's Bibliothekar geschrieben.

Reinecke erscheint in obigem Gedichte minder schlau, als man von ihm gewohnt ist, er ist fast ein zu gemächlicher Schwelger, er säumt oft sehr lange im Hühnerstall, und nur durch die Dummheit der Hunde wird seine Rettung durch 150 Seiten hindurch möglich. Die Schilderung des Bündnisses zwischen dem Fuchs und der alten Katze des katholischen Landpfarrers ist sehr ergötzlich. Der Pastor hält sich eine schläfrige Magd, die am Tage nachholt, was sie des Nachts versäumt, weil der geistliche Herr seine wunderlichen Launen hat und sie bei Nachtzeit viel beten läßt. So brechen bei hellem lichten Tage Diebe in die Pfarrei ein und stehlen con amore. Der Geistliche kommt dazu nebst dem Schulzen des Dorfes, die Hunde, die sich im Walde amüsirten, werden gestraft, die alte Köchin muß eine Strafpredigt anhören. Diese Scenerie ist nicht ohne Geschmack entworfen und mit jener vornehmen Behaglichkeit durchgeführt, die Hrn. v. Rumohr's Werke in ihrer Art auszeichnet. Die verschiedenen Spielarten der Hundegattungen kennt der Verf. sehr genau und weiß sie wie mit Knütteln zu regieren, so auch in Knitteln zu schildern. Dabei ist aber das ganze Gedicht so aller geistigen Beziehungen baar und ledig, daß man sich über den Materialismus, der darin vorherrscht, mit Recht zu verwundern hat. Hr. v. Rumohr kennt die ideellen Bezüge eines Gemäldes, wie wir glauben, sehr genau; er weiß, daß der Werth des Kunstwerks nicht in einer getreuen Portraitirung blos zu suchen ist, sondern ein gewisser ideeller Adel, wie im Menschenleben überhaupt, so auch in Kunst und Wissenschaft den eigentlichen Reiz derselben ausmacht, und eben weil wir glauben, dem Hrn. Verf. sei dies gar wohl bekannt, müssen wir unser Verwundern verlautbaren, daß der Autor in so müßiger Laune und in so schläfriger Stimmung den Musen seinen Besuch abstattet. Die Bilder von Speckter sind dieses Künstlers würdig. 11.

Aphorismen.

Duclos.

Duclos, der bekannte Verf. der „Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV et XV — einer Arbeit, welcher Lemontey's neuere und so sehr gerühmte Werke: „Essai sur la monarchie de Louis XIV" und „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV", doch wenig eigentlich Neues hinzuzusetzen gewußt haben — war eine Zeit lang mit den Encyklopädisten liirt, die damals schon den Umsturz des Bestehenden wollten und mit der Religion anfingen, von welchen Bemühungen sie hernach die Früchte geschmeckt haben. Er ward die eigentliche Tendenz ihrer Manoeuvres aber kaum inne, als er sich behutsam von ihnen loszumachen suchte. „Ces gens en feront tant, qu'ils me rendront dévots!" sagte er.

Anekdote.

Ludwig XV. entschloß sich bekanntlich sehr schwer dazu, den Herzog von Choiseul, gewiß seinen gewandtesten Minister, aus seinem Dienste zu entfernen, und widerstand lange dem dießfälligen Andringen seiner Maitresse Dubarry, welche den Herzog persönlich haßte. Endlich erzwang sie es. Sie hatte einen Koch, welcher auch Choiseul hieß und dem Herzoge überdies sehr ähnlich war; sie jagte ihn fort. Und jetzt sagte sie dem Könige spöttisch: „J'ai chassé mon Choiseul; quand chasserez-vous le vôtre?" Dieser Spötterei erlag der schwache Monarch und der Herzog ward verwiesen.

Aguesseau.

Man erinnert sich der unglücklichen Händel, welche unter Ludwig XIV. durch die berüchtigte Bulle „Unigenitus dei filius etc." veranlaßt wurden. Der Beichtvater des Königs, Tellier, bestand darauf, diese Bulle beim Parlament einregistrirt zu sehen, wogegen vom letztern Schwierigkeiten erhoben waren. Damals war es, daß Ludwig den Generalprocurator Aguesseau vor sich fodern ließ, und daß ihm seine tugendhafte Gattin, fürchtend, er möge sich einschüchtern lassen, beim Weggehen die herrlichen Worte sagte: „Allez, oubliez devant le roi femme et enfans; perdez tout, hors l'honneur." Das edle Weib war eine geborene Ormesson.

Der Herzog von Burgund.

Der Herzog Ludwig von Burgund, Enkel Ludwig XIV. (Sohn des Dauphins Ludwig und der Prinzessin Anna von Baiern) und präsumtiver Kronerbe, war ein vortrefflicher Prinz, dessen früher Tod (gest. 1712) als einer der schmerzlichsten Verluste für Frankreich zunächst und für die Menschheit überhaupt betrachtet werden muß. Man citirt eine Menge Züge von ihm, welche seinem Herzen zur großen Ehre gereichen; die meiste Achtung aber verdient die Resignation, mit welcher er sich alle Genüsse versagte, um Nothleidende unterstützen zu können. „Les sujets ne sont assurés du nécessaire", sagte er, „que lorsque les princes s'interdisent le superflu". 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1835.

Von den Aristokratien, den Geschlechts-, Geld-, Geistes- und Beamtenaristokratien und der Ministerialverantwortlichkeit in reinen Monarchien; von einem Ungenannten.

(Fortsetzung aus Nr. 136.)

Eine leicht zu durchschauende Lüge aber ist es, daß in Deutschland die Fürsten und Völker entzweit sind; daß jene diese zu unterdrücken streben, und diese jene hassen, verwünschen und vertilgen wollen. Wer nur mit eignen Augen sehen kann, und nicht blos durch die gefärbten Brillen, die der Hofstaat vorzuhalten immer in Bereitschaft steht, dem kann nicht entgehen, daß unsere deutschen Fürsten sich nicht schämen, die Stammgenossen ihrer Völker zu sein; daß sie es wissen und zu bekennen sich nicht scheuen, ihr Beruf sei die Förderung der Wohlfahrt derselben; daß wol keiner den Glauben hegt, das Volk sei um seinetwillen da, sondern ein jeder sich bescheidet, für das Volk leben und regieren zu sollen; daß, so viel Unvollkommenes oder Tadelnswerthes auch geschehen möge, dies doch nur durch Misgriffe entsteht, Absicht und Wille aber gut sind; daß selbst das Verlangen nach despotischer Alleinherrschaft in ihnen nicht wohne, da sie durch Constitutionen oder durch andere Einrichtungen der Staatsverwaltung und des Bürgerthums mehr oder weniger ihre Regierung bestimmten Regeln unterworfen und die Autonomie ihre Unterthanen geachtet haben. Wenn überhaupt Sittlichkeit und Tugend unter den Menschen Fortschritte gemacht haben, wo zeigt sich solches am schönsten, als in den Familien der Fürsten und an ihren Höfen? Haben sie nicht durch die That selbst dem Grundsatze gehuldigt, daß das Laster auf dem Fürstenstuhle keinen Platz habe und der verächtliche Mensch ihre Reihen nicht entehren dürfe? Wie weit ist jene steife Etikette und so manches Vorurtheil verschwunden, das vordem den Bürger vor die Füße der Mächtigen warf? Und wenn auch Einiges in der Urkunde des heiligen Bundes noch einer Berichtigung bedarf, wenn auch bei der Ausführung in des Menschen Hand das Heiligste nicht rein und makellos zu bleiben vermag, wer kann der lauten Verkündigung des ausgesprochenen Grundsatzes, daß die Liebe des Christenthums die Grundlage und Triebfeder einer jeden Staatsregierung sei, seine Ehrerbietung und seinen Dank versagen, wer vermag diesen Denkstein aus der Geschichte zu tilgen? Gewiß, die Deutschen vertrauen dem christlichen Sinne und dem deutschen Herzen ihrer Fürsten; sie huldigen ihnen mit Stolz und Freudigkeit, und sie vertrauen ihnen, als den von der Vorsehung berufenen Führern der Gesammtheit des Volkes.

Umgekehrt, wie könnte ein Volk, das mit seinen Fürsten herangewachsen ist, das nie einen andern Zustand und politisches Leben gekannt hat, seitdem es selbst bekannt ist, als unter dem Vortritte und der Leitung seiner Fürsten, dessen Treue und Worthalten seit Jahrhunderten berühmt ist, das fest an seiner Sitte und Denkweise hält, das überlegt, vernünftig und gesetzlich sich stets gezeigt hat — wie wäre es möglich, daß dieses Volk mit einem Male dem Schwindelgeiste, dem Fürstenhasse, der Empörungssucht sich hingegeben haben sollte? Was hat es gethan, daß man es so verunglimpfe? Hat es etwa, als seine Fürsten selbst es riefen, das deutsche Vaterland wiederherzustellen, ihnen geantwortet: Sie selbst haben sich dem Tyrannen in die Arme geworfen, mögen sie nun auch zusehen, wie sie von ihm loskommen? Hat es, als sein Aufstand Deutschlands Boden befreit hatte und seine siegreichen Massen aus Frankreich heimkehrten, auch nur mit einem Gedanken daran gedacht, seine vereinte Waffenmacht zu brauchen, um dem Vaterlande eine ihm beliebige Einrichtung zu geben? Ist, als so viele Theile desselben vertauscht wurden, als das alte deutsche Reich aufgelöst und in einen Bund souverainer Staaten verwandelt wurde, ohne es zu befragen, ohne seine Rechte zu wahren, ohne seine Zukunft zu sichern, irgendwo von einer Widersetzlichkeit, Auflehnung oder auch nur Protestation zu hören gewesen? Hat es in seiner überwiegenden Mehrheit Denen Vorschub gethan oder auch nur Antheil bewiesen, die durch voreilige Entschließungen zu unerlaubten Unternehmungen sich hier und da vereinigten, oder hat es festgehalten an Gesetz und Ordnung, Obrigkeit und Treue? Hat man sonst, weil Dolche von Mördern gemisbraucht und Feuersbrünste durch Verwahrlosung entstanden sind, alles Eisen und Feuer den Menschen untersagt und entzogen? Sollen die braven Deutschen schweigend für Recht erkennen, daß sie dafür angesehen werden, was einige Frevler verbrochen haben? Rechtfertigt die bloße Möglichkeit schon die Verdächtigung? Nein, auch die Fürsten Deutschlands können ihren Unterthanen vollkommen vertrauen und sicher sich und ihre Hoheit ihnen anvertrauen. Mögen sie nur gestatten, daß diese offen und traulich zu ihnen reden! mögen sie in ihren Antworten nur leutselig und gütig sich zeigen! mögen nur die Zwischenträger und die wahren Aufwiegler nicht hineinreden dürfen! Die Eintracht und Ergebenheit wird in allen Ländern deutscher Zunge sich so laut verkünden, daß kein Zweifel mehr dagegen wird aufkommen können. Das ist des Verf. Meinung ebenfalls. Auch er erkennt die Quelle alles politischen Zwiespalts und aller verderblichen Maßregeln in dem Dazwischentreten der Aristokratie, ihrem Einflusse und ihrer Wirksamkeit. Unter den verschiedenen Arten der Aristokratie aber ist nach seiner Meinung die Geschlechtsaristokratie, der Erbadel, so gut als erstorben, kraftlos und unschädlich geworden, dahingegen die Amtsaristokratie zu um so größerm Ansehen und Macht gelangt und in ihr die Ursache des Druckes und des Elends der Zeit hauptsächlich zu finden.

Was aber ist denn Aristokratie? Was versteht der Verf. darunter, was wir? Die Wortbedeutung und der Ursprung derselben machen den Verf. stutzig. Aristos, griechisch der Beste, kann freilich nicht zur Erklärung in dem Sinne genommen werden, wo es, auf moralische Vollkommenheit bezogen, den Edelsten, Ehrwürdigsten, Achtungswürdigsten bezeichnen würde. Denn wie wäre überhaupt moralische Vollkommenheit, die Aufgabe aller Menschen, niemals etwas Gegebenes, immer etwas Erworbenes, dazu angethan, das Unterscheidungsmerkmal einer eignen Classe von Menschen, eines besondern Standes zu sein? „Gei-

stiges und materielles Vermögen sind die Kräfte, welche stets des Vorzugs eines Ansehens unter den Menschen theilhaftig geworden sind und, einzeln oder in Gemeinschaft, bei deren Führern vorausgesetzt wurden. Dem Wortsinne und der Sache gemäß ist daher Aristokratie nichts Anderes als Führerschaft; und es kommt nur darauf an, dieser tief in der menschlichen Natur, ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen begründeten Ordnung der Dinge die dem Wohle des Ganzen angemessenste Gestaltung zu geben." Führerschaft? So wären Aristokraten und Demagogen ein- und dasselbe? Daß jene im Grunde den Platz der Letztern einnehmen wollen, kann man wol zugeben; aber daß sie es wirklich sind, dem widerspricht schon die verschiedene Benennung. Führerschaft ist daher keine richtige Bezeichnung, obgleich außerdem der Verf. die Sache vollkommen richtig aufgefaßt und das Wesen derselben angedeutet hat.

Das Beste ist das Gute im höchsten Grade. Was sind denn aber die Güter, worauf ein rohes, noch unverdorbenes, aber auch ungebildetes Volk Werth legen konnte und überall Werth gelegt hat, besonders einen politischen, wodurch also der gute, tüchtige Mitbürger zum tüchtigsten, besten, vorzüglichsten wurde? Die Benennungen, womit die alten germanischen Völker Diejenigen beehrten, die sie als die besonders Beachtungswerthen in den Gemeinden bezeichnen, erklären vollständig, welche Eigenschaften es waren, die ihnen zu diesem Ansehen verhalfen. Die Alten, die Weisen und Erfahrenen, die Starken und Tapfern, die Reichen und die ein stattliches Gefolge hatten, sie waren es, denen im Umstande der Platz in den vordersten Reihen eingeräumt wurde, und welche deshalb unter dem gemeinsamen Namen der Vordersten oder Ersten, der Fürsten, begriffen wurden. Bei den Angelsachsen richtete sich der Stand ganz nach der Größe des Hufenbesitzes. Die Griechen haben unstreitig dieselben Rücksichten beobachtet, aber jene Ursachen der Bevorzugung nicht so einzeln unterschieden, sondern alle jene Güter unter dem gemeinschaftlichen Namen des Guten zusammengefaßt. Was bei den Deutschen die Fürsten hieß, hieß bei ihnen die Bevorzugtesten, die Besten. So lange diese Vorzüglichkeit nur in der Anerkennung des Daseins der sie verschaffenden Eigenschaften bestand, bildete ihre Zuschreibung noch keinen Stand, sondern beruhte lediglich in dem Sein der Personen. Da aber dieses Sein sich doch immer auf ein Haben Dessen gründete, was Ansehen gab, und da der Vorzug im Ansehen, in der Schätzung, im Gelten unter den Standesgenossen selbst ein Gut war, welches bald als die Quelle größerer Macht erkannt werden mußte, durch deren Gebrauch die Bevorzugten in dem Maße höher stiegen, als die Uebrigen zurücktreten mußten, so mußte sich an den Begriff der Bevorzugtesten bald die Vorstellung der Bevorrechtung knüpfen, sodaß Standesbevorrechtung und Aristokratie einerlei geworden ist. Schwerlich möchte sich auch erweisen lassen, „daß Vorrecht und Unrecht in philosophischer Strenge des Wortsinnes gleichbedeutend sei". Im Gegentheile besteht ja der wesentliche Unterschied des Staats von der bürgerlichen Gesellschaft eben in der Ungleichheit der Gliederung der letztern, in der Unterscheidung von Obrigkeit und Unterthanen in der Gesammtheit. Daraus würde nun zwar noch keine Nothwendigkeit der Eintheilung der letztern in Gute, Vorzüglichere und die Vorzüglichsten folgen. Weil aber jedes Vermögen die Fähigkeit seiner Verwendung zum Gemeinbesten und zur Erwerbung von Ansehen und Macht in sich schließt; weil einerseits jeder Bürger den Beruf hat, nach seinem Vermögen zum Gemeinbesten zu wirken, und weil wiederum Pflichten nicht ohne Rechte bestehen, andererseits das Vorhandensein irgend einer Kraft und Macht schon den Trieb zu ihrer Ausdehnung und Erweiterung mit sich führt, mithin, wo kein moralisches oder politisches Hinderniß entgegentritt, der Angesehene und Mächtige seine Bevorrechtung stets zu vergrößern streben wird, dieses aber nur auf Unkosten und durch Unterdrückung aller übrigen Geringern möglich ist: so ist es zwar völlig wahr, „daß es noch nie und zu keiner Zeit und unter keiner Bedingung einen Staat ohne Aristokratie gegeben habe, daß es auch nie einen solchen geben wird, und daß naturgemäß von jeher solche Denen zu Theil ward, welche durch die Vereinigung der mehrsten Machtmittel in sich den jedesmaligen Erfodernissen der Zeit am besten zu genügen vermochten"; aber ebenso wahr ist es auch, daß der Begriff der Aristokratie sich nicht auf den Besitz dieser Machtmittel, selbst nicht auf den Vorzug anerkannten Rechtens beschränkt, sondern ihm noch unvertilgbar das Merkmal der Habsucht und Unterdrückung anklebt, woraus sich denn die Feindschaft zwischen den Aristokraten und den übrigen Volksgenossen aller Länder erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Poesie in England seit 50 Jahren.

In einer gut geschriebenen und gut übersetzten Schrift: „Biographische und kritische Geschichte der englischen Literatur von Samuel Johnson's bis zu W. Scott's Tode, von Allan Cunningham, aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser" (Leipzig, Weidmann, 1834, 8., 1 Thlr. 6 Gr.), wird uns ein Ueberblick der poetischen Errungenschaften Englands seit 50 Jahren eröffnet, den wir mit einigen eignen Bemerkungen zu begleiten versucht werden. Wir gehören eben nicht zu den ruhmredigen Freunden unsers Vaterlandes, und doch gestehen wir, daß uns die Durchsicht dieser Schrift des achtbaren Cunningham die Brust mit Stolz erfüllt hat, mit einem gerechten Stolz auf unsern relativen Reichthum an geistigen Schätzen. Denn, indem der Verf. die poetischen Erwerbungen Englands in den letztverflossenen 50 Jahren überblickt und sie mit seiner gesunden, kräftigen und unabhängigen Kritik beleuchtet, lockt er uns unwillkürlich zu einem Vergleich der Namen an, die er nennt, mit denen, die wir zu nennen hätten; und wie hier die Wagschale ostwärts sinkt — sollen wir es erst noch sagen? In welchem Betracht stünden wir zurück? In welchem trügen wir nicht einen unzweifelhaften Sieg davon? Und wie haben die Verhältnisse gewechselt, seit Klopstock's Ode an die englische Muse. Diese Betrachtung bewegt uns. Zwar hat der Verf. selbst den guten Geist, einzusehen und anzuerkennen, daß unter den beiden Perioden seiner Literatur die Elisabethinische bei weitem die Georgische an wahrer Poesie übertrifft (eine Einsicht, die bei einem englischen Kritiker schon selten ist und einen höhern Standpunkt verkündet); aber wie leer und an der Materie, höchstens am Kleide der Materie haftend, ist auch diese Georgische Epoche, aus welcher die neueste Poesie mit Schweiß und Mühe ringt sich loszumachen und über ihr zu schweben? Aus dieser Periode, der der Wiedergeburt der englischen Poesie, nennt er nun wol ein 100—120 Namen; aber darunter wie leicht ins Ohr fallende und wie wenige von dem Gewicht des Kleeblattes Byron, Moore und Scott, die allein doch des Nennens in einem Jahrhunderte noch werth sein werden. Und wo sind seine Göthe, Schiller und Jean Paul; seine Herder, Lessing und Wieland, seine Tieck, Schlegel und Novalis, seine Uhland, Rückert und Chamisso selbst? Jenes Kleeblatt ausgenommen (und selbst hier nennen wir Moore noch mit Zweifeln), wie mager, wie dürftig, wie stoffhaftend, wie materiell, wie klein im Gedanken ist die ganze neuenglische Poesie! Wie hat sie sich überfliegen und überflügeln lassen von allen Seiten, selbst von der französischen, selbst von ihrer Zöglingin, der slawischen jungen Muse! Jenes echte Dichterkleeblatt abgerechnet, was sind die Southey, die Shelley, die Sotheby, ja selbst die Burns, Bloomfield und Coleridge anders, als glückliche Versformer über die naheliegendsten poetischen Gedanken? Entdeckung und Blick ins Innere der Natur — wo sind sie! Sie sind nicht schaffende, sie sind nur bekleidende Dichter, mit Ruhm genannt, weil in Zeiten der Armuth auch Der, welcher das Nothdürftige besitzt, für reich gelten kann.

Und so nennt denn der Verf. nach einem flüchtigen Ueberblicke der an Poesie ganz verarmten Georgischen Periode, in der Addison als Stern erster Größe prangte, unter den Dichtern: Cowper, Burns, Crabbe, Rogers, Scott, Wordsworth,

Southey, Montgomery, Graham, Hogg, Coleridge, Leyden, Lamb, Campbell, Moore, Wilson, White, Bloomfield, Byron, Shelley, Keats, Leigh, Proctor, Hood, Motherwell, Watts, Bowles, Sotheby, Cary, Milman, Elliot und Andere mehr, indem er die Grundzüge ihrer Lebensgeschichte skizzirt, ihre ausgezeichnetsten Arbeiten kurz beurtheilt und mit Andeutung ihres poetischen Charakters, ihres Dichterranges schließt. Sein Urtheil zieht durch eine verhältnißmäßig praktische Tüchtigkeit und gesunde Selbständigkeit an und hat in England allgemeinen Beifall gefunden, und doch gehört Cunningham selbst der Classe von Naturalisten in Poesie und Kritik an, die in England zahlreich ist und die eben durch ihre Anzahl und ihren Ruf den tiefen Fall von Poesie und Kritik und die weite Abirrung der Schule von der Natur kundthut. Bloomfield, Burns, Hogg und Cunningham selbst geben den Beweis, daß man in England auch ungeschult ein Dichter sein kann. Bloomfield, der ländliche Schuhmacher; Burns, der Bauer; Hogg, der Ettrickschäfer, noch jetzt seine Schafe hütend, und Cunningham, der Maurer, haben eine Schule gestiftet, die eben nicht die schlechteste unter den englischen Dichterschulen ist und wenigstens die todte Natur gut nachbildet, mit der sie sympathisirt. Außer ihnen hat die ganze englische Poesie jetzt einen fast ausschließlich epischen Charakter angenommen. Ueber die poetische Erzählung schwingt sich kein englischer Dichter mehr hinaus und das Meiste fällt der prosaischen Erzählung anheim. Die wenigen Versuche außerhalb dieser Sphäre — im Drama z. B. — misglücken sämmtlich und zeigen nur eben die Ohnmacht des Fluges. Die Kritik selbst ist rein-empirisch, praktisch-tüchtig, aber ohne Bewußtsein ihrer Gründe, ohne alle wissenschaftliche Tiefe und Ergründung, ohne Erkenntniß von Wesen und Bedeutung der Poesie. Welchem Engländer wäre es z. B. je eingefallen, im Reim etwas mehr als einen gefälligen Widerklang, eine architektonische Gliederung der Rede zu sehen, oder die Idee des Tragischen klar zu machen, oder über das Wesen des Lyrischen nachzudenken? Selbst die Kritik ist eine blos praktische Verstandesübung bei ihm, und trifft er, wie unser Verf., das Rechte, so ist es gleichsam vermöge eines glücklichen Instincts und ohne sich seiner Sonderung von dem Falschen bewußt zu sein.

Was alle diese Dichter auszeichnet, die der Verf. belobend nennt (und er nennt ziemlich Alles, was seit 50 Jahren in England nur einen Vers drucken ließ), ist ein negatives Verdienst, die Entfernung von der steifen und naturfeindseligen Schule Pope's und Addison's. Kühne und glückliche Gestaltung mag man auch noch hinzurechnen. Damit aber sind wir zu Ende. Neues, wirklich Neues hat nur das Kleeblatt geschaffen. Naturdurchdringung, Heraufbeschwören der geheimnißvollen Gestalten in der Menschenbrust, Enträthselung der Herzensgeheimnisse — diese suchen wir bei allen diesen Dichtern umsonst.

Die herrschende Form ist, wie gesagt, die der poetischen Erzählung. Aber selbst in dieser treffen wir — immer mit Abrechnung jenes Triumvirats — auf keine „Bezauberte Rose“, geschweige denn auf einen „Faust“, einen „Titan“. Die Lyrik enthüllt keine Seelengeheimnisse, das Drama bildet keine Menschenbilder; Shakspeare, ja selbst Byron schon werden nicht einmal recht begriffen; in der Ode fehlt Fülle und Begeisterung; nur die behagliche Breite des Romans sagt dem poetischen Geiste des heutigen Englands zu. Mehr und mehr fällt die Dichtkunst kunstreichen weiblichen Händen zu, die Literatur wird Gewerbe, und die Männer haben mehr zu thun, als einem selten einträglichen Geschäft ihr Leben zu widmen. So steht es um die Poesie im heutigen England. Die vielgerühmte praktische Richtung der Zeit, welche von dort ausging und ausgeht, rächt sich an England zuerst, und bald wird von Poesie in England so wenig die Rede sein, wie in Nordamerika davon die Rede ist, wenn nicht neue Erschütterungen des Menschengeistes bald dahin führen, das ideale Gebiet ein für allemal von dem realen mit tüchtigen und dauerhaften Grenzsteinen abzusondern.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen ist uns wenig Raum für die Einzelnheiten übriggeblieben. Cunningham bewährt, wie gesagt, ein gutes, unabhängiges, praktisches Urtheil, das zu Zeiten gleichsam den Nagel auf den Kopf trifft. Dies belegt sich z. B. an seinem Ausspruch über Byron. „Sein Hauptfehler“, sagt er, „ist ein Mangel an Sympathie mit der Natur (er hätte noch besser gesagt: ein Mangel an Liebe für das Dasein und das Daseiende, oder überhaupt an Liebe). Der Bauer Burns übertrifft hierin den Lord von Newstead u. s. w. Er schrieb von jeglichem Dinge (oder Triebe) wie im Zorn, betrachtete die Tugend wie Zufall und den Irrthum als einzige Gewißheit. Wer genießen will, wird seine Sehnsucht nie an Byron stillen.“ Man sieht, dies Urtheil ist rein-praktisch, aber als solches tüchtig und wahr. Die deutsche Kritik geht freilich tiefer; der Engländer sagt das Warum, der Deutsche sucht den Grund des Warum. Eben jedoch, weil der Engländer vor allen Dingen praktisch ist, erlangt er Vorzüge im Roman, dieser Ausdrucksform für das Leben und seine Weisheit. Die Reihe von solchen lebensklugen Romanen in den letzten 50 Jahren ist daher auch in England fast unübersehbar, und der Verf. nennt und beurtheilt einige 60 Romandichter von Anna Radcliff bis Bazil Hall. Einen poetischen Roman, wie „Wilhelm Meister“ ist, haben alle diese nicht hervorgebracht; ja, nicht einmal einen der Poesie so analogen, wie „Tom Jones“ ist. Mackenzie ist beinahe noch der allerdichterischste unter diesen allen, wenngleich sehr eng und umgrenzt. Aber auch hier siegt das praktisch-prosaische Element, wie Bulwer's Ruhm beweist, der auch noch nicht einen poetischen Gedanken verkörpert hat. Und doch versichert C., daß er des Dichters Kraft in Allem, was er schaffe, mitwirken lasse, und hieraus erkennen wir, was man heutzutage in England Dichters Kraft nennt — plastische Gestaltung und nichts weiter! Indeß lebt Ein großes Streben in Bulwer, und das macht ihn uns werth; es ist das Streben, den Geist in seinem Vaterlande zu Ehren zu bringen, die er als solcher nie genoß. Wir wünschen ihm Glück dazu!

Nichts ist armseliger als das Drama in England; der Verf. nennt mit Kummer und Mühe 13 Namen, oder außer Byron und Scott 11 — und welche Namen! Sheridan, dies Urbild der Nüchternheit; Maturin, das Zerrbild von Hugo; Milman, Coleridge, der den „Wallenstein“ verbessert haben soll, und einige Damen. Von allen diesen Dramen, Damen und Namen ist auch nicht einer nur des Nennens werth. Die Tradition, was ein Drama sei, und wie man dazu gelange eins zu schreiben, scheint in Oldengland, einst dem Vaterlande des Dramas — gänzlich verschwunden zu sein. Nicht einmal einen Dumas oder einen Raupach vermögen sie mehr ins Feld zu stellen. So todt und abgestorben wie das Drama, ist auch die höhere, die eigentliche Kritik in England. Was man so nennt, ist praktische Schlußfähigkeit, ohne Ergründung des Wesens der Poesie, und glücklich genug, wenn sie nicht ganz Ausdruck blinder Parteiung ist. Bloßer Zufall ist sie jedenfalls, und wir kennen außer Scott keinen Engländer, der den Namen eines Kritikers recht verdiente, selbst Jeffrey, Southey und Macauley nicht. Genug! Die englische Poesie fällt in die Hände der Damen, sagten wir oben. Wer daran zweifelt, sehe die folgende Namenreihe an: Johanna Baillie, Felicia Hemans, Letitia Landon, Mary Howitt, Elisabeth Hamilton, Jane und Mary Porter, Lady Morgan, Hannah Moore, Mistreß Inchbald, Jane Austen, Mary Mitford, Mistreß Hall, Mistreß Jameson. Sind das nicht die ersten poetischen Namen Englands? 2.

Lucien Spalma.

Mit dem Roman „Lucien Spalma“ tritt ein junger pariser Schriftsteller, Jules David, zum ersten Male auf, ein in der Geschichte des modernen französischen Romans merkwürdiges Buch, das seinem Verf. einen nicht unbedeutenden Rang unter den Romantikern sichert, in einem überaus blühenden und bis

zu seltener Eleganz gefeilten Styl geschrieben. Die Tendenz des Romans ist, die entgegengesetzte Seite jenes poetischen Unwesens hervorzuheben, welches die intellectuelle Fähigkeit im Menschen auf Unkosten seiner sittlichen Kraft geltend macht und auf diese Weise ihn zu einer Ideenmaschine ohne thatkräftige Bewegung umstempelt. Im Orient, zu Smyrna geboren und nur in den kältern europäischen Himmelsstrich übergepflanzt, ist Lucien Spalma eines der Wesen, die, wie man sagt, für diese Welt zu gut, das heißt mit anderm Wort zu schlecht sind, die zu nichts taugen als zum Träumen, in einem Tage hundertmal zu verzweifeln und sich in Gedanken umzubringen. Er besitzt einen starken poetischen Anflug, ohne daß er jemals einen einzigen Vers gemacht hat, er ist verliebter Natur, ohne doch zu lieben; ohne sein Zimmer zu verlassen, durchpilgert er in Gedanken die ganze Welt. In dem contemplativen Leben, in seinen Träumereien gibt es für ihn keine Grenzen; in der Wirklichkeit aber vermag ihm das kleinste Hinderniß Stillstand zu gebieten. Er würde sich an seinem eignen Kaminfeuer verbrennen, wenn es eines entschlossenen Willens bedürfte, um seine Beine zurückzuziehen. Er sieht Alles vortrefflich ein und ist stolz auf seine Einsicht; aber moralisch ist er eine jämmerliche Null, eine Null, die dabei das Unglück hat, ein empfindsames Herz zu besitzen. Diesem gigantisch charakterlosen Menschen hat der Dichter in Oskar de Savigny einen sogenannten Freund zur Seite gestellt, von mittelmäßigen Fähigkeiten, aber keckem Willen, dreist, unternehmend, ohne Zagen in alle Verwickelungen des Lebens eingehend; ganz nach außen lebend, sowie Spalma ganz nach innen. Oskar beherrscht Lucien ganz und benutzt ihn wie der Herr den Sklaven. Er mishandelt ihn, bringt ihn um Ehre, um Gattin, um seine ganze Zukunft. Es scheint, als ob der Dichter in dem Verhältnisse dieser beiden Menschen die ganze sterile Idee, welche man Freundschaft zu nennen beliebt, hätte annihiliren wollen.

Wenn dies wirklich die poetische Absicht des Verf. gewesen ist, wiewol es schwer ist aus einem französischen Roman, der zur Hälfte oder gar zu zwei Drittheilen der romantischen Schule angehört, klug zu werden, so ist schon um dieser Absicht willen der Roman ein denkwürdiges Buch. Denn wenn wir aufrichtig sein und einen prüfenden Blick auf die deutsche Romanliteratur seit dem Jahre 1790 richten wollen, so müssen wir eingestehen, daß uns jene Freundschaft, wie sie in unsern Romanen lebt und athmet, unsaglichen Schaden angerichtet hat. Leute, die ihrer Anlage gemäß zu tüchtigen Weltbürgern hätten werden können, sind durch diese bloße Romanfreundschaft, durch diese idealischen Vorstellungen von einer Seelenwahlverwandtschaft zu unnützen Träumern und faden Schwärmern geworden. Es ist in dieser Hinsicht mit der Freundschaft ebenso wie mit der sogenannten platonischen Liebe. Zwei Menschen bilden sich ein, daß sie füreinander geschaffen sind, und bedenken nicht, daß sie damit dem lieben Gott ein sehr schlechtes Compliment machen. Denn die Vorsehung schafft nie zwei Menschen füreinander, sondern sie stellt jeden an seinen Platz, damit er für das Ganze und Allgemeine empfänglich und für dieses genießbar werde. Zwei solche Menschen trennen sich, ganz diesen Träumen hingegeben, von der Welt ab, glauben sich selbst einander genügen zu können und bedenken wieder nicht, daß es nur der geistige Hochmuth ist, der einem Andern ganz und vollkommen genügen zu können wähnt. Gewiß, wenn es eine Chimäre in der Welt gibt, so ist es die Freundschaft in diesem Sinne, denn sie tritt, einseitig, ganz aus dem vernunftgemäßen Weltlaufe heraus und wird zum wahren caput mortuum in der bürgerlichen Gesellschaft. Wenn in der Liebe ein Mensch diesen Fehler begeht, so weiß man, daß man es seiner Jugend, seiner Lebendigkeit, seinem Sanguinismus, kurz dem Frühling seines Lebens zu Gute halten darf; aber der Schwärmer in der Freundschaft bleibt ein Theosoph, ein Mystiker, ein unbrauchbares Wesen bis in sein Alter, bis ihm das Haar ergraut und die Organe ihren Dienst versagen. Solche Schwärmer können nur durch harte Prüfungen, durch augenscheinliche Beeinträchtigungen und Kränkungen überzeugt werden, und sie müssen in jener späten Zeit, wo sonst der Mensch ins Klare zu kommen pflegt über die moralische Weltordnung, noch ein hartes Lehrgeld geben und sich mit gebrochenem Herzen, dem keine Zeit zur Heilung mehr übrigbleibt, in die Erde bestatten lassen.

Es ist deshalb keine zu verachtende poetische Aufgabe, wenn ein junger Dichter es versucht, darzustellen, wie sehr der bloße Reflexions- und Gefühlsmensch ein Spielball Dessen wird, der zu handeln, wenn auch schlecht zu handeln versteht. Es ist das furchtbarste Ende, wenn ein begabter Mensch, ein Mensch, an welchen die Welt berechtigt ist Ansprüche zu machen, an seinen Idealen und in Folge deren an einem gebrochenen Herzen untergeht. Genau genommen war dies auch Malfilâtre's, Chatterton's, Gilbert's und Escousse's Ende, und die Gruft, welche diese verschlungen, steht noch für Jedermann offen, der zu schwächlich ist, um auf seinen eignen Füßen zu stehen. 150.

Literarische Notizen.

Hennequin's „Biographie maritime" wird das Leben und die Thaten von 120 berühmten Seemännern beschreiben und in 31 Lieferungen mit Kupfern ausgegeben werden.

Von Eug. Sue erschien: „Cécile"; vom Baron de Lamothe-Langon: „Mademoiselle de Rohan", in zwei Bänden; von Elie Raymond: „La veilleuse", und von Jakob dem Bibliophilen: „Le bon vieux temps", in zwei Bänden.

Von Eug. Bresson erschien „Passion et fanatisme".

L. de Pécourt gab heraus: „La Belgique et la révolution de juillet".

F. Didot kündigt eine „Histoire de l'empire ottoman" an, von der Entstehung dieses Reichs bis auf unsere Tage, mit Einleitung von Alix und einer großen Karte, in drei Bänden, die in sieben wöchentlichen Lieferungen vom 1. April an erscheint; desgleichen eine „Histoire d'Espagne", von John Bigland, aus dem Englischen übersetzt, durchgesehen, berichtigt und bis 1814 fortgeführt von dem Grafen Matth. Dumas, mit einer geographischen Einleitung des Obersten Bory de St.-Vincent, sammt einer ausführlichen und schönen Karte von Spanien. Auch dies Werk soll in sieben Lieferungen, jede Woche eine, vom 1. April an ausgegeben werden. 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 138. —— 18. Mai 1835.

Von den Aristokratien, den Geschlechts-, Geld-, Geistes- und Beamtenaristokratien und der Ministerialverantwortlichkeit in reinen Monarchien; von einem Ungenannten.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

So vielerlei Vorzüge nun von idealer oder realer, moralischer oder materieller Beschaffenheit, die ein Vermögen geben, sich denken lassen, so vielerlei Arten von Aristokratien kann es geben, deren Verwirklichung in der Zeit und im Raume aber von den Umständen und den daraus entspringenden Bedürfnissen, von der Denkungsart der Menschen und von der Staatsverfassung selbst abhängig bleibt, je nachdem dadurch dieses oder jenes Vermögen mehr dazu angethan ist, als Machtmittel zu dienen. Als die gewichtigsten sind die Aristokratien des Geschlechts, des Geistes, des Geldes und der Beamtung herausgehoben.

„Die Führerschaft im Staate lediglich vom Vermögenszustande abhängig machen, würde zu allen den Nachtheilen führen, unter denen wir Polen zu Grunde gehen, Frankreich im Elende, England erliegen, Schweden verarmen, Destreich dahinwelken sehen. Denn die Schrecknisse der Aristokratie des materiellen Vermögens bleiben sich gleich, sie mag an den erblichen Grundbesitz gebunden sein, oder unter andern Gestalten Kraft und Muth der Völker erschöpfen." So ganz gleich möchte dies denn doch nicht sein! Viel hat es gethan, daß der Grundsatz des uralten deutschen Rechts verlassen worden ist: zum Bürgerthume ist freie Geburt und Ansässigkeit erforderlich. Doch immer ist es ausgemacht, daß die Vermögensaristokratie am schnellsten zur Erschütterung und Auflösung des Staatsverbandes führt, sowie es auch wahr ist, daß die Vermögensaristokratie den Erbadel unterdrückt, und daß nur die Geistesaristokratie sie zu bändigen vermag.

„Doch wehe, wenn der Geist die Schranken durchbricht, die Vernunft und Sittlichkeit, Recht, Ehre und Tugend ihm setzen! Dann wird bald nichts mehr heilig und wahr, bald Besitz, Eigenthum, Ehre, Freiheit und Leben der Staatsbürger ein Spiel der Willkür sein. Die Beamtenaristokratie ist die Schule für diese Thaten, des lautesten Despotismus feiger Tyrannei würdig, in denen die Extreme, Brutalität und Geistesüberlegenheit sich berühren. — Der geistigen Führerschaft aber eine solche Bedeutung und Stellung zu geben, daß dieselbe verhindert wird, sich in eine Beamtenaristokratie zu verwandeln, das ist die Aufgabe, deren Lösung der reinmonarchischen Verfassung das längst entschiedene Uebergewicht innerer Vortrefflichkeit noch mehr zu sichern geeignet erscheint."

Von welchem Weltkörper, von welchen Geschöpfen mag da der Verf. wol reden? Von unserer Welt, von Menschen? Wenn die Menschen so gut wären, daß die Vernunft und Sittlichkeit durch sie selbst die Herrschaft überall zu üben vermöchten, dann würden sie nicht nur keines Staats bedürfen, sondern dessen Dasein würde selbst ein Unrecht an der Menschheit sein. Unter so guten Wesen könnte es keine bessern geben; alles Uebrige würde nur Nebensache und Gemeingut sein; eine Aristokratie wäre eine mit sich selbst in Widerspruch stehende Vorstellung. Darum hat es noch nirgend eine reine Geistesaristokratie gegeben, noch kann es eine solche geben; immer haben sich die Geistesvorzüge an ein anderes Machtmittel geknüpft, und ihre eigne Aristokratie ist in der des letztern untergegangen, weil sie der letztern nur als Mittel zum Zwecke diente. So war es beim Erbadel, als in dem Principe der Vererbung der Geschlechtsvorzüge durch das Blut begründet, und seitdem diese Vorstellung immer allgemeiner als ein Vorurtheil erkannt worden ist und dadurch ihre ideale Macht verloren hat, bei der Amtsaristokratie.

Es mag daher das Ideal einer Beamtenschaft, welche durchaus nur durch ihre Pflicht und durch die ausgezeichnetste Sachkenntniß geleitet wird, auf welche kein Affect, Trieb oder Leidenschaft irgend einen Einfluß übt, wo alle Wahlen und Beförderungen nur durch das Verdienst, oder das Uebergewicht von Einsicht, Erfahrung und Thätigkeit geleitet werden, und wo die Stufenfolge lediglich durch das Maß der Fähigkeit bestimmt wird, wie dies der Verf. weiter ausmalt, noch so schön sein, es bleibt immer nur ein Ideal, ohne Verwirklichung und für die Wirklichkeit durchaus unpraktisch. Es klingt vortrefflich, wenn man sagen kann: „Der gesammte Stand der Staatsdiener vertritt in wohlgeordneten Monarchien die Stelle der Volksrepräsentation, sodaß die Minister dem Fürsten, die Ministerialräthe jenen die etwa nöthige Opposition halten, und Alle, von einem regen Eifer, von hohem Ehrgefühl belebt, nur das Gebot der Pflicht, der höchsten Sittlichkeit zum Maßstabe ihres Wollens und Thuns haben. Einsicht und Erfahrung sind die treuen Begleiter solcher Männer auf ihrer glorreichen Bahn zu unsterblichem Ruhme, dessen Tempel in ihrem Herzen die Ehre erbaut hat, die, ein glänzender Lichtpunkt, ihren Lebenspfad stets hellstrahlend beleuchtet. Für Männer solchen Werthes gibt es eine gewisse Grenzlinie, außerhalb welcher ihnen die Ausübung ihres Amtes zur Unmöglichkeit wird; auf derselben steht jedes Verlangen ihres Fürsten, dessen Ausführung seine fürstliche Ehre verletzen würde, und so sind sie zugleich die hochachtbaren Hüter der Ehre ihres Fürsten." Es ist dies Alles doch nur ein erhabenes Gedicht. Welche Anlage zur Dichtung der Verf. überhaupt besitzt, beweist schon folgende Stelle: „Das leuchtende Gestirn am politischen Himmel aller Jahrhunderte, Fürst Hardenberg, stellte, ein glänzendes Vorbild aller Tugenden, den preußischen Beamtenstand auf eine staunenswerthe Höhe, die nur der Ehre, der Berufstreue, gründlicher Bildung und wahrer Volkstugend in den einzelnen Gliedern dieses Standes zugänglich war, und erschuf die Geistesaristokratie von Neuem in Preußen!!" Wenn nach Solger die Ironie die Seele der Dichtung ist, so muß dieses überschwängliche Lob von einer sehr bittern Ironie eingegeben worden sein.

Das wahre Pflichtgefühl verhält sich zur Ehre des wirklichen Lebens in allen Ständen, wie jene berühmte Weigerung des Vicomte Dorte zu dem esprit de corps, welches Offiziers-

ehre hieß. Als Karl IX. dem Darte den Befehl gab, unschuldige calvinistische Bürger von Bayonne niederschießen zu lassen, antwortete derselbe: „Ich befehlige brave Soldaten, unter denen sich nicht ein Henker befindet; folglich bitten sie und ich Ew. Majestät, unsere Arme und unser Leben zu Dingen zu verwenden, die wir thun können." Wenn dieser Muth des Darte nicht ein so sehr seltener und ausgezeichneter gewesen wäre, warum hätte die Geschichte diese That aufbewahrt? Die stille Resignation, welche sich mit der Selbstzufriedenheit begnügt, wird immer eine seltene Erscheinung bleiben, und das Treiben, sich die Gunst der Obern zu erwerben, die Regel. In uneingeschränkten Monarchien würde sogar der Bestand des Staats gefährdet sein, wenn es der Staatsdienerschaft erlaubt wäre, die eigne Erkenntniß des Sittlichen und Rechten dem Befehle des Vorgesetzten entgegenzustellen. Unbedingter Gehorsam ist das unerlaßliche Gebot, und Auszeichnung durch die Gnade des Fürsten die alleinige Ehre, welche diese politische Maschine im Gange erhalten. Von der politischen Seite und Gewalt der Einrichtungen ist aber hier nur die Rede.

Wenn indessen auch Vernunft und Sittlichkeit die Menschheit noch nicht beseelen, so folgt darum noch nicht, daß Unvernunft und Eigensucht sie durchaus bemeistern, sondern nur, daß Beide ihr Reich üben und miteinander ringen, und daß die Ausbildung der Menschheit eben der Weg von der Ablegung der Eigensucht zur Aneignung der Sittlichkeit ist. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese Laufbahn noch nicht ganz zur Hälfte zurückgelegt sei. Darum bedarf das menschliche Geschlecht der Kirche und des Staats, damit durch diese Einrichtungen selbst die Unvernunft zu überwältigen und vernünftig zusammenzuleben kräftige Hülfsmittel ihr gewonnen werden. Darum ist jede politische Einrichtung fehlerhaft, welche schon die Herrschaft der Vernunft voraussetzt, sondern eine jede muß derselben dadurch dienen, daß sie gegen die Möglichkeit des Ueberragens der Unvernunft gerichtet ist. Darum ist es auch eine gerechte Anfoderung, daß keine Regierung sich allein selbst überlassen sei; darum darf es auch keine unumschränkte Monarchie geben, weil auch die Könige und ihre Räthe Menschen und menschlichem Unverstande und menschlicher Unvernunft nicht unzugänglich sind, damit es nicht ewig wahr bleibe, was lange wahr gewesen ist: „wenn die Könige wirren, müssen es die Völker ausbaden".

Das nun ist ein Hauptfehler des Verf., daß er zwischen Monarchie und Despotie keinen Unterschied kennt, sondern nur die reine Monarchie und die constitutionnelle unterscheidet, als die letztere aber nur allein die bestehende Form mit gesetzgebenden Kammern gelten läßt. Eine Staatsverfassung mit drei getrennten Gewalten in zwei Kammern mit einem Fürsten nennt er „das Uneinigkeitssystem" und zeigt, daß dasselbe in sich widersprechend und in seinen Principien unausführbar sei. Er lehrt auf überzeugende Weise, daß dieses System noch außerdem in seinen Erfolgen die traurige Wirkung hat, daß es a) durch die Wahleinrichtung und die Wahlkammer selbst der Geldaristokratie den größten Vorschub thut, wofür er die schlagendsten Beweise aus der Geschichte liefert; daß es ferner b) die Beamtenaristokratie die schlimmste Form annehmen läßt, die sie anziehen kann, indem sie zur Bureaukratie wird, deren großen Unterschied von dem Systeme ständiger Beamten und deren furchtbare Folgen er mit großer Sachkenntniß und Scharfsinn entwickelt; und daß c) folglich in solchen constitutionnellen Staaten drei Aristokratien nebeneinandergestellt sind, die Bureaukratie, die Geistesaristokratie der Repräsentanten und Pairs, und die Geldaristokratie, um miteinander zu ringen, bis eine die andern überwältigt hat, versteht sich Alles auf Unkosten und Lebensgefahr des Volkes.

Diese Ausführung hat uns viel Freude gemacht, weil es die höchste Zeit ist, daß die Unstatthaftigkeit dieser Art von Constitutionen, wie sie bis jetzt allein zum Verderben der Völker bestehen, erkannt werde. Unsers Wissens ist es in Frankreich Destutt de Tracy und in Deutschland Gräwell gewesen, die es zuerst gewagt haben, Beide jedoch aus sehr verschiedenen Gründen und mit fast entgegengesetzter Nutzanwendung, die Lehre von der Theilung der Gewalten, von der Zerstückelung der Souverainetät und von einem den Lebenspuls unterdrückenden Bestande anzugreifen und zu bekämpfen. Die Unhaltbarkeit dieses Systems hat sich nicht blos in den Kunststücken offenbart, welche zur Beseitigung der Hindernisse in England und Frankreich angewendet werden mußten, sondern noch sprechender in den Zerwürfnissen in mehren deutschen Ländern, die eine Einschreitung des Bundestages nach sich gezogen haben. Was in dessen Erklärungen deshalb vorkommt, ist im Wesentlichsten aus der Natur der Sache genommen.

Es wäre jedoch ein ebenso gefährlicher und regelwidriger Sprung, daraus, daß diese Constitutionen nicht taugen, zu schließen, daß es keine taugliche gebe oder die Staaten keiner bedürftig wären. Wenn auch die Souverainetät der Regierung materiell nicht eingeklemmt werden darf, so kann sie doch formell so umschrieben werden und sich selbst begrenzen, daß sie aus dem Rechte tritt, sobald sie diese Form verletzt oder die Gewährleistungen angreift, die sie vermöge eines Grundvertrags der bürgerlichen Freiheit bestellt hat. Wie sogar für den Fall eines nicht auszugleichenden Streites in der Verfassung selbst Vorsehung für dessen Entscheidung getroffen werden kann, davon hat Mecklenburg die erste Probe geliefert. Es ist hiernach eine Constitution ebenso möglich, als sie, wie weiter oben dargethan worden, unentbehrlich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Biographische Literatur.

1. Petrus Angelius von Barga, nach der lateinischen Autobiographie dargestellt von Ernst Gust. Vogel. Leipzig (Dresden, Walther) 1834. Gr. 8. 6 Gr.
2. Georg Jakob Friedrich Meister, ehemaliger königl. großbrit. handv. Geh. Justizrath u. s. w., Doctor und Professor der Rechte auf der Universität Göttingen, in seinem Leben und Wirken dargestellt von Georg Wilh. Böhmer. Mit Bildniß und fac-simile. Göttingen (Hannover, Helwing) 1834. Gr. 8. 12 Gr.
3. Die berühmtesten Staatsmänner und Diplomaten unserer Zeit. Politische Charakterskizzen in Copien und Originalen von A. Diezmann. Erstes und zweites Heft. Leipzig, O. Wigand. 1834—34. Gr. 8. 1 Thlr.

Nr. 1 enthält die interessante und literarisch reich ausgestattete Uebersetzung der Selbstbiographie des am 22. April 1517 zu Barga im Toscanischen geborenen Pietro de' Angeli, der als lateinischer Dichter, Redner und Epistolograph sich einen nicht unbedeutenden Namen unter den gelehrten Italienern des 16. Jahrhunderts erworben hat. Hr. Vogel verdient also Dank, das Gedächtniß dieses Mannes wiedererweckt zu haben. Die Angabe seiner Schriften ist ausführlich und genau; die Biographie selbst bietet ein lebenvolles Bild des unruhigen Treibens jenes Jahrhunderts, in welches Krieger und Fürsten verwickelt wurden, und ist besonders anziehend durch die Schilderung des Kreuzzugs der türkischen Flotte im Jahre 1543 und der Plünderung der Städte Reggio und Nizza durch die damals mit Franz I. von Frankreich verbündeten Türken. Angelis schreibt hier als Augenzeuge, da er sich mit dem französischen Generalcapitain Paulin auf einer türkischen Galeere befand. Auf S. 15 sollte aber die Angabe Angelis', daß Rincon und Fregoso durch spanische Meuchelmörder gefallen wären, nicht ohne Berichtigung von Seiten des Herausg. geblieben sein, da er leicht aus dem ersten Theile von Raumer's „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrh." oder aus dessen „Briefen aus Paris" (I, 265) entnehmen konnte.

Nr. 2 erneuert in anspruchsloser und herzlicher Weise das Andenken des berühmten, am 25. Decbr. 1832 verstorbenen hochberühmten Verfassers des „Lehrbuches des Criminalrechts". Meister's Leben war nach dieser Skizze das eines verdienst-

deutschen Professors, dem die Rechtswissenschaft über Alles ging und der sich um Politik und Tagesschriftstellerei ganz und gar nicht kümmerte. In seinen übrigen Verhältnissen, als Docent, als Mitglied des Spruchcollegiums, als Mitglied des akademischen Senats, zeigte er stets die höchste Amtstreue. Zerstreuungen und rauschende Vergnügungen kannte er nicht, doch war er als Mensch und Familienvater höchst achtungswürdig und von den Seinigen geliebt. Ein Verzeichniß seiner Schriften ist diesem Denkmale eines der verdientesten Lehrer der Georgia Augusta beigegeben worden, sowie auch Meister's „Grundriß eines Pandekten-Systems".

Nr. 3 führt die Leser in die neueste Gegenwart. Hr. Diezmann fand sich durch die Charakterskizzen englischer und französischer Staatsmänner in der „Revue des deux mondes" veranlaßt, mit Benutzung dieser Zeitschrift, „die berühmtesten Staatsmänner unserer Zeit wahrheitstreu abzuconterfeien", und macht damit in diesen beiden Heften den Anfang. Die hier geschilderten Diplomaten sind: Brougham, Casimir Périer, Villèle, Sebastiani, Benj. Constant, Guizot und O'Connell, alle nach französischen Quellen, die durch die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" bereits, dem größten Theile nach, zur Kunde deutscher Leser gekommen waren. Man muß ihnen bei ihrer lebendigen, pikanten Darstellung ein nicht gewöhnliches Interesse zugestehen, auch sind sie mit ziemlicher Unparteilichkeit verfaßt, nur kann Ref. es nicht billigen, daß Hr. Diezmann blos hat Uebersetzer sein wollen und nicht auch andere Quellen benutzt hat. Auch zu Berichtigungen wäre hier und da Stoff gewesen, wie im Leben Constant's, wo es S. 19 heißt, daß sich Constant im Jahr 1812 zu Göttingen aufgehalten habe, umgeben von Villers, Heyne, Heeren, Creuzer und Görres. Die beiden Letztern aber waren damals nicht in Göttingen. Sonst halten wir diesen Aufsatz über Constant, sowie die über Périer und Sebastiani für die gelungensten in der Sammlung. Sebastiani's Charakter ist freilich in einer sehr feindseligen Stimmung geschildert worden, aber die Berichte über des Generals Feldherrnfehler stimmen auch mit andern Nachrichten überein. Sehr charakteristisch erscheint uns namentlich die Ordre Napoleon's, als Sebastiani sich in Spanien schlecht geschlagen und trotzdem sehr emphatische Berichte eingesendet hatte. Der Kaiser war endlich hinter die Wahrheit gekommen und ließ daher aus Schönbrunn Folgendes an den Marschall Jourdan ergehen: „Mein Cousin! Sie werden den General Sebastiani davon unterrichten, daß aus allen seinen Siegen in Spanien, die er Ihnen in emphatischen Schilderungen anzeigt, das Resultat hervorgeht, zwei Kanonen verloren zu haben, statt sie zu dreißigen zu gewinnen. Der Werthbetrag dieser beiden Stücke wird ihm von seinem Solde innebehalten werden. Man wird mir die Quittung der geleisteten Zahlung einreichen." (S. 106.) Hr. Diezman verspricht für die folgenden Hefte die Charakteristiken von Metternich, Talleyrand, Grey, Ancillon, Toreno, Martinez de la Rosa, Thiers, Wellington, Canning, Stein, Hardenberg, Lindenau, Winter, Nesselrode, Chartoryśky (sic) und Zea-Bermudez. Hoffentlich wird er hier nicht blos aus französischen oder englischen Quellen schöpfen. Aber auch sonst können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns sein Unternehmen, wenn es mehr als einen blos ephemeren Werth haben soll, als ein sehr schwieriges erscheint, da ihm wol schwerlich alle Materialien zu Gebote stehen, deren er doch nothwendig bedürfen wird. Für das rein Biographische und für die Grundzüge ministerieller Thätigkeit ist im „Conversations-Lexikon" und namentlich in den nützlichen Uebersichten im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", in achtbarer Kürze so hinreichend gesorgt worden, daß die größte Anzahl der betheiligten Leser damit vollkommen zufrieden sein kann. Aber die Quintessenz aus französischen, englischen und andern ausländischen Journalen zu entnehmen, die Parteischriften und Parteirichtungen richtig zu unterscheiden, die Stellung der Staatsmänner zum Monarchen und zu den Landständen (wo solche sind) gehörig zu würdigen, mit einem Worte, die Führer und Leiter nicht aus dem Gesichtspunkte ultrapolitischer Tendenzen zu betrachten — das halten wir für eine Aufgabe, zu deren Lösung fast nur Eingeweihte berufen zu sein scheinen.

14.

Romanenliteratur.

1. Feierstunden von Ernst Weyden: Die Meisterprobe. Bosheit und Aberglaube. Der Geiger. Köln, Renard und Dubyen. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Die erste Erzählung gibt ein trauliches Familiengemälde, aus welchem der wackere Hans Sachs, der treffliche Peter Vischer mit seinen Söhnen frisch uns entgegentreten. Die kaum merkliche Handlung und Bewegung ist hier kein Fehler; wie man die Gestalten des kunstvollen Erzgießers gern sieht, mögen sie in ruhender oder bewegter Stellung sich befinden, so sieht man auch gern den Meister und die Seinigen im behaglichen häuslichen Kreis, ohne Kampf und leidenschaftliche Regung. Heftiger tobt es in „Bosheit und Aberglaube", wo jene durch einen hämischen, nichtswürdigen Hauptmann der Pappenheimer repräsentirt wird, der, weil ein liebliches Mädchen seinen schändlichen Lüsten sich widersetzt, sie und ihre Mutter der Hexerei beschuldigt, was dumme und parteiische Richter gleich der gedankenlosen Menge auch glauben und die Mutter foltern lassen, die mit genauer Noth sammt der Tochter dem Feuertode entgeht. Daß der Aberglaube Jung wie Alt so befangen konnte, daß außer des Mädchens Liebhaber und dessen Freund Niemand die ziemlich plumpen Ränke des boshaften Hauptmanns bemerkte, ist kaum denkbar, auch wenn man die Verdumpfung der Köpfe im 17. Jahrhundert noch so dicht annimmt. „Der Geiger" bringt allerlei Faseleien, den Mord aus Eifersucht an seiner Frau, die Einsperrung im Gefängniß, die man von Paganini gefabelt, mit einer Teufelsgeschichte im neuesten Geschmack in Verbindung; ein Grieche ist der verkappte Satanas, der den Signor Niccolo zu Unthaten anreizt und ihn in Raserei schrecklich enden läßt, was wir dem Original, das mit diesem Zerrbilde unzufrieden sein möchte, nicht wünschen wollen. Zum Glück für den Verf. liest Paganini kein deutsches Buch, und so ist er vor jedem Injurienproceß sicher.

2. Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters. In drei Büchern. Von Johann Gottlob Rhode. Zwei Theile: Ibrahim und Rebekka. Iba und Isabella. Esmar und das Thal der Ruhe. Auch unter dem Titel: Bibliothek historischer Romane. Achter und neunter Band. Leipzig, Lauffer. 1834. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Mag man immerhin sagen, daß diese Erzählung, deren Schauplatz das maurische Königreich Granada und Palästina zu der Zeit Saladin's ist, den romantischen Hauch entbehrt, den Oertlichkeit und Zeitraum bedingt, so wird man doch an dem frischen, beweglichen Gemälde sich ergötzen, das mit lebhaften Farben zusammengemalt, die zu sehr ins Allgemeine gehaltene, unbestimmte Zeichnung vergessen läßt. Die Lichtseite wird durch den jungen Israeliten Ibrahim besorgt, der ritterlicher als der christliche Ritter Iba ist und ebenso wie dieser von Priesterfanatismus, Räubern, ungerechten Richtern und anderm neidischen und habsüchtigen Gesindel verfolgt wird, bis er gleich diesem in einem abgeschlossenen Thale in Palästina Ruhe findet, vielleicht auch dort bleibt; denn der Verf. stellt es den Lesern frei, ob sie die Helden das Idyllenleben fortsetzen lassen oder wieder nach Europa verpflanzen wollen; dort gibt's nur Frieden und Schafe, hier freilich der Wölfe viel, aber auch Abwechselung und Zeitvertreib, nach dem sich die Gattinnen der Freunde zu sehnen scheinen. Die eine, und das ist der faule Punkt der Geschichte, ist Rebekka aus „Ivanhoe", zu einer gewöhnlichen Dutzendliebhaberin herabgesunken, der es sogar leid thut, daß sie ihr Geschmeide verschenkte; denn der Gram ist bald verschwunden, die Liebe zu Ivanhoe auch, den Ibrahim

schnell aus ihrem Gedächtniß verdrängte. Ein Herz hat wol Scott's Rebekka, aber diese nicht, über welche Ausgeartete sein Geist noch jenseits zürnen muß.

3. Zweibein's sämmtliche Werke. Fünfter Band. Auch unter dem Titel: Oskar von Lautenwald oder das Portenthal. Ein Roman. Dritter Theil. Leipzig, Kollmann. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Die Erwartung beim Schluß des zweiten Theils trog nicht, Oskar führt seine Albine als eheliches Gemahl heim, nach ihrem Tode noch eine Freundin, wird zum zweiten Mal Witwer, woranf er es denn mit Verlieben und Heirathen bewenden läßt. Von den übrigen Personen sind die originellsten der enthusiastische Jäger Basdrian und die ebenso enthusiastische und gutmüthige, nur noch verschrobenere Dichterin Ephine, welches Ehepaar sich im zweiten Theil trennte, in diesem aber wieder vereint, weil es die tiefsinnige Bemerkung machte, daß Langeweile in Gesellschaft sich besser ertragen lasse als ohne sie. Da Herr und Dame vernünftiger werden, hätte der Verf. immer die Aelternfreuden ihnen länger gönnen können; der harmlose Apollbian war vor Verbiegung ziemlich sicher. Die Geschichte ist noch untergeordneter wie früher; aber der Humor, zumal wo er ins Sentimentale übergreift, hat Recht, sich den größern Raum anzumaßen; man wird versucht, ihn Jean Paul beizumessen, und zwar, wenn dieser in bester Stimmung absichtslos war. Die komischen Gedichte, die ironisch gemeint sind, ergötzen, aber bei den übrigen findet sich manches Halbschürige, bei dem man ungewiß bleibt, ob es Scherz oder Ernst sein soll, und allenfalls darüber ins Klare kommt, daß es matt ist.

4. Die Schlacht bei Fehrbellin. Historisch-romantische Erzählung von Karl von Scharten. Berlin, Schröder. 1834. 8. 1 Thlr.

Eine Rittergeschichte in bester Form, mit Entführungen und ungeheuerlichen Waffenthaten. Nur die tückischen Pfaffen fehlen, die im 17. Jahrhundert in dem protestantischen Brandenburg nicht füglich anzubringen waren. Die übrigen Ingredienzien eines Romans à la Cramer und Schlenkert gebrechen nicht, nur sind sie unter anderm Namen eingeschmuggelt. So schmachten schöne Fräulein und biederherzige Jünglinge, statt im Verließ, im Kerker, die schwedischen Hauptleute saufen nicht wie die Hasper a Spada aus Humpen, sondern aus Kannen, nehmen es jedoch an Kernflüchen und Bombast mit ihnen auf. Schwingen sie die Lanzen nicht, doch die „Wurst- und Häringsspieße“, desgleichen „spielen die Klingen im sausenden Ringtanze“. Bilder ohne Sinn und Deutlichkeit weiß unser Jünger auch vorzuführen, z. B.: „Wann die Noth zu schwindelnder Tiefe dahinreißt, werfe die Hoffnung ihre Anker am mächtigen Fels des Glaubens, und Engelsfittige werden das zagende Herz umschließen“. Die alten Herren jenseits können des späten Nacheiferers sich erfreuen und von ihm mit dem Chor in Molière's „Eingebildeten Kranken“ sagen:

Bene, bene nonsensare,
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

53.

Notizen.

Die Gebrüder Didot haben das große Bilderwerk der Piranesi, die römischen Kunstdenkmäler darstellend, unstreitig das grandioseste Kupferwerk, das existirt, vor Kurzem käuflich an sich gebracht. Schon Jean Baptiste Piranesi, der Vater, der zu Rom im Jahre 1778 starb, hatte das große Unternehmen bis zum 16. Bande fortgeführt. Sein Sohn, Franz Piranesi, setzte das Werk fort und arbeitete an demselben trotz der mannichfachen politischen Lagen, in welche er in Folge seiner Stellung gerieth, mit größter Anstrengung und Aufopferung. Er wurde vom Papst in den Ritterstand erhoben und der König Gustav III. von Schweden ernannte ihn zu seinem Geschäftsträger am römischen Hofe. Im Jahre 1798 wurde er als Minister der römischen Republik nach Paris gesandt. Später, als er sich in Rom nicht mehr sicher glaubte, flüchtete er mit seiner kostbaren Sammlung nach Neapel, wurde hier gefangen gesetzt und verdankte seine Befreiung der Vermittelung des ersten Consuls, der ihn einlud, sich in Frankreich niederzulassen. Auf der Reise dahin gerieth das werthvolle Kupferwerk in die Hände der Engländer, die es ihm jedoch aus Achtung für die Kunst und in Anerkennung der Berühmtheit des Künstlers zurückgaben. Napoleon ließ in Paris dem Künstler seinen besondern Schutz angedeihen, ließ ihm ein öffentliches Gebäude zum Atelier einräumen und zum Verkauf seiner Werke einen der niedern Säle des Palais royal, gegenüber dem Café Valois. Demungeachtet waren die für dies außerordentliche Unternehmen nothwendigen Kosten für die Umstände des Künstlers nicht aufzubringen, und auch die ihm später von Napoleon eröffnete Aussicht, wonach dem Unternehmer die reine Summe von 300,000 Francs und außerdem eine jährliche Leibrente von 12,000 Francs zugesichert ward, wurde durch den Unfall von Moskau vereitelt. Das ganze Prachtwerk besteht aus 3000 Platten, sämmtlich Abbildungen römischer Kunstdenkmäler, unter denen auch viele solche sich befinden, die im Laufe der Zeit bereits untergegangen sind, was das Werk um so schätzenswerther macht.

Ueber die Aufführung von Rossini's berühmter Oper „Moses“ erzählt man folgende komische Anekdote. Dieselbe war auf dem Theater San-Carlo zu Neapel bereits mehre Male über die Scene gegangen, und man war wegen einer bei der Maschinerie vorkommenden Lächerlichkeit jedesmal nur bis zum dritten Act gekommen. Das rothe Meer, welches die Kinder Israel zu passiren hatten, war nämlich so ungeschickt angebracht, daß man es vom Parterre aus in einer Höhe von 6 Fuß erblickte, während man von den Logen aus die Köpfe der kleinen Lazzaronijungen, welche die Wogen des Meeres auseinander hielten, deutlich sehen konnte. Dieser Prospect machte einen so lebhaften Eindruck, daß das ganze Haus in ein gewaltiges Gelächter ausbrach und in dieser frivolen Stimmung die Oper nicht zu Ende hören mochte. Der Dichter Tottola, Verfasser des Operntextes, nahm sich dies sehr zu Herzen und kam eines Morgens eilig zu Rossini gelaufen, als dieser eben mehren seiner Bekannten nach seiner nachlässigen Weise im Bette eine Audienz gab. „Maestro, Maestro!“ schrie der Poet beim Eintreten, „ich habe den dritten Act gerettet!“ „Wie so?“ fragte Rossini. „Ich habe ein Gebet gedichtet, das die Kinder Israel vor dem Durchmarsch durchs Meer singen sollen.“ Damit zog der Poet ein Papier aus der Tasche, auf welchem die Verse standen, und gab es dem Componisten. „Maestro“, rief er bittend, „è lavoro d'un' ora!“ „So“, sagte Rossini, „nun wenn ihr eine Stunde zu den Versen gebraucht habt, so werde ich die Musik dazu in zehn Minuten machen.“ Mit diesen Worten sprang er im bloßen Hemde aus dem Bette, setzte sich an den Schreibtisch, legte die Uhr vor sich hin und hatte wirklich ohne Instrument, blos mit der Feder die Partie in zehn Minuten componirt. Am andern Tage gab man wieder die beiden ersten Acte der Oper unter allgemeinem Beifall, bis sich beim Heranrollen der Wogen des rothen Meeres abermals das gewöhnliche Gelächter erhob. Da ertönte auf einmal die noch nie gehörte vortreffliche Arie des Moses: „Dal tuo stellato soglio“, bei deren ersten Tönen Alles lauschte und horchte. Als hierauf die Kinder Israel auf die Knie sanken und das Gebet anstimmten, ergriff ein allgemeines Entzücken die Versammlung und rauschender Beifall erschallte. Die Kinder Israel passirten nun das rothe Meer ohne Anfechtung und der dritte Act war gerettet.

131.

*) Vgl. über die frühern Theile Nr. 352 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1835.

Von den Aristokratien, den Geschlechts-, Geld-, Geistes- und Beamtenaristokratien und der Ministerialverantwortlichkeit in reinen Monarchien; von einem Ungenannten.

(Beschluß aus Nr. 138.)

Eine ebenso unrichtige Ansicht hat der Verf. von der Repräsentation und dem Repräsentativsysteme. Vertreten und bevollmächtigt sein ist keineswegs einerlei, die Bevollmächtigung vielmehr nur eine Sippe der Vertretung. Derjenige wird vertreten, dessen Geschäfte von einem Andern besorgt werden, weil er selbst ihnen nicht vorstehen kann oder will. Mithin liegt es auf keine Weise in dem Wesen der Vertretung, daß ihr eine vollständige Instruction zum Grunde liege, sondern nur, daß das Interesse des Vertretenen bestens wahrgenommen werde. Im Gegentheil müssen grade Diejenigen nothwendigerweise vertreten werden, deren Einsichten und Wille entweder ganz unfähig sind, selbst ihren Geschäften vorzustehen, oder doch denen ihrer Vertreter nachstehen. Aus dieser letztern Ursache, mehr noch aber aus der politischen Nothwendigkeit, die Masse des Volkes von der unmittelbaren Theilnahme an den Staatsgeschäften abzuhalten, woraus Demokratie oder gar Ochlokratie entstehen würde, muß die Volksrepräsentation eingeführt werden. Daß hingegen die Völker in der Unmündigkeit erhalten werden müßten, oder daß sie aller Regierung entübrigt sein würden, sobald sie mündig wären, zerstäubt an der einfachen Betrachtung, daß ja die sämmtlichen Bürger, ungeachtet sie mündig sind, des Staatsregiments nicht entbehren können, und daß jedenfalls die Regierungen um der Völker willen da sind, diese aber nicht darum, damit Regierungen bestehen können. Nur Demjenigen, der sich as Regieren als ein Recht denkt, seinen Willen lediglich nach einem Gefallen geltend zu machen, nicht als eine Obliegenheit, edesmal nur Das zu wollen, was nach reiflicher Untersuchung ls das Beste und Gerechteste anerkannt werden muß, kann die roße Verschiedenheit zwischen einem Selbherrscher und einem Regenten entgehen. „Le Roi régne, mais il ne gouverne pas", gen die Franzosen mit Recht. Denn es ist eine sonderbare ebersetzung. dafür zu sagen: „Der König ist Regent, aber darf cht regieren", da es eigentlich heißt: „Der König ist Regent, er kein Hofmeister oder Herrscher". Denn ein Gouverneur ist erjenige, der einem Unmündigen oder Willenlosen zum Führ e und Befehlshaber vorgesetzt ist und dem jener blind gerchen muß.

Endlich ist zwar Vieles nicht in Abrede zu stellen, was r Verf. in Betreff des indirecten Steuersystems sagt, vorzüg), daß dadurch der ärmere Theil des Volks immer härter beffen wird als der reiche, und daß sein größter Nachtheil in Beförderung der Ungesetzlichkeit und Immoralität besteht. ch kann man ihm darin nicht beipflichten, daß der Reiche die Steuer vorschieße und sie von seinen Kunden wieder ziehe, was bei der ganzen Classe der Rentierer und Beamgar nicht angeht und bei den Fabrikanten und Kaufleuten von Umständen abhängt, die sie nicht in ihrer Gewalt haben, wogegen solches grade bei der arbeitenden Classe mittels des Arbeitslohns bis zu einer gewissen Höhe regelmäßig der Fall ist, so lange Arbeit gebraucht wird. Ganz entbehren werden die Staaten der indirecten Steuern schwerlich können, und vor allen Ländern liefert Preußen den Beweis, daß selbst ein armes Land dabei sich erhalten und an Nationalreichthum zunehmen kann, welches bei ebenso hoher directer Besteuerung hätte zu Grunde gehen müssen. Davon, daß der preußische Zollverband hauptsächlich von den Geschäftsleuten der großen Handelsorte betrieben worden wäre, hat ebenso wenig verlautet, als daß die preußischen Fabrikanten freien Markt in denjenigen Ländern gehabt hätten, aus denen die Einfuhr nach Preußen hoch besteuert war. Der gegenseitige freie Austausch der Landeserzeugnisse ist vielmehr der einzige Zweck dieses Zöllverbandes, wobei nach der Natur der Sache zunächst dasjenige Land einen Vortheil voraushaben wird, in welchem die Industrie im Ganzen am meisten vorgeschritten ist, was sich jedoch bald ausgleichen wird, da Absatz überall die Industrie befördert, dieselbe aber, uneingezwängt, ihre einzelnen Zweige nach der Angemessenheit der Ortsumstände vertheilen kann. Daß die preußische Regierung aus höhern Rücksichten überaus uneigennützig bei diesem Verbande gehandelt hat, und daß dieser Ausfall in der Staatskasse gedeckt werden muß, ist nicht zu leugnen, wird aber von den Unterthanen, die ihre Regierung verstehen, mit Freuden geschehen.

Mit der Aristokratie des Erbadels und mit der Spannung, die aus seinen Anmaßungen gegen das Bürgerthum hervorging, hat es nicht mehr viel auf sich, meint der Verf., und wir meinen es auch. Seine Grundlage war ein Phantom, mit dessen Auflösung er von selbst in sich zerfallen muß. Ueberdies hat grade sein Vorurtheil und seine Ausdehnung seine Verarmung herbeiführen müssen, die ihn noch schneller um den Ueberrest von Ansehen bringt, ohne welches keine Aristokratie bestehen kann. In Ansehung der Geschichte des Erbadels gibt der Verf. Anlaß zu vielerlei Berichtigungen. Daß der Bauernstand aus der Classe der Unfreien abstamme, ist nur in den slawischen Ländern richtig; unter den deutschen Völkern waren alle angesessene Freie Bauern oder Barone, was einerlei bedeutete. Grade die Hörigkeitmachung der minder mächtigen Bauern, die Erhebung der Beamten und angesehenen Herren mit ihren Ministerialen und Vasallen über sie, die Aufbringung des Mundiums und hiernächst die Abschließung der Kaste im Ritterthume hat die vielfachen unglückseligen Bauernkriege veranlaßt, deren Ausgang fast überall wieder zur gänzlichen Unterdrückung der armen Freien und des Bauernstandes führte. Daß der Athal, von welchem Tacitus berichtet, im vierten Heerschilde gestanden habe, ist ein gewaltiger Schnitzer. Zu der Zeit, als die Stände sich sonderten und die Heerschilde aufkamen, gab es keine Athalinge mehr; die Grafen und Freiherren sind vielmehr diejenigen Freien welche vermöge ihrer Aemter oder der Bedeutendheit ihres Grundbesitzes in alter persönlicher Unabhängigkeit sich erhalten hatten

(semperfrei) und denen daher die Mitglieder des fünften und sechsten Heerschildes zwar an Ansehen und Rang, aber nicht im bürgerlichen Rechte (Schöffenbarkeit) nachstanden. Es sind mancherlei Ursachen zusammengekommen, welche die Aussonderung des Erbadels begünstigten; die wirksamste war jedoch immer die Ritterschaft in Verbindung mit der allgemeinen Sitte der Giltenschließung. „Die Sitte damaliger Zeit, die Nothwendigkeit fortwährender Kriege gab dem Kriegerstande ein schon längst nicht mehr zweifelhaftes Uebergewicht; der Ritterstand entstand, ward erblich in den Geschlechtern, und mit ihm die Absonderung der ritterlichen von den nicht kriegerischen Freien; der niedere Adel ist entstanden.“ Die Hauptsache aber dieser Entstehung liegt immer in Dem, was Schiller sagt: „Sei im Besitze, und du wohnst im Rechte, und treulich wird's die Menge dir bewahren.“ Wer die Macht hat, sich Rechte herauszunehmen und deren Verweigerung oder Bestreitung zu verhindern, setzt sich natürlich in den Besitz dieser Rechte, deren Rechtmäßigkeit jedoch nicht von diesem Besitzthume, sondern davon abhängt, ob dieselben Pflichten gegen die Verpflichteten entsprechen, oder nur zum eignen Vortheile gereichen. So hat sich die Landeshoheit mit dem Erbadel gleichzeitig und auf gleiche Weise ausgebildet, woraus eben die Eintheilung in hohen und niedern Adel gekommen ist, je nachdem er mit oder ohne Hoheit entstand. Aber so verschieden beide in ihrer äußern Rechtssphäre sind, ebenso verschieden in ihrer innern Rechtsbegründung.

Wenngleich daher der heutige Adel nicht von den Athalingsgeschlechtern abstammt; wenngleich nicht eingeräumt werden kann, daß jenes „vornehm“ heiße; wenngleich zu bezweifeln ist, daß Athaling und odalig aus einer Wurzel stammen, da letzteres erbangesessen bedeutet, was nur die Freien waren; wenngleich daher noch bis ins Mittelalter adelig und freigeboren als gleichbedeutend gebraucht werden, und nur erst durch den Gebrauch des römischen nobilis aus Adelsleuten Edelleute geworden sind: so ist doch nicht zu bestreiten, daß die Grundidee des deutschen Erbadels den Athalingen, und nach deren Aussterben dem Einrücken der Angesehenern und Mächtigern in ihre politische Stellung seinen Ursprung verdankt hat. Denn durch jene waren die Deutschen von jeher damit vertraut, bevorzugte, gleichsam heilige Geschlechter unter sich zu kennen, und diese Bevorrechtung durch das Blut fortpflanzen zu lassen. Wenn aber diese Nachahmung bei Allen, die nicht aus jenen Geschlechtern stammten, doch immer eine Anmaßung gewesen ist und bleibt, und wenn zur fernern Erhaltung derselben kein Rechtsgrund obwaltet, so verstehen wir den Verf. nicht, was er damit meint, wenn er dessenungeachtet sagt: „der Geschlechtsadel lebt jetzt nicht mehr über dem Volke, sondern in und mit demselben; er ist ein Theil desselben geworden“. Denn so lange er als ein besonderer Stand mit Vorrechten besteht, muß er sich vermöge derselben nicht nur über seine Mitbürger erheben, sondern auch unausbleiblich nach der Wiederherstellung des ermatteten Glanzes trachten. Bedarf es, daß dem wirklich so sei, der Anführung einzelner Thatsachen? Genügt es nicht vollkommen an der berüchtigten Adelskette? Kann bei solchen Erscheinungen die Reibung und Spaltung aufhören?

Vollkommen einverstanden damit, daß die Entziehung eines einmal gesetzlich anerkannten Vorrechts nur dann keine Ungerechtigkeit sein würde, wenn dessen Fortbestand selbst im Widerspruche mit den Rechtsanfoderungen an den Staat stehen würde, möchte doch eine ganz andere Frage die sein, was im Wege stehe, die bisher zurückgesetzten Stände, jeden ehrenwerthen freien Staatsbürger dem Adel gleichzustellen? Sind jene zurückgeblieben in der geistigen Veredlung, die doch hauptsächlich den Werth der Menschen bedingt? Oder haben sie ihren Beruf zur Führung des Schwertes zwar nicht in eigenmächtigen Fehden, aber im Kriege fürs Vaterland noch nicht hinlänglich bekundet? Oder vermag Jemand die Befugniß der Regierung zu bestreiten, in Herstellung des alten Rechtes jeden freien Staatsbürger für einen Edelmann zu erklären und ihm alle adeligen Rechte beizulegen? Doch eine schlimmere und feindlichere Aristokratie ist erstanden auf den Trümmern des Erbadels und hat sich mit dessen Ueberresten verbunden, die Amtsaristokratie. Diese ganz nach dem Leben gezeichnet zu haben, sie bis in ihre geheimsten Regungen zu verfolgen, ihr Treiben zu enthüllen, ihre Verworfenheit und Verderblichkeit zu zeigen und vor ihrer Duldung ernstlich zu warnen, das ist das nicht genug anzuerkennende Verdienst des Verf., zumal seine scharfsinnige und lebendige Darstellung doch ruhig und ohne alle Uebertreibung die Gestalt der Sachen in ihr wahres Licht stellt. Man möchte gern jeden Zug dieses trefflichen Gemäldes bewahren. Da indessen dies nicht angeht, ziehen wir wenigstens die hervorstechendsten aus.

„Die Hierarchie der Beamtenaristokratie ist das eherne Gewölbe mit seinen tausend und aber tausend Pfeilern und Pfeilerchen, in welches der Staat mit seinen Rechten und Ansprüchen eingezwängt und der Uebersicht des Staatsoberhauptes entzogen wird, das, auf der Kuppel des Gewölbes thronend, nur so viel von dem Staate sieht und erfährt, als die schwer durchdringlichen Massen jenes Kerkers zu seiner Sinneswahrnehmung verstatten. Ihr Treiben heiligt ein Gesetz, das, wie jener Landvogt Ehrfurcht vor seinem aufgehangenen Hute, den Staatsunterthanen Gehorsam, Achtung und unerschütterlichen Glauben für das Amt gebietet, gleichviel ob die Berufstreue, die Ehre seines Inhabers auch die Möglichkeit dieses Gehorsams gestatte.“ Die Rechtsvermuthung wird zur Fiction und verschlingt alle Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Trefflich thut der Verf. dar, daß der eigentliche Sitz dieser Beamtenaristokratie die Ministerial- und dirigirenden Behörden (mit Einschluß der Chefs der Mittelbehörden) sind; daß diese letztern hingegen zu bloßen Werkzeugen jener möglichst herabgewürdigt werden und ihnen alle selbständige Thätigkeit entzogen wird, und daß zwei böse Principien das ganze System beherrschen und leiten, nämlich Streben nach ungemessener Machtvermehrung und Abgeschlossenheit durch Nepotismus und Creaturenbegünstigung. Wer Augen hat zu sehen, mag zusehen. Wenn nun der Verf. als das wirksamste Gegenmittel die Ausdehnung und regelmäßige Anwendung des schon im preußischen Landrecht II, 10, §. 90, ausgedrückten Grundsatzes anempfiehlt, nach welchem nicht allein die Unverantwortlichkeit der Untergebenen durch den Befehl, oder die Billigung der Vorgesetzten nicht eingeräumt, sondern auch die Verantwortlichkeit der Vorgesetzten für Alles, was sie thun, anordnen oder zulassen, so weit es in ihrer Macht stand, es zu ändern, klar festgestellt wird, so will er nun eben darum, damit dieses Gesetz in Ausführung komme, und weil die Structur des Gebäudes der Amtsaristokratie dem Staatsoberhaupte deren durchgreifende Controle selbst unmöglich macht, diese Controlirung den Provinzial- und Reichsständen übertragen wissen, welche, nicht selbst Theilnehmer irgend eines Hoheitsrechtes, blos durch ihre berathende, anregende und beaufsichtigende Geschäftsführung dem Souverain an die Hand gehen und ihn in seiner Wirksamkeit unterstützen sollen. „Nur allein in der Möglichkeit, daß ein Staatsoberhaupt, seiner fürstlichen Ehre uneingedenk, oder unfähig sie zu bewahren, taub gegen die Rathschläge und Vorstellungen seiner Reichsstände, seiner Staatsdienerschaft, die Vereitelung des Staatszweckes gestatten oder gar auftragen sollte“, will der Verf. eine Gefahr abzusehen vermögen, die Idee in ihrer Verwirklichung untergehen zu sehen.

Allein vom Untergange bis zur mangelhaften, wenig frommenden Ausführung ist ein weiter Zwischenraum. Ueberdies darf man die Sachen nie auf die Spitze stellen. Die Grade der Einsicht und der Thätigkeit wie der Verstandesschwäche und Trägheit sind unendlich verschieden. Man spielt mit Mädchen oder mit Soldaten, man fährt spazieren, in Gesellschaft, ins Theater, man schläft gern oder sitzt gern bei Tische — das Alles macht nicht ehrlos; aber die Zeit, um selbst Acten durchzusehen, genaue Erkundigungen einzuziehen und eine scharfe Controle zu führen, geht darüber verloren. Entweder der Reichsrath, zumal wo dessen Besetzung vom Regenten abhängt, verbündet sich, wie in einem bekannten Reiche, mit dem Ministerium, oder

er tritt mit demselben in einen Gegensatz, der je fortdauernder, desto unerträglicher wird. Es unterliegen ferner die Beschwerden der Reichsstände der Begutachtung der Ministerien oder nicht. Im erstern Falle, der oft dagewesen ist, wozu führt dies? Im andern Falle muß ein Cabinetsrath über dem Staatsministerium stehen und dadurch die Einheit der Verwaltung gestört werden. Die Hauptfrage aber ist noch, welche Rücksicht ist von dem Fürsten auf die Beschwerde der Stände zu nehmen? Wird sein freier Wille dadurch beschränkt, wird dadurch ja die Voraussetzung der uneingeschränkten Monarchie umgeworfen. Entgegengesetzten Falls braucht man die Stände nicht, da die Beschwerdeführung der Betheiligten denselben Anlaß gibt. In der That scheint hiernach eine gute Pragmatik für die stufenweise Beschwerdeführung und für die Verantwortlichkeit bei derselben von größerm Nutzen. 85.

Des jungen Schweizers Seereise, in humoristisch-pittoresken Schilderungen wahrer Begebenheiten, nebst Skizzen über Corsica, Charakter, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner von G. von Bawier. Köln, Dumont-Schauberg. 1834. Gr. 12. 12 Gr.

Diese Reise ist etwas alt, ja sehr alt, da sie der nun auch nicht mehr junge Schweizer schon vor fast einem halben Jahrhunderte, vor 44 Jahren, gemacht hat. Im Schreiben ist er nicht an seinem Platze, denn seine Erzählung ist schleppend und besonders darum ermüdend, daß sie durchweg in kurzen Sätzchen wie die Verse in der Bibel abgefaßt ist. Er nennt sie im Vorwort auch nur „Rückerinnerungen", und drückt sich darüber so aus. „Nichts hatte ich davon notirt; nicht machte ich diese Reise in der Absicht, eine Beschreibung davon zu liefern. Ein Sturm verschlug mich wider Willen dorthin (nach Algier) — und im Sturme schreibt man nicht. (Aber doch nachher.) Es kann also keine geographisch oder maritimisch instructive Reisebeschreibung sein, sondern nur Darstellung der Begebenheiten und meiner Empfindungen dabei, soweit sie mir das Gedächtniß noch überliefert. Als Ersatz (?) für obige Mängel biete ich strenge Wahrheit (die ist Pflicht auch ohne das) trotz des Abenteuerlichen, und muntere ungekünstelte Erzählung."

Das Humoristische hat der Verf. aber nur durch die Ueberschriften der kleinen Capitel erzwungen, wie: Die Seelenangst, Die Hungersnoth, Die Siegel, Der Kuchen, Das Brot ꝛc. und durch weitläufige aller Orten herbeigeholte Betrachtungen zur Einleitung eines jeden derselben, auch Verschen: „Was wären ohne Mädchen wir", zur Ausfüllung des durch die Zeit leer gewordenen Gedächtnisses. Ungekünstelt ist daher die Darstellung keineswegs, noch weniger etwa gar der des jungen Feldjägers ähnlich.

Dessenungeachtet läßt sich dieser Erzählung Interesse nicht absprechen. Es ist die Geschichte eines jungen Offiziers, der in französischem Dienst im Jahre 1790 nach Corsica abgehen soll, durch Sturm an das Cap de Fes der Barbareskenküste verschlagen wird, diese mit dem Schiff bald wiederverläßt, um nach mancher Noth und Gefahr in Palma einzulaufen, von wo er nach abgehaltener Quarantaine nach Frankreich zurück- und abermals nach Corsica geht, welches nun auch glücklich erreicht wird. Wäre dieses Alles zusammenhängend und fließend, ohne ungehörige, mittelmäßige Reflexionen und Witze erzählt, so könnte eine recht artige Darstellung entstanden sein. Das Bedeutendste jedoch sind die am Schlusse befindlichen Nachrichten über Corsica.

Der Verf. fiel bald nach seiner Ankunft in Marseille in die Hände eines gewöhnlichen Gauners, der ihn um Uhr und Geld brachte. Bald nach der Abfahrt befällt das Fahrzeug ein Sturm, der mehre Tage anhält und, statt es nach seiner Bestimmung zu bringen, es nach der Barbareskenküste verschlägt. Hier treffen sie eine Horde, die sie zwar nicht angreift, ihnen vielmehr Lebensmittel liefert, aber auch sonst nichts, wie die ganze Gegend. Der Capitain will noch den Balearen, hat unterwegs mit Meuterei zu kämpfen und muß noch im Hafen von Palma die Pestquarantaine mit seiner Mannschaft aushalten. Endlich, nach manchen Leiden, wird die Landung gestattet und der Verf. in die artigen Gesellschaften der Consuln eingeführt. Sie haben aber keinen Reiz für ihn, da er keine fremden Sprachen versteht und noch zu sehr „ungeleckter Bär" ist. Er schlendert daher einsam in den Straßen der Stadt umher und geräth beinahe in die Hände der Seelenverkäufer. Dies sind die Abenteuer.

Die Nachrichten über Corsica nennt der Verf. eine Zugabe, und grade sie sind das Beste am Buche. Corsica, an Mineralreichthum ganz unbedeutend, ist üppig an Vegetation, zumal Getreide, das Thierreich wieder dürftig. Die Menschen sind roh, in aller Cultur zurück, blutdürstige halbe Wilde. Stets bewaffnet, argwöhnisch, tückisch, grausam, und die wahren, geborenen Corsaren, deren Name daher stammt. Die Industrie bleibt auf der untersten Stufe. Anstatt der Kelter z. B. wird die Traube in Erdgruben durch Steine ausgepreßt und das Auslaufende in Bockshäuten aufgefangen, die sich dadurch selbst gerben. Einem alten Ziegenbock wird der Hals nebst den vier Pfoten abgeschnitten, dann schlägt man ihm mit einer Keule die Brustknochen ein, löst sodann die Haut um den Hals herum los und zieht das ganze Fell ab, daß das Haar, umgestülpt, nach innen zu stehen kommt, dann wird der Balg zugebunden, aufgeblasen, getrocknet, und der Schlauch zum Wein ist fertig. Zu Flaschen dienen noch Kürbisse, die man durch Unterlegung eines Steines während des Wachsthums zwingt, einen breiten Boden anzunehmen. Die Bauerhäuser gleichen fast noch den Hütten der Wilden. Die Asche um den Herd dient in kalten Nächten zum weichern Lager. In den Städten, die, außer einer, alle am Meere liegen, ist freilich Civilisation, aber keine hohe, und keine Fabriken. Fischerei der Sardellen ist ein wichtiger Erwerbszweig; auch die der Korallen, die aber sogleich an das Festland gebracht werden. Als Corsaren sind die Corsen wegen ihrer blutdürstigen Grausamkeit höchst furchtbar. In Bastia heißt die schönste Straße die Corsarenstraße, weil die Prachtgebäude derselben vom Gewinne dieser Menschen erbaut worden. Als der Verf. einem reichen Weinbergsbesitzer rieth, die Cultur seiner Trauben zu verbessern, erwiderte er: „Sobald meine Nachbarn bemerken, daß ich aus meinem Weinberge mehr ziehe, als sie aus dem ihrigen, so werden sie mir aus Neid sogleich Alles verheeren." „Der Corsicaner", sagt der Verf., „ist rauh, er spricht selten viel, befaßt sich nicht mit leeren Höflichkeiten und Ceremonien, brüllt wie ein Bär gegen Jeden, der ihm misfällt, aber schnauzt auch jeden Andern an, den er als Freund betrachtet. Tyrannischer Gebieter seiner Gattin und Kinder, mishandelt er sie oft auf die grausamste Weise." Wer erinnert sich nicht sogleich hierbei Napoleon's? Rachsucht ist ihre Hauptneigung. Einst steckten zwei Burschen, denen ein Gutsbesitzer verwies, auf einen seiner Kirschbäume gestiegen zu sein, kaum eine Stunde nachher sein Landhaus an und brannten es gänzlich nieder. Meuchelmord ist sehr gewöhnlich. Kaum ist noch nöthig hinzuzufügen, daß dieses Volk höchst unreinlich ist. Vorzüglich gern sucht man Fremde zu fangen und zu überlisten, um ihnen die Töchter anzuheirathen, weil man meint, daß sie ihre Weiber sanfter behandeln als die Eingeborenen.

Der Verf. befand sich oft in den Soireen der Mad. Ramolino, der Schwester Bacciochi's, deren Haus er als heiter und glänzend mit dankbarer Erinnerung nennt. 47.

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. Mai 1836.

— Heute ward auch die Gemäldeausstellung geschlossen. Der Saal war zwei Monate den Beschauern geöffnet, deren Mehrzahl wol der Meinung sein dürfte, daß unter 3000 Gemälden nicht hundert des Ausstellens werth waren. Man sieht

jetzt ein, daß eine jährliche Ausstellung nachtheilig für die Künstler sei; denn sie haben keine Zeit, die gehörigen Zeichnungen und Skizzen zu entwerfen, und eilen nur, die Gemälde hinzusudeln, welche die Prüfungscommission ohne Schwierigkeit annimmt, weil die mächtigen Räume der großen Galerie gefüllt sein wollen. Daraus entspringt aber noch ein anderer Uebelstand, denn die große königliche Stadt Paris hat nur Einen Saal, der zugleich für die Gemälde der alten Meister und zur Ausstellung dienen muß. Wenn die letztere beginnen soll, überzieht man die Meisterwerke der Kunst mit grünem Tuche und hängt die Versuche der jungen Künstler darüber. So erblickt man zwei Monate lang auf der pariser Galerie keinen Rafael, keinen Correggio, keinen Leonard da Vinci u. s. w. Einen Rafael verdeckt oft eine schlechtgemalte Wirthshausscene, eine Correggio'sche Madonna das Bildniß einer Modehändlerin. Landschafts- und Genrebilder, die oft kaum des Ansehens werth und fast für Aushängeschilder zu schlecht sind, verdecken Werke des Albani, Lebrun, Poussin, Rubens u. A. Bewundert ward auf der eben geschlossenen Ausstellung Scheffer's Francesca da Rimini.

Lamartine's „Souvenirs d'un voyage en Orient" haben nicht ganz die erwartete Anerkennung gefunden. Einiges darin gewährt kein rechtes Interesse, Anderes wird gar als unnütz und überflüssig angesehen. Manchmal gibt der Verf. nichts als eine Masse von Anmerkungen, die er, wie man sieht, sich nicht einmal Zeit nahm, wieder durchzusehen und gehörig auszuführen. Der Verleger hat, wie es heißt, 80,000 Francs Honorar für die vier Bände bezahlt; die Druckkosten und die enorm theuern Anzeigen hinzugerechnet, kann ihm das Werk 100,000 Francs zu stehen kommen. Der Himmel weiß, wie viel sein Verlust betragen wird. Aber Hr. von Lamartine ist ein Ehrenmann und von ausnehmendem Zartgefühl. Schon vor einigen Jahren entband er einen seiner Verleger des mit ihm über eines seiner Werke eingegangenen Contracts, als er vernahm, daß das Unternehmen nicht einschlug. Er besitzt ein großes Vermögen und macht den edelsten Gebrauch davon. Sein Schloß St.-Point bei Macon ist während des Sommers der Vereinigungspunkt einer großen Anzahl von Gelehrten, die daselbst aufs beste aufgenommen werden. Im Winter, und wenn Hr. von Lamartine als Deputirter in Paris weilt, vergeht keine Woche, wo er nicht von jungen Schriftstellern um Unterstützung angegangen wird, und man kennt kein Beispiel, daß er ein solches Gesuch zurückgewiesen hätte; im Gegentheil gibt er sehr reichlich und auf sehr zarte Weise.

Victor Hugo's neues Drama: „Angelo ou le tyran de Padoue", hat kein Glück gemacht, und man ist mehr als je überzeugt, daß Hugo keinen Beruf zum Bühnendichter habe. Nichtsdestoweniger ist das Theater bei jeder Vorstellung dieses Stücks angefüllt. Mlle. Mars, die Repräsentantin der classischen Schule, und Madame Dorval, die der romantischen, reißen durch ihr ausgezeichnetes Spiel die Zuschauer zu stürmischem Beifall hin. Victor Hugo beschäftigt sich jetzt mit Herausgabe eines Bandes lyrischer Poesien, dessen Erscheinen man mit gespannter Erwartung entgegensieht, da des Dichters Talent ganz eigentlich lyrisch ist. Das Theater hat für talentvolle Schriftsteller eine gefährliche Lockung, das Geld. Angenommen, daß „Angelo", was leicht möglich ist, 40 mal gespielt werde, so wirft es Hugo 12,000 Francs ab; er verkauft sein Manuscript überdies einem Verleger für 4000 Francs und erhält so für eine Art fünfactigen Melodrams, deren er jährlich drei und mehre schreiben kann, 16,000 Francs, was doch ein ganz leibliches Einkommen ist. Den armen deutschen Bühnendichtern wird es so wohl wahrscheinlich nie werden. Den vollkommenen Gegensatz mit Hugo bildet der edle, liebenswürdige Béranger, dem alle Habsucht fremd ist. Er hätte auch viel erwerben können, hat es aber verschmäht; er hatte mehr Ruf als diese Hugo, de Vigny, Dumas u. s. w., ließ sich darum aber doch seine Schriften nicht theurer bezahlen; er war der vertraute Freund der jetzigen Minister, verlangt aber nichts von ihnen. So lebt der Dichter, immer heiter und sorglos, ohne Anstellung, ohne Vermögen, ohne Pension, in einem kleinen Häuschen zu Passy, eine halbe Stunde von Paris. Freundlich empfängt er die Besuchenden. Wol ist sein Haar weiß geworden, aber sein Herz nicht gealtert. Er nimmt an Allem, was Kunst und Literatur betrifft, lebhaften Antheil und spricht, wenn die Rede auf Politik kommt: „Ich bin ein alter Republikaner; glaube aber nicht, daß die Republik in Frankreich möglich sei." Er ist der erste lyrische Dichter der Franzosen und auch vielleicht der Einzige, der die französische Poesie wahrhaft populair hätte machen können. Seine Lieder werden in den Werkstätten der arbeitenden Classen wie in den Prunksälen gesungen; aber er kümmert sich nicht um seinen Ruhm.

An dem von Raspail gegründeten republikanischen Journal: „Le réformateur", arbeitet jetzt Börne mit, der eben zwei Aufsätze über Wachsmuth's „Der deutsche Bauernkrieg" geschrieben hat, worin er behauptet, die Reformation habe Deutschland den größten Schaden gebracht und Jahrhunderte den Fortschritt der Freiheit aufgehalten. Diesmal ist es also Luther, den Börne durch seine Verunglimpfungen ehrt. Mignet, der bekannte Geschichtschreiber der französischen Revolution, stellte gleichzeitig in einer Rede, die er in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hielt, den Satz auf: die Freiheit der modernen Welt datire sich von Luther's Reformation. Derselbe Gelehrte schreibt an einem Werke über Luther, ebenso auch Michelet. Lerminier beschäftigt sich in „Au delà du Rhin" viel mit Luther, der jetzt bei den Franzosen ordentlich in die Mode kommt, und die „Gazette de France" ärgert sich auf gut katholisch über die Aufmerksamkeit, die man dem Reformator weiht. 153.

Notizen.

Der Minister des Schatzes zu Petersburg erhielt unlängst von dem Vicegouverneur von Archangel eine Probe echter Perlen, die durch den Aufseher Leontjew an zwei Orten des archangelschen Gouvernements zugleich aufgefunden worden sind, in dem kleinen Flusse Kajnoruczaj, der aus dem See Kam entspringt und in dem kleinen Flusse Sywczuga, einige Werst vom Onegafluß. Kajnoruczaj fällt in das weiße Meer, hat 2—7 Fuß Tiefe, 2—14 Fuß Breite, der Boden ist sandig und lehmig, das Wasser durchsichtig. Die Perlenmuscheln wurden an den seichtesten Stellen im sandigen Boden unter Steinen verborgen gefunden. Die Sywczuga entspringt aus einem kleinen See gleiches Namens, ihre mittlere Breite ist 3—5 Faden, ihre Tiefe aber bis auf zwei Klaftern. Der Boden ist bald lehmig, bald steinig und sandig. Das Wasser ist rein und ruhig. Die Perlenmuscheln wurden gleichfalls an seichten Stellen im sandigen Boden gefunden. Die Perlen des Kajnoruczaj sind der Kaiserin vorgelegt worden, sie sind sehr rein und schön und werden nebst den andern in dem Museum der Bergingenieurs niedergelegt. Diese Entdeckungen sind nicht die ersten in Rußland. In Finnland, 70 Werst von der Stadt Serdobel, Gouvernement Wyborg, findet man in mehren Bächen, die in den Ladogasee fließen, Perlenmuscheln, die oft durch Größe und Schönheit ausgezeichnet sind. Das genannte Museum besitzt eine Anzahl Exemplare der Art.

Auf der neu errichteten Universität Kiew wurden im October 1834 aufgenommen: 61 Studirende, 34 zur juristischen und 27 zur philosophischen Facultät. Die Universität ist also noch wenig besucht. Darunter sind 48 vom Adel, 8 Söhne von Offizieren, 3 Geistliche und 2 bürgerlicher Abkunft. Die dorpater Universität besuchten im zweiten Semester 1834 549 Studirende, 302 Mediciner, 154 Philosophen, 48 Theologen und 45 Juristen. 75 Studirende wurden aus der Staatskasse erhalten. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1835.

Deontologie, oder die Wissenschaft der Moral. Aus dem Manuscript von Jeremy Bentham geordnet und herausgegeben von John Bowring. Aus dem Englischen übertragen. Erster Band. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1834. Gr. 12. Preis des ersten und zweiten Bandes 3 Thlr. 12 Gr.

Wenn dieses Werk den Engländern nützlich sein kann und soll, ist es darum noch nicht für Deutsche, die anders denken und vermuthlich auch handeln. Speculativ freilich sind jene wie diese, aber jene für baaren Gewinn, diese für mögliche Erkenntniß, welche Eigenschaft Beiden zum Ruhm oder Tadel gereichte. Sagt nun der Herausgeber: „Bentham grub Goldbarren aus seinen reichen Minen, fand die kostbarsten Edelsteine und schliff sie herrlich glänzend", so möchten beide Völker ein Verschiedenes darunter verstehen, mithin auch antreffen; denn es gilt von Büchern mehr wie außerdem: was Jemand sucht, wird er finden. Hören wir noch weiter: „Bentham's Werke athmen einen hohen Geist und seine Lehren müssen den Bemühungen der wenigen echten Weltweisen eine neue Richtung geben"; so staunt vielleicht der Engländer, denkt an Umschiffung und Erforschung unbekannter Welttheile, während ein Deutscher Philosophie im Kopfe hat und mit Freude jede neue Richtung unter den vielen Richtungen begrüßt, welche er schon eingeschlagen. Was nun Beide antreffen, däucht dem Einen wol ersprießlicher als dem Andern, und der Eine mag die Druckerscheinung gutheißen, der Andere die Uebersetzung ganz unnöthig halten.

Die Goldbarren und Edelsteine Bentham's bestehen aber darin: „Norm aller menschlichen Handlungen ist die Tugend, der Zweck derselben die Glückseligkeit"; für letztere müssen die besten, geeignetsten Mittel angegeben werden. Das haben die Engländer schon von vielen ihrer trefflichsten Schriftsteller gehört und lassen es sich bei ihrem praktischen Lebensgeist vielleicht in der Wiederholung gefallen; den Deutschen dünkt dies ungeheuerlich, weil sie in den neuern Zeiten von der Glückseligkeit ganz zurückgekommen sind und ihre Speculation das Glück dieses Lebens wie des künftigen geringschätzt, ja das künftige Leben überhaupt ableugnet. Bentham erscheint deshalb ist als ein Prediger in der Wüste: für die Einen, weil sie schon Alles wissen, für die Andern, weil sie Alles nicht wollen.

Wären indessen manche unserer Leser noch der speculativ-veralteten Glückseligkeitslehre gewogen, so könnten sie in der übersetzten Schrift Einiges nach ihrem Geschmack finden. Es wird gelehrt: Pflicht sei ein unangenehmes, abstoßendes Wort, Jeder denke zuerst an sein Interesse, dies liege in des Menschen Natur, die Pflicht werde dem Interesse stets untergeordnet bleiben. Aufopferung des Interesse für die Pflicht ist weder anwendbar noch wünschenswerth, kann in der That gar nicht stattfinden. Was ist Glück? Es ist der Genuß des Vergnügens ohne Beimischung von Schmerz und steht in einem Verhältniß zu der Masse genossener Freuden und vermiedener Leiden. Was ist Tugend? Es ist Das, was am meisten das Glück befördert, das Vergnügen erhöht und die Schmerzen vermindert, dahingegen das Laster des Menschen Glück verhindert oder auch oft dessen Unglück befördert. Die Gesammtsumme der Glückseligkeit besteht in derjenigen einzelner Individuen. Selbst unser Dasein hängt davon ab. Wäre Adam für das Glück Eva's mehr besorgt gewesen als für sein eignes, und Eva zu derselben Zeit mehr besorgt für das Glück Adam's als das ihrige, so hätte sich der Teufel die Mühe ihrer Versuchung ersparen können. Ihr beiderseitiges Elend würde ihr Glück vernichtet und ihr Tod der Geschichte der Menschheit ein schnelles Ende gemacht haben. Die Deontologie ist eine Pflichtenlehre, inwiefern diese das Geeignete, Nützliche kennen lehrt, ihr Grundsatz bleibt derjenige der Nützlichkeit. Das Wort sollen ist eine autoritätische Unwahrheit und sollte aus dem Wörterbuch der Moral verbannt werden.

Richtige Arithmetik des menschlichen Vergnügens, ein Budget der Einnahme und Ausgabe von jeder Operation, aus welcher Gewinn von Vergnügen gezogen werden soll, das ist Deontologie. Aus Oekonomie wird oft für das Glück Anderer das eigne geopfert, aber nur, wenn das gebrachte Opfer mehr Vergnügen verspricht als die Unterlassung. Unrichtige Rechnung verändert nicht die Sache. Tugend wird dies freilich nicht heißen, so wenig als die Fähigkeit, ein arithmetisches Exempel zu lösen; aber Tugend hat auch keinen wirklichen Werth, sie ist ein eingebildetes Wesen, das die Armuth der Sprache erzeugte.

Gewissen ist ein erdichtetes Ding, das nach der allgemeinen Vermuthung seinen Sitz im Geiste hat; die gute Meinung, welche der Mensch von seinen Handlungen hegt, hängt ab von der richtig berechneten Anwendung des Glückseligkeitsprincips.

Die Fälle, wo der deontologische Grundsatz in Anwendung kommt, sind entweder dauernde oder vorübergehende, öffentliche oder private. Nur die Privatverhältnisse betrachtet der Verf.; sie sind entweder natürliche, durch Geburt entstanden, oder zufällige. Das Geeignete ist darin das Rechte. Sokrates und Plato schwatzten Unsinn unter dem Vorwande, daß sie Weisheit und Moral lehrten; sie standen weit unter der allgemeinen Bildung der damaligen Menschheit. Das Volk, welches keinen Gefallen an solchem Unsinn fand, war zufrieden mit seinen gewöhnlichen Vergnügungen, dafür nannten es die Philosophen eine gemeine Heerde, obgleich es sich recht wohl befand. Ihre Schüler beschenkten sie mit einem köstlichen Marzipane, dem höchsten Gut, welches ein Besseres sein sollte als Vergnügen, und doch hätten sie ihnen nichts Besseres bieten können.

Eine Schätzung des Vergnügens und Schmerzes kann nur durch Denjenigen richtig geschehen, welcher das Eine leidet oder das Andere genießt. Selbst die kurzsichtige und gedankenlose Menge traut lieber ihrer eignen Erfahrung und Beobachtung, als daß sie auf das Wort eines Unbekannten etwas gibt. Nur dadurch, daß die Religionslehrer Schmerz und Vergnügen auf eine bekannte Gattung beziehen, erhalten sie Einfluß mit ihren Bildern und Zeichnungen der Höllenqualen wie der himmlischen Freuden. Für die Constitution des menschlichen Geistes ist der Schlüssel der Einfluß des Interesses im ausgedehnten und wohlthätigen Sinne, wie es die Erleuchteten — die wahren Deontologen — erkennen.

Ursachen der Immoralität sind: falsche Grundsätze der Moral, unrichtige Anwendung der Religion, Vorzug des eignen Interesse vor dem gesellschaftlichen (solche Berechnung hat einen andern Ansatz als die frühere) und Vorzug geringerer gegenwärtiger Vergnügungen vor größern künftigen. Der Verf. gibt ein Beispiel an der Trunkenheit. Gesetzt ein Mensch sei dieser ergeben, so wird er den Betrag des Vergnügens und Schmerzes, der aus seiner Aufführung hervorgeht, bedenken und abwägen. Bei der angenehmen Erregung fällt die Berechnung zu Gunsten seines Nutzens, aber bedenkt er die Folgen, nämlich Ungesundheit, künftige unausbleibliche Schmerzen, Verlust an Zeit und Geld, Schmerz der Aeltern, Freunde, Frau und Kinder, Verlust des guten Rufes, Gefahr vor Strafe und Schande, Furcht vor Strafe im künftigen Leben: so erkauft er das Vergnügen des Rausches zu theuer, die Moral räth, sich vor Unmäßigkeit zu hüten. Wie schon hieraus zu ersehen, soll auf öffentliche Meinung Rücksicht genommen werden, dann auch auf sympathetische Gutheißung, ein thätiges Wohlwollen, welches Andern Vergnügen schafft und Schmerz verhindert, nur zugleich ohne sich selbst zu schaden, und von ihm erwartet der Verf. das goldene Zeitalter der Wissenschaft der Moral. Man begreift, wie er mit diesem Wohlwollen in seine Deontologie hineinbringt, was sonst in dem bloßen Kreise des egoistischen Vergnügens keine Stelle fände, und wie die menschliche Gesellschaft ganz gut bestehen kann, wenn wahres Wohlwollen bei den Gliedern allgemein würde. Zu den Hindernissen desselben werden gezählt der Eigennutz, oft gefährlich und siegreich ohne Hülfe, die Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit; Stolz und Eitelkeit, die Dogmatismus erzeugen und ihre Oberherrschaft immer durch Schreien verkünden und sich aufdrängen; Antipathie, verschiedener Geschmack. Tugenden und Laster sind willkürliche Gewohnheiten; den beiden Abtheilungen der Tugend, Klugheit und Wohlwollen, stehen zwei des Lasters gegenüber, Thorheit und Unredlichkeit.

Nicht daß Bentham dieß Glückseligkeitslehre in seiner Weise vorträgt, ist verwunderlich, sondern daß er meint, damit eine Entdeckung gemacht zu haben; nicht daß der Herausgeber aus Achtung gegen den Verstorbenen seinen Nachlaß zum Druck befördert, ist [illegible]lich, sondern daß er bei Horaz die früheste Erwähnung solcher Grundsätze findet, welche schon dem Aristipp und Epikur angehören; nicht daß die Welt keine Anwendung von einer Deontologie gemacht, ist beklagenswerth, sondern daß sie dadurch nicht besser geworden. Die Menschen hatten von jeher viel Hang zum sinnlichen Vergnügen und bildeten sich für den Genuß desselben ein gewisses leitendes Maß, worin strengere Moralisten und [illegible]ten eben ein Uebel zu bekämpfen meinten. Wenn Manche ihnen horchten und beistimmten, so beweist dies einen zweiten Hang der menschlichen Natur, sich mit einer bloßen Arithmetik des Vergnügens nicht zu befriedigen, sondern die Lehren eines Sokrates und Plato, welche der Verf. des Unsinns beschuldigt, höher zu stellen. Groß und heroisch ist keine Berechnung des Vergnügens und Nutzens, aber Größe und Heroismus des Charakters wie der Handlungen sind doch im Menschengeschlecht nicht ausgestorben. Nach welcher Seite sich die Meisten hinwenden, ist der Lebenserfahrung bekannt genug, mithin auch, wofür und wogegen die Predigt des Moralisten am meisten gerichtet sein solle. Ein Deontolog, wie unser Verf., verkündigt ein Evangelium, dem längst die Freunde der Sinnenlust gehuldigt; er ist also gewiß kein Reformator, sondern höchstens ein guter Rathgeber auf der längst eingeschlagenen Bahn. Wer guten Rath niemals verschmäht, läßt sich auch den seinigen gefallen und braucht davon, was ihm dienlich scheint.

Ueber Einzelnes gibt der Deontolog manche feine, aus Menschenbeobachtung gezogene Bemerkungen, z. B. über Stolz — wir würden lieber sagen Hochmuth — und Eitelkeit. Bei dem stolzen Menschen ist das Verlangen nach Achtung mit Verachtung gepaart, bei dem eiteln Menschen nicht. Da der stolze Mensch diese Achtung geringer schätzt als der eitle, so verlangt er mehr zu seiner Befriedigung als dieser, ist also unzufrieden, mißmuthig, übelwollend. Dagegen ist Fröhlichkeit die Gefährtin der Eitelkeit und bisweilen auch Wohlwollen

Der Stolze ist schweigsam, der Eitle schwatzhaft; jener ruhig erwartend die Beweise der Achtung, dieser sie unruhig suchend. In der Stellung der Herrschenden treibt der Stolz leichter zum Laster als zur Tugend, aber nicht so die Eitelkeit. (Herrschende können eigentlich gar nicht hochmüthig sein, weil sie das Recht haben, auf Andere herabzusehen und Huldigung zu verlangen, die Eitelkeit bezieht sich bei ihnen auf persönliche Vorzüge, deren Bild sie von der Schmeichelei nur zu leicht hinnehmen; Tugend und Laster werden sich daraus nur durch hinzutretende Bedingungen entwickeln, z. B. Gerechtigkeit oder Grausamkeit, gebührende Prachtliebe oder unmäßige Verschwendung u. s. w.) Zu den falschen Tugenden, welche von manchen moralischen Schriftstellern als wahre aufgeführt werden, zählt der Verf. die Verachtung des Reichthums. Es mag sein, daß man dergleichen wegen seiner Seltenheit im Menschenverkehr zu günstig beurtheilte; der Gegenstand, nämlich Reichthum, eignet sich weder für Achtung noch Verachtung, denn jene gebührt keinem todten Metall, und diese kann nur Derjenige empfinden, dessen Bedürfnisse durch reichlichen Besitz gesichert sind; der Werth des Habens und die Achtung vor dem letztern entspringt aus dem Gefühl des Mangels. Wenn daher die Reichen ihren Reichthum mit Geringschätzung betrachten, so steht es ihnen wohl, wenn aber Arme dasselbe thun und Schulden machen oder betteln, so steht es ihnen übel. Des Sokrates' Verachtung der Reichthümer — sagt unser unsokratischer Deontolog — war nichts weiter als Verstellung und Stolz, die ihm ebenso wenig etwas halfen, als wenn er lange Zeit auf einem Beine gestanden hätte. Mit nichten; der Grieche scheint für seine einfachen Bedürfnisse keinen Beistand der Athener in Anspruch genommen zu haben, und konnte deswegen ohne Tadel gleichgültig sein gegen größern Besitz, gleichwie der Cyniker, falls ihm Brot und Wasser und eine Erdhütte genügten, Gastmahle und Paläste geringschätzen konnte, sobald ihm Brot und Hütte nicht fehlten. Wunderlich wird über Epiktet behauptet, er habe mehr Vergnügen im Stolze als im Wohlwollen gefunden, und berechnet, daß er durch Selbstverleugnung mehr erlangen würde als ohne sie; sein Verdienst sei geringer als das des orientalischen Fakirs, der noch mehr leide als er; er habe wie ein Geiziger gehandelt, der Schätze aufhäufe, um sie gelegentlich brauchen zu können, und sich mit dem Vergnügen in der Einbildung bezahlt mache, das für ihn größer sei als das des wirklichen Fruchtgenusses. Schon nach der bloßen Arithmetik des Vergnügens müßte man ja sagen, wenn für seinen Geschmack ein richtiges Facit herauskomme, habe er sich nicht verrechnet und sei tugendhaft. Besser bestimmt der Verf. die Liebe zum Handeln, ohne einen Gegenstand zu haben als etwas Neutrales, welches nach Umständen tugendhaft oder lasterhaft sein könne, ebenso die Aufmerksamkeit und den Unternehmungsgeist, welche von einem neuern Moralschriftsteller (Serons) unbedingt in die Reihe der Tugenden aufgenommen worden.

Die Neutralität mancher Tugenden wäre indeß nicht das Schlimmste, sondern ein Anderes. Wollte man nämlich die Deontologie nach ihrem ganzen Umfange zur Anwendung bringen, so müßten alle bisherigen moralischen Katechismen verworfen werden, in denen von Pflichten und vom Sollen etwas vorkommt. Die Fähigkeit, arithmetische Vergnügensexempel zu lösen, wäre keine Tugend und doch das Beste; jede sogenannte Tugend hätte keinen Werth und das Gewissen wäre eine Erdichtung. Genau genommen entspränge ein großer Theil des menschlichen Unglücks aus jenen werthlosen Tugendpflichten und dem erdichteten Gewissen. Sie fallen dem Handelnden lästig, gebieten und verbieten Manches, machen gewisse Anmuthungen, fodern gewisse Opfer, ohne welche nie von ihnen geredet worden. Freilich verlangt die Arithmetik des Vergnügens gleichfalls Einschränkungen, z. B. sich nicht stets zu berauschen; sie gleichen sich aber aus durch ungestörte Glückseligkeit in längerm Zeitraum oder durch Ersatz eines Vergnügens mittels des andern. Eine solche Ausgleichung fehlt den Mahnungen der strengen Pflicht und des Gewissens, ja der Hauptgrund des Unglücks durch Tugend besteht in ihrem Gesichtspunkt für das gesammte Leben und alle Weltverhältnisse. Das Böse, welches allenthalben wuchert, wird nothwendig gehaßt, beklagt, und weder Haß noch Klage machen glücklich. Freilich tröstet der Gedanke an Gottes Gerechtigkeit und ein ewiges Leben, aber Trost ist nur halbe Heilung des Leidenden; weit vorzüglicher ist es, gar nicht zu leiden. Der Tugendhafte lebt im Gegensatz mit dem Lauf der Welt, verbietet sich oft, was ihn mit demselben versöhnen könnte, quält sich damit, das Gute zu befördern, und sieht seine Bemühungen scheitern. Hat er vielleicht weniger gethan, als er nach seiner Meinung konnte und sollte, so kommen Vorwürfe und Reue, und das freundliche Glück des Daseins ist verschwunden im unaufhörlichen Kampfe mit den Umgebungen und mit sich selbst. Dagegen betrachtet Bentham's Deontolog die Welt als einen Schauplatz seines Vergnügens, findet Mittel, den Schmerz zu entfernen, wird nicht von Haß erfüllt, wenn er die Saat des Bösen erblickt, welches blos aus einer verkehrten Rechnung der Menschen entspringt, und rechnet selber, um vermöge geschickter Rechnung die Dinge der Außenwelt mit seinen Wünschen ins Gleiche zu stellen. Ist er nicht tugendhaft im gewöhnlichen Sinne des Worts, auch nicht groß und heroisch in seiner Denkweise, so ist er doch möglichst glücklich; und wer unglücklich sein will, werde tugendhaft.

9.

Correspondenznachrichten.

London, 21. April 1835.

Nachdem den Krieg der Aristokraten und Klerisei durch Ernennung eines Ministeriums von Reformers ein kleiner Waffenstillstand von 14 Tagen unterbrochen hat, wundern sich Viele, daß der Exkanzler Brougham nicht unter den neuernannten Ministern ist. Es werden dafür mehre Ursachen angegeben, die wichtigste möchte wol die sein, daß ihn der König nicht leiden kann. Die jetzigen Minister empfinden den Mangel dieses geschickten Mannes sehr, welcher bei allen seinen Fehlern dem Lande große Dienste geleistet hat und noch ferner leisten wird;

denn da er weiß, daß seine Ausschließung nicht den Ministern zuzuschreiben ist, so können sie auf seine Hülfe rechnen, und sobald die jetzigen Zeitumstände sich ändern, leidet es keinen Zweifel, daß man ihm gern wieder eine Stelle im Ministerium geben wird. Seine Wichtigkeit geht auch daraus hervor, daß die öffentlichen Blätter und die Caricaturisten ihn nach wie vor zu ihrer Zielscheibe machen, was unbedeutenden Menschen selten begegnet. Der berühmteste Caricaturist, welcher sich unter den Buchstaben H. B. versteckt und seine Bilder bei Maclean auf dem Heumarkte erscheinen läßt, hat auch wieder eines geliefert, wo Brougham den Bischof von Exeter auf der Straße anhält und ihn fragt: „Wer glauben Sie wol, wird der neue Kanzler sein?" Die Lauge dieser Erkundigung liegt darin, daß kein englischer Rechtsgelehrter bei der Beantwortung dieser Frage mehr betheiligt war als Brougham, und daß er mit dem Bischof von Exeter immer im Oberhause stritt. Uebrigens hat der excentrische Mann dem Publicum wieder etwas Neues über sich zu reden gegeben. Vorher war er so gleichgültig gegen die Kleidermode, daß man sich vor drei Jahren über einen altväterischen, schwarzen Sammetrock, welchen er, damals Lordkanzler, in Abendgesellschaften trug, sehr lustig machte. Jetzt hat es den Anschein, als ob er ein Dandy geworden wäre. Als nämlich sein Schützling, der Bischof Maltby (der große Grieche), jüngst behufs einer Collecte für die londoner Universität eine Predigt hielt, war auch Brougham, der Mitstifter und Patron derselben, zugegen und erregte großes Aufsehen durch seinen Anzug: Frack von hellbrauner Modefarbe, prächtig gesticktes Sammetgilet, Pantalons von grellgegattertem schottischen Plaid, eine steife schwarzsammtene Halsbinde und eine starke goldene Kette, welche quer über die Weste ging. — Der Secretair der zoologischen Gesellschaft hat einen Brief von Keith Abbott erhalten, worin dieser sagt, daß es seine Richtigkeit mit der Nachricht des Xenophon habe, welcher erzählt, daß bei Trapezunt die ganze griechische Armee von dem dort genossenen Honig verrückt oder vielmehr berauscht worden sei. Man glaubt nämlich, die Bienen holen diesen Honig von den Blüten der dort häufig wachsenden Azalea pontica, deren Blumenkelche den angenehmsten Wohlgeruch ausduften. „Dieser Honig", sagt Abbott, „bringt, wie ich selbst erfahren habe, bei Denen, welche davon essen, grade die Wirkung hervor, welche ihm Xenophon beilegt. Nimmt man nur wenig davon, so erfolgt ein heftiger Kopfschmerz mit Erbrechen, und man gleicht einem Betrunkenen; wer aber viel davon ißt, kommt ganz von Sinnen und verliert einige Stunden darauf alle Kraft, sich zu bewegen." — Eins der lehrreichsten und angenehmsten Bücher in der englischen Sprache ist bekanntlich Johnson's Leben von Boswell, welches jetzt von Croker zum zweiten Mal mit Noten aus allen Biographen Johnson's herausgegeben wird. Die meisten Anmerkungen sind wider Boswell gerichtet und in einem so beißigen, mürrischen Tone abgefaßt, daß man bemerkt hat, der Herausgeber habe in der That die Eigenschaft, welche sein Name bezeichnet. — Wegen der fortdauernden Auswanderungswuth nach den Vereinigten nordamerikanischen Staaten kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß mit den Leuten dort nicht wohl auszukommen ist. Ein Schotte hat soeben seine Erfahrungen darüber bekannt gemacht („Journal of an excursion to the United States and Canada in the year 1834, by a citizen of Edinburgh"), die unter andern in folgenden bestehen: Die zum Behuf der Emigranten gedruckten Bücher haben mehrentheils Männer zu Verfassern, welche selbst in Amerika große Ländereien auf Speculation gekauft haben. In Wirthshäusern wird man gut behandelt. Aber die Amerikaner denken an nichts als Geldmachen. Sie stehen früh auf, arbeiten immer, suchen keine Erheiterung und speisen mit der Eil der Thiere, welche ihr Futter verzehren. Da gibt es kein frohes Gespräch, keinen Scherz, man hört nichts als Speculiren und Berechnen. Kommt ihnen der Wein in den Kopf, so zeigt sich augenblicklich der große Nationalfehler, die Ruhmredigkeit, die Aufschneiderei! Läßt man sich unterwegs mit Jemand in eine Unterredung ein, so will er gleich schachern, seine Uhr, seine Flinte rc. verhandeln. Ein argloser Mann kommt mit ihnen nicht aus. Die mittlern Classen sind voll der abgefeimtesten Schurken. Man darf hier keinem Menschen trauen, welchem daran liegen kann, den Ausländer zu betrügen. Man kann sie nicht leicht erzürnen, aber im Zorne sind sie blutdürstig und rachsüchtig; daß sie eine Beleidigung vergessen sollten, daran ist nicht zu denken. Wohlleben ist allgemein, denn der ergiebige Boden versorgt ihre Tafel reichlich. Man speist dreimal des Tages Fleischkost, welches viele Krankheiten erzeugt. Ihre Fragseligkeit ist ärgerlich, aber weltbekannt. Die Weiber fodern Achtung wie eine Schuldigkeit. Die Klerisei hofirt ihnen am meisten und thut daher, was sie will. Kurz, die Amerikanerinnen herrschen unbeschränkt. Und doch sind sie schlechte Hausfrauen. Sie vernachlässigen das Haus, laufen umher in allerlei Gesellschaften und verthun viel. Trennungen und Ehescheidungen sind sehr häufig. Die Neuyorkerinnen wollen für tugendhaft gelten, sind es aber nicht; im Gegentheil will der Verf. von guter Hand wissen, daß die Hälfte derselben nichts taugt. Sie sind groß, schmächtig. Ihren unleugbar hübschen Gesichtern (in der Jugend) fehlt es an Ausdruck. Weil ihre Gesichtsfarbe blaß und kränklich ist, so legen sie gepulverte Stärke auf Wangen und Hals, und rothe Schminke darüber. Unter den Kleidern tragen sie hohlbrüstige Schnürleibchen und andere nicht zu nennende Vorrichtungen, so daß man ihre wahre Gestalt nicht errathen kann. Daher macht ein amerikanischer Dichter die richtige Bemerkung:

> Thus finish'd in taste, while on her you gaze,
> You may take the dear charmer for life;
> But never undress her, for out of her stays,
> You'll find you have lost half your wife.

Wer mit einem Neuyorker Geschäfte abzuthun hat, muß die allergenaueste Abredung treffen; denn ihrem Worte ist nicht zu trauen. Daß der Fremde geprellt werden muß, ist hier ein allgemeiner Grundsatz, die Ansiedler in den Waldungen sind meistens misvergnügt und bleiben nur da, weil sie die eiserne Nothwendigkeit dazu zwingt. Auf Landwirthschaft in Nordamerika angelegte Capitale verzinsen sich nicht. So sagen alle Landwirthe in den Vereinigten Staaten und in Canada. Der Grund davon liegt in drei Ursachen: 1) geringer Preis der Producte; 2) hoher Arbeitslohn; 3) das Tauschsystem, wodurch es sehr schwer wird, seinen Zuwachs zu Geld zu machen. 125.

Literarische Notizen.

Ein französischer Offizier, der in Don Miguel's Armee diente, hat unter dem Titel: „Campagnes de Portugal en 1833 et 1834" einen Bericht über die Hauptereignisse und Operationen dieses Krieges geliefert.

Alex. Dumas' „Chroniques de France", in zwei Bänden, handeln von Isabelle von Baiern, der Gemahlin Karl VI., die der Haß ihres Volkes, über das sie so viel Unglück gebracht, und die Verachtung der Engländer, die sie so begünstigt hatte, in gleichem Maße traf.

Angekündigt wird: „Concordance, ou dictionnaire de tous les mots des six codes" von J. A. Suin. Diese Concordanz, die 38,000 Artikel umfassen soll, wird in 40 Lieferungen, zu zwei Bogen gr. 8., ausgegeben.

Victor Jacquemont's „Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832" im Ganzen vier Bände in gr. 4. mit 300 Kupfern, wird in 50 Lieferungen, jede zu vier bis fünf Bogen Text und sechs Kupfern, herauskommen.

Eduard Alletz gab „Maladies du siècle" heraus. 43.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1835.

Die kaiserliche Bibliothek zu Wien.

Wir hatten bis jetzt nur unvollständige Nachrichten über die Entstehung, den Reichthum, die innere Ausbildung und die äußern Schicksale einer Bibliothek, welche ihre Seltenheiten, ihre Handschriften, ihre zahlreichen gedruckten Werke und die mit ihr verbundene Kupferstichsammlung zu einer der bedeutendsten in Europa machen. Was Lambeck (Lambecius) in seinen Commentarien, Denis in der „Einleitung in die Bücherkunde" und Richard's „Historia bibliothecae vindobonensis" über die Geschichte und die Schätze der Bibliothek enthalten, und Bartsch's bekannte Werke, waren fast die einzigen Quellen. Diese Lücke hat nun der erste Custos der Hofbibliothek, Ign. Fr. Edler von Mosel *) ausgefüllt. Sein Beitrag ist alles Dankes werth. Er wollte nach seinem Zwecke den Ursprung der Bibliothek, ihre allmälige Bereicherung, ihren jetzigen Zustand, ihre frühere und gegenwärtige Verwaltung darstellen und mit den ausgezeichneten Männern bekannt machen, die ihr in verschiedenen Zeitabschnitten vorgestanden haben; aber einen Wegweiser über die Eintheilung und Aufstellung der Bücher wollte er, wie er sagt, darum nicht geben, weil es ihm die Verhältnisse des Locals verboten, welches von jeher mehr prächtig als zweckmäßig gewesen, seit geraumer Zeit aber, trotz seinem großen Umfange, durch die jährliche ansehnliche Vermehrung der Sammlung so unzureichend geworden sei, daß man nur dafür habe sorgen können, für die neuen Erwerbungen Platz zu finden, ohne aber im Stande gewesen zu sein, diesen nach den Fächern der Wissenschaften und ihren Unterabtheilungen systematisch zu wählen. Der Verf. hat seinen Zweck in den angedeuteten Grenzen zwar erreicht, aber freilich mehr eine äußere Geschichte der Anstalt geliefert, als ihre innere Geschichte gegeben, die in einer Darstellung der in ihrer Ausbildung verfolgten Richtungen bestehen würde. Wir erhalten daher wol Nachrichten von den einzelnen Seltenheiten, welche die Bibliothek erworben, von den Sammlungen, die sie in sich aufgenommen, von den Erweiterungen, die sie erhalten hat; aber nach welchem wissenschaftlichen Plane in neuern Zeiten (in den ältern Zeiten waren die meisten Bibliotheken mehr Agglomerate als organische Gestaltungen) ihr Wachsthum geleitet worden sei, darüber erfahren wir weniger, als wir wünschen. Eine solche Geschichte der innern Ausbildung der Bibliothek würde auch eine ganz andere Abtheilung erhalten haben als die von dem Verf. gewählte, eben nur auf die äußere Geschichte sich beziehende in 16 Zeiträumen, die bis 1792 nach den Regierungszeiten der Kaiser abgegrenzt sind, von Maximilian I. bis auf Franz II., dessen Regierung für die Geschichte der Bibliothek den 13.—16. Zeitraum bildet, gleichfalls nach zufälligen äußern Momenten bestimmt.

Es möge aus dem reichen Stoff, den der Verf. geliefert hat, eine Uebersicht der Geschichte der Bibliothek und ein Beitrag zur Statistik derselben, so viel sein Werk darbietet, hier gegeben werden.

Die Bibliothek zu Wien hat ihre Anlage und einen großen Theil ihrer Schätze den ehemaligen Privatsammlungen der östreichischen Kaiser zu verdanken. Die Handschriften, die Kaiser Friedrich III. im J. 1440 durch Aeneas Silvius Piccolomini (später Papst Pius II.) und den Astronomen Georg von Purbach ordnen ließ, und mit den ersten, unter seiner Regierung erschienenen Druckwerken und mehren nach der Eroberung von Konstantinopel verkäuflich gewordenen Handschriften vermehrte, waren zwar der Urstamm der kaiserlichen Bibliothek, doch war ihr eigentlicher Gründer Maximilian I., der gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Handschriften und Bücher seines Vaters durch den von Friedrich III. gekrönten Dichter, Konrad Celtes ordnen ließ. Wahrscheinlich gehören einige der ältesten Handschriften zu jenen Anfängen. Der Nachfolger des ersten Bibliothekars Celtes war Johann Cuspinian, der die Bibliothek durch Handschriften vermehrte, welche theils aus den Büchersammlungen mehrer auf Maximilian's Befehl durchsuchten Klöster, theils aus der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus herrührten. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es Cuspinian 1510 von dem König Wladislaw einen Theil der Schätze zu erhalten, die nach dem Tode des 1490 verstorbenen Ungarkönigs bei dem Mangel kluger Aufsicht schon ihrem Verfall entgegengingen. Es befand sich darunter auch die lateinische Uebersetzung der Werke des Philostratus. Unter Maximilian's Nachfolger, Ferdinand I., wurde die bedeutende Büchersammlung des vielgereisten Johann Dern-

*) Geschichte der kaiserl. königl. Hofbibliothek zu Wien. Wien, Beck. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

schwamm von Hradiczin mit der Bibliothek vereinigt. Auger Gislain von Busbecke (Busbeckius), bekannt durch seine interessanten Gesandtschaftsberichte aus der Türkei, hatte um 1570 schon, wie es scheint, eine Oberaufsicht über die Bibliothek, welche die von ihm gesammelten wichtigen Handschriften erhielt, unter welchen sich auch die kostbare sogenannte byzantinische Handschrift des Dioskorides aus dem 6. Jahrhundert befand. Nach dem Tode ihres Vorstehers, Wolfgang Lazius, gewann sie die seltenen Handschriften, die er in den Klöstern Oestreichs, Kärnthens und des südlichen Deutschlands entdeckt hatte. Unter dem Vorstand des gelehrten Niederländers Hugo Blotius (Bloß), der 1575 Bibliothekar wurde, erhielt die Sammlung eine bessere Aufstellung und genaue Kataloge. In derselben Zeit wurde die Bibliothek der allgemeinen Benutzung geöffnet. Kaiser Maximilian II. antwortete dem anfragenden Bibliothekar, „eine auch noch so wohl ausgestattete Bibliothek, die nicht zum Gebrauche offen stehe, gleiche einer brennenden Kerze unter einem Scheffel, deren Licht Niemand wahrnehmen könne“. Unter dem die Gelehrsamkeit schützenden Rudolf II. wurde für die Bibliothek die reiche Büchersammlung des ungarischen Historikers und Dichters Johann Sambucy (Sambucus) erworben. Blotius überreichte dem Kaiser 1579 Vorschläge zur bessern Einrichtung der Bibliothek. Unter den Mitteln, sie zu vermehren, empfahl er auch, über die Einlieferung der von den Verlegern zu empfangenden Pflichtexemplare (schon damals eine lange bestehende Einrichtung genannt) sorgfältiger zu wachen und die Geschenke von Büchern aus der Hofbibliothek an Privatpersonen zu beschränken. Blotius hoffte mit einem jährlichen Einkommen von 300 Goldgulden den Ankauf der nöthigsten in fremden Staaten gedruckten Bücher, den Einband der Bücher und die Erhaltung des Locals bestreiten zu können. In Beziehung auf die äußere Stellung des Bibliothekars meint er, daß demselben, „da nun einmal nicht nur der Pöbel, sondern selbst die Gebildeten den Mann nach seinen Kleidern und Titeln zu schätzen pflegen“, die Würde eines kaiserl. Rathes, und wenn er nicht schon aus einem edeln Geschlecht stamme, der Adelstand zu verleihen sei. Blotius ließ eine Inschrift über die Pforte der Bibliothek setzen, die er unter andern in folgenden Worten redend einführte:

> Servis mens brevis est, sunt pollia longa manusque
> Longa malis, breves bonis.
> Sic ego non servis, dominis sed servio doctis,
> Sed doctis qui simul boni.

Die Bibliothek war schon zu jener Zeit nicht blos den einheimischen Gelehrten zugänglich, sondern es wurden auch an auswärtige mehre Handschriften zur Unterstützung bei wissenschaftlichen Arbeiten gesendet. Manche domini docti aber belohnten solche Gefälligkeiten mit Undank, und verwickelten dadurch den freigebigen Blotius in unangenehme Verlegenheiten. Sein Nachfolger im Amte, Tengnagel, gleichfalls ein Niederländer, trennte die früher untereinander aufgestellten Handschriften und Druckwerke und verfertigte neue Kataloge über beide. Einige Schätze der Bibliothek wurden durch ihn der Oeffentlichkeit übergeben. Die Bibliothek wurde 1623 aus dem Minoritenkloster in die kaiserliche Hofburg gebracht. Eine der wichtigsten Erwerbungen im 17. Jahrhundert war der Ankauf der Fugger'schen Büchersammlung, die Raimund Fugger angelegt und sein Sohn und sein Enkel vermehrt hatten. Sie wurde für 15,000 Gulden angekauft und bestand aus mehr als 14,000 Bänden. Um dieselbe Zeit ward auch die treffliche Büchersammlung Tycho Brahe's ein Eigenthum der kaiserl. Bibliothek. Während der Regierung Leopold I. erhielt die Bibliothek an dem hamburger Lambeck 1663 einen tüchtigen Vorsteher. Er fand, wie er selber sagt, den Schatz über seine Hoffnungen und Wünsche, aber so sehr in Staub begraben, durch Schmuz und Verwirrung so entstellt, daß es aussah, als sei derselbe bereits viele Jahre hindurch für verlassen gehalten worden, und daß zu seiner Wiederherstellung nicht weniger Arbeit nöthig war, als Hercules zur Reinigung des Augiasstalles brauchte. Er schätzte die Zahl der Bände schon auf 90,000, der Handschriften auf 10,000. Als Tirol (1665) an den Kaiser gefallen war, ließ er durch Lambeck die Büchersammlung im Schlosse Ambras untersuchen und die der Bibliothek zu Wien fehlenden Seltenheiten derselben aufzeichnen. Jene Sammlung bestand aus 569 Handschriften und 6449 Bänden gedruckter Werke, wovon 1489 nebst sämmtlichen Handschriften nach Wien kamen. Unter den Handschriften befand sich, außer den eignen Werken Maximilian I. z. B. „Der weyß Kunig“, „Theurdank“, auch eine deutsche Bibel, „die Bibel des Kaisers Wenzl“ (das Alte Testament) auf Pergament in sechs Foliobänden, mit vielen schönen, zwischen dem Text und am Rande angebrachten Gemälden, von welchen mehre des Königs Befreiung aus seiner Gefangenschaft zu Prag darstellen. Im J. 1665 ward ein Versuch gemacht, die in Ofen noch befindlichen Ueberreste der Corvinischen Bibliothek von dem dortigen Pascha zu erlangen; es fand sich aber bei der von Lambeck an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchung, daß der ganze noch übrige Bücherschatz seinem Rufe nicht entsprach und sich höchstens auf 400 Bände belief, die meist Druckwerke waren. Von den wenigen vorhandenen Manuscripten erhielt Lambeck von seinen argwöhnischen türkischen Begleitern drei zum Geschenke. Im J. 1674 erwarb die Bibliothek die reiche Büchersammlung des Marquis Gabrega zu Madrid. Die Cimelien wurden um dieselbe Zeit durch einen aus 66 Doppeltafeln bestehenden Codex mit mexicanischer Bilderschrift vermehrt, den Kaiser Leopold von dem Herzog Joh. Georg von Eisenach erhielt. Er ist dem in Dresden aufbewahrten ähnlich, und wie dieser in des Lords Kingsborough „Antiquities of Mexico“ nachgebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. Mai [illegible]

Wir haben vor einigen Tagen einem interessanten literarischen Ereignisse beigewohnt: wir haben die erste Vorstellung des neuen Dramas von V. Hugo: „Angelo, tyran de Padoue“,

gesehen. Wie gewöhnlich drängten sich die Queues an den Zugängen des Hauses. Die meisten Billets waren im Voraus vertheilt, fast alle Logen gemiethet worden, sodaß gar Viele von frühem Nachmittage an bis 6 Uhr des Abends sich in den langen Galerien des Théâtre français vom kalten Nordwinde hatten durchwehen lassen, die von den sehnlichst erwarteten Herrlichkeiten nichts zu sehen bekamen. Wem es gelang, sich durchzuschlagen, der hatte mit Municipalgarden und Policeisergeanten seine liebe Noth. Der Saal war zum Ersticken voll, indeß betrug sich das Auditorium, selbst das romantische, ganz ruhig. Das Gebrülle, Gestampfe und Gesinge, die gewöhnliche Ouverture, welche dieses zu den Werken des Meisters aufspielt, wurde diesmal nicht gehört. Hugo hatte übrigens seine Maßregeln getroffen, im Fall sich eine Cabale verspüren lassen würde. Das Orchester war mit seinen eifrigsten Freunden besetzt, die Andern hatten einen Theil der zweiten Galerie in Beschlag genommen, um als Hülfscorps zu agiren. Die ersten Logen waren von Mlle. Mars für ihre Freunde gemiethet, um sich eine Stütze gegen die Verehrer der Mad. Dorval zu sichern. Es war das erste Mal, daß diese beiden Actricen sich auf den Bretern begegneten, beide berühmt, beide mit eminenten Fähigkeiten begabt; die Eine jugendlich blühend, voll Kraft und leidenschaftlicher Glut des Gefühls, aber mehr vom Augenblicke abhängend, mehr durch die Improvisation hingerissen, die Andere als die vollendetste Bühnenkünstlerin ihrer Zeit anerkannt, immer berechnend, selbst im gewaltigsten Affecte ihre Mittel beherrschend, allein alternd und mehr fürs Lustspiel als für das Drama geschaffen. Die Rivalität der Mars und der Dorval ist die einzige Grundidee, welche wir in dem neuen Stücke von Hugo haben auffinden können, d. h. mit andern Worten, daß eigentlich keine Idee zum Grunde liegt. Dem Titel und einem Theil der Exposition nach hätte man glauben sollen, der Dichter habe ein historisches Werk liefern wollen; die Geschichte gibt aber blos äußere Decorationen des Gedankens und das nur im Anfange, dann verschwindet sie ganz und läßt den Leidenschaften das Feld. Hugo, der hartnäckige Bekämpfer des classischen Dramas, begeht grade denselben Fehler wie die Classiker; er schildert Leidenschaften, weiter nichts, keine Charaktere, keine Sitten; das Thun und Treiben der Personen wird blos durch ihre Leidenschaften bedingt, und auf diese haben weder Stand, noch Zeit, noch Meinungen, Vorurtheile, religiöser Glaube den mindesten Einfluß. Auch dreht sich das Drama in demselben Kreise wie die frühern. Angelo, seine Frau Katharina und Tysbe, die Komödiantin, und Rodolfo sind längst bekannte Gestalten, die früher Donna Sol, Hernani, Marion Delorme, Didier u. s. w. hießen. Und dennoch hat das Stück vom Anfang bis zu Ende nicht los gefesselt, sondern sehr gespannt, oft mächtig das Gemüth aufgeregt; in den letzten Scenen geht der Effect bis zum Gräßlichen.

Der erste Aufzug zeigt uns einen großen, düstern Garten; uf einer Bank im Hintergrunde schläft Omodei, wol der Mann lottes, vielleicht eine Personification des Verhängnisses, des atums; ist dies die Absicht des Dichters, so mußte er sie deutcher aussprechen. Omodei gilt für einen Blödsinnigen; der ichter bezeichnet ihn oft nur als l'idiot. Während das Faim auf einer Gartenbank schläft, tritt Angelo, der Podesta n Padua, mit Tysbe, der Komödiantin, auf. Diese gibt ein est; Angelo führt sie in den Garten, und Tysbe beginnt sort ohne alle Einleitung die Exposition. Angelo ist verheiraet und hält sich die Tysbe als Maitresse, dafür gilt sie wegstens; allein er weiß am besten, daß dem nicht so ist: sie t ihn nicht erhört; Angelo ist um so eifersüchtiger. Dies gt Tysbe Alles in einem Athem weg. Nun kommt die eihe an Angelo, der seinerseits eine lange Erzählung oder lmehr Beschreibung beginnt. Er klagt über die Tyrannei der publik Venedig, die ihn stets mit Lauschern und Angebern igebe: ein mit vieler Energie entworfenes Gemälde, in welm Hugo seine ganze Virtuosität im Style entfaltet und welches großen Beifall fand. In der folgenden Scene zwischen Tysbe und Rodolfo erfahren wir, daß dieser mit ihr in der Welt herumzieht; daß sie ihn für ihren Bruder ausgibt und daß er ihr Liebhaber ist. Der Liebhaber einer herumziehenden Komödiantin, die noch dazu die Maitresse eines Fürsten ist oder doch dafür gehalten wird, was für den Liebhaber dasselbe sein muß, stößt eben kein lebhaftes Interesse ein. Rodolfo scheint die glühende Liebe der Tysbe nicht zu theilen; schon fängt bei ihr die Eifersucht an aufzuwallen, welche die große Triebfeder des ganzen Räderwerks der Tragödie ist. Tysbe eilt zu ihren Gästen zurück; Omodei erwacht, er nähert sich dem Rodolfo und sagt zu ihm in ziemlich barschem Tone: „Ihr seid nicht Der, für den Ihr Euch ausgebt; Ihr stammt aus königlichem Blute; Eure Familie ist seit mehren Jahrhunderten verbannt; mit der Tysbe zieht Ihr nur zum Zeitvertreib herum; Ihr hofft bei ihr ein anderes Weib zu vergessen, das man Euch entrissen; ich will Euch dazu behülflich sein, dieses Weib wiederzusehen." Nun verabreden Beide das Röthige und Rodolfo entfernt sich. Der Tysbe eröffnet Omodei, Rodolfo sei ihr untreu, er liebe eine Andere, er besuche sie heute Nacht; Omodei bietet der Tysbe an, ihr Gewißheit zu verschaffen, wenn sie ihm um Mitternacht folgen wolle.

Im zweiten Aufzug sehen wir ein prächtig decorirtes Gemach; das Théâtre français hat sich diesmal ausgezeichnet; wir erinnern uns nicht, je in diesem Theater so reiche Teppiche, so schön gemalte Wände, so kostbare Verzierungen gesehen zu haben. Rodolfo tritt durch eine geheime Thüre mit Omodei ein; von diesem erfährt er zu seinem Schrecken, daß er sich im Schlafgemach des Podesta befinde; er verbirgt sich auf dem Balcon. Katharina (Mad. Dorval) tritt unter lautem Zurufe und Klatschen aus ihrem Betzimmer. Die Frau hält sich schlecht; sie fällt ordentlich zusammen, sie wankt im Gehen wie ein Rohr im Winde. Aber das Alles vergißt man, sobald sie einige Worte gesprochen. Die Mars läßt Zeit, ihre Persönlichkeit von Kopf bis zu Fuß zu mustern; sie vergißt sich nie, sie verliert das Publicum nie aus dem Auge. Die Dorval scheint sich gar nicht darum zu bekümmern, sie gibt sich den stürmischen Bewegungen ihres Innern hin; auch wenn sie gebildet wäre wie eine griechische Statue, würde man ihre Figur übersehen. Alle Scenen, wo sie auftritt, sind auf die erschütternde Kraft des Gefühls berechnet, das in dieser eingesunkenen Brust lodert. Erst der Schmerz über den Verlust des Geliebten, die Sehnsucht, die Angst, die Verzweiflung und dann das unverhoffte Wiedersehen, das Aufjauchzen der Wonne und dann wieder Jammer, Schrecken und Entsetzen. Auf ihrem Tische findet sie ein Schreiben; der bloße Anblick der Handschrift läßt sie Unheil vermuthen. Das Schreiben ist von einem Sbirren, von Omodei, dessen Liebe sie verachtet; er droht ihr, und bald geht die Drohung in Erfüllung. Man klopft an die Thüre; Rodolfo flüchtet in das Betzimmer und Tysbe tritt ein. Sie und Katharina messen sich endlich corps à corps, wie die Franzosen sagen. In diesen und in den folgenden Scenen zwischen Angelo, Tysbe und Katharina schwankte der Triumph und neigte sich bald der Comédienne zu, bald ihrer Nebenbuhlerin. Tysbe rettet die Katharina. Tysbe's Mutter war ein armes Weib, welches auf den Straßen für Geld sang. Wegen eines aufrührerischen Liedes, das sie eines Tages gesungen, ward sie festgenommen. Sie sollte sterben; ein junges Mädchen nahm sich ihrer an, und auf ihr Bitten wurde Tysbe's Mutter begnadigt. Katharina war ihre Retterin. Auf Angelo's Frage, was sie so spät noch in den Palast führe, erwidert Tysbe, es sei eine Verschwörung gegen sein Leben im Werke, sie sei gekommen, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Rodolfo entkommt.

Wenn der Vorhang zum dritten Mal aufgerollt wird, finden wir den schrecklichen Angelo von zwei Priestern umgeben. Es soll ein Seelenamt in der Kathedrale gehalten und eine Frau zum Tode vorbereitet werden. Diese Frau ist Katharina. Bei dem Idiot, der in der Nacht von Rodolfo er-

morbet worden, hat man einen Brief an Katharina gefunden, der ein sträfliches Verhältniß enthüllt. Angelo kennt die Hand nicht, die den Brief geschrieben. Katharina weigert sich, ihren Geliebten zu nennen, und muß sterben. Ueber diesem ganzen Aufzuge schwebt ordentlich ein Leichentuch, das uns eiskalt umweht; es ist vielleicht das Grausenvollste, was Hugo gedichtet. Wir sehen die Katharina von den ersten Worten Angelo's an sterben. Erst soll sie der Henker enthaupten; da stürzt sie ihrem Gatten zu Füßen und fleht um Barmherzigkeit. Angelo gibt ihr eine Stunde Bedenkzeit; setzt sie den Namen ihres Geliebten unter den Brief, so stirbt blos dieser. Katharina wird ins Kloster gesperrt. Auf ihre Weigerung will Angelo den Henker rufen lassen. Tysbe räth ihm zu einem vorsichtigern, stillern Mittel, der Henker könnte das Geheimniß ihrer Hinrichtung verrathen; Katharina wird gezwungen, Gift zu nehmen. Der Effect des vierten, sehr kurzen Actes würde weit ergreifender sein, die Tysbe nicht eine augenblickliche Abwesenheit Angelo's im dritten Acte benutzt hätte, der Katharina zu sagen, das Gift sei nur ein Schlaftrunk. Wir sind nun in Tysbe's Schlafgemach. Sie ist allein mit ihrer Wärterin, welcher sie anbefiehlt, das Haus sorgfältig zu verschließen; nur das Thürchen, durch welches Rodolfo in ihre Wohnung gelangt, bleibt offen. Tysbe hat noch immer nicht die Gewißheit, daß Rodolfo ihr untreu, daß er Katharina's Geliebter ist. Da tritt der junge Mann herein und schreit der Unglücklichen zu: „Bereite dich zum Tode, ich gebe dir eine Viertelstunde Zeit; du hast meine Katharina vergiftet!" Jetzt erst schwinden ihre letzten Zweifel, ihre letzten Hoffnungen. „Katharina war das einzige Weib, das ich geliebt; ich wiederhole es dir, weil es dir Qual ist, es zu hören!" Tysbe's Eifersucht führt die Katastrophe herbei. „Nun ja", schreit sie wahnsinnig, „Katharina ist an Gift gestorben und das Gift war von mir." Rodolfo stößt ihr den Dolch in die Brust; sie sinkt sterbend nieder. Unterdessen kommt Katharina zu sich; sie stürzt ihrem Rodolfo in die Arme: „Durch wen bist du gerettet worden?" „Durch mich und für dich", erwidert die sterbende Tysbe.

Interessant, spannend, oft erschütternd und von tragischer Wirkung, kann das Stück sehr einträglich für die Theaterkasse und für die Kasse des Verf. werden; minder einträglich wird es für seinen Ruhm als Dramatiker sein, als solchen hat Hugo sich noch immer nicht dargestellt. Die Energie, die kühne Bilderpracht, die Farbenglut seiner Diction haben längst Anerkennung gefunden; diese zeigen sich auch in „Angelo", und zwar reiner und gemäßigter als in den meisten der frühern Werke. Der schlechten Späße sind wenige; hier und da schwingt sich der Styl zur Unzeit in die Region der Lyrik, allein auch dann ist er so schön, daß man dem Dichter dieses Versteigen seines Genius Dank weiß. So sagt Angelo in seiner Wuth gegen den Geliebten seiner Frau: „Wenn der Löwe von St.-Marcus von seiner Säule fliegt, dann erst wird der Haß in meinem Herzen die ehernen Flügel ausspannen." Nach dem Stücke wurden Mlle. Mars und Mad. Dorval gerufen, besonders aber Mlle. Mars; Beide erschienen von Beauvalet geführt. Es flog eine Blumenkrone auf die Bühne, die aber nicht aufgehoben wurde. Der Erfolg des Stückes blieb keinen Augenblick unentschieden; zu Zeiten, aber höchst selten ließ sich ein schwaches, tadelndes Murren vernehmen. Von den Journalen ist es ziemlich gleichgültig aufgenommen worden, nicht wie „Hernani", bei dessen Erscheinen sich ein so interessanter Kampf zwischen dem „Globe" und dem „National" entspann.

Sie haben gewiß von Leopold Robert's Fischern gehört. Das Bild ist in einem kleinen Saale des Mairiegebäudes des zweiten Arrondissements zu sehen; ich war zweimal da, ein herrliches, stilles, wehmüthiges Gemälde. Diese blendenden Farben, diese Gewänder, die so prachtvoll aussehen und doch nur die dürftige Bekleidung armer Fischer sind; diese schönen Köpfe und Gestalten mit dem Ausdrucke des Elends und des Kummers, und dazu das Andenken des Malers, der sich in seinem 38. Jahre das Leben genommen, dies Alles macht den Genuß dieses Bildes zu einem ganz eignen; man wird von den herbsten und lieblichsten Gefühlen bewegt, ungefähr wie auf dem Kirchhof Père Lachaise beim Anblick eines schönen Grabmonuments, über welchem sich blühende Akazien wiegen. Man sieht es den Fischern wie seinen übrigen Producten an, daß L. Robert mit großer Anstrengung arbeitete. Er dachte oft lange nach, er steigerte sich allmälig die Phantasie, sein Talent ging langsamen, bedächtigen Schrittes; dann aber nach langem Ringen stellten sich Augenblicke der Begeisterung ein, wo er mit unglaublicher Raschheit producirte. Er hatte sich zuerst der Kupferstecherkunst gewidmet, in welcher er aber wenig leistete. Im Jahre 1817 vertauschte er den Grabstichel mit dem Pinsel und nahm Unterricht bei Gérard. Einige Zeit nachher ging er nach Rom, wo er mit Schnetz arbeitete. Anfangs copirte er Gemälde für seinen Freund, dann wagte er sich selbst in die Künstlerlaufbahn. Seine erste Erziehung war vernachlässigt; als sein herrliches Talent ausgebildet war, hatte er ein Alter erreicht, wo er nicht mehr das Versäumte nachholen konnte. Daher führte er zu Rom ein sehr zurückgezogenes Leben. Das Aeußere des großen Malers konnte beinahe gemein genannt werden; man mußte seinen Namen kennen, um seine Physiognomie interessant zu finden. Es war ein kleines, rundes Männchen, ungefähr von demselben Wuchse wie Hr. Thiers. Er hatte einen ziemlich starken Kopf, weiche Züge, volle Wangen und einen runden Bauch. Dabei sah er weit jünger aus als er war. Unter dieser ganz gewöhnlichen, durchaus nicht anziehenden Hülle war ein großer Colorist, ein trefflicher Zeichner verborgen, ein ungewöhnliches Talent, das allerdings seine Grenzen hatte, aber dennoch den ersten unserer Zeit beigezählt werden muß.

Leopold Robert bewohnte seit einiger Zeit Venedig. Hier hatte er die letzte Hand an die Moissonneurs gelegt. Er lebte mit einem jüngern Bruder zusammen und zwar in Ruhe und Zufriedenheit, als eine unglückliche Leidenschaft zu einer edeln Venetianerin sein Gemüth verwundete. Eine junge Witwe von hoher Geburt, die sein Atelier besuchte, hatte sein Herz gerührt. Wie tief die Wunde saß, zeigt die Verzweiflung über ihren Verlust. Er bot ihr seine Hand an. Die Dame schlug sie aus; es war bei ihr eine vorübergehende Laune gewesen. Für Robert war es eine innige, ewige Liebe. Eines Morgens, nachdem er von einem Spaziergang zurückgekommen war, schnitt er sich die Gurgel entzwei und stürzte entseelt zu Boden. Sein letztes Gemälde hat ein hiesiger Holzhändler, Hr. Paturle, gekauft für 20,000 Francs. Man bezahlt, um es zu sehen, einen Franc Entrée und der Ertrag, der sich bereits auf 25,000 Francs beläuft, wird den Armen überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Von Capefigue's „Richelieu, Mazarin, la Fronde et le régne de Louis XIV", ein Pendant zu seiner „Histoire de la réforme etc.", ist soeben bei Dufey die erste Lieferung erschienen.

Donizetti's neueste Oper „Marino Faliero" unterliegt in Paris einer vielseitigen Kritik. Diese Oper, der ungefähr dasselbe Sujet zu Grunde liegt, was E. T. A. Hoffmann in seinem „Doge und Dogaresse" behandelte, ist Donizetti's, des fruchtbarsten aller italienischen Maëstri, achtundvierzigstes Werk. Den Anfang seiner musikalischen Laufbahn machte er in sehr frühen Jahren mit „Heinrich, Graf von Burgund", einer Oper, der es bei vielem Confusen und Unreifen nicht an schönen Partien fehlt. Unter seinen übrigen Compositionen verdienen Auszeichnung: „L'elisire d'amore", „L'esule di Roma", „Fausta", „Il furioso di San-Domingo", „Torquato Tasso", „Anna Bolena", „La Parisina", und „Die Sündflut", welche letztere man für das gelehrteste seiner Werke ansieht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1835.

Die kaiserliche Bibliothek zu Wien.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Hatte Lambeck über die Verwirrung geklagt, worin er die Bibliothek gefunden, so that es auch, wie es scheint mit wenig Grund, sein Nachfolger Daniel Nessel aus Ostfriesland. Beiläufig mag bemerkt werden, daß fast alle Bibliothekare seit Celtes Ausländer waren. Die neue Einrichtung, die Nessel der Bibliothek gab, scheint nur darin bestanden zu haben, daß er, „um ihr ein gleichförmigeres, dem Auge angenehmeres Ansehen zu geben", die Bücher nach einerlei Format zusammenstellte! Er brachte Lambeck's „Commentarien" in einen sehr trockenen Auszug und benutzte dessen Nachlaß, ohne ihn zu nennen. Ueberhaupt mag hier erinnert werden, daß jene „Commentarien" auch von andern spätern Vorstehern der wiener Bibliothek fortgesetzt wurden.

Im J. 1700 waren zum Unterhalt der Bibliothek jährlich 1000 Gulden bestimmt, wovon der Einband der Bücher, die Besoldung einiger Unterbeamten und selbst die Bezahlung der Mauth für die Bücher bestritten werden mußte. Die Kosten der Anschaffung der Bücher aber wurden, wie es scheint, auf jedesmaligen Vorschlag des Bibliothekars von dem Kaiser besonders bezahlt. Die Bibliothek war übrigens in jener Zeit für Gelehrte wenig zugänglich, weil der Bibliothekar bequem war, nicht auf höhere Anordnung. Daher machte man auf seinen Tod das Epigramm:

> Nunc bibliotheca patet,
> Quia Nesselius latet.

Man hatte lange nach einem neuen Vorstand zu suchen. Es ward eine Prüfung mehrer Bewerber um die erledigte Stelle von dem Kaiser Leopold angeordnet, „weillen an einem bibliothecario Bey meiner so großen und berühmbten Bibliothec viel gelegen, so wollte ich wol gehrn ein gelehrtes Subjectum darzun haben, das auch in lingnis orientalibus, absonderlich aber graeca et hebraica erfahren". Man fand den Gesuchten endlich 1704 in Johann Benedict Gentilotti von Engelbrunn aus Trient, damals salzburgischer Geheimrath, der 1725 als Bischof von Trient starb. Während er unter Karl VI. Regierung die Anstalt verwaltete, wurde die kostbare Bibliothek des Freiherrn von Hohendorf, Generaladjutanten des Prinzen Eugen von Savoyen, von beinahe 7000 Werken und 252 Handschriften für 60,000 Gulden erkauft, die besonders in der italienischen Literatur reich war. Im J. 1722 wurde der Bau des neuen Bibliothekgebäudes beschlossen, weil die der Anstalt in der Hofburg eingeräumten Zimmer durchaus unpassend waren. Zur Bestreitung der Kosten des Baues ward ein Aufschlag (Abgabe) auf Kalender und Zeitungen gelegt. Gentilotti, der 1723 die Bibliothek verließ, welcher er in der Fortsetzung der „Commentarien" Lambeck's, die 3941 Handschriften umfaßt, ein ausgezeichnetes Denkmal seiner Thätigkeit hinterließ, hatte den gelehrten kaiserlichen Leibarzt Pius Nikolaus von Garelli aus Bologna zum Nachfolger, dem Alex. Ricardi aus Neapel zur Seite stand. Beide legten dem Kaiser Vorschläge zu einer verbesserten Einrichtung der Anstalt vor, die besonders auf Festsetzung hinreichender Einkünfte drangen. Sie wurden in der Hauptsache genehmigt, und während Blotius nur 200 Gulden Gehalt gehabt hatte, wurden nun für den Präfecten 3000 und jeden der beiden Custoden 1200 Gulden ausgesetzt. Die Bibliothek kaufte 1724 die ausgezeichnete Sammlung des Erzbischofs von Valencia und erhielt bald nachher vorzügliche, durch Apostolo Zeno in Venedig gekaufte griechische Handschriften, und ähnliche Schätze wurden aus den Klosterbibliotheken in Neapel erworben. Unter diesen waren vorzüglich wichtig ein über 1100 Jahre alter Codex der Evangelien des Lukas und Marcus auf purpurfarbigem Papier, eine griechische Handschrift des Dioskorides mit Miniaturbildern nach der Natur, 1300 Jahre alt, „La Gerusaleme conquistata", Tasso's eigenhändiger Entwurf, eine Handschrift des Virgil, über 800 Jahre alt. Das prächtige neue Bibliothekgebäude auf dem Josephsplatze wurde 1735 vollendet. Der Verf. gibt davon auch in Beziehung auf die innere Ausschmückung durch allegorische Frescogemälde von Daniel Gran eine umständliche Beschreibung. Bald nach der Uebersiedelung der Bibliothek in die neuen Säle erhielt sie die ansehnlichste Bereicherung durch die 1738 erkaufte Bücher- und Kupferstichsammlung des Prinzen Eugen von Savoyen, für welche seine Witwe, geborene Prinzessin von Hildburghausen, eine jährliche Rente von 10,000 Gulden empfing. Diese auch im Aeußern prachtvolle Sammlung enthielt allein 15,000 in rothen und blauen Maroquin mit Goldschnitt gebundene Druckwerke. Die Zahl ihrer Handschriften betrug 237. Zu den mit

ihr nach Wien gekommenen Seltenheiten gehört auch die Peutinger'sche Karte, die Celtes zu Ende des 15. Jahrhunderts in einem deutschen Kloster fand und dem augsburger Patricier Peutinger schenkte, dessen Nachkommen sie bis 1714 besaßen. Aus einem, in der Bibliothek zu Wien befindlichen eigenhändigen Schreiben des Prinzen Eugen aus dem Lager von Semlin vom 20. Sept. 1717 an den kaiserlichen Antiquar Heräus geht hervor, daß dieses kostbare Denkmal für den Prinzen zu Augsburg erkauft wurde. Die kaiserl. Bibliothek erhielt 1745 den Leibarzt Gerhard van Swieten aus Leyden zum Vorsteher. Drei Jahre später wurde unter ihm der gelehrte Ungar Adam Franz Kollar angestellt. Beide waren in der ersten Zeit ihrer amtlichen Wirksamkeit vorzüglich mit der verbesserten Anordnung eines großen Theils der vorhandenen Bücher beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit wurden viele der Hofbibliothek entbehrliche Bücher den Bibliotheken zu Prag und Innsbruck und andern öffentlichen Anstalten geschenkt. Kollar besorgte zugleich eine neue, 1766 begonnene Ausgabe der „Commentarien" von Lambeck, deren gelehrte Beigaben er von der eigentlichen Handschriftenbeschreibung trennte und unter dem Titel: „Analecta monumentorum omnis aevi Vindobonensia", schon 1761 in zwei Foliobänden besonders herausgab. Um dieselbe Zeit erhielt die Bibliothek einen bedeutenden Zuwachs durch die im Schlosse zu Grätz seit langer Zeit unbenutzt aufbewahrten Bücher und Handschriften, durch mehre Handschriften und Incunabeln und durch die Sammlung des Grafen von Stahremberg, welche die Schriften über die Geschichte der Reformation in einer seltenen Vollständigkeit besaß. Unter den übrigen während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia gewonnenen Bereicherungen sind auch die Sammlung der morgenländischen Handschriften des Freiherrn von Schwachheim und eine alte aber völlig unbenutzte, der Stadt Wien gehörige ansehnliche Sammlung von Büchern und Handschriften zu erwähnen. Nach der Aufhebung der Jesuiten erhielt die kaiserliche Bibliothek aus den Büchersammlungen der Collegien des Ordens alle ihr fehlenden Bücher, während die übrigen den Universitäten derjenigen Provinzialstädte zugetheilt wurden, wo sich solche Klöster befunden hatten. Die Universität zu Wien erhielt die Bücherschätze der dortigen Jesuitencollegien, nachdem die kaiserl. Bibliothek ihre Auswahl getroffen hatte. Aus den eingesendeten Verzeichnissen der in jenen Klöstern vorgefundenen Schriften und Urkunden wurden für die Hofbibliothek auch alle, die Verfassung, die Geschichte und den Einfluß des Ordens betreffenden Schriften genommen, und diese Sammlung wird noch jetzt im Cabinet der Papierhandschriften unter dem Titel „Jesuitica" (1200 Stück) aufbewahrt. Viele aus den aufgehobenen niederländischen Jesuitenklöstern herrührende Werke, die meist die niederländische Geschichte, und besonders die unter Philipp II. entstandenen Unruhen betrafen, wurden später in Brüssel für die kaiserl. Bibliothek angekauft. Gottfried van Swieten erhielt 1777 seines 1772 verstorbenen Vater Vorsteheramt bei der Bibliothek mit einem Gehalt von 7000 Gulden. Wir erfahren, daß einige von ihm eigenhändig geschriebene, an ein Mitglied des kaiserl. Cabinets gerichtete Zeilen auf Joseph II. Absicht hinderten, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu stiften, wie früher schon Karl VI. auf Leibnitz's Vorschlag dazu geneigt gewesen war. Van Swieten hatte die Verfassungsgesetze vieler Akademien gesammelt und wollte dem Kaiser seine Ideen in Beziehung auf die Errichtung einer solchen Anstalt vorlegen. Er war vorzüglich auch auf die Vermehrung der mit der Bibliothek verbundenen Kupferstichsammlung bedacht, die ihre bedeutendsten Schätze aus dem oben erwähnten Cabinet des Prinzen Eugen erhalten hatte. In allen Hauptstädten des Auslandes gab er Aufträge, um Nachricht zu erhalten, wenn wichtige Werke verkäuflich wären, und so wurden 1782 aus der berühmten Sammlung von Rembrandt's Kupferstichen, die in Paris vereinzelt werden sollte, mehr als 40 der seltensten Blätter gewonnen. Adam Bartsch, der seit 1777 bei der Bibliothek angestellt war und die Aufsicht über die Kupferstichsammlung hatte, wurde 1783 mit einem andern Beamten, der Ankäufe aus der berühmten Bibliothek des Herzogs de la Valliere machen sollte, nach Paris geschickt, um neue Seltenheiten für die Sammlung zu erwerben. Der jährliche Fonds der Hofbibliothek für Anschaffung von Büchern und Kupferstichen, mit Einschluß der Kosten des Einbands und des Transports, betrug zu jener Zeit nur 3100 Gulden, die aus der Pachtsumme der Wiener Zeitung hervorgingen; bei bedeutenden außerordentlichen Ankäufen aber wurden besondere Summen angewiesen, und Joseph II. gab auf das Gesuch des Vorstands um eine erhöhte Dotation 1787 die Antwort, daß dies bei jeder vorkommenden Gelegenheit zu einem beträchtlichen Ankauf aus irgend einer Sammlung geschehen solle. Jene Pachtsumme ward erst 1800 auf 6000 Gulden erhöht. Wie die einheimischen Verleger an die kaiserl. Bibliothek Exemplare ihrer Druckwerke — mit Ausnahme von Prachtdrucken — abliefern mußten, so erhielt sie auch durch den Reichshofrath Exemplare von den in Deutschland mit kaiserlichem Privilegium erschienenen Büchern; aber daß diese Quelle des Zuwachses sehr vernachlässigt worden war, bewies eine Anzeige des kaiserl. Büchercommissarius in Frankfurt, bei welchem im J. 1792 gegen 10,000 Bogen solcher Pflichtexemplare, von Staub und Schmuz verdorben, aufbewahrt lagen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Außer „Angelo" haben wir noch über eine andere literarische Erscheinung zu berichten, die schon durch den Namen des Verf. große Sensation erregt: es ist Lamartine's „Reise im Orient". Man kennt Lamartine als Dichter; man kennt seine malerische Diction, seine sublime Begeisterung, die berauschende Melodie seiner Verse, die Fülle seines Genius, der zumal in den „Harmonies" sich oft in allzu breiten, etwas seichten Strömen ergießt. Dieselben Mängel und Eigenschaften zeigen sich in diesen Reisebildern. Die Beschreibung herrscht vor; auf jeder Seite wird beschrieben und oft 6, 8, 10 Seiten hintereinander: da ist denn manches Treffliche, Manches, was uns mit Staunen, mit Bewunderung für des Verf. Talent erfüllt; aber Vieles auch

wünschte man weg, Vieles besser geordnet, die Bilder, die übereinander stürzen, in festere Umrisse geschlossen; Licht und Farbe, Denkmäler und Gebirge und Ströme und Wälder, das Meer und die Erde und der Himmel, Alles wirbelt durcheinander und blendet und betäubt. Und dennoch ist der beschreibende Theil der vorzüglichere im Buche, die eigentlich lyrischen Stellen ausgenommen; hier strahlt der Dichter der „Meditations" in seinem vollen Glanze; sobald er die Hände faltet, um zu beten, sobald eine Ahnung von jenseits an seine Brust schlägt, so entsteigen ihr feierliche und ergreifende Accorde wie das Geläute einer Kathedrale während der Stille der Weihnacht. Malerei und Rührung, weiter darf man in diesem Buche nichts suchen. Wo Lamartine aufhört Dichter zu sein, ist er unbedeutend; er hat wenig gelernt. Ich erinnere mich einer Anekdote über den großen Dichter, die hier ihren Platz finden mag. Vor mehren Jahren war ich bei Hrn. Castel, der nebst Fontaine für den besten Dichter aus Delille's Schule gilt; wir sprachen von den Romantikern, von Hugo, von Lamartine; Hugo war dem ehemaligen Generalinspector der kaiserlichen Universität ein Greuel, Lamartine fand Gnade vor ihm; indeß nannte ihn Castel un monocorde: „Lamartine a fait de mauvaises études", fügte er hinzu. Seine Familie war für seine Zukunft besorgt. Eines Tages befand sich Hr. Castel bei Madame Pernetti, der Tante des jungen Mannes; diese klagte sehr über ihren Neffen, er tauge zu nichts, er mache noch dazu Verse; sie gab ihm eins seiner kleinen Gedichte zur Beurtheilung: es war „L'épître à Lord Byron". Daß Lamartine wenig gelernt, spricht sich auf jeder Seite seiner Reise aus; es ist unnöthig, Beweise beizubringen, wir überlassen dies Andern, für uns steht er als Dichter zu hoch; wir verdanken ihm zu schöne Kunstgenüsse, als daß wir uns entschließen könnten, ihn vor dem Publicum zu schulmeistern; denn man müßte oft bis zur Schule zurückgehen, um ihn zurechtzuweisen. Wir wollen lieber Einiges aus dem jedenfalls höchst interessanten Reisejournal mittheilen. Lamartine besuchte Griechenland, Syrien, Judäa, die Türkei und Servien. Seine Wanderungen in Syrien und Judäa haben uns am meisten angesprochen. Wir ziehen mit ihm von Bayruth (Bérytus) aus; wir sehen Saïd, das alte Sidon; von ihrer Marine ist der ehemaligen Königin der Meere nichts übrig geblieben als eine zerfallene Barke, ohne Segel und Mast, welche einige Fischer ins Meer hinausstoßen. Einige Hundert Häuser, wo die Araber des Abends große Schaf- und Ziegenheerden zusammentreiben, bilden das heutige Tyrus. Die sogenannten Brunnen des Salomo in der Ebene von Tyrus bestehen aus drei ungeheuern Wasserbecken, jedes von 60—80 Fuß im Umfange. Lamartine hält sie für artesische Brunnen. Akra war bei der letzten Belagerung durch Ibrahim Pascha in einen Schutthaufen umgewandelt worden, unter welchem 10—12,000 Todte begraben lagen, nebst einigen tausend Kameelen; jeden Tag grub man aus den Trümmern Hunderte von halbverbrannten Leichen. Die Reisenden vermieden diesen verpesteten Ort und lagerten südlich der Stadt bei einem arabischen Dorfe. Auf dem Abhange eines Hügels jenseit Akra erblicken sie Palästina, eine reiche, liebliche Landschaft. Palästina, aufs Neue mit einer jüdischen Nation bevölkert, von thätigen und geschickten Händen angebaut, würde auch noch heute ein Land der Verheißung sein. Die meisten, in lieblichen Gruppen zerstreuten Häuser von Nazareth sind gar anmuthig zu sehen; mit Sonnenuntergang langt die Karavane im Kloster der lateinischen Väter an. An der Stelle des Hauses, welches Maria und Joseph bewohnten, erhebt sich heutiges Tages eine Kirche; da wo die Verkündigung Mariä soll stattgefunden haben, sieht man einen kleinen von silbernen Lampen erleuchteten Altar. Die lateinischen Väter leben so ruhig und werden ebenso wenig in der Ausübung ihres Cultus gestört, als wohnten sie in einer Straße von Rom. Es befinden sich in dem Kloster einige zwanzig Religiosen; Einer unter ihnen, welcher den Titel eines Pfarrers von Nazareth führt, steht der christlichen Gemeinde von Nazareth vor, welche ungefähr aus 800 Christen besteht; die Stadt zählt 2000 schismatische Griechen und 1000 Moslims. Das Wasser des Jordans ist milde, lau und blau, wie die Wellen der Rhone bei ihrem Austritt aus dem Genfersee; er verdient kaum ein Fluß genannt zu werden, ist aber dennoch weit größer als der Eurotas und der Cephissus. Zu Tiberias wurden die Reisenden von mehren polnischen und deutschen Juden begrüßt; gegen das Ende ihres Lebens, wenn sie nichts mehr zu erwarten haben als die ungewisse Todesstunde, gehen sie nach Tiberias, um am Ufer ihres Meeres, unter ihrer Sonne zu sterben. Eine wunderliche Erscheinung in diesen Gegenden ist Hr. Cattafago, ehemals französischer Viceconsul zu St.-Jean d'Acre; eine sehr bedeutende und wichtige Person in Syrien, wo ihm seine Stellung als Agent der Europäer, seine Verhältnisse zu Abdallah, dem Pascha von Acre, sein Handel und seine Schätze großen Ruf und großes Ansehen erwarben. Cattafago ist gegenwärtig östreichischer Consul zu Acre; er war mit rothem Hermelinpelz bekleidet, und trug dabei einen sehr großen dreieckigen Hut, der aus den Zeiten von Bonaparte's Expedition nach Aegypten herrührt; er wird nur bei außerordentlichen Gelegenheiten aufgesetzt. Hr. Cattafago ist ein Greis mit geistreicher Physiognomie; seine geistigen Vorzüge, seine Thätigkeit erklären hinlänglich den Einfluß, den er auf die Einwohner des Landes ausübt. Er überreichte Hrn. Lamartine ein Packet Papiere, unter diesen eine Nummer des „Journal des débats", das Feuilleton enthielt des Dichters „Epître à W. Scott". Bei seiner Abreise aus dem Kloster von Nazareth finden sich mehre junge spanische Patres bei ihm ein und bitten um eine Handvoll Piaster, um Taback zu kaufen. Die Klöster in Palästina verlieren allen poetischen Nimbus, wenn man sie in der Nähe betrachtet. Am Fuße des Carmel überfällt die Reisenden ein Gewitter; ein grandioses Gemälde; warum sind die Spalten des Journals zu enge, um darin eine Copie aufhängen zu können! Nun kommt Kaipha mit seinen schönen Landschaften, und der noch weit schönern Demoiselle Malagamba, der Schwester des dortigen Viceconsuls. Der Dichter prägte das herrliche Frauenbild seinen Erinnerungen ein, um es später als den Typus der idealen Schönheit und Liebe im Gedichte auftreten zu lassen, in welchem er seine Eindrücke niederlegen wird. Jetzt steigen wir auf den Carmel; das Kloster auf dem Vorgebirge wird von zwei Religiosen bewohnt. Hier erhält Lamartine den Besuch der Familie Malagamba und den noch interessantern eines arabischen Dichters, der in ihm den berühmten Sänger aus dem Abendlande zu begrüßen kommt. Auf Lamartine's Vorschlag gehen Beide einen Wettkampf ein; sie besingen Beide die schöne Malagamba. Unsers Erachtens bleibt dem Araber der Sieg; aus dem kurzen Gedichte nur eine kurze Stelle: „In den Gärten von Kaipha ist eine Blume von so berauschendem Wohlgeruche, daß der Scheik, welcher vor der Lanze eines andern Stammes flieht, sie im Vorbeigehen riecht und stille hält, um ihn einzuathmen: Junges Mädchen, sage mir den Namen deines Vaters, so sage ich dir den Namen dieser Blume." Leider hat uns Lamartine den Namen des Dichters nicht gesagt; doch weiter: wir müssen wenigstens heute noch bis Jerusalem. Ramla (Arimathia) enthält beiläufig 2000 Familien, die Pest war ausgebrochen. In dem Thale am Fuße der Gebirge von Judäa beginnt die Herrschaft der arabischen Räuber. Der Brunnen auf der Grenze zwischen den Stämmen Ephraim und Benjamin heißt noch der Brunnen des Job. Der berühmte Beduinenführer Abougosh hat die Engpässe inne, welche nach Jerusalem führen; er hat sein Hauptquartier im Dorfe Jeremias, in dessen Nähe er an der Spitze einiger zwanzig Reiter der christlichen Karavane entgegenrückte. Er ritt allein mit seinem Bruder auf Hrn. Lamartine zu, der seinerseits sein Gefolge halten ließ. Nach den unentbehrlichen Begrüßungen und Complimenten fragte Abougosh, ob er nicht der Emir sei, den seine Freundin, Lady Stanhope, die Königin von Palmyra, unter seinen Schutz gestellt und in dessen Namen sie ihm die Weste von Goldbrocat geschenkt, die er anhatte und auf die er mit Stolz und Erkenntlichkeit deutete. Lamartine wußte nichts von diesem Geschenke; er erwi-

derte indeß: er sei allerdings der von Lady Stanhope ihm empfohlene Fremdling, worauf ihm Abougosh Eröffnungen machte, die der Dichter uns nicht mittheilt. Abougosh gab ihm einen seiner Neffen nebst zwei Reitern mit, die Befehl erhielten, ihn während seines Aufenthalts zu Jerusalem nicht zu verlassen. Abougosh herrscht über 40,000 Araber in den Gebirgen von Judäa; seine Herrschaft gründet sich auf kein anderes Recht als auf seine Macht. Das Kloster des heiligen Johannes in der Wüste ist geräumig und schön, von Weinbergen umgeben; in der Gegend wird weißer Wein gezogen, womit die heiligen Väter handeln; es ist der einzige Wein in Judäa; die Religiosen allein verstehen seine Behandlung und versehen alle Klöster von Palästina damit. Sie wußten nichts von den letzten Ereignissen in Frankreich; die Julirevolution konnten sie gar nicht begreifen. Den 23. Oct. 1832 bricht die Karavane aus dem Kloster auf. Hinter den Ruinen des Schlosses der Makkabäer schießen die Strahlen des Morgens, wie Flammenpfeile von verschiedenen Farben im Mittelpunkte zusammenlaufend und von diesem aus durch die Himmelsbläue divergirend, der Mond, rosen- und feuerfarben, verbleicht und verschwindet; die Landschaft dehnt sich wie ein Ocean aus, an dessen Rande ein viereckiger Thurm, ein hohes Minaret und breite gelbe Mauern in der Sonne funkeln. Die Reisenden wagten es anfangs nicht, die Stadt zu betreten. Die Pest wüthete in ihrer ganzen Stärke. Auf den türkischen Begräbnißplätzen wimmelte es von türkischen und arabischen Frauen, welche ihre Männer oder Väter beweinten. Einige unter ihnen waren sehr schön. Sie hatten Körbchen mit künstlichen Blumen von den blendendsten Farben, die sie an das Grab trugen und mit Thränen benetzten. Zuweilen neigten sie sich dem frisch aufgewühlten Boden zu und sangen dem Abgestorbenen Verse eines Trauerliedes; dann drückten sie das Ohr dicht an das Monument und schienen auf die Antwort zu lauschen. Im Thale Gethsemane ist das angebliche Grabmal der Maria; es gehört den Armeniern. Am Fuße des Oelberges sieht man acht Olivenbäume auf einem Felde, 30—40 Schritte voneinander abstehend; sie bedecken es ganz mit ihren weiten, riesenhaften Aesten, die Wurzeln sind im Laufe der Jahrhunderte hier und da mehre Fuß hoch aus dem Boden gewachsen und bieten dem Pilger natürliche Sitze. Der Hügel, auf welchem sich der Tempel des Salomo erhob, trägt heutzutage zwei türkische Moscheen. Jenseit derselben erstreckt sich Jerusalem und stellt dem Auge seine unversehrten Mauern dar, seine blaue Moschee mit weißen Colonnaden, seinen tausend strahlenden Domen, seinen alten Thürmen, an denen nicht ein Stein fehlt, und mitten unter diesem Ocean von Häusern, kleinern Domen ein schwarzer, breiterer Dom, über welchen ein anderer weißer ragt: es ist das heilige Grab und der Calvarienberg. Hier hat man die augenfällige Erscheinung einer Stadt, die nicht mehr lebt; sie scheint noch zu sein und voll Leben und Jugend zu strahlen; aber kein Geräusch steigt aus ihren Straßen auf, keine Landstraßen führen mehr an ihre Thore; auf dem Berge Zion stehen einige türkische Gebäude mit einer Moschee; man glaubt ein europäisches Dorf mit seinem Kirchthurm zu sehen. Zuletzt entschließt sich Lamartine ins Innere von Jerusalem zu dringen; drei Pestkranke, welche in der Nacht verstorben waren, werden eben herausgetragen; düster und schmuzig winden sich die Straßen zwischen den niedrigen Häusern und wüsten Gärten hin. Die erbärmlichsten Dorfschaften der Alpen oder Pyrenäen haben mehr Reinlichkeit und Luxus. Der Dichter führt uns zunächst ans heilige Grab, wohin wir ihm folgen. Die Kirche des heiligen Grabes ist, besonders dem Aeußern nach, ein großes und schönes Denkmal im byzantinischen Style, von ernster, feierlicher und grandioser Architektur. Die Türken sind die Wächter des heiligen Grabes; nur sie haben das Recht, es zu öffnen und zu schließen. Sie benehmen sich dabei mit vielem Ernste, mit der anständigsten Gewissenhaftigkeit. Keiner von ihnen dringt in das Innere der Kirche; sie reden zu den Christen mit der Ehrfurcht, welche die Heiligkeit des Ortes erheischt. „Ueberall", sagt Lamartine, „wo der Muselmann den Begriff von Gott in dem Gedanken seiner Brüder sieht, beugt er das Haupt und verehrt; es ist das einzige tolerante Volk." Inmitten einer Kuppel befindet sich ein kleines, viereckiges Monument; rund herum, an jedem Pfeiler, Kapellen mit Reliquien; eine in den Felsen gehauene Stiege führt auf den Gipfel des Calvarienberges, wo die drei Kreuze aufgepflanzt wurden. Das innere Monument ist in zwei Heiligthümer getheilt; in dem ersten wird der Stein aufbewahrt, auf dem die Engel saßen, als sie zu den Frauen sprachen: „Er ist nicht mehr da, er ist auferstanden"; im zweiten endlich ist das heilige Grab, unter einem Sarkophag von weißem Marmor, welcher die Substanz des Felsen, in welchen das Grab eingehauen, gänzlich verbirgt. Diese Kapelle wird durch goldene und silberne Lampen erhellt, welche Tag und Nacht fort leuchten; Tag und Nacht brennt man wohlriechendes Räucherwerk; einzeln besuchten die Reisenden dies innerste Heiligthum. „Keiner", setzt Lamartine hinzu, „verließ es mit trockenen Augen; mag Christus in unsern Augen der Sohn Gottes oder der Sohn des Menschen sein, mag er die menschgewordene Gottheit oder der vergötterte Mensch sein: das Christenthum ist die Religion unserer Erinnerungen, unseres Herzens, unserer Phantasie; für jeden Christen ist das Grabmal der Markstein, welcher zwei Welten scheidet." Diese Stelle wie noch manche andere des Werkes hat die Katholiken verletzt; sie wittern Rationalismus und merken, was übrigens schon lange bei Lamartine zu merken war, daß ihm das Christenthum nur als poetische Form dient; die Wahrheit und Lauterkeit seiner religiösen Gefühle wollen wir deswegen keineswegs in Zweifel ziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Im Laufe dieses Jahres werden Band 13 und 14 der unter dem Titel „Méditations religieuses" erscheinenden, von Monnard und Gence besorgten französischen Uebersetzung der „Stunden der Andacht" in Paris herauskommen. Der „Temps" expectorirt sich über dies Werk folgendermaßen: „Der oder die anonymen Verfasser dieses Erbauungsbuchs, fern von Sektenund Parteigeist, tief versenkt in Menschen- und Naturkenntniß, haben darin mit Einfachheit und Größe die rührenden Wahrheiten der Moral und des Christenthums, mit Bezug auf die verschiedensten Lebensverhältnisse entwickelt. In Deutschland betrachtet man diese „Méditations" als einen reichen Quell der Beredtsamkeit, als den Codex der christlichen und bürgerlichen Pflichten. Sie scheinen geschrieben zu sein, um die Religion praktischer zu machen, um sie vom alten Formelwesen zu reinigen, um sie auf ihre positiven und absoluten Principien zurückzuführen. Man liest in Deutschland alle Tage in den „Stunden der Andacht", sie sind zum Hausbuch geworden, wie die Bibel."

Bei Ambroise Dupont ist der erste Band der Memoiren des bekannten Schauspielers beim Théâtre français Bernard Fleury erschienen. Fleury ist ein geistreicher Mann von lebhafter Phantasie, und denkender Künstler; seine Theaterlaufbahn ist lang und reich an mannichfachen Erfahrungen. Er stand in Verbindung mit vielen vornehmen und ausgezeichneten Männern und fast mit allen Notabilitäten der pariser eleganten Welt. Auch bei Hofe war er oft und gern gesehen und es ist deshalb eine doppelte Coulissenwelt, über die er nicht unbefangen urtheilt. Das Buch erregt in Paris lebhafte Theilnahme.

Horace Vernet's ausgezeichnetes Gemälde, die Cholera am Bord der Melpomene vorstellend, welches er der Gesundheitsbehörde von Marseille zugeeignet, ist dort angekommen und erregt allgemeine Bewunderung.

130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1835.

Die kaiserliche Bibliothek zu Wien.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Im J. 1800 wurde nach dem Tode des verdienstvollen Denis, der seit 1784 bei der Bibliothek angestellt gewesen war, Johannes von Müller — seit 1793 in kaiserl. Diensten — als erster Custos angestellt. Der Verf. erinnert an die Plane, die Müller nach den Aeußerungen in den Briefen an seinen Bruder für die Bibliothek gemacht hatte. Aber von all diesen Vorsätzen, setzt er hinzu, sei keiner ausgeführt worden. Nicht nur das Verzeichniß aller in der Bibliothek befindlichen historischen Handschriften, das Müller versprochen hatte, und der Realkatalog über die gesammten, von ihm selbst auf 250,000 berechneten Bücher, den er selbst machen wollte, sondern sogar der Prolog zu den letzten Bänden der „Commentarien" von Denis war unterblieben, als er 1804 seine Entlassung nahm. „Die kaiserliche Bibliothek", setzt der Verf. hinzu, „besitze nicht das geringste Andenken aus der Zeit, wo sie den berühmten Mann unter ihre Beamten zählen durfte."

Als 1809 die Kriegsgefahr drohte, war zwar ein großer Theil der wichtigsten Handschriften, Bücher und Kupferstiche nach Ungarn geschafft worden; aber Denon fand noch genug, und es wurden 66 griechische und lateinische Handschriften, viele seltene Manuscripte aus den Sammlungen des Prinzen Eugen und des Freiherrn von Hohendorf, alle orientalischen Handschriften, mit Ausnahme von etwa 100, die Joseph von Hammer rettete, und viele seltene Bücher und Kupferstiche nach Paris entführt. Als bei Gelegenheit der Zurückfoderung dieser Schätze im J. 1814 ein Beamter der Bibliothek nach Paris geschickt wurde, ließ der Vorsteher, Graf Ossolinski, der französischen Regierung den Wunsch eröffnen, die auf ihre Kosten gedruckten Werke als ein freundschaftliches Geschenk für die Hofbibliothek zu erhalten. Der Erfolg war eine bedeutende Sendung ausgezeichneter Werke; der Kaiser aber befahl, den vollen Werth dieser Sendung zu bezahlen, welche als Geschenk anzunehmen, weder mit der Würde des kaiserlichen Hofes, noch mit den politischen Verhältnissen vereinbar sei. Im J. 1816 wurde bei Gelegenheit einer neuen Aufstellung der Bücher zugleich die Anlage eines neuen alphabetischen Katalogs angeordnet, der Vorschlag aber, diesen drucken zu lassen, nicht beachtet. In demselben Jahre wurde die jährliche Dotation der Bibliothek, mit Ausnahme der besonders angewiesenen Gehalte, zu 15,000 Gulden in Einlösungsscheinen bestimmt. Kopitar, seit 1810 bei der Bibliothek angestellt, unternahm 1817 ein Verzeichniß der noch ungeordneten und unbeschriebenen Handschriften, worin sich die Beschreibung der wichtigen italienischen Foscarini'schen Manuscripte auszeichnet. Bartsch sprach 1818 gegen den Plan, die Kupferstichsammlung, deren Werth er auf zwei Mill. Thaler berechnete, mit der Gemäldegalerie zu vereinigen, und machte besonders den Grund geltend, daß zur Verzeichnung und Beschreibung anonymer Kupferstiche und bei Blättern vor der Schrift die Benutzung literarischer Hülfsmittel nöthig sei, die man nicht ohne bedeutende Kosten eigens für die Kupferstichsammlung herbeischaffen könne. Die in der Bibliothek aufbewahrten orientalischen Handschriften wurden in einem 1820 zu Wien gedruckten Katalog von Joseph von Hammer beschrieben.

Unter dem Vorstande des jetzigen Präfecten, des Grafen Moritz von Dietrichstein, ward 1825 ein Protokoll nebst Register über die Verwaltungsacten eingeführt, dessen Mangel an dem traurigen Zustand der amtlichen Schriften Schuld war, und alle frühern amtlichen Schriften durch den, 1829 angestellten Custos von Mosel geordnet. Die jetzige Actensammlung reicht bis 1575. Zum Andenken der Jubelfeier des Bibliothekgebäudes (1826) ließ der Graf von Dietrichstein auf seine Kosten eine Denkmünze prägen, die in dem vorliegenden Werke abgebildet ist. Es ward ein Fremdenbuch eingeführt, das aber nicht zur Aufnahme aller Besucher, sondern „blos ausgezeichneter Personen und berühmter Gelehrten" bestimmt ist. Auch war der Graf seit 1828 bemüht, der Bibliothek eigenhändige Handschriften berühmter Männer zu verschaffen, woran früher großer Mangel war, und durch die Unterstützung der Staatsbehörden entstand in kurzer Zeit eine ansehnliche Sammlung. Im J. 1832 wurden die Handschriftenvorräthe, die besonders in Beziehung auf morgenländische Literatur durch Mitwirkung des Hrn. von Hammer und des Internuntius von Ottenfels zu Konstantinopel große Bereicherungen erhalten hatten, nach einem neuen Plane geordnet. Früher waren die von den ältesten Zeiten bis zu jener Umgestaltung erworbenen Handschriftensammlungen abgesondert und in dem Zustande, wie

sie der Bibliothek zugekommen waren, aufgestellt worden. Bei der neuen Anordnung zerfielen die Handschriften in zwei Hauptabtheilungen, Manuscripte aus der Zeit vor und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, und in jeder dieser Abtheilungen wurden die Handschriften nach dem Material, worauf sie geschrieben sind, Pergament oder Papier, und nach dem Inhalt und der Sprache gesondert. Auch in den letzten zehn Jahren erwarb die Bibliothek, wie die Kupferstichsammlung, mehre Prachtwerke und Seltenheiten, die der Verf. namentlich anführt.

Aus diesen, in allen Zeiträumen seiner geschichtlichen Uebersicht vorkommenden Angaben und aus den Beilagen, worin die Cimelien, einige der merkwürdigsten Handschriften, einige der wichtigsten Incunabeln, eine Uebersicht des Inhalts der Kupferstichsammlung, einige der merkwürdigsten Werke der musikalischen Sammlung und die Merkwürdigkeiten der Autographensammlung aufgeführt werden, lassen sich die Schätze und Seltenheiten der Bibliothek zusammenstellen, die von außerordentlichem Werthe sind und Manches enthalten, was sich sonst nirgend findet. Einige dieser Beilagen sind von hohem bibliographischen Interesse, wie die Hinweisung auf die handschriftlichen Schätze und die Angaben von Incunabeln, welche manche Zweifel Brunet's, Ebert's und anderer Bibliographen lösen. Aus Allem, was der Verf. mitgetheilt hat, werden wir uns aber kein genaues Bild von dem Charakter der Bibliothek hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Werthes machen können, ja wir wissen uns nicht zu sagen, in welchen Fächern des Wissens sie mehr oder minder vollständig ist. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß ein Ueberblick der Anstalt in solchen Beziehungen jetzt noch seine Schwierigkeiten hat. Der Verf. sagt uns selber, wie viel noch für eine völlig befriedigende Einrichtung der Bibliothek zu wünschen übrig sei, daß es an hinlänglichem Raum fehlt, daß eine allgemeine Revision sämmtlicher Druckwerke, die Ausscheidung aller Doubletten, eine systematische Aufstellung der beizubehaltenden Bücher, die Verfertigung eines Realkatalogs dringende Wünsche sind, und ehe sie nicht Befriedigung gefunden haben, läßt sich jene Charakteristik der Anstalt nicht geben, welche wir meinen.

Wir haben noch diejenigen Nachrichten über die Statistik der Hofbibliothek hier mitzutheilen, die der Verf. in seinen Materialien uns darbietet. Er berechnet die Zahl der Bände auf etwa 300,000. Die Zahl der Manuscripte vor Erfindung der Buchdruckerkunst beträgt 5423, und zwar 2789 auf Pergament und 2634 auf Papier, der Handschriften aus der Zeit nach jener Erfindung 8523, zusammen 13,946. Die Kupferstichsammlung ist nach Schulen geordnet, welche nach Malern und Stechern in chronologischer Folge abgetheilt sind. Ueber diese Sammlung sind vier Kataloge vorhanden, a) ein Materienkatalog nach den dargestellten Gegenständen, der mit der Sammlung des Prinzen Eugen nach Wien kam und durch Bartsch fortgesetzt ward; b) ein Standortsrepertorium; c) ein alphabetischer Katalog nach dem Namen der Künstler; d) ein Verzeichniß der Monogramme, die Handzeichen der Künstler enthaltend, deren Namen unbekannt sind. Die reiche Portraitsammlung (245 Cartons) ist nach Welttheilen und Staaten, die Bildnisse in diesen Abtheilungen aber sind nach Ständen geordnet. Ueber diese abgesonderte Sammlung gibt es drei Kataloge, ein Standortsrepertorium, ein alphabetischer Katalog nach Staaten, Städten und Ständen, und ein änderer alphabetischer der dargestellten Personen. Die musikalische Sammlung ist sehr reich an Werken der Componisten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts und wichtigen handschriftlichen Schätzen, z. B. Melodien aus den Zeiten der Minnesänger, Seltenheiten aus der Sammlung Leopold I. Für die Fortsetzung der Sammlung hinsichtlich des praktischen Theils wird der Grundsatz befolgt, daß nur vorzügliche Werke und nur Compositionen für das Clavier darin aufgenommen werden. Die Dotation der Bibliothek besteht seit 1820 in einer jährlichen Einnahme von 19,000 Gulden Conventionsgeld, wovon aber die Gehalte nicht bestritten werden. Der 1824 vollendete alphabetische Katalog der Druckwerke in 28 Foliobänden kostete 6204 Gulden Conventionsmünze. Ueber den Gang der Verwaltungsgeschäfte gibt der Verf. eine ziemlich umständliche Nachweisung, die wir Bibliothekaren überlassen. Die Bibliothek ist seit 1829 an allen Wochentagen von 9—2 Uhr geöffnet. Der „Leser", fremder und einheimischer, welchen „unter Befolgung der Censurgesetze" die Benutzung der Bibliothek gestattet ist, werden nur so viele (etwa 40) zugelassen, als der beschränkte Raum des Lesezimmers erlaubt, ohne den Beamten die Aufsicht zu erschweren. Studirende sind ausgeschlossen und an die Universitätsbibliothek gewiesen. 7.

James Holman's Reise um die Welt.

Wir theilen aus diesem anziehenden Reisewerke, dessen zweiter Band soeben in London erschienen ist, einige Züge mit.

Der zweite Theil beginnt mit einer Schilderung des Minendistricts in Brasilien; der Verf. stieg selbst in die Bergmine ein, und was er über dieselbe mittheilt, ist reich und überraschend und zeigt von der seltenen Beobachtungsgabe des Reisenden. Auf seinem Rückweg nach Rio Janeiro begegnete ihm ein kleines Abenteuer. „Acht Meilen von Grandia, als wir unsern Weg ruhig fortsetzten, erhoben unsere Maulthiertreiber auf einmal ein lautes Geschrei: Die Marambundas, die Marambundas! Dies bedeutete, daß ein großer Schwarm von Wespen im Anzug war. Sogleich entstand unter unserer Gesellschaft die größte Verwirrung; kaum die Nähe einer Wasserhose oder eines Sandsturms kann einen so panischen Schrecken einjagen. Unsere Maulthiere wurden unruhig und die meisten stürzten sich unter ihrem Gepäck zu Boden; die unbepackten Personen, besonders die Schwarzen, rannten mit Sturmeseile über die Ebene hin, während der Insektenschwarm langsam einer dunkeln Wolke gleich heranzog. Die Furcht vor den schrecklichen Stichen dieser Thiere ist hier so groß, daß selbst die muthvollsten Reisenden sich nicht schämen, vor ihnen die Flucht zu ergreifen. Obgleich Viele von uns, besonders die armen Thiere, sehr gestochen wurden, erreichten wir doch mit beschleunigtem Marsch noch einen nahegelegenen Meierhof, ehe sich ein größeres Unglück ereignen konnte." Unweit Rio Janeiro begegnete ihnen ein Trupp junger Neger und Negerinnen, welche als Sklaven in jener Stadt gekauft worden waren und nun in Begleitung ihrer interimistischen Eigenthümer, welche sie auf wunderlich-phantastische Weise herausgeputzt hatten, um sie in die Augen fallender zu machen, nach den Stapelplatz zo-

Diese Unglücklichen, unter denen sich besonders mehre wohlgebildete Jungfrauen vom zartesten Alter befanden, glichen einer Heerde von Opferthieren, die man zur Schlachtbank führt. Der niedergeschlagene Blick, die kummervollen Mienen und thränenden Augen der armen Kinder zeigten, daß sie ihr grausames Schicksal tief fühlten, und stachen zugleich auf eine empörende Weise gegen ihren komödiantenartigen Anputz ab. Von Rio Janeiro aus reiste Holman auf dem Falken nach dem Cap der guten Hoffnung, von wo er ausführliche Berichte über die dortigen Colonien der Missionnairs, über die deutschen Ansiedelungen, über die Hottentotten und Kaffern mittheilt.

„Ich reiste", schreibt er, „mit Herrn und Mistreß Fry und ihren beiden Töchtern nach Simonstown in einem sogenannten deutschen Federwagen, mit acht Pferden bespannt und von zwei Kutschern gelenkt, von denen der eine die Zügel regiert. Das Geschäft des andern ist, die Peitsche zu führen, was jedoch in diesem Lande für einen Kutscher keine Kleinigkeit ist, denn die dortigen Peitschen sind im eigentlichsten Sinne kolossal; sie bestehen aus einem sechs Ellen langen und ziemlich dicken Bambusstocke, an welchem ein starker, gedrehter Riemen von sieben Ellen Länge befestigt ist, sodaß der nebenhergehende Peitschenführer in kritischen Fällen beide Hände zu seiner Beschäftigung in Anspruch nehmen muß. Wir nahmen unser Frühstück bei Herrn Mackay ein, der das Amt eines Steuereinnehmers und Friedensrichters der Capstadt bekleidet. Unter seiner Dienerschaft bemerkten wir zwei Buschmänner, die in frühester Jugend in sein Haus gekommen waren und sich hier zu ganz aufmerksamen und pünktlichen Dienern gebildet hatten; Herr Mackay versicherte aber, daß er sie nur mit großer Mühe durch Hunger, Peitsche und ähnliche Mittel ganz nach Art wilder Thiere zu ihrem gegenwärtigen Beruf habe dressiren müssen. Auf dem Wege nach Simonstown bemerkten die Reisenden eine große Menge von Pavians, welche von der Anhöhe herab dem Gewässer einer schmalen Bai zuliefen, wahrscheinlich um ihren Durst zu stillen oder sich an den dort im Ueberfluß wachsenden Zwiebelwurzeln zu erlaben, die ihre Lieblingsspeise ausmachen. Man sieht die Paviane, die hier in großer Anzahl vorhanden sind, selten in kleinern Trupps als zu Hunderten beisammen. Auf ihren Zügen beobachten sie eine gewisse militairische Ordnung; sie stellen Posten aus, welche das Terrain recognosciren und die Ankunft eines Feindes anzeigen müssen. Das gellende Geschrei der Wachthaltenden bei solchen Gelegenheiten, das wie Yahoo klingt, hört man besonders zur Abendzeit stundenweit in der Umgegend. Sobald der Haufe dies Signal vernimmt, iehen sich alle Vereinzelte mit unglaublicher Schnelligkeit soleich nach dem Hauptcorps zurück, und der ganze Schwarm lüchtet wieder in die Gebirge. Dort sind sie sicher und spotten eder Verfolgung, weil sie sich mit fast seiltänzerischer Kunstrtigkeit von Baum zu Baum, von Felsen zu Felsen zu schwinen wissen, sodaß sie dem Auge des Nachstellenden in wenig Minuten verschwunden sind. Besonders listig sind die Paviane, enn es darauf ankommt, einen Garten zu plündern. Sie lieen das Obst sehr und benutzen, um einen ähnlichen Coup ausführen, gewöhnlich die Mittagszeit, wo die Familie des Bezers zu Tische sitzt, oder die Nachmittagsstunden, wo man unr diesem glühendheißen Himmel Siesta hält. Alsdann übereigen sie eilig, aber behutsam die Einfriedigungen, schwingen h als geschickte Kletterer schnell auf die Bäume und brechen viel und oft noch weit mehr, als sie fortbringen können. ntsteht nun plötzlich im Hause ein störendes Geräusch oder mmt der Besitzer oder ein Sklave mit Steinen und Knüpln, so ist es lächerlich, die Paviane mit einer Melone oder ir einem ungeheuern Kürbis unter dem Arm über Zäune und ecken setzen zu sehen." Nach Holman's Beschreibung besteht dem Staate der Paviane eine förmliche Gerichtsordnung, ch welcher sogar die Uebelthäter exemplarisch und öffentlich t Prügeln bestraft werden, wie ein Freund Holman's einst terwegs zu bemerken Gelegenheit hatte.

Wichtiger ist, was der Verf. über die Sitten und Gebräuche der Kaffern bemerkt: „Die Art, wie sie insgemein noch ihre Todten bestatten, ist grausam und barbarisch. Gewöhnlich, wenn ein gemeiner Mann sein Ende erwartet, legt man ihn in einen benachbarten Busch oder Höhle und läßt ihn dort allein. Ist er in seiner Hütte gestorben, so trägt man seinen Leichnam an irgend einen abgelegenen Ort und läßt ihn dort von Wölfen verzehren, oder man läßt ihn in seiner Hütte liegen, welche sodann die Nachkommen verlassen und ihren Wohnplatz irgendwo anders aufschlagen. Diese barbarische Sitte ist unter den Kaffern fast noch allgemein, und erst durch die unermüdlichen Versuche der Missionnairs ist es gelungen, einer kleinen Minderzahl der Eingeborenen Abscheu davor einzuflößen, welche nun ihre Todten begraben. Niedere Häuptlinge werden von ihren Angehörigen stets bestattet, d. h., man steckt ihre nackten Leichname ohne alle weitere Feierlichkeit in eine Grube. Vornehme Häuptlinge begräbt man in ihren Besitzungen und mehre Angehörige seines Stammes sind alsdann verpflichtet, so lange bei dem Leichnam zu wachen, als einige Stücke Vieh, die von den Erben zu ihrer Unterhaltung ausgesetzt werden, ausreichen. Während dieses dem Todten zu leistenden Dienstes sind die Personen der Wächter unverletzlich, und die geringste Beleidigung, ihnen zugefügt, wird von den Nachkommen als Kränkung der Asche des Todten angesehen und mit unerbittlicher Grausamkeit gerächt. Aus solchen Vorfällen entspinnen sich oft die unversöhnlichsten Familienzwiste und blutige Kämpfe, die wie jene der italienischen Häuser von Geschlecht zu Geschlecht erben, bis die Erinnerung daran erloschen ist. Alle bewegliche Habe des Verstorbenen, insonderheit Waffen, Kriegerschmuck und Gewänder werden mit ihm bestattet. Die Witwe trauert zwei Monate um ihren Gemahl und legt als Ehren- und Trauerzeichen während dieser Zeit einen neuen Mantel von Thierfellen an, ein Beleg, daß sogar im Kaffernlande die Damen selbst in ihrem Schmerz noch eitel sind."

Der Aberglaube unter den Kaffern ist ungeheuer und die Furcht besonders vor Behexung und Verzauberung groß. Es gibt auch kluge Weiber im Lande, welche den Zauberern nachspüren und sie entdecken, worauf man auf Letztere vermöge des Kaffernlandrechts die Tortur anwendet; diese besteht hauptsächlich aus Brennen mit heißen Steinen an den empfindlichsten Theilen des Körpers, oder man prügelt den Zauberer mit Knotenstöcken so lange, bis er gesteht, oder man quält ihn noch auf raffinirtere Weise, indem man seinen nackten Leib mit Oel oder Fett beschmiert und ihn so geölt in einen Ameisenhaufen legt, wo ihm dann, wie versichert wird, die Hexerei vergehen soll. Wenn der Zauberer gesteht, so erfolgt weiter keine peinliche Strafe, doch bleibt er zeitlebens ehrlos und wird aller seiner Besitzungen verlustig. 150.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Lamartine führt uns zu einer neuen Zeitschrift, deren dritte Nummer ihn heftig angreift, als Dichter und als Redner in der Kammer; es ist dies „La nouvelle Minerve", welche durch Lafitte, Dupont de l'Eure, Odilon-Barrot, Mauguin, Lemercier und andere derselben politischen Partei Angehörende begründet worden. Die Tendenz ist geradezu republikanisch, jedoch mit mildern Formen, mit ruhigerer Discussion, mit anständigerer Polemik als die „Tribune". Die neue „Minerve" erscheint jeden Sonntag in Heften von 2—3 Bogen; Politik ist darin die Hauptsache; die einzige literarische Notiz in dieser dritten Nummer ist von Tissot und bespricht ein Werk über Erziehung. Das Geistreichste, was sie geliefert, sind Charakteristiken der berühmtern Redner in den Kammern; bis jetzt sind es Thiers, Guizot, Berryer, der Herzog von Fitz-James und Lamartine. Von diesem heißt es: „In Hrn. de Lamartine sind zwei Personnagen: der Dichter und der Politiker; da dieser aber nur der Reflex des Dichters ist, so muß fürs erste der Dichter näher

betrachtet werden. Er hat unerwartete Töne, die das Ohr entzücken; aber auch wie viel falsche Noten, welch ein Misbrauch der Farbe, der Metaphern, der Inversion, keine Logik u. s. w. Als politischer Redner lebt Lamartine von seinem Dichterruse; er ist trocken, sententiös, kalt; er glänzt, aber er wärmt nicht; er ist religiös, aber er hat keinen Glauben; er recitirt seine Reden, er improvisirt sie nicht; sie haben weder die rhythmische Melodie der Poesie noch den freien und festen Gang der Prosa; er überschwemmt se'ne Gedanken mit einer Flut von Tropen und Metaphern, seine parlamentarischen Motionen endigen wie Strophen einer Ode. Ich lasse übrigens den Gesinnungen des Hrn. Lamartine, seinem erhabenen Charakter, seinen anziehenden Eigenschaften, seinem edeln Herzen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber man weiß nicht, was und wohin er will. Sind Sie ein Mensch oder ein Vogel, ein Engel oder ein Teufel? Bewohnen Sie den Himmel oder die Erde? Wollen Sie Legitimist, Republikaner oder Gesandter sein? Sagen Sie es, damit wir es wissen." Wol Wenige dürften ähnliche Beschuldigungen treffen können! Und wohl ihm, daß er sie verdient? In einem gesellschaftlichen Zustande, wo seit so langer Zeit Alles Partei ist, gehört nicht wenig Muth dazu, die Fahne der Unparteilichkeit aufzupflanzen! Unter dieser werden sich zuletzt die Factionen dennoch verschmelzen, und was ihm heute die „Minerve" so höhnend und verachtend zuruft, das wird einst in der Nachwelt als dankendes Lob widerhallen.

Heute ist des Königs Namenstag; da gibt's wie immer Volkstänze und Prügeleien in den Champs élysées; ein Concert in den Tuilerien, bei welchem man Gefahr läuft, halb erstickt zu werden, lärmende Trommeleien und Janitscharenmusik, deren Fanfaren auf dem Carousselplatze, an dem Triumphbogen Napoleon's, in dem Hofe, wo er so oft seine siegreichen Garden musterte, gar herrlich klingen. Glückwünsche dauern vom Morgen bis in die Nacht fort. Der witzigste, der geistreichste von allen ist aber wol grade der, welchem der Palast verschlossen bleibt; der Glückwunsch des „Charivari". Da liegt das Blatt vor uns. In der Mitte der ersten Seite prangt eine Ordonnanz des Policeipräfecten, umschlossen von einer in Form einer Birne sie umschlingenden Linie. Rechts an der Birne steht: „Glückwunsch des Charivari an Jemand (quelqu'un) seiner besten Freunde." Sie haben sehr beachtenswerthe Tugenden, mais vous êtes un vieux blagueur. Die Ordonnanz lautet: Der Policeipräfect in Anbetracht, daß möglichermaßen der erste Mai dieses Jahres der Tag nach dem 30. April ist, beschließt: Art. 1. Die Sonne wird am ersten Mai um 5 Uhr auf- und um 7 Uhr untergehen; da die Regierung gegenwärtig keiner unterbrochenen Telegraphendepeschen bedarf, so soll der Himmel von der Luft milde und die Sonne hell glänzend sein... Art. 5. Ein Orchester unter freiem Himmel wird patriotische Arien aufspielen, als da sind: „Je vais bientôt quitter l'empire" und „Bon voyage, cher Dumollet etc." Auf der zweiten Seite stehen drei Birnen, die Anrede des diplomatischen Corps, die wir übergehen, das Compliment der Pairskammer, worin es heißt: „Sire, wir kennen jetzt das große Complot (der Republikaner nämlich) als hätten wir es erdacht; wir werden den Angeklagten weder Advocaten noch Zeugen bewilligen, wir würden sie sogar nicht einmal in den Saal einlassen, wenn wir sie nicht brauchten, um sie zu verurtheilen." Eine vierte Birne gibt das „Compliment tramé par Mr. Viennet" in Versen: Den Stengel der Birne bilden Exclamationen

Oh!
Oh!
Oh!
Ah!
Ah
A toi
Puissant Roi etc.

Eine fünfte Birne, die aus lauter Nullen gebildet ist, führt die Ueberschrift: „Liste des actes de clémence, de magnanimité, de générosité et autres chimères, commis hier par la royauté citoyenne à l'occasion de la Saint-Philippe."

Auch das Journal „La mode", ein keckes karlistisches Blatt, läßt bei Veranlassung des Namensfestes des Königs ihren Witz auftanzen; da finden wir zuerst ein Compliment in Versen von den Trommelern der Nationalgarde

Rrroi le plus grrras des rrrois, le plus grrros, le plus crrrâne,
Roi qu'un coup de baguette a fait Saigneur et roi,
Ce n'est qu'en ton honneur que vibrent nos peaux d'âne,
Nos tambours et nos coeurs ne battent que pour toi.

Der König hat selbst auf dieses Blatt abonnirt. Daher die „Mode" ihm Glück wünscht: „La Mode a son auguste abonné"; sie nennt den König immer nur Monseigueur. Das Beste dieses Compliments ist das Ende: „Quant à moi, qui ne flatte personne, je prendrai la liberté, Monseigneur, de vous offrir les voeux sincères que j'adresse au ciel pour la restauration..... de votre santé, qui m'est d'autant plus chère que je suis votre très-infidèle et très-désobeissante La Mode. 19.

Notiz.

Menschliche Macht im Reiche der Wissenschaften.

Die Verfasser literarisch-biographischer Skizzen über den in hohem Alter, dennoch aber für sein jetzt erst zur bürgerlichen und geistigen Selbständigkeit erwachtes Volk zu früh abgetretenen Adamantios Korais berichten die Aeußerung des Griechen, „daß jede Sprache das unveräußerliche Eigenthum eines Volks sei und Niemand dem Volke befehlen könne: so will ich, daß du sprechen sollst. Wohl aber könne Jeder ihm wohlmeinend rathen, die Mängel seiner Sprache verbessernd: so mußt du sprechen." Was von lebenden Sprachen gilt, das ist auch und noch mehr von todten, durch die Zeit lebendig gebliebenen und gleichsam geheiligten Sprachen zu behaupten. Darum fällt mir hier folgende Parallele ein. Als das Concilium zu Kostnitz in Anwesenheit des Kaisers Sigismund und des Papstes Johann XXIII. eröffnet wurde, ermahnte der Kaiser seine Zuhörer mit den Worten: Date operam ut illa nefanda schisma eradicetur. Der Cardinal Placentius erwiderte dem Kaiser, daß seine locutio parum grammatica sei, denn schisma sei generis neutrius, worauf dieser erzürnt über diesen Tadel sich gewendet und (nach Fugger's im „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich", Nürnberg 1668, Band IV, Cap. IV, S. 417 fg. wörtlicher Erzählung) gefragt hat: Wer sagt's, daß man also reden müsse? Als der Cardinal Gallum, Priscianum und andere Grammatiker benannte, fragte er wiederum: wer denn diese wären? Als die Antwort fiel: es wären sprachkundige gelehrte Männer, erwiderte der Kaiser und sagte: „So bin ich ein Kaiser und höher denn diese, kann also wol eine andere Grammatik machen. Denn bin ich ein Herr der Rechte, der Länder und Leute, so bin ich vielmehr ein Herr der Worte." Hierbei macht Fugger die Bemerkung: „War zwar übel verantwortet, weil eine Sprache sich weiter als das Gebiete eines Kaisers erstrecket, und deren analogische Lehrsätze als in der Natur bestehend und von einer ganzen Nation bestätiget das Recht der Natur und Völkerschaft zum Grunde hat, welches kein Kaiser umstoßen kann." Etwas ganz dem Aehnliches erzählt uns Sueton in seiner Schrift: „De illustribus grammaticis", Cap. XXII, wo Pomponius Marcellus, als Capito den Tiberius, den er wegen eines falschen Ausdrucks getadelt, deshalb vertheidigen wollen, entgegnet: „Tu enim, Caesar, civitatem dare potes hominibus, verbo non potes!" 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 144. — 24. Mai 1835.

Zur Statistik der Geistesbildung.

Vierter und letzter Artikel. *)

Einfluß der Zunahme der Literatur, insbesondere der periodischen Presse.

Die eigentlich wissenschaftliche Literatur kann der Natur der Sache nach nur in kleinerm Kreise ihre nächste Wirkung äußern. Um auf den Geist und Charakter der Masse eines Volkes einen augenfälligen und dauernden Einfluß zu gewinnen, bedarf sie erst der Vermittelung einer populairen Literatur. Bei der Frage nach dem Einflusse derselben haben wir also hauptsächlich die letztere in das Auge zu fassen, und vor Allem nimmt auch in dieser Beziehung der populaire Theil der periodischen Presse die besondere Beachtung in Anspruch.

Die außerordentliche Zunahme der Masse der Literatur während der neuesten Zeit, eine Zunahme, welche allerwärts das Verhältniß der Vergrößerung der Bevölkerung weit übersteigt, ist ein Beweis, daß nicht blos mehr geschrieben, sondern auch mehr gelesen wird, und daß der Strom der geistigen, durch die Literatur vermittelten Bewegung wenn nicht an Tiefe, doch an Umfang gewonnen hat. Schon unser Jean Paul hat jedoch im Interesse der wahren Bildung den sinnreichen Wunsch geäußert, daß weniger gelesen und mehr geschrieben, oder noch besser besprochen werden möge. Jeder Leser versetzt sich freiwillig in einen Zustand der Passivität, in welchem er von einem fremden Geiste zu empfangen strebt, und wenn auch diese Empfängniß nur durch eine geistige Selbstthätigkeit vermittelt werden kann, so steht diese doch in der Regel dem Grade nach unter der Thätigkeit des Schriftstellers oder des Redners. Wer nur einen Brief oder einen Aufsatz schreibt, auch wenn es ihm nicht darum gilt, das Geschriebene der Oeffentlichkeit zu übergeben und sich den Beifall eines größern Publicums zu gewinnen, muß doch stets seine Gedanken auf einen bestimmten Punkt richten, um den Gegenstand, den er zu behandeln trachtet, geistig zu erfassen und zu durchdringen. Schreibt er zum Zwecke öffentlicher Bekanntmachung, so wird er um so größere Anfoderungen an sich selbst machen und das geistig Beste, was im besondern Falle ihm zu Gebote steht, zu geben bemüht sein. Immer läßt sich also behaupten, daß selbst der unbedeutendste Schriftsteller mehrfachen Gewinn für sich selbst aus seinen Arbeiten ziehen werde, wenn auch die Ausbeute seiner Leser aus seinen Schriften noch so kärglich ausfallen sollte. Noch einen höhern Grad geistiger Spannkraft nimmt die mündliche Rede in Anspruch, insofern es sich nicht von der bloßen Wiederholung herkömmlicher Gedanken in gewohnter Redeform handelt. Der Schriftsteller kann sich wenigstens Zeit zu seiner Arbeit nehmen; er kann den günstigen Moment abwarten und seine Gedanken auch auf Gegenstände richten, die mit seiner vorgesetzten Arbeit außer Zusammenhang stehen, um beliebig wieder auf diese zurückzukommen. Wer dagegen durch mündliche Rede irgend einen Zweck durchsetzen will, wäre es auch nur, wider die Einwendungen eines Gegners irgend einer Ansicht augenblicklichen Eingang zu verschaffen, der ist genöthigt, den gegebenen Moment benutzend, in diesem seine Thätigkeit zusammenzufassen.

Wenden wir diese Bemerkungen auf die Thatsache des außerordentlichen Wachsthums der Literatur in den meisten Staaten Europas an, so treten uns bei dem ersten Anblicke so Gewinn als Verlust für die geistige Bildung entgegen, und es ist nicht leichthin zu entscheiden, auf welche Seite die Wagschale sich neige.

In Bezug auf das Staatsverwaltungswesen und die Behandlung der öffentlichen Geschäfte hat man schon lange und mit Recht, namentlich in Deutschland, über die allzu weit getriebene Verdrängung mündlichen Verhandelns und über das Uebermaß ungehöriger Schreiberei bittere Klage geführt. Ganz in derselben Weise hat die überhand nehmende Masse des Gedruckten und die gesteigerte Neigung der Lecture der Ausbildung der mündlichen Rede für höhere geistige Zwecke vielfachen Eintrag gethan. Ueberdies ist es eine Folge der so fabrikmäßig ins Breite getriebenen Bücher- und Schriftenproduction, daß die Masse des Flachen und Unbedeutenden auch verhältnißmäßig sich vergrößern mußte. Selbst derjenige Leser, welcher das Bessere zu unterscheiden weiß, findet sich hierdurch wider Willen gezwungen, eine kostbare Zeit auf das Durchlaufen literarischer Bagatellwaare zu verschwenden, um endlich zu entdecken, was ihm zu größerer Befriedigung gereicht. Wie daher im Allgemeinen in neuerer

*) Die frühern Artikel sind in Nr. 52, 53, 64, 65, 103—105 d. Bl. enthalten. D. Red.

Zeit flüchtiger geschrieben wird, so wird auch flüchtiger und darum mit verhältnißmäßig geringerm Gewinne gelesen. Es scheint hiernach, daß die Nachtheile der zunehmenden Literatur und der zunehmenden Lecture von großem Gewichte seien, daß als natürliche Folge hiervon eine größere Passivität vorherrschend werden und daß diese eine Erschlaffung der eigentlich schöpferischen Thatkraft des Geistes nach sich ziehen müsse. Wenn auf der andern Seite die Zahl der Schriftsteller überall sich vervielfacht hat, indem namentlich die so reich gewordene periodische Literatur auch dem untergeordneten Talente häufig Gelegenheit darbietet, wenigstens gelegentlich das öffentliche Wort der schriftlichen Rede zu ergreifen, und wenn wir behaupten dürfen, daß wenigstens der Einzelne aus solcher geistigen Gymnastik einigen Vortheil ziehe, so möchte doch auch dieser letztere den hervorgehobenen Nachtheil nicht aufwiegen.

Von einem andern Gesichtspunkte aus, und indem wir die Vertheilung der geistigen Güter unter die Völkermassen schärfer ins Auge fassen, muß jedoch behauptet werden, daß jenes anscheinenden Verlustes ungeachtet an geistiger Gesammtbildung auf der einen Seite weit mehr gewonnen wird, als auf der andern verloren geht. Jener Nachtheil trifft hauptsächlich nur die an Zahl verhältnißmäßig geringern Classen der Bevölkerung, welche wir noch zur Zeit und vorzugsweise die gebildeten Classen zu nennen pflegen, und welche schon durch die Art ihres Berufs an den Schreibtisch und auf vielfältigere Lecture hingewiesen sind. Es kann nicht fehlen, daß die Menge des Flachen und Unbedeutenden, das aus dem Gebiete der Literatur auf sie andrängt, im Ganzen lähmend und erschlaffend einwirken müsse. Ganz anders ist dagegen die Wirkung bei den übrigen Classen der Bevölkerung. Der Bürger und Handwerksmann, der Bauer und Soldat sind schon durch ihren Beruf gegen ein einseitiges Uebermaß von Lecture geschützt. Wenn wir Acht haben auf die mündliche Unterhaltung, wie sie unter diesen Classen gäng und gäbe ist, werden wir uns bald überzeugen, daß es nicht vom Mangel an Fähigkeiten herrührt, weshalb der Gebildetere im geistigen Verkehre mit ihnen keine dauernde Befriedigung zu finden vermag, sondern einzig von der Armuth an Ideen und von dem Mangel an geistigem Stoffe, an welchem sich die geistigen Kräfte zu üben und zu prüfen Gelegenheit haben. Es fehlt also nicht am fruchtbaren Boden, aber wol noch häufig an dem Samen, um darin zu wurzeln und zu keimen. Aus diesem Grunde wird aber auch jede Schrift, welche diesen Classen des Volkes in die Hände fällt, eine um so größere Wirkung äußern und nicht nur in ungeschwächtem Gedächtnisse wird der Inhalt derselben festgehalten, sondern er wird auch denkend verarbeitet und in mündlicher Unterhaltung alsbald besprochen und verhandelt werden. Denn auch das Bedürfniß des Austausches der Gedanken ist stärker bei diesen Classen schon aus dem Grunde, weil Jeder hoffen darf, mit dem eben erst Erlernten als Lehrer der ihm Nahestehenden auftreten zu können. Die zunehmende Masse der Literatur wird man also an und für sich als keinen besondern Glanzpunkt der neuern Zeit betrachten und für keinen Höhemesser einer steigenden Cultur gelten lassen dürfen. Man wird vielmehr einräumen müssen, daß für die sogenannten gebildeten Stände und zum Nachtheile derselben viel zu viel geschrieben wird; aber zugleich wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß die größere Popularisirung der Literatur und die Verbreitung einer mannichfaltigern Lecture unter den eigentlichen Volksmassen, welche erst in der neuern Zeit in größerm Umfange begonnen hat, schon jetzt die wichtigsten Folgen ahnen läßt und für die geistige Emancipation der Völker höchst bedeutend werden wird. Ja, man wird sogar behaupten müssen, daß die zunehmende Flut der Literatur den Aristokratismus der ausschließenden Geistesbildung untergraben hilft; daß sie die sogenannten gebildeten Stände herabdrückt, während sie die eigentlichen Volksmassen geistig erhebt. Und so wirkt denn auch diese Thatsache der Culturgeschichte in Verbindung mit zahlreichen andern ins Leben tretenden Verhältnissen und Erscheinungen als ein mächtiger Hebel im Getriebe der Zeit, um den Unterschied der Abstufungen in der bürgerlichen Gesellschaft mehr und mehr verschwinden zu machen, und um jenes große, noch so unvollständig erkannte und geltend gewordene Gesetz der Gleichheit, welches zugleich das Gesetz der natürlichen Ungleichheit ist, vollstrecken zu helfen.

Die vorherrschende Richtung unserer Zeit drückt sich zunächst und am unmittelbarsten in der periodischen Literatur aus, und diese erhält für eine größere Menge um so größere Bedeutung, insoweit ihr die allseitig interessirenden Ereignisse des Tages den Stoff darbieten, an welchen sie die begleitenden Ansichten, Meinungen und Urtheile knüpft. Hierbei stützt sich die periodische Presse auf die verschiedenen Abstufungen der öffentlichen Meinung, welche sie für sich zu gewinnen bemüht ist. Sie findet sich also angetrieben, den bei einer größern Menge schon als vorhanden vorausgesetzten Grundansichten zu huldigen, und wie Viele auch geneigt sein mögen, hinter dem Schirm einer sogenannten leidenschaftslosen Unparteilichkeit nach allen Seiten zu kokettiren, so wird doch — selbst bei der Beschränkung auf eine bloße, trockene Berichterstattung über das Geschehene, und wenngleich die von Staatswegen geübte Censur jede bestimmte Farbe zu verwischen sucht — eine vorwaltende Richtung nach der einen Seite in der Regel sich kund thun.

Indem die periodische Literatur, oder wenigstens derjenige Theil derselben, welcher sich mit Gegenständen von allgemeinem Interesse befaßt, mit den Ereignissen des Tages gleichen Schritt zu halten genöthigt ist, vermag sie nicht zugleich in die tiefer liegenden Ursachen und in das Wesen der Erscheinungen einzudringen. Eine gewisse Oberflächlichkeit wird also im Allgemeinen zu ihrem Charakter gehören, und sie wird sich hauptsächlich darauf beschränken, gewisse einfache und mehr oder weniger bereits anerkannte Grundsätze in wechselnden Formen geltend zu machen und sich daraus einen Maßstab für die Würdigung der wechselnden Erscheinungen des Tages zu bilden. Grade

diese unvermeidliche Oberflächlichkeit und Einseitigkeit trägt aber mit dazu bei, der periodischen Presse eine größere, namentlich eine größere politische Wichtigkeit zu verleihen, und es läßt sich wol behaupten, daß sie bei größerer Tiefe und Vielseitigkeit weniger einflußreich sein würde. Weil die meisten Menschen werden für bestimmte Lebensansichten, sei es nun auf dem Felde der Politik, der Religion oder der praktischen Philosophie, viel weniger durch Ueberzeugung als durch Gewöhnung gewonnen, und grade die beständige Wiederholung einfacher Maximen und Meinungen, wie sie in der periodischen Literatur zu Tage kommen, trägt wesentlich dazu bei, bestimmte Parteiansichten schärfer hervorzubilden. Als das Resultat der Zunahme derselben dürfen wir also, wenn nicht die Verständigung größerer Massen, doch die festere Vereinigung derselben in gleichen Ansichten und — unter Umständen — zu gleichen Bestrebungen bezeichnen. Sie wirkt mithin als ein Mittel, die Bedeutung der Massen zu steigern und den Willen der Gesammtheit oder der Mehrheit über jeden Einzelwillen und jene Sondermacht zu erheben.*) 136.

Ideen zu einer Theorie der Musik. Von A. Kretschmer. Stralsund, Löffler. 1834. 4. 1 Thlr. 14 Gr.

Das vorliegende Werk, welches die ganze Aufmerksamkeit des gelehrten Musikers in Anspruch nimmt, ist durch so viel Tiefe und Originalität der Ideen ausgezeichnet, daß es den Ansichten der Wissenschaft, welche es behandelt, eine fast gänzliche Umwandlung bereitet. Referent gesteht, daß er es mit großem Mistrauen zur Hand genommen hat: der vollkommene Neologismus trägt selten ganz reife Früchte. Allein ein gründliches Studium dieser werthvollen Arbeit hat jenes Mistrauen besiegt, und das vorläufige Privaturtheil ausgezeichneter Musiker ist dazu getreten, um das Vorurtheil lang gewohnter Meinungen gänzlich zu entkräften. Bei der relativen großen Wichtigkeit des Gegenstandes und der Wahrscheinlichkeit eines polemischen Conflicts mit der ältern Theorie werden wir uns bemühen, die Hauptsätze dieses merkwürdigen Buches in der deutlichsten Uebersicht, aber so viel wie möglich mit den eignen Worten des Verf. vorzutragen.

Die Basis dieses neuen Musiksystems besteht in einem veränderten Vorschreiten bei Theilung der Saite des Monochords, wobei sich der Verf. oder Erfinder auf ein fortgesetztes Entwickeln von Octaven und Quarten durch halbe und dreiviertel Saitenlängen beschränkt. Man nehme ein Monochord, so gibt die ganze Saitenlänge den Klang in abstracto, der hier Grundklang genannt wird; es sei der Ton H. Man theile diese Saitenlänge in $\frac{2}{2}$, so gibt jede Hälfte bekanntlich die höhere Octave h. Man theile jene ganze Saitenlänge ferner in $\frac{4}{4}$, so geben $\frac{3}{4}$ davon ebenso bekanntlich die höhere reine Quarte des Grundklanges, nämlich e. $\frac{2}{4}$ jener $\frac{4}{4}$ geben also wieder die höhere Octave h; und da die Saitenlänge dieser höhern Octave ($\frac{2}{4}$) gleichen Nenner mit der Saitenlänge der Quarte ($\frac{3}{4}$) hat und sich beide mithin wie ihre Zähler verhalten: so bildet die Saitenlänge jener höhern Octave $\frac{2}{3}$ von der Saitenlänge der Grundklangsquarte ($\frac{2}{3} \times \frac{3}{4} = \frac{1}{2}$). $\frac{2}{3}$ der Saitenlänge des Tones e geben also den Ton h, d. h. seine reine höhere Quinte. Die höhere Quinte der Grundklangsquarte ist demnach die höhere Octave des Grundklanges, gleichwie $\frac{2}{3}$ der ursprünglichen Saitenlänge die höhere reine Quinte jenes Grundklanges geben; und die Theilung des Octavintervalls in Quarte und Quinte ist also auf die naturgemäßeste Weise durch Halbirung und Viertelung der ursprünglichen Saitenlänge bewerkstelligt. Fortgesetzte Halbirung führt beständig zu höhern Octaven, also nur zum Aehnlichen des Grundklanges; die fortgesetzte Theilung der Grundklangssaite mit $\frac{3}{4}$ aber führt zum Neuen; und durch eine solche fortgesetzte Halbirung und Viertelung schon gewonnener Töne nun, als Grundprincip des ganzen, dem Verf. eigenthümlichen Verfahrens, gelingt es ihm, eine Basis aufzustellen, durch welche alle musikalischen Intervalle und Accorde in ihren zahllosen Umkehrungen, Verdoppelungen, kurz jeglichen Gestaltungen auf das einfachste Verhältniß zurückgeführt werden; eine Methode, welche bis jetzt in mathematischer Hinsicht als die vollkommenste anzunehmen ist.

In dem ersten der vier Bücher, woraus das Werk besteht, werden durch dieses Verfahren im Raume einer Octave 60 Töne in durchaus geordneten Verhältnissen gefunden, ohne daß ein Intervall mit dem andern zusammenträfe, und es wird die Möglichkeit nachgewiesen, diese Zahl bei fortgesetzter Anwendung des Grundprincips bis in das Unendliche aufzudehnen. Der Verf. stellt in engerer Begrenzung 13 Töne im Raume einer Octave auf und beweist, daß alle Ganztöne, alle kleinen und großen Tertien wider die sonstige Meinung in sich gleich sind, der höchste Ton z. B. jedes Ganztonintervalls $\frac{8}{9}$ der Saitenlänge des tiefsten enthält; kurz, er entwickelt aus der Einfachheit seines Grundprincips eine so bewundernswürdige Menge neuer musikalischer Sätze, daß wir, verlegen um die weitere Auswahl, auf das Werk selbst verweisen müssen, wenn wir es nicht ganz abschreiben wollen.

Das zweite Buch schwingt sich von dieser Basis hiernächst zur Musiktheorie der alten Griechen auf, und unser Vertrauen wird zunächst durch die Zusicherung des sorgfältigsten unmittelbaren Quellenstudiums befestigt. Noch mehr aber wird der aufmerksame Leser in diesem Vertrauen bestärkt werden, wenn er den genauen Zusammenhang aller sieben Systeme und 15 Moden der Griechen mit dem Grundprincipe des Verf. bemerkt; und er wird sich durch die Unwiderleglichkeit des hier geführten Beweises überrascht finden, daß, sowie unser jetziges Dreiklangsmusiksystem eigentlich nur aus einer Siebentonreihe besteht, das griechische System vielmehr aus zwei aufeinander folgenden solchen Reihen zusammengesetzt war und eine Modulation aus der einen in die andere zuließ, welche für uns nicht ferner ausführbar ist. Bei der Verfolgung dieser Ideen finden sich Fingerzeige, wie unserer jetzt so einförmigen, nur auf das lydische System beschränkten und sich kaum in das dorische oder phrygische wagenden Liedercomposition ein weites Feld zu neuen echten Weisen eröffnet werden könne, und Apoll gebe, daß diese Winke zur Belebung der Volksmusik nicht unbeachtet bleiben mögen!

Im dritten Buche sodann wird das nämliche Grundprincip des Werkes: fortgesetzte Halbirung und Viertelung der Saite des Monochords zur Darstellung des Tonuniversums, mit gleicher glücklicher Leichtigkeit auf die Musik der Aegypter, Chineser und Gaelen, gleichwie auf Guido's von Arezzo Hexachorde und Solmisation angewendet. Indeß erscheint namentlich der die chinesische Musik betreffende Abschnitt fast zu kurz, und wir finden auch, als einzige Quelle dafür, nur Amiot's älteres Werk: „Mémoires sur la musique des Chinois", citirt, obwol wir uns

*) Aus Kopenhagen wird zu der Angabe über die im Königreich Dänemark erscheinenden Zeitschriften im dritten Artikel des vorstehenden Aufsatzes, Nr. 104, Folgendes berichtigend bemerkt: „Im Königreich Dänemark (die Herzogthümer Schleswig und Holstein, sowie die Insel Island nicht mit einbegriffen) erscheinen in diesem Jahre (1835): a) in Kopenhagen 30 Zeitungen, politische und vermischte Blätter; b) in und außerhalb Kopenhagen circa 24 monatlich oder zu unbestimmten Zeiten herauskommende periodische Schriften; c) in den dänischen Provinzen (ein oder zwei im Herzogthume Schleswig erscheinende dänische Blätter ungerechnet) 14 oder 15 politische Blätter oder Zeitungen (worunter eine auf der Insel Bornholm). In Allem circa 69 Zeitschriften, sämmtlich in dänischer Sprache. Dagegen erscheint kein einziges Blatt im Königreich Dänemark, weder in deutscher, noch irgend einer andern fremden Sprache."
D. Red.

zu erinnern glauben, in des Abbé Grosier großem Werke über China: „De la Chine" (7 Bde., Paris 1820), ausführlichern Notizen über die Musik dieses merkwürdigen Volkes begegnet zu sein.

Unsere neuere Musik endlich ist der Gegenstand des vierten und letzten Buches, dessen Hauptresultate sich, sofern wir in dieser Reichhaltigkeit überhaupt richtig zu wählen verstanden haben, etwa in die Worte zusammenfassen lassen, daß unsere diatonische Tonleiter harmonisch aus drei Fünftonreihen zusammengesetzt ist, deren jede einen Dreiklang, aus dem ersten, vierten und fünften Tone der Tonreihen bestehend, enthält, während der fünfte zugleich seinen Grundbaß bildet, wodurch also der Grundbaß der Dominante, Tonica und Subdominante entsteht; daß diese Fünftonreihen in der Folge ihrer drei Dreiklänge immer harmonisch wechseln müssen, während die Melodie weiter geht, und daß, wenn dies nicht geschieht, sogenannte verbotene Fortschreitungen eintreten. Außerdem verbreitet sich dieses Buch über einige harmonische Combinationen in einfachen Dreiklängen der auf- und absteigenden diatonischen Tonleiter. Es wird darin ferner die Entstehung unserer chromatischen Molltonleiter durch Erniedrigung des ersten Tons der zweiten und dritten Fünftonreihe gezeigt und sodann bewiesen, daß, gleichwie die griechische Harmonie die in Quinte und Quarte getheilte Octave, unsere Dreiklangsharmonie dagegen die in große und kleine Terzie getheilte Quinte zur Basis hat, ebenso die in übermäßige Quarte und kleine Quinte getheilte Octave die Basis des Septimenaccords abgibt. Gleichermaßen zeigt der Verf., daß die Harmonie der Nonenaccorde auf die Zehntonreihe begründet ist; er weist die Entstehung der Dissonanzaccorde, des Undecimen und Terzdecimen, des übermäßigen Sexten- und Quintsextenaccords nach und schließt endlich mit einer Darstellung der einfachsten Weise, auf welche sich die charakteristischen Töne zweier verschiedenen Tonarten entwickeln lassen.

Referent, nach dieser gewissenhaften Angabe der Hauptmomente eines so sachreichen Werkes, hält sich nicht für competent genug, um darüber zu entscheiden, ob alle hier dargelegten Folgerungen, trotz ihrer scheinbaren durchgängigen Beziehung auf das Eingangs entwickelte Grundprincip, nun auch wirklich bereits jeder Einwendung unzugänglich sein sollten. Wohl aber ist in ihm und zwar nicht in ihm allein, da die Zeugnisse noch mehrer Musikverständigen vorliegen, durch das Studium dieser tiefsinnigen Theorie wenigstens die Ahnung verwirklicht worden, daß alle Musikwissenschaft auf einem einigen, einfachen Grundprincip beruhen müsse; daß die durch die hier befolgte neue Behandlung der Saite des Monochords in der That entkräftete Behauptung der ältern Theorien, als wenn manche Töne nicht in der Tonberechnung lägen, einen innern Widerspruch enthalte, und endlich, daß der Volksgesang, den der Verf., wie wir in unserer Anzeige schon oben angedeutet haben, als Kriterium behandelt, jenem einfachen musikalischen Grundprincip viel näher stehe, als die sogenannte gelehrte Musik bisher hat zugeben wollen.

Hätte die Kritik diesem gelehrten Werke Vorwürfe zu machen, so würden dieselben doch weniger die Sache als die Form treffen. Hinsichtlich der letztern aber könnte man, ganz im Widerspruche mit einer sonst gewöhnlichen Klage, allerdings die zu große Concision des Vortrages tadeln, welche es oft sehr schwer macht, dem Ideengange zu folgen. Der Verf., ganz durchdrungen von seinem Gegenstande, vergißt, daß seine Leser erst in den Gedankenkreis eindringen sollen, in welchem er so heimisch ist, und vernachlässigt über der Freude der Entdeckungen das popularisirende Bestreben der Verdeutlichung seiner Resultate. So sollten den angehängten Tabellen zur Versinnlichung vielleicht auch Notenbeispiele hinzugefügt sein, wodurch die Uebersicht sehr erleichtert worden wäre. Indeß sind dies leichte Flecken an einem wissenschaftlich tüchtigen Ganzen, welche eine nachhelfende Hand bei einer zweiten Ausgabe, die wir dem Werke als beste Anerkennung recht bald wünschen, auch leicht verwischen wird. 87.

Coup d'oeil sur la politique suivie depuis 1815 par les gouvernemens allemands et la diète germanique. Par un Allemand. Paris 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Wenn man, namentlich in der letztern Zeit, oft Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, wie ununterrichtet Ausländer und besonders Franzosen über die politische Verfassung des deutschen Bundes und der einzelnen Bundesstaaten sind, und wie sie dennoch darüber urtheilen wollen, so kann man sich auch nur um so mehr freuen, daß in der vorliegenden Schrift ein unterrichteter Deutscher es selbst unternommen hat, vorzugsweise die Franzosen hierüber aufzuklären, indem er sich in derselben über die seit 1815—35 von den deutschen Regierungen und dem deutschen Bunde befolgte innere Politik mit patriotischer Freimüthigkeit verbreitet. Und er thut dies im Uebrigen in einem Sinne und Geiste, den man nach dem, von der Geschichte und von der Vernunft dargebotenen Grundsatze und nach dem Ausgangspunkte, von dem er seine Betrachtung beginnt und zu dem er am Ende derselben wieder zurückkehrt, im Allgemeinen und auch dann zu billigen muß, wenn man gleichwol im Einzelnen nicht durchgängig mit Demjenigen einverstanden sein sollte, was er über die Politik der deutschen Regierungen und des deutschen Bundestages seit 1815 sagt. Aber im Allgemeinen und in der Hauptsache hat er vollkommen Recht; denn er hat das Recht des klaren Buchstabens und das Recht der Geschichte und der praktischen Vernunft auf seiner Seite. Indeß ist es gefährlich, hier weiter in das Einzelne der Betrachtungen einzulassen, da wir des alten Quidquid delirant etc. nur gar zu sehr eingedenk sind und uns daher auch lieber selbst das von außen gebotene Stillschweigen freiwillig auflegen. Wir können jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, daß besonders die Franzosen die Begebenheiten der letzten Zeit in Deutschland nach ihrem wahren Werthe würdigen lernen mögen, wie ihnen dazu auch dieses Schriftchen zweckmäßige Anleitung gibt; indeß vermögen auch Deutsche daraus zu lernen, wäre es auch nur, um an sich selbst die Wahrheit des Ausspruchs S. 77: „La grande masse de la nation allemande est calme, mais elle est aussi persévérante", zu erproben und sich dadurch zu ruhiger Ausdauer im Glauben und Hoffen zu ermuthigen. Der Verf. der Schrift selbst ist für den aufmerksamen Leser nicht zu verkennen; wir aber drücken ihm, ohne unsere Vermuthung nur im Geringsten zu verrathen, im Geiste die Hand, indem wir uns freuen, daß er in Frankreich ein Deutscher geblieben ist, während viele Deutsche im Vaterlande nicht wissen, was sie sind und sein sollen, nämlich wenigstens aber — Deutsche! 17.

Literarische Notizen.

In Paris ist ein ausführliches Werk über das öffentliche und Privatleben der Römer unter dem Titel: „Rome au siècle d'Auguste, ou voyage d'un Gaulois à Rome à l'époque du règne d'Auguste et pendant une partie du règne de Tibère", herausgekommen.

Unter den in London neu erschienenen Kupferwerken zeichnen sich die von Winkles herausgegebenen Platten, welche die Kathedralkirche von Salisbury vorstellen, vortheilhaft aus. Diese Kirche, eine der vortrefflichsten in England und vielleicht der ganzen Christenheit, einzig in ihrer Art durch die fleckenlose Reinheit des Styls, wurde unter Heinrich III. erbaut und ist, wie es so manchem alterthümlichen Gebäude in einem an architektonischen Kunstwerken reichen Lande geht, bei weitem nicht so berühmt als sie es verdient. Die Abbildungen von Winkles sind treu und vortrefflich gezeichnet und lassen das vorzügliche Gebäude in seiner ganzen großartigen Einfachheit erscheinen. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 145. —— 25. Mai 1835.

Die Religionswanderungen des Herrn Thomas Moore, eines irländischen Romantikers, beleuchtet von einigen seiner Landsleute. Aus dem Englischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Joh. Chn. Wilh. Augusti. Köln, Bachem. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *)

Zu den vielen Vorboten einer neuen weltgeschichtlichen Periode gehört unstreitig auch die nach einer lauen und seichten Aufklärerei am Ausgange des vorigen Jahrhunderts wiederaufgelebte Polemik der katholischen und protestantischen Kirche und ihre tiefer gefühlte und erörterte Beziehung auf das Staatsleben, während in der Wissenschaft Alles in eine Krone der Religionsphilosophie oder der speculativen Religion treibt. Wie viele, allem menschlichen Handeln und Entwickeln vorerrsehene und somit unvermeidliche Ab- und Irrwege hierbei auch eingeschlagen werden mögen, wie nicht selten die rasch einander drängenden und mit kecker Zuversicht sich für absolut und autokratisch ausgebenden Systeme den stillen Verehrer der Wahrheit selbst befremden, bekümmern, ja wol eine Weile schwanken und verzweifeln machen, immer wird die Erwägung des Lebens, das sich in diesem raschen Umtriebe der Idee kundgibt, wieder entschädigen und beruhigen. Ebenso wenig dürfen der Uebertritt oder Rückschritt der Protestanten zum Katholicismus, das jesuitische Rückschwanken und Rücklocken freisinniger Katholiken wie Theiner, und die Umtriebe und Unstatten fanatisirter evangelischer Clubisten, wie sie hier und da immer und immer wieder auftauchen, beunruhigen. Es sind allzumal Gegensätze und Verneinungen, die sich untereinander selbst aufreiben, je kecker und lauter sie auftreten. Eben jetzt handelt es sich in den englischen Staatsbewegungen um die Kirchenfrage und den Streit der Episkopalen und Katholiken, welcher dort leicht als Herzblut gleichsam und Hauptschwungrad der Reform sich geltend zu machen scheint. In Deutschland fand des scharfsinnigen und gelehrten katholischen Professors Möhler in Tübingen „Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften" (Mainz und Wien 1832, zweite Auflage 1833) gar bald in Baur, Nitzsch, Marheineke u. A. rüstige Gegner, welche jeder drohenden Gefahr wacker begegneten. Nicht anders erging es dem berühmten und berüchtigten irländischen Dichter und Romantiker, dem Biographen Byron's, dem thersitischen Widersacher der Nordamerikaner und der englischen Regierung, Thomas Moore, welcher in seinen zweimal auch ins Deutsche wie ins Französische, Spanische und Italienische übersetzten „Travels of an Irish gentleman in search of religion; with notes and illustrations by the editor of Captain Rock's „Memoirs" (2 Bände, London 1833) die hohe Kirche Englands und den Protestantismus überhaupt befehdete, weil aber cynisch-keck und frevlich-großsprecherisch, wiewol nicht ohne Talent, in den hier anzuzeigenden und von dem würdigen Augusti verdeutschten drei Schriften überlegene Gegner fand.

Die erste führt den Titel: „Second travels of an Irish gentleman in search of a religion. With notes and illustrations. Not by the editor of Capt. Rock's Memoirs" (2 Bände, Dublin 1833). Die zweite: „Reply to the travels of an Irish gentleman in search of a religion. In six letters addressed to the editor of the British magazine and reprinted from that work. By Philalethes Cantabrigiensis" (London 1834). Die dritte: „A guide to an Irish gentleman in his search for a religion. By the Rev. Mortimer O'Sullivan, A. M. Rector of Killyman" (Dublin 1833).

Die erste widerlegt den Roman des Irländers parodisch fortsetzend und den Verf. wie durch einen Läuterungs- und Veredelungsproceß durch Liebe und Freundschaft von der römischen Kirche zur Selbsterkenntniß und Demuth, ja zum Bekenntniß des reinen Christenthums zurückführend. Alles sehr sinnreich, fein und sachkenntnißreich! Protestantismus wird in einem dem Irländer in die Hände gespielten Manuscript als Verwerfung des An-

*) Von dem Moore'schen Werke, auf das sich obige Schrift bezieht, erschienen zwei deutsche Uebersetzungen:
1) Reisen eines Irländers, um die wahre Religion zu suchen. Mit Noten und Erläuterungen von Th. Moore. Aus dem Englischen übersetzt von M. Lieber. Dritte revidirte Auflage in Einem Bande. Aschaffenburg, Pergay. 1835. Gr. 8. 20 Gr.
2) Wanderungen eines irländischen Edelmanns zur Entdeckung einer Religion. Mit Noten und Erläuterungen von Th. Moore. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Vierte Auflage. Mit einem Stahlstich. Köln, Du-Mont-Schauberg. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. D. Red.

spruchs der römischen Kirche auf die Bestimmung des Glaubens aller andern Kirchen festgestellt. Es wird dargethan, wie ein Gemisch von jüdischen und heidnischen in der Kirche eingerissenen Irrthümern im Laufe der ersten vier Jahrhunderte die Grundlage des Papstthums wurde; wie der christliche Glaube nur zu einer ungeheuern Masse von Artikeln über Das gemacht wurde, was man nicht glauben sollte; wie die Kirchenpartei ihre Meinungen sanctionirte, popularisirte und die Priestermacht zu vergrößern strebte und demgemäß jedes Werk zerstörte, das sich der orthodoxen, vorherrschenden Partei entgegensetzte, es verbrannte, den Besitzer mit Todesstrafe belegte; wie so Väter und Ketzer entstanden; Konstantin an der Spitze der Orthodoxen, wie Theodosius inquisitorisch grausam herrschten und verfolgten. Die Zerstörung von wenigen Handschriften reichte hin, für immer die Zeugnisse eines jeden versuchten Widerstandes gegen die Neuerungen der vorherrschenden Partei zu vernichten; Alle standen seit dem Anfange des 4. Jahrhunderts in der Gewalt dieser tyrannischen Orthodoxie. Selbst die Werke der Väter, welche die römische Orthodoxie noch existiren ließ, wurden verfälscht und verstümmelt, wofern sie nicht mit dem römischen Glauben übereinstimmten, und Väter wie Origenes, Clemens von Alexandrien, Cyprianus mußten, wenn sie ketzerische Bücher lesen wollten, Visionen und himmlische Auffoderungen vorgeben. So sind eine Menge Werke der ersten drei Jahrhunderte untergegangen, und nur durch frommen Betrug erhielten sich einige, wie Tertullian über das Fasten, Jovinian und Vigilantius, deren zweiter auf Befehl des blödsinnigen Kaisers Honorius mit bleibeschlagenen Lederriemen geknutet und nach der Insel Boa an der Küste von Dalmatien verbannt wurde. Diese und andere Ketzer klagten alle papistischen Gebräuche jener Zeit als Neuerungen an, die freilich durch die beständige Tradition der Kirche aufrecht gehalten worden. Aber diese Tradition war so wenig apostolisch, daß vielmehr alle religiöse Gebräuche in der heidnischen Religion eine Parallele hatten, welche das Christenthum im römischen Reiche bestehend fand. Zu befangen und ängstlich in religiösen, vermeintlich gegen zeitliche Uebel schützenden Gebräuchen, um Glaube und Reinheit als innere, Wohlthätigkeit als äußere Seite oder Dienst des Christenthums zu fassen, nahmen die Neubekehrten leicht Manches mit in die neue Religion herüber, wie das als Zaubermittel angesehene Kreuz, und die Geistlichkeit mußte der Gleichstellung wegen mit den frühern Gewohnheiten eine Hierarchie wünschen und gründen; mußte ja doch das Abendmahlsbrot und der Abendmahlswein täglich Fleisch und Blut werden; mußten ja doch die Brudergefühle einer verfolgten Partei Ehrerbietung für die Reliquien achtbarer und geliebter Personen, Gebete für sie als Heilige, Trankopfer hervorrufen wie Lebensstrenge durch Fasten, welcher christianisirte Aberglaube als unschuldig und harmlos leicht geduldet wurde, aber auch der Geistlichkeit eine furchtbare Autorität verschaffte und darum immer fester sich gründete. Auf ähnliche Weise wird in den Erläuterungen gegen die übeln Folgen des eingeführten Cölibats, die Gewißheit des römischen Princips, die Ueberlieferung und die Väter, den Verfolgungsgeist des Augustinus, Ambrosius und Synesius und ähnliche Gegenstände polemisirt, und wir gaben auch darum durch das Angeführte eine Probe, weil sich im Laufe der Zeitgeschichte bei so hartnäckiger Folgerichtigkeit, als die der römischen Hierarchie und Propaganda ist, so Vieles wiederholt, daß es auch jetzt noch frommen möchte, auf einen und denselben Fleck zu schlagen, zumal da jetzt das Schwert des Geistes schärfere, kräftigere und ziemlichere, würdigere Wehr ist als das weltliche.

Die zweite Streitschrift ist eine scharfsinnige, freimüthige und kenntnißreiche Kritik der Moore'schen Wanderungen, welche, ihm durch seine angeblichen Entdeckungen im apostolischen Zeitalter, im 2. Jahrhundert u. s. w. folgend, darthut, wie er durch ganz falsche Folgerungen erschleiche oder erstürme, was in den Schriften der Väter selbst, auf welche er sich beruft, nicht zu finden, wie er daher falsch über römische Lehrsatzungen und Gebräuche urtheile, wie die disciplina arcani der ältesten Kirchenväter nur Vorenthaltung der schwerern Glaubenssätze bis zur gewonnenen Einsicht in die einfachen und elementaren Wahrheiten gewesen und nur von den Römischkatholischen zu einer Policeieinrichtung behufs der Unterdrückung einiger dem Hierarchismus nicht zusagender Glaubensartikel und überhaupt einer Zweideutelei und Heimlichthuerei umgestaltet worden; wie ebenso wenig die Transsubstantiation im 6. Capitel Johannis, im Justinus Martyr, Irenäus, Tertullian, Clemens von Alexandrien, Cyprian und Origenes zu finden als andere Lehren und Gebräuche, und wie Moore sich auch hier nur als Sophisten erwiesen und seine Aufrichtigkeit im Glauben an die römischkatholische Kirche dessenungeachtet nicht ganz unbezweifelbar sein möchte.

Die dritte Schrift — hier nur, um Wiederholung zu vermeiden, im Auszuge mitgetheilt —, mit vieler Liebe und echt seelensorglicher Gesinnung für die Kirche geschrieben, beweist, daß Moore weder Katholicismus noch Protestantismus kenne und daher über Papstthum, Reliquien, Tradition und Eucharistie unkundig, unkritisch und nachlässig geurtheilt; daß Manches in seinen Wanderungen eher einem verdeckten Angriffe auf die Außenwerke der römischen Kirche ähnele als einer Vertheidigung; daß in dem ganzen Werke kein Punkt des alten Glaubens Irlands beachtet sei; daß es größtentheils nur aus hämischen und leidenschaftlichen Ausfällen auf Leben und sittlichen Charakter deutscher und englischer Reformatoren, namentlich Luther's und Cranmer's, bestehe; daß das System der englischen Kirche auf Stetigkeit und Fortschritt beruhe, die römische Kirche dagegen sich der Anbequemung an die Gegenwart und der Sorge für Lehren und Gebräuche des Alterthums nicht rühmen könne. Eine milde, ruhig ermahnende Schlußrede an die römisch-katholischen Leser, zu prüfen und zu wählen, krönt diese würdige Schrift.

Die Anmerkungen des Uebersetzers betreffen größtentheils die Uebersetzung selbst, welche treu, fleißig und nicht

tig ist. Und somit ist diese Mittheilung um so dankenswerther, als sie, abgesehen von dem zeitgemäßen Werthe der mitgetheilten polemischen Schriften, manche Kunde von der englischen Kirche gibt, die wol nur von Engländern selbst zu erwarten war. Möge sie demnach ihren Zweck nicht verfehlen, der Einwirkung einer von Verfinsterern und Aufwieglern empfohlenen blendenden Sophistik auf eignes Urtheils Unfähige zu wehren und die Störung des leidlichern Vernehmens zwischen beiden Confessionen zu verhüten! Denn Vorsicht und Wachsamkeit ziemt auch dem Tapfern und seines Glaubens Gewissen, da ja die Religion in den Augen der Weltlichgesinnten meist nur ein Mittel weniger Klugen ist, die unkluge Menge nach ihrer Willkür zu lenken, und die Ueberschwenglichen unter uns auch eine neue, das unserer Zeit und Bildung unangemessene Christenthum verdrängende Religion zu prophezeien und zu predigen sich nicht entblöden. Denn bekanntlich ist im Trüben gut fischen. 96.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage, von Ernst Münch. Neunte bis funfzehnte (zweiten Bandes vierte und fünfte, und dritten Bandes erste bis fünfte) Lieferung. Stuttgart, Scheible. 1833—34. Gr. 8. Subscriptionspreis jeder Lieferung 5 Gr.

Wie ein Historiker jetzt alle Hände voll zu thun hat, damit ihm von so vielen kein Ereigniß der neuesten Zeit entgehe, weil er auch von dem unbedeutenden nicht wissen kann, ob es nicht das erste Glied einer Kette welthistorischer Begebenheiten werden kann: so hat wieder ein Beurtheiler der neuesten historischen Literatur mit Argusaugen zu wachen, daß nirgend ein schon besprochenes literarisches Unternehmen ihm über den Kopf wachse. Man traut's den kleinen Heften gar nicht zu, wie schnell sie sich summiren und dann schreien nos numerum facimus. Wir haben von diesem Werke nun schon zweimal in d. Bl. *) Bericht erstattet; aber schon müssen wir, zumal nun ein Hauptabschnitt, der aachner Congreß von 1818, am Ende des dritten Bandes erreicht ist, wieder die Feder ansetzen.

Eine sehr lobenswerthe Veränderung finden wir darin, daß nun beim Eingange jedes Capitels, mitunter auch bei einzelnen wichtigen Begebenheiten oder abweichenden Ansichten die Quellen bezeichnet sind. In der Vorrede zum zweiten Bande (dem zehnten Hefte angehängt) sind noch einige Bemerkungen über die benutzten französischen Schriftsteller und Schriften, z. B. über Bourrienne, Fouché und Savary, welcher Letztere sich dem Erstern gegenüber wie Wagner zu Faust verhalten soll: „er ist ein gewöhnlicher, oft gemeiner, plumper Policeiknecht, verglichen mit der kaltverständigen, ruhig herrschenden Intelligenz seines Meisters.“ Als Verf. der „Memoiren eines Staatsmannes“ hat sich nun Hr. Capefigue herausgestellt, mit den Papieren des Herzogs von Decazes in der Hand; Hr. Münch nennt diese Memoiren ein Meisterstück von Gründlichkeit, Vollständigkeit, Klarheit, Unbefangenheit und Eleganz der Darstellung. Die Memoiren, welche Ludwig XVIII. Namen tragen, sind von Decazes nach den vorhandenen, oft selbst redenden Materialien seines königl. Freundes, sowie nach dessen mündlichen didactischen Unterhaltungen im engern Vertrautenkreise redigirt. Auch die „Memoiren einer Frau von Stande“ (der Gräfin Cayla) werden in der Vorrede gewürdigt. Endlich wünscht noch Hr. Münch die Memoiren von Blacas, Frayssinous und Latil, von Louis Philipp, Lafayette, Talleyrand — das Fatum für die Regierungen, welche ihn vernachlässigten, und das Tagebuch der Herzogin von Angoulème. Das ist allerdings viel auf Einen Wunsch, und eine komische Gesellschaft auf einem Bücherbrete, welches kein Staat ist. Wir wären vorerst mit Talleyrand's Memoiren zufrieden, wenn sie ganz unverstümmelt in unsere Hände und ebenso auch unter die Presse kommen könnten. Aber der glückliche Besitzer dieses Memoirenmanuscripts dürfte sich bei Zeiten nach Nordamerika flüchten. Auf die hin und wieder geäußerte Besorgniß von zu großem Umfange des Werkes bemerkt Hr. Münch, daß er den Terminus ad quem vorläufig bis zum Fall von Warschau angenommen habe. Wie wird's aber mit den sechs Bänden, wenn die Zeit vom Ende des Kampfes mit Napoleon bis zum aachner Congresse 1815—18 schon drei Bände füllt? Frankreich allein braucht wenigstens sechs Bände. Allein der Verf. hat eine glückliche Gabe, die verschiedenartigsten und vielfachsten Schriftsteller unter seine historische Retorte zu bringen und eine recht schmackhafte Quintessenz daraus zu destilliren, daß ein jeder Freund der neuesten Geschichte, der solchen Apparat nicht so bei der Hand hat wie der stuttgarter Oberbibliothekar, diesem immer Dank wissen wird, wenn derselbe die saure Mühe übernimmt und den Berg von Schriften ritterlich zu einem kleinen Hügel mit angenehmer Aussicht herabarbeitet. Dabei weiß er das an sich Trockene mitunter durch portraitartige Genrebilder zu unterbrechen, die ausdrucksvoll und bezeichnend sind. Wir wollen hier nur eines von Bd. II, S. 303, wiedergeben und gleichsam nachstechen:

„Ludwig XVIII. vorgerücktes Alter und seine körperliche Unbehülflichkeit hatten zu ernsthaften Galanterien ihn untüchtig gemacht; er begnügte sich deshalb damit, entweder den weißen runden Arm der einen oder andern seiner vertrauten Freundinnen unter ästhetischen Floskeln und Ausrufen zu küssen, oder von ihnen, wenn er auf Polster zur Erde gefallen, sanft sich emporheben zu lassen. Am liebsten aber pflegte er die noch frischen Reize der Gräfin Cayla und die harmonischen Formen derselben in derjenigen Entschleierung zu bewundern, welche seinem capriciösen Schönheitssinn am meisten zusagte. Dieses an und für sich so harmlosen und unschuldigen Gegenstandes bemächtigte sich die Caricatur u. s. w.“

Die spanische Geschichte bis 1818 mit kurzer Nachholung des Kampfes gegen die französische Usurpation füllt nur ein Capitel, deckt aber schon genug der Greuel auf. Die sieben Meilen von Aranjuez bis Madrid wurde der König Ferdinand VII. bei seiner Rückkehr vom Volke (von Spaniern!) gezogen. Er täuschte sich völlig über die eigentliche Stimmung der bessern und gebildetern Classen. „Nun siehst du“, sagte er zu einem seiner Begleiter, der es noch am ehrlichsten mit König und Volk meinte, „wie das Volk mir zuruft, wie die Schnupftücher aus allen Fenstern wehen“; worauf dieser ganz kurz sagte: „Ja, aber wenige von Battist!“ Das schauderhafte System von Reaction gegen die Cortes, Preßfreiheit, Freimaurer, die Wiederbelebung der strengsten Censur, der Klöster, der Inquisition, der Jesuiten, die Grausamkeiten des schändlichen Elio nach Vidal's Verschwörung (S. 330 die Folterung der jungen blühenden Frau, die vor drei Tagen erst Zwillinge geboren hatte und unter den Martern, an denen wie an ihrer Schönheit sich Elio wollüstig-grausam labte, standhaft schweigend den Geist aufgab), die Betrügereien Don Juan's van Halen, die unglücklichen Revolutionsversuche der beiden Mina, Porlier's, Odonell-Abisbal's, Lacy's, Milans', Montijo, des göttlichen (?) Arguellas gewähren ein sehr lebendiges Bild. Portugal, Italien und Türkei, England, Rußland und Polen, endlich Dänemark, Schweden und Norwegen füllen das 12.—16. Capitel des zweiten Bandes. Bei England widmet der Verf. auch der unglücklichen Amalie Karoline (Georg IV. Gemahlin) einige Seiten, obgleich der Schmachproceß gegen dieselbe hier noch nicht besprochen werden konnte. Hält Hr. Münch die Fürstin im Ganzen für unschuldig, so wird doch auch die Freiheit ihrer Sitten gerügt, die wenigstens ihren Feinden Waffen gegen sie in die Hände gab.

*) Nr. 264 u. 265 f. 1833, Nr. 39 f. 1834. D. Red.

Wir wenden uns nun zu dem dritten Bande, oder des ersten Buches dritter Abtheilung, und stoßen hier zuerst auf die Niederlande, denen drei Capitel gewidmet sind. Der Verf. weist nach, daß die verschiedenen nationellen Bestandtheile des Königreichs, Bataver und Friesen, Fläminger und Wallonen sich schon unter den Nassauern, die keineswegs dem Lande fremd gewesen, mehr und mehr verschmolzen hätten. Schon aus dem ersten Bande kennt man die politische Ansicht des Verf. über jene Theilung des Landes in Belgien und Holland, und nicht undeutlich könnte man S. 46 unter der revolutionnairen Regierung der neuesten Zeit die des König Leopold verstehen. Unter dem über den König Wilhelm Gesagten möchte S. 19 hervorgehoben werden, daß er schon in seiner Einsamkeit zu Fulda eine Constitution für Holland entwarf, obgleich er damals gar keine Aussicht zur Erlangung der väterlichen Würde hatte, und selbst bald nachher die oranischen wie die deutschen Länder durch Napoleon verlor. Eine der interessantesten Partien dieser Darstellung ist die über den Unterricht, dessen Monopol die theokratische Faction verlangte. In Beziehung auf die Lage der deutschen Professoren zu den holländischen (belgischen) Professoren konnte der Verf. selbst aus eigner Erfahrung ein wahres Wort sprechen. Die deutschen Lehrer hatten das Medium der Annäherung zwischen Holländern, Flamändern und Franzosen bilden sollen; aber die Belgier sahen in den Deutschen nur die Erinnerungen an Kaiser Joseph, theils konnten die Deutschen mit der französischen Sprache nicht genug umspringen, theils war die Tendenz der Eingeborenen vorzugsweise auf die sogenannten Brotfächer gerichtet, während man von den alten Sprachen und anderer Gelehrsamkeit u. s. w. nicht viel wissen wollte. Das Treiben der Schweizeraristokratie findet man S. 65 ziemlich stark gezeichnet. „Ueberall, wo die Aristokratie, welche ihren Sieg meist zur Nachtzeit und auf Leitern oder durch falsche Depeschen und durch drohende Hinweisung auf den erklärten Willen der großen Mächte errungen, festen Fuß gefaßt hatte, war sie mit dem ganzen, abgenutzten, theils verhaßten, theils verachteten Apparat des vorrevolutionnairen Patriziertbums erschienen, in völligem Gegensatze zu den Rechten der Hauptmasse der Bevölkerung, in entschiedenem Kampf gegen alle Foderungen der Zeit, gegen alle Fortschritte des Jahrhunderts. Unwissend und arm, herrisch und brutal zugleich, hatte sie weder jene feinen Formen der Gesellschaft, welche in Monarchien das Dasein eines bevorzugten Standes den übrigen Classen wenigstens erträglich, bisweilen selbst angenehm machen, noch den Vorzug gewichtigen einflußreichen Grundbesitzes, noch endlich den Glanz von Thaten und den Zauber ehrenvoller Erinnerungen. In der letzten Revolution hatte sie erst eine starr eigensinnige, sodann eine feige, endlich eine verrätherische Rolle gespielt u. s. w."

Oestreich kommt viel günstiger als das Vaterland des Verf. weg. Die traurige Finanzgeschichte und die Papiersündflut werden umständlicher besprochen, aber nur Misgriffen und der Agiotage Schuld gegeben. Bei den kirchlichen Angelegenheiten ist des Frint-Stift'schen Augusteums mit Julius Schneller's Worten gedacht. Was S. 129 von der tirolischen Verfassung von 1816 „reinperpetuirliche Activität, bestehend aus vier Vocalen", gesagt wird, hätte wol eine Erklärung verdient, da es manchem Leser wie dem Ref. ergehen möchte, ehe er sich in Pölitz' Sammlung der europäischen Constitutionen (erste Ausgabe, II, 109) darüber Erläuterung erholt hatte.

Bei Preußen gewähren des Verf. Aeußerungen über den Tugendbund, über die Schmalz'sche Denunciation, über die Constitutionshoffnungen und die sogenannte koblenzer Adresse eine klare Uebersicht der damals so viel besprochenen Streitigkeiten. Görres wird S. 171 die unerforschte und unerforschliche Prophetennatur mit den zwei Seelen genannt, von denen die eine der alten, die andere der neuen Zeit angehöre, und den zwei Geistesschwertern für Vorwärts und Rückwärts.

Bei Baiern möchte der Sturz des Minister Montgelas, an welchem Metternich, die Königin selbst, der damalige Kronprinz und Viele gearbeitet haben sollen, das hier Bemerkenswertheste sein. Auch einen Theil der untern Volksclassen hat Montgelas durch die gewaltsame Ausrottung des Mönchethums, viele Höhere durch seine Rücksichtslosigkeit, viele Gebildete aus dem Mittelstande durch seine Finanzplane gegen sich aufgebracht. Doch wird der Minister, welcher Baierns heutige Größe gegründet, S. 231, ein Mann von reichem Wissen und seltener Geschäftskenntniß genannt, von hellen Ansichten und liberalen Principien in mehr als einer Hinsicht, übrigens mehr Centralist als Constitutionneller, ein Geistesgenosse jener Kaunitz, Aranda, Pombal, welche Aufklärung und Cultur von oben herab und selbst mit Gewalt gegen alle Individualitäten und Einzelnrechte geltend zu machen geliebt, und welcher die Zöglingschaft des Illuminatismus niemals verleugnete.

Bei Würtemberg wird besonders der merkwürdige Streit über die neue Verfassung umständlich geschildert. Die Würdigung des Freiherrn von Wangenheim, „der sich in dem Gedanken gefiel, der constitutionnelle Reformator Würtembergs, ja selbst einer der politischen Reformatoren Deutschlands zu werden", ist nach unserm Urtheil möglichst umsichtig und das Schärfste nur den Politikern, Diplomaten und Geschäftsmännern in den Mund gelegt, die ihn „für die Politik ganz und gar verdorben nannten, durch seine unkluge Offenheit, seine ritterliche Kampflust für unpraktische Einfälle und durch sein burschikoses Hinwegschreiten über die gewöhnlichsten Rücksichten; endlich durch seine turnerische Polemik in Journalen und Zeitblättern, wo er die Gegner ebenso gut wie auf dem Felde der Ehre, als Cavalier mit Säbel und Pistolen zu bekämpfen wußte." Freiherr von Cotta wird von seinen Gegnern allzu großer Geschäftigkeit und eines ungemeinen Ehrgeizes bezüchtigt. (S. 289.) Bei Sachsen kommt, wahrscheinlich durch Druckfehler, die auch in der Rubrik Baiern einige Namen sehr entstellt haben, ein Minister Königsbruck vor, welches indeß nur ein Beiname der von dem Hauptgut benannten Linie der Grafen Hohenthal-Königsbrück ist. Die Größe Sachsens nach der Theilung ist S. 343 mit 358 □Meilen viel zu groß angenommen, da sie amtlich durch Vermessung blos mit 272 □M. constatirt ist. Das Factum (S. 451), daß die jenaische Burschenschaft vom Großherzog Karl August bei der Geburt einer Prinzessin zur Taufe eingeladen worden sei, war dem Ref. noch unbekannt. Die Wartburgsfeier wird umständlich beschrieben, obgleich der Verf. (damals in Freiburg) durch gebieterische Umstände von der Deputationsreise dahin abgehalten war.

Den Beschluß dieses Bandes oder des 31. Capitels bildet die Darstellung des aachner Congresses, wo Wellington von seiner Regel, nicht großmüthig zu sein, eine Ausnahme machte, und Alexander dem Eindrucke nicht zu widerstehen vermochte, den Richelieu's geschätzte Person jederzeit auf ihn übte. Warum theilt aber der Verf. nichts aus Everett's scharfer Beurtheilung des aachner Congresses mit? Man mußte sich wahrscheinlich erst in das Congressiren hineinstudiren und war großmüthig gegen Frankreich, wie junge Recensenten, die ihrer Sache noch nicht gewiß sind.

41.

Literarische Notizen.

Ein Unbekannter hat einen Band Poesien unter dem Titel „Dernières paroles" ans Licht treten lassen. Gebe der Himmel, daß es endlich einmal mit den „Paroles" zu Ende und wieder etwas Neues komme!

Die zweite Lieferung von E. Menard's „Romans historiques bretons" enthält: „Budic-Mur, marine du 14ième siècle", in zwei Bänden.

Die „Memoires de Fleury, de la Comédie française", zusammen drei Bände, deren erster bereits ausgegeben wurde, umfassen den Zeitraum von 1757—1820.

63.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 146. — 26. Mai 1835.

De la société et du gouvernement par Mr. le comte ***Henri de Viel-Castel.*** Zwei Bände. Paris 1834.

Man hat öfters die Frage erhoben, welche Partei der kluge Theil des französischen Adels bei der heutigen Ordnung der Dinge ergreife und welche Ansicht der Weltlage er sich bilde? Daß eine große Zahl der Vornehmen nicht zu den Henriquinquisten gehöre, sondern sich dem Schweife des Herzogs von Decazes anschließe, machten die Zeitungen hinreichend kund; aber keine Nachricht klärte über die Meinungen und Ansichten dieser Fraction des Adels auf. Das vorliegende Buch ist im Stande, den Schleier einigermaßen zu lüften. Ein sehr aufgeklärter Sprößling eines alten Geschlechts legt darin sein politisches Glaubensbekenntniß ab und thut es auf dem Grund so mannichfaltiger Studien, auf eine so gelehrte Weise, daß er selbst einem deutschen Professor einigen Respect einzuflößen vermag. Die Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir ihnen einen gedrängten Auszug der neun Bücher dieser Schrift vorlegen.

Bei einem Staate, der von einer sehr bedeutenden und immerfort steigenden Civilisation bearbeitet wird, ist die Einsicht in den gegenwärtigen Standpunkt der Dinge nur durch gehöriges Eingehen in die Principien und Ideen, ja in die Urgeschichte der Gesellschaft zu erlangen. So erklärt es sich, warum der Verf. in drei Büchern von der Gesellschaft und von der Regierung überhaupt handelt und den Fundamentallehren des Staates nachgeht. Der Mensch, heißt es in diesen drei ganz allgemein gehaltenen Büchern, ist ein Naturwesen und als solches mit dem Triebe der Erhaltung auf die Güter der Außenwelt gewiesen. Die Natur gibt allen Wesen das Verlangen, sich im Gegensatze aller andern geltend zu machen. Jedes Individuum in der Thier- und Menschenwelt ist sich die Welt. Die Menschen müssen also sich in die Außenwelt theilen und die Regelung dieser Theilung ist die Aufgabe der Gesellschaft. Der Mensch ist nicht blos mit physischer Kraft ausgerüstet, sondern trägt auch in sich einen Richter der Handlungen, einen moralischen Gebieter, welcher das Gewissen und die Religion begründet. Das Gesetz der Theilung liegt daher im Gewissen, in der Religion. Selbsterhaltung und Religion, Gewissen stiften die Gesellschaft. Die Gesellschaft ist wieder ein Körper, will sich wieder geltend machen, und die Gesellschaftsgewalt ist die Souverainetät. Diese Gewalt ist natürlicherweise absolut, denn eine Beschränkung der Gewalt würde anfänglich dieselbe ja unter die Parteien bringen und an ihren Zwecken hindern. Die Souverainetät stellt sich in der gesetzgebenden, richtenden und vollziehenden Gewalt dar, beruht aber vorzüglich auf der vollziehenden, nicht, wie Rousseau behauptete, auf der gesetzgebenden Gewalt. Die Constitution ist die Form des Daseins der Staatsgewalt, und die Regierung ist die Activität derselben. Je absoluter nach ihrer Natur die Staatsgewalt als Regierung ist, desto natürlicher ist die Furcht der Bürger vor ihr und desto nothwendiger die Tendenz nach einer gewissen Constitution derselben. Aber jede Constitution ist nur ein Abdruck der Gesellschaft und mit allen Mängeln der Gesellschaft behaftet. Das Verderbniß jeder menschlichen Gesellschaft ist die Ungleichheit, aber diese Ungleichheit reicht bis in die Wiege der Gesellschaft. Wir finden die Ungleichheit schon in dem Verhältnisse beider Geschlechter, wenn Mann und Weib zusammenwohnen. Deshalb beschlossen die Amazonen in Kappadocien, sich von den Männern zu isoliren und sie blos zur Vermehrung der Bevölkerung einmal des Jahres zuzulassen. Sobald die Industrie sich nur regt, sobald die Menschen aufhören, wie die Thiere von der Jagd zu leben, kommt der Reichthum und als Gegensatz auch die Armuth zum Vorschein und stiftet eine große Verschiedenheit der Menschen. Außer dem Reichthume vererbt sich noch das Ansehen berühmter Männer. Wenn man noch mit Ehrfurcht in dem Schlosse des Michel Montaigne den Tisch betrachtet, an welchem er seine „Essais" geschrieben, oder anderswo das Schwert, das Bayard geschwungen, ist es da nicht natürlich, daß man mit demselben Nimbus des Vorurtheils und der Pietät die unmittelbarsten Ueberreste, die lebendigen Monumente, die Kinder umgibt? Die Noblesse ist nichts als eine Illusion des Volkes; „les grands ne sont grands que parceque nous sommes à leurs genoux". Flieht die Illusion, zeigt sich schrecklicher Ingrimm. Die Ungleichheiten und Eigenthümlichkeiten der Gesellschaft begründen die Formen der Regierung. Die ursprüngliche Form ist die Einherrschaft, wie das die Geschichte lehrt. Es ist eine Ueberlieferung der Völker, sagt Vico, daß die

Welt anfänglich von Königen regiert wurde. Die Ursache ist, weil das Einfachste der Unerfahrenheit entspricht. Die Ungleichheit der Einwohner entwickelt sich, und nun gibt es Aristokratien und Demokratien, stets nur im Gegensatze zueinander. Die Aristokratie verliert in dem Grade, als die Demokratie zunimmt, und doch ist es eine Nothwendigkeit, daß das unedle Volk sich im Verlaufe der Zeit hebe. Doch erlischt die Aristokratie in der Gesellschaft nie völlig, weil die Ungleichheit nie ganz aufhört. Was nun die Monarchie anbelangt, so ist sie als reine auf die Gleichheit Aller gegründet, aber auf die Gleichheit Aller als Sklaven. Die Freiheit, die gemäßigte Herrschaft stützt sich stets auf die Ungleichheit. Es gibt daher an der Aristokratie eine Seite, die sie zum nothwendigen Elemente der politischen Freiheit erhebt. Freilich ist die politische Freiheit nicht stets von der entsprechenden bürgerlichen begleitet. Vielmehr muß der freie Bürger mit jenem polnischen Palatine stimmen: „malo periculosam libertatem quam quietum servitium". Die Civilisation ist das Fortschreiten zu dem Ursprünglichen, Reinen, Vorurtheillosen; die Folge ist, daß die Civilisation mit der politischen Freiheit geraden Schritt hält und an der Aufhebung der Ungleichheiten arbeitet. Es ist nun die Frage, wie es mit dem Innersten der Menschen und sohin auch der Gesellschaft, mit der Religion im Verhältniß zum Staate aussehe? Religion ist das Verpflichtetsein des Geistes, nach dem Höhern zu streben und sich ihm zu unterwerfen. Die Philosophie ist die Operation dieser Bestrebung; aber die beschränkte Kraft des Menschen fodert eine Krücke, eine Unterstützung. Das ist das Bedürfniß der Autorität und der positiven Religion, welches man so gern im politischen Calcul außer Acht läßt. Obgleich aber eben die prüfende Vernunft durch ihr Unvermögen die positive Religion hervorruft, so geht doch aller Verfall der positiven Religionen von dem raisonnirenden Verstande aus, der diese oder jene Religion für unzureichend erklärt und erklären muß. Die Indifferenz erscheint stets im Gefolge einer unbefriedigten Prüfung; ihr geht blinder Glaube vorher. Das Priesterthum oder die religiöse Autorität ist allgewaltig, so lange sie nicht verfällt. Daher ist jede lebendige positive Religion die Begründerin einer Theokratie. Nur ist bald das Weltliche im Geistlichen, bald das Geistliche im Weltlichen. Immer ist der Priester der Herrscher; Basileus bedeutet den obersten Priester. Erst wenn die religiöse Autorität schwindet, kann eine bürgerliche Regierung und eine Scheidung des Geistlichen und Weltlichen eintreten. Diese Scheidung der geistlichen und weltlichen Macht ist stets eine Operation des entwickelten Verstandes.

(Der Beschluß folgt.)

Schattenrisse aus Süddeutschland. Von W. Alexis. Berlin, Schlesinger. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Skizzen sind nach dem Vorworte des Verf. einzeln unter veränderter Gestalt bereits im „Morgenblatt" und „Freimüthigen" dem Publicum vors Auge getreten, und der Verf. verwahrt sich an demselben Orte gegen den etwaigen Vorwurf, daß er irgend einen der berührten Gegenstände, Land oder Menschen, habe schildern wollen, wie er ist, indem er hinzufügt: „Ich male nur, wie es scheint, und zwar mir. Sonnenschein und Regen, Stimmungen, Verhältnisse üben ihren nothwendigen Einfluß."

Wir sind mit dieser löblichen Bescheidenheit durchaus einverstanden und erkennen daraus, daß Hr. W. Alexis kein Neuling unter den reisenden Schriftstellern ist, sondern glücklicherweise bereits die nothwendigen ersten Erfahrungen hinter sich hat, die man zu seinem schweren Aerger so häufig an den Verfassern von Reisebeschreibungen vermissen muß.

Wenn Einer so von einer Gegend oder von einer Frau glatt hin sagt: sie ist schön! so hat der Andere dadurch im Allgemeinen noch so gut als gar keine Ansicht von ihnen gewonnen. Es kann eine schöne Gegend wie eine schöne Frau unbedeutend, ja häßlich erscheinen, sobald sie, gleichviel auf welche Weise, in einem falschen Lichte steht, und es erlangt ja wieder hingegen eine häßliche Gegend oder ein unschönes Weib zuweilen in unsern Augen einen hohen Zauber, wenn ihnen grade das ihnen angemessene nothwendige Licht gegeben wird. Dieses Licht geht nun ebenso häufig von äußern Ursachen, von Sonne oder Mond, wie von unserm Innern und unsern Stimmungen aus, und man könnte insofern recht wohl das Paradoxon aufstellen und vertheidigen, was uns doch auch gewissermaßen ein mächtiger Trost über viele Dinge in der Welt sein soll: daß an und für sich nichts schön sei, wenn es nicht mit den rechten Augen angesehen werde. Es ist aber auf Reisen mit den Menschen, die uns berühren, derselbe Fall wie mit den Gegenden, die wir sehen, dieselbe Eigenthümlichkeit, die uns heute liebenswürdig erscheinen will, ist uns morgen widerlich, und so umgekehrt. Und so erklärt sich denn zumeist, ohne daß man auf bösen Willen zu schließen braucht, das unbillige Schmähen oder Anpreisen der Fremde oder Heimat von Seiten mancher Reisenden, weil, wenn einem Menschen, wie z. B. dem Hrn. Gustav Nicolai, der kürzlich ein allerdings bemerkenswerthes Buch über Italien geschrieben hat, gar kein Licht im Innern aufgegangen ist, derselbe auch vernünftigerweise ohne dasselbe eine Schönheit ganz und gar nicht sehen kann, sondern nur die garstigen Seiten des Unschönen fühlt.

Hr. W. Alexis ist ein Reisender von Bildung und Geschmack, der seinen Leser gut zu unterhalten versteht und selbst dann nicht seine Absicht verfehlt, wenn derselbe über seine lustigen Geschichten ebenso wie über die der bekannten Reisenden in Amerika, Mrß. Trollope, in die Redensart: se non è vero è ben trovato, ausbrechen muß. Wir können diese Schattenrisse, denen man wol mitunter einige Berolinismen und Nachlässigkeiten im Ausdrucke nachsehen mag, auf keine bessere Weise hier anzeigen, als indem wir zur Unterhaltung unserer Leser eine und die andere Stelle daraus entheben.

Unser Reisender geht vom Salzkammergute und Salzburg aus und läßt den wackern Oestreichern und ihrem Lande so viele Gerechtigkeit widerfahren, daß wir ihm sogar nicht immer beistimmen können, wenn er etwa auch behauptet, daß sie sich vorzugsweise auf den Comfort verständen, unter welchem nur in England recht verständlichen Begriffe uns eben noch etwas Anderes, als man in Oestreich findet, vorschwebt. Ueber den landschaftlichen Charakter Deutschlands im Allgemeinen sagt er, von oberöstreichischen Gegenden ausgehend, Folgendes: „Wie Deutschland das Herz von Europa, wo sein Lebenssaft zu Hause, so ist hier das saftige lichthelle Grün der Grundton, welcher im Norden wie im Süden nur strichweise, nur modificirt zum Vorschein kommt. Suchst du doch selbst im Westen — Frankreich — und im sarmatischen Osten vergebens nach diesem grünen Charakter. Er ist weit verbreitet über Deutschland; aber in seiner ganzen Herrlichkeit, in seiner ganzen Lieblichkeit, von Duft, Schmelz, Frische, nirgend monoton, weil er sich amalgamirt und schattirt mit der Cultur, mit Städten, Dörfern, Ruinen, mit Felsgeklüft und Schneerücken, findest du ihn in den Gegenden südwärts von der Donau."

„Was ein Wald ist, ward nirgend so verstanden als in Deutschland. Selbst die Spanier, uns so nahe an Innigkeit der Naturempfindungen und der Naturandacht, kannten das nicht, weil sie keine Wälder haben. Wo ihre Poesie sich dahinein macht, schafft sie erst, sie spricht davon wie von etwas Fremdem, wie etwa wir von einer Felsengrotte, wo wir pilgernd durch eine sonnige Wüste endlich Schatten finden, indeß alle unsere Lieder von Uralters überträufen von Waldgedanken und Waldempfindungen, als hätten unsere Dichter von Otfried bis Tieck und Uhland nur im grünen Walde gelebt. Der Spanier beschreibt die Waldesnacht, der Deutsche nimmt an, jeder Hörer seines Liedes sei mit ihm darin; ebenso unsere Maler. Wie eigenthümlich fassen die Alten, wo in den seltenen Fällen Landschaftliches aus ihren historischen Gemälden hervortritt, den Waldcharakter auf; es ist Frühling, Freude und Erlösung auf ihrem Wiesengrün, in jedem Baume und in jeder Blume, und die Natur lacht in frommer Seligkeit. Ich meine, seit ich die Donaugegenden kenne, erst viele dieser altdeutschen Gemälde zu verstehen, und was mir auf Holz und Leinwand schroff und gezwungen däuchte, dazu fand ich hier die Originale."

„So ist das frische Grün, in allen Variationen von Wald, Wiese, Bergmatte, Hügelkuppe, Garten, Flur, Rain, der Grundton im südlichen Deutschland. Die Kieferwälder sind nur wie zur Schattirung dazwischengestreut, und um das Grün zu heben, ragen darüber die ewigen Schneeberge empor."

Der Reisende führt uns von Salzburg und Berchtesgaden plötzlich nach dem Rheinkreise über, indem er uns das dazwischenliegende Tirol und Baiern vielleicht noch in einem dritten Buche zu schildern verspricht, das sich diesem und dem im Jahre 1833 von demselben Verf. über Wien erschienenen anschließen soll. Die Bedenklichkeiten seiner Freunde, um diese Zeit, nämlich im August 1833, nach dem verrufenen Rheinbaiern zu gehen, beseitigt er bei sich mit dem triftigen Grunde: „Wenn ich nicht jetzt gehe, so trinkt ein Anderer die Flasche Liebfrauenmilch, die ich mir vorgenommen hatte zu trinken, und Niemand weiß, ob die zweite so gut ist als die erste", wogegen sich allerdings nichts einwenden läßt. Was der Verf. über die damalige politische Gährung des kleinen verführten Weinländchens sagt, ist recht witzig und mag wol auch treffend sein; wir hätten freilich gewünscht, bei dieser Gelegenheit eine etwas ernstere allgemeinere Schilderung des Zustandes der Bevölkerung von Rheinbaiern zu erhalten. Unser Reisender vermeidet jedoch eine solche zu entwerfen, vielleicht in Rücksicht auf die allzu kurze Dauer seines dasigen Aufenthalts.

„Der Wirth (in Worms)", so erzählt er, „versicherte uns, während wir auf Aufklärung, nämlich am Himmel, warteten, daß bei uns in Norddeutschland noch gar keine Aufklärung sei. Bei uns, in Sachsen und Preußen, wüßten die Leute nichts Besseres als auf das Feld zu gehen, im Schweiß des Angesichts zu arbeiten und sich Schläge und Lohn geben zu lassen. Da sei das Volk noch so — und dabei zeigte er mit flacher Hand auf die Erde, als kröchen wir Arme mit den Schweinen umher und fräßen Eicheln."

„Ein Bauer", so heißt es an einer andern Stelle, „der uns später bei Dürkheim begegnete, ein Kerl, lumpig und schmierig wie das Thier im Koben und mit einem so ausdrucksvollen Blick, daß ein Kalb dagegen geistreich genannt werden kann, hatte, als mein Freund äußerte: es gäbe doch auch bei uns in Sachsen Liberale, uns höhnisch angegrinst: „Ja, die sind aber doch nicht so aufgeklärt wie wir." Derselbe aufgeklärte Bauer wußte nicht, wie er sich ausdrücken sollte, um uns begreiflich zu machen, weshalb ein Fußweg, der die Wiese durchschnitt, näher sei als die Landstraße, die herumging." In einer Schenkstube hört der Verf., daß der Rheinländer, nämlich vorzugsweise der rheinbairische, von der Natur mit einer größern Auffassungsgabe beschenkt sei; was er einmal höre, vergesse er nicht wieder. Jenseit des Rheins und noch weiter, was wir ungefähr sein möchten, sei es aber anders, und noch weiter (nach W. Alexis etwa in Königsberg in Preußen) fange gradezu die Stupidität an. Er fragte sie: wer die größten Männer seien, die ihre Geschichte hervorgebracht? Einige nannten Wirth, Andere Siebenpfeiffer.

In Landstuhl traf er freilich auch auf einen Wirth, der trotz seines wüthenden Liberalismus (denn in Rheinbaiern sind in der Regel alle Wirthe liberal) nichts vom Französischwerden hielt, sondern meinte, 1815 hätte man klüger sein sollen und die Rheinländer, Lotharinger, Elsasser zu einem einzigen Reiche als Schutzmauer gegen Frankreich machen; dann brauchte man sich vor Frankreich nicht zu fürchten.

Eine seltsame Geschichte, deren Glaubwürdigkeit er indessen selbst dahingestellt sein zu lassen scheint, erzählt Hr. W. Alexis von dem rheinbairischen Dorfe Geroldsbrunn:

„Die Communio besteht aus 17 äußerst reichen Bauerfamilien, in denen eine gewisse patriarchalische Herrschaft herkömmlich ist. Damit sie reich bleiben, müssen alle jüngstgeborenen Söhne nach Amerika auswandern. Auf diese Art wird einer Theilung des Grundbesitzes vorgebeugt, und die Zahl 17 wird nicht überschritten. Man stattet übrigens die Burschen reichlich mit Geld aus, und in Nordamerika soll die Colonie schon bedeutend sein. Den von der Regierung gesetzten Bürgermeister erkennen die Geroldsbrunner de facto nicht an. Alle Streitigkeiten entscheiden sie selbst unter sich; wehe Dem, der klagen wollte! Die Strafe besteht nur in Verweisen, welche aber mehr wirken sollen als die härteste Züchtigung. Die Bauern lesen deutsche und französische Journale; in jedem Hause ist ein Clavier und eine Bibliothek zu finden. Taback und Kartenspiel sind verbannt! Die jungen Leute spielen größtentheils Horninstrumente und führen öfters Concerte auf ihren Kirchweihen auf. Siebenpfeiffer soll die Geroldsbrunner seine Kinder nennen und nie auf ihren Kirchweihen fehlen."

In der Gesellschaft eines seltsamen Abenteurers, den er komisch genug zu schildern versteht, kommt der Verf. hiernächst nach Baden. Er wohnt einer Kammersitzung bei, und das Beispiel von rednerischer Unbeholfenheit eines dasigen Abgeordneten, das er uns bei der Gelegenheit zum Besten gibt, klingt zwar ziemlich stark, mag aber leider Gottes, wir glauben es der Versicherung des Berichterstatters, wol im buchstäblichen Sinne seine Richtigkeit haben.

Mit einigen bezeichnenden Worten über Karlsruhe und Manheim sowie über künstlich geschaffene Hauptstädte im Allgemeinen werden wir hierauf durch Baden-Baden nach dem behaglichen Schwaben übergeführt, das in der gegenwärtigen Zeit, mit dem charakterlosen zerrissenen Großherzogthume Baden verglichen, ganz gewiß einen wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth eines unbefangenen Reisenden hervorbringen muß. Je verderblicher die Folgen gewesen sind, die die unselige Fremdherrschaft in dem Charakter des Rheinvolks zurückgelassen, desto nöthiger, sieht man nunmehr wol ein, würde eine einige, kräftige, sich selbst bewußte Regierung anstatt der schlimmen Zerstückelung und der Verleihung an kleine Herren jenen Gegenden gethan haben. Wie vieles Unheil hätte man damit unserm gesammten Vaterlande erspart, anstatt daß man es also mit einem Theil der Rheinlande in ihrer innern Unkräftigkeit allen schädlichen von Frankreich herüberbringenden Einflüssen preisgegeben hat. Eine der unangenehmsten Erscheinungen ist es für den deutschen Reisenden am Rheine ganz gewiß, daß er dort keinen eigentlichen Bauernstand mehr sieht. Schon der Wiederanblick deutscher Bauern vom guten alten Schlage in ihrer eigenthümlichen Nationaltracht muß uns beim Eintritte von Baden aus in Würtemberg auf das günstigste für dieses Land stimmen. Man erlaube uns Hrn. Alexis hier wieder selbst sprechen zu lassen: „Was einem Staate ein echter Bauernstand werth ist, lernt man in Oberitalien, wo dieser Stand längst verschwunden. Dort herrscht die selige gewünschte Freiheit seit Jahrhunderten; kein Mensch klebt mehr an der Scholle, aber die Scholle klebt auch nicht mehr an ihm. Statt des alten Adels hat der jüngere begüterte Stadtadel rings um alles Land angekauft; Dör-

fer und Bauergüter sind verschwunden; Pächter und Verwalter pressen auf die wohlfeilste Weise aus dem Boden den meisten Ertrag, und statt des kleinen Grundeigenthümers, der seine Hufe mit Liebe pflegt, an Kind und Kindeskind denkend, siedelt sich heimatlos und eigenthumlos der Tagelöhner in verfallenen schmuzigen Hütten an. Blick in ein solches faules verdrossenes Tagelöhnergesicht mit dem lauernden Auge, es ist der Urenkel eines alten Besitzers — und dann sieh dir einen deutschen Bauer an, selbst da, wo ihr Loos nicht zu beneiden, wo der Fluch des dürftigen Bodens, des ehemaligen Drucks auf ihnen lastet, wie auf den wendisch-deutschen, und wähle. In Italien ist Alles im Aussterben, von unten herauf, von oben herab, nirgend ein frisches Element, aus dem die übrigen Stände regenerirt werden könnten. Das ist in Deutschland noch anders. Ich nenne Schwaben schon um deshalb ein glückliches Land, weil es noch Bauern gibt, die noch Bauern sein wollen. Sie fühlen ihr Recht, und sind, wie Bauern überall, trotzig darauf; aber mit dem Trotz kann die Demuth Hand in Hand gehen. Liebe zum Boden, der seine Väter genährt und seine Kinder nähren wird, macht die Seele auch für andere Liebe empfänglich. Gastfreundschaft, Herzlichkeit, Achtung für fremde Rechte knüpfen sich daran, und es fühlt sich heraus: wenn die andern Stände welken sollten, von hieraus könnte neues Leben in sie übergehen."

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Mit großem Eifer wird im heutigen Italien die Theorie des Schönen erörtert, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß man durch Studien über das Schöne die Kräfte wiedererlangen werde, die es sonst so reichlich hervorbrachten. Talia, Pasquali, Venanzio, Lichtenthal, Erm. Visconti („Saggi intorno ad alcuni quesiti concernenti il bello") haben allgemeinere Systeme aufgestellt; Bagetti in seiner „Analisi dell' unità dell effetto nella pittura" sie auf die Malerei angewandt; Zuccala in den „Principj estetici" (Pavia 1833) den Kreis wieder weiter gezogen; aber keiner hat seinen Lehrsätzen eine auffallendere Form gegeben als Epifanio Fagnani, der in seiner „Storia naturale della potenza umana" (Mortara 1833) die Aesthetik in die spanischen Stiefeln mathematischer Formeln gesteckt hat, wie es nur ein deutscher Professor in der Zeit gekonnt hätte, als jeder Lehrsatz in $\frac{a+b}{c}$ eingekleidet sein mußte. Ein Wort von Lagrange ist die Grundlage seines Systems: „L'arte non è altro che la natura che opera colle mani dell' uomo". Aus ihm leitet er seine Ansicht von Raum und Zeit und von den Kräften, die diese aufheben, ab, jedoch nie anders als $v = \frac{s}{t}$ u. s. w. Ein Buch dieser Art würde jetzt in Deutschland nicht mehr allzu viele Leser finden; die Zeit, wo so schulgerechte Lehrbücher der Aesthetik gefielen, ist vorüber. Den Ueberälplern scheint sie noch neu; doch, wie die Anzeigen es aussprechen, keineswegs gefällig. Indessen verwöhnen auch die Aesthetiker, welche auf die Form Werth zu legen scheinen, ihre Leser nicht, wenigstens nicht durch Angemessenheit des Ausdrucks. So gibt das Novemberheft der „Biblioteca italiana" von 1834 „Alcune ricerche ed osservazioni sull' estetica italiana", die gleich bei ihrem Titel die Frage anregen, ob die Aesthetik in Italien eine andere sein könne als in Deutschland oder in Frankreich?

Der durch einen unglücklichen Zufall im Frühjahre 1831 den Wissenschaften entrissene Graf Carlo Vidua de Gonzano hatte im J. 1816 eine Abhandlung: „Dello stato delle cognizioni in Italia", geschrieben, die Graf Cesare Balbo jetzt noch werth gehalten hat, sie öffentlich mitzutheilen. Sie ist zu Turin 1834 unter dem obengenannten Titel als „Discorso del conte Carlo Vidua" erschienen. Vidua gehörte in mehr als einem Sinne zur giovane Italia und stellte daher Pellico über Perticari und Monti, ein dreister Verächter jeder Art von Berühmtheit, die ihm blos in dem erhaschten Beifalle der Menge begründet schien. So sehr er indessen als ein Kind des 19. Jahrhunderts über die Schwächen des 18. sich erhaben glaubt, so wenig hat er doch von der wahren Humanität begriffen, die jenes 18. Jahrhunderts edelste Blüte war. Für Volksbildung genügt seinen Ansprüchen, daß es das ABC wisse, daß es seinen Katechismus kenne und seinen Namen zu schreiben verstehe. Mit einem so gebildeten Volke ist eine Glückseligkeit zu erreichen, wie sie so viele Staaten Europas jetzt haben.

Ueber die oryktognostische Reise, die im November 1834 von Turin aus Professor Sismonda, begleitet vom Ritter della Marmora, nach dem Hügel von Superga machte, und ihre wissenschaftlichen Ergebnisse berichtet die „Biblioteca italiana" im Decemberheft 1834. Elie de Beaumont war mit Dufrenoy aus Frankreich und Leopold von Buch aus Berlin zu dieser Untersuchung eingetroffen, und die Reisegesellschaft war sonach ein wandernder Naturforscherverein, der, wie der Bericht ausweist, zusammenwirkender thätig war als mancher blos sitzende. Man hofft, daß die interessanten Entdeckungen der vereinten Geologen die Regierung bestimmen werden, eine geognostische genaue Beschreibung dieses Theils von Italien zu unterstützen, der in jedem einzelnen Thale Belege für wichtige Momente des Erdlebens darbietet.

5.

Notizen.

Nach der „Nordischen Biene" wurden in der ersten Hälfte des vorigen Jahres aus dem Uralgebirge gewonnen: 167 Pud, 4 Pfund, $3\frac{1}{4}$ Solot Gold; 56 Pud, 9 Pfund, 95 [illegible] Solot. Platina. Das meiste Platina lieferten fortwährend die dem Staatsrath Demidow'schen Erben gehörigen Bergwerke von Nijnej Tagil; sie allein gewährten 55 Pud, 15 Pfund, $78\frac{1}{4}$ Solot.

Im Anfange des Jahres 1834 enthielt die kaiserliche petersburger Bibliothek 263,647 gedruckte Werke und 14,6[illegible] Manuscripte. Im Jahr 1833 ward sie vermehrt durch [illegible] Werke aus der pulawer Bibliothek, durch 13 Kisten der wichtigsten Handschriften der warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften und durch 150,000 Bücher in verschiedenen Sprachen, die aus den warschauer Bibliotheken in fast 500 Tonnen nach Petersburg transportirt worden sind. Die Münzsammlungen der Akademie in Petersburg sind durch Reihen polnischer Münzen, welche vom Fürsten von Warschau eingesandt werden, vervollständigt. Die orientalische Münzsammlung enthält jetzt 6650 Nummern. Auch erhielt die Akademie von dem Fürsten ein Herbarium von 1000 Pflanzen, die theils wild, theils gepflegt in Polen fortkommen.

Bei der öffentlichen Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften in Petersburg am 10. Januar d. J. wurden als Mitglieder proclamirt: Dr. Nordmann, Prof. der Zoologie in Odessa, Crelle in Berlin, Martius in München, Nitzsch, Prof. der Naturgeschichte in Halle, Dr. Lappenberg, Archivar in Hamburg, und Prof. Ewald in Göttingen. Der Staatsrath Fuß trug in dieser Sitzung den Bericht der Akademie für 1834 vor. Am 22. Dec. v. J. hielt die medico-chirurgische Akademie in Wilna eine feierliche Sitzung. Der Präsident derselben, Staatsrath Kuczkowski, gab Rechenschaft über den Zustand der Akademie, der Prof. Eichwald las in französischer Sprache über Mineralien, die er während seiner Reise in den westlichen Provinzen des russischen Reichs bemerkt hat, der Adjunct Karniewski las über Orthopädie.

Die Zahl der in Rußland für das Jahr 1836 erscheinenden periodischen Schriften beträgt 83, nämlich 30 Zeitschriften und 53 Zeitungen.

56.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1835.

De la société et du gouvernement par Mr. le comte *Henri de Viel-Castel.* Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Nachdem der Verf. durch diese allgemeinen Sätze sich gewissermaßen die Punkte festgestellt hat, von welchen er die geometrische Aufnahme des gegenwärtigen Zustandes der französischen Nation verrichten will, beginnt er die philosophische Betrachtung der französischen Staatsentwickelung. Mit richtigem Takte und ganz in Widerspruch mit den politischen Schriftstellern seines Landes hebt er mit der Zeichnung der Kirche an, da das Christenthum mit seinen Institutionen, ja der Begründung der französischen Nationalität und Monarchie vorhergegangen. Der Verf. setzt die Nothwendigkeit eines öffent-ichen Cultus dadurch ins Klare, daß er auf den Einfluß ›er Leere und der Fülle bei künstlerischen Productionen ›eutet. Sonst ist er so wenig ein Lobredner der christ-ichen Priesterschaft, daß er das Geheimniß ihrer Politik ›arein setzt, zu unterrichten, ohne die Unwissenheit zu zer-treuen. Nach seiner Meinung kam durch die Völker-vanderung ein aristokratisches Element auf, welches die Theokratie begrenzte und dadurch einer bürgerlichen Regie-ung die Bahn brach. In Frankreich kamen die beiden Ge-valten zuerst in Kampf und der Streit endete durch die allicanischen Freiheiten zum Vortheil der Staatsgewalt. lristokratie, Priesterschaft und Monarchie — heißt es in em Folgenden — lagen sich fortdauernd in den Haaren, nd es ist sonderbar, daß die auf eine reinmaterielle Frei-eit gerichteten Städte in Frankreich die Monarchie stets munterten, sich absolut zu machen und sogar ihre un-iittelbare Einsetzung durch Gott anzusprechen, während 789 die Rollen grade umgekehrt ausgetheilt waren. In n Generalständen von 1614 schlug der Tiers état vor, an solle den König als unmittelbaren Eingesetzten Got-s betrachten, gegen welchen Niemand und in keinem alle sich auflehnen dürfe. Und es war der Cardinal uperron, welcher diese Proposition auf das entschiedenste kämpfte. Man fragt öfter, ob in Frankreich die Frei-it oder der Despotismus älter sei. Man antwortet je-ch sehr falsch, wenn man nur auf den Umfang der kö-glichen Gewalt und nicht auf die Rechte des Volkes ht. Die königliche Gewalt war von 1789 vielfältig engt, aber es gab eine echte politische Freiheit des Landes nicht. Das Princip der alten Monarchie war das Princip des Eigenthums am Volke, welches von den Juristen als Jus utendi et abutendi dargestellt wird. Diesem Princip gemäß kann kein Misbrauch der Gewalt zum Widerstande berechtigen; leidender Gehorsam ist Bürgerpflicht; die besten Schriftsteller schrieben in diesem Geiste. Grotius erlaubt Widerstand, wenn der Herrscher Verbrechen befehlen sollte, schreibt aber Geduld vor, wenn der Herrscher das Volk nur ungerechterweise züchtigt. Dieses Princip der alten Monarchie verlor jedoch in der französischen Nation allen Halt, und die Revolution geschah nicht, um die Misbräuche der Gewalt abzustellen, sondern das alte Princip zu zerstören und ein neues, der Nation entsprechendes an die Stelle zu setzen. Die Regierung Ludwig XVI. verkannte diese Wahrheit, glaubte durch bloße Concessionen befriedigen und das alte Princip erhalten zu können, und fiel dadurch in den Rachen der Anarchie. Frankreich foderte das Princip der Volkssouverainetät im Gegensatz zu dem Eigenthumsrechte des Herrschers am Volke. Es foderte die echte constitutionnelle Monarchie, Erblichkeit, Unverantwortlichkeit der Königswürde, verantwortliche Verwaltung, Vertretung der Nation zur Gesetzgebung. Seine Foderungen waren vernünftig, gemäßigt, zureichend; sie bildeten die politische Religion des regenerirten Volkes. Leider konnte es die Befriedigung nie auf geradem Wege erlangen, und das ist die Ursache, daß die Revolution von 1789 bis auf die neuesten Zeiten fortspielt. Die Constitution von 1791 hatte Fehler, die sie zum Schlusse der Revolution untüchtig machten; sie ermangelte aller moderirenden Principien. Es gab keine Theilung der Gewalten, kein absolutes Veto des Königs, eine vom Volk ausgehende Gerichtsbarkeit, nicht einmal zwei Kammern. Vom Anfange aus beraubte man sich der moderirenden Elemente, indem man in dem natürlichen Unmuthe gegen die Aristokratie den weltlichen und kirchlichen Adel opferte. Die königliche Gewalt konnte sonderbar genug nicht den Sturz der beiden Stände überleben, welche bis dahin ihr am meisten zuwider waren. Warnend genug trat nach dem Falle der Aristokratie und Monarchie die Herrschaft der Menge und die Regierung des Schreckens ein, und Frankreich fühlte sich beglückt, als die Dictatur, die Monarchie ersetzend, aufdämmerte. Napoleon hätte die Revolution ge-

schlossen, wenn er die in Frankreichs Wünschen liegende constitutionnelle Monarchie geschaffen hätte. Napoleon wendete sich aber vom Princip der Volkssouverainetät ab und wurde von der Nation verlassen. Die Bourbons gaben das ganze Rüstwerk der constitutionnellen Monarchie, aber unterdrückten den constitutionnellen Geist in allen Richtungen. So entstand der Kampf zwischen Royalisten und Liberalen. Die Letztern legten die Charte im Sinne der Volkssouverainetät aus, die Erstern betrachteten die octroyirte Charte im Einklange mit dem alten Herrscherrechte. Eine Aristokratie konnte sich damals ein Bett durch Frankreich graben; die Restauration, auf die ausschließende Macht eifersüchtig, begünstigte sie nicht in dem Wesentlichen, in der Selbständigkeit. Die englische Aristokratie erhält sich, weil sie auf sich selbst beruht; die französische hatte keinen Boden, weil die Krone sie nur zu ihrem Ausflusse haben wollte. Die Julirevolution trat als eine nothwendige Erscheinung ein; die Nationalkraft suchte ihr Ziel, dennoch ist die Julirevolution falsch verstanden worden. Die „Gazette de France" misversteht die Nation, wenn sie glaubt, mit den Generalständen sie befriedigen zu können. Die gegenwärtige Verwaltung misversteht die Nation, wenn sie glaubt, daß die Julirevolution sich auf die Charte von 1814 beschränken konnte. Man vergleicht die Julirevolution mit der englischen, und es liegt in den Principien ein himmelweiter Unterschied. Nur wenn man die verstellten Aeußerungen der Liberalen unter der Restauration für baare Münze nimmt, kann man eine Aehnlichkeit behaupten. Es herrscht bei den Doctrinaire eine Abneigung gegen die Volkssouverainetät und dieser Abneigung darf Frankreich die Vorenthaltung Dessen zuschreiben, was es seit 40 Jahren vergebens erheischt. Es gibt gegenwärtig keine Aristokratie mehr in Frankreich. Um eine moderirende erste Kammer zu erlangen, muß die Pairie eine Körperschaft werden, die sich selbst rekrutirt. Vermögen der Pairs ist nöthiger als Erblichkeit, aber vor Allem muß die Pairie keine Schöpfung der Krone sein. Die Demokratie hat ein Recht, zur vollen Geltung zu gelangen. Man muß daher die Wahlrechte auf alle Männer, die ein selbständiges Geschäft treiben, ausdehnen. Was die Oekonomie der Gesellschaft anbelangt, so haben die Foderungen der St.-Simonisten das Volk auf das Erbgesetz und auf die Ehe aufmerksam gemacht. Ohne eine aufgeklärte Presse und ohne Verbreitung moralischer Principien können bedeutende Gefahren entstehen. Deswegen muß die Verwaltung die Opposition nicht reizen zum systematischen Widerstande, wie sie thut, und das französische Kirchenthum herstellen im Geiste der Zeit. Es ist leider die Verfolgung des Kirchenthums an der Tagesordnung, indem man z. B. die Geistlichen vom Unterrichte ausgeschlossen hat.

Ich habe die Ansichten des Verf. ohne alle Unterbrechung durch eingestreute Zweifel und Ausstellungen vorgelegt, weil es mir darauf anzukommen schien, die adelige Opposition der doctrinairen Verwaltung sich völlig abspiegeln zu lassen. Jetzt, wo ich mit dem Auszuge des Buches fertig bin, kann ich mir wol erlauben, eine Bemerkung mitzutheilen, die sich mir bei dieser Schrift wiederholt aufdrängt und auch bei andern französischen Werken und Parlamentsreden aufgedrängt hat. Man spricht immer und ewig nur von der Julirevolution und ihrer Tendenz und deren Befriedigung. Aber so wahr die Regierung keine Parteisache sein soll, so wahr sollen die Sieger nicht die Leitung der Verwaltung sich anmaßen dürfen. Wie, wenn die vom Erfolg gekrönten Tumultuanten einiger deutschen Städte sich herausnähmen, ihre wahre Absicht bei dem Aufstande zu erklären und die Verwirklichung ihres ungeschriebenen Programmes zu begehren? Die Rücksicht auf die siegende oder stärkere Partei ist reine Sache der Klugheit, und das wahre Recht fodert nicht selten einen Ankampf gegen sie. Die Franzosen vergöttern die Thatsachen, erheben die Facta zu moralischen Principien und das ist unbedingt eine gefährliche Sache. Aus diesem Grunde kann die auch von dem Verf. versuchte Ankämpfung gegen die sogenannte Doctrin den unbefangenen Leser nicht mit großer Freude erfüllen. Welche Misgriffe man auch den doctrinairen Ministern vorwerfen mag, wie oft das Juste milieu auch in ein Schaukelsystem ausartete, erhaben, wahr, tief ist doch ihre Berufung von der Souverainetät des Volkes auf die Souverainetät der Vernunft. Allerdings ist auch mit dem geheiligten Namen der Vernunft ein schnödes Spiel getrieben worden, aber es ist doch unendlich viel gewonnen, wenn der Glaube an eine moralische Nothwendigkeit im Staatsleben wieder erwacht und die Berufung auf Stimmenzahl und dergleichen Zufälligkeiten in den gebührenden Kreis einschränkt. Die doctrinairen Minister sind in diesem Augenblicke nicht populair; aber was will das sagen? Die Zukunft wird anerkennen, was Guizot geleistet hat. Er wird für den Wiederhersteller der moralischen Ordnung gelten, wenn er nicht vor der Zeit von dem Schauplatze abtreten muß. Vieles, was der Verf. tadelt, z. B. die Ausschließung der Geistlichen vom Unterrichte, ist nicht Guizot zuzuschreiben. Dieser Protestant würde eine Bürgerkrone zu verdienen glauben, wenn er die französische Geistlichkeit zu Ansehen und Einfluß auf den gebildeten Theil der Nation erheben könnte.

M.

Schattenrisse aus Süddeutschland. Von W. Alexis.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Der schwäbische Volkscharakter wird von dem Hrn. Verf. in Dem, was er über die würtembergische Kammer und Opposition äußert, mit Wohlwollen und Billigkeit besprochen. Ein wahres Wort zu seiner Zeit, welches er bei dieser Gelegenheit anzuhören gibt, mögen wir hier nicht ohne Anführung übergehen. „Jede Opposition wird im Recht sein, ja, es läßt sich keine Opposition ohne Recht denken; nur daß die Macht, gegen die sie sich auflehnt, auch im Recht ist. — Der Wurm, den wir zertreten, krümmt sich, und sein Todesröcheln zeiht uns der grausamsten Tyrannei; er hat Recht, wir haben aber auch Recht – und wir würden Unrecht haben, wenn wir uns am Aufgehen hindern ließen, aus Furcht einen Wurm zu zertreten. Darius hatte Recht und Alexander auch; die alten Sachsen hatten ein Herrliches, ihr Vaterland und ihre Götter, gegen die Franken zu vertheidigen; aber Kaiser Karl hatte noch besser Recht, die

Störrigen, die seinem Weltplan entgegen waren, zu unterwerfen. Um Friedrich's geschriebenes Recht auf Schlesien stand es schwach; durch die That hat er bewiesen, daß er ein starkes hatte. — Ich habe einem ernsten Kampfe um Dinge in der würtembergischen Kammer beigewohnt; sie foderten die Gewährung von Rechten, die ihnen verbrieft und untersiegelt worden. Die Gründe dagegen zerstiebten wie Spreu vorm Winde. Sie hatten Recht; aber ihr Recht war ein kleines Recht, und es kam in Collision mit einem großen Rechte. Das kleine Schiff geht unter, wenn es mit dem großen zusammenstößt, der größere Magnet zieht den kleinen an; ein Naturgesetz, höchst ungerecht in irdischen Augen, aber so uralt, daß es schon, ehe unsere Geschichte anfing, tausend Helden ihren Ruf genommen hat, um ein paar Heroen damit auszustatten. Was hilft es dem Wurm, der das heilige Recht zu leben in sich fühlt, daß er alle Logik anwendet, dem Fuße zu beweisen, wie er schreiendes Unrecht hat, ihn zu zertreten? Der Fuß muß es thun, er ist der Diener des Menschen; und der Mensch hat nicht allein ein Recht, er hat die Pflicht, seine Glieder zu brauchen. Die würtembergische Opposition ist darum im Unrecht, weil sie das Gesetz der Schwere vergessen hat, nach dem die Welt in ihren Angeln ruht, und weil kein Glied an ihrem Körper sich isoliren darf. Wehe thun mir die guten Kräfte, die in einem fruchtlosen Widerstande sich erschöpfen, wie mir Cato leid war und Wittekind, und alle Die, welche nichts erringen als den Ruf, sich männiglich gegen ein Muß der Weltordnung gesträubt zu haben." Unverständige Consequenzen dürfen freilich nicht aus dieser Ansicht gezogen werden, denn das könnte weit irreführen. Wir übergehen den Abschnitt „Weinsberg" und den Besuch bei dem dort wohnenden, in seiner Schwäche doch dichterischen Schwärmer Justinus Kerner, halten uns ebenso wenig bei den interessanten „Erinnerungen an Götz von Berlichingen" auf und folgen unserm Reisenden endlich nach der Schweiz, über die er uns freilich, wenn er wirklich dort gewesen ist, noch etwas mehr als blos politische Mittheilungen hätte machen sollen. Was indessen diese letztern anlangt, so ist die Darstellung der neulichen Zerwürfnisse der Schweiz mit ihren theoretisirenden Centralisationsmännern und dagegen stehenden Philistern, ihren Jesuiten und Pietisten, welche letztere, wie es uns scheint, mit vieler Schonung, vielleicht aus Berücksichtigung gewisser Verhältnisse übergangen worden sind, ihren alten und neuen Aristokraten, Radicalen und Stabilen, Hirten und Städtern eine recht wohl gelungene. Namentlich sind die Bemerkungen über einzelne Cantone, wie z. B. über Basel, Bern und Neufchatel, schätzenswerth. Wir theilen übrigens die Ansicht des Hrn. Alexis, daß die Furcht der deutschen Nachbarn des Schweizerlandes vor etwaiger von dort aus zu ihnen übergehender Ansteckung mit liberalen Ideen eine sehr unbegründete sein dürfte, weil in der Schweiz außer der Freiheitsluft in den Bergen gewiß keine höhere Freisinnigkeit als bei uns Deutschen selbst anzutreffen ist. Erfreulich wäre es wol, wenn man der Versicherung glauben könnte, die der Verf. von schweizer Patrioten empfangen haben will, daß neben der neuen noch eine alte Schweiz vorhanden sei, die dem flüchtigen Reisenden allerdings nicht sogleich bemerkbar werde. Aber es ist nur die große Frage zu erheben: welche von beiden muß und wird in dem begonnenen Kampfe die Siegerin sein?

Wir machen dem Hrn. Alexis keinen Vorwurf daraus, daß in seinem Buche der Politik so viel Raum gestattet ist, denn dasselbe trägt ja nur die nothwendige Farbe seiner Zeit. Ebenso wenig können wir ihm als einem Preußen den politischen Glauben, den er im Allgemeinen verräth, verargen, denn wie so viele verständige Preußen werden nicht in der Gegenwart Gott danken, daß ihr Vaterland bis heute noch ein unconstitutionnelles ist, und daß also seine Regierung an den Erfahrungen, die sie die kleinen constitutionnellen Fürsten fortwährend machen sieht, den Schatz ihrer Weisheit für eine zukünftige Verfassung der preußischen Monarchie bereichern kann, um damit wahrscheinlicherweise Deutschland einmal vor dem schlimmsten aller Verderben zu erretten. Indem wir nunmehr von diesen „Schattenrissen" Abschied nehmen, können wir nicht umhin, noch ein tadelndes Wort über eine Art Bücher auszusprechen, die im Gegensatze zu ihnen jetzt so häufig vorkommt, daß sie beinahe, als ein wilder Sprößling, ein Zweig der Literatur zu werden droht. Wir meinen nämlich die zahlreichen Reiseskizzen und Schilderungen fremder Länder, die ohne die mindeste eigne Anschauung der Verf. aus andern Büchern zusammengestoppelt werden. Unser großer Jean Paul hat wol durch seine eigne Verirrung im „Titan" dieser Thorheit ihr Entstehen gegeben. Mehr oder minder talentvolle oder talentlose Autoren fingen darauf an, ganze Bücher zu keinem andern Zwecke zu schreiben, als um namhaft gemachte Länder, Städte und Gegenden, die sie nie gesehen hatten, zu schildern. Der von seinen Sinnesgenossen so zur Ungebühr gelobte langweilige Daniel Leßmann hat diese Unart gewiß mit am ärgsten getrieben. Es ist zu verwundern, wie selbst unbefangene Männer es unternehmen, sie zu vertreten und wol gar mit der Aeußerung zu vertheidigen, daß eine Misbilligung solcher Erdichtungen leicht zu weit führen und sogar die Poesie selbst anfechten möchte. Das ist ja eben das Elend dabei, daß in der Regel alle solche Bücher nicht das mindeste poetische Interesse erregen, sondern nur durch den Schein der gemeinen, wiewol als fremdartig anziehenden Wirklichkeit, den sie aufs Gerathewohl borgen und aufschmücken, sich ein gewisses Publicum erwerben, welches eben nicht viel darnach fragt, ob ihm Wahrheit oder Lüge zu seinem Zeitverderbe geboten wird. 51.

Leben Georg Whitfield's. Nach dem Englischen herausgegeben von A. Tholuck. Leipzig, Berger. 1834. 8. 18 Gr.

Die Methodisten, die von einem spöttischen Scherz, als hätten sie eine besondere Methode des christlichen Lebens erfunden, ihren Namen erhielten und 1729 etwa 15 Mitglieder hatten, sollen jetzt auf eine Million Glaubensgenossen, und zwar 280,000 in England, 24,500 in Irland, die meisten aber in Amerika haben. Zu ihnen gehörte auch der edle Wilberforce, der große Feind des Sklavenhandels. Ihre Stifter waren die Brüder Karl und Johann Wesley (der Letztere starb 1791 84 Jahre alt mit dem Ansehen eines Papstes in der Gemeinde) und Whitfield (st. 1770) in Amerika. Es kommt nun freilich bei der Abfassung solcher Biographien Alles darauf an, durch welche Gläser man die Erscheinungen und Bestrebungen solcher Sekten und Sektenstifter ansieht. Schaut man durch die Brille der Partei, zu der ebenfalls Hr. Tholuck, wie wir glauben, mit aller Ehrlichkeit, wenn auch mit großer Inconsequenz, sobald man seine Behauptungen folgernd zusammenstellt, gehört, welche die Kirchenlehre, und zwar ihre dunkelsten, verworrensten und gefährlichsten menschlichen Zusätze grade als den Kern des Christenthums stets gepredigt wissen will, dabei gegen die gelehrten und redlichen Lehrer, die anders denken, im wilden Eifer polemisirt und sie verdächtig bei geistesbeschränkten Großen und bei den Gemeinden macht, wie die „Evangelische Kirchenzeitung" ganz unevangelisch noch neuerlich gegen Hrn. Dr. Röhr unverschämt und ungestraft verfährt, dann stehen allerdings Prediger wie die Methodistenhäupter als die „hochbegabten und treuen Knechte Christi" obenan, „und die großen und ausgezeichneten Wirkungen der Methodisten sind nicht weniger ein Werk Gottes als der Spenerisch-Frankische Pietismus in Deutschland war" (S. III, VI). Wir wundern uns nur, wie die Neuevangelischen sich unterfangen, Spener und Franke zu den Ihrigen zu zählen! Wenn sie auch dem kirchlichen Lehrbegriff im Allgemeinen treu blieben, drangen sie nicht dabei vor Allen auf das praktische Christenthum und ließen die unfruchtbare Seite des Systems unberührt, statt daß unsere Pietisten vor Moralpredigten und Sokratischen Katechesen einen wahren Abscheu haben und nur immer und immer den Glauben und die Vergebung der Sünden gepredigt wissen wollen? Und in einem Geiste der Liebe und Milde sprachen sie über Andersdenkende, wie ihn diese Schule gar nicht

kennt. Oder schrien sie etwa die ganze evangelische Kirche um Hülfe gegen Andersglaubende, die es zu allen Zeiten gab, an? Denuncirten sie etwa Freisinnige und verlangten, sie sollten ihnen ihre Lehrämter abtreten? Polemisirten sie in Schriften und auf den Kanzeln, wie selbst der achtungswerthe Hr. Tholuck in einigen seiner akademischen Predigten? Spürten sie etwa, wie man jetzt pflegt, Ketzereien nach, wie man sie in Bretschneider'schen, Röhr'schen, Tzschirner'schen Aeußerungen und sogar bei Reinhard auswittert? Erlaubten sie sich etwa wol gar Verdrehungen und Verfälschungen, wie sie jüngst Dr. Hase in seinen „Theologischen Streitschriften" S. 115 der „Evangelischen Kirchenzeitung" nachwies? Wie das freilich nach Joh. 8, 44 evangelisch heiße, ist den Vernunftgläubigen allerdings ein Geheimniß! Und wer verkleinerte denn damals die beiden herrlichen Zierden der protestantischen Kirche? Wer half die freimüthigen, frommen Philosophen und Theologen zum Bedauern der Gemeinen vertreiben? Wer suchte und fand 1695 bei Spener 264, sage zweihundertvierundsechzig ketzerische Irrthümer? Waren es nicht auch damals die eingebildeten Rechtgläubigen? Nein, bringen wir in Francke's und Spener's Geist und Art zu wirken, lesen wir besonders des Letztern behutsame, aber bedeutungsvolle Werk über die symbolischen Bücher, denken wir an ihre Schicksale und deren Urheber: es ist kein Zweifel, sie, mit der Zeit vorgeschritten, stünden nicht in der Reihe unserer anmaßenden Glaubensrichter sondern in der Reihe der muthvollen Kämpfer für Lehr- und Gewissensfreiheit, und stimmten sie nicht in aller Hinsicht mit einem de Wette, Röhr, Bretschneider, Wegscheider und Gesenius überein, sie würden wie ein ehrwürdiger Scholt, Neander, Baumgarten-Crusius u. A. die Gegner wissenschaftlich bekämpfen und christlich lieben, nicht wie Brandt sie gemein pöbelhaft schimpfen, nicht wie Theremin lieblos verdammen, „da Gott verdammt". Rec. denkt anders. Er ehrt den redlichen Sinn und den Eifer als gut gemeint, die Hingebung und Aufopferung, die großen Verdienste, auch Whitfield's, um Milderung roher Sitten, Ausrottung oder Verminderung grober Laster, Erweckung eines bessern Sinnes und Lebens, und gibt gern zu, daß eine gewisse Begeisterung zu einem solchen Bekehrungsgeschäft gehöre; ja, er zieht ihn bei seinem Streben, Menschen zu bessern, vielen Missionnairen vor, die Alles gewonnen zu haben vermeinen, wenn nur die Getauften die dunkle Lehre der Kirche wissen und herplappern. Allein wenn unser Herr auch unser Muster als Lehrer ist, so wissen wir zwar, daß er damit begann: Bessert euch; aber nichts von der Zerknirschung und Zermalmung, von der zuvorkommenden, mitwirkenden und andern Gnade unserer Dogmatiker, nichts von der Rechtfertigung durch den Glauben, von einer Satisfactionstheorie sprach, sondern daß er lehrte, Gott nimmt den **wahrhaft** reuevollen Sohn gnädig wieder auf, weshalb freilich die treffliche Erzählung den Neuevangelischen, die Alles besser wissen wollen, nicht recht zusagt. Das Volk hatte mit Staunen die Bergpredigt angehört, war hingerissen und begeistert. Worüber? Etwa über Krummacher'sche Deutungen der Lagerstätte in der arabischen Wüste? Nein, es waren praktische, Geist und Herz klar und kräftig ansprechende Sätze. Wir fragen Dr. Tholuck, ob wol Jesus und ein Apostel so predigte, „daß 15 Personen verrückt wurden", und ob es ihre Methode gewesen, auf diese Anklage zu erwidern: „Ich wünsche, daß diese Verrücktheit vor dem nächsten Sonntage nicht vergessen werde", was Hr. Th. als eine hohe Weisheit mit besonderer Schrift hat drucken lassen, wir aber lieber als eine Verrücktheit W.'s ansehen möchten. Der Herausgeber will freilich sich verwahren, als ob er die „Einseitigkeiten der Methodisten billige", ja er corrigirt in den Druckfehlern auf eine merkwürdige Art W.'s Anwandlungen, über die verdorbene, ungläubige Welt herzufallen. Aber dann hätte er weit strenger Lob und Tadel sichten sollen; er urtheilt wirklich so, daß man denken muß, auch er traue den Methodisten zu, daß sie mit übernatürlichen Kräften, Erleuchtungen und Wirkungen beglückt worden sind, von denen wir andern armen Adamskinder uns nichts dürfen träumen lassen! Gesteht man solchen Leuten einmal diese Vorzüge zu, und sieht man jede vernünftige Einwendung als Einflüsterung des Teufels an, dann ist der Schwärmerei und dem Fanatismus Thor und Thür geöffnet. Die Früchte des Vernunfthasses und der Aufklärung, obschon verschiedenartig, doch aus einem Princip entsprungen, zeigen sich ja bereits in Schlesien, Preußen, Kassel und im schönburgischen Muldenthal rc., ohne daß die sonstigen Lärmbläser einen Dämpfer aufgesetzt hätten, und es bleibt immer eine betrübende Erscheinung, daß 1835 militairische Gewalt in Kirchensachen einschreiten und Absetzungen beliebter, wenn auch irrender Prediger um religiöser Meinungen willen in dem größten protestantischen Staate, der seine moralische Größe der Freiheit unter den erhabenen Regenten Kurfürst Friedrich Wilhelm und Friedrich dem Einzigen verdankt, vorkamen; gewiß schmerzten diese Thatsachen in den neuesten Annalen der preuß. Kirchengeschichte den vortrefflichen König. Sind denn nicht auch sehr bald unter den Methodisten neue Spaltungen entstanden? Ein Wesley war Calvinist, der andere Universatist, und die Herrnhuter waren auch nicht nach ihrem Sinne. Whitfield ist parteiloser als Hr. Th., indem jener S. 209 „die Thorheiten seiner unerfahrenen Jugend" selbst nicht verhehlt; „ein ehrlicher Mann" zu sein, ist erst eine Seite eines evangelischen Geistlichen; Hr. Th. scheint aber wirklich zu glauben, der oft wilde Eifer des Bußpredigers und das Staunen und die Erschütterungen der ihn umgebenden Menge, einige Einbildungen und etwas räthselhafte Vorgänge, die Gabe, den ganzen Tag loszudonnern, seien vollkommene Legitimationen eines höher erleuchteten Lehrers. Die Methodisten rüttelten allerdings auch die faulen Bischöfe auf, aber die Worte des Londoner Gibson, die übernatürlichen Gnadenwirkungen betreffend, sollten alle Freunde solcher Ansichten bedenken. Könnte auch wol England bestehen, wenn sich die Matrosen wie hier einer (S. 199) durch W. von dem Seegeschäft abbringen ließen? Und das Urevangelium lehrt nicht: „alle Ihre Unglücksfälle sind die Frucht Ihres Ungehorsams", nämlich der gute Mensch wollte nicht Missionnair werden.

44.

Literarische Notizen.

„Souvenirs d'un historien", Berichte über Reisen in der Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien, mit geschichtlichen und politischen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand dieser Länder von Capefigue, in zwei Bänden, werden angekündigt. Derselbe hat auch eine geschichtliche Einleitung zu „La Russie pendant les guerres de l'empire" geschrieben, das ebenfalls nächstens in zwei Bänden herauskommen wird.

Nisard veranstaltet unter Mitwirkung von Villemain, Aug. und Am. Thierry, A. Carrel, Chateaubriand, Letronne, St.-Marc-Girardin, Ch. Nodier u. s. w., eine „Histoire et description des principales villes de l'Europe", mit Stahlstichen und Holzschnitten. Das ganze Werk ist mit 30 Bänden in 4. vollständig, jeder Band wird 15—20 Lieferungen umfassen, zu 4 Bogen mit einem Stahlstich und dem in den Text gedruckten Holzschnitten. Vom 9. Mai an kommt wöchentlich eine solche Lieferung heraus. Es ist die Veranstaltung getroffen, daß die Beschreibung jeder Stadt auch einzeln zu haben ist.

Angekündigt wird: „La maison de l'ange ou le mal du siècle", von Felix Davin in zwei Bänden.

„Promenades d'un artiste en Hollande, en Belgique, en Allemagne, en Suisse, en Italie, en France etc.", zusammen sechs Medianbände mit 150 Kupfern nach Zeichnungen von Stanfield und Turner, werden vom 1. April an in Lieferungen zu einem Bogen und einem Kupfer, alle fünf Tage eine, ausgegeben.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 148. — 28. Mai 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.*)

18. C. A. Tiedge's Werke. Herausgegeben von A. G. Eberhard. Neuntes und zehntes Bändchen. Auch unter dem Titel: Wanderungen durch den Markt des Lebens. Zwei Bändchen. Halle, Renger. 1833. 16. 16 Gr.

Wenn wir an der Hand eines erfahrenen, freundlichen Greises durch des Lebens Marktgewühl geleitet werden und uns von ihm Individuen, Corporationen, Sitten, Zustände, sociale Verhältnisse und Einrichtungen schildern lassen, so sind wir wenigstens sicher vor jenen einseitigen Ansichten, Uebertreibungen, überschwenglichem Bombast and leeren Declamationen, mit denen die Jugend, die so schnell fertig ist mit dem Wort, uns zu überschütten pflegt. Der Greis beobachtet ruhiger, urtheilt besonnener; sein philosophisches System, zu welchem ihm das entschwundene Leben Prämissen und Baumaterial gab, ist abgeschlossen, und so bleibt er im Kreise und gehalten. Nur sind wir bei ihm vor einer andern Unannehmlichkeit nicht sicher; er verfällt leicht in den, höhern Lebensjahren so gewöhnlichen Fehler, ein laudator acti temporis zu werden, und man kann sich schon vor dem Lesen seiner Schilderung der Besorgniß nicht erwehren, er werde uns eine Schale jenes Weins reichen, aus welchem, nach einem Ausdruck Shakspeare's, der Wein abgezogen und nur die Hefe geblieben ist. Der hochachtbare Dichtergreis, der uns hier durch das bewegte Marktgewühl des Lebens führt, in dessen Silberlocken der säcularische Lorber noch lange grünen möge, gehört glücklicherweise nicht in die Kategorie der Bewunderer der Vergangenheit, obwol, wie er selbst sagt, das Vormals und nicht das Jetzt der Gegenstand seiner Lehren und Schilderungen ist, und was die Beschaffenheit des Quells anbelangt, den er ausströmen läßt, so glüht und schäumt zwar in selbigem nicht das erste oder frühere Jugendfeuer, aber er steigt doch in einem klaren Silberfaden empor und ist weder salz- noch geräuschlos; ja, wir werden zur Bewunderung hingerissen, wenn wir die Lebendigkeit und Frische in einigen Stellen des Büchleins wahrnehmen. Ueberhaupt gleicht der Dichter hier dem Plato, der aus dem Tempel der Musen in die Hallen der Weisheit trat, um zu lehren; denn wir müssen das hier Gegebene in das Gebiet der didaktischen Poesie verweisen. Folgen wir ihm und richten unsere Blicke auf Das, was er uns sehen läßt. Nach einer humoristischen Zueignung an den Wegweiser von H., die, aufrichtig gestanden, in einem Tone geschrieben ist, der dem sentimentalen Sänger der „Urania" nie gut stand, werden wir auf den „Markt des Goldes" geführt. Es ist ein guter Gedanke, daß dem beobachtenden Erzähler ein Führer zugesellt ist, der ihn nicht verläßt, und welcher da commentirt, belehrt und glossirt, wo es Jener nicht eben selbst thun mag. Auf diesem Geldmarkt nun

welch ein Leben!
Hin und her und her und hin!
Streben hier, dort Gegenstreben,
Oft recht sinnreich ohne Sinn,
Sah ich durcheinander schweben.

Da zeigt sich der alle seine Zauber ausstellende Götze Reichthum, die Farbenmischerin List und der blasse Neid. Leucippus ergießt sich in bange Klagen, daß er nur dreimal mehr hat, als er braucht; der hungernde Widulf wird sein eigner Bettler und nimmt mit weggewandtem Blick kümmerliche Gaben von seinem eignen Reichthum an. Hinter ihm lacht sein Erbe Randolf. Der Führer macht auf den Herrscher Hassun aufmerksam,

Der seine Fürstenmacht um ihre Pflicht betrog,
Als er das Blut der Unterthanen
Für Geld in fremde Hände wog;

und auf den Priester Heilson, einen Mann,

Der glauben heißt, was hohe Gönner wollen,
Daß niedre Menschen glauben sollen;
Nur heimlich glaubt er selbst sich nicht;
Doch dankt er dieser stillen Sünde
Die Ruhe seiner guten Pfründe
Und sein behaglich Angesicht.

Auf diesem Markt ist selbst Glaube, Liebe und Hoffnung feil. Die junge Dora wird zu Hymen's Altar geschleppt und ein Raub der Habgier. Groß, mächtig, mit glanzreichem, aber starrem Blick tritt eine Gottheit, das Glück, auf, haranguirt sich selbst mit vollen Backen. Lubin, durch des Glückes Gunst gehoben, preßt aus fremdem Jammer seinen Wein und schwelgt im kerzenhellen Saale mit seinen Gästen. Hier wird die Freundschaft Heuchelei, der Neid spitzt seine Pfeile, und der Pokal, mit geistigem Getränk gefüllt, ersetzt den Geist. Zur Milderung des Widrigen dieser Scene geht der Dichter in ein Land, wo bei einer Hungersnoth ein Wohlthäter der Menschheit seine Vorrathshäuser öffnet, um den Darbenden sein Brot zu brechen. Der Führer zeigt bei fortgesetzter Wanderung dem Schauenden jene bunt bemalten Blätter, mit denen Fortuna ihr launenhaftes Spiel treibt. Der Spieler Panolf stürzt über die Bühne, mit ihm sein Freund Corrin, der im Chor der Dienerschaft jenes großen Hauses steht, welches er selbst am Pharotisch verlor. Dort wird das Volk in der Thoren Paradiesgärtlein, der Hoffnung auf den Lottogewinst, geübt. Im Gedränge der Goldерstrebenden sehen wir auch die modernen Hippokraten, und recht hübsch sagt der weise Mentor:

Hier kannst du zwei Parteien sehen,
Die sich, verfolgerisch in Wort und That,
Einander gegenüber stehen:
Homöopath und Allopath.
Dort jen' Homöopathen greifen
Die Krankheit mit so leisen Kräften an,
Daß sie der Feind nicht merken kann;

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 87—90 d. Bl. D. Red.

Die Allopathen aber häufen
Die Arzeneienflut, die Krankheit zu ersäufen;
Wol oft erleben sie alsdann,
Daß solch ein Unhold schwimmen kann.

Mesmer's und seiner Jünger Treiben wird nicht vergessen, wobei es zuletzt heißt:

Der steinerne Magnet zieht Eisen,
Der feine, thierische zieht Gold.

Dann wird ein Blick auf jene richterlichen Leute geworfen, die das Gesetz gelehrt und kunstreich deuten; ferner auch auf jene glanzumstrahlten Männer, die im Heiligthum der Staatsweisheit walten und bei denen oft Alles feil ist. Der verschmitzte Adam Squenz verkauft einem solchen Mann seinen Kopf, um recht gut zu essen. Mit geharnischten Worten werden Verhältnisse zwischen Volk und Regenten besprochen und mit einem wohlersonnenen Apolog aus der Fabelwelt beschlossen. Bild Arar's, der im Hinwurf eines Federzugs Tausender Heil hartherzig untergehen läßt und an die Stirn des offenen Betrugs den Namen seines Fürsten stellt; ihm gegenüber wird Pitt's Bild gemalt. Eine arge Scene stellt sich nun dem Blicke dar:

In jenem Winkel dort, bei matterm Kerzenschein,
Da wird ein Volk für eine Schäferstunde,
Dann hier ein andres für — ich weiß nicht was — verkauft.
So geht der Handel fort, den die befoldne Kunde
Der Staatszeitung mit großen Namen tauft.

Kleine Excursionen politischer Art, über Völkerrecht und Polens Theilung. Man bricht in ein lautes Gelächter aus, da ein kleiner Mann den Göttern der Erde ein Buch zum ewigen Frieden anbietet und anempfiehlt. Damit schließt das erste Buch.

Im zweiten wandern wir durch den „Markt der Ehre". Daß hier einige schon dagewesene Gestalten wiederauftreten, ist erklärlich; zuerst erscheint das Kind der Eitelkeit und des Wahns, die Mode, deren Bild recht wacker und frisch gezeichnet ist. Unmittelbar nach ihr schreitet ein Fremdling über die Bühne; aber es ist ein ehrlicher Deutscher, der sich nur ins Gallische übersetzt hat:

Er stammelt Deutsch, das ist, er bringet Fetzen
Der väterlichen Sitt' und Sprache dem Altar
Des gallischen, schlecht nachgemachten Götzen
Mit vornehm eitler Miene dar.

Weiterhin fällt beiden Wanderern eine weibliche Gestalt ins Auge:

Der Fürst, entzückt vom frischen Reiz der Jugendblüte,
Hob sie zu einer Würd' empor,
In der ein Jeder viel, sie selber nichts erkennt
Von ihrer früheren Natur,
Sie ist so eine Pompadour,
Ein Wesen, das kein deutsches Wort uns nennt.
In Allem, was sie spricht und thut,
Erscheint der rohe Uebermuth,
Was sich ihr naht, hinabzudrücken u. s. w.

Nicht minder gut als diese Figur nehmen sich die Männer aus, die im Schatten ihrer Stammbäume stolz auf- und abwandeln und unverdient die Früchte der Ehre in ihren Schoos fallen lassen. Doch unter ihnen sind auch Solche, die der Ahnenschaft Ehre machen: Hutten, Münchhausen, Stein. Leider werden sie durch einen Erbhelden mit blitzendem Degen und Federhut verdrängt, dessen erstes und letztes Wort Ehre ist. Hart auf ihn folgt ein Anderer, der seine Nase im Zweikampf verlor, mit diesem Verlust aber seine Ehre wiedererkaufte und herstellte. Unsers Nationalfehlers, der Titelsucht, wird nicht vergessen:

So flattern, lächelt hier ein Spötter,
Recht schön verzierte Titelblätter
Auf diesem Markte her und hin.
Und bringt in einen solchen Titel
Der Ehrenmann aus eignem Mittel
Nun keinen Inhalt, keinen Sinn,
Dann freilich geht ein langer Titel
So hohl wie ein Gespenst dahin,
Und zürnt, wenn wir mit jenem kalten Schweigen
Des Blicks nicht tief genug vor dem Gespenst uns neigen.

Die Speichellecker und Rauchfaßschwinger eitler Despoten, die Repräsentanten der Gewalt und Erdenhoheit erscheinen als Untergötter mit leerem Haupt in prunkender Gestalt. Der schon dagewesene Lubin wuchert hier um die Ehre wie dort um Geld, nicht minder Heilson, der gold- und ehrdürstige Pfaff, der listige Adam Squenz, der staatskluge Arar! Wie leuchtet dagegen Bernstorff's heiliger Name! Natürlich huscht und fliegt auch durch diesen Markt das dumme, tappende Glück. Es baut einen Glanzthron aus Länderraub, der hier trefflich geschildert ist und wobei Napoleon gewaltig mitgenommen wird; dabei ist die Rede von den kleinen Großtyrannen, die sich vom Fett der Unterthanen mästen und ihre Kinder als Sklaven verschachern. Dies führt zu einem lebendig-treuen Gemälde einer Volksempörung. Jetzt verlassen jedoch beide Schauer das Reich dunkler Mächte und wenden ihre Blicke auf ein edles Fürstenhaus, das zwar Romas Satzungen ehrt, aber voll Freisinn jede Jesuitenzunft haßt und gegen alle Unterthanen, sie mögen „Ave Maria" beten, oder „Eine feste Burg ist unser Gott" singen, sich als Vater zeigt. Saxonia ist das Land, wo dieses Haupt strahlt, und dieser blühenden Saxonia wird das durch Tyrannei verwüstete Lusitanien entgegengestellt. Wiederum den Blick wendend von Lusitanien, fällt er auf einen großen Sohn seiner Zeit, den Verkünder des wahren Königthums, auf Friedrich. Scharfer Gegensatz des Lichts, welches er verbreitete, mit der Schreckensnacht, die Napoleon herbeiführte. Des Letztern Sturz, die Schilderung seines Felseneilands und seines Endes leiten zu Reflexionen über den Krieg und zu den Kämpfen des heiligen Krieges, wo die Namen Bülow, Blücher, Scharnhorst, Kleist, Schwarzenberg, Ostermann und Colloredo hellleuchtend über den Ehrenmarkt hinstrahlen. Ihr Andenken führt die Schritte auf den „Markt des Ruhms", dessen Durchwanderung im dritten Abschnitte erzählt wird. Wir werden zunächst auf den Markt der Gedanken, in den Verkehr der Weisheit versetzt. Hier fragt der Geführte:

Doch was sollen jene Schranken
Und die Schrankenmänner dort?
Das, sprach mein Führer, sind die Wächter der Gedanken,
Und abgewiesen wird sofort
Ein jedes freie, kühne Wort;
Denn mancher Staat hat kein Gewissen,
Und hat er etwa scheinbar eins,
So ist es wie ein Brief verjährter Schuld zerrissen
Und mehr nicht werth als gänzlich keins.
Dies zu erfahren, kann ein gutes Volk entbehren,
Es zu empfinden ist genug;
Nun ist ein jeder Staat so klug,
Das laute Denken abzuwehren,
Drum müssen dort die Wächter stehn.
Da werden nun, um desto strenger
Im Schrankendienst zu sein, die Männer ausersehn,
Die unparteilich, frei und nicht in gar zu enger
Verwandtschaft mit den Musen stehn.

Den wuchernden Buchhändler beschreibt der Führer also:

Der Mann,
Der dort umher so vornehm wandelt,
Der ist ein Sosius, von Schriftlern stets umkreist;
Er pflegt den eignen Leib und handelt
Auf diesem Markt mit fremdem Geist.
Der Mann ist nicht von dem Gelichter
Der Sünder, die so leicht den Undank sich verzeihn.
Der fromme Gellert gab ihm reichlich Brot und Wein;
Er gab dafür dem frommen Dichter
Dort auf dem Kirchhof einen Stein.

Die literarischen Freibeuter und ehrlosen Nachdrucker also:

Dann siehst du, sprach er weiter, um die Reihn
Der Buden hier gewandte Männer schweben,

Die gleich den Wespen von geraubtem Honig leben.
Was der Nichtkundige kaum glaubt:
Freibeuterei ist hier erlaubt.
Wir sehn dort jenen Schleicher wanken,
Der lauernd um die Buden schweift:
Die Weisheit reizt ihn nicht; er greift
Nur nach dem Geldwerth der Gedanken.
Das ist der edle Herr von Tratt,
Der sich, zwar eben nicht, doch reich gegriffen hat.
Vom Nachdruck schwitzen seine Pressen —
Der heißt nicht Räuber, der mit hoher Vollmacht raubt —;
Doch weil Herr Tratt — er ist zwar sehr vermessen —
Nicht recht ans Recht in solcher Vollmacht glaubt,
So will er denn doch kein gemeiner Sünder bleiben.
Mit etwas Würde nun hier sein Geschäft zu treiben,
So ließ der schlichte Tratt sich nun
Auf jenem Markt, der leicht auch wüsten Schädeln
Den Ehrenkranz verleiht, wie wild Gewächs veredeln.

Das Drängen und Lärmen um die Buden der Weisheit überzeugt den Beobachter, daß auch in diesem Gebiete der Krieg hause. Die Männer, sagt der Führer, die in den Wissenschaften und Künsten sich selbst das Richteramt verleihen, durchstreifen die langen Budenreihen, um Nachgericht zu halten und die Weisheit archontisch ab- und einzusetzen. Auch waltet da der Lobtauschhandel. Denn

Es spielt hier seine Duodramen
Pantil, der stark das Bücherwesen treibt;
Der Mann zertheilt sich in zwei Namen:
Der eine Name lobt Das, was der andre schreibt.

Das Bild der anonymen Kritiker und neidischen Autoren wird in einer artigen Fabel aufgestellt:

Es war die Aprilzeit — — — —
Da rauschten die Wälder, es grünten die Aenger,
Und Liebeshauch regte den Wurm und das Blatt.
Das Fest der Pallilien wurde begangen,
Da zogen die Stiere, mit Kränzen behangen,
Vom luftigen Anger zur lustigen Stadt;
Nun sah man sie brummend die Straßen durchwandern,
Da drehte schon Einer das Horn nach dem Andern,
Sie foderten grimmig und wild sich heraus
Und fraßen, daß Keiner verherrlicht mehr bleibe,
Einander die Kränze der Ehre vom Leibe;
Da lachten die müßigen Buben sie aus.

halb ironisch, halb wehmüthig wird auf eine Schar junger, bermüthiger Stagiriten hingewiesen, die mit lärmendem Dünkel Klopstock und Wieland ins Tollhaus weisen, auf die Parnaß-ionarchen, die heute gefürchtet und morgen entthront und ver-icht werden, auf das Treiben der Neuromantiker und Classi-er, die Göthianer und Nicht-Göthianer, die Anthologisten und Wortkrämer. Lessing, ein Stern erster Größe an Germaniens itischem Himmel, nicht minder der heitere Greis, der jeder Wissenschaft gewährt, was ihr gebührt, und Amalthea auf Alno's Auen führt. Das summende Geräusch der Xeniennach-mer leitet ihn zu den fixen Versmachern, deren Schreibselig-it sich uferlos ergießt. Klopstock's Lied ruht unter seinen rabcypressen; Apollo ruft das Wehe über den deutschen Par-iß aus, der in Verseleien untergeht und dessen Söhne nicht denken, was sie der frühern Zeit zu danken haben. Im edeln rn glüht des Dichters Gemüth auf gegen die neuesten Poet-n:

— — gemalte Feuerflammen,
Und Plattheit und Gedunsenheit,
Und Mattheit und Gemüthlichkeit
Bringt hier die Reimerei zusammen;
Doch ist die Flamme, die hier strahlt,
Mit Wasserfarben nur gemalt.
— — — — —
Die Muse soll der Lerche gleichen:
Sie singt und denket nicht dabei;
Gedankenleerheit ist das Zeichen
Der neuesten Poeterei.
Vernimm hier einen ihrer ersten Sterne!
Die Jünger um ihn her, ein voller Liederkranz;
Er singet ihnen vor: Gedanken stehen ferne;
Ich bin Gefühl, Empfindung ganz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom im Jahre 1833. Mit einem Grundriß der Stadt Rom. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Schon so unzählige Male haben wir gelesen, wie hoch die Säulen des Pantheon seien, wie viel Bogen das Colosseum zähle, wo vermuthlich der Friedens- oder der Fortunatempel zu suchen sei, mit so unzähligen Kunsturtheilen über den Laokoon und die Transfiguration, mit so unerschöpflicher Begeisterung über das heilige Pflaster des Forums und den Riesenbau der Peterskirche sind wir überschüttet worden, so oft schon haben wir Klagelieder über die gestorbene Größe der ewigen Stadt und die Geistesdespotie hören müssen, die dort ihren Thron errichtet, daß es wahrhafte Freude macht, einmal ein Büchlein vom Tiberstrande zu erhalten, in dem von allen diesen hochtönenden, aber etwas abgedroschenen Dingen gar nicht, desto mehr aber von mancherlei reinmenschlichen Angelegenheiten die Rede ist, die der alten Hauptstadt der Welt zwar nicht allein angehören, wol aber dort eine locale Gestaltung annehmen, die unser Interesse erweckt. Unsere Theilnahme an solchen Berichten wächst, wenn wir vernehmen, daß ihr Urheber auch nicht dem großen Heuschreckenschwarm flüchtiger Reisenden angehört, die, kaum wiederheimgekehrt, sich beeilen, was sie schief und unverständig aufgefaßt, unverdaut als Reisefrüchte dem Publicum zu bieten, sondern, daß er eine lange Reihe von Jahren, und zwar, wie dem Leser nicht entgehen kann, in höhern, vermuthlich in diplomatischen Verhältnissen, in Rom häuslich ansässig gewesen ist und diese Gelegenheit zu reiferer Beobachtung mit offenem, vorurtheilsfreiem Blicke benutzt hat. Der Präsident Dupaty sagt von der Peterskirche: „Il est impossible d'avoir ici des sentimens médiocres et des pensées communes", und so möchte mancher Leser wol auch meinen, es sei, wo nicht unmöglich, doch unziemlich, von Rom aus über Bediente, Leihämter und Küchenproducte zu schreiben. So wenig nun ein Gebildeter jene, mit allen großartigen Reminiscenzen zusammenhängende Aufregung verleugnen kann, wenn er in die Pforten Roms eintritt, ja, so gering wir von Dem denken werden, der in dieser Weltstadt nur einen, nach dem gewöhnlichen Maßstabe anderer Städte zu messenden Ort sieht, so werden wir doch einräumen müssen, daß jene überschwengliche Stimmung, wenn sie nicht zur Lüge werden soll, bei dem Beobachter sowol als bei dem Leser mit der Zeit einem ruhigern Gefühle wird weichen müssen, welches einer auf die Wirklichkeit und Gegenwart gewandten Richtung besonders günstig ist. Häufig wird sich alsdann ergeben, daß Wahrnehmungen, die auf den ersten Anblick im Vergleich mit jener vagen Begeisterung, kleinlich und unpoetisch erschienen, uns unerwartet eine classische Reminiscenz in einem neuen Lichte ins Leben treten lassen, welthistorische Ereignisse im Einzelnsten abspiegeln und überhaupt in der Gegenwart das Abbild und Ergebniß der vielbewegten Vorzeit erkennen lehren. Solcher Wahrnehmungen enthält nun das vorliegende Buch, durch das wir denn einmal erfahren, daß Rom nicht blos aus Ruinen, Kirchen und Palästen besteht, und nicht allein mit Statuen und Lohnbedienten bevölkert ist, eine ziemliche Anzahl. Mit großem Geschick erläutert der Verf. gleich in den ersten Abschnitten die Räumlichkeit der bewohnten Stellen und ihre Vertheilung unter verschiedene Classen von Einwohnern aus den großen Begebenheiten, die, über Rom hinziehend, allmälig seine Gestalt verändert haben. In der Bevölkerung im Allgemeinen und im römischen Adel insbesondere weist er die verschiedenen, immer neu zuströmenden Elemente nach, die nach so manchem Jahrhundert

der Vermischung auch dem Forscher, der am geneigtsten wäre, an unmittelbare Abstammung von den alten Weltbeherrschern zu glauben, dennoch jeden Tropfen römischen Blutes bis ins Unendliche verdünnt erscheinen lassen müßten. Zugleich macht er aber auch den gewaltigen geistigen Einfluß des Bodens geltend, der mit seinen Alles überflügelnden Traditionen bald auch den Fremdesten sich zu eigen macht und trotz des fremdartigen Blutes eine Anknüpfung an das Alterthum bewirkt, wie sie auch bei der unvermischtesten Abstammung anderwärts nirgend zu finden ist. Eine Aufzählung mancher äußerlichen Aehnlichkeiten mit Sitten und Gewohnheiten des Alterthums bietet der Verf. unter der Ueberschrift „Anmahnungen an das alte Rom", und noch manche andere Züge des neurömischen Nationalcharakters, die wir unter „Romanesco", „Begegnungen", „Gleichheit", und sonst noch vielfach aufgezeichnet finden, stellen uns die knechtischen Herren der Welt aus der Kaiserzeit leibhaftig vor die Augen.

Auf der andern Seite spiegeln sich die krummen Wege und vielfachen Intriguen, die seltsamen Eigenthümlichkeiten, aber auch die christlichen Einwirkungen des geistlichen Wahlregiments in den Capiteln: „Adel", „Mittelstand", „Advocaten", „Hospitale", „Bettler", „Dienerschaft", „Venia verbo" u. s. w., auf das Anschaulichste und Ergötzlichste.

Sollten wir Eins tadeln, so wäre es die gewisse Höhe der Allgemeinheit, in welcher der Verf. seine Bemerkungen mehr als Abstractionen, denn als unmittelbare Wahrnehmungen des Lebens baut, diese, vielleicht durch des Verf. gesellschaftliche Stellung bedingte Vornehmheit, mit welcher er das römische Volk mehr von außen beschaut und nach den Relationen Anderer beurtheilt, als sich selber unter die muntern Gruppen des Monte testaccio mischt. Wir sind überzeugt, daß wenn einer unserer mehr romanisirten Landsleute, der sich allwöchentlich Tage lang in der Campagna mit römischen Jägern auf der Fährte des Wildes herumzutreiben pflegt, der in einzelnen Familien eingewohnt, seit Jahren an allen ihren Interessen unmittelbar Theil genommen, dessen Einhäusigkeit die Römer, mit denen er verkehrt, allmälig hat vergessen machen, daß er ein Fremder sei; wir sind überzeugt, daß, wenn ein solcher uns ein ähnliches Bild römischen Lebens und Treibens böte, dasselbe nicht nur um Vieles lebendiger und farbenfrischer, sondern im Ganzen auch günstiger für die Römer ausfallen würde als das gegenwärtige. Aber leider, je mehr wir uns mit dem Gegenstand unserer Beobachtung identificirt haben, desto weniger sind wir geneigt, wieder aus ihm herauszutreten, um ihn zu überschauen und darzustellen.

Was wir nun vermissen, das ist insbesondere eine Veranschaulichung der allgemeinen Angaben durch einzelne, aus unmittelbarer Anschauung gegriffene Gruppen und Scenen, etwa in der Weise der radirten Blätter von Pinelli, nur minder als diese nach antiker Schönheit gemodelt, oder der Carnevalsscenen des Hrn. von Mörner. Ferner hätten wir gewünscht, im Gegensatze gegen die manchen Schilderungen von Straße, Kirche und Kaffeehaus, auf der einen Seite tiefer in das Innere des Familienlebens und der unsern Sitten oft gar fremden Hebel, welche dasselbe bewegen, einzudringen; auf der andern Seite aber genauer zu erkennen, wie die großen Interessen der Zeit, wie Religion und Politik in der Gesinnung der Römer sich gebrochen und umgestaltet haben. Eben das völlige Schweigen des Verf. über den merkwürdigen Gegensatz zwischen Rom und den Provinzen, wie er sich im J. 1831 offenbarte, der gänzliche Mangel an Schilderungen von jenen belebten Scenen leidenschaftlicher Anhänglichkeit an den fast von allen seinen geistlichen und weltlichen Untergebenen verleugneten Kirchenfürsten ließ uns oben vermuthen, daß die Stellung des Verf. ihm vielleicht diplomatische Rücksichten auferlegt haben möge, die eben hier seinem Buche gewiß nicht zum Vortheil gereichten. Endlich bedauern wir, daß dem abgeschliffenern Römer gegenüber nicht auch die scharfen und interessanten Contouren des Campagnarols und Bergbewohners auf die Scene gebracht sind, wie wir sie in den bekannten Schriften von Wilh. Müller und Chateauvieux skizzirt finden.

Der beigefügte Plan von Rom bietet mit der bekannten Präcision und weisen Oekonomie der Arbeiten des geographischen Institutes in München vielleicht mehr Einzelnheiten, als man sonst wol auf bedeutend größern Grundrissen zu finden pflegt. Ob indeß die Häufung verschiedentlicher Zeichen nicht der Uebersichtlichkeit Eintrag thut, das möge der Gebrauch an Ort und Stelle entscheiden. 137.

Literarische Notizen.

Die von der französischen Regierung für die Veröffentlichung der Manuscripte Champollion's des Jüngern ernannte Commission hat kürzlich den Ministern des Innern und des Cultus die erste Lieferung der „Monumens de l'Egypte et de la Nubie" vorgelegt. Niemand wird leugnen, daß dies Werk für das Studium der alten Geschichte von Wichtigkeit ist, wenngleich spätere Alterthumsforscher darin Vieles berichtigen werden, und der mäßige Preis desselben wird es für die meisten Gelehrten und Künstler zugänglich machen. Die Namen der Beauftragten: Sylvestre de Sacy, Graf Clarac, Letronne, Champollion-Figeac, Ch. Lenormand, Biot und Huyot und des Zeichners Dubois bürgen für die bei Herstellung der hieroglyphischen Texte und Zeichnungen angewandte Sorgfalt.

Unter dem Titel: „Die Gitanos" von Camille Lermontier ist ein Roman erschienen, worin die Sitten und die pittoreske Lebensweise dieses Nomadenvolks mit großer Treue geschildert sind.

Zwei Priester von dem Missionsseminar zu Paris, Nozet und Bardouit, sind am 24. April nach Ostindien abgereist, nachdem sie vorher mit großem Fleiß die englische und hindostanische Sprache erlernt hatten. Sie werden sich in Nantes auf dem „Modeste" nach Pondichery, der Residenz des apostolischen Vicars, einschiffen, dort sich einige Zeit zur Erlernung neuer indischer Dialekte aufhalten und dann nach ihren Bestimmungen, um die Heidenvölker Ostindiens zu bekehren, abgehen.

Bei Heurteauville (Departement der untern Seine) unweit des Waldes von Brothonne hat man abermals einen Fund von Alterthümern gethan. Sie fanden sich neun Fuß tief in torfigem Boden und bestehen aus celtischen Geräthschaften, Waffen, Vasen und bleiernen Platten. Sie sind dem Museum der Alterthümer geschenkt worden.

Die erste Ausgabe des Virgil, welche vor mehren Jahren in einem schwäbischen Kloster gefunden und von einem Engländer den Mönchen für sechs Guineen abgekauft wurde, kostet ihrem gegenwärtigen Besitzer, einem reichen englischen Lord, nicht weniger als 10,000 Francs.

Die Faculté des lettres hat ihren Lehrcursus für das Sommersemester in der Sorbonne den 25. April eröffnet. Die interessantesten Vorlesungen sind: Patin (Professor der lateinischen Poesie), Geschichte der römischen Komödie im 6. und 7. Jahrhundert; Geruzez (Professor der französischen Beredtsamkeit) Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert; St.-Marc-Girardin (Professor der französischen Poesie), Geschichte der französischen Literatur von Voltaire bis auf die Gegenwart; Poret (Professor der Philosophie), über das System des Aristoteles; Jouffroy, über die vorzüglichsten neuern philosophischen Systeme und ihren Einfluß auf das Naturrecht. 15[illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

Andere quälen sich und ihre Phantasie ab, um zu des Ebro Wellen hinzuschweben und dort sein herrliches Naß zu schöpfen. Dem ungereimten Sinn soll das gereimte Wort helfen, und die arme Sprache muß im spanischen Getön erklingen, sie mag wollen oder nicht; aber ihr Element bleibt doch immer Nebel und Kälte. Ein schmerzlicher Blick auf Novalis, von dem es heißt:

> Er, Novalis, der Edle, lehrte
> Hier bei den Aftermusen ein.
> Wie hatte seiner sich die Stelzenzeit bemeistert!
> So sah er denn, von ihr begeistert,
> „Daß nächtlich seine Seel' im Schlaf der Leib verdaut,
> Sie wiederum erzeugt und wiederum verdaut",
> Jedoch Verzeihung ihr, der liebevollen Seele,
> Wenn sie verlockt vom Ruf des Tages wird;
> In welche Wüsten dann ihr Flug sich auch verirrt,
> Sie bleibt doch immer Philomele.

Sich losreißend vom elegischen Gewimmer der Mondscheindichter, wo die Ungereimheit ihre Qualen und Wonnen weint und reimt, treten beide Schauer in das Gebiet des Klinggedichts, über welches natürlich hier auch der Stab gebrochen wird. Der satirische Witzjäger, der seine Waare, selbst am meisten lachend, zu Markte bringt, lacht größtentheils allein. Im Gegensatz von ihm schleppt der Frömmler seine Siebensachen herbei, um Jakob Böhme's u. s. w. aufgeputzte Träume feilzubieten; ihm zur Seite hinkt auf seinem Krückenreim der finstere Aberglaube. Die alten Heldenlieder sind längst verklungen; die neuen Homeriden sprechen sich auf unserm Blättermarkt in jenen grauen Blättern aus, die aus dunkeln Pressen hervorgehen. Nachdem eine Reimanstalt beschaut und tüchtig belacht ist, wird die Bühne gemustert. Und was gibt und bietet sie? ein flaches, geputztes Alltagswiedersehen. Von dem brausenden Tongewühl unserer Opern ist der Geist echter Harmonie mit Naumann's, Gluck's und Mozart's Geist wie eine verscheuchte Philomele ins Paradies geflohen. Man ruft, da es mit dem Tongelärm nicht gelingen will, des Malerpinsels Kunst an, und doch wird gegähnt. Man ruft das Schicksal mit seinen Schrecken aus der öden Nacht des Chaos; man versetzt den Schauenden in kalte Schauer und nennt das ein Trauerspiel; Todte erweckend, ruft man Shakspeare's Geist hervor — und was frommt's? Ach, bis zur Meisterschaft vollendet, zeigt sich doch nur Unnatur! Wir referiren hier treu, was wir finden, ohne bis jetzt nur eine Bemerkung eingefügt zu haben, und werden es weiter thun; dennoch fragen wir hier: Spielt dem edeln Dichternestor, dem Zögling des vorigen Jahrhunderts, die senile Uebellaune hier nicht dennoch einen kleinen Streich?) Doch er lenkt ein. Die Namen Max, Thekla, Tell, Tasso, Iphigenia, Nathan und Emilia strahlen wie tröstende Sterne in die Bühnennacht; Klinger, Gerstenberg, Leisewitz und Weiße (?) reihen sich an.

Der gefällige Mentor und Glossator führt hierauf zu dem Markte der Phantasie nicht geschehener Geschichte. Die Räuberromane, Feenmärchen, Novellen und romantischen Gebilde der Zeit werden perlustrirt und — ziemlich schnöde behandelt; nur „Hermann und Dorothea", „Luise" von Voß werden als holde Kinder der Natur dargestellt; „Hannchen und die Küchlein", des edeln Dänen Alpenrosenkränze, Wieland's heitere Laute, Thümmel's „Wilhelmine", Musäus, Hoffmann's wunderreiche Arabeskenphantasie, Tieck, Zschokke, Klinger, Jean Paul, Haller, Kleist, Zachariä, Withof, Flemming, Ramler, Elisa und Hagedorn erhalten ihre Denksteine. Dann geht er an der Hand der Erinnerung in die Heimat und beschwört all die versunkenen Gestalten seines Lebensfrühlings hervor: Gleim, Heinse, Klamer Schmidt, Michaelis, Jacobi und Lichtwer. Er tritt alsdann in den Eichenhain Klopstock's, in den Sagenwald Herder's, in Kosegarten's Ossian'sche Hallen und weint an Gellert's, Weiße's, Gerstenberg's und Gotter's Urnen. Bürger, der Volkssänger, das ungleiche gräfliche Brüderpaar, von denen der Eine träumt, der Andere philosophirt, Pfeffel, Schubert, Voß, Seume, Matthisson, Salis und Stägemann werden mit leichten, kräftigen Federzügen charakterisirt; Platen, Uhland, Heinrich Kleist, Fouqué, Wilhelm Müller und Göckingk empfangen von ihm auf dem Markte des Ruhms ihre verdienten Kränze. Den Raum dieses Marktes dehnt jedoch der Dichter so weit aus, daß er der Schilderung desselben auch das vierte Buch weiht. Wir müssen, sagt der Führer

> nun einmal zu andern
> Kunstwerken und Kunststücken fort!
> Wir haben bis zum Handelsort
> Der neuesten Vernunft nicht weit zu wandern;
> Viel Abenteuer gibt es dort.

So sehen wir uns denn auf das fehdevolle Gebiet philosophischer Schulgezänke versetzt, wo das letzte Wort selten das beste ist. Recht lebendig sind die Kämpfe dargestellt, und wenn die verschiedenen Schulen auch nicht mit Namen genannt werden, so lassen sie sich doch leicht durch den allegorischen Schleier der Dichtung an den Systemworten und Schiboleths erkennen, unter welchen der Dichter sie andeutet. Aus den Hallen der Philosophie geht's dann in die Tempel der Christen. Die Licht- und Dunkelmänner treten auf. Der echte Christussinn wird mit hellen Farben und auch von S. 167—177 durch eine historische Dichtung aus der Urzeit des Christenthums gemalt. Die theologische, pädagogische und politische Büchermacherei und deren Krambuden werden nun zierlich aufgebaut und mit der Fackel ruhiger Kritik beleuchtet. Von der Kunst, in Bezug auf welche gefragt wird, ob sie frei sei, sagt der Führer:

> Sie konnte nicht dahinten bleiben;
> Sie dient der Eitelkeit, dem Wahn, der Schmeichelei.
> Auch ist mit ihr und von ihr zum Betäuben
> Ein gar zu widriges Geschrei.

Fürwahr! die neusten Zeiten treiben
Viel Künste, wenig Kunst und viel Kunstkennerei.
Die Kunst, die sich durch sich belohnte,
Die Würdige, die feierlich und hehr
In Tempeln, göttlich selbst, bei ihren Göttern wohnte,
Sank tief herab zu niedrigem Verkehr;
Sie muß, wie einem bösen Fluche
Dahingegeben, sich entweihn,
Thürsteherin von jedem schlechten Buche
Auf unserm Schriftenmarkte sein.

Die Musen laufen in unsern Tagen umher, um uns mit Taschenwerken zu segnen und zu überschütten; man treibt dabei einen bedeutenden Handel mit Monatsfrüchten, ein chronisches Uebel, an welchem wir kranken. Die Wanderer durchfliegen die jetzigen Uebersetzungsfabriken, und in niedern Buden wird ein großer Autor in kleine Bissen zerlegt und den Gästen vorgesetzt, und solche Bissen nennt man des Autors Geist, und endlich empfangen die unwissenden, dünkelvollen Kunst- und Wissenschaftsprotectoren die verdiente Züchtigung. Der letzte Abschnitt setzt den wahren Weisen den ihnen gebührenden Denkstein und streut Blumen dankbarer Erinnerung auf ihr Grab. Indem die Schmeichelei, mag sie an Katheder oder Throne treten, gebrandmarkt wird, macht der Dichter dem Herzen noch einmal Luft, indem er die ganze Flut der Entrüstung über den Mann ausgießt, von welchem er sagt, er habe durch blutige Thaten der Willkür und Tyrannei das Recht verwirkt, zu dem ehrwürdigen Kreise der Herrscher zu gehören; und um vielleicht seine Entrüstung zu entschuldigen, sagt er, jener Eroberer stelle eine Abnormität dar, und deshalb sei er nach der Ansicht einer berühmten Philosophie ohne alles Dasein, und gegen ein Nichtdasein finde keine Versündigung statt. Der Führer verabschiedet sich nun, gibt aber dem Begleiteten vor dem Scheiden zu bedenken, er sei über Alles, Ruhm, Reichthum, Ehre und Glück, empört gewesen; er möge sich beruhigen, die Dinge in der Welt gehen lassen, wie sie eben gehen, und sich in die Einsamkeit zurückziehen. Ich stand nun da, so schließt das Ganze:

Unmuthvoll und voll Gedanken,
Daß ich so getäuscht mich sah;
Doch mit wem nun soll' ich zanken?
Wahrheit sucht' ich und Gehalt
Bei Gepräng' und Schimmerthaten,
Recht und Milde bei Gewalt,
Glaubte Dingen, die doch bald
Ihre Lügen selbst verrathen.
Heil erwartet' ich vom Glück. —
Ein Gebrannter scheut das Feuer:
Und so kauft' ich — freilich theuer —
Von dem Markte mich zurück.
Hier, wo endlich nun die Ruhe
Gern die sanfte Hand mir beut,
Die auf Alles, was ich thue,
Ihre Abendblumen streut;
Hier, wo Alles von mir scheidet,
Was den raschen Sinn empört:
O, hier leb' ich ungestört,
Ungekränkt und unbeneidet,
Nicht mehr fern von meiner Gruft,
Athme leicht, so wie die Luft,
Die da unter Rosen weidet,
Wie ein Hirt der kleinsten Flur,
Wo ich nichts vom Glück begehre,
Bet' ich, daß mein Alter nur
Nicht des Saitenspiels entbehre.
Hier, wo Alles, was ich litt,
Wie ein rauher Ton verklinget,
Naht die Freundschaft sich und bringet
Ihren stillen Himmel mit.
Wie ein Licht in dunkeln Fernen
Winkst, Elisa, du mir auf:
Unter deinen heil'gen Sternen
Wandelt meine Nacht herauf.

Wer sollte nach diesen Proben sich nicht geneigt fühlen, an der Hand des edeln Dichtergreises durch jenes Marktgewühl zu wandern?

19. Nachtklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, L. Kossarsky, A. Rebenstein. Berlin, Stuhr. 1854. 12. 12 Gr.

Bekanntlich behaupten einige Kritiker, Laura de Sade habe, trotz der drei Quartanten ihres geschwätzigen Vetters und Biographen, nie in Fleisch und Bein hier gewandelt und sei ein blosses Phantasiegeschöpf Petrarca's; ebenso wenig ist es entschieden, ob die schnöde Ungetreue, die in H. Heine's Gedichten ihr fratzenhaftes, gespenstiges Wesen treibt, nicht ein ähnliches Geschöpf sei; Beide, Heine und Petrarca, haben gleichwol berühmte Lieder auf ihre Schöne gemacht und beweisen, wenn der Vordersatz richtig ist, man könne eine Geliebte in schönen Versen besingen, ohne eine solche zu haben. Warum sollte es nun fünf Jünglingen nicht erlaubt sein und nicht gelingen, einer Bertha, die entweder nur in ihrer Phantasie lebt oder ihnen im Leben fern steht, einige anspruchlose Huldigungen zu Füßen zu legen? Diese Huldigungen und gereimten Galanterien, und nichts Anderes, sind, nach der Versicherung der fünf Troubadours in der Vorrede, der Inhalt des genannten Büchleins. Es entzieht sich einer strengen Kritik nicht blos deshalb, weil die meisten dieser Kleinigkeiten Stegreifdichtungen im strengsten Sinne des Worts sind, sondern auch, weil die Verf. auf einen zweiten (wir meinen passendern) Titel des Buches („Minnehof. Lieder für Bertha") die Worte gesetzt haben: „Manuscript für Freunde", und ein Manuscript ist weder für das größere Publicum noch für den Kunstrichter. Möge uns indessen dennoch die Licenz werden, die fünf Sänger mit einigen Worten zu charakterisiren. Ferdinand B. kleidet seine erotischen Tändeleien und netten Einfälle stets in das Gewand züchtiger Einfalt, und das Lied hält sich von seichter Ueberschwänglichkeit und hyperbolischer Manier fern. Eduard F. setzt uns hinsichtlich seiner Charakteristik in einige Verlegenheit; denn seine Lieder sehen den Ferdinand'schen so ähnlich wie ein Ei dem andern. Von seiner Weise eine Probe S. 36 „Verwandlungen":

Sie drückte sich schäkernd meine Mütze
In ihrer Locken braune Nacht
Und stemmte so trotzig den Arm in die Seite,
Und hat erröthend mich angelacht.
Du süßes Kind! Du bist verwandelt!
Auch ich verwandle mich geschwind:
Zum schönsten Mann bist du geworden,
Und ich — ich werde noch zum Kind!

Was sollen wir von Wilhelm J. sagen? Dieselbe Weise, dieselben Rhythmen, dieselben Gedankenspiele, dieselben [illegible]der, wie sie bei Ferdinand und Eduard sich finden. Selbst der Gedanke muß unwillkürlich uns kommen — sollte es nicht vielleicht nur Einer sein, der diese Lieder insgesammt gedichtet hat und den Leser oder die Bertha selbst mit den fünf erlogenen Namen mystificirt und etwas neckt? Der Ludwig, der freilich im Ganzen geringere Erfindungsgabe verräth, singt ja endlich: „Alle Gleich — Sind wir reich!" Auch Arno R. ist ein Geistesverwandter der Uebrigen und bestätigt die Vermuthung. Sind die Fünf aber nicht Einer, so haben sie wenigstens vereint ihre Lieder in eine und dieselbe Tonart gesetzt, und Nachklänge heißt das Buch nicht blos, weil die Lieder Nachklänge schöner Stunden sind, sondern auch weil sie in schönen Stunden strebten, die Nachklänge in Einklänge zu gestalten. Sie hätten auch das Buch erotisches Gedankenmagazin nennen können; denn es ist eine zierliche Rüstkammer Amor's, in welcher verliebte Gedanken, Genrebildchen, flüchtige Gefühle und Galanterien aufgespeichert sind, und aus welcher jeder wirklich Liebende Nahrung für seine Träume oder Stoff zu artigen Versen an die Erkorene in Fülle holen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutungen ihrer welthistorischen Bestimmung von Friedrich Wilhelm Carové. Hanau, Edler. 1834. Gr. 8. 1 Thlr.

Ueber die französische Revolution nachzudenken und sich ihre Ursachen zu vergegenwärtigen ist noch immer Veranlassung, da der ganze gegenwärtige Zustand von Europa und die neuesten Ereignisse aus ihrer Wurzel hervorgegangen. Unsern Verf. hat dazu der letzte Dynastienwechsel Frankreichs aufgeregt, und er wählte zum Motto seines Werks die Worte des Wechselgegners Chateaubriand: „Die französische Revolution kam nicht durch diesen oder jenen Menschen, dieses oder jenes Buch, sondern durch die Sachen. Sie war unvermeidlich, wovon Tausende sich noch nicht überzeugen wollen."

Da es der Sachen viele gibt, so ist die erwähnte Unvermeidlichkeit in einer Menge Ursachen nachzuweisen, wozu auch Menschen und Bücher gehören. Sagt man, die Revolution entsprang aus dem unruhigen, revolutionnairen Geiste, der noch fortwirkt, man hat Recht; aus der starren Widersetzlichkeit des Gegengeistes, man hat Recht; aus beiden zusammengenommen, man hat Recht; aus dem demokratischen Atheismus, man hat Recht; aus dem blinden Glauben des Hofes, man hat Recht; aus dem Volk, aus dem Adel, aus den Finanzen, aus der Religion, aus der Philosophie, man hat wieder Recht. Die Revolution ist ein Thema, worüber in die Weite geschrieben werden kann und geschrieben worden ist, ohne Unrecht zu haben.

Vorliegende Schrift will nun zu der Ueberzeugung hinführen, daß der große Revolutionskampf nur eine Fortsetzung des größern Kampfes war und ist, dessen Anfang in Frankreich bis tief in das 12. Jahrhundert hinaufreicht; wie er selbst den schmerzvollen, gewiß aber heilsamen Uebergang bildet vom phantastischen, aber rohkräftigen Mittelalter zu einer neuen, besonnen durchbildeten Zeit, von der alten, einseitig auf Gewalt und Autorität beruhenden, zu einer aus vernünftiger Erkenntniß und wohlwollender Freilassung wiedergeborenen Weltordnung, endlich von dem ununterbrochenen Kriege zwischen Bevorrechteten und rechtlosen Individuen, Familien, Ständen, Völkern, Rassen, zwischen Auserwählten und Verworfenen, zwischen herrschender Kirchen und unterdrückten Glaubensparteien, zwischen Kirche und Staat, eiserner Ueberlieferung und Wissenschaft zu einem auf den Grundlagen allgemeinen Rechts, wahrhafter Humanität und vernünftigen Gottesglaubens frei geschlossenen Frieden.

Eine schöne Idee, eine unsterbliche, nicht von gestern und heute, und der Kampf darüber laut Angabe schon im 12. Jahrhundert dagewesen. Warum aber zeigt die Geschichte nicht lauter ähnliche Revolutionen als die französische? Ref. hält sich an zwei Axiome, erstlich: ohne besondere Aufregung der Gemüther kommt keine Revolution; zweitens: gegen Kartätschen gelingt keine Revolution. Ist die erste vorhanden und fehlen die zweiten, so ist die Revolution immer da. Darum besteht die Sicherheitspolitik der Regierungen und Staaten darin, die erste zu verhüten und für die zweiten zu sorgen.

Wodurch die besondere Aufregung im Jahre 1789 entstanden, schildert der Verf. mit historischem Ueberblick. Das Mittelalter hatte eine doppelte Emanation, die eine vom römischen Katholicismus und Papste in unbedingter Herrschaft der Autorität mittels hierarchischer Stufenordnung für geistige Güter, die andere vom Könige mit ähnlicher Stufenordnung für weltliche Güter. Die geistliche Autorität artete aus; man suchte und fand Hülfe wider sie bei der weltlichen und suchte bei dem stärker gewordenen Selbstgefühl der letztern gegen deren Willkür eine Sicherstellung des Rechtszustandes. Daraus entsprang schon im 14. Jahrhundert eine Erweiterung der Stammverschiedenheit zur Nationalität, Steuerbewilligung durch den Bürgerstand, vom Adel und Klerus sich absondernde Rechtspflege, Verselbständigung des weltlichen Rechts gegen das geistliche, Bildung eines eignen Wehrstandes, Anerkennung der wissenschaftlich Gebildeten als einer der Geistlichkeit übergeordneten Macht. Marsilius von Padua sagte damals: Alles Dogma, Gesetz und Urtheil müsse Ausdruck des wahrhaft allgemeinen, sich zeitgemäß bestimmenden Glaubens und Willens sein.

Im 16. Jahrhundert standen für Frankreich noch beide Autoritäten, jedoch die geistliche durch die weltliche, und beide trachteten nach Unumschränktheit. Sie kamen dadurch in Kampf, achteten sich aber gegenseitig. Die Parlamente traten als ein neues Element dazwischen, wurden stärker in der öffentlichen Meinung. Der Kriticismus des 18. Jahrhunderts begann Alles zu untersuchen und gerieth in Conflict mit Kirche und Staat. Die daraus hervorgehende Macht der Philosophen war Wirkung und Mitursache des Sturzes der weltlichen und geistlichen Herrschaften, verbreitete unter alle Classen den Haß der willkürlichen Gewalt. Vergebens rief die Geistlichkeit um Hülfe gegen Schriften; sie wurden entweder gar nicht verboten oder unvollkommen. Der dritte Stand hob sich, trug mit Unwillen die ihm ausschließlich aufgebürdete Last der öffentlichen Abgaben. Dadurch wurden die bisherigen Lebensverhältnisse verrückt oder überspannt, Einheitsbande zerrissen oder aufgelöst, historische Autorität und raisonnirende Autonomie traten gegeneinander; der Krieg, welcher ausbrach, wird nur dann beendigt sein, wenn die Hof- und Adelsregierung durch repräsentative Vernunftherrschaft, Klerus und Autoritätskirche durch einen freien, wahrhaft allgemeinen Religionsverein ersetzt sein wird.

Die Stadien der französischen Revolution ordnen sich in der Art, daß die große Woche 1830 im Weltlichen den entschiedenen Sieg des neuen Princips und den wirklichen Aufgang einer bessern Zeit bezeichnet, im Geistlichen hingegen nur als Sterbenswoche, aber nicht als Siegeszeit eines neuen Princips zu betrachten ist. Revolution, Kaiserreich, Restauration sind die Epochen. Ludwig XVI. bereitete sein theilweises Widerstreben gegen die Emancipation des dritten Standes das Schicksal Karl I. „Unvermeidlich", sagt der Verf., „war die Zusammenberufung der Stände, unvermeidlich waren die welterschütternden Ereignisse, welche daraus hervorgingen. Nachdem die neue Staatsgewalt, die des dritten Standes, Besitz von ihrem historisch-legitimen Antheil an der Gesetzgebung genommen, ward sie durch den Widerstand der beiden andern Standschaften veranlaßt, sich reformatorisch über dieselben zu erheben und durch Widersetzlichkeit des Königs sich revolutionirend die höchste und alleinige Souverainetät beizulegen." Etwas zu wenig Rücksicht ist hierbei auf die Parteien genommen, welche fest entschlossen waren, die königliche Gewalt zu stürzen und sich zu diesem Zweck verbrüderten, alle Umstände benutzend.

Hat der Verf. aber auf diese Weise für unser obenerwähntes erstes Revolutionsaxiom hinreichende Aufschlüsse gegeben, daß also die Aufregung von 1789 in Frankreich nicht durch einzelne Schriften von Thomas Payne, Siéyes oder Reden von Mirabeau, sondern durch Gedanken und Dinge des Jahrhunderts zum Vorschein gekommen, so übergeht er gänzlich das zweite, von welchem doch Bonaparte die augenscheinlichste und wirksamste Anwendung gemacht, deshalb auch sich selber zum Alleinerben der Revolution eingesetzt. Ueberhaupt wollen Schriftsteller von diesem Argument des Geschehens und Unterbleibens wenig wissen, weil es ihren Beschäftigungen und Erwägungen zu fern liegt, und sie lieber mit großen Geistern und Ideen als mit großen physischen Mitteln Verkehr haben. Dennoch dürfen wir nur annehmen, Ludwig XVI. wäre militairisch gebildet gewesen, hätte nach seinem Regierungsantritt einen glücklichen Krieg geführt und bei den ersten Widersetzlichkeiten Kanonen und Bayonnete gebraucht, um den Ausbruch der Revolution höchst unwahrscheinlich zu finden. Mirabeau selbst erklärte, den Bayonneten weichen zu wollen, und bewährte dadurch eine ganz richtige Einsicht. Wenn Karl X. mit derselben Einsicht unterlag, so vergaß er, daß bei dem Gebrauch vorhandener Mittel der Brauchende zugegen sein, Alles sehen und lenken, auch nicht mit leeren Phantasien sich über das Vorhandene getäuscht haben muß. Hierin bestand gleich bei seinem ersten Auftreten das

Geschick und der Erfolg Napoleon's, den die Schriftsteller vermöge ihrer wunderlichen Ideologie noch immer nicht begreifen; sie werden vielmehr geneigt sein, die Besiegung der widerspenstigen Sectionen in Paris und den 18. Brumaire aus einem dialektischen Umschlagen der Begriffe herzuleiten, wodurch die Revolution zum Gegentheil Dessen werden müssen, was sie gewesen, und wovon Napoleon nur als die concret gewordene Gestalt hervorgetaucht. Die Restauration muß in diesem Fall gleichfalls aus einem Rückschlagen der Begriffe erklärt werden, und der frühe Winter in Rußland, der Untergang des ganzen französischen Heeres und seines Materials kommen dabei als physische Momente der innerlich nothwendigen und unvermeidlichen Begriffsdialektik in geringe Betrachtung.

Uns wundert fast, daß der Verf. von diesem Erklärungsschlüssel des Daseins der Welt und ihrer Begebenheiten wenig Gebrauch gemacht, da er doch von einer Ideenklitterung, als dem allgemeinsten Schema der göttlichen Logik, von Hegel's unsterblichem Ruhm, die ganze Sphäre des philosophischen Wissens durch die dem Object eigne Determination, Dialektik und speculative Idealität organisirt zu haben, redet, auch bemerkt: der Staat habe nur durch den Gegensatz gegen die Kirche, der in der Geschichte dialektisch umgeschlagen, sich zur Vernünftigkeit geläutert und das Bewußtsein derselben gewonnen (S. 180). Seine Darstellung wäre dann zwar allgemein unverständlicher, aber desto tiefer geworden. Statt dessen gibt er in faßlicherer Weise eine Andeutung der Resultate und der welthistorischen Bedeutung der französischen Revolution und nennt die letztere dichterisch mit de Maistre „die letzte vorbereitende Krise und Katastrophe, durch welche die Vorsehung das in den Weltlauf Eingezeichnete auslöscht, um Schöneres, Trefflicheres an dessen Stelle einzuschreiben". Nur zuweilen bricht das Hegel-Schema durch, wenn er von unserer Zeit behauptet: „Es wurde jetzt erst die göttliche Idee der universalen Weltordnung, oder richtiger eines durchgreifend geordneten Universums in ihrer heiligen Unverbrüchlichkeit, und das sie ergänzende Moment der unendlichen Persönlichkeit des Menschen, als des Gegenwurfs der gottpersönlichen Unendlichkeit, aus den Verhüllungen ans Licht gebracht, in welche sie eben jener Weltordnung gemäß sich gekleidet hatten." Stets wird ein besonderer Glaube erfodert, um anzunehmen, daß die Zeit, in welcher man lebt, lichtvoller und herrlicher sei als jede andere; doch soll man ihn billig Niemanden verkümmern, der davon erfüllt ist.

Und so wollen wir den Verf. über unsere Gegenwart vernehmen: Die weitest Fortgeschrittenen sind zur Anerkennung gewisser Principien gelangt, nämlich die Menschheit sei zur unbegrenzten Vervollkommnung mit freiem Kraftgebrauch bestimmt; der Menschen gemeinsame geistige, seelische und leibliche Natur sei ein untrennbares Wesen, diese müsse sich nach einer Alles durchdringenden, göttlichen Anordnung entwickeln, die Gewalt des Einzelnen diene nur diesem Weltplan, der sich zeitlich durch Entwickelungsstufen, räumlich durch eine allumfassende Oekonomie verwirkliche; dem Einzelnen liege ob, das Bestehende in seiner Wirklichkeit und seinen geschichtlichen Voraussetzungen zu erforschen, um aus beiden mittels der höchsten allgemeinen Ideen und Principien Dasjenige zu ermitteln, was grade jetzt und hier verwirklicht werden kann und soll. Diese höchsten Ideen sind: jeder Mensch müsse von Andern als Selbstzweck behandelt werden, die Wohlfahrt Aller sei durch dies Rechtsprincip bedingt, für solchen Zweck müsse das ganze menschliche Dasein zu einem ineinandergreifenden Systeme von Organismen gegliedert werden (Staat und Kirche); es sei die Realisation dieser Idee bedingt durch das immanente Gesetz der successiven Entwickelung und Sublimirung der menschlichen Natur und durch das eingeborene allgemeinste Bedürfniß der Freiheit als integrirendes Moment jeder Glückseligkeit und Bedingung jedes wahrhaft menschlichen Daseins. Hiernach gibt es vier Cardinalmomente der Humanität: Recht, Freiheit, Ordnung, Glückseligkeit; sie sind nur verschiedene Auffassungsweisen der einen wahrhaften Religion, welche bestimmt sind, zum Reich Gottes hinzuführen. Dadurch wird der Gegensatz des sogenannten göttlichen Rechts und des natürlichen versöhnt werden. Hauptbedingungen dafür sind freier Gedanken- und Menschenverkehr. Man wird aufhören, Symptome heilbringender Krisen für Krankheiten zu halten und sie auf äußerliche Weise gewaltsam unterdrücken zu wollen; ein Doppelirrthum wird verschwinden: die kleine Moral tödte die große, wie Mirabeau sagte, und Alles müsse der Staatsraison weichen, wie Wahl- und Erbherren der Völker sprechen. Man wird den bloßen Zufall und die bloße Gewaltherrschaft entfernen; Erziehung, Standeswahl und Religion, Eigenthum, Gewerbe, bürgerliches Recht hiernach einrichten, Oeffentlichkeit, Wahrheit, Schönheit und Liebe siegen lassen. Diese Wiedergeburt der Menschheit erfolgt auf demjenigen Grunde, welchen Christus durch Lehre und That bereits gelegt, welcher erst in der neuesten Zeit aus seinen theilweisen Verhüllungen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit ans Tageslicht gekommen. Wenn früher das Lebensprincip vereinzelt gewesen als Heiligkeit der Familie, der Erkenntniß, der Erdcultur, des Glaubens, des Schönen, des Rechts, der Gesinnung, des Eigenthums, der Ehe, der Ehre, des Gehorsams, so hat der Umschwung der neuesten Zeit die vernünftige freithätige Vereinigung aller dieser Principien zum Ziele. Die Idee eines allgemeinen Friedens führt dahin, und ist er selber als allen Völkern gemeinsame Bestimmung zur Darstellung einer einigen Menschheit, und diese wird alsdann, nach einem schönen Worte St.-Martin's, „das Gebet der Erde sein".

Amen, es geschehe also, und der Himmel stärke uns den Glauben, welcher jede Unzufriedenheit mit der Gegenwart verschwinden läßt und uns das Himmelreich nahe zeigt! Sind aber Alle im Besitz desselben, und ist er nicht ein Geschenk der Gnade? Ref. ist weit entfernt von der tadelsüchtigen Schmähung unserer Gegenwart im Vergleich mit frühern Zuständen und möchte diese nicht wiederherbeiwünschen; doch das Gemälde des Verf. hat fast keinen Schatten. Als Localfarben desselben finden sich in anziehender Weise eine Menge von Stellen verschiedener Schriftsteller durch das Buch zerstreut, selbst von Lamennais und der Simonisten, welche den Zweifler bekehren könnten. Dennoch fragt dieser, ob nicht Andere Anderes vorbringen und überhaupt in Büchern wie in der Welt nicht ebensoviel Schatten gefunden werde als Licht? Sei dem wie ihm wolle, so wird doch selbst der Ungläubige einräumen: die welthistorische Bedeutung und Bestimmung der französischen Revolution, abgesehen von ihren scheußlichen Ausartungen, ist keine andere als die beste, verglichen mit dem frühern Zustande Frankreichs und dem Napoleon'schen Regiment. Ein Glaube an dieses Beste ward erst möglich durch die Restauration und deren neueste Folgen, die sich mit dem guten Samen zu befreunden und das Unkraut zu ersticken haben. Kein Heil ist zu erwarten von Kriegen oder neuer Revolution, sondern nur von friedlicher Beruhigung und Entwickelung. Sie lasse sich hoffen von der gemäßigten Gesinnung der jetzt lebenden Lenker der Staaten und von — Staatsschulden. Das herrschend gewordene System der letztern gewährt eine wohlthätige Hemmung roher Gelüste und Begierden, verbindet Glück und Last der Völker, dämpft die Aufregung der Gemüther und lehrt sie überlegen und rechnen.

1.

Literarische Notizen.

Die „France maritime" enthält einen ausführlichen Artikel über die bei Aiguesmortes aufgefundene Galeere Ludwig's des Heiligen, nebst einem Plane der dortigen Umgebungen.

Von Theobald Walsh ist erschienen: „Voyage en Suisse, en Lombardie et en Piémont", eins von den Büchern, welche von Haus aus nicht an der Gunst des Publicums zweifeln dürfen.

130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

20. Rheinische Klänge und Wanderbilder. Neuere Gedichte und prosaische Aufsätze von Johann Heinrich Kaufmann. Koblenz. Auf Kosten des Verfassers.

Herr Kaufmann gibt hier das zweite Bändchen seiner poetischen Schöpfungen; denn ein dem obigen vorgedruckter Titel lautet: „Gedichte, Briefe und Tageblätter, von K. Zweites Bändchen." Er liebäugelt mit diesen Gedichten in einem Schlußsonett folgender Weise:

> Du heller Strahl aus meinem innern Leben,
> Du Sternbild schön verträumter Mitternächte,
> Du Bildersaal von edlerem Geschlechte,
> Wie kannst du mir so süße Wonne geben.
>
> Du willst im Leiden meine Brust erheben,
> Willst darthun, daß ich nur gewollt das Rechte,
> Daß niemals ich geliebt das Niedre, Schlechte:
> Nicht darf vor meinem Richter ich erbeben.
>
> So kommt denn an mein Herz, ihr süßen Lieder,
> Bewegt es sanft und lieblich, ihr Getreuen,
> Den schönsten Horen innig euch zu weihen.
>
> Noch seid ihr mein — noch blick' ich auf euch nieder,
> Noch fühl' ich eure Frische — Duft des Maien:
> Bald wird das ernste Schicksal euch zerstreuen!

Daß er seine Kindlein so unaussprechlich liebt und lobt, daß er auch mit dem lahmen Söhnchen oder dem einäugigen Töchterchen Mitleid, ja noch größeres Mitleid hat, ist die Herzensgeschichte der meisten poetischen Väter; daß auch sein Buch Leser und Beifall nickende Leser finden werde, geht schon aus dem nicht kurzen Pränumerantenverzeichniß und aus der Zahl der darin besungenen und beverselten Personen hervor; dessenungeachtet aber muß eine rein unparteiische, ruhig prüfende Kritik das Urtheil fällen: zwei Drittheile der Sammlung konnten ungedruckt bleiben und das letzte Drittheil bedurfte einer scharfen Sichtung. Ref. hat das ganze, correct gedruckte und äußerlich wohl ausgestattete Buch geduldig durchlesen; aber oft konnte er das Gähnen nicht unterdrücken. Gepackt sind die Gaben des Hrn. Kaufmann in dreizehn Krämerkistchen, Dütchen und Packetchen mit den Etiquetten: Klänge und Wanderlieder, Liebesklänge aus der Mappe der Jugendtage, Blumenspiele, An Personen, Romanzen, Lieder und Festgesänge, Parabeln, Fabeln und Lehrgedichte, Sinngedichte, Schnellgereimte Gedankenspäne, Xenien und Papilloten, Räthsel und Namenspiele, Fastnachtsspiele und Trutzmantel's Narrenfehden am Rhein, Reimspiele, Todtenopfer, Versuch in Freimaurerliedern, und endlich Versuch in geistigen (sic) Liedern und christlichen Erhebungen. Dem gesammten Kaufmannsgut ist der Stempel der Mediocrität aufgeprägt. Folgende Bemerkungen, wie sich uns im Laufe der Lecture aufdrängten, erlauben wir uns. Die „Abendlandschaft Rüdesheim am Rhein" (S. 25) ist recht sinnig und kann als Klangtypus der Wanderlieder dienen. Die „Sehnsucht nach der Schweiz" dagegen erweckt durch ihren Leierton und ihre Gauwörter durchaus keine Sehnsucht nach diesem romantischen Gebirgslande in des Lesers Brust. Hin und wieder gerathen jedoch dem Verf. Naturgemälde, wie auch die Schilderung der Scenen aus dem bunten Alltagsleben. Die erotischen Ergüsse sind oft muthwillig, ja unanständig. So heißt es in einer Antwort der Schwestern an die maurerischen Brüder, nachdem Letztere ihnen einen Toast zugebracht:

> Bleibt freundlich zu Tisch und zu Bette,
> Wir neiden nicht eure Bankette!

In einem „Gespräch junger Gatten beim Erwachen" (S. 53) rühmt der Gatte den runden Flaumbusen, den Leib, Cytherens Preis und — die Marmorlenden, prall und weiß! Solche Dinge abhorrescirt ein züchtiges Dichtergemüth, und Hrn. Kaufmann fehlt es gänzlich an Zartgefühl. In den Maurerliedern werden einmal die Profanen — Obscuranten genannt: eine Bezeichnung, die den Maurern in gewisser Hinsicht mit allem Recht zukommt.

21. Gedichte vermischten Inhalts von Ludwig Elias Nottnagel. Im Selbstverlage des Verfassers. Dinkelsbühl. 1833. (Leipzig, Central-Comptoir.) 8. 18 Gr.

Der Verfasser dieser Gedichte ist der Stadtcantor und Oberknabenlehrer, Hr. L. E. Nottnagel, in dem achtbaren Städtlein Dinkelsbühl. Beim Lesen der Vorrede fiel uns der Ausspruch eines alttestamentlichen Weisen ein: „Des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding"; denn da heißt's, er übergebe seine Gedichte, trotz dem heimlichen Entgegenstreben der Feindeslist, dem öffentlichen Urtheile, und unbesorgt darüber, ob der Gifthauch verkappter Bosheit sie entstellen und verkümmern werde, oder ob unter dem Rabengeschrei hohläugiger Misgunst der Wahrheit Wohllaut ungehört bleibe, trete er vor dem unbefangenen Urtheile des Publicums unbefangen auf; gerechten Tadel ohne Kränkung und Belehrung werde er anerkennen und verehren, leidenschaftliche, lieblose Rügen aber zu bekämpfen wissen. Gleich nachher aber scheint er zu bereuen, daß er in die Fechtposition tritt, und stimmt einen andern Ton an. Er spricht davon, wie gewagt sein literarisches Unternehmen bei dem höhern Geschmack und den strengern Foderungen unserer Zeit sei, nennt sich einen Laien und Jünger und gesteht ein, er stehe mit so unvollkommenen Leistungen gegen die, gleichwol nicht zahlreichen (ja wol!) neuern Meister der deutschen Dichtkunst sehr zurück. Daß im engern Kreise geliebter Freunde und Mitbürger seine Gelegenheitsgedichte (denn der Art ist die Mehrzahl) mit Beifall aufgenommen wurden, glauben wir gern; denn der Mann hat Gemüthlichkeit, Patriotismus, sympathetisches Gefühl, frommen Sinn und Allverständlichkeit. Besonders verstreut er Blumen auf Gräber mit vollen Händen, und wie es in einer Gellert'schen Erzählung von Beatens frommem Thun und gottseligem Treiben heißt:

Wann sprachen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste?

so mögen Dinkelsbühls gefühlvolle Bewohner gesprochen haben: Rottnagel's Lied war doch das beste! Einige Sachen zeugen von tiefem Gefühl, z. B. „Am Grabe meiner Mutter"; sonst bewegt sich Alles in nüchterner Behaglichkeit und gehört ins Gebiet allverbreiteter Reimerei. Dabei singt er durchaus selbstständig und ohne Einflechtung von Reminiscenzen. Da der Verf. sein Buch im Selbstverlag hat, wünschen wir ihm recht viele Käufer für diese „zarten Blütenkeime seiner mit Entbehrung erkauften Mußestunden", damit er goldene Früchte aus diesen Blüten werden sehe, und sollte ein zweiter Band folgen, gefällige Subscribentensammler und Abnehmer auch außer seiner lieben Vaterstadt Dinkelsbühl.

22. Biblische Dichtungen von J. P. Lange. Zweites Bändchen. Elberfeld, Becker. 1834. Gr. 12. 18 Gr.

23. Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtungen. Von Demselben. Duisburg, Schmachtenberg. 1835. Gr. 12. 6 Gr.

24. Kleine polemische Gedichte, gesammelt von Demselben. Ebendaselbst. 1835. 16. 6 Gr.

Wir fassen diese drei Schriften, als von einem Verf. herrührend und in einem Gebiete sich bewegend, zusammen. Das erste Bändchen von Nr. 22 erschien 1832 und ward von uns Nr. 188 d. Bl. von demselben Jahre besprochen. Man sollte meinen, das dort gefällte Urtheil gelte auch hier; doch will es uns bedünken, es müsse hier anders lauten. Wir urtheilten nämlich über das erste Bändchen, es finde sich in dem sonst orthodoxen Buche kein Kokettiren mit dem Lamme, kein schmachtendes Wortgeklingel und kein Seufzen unter dem Druck der Sünde; in dieser Fortsetzung stoßen wir indessen hin und wieder auf Blattseiten, die mit des Lammes Blut befleckt sind, auf antiquirte kirchliche Satzungen über die Sünde und auf Anthropomorphismen. Auf der andern Seite ist die Sprache des Verf. während seines zweijährigen Schaffens edler, der Ausdruck gewandter, der Vers klangreicher geworden, und das Pathos erreicht, namentlich in den Sonetten, durch seinen mystischen Prophetenton eine Kraft und Salbung, daß es den heiligen Stimmen ähnlich wird, die aus Wolken fallen. Bilder aus dem Alten Testamente finden sich hier gar nicht, sondern die fünf Abschnitte verbreiten sich zunächst über die Geburt Jesu, die in 13 Gedichten besungen wird. Das Sonett: „Die Weihnacht", S. 15, gibt ein klares, wohlgewähltes Bild, und das ihm folgende: „Das Geschlechtsregister Jesu", liefert einen Beweis, daß der Verf. auch dem dürren Baum Blüten abzugewinnen weiß. Der zweite (gelungenste) Abschnitt zählt sieben Gesänge und ist „Die Himmelfahrt" überschrieben. Wahrhaft poetisch heißt es S. 27 von den Bergen:

Zum Himmel strebt ihr aufwärts allzumal,
Und sorget mütterlich für jedes Thal;
Aus euren klaren Brunnen trinkt die Au,
Ihr ladt euch selber an des Himmels Thau;
Mit Silberketten zieht das Meer euch an,
Doch bleibt ihr frei auf eurer edeln Bahn;
Ihr streut die Blumensaat durchs weite Land,
Und bleibt den hohen Sternen zugewandt:
So neigt sich stets der Glaube, wohlzuthun,
Und eilt empor, im Heil zu ruhn.

Und weiter unten:

Seid mir gegrüßt, ihr Berge weit und breit,
Ihr Priester in dem weißen Feierkleid,
Ihr Könige mit goldnem Strahlenkranz,
Ihr Märtyrer im rosenrothen Glanz,
Ihr Richter mit dem Donner in der Hand,
Ihr Weisen in dem grauen Nachtgewand,
Ihr Helden, deren Muth, vom Frost umringt,
Die immer grünen Fahnen siegreich schwingt;
Seid mir gegrüßt, und gönnt mir oft zu stehen
Als euer Gast auf euern stillen Höhen!

Gern theilten wir noch eine ansprechende Stelle aus dem dritten Gesange: „Der Oelberg", mit, wenn es der Raum gestattete. „Die Auffahrt" im fünften Gesange ist aber doch wol zu breit gehalten und zu wortreich. Im dritten Abschnitt werden uns Lieder geboten, deren jedes ein wohlgewähltes Motto aus der heiligen Schrift an der Stirn trägt, und unter denen „Die gute Aussicht" mit dem Paulinischen Ausspruch: „Was kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet Denen, die ihn lieben" (S. 92), eine rühmliche Erwähnung verdient. Alle Lieder sprechen die Sprache der Bibel, und was des Verf. Exegese betrifft, so ist sie die supernaturalistische. Der vierte Abschnitt gibt Contraste aus dem Evangelium des Matthäus und hebt das Poetische aus Jesu Wort und That aus, wo wir denn die aphoristische Umschreibung der sogenannten Bergpredigt Jesu als das Gelungenste nennen müssen. Der letzte Abschnitt hat die Ueberschrift: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben", und lenkt den frommen Blick auf das Grab, aber auch über dasselbe hinaus.

Der Titel von Nr. 23 gibt treffend seinen Inhalt an, und bietet didaktische Reflexionen, aus der Naturanschauung hervorgehend, mit sieben Abtheilungen: „Die singenden Bäume" reflectiren recht geistvoll über ihr eignes Wesen; „Segen des Lichts", ansprechende Aphorismen; „Die Sonne", woraus zur Probe (S. 19):

Sitz' ich noch bei einem Lampenbrande
Abends in dem kleinen gelben Licht,
Ruht die Sonne selbst im Glaubenslande
Als ein Dogma für mein Angesicht;
Aber sie zu leugnen, wäre Schande,
Seh' ich jetzt auch ihre Dora nicht.

„Der Mond"; „Die Sterne"; „Gnomen über Natur und Kunst", z. B. S. 52:

Man sieht ein Bildchen, und man ist entzückt —
Man sieht die Sonne, doch bleibt man gebückt.
Man küßt den lieben Bettler im Roman —
Man führt den Bettler vor der Hausthür an.
Man knieet in Sanct-Peter's Haus zu Rom —
Und bleibt gemein in Gottes Sternendom.

Gewöhnt an die Sprache Siona's, geht der Dichter unwillkürlich wieder in ihr Gebiet, auch wo man vermuthen sollte, er müsse es verlassen, und wie das Nachsummen eines christlichen Festgeläutes hallt in seiner Seele der einmal angestimmte Ton immer noch nach.

Bei Nr. 24 müssen wir die Bemerkung aufstellen, daß die sanfte Religion Jesu jeglichem Polemisiren widerspricht, obwol der Heilige des Evangeliums selbst sagt: „Ich bringe den Menschen das Schwert." Leider ist auch nur zu wahr, was wir einmal in einer alten Dogmatik lasen, daß die heilige Schrift ein Stab sei, auf welchen gestützt, der Mensch das Land der ewigen Wahrheit erreiche, daß sich aber die Theologen desselben von jeher als eines Stocks bedient hätten, um sich damit herumzuprügeln. Glücklicherweise hat unser Verf. hier zu viel Anstands- und Schicklichkeitsgefühl, als daß er sich in eine Prügelei einlassen sollte, und seine Waffe ist nicht das gemeine Schimpfen der Theologen des 17. Jahrhunderts, sondern die der Ironie, die er auch recht hell polirt hat, deren Schneide und Spitze jedoch hin und wieder etwas stumpf ist. Recht lebendig ist jedoch der Zwiespalt in der Seele eines theologischen Pfarrers geschildert, in seinem Monologe am grünen Donnerstage, wo er bei seiner Charfreitagspredigt sitzt und mit sich kämpft, ob er den Tod Jesu nach rationalistischer oder supernaturalistischer Ansicht darstellen solle. In diesem kleinen Büchlein (es hat nur 44 Seiten) offenbart sich denn auch, daß der Verf. der supernaturalistischen Partei angehört, aber sich von der Ansicht und Sprache der Söhne Zinzendorf's frei zu halten weiß. Unter den Epigrammen, unter denen manche stumpf sind, zeichnet sich aus S. 41:

Zur Zunge vom Gehirn ist kurze Bahn;

Drum kommt auch der Gedanke glücklich an.
Doch weiter ist's vom Herzen bis zum Munde,
Drum gibt's von dort nur mangelhafte Kunde.

25. Die Herrlichkeit Gottes, in Hymnen besungen von Karl Gottlieb Ernst Weber. Bunzlau, Appun. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Einmal weilend in Siona's Gebiet, schließen wir diesen überaus reichen Erguß eines religiösen Dichtergemüths an Hrn. Lange's Schriften an und lauschen hier einem zweiten Verkünder des göttlichen Worts, der es nicht blos auf dem christlichen Lehrstuhl mit rhetorischer, sondern auch für ein zahlreicheres Publicum mit lyrischer Kraft zu verbreiten strebt. Ueberaus reich nennen wir den Erguß, denn er überströmt 369 Großoctavseiten, und auf ihm schwimmt in lyrischer Trinität die Herrlichkeit Gottes 1) in der Natur, 2) in seiner Regierung (wobei der Verf. das Wort Theodicee gebraucht), und 3) im Licht und Heil der Offenbarung. Er hat den Geist seiner Hymnen in mannichfache metrische Formen gekleidet. Bald finden wir den Sechsfüßler, bald ein anderes antikes Maß; bald läßt er das Wort im modernen Reim erklingen, den er rein zu erhalten weiß; bald wieder erscheinen Jamben oder Trochäen mit untermischten Daktylen, und einige sind gangbaren Kirchenmelodien angepaßt, je nachdem der Geist des Hymnus sein eigenthümliches Gewand zu fodern schien. Nr. 5 der ersten Abtheilung: „Nähe des Unsichtbaren", ist ein echter Hymnus; es weht darin fromme Begeisterung, Gedankenfülle, Energie, Aufflug, Salbung, und der Art zählen wir noch einige. Man wird aber, indem man liest, unwillkürlich an den Geist der religiösen Dichter aus dem dritten Viertel des 18. Jahrhunderts, namentlich an Uz, gemahnt und glaubt zuweilen kaum einen Sänger unserer Tage zu vernehmen. Mitunter zieht durch einen Flug feuriger, kühner, erhebender Gedanken ein kalter prosaischer Faden, der uns urplötzlich aus der Höhe auf den kühlen Boden herniederzieht. Die Wichtigkeit des Gebrauchs der Bibelsprache für solche Gegenstände scheint der Verf. gar nicht erkannt zu haben, und wir begreifen kaum, warum er den orientalischen Bilderschmuck, wie er in den Psalmen und in Hiob niedergelegt ist, aus Gedichten verbannt hat, wo er so ganz an seiner Stelle und von bedeutender Wirkung ist. Der Hymnus ist das Höchste in der Lyrik. Sein Flug berührt nur die erhabensten Gegenstände des menschlichen Denkens und Empfindens: Gott und Unsterblichkeit. Nicht wenige jedoch der vor uns liegenden Hymnen, hin und wieder schon in der Ueberschrift lautend wie Capitelüberschriften in einem Katechismus, haben den Charakter der Ode, und einige nähern sich der Sphäre des Liedes. Die meisten verlieren den Charakter der Erhabenheit durch ihre unangemessene Länge, und es war nicht möglich, daß der Verf. sich lange genug auf den Flammen seiner Begeisterung schwebend erhalten konnte; sie brannten zu lange, wurden schwächer und verloderten endlich gänzlich; daher kühn begonnener Aufflug und mattes Hinsinken, eine auflodernde Flammensäule und zuletzt beißender, grauer Rauch, ein im Felsenbett majestätisch dahinrauschender Strom, der sich geräuschlos in einen flachen Sandboden verliert. Wir können in der That kaum begreifen, wie er dies nicht in eigner Seele fühlte und mit Selbstverleugnung abbrach, wo er die Flamme erloschen sah, wenn auch dabei hin und wieder ein schöner Gedanke oder ein ansprechendes Bild aufgeopfert werden mußte. Eine theologische Zeitfarbe hat das Buch, wie es bei Lange der Fall ist, gar nicht. In mancher Leser Augen mag dies etwas Lobenswerthes sein; allein man muß doch gestehen, daß eben deshalb den vorliegenden Hymnen das individuelle Moment und ein gewisser Reiz abgeht, der uns selbst an solche Productionen der schaffenden Phantasie fesselt, deren Mängel übrigens klar in die Augen fallen. Viele Gedanken und Bilder wiederholen sich in einem tautologischen Kreislauf; hat man daher drei Hymnen gelesen, so kennt man sie fast alle, und wer sich erheben will, darf nicht hintereinander fort, sondern in verschiedenen Zeiträumen das Buch zur Hand nehmen. Keines der Lieder kann füglich in ein christliches Gesangbuch aufgenommen werden; denn wer kann es einer Gemeinde, wäre sie auch geduldig, zumuthen, ein Lied etwa nach der alten Kirchenmelodie: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" u. s. w., oder nach der Weise: „O Haupt voll Blut und Wunden" u. s. w., von 13, 15, ja 23 Strophen zu singen? Würde das nicht ein alle Andacht tödtendes Geleier werden? Das Letzte, was dieser reichen Hymnensammlung gebricht, ist der Reiz jener Mystik, die, man sage, was man wolle, das echte Element der religiösen Poesie ist. In ihrer Sphäre bewegt sich das Wunderbare, Ueberirdische, Geheimnißvolle, das der religiöse Dichter, der stets in der hebenden Stunde Prophet und Interpret der Stimmen, die aus Wolken fallen, und Priester im Tempel des Ewigen wird, nach seiner Individualität ausstellt, schmückt und deutet, und welches seine Einwirkung auf das Menschengemüth so leicht nicht verfehlt. Ein rationalistischer Dichter ist ein Unding.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur ältern Literatur, oder Merkwürdigkeiten der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Gotha. Herausgegeben von Fr. Jacobs und F. A. Ukert. Ersten Bandes erstes Heft. Leipzig, Dyk. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Eine Sammlung, die durch ihre Anordnung und ihren Reichthum jeden Besuchenden ansprach, durch die Liberalität ihrer Verwaltung und die Zweckmäßigkeit ihrer Erweiterung sich verdienten Ruhms erfreute, wird hier durch zwei der geehrtesten Literatoren dem größern Publicum geschichtlich und bibliographisch nach ihren werthvollsten Besitzthümern bekannt gemacht. Ueber die gothaische Bibliothek war seit Cyprian öffentlich nichts mitgetheilt worden; für diesen Verzug entschädigt reichlich die Schrift, die unter so bescheidenem Titel so reichhaltige Belehrung und in einer Form bringt, die aus einem Werke strenger Gelehrsamkeit ein Buch der anmuthigsten Unterhaltung macht. Denn der größere Theil des vorliegenden Heftes ist aus der Feder des ehrwürdigen, geistreichen Jacobs.

Vorausgeht eine summarische Geschichte der Bibliothek. Man hat jetzt mehre Bibliothekbeschreibungen (von Ebert, Wilken, Mosel), die sich lesen lassen; soll jedoch eine empfohlen werden zur Unterhaltung, so würde Ref. die hier gegebene vorschlagen. Zwar ist es nur die Geschichte einer Sammlung und ihrer Verwaltung; keine vollständige Geschichte des literarischen Lebens, als dessen Mittelpunkt sie angesehen werden kann; und doch bietet sie Vergleichungspunkte für die Beobachter dar, die namentlich nicht zu übersehen sind, wenn Jemand einst die Geschichte der literarischen Entwickelung von Weimar und Gotha im Zeitalter Göthe's nebeneinanderstellen wollte.

Der zweite stärkere Theil des vorliegenden Heftes ist rein bibliographisch. Er gibt zunächst Nachricht von mehren xylographischen Schätzen der gothaischen Bibliothek: einem Exemplar der „Ars memorandi"; einer Ausgabe der „Ars moriendi", wobei eine undatirte Ausgabe der Bibliothek beschrieben wird; einer Beschreibung Roms für deutsche Pilger des 15. Jahrhunderts: „Das geist- und weltliche Rom"; der „Biblia pauperum"; des „Defensorium inviolatae virginitatis b. Mariae virginis", zuletzt von den in Gotha befindlichen Ausgaben des „Entkrist" (Antichrist). Man braucht wol nicht zu sagen, daß über diese Werke gelehrt und interessant gesprochen ist, da früher erwähnt wurde, daß F. Jacobs es ist, der in diesem Hefte ausschließlich das Wort führt.

Von dem reichen Schatze der Handschriften sind hier nur drei berücksichtigt: „Herzog Beiland oder H. Wittig von dem Jordan", ein Rittergedicht, das nur in dieser gothaischen und einer vaticanischen Handschrift bis jetzt gefunden wurde und durch den Mittelpunkt seiner Abenteuren doch zu den anziehendern gehört; „Le Jouvencel", ein Gedicht des 1474 verstorbenen Jean de Bueil, und das „Speculum human. salvationis". Unter dem Vermisch-

ten gibt Hr. Geh.-Rath Jacobs Nachricht vom „Lotharius de miseria humanae condicionis"; vom „Mammotrectus" nach der gothaer Handschrift und den Ausgaben; von einer Pergamenthandschrift von „Guiliermi Ficheti Rhetoricorum lib. III"; von J. P. Arrivabene's „Gonzagis" (ein Lobgedicht auf den 1478 verstorbenen Herzog Ludwig III. von Mantua); von des Mönchs Renatus Lobgedicht auf Anger's („Andias"); von „P. P. Vergenius de ingenuis moribus"; von einigen Reliquien des Leo Aretinus, Bernardo Tasso und Luigi Alamanni, dann von zwei Exemplaren Tycho de Brahe'scher Sterntafeln, die in der Nähe des Seebergs der Aufmerksamkeit der gelehrten Astronomen nicht entgehen konnten und wie die Angabe über die in Gotha vorhandenen Alfonsinischen Tafeln das erste Heft der Mittheilungen über die Bibliothek, welche Gothas Herzöge mit so großer Liberalität zusammenbrachten, daher würdig beschließen. 110.

Memoiren aus meinem Leben. Kein Roman und doch ein Roman. Herausgegeben von Gottlob Friedrich Weidemann. Merseburg, Weidemann. 1834. 8. 18 Gr.

Ich liebe die Memoiren-Literatur, aber Gott weiß es, noch zwei oder drei solche Memoiren wie diese, und ich werde sie hassen. Das Buch ist nicht stark, nur 148 Seiten, und doch glaubt man das Ende kaum zu erleben. Memoiren sollen das sein, kein Roman und doch ein Roman. Es läßt sich voraussetzen, daß Hr. W. schon Memoiren in seinem Leben las; um so bewundernswerther erscheint es, daß er seinem Producte hier diesen Titel beilegt. Mit dem: „nicht Roman und doch Roman", soll vermuthlich angedeutet werden, die geschilderten Ereignisse seien so wunderbar und überraschend, daß man sie trotz ihrer Wahrheit für Phantasiespiel halten könne. Möge der Himmel diesen Glauben verzeihen, ich kann es nicht. Oder ist das etwa romanhaft, wenn man liest: „Das Singechor der Stiftsschule in Zeitz stellte sich eines Mittwochs wie gewöhnlich vor dem Hause des Amtsverwalter Morgenstern auf und stimmte unter Taktschlagung seines Präfecten eine Modete (Motette) an. Der Präfect, ein stämmiger Primaner von 21 Jahren, ging vor der Halbrunde auf und ab und hielt die Chorschüler in Ordnung. Plötzlich hörte er auf den Takt zu schlagen, denn dem Chor gegenüber öffnete ein Mädchen die Fensterflügel und gukte verwundernd heraus. Das schöne Kind war offenbar fremd im Hause, denn die Tracht und der Kopfputz verriethen dies. Der Präfect vergaß zu taktiren, und die Modete (Motette) wurde rein umgeworfen. Dem Mädchen hatte der Herr Präfect auch gefallen, und ein halbes Jahr lang machte derselbe vor dem Hause Fensterparade, bis er endlich die Universität Leipzig bezog. Johanna, so hieß die Fremde, bemerkte beim ersten Chorsingen, daß ein andrer Präfect taktirte, und fühlte zum ersten Male eine Leere und Unruhe in ihrem Wesen, die sie sich aber nicht erklären konnte."

Besagter Präfect und gemeldete Jungfrau wurden in der Folge der Papa und die Mama des Hrn. Dr. W., und was Hr. Dr. W. Alles wurde, bis er endlich als königl. preuß. Ober-Landesgerichts-Justiz-Commissar in den Hafen zu Ratibor einlief, das kann der geneigte Leser, wenn es ihm beliebt, in dem Buche finden und zugleich eine Art von Topographie von Ratibor in den Kauf mitnehmen, die ihn belehren wird, wie viel Kaufleute und Krämer, Gasthäuser, Bäcker, Fleischer, Conditoren rc. in gemeldeter Stadt leben, welcher Leute Häuser daselbst hübsch sind, wieviel Märkte Ratibor hat, daß sich in der Thamm'schen Apotheke ein Theater befindet, daß eine hölzerne Brücke über die Oder führt u. s. f. Nebenbei wird auch bei der Besprechung von des Vfs. Aufenthalt in Halle des „lebensfrohen und bildungreichen" Sohnes des nun verstorbenen Prof. Schütz daselbst, des Herrn Julius Schütz, gedacht. Desgleichen ferner wird gedacht der „Ealina", einer Zeitschrift, die unter Hrn. W.'s Redaction es sich eine Zeit lang zum Vorwurf machte, den Monchard zu spielen, besagten Weidemann'schen Odyssei zum Hauptmitarbeiter hatte, eine Weile einen Esel mit der Umschrift: „Asinus asinum fricat", als Symbol in Holz geschnitten an der Stirne trug und so eine der köstlichsten Selbstironie und Zusammenstellungen gab, die man in neuerer Zeit erlebte.

Eine weitere Andeutung der in diesen sogenannten Memoiren enthaltenen Berichte über die Zerwürfnisse, welche Hr. W. theils mit seiner Familie, theils mit den Behörden zu Halle, Merseburg und Naumburg hatte, werden mir die Leser dieser Bl. hoffentlich ebenso gern erlassen als die Angaben über das Universitätsleben des Vfs. und andere Dinge der Art. Mich hat die Lesung dieser Sachen sehr wenig erbaut, warum sollte ich dasselbe Gefühl meinen Lesern hier bereiten? Wer es sich verschaffen will, sehe selbst zu; das Ganze zu charakterisiren, ist wol hier schon genug beigebracht worden. 56.

Notizen.

Tadeusz Bulharyn gibt die Anzahl der in russischer Sprache gedruckten Werke auf 16—20,000 an. Die Literatur der Polen ist bedeutend größer, denn die Zaluski'sche Bibliothek enthielt allein 20,000 verschiedene polnische Werke.

Die Gesellschaft für Geschichte russischer Alterthümer veranstaltet unter Aufsicht des Fürsten Obolenski einen Abdruck der kijower Chronik, welcher in jeder Hinsicht dem Werthe des Werkes entspricht. Der Druck hat bereits begonnen. Nikolai Samojlaw hat ein Werk: „Die Entstehung, der Glanz, der Fall und die Wiedergeburt von Kijow", herausgegeben.

„Die russische Bibliothek oder Materialiensammlung zur vaterländischen Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur" herausgegeben von Nikolaus Polewoj, Theil 1, ist erschienen. Er enthält u. A. Documente über Lithauen, welche von dem Fürsten Obolenski u. Hrn. Ceymernoni aus der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg, dem Museum Rumjanzow und dem warschauer Kronarchiv gezogen worden. So findet man: ein Statut des Königs von Polen Kazimierz aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, einen Vergleich des Fürsten Kazimierz von Lithauen mit Nowgorod vom Jahre 1441 und 1447, ein Schreiben dieses Kazimierz an die lithauischen Herren über die Abkunft der Russen in Lithauen, Nachrichten über die Einfälle der Tataren u. s. w.

Von W. Berg ist erschienen: „Die Regierung des Zar Feodor Alexiewicz und Geschichte des ersten Streligenbundes"; der zweite Abschnitt ist besonders interessant. In dem Anhange befinden sich ungedruckte Documente: 1) ein Ukas des Zar Feodor Alexiewicz über die Aufsicht über die Armen und die Minderung der Bettler; 2) zwei Urkunden des Zar Alexei Michajlowicz von dem Abte des kirglowschen Klosters. Auch enthält das Werk interessante Notizen, die der Böhme Tanner, der im Jahre 1678 zur polnischen Gesandtschaft in Moskau gehörte, hinterlassen hat. Den Liebhaber der Alterthümer wird eine Beschreibung der Kreml vom Jahre 1678 erfreuen, die aus der 1686 in Nürnberg gedruckten Reise von Tanner: „Legatio Polono-Lithuanica in Moscoviam anno 1678", genommen ist.

Von den Denkschriften der kaiserlichen Akademie in Petersburg sind im Jahre 1834 neun Lieferungen, zusammen 110 Bogen erschienen.

Die Akademie hat auch das mongolisch-deutsch-russische Wörterbuch von J. Schmidt im J. 1834 herausgegeben. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1835.

Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 150.)

26. Romantische Erzählungen im poetischen Gewande, von C. Morvell. Vier Theile. Leipzig, Hartmann. 1834. 8. 5 Thlr.

Wir können diesen Erzählungen, die größtentheils in reimlosen Jamben abgefaßt sind und von denen nur wenige den Schmuck des Reimes tragen, unsern Beifall nicht versagen. Sie reden eine edle Sprache, künden wackere Gesinnung und laboriren nirgend an langweilender Gedehntheit. Streng genommen, gehören sie nicht alle in das Gebiet der romantischen Poesie, am wenigsten die einen historischen Hintergrund haben, und wo der Verf. selbst geschaffen hat, bekundet sich ein Mangel an Mannichfaltigkeit in der Erfindung, indem fast zwei Drittheile eine Hauptsituation darstellen. Dagegen sind sie anziehend durch die Lebendigkeit der Naturgemälde, durch Innigkeit und warme Tinten im Fache des Gemüthlichen und durch Treue in ethnographischen Darstellungen. Sie behandeln theils Sagen, theils historische Facta. Ihr Schauplatz ist die Erde; sie spielen in Asien, Europa und Amerika, unter dem tropischen Himmel und nicht fern von den Polarkreisen. Der erste Theil enthält sechs Erzählungen: „Die Lilien", eine in Amerika spielende Geschichte, in stanzenähnlichen, gereimten Jamben, mit einer anziehenden Scenerie jenes Erdstrichs, in der jedoch die Verbergung der Liebe Wilhelm's und Diona's nicht recht motivirt scheint. „Das letzte Opfer", welches, aus Blackwood's „Magazine" entlehnt, spannt und überraschend endet. „Hekuba", ein lyrischer Schmerzerguß jener Mutter bei Polyxena's Leiche. „Des Schiffers Braut", ein gut gehaltenes Nachtstück. „Der Mägdesprung am Kaukasus", spielt in Tscherkassien und gewährt Befriedigung. „Der heilige See", eine lithauische Volkssage voll innerer Wahrheit. Im zweiten Theile finden wir unter dem Titel: „Val di Demona", eine Episode aus einem noch ungedruckten Roman. „Die Brüder aus Estremadura", eine unterhaltende Zaubersage aus Spaniens Urzeit. „Abdel und Lenida", ein romantisches Gedicht in vier Gesängen, in Kaschmir spielend, in Jamben mit untermischten Dactylen, theils gereimt, theils reimlos, ein Gemälde mit allen Reizen des indischen Himmels und Lebens, welches hin und wieder an Thomas Moore's phantasiereichen Pinsel mahnt. „Allein", eine Erzählung über das Thema: „Des Menschen Glück ist nur ein Traum", etwas düster gehalten. „Des Juden Tochter", eine lithauische Volkssage, aus der uns das Bild des vorzeitlichen, rauhen Fanatismus grell entgegenleuchtet. Der dritte und vierte Theil gibt ein großes historisch-romantisches Gedicht: „Spartacus", und malt das Leben und Treiben dieses kühnen Thraciers nicht ohne Kenntniß der Sitten und Geschichte jener Zeit, leicht und anziehend erzählt. Das ganze Buch ist so rein von jeder anstößigen Schilderung, daß es jeder Dame in die Hände gegeben und empfohlen werden kann.

27. Der polnische Parnaß, oder eine Auswahl der schönsten Gedichte aus den vorzüglichsten polnischen Dichtern, ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Julius Mendelson. Heidelberg, Winter. 1834. 12. 10 Gr.

Auf das Unternehmen des Hrn. J. Mendelson, die Freunde der schönen Literatur mit einer Auswahl von Poesien der polnischen Dichter Krasicki, Trebecki, Woronicz, Karpinski, Szymanowski, Niemcewicz, Mickiewicz, Odyniec, Alexander Chodzko, Korsak, Zalewski, Massalski, Gorecki und Goszczynski, von denen die drei ersten bereits gestorben sind, die übrigen aber noch als Flüchtlinge leben, durch Uebersetzungen in unsere Sprache bekannt zu machen, können wir nur mit Dank schauen und würden, da der polnische Parnaß einem großen Theil der germanischen Lesewelt eine terra incognita ist, demselben unsern ungetheilten Beifall schenken können, wenn der Herausgeber, der hier sein erstes Specimen im deutschen Ausdruck darlegt, seine Uebertragungen von einem sprachkundigen Aesthetiker unsers Volks hätte revidiren lassen. Ist uns irgendwo Cervantes' Ausspruch im „Don Quixote": „Uebersetzungen sind flämischen Tapeten, von der Rückseite beschaut, zu vergleichen", klar geworden und treffend erschienen, so ist es in den vor uns liegenden trefflichen Gedichten des Adam Mickiewicz, welche die erste der sieben später erscheinen sollenden Lieferungen bilden. Vorzüglich haben wir das Ornament des Reims, welches viel zu selten angebracht ist, schmerzlich vermißt. Wenn der Herausgeber bemerkt, auch die Form des Originals sei nicht ganz treu wiedergegeben, so mag es ihm zur Entschuldigung dienen, daß dies fast unmöglich ist, indem in der polnischen Sprache ein von der deutschen sehr verschiedener Versbau gebildet wird, man die Sylben nicht mißt, sondern zählt und nur selten männliche mit weiblichen Reimen abwechseln läßt. Dennoch freuen wir uns der Aussicht, die uns eröffnet wird, in einer der letzten Lieferungen oder am Schlusse des Werks einen kurzen Ueberblick über das Gesammtgebiet der polnischen Literatur zu erhalten. Löblich ist es ferner, daß der Herausgeber den Probestücken der einzelnen Dichter eine Lebensskizze vorausschickt, wie wir denn eine solche auch hier von Mickiewicz finden, von der wir das Wesentliche kurz mittheilen. Zu Nowogrodek in Lithauen 1798 von adeligen, aber nicht vermögenden Aeltern geboren, besuchte Mickiewicz, als er 16 Jahre zählte, die Universität zu Wilna. Die Liebe weckte zuerst sein Dichterfeuer. Schon in Wilna schrieb er mehre (auch hier aufgenommene) Gedichte und ein größeres, „Dziady". Im J. 1819 schloß er sich an den von Thomas Zan gebildeten Studentenverein, dessen Tendenz Verbreitung der nationellen Literatur und Geschichte war. Die russische Regierung vermuthete politische Zwecke, und sämmtliche Mitglieder wurden eingekerkert. Mickiewicz ward in die Tartarei verbannt, wo er seine „Krimschen Sonette" schrieb, die Gustav Schwab ins Deutsche übersetzte, aber auch bald in die russische und persische Sprache übertragen wurden. Nach Moskau zurückberufen, stand er unter policeilicher Aufsicht, erhielt dann Erlaubniß, in Petersburg zu leben, wo er ein größeres,

historisches Gedicht: „Konrad Wallenrod", schrieb. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1822. Sie fanden Bewunderer, aber auch Gegner, indem er als erster Begründer der romantischen Schule für sein Volk auftrat. Im J. 1829 ward ihm eine Reise ins Ausland gestattet; doch ward ihm die Bedingung gestellt, das polnische Gebiet nicht zu berühren. Von Kronstadt aus ging er nach Lübeck, von da nach Weimar, wo er sich bei Göthe einige Zeit aufhielt, durchflog die Schweiz und ließ sich in Rom nieder. Hier ereilte ihn die Nachricht vom Ausbruche der Revolution 1830. Er eilte nach Paris, von wo aus er nach Polen zu gehen gedachte, ward aber im Herzogthum Posen angehalten und gehindert, seiner Reise Zweck zu verfolgen. Nach Warschaus Fall hielt er sich in Posen einige Zeit auf, zog dann mit den Trümmern der polnischen Armee nach Dresden, kam 1832 zum zweiten Male in Paris an, wo er bis jetzt lebt. Hier schrieb er 1833 den dritten Theil von „Dziady" und „Die Bücher der polnischen Pilgrimschaft", welche letztere ins Deutsche, Englische und Französische übersetzt sind. Schließlich geschieht noch seines großen improvisatorischen Talents Erwähnung. Berichten wir nun über das hier Gebotene. „Farys (im Arabischen heißt das Wort Ritter), oder der Ritt durch die Wüste", zeigt in dithyrambischen Ergüssen voll blitzender, kecker Phantasie die Eigenthümlichkeit Mickiewicz's und stellt eine arabische Scenerie mit frischen Farben und plastischen Formen hin. Das Ganze bekundet die Wahrheit, daß ein Gemüth, welches von einer bewegten, stürmischen Zeit genährt und gepflegt wurde, Farbe und Gewand dieser Zeit annimmt, sich ebenso wild und ungebunden bewegt und nicht selten in excentrischen Bahnen kreist. Um den unaufhaltsamen Flug des tollkühnen Arabers durch den heißen Sand der Wüste am entsprechendsten nachzuahmen, hat der Herausgeber das Gedicht, welches im Polnischen aus abwechselnd langen und kurzen Versen besteht, in ein Klopstock'sches Odenmaß (wie er sagt) zu bringen gesucht. Der Versuch ist aber leider nicht gelungen, und wir finden hier abwechselnd lange und kurze Verse und Strophen mit ungeregelter Willkür gemischt; ja oft ist der Sinn unklar, und von Sprachfehlern ist es nicht ganz rein. So ist z. B. eine Hufe ganz etwas Anderes im Deutschen als ein Pferdehuf, welcher letztere doch hier gemeint ist. Harro Harring hat in seiner Schrift: „Splitter und Balken", dasselbe Gedicht übersetzt. „Die Schlüsselblume" ist sentimental gehalten. „Das Romantische", schildert diese Richtung unsers poetischen Zeitgeistes nicht übel. „Der Jüngling und das Mädchen", romanzenartig und reich an schelmischer Ironie. „An M.", Klage um ein verlorenes Liebesglück. „Das neue Jahr" (S. 28) wird man nicht ohne Rührung und Mitleid für den verbannten heimatlosen Dichterjüngling lesen. Da es eine der kürzern Gaben ist, finde sie als Probe hier eine Stelle.

> Es starb das alte Jahr; der Asch' entsteiget
> Ein Phönix in des Morgens goldnem Schein,
> Begrüßt von tausend Hoffnungen und Wünschen.
> Was, Adam, wird denn dein Wunsch heute sein?
>
> Wol frohe Stunden? Diese Blitze öffnen
> Den Himmel uns, die Erde strahlt in Gold;
> Der Auffahrt harren wir, bis vor dem Auge
> Weit dunkler noch die Nacht herniederrollt.
>
> Wol Lieb'? Ich kenne dieses Jugendfieber;
> Den Menschen schaffet es der Götter Glück,
> Bis es den Fröhlichen in Ohnmacht stürzet,
> Vom Himmel in der Wüste Graus zurück.
>
> Ich schwärmte liebekrank, flog auf, und falle,
> Ich träumte eine Ros', wollt' brechen sie;
> Da wacht' ich auf, es schwanden Traum und Rose,
> Nur Dornen blieben. Liebe wünsch' ich nie.
>
> Wol Freundschaft? Ach, wer sollt' nach ihr nicht dürsten,
> Der Göttin, die die Jugend früh ergötzt,
> Der schönsten Tochter unsrer Phantasieen?
> Die Erste keimt sie auf, und stirbt zuletzt.
>
> O Freunde, wie so glücklich seid ihr Alle,
> Ihr lebt wie in Armidens Palm' vereint;
> Den ganzen Baum nährt die verbannte Seele,
> Ob jedes Blatt gleich selbst zu leben scheint.
>
> Wenn aber Hagelschlag den Baum durchrieselt,
> Wenn gift'ger Würmer Stachel ihn zersticht;
> Wie quält sich unverträglich jedes Aestchen
> Für sich und Andre. Freundschaft will ich nicht.
>
> Und was verlang' ich denn im neuen Jahre?
> Auf eichnem Lager*) einsam wär' ich gern,
> Wo ich den Glanz der Sonne nicht mehr schaue,
> Von Feindes Hohn und Freundes Zähren fern.
>
> Dort wollt' ich bis zum Untergang der Welten,
> Und länger noch in ew'gen Schlaf gebannt,
> So träumen, wie die Jugend ich durchträumte,
> Die Menschen liebend, helfen ungekannt.

„Schanfary" wird hier eine arabische Erzählung, aber sehr unpassend genannt, indem es nur die begeisterte Rede eines arabischen Ritters dieses Namens ist, der, beleidigt von den Rittern aus dem Geschlechte Salaman, seine Geschlechtsbrüder auffodert, ihm seinen Racheplan ausführen zu helfen, und der seine Thaten rühmt. Gedanke und Bild trägt echte Nationalfarben. „Der Schlaf", „Das Gespräch", „Die Ungewißheit" und „Mein Liedchen", lebendigwarme Hauche aus dem Gebiet glücklicher und unglücklicher Liebe. Was die nun folgenden Romanzen und Balladen anbelangt, so ist Mickiewicz ganz auf dem ihm von der Natur angewiesenen Gebiet. Ihre größtentheils düstere Farbe, das Grausenhafte und Unheimliche, das oft nur angedeutet ist und vom Leser mehr errathen werden muß, machen sie anziehend; ja, einige möchten wir Meisterstücke in ihrer Gattung nennen, wozu wir namentlich „Frau Twardowska" und „Der Woiwode" zählen. Die vier das Büchlein beschließenden Sonette würden unendlich effectvoller sein, wenn in ihnen nicht zu häufig gegen Form und Sprache gesündigt wäre. Die zweite Lieferung wird das größere Gedicht von Mickiewicz: „Dziady", dessen wir oben schon gedachten, enthalten.**)

108.

Geschichte des Kampfes zwischen dem alten und dem neuen Verfassungsprincip der Staaten der neuesten Zeit. Von Ludwig Flathe. Erster und zweiter Theil. 1789—99. Leipzig, Barth. 1833. Gr. 8. 5 Thlr.

„Wir stehen in der Mitte einer vielbewegten Zeit, in der Mitte, vielleicht auch nur am Anfange erst eines Kampfes, der seit einem halben Jahrhundert bereits Europa erschüttert. Es gehört weder Weisheit noch Prophetengabe dazu, um zu wissen, daß die Kette der Ereignisse, die durch jenen Kampf herbeigeführt worden, noch nicht abgelaufen ist. Alle menschliche Dinge sind nach dem Willen der Gottheit dem Wandel und Wechsel unterworfen; keine Menschenmacht mag dieses hindern. Aber nicht nur Wechsel und Wandel der Dinge in dem Leben der Völker, wie es seit Jahrhunderten sich ausgebildet hat, sondern zerstören und vernichten will der unheilvolle Geist, der durch Europa weht, Demokratie genannt. Würde die Demokratie siegen, so würde alles Leben vergehen, die rohe Menge entfesselter Kräfte würde es zerstören. Doch die Demokraten können und werden nicht siegen, denn sie sind wider den Geist, der waltend und gebietend in diesem halben Jahrhundert sich zeigte, die Menschen vorwärtstreibend auf der Bahn zu dem Ziele, auf welchem der rechnende Verstand und die ruhige Vernunft die Herrschaft führen werden über das Gemüth, auf welchem (?) weder religiöser noch politischer Fanatismus Gewalt zu üben vermögen wird, über ein gebildetes Geschlecht, das nur unter-

---

*) D. i. Todtenbahre.

**) Ein dritter Artikel folgt im Juli.

D. Red.

sich fühlen und empfinden lernte von Jugend auf. Das Streben, Kenntnisse zu besitzen und zu verbreiten, das Streben, eine denkende Menschheit aufzuerziehen, hat sich so gewaltig gezeigt in diesem halben Jahrhundert, und die daraus hervorgehenden Vortheile haben sich so groß und einflußreich erwiesen, daß nur der Staat, welcher sich selbst zu Armuth, Schwäche, ja Nullität verdammte, sich diesem Streben widersetzen und eine entgegengesetzte Richtung einschlagen kann. Das menschliche Geschlecht in Europa dringt zum Licht, zur Natur, zum wahren Recht, es schreitet vor zur Sittigung, zur Humanität, zu freier, vernunftgemäßer Uebung seiner Kraft. Das Streben ging von einer Macht aus, der schweigend die Welt gehorcht. Deshalb können die Demokraten den Sieg nicht gewinnen, denn jene Macht, die das Menschengeschlecht zu Recht, Ordnung und wahrer Freiheit lenkt, kann unmöglich das Princip der Vernichtung, wodurch das ganze Staatsleben untergehen müßte, Wurzel schlagen lassen. Daß die Demokratie, obgleich von tausend Zungen laut gepriesen, für Europa das Princip der Zerstörung ist, hat die Erfahrung gelehrt, die Demokratie gründet sich auf zwei Principien: Freiheit und Gleichheit. Unter ersterer wird in ihrem Sinne nicht nur die bürgerliche, sondern auch die politische, d. h. die Souverainetät des Volks oder die Herrschaft Aller über sich selbst verstanden. Die Lehre von der Souverainetät des Volks führt zu einem Kriege Aller gegen Alle, der wenn er in einer Demokratie thatsächlich nicht immer vorhanden ist, doch jeden Augenblick eintreten kann. Die reine und absolute Gleichheit, das zweite Princip der Demokratie, das mit dem ersten in innigster Verbindung steht, führt zu einem Kampf der Eigenthumlosen gegen die Eigenthümer und, da Erstere beiweitem die größere Masse ausmachen, zum unfehlbaren Untergang der Letztern. Die Lehre von der Souverainetät des Volkes mit ihren Consequenzen bedroht somit keineswegs allein die Throne, sondern überhaupt das ganze Leben mit einer wahnsinnigen Vernichtung. Den Bürgerstand bedroht sie nicht minder als einen höhergestellten. Die Demokraten sagen es jetzt ungescheut, wie sie es in frühern Tagen nicht verhehlten: Der Bürgerstand ist auch eine Aristokratie, die vernichtet werden muß. Ihre Freiheit und Gleichheit verkündigen sie als ein neues Evangelium des menschlichen Geschlechts, und sie ist weiter nichts, als Tyrannei vom Anfange und Tyrannei am Ende. Rufe ihren vielgepriesenen Staat in das Leben, und die rohe Gewalt der Menge wird herrschen, zertrümmernd um sich schlagen, bis sie ermüdet in sich selbst zusammensinkt, nach Ruhe sich sehnt, und sucht, wer sie ihr geben könne. Eine neue Macht steigt empor, der die Gefühle der Menschen entgegenkommen. Aber die junge Herrschaft, die an sich selbst auf hohlem Boden steht, wird entweder fortbehauptet werden durch Gewalt, oder durch Schöpfung neuer Interessen, welche statt der nicht mehr vorhandenen die Menschen an die neue Gewalt zu fesseln bestimmt sind, oder es werden beide Mittel in Verbindung gesetzt, und wenn auch über dem letztern eine halbe Welt zu Grunde gehen sollte. Das war der Fall in Frankreich, wo auf den Krieg Aller gegen Alle die Stiftung des neuen Throns erfolgte und, um diesen zu sichern, Erdrückung aller öffentlichen Freiheiten und Rechte und Schöpfung (Erschaffung) neuer Interessen durch die Herrschaft über Europa. Dieser Ultraliberalismus bedroht die Welt mit weit größern Gefahren, als die Autokratie jemals bringen würde. Diese, von dem mächtig waltenden Geist des Jahrhunderts unter seinen Fittig genommen, will nicht mehr als blutige Tyrannei und zertretende Willkür einherschreiten, sondern fördern Menschenglück auf ihre Weise. Mit ihr gibt es keinen Kampf auf Leben und Tod für das neuere Verfassungsprincip in seiner Reinheit und Ächtheit, in welchem die Heiligkeit des Königthums bleibt wie in den Autokratien."

„Diejenigen, welche die Einführung repräsentativer Verfassungen für das Erforderniß der Zeit und der Bildung erachten, müssen sich nicht nur von den Demokraten trennen, sondern sie selbst bekämpfen. Je schärfer die Trennung hervortritt, um so besser. Es ist vielfach Veranlassung zu dem Mistrauen gegeben worden, daß unter dem Streben nach einer repräsentativen Regierung sich die Demokratie verberge; sehr oft gab sie selbst diese Mühe sich nicht. Ein Bruch zwischen den Demokraten und den Freunden des Gesetzes ist bereits vorhanden, es kommt nur darauf an, diese Spalte zu erweitern, um viel in der Meinung zu gewinnen; größere Freundschaft wie bisher möchte der freisinnige Geist finden, wenn er sich eifrig finden läßt, in der Verfechtung der legitim-constitutionnellen Monarchie gegen die Demokraten. Die Demokratie tobt aber nur auf der Oberfläche des Lebens herum, tief ein in dasselbe ist sie nicht gedrungen, um so leichter wird der Sieg über sie, über die falsche Freiheit sein."

Diese dem Vorworte des in Rede stehenden Werks wortgetreu entnommenen und zur anschaulichern Uebersicht zusammengestellten Sätze enthalten das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers und setzen den Leser in den Stand, den Gesichtspunkt kennen zu lernen, aus welchem der vielbesprochene in dem Werke verhandelte Gegenstand genommen worden ist und welcher politischen Partei der Autor gehört. Daß er ein abgesagter Feind aller Republikaner und auch kein sonderlicher Anhänger der repräsentativen Regierungsformen ist, geht daraus hervor und wird auch in dem Werke selbst bei jedem Anlaß unumwunden ausgesprochen; allein er ist kein Widersacher zeitgemäßer Reformen, im Gegentheil erweist er mit siegenden Gründen ihre unerläßliche Nothwendigkeit, und weder die Adelsaristokratie noch die kirchliche Hierarchie findet mit ihren Ansprüchen Gnade vor seinen Augen.

Wenngleich der Hauptgegenstand der Darstellung, die französische Revolution — denn die Staatsumwälzungen anderer europäischer Länder sind nur kurz und mit Bezug auf die erstere behandelt — unzähligemal und in den verschiedenartigsten Formen bearbeitet worden ist, so läßt sich demselben doch noch immer eine neue Ansicht abgewinnen, die dem denkenden Leser anziehend wird und seine Aufmerksamkeit fesselt. Das ist auch der Fall der gegenwärtigen Schrift, deren Verfasser die Befugniß, seine Ansichten über den hochwichtigen Gegenstand, der jedem Gebildeten zur Lebensfrage geworden ist, öffentlich auszusprechen, durch eine umfassende Belesenheit, genaues Eindringen in die beinahe unübersehbare Menge von Schriften über die die französische Revolution und durch die folgerechte Anwendung, die er davon macht, darthut. Daß seine Grundsätze und Meinungen, da er unbedingt keiner Partei huldigt, am wenigsten aber der sogenannten liberalen, zahlreiche Gegner finden werden, ist vorauszusehen. Doch werden diese ihm das Zeugniß einer umfassenden Sachkenntniß und einer Selbständigkeit in seinen Urtheilen nicht versagen können. Die Auswahl und Anordnung des so unermeßlich reichen Stoffs ist ein Vorzug des Werkes, um dessen willen ihm recht viele Leser zu wünschen wären, die bei diesem entschiedenen Vorzuge der Bearbeitung kleine Unebenheiten des Styls gern übersehen werden.

Da in den vorliegenden beiden Theilen die Geschichte nur bis zum Jahre 1799 fortgeführt ist, so hätten wir, wenn der Inhalt dem Titel entsprechen soll, wol noch eine ziemliche Reihe von Theilen zu erwarten. Wir wünschen dem Verf. von Herzen Muth und Ausdauer, denn die Hindernisse, die sich einer Darstellung der neuern Begebenheiten dieses Kampfes entgegenstellen, sind nicht geringe, indem es nicht nur noch gar sehr an guten Vorarbeiten fehlt, sondern auch bei folgerechter Durchführung der in diesen ersten Theilen aufgestellten Maximen häufige Conflicte mit der Censur kaum zu vermeiden sein dürften. Zu bedauern wär es aber, wenn der Verf., von diesen Schwierigkeiten abgeschreckt, seine Arbeit aufgeben und nicht bis zum Jahre 1830 fortsetzen sollte. Es thut wohl, bei dem verwirrenden Geschrei der Menge, unter dem Schwall seichter, oberflächlicher und aberwitziger Behauptungen auch einmal das Urtheil eines besonnenen Beobachters zu vernehmen, der mit der erfoderlichen Sachkenntniß auch den Muth besitzt, die Wahrheit selbst in solchen Fällen unumwunden zu bekennen, wo es nicht ohne Gefährdung seiner Lieblingsmeinung geschehen kann. Als solchen bewährt sich Hr. Prof. Flathe in sei-

ner Schrift, die kein Leser, wenngleich er mit den Ansichten des Verf. nicht immer einverstanden sein sollte, unbefriedigt aus der Hand legen wird. 112.

---

1. Der Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt; populair dargestellt und belegt mit einer Sammlung merkwürdiger Ahnungen und Träume; mit sehr interessanten Beispielen des Fernsehens und des zweiten Gesichts, und mit Erscheinungen des Magnetismus und der Geisterwelt. Von W. Stilling. Ludwigsburg, Imle und Krauß. 1834. Gr. 12. 21 Gr.
2. Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin aus Prevorst. Fünfte Sammlung. Karlsruhe, Braun. 1834. Gr. 12. 18 Gr.*)

Beide Schriften haben dieselbe Tendenz: durch Erzählungen von Ahnungen und Träumen, von Fernsehen und zweiten Gesichten in Verbindung mit den großentheils räthselhaften und wunderbaren Erscheinungen des Magnetismus den Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt und das Herüberragen und Eingreifen dieser in unser gegenwärtiges Leben weniger wissenschaftlich als thatsächlich darzuthun. Das Wissenschaftliche in beiden Schriften, besonders in der ersten, ist unbedeutend; da man jedoch mit aller Speculation in diesem Felde nicht weiter als bis zur Möglichkeit einer Verbindung beider Welten gelangen würde, sich aber auch auf keine Weise die Unmöglichkeit derselben darthun läßt, so kommt Alles auf die Facta und ihre Beglaubigung an. In dieser Beziehung nun läßt besonders die erste Schrift noch Vieles zu wünschen übrig. Nur wenige Geschichten sind so beglaubigt wie die Erscheinung der Königin Ulrike von Schweden in Drottningsholm und der Gräfin Steenbock (S. 172), oder die Erscheinung auf dem Ritterholm, die sich Karl XI. sowie seinem Günstlinge, dem Grafen Brahe, und dem Leibarzte Baumgarten darbot (S. 266). Bei mehren andern sind zwar wol die Namen der Gewährsmänner genannt, aber ihre Persönlichkeit sowie die Zeit des Ereignisses mit den Nebenumständen nicht näher bezeichnet; bei vielen andern ist die Quelle gar nicht genannt, aus welcher der Verf. geschöpft, sodaß dem Leser gar viele Zweifel an der Richtigkeit der Erzählung aufsteigen können. Auch ist die Sammlung ohne Plan und Ordnung angelegt. Dennoch bietet sie einige interessante Fälle dar, wie z. B. das Fernwirken einer Seele auf die andere kurz vor dem Tode (S. 1), der Klopperer (S. 18), der Spitzenkragen (S. 43), Lebensrettung durch einen Traum (S. 68), der Doppelgänger (S. 153), die Entdeckung eines Mordes durch einen Traum (S. 158), sowie die beiden Erscheinungen in Stockholm. In der Vorrede empfiehlt der Verf. die „Seherin von Prevorst" und die „Blätter aus Prevorst" und schließt sich hierdurch selbst an diese an.

Diese „Blätter" scheinen mit der Fortsetzung an Bedeutung zu verlieren, was wol natürlich ist; denn wer will gern dasselbe Thema immer auf dieselbe Weise meistens von unbekannten Händen bearbeitet wissen? Monotonie ist dabei unvermeidlich. Der Verf. des Nachtrags zu dem Aufsatze über Göthe's Tod in der vierten Sammlung wird über seinen Gegner im „Literaturblatte" des „Morgenblatt", 1833, Nr. 87, nichts gewinnen, sobald er sich mit Sprüchen wie folgender vernehmen läßt: „So lang ein Urtheiler nicht entschieden an die göttliche Offenbarung der heiligen Schrift glaubt und mit ihr die Erfahrung zusammenhält, so lange ist seine ganze Philosophie ein Wahn, und alle seine Urtheile können füglich ungeschrieben bleiben" (S. 23). Damit würde ja die Philosophie gleich von vorn herein gefangen und jede freie Untersuchung mit der Wurzel abgeschnitten. Allerdings muß die Philosophie sich mit der Religion in Uebereinstimmung setzen, aber diese Uebereinstimmung darf nicht eine erzwungene, aufgedrungene sein, wobei der Philosophie nur der Ruhm der Unterwerfung und das bescheidene Verdienst bleibt, ihrer Gebieterin, der christkatholischen Theologie, die Schleppe nachzutragen, sondern sie muß ein Verhältniß der freien zu freien sein; ist die Philosophie rechter Art, so strebt sie von selbst nach dieser Vereinigung, und das Göttliche aus eigner Kraft findend, wird sie es auch außer sich in der Offenbarung und Geschichte nicht verleugnen. Darum jedem das Seinige!

Interessant ist die biographische Skizze eines Sehers, S. 41–62. Die Ahnung Humphry Davy's von einem Nervengeiste sind aus dessen „Tröstenden Betrachtungen auf Reisen", übersetzt von v. Martius (Nürnberg 1833), welches Buch in England weit mehr Theilnahme als in Deutschland gefunden hat. Das Philosophische darin ist unbedeutend und unklar, interessant aber durch die Persönlichkeit des berühmten Chemikers und dessen Leiden, und weil man daraus ersieht, wo dieser geistreiche Naturforscher Trost und Beruhigung wenn nicht gefunden, doch gewiß gesucht hat. Unter den folgenden Mittheilungen ist die Spukgeschichte merkwürdig, welche dem Theologen Schupart zu Pfedelbach in der Nähe von Prevorst in den Jahren 1703 u. s. w. begegnete, deren Wahrheit er nicht blos mit einem Eide zu bekräftigen erbötig war, sondern sie auch durch die Aussage von mehr als hundert Zeugen beweisen zu können versicherte. Dieser Spuk dauerte sechs Jahre, freilich nicht ununterbrochen, wie S. bemerkt, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, in dem Hause auszuhalten, sondern es pausirte bisweilen 8—14 Tage, manchmal vier Wochen, auch einmal ein Vierteljahr, fuhr aber dann desto heftiger wieder fort. Zugleich betheuert er, in Ansehung der Gespenster vorher nie abergläubisch gewesen zu sein und auf alte Weibermärchen nie etwas gehalten zu haben. Es sei ein Kampf mit einem bösen Geiste gewesen, in welchem ihn nur die Kraft des Gebets aufrecht erhalten habe. Wir schließen diese Anzeige mit dem Distichon (S. 208):

Geister hat Mancher gesehen; doch wollest vor Allem du sorgen,
Daß der erhabenste Geist immerdar nahe dir sei!

58.

*) Zuletzt war über diese Sammlung in Nr. 188 d. Bl. f. 1834 die Rede. D. Red.

Notiz.

God save the King!

Wer von allen den Kennern der Geschichte der Musik hat nun Recht? — „Der Gesellschafter", 1817, Nr. 136, versicherte, daß Melodie und Text des englischen in die bekanntesten Sprachen übertragenen Volksgesangs von Carey sei, der sich 1743 od. 1744 erschoß. Diese Angabe nahmen die meisten encyklopädischen Wörterbücher auf. Neuerdings wurde in mehren Zeitschriften, namentlich in der „Zeitung für die elegante Welt", 1834, Nr. 238, erzählt, daß der 1622 verstorbene Dr. John Bull der Componist gewesen sein soll, und jetzt behauptet „Der Freimüthige", 1835, Nr. 19, daß nach neuern Untersuchungen man annehmen müsse, der für ursprünglich englisch gehaltene Nationalgesang sei im Text wie in der Melodie nur die Nachbildung eines französischen Volksliedes. Hierbei wird das Original in der ersten Strophe angeführt und hinzugefügt, daß Händel beide aus Frankreich nach England gebracht und hier sich als Autor ausgegeben oder doch geduldet habe, daß er als solcher bezeichnet wurde. Je allgemeiner der Gesang geworden, und je ansprechender die Musik wie die Worte Allen, die darnach gesungen, gewesen, desto wünschenswerther ist es, daß Forscher im Fache der Geschichte der Musik jene Behauptung näher untersuchen und prüfen, und namentlich die Biographen des großen Händel diesen von dem Vorwurfe des Plagiats und Betrugs freisprechen. 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1835.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Hinterlassene Werke des Generals Karl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Dritter Band. Berlin, Dümmler. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr. *).

Der vorliegende Band ist später als der nächstfolgende vierte erschienen, weil dessen Durchsicht einige Zeit erfoderte und die Frau Herausgeberin glaubte, den ihr von mehren Seiten zugekommenen Wünschen der baldigen Fortsetzung dieses wichtigen Werkes durch die Herausgabe des ganz vollendeten vierten Bandes entsprechen zu müssen. Wir halten uns aber an die Reihefolge, da mit dem dritten Bande der wissenschaftliche Theil des Werkes schließt und die übrigen (von denen bereits der sechste und siebente erschienen) geschichtlichen Inhalts sind.

Dieser Band enthält das siebente und achte Buch, von denen jenes von dem Angriffe und dieses von dem Kriegsplane handelt. Sie sind, nach der Vorrede, von dem General Clausewitz nur in „flüchtigen Skizzen und Vorarbeiten" hinterlassen und von dem Major O'Etzel, vom preußischen Generalstabe, durchgesehen worden. Worin diese Durchsicht, und ob sie in planmäßiger Verbindung des zerstreuten Stoffes — wie es fast den Anschein hat — bestanden, ist nicht angegeben worden, wäre aber bei einem solchen Werke nicht unwichtig zu wissen. Indeß hat der Major O'Etzel vor dem fünften Bande erklärt, daß seine ganze Mitwirkung nur in der Correctur des Druckes bestehe. Angehängt sind: 1) Uebersicht des dem Kronprinzen von Preußen in den Jahren 1810, 1811 u. 1812 von dem Verf. ertheilten militairischen Unterrichts. 2) Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte, und 3) Skizze eines Planes zur Taktik oder Gefechtslehre.

*) Vgl. über die frühern Theile Nr. 1, 2 u. 229 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Auch bei diesem Bande sind wir mit Disposition und Eintheilung nicht einverstanden. Ebenso wenig können wir den Beweisführungen des Verf. ungetheilten Beifall geben. Sie scheinen uns etwas Gezwungenes und — für die Mehrheit der Leser wenigstens — selbst Dunkeles zu haben und zu sehr an das Gebiet der Philosophie zu streifen. Dieses findet aber fast immer nur anfangs statt, da der Verf. noch nicht klar zu erkennen scheint, welche Richtung und Bewegung er der Fülle der Gedanken zu geben habe, und da er noch versucht, die reichen Resultate seiner von Geschichte und Erfahrung befruchteten und in ihnen begründeten Speculationen a priori und in streng logischer Gliederung wiederzugeben. Dann schlägt er, der philosophischen Beweisführung selbst überdrüssig oder gegen sie mistrauisch, den Weg der Induction ein. Hier ist er Meister, und es dürfte ihm darin kaum irgend ein militairischer Schriftsteller an die Seite zu setzen sein; sowie uns auch diese Beweisführung, mögen sie immer die Philosophen für unsicher erklären, für die Wissenschaft der Kriegführung die zweckmäßigste zu sein scheint. Sobald nun unser Verf. die ihm ungewohnten Fesseln abgestreift hat, gewinnt seine Darstellung an ungemeiner Klarheit, und selbst die tiefsten Untersuchungen und ihre nicht selten ganz neuen Ergebnisse werden von ihm mit siegender Anschaulichkeit und in würdevoller Sprache dargethan. Wir beziehen uns hier auf das bei Gelegenheit des ersten Bandes Gesagte und rufen unsere Standesgenossen, die sich durch die philosophische Behandlung zurückschrecken lassen könnten, mit jenem Franzosen zu: „Allez-en avant et la foi vous viendra!"

Siebentes Buch: Der Angriff. Erstes Capitel. Der Angriff in Beziehung auf die Vertheidigung. (Etwas schwerfällig.) Zweites Capitel: Natur des strategischen Angriffs. Zwar nicht neu, aber oft verkannt und hier recht klar entwickelt ist die Wahrheit, daß die Vertheidigung kein

absolutes, sondern ein relatives, von den Grundsätzen der Offensive durchdrungenes Abwehren sei. Ungewöhnlicher dürfte indeß die Ansicht sein, daß ebenso auch der Angriff als kein rein geschlossenes Ganze angesehen werden könne, jedoch mit dem Unterschiede, daß, während die Vertheidigung ohne das offensive Element des Rückstoßes gar nicht zu denken sei, der Angriff (als Stoß) an und für sich schon einen vollständigen Begriff bilde, die Verhältnisse der Zeit und des Raumes aber, an die er gebunden, ihm die Vertheidigung gleichsam als ein nothwendiges Uebel, als ein retardirendes Gewicht zuführen. Drittes Capitel: Vom Gegenstande des strategischen Angriffs. Viertes Capitel: Abnehmende Kraft des Angriffs. Fünftes Capitel: Culminationspunkt des Angriffs. Dem Verf. ist dieser Punkt der, bei welchem die Kräfte noch hinreichen, sich in der Vertheidigung zu halten und den Frieden abzuwarten, und über den hinaus der Umschwung, der Rückschlag liege, dessen Gewalt gewöhnlich viel größer sei, als es die Kraft des Stoßes war. Wer denkt nicht dabei an Napoleon? Sechstes Capitel: Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Siebentes Capitel: Die Offensivschlacht. Achtes Capitel: Flußübergänge. Neuntes Capitel: Angriff von Defensivstellungen. Zehntes Capitel: Angriff verschanzter Läger. Hier bekämpft der Verf. mit Erfolg die seit ungefähr einem halben Jahrhundert sich eingeschlichene und selbst durch Männer wie Tempelhoff unterhaltene Geringschätzung der Schanzen. Elftes Capitel: Angriff eines Gebirges. Zwölftes Capitel: Angriff von Liniencordons. Dreizehntes Capitel: Manoeuvriren. Der Verf. zieht dessen so sehr idealisirten Werth in den Kreis der Erfahrung herab und zeigt aus derselben, daß der Sieg vorzüglich von Thätigkeit, Präcision, Ordnung, Gehorsam und Unerschrockenheit abhänge. Vierzehntes Capitel: Angriff von Morästen, Ueberschwemmungen, Wäldern. Funfzehntes Capitel: Angriff eines Kriegstheaters mit Entscheidung.

Sowie Vorsicht der eigentliche Genius der Vertheidigung ist, so ist es Kühnheit und Zuversicht beim Angreifenden; nicht daß die entgegengesetzten Eigenschaften Beiden fehlen dürften, sondern es stehen die ihnen zur Seite in einer stärkern Affinität damit (?). Alle diese Eigenschaften sind ja überhaupt nur nöthig, weil das Handeln kein mathematisches Construiren ist, sondern eine Thätigkeit in dunkeln oder höchstens dämmernden Regionen, wo man sich demjenigen Führer anvertrauen muß, der sich am meisten für unser Ziel eignet. Je moralisch schwächer sich der Vertheidiger zeigt, um desto dreister muß der Angreifende werden. (S. 37.)

Sechzehntes Capitel: Angriff eines Kriegstheaters ohne Entscheidung. Siebzehntes Capitel: Angriff von Festungen. (Natürlich nicht von der Seite der fortificatorischen Arbeiten.) Wie vorher die Schanzen, so werden hier die fast vergessenen Circumvallationslinien wieder zu Ehren gebracht. Achtzehntes Capitel: Angriff von Transporten. Der General Clausewitz faßt hier Vertheidigung und Angriff zusammen und erklärt alle taktischen Auskunftsmittel der Vertheidigung (selbst die von Tempelhoff und Scharnhorst angegebenen) für unpassend und die Vertheidigung sogar für unmöglich. Diese Ungleichheit werde aber wieder durch das strategische Verhältniß und andere Umstände (z. B. durch die Unordnung, die auch bei dem Angreifenden entsteht) gehoben, da sonst alle Transporte gleich von vorn herein für verloren gegeben werden müßten. Auf diese Art vernichtet der Verf. wie mit einem Schlage eine Menge complicirter Lehren, mit denen wir die Kriegswissenschaft bereichert glaubten, und setzt an ihre Stelle sehr glücklich das einfache strategische Verhältniß. Neunzehntes Capitel: Angriff einer feindlichen Armee in Quartieren. Zwanzigstes Capitel: Diversion. Ihr Begriff wird mit der dem Verf. eignen Schärfe bestimmt und dabei manches Vorurtheil unsanft berührt. Sie müsse mehr Streitkräfte des Feindes vom Hauptkriegsschauplatze abziehen, als wir darauf verwenden. Als ein Hauptnachtheil wird angeführt, daß durch sie die sonst schlummernden Streitkräfte des Feindes geweckt werden. Einundzwanzigstes Capitel: Invasion. Das Eitele dieses Ausdrucks, den namentlich die französischen Kriegsgeschichtschreiber und ihre Nachbeter so häufig gebrauchen, ohne damit einen bestimmten Begriff zu verbinden, wird recht klar gezeigt. Der Verf. hat es sich überhaupt zur Aufgabe gestellt und es auch an mehren Orten (z. B. S. 89) erklärt, militairische Verhältnisse von unbestimmten und zweideutigen Vorstellungen zu reinigen. Diese Aufgabe hat er, auch durch Sichtung der Kunstsprache, glücklich gelöst und sich dadurch kein geringes Verdienst um Theorie und Praxis des Krieges erworben. Denn wo gibt es wol mehr hohle, nichtssagende Phrasen und bloßes Wortgeklingel als in der militairischen Sprache? Wo verdeckt wol mehr eine prunkende Terminologie den Mangel oder die Unklarheit des Begriffs?

Es folgt nun eine Abhandlung: „Ueber den Culminationspunkt des Sieges", der ein nur abgerissenes Fragment ist und sich eigentlich an das fünfte Capitel anschließt. Mit vielem Geiste wird hier gezeigt, wie der Angreifende zu seinem Verderben über diesen Punkt hinaus gelangen könne, und wie wichtig es für ihn sowol als auch für den Vertheidiger sei, denselben bei dem Entwurf des Feldzuges klar und bestimmt ins Auge zu fassen: für jenen, um nichts über sein Vermögen zu unternehmen, und für diesen, um dieses Ueberschreiten zu dem eignen Vortheile zu benutzen. Wir können uns nicht enthalten, den Schluß anzuführen:

Werfen wir nun einen Blick zurück auf alle die Gegenstände, welche der Feldherr bei der Feststellung dieses Punktes im Auge haben soll, und erinnern uns, daß er von den wichtigsten die Richtung und den Werth erst durch den Ueberschlag vieler andern nahen und entfernten Verhältnisse schätzen, gewissermaßen errathen muß — errathen, ob das feindliche Heer nach dem ersten Stoß einen festern Kern, eine immer zunehmende Dichtigkeit zeigen, oder ob es wie die bologneser Flaschen in Staub zerfallen wird, sobald man seine Oberfläche verletzt; — errathen, wie groß die Schwächung und Lähmung sein werde, die das Versiegen (Versiechen) einzelner Quellen, das Unterbrechen einzelner Verbindungen im feindlichen Kriegsstaat hervorbringt; — errathen, ob der Gegner von dem brennenden Schmerz der Wunde, die er ihm geschlagen, ohnmächtig zusammensinkt, oder wie ein verwundeter Stier zur Wuth gesteigert wird; — errathen, ob die andern Mächte erschreckt oder entrüstet sein, ob

und welche Verbindungen sich lösen oder bilden werden, — sagen wir uns, daß er dies Alles und vieles Andere mit dem Takt seines Urtheils treffen soll wie der Schütze sein Ziel, so müssen wir eingestehen, daß ein solcher Act des menschlichen Geistes nichts Geringes sei. Tausend Abwege bieten sich dem Urtheil, die sich hier- und dorthin verlaufen, und was die Menge, Verwickelung und Vielseitigkeit der Gegenstände nicht thun, das thut die Gefahr und Verantwortlichkeit. Und so geschieht es denn, daß die große Mehrheit der Feldherren lieber weit hinter dem Ziel zurückbleibt, als sich ihm zu sehr zu nahen, und daß ein schöner Muth und hoher Unternehmungsgeist oft darüber hinaus geräth und also seinen Zweck verfehlt. Nur wer mit geringen Mitteln Großes thut, hat es glücklich getroffen. (S. 85 fg.)

Achtes Buch: Kriegsplan. Dieses Buch, wenn auch nur flüchtig skizzirt, ist vielleicht eins der gehaltvollsten des ganzen Werkes und verdiente eine besonders ausführliche Anzeige. Es zeigt, welch einen klaren und denkenden Kopf das preußische Heer an Clausewitz besessen und — so früh verloren hat, und was er in einer höhern Stellung seinem Vaterlande hätte werden können. Viele in dem ganzen Werke zerstreute Ansichten vereinigen sich hier wie Strahlen in dem Brennpunkte und werfen ein helles Licht auf das leider unvollendete Ganze. Flüchtige Umrisse werden hier mehr ausgeführt, Begriffe, die zum Theil schon in dem Werke aufgestellt worden, durch Hinzufügung neuer Factoren erweitert und zugleich näher und sicherer bestimmt; Ansichten, die in der militairischen Welt einen stehenden Charakter gewonnen, beleuchtet und entweder ganz verworfen, oder berichtigt und erläutert. Selten gibt der Verf. etwas ganz Neues dafür, wie er denn überhaupt von mehr kritischem Verstande als eigentlich schöpferischem Geiste war. Aber das Neue, welches er bietet, ist tief durchdacht und darf die fremde Kritik nicht scheuen, nachdem er sie der eignen unterworfen hat. Manches davon gibt er selbst nur versuchsweise und als noch unreif.

Erstes Capitel: Einleitung. Wir heben die folgende Stelle aus:

Wenn man auf der einen Seite sieht, wie das kriegerische Handeln so höchst einfach erscheint, wenn man hört und liest, wie die größten Feldherren grade am einfachsten und schlichtesten sich darüber ausdrücken, wie das Regieren und Bewegen der aus hunderttausend Gliedern zusammengesetzten schwerfälligen Maschine in ihrem Munde sich nicht anders ausnimmt, als ob von ihrem einzigen Individuum die Rede sei, sodaß der ganze ungeheuere Act des Krieges zu einer Art Zweikampf individualisirt wird; wenn man dabei die Motive ihres Handelns bald mit ein paar einfachen Vorstellungen, bald mit irgend einer Regung des Gemüthes angegeben findet; wenn man diese leichte, sichere, man möchte sagen leichtfertige Weise sieht, wie sie den Gegenstand auffassen, und nun von der andern Seite die Anzahl von Verhältnissen, die für den untersuchenden Verstand in Anregung kommen; die großen, oft unbestimmten Entfernungen, in welchen die einzelnen Fäden auslaufen, und die Unzahl von Combinationen, die vor uns liegen; wenn man dabei an die Verpflichtung denkt, welche die Theorie hat, diese Dinge systematisch, d. h. mit Klarheit und Vollständigkeit aufzufassen und das Handeln immer auf die Nothwendigkeit des zureichenden Grundes zurückzuführen: so überfällt uns die Angst mit unwiderstehlicher Gewalt, zu einem pedantischen Schulmeisterthum hinabgerissen zu werden, in den untern Räumen schwerfälliger Begriffe herumkriechen und dem großen Feldherrn in seinem leichten Ueberblick also niemals zu begegnen. Wenn so das Resultat theoretischer Bemühungen sein sollte, so wäre es ebenso gut oder vielmehr besser, sie gar nicht angestellt zu haben; sie ziehen der Theorie die Geringschätzung des Talentes zu und fallen bald in Vergessenheit. Und von der andern Seite ist dieser leichte Ueberblick, diese einfache Vorstellungsart, diese Personificirung des ganzen kriegerischen Handelns so ganz und gar die Seele jeder guten Kriegführung, daß nur bei dieser großartigen Weise sich die Freiheit der Seele denken läßt, die nöthig ist, wenn sie über die Ereignisse herrschen und nicht von ihnen überwältigt werden soll. (S. 90 fg.)

Hierauf folgt Das, was dem Feldherrn die Theorie ist und wieder nicht ist. Beleuchten soll sie die Masse der Gegenstände, trennen das Wichtige von dem Unwichtigen, wecken in seinem Geiste die Strahlen des Lichtes, aber ihm keine starren beschränkenden Formeln zur Auflösung der Aufgaben geben.

Sie läßt ihn einen Blick in die Masse der Gegenstände und ihrer Verhältnisse thun und entläßt ihn dann wieder in die höhern Regionen des Handelns, um nach dem Maß der ihm gewordenen natürlichen Kräfte mit der vereinten Thätigkeit Aller zu handeln und sich des Wahren und Rechten wie eines einzelnen klaren Gedankens bewußt zu werden, der, durch den Gesammtdruck aller jener Kräfte hervorgetrieben, mehr ein Product der Gefahr als des Denkens zu sein scheint. (S. 92.)

(Der Beschluß folgt.)

Das Jahr der Erde und der Mensch. Ein allegorisch-erzählendes Gedicht von Gottfried Wilhelm Fink. Leipzig (Köhler). 1835. 8. 1 Thlr.

Der Titel dieses Büchleins erklärt sich aus demselben. Die Bezeichnung: „Das Jahr der Erde", ist, wie uns däucht, wörtlich zu verstehen, nämlich als der Kreislauf der Jahreszeiten und der durch sie hervorgebrachten Erzeugnisse, denen der Verf. einen bedeutenden Theil seines Buches widmet. In dieser Beziehung hat es Aehnlichkeit mit Thomson's berühmtem Werk, ist jedoch öfters in einer romantischen Lyrik gehalten, in die sich nicht selten eine humoristische Behandlung mischt. Die zweite Hälfte des Titels wird durch die zweite Hälfte des Buches erklärt. Dieses stellt nämlich rein menschliche Verhältnisse dar und gibt uns in dem Thun und Verkehren bestimmter Personen eine Reihe von Zuständen, welche mit den Jahreszeiten in Verbindung stehen; agrarische Idyllen, eine Art von Georgica, jedoch mit handelnden Personen. Dies der Inhalt des Gedichtes. Ueber den Werth desselben kann man jedoch, nachdem man seinen Standpunkt nimmt, ganz verschieden urtheilen. Denkt man sich das Werkchen für eine höhere gebildete Leserwelt, namentlich auch für männliche Leser zu unmittelbarem Genuß geschrieben, so würde es nur wenige Momente darbieten, durch welche diese befriedigt werden könnten. Nimmt man dagegen an, daß der Verf. es für eine reifere Jugend und besonders für Mädchen geschrieben hat, die sich ungefähr in dem Alter befinden, wo sie die Puppe wegzulegen und nach Büchern zu greifen pflegen, so glauben wir, daß der Dichter für ein Publicum dieser Art nicht nur ein sehr ansprechendes, sondern auch sehr zweckmäßiges Buch geschrieben hat. Freilich würden bei dieser Annahme einige der lyrischen Gedichte, welche auf die Naturzustände verfaßt sind und diese zum Theil allegorisch und symbolisch behandeln, nicht ganz passend sein, und zumal wol da nicht verstanden werden, wo sich der Humor einmischt. Allein dies thäte unsers Erachtens wenig zur Sache, weil die Jugend leicht über Dasjenige hinweggeht, was außerhalb ihres Kreises liegt, und, ohne sich ängstlich sorgend um jedes unverstandene Wort zu bekümmern, nur eifrig und mit warmer Liebe nach Dem greift, was sie sich verwandt fühlt. Ja, es gewährt einen ganz eignen Genuß, wenn Werke, die man in der Kinderzeit ge-

lesen, dergleichen unaufgelöste Räthsel enthalten haben, die einem wol später bei reiferer Entwickelung wieder beifallen, plötzlich entschleiert vor uns stehen und so gewissermaßen die Meilenzeiger unserer vorgerückten Erkenntniß werden. An diesen Klippen wird also, wie gesagt, die jugendliche Lesewelt nicht scheitern, und was ihr im Uebrigen geboten wird, ist ganz dienlich, ihre Phantasie harmlos aufzuregen und ihre innere Welt mit anmuthigen und guten Gestalten zu erfüllen, endlich auch manches freundliche Bild der Naturschilderung und der Lebensverhältnisse vor ihrem geistigen Auge so lebendig hinzustellen, daß es sich der Erinnerung tief einprägt. Vor Allem ist, wenn man die jugendlichen Leser im Auge behält, die sittliche Gesinnung, von welcher das Büchlein warm durchdrungen wird, daran zu schätzen. Haben wir so die Kritik im Namen dieser jungen Welt geübt, so liegt es uns auch ob im Sinne des reifern Beurtheilers einige Bemerkungen zu machen. Der Verf. hat im lyrischen Theil des Gedichts nicht selten glückliche Gedanken, doch bearbeitet er den Vers nicht genug, oder ist nicht hinlänglich Meister desselben, um überall Form und Inhalt zu identificiren. Dies scheint ihn zu bestimmen, so oft freie Versmaße ohne Reim zu wählen, bei denen das metrische Gesetz nicht so streng bindend ist. Für den erzählenden Theil, wo der Verf. sich bald jambischer bald trochäischer Maße, auch zuweilen des Ewald Kleist'schen Hexameters mit Vorschlag bedient, würden wir gewünscht haben, daß er ganz Prosa gewählt hätte. Er hätte dann viel ungezwungener, viel natürlicher und das jugendliche Gemüth ansprechender schreiben können, und Manches, was sich jetzt im Verse zu prosaisch, zu ungeschickt, ja bisweilen plump ausnimmt, würde, ohne das metrische Kleid, welches, es mag noch so einfach gewählt sein, immer einen festlichen Anstrich gibt, in der ungebundenen Schreibart durchaus natürlich erscheinen. Auch würde sich dann die Lyrik in dem Gedichte mehr absetzen und so Dasjenige, was der kindlichen Welt zugänglich und was ihr verschlossen und nur durch Ahnung verständlich ist, bestimmter voneinander scheiden. Indessen bleibt das Büchlein auch so, wie es ist, eine angenehme Gabe, die wir, ohne sie für ein höheres Kunstproduct zu halten, dem bezeichneten Leserkreise bestens empfehlen dürfen.

Ludwig Rellstab.

Der neue Landtag in Darmstadt, oder kurze Biographien und Charakteristiken sämmtlicher Mitglieder der ersten und zweiten Kammer der großherz. hessischen Ständeversammlung von 1835. Mit einer Einleitung. Hanau, König. 1835.

Ich habe Nr. 237 d. Bl. f. 1834 vor den Lesern den Vorführer und Ceremonienmeister der Schrift: „Galerie sämmtlicher Abgeordneten in Darmstadt, oder kurze Biographien und Charakteristiken derselben", welche damals erschienen war, gemacht, und so wäre es schon eine Pflicht der Consequenz, mich den nämlichen Verrichtungen bei der oben angeführten, soeben erschienen Schrift nicht zu entziehen, welche eine Art Fortsetzung und Ergänzung jener frühern Schrift bildet.

In der „Galerie" war der Mitglieder der ersten Kammer keine Erwähnung gethan; von den 48 Mitgliedern der diesmaligen zweiten Kammer (zwei sind noch zu wählen) sind 21 neu, und von den 27 gewesenen Mitgliedern des vorigen Landtags konnte man auch da und dort Neues melden; endlich hatte sich seit der Auflösung der vorigen Ständeversammlung, mit Bezug auf die neuen Wahlen u. dgl. Manches zugetragen, was sich einer übersichtlichen Zusammenstellung werth zeigte. Dieses Letztere gab nun den Hauptstoff zur Einleitung der obigen Schrift (S. 1—14) ab, während die Mitglieder der ersten Kammer den Raum von S. 15—39, und die Mitglieder der zweiten Kammer den von S. 40—58 einnehmen.

Als Probe des Styls und der Auffassung möchten wir anführen, was von S. 32—38 über das lebenslängliche Mitglied der ersten Kammer, Freiherrn von Gagern, den Vater, gesagt ist, wenn der Raum nicht zu beschränkt wäre. Allerdings gab die Bedeutsamkeit und Eigenthümlichkeit grade dieses Mannes dem Maler einen besonders reichen Farbentopf, aber auch von andern Mitgliedern der ersten und zweiten Kammer läßt sich doch auch Aehnliches behaupten. So von dem ersten Präsidenten der ersten Kammer, Prinzen Emil von Hessen, dem Fürsten von Solms-Lich, dem Grafen von Solms-Laubach, Universitätskanzler Dr. Linde, dem Freiherrn du Thil, dem Freiherrn von Breidenstein u. A. Von Mitgliedern der zweiten Kammer treten besonders bedeutend hervor: deren erster Präsident Eigenbrodt und Freiherr von Gagern der Sohn.

Die Schrift ist in liberalem Sinne abgefaßt. Rücksichten auf die Censur veranlaßten wol, daß die Schärfen da und dort etwas verhüllt wurden. Uebrigens trägt dies, was für den Autor eine Unbequemlichkeit ist, mit dazu bei, diese Schrift und Schriften ähnlicher Art zu brauchbarern Geschichtsquellen zu machen, wenigstens für diejenigen guten Leute, welche Neigung und Leidenschaft nur noch im Geschlechtsverhältnisse statuiren, weil sonst die Welt ausstürbe, aber nicht in der Geschichte der Staaten und der Völker, sowie in der doch treuen Darstellung ihrer Beschreiber.

Karl Buchner.

Anekdoten.

Der verstorbene Feth Ali Schah von Persien fand eines Tages auf einem Spaziergange eine Rupie auf der Erde. Er hob sie auf, zeigte sie dem ihn begleitenden Minister Mirza Schaffea und sagte: „Was meint Ihr, Mirza, Ihr seid ein gelehrter Mann, glaubt Ihr, daß es auf irgend eine Art möglich sei aus dieser Rupie tausend Tomans (7000 Thlr.) zu machen?" Der Mirza entgegnete, das übersteige seine geringen Einsichten, aber der Schah sei allmächtig und könne ohne Zweifel Das bewirken, was er wolle. Der König rief einen Diener herbei, fragte, was es jetzt für Früchte gäbe, und als er erfuhr, daß die Aepfel eben reif wären, ließ er sogleich für eine Rupie davon kaufen. Er erhielt einige funfzig Aepfel und schickte mehren der vornehmsten Edelleute und höchsten Hofbeamten, auch dem Minister, drei bis vier Stück, und jeder so Beschenkte mußte, der bestehenden Etiquette gemäß, dem Könige ein bedeutendes Gegengeschenk machen, sowie den Ueberbringer anständig belohnen. Auf diese Art erhielt der König für seine Aepfel 1500 Tomans, seine Boten aber 300 Goldstücke, die Se. Maj. ebenfalls an sich nahmen.

Wie das Verfahren orientalischer Despoten, die besten Arbeiter in jedem Fache für den Hof förmlich zu pressen, jede nützliche Erfindung und Verbesserung sofort im Keime erstickt, zeigt folgende Anekdote. Vor nicht langer Zeit war es einem Bewohner der Provinz Farsistan gelungen, die Fabrikation der Thongeschirre so zu verbessern, daß er ein leidliches Porzellan erzeugte. Sein Ruhm verbreitete sich, und das Gerücht drang bis an den Hof zu den Ohren des Königs, der augenblicklich durch ein Machtgebot den Mann nach Teheran beschieden ließ, um Porzellan für den Schah zu verfertigen. Dieser Befehl erschreckte den armen Mann sehr, denn er wußte wohl, daß er nicht allein für den König werde arbeiten müssen, sondern auch für alle seine Beamten und Hofleute, und zwar ohne die geringste Hoffnung auf Belohnung, ja vielleicht ohne den nöthigen Unterhalt. Er reiste nach Teheran, aber nicht um Porzellan zu machen, sondern um den Minister durch Bestechung zu bewegen, daß dieser dem Könige berichte: das sei gar nicht der Mann, der das Porzellan verfertigen könne; der eigentliche Fabrikant sei entflohen, und nur aus Irrthum habe man diesen armen Menschen hergebracht, der deshalb um seine Entlassung bitte. Der Minister wirkte ihm diese aus, und der Mann kehrte in seine Heimat zurück mit dem Gelübde: in seinem Leben kein Porzellan wieder zu machen.

81.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1835.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 152.)

Zweites Capitel: Absoluter und wirklicher Krieg. Ist dem Verf. nur der, welcher die Niederwerfung des Gegners zum Ziele hat, in welchem die feindlichen Elemente sich gänzlich entladen. Diese Entladung werde aber durch eine Menge widerstrebender Kräfte und Verhältnisse — die Inertie der Masse — ganz dem Begriffe zuwider verhindert, und diese Inertie zu überwinden, erfodere eine Kraft, die nur dem rücksichtslosen Bonaparte beigewohnt. Er habe den Krieg zu seiner Absolutheit erhoben, aber dadurch auch eine ebenso gewaltige Reaction geweckt. In dieser einfachen Ansicht liegt eigentlich der Schlüssel der Niederlagen der Deutschen und ihrer Verbündeten. Sie verstanden nicht den wirklichen Krieg, sie erkannten nicht die Gewalt des losgelassenen Elements und regten nur das des Gegners auf, um sich von ihm niederwerfen zu lassen.

Drittes Capitel: A) Innerer Zusammenhang des Krieges. B) Von der Größe des kriegerischen Zwecks und der Anstrengung. Schließt sich sehr enge an das in dem vorigen Capitel Gesagte an und enthält eine gedrängte geschichtliche Uebersicht der Kriegführungen alter und neuer Zeit, voll Geist und Wahrheit, in welcher unter Anderm gezeigt wird, wie bei der Allgemeinheit und gleichsam der Convenienz, die Kriegsgewalt zu beschränken, die Kritik im vorigen Jahrhundert, des absoluten, wirklichen und natürlichen Krieges vergessend, sich nur auf das Einzelne richten konnte und nach diesem Maßstabe auch dem mittelmäßigsten Heerführer Feldherrngröße abzulauschen vermochte.

Viertes Capitel: Nähere Bestimmungen des kriegerischen Ziels. Niederwerfung des Feindes. Es wird dem raschen, unaufhaltsamen Vorwärtsschreiten — nach dem ganzen Ideengange des Verf. sehr consequent — das Wort geredet, da der Krieg, wie jede Handlung, zwar Zeit erfodere, aber in ihm keine Wechselwirkung zwischen Zeit und Kraft, wie in der Dynamik stattfinde. Von dieser Grundansicht ausgehend, rechtfertigt er später (im neunten Capitel) ebenso folgerecht als dem allgemeinen Urtheile entgegen die Operationen des Kaisers Napoleon im J. 1812.

Sein Feldzug ist nicht mislungen, weil er zu schnell und zu weit vorgedrungen ist, wie die gewöhnliche Meinung geht, sondern weil die einzigen Mittel zum Erfolg fehlschlugen. Das russische Reich ist kein Land, was man förmlich erobern, d. h. besetzt halten kann, wenigstens nicht mit den Kräften jetziger europäischer Staaten, und auch nicht mit den 500,000 Mann, die Bonaparte dazu anführte. Ein solches Land kann nur bezwungen werden durch eigne Schwäche und durch die Wirkungen des innern Zwiespalts. Um auf diese schwachen Stellen des politischen Daseins zu stoßen, ist eine bis ins Herz des Staats gehende Erschütterung nothwendig. Nur wenn Bonaparte mit seinem kräftigen Stoße bis Moskau hinreichte, durfte er hoffen, den Muth der Regierung und die Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu erschüttern. In Moskau hoffte er den Frieden zu finden, und dies war das einzige vernünftige Ziel, welches er sich bei diesem Kriege stecken konnte. Er führte also seine Hauptmacht gegen die Hauptmacht der Russen, die vor ihm zurück über das Lager von Drissa hinstolperte und erst bei Smolensk zum Stehen kam. Er riß Bagration mit fort, schlug Beide und nahm Moskau ein. Er handelte hier, wie er immer gehandelt hatte; nur auf diese Weise war er der Gebieter Europas geworden, nur auf diese Weise hatte er es werden können..... Nun behaupten wir, daß, wer in dem Feldzug von 1812 blos wegen seines ungeheuern Rückschlages eine Absurdität findet, während er beim glücklichen Erfolg darin die erhabensten Combinationen gesehen hätte, eine völlige Unfähigkeit des Urtheils zeigt. (S. 181 fg.)

Fünftes Capitel: Fortsetzung. Beschränktes Ziel. Sechstes Capitel: A) Einfluß des politischen Zwecks auf das kriegerische Ziel. B) Der Krieg ist ein Instrument der Politik. Der Verf. verkennt keineswegs den Widerspruch, in den ihn jene Ansicht von dem absoluten Kriege mit der ganzen Kriegsgeschichte bis auf Bonaparte versetzt und in künftigen Kriegen vielleicht noch versetzen wird. Diesen Widerspruch findet er aber in dem Zwiespalte, in welchem die Natur des Krieges mit andern Interessen des gesellschaftlichen Verbandes stehe. Als die Einheit, „zu welcher sich im praktischen Leben diese widersprechenden Elemente verbinden, indem sie sich theilweise gegenseitig neutralisiren", und zur Lösung jenes Widerspruchs stellt er nun den Begriff, daß der Krieg nur ein Theil des politischen Verkehrs, also durchaus nichts Selbständiges sei. Aus diesem Begriffe werden nun eine Menge sehr wichtiger Folgerungen (namentlich über das Verhältniß der obersten Staats- und Verwaltungsbehörde zu dem Armeecommando) und manche Aufschlüsse über die Kriege seit der Revolution abgeleitet.

Die ungeheuern Wirkungen der französischen Revolution nach außen sind offenbar viel weniger in neuen Mitteln und Ansich-

ten ihrer Kriegführung als in der ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, in dem Charakter der Regierung, in dem Zustande des Volkes u. s. w. zu suchen. Daß die andern Regierungen alle diese Dinge unrichtig ansahen, daß sie mit gewöhnlichen Mitteln Kräften die Wage halten wollten, die neu und überwältigend waren: das Alles sind Fehler der Politik. (S. 148.)

Siebentes Capitel: Beschränktes Ziel. Angriffskrieg. Achtes Capitel: Beschränktes Ziel. Vertheidigung. Neuntes Capitel: Kriegsplan, wenn Niederwerfung des Feindes das Ziel ist. Der Verf. erklärt sich gegen die Trennung des Angriffs und stellt auf, daß der Angriff, welcher nicht wie eine Pfeilspitze gegen das Herz des feindlichen Staats hinschieße, sein Ziel nicht erreichen könne. Diese Ansicht rechtfertigt er aus der Geschichte, besonders der neuesten (wie überhaupt dieses Capitel eine sehr anziehende kriegsgeschichtliche Seite bietet), und übt dabei seine Kritik auf die gewöhnliche schneidende Weise. Er erläutert das Ganze durch einen Plan zu einem supponirten Kriege Oestreichs, Preußens, des deutschen Bundes, der Niederlande und Englands gegen Frankreich, wobei er das früher recht tief eingewurzelte Vorurtheil bekämpft, welches der Schweiz, als dem höchsten Lande, einen wichtigen Einfluß auf die Kriegsbegebenheiten einräumt, und unter Andern sagt:

Der Vortheil des strategischen Dominirens ist zuerst hauptsächlich bei der Vertheidigung wichtig, und was für den Angriff von dieser Wichtigkeit übrig bleibt, kann sich in einem einzelnen Stoß zeigen. Wer dies nicht weiß, hat die Sache nicht bis zur Klarheit durchdacht, und wenn im künftigen Rath des Machthabers und Feldherrn sich ein gelehrter Generalstabsoffizier finden sollte, der mit sorgenvoller Stirn solche Weisheit auskramt, so erklären wir es im Voraus für eitele Thorheit und wünschen, daß sich in eben diesem Rath irgend ein tüchtiger Haudegen finden möge, der ihm das Wort beim Munde abschneidet. (S. 199 fg.)

Zuletzt trifft seine Kritik auch das deutsche Bundesheer:

In diesen Einrichtungen bildet der föderative Theil Deutschlands den Kern der deutschen Macht, und Preußen und Oestreich, durch ihn geschwächt, verlieren ihr natürliches Gewicht. Ein föderativer Staat ist aber im Kriege ein sehr morscher Kern; da ist keine Einheit, keine Energie, keine vernünftige Wahl des Feldherrn, keine Autorität, keine Verantwortlichkeit denkbar. Oestreich und Preußen sind die beiden natürlichen Mittelpunkte des Stoßes für das deutsche Reich, sie bilden den Schwingungspunkt, die Stärke der Klinge... Diesen natürlichen Lineamenten muß die Einrichtung folgen, und nicht einer falschen Idee von Einheit, diese ist hier ganz unmöglich, und wer über dem Unmöglichen das Mögliche versäumt, der ist ein Thor. (S. 202.)

Von des Verf. schon früher erwähnter Unbefangenheit möge die Stelle S. 190 zeugen, in welcher er, nachdem er des „ritterlichen Sinnes" erwähnt, mit dem Preußen im J. 1792 den Marsch in die Champagne unternommen, von der „Hinterlist" spricht, welcher sein Cabinet sich später schuldig gemacht.

Hiermit wäre eigentlich die Anzeige von dem wissenschaftlichen Theile des ganzen Werks geschlossen; allein wir können es uns nicht versagen, auch der Beilagen Erwähnung zu thun.

Die Uebersicht des dem Kronprinzen ertheilten Unterrichts enthält, nach der Vorrede, den Keim des ganzen Werkes, und wir haben ihn gleich anfangs darin gefunden. Sie hat vor dem Werke selbst noch den Vorzug der populairen Sprache und größern Deutlichkeit und kann als ein Muster bei dem kriegswissenschaftlichen Unterrichte von Prinzen empfohlen werden, wenn wir auch wieder der Ordnung und Eintheilung unsere Zustimmung versagen müssen. Nie ist — was uns vor dem künftigen Beherrscher einer großen Kriegsmacht ganz besonders wichtig zu sein scheint — das moralische Element aus dem Auge verloren. Was diesem Aufsatze aber einen besonders hohen Werth gibt, ist, daß er Grundsätze und Lehren enthält, die sich in den spätern Kriegen glänzend bewährt haben. Dieses bestätigt unsere frühere Ansicht, daß des Verf. speculativer Geist, wenn auch von der Geschichte ausgehend und durch sie genährt, sich über derselben zu halten gewußt habe. Wir müssen hierüber die Leser d. Bl. an den Aufsatz selbst verweisen und heben nur Folgendes aus:

Das Kriegführen selbst ist sehr schwer....; allein die Schwierigkeit liegt nicht darin, daß besondere Gelehrsamkeit oder großes Genie erfodert würde, die wahren Grundsätze des Kriegführens einzusehen.... Sie besteht darin: den Grundsätzen, welche man sich gemacht hat, in der Ausführung treu zu bleiben..... Die sinnlich anschaulichen Vorstellungen, welche man in der Ausführung erhält, sind lebendiger als die, welche man sich früher durch reife Ueberlegung verschafft hat. Sie sind aber nur der erste Anschein der Dinge, und dieser trifft, wie wir wissen, selten mit dem Wesen genau zusammen. Man ist also in Gefahr, die reife Ueberlegung dem ersten Anschein aufzuopfern.... Dagegen muß man sich also waffnen, muß ein bleibendes Vertrauen in die Resultate seiner eignen frühern reifen Ueberlegung setzen, um sich dadurch gegen die schwächenden Eindrücke des Augenblicks zu stärken. (S. 254 u. 260)

Könnte wol etwas Zweckmäßigeres dem Thronerben gesagt werden? da die Geschichte zeigt, daß die besten Entwürfe an diesen Eindrücken scheitern, an gewöhnlich halbwahren Nachrichten, an unvorhergesehenen Zwischenereignissen, die oft nur wie auflodernbes Strohfeuer bald spurlos verschwinden, aber doch Alles in die Bewegung des Schreckens versetzen und endlich — an dem Einflusse seiner davon ergriffenen Umgebungen.

Der folgende Aufsatz: „Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte", ist bei all' seiner Kürze gleichfalls sehr beachtungswerth.

In der „Skizze eines Plans zur Taktik oder Gefechtslehre" und dem sich an dieselbe anschließenden Leitfaden zu ihrer Bearbeitung ist Vieles zu wenig motivirt und ausgeführt. Doch ist das Ganze sehr zweckmäßig und voll anziehender Bemerkungen, wie z. B. über Entwurf und Führung eines Gefechtes:

Aber es ist nicht zu verkennen, daß das Handeln der Führung ganz anderer Natur ist als das des Entwurfs. Dieser wird außer der Region der Gefahr und mit völliger Muße gemacht; jene liegt immer im Drange des Augenblicks. Der Plan entscheidet immer von einem höhern Standpunkt aus mit einem weitern Gesichtskreise; die Führung wird von dem nächsten und individuellsten bestimmt, oft mehr als bestimmt, fortgerissen.... Ist der Plan eines Gefechts also mehr eine geometrische, so ist die Führung mehr eine optische Zeichnung; jener mehr ein Grundriß, diese mehr eine perspectivische Ansicht. (S. 370 u. 379.)

Wir haben bei unserm Berichte die Grenzen d. Bl. weit überschritten; aber wir hoffen Entschuldigung zu finden in der großen Wichtigkeit des Gegenstandes und in dem Eindrucke, den er auf uns gemacht. Wir kennen kein kriegswissenschaftliches Werk, dem dieses auch nur fern verglichen werden könnte, keinen militairischen Schriftsteller wie den General von Clausewitz. Wollten wir Vergleiche anstellen, so würden wir außer dem Gebiete der Kriegswissenschaften uns umsehen müssen und da nur den großen britischen Kanzler finden. Was dieser dem ganzen Umfange menschlicher Erkenntniß war, scheint uns Hr. von Clausewitz der Wissenschaft des Krieges zu sein. Beiden ist die Erfahrung die Hauptquelle des Wissens; wie Bacon die Fesseln der scholastischen Philosophie sprengte, so verspricht wenigstens unser Verf. die seit langer Zeit in der Taktik und Strategie eingesessene Barbarei nebst ihrem ganzen Gefolge von geschraubten und haltungslosen vermeintlichen Grund- und Lehrsätzen und einer hohlen Kunstsprache zu besiegen und naturgemäßen Ansichten den Weg zu bahnen. Wie jener gegen die vorschnelle und vermessene Ausbildung einzelner Lehrsätze zu geschlossenen Systemen redet, und es der Wissenschaft für weit ersprießlicher hält, wenn sie, anstatt sich so zu fixiren, bloße Aphorismen in sich aufnimmt *), so widersteht dieser mit einer gewissen Selbstverleugnung der Versuchung, aus eignen oder berichtigten Ansichten ein besonderes Lehrgebäude aufzuführen und die Lücken mit kühnen und glänzenden Hypothesen zu füllen. Und endlich — um den Vergleich nicht weiter zu führen —, wie der große Brite als Restaurator oder Reformator der Wissenschaften gilt, so scheint uns die schon früher erwähnte Hoffnung unsers Verf., in seiner unvollendeten Schrift die Hauptgedanken niederzulegen, von denen einst eine Revolution in der Kriegstheorie ausgehen könnte, nicht ganz eitel zu sein, wenn wir deren wirklich großartigen Charakter noch einmal an uns vorübergehen lassen. 40.

A. J. Groß-Hoffinger, genannt Hans Normann, Geschichte der östreichischen Länder, Völker, Staaten und Regenten. Erster Band. Das alte Oestreich unter den Römern. Nebst einer Karte vom alten Oestreich. Meißen, Gödsche. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Nachdem Hr. G.-H. vor zwei Jahren ein Gemälde von Oestreich, wie es ist, hatte erscheinen lassen, fängt er jetzt an, Oestreichs Vergangenheit zu zeichnen. Wir gönnen Jedem sein Beginnen, Jedem seine Titel und Würden; aber den Namen eines Historikers geben wir doch nicht gern einem Jeden, ohne ihn etwas schärfer angesehen zu haben. Eine Geschichte der östreichischen Staaten, von einem Oestreicher außer Landes geschrieben, hätte, wenn sie da wäre, gewiß im übrigen Deutschland ihr Glück machen können, falls sie auch in Oestreich wahrscheinlich verboten worden wäre, indem man bekanntlich dort (aber auch diesseit des Inn!) eine gewaltige Receptivität für Lob, aber auch ebenso große Renitenz gegen allen Tadel, selbst der grauesten Vorfahren, hat. Da nun aber Licht und Schatten nicht wohl zu trennen sind, eben Alles mit einigem historischen Gewissen sich einmal nicht loben läßt, so haben wir vorerst darauf Verzicht geleistet, aus Oestreich selbst eine wahrhaftige unparteiische Länder- und Regentengeschichte hervorgehen zu sehen, und sind sehr begierig, wie der neueste Geschichtschreiber, Graf Mailáth, sich in den folgenden Bänden, die die kitzlichere Zeit berühren, verhalten wird.

Hr. G.-H. ist ein gewandter talentvoller Mann, aber an eine solche Aufgabe sich gleich anfangs zu wagen, würde Ref. ihm kaum gerathen haben. Eine gute Geschichte eines neuern europäischen Staats zu schreiben, ist vielleicht eine der schwierigsten Aufgaben nach den Anfoderungen unserer Zeit, die allerdings die Gundling'schen „Discurse" kaum mehr zu lesen im Stande ist. Schon aus dem Titel könnte ein Uebelwollender eine gewaltige Tautologie herausdeuteln, da man schwerlich von Ländern historisch ohne die Völker, von Staaten nicht ohne beide erstere, aus denen ja der Staat erwachsen ist, und von den Regenten nicht ohne die Staaten sprechen kann; es müßte denn das ganze Werk in eine reine geographische, ethnographische, politische und genealogisch-biographische Abtheilung ursprünglich haben zerfallen sollen, welches aber auf historischem Wege noch weniger durchzuführen gewesen sein möchte. Ref. nimmt also an, der Hr. Verf. habe die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, aus denen er jene Geschichte betrachten wird, überhaupt andeuten wollen. Daß aber unter den Regenten Oestreichs auch die alten römischen Kaiser von Augustus an mitverstanden werden müssen, insofern Illyrien, Noricum und Pannonien theilweis auch dem römischen Reiche einverleibt waren, will dem Ref. nach dem Begriffe einer europäischen Staatsgeschichte nicht recht einleuchten. Der Hr. Verf. geht im ersten Bande nur bis zu Constantin, und es sind bis dahin blos wenige römische Kaisernamen, welche hier nicht ihre besondern, durch Ueberschriften bezeichneten Absätze bekommen haben. Mit gleicher Gerechtigkeit wird also auch Attila im zweiten Bande seinen Platz als Regent Oestreichs finden müssen. Bei manchen Imperatoren wenigstens ist einer andern Beziehung zu Oestreich gar nicht gedacht, dagegen Vieles von ihnen und aus ihrem Leben angeführt, was weit eher in eine Geschichte Roms unter den Kaisern gehören würde. Selbst wenn der Verf., was gewiß nicht der Fall sein wird, die mittelalterliche Idee aufnehmen wollte, daß die deutschen Kaiser nur Nachfolger der alten römischen wären und ebenso das imperium urbis et orbis haben müßten, wogegen sich ein zweiter Hippolithus a Lapide wol finden lassen würde, möchte jene umfassende Darstellung der römischen Kaisergeschichte noch nicht gerechtfertigt erscheinen. Das ist indeß nicht ungegründet, daß Illyricum darum auf die römische Geschichte großen Einfluß gehabt hat, weil von da viele Kaiser stammten und hier wie in Pannonien die tapfersten Legionen standen.

Eine weitläufige Prognose eröffnet ziemlich declamatorisch das Werk. Der Verf. stellt sich auf den Standpunkt des Kosmopolitismus, ohne jedoch recht auf demselben fest zu stehen, wie uns wenigstens vorkommt, wenn wir manche seiner Declamationen genauer analysiren. „Mit einem sehr gemischten Gefühle von Begeisterung, Erhabenheit, Gottesverehrung, Mistrauen, Geringschätzung und Hohn betrete ich die geheiligten Hallen der Geschichte und die heiligsten Gemächer darin, der vaterländischen Geschichte." Das klingt, als wollte es recht patriotisch werden; allein es fehlt doch die rechte Wärme, weil der Verf. in der Masse der Begebenheiten mehr ein Chaos von Zufall und Willkür als eine höhere Leitung wahrzunehmen scheint. „Wahrlich, es ist kein dankbares, herzerwärmendes Geschäft, die philosophische Betrachtung des Menschenlebens, der Geschichte. Wer da sein Vaterland liebt wie Curtius, Hannibal, oder wie sie immer heißen mögen die bewunderten Heroen, welche für ihr

*) Nimirum ut ephebi, postquam membra et lineamenta corporis ipsorum perfecte efformata sunt, vix amplius crescunt: sic scientia, quamdiu in aphorismos et observationes spargitur, crescere potest, et exsurgere, sed, methodis semel circumscripta et conclusa, expoliri forsan et illustrari, aut ad usus humanos edolari potest, non autem porro mole augeri. Bac. „De dignit. et augm. scient.", lib. I.

Vaterland lebten und starben; wer da den Muth und die poetische Liebe in sich spürt, die uns zu Thaten hinreißt und kein Opfer zu groß findet; wer da gern seinen letzten Blutstropfen am Altar des Vaterlandes hingäbe, der muß erbleichen vor dem traurigen, herzlosen Gedanken, daß er für nichts, für ein philosophisches Unding sich opfern möchte, daß ihn Millionen einen Narren schelten werden, hat er sein Opfer vollbracht. Wofür leben, wenn Alles nichtig ist, wofür sterben, wenn nichts gewonnen wird mit dem Tode! — Schön herrlich, poetisch ist die Geschichte der Menschheit, und ich irre gern umher in ihren Höhen und Tiefen, mit ähnlichen Gefühlen, als die waren, mit welchen ich die Alpen durchschwärmte, aber sie ist auch nur schön in der sinnlichen Betrachtung. — O sie ist göttlich schön, diese Schauwelt der Menschenthaten, dieses theatrum mundi mit Halbgöttern und Komödianten" u. s. w. Der Verf. erklärt sich gegen das Recht der Geschichte, zu richten, will, daß man aus seinem Werke nichts lernen soll als Selbstdenken und Selbstforschen, weil viel zu Wenige den Muth hätten, selbst zu denken.

Doch überlassen wir es Andern, das System oder besser die Ansichten des Verf. weitläufiger zu anatomiren und zu reconstruiren. Uns scheint Hr. G. H. noch nicht ganz fest in dem historischen Sattel zu sitzen oder sich selbst noch nicht ganz klar zu sein. Darum hätten wir gewünscht, daß er nicht grade einen so schwierigen Gegenstand so bändereich und umfassend zu bearbeiten unternommen hätte. Dazu gehören längere Vorstudien und ein historischer Takt, der selten angeboren ist. Daß der Verf. die Wunder Taschenspielerkünste nennt, daß er von den Märtyrern sagt, daß ihre Weisheit weniger Bewunderung als ihre Standhaftigkeit verdiene, daß sie der Menschheit durch ihr Beispiel nichts nützten, daß er hinwiederum S. 73 die Geburt der Maria eine für die Geschichte der Nachwelt höchst merkwürdige und die Geburt Christi eine heilige Weltbegebenheit nennt, scheint nicht recht miteinander zu harmoniren. Auch das Wiederholen alter Sagen, z. B. von der Einfahrt des Jason in den Ister, von den Juden, die schon seit 2375 Jahren in Wien ansässig wären, die Behandlung der Sage von der legio fulminatrix (welche ja längst vorher von ihren auf die Schilde gemalten Blitzen und nicht erst von jenem Tage in Pannonien spottweise so hieß), selbst das Einflechten fremder Worte wie: Profit, manierlich, Harbiesse, markiren, zeigt von noch nicht genugsam durchgebildetem historischen Geschmacke. Was unter dem Namen „Archiv" angehängt ist, S. 327—362, sind wörtlich aus Hormayr abgedruckte Stellen der Itinerarien und der Peutinger'schen Tafel, dann aus desselben, in einem andern Werke so schwer angegriffenen Verf. trefflicher „Geschichte von Wien" und seinem viel zu wenig bekannten „Archive" und aus Muchar's „Römischem Noricum". Die Karte ist eine sehr zweckmäßige Zugabe. 92

Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom. Von Eduard Gerhard. Zweite veränderte Ausgabe. Berlin 1834. Gr. 8.

Nur mit wenigen Worten will Ref. als Nachtrag zu seiner Anzeige der ersten Ausgabe dieser „Thatsachen" (Nr. 145, d. Bl. f. 1833) berichten, daß die steigende Theilnahme deutscher Gönner und Freunde die Erneuerung dieses Notizenbüchleins veranlaßt hat. Das Vorwort erwähnt des huldreichen Beitrittes erlauchter Personen und hoher Behörden, der gnädigen Unterstützung des Königs von Preußen und des preußischen Cultusministeriums, sowie vielfacher Beweise einer thätigen, literarischen und ökonomischen Theilnahme, ohne jedoch die Fährlichkeiten zu verschweigen, welche dem aufblühenden Institute drohen. Die Einrichtung der kleinen Schrift ist aus der ersten Ausgabe bekannt, nur ist überall nachgetragen worden, was seit dem 9. December 1833 für das Institut geschehen ist. Die Liste der außerordentlichen Mitglieder zeigt eine bedeutende Anzahl gekrönter Häupter, unter ihnen den Kaiser von Rußland und den Großfürsten Thronfolger, den König und Kronprinz von Preußen, die Könige von Frankreich, der Niederlande und von Belgien, die Kronprinzen von Baiern und Dänemark, die Großherzoge von Weimar und Darmstadt, die Mitregenten von Hessen-Kassel und Sachsen, sowie andere fürstliche Personen. Unter den Ehrenmitgliedern und wirklichen Mitgliedern lesen wir die Namen vieler der ersten Staatsmänner, Diplomaten und Gelehrten in Italien, Deutschland, Frankreich und England, man vermißt dagegen fortwährend die Namen vieler östreichischen, sächsischen und rheinländischen Adeligen, die sich sonst durch freigebige Beförderung von Kunst und Wissenschaft auszeichnen. Unter den Beilagen enthält die letzte eine bibliothekarische Danksagung an die deutschen Buchhandlungen, welche das Institut durch Bücherspenden erfreut haben.

Möge doch diese kleine Schrift, welche durch die Buchhandlung Schenk und Gerstäcker unentgeltlich ertheilt wird, die Aufmerksamkeit aller Freunde antiquarischer Studien von Neuem auf ein Institut lenken, welches auf dem Boden der ewigen Stadt durch germanischen Kunstsinn gestiftet worden ist, und das eine so reiche Ausbeute der interessantesten Forschungen über Bildwerke des classischen Alterthums für die Zukunft verheißt, wie es bis jetzt schon die interessantesten Resultate römisch-germanischer Studien geliefert hat. Ein solches gelangt soeben in der sinnvollen Erklärung eines Vasenbildes aus den Gräbern von Cäre zu uns, welche der thätige Secretair des Instituts, Hr. Gerhard, unter dem Titel: „Jason, des Drachen Beute", als Programm des Instituts zur Feier des 21. Aprils in Berlin verfaßt hat. 14.

Notizen.

Zu Ende des Jahres 1834 hat das kais. Ministerium des Innern zu Petersburg eine Broschüre über den Zustand der Städte Rußlands im Jahre 1833 herausgegeben. Wir entnehmen folgende Notizen über die Zahl der Einwohner.

Petersburg hatte	291,290	Einw. männl. Geschl.,	153,845 weibl.
Moskau —	205,120	— — —	123,140 —
Odessa —	31,200	— — —	23,800 —
Riga —	25,107	— — —	24,760 —
Kazan —	22,235	— — —	23,009 —
Kijow —	18,748	— — —	18,012 —
Wilno —	17,821	— — —	17,816 —

In Lemberg ist im Januar 1835 eine von Galinski dem Erzherzog Ferdinand Este, Gouverneur von Galizien, gewidmete statistische Uebersicht dieser Provinz erschienen. Nach derselben hat Galizien jetzt, auf 1569 □M. 95 Städte, 75 besondere Vorstädte, 194 Städtchen, 6054 Dörfer, im Ganzen 659,406 Häuser und 4,376,744 Einwohner, darunter 247,196 Juden. Lemberg hat 48,731 E., Brody 16,623 E., Tarnopol 11,744 E., Przemysl 7818 E., Jaroslaw 7026 E., Wieliczka 6246 E. x. Die slawischen Einwohner Galiziens theilen sich in drei besondere Völkerschaften. Der Pole wohnt in den nordwestlichen Theilen von Schlesien aus bis an den Fluß San, er nennt sich in den Bergen Góral, in den Ebenen Mazur, seine Anzahl etwa 1,800,000. Weiter nach Osten wohnen in dem ehemaligen Rothreußen die Rusniaken oder Russinen, gleichfalls etwa 1,800,000 Menschen. In der ehemaligen Bukowina, an der türkischen Grenze wohnen die Wolochen, deren Anzahl etwa 150,000 beträgt.

In ganz Serbien gibt es nur eine Buchdruckerei, nämlich in Belgrad. Vor Kurzem wurde hier auch die erste Apotheke angelegt. Bisher waren die Aerzte, meistens Juden, zugleich Apotheker, indem sie die nöthigsten Medicamente mit sich herumfahren ließen. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 154. —— 3. Juni 1835.

Johann Friedrich Petrick's nachgelassene Schriften. Drei Bände. Auch unter dem Titel: Der Geist unserer Zeit und das Christenthum, oder Beweis, daß das wahre Bedürfniß der Kirche Christi auch Bedürfniß der Zeit sei. Für Denkende von jeder religiösen, philosophischen und politischen Confession. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir erhalten in dieser Schrift eine kühne und freimüthige Beurtheilung des Christenthums aus dem Standpunkte eines entschiedenen und offen ausgesprochenen Pantheismus. Der Kampf zwischen dem Pantheismus und Theismus ist fast so alt als die uns bekannte Religionsgeschichte. Von jeher hat der menschliche Verstand, sobald er seine religiöse Weltansicht zur Einheit zusammenzufassen gelernt hatte, zwischen diesen beiden Vorstellungsarten hin und her geschwankt. Jede derselben hat sich eines Vorrangs vor der andern gerühmt und die andere als einen untergeordneten Standpunkt der unvollendeten religiösen Speculation dargestellt. Beide nämlich machen darauf Anspruch, den Begriff des Absoluten, in den sich die religiöse Weltansicht abschließen soll, in ihrer Idee Gottes am reinsten dargestellt zu haben. Der Pantheismus macht dem Theismus zum Vorwurf, daß er durch die Trennung der Welt von Gott diesen durch jene beschränke, mithin seine Absolutheit aufhebe, und er glaubt daher diesen Begriff dadurch behaupten zu können, daß er diese letzte Differenz zwischen Gott und Welt aufhebt und das All-Eins als das Absolute faßt. Der Theismus dagegen findet eben in dieser Identität von Gott und Welt eine Beschränkung Gottes, weil er, als das All der Dinge, demselben Gesetze der Endlichkeit und Unvollendbarkeit unterworfen werde wie jedes einzelne Ding für sich, mithin nicht das Absolute sein könne, sodaß er also von dieser Endlichkeit nur dadurch befreit werden könne, daß er schlechthin über die Welt gesetzt werde. Sehen wir nun auf den Gedankengang oder die Methode, durch welche diese pantheistische und theistische Weltansicht zu Stande kommen, und vergleichen wir damit die subjective Stellung, welche der Begriff des Absoluten in unserer Erkenntniß einnimmt, so werden wir genöthigt, uns für die theistische Ansicht zu entscheiden. Denn der Begriff des Absoluten liegt nur als leere Form, als leeres Gesetz der Einheit und Nothwendigkeit in unserer Vernunft, gleichsam als ein Postulat, das die Vernunft an das Sein der Dinge macht, ohne es doch in der Wirklichkeit realisiren zu können. Aller Gehalt unserer Erkenntniß nämlich kommt uns nur auf dem Wege der sinnlichen Anschauung, ist daher immer dem Gesetze der Endlichkeit unterworfen, kann also nie ganz dem Begriffe des Absoluten entsprechen oder nie ganz die Form der Einheit und Nothwendigkeit erfüllen. In unserer Gehalterkenntniß der sinnlichen Anschauung bleibt uns also nur der Begriff der Realität schlechthin stehen, alle Bestimmung der Realität muß als eine endliche hinwegfallen. So kommen wir also zu der Realisirung des Absoluten in dem Sein der Dinge nur durch Negation aller Schranken der Endlichkeit, und damit muß die Idee Gottes nur durch reine Absonderung von allem Endlichen, also auch von der Welt, als Inbegriff alles Endlichen, mithin nach der theistischen Ansicht gebildet werden. Der Pantheismus dagegen bildet seinen Begriff von Gott nicht durch Negation alles Endlichen, sondern durch Zusammenfassung alles Endlichen. Daß dadurch der pantheistische Gott von der Endlichkeit nie ganz befreit wird, sondern dieses als Bestimmung seines Wesens immer noch in sich trägt, liegt klar vor Augen. Und so bleibt er auch dem Gesetze der Unvollendbarkeit alles Endlichen unterworfen und stellt sich uns daher nur als ein unendlich Werdendes, nicht als schlechthin Seiendes, als ein unendlicher Proceß der Selbstentwickelung, Selbstoffenbarung, Selbstanschauung u. s. w. dar, in dem wir nie zur Realität des Absoluten selbst gelangen. Aber abgesehen von diesem speculativen Gebrechen des Pantheismus, gründet er sich allerdings auf ein tiefes religiöses Bedürfniß und trägt darum häufig ein frisches religiöses Leben in sich, das ihm bei religiösen Gemüthern ungeachtet seiner Unfähigkeit, die wichtigsten religiösen Ueberzeugungen zu sichern, doch häufig Eingang verschafft. Die theistische Ansicht ist ohne Zweifel diejenige, in welcher der Begriff Gottes reiner und vollkommener vorgestellt wird, sie entspricht also mehr den Ansprüchen der Wissenschaft; aber eben darum entfremdet sie sich auch leicht dem Leben, indem sie Gott auch seiner Wirksamkeit nach von der Welt zu schroff trennt und so einer mechanischen Ansicht von der Weltregierung den Zugang gestattet, jedenfalls aber alle positiven Bestimmungen Gottes von sich weist. Das religiöse Gefühl aber will

in den endlichen Erscheinungen der Welt das Göttliche wiederfinden, und wie es das Göttliche in einzelnen Erscheinungen ahnet, so erweitert es sich zur Anschauung des Göttlichen in dem Weltganzen und geht so in die pantheistische Weltansicht über. Der denkende Verstand freilich bleibt sich immer bewußt, daß diese Ahnungen des Göttlichen in dem Weltlichen nur ästhetisch und symbolisch gelten, daß mithin auch das All der Dinge oder die Welt nur als Symbol, als Bild, Erscheinung Gottes gelten könne, nicht als das Wesen Gottes selbst. Allein diese Unterscheidung des Symbols von der Idee, des Bildes von dem Wesen übersieht sehr häufig das fromme Gefühl, und so gibt es sich dem Pantheismus hin, der es in den Mysticismus führt. Dieses nahe Verhältniß des Pantheismus zu dem religiösen Gefühl und dem Mysticismus gibt ihm die günstige Stellung gegen das religiöse Leben, verleiht ihm den Schein einer religiösen Fülle, einer Tiefe und einer Kraft, mit der wir ihn so oft in der Geschichte der Religion auftreten sehen. Dem Pantheisten ist wie dem Mystiker Gott überall unmittelbar gegenwärtig, er schaut ihn in allen Erscheinungen unmittelbar an, er fühlt ihn, lebt in ihm, gibt seine Persönlichkeit an ihn hin, ist selbst ein Theil des göttlichen Wesens. Ebendaher stammt auch die ästhetische Vielgestaltigkeit und die Leichtigkeit, mit der sich der Pantheismus den verschiedensten Formen der positiven Religionen anschließt und diese mit sich amalgamirt. Die verschiedenen pantheistischen Systeme, wie sie das Verhältniß des Besondern zu dem All-Eins verschieden modificiren, sind verschiedene Bilder von dem Weltganzen oder Dichtungen von der Entstehung der Welt aus Gott. Daraus erklärt es sich, wie der Pantheismus unserer Zeit meistens als Verfechter des Mysticismus und der altkirchlichen Dogmatik und namentlich als der Repräsentant jener sogenannten hinüberdeutenden Methode aufgetreten ist, welche den alten kirchlichen Dogmen eine pantheistisch-speculative Bedeutung untergelegt hat; ferner wie er sich mit der romantisch-ästhetischen Richtung unserer Zeit verbinden konnte und von da aus die Religion neu zu beleben suchte.

In einem ganz andern Charakter aber erscheint der Pantheismus unsers Verf. Von nichts ist er weiter entfernt als vom Mysticismus und Supernaturalismus; er spricht sich vielmehr in entschiedener Feindschaft gegen diese Denkarten aus und gibt sich als einen Ultrarationalismus von der äußersten Linken zu erkennen. Dessenungeachtet aber enthält er auch jenes phantastisch-ästhetische Element in sich, das dem Pantheismus eigen ist und in welchem die Religion in ihrer höchsten Entwickelung mit der Poesie zusammenfließt. So zeigt sich uns an dem Verf. eine merkwürdige Doppelnatur, indem er auf der einen Seite ein kühner, phantastischer Romantiker, auf der andern ein nüchterner, fast einseitig-schroffer Verstandesmensch ist; während er in der Entwickelung seiner eignen Religionsansicht dem erhabensten Schwung der Phantasie sich hingibt, tritt er doch in der Beurtheilung fremder Religionsansichten, namentlich des positiven Christenthums, als scharf ausschließender Kritiker auf. Bedeutsam für unsere Zeit ist diese Erscheinung hauptsächlich insofern, als sie uns klar zeigt, in welchem Verhältniß der Pantheismus seiner Theorie nach eigentlich zu den Grundlehren des Christenthums stehe. Denn dieses Verhältniß wird uns bei den meisten neuern Pantheisten verdeckt durch die künstlichen Deuteleien, durch die sie die christlichen Formeln in ihrem geheimen Sinne aufnehmen und sich in die Farbe der vollkommensten Christgläubigkeit und der strengsten Orthodoxie zu kleiden wissen. Hier nun tritt der Pantheismus ganz frei und offen in seiner eignen Gestalt auf; er verschmäht hier alle jene dialektischen Künste und geheimnißvollen Schleier, und so sehen wir ihn als entschiedenen Bekämpfer der meisten christlichen Lehren, der es kein Hehl hat, daß das Christenthum, wie es historisch vor uns liegt, sich zum Theismus bekenne und eben darum noch auf einer niedern Stufe des religiösen Bewußtseins stehe, über die es erst zum Pantheismus erhoben werden müsse. Daß der Pantheismus den Keim eines frischen religiösen Lebens in sich enthalte, ist bereits zugestanden worden, und wir glauben daher, daß Diejenigen sehr Unrecht haben, welche heutzutage häufig den Vorwurf des Pantheismus als einen Vorwurf der Unfrömmigkeit oder des Unglaubens gebrauchen. Daß aber der Pantheismus seiner Theorie nach unfähig sei, die wesentlichen religiösen Ideen von Gott und Unsterblichkeit der Seele zu sichern, glauben wir allerdings behaupten zu dürfen, und dies bewährt sich auch an dieser Schrift. Freilich möchten wir den Verf. derselben, was die speculative Tiefe und Schärfe, was überhaupt die philosophische Durchbildung betrifft, nicht grade als einen gültigen Repräsentanten des Pantheismus betrachten. Es fehlt ihm besonders sehr an aller Präcision im Ausdruck, sodaß man oft Mühe hat, sich durch die unendlichen Wiederholungen und Tautologien, die er anhäuft, hindurchzuwinden, und wo er zu den höhern, allgemeinen Abstractionen aufsteigt, da wird er gewöhnlich dunkel, verworren und schwülstig. Dennoch aber bleiben hinter dem Wortschwall die einfachen Grundzüge des Pantheismus ganz richtig stehen, und wo er dann zur Anwendung seiner Grundideen auf die Beurtheilung des Christenthums und des Geistes unserer Zeit kommt, da wird er klar und sicher und der dunkle Nebel verschwindet.

Das ganze Werk zerfällt in drei Theile. Der erste handelt „Ueber den Geist aller Religionen" und entwickelt des Verf. eigne Idee der Religionen an der stufenweisen Ausbildung derselben; der zweite handelt „Ueber den Geist der christlichen Religion" und enthält die specielle Kritik der christlichen Lehren nach dem Maßstab der im ersten Theile aufgestellten Idee der Religion; der dritte endlich handelt „Ueber den Geist der Zeit in Beziehung auf Religion" und sucht zu zeigen, wie der Geist unserer Zeit in religiöser Hinsicht seiner Idee der Religion entspreche.

Am wenigsten hat uns der erste Theil angesprochen. Hier dreht sich der Verf. am meisten in unendlichen Wie-

derholungen dunkler und verworrener Abstractionen umher. Er stellt nämlich die Stufen dar, in denen sich die Religion von ihren ersten Anfängen allmälig zu der höchsten Form, welche „religiöse Genialität" genannt wird, erhebe. Religion ist nach ihm „der Inbegriff alles Dessen, was der Mensch in Beziehung auf Gott, sein Verhältniß zur Welt und die auf dieses Verhältniß gegründete Bestimmung des Menschen überhaupt denkt, erkennt, für wahr hält, fühlt und will" (S. 1). Die Religion bezieht sich also theils auf das Anschauungsvermögen (darunter versteht der Verf. das Erkenntnißvermögen überhaupt), theils auf das Selbstthätigkeitsvermögen (d. i. Wille) des Menschen; sie ist also selbst theils Anschauung, religiöse Welt- und Lebensanschauung, theils Selbstthätigkeit, Religiosität. Die stufenweise Entwickelung jeder dieser beiden Seiten der Religion stellt der Verf. besonders dar, die erstere als Entwickelungsreihe der religiösen Lehren, die andere als Entwickelungsreihe des religiösen Cultus. Die Hauptstufen in einer jeden sind: 1) Antianthropomorphismus (Naturdienst); 2) Anthropomorphismus, theils natürlicher, theils politischer, theils intellectueller und moralischer; 3) Theismus (das Göttliche ist hier ein Absolutes, aber nur ein objectives, Gott ist das unendliche, das Subject absolut bedingende Object); 4) Pantheismus, d. i. Selbstanschauung und Selbstthätigkeit eines durch sich selbst bedingten Unbedingten, das absolute Object ist hier zugleich das absolute Subject. Dies ist die höchste Stufe der Religion, die Stufe der religiösen Genialität. Aber auch in ihr selbst gibt es wieder verschiedene Stufen der Entwickelung. Die religiöse Genialität ist wieder theils geniale Anschauung, theils geniale Selbstthätigkeit. Die geniale Anschauung ist theils Anschauung der Phantasie, inwiefern ihr das Absolute in der Erscheinung gegeben ist, die künstlerische religiöse Anschauung, theils Anschauung der Vernunft, inwiefern ihr das Absolute in der Idee in Beziehung auf seinen zureichenden Grund und Endzweck gegeben ist, die philosophische und sittliche religiöse Anschauung. In der künstlerischen religiösen Anschauung ist ihr das Reale gegeben als ästhetische Vollkommenheit oder als Schönes, und sie entwickelt sich im Uebergang aus der Sinnesanschauung in die Phantasieanschauung, indem sie durch die verschiedenen Kunstformen der plastischen, musikalischen und poetischen Anschauung, in der romantischen, als höchster Stufe des Pantheismus, endigt. Die religiöse Anschauung wird eine romantische, wenn die ästhetische Anschauung eine Anschauung des Absoluten wird, d. i. wenn das Schöne als Göttliches, das Göttliche als Schönes angeschaut wird. Die Natur wird hier von der Phantasie als Wunderbares, d. i. als Unendliches, Absolutes angeschaut: eine Naturerscheinung ist romantisch, insofern sie das ahnende Gefühl eines hinter der Scene sich verbergenden Unendlichen in der Seele erregt. Die philosophische Anschauung entwickelt sich aus der Verstandesanschauung zur Vernunftanschauung, indem das Göttliche sich erst allmälig von dem Bedingten zum Unbedingten, der Verstandesbegriff zum Vernunftbegriff der Idee entwickelt. In der höchsten Entwickelungsstufe ist hier die Philosophie Eins mit der Kunst. Die Anschauung des Absoluten seinem höchsten Grund nach ist philosophische, die seinem höchsten Endzweck nach sittliche Anschauung. Sein Endzweck aber ist schrankenlose Vollkommenheit, also moralische Anschauung ist, wo ihr das Absolute gegeben ist als schrankenlose Vollkommenheit. Auf diesem Standpunkt ist auch die Sittlichkeit Eins mit der Religion. Die geniale Selbstthätigkeit durchläuft ganz dieselben Stufen und endigt daher ebenfalls in der Einheit der Kunst, Philosophie und Sittlichkeit. Und so sind wir also an dem uralten Ziele der pantheistisch-mystischen Speculation, wie es schon Plato und seine Schüler Plotin, Proklus u. A. darstellten, angelangt, an der Dreieinigkeit aller menschlichen Bestrebungen, der Wahrheit, Schönheit und des Guten, oder der Philosophie, Kunst und Tugend. Daß die Trennung dieser drei Richtungen des geistigen Lebens nur in der endlichen, psychisch bedingten Natur des Menschen begründet sei und mit der Aufhebung dieser endlichen Bedingtheit auf dem pantheistischen Standpunkt des Absoluten schwinde, ist vollkommen klar; aber eben wie für den Menschen diese endliche Bedingtheit aufgehoben werden könne, dies ist das Unbegreifliche, was nur der mystische salto mortale aus dem Endlichen in das Absolute auszuführen vermag, für das besonnene menschliche Leben hingegen werden diese drei Richtungen immer als ursprünglich in der menschlichen Natur geschieden, obwol zugleich als in lebendiger Wechselwirkung lebend, stehen bleiben müssen.

Der erste Theil schließt mit einer Abhandlung über den religiösen Glauben, worin der Verf. diesen entschieden als Vernunftglauben oder philosophischen Glauben bestimmt und alles Uebervernünftige von ihm ausschließt.

> Wer also von einem übervernünftigen Inhalte des Glaubens redet, wer den Glauben selbst für ein übervernünftiges Fürwahrhalten hält, weiß gar nicht, was er will, redet im Fieber, versteht sich selbst nicht und verwechselt im Grunde nur das Uebersinnliche, mithin das echt und blos Vernünftige mit dem Uebervernünftigen. (I, 168.)

Dessenungeachtet aber ist ihm der religiöse Glaube wesentlich ein Wunderglaube, er meint aber damit nichts weiter, als daß er das Absolute als Unbegreifliches, d. i. Wunder anschaut. Dies geschieht aber nur auf der Stufe der genialen, d. i. echt religiösen Anschauung, denn nur hier wird Gott als Unbedingtes angeschaut, auf allen andern Stufen mehr oder weniger noch als Bedingtes, mithin Begreifliches (Natürliches). Der wahre geniale Wunderglaube aber als Phantasie- und Vernunftanschauung ist kein zeichendeuterischer mehr, d. i. er kennt keine aus der Reihe heraustretende Erscheinungen als Erweis besonderer göttlicher Theilnahme in besondern Fällen, sondern die gesammte Schöpfung ist ihm ein Wunder, eine ewige Offenbarung des Göttlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Herbstreise von München nach Venedig. In Briefen von Joseph von Hefner. München, Jaquet. 1834. Gr. 8. 10 Gr.

In welchem Jahre diese Reise gemacht worden ist, findet sich nirgend angegeben. Der Verf. richtet seine Briefe an einen Freund; er und dieser wissen ohne Zweifel, wann sie geschrieben wurden; daß der Leser es auch weiß, scheint Herrn von H. wenig zu kümmern. Es sind 28 Briefe; sie schildern die Abreise, die Ortschaften, durch welche man kam, den Zielpunkt des ganzen Weges und, was der Titel nicht sagt, auch den Rückweg. Als ein wahres Unglück kann man es betrachten, daß die mehrsten Reisenden sich von dem Gedanken nicht losmachen können, was ihnen neu, auffallend, interessant, was ihren nähern Freunden eben durch die Verbindung mit ihnen willkommen ist, müsse dies auch dem großen Publicum sein. Daher die Masse von Beschreibungen von hundert und hundertmal schon beschriebenen Wegen, Gegenden und Orten; daher die immer wiederkehrenden Exclamationen und Schilderungen; daher alle jene Wiederholungen, mit denen die Lesewelt in Büchern dieser Art ermüdet wird. Wie unzähligemal ist der Weg durch Tirol nach Oberitalien, sind die Städte Brixen, Botzen, Trient, Roveredo u. s. w., Venedig mitgerechnet, schon von allen Seiten geschildert worden! Was ist noch möglich, Neues von diesen Dingen zu sagen? Doch ja, es ließe sich wol noch Neues sagen, aber dann müßten die Menschen und nicht blos die Straßen und Kirchen, die Verhältnisse des bürgerlichen und öffentlichen Lebens und nicht blos Gemälde und alte Ruinen ins Auge gefaßt werden; dann müßte ein Verweilen und nicht ein Durcheilen stattfinden, und vor allen Dingen: dann müßte man sagen dürfen, was man sieht. Wo darf man dieses aber jetzt, wo hat man es eigentlich jemals gedurft?

Herr von H. erzählt in seinen Briefen, was Jeder, der ein bischen belesen ist, längst schon weiß. Die von ihm gemachten Bemerkungen zeichnen sich durch nichts vor den allergewöhnlichsten, die man bei dem Anblick dieses oder jenes Gegenstandes machen kann, aus. Sein Styl zeigt von keiner großen Gewandtheit in Handhabung der Sprache; ohne zu sagen, sein Werkchen sei eigentlich schlecht, muß man dennoch bekennen, Literatur und Publicum hätten nichts verloren, wenn es nicht erschienen wäre. 55.

Ehre dem Ehre gebührt.

1. Der neueste Roman der Lady Morgan: „Die Prinzessin oder die Beguine", steht ihren ältern Erzeugnissen dieser Art in keinem Punkte nach, gewährt sogar ein vielseitigeres Interesse als die Mehrzahl derselben, obgleich die Parteiansichten der Verf. ziemlich schroff und entschieden darin hervortreten. Von diesen mag man übrigens halten, was man will, immer wird man zugeben müssen, daß Lady Morgan als Schriftstellerin unter den Damen, die gegenwärtig von der Feder Profession machen, ohne Widerrede und mit Ruhm den ersten Rang behauptet. Ihre Werke verdienten ebenso gut als Scott's, Cooper's, Irving's u. A. eine Gesammtausgabe in Deutschland. Auch erschien vor mehren Jahren in einer nicht besonders gelungenen Uebersetzung der „O'Briens und O'Flaherty's" ein Anfang dazu, dem aber keine Fortsetzung folgte. Inzwischen sind wol die meisten Romane der Lady Morgan übersetzt worden, wenngleich nicht mit der Hast, womit jetzt Alles, selbst beiweitem Unbedeutenderes übersetzt wird. Von einem ihrer frühesten Romane ist sogar eine Incognito-Uebersetzung erschienen, deren Incognito eine so vortreffliche Haltung hatte, daß es drei wahrscheinlich sehr geübte Kenner, die Recensenten in den beiden „Allgemeinen Literaturzeitungen" und, wenn ich nicht irre, auch in d. Bl. nicht entdeckten. Die „Heloise" (im Original heißt die Heldin Imogen) von Fanny Tarnow nämlich ist nichts Anderes als eine sehr wohlgerathene Uebersetzung von: „The Novice of St.-Dominick, by Miss Owenson" (4 Bde., London 1806), und Erfindung und Ausführung dieses geistreichen Werkes sei hiermit öffentlich der Lady Morgan, geb. Miß Owenson, als Verfasserin vindicirt, ohne den Verdiensten und dem Ruhme der Uebersetzerin im mindesten zu nahe treten zu wollen. 154.

2. In Nr. 47 d. Bl. lobt der übrigens vortreffliche Recensent in dem Artikel: „Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834", die Erfindung der Fabel in „Das böse Haus", Schauspiel in fünf Aufzügen von Auffenberg, höchst erfreut darüber, daß dieser Autor, den er wie einen auf Dächern verirrten Nachtwandler aufgegeben, plötzlich mit etwas Vortrefflichem aufgetreten sei, ein „wohlgeordnetes, kunstgerechtes, charaktervolles Drama" geschaffen habe, „feurig im Entwurf, besonnen in der Ausführung u. s. w.", und kennt die Erzählung Balzac's: „Maître Cornelius", nicht, welche Hrn. von Auffenberg den Stoff dieses Dramas geliefert, der hier auch nicht das geringste Verdienst der Erfindung oder Entwickelung für sich in Anspruch zu nehmen hat. Kein deutscher Recensent ist verbunden, alle Erzählungen Balzac's zu kennen, aber derjenige Mitarbeiter d. Bl., der diese Erzählung zufällig kennt, glaubt sich verbunden, dem Publicum zu bemerken, daß alle Ehre dieser so gerühmten Erfindung dem Franzosen zukommt, und daß das Plagiat des Stoffes so vollkommen ist, daß Hr. von Auffenberg auch ohne besondere Großmuth vor sein Stück hätte setzen können: „Nach einer Erzählung Balzac's, oder noch besser: Erzählung Balzac's, dramatisirt von Auffenberg. 199.

3. Nach einer uns gewordenen Mittheilung ist der in Nr. 115 d. Bl. von dem Recensenten des Glaßbrenner'schen „Novellenalmanachs" mit Recht als eine höchst eigenthümliche Schöpfung gepriesene Aufsatz: „Der Auszug der Israeliten", kein deutsches Original, sondern lediglich eine Uebersetzung von „The departure of the Israelites" im Jahrgang 1833 des englischen „Forget me not", von einem ungenannten Verfasser, wahrscheinlich Dr. Croly. D. Rd.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 155. — 4. Juni 1835.

Johann Friedrich Petrick's nachgelassene Schriften. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Im zweiten Theil folgt der Verf. in der Darstellung des Geistes des biblischen Christenthums nach seiner eignen Angabe hauptsächlich Herder's Ansichten; doch spricht sich der Verf. viel härter und oft einseitiger aus als der milde und vielseitige Herder. Den Geist des Urchristenthums schildert er im Sinne seines entschiedenen Rationalismus so, daß er nur die rationalen und reinsittlichen Elemente desselben, wie die reinere geistige und sittliche Vorstellung von Gott, dem sittlichen Reich Gottes, der sittlichen Messiaswürde Jesu, der rationalen Göttlichkeit seiner Lehre u. s. w. als wahre Bestandtheile desselben anerkennt, die supernaturalen Bestandtheile desselben hingegen, namentlich die ganze Versöhnungstheorie, nur als Accommodation oder historische Hülle aus dem Judenthum erklärt. In Rücksicht dieses reinen biblischen Christenthums wirft er nun die Frage auf: Ist die religiöse Weltansicht Jesu eine geniale? und er ist ehrlich und freimüthig genug, offen zu bekennen, daß sie nur reiner Theismus ist und erst noch zum Pantheismus erhoben werden muß. Das Reale nämlich ist ihr getrennt in ein unendliches Bedingtes (die Welt) und ein unendliches Unbedingtes (Gott), das Göttliche ist ihr gegeben als objectives Absolute, sie ist objective Selbstanschauung. Sie ist also nur eine sich zur genialen Vollendung zu entwickeln beginnende religiöse Anschauung und steht so nicht an der Grenze der Genialität. Ja, der Verf. geht noch weiter und stellt die Vermuthung auf, ob nicht die eigne Ansicht Jesu pantheistisch gewesen sei, die er nur als Theismus ausgesprochen habe, weil er sie an die vorhergehende Stufe des politischen Anthropomorphismus des Judenthums anknüpfen mußte. Das Pantheistische, meint er, zeige sich darin, daß Christus das Göttliche menschlich, das Menschliche göttlich darstellte und die Einheit beider als in sich vollzogen betrachtete, die in allen andern Menschen auch so vollzogen werden soll. Rec. gesteht, daß auch ihm dieses und Anderes in dem biblischen Christenthum als pantheistische Elemente erscheinen, aber in keinem andern Sinne als in dem, wie oben gezeigt wurde, die religiöse Ahnung, welche das Ewige in dem Endlichen ahnet oder fühlt, überhaupt auf einem pantheistischen Standpunkt steht, der aber eben deswegen nicht der Standpunkt der Wissenschaft ist. Der Verf. verfolgt auch selbst diesen Gedanken nicht näher und bleibt nur dabei stehen, daß das Christenthum wenigstens zum Pantheismus fortgebildet werden müsse. Das, sagt er, ist der wahre Geist des Christenthums, es ist der Geist der Perfectibilität zur höchsten religiösen Stufe.

Von diesem Gesichtspunkt aus unterwirft dann der Verf. das kirchliche Christenthum einer Kritik, die an Härte und an Heftigkeit in unserer Zeit, in der man sich an mehr Milde und Schonung im Urtheil über historisch gegebene Formen gewöhnt hat, wol kaum ihres Gleichen finden wird, und die nicht selten an die Zeiten des ersten leidenschaftlichern Kampfes der Aufklärung gegen die Fesseln der kirchlichen Autorität erinnert. Achtung verdient ohne Zweifel die rücksichtslose Offenheit und Freimüthigkeit, womit der Verf. seine Ueberzeugungen über die kirchlichen Dogmen ausspricht, ja man kann sie, der charakterlosen Manier gegenüber, welche mit dialektischer Geschmeidigkeit alle Gebrechen der Kirchenlehre zu bemänteln oder mit süßlich-fader Salbung zu überkleben versteht, als eine erfreuliche Erscheinung, als eine, wenngleich bittere, doch heilsame Arznei betrachten. Und obgleich er mit seinem kritischen Messer nicht allein die erkrankten und verdorbenen Stellen der positiven christlichen Glaubenslehre schonungslos ausschneidet, sondern oft auch unvorsichtig die gesunden Theile desselben verletzt, so kann man ihm doch im Allgemeinen ein wahres religiöses Interesse und eine hohe Achtung und Liebe für das Heilige nicht absprechen. Hingegen den Ton, in welchem er spricht, die Form, in der er urtheilt, können wir durchaus nicht billigen. Das ist nicht die Sprache der ernsten und besonnenen wissenschaftlichen Kritik, sondern der Leidenschaft und des Parteigeistes. Seine Polemik geht oft in profanen Spott und in unverständige Schmähung über. So viel Achtung sind wir jedenfalls Dem schuldig, was unsern Vätern als heilig galt und unsern Zeitgenossen zum Theil noch gilt, daß wir es nicht als verächtlich darstellen und beschimpfen. Aber auch materiell ungerecht ist seine Kritik der kirchlichen Lehren darin, daß er erstlich die historische Entstehungsweise der Dogmen und die dadurch begründete historische Bedeutung derselben gar nicht berücksichtigt, sondern Alles nur nach dem Maßstabe sei-

nes schroffen Vernunftsystems mißt, und daß er zweitens eine sinnbildliche oder symbolische Bedeutung der Dogmen gar nicht anerkennt, das Bedürfniß der religiösen Gemeinschaft, welche nothwendig positive Formen als gemeinsame Symbole braucht, gar nicht kennt und alles Sinnbildliche und Positive schlechthin als Aberglauben und Unsinn verwirft. In dieser Weise werden nach der Reihe die Dogmen von der übernatürlichen Offenbarung, von der Dreieinigkeit, Erbsünde, der heilsamen Gnade Gottes, der Erlösung, dem seligmachenden Glauben, dem künftigen Leben u. s. w. als leerer Aberglaube weggeworfen, indem gewöhnlich die „Vernunftlosigkeit" und das „Antichristenthum" derselben nachgewiesen wird. Von der übernatürlichen Offenbarung heißt es unter Anderm, daß es „völlig vernunftlos, d. i. dem Geiste der Religion überhaupt entgegengesetzt sei", indem es die Religion „zu einem blinden Köhler- und Buchstabenglauben herabwürdigt und in Magie, Theurgie, in den unergründlichen Schlamm der alten Gnosis und die unseligste Schwärmerei" verwandelt und den Menschen „auf der einen Seite zum Vieh, auf der andern zum Wahnsinn erniedrigt" (II, S. 27 fg.). Von der Dreieinigkeit heißt es (II, S. 35):

Wie ein Dogma zu Stande und zu solchem Ansehen kommen konnte, das einen in seinen constituirenden Hauptmomenten sich schnurstracks widersprechenden Begriff aufstellte, wodurch es das Uebersinnliche zu einem Unsinnigen, die erhabenste Anschauung des Menschengeistes, die religiöse, zu einer Vision des rasendsten Fieberparoxismus machte, die sie vor der gesammten Christenheit als den erhabensten Beweis ihrer christlich-religiösen Bildung erklärte, sowie das ganze Christenthum zu einer Narrenanstalt herabwürdigte: dies wird nur dann erklärlich, wenn man bedenkt, wie es keinen noch so finstern Wahn geben kann, in den sich der Mann nicht zu stürzen fähig sein sollte, wenn er sich einmal dazu verstand, seine Vernunft zu verleugnen und bei Dem, was er glauben soll, sich keineswegs darum zu bekümmern, ob ihm das zu Glaubende begreiflich sei oder nicht.

Das Dogma von dem seligmachenden Glauben ohne Prüfung und ohne Werke ist ihm „offenbarer Unsinn und absurder Aberglaube", die verschiedenen Zustände der Heilsordnung: Reue, Buße, Bekehrung, Zerknirschung u. s. w., sind „verschiedene Torturgrade", und der Glaube an den Genuß des Fleisches und Blutes Christi im Abendmahl ist ein „Fleischfressen und kapernaitisches Blutsaugen". Dies wird vollkommen hinreichen, um den Ton der Kritik des Verf. als einen höchst verwerflichen und unanständigen zu bezeichnen; aber zugleich wird man daraus sehen, daß seine Kritik meistens nur gegen das Unvernünftige und supernaturalistisch Abergläubische gerichtet ist.

Eine Ausnahme davon macht jedoch die Lehre von der „Unsterblichkeit der Seele", denn sein Pantheismus gestattet hier keine Sicherung der Selbständigkeit der Persönlichkeit und läßt die Unsterblichkeit nur als ein Verschmelzen der Persönlichkeit in das All-Eins des Absoluten auffassen. Indessen weiß er auch dieser Idee eine ansprechende Wendung zu geben, indem er das künftige Leben als ein allmäliges Einswerden mehrer durch Liebe enger verbundenen Individuen zu Einer Person, bis sie zuletzt alle in dem Einen Absoluten zusammenschmelzen, darstellt.

Den Schluß dieses zweiten Theils bildet eine Kritik der Lehre: „Von dem christlich Wunderbaren", worin er den Glauben an Wunder als übernatürliche oder übervernünftige Facta als vernunftwidrig und (!?) auch antibiblisch darstellt. Um das Letztere zu rechtfertigen, unternimmt er die schwierige Aufgabe, alle Wunder, die im Neuen Testament erzählt werden, natürlich zu erklären und hinwegzuexegisiren. In dieser Wundererklärung wird von dem Verf. u. a. dem Magnetismus eine große Rolle zugeschrieben, an dessen außerordentliche Wirkungen er einen starken Glauben hat und von dem er ausführlich seine Theorie entwickelt. Allein bei allen diesen Wundererkärungen, wie weit sie auch reichen mögen, bleibt doch immer die Wahrheit stehen, daß die Zeugen der Wunder und ihre Erzähler sie ohne Zweifel für Wunder hielten, und so läßt sich also doch die Behauptung des Verf. nicht durchführen, daß der biblische Glaube an Wunder nur Glaube an die Natur überhaupt, als eine Offenbarung Gottes, nicht an etwas Uebernatürliches, also nur Glaube an sein pantheistisches oder romantisches Wunder gewesen sei.

Der dritte Theil hat zwei Fragen zum Gegenstand: 1) Ist Das, was als kirchlich-religiöses Bedürfniß der christlichen Kirche im Allgemeinen anerkannt wurde, auch ein Bedürfniß des Zeitgeistes? 2) Welche Maßregeln sind zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu ergreifen? Die erstere Frage wird im Wesentlichen bejahend beantwortet. Und in der That stimmen wir dem Verf. auch vollkommen bei, wenn er in dem in unserer Zeit herrschenden Geist der kirchlich-religiösen Gleichgültigkeit, der Geringschätzung, ja selbst des Widerwillens gegen die positiven Lehren und kirchlichen Formen des Christenthums nicht wirkliche Irreligiosität finden will, sondern in ihm vielmehr den Sinn und das Bedürfniß einer höhern Religiosität sieht als die bestehende kirchlich-positive, ein Streben für vernünftige gegen unvernünftige Religiosität. Der Verf. charakterisirt den Geist unserer Zeit näher als einen philosophisch-poetischen, der auch die Religion zu einer philosophisch-poetischen, d. i. zu religiöser Genialität potenziren will. Darin scheint uns der Verf. jedoch nur Eine, keineswegs allgemeine Richtung unserer Zeit bezeichnet zu haben. Was endlich noch die Maßregeln betrifft, welche der Verf. zur Befriedigung dieses Bedürfnisses vorschlägt, so sind diese nach Rec. Meinung theils unbedeutend und nicht neu, theils in ihrem Principe falsch und verderblich. Unter die letztere Kategorie stellt Rec. den Hauptgrundsatz selbst, von dem ausgegangen wird, nämlich den, daß der Staat selbst in eine wahre, d. i. geniale oder philosophisch-poetisch-moralische Kirche verwandelt werden soll. Es ist hier nicht der Ort, die Begriffe von Kirche und Staat in ihrem Verhältniß näher zu betrachten, sondern es genüge nur die allgemeine Bemerkung, daß dieser Grundsatz, obgleich ganz wider die Absicht des Verf., eine gefährliche hierarchische Bedeutung in sich schließt, die sich auch in den einzelnen Maßregeln hier und da sichtbar zeigt, die er zur Ausführung seines Ideals vorschlägt. Zuerst verlangt er Reinigung des christ-

lichen Lehrbegriffs, Antiquirung der Autorität der symbolischen Bücher, neue Bibelübersetzung im Geist und Ton unserer Zeit mit zweckmäßigen Erklärungen, neue Organisation des religiösen Unterrichts und der religiösen Erziehung, Verbesserung des Cultus u. s. w. — alles Dinge, die recht gut sind, aber nichts Neues, und worin der Verf. mit viel zu grellen Farben den gegenwärtigen Zustand malt, nach denen man denken sollte, wir lebten in der tiefsten Finsterniß und der rohesten Barbarei, und man müsse, um das Wahre geltend zu machen, alles Alte ganz wegwerfen und Alles neu machen. Dann folgen einige Vorschläge, die wir für Rückschritte halten und die nach Hierarchie schmecken, nämlich: Zwang zum Kirchenbesuch und Einführung einer Kirchenzucht und Aufsicht über die innere Sittlichkeit durch die Magistrate, die zugleich Sittengerichte sein sollen u. s. w. Den Cultus will er dadurch verbessert sehen, daß ihm fast alle blos symbolischen Handlungen genommen und wirkliche religiös-sittliche Handlungen an deren Stelle gesetzt werden. So soll außer der Predigt der Cultus in Handlungen der Wohlthätigkeit, Speisung der Armen, Pflege der Kranken u. s. w. bestehen. Größere Beachtung verdient der Vorschlag, den Gottesdienst in nähere Verbindung mit dem bürgerlichen Leben zu bringen und die wichtigern politischen Ereignisse und Verhältnisse, z. B. Wahlen zu bürgerlichen Aemtern u. dgl., auch kirchlich mehr zu feiern. Dies scheint uns allerdings bei dem vorherrschend politischen Geist unserer Zeit sehr zeitgemäß, um dem kirchlichen Leben einen festern Anhaltpunkt zu geben und damit nach dem Ideal einer volksthümlichen Gestaltung des öffentlichen religiösen Lebens hinzuarbeiten. Diese Idee der volksthümlichen Bestimmung der Kirche, die an die Stelle der heutzutage immer bedeutungsloser werdenden Unterschiede der Confessionen treten sollte, scheint uns die Wahrheit zu sein, die in des Verf. Ideal der Einheit von Kirche und Staat liegt. Das Dogma sei schlechthin frei, ein Resultat der freien Wissenschaft, aber in gemeinsamen Symbolen und öffentlichen Formen des religiösen Lebens vereinige sich jedes Volk durch den in ihm lebenden vaterländischen Gemeinsinn und sie gestalte es seiner Eigenthümlichkeit gemäß. 104.

Zwei Briefe von Hegel.

Die Erwähnung Gabler's als ältesten Schülers von Hegel in dem Correspondenzartikel aus Berlin in Nr. 101 d. Bl. hat mich an einen andern Schüler Hegel's erinnert, der es zu gleicher Zeit mit jenem war und vielleicht ebenso gut Hegel's Nachfolger auf dem philosophischen Lehrstuhl hätte werden können, wenn er am Leben geblieben wäre. Er hieß Christian Gotthilf Zellmann, war eines Bauers Sohn aus dem Eisenachischen und starb 22 oder 23 Jahre alt im Frühjahr 1808. Er war befreundet mit Bachmann und Gabler, welcher Letztere vielleicht noch im Besitze des von Zellmann geschriebenen Heftes der Naturphilosophie von Hegel ist. Wenigstens erwähnt mein Freund dieses Umstandes in seinem letzten Briefe an mich. Aus seinem Nachlasse besitze ich die zwei nachstehenden Briefe von Hegel an ihn. Beide sind Beweise des angenehmen und liebenswürdigen Verhältnisses, in welchem Hegel mit seinen vorzüglichern Schülern stand; der längere enthält auch sonst merkwürdige und charakteristische Aeußerungen des großen Philosophen. 154.

1.

Jena, 23. Januar 1807.

Ihre gütige Zuschrift vom 18. Nov. 1806 habe ich erst spät im December und zwar in Bamberg erhalten, wohin ich auf einige Wochen gereist war; die Rückreise und andere Geschäfte haben die Antwort von meiner Seite verzögert, worüber ich Ihnen meine Entschuldigung mache.

Es hat mich gefreut, daß Sie mein Andenken in Ihrer Abwesenheit bewahren, noch mehr, daß Sie diesen Winter der Einsamkeit und dem Studium der Philosophie widmen. Noch ist Beides ohnehin vereint; die Philosophie ist etwas Einsames; sie gehört zwar nicht auf Gassen und Märkte, aber noch ist sie von dem Thun der Menschen fern gehalten, worein sie ihr Interesse, sowie von dem Wissen, worein sie ihre Eitelkeit legen. Aber auch Sie zeigen sich auf die Geschichte des Tages aufmerksam; und in der That kann es nichts Ueberzeugenderes geben als sie, davon daß Bildung über Rohheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davonträgt. Die Wissenschaft ist allein die Theodicee; sie wird ebenso sehr dafür bewahren, vor den Begebenheiten thierisch zu staunen oder klügererweise sie Zufälligkeiten des Augenblicks oder des Talents eines Individuums zuzuschreiben, die Schicksale der Reiche von einem besetzten oder nicht besetzten Hügel abhängig zu machen, als über den Sieg des Unrechts und die Niederlage des Rechts zu klagen. Was gegenwärtig verloren geht, daran meinen die Menschen ein Gut und göttliches Recht besessen zu haben, sowie sie Das, was erworben wird, dagegen mit bösem Gewissen besitzen werden. So falsch ihre Gedanken vom Rechte sind, so falsch auch die Meinung von den Mitteln oder Dem, was die Substanz und die Kraft des Geistes ausmacht; sie suchen sie in solchen Umständen, die bis zum gänzlich Lächerlichen gehen, und übersehen Das, was ihnen am nächsten liegt, und halten Das für vortreffliche Stützen, was sie grade in den Untergang zieht.

Die französische Nation ist durchs Bad ihrer Revolution nicht nur von vielen Einrichtungen befreit worden, über die der Menschengeist als über Kinderschuhe hinaus war, und die darum auf ihm wie noch auf den andern als geistlose Fesseln lasteten, sondern auch das Individuum hat die Furcht des Todes und das Gewohnheitsleben, das bei Veränderung der Coulissen keinen Halt mehr in sich hat, ausgezogen; dies gibt ihr die große Kraft, die sie gegen andere beweist. Sie lastet auf ihrer Verschlossenheit und Dumpfheit, die endlich gezwungen ihre Trägheit gegen die Wirklichkeit aufzugeben, in diese heraustreten wird, und vielleicht, indem die Innerlichkeit sich in der Aeußerlichkeit bewahrt, werden sie ihre Lehrer übertreffen.

Vom Katholicismus ist fürs nördliche Deutschland wol nichts zu fürchten. Interessant würde es werden, wenn der Punkt der Religion zur Sprache käme, und am Ende könnte es wol dazu kommen. Vaterland, Fürsten, Verfassung u. dgl. scheinen nicht die Hebel zu sein, das deutsche Volk emporzubringen; es ist die Frage, was erfolgte, wenn die Religion berührt würde. Ohne Zweifel wäre nichts so zu fürchten als dies. Die Führer sind vom Volke getrennt, Beide verstehen sich gegenseitig nicht; was die Erstern zu leisten wissen, hat diese Zeit ziemlich gelehrt, und wie das letztere es treibt, wenn es für sich handelt, werden Sie aus Ihrer Nachbarschaft am besten gesehen haben.

Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihren Freund Köhler vielmals; es wird mich freuen, Sie bald wieder hier zu sehen. Mit Ihrer Schuld machen Sie es nach Bequemlichkeit. Ich bin mit Hochachtung Ihr ergebener Freund

Hegel,
Dr. u. Prof. d. Phil.

2.

Bamberg, 30. April 1807.

Sie werden, werthester Herr, in der Veränderung meines Aufenthaltsorts für diesen Sommer die Entschuldigung dafür

finden, daß ich das in Ihrem Schreiben vom 8. dief. gewünschte Testimonium nicht früher geschickt habe; da Sie zugleich darin melden, daß Sie in 14 Tagen von jenem Datum an in Jena sich einfinden werden, so habe ich dieses Testimonium nach Jena adressirt und hoffe, daß es Sie dort treffen wird. Es ist mir leid, daß ich das Vergnügen nicht haben kann, Sie diesen Sommer unter meinen Zuhörern zu sehen, und daß mir diese Aufmunterung bei meinen Geschäften — denn es ist dem Lehrer die größte, für solche Zuhörer zu arbeiten — fehlen wird. Aber die gebietende Gewalt der Umstände hat mich genöthigt, diesen Sommer diesem Genusse und dieser Beschäftigung zu entsagen.

Haben Sie sonst an mich eine Bestellung, so wird das Frommann'sche Haus sie gern übernehmen; sonst wird es mich freuen, wenn ich von Ihnen selbst Nachrichten erhalte. Ich bin mit aller Hochachtung Ihr gehorsamer Diener

Prof. Hegel.

Malfilâtre.

Wenn Alfred de Vigny's „Chatterton" jetzt in Paris großes Aufsehen macht und ein solches Individuum nicht blos in Paris, sondern in der Welt Aufsehen zu machen verdient, so konnte man es einem andern Schriftsteller, Amédée de Bast, ebenfalls nicht verdenken, wenn er in derselben Zeit auch an des fast vergessenen Malfilâtre Schicksal erinnerte. Mit wenigen Modificationen, sind Chatterton und Malfilâtre so ziemlich eine Person. Mit entschiedenem Talent geboren, haben sie Beide ein wüstes Leben geführt, und sind im Elend gestorben, und das ist das Kurze und das Lange von der Sache. Eigenthümlich bleibt es immer, daß die französischen Schriftsteller jetzt solche Stoffe hervorsuchen, und es wird für Den, der die mannichfachen Ausstrahlungen der französischen Romantik mit Liebe begleitet, immer belehrend und wichtig sein.

Jacques Charles Louis de Clinchamp de Malfilâtre, der zu Caen im Jahre 1733 geboren war, in seinem Geburtsort bei den Jesuiten erzogen wurde, hierauf nach Paris ging, wo er von dem Buchhändler Lacombe, mit dem er in Verbindung stand, ansehnliche Summen bezog, die er mit Hülfe seiner Verwandten, welche den unerfahrenen, gutwilligen Jüngling zu decimiren verstanden, durchbrachte — und endlich i. J. 1767 in großem Elend starb, dieser leichtsinnige unglückliche Poet schlenderte eines Abends, nach seiner gewohnten Weise, als träumender Fainéant in den Straßen von Paris herum. Er hörte auf einem öffentlichen Platze zwei Frauen, welche aus dem Schauspiel nach Hause zurückkehren wollten, um Hülfe schreien. Zwei betrunkene Schreiber hatten die Frauenzimmer insultirt, und waren nicht abgeneigt, sub Jove frigido das Schicksal der Lucretia über sie zu verhängen, als der junge Malfilâtre, der sich zur rechten Zeit erinnerte, daß ein Poet stets etwas von einem Ritter haben muß, mit dem Degen in der Faust dazwischensprang und die Damen mit Hülfe eines andern jungen Mannes, des bekannten Sainte-Foix, der inzwischen auch herbeigeeilt war, von ihren Bewältigern befreite.

Die Damen hatten von Glück zu sagen, daß zwei geistreiche junge Schriftsteller ihre Retter und Rächer geworden waren. Der Verf. der „Essais sur Paris" (Ste.-Foix) zog sich nach vollbrachter Heldenthat zurück, weil er zu einer Soirée bei der berühmten Dudéfant geladen war, Malfilâtre aber hatte das Vergnügen, die beiden erlösten Damen nach Hause zu begleiten. Hier fand der Dichter die beiden Ehemänner und ein ziemlich gutes Abendessen, die auf die Verspäteten warteten. Die Ehemänner waren außer sich von Dankbarkeit, und Madame Lucilie, die Gattin des Tapetenhändlers Guilbard, ging noch etwas weiter und versicherte dem Dichter, daß es ihr ein besonderes Vergnügen gewähren würde, wenn er ein soeben erst meublirtes Mansardzimmerchen in ihrem Hause von morgen an beziehen wollte. Malfilâtre, dem zu dieser Zeit vielleicht ebenso viel an einer respectablen Wohnung als an einer zuvorkommenden Freundin liegen mochte, schlug ein und bezog das Mansardzimmerchen.

Aber der Poesie ist eine Freundin, die unter demselben Dache wohnt, besonders gefährlich. Malfilâtre war bald in die schöne Lucilie bis über die Ohren verliebt. Er vernachlässigte über der neuen Leidenschaft seine Freunde, seine Gönner und seine Beschäftigungen. Er machte nichts mehr als Verse und Schulden, beides zur Verherrlichung der Dame seines Herzens. Man hörte nicht mehr seine Stimme im Café Procope, das er sonst so fleißig besucht hatte, sich in die literarischen Debatten mischen; der Salon von Madame Dudéfant sah ihn nicht mehr unter seinen Besuchern. Hier hatte er sonst mit begeisterter Stimme, von Ruhm, Ehre und Champagner befeuert, seine Gedichte den Damen vorgelesen, welche einen leisen Seufzer bei den fließenden Versen, die aus einem so wohlgebildeten Munde sich ergossen, nicht unterdrücken konnten. Hier hätte Malfilâtre, dem es nicht am Äußern und Innern fehlte, Eroberungen machen können, die vielleicht zu einem heitern Resultat geführt hätten, — aber er wohnte nun einmal in dem verhängnißvollen Mansardzimmerchen und die schwarzen Augensonnen der Frau Lucilie, die er täglich und stündlich auf- und untergehen sah, behielten den Sieg.

Malfilâtre's Untergang war kläglicher als Chatterton's, denn er verdankte ihn der Caprice eines Frauenzimmers. Schwach genug, sich in buhlerische Netze ganz verstricken zu lassen, opferte er dieser Frau seine ganze Zukunft. Er konnte mit einer achtungs- und liebenswürdigen Frau, Madame de Sainte-Prie, die ihn über Alles liebte, eine auch äußerlich vortheilhafte Verbindung schließen; aber er vermochte es nicht, weil ihn die kleine Tapetenhändlerin gefesselt hielt. Er verschwendete ihr zu Liebe Alles, was er besaß, und war bald so ganz in Leidenschaft versunken, daß er nichts mehr zu erwerben vermochte. Die Buhlerin überließ ihn seinem Schicksal, seitdem sie wußte, daß er den gelösten Gürtel ihrer Reize nicht mehr mit Gold aufzuwiegen vermochte. Er mußte ihr Haus verlassen, und war genöthigt, eine Wohnung bei einer alten Fruchthändlerin in der rue Galande zu beziehen, die kaum eine Wohnung zu nennen war. Es blieb ihm nichts übrig als zu betteln oder zu sterben. Unter dem angenommenen Namen Michelet athmete er hier seine letzten elenden Tage. Zu spät erfuhren Marmontel, ein Mann, dem jede Noth zu Herzen ging, und die treue Sainte-Prie sein Elend. Es blieb ihm nur noch so viel Zeit übrig, um den Ersteren seinen poetischen Nachlaß zu übergeben und in den Armen der Letztern zu verscheiden.

Der Dichter Gilbert, der nicht viel später als Malfilâtre, noch elender als dieser, im Irrenhause von Hôtel Dieu starb, sang von ihm:

La faim mit au tombeau Malfilâtre ignoré.

Aber in der That war es nicht der Hunger, der dies that, es war die ungeheure Bethörung Dessen, was der Mensch Liebe nennt.

Ob Amédée de Bast, der Bearbeiter dieser interessanten Persönlichkeit, zur Ausschmückung seines Romans etwas hinzugethan oder nicht, darauf kommt nichts an; die Hauptsache bleibt immer: ein Mensch, der — er weiß selbst nicht wie — zu Grunde geht, und dies ist genug, um sich ein Exempel daran zu nehmen. 150.

Literarische Notizen.

Von A. Quetelet erschien in zwei Bänden: „Sur l'homme et le développement des ses facultés, ou essai de physique sociale".

„I manoscriti italiani della regia biblioteca parigina", beschrieben und erläutert von Ant. Marsand, sind in einem Quartband herausgekommen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 156. —— 5. Juni 1835.

Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Zweiter Band. Neue durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Auch unter dem Titel: Rudolf von Habsburg. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Derselben dritter Band. Auch unter dem Titel: Perlen der heiligen Vorzeit. Stuttgart, Cotta. 1833 —34. Lexikon=8. Jeder Band 1 Thlr. 20 Gr.

Schon bei der Anzeige des ersten Bandes der gesammten Werke Pyrker's in Nr. 157 d. Bl. f. 1834, welcher das Heldengedicht „Tunisias" enthielt, haben wir über den Charakter dieses rüstigsten unter den epischen Dichtern Deutschlands ein umfassendes Urtheil beigebracht, und da der vorliegende zweite und dritte Band dieser Sammlung gleichmäßig epische Dichtungen umfassen, so werden wir uns füglich auf jene ältere Anzeige zurückbeziehen können. Wohin wir im Leben dieses ausgezeichneten Prälaten, welcher jetzt die höchsten kirchlichen Würden in seiner Person mit einem verbreiteten Dichterruhm vereinigt, nur blicken, treffen wir auf Verdienst und hohen seltenen Werth. Seine ausgezeichneten Eigenschaften als geistlicher Würdenträger, Diener der Kirche und Verwalter ihrer Angelegenheiten sind durch die höchsten Ehren, die sie zu ertheilen vermag — die Würde eines Cardinals steht ihm noch offen —, anerkannt worden; sein Verdienst für Unterricht, Erziehung und Kirchenzucht ist in einem weiten Wirkungskreise durch die Würde eines Obergespans der heveser Gespanschaft belohnt worden; als Gelehrter hat die Herausgabe des „Recensus diplomatico-genealogicus" von Hanthaler seinen Ruhm begründet und ihn als einen der gelehrtesten katholischen Geistlichen im östreichischen Kaiserstaat, ausgezeichnet besonders durch ein seltenes philologisches Wissen, bewährt. Als Dichter endlich nimmt er dermalen mit einem andern ehrwürdigen Würdenträger der katholischen Kirche, mit dem er in enger geistiger Verwandtschaft steht, den ersten Rang unter den epischen Dichtern unsers Vaterlandes ein, auf dem wir ihn jedoch mit um so größerer Verwunderung erblicken, als unsere Sprache eigentlich gar nicht seine Muttersprache, sondern eine durch rastloses Bemühen und seltene Gaben angeeignete ist. Denn Pyrker von Felső=Eör ist zu Langh in Ungarn geboren und lernte erst als Akademiker zu Ofen das Deutsche (zugleich mit dem Französischen und Italienischen) grammatisch und gründlich.

Die vorzüglichste Anregung zu seinem ersten Heldengedicht: „Tunisias", welches er 1810 als Pfarrer zu Tirnitz begann, können wir wol, ohne Gefahr zu irren, in unvergeßlichen Jugendeindrücken finden; denn, wiewol die Sage von Pyrker's Gefangenschaft in Algier niemals auf authentische Weise oder von ihm selbst bestätigt worden ist, so gibt doch eben dies Heldengedicht ihr einen solchen Grad von Begründung und hypothetischer Wahrheit, daß wir sie dadurch als genugsam belegt betrachten können. Diesen realen Ursprung des Gedichts verkündet auch die frische, kräftige locale Färbung desselben und die sprechende Individualität der maurischen Helden. Die „Rudolfias", das Heldengedicht auf Rudolf von Habsburg, das uns jetzt zunächst vorliegt, verdankt seinen Ursprung theils historischen Studien, die für den Helden eine gerechtfertigte Begeisterung hervorriefen, theils dem Wohlgefallen an einem frühern Versuch, welcher Ruhm und Beifall eintrug, theils der größern Muße, die eine höhere geistliche Stellung gewährte. Alle diese Entstehungsantriebe erkennen wir in dem Gedicht wieder. Wir sehen die historischen Studien in den Charakteren der vorzüglichsten handelnden Personen streng zum Grunde gelegt; der Phantasie ist hier eine viel geringere Mitwirkung verstattet als bei den Helden der „Tunisias". Alles, Begebenheit, Reden, Thaten, hat seine geschichtliche Begründung, nicht nur in den Hauptzügen des Gedichts, sondern auch in den Incidentpunkten und Nebensachen. Das Maß und die Begrenzung, welche die Wirklichkeit den menschlichen Handlungen aufnöthigt, findet sich überall in diesem Gedichte wieder; es geschieht nichts, was uns als geniale Erfindung überrascht; aber überall erkennen wir das Thatsächliche. In der „Tunisias" dagegen gehörte Vieles der niemals streng berechnenden Phantasie, der Macht jugendlicher Empfindungen, traumähnlicher Erinnerung an. Der Einfluß des Wohlgefallens an einem frühern, beifällig aufgenommenen Versuch zeigt sich ferner in der Beibehaltung nicht blos desselben Versmaßes und Versbaues, derselben Diction, derselben allegorischen und symbolischen Sprachformen, sondern auch derselben poetischen und mythologischen Maschinerie, welche in dem frühern Heldengedicht ihm gute Dienste erwies. Die Wirkung größerer Muße endlich kündigt sich in der sorgsam berechnenden Anlage des Gedichts, der ruhigern Entwickelung der Charaktere wie der Begebenhei-

ten und in den längern Zwischenreden, sowie in der größern Ausführlichkeit der Schilderungen unverkennbar an.

Hiermit haben wir zugleich der Grundzüge im Charakter dieser umfassenden Dichtung erwähnt. Es ist die Poesie der Weisheit, der christlichen Milde, besonnener Welterkenntniß, welche darin vorherrscht. Das Jugendliche, Ungestüme oder Drangvolle, das Begeisterte, Feurige, Ursprüngliche, Traumähnliche — Alles dies, was die Genialität einer Dichtung constatirt, wird darin wenig angetroffen und erscheint nur gleichsam erinnerungsweise. Desto sprechender sind die Züge tiefer Welt- und Menschenergründung, fernschauender Weisheit, richtiger Erwägung der Weltconflicte; desto fesselnder ist die Besonnenheit in der Steigerung der Interessen, in der Einführung, Folge und Anordnung der Begebenheit, und desto erfreulicher und befriedigender die Resultate, zu denen der Dichter wie der Leser gelangt.

Die Frage nach der mythologischen Maschinerie in einem Epos ist, wie diese Gattung von Gedicht einmal unter uns gefaßt und verstanden wird, eine Lebensfrage desselben. Wir sind der Meinung, daß der epische Dichter am besten verfährt, welcher diese Frage ganz zu vermeiden weiß, sie zu umgehen Geschick genug hat, oder durch Auflösung und Vertheilung ihren Schwierigkeiten zu entrinnen weiß. Herder, Wessenberg, Stuhr haben dies versucht, und es ist gelungen; die Balladenform ist das Mittel zum Zweck; weitere Andeutungen können wir darüber hier nicht geben. Der Verf. hat diese schwere Frage mit Freimuth aufgenommen. In der „Tunisias" ist er Erfinder eines neuen Systems geworden, das zugleich auf einer philosophischen Basis sicher, fest und gefällig sich aufbaut und wesentliche Vorzüge vor der Erfindung Voltaire's (in der „Henriade") geltend macht. Die Welt der Geister irdischer Heroen, von der er annimmt, daß sie die Begebenheiten der Erde lenken und leiten, und die er uns in ihren Kämpfen und Mühen unter sich darstellt, indem er eben diese Kämpfe als Entscheidungsgründe für die Schicksale seiner Helden erscheinen läßt, ist, poetisch gedacht, befriedigend, und philosophisch nicht unmöglich, nicht widersprechend, ja sowol poetisch als philosophisch beiweitem zulässiger als Voltaire's heilige Legendenmythologie. Die Grundzüge dieser glücklichen Erfindung sind nun auch in der „Rudolfias" zur Anwendung gekommen; aber um Vieles schüchterner, unsicherer, zweifelnder und vor allen Dingen weit einfacher. Diese an sich gute Erfindung ist nun zu einer magern, matten und schattenartigen zusammengeschrumpft, so sehr, daß wir wünschen müssen, sie wäre lieber ganz aufgegeben als so zaghaft angewendet, und wenn sie durch etwas Besseres, durch etwas Neueres nicht zu ersetzen war, lieber ganz vergessen worden. Was von ihr übrig blieb, ist allein der Geist Drahomira's, der Gattin des Böhmerkönigs Wratislav, der Verfolgerin der Christen und ihrer eignen Familie, welche an dem Heiland festhielt, die der Sage nach, in Prag am Hradschin, lebend von der Erde verschlungen wurde. Diese, als das Symbol des Bösen, ist die Anregerin Ottgar's (Ottokar's). Es lag nahe, ihr ein gutes Princip entgegenzustellen; der Dichter hat dies jedoch verschmäht, vielleicht um Rudolf's Sieg desto glänzender hervortreten zu lassen.

Sehen wir nach dieser Einleitung die Oekonomie des Gedichts selbst näher an, so zeigt sich sofort der ordnende Verstand als der Haushalter desselben. Unsere Zeit hat geringe Achtung vor diesem Geist der Ordnung und Zweckmäßigkeit, der hier jedoch große Wirkungen zurückläßt. An der Hand der Geschichte malt der Dichter uns den Kampf zwischen Ottokar und Rudolf, aus geringen Anfängen entsprungen, allmälig zum Kampf auf Tod und Leben, zum Kampfe um ein Princip ausgebildet, von der Gesandtschaft Rudolf's und seiner Brautwerbung um Ottgar's Tochter für seinen Sohn an, bis zur zweiten Schlacht auf dem Marchfelde und Rudolf's Triumpheinzug in Wien. Die historische wie die räumliche Begrenzung, das Maß des aus der Geschichte Entlehnten wie Dessen, was er verworfen hat, die geschichtliche Nachbildung der Charaktere und der Ereignisse, Alles dies zeigt den Dichter von Geschmack, von glücklichem Takte geleitet. Nichts ist unzweckmäßig oder von störender Wirkung, und selbst die Episoden sind, wenn auch nicht durchweg befriedigend und geistvoll behandelt, wie im zehnten Gesang Horneck's Lied von dem Kaiser, der dem armen Priester sein Roß abtritt, doch durchweg passend und von guter Wirkung.

Im Ganzen genommen vermissen wir in dieser Dichtung das Erhabene und Hinreißende, das Begeisterte, von dem die „Tunisias" so schöne Proben gab. Zu viel von der Begebenheit entwickelt sich blos durch Rede oder kalte Schilderung; Gruppe und Bild tritt zu selten hervor, und wir nehmen zu viel Besonnenheit, zu viel Ruhe wahr. Die farbereiche Diction des Dichters bewahrt ihn zwar, uns matt oder nüchtern zu erscheinen; aber hinzureißen vermag sie uns an und für sich, und von kühner, wagender Erfindung nicht unterstützt, nicht.

Es fehlt uns der Raum, dies Urtheil durch eine Analyse des Gedichts zu belegen; auch haben d. Bl. schon davon gesprochen. Alles, was uns verstattet ist, wird die Anführung einiger besonders gelungenen Stellen sein, oder solcher, die uns vorzüglich schwach erschienen sind. Zu den besten Partien des Gedichts rechnen wir den Tod Hartmann's in den Fluten des Rheins, Rudolf's Zurückweisung Wallstein's, der ihm die Ermordung Ottgar's anbietet — im achten Gesang, sein Tod, Hartmann's Erscheinung, das ganze Gemälde Hedwig's, Wenzel um die Leiche seines Vaters bittend, der Tod der sechs Trautmannsdorfe und die letzte Entscheidungsschlacht. Als eine Probe von Styl und Vers des Dichters mag hier der Eingang des zehnten Gesanges stehen:

> Abendröthlich erglänzt der schnellhingleitende Rheinstrom,
> Völlig verhallte der Sturm, nur liebliche Lüftchen bewegten
> Manchmal leis'umsäuselnden Hauchs die ergossene Fläche
> Seiner Gestade, wo links und rechts aus dunkler Gebüsche
> Moosigem Duft nun hochaufragende Thürme der Vorzeit,
> Nun hellschimmernde Städt' und Gotteshäuser sich heben
> Und ihr Bild in die spiegelnde Flut von oben nach unten
> Kehren, gewiegt von dem Zuge der rasch forteilenden Wellen....

Abendglockengetön, vermengt mit dem Blöken der Heerden,
Schallet die Ufer entlang, als jetzo die goldenen Sterne
Auf sich schwingen am Himmelszelt; die dunkleren Schatten
Ruh' auf die Welt umher verbreiten und jeglicher Laut
stirbt....
Sieh, ein Ritter kam aus fremden Landen gezogen....
Als er im Abendlicht, hervor aus dem dunkelen Eichwald
Tretend, vor sich das weitverbreitete Land und immitten
Fluten sah den ersehneten Rhein, da hielt er das Roß an,
Sprang aus dem Sattel herab, warf sich erschüttert zur Erde,
Küßte den Boden und stand in des Anschauns Wonne versunken.

Der Ritter ist der heimkehrende Hartmann, Rudolf's Sohn. Ein Kahn erscheint, strandet, Hartmann will die Verunglückten retten und ertrinkt. Diese Nachtscene gibt ein treffliches Bild.

Hiermit müssen wir das Gedicht, das so gelungener Gemälde nicht wenige enthält, entlassen. Was an dem Styl des Verf. zu wünschen übrig bleibt, wird der Leser schnell erkennen; auch der bisweilen mühsame und schwerfällige Versbau wird ihm nicht entgehen; immer aber wird er sich an der reinen, edeln, wahrhaft christlichen Gesinnung erfreuen, die diese Dichtung bezeichnet und unterscheidet, und an den schönen Episoden sich dichterisch ergötzen, deren fast jeder Gesang wenigstens eine aufzuweisen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien zu halten und von der Anwendung militairischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst. Eine Abhandlung zur Berichtigung des Urtheils über diese Ereignisse. Herausgegeben von Herm. Olshausen. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 8 Gr.

Rec. empfiehlt dieses Schriftchen mit voller Ueberzeugung, es hat seine Vorstellungen von der traurigen Erscheinung sehr berichtigt. Der Verf. ist nicht mehr Preuße, ist mit Dr. Scheibel befreundet, achtet dessen Ernst und Eifer, bleibt Lutheraner, nur nicht mit intoleranter Starrsinnigkeit; ihn trennen also keine theologischen Differenzen von ihm (S. 4, 34 Anm.); er hat sich im Sept. und Oct. 1834 mehre Wochen in Schlesien aufgehalten, dort authentische und auch späterhin über die Ereignisse in Hönigern genaue schriftliche Nachrichten eingezogen, schreibt sehr ruhig und gemäßigt und nur „im Interesse der Wahrheit, weil die Sache eine Bedeutung erlangt hat, welche das Schweigen gefährlich macht, und kein namhafter Theologe aufgetreten ist, die Verkehrtheiten dieser Partei aufzudecken und mit Ernst zu rügen." Der Verf. findet das allerdings auffallend, und wir mit ihm; denn es fehlt in Preußen nicht an Zionswächtern, welche die ganze evangelische Kirche da in Allarm setzen, wo keine Gefahr ist, die Sturmglocken gegen gelehrte und verdienstvolle Männer wie Röhr und Bretschneider lauten, diese bei Fürsten und Gemeinen verdächtig zu machen suchen, während diese Gelehrten durch wissenschaftliches Untersuchen, durch vernunftgemäße Amtsthätigkeit im Kirchen- und Schulwesen den Regenten das Regieren und den Unterthanen das Gehorchen weit mehr erleichtern als die Zeloten der alten Theologie. Nur die „Evangelische Kirchenzeitung" (S. 2, 3) hat sich entschieden gegen jene Lutheraner erklärt, indeß sieht sie dabei leider nicht den Balken im eignen Auge. Sie selbst hängt knechtisch am Buchstaben der Bibel, jene auch; sie verketzert, jene nennen ebenfalls die Unirten Abtrünnige, die Reformirten Rationalisten, stellen sich nach 2. Kor. 6, 14 als die alleinigen Christen, ihre Gegner aber als Kinder Belial's und des Unglaubens dar; sie hält fest an Augustin, Anselm u. A., wie diese einseitigen Leute die Lehren von der Erbsünde u. s. w. ergrübelten und bestimmten, diese halten Luther in der Lehre vom Abendmahl für untrüglich. Wie kann der Blinde dem Blinden den Weg zeigen? Hr. Olshausen verdient um desto mehr Dank für seine Mittheilung, da er die Irrthümer, auf welche die steifen Lutheraner geriethen und worin das Tadelnswerthe und Verwerfliche derselben liegt, sowol in ihren Behauptungen als in ihrem Benehmen nachweist, und das zu einer Zeit, wo zwar nicht Alles laut werden darf, aber doch auch die Versicherungen der Behörden und selbst einer Staatszeitung nicht blindlings angenommen, sondern erst geprüft werden, ob sie nur Haltbares halten wollen, ob sie nicht von unrichtigen Principien ausgehen, darnach handeln und sprechen, zumal da der Verf. S. 55 selbst meint, „daß in der Verfahrungsweise mancher Unterbehörden manche und zum Theil starke Mißgriffe mögen vorgekommen sein". Hr. Olshausen wird viel zur Berichtigung des Urtheils beitragen, da es in der That nicht gleichgültig ist und man nach S. 2 fg. allenthalben fragte: Wie ist eine solche Begebenheit in Preußen möglich, da es zu jeder Zeit das Asyl der um des Glaubens willen Verfolgten war und von einem so väterlichen weisen Monarchen regiert wird? in unsern Tagen, wo Toleranz und Gewissensfreiheit die Losung ist, und die Anwendung irgend einer Gewalt, zumal einer militairischen, etwas Auffallendes hat? Freilich, wollen wir unsere Ueberzeugung freimüthig erklären, so zweifeln wir, daß es dem Verf. bei allen Parteilosen gelingen werde, jede Einwendung zu heben. Sie werden ihm erwidern, daß es nicht dahin hätte kommen sollen, da man früherhin selbst seit 1817 ganz leidlich, friedlich und freundlich nebeneinander lebte. Diese Unterthanen versicherten, daß sie auch fernerhin wie bisher Hab und Gut, Leib und Leben für König und Vaterland hingeben, aber nur ihrem lutherischen Glauben treu bleiben, sich also nicht als eine Sekte separiren, nicht etwa eine neue, rationalistische Agende einführen, sondern ihre alte lutherische beibehalten wollten; daß sie eben darum auch die neue Agende nicht mögen, die nicht streng und ausschließlich lutherisch sei und die ihr großer Ahnherr Luther ebenso wenig wie sie würde angenommen haben, da in der augsburgischen Confession Art. X, und stärker noch in seinen Schriften, die Lehren der Gegner vom Abendmahl bestimmt verworfen werden, und eine Agende, die auch für Reformirte passe, ihnen für ihre Festigkeit und Treue viel zu lau und gefährlich erscheine.*) So beschränkt diese Ansichten sind, so sehr wir die Union als einen herrlichen Edelstein in der Krone des in ganz Europa verehrten und von seinen Unterthanen hochgeliebten Königs achten, so meinen wir doch, auf dem Gebiete des christlichen Glaubens und der protestantischen Kirche, die Juden und Mennoniten, Katholiken u. s. w. neben sich bestehen läßt, sei der Wunsch, lutherisch ohne die vermittelnde Agende zu bleiben, nicht abzuweisen gewesen; sie blieben ihrem Symbol ergebener als die Unirten. War es auch nur ein kleiner Theil, aus sechs Gemeinden bestehend, so waren doch allein zu Hönigern 2000 Gemeindeglieder, die einmüthig ihre lutherische Kirche vertheidigen wollten. Daß nun Scheibel, Guerike, Kellner u. s. w. Fanatiker geworden sind, zum Theil mit Gewalt sich den Anordnungen der Behörden widersetzten, daß sie sich als Märtyrer ihres Glaubens ansahen, daß das Militair einschreiten mußte, waren traurige Folgen der ersten Zumuthungen, eine Agende anzunehmen, die ihrem Glauben und Gewissen widersprach. Es war sehr verkehrt, daß diese Lutheraner nicht unter einer unirten Behörde stehen wollten, nur durfte diese sich auch nicht an ihrem Lutherthum vergreifen; es war sehr unrecht, wenn sie gegen die Union eiferten, dies konnte

*) Sonderbar nimmt sich Tholuck's Predigt über Luk. 12, 49. 50 (1835) gegen diese Lutheraner aus. Er, der ganz in den nämlichen einseitigen Principien befangen ist, will den Splitter aus Anderer Augen ziehen.

ihnen untersagt werden; aber man weiß, daß leicht von beiden Seiten gefehlt wird. Hr. Kellner, Pfarrer in Hönigern (S. 5), „ein Mann von Talent und Eifer für die Wahrheit", verging sich freilich gegen die vorgesetzte Behörde; aber von seinem Standpunkte aus mochte er wol denken: ich bin auf das lutherische Christenthum heilig verpflichtet, der mit mir verwachsenen lutherischen Gemeinde gehört diese Kirche, die Behörden haben nur das Oberaufsichtsrecht. Wir können die Agende als Lutheraner nicht annehmen; wollte ich die Schlüssel, und was mir sonst zwar von der Behörde, aber doch nur im Namen der Gemeinde und als ihr Eigenthum übergeben worden ist, unmittelbar der Commission zurückgeben, so würde man mich für einen Verräther an der Gemeinde verrufen; ich wähle also lieber 40 Deputirte, diese mögen thun, was die Gemeinde für rathsam hält. Ich könnte mein Amt niederlegen; aber wäre ich nicht dann ein Miethling, der in der Stunde der Gefahr fleucht, und entehrte durch Feigheit meinen ganzen Stand? Und wirklich erwartete er die Suspension. Der Herr Verf. ist auch sogleich bei der Hand mit der Foderung, es wie Paul Gerhard zu machen und auszuwandern; das Lutherthum (S. 17) sei darum nicht untergegangen! Wenn nun in diesem Jahr ein reformirter, im folgenden ein lutherischer, dann ein unirter weltlicher reformlustiger und intoleranter summus episcopus seine Lieblingsansichten geltend machen wollte, würden dann nicht alle Straßen voll geistlicher Emigranten sein? Und um einer Agende willen? Jetzt würden allerdings die alten Orthodoxen, die Pietisten und Mystiker sogleich die erledigten Stellen einnehmen: aber Hr. Olshausen betrachte doch das herrliche Schauspiel, das diese nun auch in Hader und Streit zerrissenen Eiferer darbieten, wie sie die Theologie und die Theologen vor aller Welt, die in allen Zweigen der menschlichen Betriebsamkeit den alten Sauerteig auszufegen und Neues und Besseres zu erringen strebt, lächerlich, die Gemeinden verwirrt machen, und das praktische Christenthum, das Gebot der Liebe aus den Augen setzen? Die verirrten Gemeinden haben allerdings um Verzeihung gebeten; aber sollten sie so plötzlich eine andere Ueberzeugung erlangt und nicht die Furcht vor der Ungnade der Obern das Meiste dabei gewirkt haben? Unser Verf., ein so wackerer Theolog und gemäßigter Supernaturalist, verliert doch auch S. 32 das Gleichgewicht. Die, „welchen die Agende eben wegen ihres biblischen, orthodoxen Inhalts lieb war", nennt er „die Rechtgläubigen"; also sind Die, welche die Benutzung der Bibel auch gern in einer Agende sehen, nur in anderer Weise, Die, welche den Exorcismus, das untergeschobene, verdammungssüchtige, unbiblische Athanasianum nicht im 19. Jahrhundert wiederaufgewärmt wünschen, sondern eine gesündere Nahrung begehren, Falschgläubige, wo nicht Ungläubige. Er macht willkürlich vier Classen von Gegnern der Agende; indeß meinen wir, es wären unter den „crassen Rationalisten" doch auch Leute gewesen, die, wenn auch nicht in der Anmaßung, Andere zu richten, doch an Kenntniß, Scharfsinn und Verdiensten sich mit allen andern Gelehrten hätten messen können. Die Erfahrung zeigte ja auch, wie viele Modificationen eintreten mußten, und welcher Spielraum den preußischen Predigern nun wiedereingeräumt worden ist; es waren also die Ausstellungen über den Mangel in der Form, über die unangemessene Reihenfolge der einzelnen Elemente, die ungehörigen Zusätze, die Bedenklichkeiten über die Entstehung und Einführung der Agende nicht grade verwerflich; es waren gewichtige Gründe dazu vorhanden. Ein Theolog wie Hr. Olshausen sollte sich solcher Ausfälle ganz enthalten. S. 61 gibt er an: „wer Jesum von Nazareth, den eingeborenen Sohn Gottes, nicht als seinen Erlöser bekennt, ist kein Christ und kann die Seligkeit nicht ererben". Abgesehen von dem letzten Satze, der erst anders bestimmt werden muß, da Gott die Seligkeit vertheilt und Jesus gewiß anders urtheilt als Augustin, so fragen wir: ist das nicht auch der Inhalt der Röhr'schen „Grund- und Glaubenssätze"? Und wenn nun Hr. Olshausen meint, die lutherische Lehre vom Abendmahl sei „nicht fundamental", und die Lutheraner sagen, ja sie ist fundamental, denn es heißt: „Das ist", oder wenn die Reformirten in den Worten nur das: „Es bedeutet", finden wollen, oder die Unirten meinen, man könne nicht wohl mit den Reformirten und Lutheranern würdig communiciren: muß da nicht zuletzt die gesunde Vernunft entscheiden, und aus dem Dunkel der Bibelworte und dem Wirrwarr der menschlichen Deutungen ihre Gründe angeben, warum man nicht den würdigen Genuß von einer ausschließlichen Ansicht des „Das ist" abhängig machen solle? Die Union und ihre Fortschritte sind die Frucht der Aufklärung, des echten Rationalismus, der bessern Einsicht über das Wesentliche und weniger Wesentliche in der Religion; wer die Christen zu der alten Dogmatik zurückführen will, kann es bald erleben, daß auch der alte Hader über den Exorcismus, über die Gnadenwahl, über die Kindertaufe u. s. w. den Consistorien und Regenten wieder Noth genug macht. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch einige Schriften der strengen Lutheraner:

1) „Antwort auf das offene Sendschreiben eines Verborgenen, die Unionsgeschichte betreffend." Von Dr. Scheibel. (Nürnberg 1834.) Der „Verborgene" ist es auch für uns, aber er und sein Gegner geben einander Verdrehungen und Schwachheiten schuld. Herr Scheibel zeigt sich mit einer Exegese, die von dem Geiste der Bibel nichts begreift, und da vier Recensionen, die er gelesen hat, von ihm verworfen worden, so will Rec. gern auf ein Urtheil, das auch nicht anders ausfallen würde, verzichten. Merkwürdig ist, daß Herr Scheibel S. 9 die „Evangelische Kirchenzeitung" für noch schlimmer und ungerechter erklärt als die rationalistischen Journale; daß der schmähsüchtige Brandt im „Homil.-kritischen Blatte" ihm gar nicht antwortet, und der Pastor Mallet im „Bremer Kirchenboten" in einem seltsamen Aufsatze mit Liebesworten doch harte Rügen gegen Scheibel vorbringt. So steht es also mit der Eintracht in der Orthodoxie. 2) „Letzte Schicksale der lutherischen Parochien in Schlesien." Von Ebend. (Ebend. 1834.) Enthält die militairische Wegnahme der lutherischen Kirche zu Herrmannsdorf bei Breslau, und die Protestation der Kirchgemeinde Hönigern bei Namslau. 3) „Einige Urkunden, betreffend die Geschichte der lutherischen Gemeinde in und um Halle x. und die Behandlung ihres Pastors des Hrn. Dr. Guerike. Vorläufig herausgegeben zur abgedrungenen Vertheidigung und Rechtfertigung von der lutherischen Gemeinde in Halle und Naumburg." (Leipzig 1835). Viel Geschrei und Hin- und Herschreiben. Die Protestation in Nr. 2 und der Recurs der hallischen lutherischen Gemeinde an das königl. geistliche Ministerium sind nicht ohne Geist und Kraft abgefaßt; wir wünschten sie nicht leicht abgefertigt, sondern gründlich beantwortet. Bischof Dräseke war beauftragt, die Hallenser zu belehren, aber erfolglos war sein Bemühen. Daß die Policei bei Guerike sogar sich in eine wirkliche Kaffeegesellschaft eindrängte und die Tassen untersuchte, ist spaßhaft und — bedauerlich. 44.

Literarische Notizen.

Von Aug. Guilmeth erschien: „Le duc-roi, ou les insurgés brionnais, histoire normande de 1124".

Neu aufgelegt ward: „La Renaudie, ou la conjuration d'Amboise", von Victor Moreau (zwei Bände), eine Chronik von 1560 über dieses traurige Ereigniß aus der kurzen und verhängnißvollen Regierung Franz II.

Michaud's und Poujoulat's „Correspondance d'Orient" ist mit dem vor Kurzem herausgekommenen sechsten Bande nicht geschlossen, sondern es wird noch ein siebenter folgen.

Ferd. Denis lieferte in zwei Bänden: „Luiz de Sousa". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1835.

Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Zweiter und dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 156.)

Der dritte Band enthält „Perlen der heiligen Vorzeit". Hier erblicken wir den Dichter auf einem andern, ja auf seinem eigentlichsten Gebiet. Diese „Perlen" wurden in Zips begonnen und 1821 in Ofen beendet, hier gedruckt, schnell ins Italienische übersetzt und in Ungarn, Deutschland und Italien mit regem Beifall aufgenommen. Sie bilden acht getrennte epische Gedichte, nur durch den Geist des Dichters zu einem Ganzen verbunden; denn was sonst ihr äußeres Band bildet, kann kaum für ein wirkliches gelten. Ihre Ueberschriften sind: „Abraham oder Verheißung"; „Moses", drei Gesänge, I. Gott, II. Erlösung, III. Auferstehung; „Samuel oder Gericht"; „Helias", drei Gesänge, I. Glaube, II. Liebe, III. Hoffnung; „Elisa", zwei Gesänge, I. Tod, II. Unsterblichkeit; „Makkabäer": „Mathatias oder Trost", „Eleazar", die Mutter mit den sieben Söhnen — Hingebung, „Judas oder Sieg". Indem der Dichter in diesen poetischen Stunden der Andacht Verheißung, Erlösung, Gericht, Glaube, Liebe, Hoffnung, Tod, Unsterblichkeit, Trost, Hingebung und endlichen Sieg zum Gegenstande seiner allegorischen Darstellungen nimmt, erfüllt er so ziemlich den ganzen Kreis, welcher der Religionspoesie eröffnet ist. Seine Darstellung selbst hält das Mittel zwischen dem Epos und dem Hirtengedicht, nicht selten in die elegische Tonart überspielend; die Helden des Patriarchenthums sind gottergebene Hirten, und so zeigen sie sich uns mit dem Hirtenstab oder dem Schwerte bewaffnet, immer gleich begeistert und gleich einseitig. Größe überhaupt ist Einseitigkeit. Von einer Genesis der Empfindungen ist in diesen Dichtungen nicht die Rede, die Empfindungen sind fertig, die Resultate erreicht, ehe der Dichter sein Thema beginnt, und so ist das ganze Gedicht Reflexion über das Resultat. Insofern kommt ihnen der epische Name, streng genommen, nicht zu.

Die edle Feierlichkeit, verbunden mit den weichen Zügen des Patriarchenthums, die tiefe, fromme Gesinnung, welche selbst den alttestamentarischen Feindeshaß zu verklären bemüht ist, gibt diesen Dichtungen ihren besondern Charakter. Das Einzige, was uns daran gradezu misfällt, ist eine oft sichtbare Homerische Nachahmung, in der sich die Vorliebe des Verf. für den Sänger Iliums kundgibt. Kein Zweifel, daß viele Leser an diesen epischen Elegien sich erheben und erbauen; kein Zweifel, daß sie den Dichter liebgewinnen werden, und daß sie Recht haben, ihnen einen eigenthümlichen Werth zuzuschreiben; indessen ist dieser Werth doch nicht grade ein rein poetischer. Herder in früherer, Arndt und Stieglitz in neuerer Zeit haben bewiesen, daß man eben diese Themata poetischer auffassen könne, als der Verf. gethan hat, und dies vielleicht mit Absicht. Die Gesinnung gilt ihm offenbar mehr als die Phantasie, und um der erstern willen läßt er hier, vielleicht mit Bewußtsein und absichtlich, etwas von seinem poetischen Vermögen unbenutzt.

Wie dem auch sei, er leitet diese Dichtungen mit einer poetischen Apostrophe an seine Harfe ein, die wir, als Probe des Tons, welchen er hier zu halten entschlossen ist, in Fragmenten mittheilen.

Tönest im Abendroth du, goldenbesaitete Harfe
Dort an der Wand schon wieder mit herzerschütterndem Weblaut?
Wer entlockte ihn dir in der Stunde ersehneter Stille?
Ach, an der Wange herab mir fließen die Thränen...
.... ob aus dem öden Gefilde
Nächtlicher Gegenwart, auf die Pfade der schöneren Vorwelt
Führ' ein himmelentschwebeter Freund und die Trauer verscheuche.
.... Wie im Hauch des brausenden Nordwinds
... Rings das Leben erstirbt, so haben der Menschen Geschlechter
Auch in der letzten, der schreckenden Zeit voreilend, gealtert.
Zeit voll Grauns, du entflohst! Ein Schimmer der besseren Zukunft
Hob uns die Brust; doch schnell, wie im nächtlichen Sternengezelte
Flammt und fleugt und entschwindet ein täuschendes Licht, so entschwand er
Wieder. Zu lang, zu laut erhob gottlästernde Frechheit
Ihren empörenden Ruf; zu oft wechselte Stolz und Vertrauen
... im Busen der Menschen;
Wandten den Sinn von Gott.....
Ach, daß ein Gottesmann wie Abraham selber, der Vater
Seines Volks, wie Moses der herrliche Führer des Volkes,
Samuel dann, und mit ihm Helias und auch Elisäus,
Glühend All für Jehova's Ruhm und das Beste der Menschheit
Käme vom Himmel herab....
Euch, ihr Seligen, nennte mein Mund? Wie ergreift mich die Wonne,
Euch zu weihen ein Lied, daß erschüttert der Menschen Geschlechter
Aufschau'n wieder zu Gott und ermuthigt wandeln die Wege,

Die er gelehrt! Herab von der Wand, helltönende Harfe,
Meng' in den Weihegesang melodischen Laut und erhebe
Mir und Jenen das Herz, die dir aufhorchen in Liebe!

Tacitus fehlte, als er den Römern in seiner „Germania" ein Bild vorhielt, nach dem sie sich umzuwandeln streben sollten. Wie viel minder darf der Verf. erwarten, daß wir wieder zu Patriarchen werden sollten! Indeß, in der Gesinnung kann jede Verwandlung möglich scheinen. Wie dem auch sei, philosophisch statthaft oder nicht, poetisch ist diese Apostrophe gelungen. Unter den nachfolgenden Dichtungen hat das „Abraham" überschriebene, der erste Gesang des „Moses" und „Judas Makkabäus" uns den meisten eigenthümlichen Reiz zu besitzen geschienen. In den übrigen ist uns Manches matt und Einiges selbst nicht ohne Anstoß erschienen. Uebrigens möge der Verf. nie vergessen, daß es in Abraham's Zeit weit leichter war, ein Abraham zu sein, als heute, und daß — kein Strom rückwärts fließt. Unter den Wirren unserer Zeit ist es jedoch herzstärkend und erfreulich, auf ein Dichtergemüth voll so vieler Klarheit, Liebe und Festigkeit, voll so viel Adels und so viel Würde zu treffen, wie Pyrker oder Wessenberg, sein Geistesbruder, uns darstellt. Etwas im Dasein des Menschen soll doch endlich festgeworden sein und enthoben dem Schwanken und Fallen und Entstehen, in das eine unselige Dialektik — die eben den wahren Geist unserer Zeit bildet und großzieht — alle Bezüge des Menschendaseins gestürzt hat. Etwas soll doch den Kern, den Fels bilden, an den sich die Lebensmuschel ansetzt und festklammert, und dies Etwas — was kann es anders sein als die Religion, das Gottvertrauen, dessen hoher Priester unser Dichter ist. 52.

Aufsätze aus den Papieren eines Verstorbenen. Herausgegeben von Karl Freiherrn von Hacke. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Herausgegeben von einem Staatsminister; nun, so wird sich's wol um Politik handeln. Mit diesem Gedanken schlug Rec. die vorliegende kleine Schrift auf und fand sich in einer nicht unangenehmen Weise überrascht, daß ihm statt dessen eine Reihe artiger Betrachtungen über die verschiedensten Gegenstände vorgeführt wurde, welche insgesammt das Interesse des Gebildeten sowol für sich als auch in Bezug auf seine gesellschaftlichen Verhältnisse am meisten in Anspruch zu nehmen pflegen. Man kann die Reihe dieser Betrachtungen mit einem bunten Kranze vergleichen, den der Verf. aus den mannichfaltigsten Blumen zusammengeflochten hat, sowie diese auf den Wegen seines Lebens sich ihm grade dargeboten, von übler und guter Bedeutung, wobei er jedoch eine jede mit dem Hauche seiner Individualität überzog. An eine bestimmte, an die Natur des Stoffes accommodirte Ordnung ist demnach dabei nicht zu denken: mit dem Menschen wird angefangen, wie er sich im Naturzustande und in der civilisirten Gesellschaft unter seinen Beziehungen zur Kunst und zum Wissen, zur Familie und zu andern engern Kreisen bewegt, alsdann ist von Gott, Atheismus und Religion, ferner von Moralität und Tugend mit ihren Gegentheilen, ganz zuletzt vom Leben und dem Tode, und dessen besonderer Art, dem Selbstmorde, die Rede.

Ein solches Buch gibt nirgend zu einer eigentlichen Kritik Veranlassung und will sie auch nicht; es bewegt sich auf dem weiten Gebiete der sogenannten Lebensphilosophie, welche bei den meisten Individuen, sobald sie nicht wirkliche Philosophen sind, mehr durch eine einfache Combination, durch gelegentliche von einzelnen wirklichen Vorfällen und Begebenheiten herbeigeführte Abstractionen, und mehr durch den unbewußten Gesammteindruck der angeeigneten Cultur als durch wohl überlegte und aus der Tiefe einer vorsätzlichen Speculation gewonnene Resultate zu Stande kommt. Nur wer sich in einer ähnlichen Lage befindet, wird daher dem Inhalte eines solchen Buches seinen Beifall schenken könen; dann freilich wird er es mit außerordentlichem Vergnügen lesen, und es wird ihm scheinen, als ob er eine Lieblingsspeise zusammen mit einem Freunde verzehrte, dessen gleicher Genuß den seinigen nur noch erhöht. Dieser Gefahr, dem Leser etwas Schmackhaftes zu bieten oder nicht, muß sich daher auch Rec. aussetzen, indem er sich erlaubt, jetzt zur nähern Charakterisirung wenigstens eine Probe mitzutheilen.

Wählen wir das Thema: „Der Mensch im civilisirten Zustande". „Der Uebergang des Menschen aus dem Stande der Natur in die bürgerliche Gesellschaft", heißt es hierüber, „erzeugt eine sehr merkliche Veränderung, indem er in seinem Betragen das Rechtliche an die Stelle des Instinkts setzt und seinen Handlungen den Maßstab der Moralität anpaßt, der ihm sonst ganz fehlte. Nun tritt die Stimme der Pflicht an die Stelle des physischen Impulses, das Recht geht dem Hunger vor (!), und der Mensch, der bis dahin blos auf sich Rücksicht nahm, ist genöthigt, nach andern Grundsätzen zu handeln, seine Vernunft zu hören, ehe er seinen Neigungen folgen kann. Löschen er vielen Vortheilen, die die Natur ihm verlieh, entsagen muß, so gewinnt er auf der andern Seite so große, die seine Fähigkeiten üben und entwickeln, seine Begriffe erweitern, seine Gefühle veredeln. Wo ist der bessere Mensch, welcher der Gesellschaft nichts schuldete? Wer er sei, er verdankt ihr das Schätzenswertheste, die Moralität seiner Handlungen und die Liebe zur Tugend. Geboren im Dunkel eines Waldes, hätte er wol glücklicher und freier gelebt; aber ohne Widerstand seinen Neigungen folgend, gut ohne Verdienst, wäre er nicht tugendhaft gewesen, was er jetzt, seiner Leidenschaften ungeachtet, sein kann. Der Schein der Ordnung bringt ihn dahin, sie zu erkennen und zu lieben. Das öffentliche Wohl, Andern leerer Vorwand, wird ihm ein triftiger Beweggrund. Er ist im Streite mit sich selbst, trägt den Sieg davon und opfert sein Interesse dem allgemeinen auf. Es ist falsch, daß die Gesetze keinen Vortheil gewähren: sie geben den Muth, unter den Schlechten rechtlich zu sein; es ist unrichtig, daß sie keine Freiheit gestatten: sie lehren den Menschen, sich selbst beherrschen. Wer im Müssiggang verzehrt, was er nicht selbst erwirbt, stiehlt, und wen der Staat bezahlt, um nichts zu thun, lebt dem Räuber gleich auf Unkosten der Vorübergehenden. Außer der Gesellschaft kann der vereinzelte Mensch leben, wie er will, weil er Niemand etwas schuldig ist; aber in der Gesellschaft, wo er nothwendig auf Unkosten Anderer leben muß, schuldet er ihnen durch Arbeit den Preis seines Unterhalts. Dies leidet keine Ausnahme: Arbeiten wird sohin Pflicht dem Menschen in der Gesellschaft; reich oder arm, mächtig oder nicht, jeder absolute Müssiggänger ist ein Schurke."

Niemand wird die Gesundheit des Urtheils in diesen Aussprüchen verkennen, und selbst die Philosophie, welche die Erforschung der Gründe und Ursachen, unter denen der Mensch seine jetzt vor uns liegende Beschaffenheit möglicherweise erreichen konnte, zu einem eigenen Geschäfte macht, wird ihnen ihren Beifall nicht entziehen dürfen. So ist auch für diese, um bei dem vorliegenden Falle stehen zu bleiben, der Mensch in der That ein ausschließliches Product der Gesellschaft, wie man dies leicht einsieht, wenn man bedenkt, daß der „Mensch außer der Gesellschaft" ein für uns völlig unbekanntes Etwas ist, wovon wir uns gar keinen Begriff machen können. Doch dies sei genug, um das Buch zu empfehlen, selbst den Damen, denn auch für diese ist außer annehmlichem Weihrauch manches Belehrende darin; nur nicht den Aerzten, denn diese — der Verstorbene muß im Leben sehr gesund gewesen sein — werden für ziemlich überflüssig in der Welt erklärt. 13.

Correspondenznachrichten.

London, 5. Mai 1835.

Folgende Schrift wird jetzt allgemein gelesen: „Réponse de Lucien Bonaparte, Prince de Canino, aux mémoires du général Lamarque"; sie ist mit Enthusiasmus geschrieben und hat großes Interesse für Napoleon's Geschichte. Lamarque hatte gesagt, Lucian hätte deswegen seinem Bruder gerathen, abzudanken, weil er selbst gehofft hätte, Frankreich als erster Minister einer Regentschaft zu beherrschen. Diese Behauptung ließ sich bald widerlegen, aber der Fürst von Canino, welcher sich jetzt in London aufhält, vertheidigt sich hier nicht sowol selbst als den Kaiser, seinen Bruder, und nimmt dabei Gelegenheit, über viele Begebenheiten und Personen der wichtigen, in Frage stehenden Periode Licht zu verbreiten. Es stehe hier nur eine kleine Probe. Es wurde Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo vorgeschlagen, die Kammern auseinandergehen zu lassen und einen Aufruf an die Armee und das Volk zu erlassen, aber er wollte schlechterdings nicht darein willigen. Dies veranlaßte einen merkwürdigen Auftritt. Man war nämlich übereingekommen, daß Lucian in den Kammern auftreten und es dahin zu bringen suchen sollte, daß sie sich dem Anzuge der feindlichen Heere kräftig zu widersetzen beschlössen. Ehe er in dieser Absicht den Kaiser verließ, sagt der Fürst von Canino: „Ich ging allein mit Napoleon im elysäischen Garten, dessen Mauern von einer ungeheuern Volksmenge umringt waren. So oft wir an das Ende des großen Ganges kamen, wo ihn das Volk sehen konnte, vereinigten sich zwanzigtausend Stimmen in Einem freudigen Zurufe. Es verlangte Waffen, um gegen den Feind aufzubrechen. Männer, Weiber und Kinder fielen auf die Knie und streckten flehend die Arme aus wie Eine Familie, welche den Vater bittet, sie nicht zu verlassen. Hätte der Kaiser nur ein Wort gesagt, so würde ein Bürgerkrieg die Schrecken des feindlichen Ueberfalls vermehrt haben. Wie Wenige würden in einem solchen Augenblicke von Begeisterung der Menschen so ruhig wie Napoleon geblieben sein! Ich meinestheils, auf das höchste bewegt, schwieg einige Minuten und sagte dann: „Hörst du, was das Volk verlangt? Denselben Wunsch hegt ganz Frankreich. Willst du es den Parteien blosgeben?" Napoleon dankte für den Zuruf des Volks mit einer Bewegung der Hand und antwortete dann: „Bin ich denn mehr als ein Mensch, um unter den Deputirten die Einmüthigkeit herstellen zu können, welche allein uns retten kann? Bin ich das Haupt einer elenden Partei, um einen Bürgerkrieg anzünden zu wollen? Nimmermehr! Wenn man im Brumaire von mir foderte, meinen Degen für das Beste Frankreichs zu ziehen, so fodert jetzt die Ruhe Frankreichs, daß ich ihn bei Seite lege. Begib dich nach den Kammern und suche ihnen Muth einzuflößen; mit ihnen kann ich Alles thun; ohne sie könnte ich Viel für mich selbst thun, aber ich könnte das Land nicht retten. Geh', aber ich verbiete dir ausdrücklich, diese vielen Leute anzureden, welche Waffen haben wollen. Ich will Alles für Frankreich versuchen, für mich nichts."

Die große Neuigkeit dieser Woche ist die Erscheinung der zweiten Entdeckungsreise des Capitains Roß nach dem Nordpol. Ein auf Kosten des Verf. gedruckter Quartband mit vielen Kupfern. Unabhängig von dem großen wissenschaftlichen Werthe des Werks, enthält es ein Gemälde von Sitten, Beschreibung von Abenteuern, Entbehrungen u. s. w. Gleich in den ersten Stunden nach der Abreise zeigte es sich, daß die Maschine des Dampfschiffes, auf dem sich die Expedition befand, völlig unbrauchbar war, sodaß man sie zuletzt herausnehmen und ganz wegwerfen mußte. Sodann empörte sich das Volk des Lastschiffs, worauf die Lebensmittel und andere Vorräthe waren, und weigerte sich, die Reise fortzusetzen. Das Buch verdient gelesen zu werden.*)

In der geographischen Societät las vorige Woche der Lieutenant Willsted seinen Bericht über die Insel Socotra, welche, wie schon aus den Zeitungen bekannt, von der ostindischen Compagnie für 10,000 Speciesthaler zum Behuf einer Steinkohlenniederlage gekauft worden ist, damit die Dampfschiffe, welche durch das rothe Meer nach und aus Ostindien fahren, dort anlegen können. Nur ein Theil der Insel wird von Flüssen bewässert und hat gute Weiden. Das Klima ist unvergleichlich trotz der benachbarten versengten Ebenen von Afrika und Arabien, weil beide Moussonwinde über große Wasserflächen wehen. Zu den wichtigen Gewächsen der Insel gehört die aloe spicata oder aloe socotrina, die man vornehmlich nach Mascat ausführte und die in reinem Zustande die beste ist. Der Drachenblutbaum wächst auch in Menge hier, und das sogenannte Drachenblut, welches daraus hervorquillt, wird von den Beduinen zu jeder Jahreszeit gesammelt. Waldbäume gibt es nicht. Landbau ist ganz unbekannt; obwol man eine Art von Hirse (dukkun) zu bauen sucht. Man findet blos Kameele, Schafe, Rinder, Esel, Ziegen und Zibetkatzen. In derselben geographischen Societät wurde auch bekannt gemacht, daß man eine Dampfschiffahrtscompagnie zu stiften sucht, welche die Küsten und Flüsse der Provinzen Para und Maranhon in Südamerika befahren soll. Zur Beförderung dieses nützlichen Zweckes hat die brasilische Regierung einem solchen Verein das zehnjährige Monopol versprochen.

Jetzt wird in Regentstreet von einem gewissen Hood ein Modell von Walter Scott's Landsitz Abbotsford gezeigt, an welchem der Aussteller vier Jahre gearbeitet hat. Alle Kleinigkeiten des Schlosses sind auf das genaueste nachgebildet, und aus der großen Anzahl der Schaulustigen kann man abnehmen, in wie gutem Andenken W. Scott steht. Dieses wird auch durch Washington Irving's eben erscheinendes, allgemein gelesenes Werk: „Abbotsford and Newstead", erneuert.

Auch die Gassenmusicanten in London klagen, daß ihr Broterwerb durch die große Concurrenz geschmälert wird. Die vorzüglichsten unter ihnen, nämlich die Musikchöre (denn von diesen ist blos die Rede), kamen sonst aus Frankreich. Seit mehren Jahren aber haben sich auch aus Deutschland solche Chöre eingefunden, welche sowol an Zahl als Kunst mit jenen wetteifern. Um nun diesen mit Einem Male das Handwerk zu legen, hat ein neuangekommenes französisches Musikchor den gewöhnlichen Instrumenten noch einen kleinen Flügel, den es auf einem Gestelle mit Rädern in den Straßen mit sich führt, hinzugefügt. Die Vollständigkeit und Neuigkeit der Musik zieht alle Menschen an die Fenster; wenn nun nachher die minder gut ausgestatteten Musicanten kommen, so mögen nur Wenige sie hören und belohnen.

Der Zwist zwischen den beiden concurrirenden Foreign reviews ist einem Hrn. Beaumont als eine gute Gelegenheit erschienen, ein drittes, unter dem Namen: „The british and foreign review, or, European quarterly journal", herauszugeben, welches am 1. Juni erscheinen und nur 4 Shill. kosten soll, also 2 Shill. weniger als jene. Es wird davon ein viel verheißender Prospectus ausgegeben.

---

12. Mai 1835.

In der britischen Hauptstadt ist es nun Messe. Politik, Literatur und öffentliche Vergnügungen nehmen alle Londoner mehr oder weniger in Anspruch. Heute Abend öffnen sich die Parlamentssitzungen, und seit die englische Constitution existirt, weiß man nichts von solchen Kämpfen, als da angesagt sind. Es handelt sich um politisches Sein oder Nichtsein. Männer wie Peel, Lord John Russell, Lord Stanley, O'Connell, Shiel, Rice und viele Andere im Unterhause werden, um von den Rednern des Oberhauses nichts zu sagen, durch ihre Ansichten, Gründe und Einfluß, und zum Theil durch ihre hinreißende Beredtsamkeit die höchstwichtigen Fragen entscheiden, durch deren Erörterung, für und wider die berühmtesten Parteien, die Monatsschriften und die Pamphlets uns während der dreiwöchentlichen Vacanzen in einer beständigen Aufregung gehalten haben.

*) Wir kommen nächstens auf die Reise des Capitains Roß zurück. D. Red.

Wie interessant das Drama sein wird, kann man schon aus dem Prolog sehen, welchen Lord Alvanley und der jüngere O'Connell durch einen zwar blutlosen, aber wüthigen Zweikampf eröffnet haben. Nachdem man sich in den Zeitungssälen unserer Clubs an solchen Auftritten und an den gegenseitigen Verunglimpfungen der Tory- und Whigblätter nicht sehr erbaut hat, ist man froh in dem friedlichern Saal seine Zuflucht zu nehmen, wo die Novitäten der Literatur, neue Bücher, Magazine, Wochenschriften, Karten, Prospecte u. s. w. zur Schau gelegt sind. Jeder sucht das dortliegende, eben ausgegebene Exemplar von Washington Irving's neuestem Werke über Walter Scott und Lord Byron zu erhaschen. Es mag wol wahr sein, daß sich von zwei Dichtern, über welche so viel geschrieben worden ist, wenig Neues mehr sagen läßt; aber theils hat Irving doch noch mancherlei Unbekanntes beigebracht, theils ist seine Darstellung so lebhaft und seine Schreibart so bezaubernd, daß, wer das Buch einmal in die Hand nimmt, es gewiß durchliest. „Sie kommen grade recht zum Frühstück", sagte Walter Scott zu Irving. Als sich dieser entschuldigte, daß er schon gefrühstückt hätte, erwiderte Scott: „Thut nichts, wer früh in der scharfen Luft der schottischen Berge gefahren ist, der kann schon ein zweites Frühstück zu sich nehmen." Obgleich lahm, war Scott doch ein rüstiger Fußgänger. Er zeigte Irving die umliegende, durch seine Schriften so berühmt gewordene Gegend, aber der Hügel, auf welchem sie standen, war wie die angrenzenden nackt und öde. Scott sagte über dieselben: „Vielleicht ist es Eigensinn, aber in meinen Augen haben diese großen Hügel und dieses wilde Grenzenland ganz eigne Schönheiten. Sogar die Blöße der Gegend gefällt mir, sie hat etwas Kühnes, Ernstes und Einsames an sich. Wenn ich einige Zeit in der prächtigen Scenerie von Edinburg zugebracht habe, die einem sorgfältig bestellten Garten gleicht, so fange ich an mich wieder nach meinen schlechten und rechten grauen Hügeln zurückzuwünschen und wenn ich das dürre Haidekraut nicht wenigstens einmal des Jahres sähe, so glaub ich, daß ich mich zu Tode grämen würde." Er sagte dies mit so ungekünsteltem Ernste und stampfte dabei mit seinem Stocke so derb auf den Boden, daß man sehen konnte, er meinte es wirklich so. Irving, ganz nach seiner Art, vergißt nicht von Scott's Hunde und besonders von seiner großen grauen Katze zu erzählen. Scott war früh auf und widmete seinen Gästen, von denen das Haus gar nicht ledig wurde, so viele Zeit, daß es schien, als ob er gar nichts anders zu thun hätte. Damals lebte Scott noch in einem bescheidenen Häuschen und sprach von den Änderungen, die er in Abbotsford vornehmen wollte. Irving bemerkt richtig, es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß er sich mit seiner damaligen einfachen und doch nicht ungemächlichen Art zu leben begnügt hätte, denn das große Schloß Abbotsford, nebst den ungeheuern Ausgaben, in welche es ihn verwickelte für Gesinde, Untergebene, Gäste und köstliche landadliche Lebensart, erschöpften seine Baarschaften, zwangen ihn zu übermäßigen Anstrengungen und wurden mit der Zeit eine solche Last für ihn, daß er endlich darunter erlag. Scott erlaubte seinen Kindern nicht seine Schriften zu lesen, es durfte davon in der Familie gar nicht die Rede sein, sie mußten sich mit ganz andern Büchern beschäftigen. (Ein gewiß merkwürdiger Zug!) Es gab eine Zeit in Scott's Jünglingsjahren, wo er ein gewaltiger Jäger war. Dies führte ihn in die unwegsamsten Gegenden, wo er viel von der örtlichen Kenntniß sammelte, welche ihm nachher als Schriftsteller so gut zu statten kam. In der Unterhaltung haschte er nie nach dem Auffallenden; alles floß leicht wie aus einer reinen aber reichen Quelle. Was er sagte, glich ganz seinen Romanen; was Irving von ihm hörte, hätte bequem mehre höchst unterhaltende Bände füllen können. Auch über Lord Byron hat Irving manches Neue, besonders aus dessen jüngern Jahren, von seiner ersten Liebe u. s. w. Dies Werk ist der zweite Theil von Irving's „Miscellanies". Für jeden Theil gibt ihm Murray 600 Pfund Honorar, mit Erlaubniß, auch eine amerikanische Ausgabe davon zu machen.

Ueber die nordamerikanischen Staaten erwartet man nächstens das Buch der Frau Butler (gewesenen Fanny Kemble), an deren Schicksalen das britische Publicum immer noch so warmen Antheil nimmt, daß man, wie von hohen Personen jetzt verkündigt, sie habe ihrem Mann einen Knaben geschenkt. Bei dieser Gelegenheit hat man auch eine Stelle aus Butler's Briefe angeführt, worin er sagt: „Kein Buch über Amerika geht in den Vereinigten Staaten gut ab, wenn es nicht die Amerikaner tüchtig heruntermacht." Der Capitain Roß erntet mit seiner Reise nicht lauter Lob ein. Die Misgunst hat in der „Literary gazette" ihm alles Unangenehme nachgesagt. Man wisse ja längst Alles, was er wiederauskrame; er sei ein Schwätzer, ein Großthuer; er sei wie ein Schacherjude an allen Höfen herumgereist, um Subscriptionen zu erhalten u. s. w. Auch wird er in demselben Blatte bitter von Brathwaite, dem großen Maschinenbauer, angegriffen, dem Roß niemals entdeckte, wozu er die bewußte Maschine haben wollte. Obgleich der Capitain Roß solchergestalt mit Neidern zu kämpfen haben dürfte, so lacht er doch dazu, denn er hat für sein Werk, welches sich recht artig liest, eine hübsche runde Summe eingestrichen und sich einen Namen gemacht, welchem das Gekläff einer gelehrten Zeitung wenig anhaben wird, besonders da auf der andern Seite ihn das „Athenaeum", ein beiweitem gelehrteres und geschätzteres Blatt, rühmt. Obendrein verdient erwähnt zu werden, daß er sich durch seine Abenteuer und persönlichen Eigenschaften eine hübsche und wohlhabende Frau zu verschaffen gewußt hat.

In Fraser's „Magazine" von diesem Monat sagt ein Recensent, daß es in England an einem solchen Buche über Deutschland fehle, als der Fürst Pückler-Muskau über England geschrieben hat, und als Beispiel, wie man es damit anzufangen habe, erzählt er verschiedene erbauliche Sachen von Dresden, wo er sich einige Zeit aufgehalten hat. Doch läßt er auch den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren. Von Miß Mitford, welche sich einen großen Namen erworben hat, sind wieder drei herrliche Bändchen unter dem Titel „Betford Regis, or, Sketches of a country town" erschienen, wo die Sitten der englischen Kleinstädter treffend geschildert sind; von dem jenaer Professor Wolf im „Athenäum" abermals ein neuer Abschnitt seiner Abhandlung über die deutsche Literatur, welche Beifall findet. 125.

Notiz.

Eine militairische Zeitschrift in Griechenland.

Das literarische Leben fängt in Griechenland an, wenn auch nur mit langsamen und geringen Pulsschlägen sich lebendiger zu regen; namentlich aber kann es sich gegenwärtig mit besonderm Erfolge grade in Zeitschriften entfalten, die anregend und belehrend nach allen Seiten des empfänglichen Volkslebens hin wirken können. So haben wir die aus Nauplia vom Nov. 1834 datirte und von dem griechischen Major Axelos unterzeichnete Ankündigung einer militairischen Zeitschrift, die unter dem Titel: Ἔφορος στρατιωτικός (Der militairische Aufseher) vom Jahre 1835 an in griechischer Sprache hat erscheinen sollen, vor uns liegen. Nach derselben hat diese Zeitschrift den Zweck, eine Darstellung der wichtigsten Schlachten zu Wasser und zu Land und der denkwürdigsten Belagerungen aus dem Freiheitskriege seit 1821 zu geben, Biographien der vorzüglichsten Kriegshelden des neuen Griechenlands zu liefern, überhaupt mit dem griechischen Militair im Allgemeinen und in Betreff seiner Verwaltung, Organisation, Gesetzgebung u. s. w. seit der Revolution sich zu beschäftigen und auch aus fremden militairischen Werken und Zeitschriften, sowie aus den Kriegsschriften des alten Griechenlands interessante und lehrreiche Auszüge zu entlehnen. Zugleich nimmt sie dabei auch auf Ausländer in Griechenland Rücksicht und soll deshalb theilweise in französischer Sprache erscheinen. Ob dieselbe wirklich zu erscheinen angefangen, wissen wir freilich nicht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 158. —— 7. Juni 1835.

Der Verstorbene und seine neuesten Papiere. *)

Erster Artikel.

In einer frühern Periode der deutschen Literatur mochte sich ein Literat geschmeichelt fühlen, wenn man ihn mit dem Prädicat eines „geistreichen Schriftstellers" belegte, sowie es noch heutzutage der Franzose nicht ungern sieht, wenn man ihn unter dieser Rubrik cursiren läßt. Seitdem hat aber das Barometer deutschen Schriftstellerwesens einen andern Standpunkt angenommen und das Quecksilberkügelein schwebt auf und ab über eine Menge anderer Bezeichnungen, welche das gute alte „Geistreich" längst antiquirt haben. Es behauptet sich in seiner vormaligen Würde theoretisch nur noch bei den blödsichtigen Kritikern des verwitterten ancien régime, welche sich, aller Erfindungsgabe beraubt, einmal in die alten morschen Epitheta verbissen haben; praktisch steht es noch in Ehren bei unsern alten literarischen Damen, denen man es wie ein versüßtes Pülverchen, wie ein buntes altväterisches Bonbon der Artigkeit wegen präsentirt, wenn man sich ungünstiger Verhältnisse halber genöthigt sieht, auf die Erzeugnisse ihrer Feder einzugehen.

Sonach läßt es sich — die Hand aufs Herz — nicht füglich anders denken, als daß es ein en vogue schwebender Literat, welcher Gattung er auch angehören mag, übelnehmen müßte, sich einen geistreichen Schriftsteller genannt zu sehen, denn er würde sich ja doch stets dabei erinnern müssen, wie oft sich seit 20 Jahren die Journale dieser Phrase bedienten, und er würde sich selbst, allen edlern Anlagen zum Trotz, vorkommen müssen wie eine schreibselige Stifts- oder Hofdame, bei welcher Niemand abzusehen vermag, von wannen die Romane wehen, wenn schon das zweite, wohin sie fahren, hinlänglich constatirt ist. Um wie viel mehr würde dies Unglück ein anonym schreibender Literat zu fürchten haben. Was hülfe ihm alle angeborene Männlichkeit seiner Feder; was hülfe ihm alles Prägnante, Gemessene, Eindringende, Lapidare seiner Schreibart; Jedermann würde ja im Voraus schon ein böses Vorurtheil gewinnen, wenn alle diese Vollkommenheiten immer wieder in das einzige, monotone, todhauchende Wörtlein: Geistreich, zurückgenommen, concentrirt und gleichsam eingefahndet würden. Wie jenen unglücklichen kleinen Töffel, der im dreißigsten Jahre, als er schon den siebenjährigen Krieg mitgefochten hatte, als baumlanger Kerl in seine Heimat zurückkehrte und dort immer noch der kleine Töffel hieß, das entsetzliche Epitheton gespenstig durch alle Gefilde verfolgte, so würde er sich vor dem Worte: Geistreich, endlich zu einem Volke flüchten müssen, dessen Bildung, Gott Lob, noch nicht bis zu diesem Begriff gedrungen wäre, und zugleich mit diesem gespenstigen Wort würde er dem ewigen Verdacht ausgesetzt bleiben, eine Dame zu sein. Das Weibliche, aber nicht das Ewigweibliche, würde ihn in den Tod jagen; denn welch anderer Ausweg würde wol einem deutschen Literaten übrigbleiben, der fortwährend das Unglück hätte, für ein Frauenzimmer gehalten zu werden?

Es bleibe dem Leser überlassen, zu unterscheiden, wie viel Wahrheit und wie viel Hyperbel in diesen Bemerkungen liegen mag. Sie auszusprechen, war nothwendig, weil es die Kritik wirklich in Verlegenheit setzt, wenn sie von etwas Geistigem in der Kürze sagen soll, daß es geistiger Natur ist, man es ihr aber zum Vorwurf machen könnte, wenn sie ihren Gegenstand so schlechthin mit einem Ausdruck benennen wollte, der, anstatt Das auszudrücken, was in seinem Worte liegt, vielmehr im Laufe der Zeit sich dergestalt verworfen hat, daß er grade das Trivialste bezeichnet, was der Mensch hervorbringen kann. Das Wörtlein: Geistreich, ist gewiß ein herrliches Wörtlein; da es aber dem ursprünglichen Sinne nach weiter nichts meint als Das, worin ein Reichthum geistigen Vermögens enthalten ist, um so mehr ist es Pflicht, wenn man nichts als diesen ursprünglichen Sinn festhalten will, im Voraus darauf hinzuweisen, daß man nur ihm nachstrebt, nicht Dem, was die Fadaise und Gedankenarmuth der Zeit daraus zu machen beliebt hat.

Sonach kann es also wirklich — was zu beweisen war — Fälle geben, wo man auch heutiges Tags das Geistreiche nicht anders nennen kann als geistreich (wenngleich einer zukünftigen Gegenwart dieses seltsame Müssen drollig vorkommen wird). Und diese nothgedrungene

*) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Dritter bis fünfter Band. Stuttgart, Hallberger. 1834. Gr. 12. 6 Thlr. Ueber den ersten und zweiten Band wurde in Nr. 148 und 149 d. Bl. f. 1834 von einem andern Mitarbeiter berichtet. D. Red.

Reflexion führt uns einige Schritte näher auf unsern Gegenstand, d. i., auf den Verstorbenen und seine „Tutti Frutti". Denn der Verstorbene ist wirklich ein geistreicher Mann, und zwar im Sinne weder der „Abendzeitung", noch des „Gesellschafter", noch der ephemeren kritisirenden Jungenwelt, noch der stabilen ehrwürdigen Damenwelt, weder im Sinne des literarischen Rationalismus (wiewol der Verstorbene selbst nicht ganz von dem Vorwurf desselben freizusprechen ist), noch des steifen Orthodoxen, welcher erst in der wiener Druckfehlerausgabe seines bestaubten „Laokoon" nachschlagen muß, ehe er über die Grenzen der Poesie reden kann, sondern der Verstorbene ist ein geistreicher Mann im allgemeinen, vernünftigen und ganz naiven Sinne, welcher eben nichts sagt, als daß ein Mensch (todt oder lebendig) reich an Geist ist, das ist mit andern Worten: in starkem Besitz des vielgestaltigen, oft unerklärlichen, bald spaßhaften, bald ernsthaften, bald schmollenden, bald ironisirenden, bald witzigen, bald philosophischen, bald phantastischen, bald nüchternen, immer aber lebendigen und intensiv-mächtigen Dinges, welches man seit der Sündflut Geist genannt hat. Deshalb darf es der Verstorbene keineswegs übelnehmen, wenn man ihn einen geistreichen Verstorbenen nennt, denn sein eignes Bewußtsein (eben wieder der Geist) muß ihm sagen, wenn er sich in einer Theegesellschaft „frauenwürdiger" Damen, vermischt mit kurzbeinigen Magistris Ubique etc., befindet, daß ihn in solcher Atmosphäre nur der Geist des Thees zu beschützen vermag, um nicht in dem Thee des Geistes so schaudervoll zu versinken wie einst der Master von Ravenswood in der Untiefe des Flugsandes.

Es hieße nicht viel behaupten, wenn man nur sagen wollte, daß der Verstorbene nicht im Sinne der Geistlosen geistreich ist. Vielmehr muß, weil der Geist ein vielgestaltiges Wesen ist, darin besondere Gestalt dieses verstorbenen Geistes entfaltet werden. Ein nun ebenfalls verstorbener einsichtsvoller Kritiker hielt bei Gelegenheit der Anzeige von den ersten beiden Bänden der „Tutti Frutti" in d. Bl. bereits eine kleine Revue über diesen Tuttifruttigeist, auf welche wir um so lieber zurückweisen, da sie diesem (wie er selbst erkennt und in der „leichtgeharnischten Vorrede" vor dem dritten Bande ausgesprochen hat) alle Ehre erwies, wenngleich sie nicht genugsam auf die Buntheit des Gewandes, in welchem derselbe erscheint, Rücksicht genommen hat.

Wir unsererseits wollen als Ergänzung zu jener Anzeige den Geist des Verstorbenen zersetzen, wiewol bei Leibe nicht im chemischen oder anatomischen Verstande. Wir wollen sein Gebein, möge es nun bei Moskau oder Muskau begraben liegen, sammeln, nicht als natürliches, sondern als geistiges Gebein, wollen zusehen, was in jedem Gliede für Leben pulsirt, für Nerven zittern, für Muskeln sich dehnen, denn nicht auf brutal-medicinische Weise von uns als Skelet behandelt zu werden, dies darf der Verstorbene verlangen, weil er ein im Geiste Verstorbener ist, der also seinerseits das Palladium in Anspruch nimmt, daß auch er in Gott ruht.

Zuvor aber, um denjenigen Lesern zu genügen, die zuerst nach materiellem Inhalt fragen, wollen wir das Handgreifliche, was wir bringen, dieser letzten drei Bände „Tutti Frutti", angeben.

Band III enthält 1) eine „leichtgeharnischte und mit mehren Parenthesen bewaffnete Vorrede", vornehmlich gerichtet gegen einen „blödsichtigen Falken" aus dem Baizgebiet der „Abendzeitung", gegen einen „Fuchs aus Leipzig" und gegen einen „alten Hecht aus dem Spreekanal", welche beweist, daß der Verstorbene sowol Fische als Vögel, besonders invalide, zu behandeln versteht; 2) die zweite Ziehung aus den „Zetteltöpfen eines Unruhigen", mit Einschluß einiger Nieten, für welche der Verstorbene um Nachsicht bittet; 3) „Acht Frühlings- und Sommertage aus dem Leben Mischling's, eine wahre Geschichte mit dem Anstrich einer Novelle". Band IV begreift deren Fortsetzung und Schluß und die Nachrede. Band V: „Politische Ansichten eines Dilettanten"; die dritte „Ziehung aus den Zetteltöpfen" und endlich „Naive Bemerkungen eines Mannes vom Lande".

Erinnern wir uns nun bei dieser neuesten Seite der „Tutti Frutti" an Das, was die ersten beiden Bände brachten, sowie an die frühern „Briefe", so ist der erste Eindruck, den wir empfangen, der, daß wir es in dem „Verstorbenen" mit einem vornehmen Geiste zu thun haben. In welchem Sinne aber dies? denn Niemand wird uns für so trivial halten, daß wir diese Bezeichnung darum wählen sollten, weil die Sage geht, daß der Verstorbene noch lebe und von Standz sei. Vielmehr ist die Meinung mit dem Vornehm diese: Es gibt in der geistigen Geschichte der Menschheit, in der Geschichte der Wissenschaft, Literatur und Kunst gewisse absolut edle Naturen, denen das Siegel von dem Trefflichsten, was im Gebiete des Geistes sich vorfinden kann, auf die Stirn gedrückt ist, Naturen, welche das Tiefste und Höchste, Heiligste und Unsterblichste des geistigen Lebens ergriffen haben und in ihrem Wesen und Schaffen darstellen; welche unter den Tausenden, die man Künstler, Denker, Dichter nennt, das Corps der Garde und des weitverzweigten Baumes der Erkenntniß innerstes Mark, edelsten Saft und trefflichste Blüte sind. Und weil es denn schon in der Schrift heißt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so ist in ihren Gedanken und Kunstwerken keine Täuschung möglich, und Alles und Jedes kündigt sich dem Kennerauge sogleich als das Geistigvorzüglichste an. Solche Geister nun hat man ebenfalls wol als die Vornehmen bezeichnet, wiewol mit Unrecht, denn das Vornehme gilt in der großen Welt und wägt viel in der Meinung; jene Trefflichsten aber fanden in der Gegenwart, wie oft, nur eine kleine Welt, und ihr Verständniß beruht nicht auf der Meinung, sondern auf der Erkenntniß durch den innersten Gedanken.

Nein, gegen diese Vorzüglichkeit des Genius ist gewiß das Vornehme nur ein Geringeres, und was es eigentlich ist, glauben wir, stellt uns der Verstorbene dar. Der vornehme Geist ist grade Dasselbe, was der vornehme Mann ist, nur daß er als solcher, weil in einem

wahrhaftern Gebiete, ein wirklicheres und individuelleres Sein hat. Der vornehme Geist bezeichnet sich gleich von selbst seinen Rang und seine Höhe, und weil er dies thut, darf man ihm ein wenig Arroganz, ein wenig Ahnenstolz, ein wenig Selbstbetrug nicht übelnehmen. Er geht, grade wie der vornehme Mann, über sein wahres Sein mittels des Scheins hinaus, der ihm zu Gebote steht. Der vornehme Geist begibt sich wie der vornehme Mann in seiner Sphäre in dem Gebiete des Geistes auf Reisen; er geht nicht leicht zu Fuß, weil er zu vornehm ist und weil ihm Equipage zu Gebote steht, aber eben darum begegnet es ihm auch häufig, daß ihm das verborgene schaffende Weben der heimlichern Natur gleich einer herrlichen Landschaft im versteckten Thalgrund verloren geht und er sich nur an das Eclatante, Augenfällige, an die Heerstraßen, Paläste, den Qualm der Städte u. s. w. hält, an Menschenwerk und nicht an Gotteswerk. Der vornehme Geist hat das Unglück, vag und oberflächlich zu werden nicht sowol aus Anlage als wegen seiner Stellung. Der vornehme Geist reist nie allein, denn auch in der Einsamkeit begleiten ihn seine Meriten und sein Stammbaum und verhindern ihn, in der Einsamkeit seines Innern das Wesen zu suchen. Der vornehme Geist geht auf Alles ein, sowie man zur Hauptthüre eines Salons ein- und zur Nebenthüre wieder herausgeht, während der wahrhaftige Genius in Bergmannstracht das Innere der Erde befährt. Der vornehme Geist sieht in dem Licht der Lustres und der Gasbeleuchtung die bunte Welt und beurtheilt sie nicht übel, während der Genius in seiner Brust den Karfunkel entzündet, der ihn auch auf „Geisternachtregen" im Lichte veredeln läßt. Der vornehme Geist weiß zu leben, aber der Genius lebt nur; der vornehme Geist altert und weiß sich zu conserviren, aber den Genius erhält die Gottheit, und darum ist er ewig jung. Soll es auf das irdische Ende beider ankommen, so verzehrt sich der Genius, aber der vornehme Geist lebt sich ab.

Und so wird sich uns denn auch der Verstorbene, den wir für vornehm ausgeben und halten, als ein wo nicht abgelebter, doch sich ablebender Geist darstellen müssen. Denn man darf sich bei diesen drei letzten Bänden der „Tutti Frutti" nicht durch das witzig über die Verhältnisse des Lebens hinspielende Wort, nicht durch die lebhafte, gewandte, stets selbst im Laxen gemessene Darstellung blenden und bestechen lassen. Es bleibt bei genauer Vertiefung in diese Lecture fest und gewiß: der Verstorbene hat gealtert, und diese Bemerkung ist die beste Bürgschaft dafür, daß er noch lebt. Aber wir müssen in unserm Urtheil noch weiter gehen: Weil der Verstorbene von Haus aus ein vornehmer Geist ist, so haftete schon seinen jüngsten Gedanken, den Erstlingen seiner Darstellung und seiner Feder, etwas Welkes an. Man nehme, um dies zu verstehen, wieder das Gleichniß vom vornehmen Manne vor. Betrachtet einen Cirkel vornehmer Leute, welche nichts versammelt und vereinigt als ihre Vornehmheit. Nehmt ihnen Essen und Trinken, Trüffeln und Champagner, hübsche Frauen und Spielkarten; nehmt ihnen mit Einem Worte Das, was die große Welt erst zur schönen Welt macht, laßt sie unter sich selbst an ihrer eignen Vornehmheit nagen und fragt euch dann auf das Gewissen, ob denn ein solcher Cirkel nicht kläglicher aussieht als irgend ein anderer; fragt euch, ob sich dieser Schein menschlichen Daseins nicht schrecklicher bei sich langweilt als die nackteste, roheste und gemeinste Wirklichkeit. Fragt euch, ob diese Herzen nicht dürftiger schlagen, ob diese Reden und Geberden nicht seelenloser, abgestorbener aussehen als die eines sich langweilenden Pöbels. Fragt euch, ob nicht Chimären, Träume, Eitelkeiten hier eine große, ja die größte Rolle spielen, die ihnen unter den Menschenkindern zu spielen erlaubt ist. Denn obwol gewiß kein Besserer sich mit dem deutsch-modernen Ohnehosenthum und noch weniger mit jener trivialen, groben Misere des conventionnellen Demagogenwesens befreunden wird, das, in seiner Brutalität, in seinem Aristokratenhaß versunken, endlich auch allem Adel der Gesinnung, des Geistes, der Kunst und Wissenschaft Valet sagt, weil es einmal nichts Adeliges mehr in der Welt geben soll, ebenso wie der Nationalconvent den lieben Gott absetzte, weil es kein être suprême mehr geben sollte. Obwol diese elende Stimmung nicht eines Volks, sondern einzelner Rädelsführer nur des Abscheus würdig ist, so ist doch jene Eitelkeit, jener chimairenhafte Hochmuth, der selbst in Momenten der Kunstbegeisterung den Aristokratismus nicht verleugnet, mindestens ebenso lächerlich; jener nebulose, halbwahnwitzige Aristokratensinn, der noch auf dem blauen Schweizergebirge, heimkehrend von der zackigen Felsenküste von Wales und aus dem schönen Frankreich, beim Anblick der himmelaufschwebenden Adler, die nach der Heimat ziehen, an seine „Wappenvögel" denkt. Welche Stimmung ist dies auf Bergeshöhen, wo der Mensch, sei er Bauer oder Fürst, „in Gottes liebem Lichte geht"? Ist dies Poesie? Nein, es ist Mangel an Poesie? Ist dies frisches Jugendgefühl? Nein, es ist welkes Alter? Ist dies ursprüngliche Natur des Menschen? Nein, es ist conventionnelle Verzerrung, die auf dem glatten Estrich der Salons zur Caricatur geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Einfluß des ehelichen Standes auf die Lebensdauer des Menschen.

Dies der Titel eines Aufsatzes des Hrn. Geh.-Med.-Rath Dr. Casper in dessen „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde" (Jahrgang 1835, Nr. 17), eines Bruchstücks aus dem nächstens erscheinenden umfassenden Werke des verdienten Verf.: „Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen", in den verschiedenen europäischen Ländern und Hauptstädten, in beiden Geschlechtern, in den verschiedenen Ständen, in der Ehe, unter Reichen und Armen 2c. untersucht. Vernehmen wir zuvörderst die Resultate des einzelnen und vorliegenden Abschnitts.

Voltaire, Déparcieux und Hufeland kamen von verschiedenen Ausgangspunkten der Betrachtung zu dem Satze, daß die Ehe eine Bedingung der Lebenserhaltung, daß im ehelosen Stande die Lebensdauer kürzer sei. Es fehlt nicht an Behauptungen des Gegentheils, und Gründe lassen sich für beide Ansichten auffinden. Die Frage ist für den Gesetzgeber wichtig, und der Sittenlehrer wie der Physiolog haben dasselbe Interesse bei ihrer

Beantwortung durch thatsächliche Belege. Die gewöhnlichen Sterbelisten geben wegen ihrer meist noch sehr unvollkommenen Einrichtung wenig Anhalt; aber drei Berechnungen solcher Art, zu ganz verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten angestellt, und also allgemeiner Gültigkeit sich annähernd, hatte der Verf. vor sich, die mit einer auffallenden Einstimmigkeit die nicht unbedeutend größere Lebensdauer im ehelichen Stande beweisen. Odier in Genf berechnete ausschließlich für das weibliche Geschlecht in den Jahren von 1761—1813 die mittlere Lebensdauer, und diese stellt sich in der vom Verf. mitgetheilten auf Durchschnittszahlen reducirten Tabelle fast durch alle Altersstufen vom 20.—90. Jahre sehr günstig für die Verheiratheten, wobei auch zu berücksichtigen ist, daß in dem größten Theile jener Zeitperiode die Geburtshülfe noch weit entfernt war, die Gesundheit und das Leben der Frauen gegen die ihnen drohenden Gefahren zu sichern. Eine zweite Tabelle, den Unterschied der Lebensdauer im ehelosen und im verheiratheten Stande für beide Geschlechter darstellend, auf 100 reducirt, gründete der Verf. auf die von Déparcieux mitgetheilte Sterbeliste des pariser Kirchspiels St.-Sulpice, die eine Zahl von 48,540 Todten und einen Zeitraum von 30 Jahren (1715—44) umfaßt. Hier zeigt sich das Verhältniß besonders günstig für das männliche Geschlecht; durchgängig aber in beiden Geschlechtern günstiger für die Verheiratheten als für die Ehelosen. Endlich bewähren die von Wickes mitgetheilten Sterbelisten von Amsterdam aus dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts den vortheilhaften Einfluß der Ehe auf Lebensdauer, ebenfalls im Allgemeinen, aber auch vorherrschend für die Männer, davon 100 derselben 21, von 100 Ehefrauen aber nur 17 mehr, als auf ebenso viel Unverheirathete beider Geschlechter, ihr Leben über 70 Jahre fortführten. Daraus geht hervor, daß in der Ehe mehr lebensverkürzende Schädlichkeiten auf das Weib als auf den Mann einwirken, Schädlichkeiten, durch die sexuellen Functionen und die daraus entspringenden Beschwerden und Pflichten für das Weib herbeigeführt und durch die gesteigertste Kunst des Arztes wol zu vermindern, aber nie ganz zu beseitigen. Ueberraschend ist nach allen diesen der Ehe so günstigen Thatsachen des Verf. Ansicht, daß der Gesetzgeber im Interesse des Staatsganzen dennoch nicht entschiedene Veranlassung habe, die Ehen und mit ihnen die Zeugungen überall nach Kräften zu befördern, sondern daß er für die möglichste Verlängerung der Lebensdauer der Unterthanen nicht wirksamer sorge, als wenn er die Schließung von Ehen nicht übermäßig erleichtere, oder genauer, das Uebermaß der Geburten möglichst zu beschränken suche.

Die Erläuterung und den Beweis dieser Ansicht haben wir demnächst von dem Werke selbst zu erwarten. Ref. ist auf dessen Erscheinen um so begieriger, als theils in den bisher mitgetheilten Proben (z. B. über die wahrscheinliche Lebensdauer des ärztlichen und anderer gelehrten Stände) das eigenthümliche Talent des Verf. für so schwierige Berechnungen genügend dargethan ist (auch Hrn. C.'s Tabellen von Erkrankung und Sterblichkeit an der Cholera waren belehrende Untersuchungen), theils nach diesen Proben auf eine Methode des Verf. zu schließen ist, die sein Werk vor allen ähnlichen Versuchen hervorhebt und ihm die Gewähr der annäherndsten Wahrscheinlichkeit gibt. Bisher suchte man auch wol manchmal einen physiologischen oder pathologischen Satz durch Sterbelisten zu belegen. Man brachte also schon ein Resultat mit, und las es, da unter solchen Umständen eben nur eine Beziehung aufgesucht und also die Betrachtung einseitig wird, aus jenen Beweisstücken als gewünschten Aufschluß wieder heraus. Unser Verf. scheint auf dem umgekehrten Wege von der einfachen Thatsache einer gegebenen Anzahl Todesfälle, durch allseitige Prüfung und Vergleichung auf die Veranlassungen zu diesen Todesfällen zurückzugehen, und erst wenn diese Untersuchung erschöpft ist, jene Veranlassungen zu benutzen, um die eigentlichen Resultate: Lebensdauer, ihre Bedingungen und ihre Hemmnisse, nach allen den oben angegebenen Gesichtspunkten aufzustellen. Zehn Jahre bedurfte es, um diese mühevolle Arbeit zur Herausgabe zu vollenden; man darf erwarten, daß sie nach ihrem Werthe und ihrer weitgreifenden Wichtigkeit aufgenommen und anerkannt werde. 155.

Notizen.

In einer der neuesten Sitzungen der Académie des sciences in Paris, legte Herr de Blainville der Versammlung die fossilen Knochen vor, welche im J. 1613 in einer Sandgrube in der Dauphiné aufgefunden wurden, und welche die betrügerische Unwissenheit eines gewissen Mazurier für die Gebeine des Theutobocus, Königs der Cimbrer, der von Marius überwunden wurde, ausgab. Diese Gebeine gaben früher Veranlassung zu einem langwierigen Streit über die Existenz der Riesen, welcher von den gegenseitigen Stimmführern Habicot und Rioland mit großer Heftigkeit geführt ward. Letzterer betrachtete sie als Elefantengerippe, was der Wahrheit der Sache etwas näher kam. Bei genauer Besichtigung und Vergleichung dieser Knochen, vorzüglich der Zähne, die Herr Jouannet dem Museum der Naturgeschichte eingesandt hat, wird es wahrscheinlich, daß sie von einem sogenannten Mastodont herrühren, dergleichen man in der Gegend um den Ohio aufgefunden hat.

Die in den Vereinigten Staaten neuerlich angestellten meteorologischen Beobachtungen ergeben, daß der Winter von 1834—35, der bei uns so außerordentlich mild war, dort ungewöhnlich streng gewesen. Am 4. Januar 1835 zeigte in Albany der Thermometer 30° unter Null, in New-Haven (Connecticut) an demselben Tage ebenso viel, in Hartford an eben diesem Tage 31° 6; in Montreal 37°, zu Goshen (New-Jersey) 35° 5.

Einem Gerücht zufolge ist der Dichter Béranger durch das unerwartete Falliment eines für angesehen gehaltenen Handlungshauses um einen großen Theil seines Vermögens, wo nicht um das ganze gekommen. Dies wäre also in neuester Zeit das zweite Beispiel der Art, und man möchte in diesen Symptomen fast eine heimliche Verschwörung des Handelsgeistes gegen den Dichtergeist vermuthen. Die Kaufleute scheinen auch den Satz zu kennen, daß die Dichter, wie die Nachtigallen, besser singen, wenn sie hungrig sind. Es ist neuerdings noch eine neue Gesammtausgabe von Béranger's Werken, mit einem Portrait des Dichters von Hopwood, erschienen.

Unweit Allahabad fand man unlängst in einer ebenen und wasserlosen Gegend an 3—4000 todte, und ganz zusammengetrocknete Fische von der Gattung der Clupea cultrata. Eine halbe Meile in der Runde ist in derselben Gegend kein Wasser, und der nächste Fluß ist der Jumna, über drei Meilen weiter südwärts. 190.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 159. — 8. Juni 1835.

Der Verstorbene und seine neuesten Papiere.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Noch etwas Anderes gibt es, was den vornehm abgelebten Mann und Geist unerfreulich bezeichnet, das ist seine Rouéschaft. Die deutsche Sprache hat kein Wort für das unaussprechliche Roué. Ein köstliches Wart, ebenso köstlich als jenes perfide, was schon Aurelie im „Wilhelm Meister" mit so viel leidenschaftlicher Heftigkeit verurtheilt. Um des Wortes Roué willen möchte man Paris fast seine Sünden, sein Palais royal, seine ausgebildeten Maitressenschaften, seine dünnen Waden, seine ausgemergelten Busen, seine zweideutigen Notturnos, seine Giftmischereien, seine Incroyables und seine incognito Reisenden Ausländer verzeihen. Der Roué ist kein Individuum; er ist eine moderne stereotype, zeitgemäße Gattung, aber so individuell, daß man ihn wie eine Opertänzerin gleich am Balanciren seiner Füße erkennt. Vorzugsweise ist nur der Franzose, oder wer sich französisch gebildet hat, wahrhaftig nur der Vornehme ein Roué. England hat seine Dandys, seine Gentlemen, seine Pudding- und Apfelsinenfresser, seine Sonderlinge, aber keine Roués; Deutschland hat liederliche Menschen, Emporkömmlinge, Glückspilze, verarmten Adel, aufgedunsene Bauernvornehmheit, aber keine Roués. Doch ja, Deutschland hat Roués, aber wo sind sie es geworden? In ihrem Eigenthum? Auf ihren verschuldeten Landgütern? In ihren armseligen Herrschaften? Nein, dort sind sie blos locker geworden. Roués wurden sie auf Reisen.

Wer einmal zum Roué sich umgewandelt hat, dessen Feder kann es nicht verleugnen. Eine zweideutige Moral, ich sage nicht eine schlechte, nein, eine zweideutige, noch besser, eine equivoque Sittlichkeit; Grundsätze, die sich in Calembourgs endigen, eine rationalistische Teinture in Glaubensansichten, seltsame Reflexionen über Religion, ein Hauschristenthümchen, wie eine Blumenvase, oder wie Voltaire's Büste auf den Schreibtisch zu stellen; ein fertiger Witz, der stets aus der Noth hilft, ein leicht sich tröstender Verstand, wenn einmal das Gewissen sich rührt; Nonchalance bei Liebschaften und die unbezweifelte Gewißheit, daß man jede Blume brechen darf, die am Wege blüht; Irresistibilität in Damengesellschaften, ein systematisches Magnetisiren der Unschuld, und dann — tu l'a voulu, Dandin, tu l'a voulu, und weiter nichts.

Machen wir eine ganz kleine Anwendung auf die „Tutti Frutti". Ad vocem Christenthum schreibt im dritten Band S. 24 eine Dame an den Verstorbenen:

> Sie fühlen deutlich eine Seelenleidenschaft für diesen längst verscharrten und verwesten Christus. Wie kam das? Erst hat Ihr Verstand Kraft gewonnen, selbst zu urtheilen, da haben Sie eingesehen, daß die Macht der Begeisterung in diesem guten Menschen ihn dazu bewegte, sich für Alle aufzuopfern, daß er weise war, und daß er nur das Edle wollte; aber er war nicht Gott (freilich war er nicht Gott, er war nur Mensch, aber um so mehr ist er Gott). Nachdem Ihr Urtheil nun gereift ist, nachdem Sie Ihre Vernunft gebraucht haben, und mit dieser entschieden zu haben glauben, daß andere Menschen ebenso große Ansprüche an Ihre Liebe haben könnten wie er, nachdem böse Neigungen Gewalt über Sie gewonnen haben, und der Teufel, wie Sie spottend sagen, zu mächtig in Ihnen geworden ist, nun sehnen Sie sich doch nach ihm trotz dieser Macht. Sie fühlen: wär' er hier, Sie würden nie weiter wollen als in seiner Nähe sein; alles Neue, alles Schöne wäre Ihnen nichts gegen einen Spruch aus seinem Munde. O mein theurer Freund, ist denn die Macht dieses Menschen nicht riesenhaft gewachsen seit seinem Grabe u. s. w.?

Wenn dies das Christenthum des Verstorbenen ist, so muß er es uns nicht übel nehmen, wenn wir es ein todtes Christenthum nennen, ein morsches, zerlumptes, vereitertes, abgelebtes, ein vornehmes Christenthum, das Christenthum eines Roué, der sich Alles nur denken kann in Bezug auf seine dünnen Beine und auf seine diamantenen Hemdenknöpfe. Man muß gegen ein solches Christenthum nicht von dem Standpunkt der Orthodoxie, oder des Pietismus, oder gar des Zelotismus polemisiren, überhaupt es nicht als praktische Gesinnung des Individuums anfeinden; denn jedes Individuum mag zusehen, wie es fertig wird, sondern mit den Waffen des freien speculativen Geistes, poetischen und philosophischen Denkens muß man es bekämpfen, weil es so ein übles Document abgibt von der fast allgemeinen Unfähigkeit, sich tiefer zu erinnern und die Dinge in ihrer geistigen Wurzel zu ergreifen. Wer da nur glaubt, daß das Christenthum ein zum Anschein des Göttlichen aufgeputztes Menschenthum sei, und die Bezeichnung göttlich nur symbolisch versteht, dessen Ansicht ist deshalb ganz zu verwerfen, weil sie alle Intelligenz des christlichen Wesens a priori unmöglich macht. Wer da nur glaubt, daß Gott in Christo gewirkt,

wie in dem Kohlkopf, den er wachsen läßt, und den die Menschen, wenn er recht fett ist, mit Vergnügen aufessen, nicht aber glaubt, daß der Geist Gottes im reinen Sinne eines heiligen Geistes, im reinen des Gedankens, der die absolut=göttliche Macht ist, in Christo gewirkt hat, der mag für sich ein ganz lieber, charmanter Mensch sein, den man gar nicht zu verketzern braucht, aber als Schriftsteller, als Verkündiger seiner Ansicht ist er ganz unfruchtbar, so gut als nichts, weil er weniger den Glauben als das Wissen im Geiste von sich abschließt, das Christenthum aber nur in und durch den Geist, der das Göttliche selbst ist, gewußt werden kann.

Indem wir nun unsere Betrachtung auf einen andern Abschnitt in dieser neuesten Lieferung der „Tutti Frutti" richten, nämlich auf das „Leben Mischling's mit dem Anstrich einer Novelle", kann uns eine neue Eigenthümlichkeit des Verstorbenen nicht entgehen, und dies ist seine halbpoetische Anlage, und diese ebenfalls wieder mit dem Anstrich vornehmer Verlebtheit. Denn diese Giannina, welche der böse Mischling bei der Nase herumführt, diese Aline, welche wieder den bösen Mischling bei der Nase herumführt, und dieser Mischling selbst, im englischen Reisekaftan, mit Ränzchen und Gamaschen, was sind sie anders als halbe Staffagen eines übrigens nicht unwahren, scharfsinnig angelegten und ausgeführten Gemäldes aus der großen Welt? Aber in der gewöhnlichen verführten Halbunschuld, sowie in der verführenden Koketterie und in dem vornehmen Vierziger, der zu Fuße auf Ausflüge und Abenteuer ausgeht, wohnt an und für sich keine Poesie, und man kann eine solche Geschichte trotz der geistreichen Haltung ebenso trivial als vieles Andere finden.

Allein ganz im rechten Felde ist der Verstorbene, wenn es auf ein Verspotten, Persifliren und Ironisiren abgeschabter Gebräuche und roh=feiner Formen in der beau monde selbst ankommt, sowie dann, wenn er den Obscurantismus und das Dunkelwesen in der sein sollenden Wissenschaft geißelt. So ist es wirklich ganz vortrefflich, was der Verstorbene über Hrn. Kerner und seine abgesprochene „Seherin von Prevorst" sagt, und diese Sprache, weil sie die rechte über eine so bornirte und geschraubte Sache ist, mag sich deshalb Jung und Alt zu Herzen nehmen. Unter Anderm heißt es:

Manches ist schön in Hrn. Kerner's Buch, Manches mag auch wahr darin sein, aber das Meiste bleibt Unsinn, und dieses kann man daher, mit ebenso viel Recht, ein Hereinragen der Narrenwelt als der Geisterwelt in die unsere nennen.

Ebenso trefflich sind auch die „Bemerkungen des Mannes vom Lande", welche den Schluß des fünften Bandes bilden, nur mit Ausschluß Dessen, was der Verstorbene (verleitet wenigstens durch ein Surrogat der Vornehmheit) für gut findet, über die schriftstellernde Rahel und ihren Nachlaß zu sagen: „Dieses Buch ist eine merkwürdige Erscheinung; es gefällt Allen, aber recht verstehen wird man es erst in hundert Jahren." Behüte der Himmel! Dieses Buch ist allerdings, wie die ganze Frau, eine merkwürdige Erscheinung; aber es ist auch eine durchaus widerwärtige Erscheinung, und es ist kein Gedanke daran, daß es Allen gefallen sollte. Wie kann denn ein solcher sich brusquirender Hochmuth, eine solche fade und über alle Beschreibung apartthuende Geisteskoketterie allen Leuten gefallen! Nicht verstehen wird man es in hundert Jahren, denn zu verstehen ist eine solche Rahel nicht; aber vergessen haben wird man es, und das ist eben das Gericht Gottes und des Geistes über dergleichen literarische Verzerrtheiten. Das Buch Rahel ist eine Caricatur, eine recht unerfreuliche, widrige, dazu kranke und mitleidswürdige Caricatur. Was helfen zu einem solchen Buche die geistreichen, glatten, im äußern Styl vollendeten Vorreden? Die Nachrede bleibt trotz aller Vorreden bei den wahrhaft Gebildeten und Durchschauenden in aller Würdigkeit diese, daß es Zwitterhaftes und Hermaphroditisches in jeder Gattung gibt, und daß die wahrhaftige Schönheit schamhaft ihr Angesicht verschleiert, wenn solche Halbwesen aufgeputzt und kokettirend über die Straße gehen. *)

161.

Das Zeitalter der Encyklopädien.

Von der „Encyclopédie des gens du monde, répertoire universel des sciences, des lettres et des arts etc. par une société de savans, de littérateurs et d'artistes français et étrangers", redigirt von unserm Landsmanne M. Schnitzler, Verf. einer werthvollen Statistik Rußlands, sind nun die ersten Bände erschienen, welche ihren encyklopädistischen Ahnen wenigstens gewiß keine Schande machen. Dem innern Gehalt nach steht das Werk beiweitem über seinen fast gleichzeitigen Rivalen, dem „Dictionnaire de la conversation et de la lecture", dessen Artikel nicht allzu gediegen und dessen Mitarbeiter den Plagiaten nicht allzu abgeneigt sind. Die „Encyclopédie des gens du monde" hat gleich in ihren ersten Lieferungen mehre ausgezeichnete Artikel, wie z. B. die über Arabien und arabische Literatur von Reinaud, über Armenien von Klaproth. In andern, wie in den Artikel über englische Sprache und Literatur und deutsche Sprache und Literatur, ersterer von Spach und letzterer vom Herausgeber, sieht man mindestens Sorgsamkeit, Fleiß und ein, allen Encyklopädien unerlaßliches Streben nach übersichtlicher Vollständigkeit. Außer diesen finden sich auf der Liste der Mitarbeiter die Namen der ausgezeichnetsten Gelehrten. So im historischen und biographischen Fache Villemain, Artand, Guignaud; im archäologischen Champollion, Dumersan; im geographischen Walkenaer, Balbi, Depping; im Felde der Naturgeschichte werden die Unternehmer leider Cuvier schmerzlich vermissen, zu dessen letzten Arbeiten diese Artikel gehörten; ferner in der Medicin und Chemie Andral, Ratier, Orfila; im theologischen Bischof Guillon, Labonderie, Matter; in der Musik Fétis; im Architektonischen Hittorff; in den Kriegswissenschaften General Mathieu Dumas, Oberst Koch und Andere. Unter den biographischen Artikeln sind die meisten sehr gut geschrieben und zeichnen sich durch Bündigkeit und Treue der Angaben aus, letztere die schwächste Seite der ungeheuern Classe der ausschreibenden Encyklopädien.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um vom philosophischen Gesichtspunkt aus, etwas über Encyklopädien und ihre Stellung, namentlich über dasjenige Genre, was man Conversations-Bücher heißt, im Allgemeinen zu sagen, ein Genre, das bei den Dilettanten und allen Leuten, welche Bücher brauchen, sehr beliebt und stets gesucht, bei Andern aber, die sich Männer der Wissenschaft im strengen Sinne philosophischer Wissenschaft nennen, sehr verschrien ist. Es ist zu sehen, ob es zwischen diesen Seiten nicht ein Juste milieu gibt.

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Einer Angabe im „Foreign quarterly review" zufolge, erschien das erste so zu nennende Conversations-Lexikon zu London gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieses Buch, das den sehr bezeichnenden Titel führte: „The Lounger's Common-Place-Book" (das ist ein Buch, in welchem faule Leute Gemeinplätze finden), war zu seiner Zeit sehr populair, vermuthlich weil es schon damals die Leute, selbst sub titulo der Faulheit, bequem haben wollten. Von diesem „Lounger's Common-Place-Book" sollen laut dem „Quarterly" alle Conversations-Lexika neuerer Zeit sich herschreiben; wahrlich eine schöne Reihe, eine herrliche Polonaise, die ihrem Vortänzer zu gleicher Zeit Ehre und Schande macht; denn es finden sich darunter auch recht schäbige Gesellen, die man in den Tanzsaal nicht hätte hineinlassen sollen. In Deutschland war es jedoch erst das neue Jahrhundert, welches sich als das Säculum der Realencyklopädien erwies; der erste Buchhändler, der diesen Plan bis zur vollkommenen Popularität erweiterte, war unstreitig ein Mann, der es wußte, was in seiner Zeit lag; die sich schnell folgenden Auflagen bewiesen, daß Jedermann, sei es aus Schwäche oder Theilnahme, das Bedürfniß fühlte, sich auf bequeme Weise in Allem, was eben der Augenblick erheischt, zu unterrichten; sie bewiesen jedoch auch, daß nicht allein der literarisch Ungebildete, Zurückstehende solche Bücher nachschlägt, sondern daß auch Gelehrte daraus Notizen (denn mehr kann für den Gelehrten keine Encyklopädie gewähren) schöpfen, obgleich sie es ebenso wenig sich merken lassen, als wenn sie deficiente vocabulo einmal den großen Scheller um Rath fragen.

Conversations-Lexika sind also, weil sie en vogue sind, auch an der Zeit. Und wie ist denn die Zeit beschaffen, welche der Conversations-Lexika bedürftig ist?

Diese Zeit ist zuvörderst fashionable. Man sollte es nicht denken, daß diese Eigenschaft in directem Bezug auf den Debit der Conversations-Lexika stände. Und vielleicht hat sich dies noch kein Herausgeber eines solchen gesagt. Und doch steht sie. Einmal nämlich gibt es sehr viele fashionable Gelehrte, oder wir wollen sie nicht so, wir wollen sie nach der oberflächlichen Zeitsitte lieber Literaten nennen; das sind nun nicht solche, die etwa ihre Kleider nur bei den ersten Acteurs in der Schneiderzunft machen lassen, wiewol das auch dazu gehört, sondern solche, die auch in der Wissenschaft fashionable zu Werke gehen. Ihr Geist ist so beschaffen, daß sie (nun Jedermann hat seinen Wurm, auch sogar Kopernicus) lieber auf das Aeußere der Sache sehen als auf das Innere. Sie kaufen sich lieber eine feine Cravatte als ein feines Buch; sie geben lieber einen Gulden aus fürs Theater als für die Leihbibliothek; sie sind durstiger nach Burgunder und Rheinwein als nach der Wissenschaft; dessenungeachtet aber sind sie doch Gelehrte, nennen sich Magister und Doctoren gar, müssen also den Lauf der Wissenschaft nothgedrungen mitmachen, müssen auf dem brausenden Tigris der Gelehrsamkeit hinunterschwimmen, bis sie an eine stille liebliche Bucht gelangen, wo schönes Grün, schöne Blumen, gute Meubles, bequeme Sophas, Zimmer zum Wohnen, Schlafen, Essen und Studiren, eine leidliche Equipage, eine abonnirte Loge, ein Platz im Winterconcert u. s. w. gar lieblich entgegenblühen. Vielleicht sieht auch aus den Nymphäen, Erlen oder Platanen dieser comfortablen Bai ein holdes Mädchenantlitz hervor, mit 20,000 Thalern zur Mitgift, die sie daran wenden will, um vorläufig Frau Doctorin, später aber Frau Hofräthin zu werden, und diese Erscheinung würde denn den Doctor auf die Beine bringen. Er würde rufen, hier lasset uns Hütten bauen, hier ist gut sein. Wenn nun ein solcher hoffnungsvoller Mann vom Hafen der Universität aus den Strom des Savoir, des Knowledge mit solchen Aussichten hinunterschwimmt, o wie viel bequemer, leichter segelt er, wenn er gleich den schwimmenden Boten in Peru nur mit leichtem Gepäck, nur mit den Erstlingsheften der achten Auflage des lieben Conversations-Lexikons, in Erwartung Dessen, was ihm im Hafen nachgeliefert wird, versehen ist. O wie viel schlechter wäre der Doctor accommodirt, wenn er sich auf seiner Wasserreise sechs Kähne mit seiner Bibliothek müßte nachfahren lassen! Sagt, ihr Doctoren Deutschlands, „denn ihr selbst ja seid Vernünftige, die im Jetzt erschauen das Künftige", sprecht: würde ihm seine zukünftige Verlobte je freundlich zunicken, würde er je so glücklich sein, das endliche Ja von ihren Rosenlippen zu küssen, wenn er mit dem Muretus, Saxo Grammaticus, Buchanan, mit Lippert, Chardin, Buffon und Montfaucon in Schweinsleder gebunden, unter dem Arme, seinen Antrag machte? O nimmermehr, denn die Damen scheuen sich vor dem Schweinsleder und vor dem Staube, der fingerdick auf den alten Namen liegt. Aber wenn der Geliebte in feinstem Schwarz, Braun oder Blau, umduftet, durchwässert, durchräuchert wie ein Cholerabrief, ihr seine Anbetung mit dem Conversations-Lexikon, zierlich in halb Maroquin gebunden, auf den Tisch legt, eine Anbetung, nur aus 12 Bänden bestehend, die Supplemente abgerechnet; wenn er wie der weise Bias beim Schiffbruch ausruft: omnia mea (d. h. meine ganze Bibliothek) mecum porto, o dann ist ihm geholfen, dann ist er schon im Voraus erhört. Denn bei 12 Bänden behält der Gemahl gewiß somit Zeit übrig, um mit der jungen Frau auf Bälle, ins Theater, in die Ausstellung zu gehen, und er wird gewiß das Oel des späten Aufsitzens ersparen, um die Damen von Hause von 9 Uhr an unterhalten zu können. Und nun, wenn der Herr Doctor und die Frau Doctorin sich in den Flitterwochen ihrer Ehe glücklich fühlen wie die Engel: wer hat dieses Glück gegründet, diese Ehe gestiftet, diesen Himmel geöffnet, diesen Sieg erfochten? Das Conversations-Lexikon, oder vielmehr der Geist der Zeit in seiner gastlichen Gestalt.

Zum Zweiten aber sind Conversations-Lexika deshalb an der Zeit, weil es zu viel gelehrte Leute gibt. Hast du, Leser, schon einen Gelehrten gesehen, was man so par excellence einen Gelehrten nennt, etwa zum Unterschied von einem Domainenpachter oder Fleischermeister? Du trittst in ein Haus, wo es nicht ganz elegant und nicht ganz schmuzig aussieht, du steigst in Halle zwei, in Leipzig drei, in Paris vier Treppen aufwärts, du betrittst einen Vorsaal, der sein Diminutivum rechtfertigen würde, wo Göthe und Schiller in Gypsbüsten auf einem Kleiderschranke stehen, gegenüber ein Pfeilertischchen mit Bücherausschuß. Du wirst eingelassen in das Hauptzimmer, und hier, so weit dein Auge reicht, oben, unten, auf den Seiten nichts als Papier und Bücher, viel Staub, viel Tabacksrauch, ein nicht allzu reinliches Négligé sitzt auf einem schwarzen Armstuhl, an dem bereits die Näglein voneinander Abschied nehmen. Soll ich dir, Eintretender, rathen, so sprich nicht mit dem Manne, rede ihn nicht an, so wird er dich ganz bestimmt auch nicht anreden. Nein, sondern nähere dich seinem Schreibtisch, bemächtige dich der Arbeiten, die ihn eben beschäftigen, und welche ebenfalls nicht allzu reinlich sind, zieh dich still ins Nebenzimmer zurück, bitte dir eine Tasse Thee aus, lies, lies und — langweile dich. Bleibst du hier einen Vormittag sitzen, so sei versichert, daß die Inschrift, welche einst beim Einzug einer hohen Person über dem Thor von Treuenbriezen stand: „Lange weile in Treuenbriezen", was aber umgedruckt war in: „Lange Weile in Treuenbriezen", an dir in Erfüllung gehen wird. Und nun, so durch und durch gelangweilt, geh zu deiner Erholung in den Bücherladen eines Antiquars, sieh dort in langer Heldenreihe die sämmtlichen Werke desselben Mannes stehen, über dessen neuestem Product du dich ebenso schmerzlich ennuyirt hast, — wirst du Lust haben, sie zu kaufen, wirst du das mühsam deinem Wechsel abgesparte Geld hingeben, um dich in 36 Bänden 36,000 mal zu langweilen? Nein. Aber blicke hin, dort stehen in ihrer Pracht und Zierlichkeit die saubern 12 Bände des Buches, welches ich nicht noch einmal nenne, weil sonst miswollende kritische Naturen gleich Lobhudelei und Sklavensinn wittern würden. Blicke hin! dort stehen sie einladend und in ihrer vollen Ganzheit. Ueberschlag deine Börse; diese kosten nicht die Hälfte von den Werken des Hrn. Professor R. und du behältst nach ihrem Ankauf noch so viel übrig, um in die sächsische Schweiz zu reisen. Kannst du noch wider-

stehen? Nein, es geht dir wie Philipp dem Guten in der Jungfrau von Orleans; die Antiquare rufen aus:

Er weint, er ist gewonnen, er ist unser.

Oder vielmehr die 12 Bände sind dein und du gehst beruhigt nach Hause.

Und wer hat diesen Sieg erfochten, diese Ruhe hervorgebracht, diesen Zweifel gehoben? Das Conversations-Lexikon; oder vielmehr der Geist des Jahrhunderts in seiner gastlichen Gestalt.

Zum Dritten endlich: Warum sind Conversations-Lexika an der Zeit? Weil es im deutschen Lande keine Wissenschaft gibt. Es gibt im deutschen Lande nur (etwa 25 Menschen ausgenommen) solche Leute, die etwas wissen. O und unter diesen gibt es Leute, die entsetzlich viel wissen, Leute, so unermüdlich wie Solon, der im 80. Jahre noch die Flöte lernte; Leute, die so viel Bücher gelesen, daß man den Rheinfall damit stopfen könnte; Leute, welche glauben (und das ist eben des Pudels Kern) dieses ihr Wissen von Etwas sei Wissenschaft. Wissenschaft ist nun aber leider, wie schon Baco und Cartesius behauptet, nicht das Wissen von Etwas, sondern das Wissen der Sache, d. i. ihres Innern selbst. Solche Gelehrte — denn warum sollte man Bedenken tragen, diese Leute gelehrt zu nennen — so sehr sie sich selbst bei ihren Studien befriedigen mögen, —

Denn, ach, entrollst du gar ein würdig Pergament,
So steigt der ganze Himmel auf dich nieder,

so sind sie darum doch nicht im Stande, Andere zu befriedigen. Denn eben weil ihrem Wissen das Innere fehlt, weil sie nur von der Schale gezehrt und das Ding an sich nicht erfaßt haben, so fehlt ihnen ja auch der Begriff, denn der Begriff ist ja nichts Anderes, als das der Sache eingeborene Geistige; und wie wäre denn eine wahre Doctrin, eine wirkliche Unterweisung denkbar, die nicht zugleich ein Vererben des Begriffs auf den Schüler sein müßte! Wenn nun das beunruhigte Gemüth des Schülers in seinem Drang nach Wissen umherschwankt, so fragen wir, wie viele Schüler sind denn fähig, den wahren Baum der Erkenntniß zu finden und seine Früchte zu verdauen? Und Diejenigen, die ihr Geist nicht so weit trägt, ist es für sie nicht besser, sich auf eine leichte Weise ganz ins Populaire zu versenken, mit dem Gemeinnützigen vorlieb zu nehmen, da ihnen das scheinbar Vornehme nichts nützen kann? Wenn wir deshalb sagen: Conversations-Lexika sind eine Schwäche, eine Fadaise der Zeit, so können wir dies nur sagen, vom höchsten Standpunkt menschlicher Erkenntniß aus, d. i. vom Standpunkte des philosophischen Bewußtseins. Wie Viele sind denn in Deutschland in dieser Hinsicht stark? Und für die Tausende, die die Schwachen sind, ist es für sie nicht besser, von dem Kraute der Conversations-Lexika zu essen, als von dem mixtum compositum, von den Purganzen, Laranzen und Kräuterthees zu genießen, welche ein ekler Rationalismus, das armselige Surrogat der philosophischen Vernunft, ihnen unter der Firma der bessern Einsicht anrichtet? Es ist gewiß, die Aufklärung unserer Realencyklopädien ist populair und leidet nicht an übertriebener Tiefe; allein weit heilsamer und förderner ist sie immer, als das Gerede und Geschreibe philosophischer Lückenbüßer, als die Theorien unserer Stereotyp-Metaphysiker, als die gedankenlose Behandlung geschichtlicher Gnosis Seitens unserer Historiker. Es ist keine gute Zeit, die der Conversations-Lexika bedarf, das steht fest, und muß selbst von dem Herausgeber solcher Institute zugegeben werden; allein es ist nicht das schlimmste Zeichen des 19. Jahrhunderts, daß es dergleichen besitzt, dies ist ebenso gewiß. Conversations-Lexika sind Uebel nur, weil es dem ganzen Zeitalter übel ist; das heißt, nur wenn die Zeit ganz gesund wäre, könnte sie sich darüber beschweren. Im Verhältniß aber zu andern Symptomen der Literatur sind Conversations-Lexika ein Heilkraut. Denn sie sind aufrichtig, sie täuschen und betrügen Niemand, was sie bringen, hat keine Larve, ist keine Lüge des Geistes, wie das so genannte Weiterstreben unserer aufklärenden Rationalisten. Und eben darum sollten auch unsere eigentlichen Philosophen billiger (nein: gerechter) mit dem Conversations-Lexikon umgehen. Denn wie kann denn ein schlechter Artikel in einem Buche, das ganz Europa vorliegt, und also tausendfachem Urtheil unterliegt, den Fortschritt des Gedankens in der Welt hinderlich sein? Ist denn ein Résumé, wie es hier geboten wird, einer Darstellung zu vergleichen? Bei einer consequenten Darstellung ist geistiger Betrug und Verdumpfung des Geistes möglich; allein wie sollte denn ein historisches Migniaturbild so gefährlich sein? Wenn auch in dem besten Conversations-Lexikon der Natur der Sache nach ein Viertheil der Artikel schlecht sind, so geschieht denn der Erkenntniß kein Eintrag, denn das Schlechte ist das Nackte, sowie die Wahrheit nackt ist, und sein Vorzug ist mindestens der negative, nicht gut zu scheinen. Aber die philosophischen und historischen Theorien des 19. Jahrhunderts, welche auf dem rohen Verstande fußen, sind dem Wiedehopf gleich, der in Pfauenfedern einhergeht; sie stinken, und ihren Gestank verschluckt der Pöbel, um der Federn willen. Wären diese Theorien nackt, dann würde sie Jedermann erkennen, auch der Pöbel; aber durch Flicken und Lumpen vermag der arglose Blick und auch das geübtere Auge nicht zu dringen.

Darum, ihr Herausgeber deutscher, französischer, englischer, holländischer Handencyklopädien, fürchtet nicht, daß das Jahrhundert Euch und Eure Unternehmungen so bald überragt! Nicht Ihr, vielleicht Eure Urenkel, hätten einst zu fürchten, wenn nicht alsdann, so Gott helfe, die bessere Morgenröthe einer wahren Wissenschaft aufgegangen sein wird, neben welcher Encyklopädien aller Art friedlich bestehen können. 150.

Literarische Notiz.

Herr Dr. Theodor Kind in Leipzig, der sich seit mehren Jahren mit einem sehr verdienstlichen Eifer dem Studium des Neugriechischen gewidmet hat, fährt unermüdet in seinen Bestrebungen fort, dieser lange Zeit unberücksichtigt gebliebenen Literatur den ihr gebührenden Platz im Kreise der übrigen Sprachen zu verschaffen oder zu erobern. Es liegen uns zwei neue Beweise seiner Thätigkeit vor, eine schön gedruckte „Neugriechische Chrestomathie mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche" (Leipzig 1835) und die Bearbeitung des „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος", eine Sammlung vermischter, meist politischer Gedichte des berühmten Alexander Sutsos (Leipzig 1835). Die erste Schrift halten wir für ein recht zweckmäßiges Mittel, durch gutgewählte Auszüge aus den Werken von Trikupis, Darwaris, Kumas, Oekonomos, Korais u. A., sowie durch die Aufnahme mehrer Proclamationen und Regierungserlasse aus der neuesten Zeit, dann auch durch Vereinigung interessanter Volkslieder und Gedichte von Rhigos, Christopulos, Rerulos, Sutsos u. A., dahin zu wirken, daß in den neuen Griechen die Nachkommen der alten Hellenen nicht verkannt werden können. Die Anmerkungen sind mit Fleiß und Umsicht geschrieben und das Wörterbuch durch Erklärung vieler Ausdrücke, die (wie Hermatolen, Pallikaren, Kapitanos, Klephten) so oft in Zeitungen und Journalen gelesen werden, eine für Viele gewiß willkommene Zugabe. Die Gedichtsammlung von Sutsos enthält eine Reihe politischer Poesien, größtentheils Satiren gegen den Präsidenten Kapodistrias und dessen Partei, die sich durch viele dichterische Vorzüge auszeichnen, ein Spiegel der Vergangenheit Griechenlands seit dem Jahre 1830 sind und eine Menge schätzbarer Beiträge zur Sitten- und Menschenkenntniß des neuen Griechenlands dem kundigen Leser darbieten. Die Art der Bearbeitung steht an Gründlichkeit den an der ersten Schrift des Dr. Kind gerühmten Vorzügen nicht nach. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1835.

Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Friedrich Rückert. Altona, Hammerich. 1833. 8. 2 Thlr. 6 Gr. *)

Wie die Blumenzwiebel, die ein europäischer Reisender in einem altägyptischen Grabe fand, in unversehrter Lebenskraft aufkeimte, als er sie dem Boden seiner Heimat anvertraut hatte, so sprießen hier die Blumen weitentlegener Fluren und eines fernen Weltalters fröhlich empor, von sorgsamer und glücklicher Hand in deutsche Erde verpflanzt, nachdem sie lange farblos und vertrocknet im Verborgenen gelegen hatten und endlich mehr gelehrter Kenntnißnahme und Benutzung als durch Annäherung heiterm Genusse waren dargeboten worden. Hier wie dort tritt aus frühem Alterthume in späte Tage ein unmittelbares Leben ein und behauptet sogleich sein gutes Recht, mitten unter fremder Umgebung in entschiedener Individualität zu bestehen.

Fühlen wir uns nun durch das Fremdartige der Erscheinung angezogen, so erhöht sich unsere Theilnahme durch die entgegengesetzte Wahrnehmung einzelner Berührungen und Uebereinstimmungen mit längst gekanntem und geliebtem Eigenthume, und indem vertraute Erinnerungen unser Verständniß vermitteln, weist uns das Gewahrwerden des Gleichartigen auf die ewigen Gesetze hin, nach denen die Natur fest und eins in beweglicher Mannichfaltigkeit aus dem Erdboden Gras und Blumen, und aus dem Gemüthe der Menschen Worte und Lieder hervorgehen läßt. Sowie die Sprachforschung zu der Tiefe, in der sie sichern Grund findet und feste Wurzel schlägt, nur durch Sprachvergleichung hinabdringt, so bildet sich das vollere Verständniß der mit der Sprache nahe verwandten Erscheinungen des Mythus und der Poesie nur aus vergleichender Betrachtung reichlichen Materials hervor, dessen Vermehrung um so erwünschter und wichtiger bleibt, je dunkler und vieldeutiger zumal in den Mythen vereinzelt Vieles ist, dessen Inhalt und Beziehung, Ursprung und Nothwendigkeit begriffen werden soll. Die Sprachforschung hat den Vortheil handgreiflichern Stoffes, an welchem die Gesetze der Sprachbildung und die ursprünglichen Anschauungen, die ihr zu Grunde liegen, sich deutlicher zeigen; mit jedem besonnenen Schritte, den die Sprachvergleichung thut, gewinnt sie nicht nur Erklärungen einzelner Probleme, sondern Bestätigungen oder Entdeckungen allgemein gültiger Gesetze, und die Etymologie erhebt sich nach und nach zu wissenschaftlicher Festigkeit und Sicherheit, während sie früher, an äußerm Scheine haftend, Unvereinbares zusammenstellte und Zusammengehöriges auseinanderriß, weil sie den consequenten Abwandelungen nicht nachzugehen verstand, welche den Ursprung der Wörter vor dem oberflächlichen Blicke verdecken. Mögen aus dieser abgethanen Zeit etymologischen Treibens auch hier und da noch einzelne sonderbare Gestalten in erbittertem Gefühle der Endschaft ihres anarchischen Reiches umherwandeln; die Wissenschaft geht unbekümmert ihren sichern Gang und thut allmälig die Anschauungsweise der jugendlichen Völker und die ursprüngliche Poesie der Sprache vor uns auf. Weit ungeebneter, obwol grade durch tiefere Sprachforschung hier und da gebahnt, ist der Weg, auf welchem wir uns dem Verständnisse des Mythus und der volksmäßigen Dichtung zu nähern suchen; die Forschung, durch weite Lücken oft gehemmt und durch überraschende Lichter oft mehr geblendet als zurechtgewiesen, ermangelt hier gleichsam des grammatischen Correctivs. Schnell und leicht dringen freilich Diejenigen zu ihrem Ziele, die in einigen Abstractionen den Schlüssel aller Geheimnisse zu finden glauben; aber vor solchen kahlen Dürftigkeiten flieht die Fülle des Concreten. In einem bekannten Märchen beschenkt eine gute Fee die arme Frau, die ihr begegnet, mit einem wunderbaren, sich nie vermindernden Garnknäuel; neugierig sucht sie nach dem verborgenen Ende des Fadens, und sobald sie es findet, ist der segensreiche Zauber vernichtet und unerklärt wie zuvor. Mit dem Ende des Fadens in der leeren Hand ist noch keine Einsicht in das wunderbare Gespinst des Mythus und der Volkspoesie gewonnen. Um dieses begreifen zu lernen, bedarf es grade einer Entäußerung aller Abstraction; wir müssen von den Höhen über der Schneelinie, zu denen unsere in Abstractionen aller Art befangene Cultur sich verstiegen hat, in die grünen Wälder und Thäler, die Heimat der Poesie, niedersteigen. Wie verständlich aber dem unbefangenen Sinne, der sich in die Einfalt der alten Zeiten vertieft, die in Sprache, Mythus und Poesie gleichmäßig wal-

*) Ohne Schuld der Redaction verspätet.

tende ursprüngliche Anschauungsweise werden kann mitten in unsern Tagen, die jener frischen Unmittelbarkeit entfremdet sind; wie durch treue Beobachtung aus der Nähe und Ferne Uebereinstimmungen gewonnen werden, die sich wechselseitig erklären und zur Einheit zusammenfügen, davon ist Jakob Grimm's Untersuchung der Thierfabel ein leuchtendes Beispiel, und die angekündigte deutsche Mythologie wird es in noch mannichfaltigern Beziehungen sein. Dagegen zeigen die neuern zunächst gegen Wolf's Ansicht gerichteten Untersuchungen über die Homerischen Gedichte recht deutlich, wie es ehrenwerther Gelehrsamkeit und nicht geringem Scharfsinne unmöglich ist, das Problem jener einzelnen Erscheinung befriedigend zu lösen. Diese mehr ausführlichen als gründlichen Untersuchungen legen den Maßstab unserer Tage, in denen die Dichtung vereinzelt entsteht und vereinzelt empfunden wird, an das Epos, das ausschließliche Eigenthum eines entschwundenen, gemeinsamen Zustandes, anstatt auf sorgfältiger Beobachtung des Wesens und der Gestalt, welche die epische Poesie überall zeigt, zu fußen. Je tiefer sich jene Forscher in ihren vereinzelten Gegenstand eingraben, desto mehr entfernen sie sich von dem Lichte, welches ein vergleichendes Studium verwandter Erscheinungen allein gewährt. Wer sich diesem ergibt, wird für jeden Zuwachs des Stoffes dankbar sein, sollten sich auch nur sparsame Vergleichungspunkte darbieten wie bei diesen chinesischen Liedern, deren unepische Natur außerhalb der Kreise liegt, in denen sich die Volkspoesie in lebendigster Fülle zu entfalten pflegt.

Desto größer ist das ethnographische Interesse, welches diese Lieder erregen. In Raum und Zeit weitentlegene Zustände werden durch die Poesie uns nahe gerückt, und diese Annäherung ist um so wirksamer, je unberechneter und unbewußter sie ist. Wie in dem Antlitze des Menschen sein Charakter und seine Empfindung sich unwillkürlich darstellt, so tritt in der Volkspoesie die Eigenthümlichkeit eines ganzen Volks und einer ganzen Zeit in ungetrübter Reinheit von selbst an das Licht. Die Poesie eines einzelnen Dichters deutet zwar ebenfalls auf die nationale Gemeinschaft und das Zeitalter, denen er angehört, hin, aber kein Einzelner vermag die Gesammtheit der Zustände, in deren Mitte er sich befindet, in bewußter Darstellung zu umfassen, und andererseits überschreitet die Individualität den Kreis des Gemeinsamen. In der Volkspoesie tritt aber nirgend eine Individualität einzelner Dichter hervor; das Volk selbst ist Individuum, das sich in namenlosen Liedern offenbart, die aus seinem gesammten Leben unwillkürlich hervorgehen, sowie in der Sprache, die keine Erfindung Einzelner ist, die Poesie, die in allen Gemüthern lebt, als gemeinsames und allen gerechtes Besitzthum zu Tage kommt und die Einwirkung Einzelner erst dann bemerkbar ist, wann die jugendliche Schöpferkraft des Sprachgeistes ihr Werk gethan hat. Deshalb wird in später, zersplitterter Zeit dem begabtesten Dichter kein echtes Epos gelingen, weil dessen Wesen auf einer Allgemeinheit der Anschauung und auf einer Identität des dichtenden Geistes mit dem Geiste der lebendigen, unerfundenen Sage beruht, die vergangenen Stufen der Bildung angehört und in die kein Studium zurückversetzen kann.

Die Wahrnehmung der lebendigen Unmittelbarkeit, mit welcher die Poesie die Massen volksmäßiger Zustände in eindringlichem Lakonismus darstellt, hat in neuerer Zeit zu dem Versuche gleichsam ethnographischer Gedichte bewogen. So viel Sinnreiches und Erfreuliches dadurch entstanden ist, so leuchtet doch die Mislichkeit und Unzulänglichkeit eines solchen Unternehmens augenblicklich ein, sobald wir Poesien, die jenen aus der Ferne geschilderten Ländern angehören, dagegenhalten, zumal echte Volkslieder, die in ihrer Unabsichtlichkeit Zustände nicht sowol schildern als unmittelbar vorführen, und deren Wirkung die der gelungensten jener kunstreichen, auf gelehrtes Studium gegründeten Gedichte unendlich überwiegt. In Göthe's „Westöstlichem Divan" ist nicht das Orientalische Das, zu dem wir mit immer neuer Liebe zurückkehren, sondern das Göthe'sche. Sowie Göthe diese unschätzbaren Lieder nicht in der Absicht dichtete, den Orient kennen zu lehren, sondern aus dem übermächtigen Drange, den gewaltigen Eindruck des Orients, der auf ihm gleichsam lastete, künstlerisch zu bannen und vor ihm Ruhe zu gewinnen, indem er ihm Gestalt gab, so ist es die Göthe'sche Auffassung des Orients, die uns fesselt; den Orient selbst suchen wir in seinen eignen Denkmälern auf. Rückert hat eine Menge schöner Gedichte in orientalische Formen eingekleidet, die seiner wunderbaren Sprachgewandtheit bequeme Gefäße waren, um den Reichthum seiner Poesie dareinzugießen; ein Bestreben, das Morgenland gleichsam in deutsche Verse zu bringen, zeigt sich nirgend, und je eigenthümlicher und deutscher der Geist ist, dem sich die fremde Form dienstbar fügt, je leisere Nachklänge orientalischer Dichtungsweise wir in jenen Gedichten vernehmen, desto größer ist gewöhnlich ihr Werth und desto erfreulicher ihre Wirkung. Dagegen tritt die ganze Lebendigkeit und Treue seiner Anschauung des Orients in jenen unerreichten Meisterwerken der Nachbildung glänzend hervor, deren Täuschung so groß ist, daß wir Sanskrit oder Arabisch zu verstehen glauben, indem wir ein Deutsch lesen, dem doch nicht mehr zugemuthet worden ist, als es wirklich leisten kann. Gleich als könnte man sich von dem Erstaunen, in welches diese Wunder der Nachdichtung versetzen, noch nicht erholen, ist ihnen keineswegs die volle Anerkennung zu Theil geworden, auf die sie den gerechtesten Anspruch haben. Kaum hat „Nal und Damajanti" sich allgemeinere Gunst erworben, von den „Makamen" des Hariri hat seit neun Jahren die Fortsetzung sich nicht hervorwagen können, und die Uebersetzung hebräischer Propheten ist öffentlich fast nur mit beschränkter Verwunderung genannt worden.

Auch diese chinesischen Lieder sind nicht mit der ihnen gebührenden Theilnahme aufgenommen worden; gelingt es uns, auf diese einfachen, von den Tönen und Mistönen unserer Tage schon übertäubten Klänge von Neuem aufmerksam zu machen, so dürften wir die Verspätung unserer Anzeige nicht bereuen. Jenen andern Nach-

bungen Rückert's hat vielleicht die kühne Behandlung der Sprache bei der Menge Eintrag gethan, die zwar nach Neuem unablässig begierig ist, aber unter der Bedingung, es in schläfriger Bequemlichkeit verspeisen zu können, und der es eine unbillige Foderung scheint, zu dem Genusse eines Kunstwerks durch Studium und akklimatisirende Eingewöhnung vorzudringen; auf den „Schi-King" leidet aber diese Entschuldigung oder Erklärung keine Anwendung. Hier hat der Dichter seine Meisterschaft durch eine stille, gelassene Sprache bewährt, und ist auch hier und da die Einfachheit überschritten, die ein Uebersetzer europäischer Volkslieder nirgend verletzen darf, so ist einiges Ungewöhnliche hier gewiß am rechten Ort, weil es das Fremdartige charakterisirt. Die Mühe, für die Gleichgültigkeit, mit der man die schöne Gabe des Dichters aufgenommen hat, eine milde Deutung zu suchen, lassen wir uns verdrießen und setzen unser Bestreben lieber daran, Einsichtige und Genußfähige, die bisher dieses reiche Buch nicht beachtet, zur Nachholung des Verabsäumten so eindringlich, als es uns gelingen will, aufzufodern.

Die Aufbewahrung der im „Schi-King" enthaltenen Gedichte verdanken wir einer Herrscherweisheit, die Bewunderung verdient. Wen Wang, der Lehensfürst des kleinen Staats Tscheu, im 12. Jahrhundert vor Christus, beglückte sein Gebiet durch Weisheit und Milde, während Tscheu Sin, der letzte Kaiser der zweiten chinesischen Dynastie, in Greueln wüthete. Das Volk empörte sich und nach und nach kam der größte Theil des unermeßlichen Reiches unter Wen Wang's Herrschaft. Sein Sohn Wu Wang vollendete durch seinen Sieg in der Ebene Mu ye die Eroberung, Tscheu Sin verbrannte sich mit seinem Palaste, und Wu Wang ließ sich im J. 1122 vor Chr. zum Kaiser von China ausrufen. Die von Wu Wang ausgehende Ausbildung des Lehnswesens wurde der Grund mannichfacher Uebel, an denen China unter der Dynastie Tscheu litt; zahlreiche Lehnsfürsten machten sich nach und nach unabhängig und zerrütteten durch wechselseitige Befehdung das Reich; im Uebrigen war Wu Wang ein kluger und kräftiger Herrscher, der wie sein Vater Wen Wang „den Auftrag des Himmels", wie die Chinesen die Herrscherwürde nennen, durch weise und nachhaltige Anordnungen vollzog, und überhaupt gilt den Chinesen die Zeit dieser Dynastie sowie die der beiden ersten der Hia und der Schang für die glücklichste Zeit des himmlischen Reichs. Der Periode der Tscheudynastie (bis 258 vor Chr.) gehören die größten Namen an, welche die Chinesen verehren; der Philosoph Lao Kiün und Confucius selbst lebten unter ihr; die classischen Denkmäler der chinesischen Literatur und unter ihnen auch der „Schi-King" stammen aus jener Zeit. Wen Wang und seine Nachfolger erkannten die Wichtigkeit der Poesie und widmeten ihr vorzügliche Sorge. Sie dichteten selbst Gesänge für die Begehung öffentlicher und häuslicher Feierlichkeiten und suchten den Zustand der Provinzen dadurch kennen zu lernen, daß sie den Statthaltern befahlen, jährlich bei der Ablieferung der Tribute die Lieder, welche das Volk sang, an den Kaiser einzusenden. So wurden in einer langen Reihe von Jahren die Lieder aller Provinzen und aller Stände in den Staatsarchiven aufgesammelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Belgien und Westdeutschland im Jahre 1833, von Mrs. Trollope. Aus dem Englischen durch Otto von Czarnowsky. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn ein Mann mit demselben Grade von Geistesfähigkeiten wie die Verf. uns diese Reise erzählte, so würden wir sie wahrscheinlich höchst langweilig finden; aber es ist nun einmal das Talent der Frauen, Unbedeutendes mit Grazie zu geben. Wir dürfen hier demnach keinen hohen poetischen Geist, keine philosophische Ansicht, keine Reise mit dem Gepräge tief empfundener und malerisch wiedergegebener Eindrücke erwarten; es ist eben eine, wie es hunderte gibt, und die sich vor hunderten nur durch jene weibliche Naivetät der Auffassung und Lebhaftigkeit der Darstellung auszeichnet. Diese Eigenschaften sind geeigneter, Eindrücke des gewöhnlichen Lebens wiederzugeben, als Kunst und Natur würdig darzustellen; und dieser Theil der Reisebeschreibung ist es auch, welcher am meisten Werth hat. Der Rhein mit seinen Offenbarungen in Kunst und Natur ist so tausendmal von beredtern Federn beschrieben worden, daß seine Schilderung uns hier weniger angesprochen hat, während manche Scenen aus dem gewöhnlichen Reiseleben der Verf. und das lebendige, wenn auch von einem gewöhnlichen Geiste gezeichnete Bild der Gegenwart uns ergötzten. In der Schilderung des letzten Theils ihrer Rheinreise, in der des Harzes, in der Beschreibung der Femgefängnisse Badens, der Effecte der Spielwuth an den Banken, wie der Erzählung der Anekdote des jungen Mädchens, die sich, angezogen von der unbegreiflichen Rixe des Abgrunds, mit gellendem Gelächter und furchtbarem Schrei von dem strasburger Münster stürzt, in der Skizze des armen französischen Offiziers in der Münsterkirche, der den Verstand durch eine Kopfwunde verloren, erhebt sich die Verf. jedoch fast bis zum Poetischen, was wir aber mehr der Gewalt der einwirkenden Gegenstände als einer Anlage ihrer Natur zuschreiben dürften. Im Ganzen muß ihr Deutschland für ihre Beurtheilung dankbar sein. Sie ist ein entschiedener Tory, und die politische Ruhe unsers Vaterlandes und seine Gleichgültigkeit gegen die Speculationen der Nachbarn, welche die Radicalen oft so in Zorn setzt, sein Interesse an Wissenschaft, Kunst und Literatur, seine weise Mäßigung gefallen ihr ausnehmend; ebenso die Unschuld und Redlichkeit mancher Sitte, der Anstand in den Theatern, wo es zu ihrem höchsten Erstaunen gereicht, daß Damen eine Loge allein betreten können, ohne in den dahin führenden Gängen Beleidigungen ausgesetzt gewesen zu sein, die Einfachheit endlich der deutschen Toilette; sie bewundert, daß Damen, die in Frankfurt mit Equipagen in das Theater fuhren, ihre Hüte abnahmen, um sie mit „entzückender Unbefangenheit" an den Haken in den Logen aufzuhängen; sie lobt die verständige Kürze der deutschen Theaterabende, nur — nimmt sie an dem Tabackrauchen einen großen und gerechten Anstoß, und die Verwunderung der Engländerin über das Morgenleben eines preußischen Offiziers, welchem sie in Bonn vom Wirthshaus aus in die weitgeöffneten Fenster schaut, der vom Kaffeetisch zum wohlbesetzten Pfeifenbret wandelt und von diesem zum Kaffeetisch; die Rauchwolken, welche ihn zu ihrem Entsetzen umhüllen, das Misfallen, welches sie an der Feier dieser Mysterien findet, haben uns sehr ergötzt; so auch der britische Aerger über den lebhaften Franzosen, welcher auf dem Rheindampfschiff die den Engländern so heilige Ruhe eines Mittagsmahls durch wiederholtes Hinstürzen auf das Verdeck stört, sobald „Burgen" angekündigt werden, was leider alle Augenblicke geschieht, und der dann ebenso eilig zurückkommt, um bei dem engen Raume mit Störung aller Gäste seinen Platz wie-

herein zunehmen; auch die Art Verlegenheit, mit welcher die Anhängerin der englischen Kirche sich über die Ehrfurcht rechtfertigt, welche ihr wider Willen der katholische Gottesdienst in diesen Ländern eingeflößt, schien uns höchst charakteristisch.

Der interessanteste Theil des Buchs däuchte uns die Beschreibung von Belgien, vielleicht weil Belgien noch so wenig dargestellt worden ist; die Verf. sagt sehr richtig, daß die meisten Reisenden das Land nur wie eine langweilige Chaussee betrachten, die nach Frankreich, nach dem Rheine, nach Italien führt. Auch sind die in Belgien zu beschreibenden Gegenstände dem niederländischen Talent der Verf. — so möchten wir es wenigstens nennen — am angemessensten. Sie erstaunt über den Reichthum des Bodens, die Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit der Bauern, die noch immer Teniers' Bauern sind; auch in den Städten findet sie noch die größte Aehnlichkeit zwischen der jetzigen und einstigen Bürgerschaft derselben; die historischen Spuren, welche sich davon in ihrer Schilderung zeigen, haben uns besonders interessirt. Die Zeit der spanischen Herrschaft blickt hier und da noch unverkennbar hervor und zeigt, wie tief sie in das Leben dieses Volks eindrang. Noch werden in Gent Stiergefechte gegeben, noch sieht man in Antwerpen die Mantilla als gewöhnliche Tracht des Bürgerstandes; „die Einwohner Flanderns", sagt die Verf., „zeigen nicht blos in der Tracht noch Spuren ihrer spanischen Vorfahren. Wir bemerkten mehre schöne Frauenzimmer, deren ganze Erscheinung einen südlichen Ursprung verrieth." Uns hat die — wiewol rein technische — Beschreibung der Kunstdenkmale und des Bürgerlebens dieser Gegenden lebhaft in Göthe's „Egmont" versetzt, und wir mußten auch hier der unübertrefflichen Wahrheit der Sittenschilderung des großen Meisters huldigen. Auch Spuren der östreichischen Herrschaft finden sich; wir führen in dieser Beziehung den Freitags-Tand- und Trödelmarkt in Brügge und andern flandrischen Städten an, welcher die Verf. so in Erstaunen setzt, und der noch ebenso regelmäßig alle Freitag in Wien stattfindet.

Das romantische Aachen macht nach diesen niederländischen Scenen einen großen Eindruck, mit seinem Ritterthum und Karl's des Großen Grab. Interessant ist die Erzählung des alten vorweisenden Küsters von der Ehrfurcht, mit welcher Napoleon das Grab zum ersten Mal gesehen, und wie er vermieden, seinen Stein zu betreten, während der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit seines Stabes mit diesen Empfindungen in der Brust des Kaisers auf das grellste contrastirte.

In Brüssel verbreitet sich die Verf. nicht ohne Interesse über Belgiens politischen Zustand; die letzte Tiefe im Gemüth des Briten, sollte er deren auch übrigens wenig besitzen, flüchtet sich immer in die Politik. Sie glaubt den jetzigen Zustand nicht haltbar und behauptet, daß alle Classen sich nach der alten Zeit zurücksehnten. Vielleicht liegt diese Ansicht in der Farbe ihrer politischen Gesinnung überhaupt; aber die Facta, welche sie uns über die Demoralisation — nicht der Bürger, sondern der höhern Classen der Gesellschaft — in Brüssel erzählt, müssen Menschen jeder Partei erschrecken. Nachdem sie von einem Duell zwischen Hrn. Gendebien und Rogier, Minister des Innern, gesprochen, sagt sie: „Scenen dieser Art fallen so häufig vor, daß Uebungen im Pistolenschießen an der Tagesordnung sind, und Hr. Gendebien soll darin so sicher sein, daß er eine fliegende Biene nicht verfehlt. Es scheint in Brüssel gebräuchlich zu sein, nachdem Jemand seinen Gegner verwundet oder getödtet hat, sich auf einige Tage zurückzuziehen, denn ich vermißte Hrn. Gendebien nach diesem Duell in der Kammer; und bei einem ähnlichen Vorfall, welcher einen noch traurigern Erfolg hatte, erfuhr ich, daß die Entfernung aus der Stadt für kurze Zeit die einzige Buße sei. Selten gerieth ich mehr in Erstaunen, als da ich hörte, daß ein junger belgischer Offizier, mit dem wir in einer Gesellschaft speisten und dessen frohe Laune sich besonders auszeichnete, am Tage vorher in einem Duell wegen politischer Ansichten seinen Gegner getödtet habe. Ich erfuhr diesen Umstand erst am Morgen des Begräbnisses des Gebliebenen, und jetzt erinnerte ich mich einiger Worte, die bei Tische an jenen Offizier gerichtet wurden und offenbar auf das Duell sich bezogen."

„Ich dachte, Sie würden die Stadt verlassen?" sagte ein älterer Offizier zu ihm."

„Ja", erwiderte er, „ich werde morgen für einige Tage verreisen."

„Dieses „morgen" war der zum Begräbniß bestimmte Tag. Ich bin überzeugt, daß nicht blos die Unordnungen, die Verwüstungen, ja selbst die durch Revolutionen veranlaßten Mordthaten deren verderblichsten Charakter bilden. — Sie untergraben die geselligen Verhältnisse bis zu ihrer Wurzel, entbinden die moralischen Gefühle aller Rücksichten und machen selbst die Tugend wankend. Viele rechtliche Männer würden über ihre eigenen Theorien erschrecken, könnten sie dieselben von allen Verschleierungen entkleidet sehen, mit denen eine Art von patriotischem Schwindel sie umgibt. Für Diejenigen aber, welche Rechtlichkeit mit klarem Blick verbinden, ist es ein trauriges Loos, alle Elemente des bürgerlichen Lebens in Verwirrung gebracht zu sehen und die groben Materialien, welche die Natur bildete, um der Pyramide zur Grundlage zu dienen, aller Philosophie zum Trotz in die Höhe erhoben, während die künstlich und fein gearbeitete Spitze zur Erde geworfen und in den Staub getreten wird."

Das Vergnügen, welches uns diese Reiseberichte verschaffen, wird anfangs durch eine Uebersetzung gestört, der man es ansieht, daß sie sich nicht von dem englischen Periodenbau befreien kann, und welche uns auf dem glatten Strome dieser leichten Oberfläche wie auf einer holperigen Chaussee daherführt. Indessen bedarf es nur einiger Uebung; in der Hälfte des ersten Bandes kommt der Uebersetzer schon völlig in den Gang.

139.

Literarische Notizen.

Anfangs dieses Jahres erschien in Prag die dritte sehr elegante Ausgabe der königinhofer Handschrift, welche der Herausgeber Wazlaw Hanka mit einer historischen Einleitung und einer neuböhmischen Uebersetzung bereichert hat. Am Schlusse sind auch einige polnische Uebersetzungen von Sieminski und dem Prof. Kucharski in Warschau und eine krainische mitgetheilt. Dieses Gedicht ist nun fast in alle slawische Mundarten übergegangen und von Szaszkiewicz neulich auch ins Russische übersetzt worden; doch ist diese Uebersetzung noch nicht gedruckt.

Hanka hat auch unter dem Titel: „Krakowiaki aneb pisnie narodni polske", eine Auswahl der von Wazlaw aus Olesko erschienenen Sammlung polnischer Volkslieder in böhmischer Uebersetzung herausgegeben (Prag 1835).

Der Geistliche Georg Palkowicz, Kanonikus von Strigon, besonders bekannt durch seine Bibelübersetzung für die Slowaken, starb den 21. Januar d. J. 72 Jahr alt. Seine Kenntnisse umfaßten alle slawischen Mundarten, die meisten Verdienste hat er um das in Ungarn gebräuchliche Slawisch.

Das magyarische Taschenbuch „Ne feleits" (Vergiß mein nicht) ist für 1835 nicht erschienen, statt desselben erschien „Vilma" (Wilhelmine) mit einer gelungenen humoristischen Erzählung „Az Urfi" (Der junge Herr). Der zweite Jahrgang des historischen Taschenbuchs „Arpádia", das zuerst 1833 erschien, ist für 1835 herausgekommen. Zwei Almanache sind unter dem Titel „Aurora" aufgetreten, der eine enthält u. a. nicht eben ausgezeichnete Gaben von K. Kisfaludy, der andere, „Zora", für die Slawen in Ungarn, bringt eine Biographie des berühmten Niklas Zriny und des Virtuosen Kontski. Er ist in der Universitätsbuchdruckerei zu Ofen mit typographischer Eleganz gedruckt; unter den fünf Kupferstichen ist ein gelungenes Portrait Zriny's.

[illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 161. —— 10. Juni 1835.

Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Zu Ende des 6. Jahrhunderts vor Chr. unternahm
s Confucius, die durch das Lehnswesen herbeigeführte
erruttung des Reichs und das verbreitete Verderbniß der
Sitten zu heilen. Er richtete seinen Blick auf die Vor-
it zurück und sammelte die Ueberlieferungen derselben in
chs Büchern, von denen die fünf übrig erhaltenen noch
ßt den Chinesen für die heiligen Quellen der religiösen
ıd moralischen Lehre, der Geschichte und der Poesie gel-
n. Das dritte dieser kanonischen Bücher, der „Schi-
ing", enthält Confucius' Auswahl aus dem gesammten
edervorrathe seines Volks. Aus mehr als 3000 hat
nur 311 erlesen, von denen jedoch sechs schon im ersten
ahrhundert vor Chr. nicht mehr vorhanden waren. Aus
n Zeiten der ersten Dynastie, der Hia (bis 1766
r Chr.), fand Confucius keine Lieder vor; von denen,
e unter der Schangdynastie (bis 1122) üblich gewesen
aren, nahm er nur fünf Lieder in seine Sammlung auf,
il die meisten der Strenge seiner Ansicht nicht zusagten. Die
testen der von ihm ausgewählten Lieder sind aus dem
Jahrhundert vor Chr. Vielleicht war in den ausge-
iedenen Liedern eine noch reichere und farbigere Poesie
sgebreitet als in denen, die Confucius' etwas trockener
inn seinen Zwecken gemäß fand; das Mythische mag
r dem moralisch Wirksamen zurückgetreten sein; wir
nen uns aber an dem Aufbewahrten genügen lassen
an einem reichen Schatze voll mannichfaltiger Merk-
rdigkeit und Schönheit. Zu Anfange der Handynastie
00 vor Chr.) waren noch andere Sammlungen alter
der vorhanden, die seitdem untergegangen sind, weil
„Schi-King" sie verdunkelte. Damals veranstaltete
ao heng eine Recension des „Schi-King" und schrieb
en ausführlichen Commentar („Hiun ku tschuen") da-
, der allen spätern Commentaren zur Grundlage ge-
nt hat. Unter diesen zeichnen sich die Erklärungen des
hu-hi aus, den die Chinesen den Fürsten des Wissens
nen. Eben jetzt veranstaltet ein deutscher Gelehrter
e Ausgabe des „Schi-King" im Urtext mit den nö-
ßten Anmerkungen des Tschu-hi und einem Glossare.
r die wenigen europäischen Gelehrten, die wirklich Chinesisch verstehen, wird dies eine willkommene Gabe sein; hoffentlich geht aus dieser Arbeit auch für uns Andere durch Berichtigung der Uebersetzung des Lacharme und durch Erläuterungen ein populairer Gewinn hervor.

An dieser lateinischen Uebersetzung des Lacharme, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Missionar zu Peking lebte, ist neuerlich Vieles ausgesetzt worden. Wir müssen die Triftigkeit dieses Tadels dahingestellt sein lassen; jedenfalls sind mannichfaltige Verstöße bei einem Werke sehr verzeihlich, das in China selbst noch immer der Gegenstand weitläufiger Untersuchungen ist. Durch einzelne Versehen wird der Werth des Ganzen nicht geschmälert, und das Verdienst des Hrn. Dr. Mohl, der die Handschrift des Lacharme, die in der Bibliothek der Sternwarte zu Paris unbeachtet gelegen hatte, im Jahr 1830 herausgab, ist mit größtem Danke anzuerkennen, zumal seit Rückert's Dichtergeist sich des unscheinbaren Stoffes bemächtigte. Rückert hat sich freilich auf Lacharme verlassen müssen, weil er des Chinesischen nicht kundig ist, was bei seiner Asien und Europa umfassenden Sprachkenntniß beinahe ebenso sehr auffällt, als wenn wir von einem Andern hören, er verstehe Chinesisch; aber Lacharme's Fehler, mögen sie noch so zahlreich oder erheblich sein, thun dem Werke des deutschen Dichters nicht den geringsten Eintrag. Die Grundverschiedenheit des Chinesischen widerstrebt jedem Versuche einer Uebersetzung in dem Sinne, der bei der Nachbildung der Denkmäler stammverwandter oder doch in ihrer Eigenthümlichkeit nicht gänzlich entgegengesetzter Sprachen gilt. Lacharme, dessen Absicht auf möglichste Treue gerichtet war, hat genug von dem Seinigen hinzuthun und, um nur verständlich zu sein, im Ganzen paraphrastisch verfahren müssen; jeder construirte lateinische Satz ist eigentlich schon eine Untreue gegen das Original, dessen Spracheigenthümlichkeit sich keiner Nachahmung fügt. Eine Uebertragung chinesischer Gedichte wird daher nur auf zwei Wegen möglich sein. Den einen hat Lacharme eingeschlagen, indem er, um den poetischen Eindruck unbekümmert, gleichsam den abstracten Inhalt wiederzugeben suchte; der andere Weg war der des Dichters, der ihn hätte wählen müssen, auch wenn er diese Gedichte unmittelbar von chinesischem Grund und Boden hätte pflücken können. Er mußte der starren Sprache gleichsam die Zunge lösen,

dem Geiste, der dort in beschränktester Form sich offenbart, in freier und beweglicher Rede Luft machen, die Poesie aus ihren Keimen zu voller Blüte erwecken. Wie weit die Freiheit des Dichters in diesem gleichsam entwickelnden Nachbilden gehen dürfe, hätten wir vor der Erscheinung des Werks nicht zu sagen gewußt; es liegt in dem Wesen des Genius, durch die That Aufgaben zu lösen, die dem Nachsinnen für immer problematisch bleiben. Wir sehen ein Werk vor uns, welches allenthalben das vertrauliche Einleben eines tiefdringenden Geistes in die Eigenthümlichkeiten einer fremden Welt bezeugt; wo der Dichter die für uns allzu lakonischen Andeutungen seines Textes deutlicher ausspricht und die gegebenen Umrisse mit eignen Farben belebt, fügt sich Alles einträchtig in den Ton des Ganzen. So ist diese Uebertragung gleichsam ein deutlicheres und volltönenderes Echo ihres Originals. Fände es sich nun auch, daß der Dichter, durch Lacharme verleitet, hier und da von dem Sinne des Originals weit abgewichen sei, so wird doch, was an der lateinischen Uebersetzung als Irrthum gerügt werden mag, hier als ein Theil eines harmonischen Ganzen anzuerkennen sein. Auf eine andere Weise konnte der Dichter von dem lateinischen Texte nicht abgehen als durch bestimmtere Ausprägung unvollkommen ausgedrückter Gedanken und durch Ausbildung manches Unzusammenhängenden zur Einheit. Wir sind durch einen gelehrten Kenner des Chinesischen versichert, daß mehre der Trennungen und Zusammenstellungen einzelner Strophen, die er sich verstattet hat, bei genauerer Prüfung des chinesischen Originals auch äußere Bestätigung erhalten; so sicher leitete ihn seine dichterische Einsicht. Die Auslassung mehrer weniger schönen oder eigenthümlichen Gedichte ist durch neu hinzugekommene reichlich vergütet, die aus dem Stoffe, den Lacharme's Anmerkungen darboten, gebildet sind. So schildern einige dieser Gedichte (S. 38 fg.) symbolische Gebräuche, deren Uebereinstimmung mit den Symbolen anderer Völker merkwürdig ist. Das Trinken des Blutes der Opferthiere bei Eingehung von Bündnissen ist ein weitverbreiteter Gebrauch (s. J. Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer", S. 192 fg.). Der Kaiser gibt dem Feldherrn Bogen und Pfeil, die Feinde damit zu überwinden; sollen Empörer gänzlich ausgerottet werden, so gibt er ihm Sichel und Beil; auch zu diesen Symbolen fehlt es nicht an Uebereinstimmungen. Noch eins der Gedichte, die Rückert aus den Notizen der Anmerkungen gebildet hat, heben wir aus (S. 30):

> Der weiße Hirsch wird schwarz nach tausend Jahren,
> Nach tausend und fünf hundert wieder weiß,
> Und nach zweitausend wieder schwarz von Haaren;
> Wo ist wie er ein Jüngling und ein Greis?

Auch in griechischen und deutschen Gedichten findet sich eine mythische Lebensdauer des Hirsches (s. J. Grimm, „Reinhart Fuchs", S. IV).

Mag nun der Dichter sich zur Bewunderung treu an den lateinischen Text halten, oder freier verfahren und ihm aus seinem eignen Reichthume größere Fülle verleihen, oder rohen Stoff selbständig bilden, überall finden wir die entsprechendste Form gewählt; die mannichfaltigsten Versmaße und Reimstellungen wechseln miteinander ab, wohlklingend und zierlich und nirgend den Charakter der Lieder durch zu große Künstlichkeit trübend. Die Dreitheiligkeit der Originale ist, wie billig, beibehalten; in sehr vielen Liedern beginnen nämlich drei Strophen mit denselben oder ähnlichen Worten, und die letzte Strophe bringt den Sinn der beiden ersten auf den Gipfel oder auf andere Weise zum Abschluß und bildet somit dem Inhalte nach zu zwei Stellen den Abgesang. Die vier- bis sechssylbigen Verse des Originals, die nur hier und da reimen, konnten ohnehin nicht nachgeahmt werden, und so war auch hier die Freiheit, deren sich der Dichter mit weiser Mäßigung bedient, das Natürlichste und Angemessenste. Freiwaltend hat er die Geister der Lieder, die er in dem einleitenden Gedichte zu sich sprechen läßt, beschworen. Dieses schöne Gedicht hier zu wiederholen, wäre vielleicht die beste Recension; das Wesen und die Beziehungen der Lieder und der Sinn, aus welchem die Uebertragung derselben hervorgegangen ist, werden darin rein und klar ausgesprochen.

Der „Schi-King" ist in vier Bücher getheilt, von denen das erste („Kue fong") die Lieder enthält, die von den Gesangmeistern der einzelnen Lehnsfürsten aus den landesüblichen Gesängen ausgewählt wurden, um dem Kaiser vorgelegt zu werden. Diese Lieder, mannichfachen Inhalts, aber bestimmt nachweislichen Ursprungs, nehmen die Hälfte des „Schi-King" ein. Im zweiten Buche („Siao ya") sind diejenigen Lieder aus den einzelnen Lehnsfürstenthümern zusammengestellt, deren Heimat sich nicht ermitteln ließ. Die dritte Abtheilung („Ta ya") umfaßt die Lieder, welche am kaiserlichen Hofe gesungen wurden; sie beziehen sich fast ausschließlich auf die Herrscher der Tscheudynastie. Das vierte Buch („Song") enthält Opferlieder, die bei den Todtenfeierlichkeiten zum Preise der Ahnen gesungen wurden. Rückert folgt im Ganzen der Anordnung des Originals, stellt jedoch Aehnliches in abwechselnde Reihen zusammen. Indem wir versuchen, die Kreise, in welchen sich die Poesie dieser Lieder bewegt, zu bezeichnen, wenn auch mit farblosen Andeutungen, müssen wir das Gleichartige zusammenfassen ohne das Einzelne in seinen Beziehungen sondern zu können.

Die Poesie schließt sich den einfachsten, ruhigsten Zuständen so treulich an, als in den aufgeregtesten ihre Stimme durch alle Verwirrung tröstlich durchdringt. Pflanzenleserinnen singen ihr Lied, sie begleiten ihr Geschäft rhythmisch, indem sie ihr Thun mit schlichten Worten aussprechen; Holzhauerinnen sammeln ihr Holz an dem Flusse, jenseits folgen die Männer dem Gebote des Königs, den Frauen wird das Gefühl ihrer Einsamkeit, der Sehnsucht und Mühe zu erleichterndem Gesange. Verabschiedete Dienerschaft klagt, daß ihre Herrin ihrer Treue vergessen hat; fröhlich fährt sie im Geleite neuer Diener über Berg und Thal, einst wird sie der alten sich mit Reue erinnern. Der Landwirth ordnet die einfachen Geschäfte seiner Diener; ein Wirthschaftskalender gibt

misch Anweisungen für das ganze Jahr; der Wetteifer der Pflüger, der Erntenden überbietet die Foderungen des Vogts, immer voller werden die Scheuern, die Arbeiter dürfen sich einen guten Schmaus versprechen. Wenn im Frühling das Eis bricht, gehen Männer und Frauen fröhlich hinaus, Blumen und grüne Reiser zu sammeln; lautere Lust belebt die Ernte. Zieht von den leeren Feldern die Grille mit in das Winterhaus ein, so regt sich allenthalben heitere Geschäftigkeit; Jedem ist sein Amt beschieden, am Feuer und bei den Vorräthen des Brotes und Weines; Pauken und Glocken rufen den Wirth und die Gäste zu fröhlichem Mahle; reichliche Ernteopfer werden den Ahnen dargebracht, die sich der Dankbarkeit und des Wohlseins ihrer Nachkommen freuen. Der gewonnene Segen begünstigt die Gastlichkeit; der gastfreundliche Wirth vergleicht sich dem einsamen Birnbaum am Wege, er ladet edle Männer zu sich ein; nichts begehrt er mehr, als sie durch Bewirthung und Ruhe zu erquicken. Wie Fische mit Netzen fängt er sich die Gäste ein, thut freudig, was sie begehren, und gibt ihnen, was er vermag; ist der Wein nicht der beste, sind die Speisen nicht die köstlichsten, das thut der Heiterkeit des Mahles keinen Schaden; reicht des Wirthes Tugend nicht an die des Gastes, doch singen und tanzen sie einträchtig miteinander. Regt sich in vertrauterm Kreise lebendigere Lust, so sind zierliche Höflichkeitsgebräuche festgesetzt, jedem Ungebührnisse vorzubeugen; aber wenn der Aufseher des Gelages, der Weinvogt, selber zu tief aus der Schale nippt, ist es da ein Wunder, wenn die Uebrigen der feinen Sitte vergessen? Anstand geziemt dem Weisen; man soll sich der flüchtigen Tage freuen, aber durch Mäßigung späte Reue sich ersparen. Zierlicher Sitte eingedenk, soll man wildes Toben den Horden der Barbaren überlassen; durch Mäßigkeit soll man sich seine Freuden sichern; der Heruntergekommene beklagt vergebens seine Verschwendung. Das Lob der Genügsamkeit sprechen viele Lieder und Sprüche aus; friedliche Behaglichkeit, seliges Nichtsthun erscheint als das höchste Glück.

Vor dem Thore steht die Eiche,
Und die Ulme wächst am See.
Drunter sitzt der ihnen gleiche,
Sorgenfreie Sohn von Tsee.

Einen Glückstag wählt er eben,
Um aufs Feld sich zu begeben;
Dort wird er den Mais nicht pflanzen,
Aber einen Reihen tanzen.

Einen Glückstag wählt er aus
Und verfügt sich aus dem Haus;
Zwar wird er den Hanf nicht sä'n,
Aber doch spazieren geh'n.

Der König selbst, was kann er Besseres sich wünschen als behagliche Ruhe? Er lebt auf seinem Lustschlosse mit fröhlichen Trinkgesellen ruhige Tage wie der Fisch im stillen Riedgras.

(Der Beschluß folgt.)

Reise Sr. Heiligkeit des Papstes Pius VII. nach Genua, im Frühjahre 1815, als der Kirchenstaat von den Neapolitanern unter Murat gewaltsam occupirt wurde, und seine Rückkehr nach Rom. Erzählt von Bartholomäus Cardinal Pacca. Nach dem italienischen Original (Orvieto 1833) ins Deutsche übertragen. Augsburg, Kollmann. 1834. Gr. 8. 12 Gr. *)

Der gegenwärtige Decan des Cardinalcollegiums und Prodatar des heiligen Stuhles, der schon öfter todt gesagt wurde, bewährt sein rüstiges Greisenalter von Neuem durch diese vor zwei Jahren zu Orvieto erschienene Schrift. In der Zueignung an die Gräfin Lucrezia Riponti, geb. Prinzessin Ripigliosi, erzählt er, wie er in deren Abendgesellschaften wiederholte Auffoderungen zur Fortsetzung seiner Denkwürdigkeiten erhalten, deren Gewährung aber abgelehnt habe; „da wir in Zeiten leben, wo Bosheit und der Geist einer bittern Kritik den Worten Anderer oft eine falsche Auslegung gibt". Indeß gibt der ehrwürdige Cardinal einem Theile des Verlangens der gnädigen Frau nach, indem er aus seinen Handschriften Nachrichten von der letzten Reise Pius VII. nach Genua veröffentlicht, bei welcher Pacca den Papst als Minister begleitete. „Ich war freudiger und glücklicher Zuschauer dieses wahren Triumphs der Religion, der mir zu meinem unaussprechlichen Trost bewies, daß der alte Geist der Verehrung und der besondern Zuneigung für den heiligen Stuhl und die Päpste in den Herzen der Italiener nicht erloschen sind." Dieses ist das Hauptthema, an welches sich die Reisenachrichten und die sonstigen Mittheilungen knüpfen. Gelegentlich arbeitet er auch darauf hin, zu beweisen, daß, wenn er in den frühern Theilen der Denkwürdigkeiten der Bildung, Frömmigkeit und dem Wohlthätigkeitssinne der französischen Damen großes Lob gespendet, er damit dem Verdienste der Italienerinnen habe keinen Eintrag thun wollen, welches denn nahe Gelegenheit darbietet, der Dame, der die Schrift gewidmet ist, und ihren Abendgesellschaften etwas Artiges zu sagen.

Von den Reisen der Päpste rühmt der Verf. im Eingange seiner Schrift, daß sie unzählige Vorurtheile, welche von den Feinden des heiligen Stuhles gegen die Päpste listigerweise verbreitet worden, in den Gemüthern der Völker vertilgt haben und der alte, warme Glaube dadurch von Neuem erwacht sei. „Die göttliche Vorsehung scheint die Stirn der römischen Päpste mit einem geheimnißvollen Ausdruck bezeichnet zu haben, der Verehrung und Hochachtung gebietet."

Als Murat im Frühjahre 1815 seinen schlecht berechneten Heereszug nach der Lombardei begann, ersuchte er den Papst um Gestattung des Durchmarsches durch den Kirchenstaat, was Pius VII. nicht genehmigen wollte und doch nicht verwehren konnte, gegen den Antrag also protestirte, sich aber vorhersagen mußte, daß solcher Widerspruch keine Abänderung einmal gemachter Entwürfe herbeiführen würde. Es wurde daher vom Papste der Entschluß gefaßt, sobald die neapolitanischen Heereshaufen die Grenze überschritten, Rom zu verlassen und in den Staaten „des vortrefflichen Victor Amadeus, Königs von Sardinien", welcher in seinen Staaten dem heiligen Vater für den Fall der Flucht hatte eine Freistatt anbieten lassen, namentlich zu Genua, indeß seine Residenz zu nehmen. Cardinal Pacca scheint durch seine Rathschläge vorzüglich auf die Entfernung des Papstes von Rom gewirkt zu haben, nach der Ansicht: die geheiligte Person sei in den Händen des Schwagers Napoleon's eine zu kostbare Geißel, als daß man sie freiwillig dahingeben dürfe. Diese Besorgniß war zu weit getrieben. Unbezweifelt geschah dem König von Neapel ein Dienst, daß Pius VII. Rom verließ und ihn durch seine fortwährende Gegenwart nicht in Verlegenheit setzte. Eine Entführung, wie zuvor durch Napoleon, hatte der heilige Vater nicht zu fürchten, da die unangenehmen Verflechtungen solches

*) Der Umschlag bezeichnet diese Schrift als den fünften Band der Memoiren Pacca's, von welchen schon in diesen Blättern (1833, Beil. Nr. 8) ausführlich berichtet ist. D. Red.

Gewaltstreiches noch neu im Gedächtnisse waren. Auch gegen die in der Reiseerzählung eingewebte Behauptung, daß die Trefflichkeit der päpstlichen Regierung und die der legitimen Regenten der Lombardei die Ursache gewesen, weshalb Murat's Aufruf, unter seinen Fahnen ein selbständiges italienisches Reich zu erkämpfen, so wenig Theilnahme fand, läßt sich Vieles erinnern. Man denke nur über folgende Themata nach: Inquisition, Jesuiten, Missionsprediger, Verfolgungen, Einkerkerungen, Raub und Mord, Mönche und Heilige, und man wird verhindert mit Pacca der Freude froh zu werden, „daß nach wenigen Jahren an jenen Orten, wo die päpstliche Würde am stärksten gebeugt worden, dieselbe von der Bevölkerung und von den Großen dieser Welt die höchsten Beweise der Ehre und Zuneigung erhalten sollte". Der Verf. kann nicht fertig werden, die gläubige Demuth, mit welcher sich alles Volk zum heiligen Vater drängte, zu rühmen, dabei geschmückte Häuser und Straßen, Triumphbogen und Freudengeschrei, Kanonendonner und Glockengeläute u. s. w. Der Erzähler weiß den Jubel zu ungewöhnlichen Bemerkungen zu benutzen, so S. 56 fg.: „Bei der Annäherung an Savona, einer Stadt, welche verschiedene ruhmvolle Epochen Italiens ins Gedächtniß ruft, erfreut und erhebt sich das Herz jedes Italieners, der seine Nation liebt. In dieser nicht großen Stadt ist Julius II. der Kirche geboren, der dem berühmten 16. Jahrhunderte den Aufschwung gab, die große Idee faßte die Peterskirche auf eine Weise zu erneuern, daß kein ähnlicher Tempel existirt hätte, noch in andern Jahrhunderten entstehen könnte, und der durch seine großen Entwürfe und seinen thätigen Schutz zu dem Wiederaufblühen der Wissenschaften und schönen Künste, welche damals unser Italien zur Lehrerin aller andern Nationen machte, so viel beitrug." (Wenn Julius II. unsinnige, prachtliebende Verschwendung jene Lobsprüche verdiente, würde er sie doch wieder einbüßen durch seine Sucht nach kriegerischen Raufereien. Er sann mehr darauf, Kriegsmann, als Priester zu sein.) „Eben dieses Savona hatte wenige Jahre früher der Schiffahrt einen Colombo, den glücklichen Entdecker einer neuen Welt, gegeben; dennoch erwies diesen beiden großen Söhnen Savonas weder Italien noch Europa die gebührende Gerechtigkeit, indem sie zuließen, daß zwei glückliche Florentiner, Johann von Medici, später Leo X., und Americo Vespucci einen großen Theil ihres Ruhmes sich widerrechtlich zueigneten, und der Erste dem Jahrhunderte, der Zweite dem neuentdeckten Welttheile seinen Namen gab." Dort vollzieht Pius VII. die Krönung eines wunderthätigen Mutter-Gottesbildes den 10. Mai 1815, wobei Könige und Fürstenfamilien rechtgläubig paradiren, während Pacca daran denkt, daß grade in diesem Monate, dem Willen Gottes gemäß, nicht eine Fürstin dieser Welt, obgleich sie die Tochter mächtiger Monarchen war, sondern ein wunderthätiges Bild der himmlischen Königin durch den Statthalter Jesu Christi auf dieser Erde in Gegenwart von souverainen Fürsten und andern erlauchten Personen feierlich gekrönt werden sollte.

Am Schlusse des Reiseberichtes gesteht der Cardinal-Decan zu, daß sich seit 1815 die Stimmung der Italiener gegen den Papst und ihre Regenten sehr verschlimmert hat, wovon er den französischen Truppen und Civilbeamten und dann den Protestanten die Schuld beimißt. Ueber Letztere läßt er sich also vernehmen. „Zu den Ursachen, die so viel beitrugen, die alte Liebe und Anhänglichkeit der Italiener für ihre Regierungen zu schwächen, kam noch eine andere, die der Religion und den Nationalsitten größern Schaden that als der lange Aufenthalt französischer Truppen und Beamten. Dieses war die ungeheuere Menge deutscher und englischer Protestanten, welche seit dem J. 1815 Italien gleichsam in Schwärmen überzog. Diese, nicht damit zufrieden, unsere Nation anzuschwärzen, wie sie immer gethan haben, nachdem sie in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, und die Beschreibung ihrer Reisen voll offenbarer Unwahrheiten, verläumderischer Beschuldigungen und Anklagen herauszugeben, gingen jetzt in der Undankbarkeit für die gastfreie Aufnahme, die ihnen in dem gegen die Fremden vielleicht zu freundschaftlichen Italien widerfahren war, noch weiter und haben sich bemüht, die modernen, sogenannten liberalen Grundsätze zu verbreiten, den Völkern Verachtung und Widerwillen gegen den Katholicismus und die Regierungen einzuflößen, indem einige in ihrer Verwegenheit dahin gelangten, sogar die Werke heterodoxer Schriftsteller gegen die katholischen Dogmen auszubreiten, die vielleicht aus der seltsamen Absicht ins Italienische übersetzt waren, um im Schoose des schönen Italiens und in Rom selbst, wo nach dem Ausspruche des großen Kirchenvaters des heiligen Cyprianus, die Treulosigkeit keinen Zugang finden kann (Oho!), den Protestantismus einzuführen. Die Theaterunternehmer, die Weltleute, wie man zu sagen pflegt, und besonders die Finanziers freuten sich über das Geld, welches von den Fremden gespendet wird; aber der politische und religiöse Staatsmann seufzte, wenn er den Schaden bedachte, den sie der Religion und den Sitten brachten, und wiederholten die Worte des Apostels Petrus zu Simon dem Zauberer: Pecunia tua tecum sit in perditionem." Von dieser Aeußerung lenkt der vorsichtige Priester in einer Anmerkung wieder ein und schließt mit den Worten: „Uebrigens muß man jene englischen und deutschen Familien von hohem Range von diesem Vorwurfe ausnehmen, welche ein vorsichtiges und weises Benehmen, das mit den Grundsätzen ihrer Erziehung übereinstimmt, beobachten. Hier werden hauptsächlich solche Abenteurer gemeint, die sich für Das ausgeben, was sie nicht sind."

Wenn man auch die besprochene Reise des heiligen Vaters nach Genua für ein höchst unbedeutendes Ereigniß seines Lebens hält, so ist es doch nicht uninteressant, den guten alten Cardinal darüber plaudern zu hören. 25.

Anekdoten.

Ludwig XIV.

Man mag von Ludwig XIV. sagen, was man will, etwas Imposantes muß diesem Fürsten doch beigewohnt haben. Hier ein Beispiel. Heinrich Julius von Condé, Sohn des großen Condé, war gewissen Einfällen unterworfen, welche man an jedem Andern als einem Prinzen Tollheiten genannt haben würde. Zuweilen glaubte er in einen Hund verwandelt zu sein, und bellte dann aus Leibeskräften. Eines Tages überraschte ihn ein solcher Anfall in der Gegenwart des Königs. Letzterer machte aber einen solchen Eindruck auf den Kranken, daß er die Gewalt über sich behielt, langsam bis zu einem Fenster zurückzuweichen und den Kopf hinauszustecken. Erst jetzt ließ er seiner Wuth freien Lauf und bellte zum Fenster hinaus.

Rouillé du Coudrai.

Rouillé du Coudrai, Mitglied des Conseil des finances unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, war ein erz grober Mann, aber von unbestechlicher Redlichkeit, welches damals etwas heißen wollte. Eines Tages überreichte ihm eine Gesellschaft Finanzpächter eine Liste ihrer Associés, in der er mehre Stellen in blanco fand. Auf seine Frage: was das bedeute, ward ihm gesagt: dies seien die Stellen zu seiner Disposition. „Mais si je partage avec vous", erwiderte er heftig, „comment pourrai-je vous faire pendre, au cas que vous soyez des fripons?" Da sind wir doch höflicher geworden; so schlimm machen wir's nicht mehr!

Toussaint-Louverture.

Als Toussaint-Louverture von der Consularregierung als Commandant von S.-Domingo anerkannt worden war, schrieb er an Bonaparte: „Toussaint, le premier des noirs, à Bonaparte, le premier des blancs." Die Adresse soll von dem „Ersten der Weißen" nicht ganz misfällig bemerkt worden sein. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1835.

Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Friedrich Rückert.

(Beschluß aus Nr. 161.)

Ein Geschäft aber gibt es voller Lust, die freie fröhliche Jagd. Wer hierin rüstig und behend ist, der erwirbt sich großen Ruhm.

Schu, der Edle, gehet jagen;
Und im Dorfe blieb kein Jäger, ha!
Blieb im Dorf kein Jäger? Ja!
Doch ihm gleich kommt Keiner, will ich sagen.
Also herrlich ganz und gar,
Schön von Leib ist er und klar.

Ein anderer guter Geselle ist einem gewaltigen Jäger begegnet; sie haben zusammen zwei Hirsche, zwei Eber, zwei Tiger erlegt; der gewaltige Waidmann hat ihn einen beherzten Genossen genannt; das freut ihn immerdar. Die Jagdlust feiern mannichfaltige Lieder vom Umstellen der Hasen mit Netzen an bis zu dem prächtigen Jagdzuge des Kaisers, der sich dreimal im Jahre auf die Jagd begibt, zuerst für den Bedarf der Opfer, dann zur Bewirthung der Gäste, zuletzt für den eignen Unterhalt. Aus einem schönen Liede hat Rückert Töne hervorgelockt, die an die Weise deutscher Jägerlieder erinnern:

Die Hirsche sind geschossen,
Man hat sie zugedeckt mit frischen Sprossen.
Die Jungfrau sitzt und leuchtet
Im Grünen wie ein Stern;
Und wer sie sieht, dem deuchtet
Daß er sie hätte gern.

Die Hirsche u. s. w.
Die Jungfrau glänzt im Grünen
Als wie ein Edelstein,
Es ladet alle kühnen
Schützen ihr Schimmer ein.

Die Hirsche u. s. w.
Rühr' an nicht meinen Schleier,
Sieh' an nicht meinen Mund!
Reize nicht, schöner Freier,
Zum Bellen meinen Hund!

So sind wir zu jenen Empfindungen und Lebensbeziehungen gelangt, mit denen die Poesie, als ihr eigentlichster Ausdruck, überall unzertrennlich verbunden ist. Die Sehnsucht, die Lust und das Leid der Liebe tönt auch hier in einer Menge von Gedichten wieder. Im Süderland stehen hohe Bäume, nur am höchsten Wipfel haben sie Zweige, Niemand vermag sie zu erreichen; an dem Ufer des Han lustwandeln schöne Frauen, Niemand vermag zu ihnen zu gelangen, der Fluß ist breit und tief, und keine Fuhrt gibt es, hinüberzuwaten. Frauenschönheit dringt mächtig zum Herzen, der Frühling lockt mit seinen süßen Stimmen zur Liebe:

Wann früh die Sonne steiget,
Erwacht der Goldfasan,
Im Wipfel er nicht schweiget,
Ruft die Fasanin an:
Wer nun will frein, ihr Stolzen,
Thu' es in kurzer Frist,
Warte nicht erst, bis geschmolzen
Das Eis auf den Bergen ist.

Im heimlichen Herzen des Mädchens regt sich liebendes Verlangen; auf hohem Berge hat sie Gras und Blumen gesammelt; Alles verwelkt, während sie vergebens nach dem Freunde umherblickt; so verwelkt auch sie. Auf schwankem Nachen fährt der Schiffer vorüber an dem Mädchen und lockt es, hinüberzufahren, wo die Junggesellen sind. „Fahre Den, der fahren mag! Wer mich will, der komme an meine Schwelle." Andere haben es gar dringlich. „Alle Pflaumen sind vom Baume gefallen, kaum drei sind übrig. Wer mich freien will, der beeile sich!" Was hilft es aber, wenn der Unrechte kommt, während das Mädchen auf Den, den sie liebt, heimlich hofft? Er glaubt wol gar, erwartet und willkommen zu sein? Ausgeschlossen wird er, vergebliche Wacht muß er vor dem Hause halten, mag es ihn immer verdrießen. Kommt aber der Ersehnte, so empfängt ihn das schönste Glück. Liebesgaben werden ihm zu Theil; sie mögen wol köstlich sein; daß der Liebsten Hand sie dargereicht, das ist ihr höchster Werth. Leise muß er durch das Dorf gehen, daß der böse Leumund nicht erwache, denn die Aeltern sind ihm abgeneigt. Aber standhaft ist die Treue der Geliebten; sorglich und wohlmeinend ist die Mutter, aber den Sinn der Liebenden versteht sie nicht; der läßt sich nicht lenken. Freiwerber und Freiwerberin begegnen sich; da findet es sich, daß schon auf der Mitte des Weges ihr Geschäft verrichtet ist, fröhlich kehren sie wieder um, die Hochzeitfeier zu beschicken. Heitere Festgesänge ertönen und geleiten die Braut zu dem Hause des Bräutigams, der sie an seiner Schwelle mit freundlicher Bewillkommnung empfängt. In das hohe Nest des Falken

kommt ein Flug Turteltauben; in das Schloß des Bräutigams zieht die Braut mit ihren Dienerinnen ein. Eine freundliche Sonne ist nun segensreich im Hause aufgegangen. Wenn dann, der alten Sitte gemäß, die junge Frau nach einiger Zeit in das älterliche Haus zurückkehrt, wie hat sich dann Alles verwandelt; sie hat an dem Mädchenscherze kein Gefallen mehr; traurig späht sie nach dem Gatten, der ihrer treu gedenkt und zu ihr eilt.

> Hat sie nicht das Dach bestiegen,
> Um noch einmal hinzusehn?
> Schlummernde Gefährten liegen
> Und die müden Rosse stehn.
> Könnt' ich fliegen, meine Wonne,
> Mit dem Nachtwind durch die Strecken!
> Schlafe wohl, ich will dich wecken
> Morgen mit dem Strahl der Sonne.

Andere Lieder sprechen die Trauer des einsamen Weibes aus, wenn Krieg oder des Kaisers Geschäfte den Gatten entfernt halten. Es gebricht der Zurückgelassenen nicht an Schmuck; aber wem zu Liebe soll sie sich schmücken? Wol gibt es eine Pflanze der Vergessenheit, aber sie überläßt es Andern, sie zu pflücken, und pflegt ihren Gram. Eine Reihe trauriger Lieder verstoßener Frauen zeichnet sich durch tiefe Innigkeit aus; feste Treue überdauert das entschwundene Glück.

Klagen verwaister Kinder, Uneinigkeit und Eintracht zwischen Brüdern und Freunden und andere Lebensverhältnisse vervielfältigen die Beziehungen dieser Lieder. Wir können nicht jedem Einzelnen folgen, und selbst zahlreiche Beispiele würden wenig helfen. Denn so schön und bezeichnend auch die einzelnen Gedichte dieser Sammlung sind, so wird doch ihre volle Bedeutung erst im Zusammenhange des ganzen reichen und lebendigen Gemäldes recht empfunden. Indem wir daher uns mit diesen allgemeinen Andeutungen begnügen müssen, wenden wir uns von den Zuständen des Privatlebens zu den Lebensrichtungen, welche durch den Staat und den Hof bedingt sind. Die Lieder, welche diesen Kreisen angehören, sind zum Theil weniger poetisch, den chinesischen Charakter bezeichnen sie aber mit besonderer Deutlichkeit. Ein großer Theil ihres Inhalts läßt sich in dem Spruche (S. 213) zusammenfassen:

> Entziehst du deinen Dienst dem Staat,
> So ist's am Vaterland Verrath,
> Und dienst du ihm an deinem Theile,
> So ist's Verrath an deinem Heile.

Der Krieg, der die Poesie anderer Völker zu vollem Feuer zu entflammen pflegt, erscheint in diesen chinesischen Liedern mehr als ein Inbegriff vielfältiger Beschwerden und Mühsale als in dem Glanze energischer Thaten. Die Pracht festlicher Kampfspiele wird zwar mit Wohlgefallen geschildert, aber der bittere Ernst des Krieges regt größtentheils nur zum Unmuth und zur Klage auf. Wir finden wol, daß ein rüstiger Soldat einen wackern Gesellen zu treuer Kriegskameradschaft aufruft, mit Rüstung und Waffen will er ihn versehen, damit er ohne Säumniß dem Aufgebote des Kaisers folgen könne; es gibt wol einige Kriegslieder, welche die Macht des zum Streite ausziehenden Feldherrn kräftig und freudig darstellen; aber weit häufiger sprechen die Lieder den Unmuth der widerwillig und nothgebrungen den Kriegsgeboten Gehorsam leistenden Soldaten aus. Die Wächter, welche die Grenzen des Reichs gegen die Barbaren hüten, sind der Mühen herzlich überdrüßig, sie sehnen sich nach Weib und Kind und harren der frischen Mannschaft, die sie endlich ablösen soll. Der Krieger steigt in der Ferne auf einen steilen Berg und blickt in die Gegend, wo ihre Heimat liegt; er hört im Geiste, wie Aeltern und Brüder ihn ermahnen, heimzukehren. Ein Anderer macht seinem Feldherrn schlimme Vorwürfe, daß er ihn zu schwerer, endloser Mühe geführt hat.

> Wo ist die Pflanze, die nicht schon verdorrte!
> Wo ist ein Tag, da man uns Ruhe gibt?
> Uns treibt ein schwer Gebot von Ort zu Orte,
> Wo eine Noth sich auf die andre schiebt.

Zieht das Heer endlich heim, so gibt sich mehr die Freude der Beschwerden entledigt zu sein, kund als ein stolzes Bewußtsein siegreich bestandener Gefahren.

Derselbe Sinn spricht sich in den Gedichten aus, die sich auf den Hof beziehen. Hoftänze und Königsfeste werden sehr behaglich beschrieben; es gefällt den Hofleuten sehr wohl, Tags in zierlichen Gewändern einherzuschreiten, aber noch fröhlicher eilen sie Abends heim, wenn der König sie entläßt; die Plagen des Hofdienstes zu beseufzen, sind diese Lieder unerschöpflich; die nächtliche ruhelose Wacht, die Noth des Dieners, der am frühen Morgen, durch die Befehle des Herrn geweckt, in seiner Hast die Kleider verkehrt anzieht; der Neid, mit welchem die geplagten Hofleute den gemächlichen Beschäftigungen der Landbauer zusehen, dies Alles ist sehr anschaulich dargestellt. So empfinden auch die höhern Beamten mehr noch die Last als die Ehre ihrer Würde. Kaiserliche Boten beklagen die Reise, die sie weit vom Hause entfernt:

> Vier gewalt'ge Rosse, straff von Sehnen,
> Weiß am ganzen Leibe, schwarz von Mähnen,
> Wie die Rosse sind von bester Art;
> Wünschen sie wol heim sich nie?
> Ja, doch kaiserliche Fahrt,
> Keinen Aufschub gönnet sie;
> Also niemals wird die Müh' gespart.

In dergleichen Liedern tritt uns der widerwillige, aber unterwürfige Gehorsam, mit dem sich die Unterthanen, deren Sinn auf ruhige Behaglichkeit gestellt ist, den strengen Geboten des Despotismus fügen, deutlich entgegen.

Doch leuchtet daneben oft genug eine kräftige, unselbsüchtige, Lob und Tadel unumwunden und einsichtig aussprechende Gesinnung hervor. Wackere Könige und Königssöhne werden gepriesen; dem Fürsten, der an den Kaiserhof zieht, folgt die Sehnsucht des Volks. Dagegen werden nichtswürdige Emporkömmlinge verspottet und Hüter des Staats, die ihrer Pflicht vergessen, mit strengen Worten gescholten. Um das zerrüttete Vaterland ertönt bittere Klage, die Verschuldung wird nicht verschwiegen. Wie Dornen am Thore der Gräber sollen die Bösewichter ausgerottet werden.

Leiht nun die Poesie ihre Stimme dringender Er-

mahnung und aufgeregtem Unmuthe, so tritt sie vor der tiefsten Noth ebenso wenig zurück; das Elend Auswandernder und Vertriebener, den Jammer der Hungersnoth stellt sie mit derselben Wahrheit wie die Gemächlichkeit eines fröhlichen Genusses vor unsere Augen.

Mit diesen Umrissen sind die Richtungen, in denen sich die Poesien der beiden ersten Bücher des „Schi-King" ausbreiten, keineswegs abgeschlossen. Eine Menge von Sittenschilderungen und Sittenregeln voll Feinheit und Wahrheit müssen wir übergehen; doch gedenken wir eines Gedichts (S. 65), in welchem eine „Schönheit von freien Sitten" mit dem Regenbogen verglichen wird; Jeder soll sich hüten, nach ihr zu deuten, gleichwie man nach dem Regenbogen nicht deuten kann, ohne daß der Finger schwiert. Aehnlich ist es nach dem deutschen Kinderglauben verboten, nach dem Himmel mit Fingern zu deuten, weil es die Engel beleidigt. Solcher bald deutlichen, bald leisern Uebereinstimmungen, die einen besondern Reiz haben, werden einem aufmerksamen Leser viele begegnen. So sind die Lieder: „Flucht und Rache" (S. 95) und „Die Königin weckt den König" (S. 106), den romanischen und altdeutschen Tagliedern (Aubaden) sehr ähnlich und dürfen die Vergleichung nicht scheuen.

Eine bedeutende Anzahl der Lieder der ersten Bücher ruht auf geschichtlichem Grunde, und mehrmals fügen sich mehre Gedichte zu einem kleinen Cyklus zusammen, wie z. B. die, welche sich auf den Reichsfeldherrn Tscheu-Kong beziehen (S. 159 fg.).

Aus einem solchen Cyklus besteht der größte Theil des dritten Buches, in welchem die Herrlichkeiten des Kaiserhauses Tscheu geschildert werden. Die chinesische Tradition schreibt diese Lieder eben jenem Tscheu-Kong zu, dessen Trefflichkeit als Erzieher seines Brudersohns, des jungen Kaisers Tschin-Wang, des Enkels von Wen-Wang, von Confucius als Muster gepriesen wird. Diesen Lobgedichten schließen sich sinnige Betrachtungen, heilsame Lehren und Klagen über die Zerwürfnisse an, denen das Reich unter dieser Dynastie nicht entgehen konnte. Hiervon heben wir ein kurzes Gedicht hervor (S. 316):

Ich stand in Waldes Tiefen
Und sah da Hirsch und Reh,
Die scharweis, paarweis liefen
Und hatten kein Leid und Weh.

Die Thiere leben feiner
Als Menschen zu dieser Frist,
Da unter den Menschen keiner
Des andern Freund mehr ist.

Diese Klage hat auch zu andern Zeiten und in andern Ländern manches Gemüth bewegt; wer sie aber aus tiefster Seele mit so reinen und schönen Worten auszusprechen weiß, der ist glücklich zu nennen.

Den Beschluß machen die im vierten Buche des Originals enthaltenen Festlieder zum Preise der Ahnen. In diesen religiösen Liedern spricht sich eine reine Gesinnung in schönen Weisen aus, so mannichfach und reich, als es der Mangel tiefer und farbenreicher Mythen verstattet.

Ueber die Form der meisten Lieder erlauben wir uns, da noch größerer Raum für diese Anzeige schwerlich verlangt werden kann, nur eine Bemerkung. Die allermeisten Lieder beginnen damit, daß sie die Wahrnehmung irgend eines Gegenstandes oder Ereignisses der Natur aussprechen, dessen Beziehung auf den eigentlichen Inhalt des Gedichts bald in deutlicher Vergleichung offen liegt, bald verborgener und zweifelhafter ist. Ganz dieselbe Weise findet sich in den Volksliedern vieler andern Völker, auch in den deutschen und ganz besonders in den slawischen, während sie in andern, z. B. den alten französischen, fast nie begegnet. Dergleichen Eingänge bilden da, wo bestimmte Beziehung mangelt, entweder den landschaftlichen Hintergrund, auf welchem sich das Lied hervorhebt, oder sie versetzen wie ein musikalisches Präludium in eine dem Eindrucke des ganzen Liedes homogene Stimmung und regen die Phantasie zu unbestimmten, aber jenem Eindrucke günstigen Erinnerungen an. In den chinesischen Liedern ist der Zusammenhang des einleitenden Bildes mit dem Nachfolgenden meist sehr dunkel; wenn Rückert in seiner Nachbildung die Beziehungen gewöhnlich deutlicher ausspricht, auf die feinste und geistreiche Weise, so hat er sich nur der Freiheit bedient, die sich jeder Leser, nur mit geringerem Glücke, genommen haben würde, dessen Phantasie zu Ergänzung der mangelnden Vermittelung angeregt worden wäre.

Möge der verehrte Dichter, von dem wir mit dankbarer Anerkennung scheiden, nun bald seine Uebersetzung der „Hamasa" folgen lassen! Wie hier das Meisterwerk freier Nachdichtung, werden wir bei der Uebertragung jener alten arabischen Volkslieder ein treues Nachbilden, worin ihm Keiner gleicht, bewundern müssen. 45.

Hanoverische Kunstblätter. Nr. 1—12. Lüneburg (Herold und Wahlstab in Commission). 1835. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Ref. ist ein großer Freund der Aufrichtigkeit und gesteht daher unverhohlen sein freudiges Erstaunen, welches ihn beim Anblicke dieser Blätter überraschte. Man war nämlich durch mündliche wie gedruckte Berichte der Reisenden bisher des Glaubens, die Kunst werde von den Hanoveranern als eine ziemlich überflüssige Gottheit ignorirt, da ein, wenngleich tüchtiger, doch nüchterner Verstand seine Bestrebungen eben nicht über die Grenze des Nothwendigen ausdehne. Die obigen Blätter belehren uns jedoch eines Andern. Wir müssen nämlich anerkennen, daß sie durch die Neuheit der Idee in Deutschland wenigstens als ein Werk einzig in seiner Art anzusprechen sind, und das gereicht den hanoverischen Kunstfreunden, welche diese Blätter ins Leben gerufen haben, zum besondern Verdienste.

So viel dem Ref. bekannt, hatten die Ausstellungen von Werken bildender Kunst bisher kaum ein anderes Organ zu ihrer Würdigung als bereits bestehende Zeitschriften und wurden nicht selten in beschränkten flüchtigen Correspondenznachrichten mit höchst unmündiger Feder beschrieben. Auch die beiden frühern Ausstellungen zu Hanover fanden nur in der „Hanoverischen Zeitung" und einem Provinzialblatte Raum für eine kritische Feder. Die Anzeigen der ersten Ausstellung waren, wiewol mit Sachkenntniß geschrieben, doch um einen Ton zu hoch angeschlagen, man sagt ihnen daher nach, sie seien zu poetisch. Die Kritik der zweiten Ausstellung fand man dagegen, nicht ganz mit Unrecht, im Allgemeinen zu derb. Beide mußten daher mehr oder weniger den Zweck verfehlen, welcher in Hanover und auch wol an andern Orten nur der sein kann, die durch reiche

Ankäufe sich bethätigende Empfänglichkeit des Publicums für Kunstgegenstände auf dem zeither unbebauten Boden nicht wild umherwuchern zu lassen, vielmehr reinen, schlichten und wahren Kunstsinn daraus hervorzubilden; auf der andern Seite aber auch dem noch oft prädominirenden Hausverstande der Kenner deutlich zu machen, daß ihm nicht allein alle Fähigkeit zu einem Kunstorgan rein abgehe, sondern daß er sogar selbst da, wo er dieses oder jenes Bild lobe, ein stricter Antagonist jeglicher Kunst sei. Diesen Zweck haben die „Hanoverischen Kunstblätter" wol im Auge gehabt; sie sprechen ihn im neunten Artikel ziemlich deutlich aus und zeigen, daß sie ihr Publicum kennen. Ist der Ton nicht überall gleich, harmonisch, gehalten, so ist zu bedenken, daß die Artikel nicht sämmtlich aus einer Feder gekommen sind und der Redaction bei der Schnelligkeit, mit welcher die einzelnen Nummern ins Publicum gehen mußten, kaum Zeit zum Stimmen blieb. Die Redaction hat der Maler G. Osterwald besorgt und außerdem noch den Blättern durch mehre in Holzschnittmanier lithographirte Abbildungen bemerkenswerther Gemälde eine besondere Zierde verliehen. Ref. erinnert sich, einige der abgebildeten Gemälde auf der berliner Ausstellung gesehen zu haben, und muß die Treue dieser Abbildungen lobend anerkennen, wie denn mehre derselben neben dieser Treue wirklich als ein für sich bestehendes Kunstwerk anzusprechen sind. Von einem Fröhnen der Mode, welche gegenwärtig durch die meisten Tagesblätter Holzschnittlithographien in die Welt schleudert, kann hier also nicht die Rede sein, und hätte man zu Diderot's Zeiten schon den Steindruck gekannt, der würdige Kunstrichter wäre des an schmerzliche Klage streifenden Wunsches gegen seinen Freund Grimm überhoben gewesen, nur durch ein paar Linien, durch den allerflüchtigsten Umriß das eben besprochene Bild — auf der pariser Ausstellung — zu verdeutlichen, um sein Urtheil zu motiviren.

Ref. wünscht nicht allein den in so mancher Hinsicht interessanten Kunstblättern auch außerhalb Hanover freundliche Aufnahme, sondern auch und vorzüglich ihre Fortsetzung. Vielleicht ließe sich durch dieselben mit der Zeit auch ein, wenn nicht sämmtliche, doch die hauptsächlichsten Ausstellungen Deutschlands umfassendes Institut begründen, aus welchem eine objective Kritik, und mit derselben im Publicum ein geläuterter Geschmack und wahrer Kunstsinn um so sicherer und wohlthätiger sich entwickeln würde, als dann die häufig so ganz und gar unberufenen Relationen der Tagesblätter wie der anmaßenden Kennerschaft nothwendig verstummen müßten zur Freude der Künstler wie der Kunstfreunde. 142.

Notiz.

Wir theilen aus dem dritten Band der „Voyage round the world", von dem blinden Holman, der soeben in London erschienen ist, einiges Wissenswürdige mit.

Ueber die Sklaven in St.-Moritz sagt Holman, daß im Durchschnitt ihre Abhängigkeit beiweitem nicht so drückend ist als die Lage unserer leibeignen Bauern, und daß diese im Allgemeinen weit schwerere Arbeiten verrichten müssen. Selbst der freie Bauer, behauptet er, befinde sich in mehren Gegenden Europas in einer weit mislichern Lage als diese Schwarzen. Der Reisende versichert, daß es bei der Eigenthümlichkeit der Negernatur, die nicht auf den ersten Augenblick zugänglich ist, für den Europäer sehr schwierig sei, sie zu behandeln, und daß die Pflanzer mit einer consequenten und leidenschaftslosen Strenge viel weiter kommen als mit Nachsicht und Güte, welche bei diesen armen Menschen ebenso wie bei allen geistig verwahrlosten Naturen wirken, daß sie nämlich die ganze Hand nehmen wollen, wenn man ihnen einen Finger überläßt.

So richtig und der Wahrheit gemäß diese Bemerkungen auch sein mögen, so unrecht würde es doch sein, ihnen eine begründende Kraft zu geben; denn dadurch, daß Menschen nicht verdienen frei zu sein, ist das Fortbestehen der Sklaverei nicht gerechtfertigt, und das tausendmal Gehörte bleibt immer wahr, daß der Mensch, so lange er nur für eine Sache gilt (so lange er, um in der Weise der neuesten Philosophie zu sprechen, nur ein Sein für Andere hat), auch die Unmöglichkeit, sein Wesen zu veredeln, in sich trägt.

Sehr ausführlich berichtet der Verf. in diesem dritten Bande über naturhistorische Gegenstände und Beobachtungen, über Alligatoren-, Büffel-, wilde Schweins- und Elefantenjagd, die er mit besondern Vergnügen mitgemacht zu haben scheint. Die neuern Reisebeschreibungen sind an Erzählungen dieser Art so überreich, daß wir hier nur Einiges von dem Mitgetheilten berühren wollen.

Die Vedahs, ein wilder Volksstamm, der die Ostküste von Ceylon in der Gegend von Trinconomala bewohnt, haben eine eigne Art, die sich hier in Menge findenden Elefanten zu erlegen. Sie gehen in beträchtlicher Anzahl diesen Thieren entgegen und treiben eine Heerde derselben auf eine Anhöhe, während einige Jäger, mit Bogen und Wurfspießen bewaffnet, welche letztere in der Mitte einen Einschnitt haben, sich ganz nahe bis zu den Fersen ihrer Beute hinschleichen. Sobald das ungeheuere Thier seinen Fuß aufhebt, werfen sie den Wurfspieß nach der Lende desselben aus. Indem nun das getroffene Thier vor Schmerz auf den Boden stampft, bricht der Wurfspieß an der Kerbe entzwei und die Spitze fährt tief in das Fleisch hinein. Der Elefant ist an den Füßen sehr empfindlich und stürzt bei diesem zweiten größern Schmerz gewöhnlich zu Boden, worauf alle Jäger aus ihrem Hinterhalt hervorspringen und ihn mit unzähligen Pfeilen und Lanzen erlegen.

Die Vedahs jagen die Elefanten hauptsächlich wegen ihrer Zähne, denn aus dem Fleische machen sie sich nicht viel und ziehen ihm das Fleisch der Hirsche und Schweine vor, deren es auf Ceylon ebenfalls eine große Menge gibt. Oft erlegen sie von diesen Thieren eine größere Menge, als sie auf einmal verzehren können, und dann pflegen sie ihren Mundvorrath auf folgende Weise aufzubewahren. Sie schneiden das Fleisch in kleine Stückchen, trocknen es an der Sonne, legen es dann in einen hohlen Baumstamm ein und bedecken es mit Honig. Dieser zieht in Kurzem zahllose Schwärme von Bienen herbei, deren Operationen auf der Honigscheibe bald eine zähe Kruste hervorbringen, die sich allmälig verhärtet und eine hermetische Decke bildet, wodurch das Fleisch lange erhalten wird. 130.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 11. Juni 1835.

Beiträge zur niedersächsischen Geschichte, in Versuchen historischer Monographien der Häuser Winzenburg, Peine und Dassel und ihrer auf die hildesheimische Kirche übergegangenen Besitzungen von Karl Ludolf Koken. Erster Band. Geschichte des Geschlechts und der Burg Winzenburg. — Auch unter dem Titel: Die Winzenburg und deren Vorbesitzer. Ein historischer Versuch. Hildesheim, Gerstenberg. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die historische Bearbeitung einzelner Bezirke oder Ortschaften eines Landes gibt immer willkommene Beiträge zur Lichtverbreitung über dessen Geschichte, sowie diese, als Theil einer ganzen Volksgeschichte, zu deren Verständnisse wesentliche Bestandtheile enthält. Darum die Vereine zur Erforschung für die vaterländische Specialgeschichte so nützlich als die dahin zielenden Bemühungen einzelner Männer ehrenwerth sind, dergleichen auch Niedersachsen mehre mit Auszeichnung aufzuweisen hat. Zu ihnen gesellt sich nun mit obigem Versuche Hr. Koken, welcher, wie bereits seine kleinen geschichtlichen Aufsätze in verschiedenen Provinzialblättern und Magazinen bewiesen haben, sich das Quellenstudium seiner speciellen Vaterlandsgeschichte zur Aufgabe gestellt hat, um den Wust alten, sich darin bis auf neuere Zeit erhaltenen Fabelkrams aufzuräumen und aus den Schlacken der Märchen und Träumereien die Lauterkeit haltbarer oder höchstwahrscheinlicher Bestandtheile des geschichtlichen Metalls zu schmelzen. Der Verf. wählte sich ausschließlich einzelne Gebiete des Bisthums Hildesheim, das als wichtiger Theil der niedersächsischen, insbesondere der braunschweig-lüneburgischen Geschichte, ekanntlich den berühmten Herzog Georg so sehr beschäftigte, aß dessen politisches System durch dieses Stiftes Schicksale im Laufe des dreißigjährigen Kriegs wesentlich geregelt wurde. Wie aber dieses Bisthum bis zu seiner Verweltlichung die Besitzungen mehrer im Mittelalter angesehener Geschlechter, die von Winzenburg, Peine, Dassel, Woldenberg, Schladen und Poppenburg, allmälig verschlang, ebenso mußte sich auch der Umfang von Hrn. Koken's Forschungen erweitern, wozu ihm seit etwa 20 Jahren der Amtsberuf allem Anscheine nach nur spärliche Muße gestattete. Die ersten Früchte derselben, d. h. den ersten vollständigen Versuch seiner verdienstlichen Bestrebungen, lesen wir in den vorliegenden Schicksalen der Winzenburg mit ihren frühern Besitzern bis auf unsere Zeiten. Des Ref. ungetheilte Aufmerksamkeit, wie er sie dem Buche schenkte, kann sich hier nicht in der Maße aussprechen, als einzelne Dinge darin Veranlassung geben möchten, sondern er zieht vor, nur einen anziehenden, die größere Hälfte des Buches bildenden Abschnitt für die Leser dieser Blätter herauszuheben, weil ihm derselbe für die Vasallenverhältnisse des Mittelalters wichtig scheint. Wir meinen die kurze, nicht viel über ein halbes Jahrhundert haltende Geschichte der Grafen von Winzenburg, mit welcher das Büchelchen beginnt, aber auch die schwierigste Arbeit wegen der vielen Dunkelheit und aufstoßenden Zweifel ist. Doch unterstützten den Verf. hierin v. Wersebe's Preisschrift über die Gaue zwischen der Elbe, Saale, Unstrut, Weser und Werra und einige andere. Wichtig nämlich ist dieser Abschnitt insofern, als, unsers Bedünkens, darin eine Vasallenpolitik hervorschimmert, welche die deutsche Specialgeschichte jener Zeit mit der französischen in Verwandtschaft bringt. Ref. versteht darunter das Streben geistlicher Vasallen nach Gunst und Lehnsverband bei einer weltlichen Macht, unter deren Schutze sie den geistlichen Lehnsherren furchtbar wurden; wie denn auch deutsche Kaiser so gern als französische Könige dergleichen Bestrebungen aufnahmen, ja dem hohen Adel, wie Beispiele davon zeugen, darin entgegenkamen. Wir glauben in den Verhältnissen des letzten Grafen von Winzenburg, Hermann II., zu den Bischöfen von Hildesheim diese Meinung bestätigt zu finden. Eine von ihm veranlaßte Mordthat an einem Freunde des Kaisers Lothar, der Hermann's eigner Vasall war, brachte ihn um alle Besitzungen und geistliche Lehen und somit um seine politische Existenz. Bis zu Konrad III. Thronbesteigung, fast neun Jahre lang, verschwand er; nun aber trat er plötzlich als vorzüglicher Günstling des Monarchen, auf vielfache Weise gefördert und gehoben, wieder ans Tageslicht, sodaß der hildesheimer Bischof nach langem Widerstreben genöthigt ward, die eingezogenen Lehngüter dem Grafen zurückzugeben, während ihn Konrad zum Schirmvogt über drei königl. Abteien bestellte. Auf eine bedeutende Stufe weltlichen Ansehens gehoben, hatte Hermann II. durch seine Gemahlin Luckgarde (? Luitgarde) noch die Aussicht, eine reiche Erbschaft aus der markgräflichen Familie von Stade, von welcher sie herstammte, zu beziehen; aber das gräfliche Ehepaar wurde im Genusse ungetrübter irdischer Herrlichkeit im Januar 1152 des Nachts von eignen Untergebenen ermordet. Bekanntlich starb wenige Wochen nachher auch der königl. Gönner, welcher wahrscheinlich den Grafen in Rücksicht auf sein Verhältniß zu Heinrich dem Löwen so sehr begünstigt hatte, was jedoch vom Verf. übersehen und von trockener Sicherstellung einzelner dunkler oder zweifelhafter Begebenheiten verdrängt wurde zum Nachtheile eines übersichtlichen pragmatischen Zusammenhanges der das Einzelne erklärenden Reichszustände, sowie wir auch bedauern müssen, daß zu dürftige Züge aus des Grafen Leben ermittelt werden konnten. Mit ihm erlosch dieses gewichtige Grafengeschlecht, da blos der Ehe Töchter entsprossen waren, und diese mußten, was wol bei Konrad's längerm Leben nicht geschehen wäre, zusehen, wie Heinrich der Löwe die weltliche Erbschaft an sich nahm und der Bischof von Hildesheim die geistlichen Lehen einzog. Hr. Koken vermuthet, daß die Töchter, deren drei waren, auf irgend eine Weise entschädigt worden seien. Der übrige Theil dieses Werkchens gibt die Schicksale der Winzenburg und deren Zubehör unter den Bischöfen von Hildesheim und unter der Regierung des mittlern Hauses Braunschweig-Lüneburg seit der bekannten Stiftsfehde mit den spätern Veränderungen bis auf unsere Tage. Die drei Nachträge hätte Ref. lieber in den betreffenden §§. eingewebt gelesen, sowie er auch an dem §. 276 tadelt, daß selbiger nicht in die einleitenden Paragraphen verlegt worden ist, indem logische Abrundung immer die empfehlenswerthe Eigenschaft einer Schrift bleibt. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß S. 21 von Klosteracten aus dem Ende des 11. und Anfange des 12. Jahrhunderts die Rede ist, da doch Archivacten höchstens erst mit dem Ende des 15. Jahrhunderts gefunden werden. Es wäre demnach nähere diplomatische Erklärung wünschenswerth gewesen.

Ref. bringt nun aus weiter unten angegebenen Gründen eine gediegene und streng-kritisch bearbeitete Schrift von einem berühmten Landsmanne Hrn. Koken's mit dieser in Verbindung, nämlich des verewigten Landrostes August von Wersebe Abhandlung:

Ueber die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken. Zugleich eine Revision der ältesten Geschichte und Diöcesanverfassung von Thüringen. Erste Hälfte. Hamburg, Perthes. 1834. Gr. 8. 20 Gr.

Dem Gymnasialdirector und Bibliothekar Hrn. L. F. Hesse zu Rudolstadt wurde die Handschrift dieser Arbeit unter der Bedingung zugesendet, sie unverändert abdrucken zu lassen. Hr. Hesse, wenngleich selbst eifrig beschäftigt mit Untersuchungen über die älteste Geschichte einzelner thüringer Bezirke und deren Besitzer, wie des Bisthums Merseburg, der Grafen von Hohenstein, Orlamünda, Kevernburg, Rabenwalde rc., wobei ihn nahe und

fern gelegene Archive unterstützen, übernahm doch das Anerbieten, und gab die größere, dem königl. sächs. Staatsminister Freiherrn von Lindenau gewidmete Hälfte davon mit dem Versprechen heraus, die andere kleinere mit Beifügung seiner Bemerkungen über verschiedene darin vorkommende Ansichten in diesem Jahre noch folgen zu lassen. Hierauf verspricht er im zweiten Bande seine Forschungen über obige Bereiche und Geschlechter liefern zu wollen; daher ihm gut schien, das Ganze, wie es schon bei vorliegendem Hefte geschehen ist, unter fortlaufendem Haupttitel: „Beiträge zu der deutschen, besonders thüringischen Geschichte des Mittelalters", erscheinen zu lassen. Zweierlei Eigenschaften bringen das Koken'sche und v. Wersebe'sche Werkchen in Verwandtschaft und hier zueinander; erstlich insofern sie Beiträge zur deutschen Specialgeschichte enthalten, und dann insofern diese (bei Hrn. Koken meinen wir nur die früheste Geschichte der Winzenburg) Ansichten liefern, welche aus fabelhaften Gewährsmännern ergründet wurden, unter denen aber jeder der Verf. einen glaubwürdigen Berichterstatter für seine Meinung fand: so Koken den Abt Reinhard von Reinhausen, einen Zeitgenossen der Grafen von Winzenburg, und v. Wersebe den Geheimschreiber Karl's des Großen, Eginhard, bei Adam von Bremen, auf dessen Nachrichten er lediglich seine Hypothese von der Theilung Thüringens stützt, während der innere Gehalt, Reife der Kritik, Combination und Darstellung beide voneinander ziemlich entfernen, wie sich von einem wohlversuchten, gründlichen Forscher, als von Wersebe zu schätzen ist, nichts Gewöhnliches sondern etwas sehr Gediegenes erwarten ließ. Da aber unser Verf. neben Eginhard mit Berichterstattern zu thun hatte, deren elende Chroniken und Jahrregister des tüchtigen Heinrich hartes und gerechtes Urtheil der Leichtgläubigkeit, des Vorurtheils, des Aberglaubens, der Intoleranz und der Lüge bezüchtigt, wo nicht immer aller angewandte Fleiß und Scharfsinn hinreicht, die versteckte und verunstaltete Wahrheit herauszufinden, so greift er noch zu einem äußerst mühsamen und weitschichtigen Beweise seiner aufgestellten Meinung, nämlich zu der Eintheilung der geistlichen Diöcesen Thüringens. Folglich mußte er mehre Jahrhunderte kritisch durchgehen, um das Alter der in jenen Gegenden gestifteten christlichen Kirchen und geistlichen Sprengel zu ermitteln, damit der Leser wissen soll, was Fränkisch und was Sächsisch gewesen sei. Diese mühsame, äußerst detaillirte Beweisführung führte demnach den unermüdlichen Forscher zu der, schon auf dem Titel bemerkten Revision der ältesten Geschichte und vorzüglich der Diöcesanverfassung Thüringens, wovon im vorliegenden Hefte nur ein Theil enthalten ist; es genügt aber vorläufig für die Annahme, daß Nordthüringen vom südöstlichen Thüringen seit Hermannfried's Niederlage und Erstürmung Scheitingens stets getrennt geblieben sei. Das, was bei dieser Theilung Thüringens von den Franken behalten und was an die Sachsen abgetreten wurde, bestimmt W. S. 10 genau, sowie er von Letztern S. 14 einen Theil dieser Beute gegen einen Tribut an Colonisten übergeben läßt. Ebenfalls folgert er aus dem Gange der Dinge im 6. Jahrhunderte (neben Bestimmung einzelner kleinerer und größerer thüringer Gaue), daß die gewöhnliche Meinung, Thüringen habe ursprünglich die ganzen Diöcesen Halberstadt und Magdeburg in sich begriffen, nicht überall bewiesen werden könne. Man sieht aus dem unverdrossenen Bestreben des Verf., daß er in die politischen Zustände Thüringens, die seit der Theilung dunkel geworden — vielleicht weil dies Ereigniß das Land in den Hintergrund der allgemeinen Begebenheiten warf — Klarheit bringen will. Bei aller Vortrefflichkeit dieser Schrift vermissen wir übrigens ungern in derselben die Beziehungen auf manche neuere Forschungen, wie z. B. bei der örtlichen Bestimmung der Schlacht zwischen Siegbert I. und Radulf, wo des Dr. Wilhelm Resultate hätten benutzt werden können. Die Burg des gefürchteten heidnischen Sachsen Dietrich, Hachseburg, hält W., wir glauben mit Recht, für Sachsenburg an der Unstrut unweit Frankenhausen. Der Ursprung beider Orte erinnert auch an Frankfurt und Sachsenhausen am Main. Wir scheiden von dieser wichtigen Schrift nicht nur mit dem Verlangen nach der Erscheinung ihrer Fortsetzung, sondern auch mit der Ueberzeugung, daß sie, verglichen mit den Arbeiten Heinrich's, Wachter's, Böttiger's u. A. über denselben Gegenstand, viel Neues und Schätzbares enthält, indem der Verf. ganz seinen eigenthümlichen Weg geht, und daß die 105 Seiten langen und vom kurzen gedrängten Texte geschiedenen Anmerkungen — als eine wahre Werkstätte des Meisters — dem Leser viele Belehrung geben und von des berühmten W. Scharfsinn und Belesenheit ein gültiges Zeugniß ablegen werden. Der Druckfehler sind dem Ref. keine bedeutenden ins Auge gefallen, außer etwa S. 47, wo das Jahr 752 statt 852 stehen sollte. Fast gleiche Correctheit des Druckes ist auch in der Koken'schen Schrift zu rühmen, bei welcher noch erwähnt zu werden verdient, daß ihr 17 Urkunden von 1138—1652 und ein Auszug aus dem berneburger Copionale angehängt worden sind. 61.

Margaretha von Oestreich, Oberstatthalterin der Niederlande, Biographie und Nachlaß; nebst allerlei Beiträgen zur politischen und Literargeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Von Ernst Münch. Erster Theil. Stuttgart, Scheible. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Margaretha von Oestreich war, wie allgemein bekannt, eine der berühmtesten Frauen des 16. Jahrhunderts und in beinahe alle wichtige Begebenheiten ihres Zeitalters verflochten. Sie erlebte überdem höchst seltsame Schicksale, durch die wie durch ihren ausgezeichneten Standpunkt sie vielfach Gelegenheit erhielt, eine ungemeine Charakterstärke und große politische Talente zu entwickeln. Daß die Biographie dieser merkwürdigen Fürstin der deutschen Lesewelt eine höchst willkommene Erscheinung sein würde, vorausgesetzt der Biograph war seiner Arbeit gewachsen, das springt in die Augen, und selten ist auch auf den letzten Büchermessen wol ein Buch mit größerer Sehnsucht erwartet worden als dieses. Denn Hr. Münch, dessen Thätigkeit beinahe sprüchwörtlich geworden, war in der glücklichen Lage, Quellen, die keinem andern Gelehrten flossen, bei seiner Arbeit benutzen zu können. Wenn dennoch durch die vorliegende Biographie die Hoffnung der deutschen Lesewelt, einmal eine gediegene dem Gegenstande würdige Darstellung zu erhalten und sich der gelungenen Arbeit eines Landsmannes zu erfreuen, auf das bitterste getäuscht worden ist; wenn ein gewissenhafter Recensent sie schwerlich für etwas Anderes als für eine schnöde, des gelehrten Verf. unwürdige Buchmacherei wird gelten lassen können, so gehört dieses zu den traurigen Zeichen der Zeit, von denen zu wünschen ist, daß sie bald an ihrer völligen Verderbtheit untergehen und bessern Aussichten Raum geben mögen.

Obgleich Hr. M. jeden Recensenten, der es wagen sollte, sein Werk vor der völligen Vollendung zu beurtheilen, schon im Voraus für einen Verleumder erklärt, so läßt sich Referent dadurch doch nicht abhalten, seine Ansicht darüber freimüthig auszusprechen und mit Gründen zu belegen; das entschieden Tadelnswerthe wird dadurch wol nicht gerechtfertigt, wenn es zum Plane des Verf. gehörte. Uebrigens ist Referenten in dem ziemlich langen Zeitraume von zwei Jahren keine Fortsetzung des ersten Theiles zu Gesicht gekommen, dessen Verlag wahrscheinlich kein Buchhändler hat übernehmen wollen. Um den Verdacht der Parteilichkeit oder der Verleumdung zu entgehen, wollen wir unsere im Allgemeinen ausgesprochenen Urtheile durch einige Einzelnheiten so kurz als möglich erhärten.

Wer mit den Schriften des Hrn. Münch genauer bekannt ist, der weiß ohnehin, daß er in der Darstellung seiner Helden die chinesische Malerei liebt, d. h. mit möglichst hellen Farben und ohne Schatten, daher es seinen Gemälden zwar nicht an einigem Schimmer, wol aber an Wahrheit fehlt; von einer scharfen Zeichnung ist gar die Rede nicht. Hier eine Probe: „Margaretha von Oestreich, ein wahres Wunderkind, dankt alles

Große und Geistvolle, was aus ihrem Kopf und Herzen hervorgegangen, der Erziehung ihrer (in einer andern Biographie ebenso ideal gehaltenen) Stiefgroßmutter Margaretha von York, Karl's des Kühnen zweiter Gemahlin. Ihre Mutter, Maria von Oestreich, Maximilian's Gemahlin, strahlte ihr als glänzendes Vorbild voran, und die lange Reihe von trefflichen Fürstinnen, deren Bildnisse die Paläste von Brügge, Gent, Brüssel und Mecheln zierten, spornte sie zur Nacheiferung an." Wie stimmt dieses glänzende Gemälde mit der Wirklichkeit überein? Margaretha war bei dem Tode ihrer Mutter zwei Jahr alt, wurde noch in dem nämlichen Jahre als Braut des Dauphins nach Frankreich gesendet, von wo sie erst 14 Jahr alt zurückkehrte; wie konnte unter diesen Umständen die nicht mehr lebende Mutter als Vorbild, die abwesende Großmutter als Erzieherin wirken? Wie konnten die nie gesehenen Bilder ihrer Ahnfrauen sie zur Nacheiferung anspornen? Obgleich Hr. M. in dieser Biographie sich bei den unbedeutendsten Kleinigkeiten aufhält, und es sogar nicht verschmäht, vierfache Varianten und selbst eine lateinische Uebersetzung des jedem Dorfschulmeister aus Joh. Hübner's „Historischen Fragen" bekannten jämmerlichen Verses: Ci-gît Margot, gentile demoiselle etc. mitzutheilen, so enthält die eigentliche Biographie in diesem Theil doch nur 108 Seiten, was freilich dem Verf. selbst wundersam vorkommt, dagegen die im Titel bemerkten allerlei Beiträge, die doch nur Nebensache sein sollten, 310. Diese Beiträge bestehen in französischen Lobgedichten, einer lateinischen Leichenrede des C. Agrippa von Nettesheim, einem lateinischen historischen Gedichte des Cornelius Graphäus und aus längst bekannten und gedruckten Friedensverträgen, bei denen hier nur die Briefform das Neue ist; sie sind dem gelehrten Leser eine überflüssige, dem ungelehrten eine unbrauchbare, in beiden Fällen gar unwillkommene Zugabe. Kämen noch mehre deutsche Schriftsteller auf den Gedanken, mit dem Abhub der Bibliotheken und Archive die Druckerpressen zu beschäftigen, und besäßen nur einige eine gleiche Schreibseligkeit, so müßten auch die entschiedensten Bücherfreunde den Muth verlieren, sich neue Schriften anzuschaffen und für ihr schweres Geld einen werthlosen Ballast einzuhandeln; daß es bei dieser leichtfertigen Buchmacherei nicht an häufigen Styl- und Schreibfehlern mangelt, ist begreiflich. 112.

Beschreibung des Königreichs Hanover. Fünftes Buch. Auch unter dem Titel: Topographie des Königreichs Hanover, alphabetisch geordnet von H. D. A. Sonne. München, Cotta. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

Da das vierte Buch dieses Werkes außer dem allgemeinen auch noch den besondern Titel führt: „Besondere Beschreibung des hanoverschen Staates und Landes. Erste Abtheilung. Chorographie", so bildet das vorliegende, die Topographie enthaltende fünfte Buch die zweite Abtheilung, und hiernach wäre der besondere Titel des bessern Zusammenhanges wegen wol einzurichten gewesen. Auch würde das Auffinden einer Ortschaft sehr erleichtert sein, wenn neben der ganz zweckmäßigen alphabetischen Anordnung noch über jeder Seite der betreffende Buchstabe angezeigt wäre.

Mit diesem fünften Buche ist übrigens die Beschreibung des Königreichs Hanover, von welcher die frühern Bücher bereits von andern Referenten in d. Bl. angezeigt sind *), völlig geschlossen. Gewiß wäre die Foderung unbillig, wenn man in dieser Topographie auch nicht eine Ortschaft vermissen wollte, denn offenbar würde das in tausend Fällen auf eine bloße Nomenclatur hinauslaufen müssen, und der Verf. hat daher alle Ortschaften unter 50 Feuerstellen, sofern nicht etwa statistische, physische oder historische Merkwürdigkeiten die Aufnahme foderten, mit Recht unberücksichtigt gelassen. Außer den größern, oder wegen besonderer Umstände den-

*) Vgl. Nr. 80 u. 275 f. 1830, und Beil. Nr. 11 f. 1831. D. Red.

noch nachgewiesenen kleinern Ortschaften finden wir über 70 größere und kleinere Städte, sowie über hundert Flecken zum Theil sehr ausführlich dargestellt. Ompteda's und Schlüter's vaterländische Literatur gibt den Beweis, daß Hanover keineswegs arm an Hülfsmitteln ist, welche die Kenntniß dieses, aus so verschiedenartigen Aggregaten zusammengestellten deutschen Staates fördern, und sie sind, wie der Augenschein darlegt, während der 14 Jahre, welche der Verf. seiner Arbeit widmete, vielfach benutzt worden. Außerdem hat derselbe eine ausgedehnte, oft unbelohnt gebliebene Correspondenz nicht gescheut, um sich eines jeden erreichbaren Mittels zu wahrer und richtiger Darstellung vom gegenwärtigen Zustande der in Frage kommenden Ortschaften zu versichern, und so haben wir denn, was ein Einzelner, ein Privatmann mit unermüdetem Fleiße, mit beharrlichster Ausdauer nur zu geben vermochte, vor uns: ein möglichst treues Bild des hanoverschen Landes bis zum Schlusse des Jahres 1832.

Durch die, im September 1833 erfolgte königl. Sanction des neuen Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hanover, durch die Ablösungen gutsherrlicher Gefälle, die polytechnische Schule, die Gewerbevereine stehen demselben weit verzweigte Veränderungen bevor, die, im Verein mit dem nun auch ins Leben getretenen Zollverbande zwischen Hanover und Braunschweig bedeutende Umgestaltungen im Ganzen wie in einzelnen Landestheilen und Ortschaften nothwendig herbeiführen müssen. So bietet denn das vorliegende Werk dem Historiker, dem Geographen, dem Staats- und Geschäftsmann einen willkommenen Stützpunkt, indem dasselbe eine beachtenswerthe Grenzscheide zwischen dem alten und neuen Hanover bildet und in nicht wenigen Fällen der verdrießlichen Mühe überhebt, aus einzelnen Werken zusammensuchen zu müssen, was hier vereint ist, oder doch von hier aus mit mehrer Leichtigkeit und Sicherheit weiter verfolgt werden kann.

Es ist schon für den Einzelnen kaum möglich, nur von einer einzigen Stadt eine durchweg tadellose Topographie aufzustellen, selbst wenn er lange Zeit an Ort und Stelle war. Um wie Vieles daher die Schwierigkeiten sich häufen müssen, wenn es sich um zweckmäßige, lichtvolle und möglichst getreue Beschreibung der wichtigsten Ortschaften eines ganzen Landes von 695 □Meilen Flächeninhalt und 1,650,000 Einwohnern handelt, liegt am Tage. Doch ist hier nicht der Ort, Unrichtigkeiten und Irrthümer hervorzuheben, und nur beiläufig mag, da der Irrthum, wie Ref. bemerkt hat, aus einer Beschreibung in die andere übergeht, hier mit Hinweisung auf S. 354 der vorliegenden Topographie angezeigt werden, daß die katholische Kirche zu Hanover, was die äußere Form anbetrifft, keineswegs nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbaut ist. Ungeachtet aber mancher eingeschlichenen Versehen, Unrichtigkeiten und Mängel verkennen wir die vielfach glücklich beseitigten Schwierigkeiten so wenig, daß wir beklagen, dem Verf. unsern Dank nur nachrufen zu können. Er starb vor beendigtem Drucke dieser Topographie zu Hanover am 18. Juli 1832, und sein Sohn, Detl. Sonne, Hauslehrer zu Niedeck bei Göttingen, mußte sich, wie wir aus dem Vorworte desselben erfahren, noch einer Umarbeitung der größern Artikel vom Buchstaben S an unterziehen. 142.

Blätter aus dem Innern für das innere Leben. Von F. T. Unius. Leipzig, Geibel. 1833. Gr. 12. 12 Gr.

Das Büchlein hat sich von seinem Verleger ein freundliches Kleidchen (mein Exemplar hat ein rosafarbenes) anlegen und einen süßklingenden Titel vorhängen lassen, und empfiehlt sich somit bestens der hochadeligen Christenheit. Aber unter dem Rosakleid schlägt ein ehrliches Herz; es gibt gleich auf der ersten Seite eine „Weisung", die so unzweideutig ist, daß sie der größte Theil der Leser als die Weisung nehmen wird, das Buch

sofort zuzuschlagen, und uns selbst hätte nichts in der Welt bewegen können, noch einen Schritt weiter über die Schwelle zu thun, wenn uns nicht ein Ding, Recensentengeduld genannt, den Weg geöffnet hätte. Wir können nun, Dank unserer Ausdauer, versichern, daß in dem ganzen Büchlein nichts zu finden ist als ein Wortgeklingel, das immer wieder mit denselben Schellen Variationen über das Thema der ersten Seite läutet, aus welcher einen vernünftigen Sinn herauszubringen wir uns vergeblich den Kopf zerbrochen haben. Nach der wichtigen Nachricht, daß in der Welt einige Bücher nur allein den Verstand ansprechen, andere „sich zugleich im Gemüthe lebendig erfahren lassen wollen", und nach der Versicherung des Hrn. Unius, er werde den Glauben nicht verlieren, daß seine Blätter ihr Gemüth finden, suchen dieselben ihren Leser in Gott zu versenken, „der sich in dem Bilde der Menschheit als ewiger Christus offenbarte". „Das Geheimniß und die Deutung des Kreuzes" besteht darin, daß ohne Kampf keine Entwickelung der moralischen Kräfte, kein Friede durch Gott, keine Seligkeit, keine Heiligkeit in Gott möglich ist. Ohne Kampf kommt „der göttliche Keim in des Menschen Geist nicht zum Durchbruch in dieser Welt". Er gibt „dem Geist des Menschen die Gewißheit, daß er göttlichen Geschlechtes — Gottmensch — sei und seinen Vater im Himmel habe". Der Mensch ist „ausgeboren aus Gott". Es wirkt das rechte Gebet (wie es der Verf. lehrt), „dieser Glaube durch die Kraft des inwohnenden Urgeistes allmächtig, gleich seiner göttlichen Abstammung, in das allgemeine Leben aller Wesen, und erzeugt nicht blos das Wunderbare (nicht Wunder — der gewöhnlichen Bedeutung) in den Weltereignissen, sowie in einem jeden einzelnen Leben, sondern rc." Aber „die Welt ist nur Lüge — Haß und Tod", und nun wird die christliche Demuth des Hrn. U. mit dem Gepränge philosophisch-poetischer Floskeln verbrämt — „Sünde — Tod — und Lüge, diese drei Gespenster unsers raumzeitlichen Lebens, gehören nur dem zuständlichen Relationsverhältnisse des Beziehungsdaseins oder des Begriffs". Es gilt nur „das wahre Leben durch Christo (um) verborgen in Gott", aber der Mensch ist immer „ein Relationsthier mit sinnlichen Bedürfnissen", er lebt „ein sündhaftes Relationsleben", hängt an dem „Begriffenspiel (?) des Verstandes" u. s. w. Er kann höchstens noch zu „dem Glauben des einzig Realidealen und Wirklichen" kommen, wenn er des Hrn. Unius Aphorismen gläubig und unvernünftig genug in sich versenkt. Sprachliche Schnitzer wie S. 16 und an vielen Orten dürfen ihn nicht stören.

Wir hoffen, die Leser haben genug an diesen Bruchstücken. Was bedürfen sie weiter Zeugniß über diese Blätter. Dieselben kommen uns vor wie Hengstenberg'sche, Hegel'sche und Kreuz-Christiingredienzien, bunt untereinander in einen Milchtopf geworfen, wohl umgerührt zu einem Brei und als süße Rhabarber den Gläubigen zum Durchbruch göttlicher Indigestionen dargereicht. 20.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken. Von Richard Otto Spazier. Vierter Band. Leipzig, Brüggemann und Wigand. 1833. 8. Preis aller fünf Bände 3 Thlr. *)

Durch ein rein äußerliches Versehen und Versäumen ist die Anzeige über diesen vierten Band des vor uns liegenden Werkes um Monate, ja, fast möchten wir sagen um Jahre zurückgeblieben. Und so hat indessen die am schärfsten prüfende und die Spreu von dem Weizen sondernde Kritik der öffentlichen Stimme die Arbeit schon gerichtet, sodaß wir es bei einer kurzen Anzeige, die mehr unser Versehen entschuldigen als das Buch bekannt machen muß, bewenden lassen können. Im Allgemeinen bestätigen wir ganz das über die frühern Bände gefällte Urtheil, daß wir nämlich alles Dasjenige gut und schätzbar darin nennen, was unmittelbar von Jean Paul herrührt. Dem Verf. haben nicht Hülfsmittel in dieser Hinsicht zu Gebote gestanden, und er hat sie in reichem Maße benutzt. Allein nicht zum Lesen, sondern nur zum Blättern, zum Anregen und Aufreizen der Stimmung, zum Studium der Besonderheit des Dichters und noch mehr seiner Dichtweise ist das Werk geeignet. Was nun Hr. Spazier selbst dazu gethan hat, ist hier und da freilich nicht ganz zu verwerfen, aber doch im Ganzen überflüssig, wenn wir uns gelind, schädlich, wenn wir uns hart ausdrücken wollen, weil es uns nicht selten die Lust an dem wirklichen Inhalte des Buchs verdirbt und sich oft als Ballast an denselben hängt, den wir, wie taubes Gestein, erst wegarbeiten müssen, um auf die ergiebige Ader zu kommen. Allein dieses Urtheil kommt, wie gesagt, zu spät und ist mittlerweile dem Buch schon durch die Zeit und die Leser gefällt worden. Wir wollen uns also mit dieser, nur um der äußern Verpflichtung nachzukommen, noch gemachten Hindeutung begnügen und wünschen, daß dem fleißigen und ehrenwerthen Verf. die neue Bahn schriftstellerischer Thätigkeit, die er seitdem angetreten hat (bekanntlich gibt er in Paris ein Journal unter dem Titel: „Revue du Nord" heraus), förderlicher für seine eigne Existenz einschlagen möge, als es diesseit des Rheins der Fall gewesen, wo ihn die Lavine so mancher Gebrechen, die er aufzuhalten versuchen wollte, fast zerschmettert hätte. Wenigstens warf sie ihn aus allen Geleisen bürgerlicher und vaterländischer Verbindungen heraus, sodaß er sich künftig auf den trockenen, kalten Boden der Fremde verpflanzen mußte und vielleicht der heimatlichen Wärme für immer entbehren muß. Wir wollen wünschen, daß ihm ein heiteres Loos fallen möge. 35.

*) Der erste bis dritte Band wurde in Nr. 63 d. Bl. f. 1834 beurtheilt. D. Red.

Caragoli. Dritter Theil. Terra ferma — Padua — Vicenza — Verona — Brescia — Mailand — Comer See und Reiseerinnerungen. Mit einem Bildnisse des Verf. Berlin, Haude und Spener. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Mit wehmüthiger Freude begrüßen wir die letzte Gabe eines zu früh geschiedenen, seltenen Talentes, auf welches der alte Spruch: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde", eine so bittere und wirkliche Anwendung fand, und danken es den Herausgebern, daß sie den Werth der Gabe noch durch einige nähere Nachrichten über die Entwickelung dieses anmuthigen, lebensvollen Geistes erhöhen wollten, dessen schöne Humanität sich bis zum letzten Athemzuge nicht verleugnete; wen ergriffe nicht der sprachlose Blick, mit dem der Sterbende noch nach dem Schicksal des Kindes forscht, das durch sein Unglück mitverwaist worden? Wer Länder und Menschen auf diese Weise auffaßt und darstellt, der wird im Reisebeschreiben zum Dichter, dem keine der schönsten, der schöpferischen Gaben des menschlichen Geistes mangelt, und Werke wie diese bedürfen weder einer fremden Empfehlung, noch einer Beurtheilung. 139.

*) Der erste und zweite Theil wurden in Nr. 250 d. Bl. f. [illegible] von einem andern Mitarbeiter angezeigt. D. Red.

Anfrage.

In den für alle Freunde der Bibliographie und Literaturgeschichte viel zu früh beendigten „Nürnbergischen Blättern" (sie erschienen als fortgesetzter „Allgemeiner literarischer Anzeiger" zu Nürnberg in sechs Bänden von 1802—5) finden sich mehre Aufsätze voll trefflicher literargeschichtlicher und bibliographischen Nachweisungen, die mit Jo. [illegible] Lenst. a S. unterzeichnet sind. Wer ist der wahre Autor dieser Artikel? und hat derselbe seine zerstreuten Aufsätze gesammelt, wann und wo herausgegeben? 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1835.

Phantasien über Theodor Mundt's Madonna.*)

> Wollt ihr närrisch euch geberden,
> Hilft am End' euch doch nicht viel,
> Denn das Wachsen und das Werden
> Ist ein gar zu mächtig Spiel.
>
> (Stimmen der Zeit.)

Ich könnte dich verketzern, schöne Böhmin; ich könnte Einzelworte deiner letzten liebenswürdigen Bekenntnisse herausgreifen und dir bündigst daraus nachweisen, daß du — keine gute Katholikin? — überhaupt keine Christin seiest; ich könnte Einzelhärchen deinem reichen Lockenschmuck entwenden, diese, fromm mich kreuzend, spalten, die gespaltenen abermals zerlegen und nun mit himmelan gehobenem Demuthsblick den stolzen Beweis des Splitterrichters führen, daß an dir kein gutes Haar sei; ich könnte auf diese Weise, consequent fortspintisirend, dich vor die heilige Doppelhermandad unserer weltlichen und geistlichen Inquisition bringen, wo du schwerlich den schlaugedrehten Fallstricken so leicht dich entwinden solltest; ich könnte — doch nein! Eine edle großherzige Freundin, die nunmehr bei der ewigen Wahrheit ist, hat mich gelehrt, nie eine Stelle außer ihrem Zusammenhang, einen Charakter niemals außerhalb seiner Sphäre zu beurtheilen. Drum keine Inquisition über dich, du schmerzgeheiligtes Weltkind! Wie vermöchten deinen dir zur Lust gewordenen Schmerz und deine lichtverklärte Thräne Die zu begreifen, denen ein mit dem Diesseits eins gewordenes Jenseits das Gefühl der Göttlichkeit im Menschenleben, das Geschwelltsein der vom Hauch der ewigen Liebe erfüllten Brust ein Greuel ist, die nur in dumpfem Brüten über Schlamm und Moder ihrer Erbsündhaftigkeit, im eiteln Wimpersenken ihrer prahlerischen Demuth sich geheiligt wähnen und erhoben über ihre Nachbarn, die sich von einer, in ihrer Vorstellung fast materiell werdenden Gnadenhand nur dann erfaßbar und erlösbar wähnen, wenn sie selber erst recht sichtbar sich in Schlamm und Asche eitler unfruchtbarer Selbstvernichtung wälzen — mit Beifallnicken erschaut von Dem, dessen schönster Feierklang der Jubel seiner Schöpfung ist, der reine freie Jubel, mag er nun vom Schmerz verklärt sein, oder von der ungetrübten Freude geboren? Nein, an mir findest du keinen Ankläger, wie auch aus mancher deiner Einzeläußerungen gleisnerischer Hochmuth, selbstgefälliger Dummstolz Gift heraussaugen könnte, wie auch manch ein schriftgelahrter Pharisäer vor dir zurückbebend ausrufen mag: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser." Wol bist du nicht wie diese, du in Krokodillthränen dich badender Verketzerer! Mir aber gestatte, du in deinem Menschenthum dich Reinfühlende, daß ich mit meinem unverkümmerten Menschengefühl, trotz Heuchlern und Verketzerern, trotz Lästerzungen und dienstgefälligen Klätschern frömmelnder Parteiung zu dir mich wende, mit dir zu beten, mich zu versenken mit dir in die Einheit des Geistes und der Welt.

Ja, Einheit des Geistes und der Welt! Hier find' ich die Versöhnung, oder nirgend; im Durchfühlen dieser Einheit ist die Menschwerdung Gottes, oder ich begreife sie nie. Du selber bist erst durch den Schmerz der Welt zum Geist gedrungen. Wer ist's anders, wenn er jemals sich vertieft und nicht sein Leben lang im lockern Sande nur gewühlt? Aber dein Schmerz hat nicht zu Weltverachtung, er hat zur Weltverklärung dich geführt. Im großen All, nicht jenseit einer Barriere, nicht hinter Wolkenwänden, überall wo Licht und Luft, hast du den großen Geist erkennen lernen, dem Alles Anbetung ist, was rein und frisch und wahr in einer echten Menschenbrust sich regt, dem Schmerz und Lust, dem Dankgefühl und Schönheitsfreude, Lobgesang und stilles harmloses Ergehen, Werkthätigkeit und träumend Sinnen, Alles, jedes menschliche Regen Flammen sind auf dem urherrlichen Altare, der von Ewigkeit zu Ewigkeit die Erde mit dem Himmel heiligend verbindet zu der großen Harmonie der Andacht, deren Priester und Vermittler Alle sind, die eines echten unverkümmerten Gefühles fähig blieben; Alle, die nicht im Sumpf der Selbstsucht stagnirten; Alle, deren Brust der göttliche Flügelschlag des ewigen plus ultra bewegt, das punctum saliens aller Liebe, aller Freiheit, aller Wahrheit, der lichte Sonnenpunkt des ew'gen Ostens, der uralten Auferstehung im Geist und in der Wahrheit!

Und nimm hier mein Bekenntniß, schöne Heilige! — wer könnt' etwas zurückhalten in diesem Triebe des Versenkens in die Einheit von Geist und Welt, diesem Urmysterion, an dessen trennender Enthüllung sie vergebens sich zerarbeiten, die Pharisäer und Schriftgelehrten unserer

*) Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theodor Mundt. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1835. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Tage! — nimm mein Bekenntniß, arme Heilige, die du viel verkannt, verketzert, vielleicht noch gar gesteinigt werden wirst, eine selig zum Himmel gewendete Märtyrerin! Auch ich habe dich verkannt auf den ersten Blick, auch ich war in Gefahr, den Stein aufzuheben gegen dich — (den ersten? schwerlich! Solchen Vorzug würden Erfahrnere in diesem Fach dem Neuling nimmermehr gegönnt haben). Aber siehe da, ein guter Genius warnte mich und führte mich weiter und weiter, und hellte meinen trüben Blick, und lichtete die Schranken meiner Fassungskraft; und so mit dir, an deiner Hand, in deinem Schauen mehr und mehr erkennend, wie bornirt ich gewesen und wie dumpfen Herzens, fühlt' ich nun bald durch, wie anders deine Tiefen sich erschlössen, als ich anfangs mir geträumt, fühlte dich in deiner Reinheit aus dem Schmerz und dem in Weh gekosteten Genuß hervorgehen, fühlte, wie in deiner Seelentiefe mehr des göttlichen Anschauens sei als in der gläsernen Durchsichtigkeit jener flachgeschliffenen Alltagsaugen, die mit Lupen und Lorgnetten dich von fern begaffen und beäugeln und dann in ihrem satten Ekel über dich hinweg den Blick aufschlagen mit dem jämmerlichen Wehmuthsseufzer: „Sei uns Sündern gnädig!“

Ja, Er sei euch Sündern gnädig! Ihr bedürft deß. Daß ihr solches fühlt, nimmt mich nicht Wunder; wie ihr's fühlt, macht euch der Gnade unwerth. Aber nein, nicht richten will ich, mich nicht euch zu gleichen; such ich doch mit euch vergebens die Beziehung zu jemöglichem Verständniß.

Doch nun, Madonna, nachdem ich mich an dir erquickt, in dir erfrischt, für dich gerungen (zuvor hatte ich gerungen mit dir), dir meine Rückkehr von verkennendem Irrthum bekannt, erlaube mir, daß ich auch außer deiner fesselnden Persönlichkeit mich über das Ganze ergehe, dessen Seele du bist — nicht, als wollt' ich Leib und Seele trennen —; aber digressiv mich noch mir selbst zur Lust ein wenig ausbreite über dein Haus, das die Welt Buch nennt, dein Autor aber in seinem Nachwort so treffend bezeichnet als ein Stück Leben, das sich, wie Schlangenhäutung auf zerstreuten Blättern abgelöst hat, als Blätter und Bilder aus der ethischen Stimmung dieser Tage. Betrachtet er somit auch selbst die Schlangenhaut als bereits abgestreift, so wird er dennoch Andern nicht misgönnen, mit deren wunderbaren Ringeln sich ein wenig noch herumzubalgen. Es werden sich genug Balglustige damit befassen, denen's vielleicht weniger zu thun ist um's Erfassen als um's Fassen — ein unfreundlich, unchristlich Fangballspiel! — warum nicht einer, der sich wenigstens nicht an ein Stückchen Einzelringel, an ein verloren Schuppchen von der abgestreiften Haut, sondern vornherein gleich an die unzerstückte hält, dem Zusammenhang der Einzelringel mit dem Ganzen und dem Verhältnisse des Ganzen zu den Einzelringeln nachspürend, und somit ehrlich wenigstens zu Werke geht! — denn (um ein Sprüchlein zu citiren):

Das Feld muß frei für jeden
Ehrlichen Kämpen sein,
Der sich zur Zeit der Fehden
Des Echten Dienst will weihn.

Verkriecht sich bang in Stuben,
Wer's mit dem Rechten hält,
Dann haben ja die Buben
Für sich allein das Feld.

Vor einigen Tagen machte mir Jemand den Einwand, als ich eben mich begeistert über dich, Madonna, auslassen wollte, es sei doch Schade, daß Mundt bei aller Fülle geistigen Lebens, Seelensaftdrang, Brustbewegen, klarer scharfer Lebensauffassung, entschiedener Richtung gegen Stagnation, Philisterthum und all die Teufel mit dem stets bereiten Hemmschuh bisweilen doch in Ton und Inhalt eine arge Grenzgebietsverletzung sich zu Schulden kommen lasse; daß er seine edle tiefere Natur manchmal von einem eignen Teufelchen beschleichen lasse, das, vielleicht nur Laune des Moments, dann plötzlich in den frivolen Ton der Zeit einstimme, wol gar Brüderschaft trinke mit Heine, dem witzgasgefüllten Weltkinde, oder auch in eine gewisse Burschikosität verfalle, die — himmelweit verschieden von der ihn überall durchdringenden warmen Lebensfrische — als eingesprengt Gestein in seinem ergiebigen Schatz gediegener Metalle, als heimlich unterlaufende Schlacke, dem Betrachtenden den Genuß des reinen Silberblicks verkümmere und verdächtige. Am wenigsten, fügte mein Einwender hinzu, finde solch störende Grenzgebietverletzung sich im „Duett“, diesem noch nicht genug erkannten echten Solitair, den „Lebenswirren“, jenem farbenstrotzenden Zeitgebilde treffendster Physiognomien, und den besten seiner Einzelaufsätze. „Aber wer heißt dich denn“, erwiderte ich nach wiederholter reiflicher Betrachtung meinem Einwender, der — ich wußte dies genau, denn ich war es selbst — damals gar noch nicht dein ganzes Wesen, schöne Heilige, gekannt, „wer heißt dich, nach nur flüchtiger, kaum einmaliger Lesung, vielleicht nicht einmal in der rechten Stimmung, Consequenzen ziehen aus einem Werke, das wahrlich ein entschiedenes Zusammennehmen fodert, um recht in seinem Eigensten und Innersten erfaßt zu werden! Wer heißt dich Einzelpartien betrachten, die, als integrirende Theile, isolirt gar nicht können richtig verstanden und gewürdigt werden, Ringe einer Kette, die gar keine Einzelgeltung für sich in Anspruch nehmen? Wer heißt dich an dem „Philister in Teplitz“ dich hängen und nun, dich festklebend an ihn und gebannt auf seine Bornirtheit — ein Stückchen Welt, ein Stückchen Leben; nicht die Welt, nicht das Leben —, über schlechten Führer und schlechte Gegenden klagen? Wer heißt dich bei Casanova stehen bleiben und dem Autor der „Madonna“ eine Richtung zum Vorwurf machen, die nur als eine Einzeltinte, hier die kecke Weltlust auf äußerster Potenz, in das Ganze seines Gemäldes aufgeht, das wahrhaftig nicht Apologie der Weltlust, am wenigsten der rohen Sinnlichkeit, sondern in seiner Totalität eben die Einheit des höchsten Geistigen mit den berechtigten Weltansprüchen, und somit Wiedereinsetzung des Bildes gegen die gott- und poesielosen — denn Beides ist Eins — Verkümmerer des Daseins, gegen die grinsenden grauen Männlein, gegen

die wehmüthig girrenden Weiblein ist, ein kräftig geistdurchdrungenes Leben, das da weiß und sich bewußt ward und auch Andern darthun möchte, warum der große Künstler seine Schöpfung so schön, so reich geschaffen und ausgestattet. Und nun gar an irgend eine störende Einzelheit dich hängen, an ein Stäubchen, das, an sich nicht wesentlich, verweht ist durch den leisesten Hauch! Nein, du mein durch die Sache selbst Bekehrter, du hängst dich nicht an irgend einen schlechten Witz — Mundt sagt sehr hübsch einmal, eine schöne Seele (beiläufig gesagt, ich möchte den Ausdruck: schöne Seele, ebenso lebhaft aus unserer reichen Sprache verbannt wissen als er die Schöngeisterei) beleidige nichts so sehr als ein schlechter Witz — und mäkelst und zausest daran herum wie die Enten an einem langen Zwirnsfaden oder Scheuerlappen; du lässest dich vielmehr mit mir bewegen zur lustigen rüstigen Fahrt durch den frischen Ton der „Posthornsymphonie", dieser schmetternden, zur Wanderung fröhlich einladenden Ouverture, dieser lüftetrunkenen harmonia campestris, heiter ungeachtet der unterlaufenden Dissonanzen über Zeitstimmung; du wendest dich mit mir an unsers Führers Hand zu den Städten und Menschen, und schnupperst aus der sinnigen Apologie dieser, gegenüber der Natureinsamkeitssucht mit vollstem Rechte sich geltend machenden Ansicht nicht etwa eine Herabsetzung der Natur heraus, sondern vielmehr eine Wiedereinsetzung der Geltung wahren, vollen, wirklichen Menschenlebens gegen seine Verunglimpfung in der Rousseau-Werther'schen Natureinsamkeitsverklärung, die allerdings einer solchen Gegenstellung in durchgreifendem Ernste heute noch bedarf. Und nun gar die Bedeutung der mehr und mehr sich vertiefenden, im würdigsten Ton gehaltenen Betrachtung über Katholicismus, Philosophie der Zeit, gesellige Weltstellung, in den spätern Partien aus Prag, und als Krone des Ganzen die in Wien an ein Rembrandt'sches Gemälde angeknüpften Ideen über das Ethische und Welthistorische der Christuslehre, der ebenso entwickelbaren als vollendeten Geistesstufe! Was hier ausgesprochen ist über das Bild und den Geist, über das Diesseits und das Jenseits, über die gesuchte, die nothwendige und gefundene Einheit Beider, über die Versöhnung der Welt in dieser Einheit, über die Ganzwerdung der Philosophie durch Wiedereinsetzung des Bildes, über die erneute ursprüngliche Verschwisterung von Poesie und Philosophie in Wiederherstellung der Unmittelbarkeit, und wie das Alles in dem ganzen gesunden innern Menschen seine Bewährung, seinen Saat- und Keimboden findet, dies, und was sich daran reiht, gehört nach Gesinnung und Darstellung zu dem Schönsten, Tiefsten, Befriedigendsten, was ich als Beantwortung der höchsten Fragen kenne, dürfte, mit dem rechten Sinne verfolgt, von durchgreifenderer Wirkung sein als manche namhafte Beweisführung von der Unsterblichkeit der Seele.

(Der Beschluß folgt.)

Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden von Joh. Kaspar Fehr. Erstes Heft. St.-Gallen, Huber und Comp. 1835. Gr. 8. Preis für drei Hefte 1 Thlr. 21 Gr.

Mit Interesse nahm Ref. die vorliegende Schrift zur Hand, als er in ihrem Verf. einen alten Bekannten entdeckte, mit dem er vor nun fast 15 Jahren auf „des Gottes untadliger Insel" sich die lange Zeit, bevor ein Südwind die Segel zur Heimfahrt schwellen wollte, durch manche muntere Unternehmung angenehm verkürzt. Er erinnerte sich mit Vergnügen, wie der Verf. nicht nur durch seine mercantilische Stellung über Producte und Verkehr des schönen Eilandes sich ausgebreitete Kunde erworben, sondern wie er auch bei mehr als einem gemeinschaftlich bestandenen kleinen Abenteuer hinlängliches Talent bewiesen, sich in die Weise der Sicilier zu fügen, sie treuherzig zu machen und zu ergötzlichen Mittheilungen zu erregen. Nicht wenig erstaunt war indeß Ref. statt Eines Bekannten in diesem Büchlein deren gleich eine ganze Menge zu begrüßen. Hr. Fehr scheint nämlich, und gewiß mit Unrecht gefürchtet zu haben, Mittheilungen über Erzeugnisse, Handel und Volkssitten, welche letztere ja durch manche kleine Erfahrung hätten veranschaulicht werden können, würden der Lesewelt weniger genügen als geschichtliche und antiquarische Notizen über hundertmal abgehandelte Gegenstände, verwoben mit einigen, nicht eben tiefsinnigen Reflexionen und Sentimentalitäten. Zum größern Unglücke aber befand sich Hr. F., der in jenen Beziehungen gewiß recht Löbliches hätte bieten können, in der letztern Richtung, die er fast allein verfolgt hat, so wenig in seinem Berufe, daß er aus Mistrauen gegen sich selbst auf das Seltsamste bei Andern Hülfe gesucht hat. Wenn er aus F. L. Stolberg's allbekannter Reise nur die historischen Nachrichten über die einzelnen von ihm berührten Orte buchstäblich, wie er es thut, abschriebe, ohne seine Quelle mit einer Sylbe zu nennen, so wäre dieser Versuch, im classischen Alterthum auf fremde Kosten wohlbewandert zu scheinen, zwar nicht eben löblich, am wenigsten da die solchergestalt ausgeschriebenen Stellen wol ein Drittel des ganzen Heftes ausmachen mögen; doch möchte das noch hingehen. Tadelswerther wird dies Verfahren schon dann, wenn der excerpirte Schriftsteller beim Abschreiben auch noch misverstanden wird, wie z. B. S. 49, wo Stolberg (III, 351) eine Stelle aus Diodor von Sicilien mittheilt, Hr. F. aber übersieht, daß es ein Schriftsteller aus dem Zeitalter des August ist, welcher redet, und deshalb in der gegenwärtigen Zeit berichtet, daß eine von Daphnis erfundene Weise auf der Hirtenflöte „noch jetzt" in Sicilien geliebt werde, oder S. 121, wo durch flüchtiges Excerpiren Eppich und Fächerpalme, die Stolberg gehörig trennt, miteinander vermengt werden. Daß unter solchen Umständen die mitunter versuchten Zusätze und Veränderungen nicht besonders glücklich ausgefallen sind, bedarf wol kaum einer Erwähnung; so z. B. wenn zweimal (S. 25, 77) angegeben wird, Cumä sei das jetzige Puzzuoli, oder wenn es heißt (S. 57), die Schlacht von Himera sei am Tage von Marathon (statt von Thermopylä oder nach Andern von Salamis) geschlagen. Seltsamer noch als abgeschriebene historische Erzählungen nehmen sich aber Stolberg's eigne Reflexionen aus, wenn der Verf. sie sich ohne die kleinste Bemerkung zu eigen macht, z. B.:

Fehr. S. 17.	Stolberg. III, 319.
„Homer hat unter andern Verdiensten auch dieses, daß er über die Kunde der Länder und Völker, die er gesehen hatte, ein Licht verbreitete, welches den Geographen und Geschichtschreibern die Nacht des Alterthums theils erhellt, theils in einer Dämmerung fortbestehen läßt, bei der man die Gegenstände, wenn auch nicht deut-	„Homer hat unter andern höhern Verdiensten auch dieses, daß er über die Kunde der Länder und Völker, die er gesehen hatte, ein Licht verbreitete, welches den Geographen und Geschichtschreibern die Nacht des Alterthums theils erhellt, theils in eine Dämmerung verwandelt, bei welcher wir die Gegenstände zwar nicht deutlich

lich sehen, immerhin aber doch gewissermaßen wahrnehmen kann. Ich möchte ihn daher am liebsten mit dem Monde vergleichen, dessen sanfter Glanz zwar die Wälder, Gebirge und Gewässer zeigt, sie aber in einen solchen Silberschleier hüllt, daß ein ungeübtes Auge nichts als Abenteuer sieht und Zauber ahnt, während ein vertrauter, höherer Geist Alles in ein richtiges Verhältniß bringen und mit den wahren Farben schildern kann."

sehen, doch aber wahrnehmen können. Oder ich möchte ihn mit dem Monde vergleichen, dessen sanfter Strahl die Gebirge, Wälder und Gewässer umher zeigt, sie aber in einen solchen Silberschleier hüllt, daß ein ungeübtes Auge nichts als Abenteuer sieht und Zauber ahnt, wo ein mit diesem freundlichen Begleiter vertrauter Blick sich der mannichfaltigen Erscheinungen freut, seine Phantasie spielen läßt, mit halb beschimmerten, halb dunkeln Felsengestalten und mit riesenmäßigen Schatten, zugleich aber im Geiste Dasjenige, was jenen befrembet, in richtiges Verhältniß und mit seinen wahren Farben zu ordnen weiß."

Solches „Zusammentreffen der Ansichten" des Grafen Stolberg mit denen Hrn. F.'s kommt in diesen ersten acht Druckbogen merkwürdig oft vor. Noch merkwürdiger aber ist es, „wenn dieselben kleinen Reiseabenteuer", die dem Erstern einst begegnet sind, nach länger als 30 Jahren auch dem Letztern wieder zustoßen, z. B.:

Fehr. S. 51.

„Ganz in der Nähe von Sant' Agata fließt der Fluß Rosmarino, welcher seinen Namen von der Menge Rosmarin erhalten hat, der zwischen Oleander- und Myrtenstauden ebenfalls wild an seinen Ufern wächst. Aus einer dieser blühenden Myrten — flog schüchtern ein Turteltaubenpaar auf, welches vermuthlich nistete."

Stolberg. III. 353.

„Nahe vor Santa Agatha ritten wir durch das Bett des Flusses Rosmarino. So heißt er wegen des Rosmarins, der zwischen Oleander- und Myrtenstauden an seinen Ufern wächst. Aus einer blühenden Myrte flog dicht vor mir ein Turteltaubenpaar auf, welches vermuthlich nistete."

Fehr. S. 101.

„Wir erreichten Alcamo eines Abends und wunderten uns nicht, da es Sonntag war, beinahe alle Einwohner mit großem Geräusch auf der Straße zu finden, weil die Landessitte dies mit sich bringt."

Stolberg. III. 393. (Alcamo.)

„Wir wunderten uns nicht, da es Sonntag war, einen großen Theil der Einwohner mit vielem Geräusch auf der Straße zu finden. Das ist auch Landessitte in Italien."

Fehr. S. 118.

„Ungefähr eine Viertelstunde vor meiner Ankunft in Mazara glaubte ich bei Sonnenuntergang die Küste Afrikas zu sehen, es war aber die Insel Pantellaria, welche ehemals Cossyra hieß. Sie ist 12 Stunden von Afrika entfernt."

Stolberg. III. 418.

„Ohngefähr eine Viertelstunde vor unserer Ankunft in Mazara, glaubten wir bei Sonnenuntergang das afrikanische Vorgebirge capo buono zu sehen; es war aber die Insel Pantellaria. Sie liegt sechs deutsche Meilen von Afrika. Ehemals hieß sie Cossyrá.

Das wäre denn Ein Bekannter, nämlich Stolberg. Bei weiterm Blättern fand sich aber auch Kephalides, z. B.

Fehr. S. 69.

„Die innern Straßen aller vier Stadttheile (von Palermo) sind schlecht und schmuzig, und die ganze Bauart der Stadt überhaupt süditalienisch. Die Dächer sind alle eben, und statt der Fenster sieht man auch in diesen Nebenstraßen meistentheils Balcone mit Glasthüren. Die öffentlichen Gebäude und Paläste stehen überhaupt denjenigen weit nach, welche man in Genua, Venedig und Rom zu sehen gewohnt ist. Namentlich sind aber die Kirchen in einem höchst sonderbaren, phantastischen und geschmacklosen Style angelegt, und man glaubt in dieser Hinsicht die Grenzen von Europa bereits überschritten zu haben. — Wer den in verschiedenen Absätzen kegelförmig emporsteigenden Brunnen unfern des Theaters Carolina gesehen hat, wird gewiß meiner Meinung beistimmen. Dies ist ein echtes Erzeugniß sicilianischer Baukunst! Eine große Menge schlechter Bildsäulen, mit Elefanten-, Pferde- und andern Thierköpfen vermengt, sollen dieses von der erfindungslosesten Phantasie aus köstlichem Marmor zusammengeleimte Monument zieren."

Kephalides. I. 229.

„Die Bauart der Stadt ist überhaupt die süditalienische. Die Dächer sind beinahe ganz platt, und statt der Fenster sieht man meistentheils Balcone mit Glasthüren. Die öffentlichen Gebäude, besonders die Kirchen sind in einem höchst sonderbaren, phantastischen und geschmacklosen Styl angelegt, und man glaubt in dieser Hinsicht in Palermo eine ganz neue Welt zu sehen. Die Verzierungen sind bunt und die Farben schreiend, Alles seltsam, übertrieben und abenteuerlich. Man sehe nur den in verschiedenen Absätzen kegelförmig emporsteigenden Brunnen unfern des Theaters Real Carlino, ein echtes Erzeugniß sicilianischer Baukunst. Eine große Menge schlechter Bildsäulen, vermengt mit Köpfen von Elefanten, Pferden und andern Bestien, sollen dieses von der erfindungslosesten Phantasie aus köstlichem Material zusammengeleimte Monument zieren."

Mögen andere Recensenten die andern Reisebeschreibungen ausgerupften Federn nachweisen! 157.

Literarische Notizen.

In London ist eine Blumenlese aus den Werken amerikanischer Dichter erschienen. Darunter befinden sich einige anziehende und versprechende Talente. Es sind freilich keine Homer, Dante, Camoëns und Göthe, allein sie sind erfreulich genug in einer Literatur, der noch nicht einmal der erste Flaum ums Kinn sprosst, und poetisch genug für ein Land, in welchem die Poesie bei der Industrie zur Miethe wohnt.

Bei Charpentier sind neuerdings erschienen: „Voyages et aventures en Espagne de Lord *Feeling*", wovon die „Revue des deux mondes" während des Aufenthaltes des jungen Diplomaten in Spanien bereits mehre Fragmente mitgetheilt hat. Das Werk ist reich an geistreichen Bemerkungen und interessanten Einzelheiten.

Von der „Revue des peintres", herausgegeben von M. Imbert, ist die elfte Lieferung erschienen. Sie enthält Zeichnungen und Gemälde von Granat, Roncelet, Franais, Daumier u. s. w.

Von Adolphe Dumas ist „La cité des hommes, ou Paris au dix-neuvième siècle" in einer Reihe von Gesängen erschienen.

Gence, der Uebersetzer der „Stunden der Andacht", hat eine lateinische Ausgabe und eine französische Uebersetzung von Thomas a Kempis' „De imitatione J. Chr." neuerdings herausgegeben, letztere mit citirenden Stellen aus der heiligen Schrift und applicativen Noten.

Das Werk von Cayr (Professor der Geschichte am Collége royal Charlemagne): „Précis de l'histoire de France depuis les temps les plus anciens jusqu'à la révolution de 1789", dessen eben erschienener erster Theil die Geschichte Frankreichs im Mittelalter enthält, macht unter den französischen Gelehrten Aufsehen, und man rühmt an ihm besonders die Eigenschaft einer „science profonde qui se fait petite pour être populaire, cache avec soin des longs travaux, et ne montre que ses résultats", und dies ist gewiß nicht das kleinste Lob, das einem Geschichtschreiber gezollt werden kann. 150.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1835.

Phantasien über Theodor Mundt's Madonna.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Ob ich, was über das „Kunstwerk" und das „nicht Zeit dazu" hier und da beiläufig gesagt wird, in Mundt für recht durchdrungene innerste Ueberzeugung halten darf, bezweifl' ich. Wenn Börne dergleichen in seiner schneidenden Weise scharf und prägnant auf die Spitze treibt, ihm kommt das zu, es ist der Grund- und Schlußstein seiner eigensten Richtung. Bei Mundt halt' ich es nimmermehr für Ernst, und kann es nur als etwas Momentanes, eine Laune, eine vorübergehende Häutung nehmen. Er selber ist zu sehr berufen, ist selbst zu momentanem Resigniren zu bewegt, zu saftfrisch; wenn er auch eben jetzt nicht Zeit und Stimmung hat zu einem Kunstwerk, schon als weltüberschauender Literarhistoriker darf er dergleichen Trübheit und Verirrungen der Zeitstimmung und des Zeittones nicht das Wort reden. Solch willkürlicher Ab- und Ausschluß würde, wenn er überhaupt Einfluß gewinnen könnte, ebenfalls nur zu Stagnation und Trübung führen, wenngleich auf eine andere Weise als die, gegen welche eben Mundt überall so lebendig und energisch sich richtet.

Und nun noch einen Vorwurf an deinen Autor, o Madonna, den er selbst, und Viele vielleicht, als ein verstecktes Lob betrachten dürfte, mit dem es mir jedoch vollkommenster Ernst ist. Warum stellt er sein Gediegenstes und Bestes immer an das Ende seiner Schriften? Weiß er nicht, daß viele Leser nur schnuppernd und schnüffelnd herangehen, daß sich Auserlesene nur die Mühe geben, vorzudringen und zu finden? Freilich ist's ein größer Lob, sich mehr und mehr zu vertiefen als, wie viele der modernen Opern mit und ohne Noten, nach einigen schönen Ouverturepassagen und Einleitungsprachtstückchen nun in flaches Geklingel und dünnes Getön überzugehen, als müsse das nur so ausleiern — aber ob es klug ist? Der Erfolg beweist das Gegentheil. Und eben darum, wie sehr auch mein Innerstes an dem Worte hält: „Wer möchte etwas davon abschreiben, ohne das Ganze?" sei es mir erlaubt, ein paar Stellen wenigstens hervorzuheben, die allzu sehr sich gegen das Ende hin verkriechen, und die solchen Einzelährenlesern, oder vielmehr Disteisuchern, gar leicht entgehen könnten, während es doch Schade wäre, daß grade ihnen sie entgingen.

— Es ist die nichtsahnende Dummheit, die auch von Gott erschaffen ist, damit Einer da sei, der in der Welttragödie die Bedientenrollen versehe.

Nur die Stabilität des Klumpens, nur die Legitimität des Fleisches, möchte ich sagen, ist es, welche ein unheilvolles Zerwürfniß zwischen Welt und Geist unterhalten kann. Denn sobald das Reich des Fleisches sich als ein legitimes abschließt und auf den Thron der Erde sich setzt, ohne die freie Bewegung des Gedankens in sich einzulassen, tritt es blos als die Ruchlosigkeit der weltlichen Form auf, die in sich selbst vernichten und verdammen muß.

Ihr ruft mir entgegen: ich sei kein Christ! Und ich sinne nach, um Euch und mir es unwiderleglich zu sagen, daß ich ein Christ bin, wenn Gott und Welt sich in meiner Menschenbrust zusammenfinden! Aber nein! nein! ich will jetzt von diesen Gedanken abspringen, und tiefverschleiert liegen lassen, was Jedem in der Heimlichkeit des Herzens unbewußt aufschießen muß!

— Ich habe große Ehrfurcht vor dem menschlichen Körper, denn die Seele ist darin! Und ich trachte nach der Einheit von Leib und Geist; darum bete ich auch an die Schönheit, und ein heiliger Anblick ist sie mir. Nicht mit frivolen Augen schaue auf des Weibes echte Schönheit hin, sondern den guten und heilerweckenden Gedanken hänge nach, zu denen der Gottesfrieden dieser Formen dich erhebt!

Durch das menschliche Bewußtsein waren die heidnischen Götter gezeugt worden; aber in Jupiter und Apoll war eben nur menschliches Bewußtsein, und ihre Altäre stürzten zusammen, und der Olymp des menschlichen Bewußtseins fiel. Die Welt wurde finster und war ohne Gott. Sie philosophirte, sie speculirte, sie baute Systeme, sie gründete Geheimlehren, aber kein Gott und kein Glück schien hinein. Da regte es sich im Schooße eines Unbewußten, einer Jungfrau.

Mit den Unbewußten ist Gott, denn er freut sich an ihrer Frische. Er gießt keinen neuen Most in einen alten Schlauch, sondern er schafft sich einen neuen. Das alte Weltbewußtsein war in tausend unselige Trümmer auseinandergegangen, und siehe, an die unbewußte Unschuld knüpft sich die neue Weltordnung an. Alles wird auf einen reinen und neuen Stamm gepfropft. Die Jungfräulichkeit ist die höchste Macht aller Weltentwickelung, das erste Gesetz in der Geschichte.

Wenn Geist und Welt sich ganz versöhnt und durchdrungen haben, dann bricht die Ordnung des neuen Lebens an, für das wir jungen Geschlechter, ich und Der und Jener, zu kämpfen und zu schaffen geboren sind. Dann erst haben wir die Poesie unsers Daseins erreicht.

Die Stadt ist der Pantheonstempel menschlicher Zustände, vor dessen Altar drei heilige Priester stehen, welche den Bund der Gemeinde geweiht und bekräftigt haben. Diese drei sind: das Recht, die Treue und die Sitte.

— Es gibt auch Bewegungsmänner mitten in der Legitimität. Einen solchen nenne ich Chateaubriand. Wie viel hat er nicht für die Bewegung gewirkt, selbst indem und während er für das Bestehende kämpfte! Solche Geister treibt die eigne

Unruhe ihrer Kraft sogar wider Willen vorwärts, da sie nirgend Frieden und Heimat haben, bis ihre Kraft endlich in der Auflösung des Gegensatzes durch den Gegensatz mit zerrieben wird.

In mir ist Diesseits und Jenseits, in mir ist Licht und Finsterniß. Und hier sage ich mir wieder, daß das Licht nicht ist ohne die Finsterniß, und die Finsterniß nicht ohne das Licht. Der Geist ist nicht ohne den Körper, und der Körper ist nicht ohne den Geist, sondern beide ineinander sind das Bild, als das ich erscheine. Darum bin ich gesund, ich bin heiter, weil ich ein Bild bin, und ich würde krank sein, wie ganze Jahrhunderte krank waren, wenn ich auseinanderfiele in Geist und Leib, in Diesseits und Jenseits! Gott im Himmel könnte mir nicht helfen, denn ich habe mich aus der Bewegungslinie des Werdens herausgehoben, sobald ich mich abtrenne von der Verbundenheit, in die mich Gott selbst gefügt. Ich kann nicht mehr werden, weil ich auch aus Gott herausgetreten bin, wenn ich heraustrete aus mir selbst. Die Trennung von Fleisch und Geist ist der unsühnbare Selbstmord des menschlichen Bewußtseins.

Das Christenthum bedarf keiner künstlichen Umgestaltung, keiner systematischen Revolutionen; aber es ist fähig einer Entwickelung bis in alle Ewigkeit der Zeiten hinein.

— O ihr Philosophen, was euch fehlt, ist das Bild! Tollkühner Studirstubengedanke eines Weisen, ein Diesseits zu construiren, das blos der Geist ist, ein Diesseits, das Logik geworden, und eine Logik, die Diesseits geworden! Ihr Philosophen, setzt das Bild in seine Rechte ein, und dann erst wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüte erscheinen! Wir sind Kinder dieser Welt! Der Geist verlangt nach dem Bilde, die Tiefe entbrennt in Sehnsucht nach der Gestalt! Ich kämpfe für die Wiedereinsetzung des Bildes!

— Der Tod zerbricht zwar wieder die Einheit von Körper und Geist, aber zugleich besiegt er das ganze Weltverhältniß von Form und Inhalt. Das Diesseits ist das Verhältniß von Form und Inhalt, und die Unsterblichkeit dieses Verhältnisses ist der Geist, welcher die Einheit war von Form und Inhalt. Und nachdem das Verhältniß von Inhalt und Form in den Geist aufgegangen, welcher der unsterbliche ist, gibt es nur Eines, welches der Geist ist. Der Geist ist sich selbst Form geworden, und diese höchste Einheit ist der Tod. Es ist die Einheit des Reiches Gottes, von der die Einheit des Diesseits nur ein abgeschattetes Ebenbild war, sowie der ganze Mensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen.

Kind, Kind, die Welt ist heilig, und wäre das Lebenselend auch noch so groß!

Aber nun auch keine Einzelstelle mehr! Indem ich die gegebenen mit einem flüchtigen Blicke wiederdurchlaufe, seh' ich doch abermals, daß es ein mislich Ding ist mit allen Auszügen; die Sache bleibt nicht sie selbst, zumal wenn sie mit einer Persönlichkeit untrennbar verwachsen ist. Löst im Drama, sei es auch das schönste Wort, von dem Munde ab, dem es entströmt, es wird zwar immer noch ein schönes Wort sein, aber immer nur ein Steindruck, ein kalter Kupferstich gegen das lebendige Farbenbild. Doch möchten diese kleinen Auszüge wol Fingerzeige werden zu den frischsprudelnden Quellen, von denen sie nur abgeirrte Tropfen sind.

Und somit nehm' ich denn von dir vorläufigen Abschied, o Madonna, mit den Worten des Apostels: „Die Liebe stellet sich nicht ungeberdig, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit", aus innerster Ueberzeugung Allen dich empfehlend, die in deinem vollen ganzen Wesen dich zu fassen, zu erkennen im Stande sind, zugleich aber mit dem innigen Wunsche, daß du Solchen stets fremd bleiben möchtest, die in hohler Prüderie nur mit aufgestutzten Wortgebeten oder äußerer Werkthätigkeit sich ihrem Gotte nahen zu dürfen glauben, und bete zum Schlusse noch einmal mit dir zu meinem ewigen und einzigen Richter, meinem alten, ewig jugendlichen Herrn und Meister, wie das Herz mich dringend auffodert und antreibt:

Du höchster Herr und Meister,
O Wahrheit groß und frei,
Du Weltmonarch der Geister
Ohn' alle Liverei,
Zieh du hinaus und lege
Dich an das deutsche Herz,
Sprich laut und stark und rege
Es auf zu Lust und Schmerz!

Und wenn es sich durchdrungen
Von deinem Walten fühlt,
Wenn nicht umsonst gerungen
Dich Siegespalme kühlt,
Dann, mein Monarch, wenn lange
Mich deckt die finstre Gruft,
Umweh' auf deinem Gange
Mein Grab mit Frühlingsluft!

Ein Gläubiger im Worte:
„Und die Wahrheit wird euch frei machen." 156.

Correspondenznachrichten.

Ithaka, im März [illegible]

Ich komme jetzt vom delphischen Berge über das Land Akarnanien, wo ich Byron's Grab und die Asche des Leonidas gesehen habe, der mit einem Häuflein von 40 Sulioten eine Anzahl Türken schlug, Markos Bozaris ist sein Name. Da es mir aber keineswegs in den Trümmern des heldenmüthigen Missolunghis gefiel, weil weder Bett noch Nahrung, sondern höchstens die griechische kopfabschlagende Criminaljustiz eines Gerichtshofs darin zu haben ist, der die zu viel revolutionnaire Freiheit [illegible] den hellenischen Helden reducirt, so miethete ich mir eine barca pescatoria im Kanal von Anatolico und ging, damit das Netz nach Homerischen Erinnerungen auszuwerfen.

Mein Weg führte zwischen mehren Felseninselchen hindurch an das Eiland Aro, das schon vor 3000 Jahren einen Namen hatte und zur kleinen Monarchie des Ulysses gehörte. Es ist in den griechischen Befreiungskriegen als Zufluchtsort von mehr als 30,000 Sulioten und Missolunghiern berühmt geworden, weil der englische Lord Obercommissar der ionischen Inseln (Maitland), zu denen das Eiland jetzt gehört, daselbst keine Schildwachen zur Aufrechtung der christlichen Neutralität aufgestellt hatte. Die Ruderer versicherten, es sei um dieselben geschehen gewesen, wenn die leichten Kähne den türkischen Schiffen die Lagunen nicht verrammt hätten, und zeigten mir dann mit würdigem Stolz die Stelle im Meere, wo die Brander des unsterblichen Kanaris einer Fregatte des Großadmirals den Weg zum Himmel lehrten. Dreimal hatte Miaulis in Rauch und Dampf mit seinen Schiffen den Hafen durch den Feind gefunden, um die Belagerten durch Proviantzufuhr vorm Hungertod zu wahren, da mußte er endlich, aller Hoffnung baar, um- und heimkehren, um Trauerkleider anzulegen.

Miaulis lebt jetzt in Athen, und dort sah ich ihn, ein fremder Held, wie wir uns den Kosciuszko nach Holtei's Liede denken, kaum gekannt von den bairischen neuen Würdenträgern, aber angebetet vom griechischen Volke. Missolunghis Leichenmantel deckt noch seine Schultern, er wird auch seine Leiche bedecken, wenn es den jetzt geschmolzenen hellenischen Glocken wieder erlaubt ist, Grabgesang zu tönen.

Mein Schifflein verließ die Trauergefilde des Ruhmes mit einem leichten Ostwind, der Nachmittags gewöhnlich den Golf von Korinth herabfährt, und ehe ich's vermuthete, da lief das Segel, beschattet von den langen Abendschatten des Ithakaberges, in die Bucht des Städtchens Bati*), Opisso Aito genannt, wo es von dem britischen Sanitätsbeamten empfangen und nach der vorgeschriebenen Ceremonie als Gast am Lido einquartirt wurde. Ich hatte kaum meine Absicht bekannt, die Heimat von Laertes' Sohn, des trojanischen Siegers, zu besehen, so ergriff ein wortkarger, aber englisch physiognomirter und gekleideter Mann meine Hand und zog mich gutmüthig in sein Haus fort.

„How many mattresses do you choose to have?", das heißt: „Wie viel Unterbetten wollen Sie?, war Alles, was vor der Hand aus seinem Munde kam, aber auch Beherzigung verdiente, da der äußerst seltene Besuch der Insel von Fremden hier weder Gasthäuser noch Betten zum Verleihen erfunden hat.

Sobald wir uns niedergelassen und eine Krystallflasche vom allerbesten Cephalonier — Homer hätte ihn besingen können — in große Goldpokale gegossen hatten, gleichfalls als müsse die Visite auf der Insel wie das Opfer in einem Tempel mit Libationen beginnen, löste sich auch die Zunge meines Gastfreundes, und ich ward zur größten Freude inne, daß er kein Neuling war im heiligen Lande der Gesänge und Heroen. Auf Ithaka ward ihm ein Haus und die Hausfrau, und im Hafen, marmorumgürtet, lag ihm eine Galeere, schön bewimpelt und beladen mit Goldfrüchten und ionischem Nektar, die nach Albion unter Segel ging.

Wollen Sie wissen, wie Ithaka beschaffen ist? Traun, es braucht nicht viel Mühe, das Königreich zu umgehen und zu beschreiben, auch wenn ich genau sein wollte wie Pausanias, der niemals vergaß den Vater und Großvater der Dinge anzugeben, die er berührte. Ein Berg und eine Stadt, oder wenn Sie lieber wollen, ein Fels und umherstehende Häuser, das ist die ganze Geographie des durch alle Welt berühmten Staats. Ich glaube schwerlich, daß es einmal ein Fürst von Bückeburg oder Braunfels dahin bringen wird, auch wenn er eine Constitution gäbe und die Preßfreiheit einführte. Da fällt mir grade zur rechten Zeit eine Bemerkung ein, die auf die „Iliade" Bezug hat. Ich glaube nämlich, daß Homer ohne königlich ithakaische Censur geschrieben und sich gar oftmals des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hat. Warum war die Krone damals toleranter als jetzt, und warum belohnte sie die Prediger ihrer Tugenden und Fehler? Ich entsinne mich auch gelesen zu haben, daß, als der Sängervater blind geworden, der Hof von Ithaka sich seiner angenommen, und daß er dahier in der Nähe seiner Helden gestorben und begraben worden.

Homer's Grab, ihr Götter, wo ist Homer's Grab, damit ich hingehe und Lorberrosen und Immortellen darauf streue? Homer's Grab, es sollte die Muse sein pflegen und den Hügel umgürten, damit die wiederauferstandenen Hellenen dabei beten und alle Poeten der fünf Welttheile dahin wallfahren könnten, als einem geweihten Ort der Dichtkunst.

Doch warum klage ich, da dieses Reich der Homeriden so klein ist. Ganz Ithaka ist Homer's Grab, der Berg seine Pyramide, das Meer sein Atrium. Da wo ich schreibe, ruht seine Asche und mit ihr die Asche des frommen Königs und seiner tugendhaften Penelope. Man soll mir nicht den Gedanken rauben, an das Heilige und Schöne der Ideale, an die Götter und Heroenwelt, an die Menschen der Poesie. Auch sie sind gewesen.

Ich habe diesen Tag darauf verwandt, die Anlagen zu besehen, welche die neue großbritanische Zeit in die 3000jährigen Ruinen pflanzte. Sir James war so gefällig, mich zu begleiten und den Cicerone zu machen.

In Folge dieser Excursion kann ich Ihnen sagen, daß sich die Herakliden ihrer modernen Nachkommen nicht zu schämen brauchen, und daß es wol keine Strecke Landes im Reiche der Hellenen gibt, die mit größerer Sorgfalt angebaut und mit mehr Geschmack und Industrie benutzt wurde als eben der Felsen des Odysseus, seitdem ihn das Galeerenvolk der Venetianer eroberte. Was diese aus Speculation versäumten, ersetzten die Briten aus Poesie, sodaß es scheint, als regiere der große caledonische Barde auf dem Molo und singe sein ewiges Lied von dem schönen unglücklichen Volke.

Byron mußte, als er im Jahre 1823 von Hetruriens Hafen den wiederauferstandenen Homeriden zu Hülfe eilte, weil ihm die ionische Regierung kein Fahrzeug zu seinem großen humanen Zwecke in Zante geben wollte, von diesen Ufern aus mit einem Fischernachen die Fregatte des Miaulis aufsuchen. Der Enthusiasmus, der in jenem Augenblicke — es war kurze Zeit nach Bozaris' Tode — sein Wesen erfüllte, war so groß, daß er an Bord niederstürzte und den Besanmast mit den prophetischen Worten umhalste: „Heiliges Holz, du wirst Hellas' Freiheit befestigen." Ein Orakelspruch, der seitdem erfüllt worden und in der Folge noch mehr erfüllt werden wird.

Wir betraten die Stelle, wo der Dichter des „Childe Harold" feierlich bekannte, daß er dem Volke der Griechen Unrecht gethan und es fälschlich und irrig der Lethargie und des Sklavensinnes beschuldigt habe, und mit ihm bestätigten wir, auf die Erfahrung der letzten zehn Jahre gestützt, daß dieses Volk noch das alte große, denkende, handelnde, tapfere, gastfreie Volk und würdig sei des besten Schicksals, der Freiheit und Unabhängigkeit.

Sir James versicherte, er habe die Griechen achten und lieben gelernt, und er habe durchgängig, was auch ich bemerkte, ein gutes Herz, ein richtiges Urtheil und eine edle Unerschrockenheit unter ihnen gefunden. Man gebe ihnen Mittel, sagte er, eine civilisirte Nation zu werden, so werden sie die übrigen Völker des Continents bald wieder erreichen und sogar übertreffen.

Aber ich vergesse, daß ich auf britischem Boden wandle und daß die Grenze des jetzigen Griechenlands 40 Meilen weit von mir gezogen ist. Ithaka, das Königreich des Homerischen Helden, die Wiege der hellenischen Poesie, hat keinen Theil an den Siegen Kolokotronis', Bozaris', Miaulis' und Maurokordatos' und es wird ihm allerhöchstens vergönnt, die blauweiße Kreuzesfahne in seinem Hafen aufzuziehen, wenn ein Fahrzeug vor den Stürmen Zuflucht sucht. Ich vergesse, daß ein Offizier von London drüben in einem stattlichen Hause wohnt, der Odysseus' Souverainetätsrechte im Namen eines fremden, fernen Königs, Georg, ausübt, und daß dieser derselbe Georg ist, welcher vor wenigen Jahren, unterdeß seine Unterthanen Gold und Krieger und Dichter zu Gunsten der Hellenen aussandten, der Flotte Miaulis' die Meerengen und auf diese Weise den hungernden Missolunghiern den Mund sperrte, daß Mahmud's hunderttausend Knechte einer Handvoll Helden obsiegen möchten.

Bei allen Göttern, das Gemüth empört sich bei den kalten Operationen unserer Politik und dem elenden Schacher, den die Diplomatie mit den Menschen treibt. Ich hoffe zu Gott, daß die Griechen den Briten dereinst nicht nur die von Lord Elgin und Clarke gestohlenen Monumente Athens, sondern auch die Inseln wiederabnehmen, die jetzt den possirlichen Titel einer königlich großbritannischen Republik führen. Dann wird auch Thessalien und Epirus der Pforte entrissen und Rigas' schönes Lied keine Fabel mehr sein:

> Auf dem Olymp und dem Pindus
> Saßen zwei Vögel;
> Einer davon sang ein Liedlein
> Griechischer Freiheit.

Ich habe mich vergeblich bemüht, zu erfahren, wo die Insel der Phäaken liegt, auf welcher Odysseus nach seiner Flucht von Kalypso's Insel, Malta, landete. Der Name ist spurlos verschwunden, und die Archäologen scheinen sie als eine der schwimmenden Cyaneen des Propontis zu betrachten, die noch nicht wieder Wurzel faßte in der Erde. War es Aro, von welchem ich vorhin sprach, oder war es Kalamo, die größte der Eilande zwischen Akarnanien und Ithaka, oder war es wol gar Leukadia, das mancherlei Namen hatte und unter andern von Plinius

---

*) *Bati*, sprich Bati.

Dioryktos genannt wird? In diesem Falle konnte es seiner Homerischen Majestät nicht schwer werden, sich mit der erhaltenen Hülfe in den Wiederbesitz seines Hauses zu setzen.

Zufolge der Odyssee beruht die Katastrophe auf dieser Begebenheit; denn sie läßt Penelope die Freier täuschen, Telemach nach Sparta zu Nestor und Menelaos reisen und endlich den Vater Schiffbruch leiden und durch seine Leidenerzählung die Gemüther entflammen und aufwiegeln, Alles, um den großen Hausstreit zu schlichten und die Tugend eines Weibes zu belohnen.

Mit der Liebe des Helden mußte es aber sehr auf die Neige gekommen sein, da Kalypso —

Ich habe auf der Insel dieser Nymphe vor einiger Zeit noch dieselbe Eigenschaft der Homerischen Schönen bei den Weibern angetroffen. Die Grotte Mehella und die Bai, worin der Apostel Paulus, von Cäsarea kommend, Schiffbruch litt, sind zwei verführerische erotische Plätzchen, das eine von den maltesischen Schäfern gesucht, das andere von den sicilischen Schiffern gemieden. Unser Speronaro sagte, es hielten sich Meerfräuleins dort auf, und gewisse Marinari hätten vor zwei Jahren zur Zeit des neuen Vulkans bei Selinunt *) eine große glühende Wolke dabei gesehen.

Spaßen wir also nicht mit den poetischen Erscheinungen der Vorzeit, es könnte eine Nymphe daraus auftauchen und uns eines Andern belehren.

Sir James hat eine englische Uebersetzung der „Odyssee", ich eine italienische, die ich in Malta auftrieb. Mit diesen Werken und seiner liebenswürdigen Frau und Tochter haben wir den gestrigen Abend zugebracht. Ich bin indeß zu zerstreut, um auch heute der Poesie zu folgen, und gehe lieber eine Stunde ans Pult, Ihnen ein Brieflein zu schreiben. Mögen die Reflexionen, die in diesen Blättern vorkommen, zum Ueberflusse mit einer topographischen Notiz und der Beschreibung des heutigen Tagwerkes geschlossen werden. Sie ist vielleicht die einzige, die von einem Deutschen hier expedirt wurde.

Ithaka ist nur zwei □Meilen groß und hat etwa 4000 Einwohner, die in dem Flecken, dem Hafen und zwei kleinen Landungsplätzen wohnen. Die Anlagen sind recht freundlich und bilden, was die Stadt betrifft, eine Art Amphitheater mit einem Marinelazareth und einem Kastelle, die derselben ein sehr pittoreskes Ansehen geben. Alle Hügel sind grün, und der eine Theil der Insel ist reich mit Fruchtbäumen und Weingärten bepflanzt.

Nach einer flüchtigen Umkreisung des Städtchens, in dessen Thüren und Fenstern ich manch Blümlein Wunderhold im schlanken Inselcostum gewahrte, begab ich mich mit meinem Wirthe in eine einsamere Gegend, Marathia genannt, und von da auf die Höhe von Poli, welches nach seiner Meinung Alalkomene, die Burg des Odysseus, ist. Da ich mein Lebtage schon so Vieles und sogar das Unglaubliche glauben mußte, wo man nicht Homerisch ist, so will ich auch dieses als einen Glaubensartikel betrachten und darüber nicht weiter glossiren. Die Steine gigantischen Schlages, die ich in den Mauern dieses meerbeherrschenden Punktes hier und dort, außerhalb und innerhalb des Kulms antraf, sind ganz geeignet, Zeugniß für einen 3000jährigen Stammbaum abzulegen, auch wenn sie nicht ihres Gleichen in den Defileen von Argolis und Theben hätten, wo ich ganz erhaltene Homerische Festen antraf. Ich wüßte auf der Insel keine bessere Lage zur Residenz eines Fürsten, da man von daselbst aus den ganzen ionischen Archipel und insbesondere das nahe Cephalonia übersehen kann, welches vorgeblich mit andern Eilanden und der Küste der Akarnanien zu des Odysseus Krongütern gehörte und nur durch einen halbstündigen Kanal von Ithaka getrennt ist. *)

*) Der Vulkan entstand zwischen Mazara und Sciacca, 20 Meilen vom Lande.

Es befinden sich zwei unbegreifliche künstliche Höhlen und Vertiefungen in dem Felsen dieses Schlosses, die dereinst, wenn sie ausgeräumt worden, vielleicht etwas Licht über die Tendenz des Gebäudes geben können.

Auf unserer Rückkehr verweilten wir einen Augenblick bei der Quelle Arethusa, berühmtesten Namens, welche sich hier in reicher Fülle aus der Spalte des Berges ergießt, um Bad mit frischem Wasser zu versehen. Wir trafen die lockere Jugend mit ihren Heerden an dem steinernen Becken neuerer Zeit, und ich dachte einen Moment an die Arethusa von Syrakus, in deren Wasserspiegel ich, es ist kaum zwei Monate her, die Reise auf dem Rücken einer sicilischen Wäscherin machte. Ich hatte gar große Ursache, an der Echtheit der Nymphe meines Gentleman zu zweifeln, und gab ihm bei dieser Gelegenheit zu verstehen, daß ich nun in diesem Winter die Ehre gehabt habe, vier oder fünf Arethusen zu begegnen, diejenigen nicht mitgerechnet, welche gegenwärtig im Nympheum Athens Parade machen.

Da es unterdessen Abend geworden, so betraten wir die schön gelegene Felsenplatte einer echt patriarchalischen Grotte, um im langen Schatten der Abendsonne das ruhige Meer und die Küste Griechenlands und Moreas zu bewundern, welche gleich einem durch die Flut gespalteten Alpenlande in allen Farben von Schwarz zu Weiß erglänzte. Das Vorgebirge Papas bedeckte Patras und die Dardanellen von Lepanto, dagegen schimmerten in blauer Ferne Missolunghis flache Häuser und drüben hinaus das Felsenland der griechischen Freiheit, Euli, aus welchem der Achelous herabströmt. Die Berge Achaias und Elis im Peloponnes schienen mir eben von der Wasserflut der Propontis abgeschnitten und zu einer Halbinsel geformt worden zu sein.

Wer, wenn's euch beliebt, ahnte es wol auf dieser Stelle daß in ihrem Schoose die berühmten olympischen Spiele gefeiert wurden, zu denen Libyens, Syriens und Siciliens Kämpfer herbeiströmten? Es ist kein Haus im Gebirge, das euch beherbergen könnte.

Ich werde nicht nach Patras zurückkehren, nicht wieder Hellas Boden betreten, den ich so heilig achte, daß ich selbst das Elend, das ich darauf empfand, unschätzbar nennt. Morgen wende ich mein Schifflein dem Golfe von Leukadia, dem Felsen Sappho's und Artemisia's, dem Kanal von Santa-Maura, Actium und Prevesa zu. Wollen es die Götter, so wandle ich von dort, wo noch das Reich des Halbmonds ist, über den [illegible] nach Gomenien, um in irgend einem türkischen Fischerhafen nach Korcyra's schönen Festen überzurudern.

Bin ich in Korfu, bin ich so gut wie in Neapel, und bin ich in Neapel, komme ich schon bald wieder an die Alpen, wo der Rhein entspringt, der zu meiner Heimat fließt. 129.

Literarische Notizen.

Unter den in London neuerdings erschienenen interessanten Büchern bemerken wir: Hugh Miller's „Scenen und Legenden von Nordschottland, oder traditionelle Geschichte von Cromarty", ferner W. Yarrell's „Geschichte der britischen — Fische" in zwei Bänden, Talbot's metrische Uebersetzung von Göthe's „Faust", und „Balladen im cumberländischen Dialekt" von Anderson.

Die soeben erschienene zweite Lieferung des „Théâtre européen" enthält den „Arzt seiner Ehre" von Calderon. Für die nächsten Lieferungen sind angekündigt: Ben Jonson's „Volpone", Shirley's „Spieler", Molino's „Steinerner Gast" und „Orpheus" von Poliziano. 130.

*) Cephalonia hatte zu Homer's Zeit drei Herren, sodaß es scheint Odysseus habe nur die Küste gen Ithaka befehligt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1835.

Drei Berichte des Generalcapitains von Neu-Spanien Don Fernando Cortes an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorworte und erläuternden Anmerkungen von Karl Wilhelm Koppe. Mit einer Karte und einem Fragment des in Hieroglyphen abgefaßten alt-Mexicanischen Tributregisters. Berlin, Enslin. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Entdeckung, Eroberung und Colonisirung Amerikas durch die Spanier im 15. und 16. Jahrhundert gehört unstreitig zu den wichtigsten und folgenreichsten Ereignissen, deren die Jahrbücher der Menschengeschichte gedenken. Amerika ward in den Bereich der europäischen Bildung hauptsächlich dadurch gezogen, daß das Christenthum durch die Spanier dahin gebracht ward, daß selbst bei der gewaltsamen Art und in der einseitigen Form, wie und in welcher es dort gelehrt und verbreitet ward, die nothwendige Grundbedingung war, wie Amerika zu einer höhern, wahrhaft menschlichen Bildung gelangen sollte. Spanien dagegen verbreitete durch die Eroberungen und Colonisirungen in Amerika seinen Scepter über ein unermeßlich weites Ländergebiet und erhielt eine Masse von Schätzen und Reichthümern, die es scheinbar zum reichsten Staate Europas machten. Inzwischen war die Eroberung von Amerika und das Zuströmen der großen Gold- und Silbermassen und der übrigen Schätze nach Spanien auch wieder eine Hauptursache zur innern Erlahmung und damit zum Untergange der reichen und mächtigen spanischen Monarchie. Denn indem die spanische Regierung und das spanische Volk durch das Zuströmen der Gold- und Silberschätze aus Amerika unermeßliche Reichthümer erhielten, ohne daß es irgend einer besondern Anstrengung oder Arbeit weder von Seiten der Regierung noch des Volkes bedurft hätte, versanken beide dadurch allmälig nothwendig in Unthätigkeit und Trägheit und vernachlässigten die reichen Quellen und Hülfsmittel, die ihnen das eigne herrliche Land gewährte, und so geschah es, daß Spanien innerlich wahrhaft verarmte, während es äußerlich unermeßlich reich zu sein schien. Seine Fülle war nicht die wahre Kraftfülle der Gesundheit, sondern die Aufgedunsenheit eines Wassersüchtigen, und es hatte so ziemlich das Schicksal und Loos eines etwa durch einen plötzlichen, unverhofften Zufall oder durch einen Lotteriegewinst reich gewordenen Mannes, der sich in blinder Zuversichtlichkeit auf seinen großen Reichthum einem müßigen und üppigen Schlaraffenleben hingibt und eben dadurch nothwendig zu Grunde geht. Indem Spanien sich ausschließlich auf den Besitz von Amerika und die in demselben enthaltene, fast unerschöpfliche und gleichsam von selbst fließende Quelle von Reichthümern und Schätzen verließ, gab es sich selbst auf und lebte unbekümmert und sorglos in den Tag hinein. Kamen doch regelmäßig die Gold- und Silberflotten aus Amerika in seinen Häfen an. Amerika überschüttete Spanien mit Reichthümern, durch die es erstickt ward. Eben weil Spanien in Folge der Eroberung Amerikas und des Zuströmens seiner Reichthümer und Schätze allmälig auf ein vegetirendes Pflanzenleben zurückgebracht war, das Leben nicht aus sich selbst erzeugte, sondern nur von außen empfing, so mußte der Verlust der reichen Pfründe, die es an und in Amerika seit Jahrhunderten besessen hatte, nothwendig ein tödtlicher Schlag für Spanien werden, durch den es aber auch vielleicht zu wahrem Leben wiedererweckt und wiedergeboren werden kann, wenn auch nicht ohne heftige und gewaltsame Zuckungen und Krämpfe. Aber dies nothwendige Werk und Geschäft der Wiedergeburt des so herrlichen Landes und so bildsamen Volkes wird weder durch ein papierenes Actenstück, Constitution, noch in wenig Jahren vollbracht werden. Jahrhunderte und eine kraftvolle und weise Regierung sind dazu nothwendig. Aber was sind Jahrhunderte im Leben eines Volkes? Dasselbe, was Jahre im Leben eines menschlichen Individuums sind. Muß man nun zugestehen, daß die Entdeckung, Eroberung und Colonisirung Amerikas sowol für Amerika als auch für Europa überhaupt und für Spanien insbesondere eine der wichtigsten, folgenreichsten und verhängnißvollsten Ereignisse gewesen ist, so muß man auch zugestehen, daß eine Geschichte von diesem weltgeschichtlich bedeutsamen Ereignisse und Alles, was zu einer solchen führen und als Quelle einer solchen betrachtet werden kann, von der höchsten Wichtigkeit und Bedeutung ist. Daß nun die Berichte des kühnen Helden Fernando Cortes an Kaiser Karl V. eine Hauptquelle in dieser Beziehung sind, wird von selbst einleuchten, und daher kann die Herausgabe derselben durch den Herrn Dr. Karl Wilhelm Koppe immer nur als ein verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen angesehen wer-

den. Der Herr Herausgeber hat in dem Vorworte theils auf die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit dieser Berichte für die Geschichte aufmerksam gemacht, theils eine kurze Lebensgeschichte von dem Helden gegeben, die ebenso lehrreich als anziehend für den denkenden Freund der Geschichte und ihrer Helden ist. Denn sie zeigt, wie Fernando Cortes, der unstreitig unter den Helden der Geschichte eine Hauptrolle einnimmt, mit den größten Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatte und sich selbst erst Bahn aus der Dunkelheit zur Größe brechen mußte. Man kann nicht umhin, bei diesem außerordentlichen Manne seine ebenso große Kühnheit als Ausdauer und Klugheit zu bewundern. Obgleich Ref. hofft, ja voraussetzt, daß dies Werk, wie es verdient, schon recht weit verbreitet und vielgelesen sei, so erlaubt er sich gleichwol einen gedrängten Auszug aus dem Vorworte des Hrn. Herausgebers, das zugleich im Wesentlichen und in gedrängter Kürze dasselbe enthält, was die Berichte des Fernando Cortes an den Kaiser nur umständlicher und ausführlicher enthalten, zu geben. Ref. ist jedoch weit entfernt, damit andeuten zu wollen, daß man etwa entweder das Vorwort des Hrn. Herausgebers oder die Berichte des Cortes überschlagen könne oder solle; vielmehr müssen beide, wie sich von selbst versteht, mit prüfender Aufmerksamkeit gelesen werden, da das Vorwort allein die ganze Größe der eigenthümlich-schwierigen und gefahrvollen Stellung und Lage, in der sich Cortes bei seinem ersten Erscheinen an den Küsten Amerikas befand, klar und begreiflich macht, während natürlich die eignen Berichte des Cortes an den Kaiser ein vollständiges Gemälde von dem kühnen Unternehmen des Helden, ein unermeßliches, von einer mächtigen, zahlreichen, kriegerischen und größtentheils feindlichen Bevölkerung bewohntes Ländergebiet mit so geringfügigen, ja dürftigen Mitteln, wie sie Cortes besaß, zu erobern, von dessen Fortgang und glücklichem Gelingen sind, in dem sich zugleich Cortes ebenso sehr als ein Held und als ein für seine Zeit großer Feldherr, wie als ein kluger und gewandter Staatsmann abspiegelt. Denn es begreift sich leicht, daß die Eroberung Amerikas durch Cortes noch mehr durch seine Politik als durch seine Waffen bewirkt worden ist.

Fernando Cortes ward 1485 zu Medellin in Estremadura geboren. In seiner ersten Jugend war er kränklich. Er ward 14 Jahre alt nach Salamanca geschickt, aber eine Krankheit nöthigte ihn zur Rückkehr in sein älterliches Haus. Er zeigte hier eine so überwiegende Neigung für den kriegerischen Beruf, daß seine Aeltern, dies bemerkend, ihm gestatteten, sich demselben zu widmen. Hauptsächlich aber wünschte er, Gelegenheit zu finden, nach der neuen Welt zu gelangen, wohin er sich, wie überhaupt die ganze spanische Jugend, von einem unwiderstehlichen Verlangen gezogen fühlte. Auch darein willigten seine Aeltern, indem sie hofften, daß ihr Sohn von Seiten des Gouverneurs von Hispaniola (Haiti), Nicolas di Ovando, der mit ihnen verwandt war, Beistand und Unterstützungen finden würde. So schiffte sich denn Cortes zu Sevilla auf einem nach Hispaniola bestimmten Fahrzeuge im 19. Jahre seines Alters ein. Die Ueberfahrt war beschwerlich, langwierig und gefährlich; aber Cortes ertrug alle Beschwerden und Gefahren während derselben mit seltener Ausdauer und Unerschrockenheit und verrieth so den künftigen großen Mann. Der Gouverneur stellte ihn bei dem Municipalsecretariat des Marktfleckens Azua an. In dieser untergeordneten Stellung blieb Cortes fünf Jahre lang. Da nahm ihn Don Diego Velasquez, der 1511 zum Gouverneur der Insel Fernandina (Cuba) ernannt worden war, als Privatsecretair mit sich. Cortes gewann die ganze Gunst dieses einflußreichen Mannes, schien sie aber auch schon im ersten Jahre gänzlich und für immer verloren zu haben. Cortes ging nämlich mit dem Vorhaben um, heimlich nach Hispaniola zu gehen und der dortigen Behörde eine Beschwerdeschrift wider die Verwaltung von Cuba im Namen und von Seiten einer unzufriedenen Partei unter den dortigen Bewohnern zu überreichen, und schon war er im Begriff, sich einzuschiffen, als Velasquez, der von diesen Umtrieben benachrichtigt worden war, ihn verhaften ließ und ihn, da die Papiere, die Cortes bei sich führte, wider ihn zeugten, sogleich durch den Strang hinrichten lassen wollte. Inzwischen ließ sich Velasquez durch Vorstellungen und Bitten von Seiten der Freunde des Cortes doch endlich bewegen, zu bewilligen, daß Cortes nach Hispaniola gebracht und den dortigen Behörden übergeben werden sollte. Allein Cortes, der sich schon gefesselt am Bord eines für die nächsten Tage segelfertigen Schiffes befand, fand Gelegenheit, aus dem untern Schiffsraum, wo er sich befand, auf das Verdeck zu kommen und sprang, ohne sich weiter zu besinnen, über Bord, indem er schon zuvor seine Fesseln abzustreifen gewußt hatte. Er wäre wahrscheinlich verloren gewesen, da er nicht schwimmen konnte, aber er ward von der rückkehrenden Flut — es war grade die letzte Stunde der Ebbe — ergriffen und an das Land gespült und flüchtete sich, nachdem er sich etwas erholt hatte, in eine nahe gelegene Kapelle, die ihm Schutz vor dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit gab. Er verweilte in derselben längere Zeit, indem ihm seine Freunde die nöthigen Nahrungsmittel zukommen ließen, während ihn von außen die Häscher des Gouverneurs gleichsam belagerten. Aber ungeachtet seiner mislichen Lage verliebte er sich in eine junge, schöne Spanierin, Donna Catalina Xuarez, die jene Kirche häufig besuchte, und bald fand zwischen Beiden ein gegenseitiges Verständniß statt, ja es wurden ihm sogar von Seiten der Geliebten verstohlene nächtliche Besuche gestattet, eine Erlaubniß, die er zu benutzen nicht versäumte. Aber bei einem dieser nächtlichen Besuche ward Cortes von des Velasquez Häschern ergriffen, der sofort Standrecht über ihn halten ließ. Das strengste Urtheil ward gesprochen, und es bedurfte nur noch der Bestätigung des Velasquez. Inzwischen gelang es der vermittelnden Fürsprache der Freunde die Begnadigung des Cortes auszuwirken. Velasquez begnügte sich damit, ihn seines Postens zu entsetzen. Obgleich Cortes sich dadurch in eine dürftige Lage versetzt fand, so verehelichte er sich dennoch mit seiner geliebten Ca-

talina und lebte glücklich mit ihr. Er bat, als sie ihm einen Sohn geboren hatte, den Velasquez zum Gevatter, was eine völlige Aussöhnung mit demselben zur Folge hatte. Er erhielt von ihm als Pathengeschenk ein Grundstück in der neu angelegten Colonie St.-Jago di Cuba und ward zum ordentlichen Alcalden der neuen Stadt ernannt. In diesem Verhältnisse verbrachte Cortes sechs Jahre, erwarb sich einiges Vermögen und befestigte sich immer mehr in des Velasquez Gunst, der sich ebenfalls eifrig bemühte, sich immer mehr in der Gunst, die er bei Hofe genoß, zu befestigen. So hatte er bereits früher zwei Entdeckungsexpeditionen ausgesendet, von welchen die eine die erste Kunde vom Lande Yucatan, die andere aber Nachricht von einer westlichen Küste brachte, die von den Eingeborenen Culua genannt wurde. Um von diesen Entdeckungen den größtmöglichen Vortheil zu erlangen, rüstete Velasquez eine dritte, größere Expedition aus und sandte zwei vertraute Offiziere nach Spanien, um die königliche Genehmigung und Vollmacht für sein Unternehmen zu erhalten, was ihnen auch gelang; denn er erhielt die nöthigen, äußerst vortheilhaft für ihn gestellten königlichen Patente, die in Barcelona vom 13. November 1518 ausgefertigt waren, wozu sein mächtiger Gönner, der Bischof von Burgos, viel beigetragen haben mochte. Velasquez ernannte Cortes zum Befehlshaber der für dieses Unternehmen ausgerüsteten Flotte, die schon seit Anfang November im Hafen von St.-Jago di Cuba fast völlig ausgerüstet lag. Cortes unterzog sich diesem Berufe mit großem Eifer, warb selbst eine Anzahl tüchtiger Freunde für dieses Unternehmen und verwandte einen großen Theil seines eignen Vermögens auf die Ausrüstung der Flotte. Inzwischen war es seinen Feinden und Neidern durch wiederholte Einflüsterungen gelungen, Mistrauen bei Velasquez wider Cortes zu erregen und denselben zu überreden, Cortes zurückzurufen. Doch Letzterer, davon unterrichtet, ließ schleunig, ehe noch die Befehle des Velasquez hatten ankommen können, die noch mangelnden nothwendigsten Lebensmittel auf die mit den nöthigen Mannschaften bereits bemannten Schiffe bringen und befahl sodann, in der Nacht vom 17.—18. November die Anker zu lichten. Da erschien Velasquez, davon benachrichtigt, am Strande und verlangte eine Unterredung mit Cortes. Dieser kam auch auf einem wohlbewaffneten Boote, stieg jedoch nicht an das Land. Auf des Velasquez Vorwürfe erwiderte der kühne Mann, daß in gewissen Fällen die That besser sei als das Wort, fragte dann, ob er noch etwas zu befehlen habe, und da Velasquez vor Aerger und Zorn nichts vorzubringen vermochte, kehrte Cortes zu seinem Admiralschiff zurück. Die Segel wurden aufgespannt, und bald war die Flotte aus Velasquez' Blicken verschwunden. Cortes segelte jedoch zunächst nach der Nordwestküste der Insel, wo er drei Monate verweilte, um die in jeder Hinsicht noch mangelhafte Ausrüstung seiner Flotte zu vervollständigen. Er warb Truppen aus den ihm zahlreich zuströmenden Abenteurern, brachte Pferde, Waffen und Lebensmittel zusammen, theils indem er sich Credit zu verschaffen, theils indem er geschickt Versprechungen und Verheißungen anzuwenden wußte. Velasquez' Befehle, kraft welcher Cortes förmlich seines Oberbefehls entsetzt, seine Verhaftung geboten und jede Förderung seines Unternehmens streng verboten wurde, blieben ohne Wirkung, indem sie theils bei der Schwierigkeit der Communicationen im Innern der Insel zu spät kamen, theils an der großen Klugheit, Vorsicht und Ueberredungsgabe des Cortes scheiterten. Endlich in der Mitte Februars 1519 verließ Cortes mit seiner Flotte, nachdem er die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, den Hafen von Havanna, segelte nach der Westspitze der Insel, wo sich seine Flotte, nachdem sie durch einen heftigen Sturm zerstreut worden war, bei dem Vorgebirge St.-Anton wieder zusammenfand. Er führte auf elf Schiffen nur 508 Mann Soldaten, worunter 16 Mann Reiter, 10 Stück Geschütz, 4 Falkonets mit sich, hatte aber reichlich Vorrath an Pulver, Blei und Lebensmitteln. Er ließ, nachdem er zuvor seine Gefährten durch eine kräftige Rede begeistert hatte, nach dem neu entdeckten Lande Yucatan zusteuern. Ein heftiger Sturm zerstreute die kleine Flotte, die sich jedoch bei St.-Cruz wiedervereinigte, wo Cortes einige Wochen verweilte. Im Anfange des Märzes ging er wieder unter Segel, lief in den mexicanischen Meerbusen ein und warf im Tabascofluß Anker. Erst nachdem blutige Kämpfe mit den Tabascoindianern vorangegangen waren, ward ein friedlicher Tractat mit ihnen geschlossen. Cortes verweilte hier bis zum Palmsonntage und schied sodann in Frieden und Freundschaft von diesen Indianern. Er ging sodann wieder in der Gegend vor Anker, wo jetzt das Fort St.-Juan di Ulloa den Hafen von Veracruz beschützt. Cortes fand hier die Küsten mit einer zahlreichen und kriegerischen Bevölkerung bedeckt, was Vorsicht nöthig machte. Er ließ inzwischen die Truppen am Charfreitage 1519 ausschiffen und auf den Dünen ein Lager aufschlagen. Sodann ward ein feierlicher Gottesdienst gehalten. Die Indianer, die von allen Seiten herzugeströmt waren und reichlich Lebensmittel zugeführt hatten, wohnten dem Gottesdienste mit anständiger Haltung bei und sahen sodann einem Truppenmanoeuvre zu, das ihnen sichtlich Furcht und Schrecken einflößte. Hier hörte man zuerst den Namen Moctezuma, durch den die Indianer den Oberherrn des Reiches bezeichneten. Auch ging sogleich ein indianischer Häuptling, Namens Tutili, ab, um ihm die Ankunft der Fremdlinge zu berichten. Nach Verlauf von acht Tagen kehrte er mit reichen Geschenken zurück, überbrachte aber auch zugleich die Foderung, daß die Fremdlinge unverzüglich das Reich verlassen möchten. Cortes sandte jedoch den Botschafter mit Geschenken und der Erklärung zurück, daß er nicht eher das Land verlassen werde, als bis er Moctezuma gesehen und sich mit ihm über wichtige Angelegenheiten unterredet habe. Nach Verlauf von sechs Tagen kam abermal eine Botschaft von Moctezuma, die noch reichlichere Geschenke und zugleich eine noch dringendere Auffoderung an Cortes überbrachte, abzureisen; und als sich dieser weigerte, schied man misvergnügt voneinander, und am nächsten Tage waren die

sämmtlichen umliegenden Ortschaften von ihren Bewohnern verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Indisches Theater.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine edidit *Hermannus Brockhaus*. Fasciculus prior, continens textum sanscritum. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Zu den merkwürdigsten Erzeugnissen der Sanskritliteratur gehört unstreitig das metaphysische Sektendrama „Prabodha Chandrodaya" (Erkenntnißmondaufgang), welches schon seit 20 Jahren nach einer, selbst in England allmälig selten gewordenen englischen Uebersetzung von Taylor (London 1812) und den daraus mitgetheilten Auszügen von Rhode („Beiträge zur Alterthumskunde", Heft II, und „Mythologie der Hindus", Bd. II, S. 349) häufig besprochen und von den Kennern wie den Freunden der altindischen Bildung mit gleicher Ungeduld erwartet worden ist. Man konnte zwar aus der Uebersetzung es entnehmen, daß ein solches Stück, in welchem abstracte Begriffe als handelnde Personen auftreten und philosophische Discussionen zum Gegenstande dramatischer Unterhaltung gemacht werden, zu den jüngern Geisteswerken des sinnigen Volkes gehören müsse; daß der Verf., Krishna Misra, nicht vor der Buddhistenverfolgung im 5. christlichen Jahrhunderte könne gelebt haben, da Kumârilabhatta darin genannt wird (S. 110); ja, daß die ganze Ausbildung der mystischen Vedântaphilosophie, deren Sieg das Drama verherrlicht, auf eine Periode lange nach Sankaras und etwa auf das 11. Jahrhundert schließen lasse; allein über die Frage, ob das Stück jemals auf die Bühne gebracht, wie seine dramatische Oekonomie und Sprache sich zu den frühern Dramen verhalte, und vor Allem über die genauere Darstellung der darin geschilderten Systeme der indischen Philosophie durfte erst aus dem vorliegenden Originale ein Urtheil gefällt werden. Und aus diesem ergibt es sich, daß „Prabodha Chandrodaya" allerdings wol auf eine öffentliche Aufführung berechnet gewesen, denn dieselben Bühnenanordnungen, derselbe Wechsel von Prosa und Poesie, von Sanskrit und Prakrit sind auch hier beobachtet; die Personen lassen bei einer durchgeführten, hin und wieder verwickelten Handlung ihre allegorische Gestalt vergessen und nehmen auch unbeschadet ihrer Schulterminologien und Spitzfindigkeiten die Theilnahme in Anspruch. Die Sprache ist für ihre Zeit sehr rein und erscheint sogar nicht selten, vornehmlich in den Citaten, in einem alterthümlichen Gewande; denn die Anhänger der verschiedenen Schulen scheinen größtentheils in Worten der ältern, auf ihre Systeme Bezug habenden Schriften zu reden (vgl. eine Stelle aus dem „Mundakaupanishad", S. 110), sowie denn das Ganze ein Compendium der indischen Philosophie genannt und nur bei einer vertrautern Bekanntschaft mit der dahin gehörigen Literatur verstanden werden kann. Es erhellt aus dieser flüchtigen Skizze, welche bedeutende Lücke Hr. Brockhaus, von welchem wir zu gleicher Zeit zwei liebliche Märchen aus der bis jetzt nur dem Namen nach bekannten Sammlung des Somadeva erhalten haben, durch die Bearbeitung dieses Dramas ausgefüllt, und welchen Dank er sich bei allen Denen erworben hat, welche die Schwierigkeiten sowie den Werth solcher Studien zu schätzen vermögen. Der Text ist nach vier Handschriften aus dem ostindischen Hause in London kritisch bearbeitet, der Druck, abgesehen von einigen Setzfehlern, sauber und dem Gegenstande wie der Verlagshandlung würdig. Wir sehen dem zweiten Hefte, in welchem die lateinische Uebersetzung nebst einem kritischen Commentare folgen soll, mit Verlangen entgegen und behalten es uns vor, über Plan und Inhalt des Dramas dem gebildeten Publicum zu gehöriger Zeit Rechenschaft zu geben. 81.

Notizen.

Der „Temps" enthält eine ziemlich hämische Kritik über Philipp Ségur's neuestes Geschichtswerk: „Histoire de Charles VIII roi de France", worin der Beurtheiler dem Verf. von „Napoléon et la grande armée" eine „vue courte de l'histoire" vorwirft, gewiß der widerwärtigste Vorwurf, der einem Historiker gemacht werden kann, denn in dem „kurzen Blick" besteht eben seine Bornirtheit und es folgt daraus die wahre Kammerdienerei der Geschichtschreibung. Ségur sagt in der Vorrede von der Regierung des von ihm monographirten Monarchen: „So kurz diese Regierung und so schwach dieser Regent war, so ist sie doch eine der merkwürdigsten Epochen der französischen Geschichte. Ein Drama von drei Acten, deren jeder durch ein für immer denkwürdiges Factum bezeichnet wird: 1. die Stände von Tours; 2. die Vereinigung von Bretagne mit Frankreich; 3. die Eroberung Neapels. Die ganze Geschichte Frankreichs unter Karl VIII. zerspaltet sich in diese drei Acte und geht darin mit ihrem Interesse auf. Es ist deshalb dieser Zeitraum für den Geschichtschreiber ein sehr glücklicher Gegenstand, der, wenn er sich der Formen wie des Geistes zu bemächtigen, wenn er die vielgestaltigen Tableaus, die darin liegen, hervorzuheben und mit lebhaften Farben hinzustellen weiß, eines der interessantesten Capitel der französischen Geschichte werden muß." Jedermann weiß, daß grade das Talent, in reizenden Tableaus und Gruppen seinen Stoff zu zerlegen, Ségur eigenthümlich ist; aber der französische Recensent läßt ihm auch hierin keine Gerechtigkeit widerfahren und bestreitet ihm sogar, mit offenbarer Unkenntniß der französischen Geschichte, die Wichtigkeit dieses Zeitraums, den man nicht unpassend als den Embryo des neuen politischen Systems in Europa ansehen kann, weil mit ihm die Eroberungspolitik der französischen Könige gegen Italien, Deutschland und die Niederlande begann. Die übrigens mit Geist geschriebene Kritik des Herrn Pr. schließt mit den Bemerkungen, daß die gefeilte glatte Form noch das Beste an dem Ségur'schen Buch sei, und auch dies nicht unbedingt, denn diese Form sei „trop pénible et travaillée". Der ganze Werth des Buchs, heißt es ferner mit beißendem Witz, bestehe in dem „métier de la phrase": eine hübsche Redensart, die aber weit eher auf andere Leute passen würde als grade auf Ségur, der, ein viel zu großes Talent für die Darstellung besitzt, um „penibel" zu sein. „Mr. Ph. de Ségur", schließt Hr. Pr. seinen Aufsatz, „est arrivé au fauteuil avec son expédition de Russie, il paie a bien venue avec l'histoire de Charles VIII. Si le premier titre était suffisant, je n'ai rien a dire." Das ist boshaft.

Silvio Pellico's „Francesca di Rimini" ist in einer ausgezeichneten französischen Uebersetzung erschienen.

Rozet hat neuerdings eine geologische Schrift herausgegeben, worin die Resultate seiner auf den französischen Gebirgen und denen von Algier angestellten Beobachtungen gesammelt sind. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 166. —— 15. Juni 1835.

Drei Berichte des Generalcapitains von Neu-Spanien Don Fernando Cortes an Kaiser Karl V.

(Beschluß aus Nr. 165.)

In der Nacht schlichen sich einige Indianer in das Lager des Cortes und erklärten, sie seien Abgesandte des Cembral, eines mit Moctezuma misvergnügten Häuptlings. Cortes durchschaute natürlich sofort, von welcher großen Wichtigkeit ihm diese innere Spaltung sein könne, und entließ daher die Abgesandten des misvergnügten Häuptlings mit kleinen Geschenken und großen Versprechungen, eingedenk des wahren und wichtigen politischen Grundsatzes: divide et impera. Während nun so Cortes den großen Vortheil, den ihm die Gesinnung und Hülfe des misvergnügten indianischen Häuptlings gewähren konnte und mußte, mit der größten Schlauheit zu benutzen gewußt hatte, verstand er auch zugleich mit ebenso großer Gewandtheit und Klugheit das Misliche in seiner Stellung zu seinen Untergebenen zu beseitigen. Seine Stellung zu seinen Untergebenen oder vielmehr Gefährten war aber hauptsächlich deshalb eine misliche und ungeregelte, weil sie auf keinem gesetzlichen Fundamente beruhte, was gleichwol nothwendig geschaffen werden mußte, wenn nicht das ganze verwegene Unternehmen scheitern sollte. „Wer hat denn Cortes zu unserm Oberbefehlshaber ernannt?" murrten die vielen Misvergnügten in dem kleinen Heere, bei welchem sich viele Anhänger und selbst Verwandte des Velasquez befanden und die recht gut wußten, daß Cortes vom Velasquez nicht sowol entsendet worden, als vielmehr entwichen war. Diese unzufriedene Partei gewann noch an Stärke und Gewicht durch die unbehagliche Stimmung, die durch die lange Lagerung unter der brennenden Sonne dieses Himmelsstriches und durch die nahe liegende und natürliche Besorgniß bewirkt worden war, daß die kleine, von aller Verbindung mit Cuba abgeschnittene Schar, die außerdem auf keine Unterstützung von dorther rechnen konnte, von den zahlreichen und kriegerischen indischen Völkerstämmen, von denen sie auf allen Seiten umringt war, erdrückt werden möchte. Cortes begriff und erkannte vollkommen die ganze Bedeutung und Gefahr, die diese Stimmung und Partei für ihn und sein Unternehmen haben konnte. Als daher in seinem Kriegsrathe die Ansicht jener misvergnügten Partei, daß man zurückkehren solle und müsse, um verstärkt zurückkommen zu können, Eingang und Vertheidiger fand, erklärte er sich bereit dazu, wußte aber zugleich den Widerspruch, der sich dagegen erhob, so geschickt anzuregen und zu verstärken, daß sich bald eine entschiedene Mehrheit für das Bleiben erklärte, der sich Cortes natürlich anschloß. Er schlug aber zugleich vor, daß man das Land für die Krone Spanien erobern und colonisiren, eine Colonialverwaltung nach den Grundsätzen der spanischen Verwaltung einsetzen und derselben die Wahl eines provisorischen Generalcapitains überlassen möge, so lange bis man die königliche Entscheidung und Genehmigung erhalten habe, und erklärte sich schließlich bereit, den Oberbefehl niederzulegen und Demjenigen zu übergeben, den dieser Verwaltungsrath erwählen würde, was allgemein Beifall und Billigung fand. Man schritt sofort zur Ausführung und beschloß, eine Stadt am Strande der Bucht von Chialuitzla zu erbauen und ihr den Namen Villa rica de la Veracruz beizulegen. Man organisirte eine Municipalität für dieselbe nach spanischen Gesetzen und ein Ausschuß derselben ward zum Colonieverwaltungsrath im Namen des Königs ernannt. Cortes erschien vor demselben, legte seinen Oberbefehl nieder und bat, den Würdigsten zum provisorischen Generalcapitain und Oberrichter zu erwählen. Daß er bis zum Eingang weiterer königlichen Befehle dazu erwählt ward, versteht sich von selbst. Er ward nun, nachdem er sich zur Annahme dieser Würde bereit erklärt hätte, feierlich installirt. Obgleich dieser ganze Act im Grunde nur ein Schauspiel war, so war er doch von der größten Wichtigkeit und Bedeutung für Cortes und sein Unternehmen. Denn Cortes, der seither im Grunde nur ein aus den Diensten des Gouverneurs von Cuba entwichener Abenteurer gewesen war, ward dadurch in einen provisorisch bestallten königlichen Beamten verwandelt und sein Ansehen, das seither nur auf seiner Persönlichkeit und auf seinen ausgezeichneten Eigenschaften beruht hatte, erhielt dadurch eine Grundlage, die, wenn sie auch keine vollständig gesetzliche war, dennoch einer solchen möglichst nahe kam. Es kam nun nur noch darauf an, die königliche Bestätigung zu erhalten, wozu Cortes die nothwendigen vorbereitenden Schritte that. Cortes beschloß inzwischen, einstweilen nach Chialuitzla zu gehen und dort eine Stadt zu gründen. Er nahm seinen Weg über Cembral, um sich mit dem dortigen Häuptling zu ver-

ständigen. Er ward von demselben als Freund und Erretter aufgenommen und setzte nach kurzem Aufenthalte seinen Marsch nach Chialuitzla fort, wo er ebenfalls von den dortigen Bewohnern zuvorkommend empfangen ward. Auch der dortige Häuptling schloß sich ihm an. Da erschienen Abgesandte von Moctezuma, um ihn und den Häuptling von Cembral, der Cortes begleitet hatte, zur Rede zu stellen und Namens desselben 20 von ihren Unterthanen als Opfer für die erzürnten Götter zu fodern. Cortes rieth den bestürzten Häuptlingen, die Gesandten zu verhaften. Allein sie begnügten sich nicht damit, diesen Rath zu befolgen, sondern wollten nun ihrerseits sogar die Gefangenen den Göttern opfern. Jedoch Cortes, gestattete dies nicht, ja er beförderte sogar die Flucht der Gesandten, nachdem er sich zuvor mit denselben unterredet und ihnen seine Unwissenheit und Unschuld an der ihnen widerfahrenen Behandlung betheuert und freundschaftliche Versicherungen für Moctezuma gemacht hatte. Dann schloß er ein Bündniß mit den Häuptlingen von Chialuitzla und Cembral, dem sich die benachbarten Völker anschlossen. Hierauf ward zur Erbauung von Veracruz geschritten und der Bau bald vollendet, da Alles, selbst die Indianer, eifrigst mit Hand anlegte. Die neu entstandene Stadt ward auch zugleich befestigt, und so hatten die Spanier hier einen Stützpunkt für fernere Unternehmungen und Züge in das Innere des Landes. Es langte nun eine neue Gesandtschaft Moctezuma's mit Geschenken an, die zugleich dem Cortes im Namen dieses Herrschers Dank für den seinen Gesandten gewährten Schutz abstattete, eine Botschaft, die Cortes durch Gegengeschenke und höfliche Versicherungen erwiderte. Der Häuptling von Cembral schenkte dem Cortes acht junge edle Indianerinnen. Es möge ihm gefallen, ließ er ihm sagen, mit denselben sich zu verbinden. Cortes aber erwiderte, daß ihm sein Gewissen nicht erlaube, sich mit Götzendienerinnen einzulassen, so gern er übrigens geneigt und bereit sei, den Wünschen seines geehrten Bundesgenossen zu willfahren. Er suchte nun diesen Umstand zu benutzen, die Indianer zum Christenthum zu bekehren. Zu dem Ende wußte Cortes die Indianer zu bereden, daß sie die Niederreißung ihres Götzentempels durch die Spanier gestatteten. Daß dies ungehindert von statten ging, erregte bei ihnen Verachtung vor den eignen Göttern und Ehrfurcht vor dem Gotte der Fremden, und sie halfen nun selbst ihre Götzentempel zertrümmern, ihre Tempel und Altäre zu reinigen und Kreuze anzufertigen. Zunächst wurden dann die acht Jungfrauen getauft; bei der vornehmsten stand Cortes selbst Gevatter und legte ihr den Namen Catalina bei. Während dieser Arbeiten und Beschäftigungen erhielt er die Nachricht, daß Velasquez inzwischen die königlichen Patente erhalten habe, um die er, wie oben berichtet worden ist, nachgesucht hatte, die aber, als Cortes eigenmächtig aus Cuba entwich, noch nicht angelangt waren. Cortes hielt es nun vor Allem für nothwendig, weiter in das Innere des Landes vorzubringen, um sich und sein Unternehmen durch glänzende Erfolge bei dem Monarchen zu empfehlen. Außerdem sandte er einige vertraute Mitglieder des Verwaltungsrathes nach Spanien und gab ihnen erbeutete Kostbarkeiten und Seltenheiten für den Kaiser, ferner einen von ihm verfaßten Bericht und einen zweiten von dem Verwaltungsrathe für den Kaiser, und Briefe von seinen vornehmsten Offizieren an mehr oder minder einflußreiche Personen bei Hofe mit. Cortes' Bericht war ausführlich und umständlich. Er verschwieg darin sein Verhältniß zu Velasquez nicht, suchte jedoch zugleich zu zeigen, daß Jener durch Rücksichten für seinen Privatvortheil, er aber nur durch Rücksichten für die Macht und Größe der spanischen Krone geleitet worden sei, schilderte ruhmredig und mit glänzenden Farben seine Aussichten, Hoffnungen und Erwartungen, die er zur Eroberung des Landes und Verbreitung des christlichen Glaubens habe, kündigte an, daß er unverzüglich nach dem Innern des Landes aufbrechen wolle und sich sicher des Landes sowie der Schätze des Moctezuma's zu bemächtigen hoffe, bat schließlich um die Befehle des Kaisers und sprach im Allgemeinen die Hoffnung aus, daß der Kaiser ihn berücksichtigen werde, vermied aber klüglich, bestimmte Anträge für sich zu machen. Der Verwaltungsrath sprach in seinem Berichte nachtheilig von Velasquez, mit Lob und Bewunderung von Cortes. Ferner stellte derselbe sein eignes Verfahren als ein höchst verdienstliches und nothwendiges dar, indem dadurch ein Unternehmen, das anfangs nur für den Privatvortheil eines habsüchtigen Beamten berechnet und bestimmt gewesen sei, zu einem für den Staat nützlichen und vortheilhaften geworden sei, und schloß mit dem Antrage, alle von ihm provisorisch gemachten Ernennungen zu bestätigen. Die Offiziere endlich sprachen in ihren Briefen begeistert von ihrem kühnen und großen Feldherrn und von dem unfehlbaren Gelingen seines Unternehmens, und baten ihre Freunde und Gönner, ihren ganzen Einfluß anzuwenden, um die Bestätigung des Monarchen zu erwirken. Die Ueberbringer dieser Depeschen segelten am 26. Juli 1519 nach Europa.

Hier läßt nun der Hr. Herausgeber den Faden fallen und es folgen nun die drei Berichte des Cortes an den Kaiser Karl V., von welchem der erste vom 30. October 1520, der zweite vom 15. Mai 1522, und der dritte und letzte vom 15. October 1524 ist. Was in dem Vorworte des Hrn. Herausgebers in allgemeinen Umrissen kurz und zusammengedrängt enthalten oder angedeutet ist, das findet sich in diesen Berichten ausführlich und umständlich geschildert und dargestellt. Sie geben uns ein großes, reiches und bewegtes Bild von dem Beginnen, Fortgange und allmäligen Gelingen eines Unternehmens, das mit der Eroberung und Colonisirung eines unermeßlich großen und reichen Länderbezirks für den spanischen Scepter endete. Unwillkürlich muß man den Heldenmuth und die große Klugheit und Ausdauer des Cortes bewundern, der dies Unternehmen mit einer Handvoll Leute und so äußerst geringfügigen Mitteln vollbrachte, obgleich er vom Mutterlande fast gar nicht unterstützt ward und nicht nur mit der zahlreichen und kriegerischen Bevölkerung des Landes kämpfen, sondern auch die Hin-

derniffe, die offenen und geheimen Intriguen, die von seinem Gegner Velasquez sowol unmittelbar als auch mittelbar veranlaßt und angezettelt wurden, besiegen und vereiteln mußte. Freilich gelang ihm dies noch mehr durch die große Klugheit, womit er die innern Spaltungen und Zwistigkeiten unter den feindlichen Völkern und Häuptlingen zu seinem Vortheile zu benutzen wußte, als durch sein Feldherrntalent oder durch die Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst. Denn in dieser Beziehung sind die meisten Siege der Spanier über die Indianer weit mehr durch die Reiterei, die den Indianern Entsetzen einflößte, als durch das Geschütz erfochten worden. In jedem Falle steht Cortes in der neuern Geschichte als einer der größten und kühnsten Helden da. Der Hr. Herausgeber verdient also Dank, daß er die Berichte desselben herausgegeben und so dazu mit beigetragen hat, die große geschichtliche Bedeutsamkeit dieses Helden und seines Unternehmens für Amerika und Europa vollständig würdigen zu können. Ref. schließt daher mit dem Wunsche, daß das Buch recht viele Leser finden möge.

Dr. von Keyserlingk.

Correspondenznachrichten.

London, 19. Mai 1835.

Wenn die Menschen sich veruneinigen, hört man Dinge, die sonst nicht an den Tag gekommen wären. So macht der immer heftiger werdende Zwist der Tories und Whigs, daß man manches Staatsgeheimniß erfährt. Die von dem jetzigen Ministerium widerrufene Ernennung des Lord Heytesbury zum Generalgouverneur von Ostindien hat einem Correspondenten der „Times“, welcher ein Nabob und erklärter Tory zu sein scheint, Gelegenheit gegeben, zu bemerken, daß man in England die Wichtigkeit Ostindiens nicht hinlänglich berücksichtige, da es doch unerschöpfliche Quellen von Reichthum besitze und so viele Tausend britische Familien glücklich gemacht habe. In wenig Jahren, sagt er, wird es alle Sorge, Wachsamkeit und Mittel des britischen Reichs erfodern, um sich in dem Besitze Ostindiens zu erhalten. Die Preßfreiheit ist nun dort eingeführt, den Hindus sind alle Quellen der Aufklärung geöffnet, und sie lernen nun täglich mehr einsehen, wie lange sie von England als Sklaven behandelt worden, wie die Briten immerfort Geld und Geldeswerth wegschleppen, indeß die eingeborenen reichen und vornehmen Familien in Armuth und Elend versinken. Mangel und Misvergnügen werden dort immer allgemeiner. Die Abkömmlinge des großen Tamerlan und Dschenghis-Khan leben zwar in der einst so prachtvollen Stadt Delhi, aber in solcher Niedrigkeit, daß sie froh sind, auch nur ein unbedeutendes Geschenk von einem britischen Offizier zu erhalten, und die Descendenten des Hyder Ali und Tippuh Sultan werden in einer Vorstadt Kalkuttas, wenn man sie nicht bald von dort wegschickt, bald noch schlimmer daran sein. Der ostindische Compagnie-König von Auhd, wie man ihn scherzweise nennt, und der Nisam von Hyderabad heißen zwar noch jetzt unabhängige Fürsten, aber welches ist die wahre Lage ihrer Länder und ihrer Umstände, und wie lange wird man ihnen nur ihren jetzigen Namen noch lassen? Lord Bentinck, der gewesene Gouverneur, welcher nächstens zurückerwartet wird, dürfte keine sehr erfreulichen Nachrichten mitzubringen haben. Als grundehrlicher Mann, wofür er bekannt ist, wird er kurz und gut sagen, daß Hindus und Engländer äußerst misvergnügt sind, daß die Staatseinkünfte sich keineswegs vermehren, daß sowol die Civil- als Militairausgaben gar noch sehr beschnitten werden müssen, um mit der Einnahme ins Gleichgewicht zu kommen, daß die 100,000 Soldaten, welche man seit einigen Jahren hat abdanken müssen, bereit sind, sich unter die Fahnen jedes Abenteurers zu begeben, welcher Muth genug haben wird, der britischen Regierung sich zu widersetzen, und daß Krieg oder irgend ein anderes Misgeschick, welchem ein solches Reich beständig ausgesetzt ist, Schwierigkeiten und Gefahren erzeugen muß, aus denen sich England unmöglich würde retten können. In der That führt diese Sprache jeder aus Ostindien Kommende. Vor allen Dingen präge man das dem britischen Volke ein, daß es die Sipahis (Seapoys), d. i. die eingeborenen Soldaten, warm halte und über ihre Zucht wache; es sind brave, treue Leute, wenn man sie recht behandelt und nicht gegen ihre Vorurtheile anstößt. Weil aber die Offiziere insgesammt Briten (Europeans sagt man dort) sind und sein müssen, so ist es von höchster Wichtigkeit, diese bei guter Laune zu erhalten und sie bei ihren schweren Dienstpflichten durch keine Kränkung zu beleidigen. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Erhaltung oder der Verlust von Ostindien für England einzig und allein von den eingeborenen Streitkräften abhangen. Ein großer Zankapfel wird die neuerrichtete Präsidentschaft, the Agrah Presidency, werden. Man sah nämlich die Nothwendigkeit ein, in jener gefährlichen Gegend einen bewährten Mann zu haben, der bei eintretender Gefahr nicht erst Verhaltungsbefehle aus Kalkutta einholen müßte, sondern nach eigner Ansicht zu handeln befugt wäre; aber die Unkosten einer solchen Präsidentschaft sind so bedeutend, daß Peel's Ministerium im Begriffe war, die Stiftung derselben zu verbieten. Nun ersieht man aus den letzten Depeschen, daß der Schritt schon gethan und der Sitz der neuen Regierung zu Allahabad begründet ist, welches einige Hundert englische Meilen näher bei Kalkutta liegt als Agrah und wegen dieser Lage für die militairischen und Civilverhandlungen der westlichen Provinzen von keiner Wichtigkeit sein kann. — Einem Gerüchte zufolge wird Sir John Campbell Lord-Kanzler werden. Sollte dies geschehen, so ist sein Beispiel wieder eine Aufmunterung zum Fleiße für Jünglinge. Sein Vater war einer der schottischen Geistlichen, welche ihren Kindern wenig mehr als eine gute Erziehung geben können. Als daher der junge Campbell in London die Rechte studirte, mußte er seinen Unterhalt größtentheils mit Arbeiten für Zeitungen und Journale verdienen. Auf sein Fach aber legte er sich mit solchem Gelingen, daß er sich als Sachwalter bald auszeichnete. Vornehmlich zogen seine „Reports“, in zwei Bänden, die Augen der Rechtsgelehrten auf sich, sobaß er unter dem Ministerium des Lord Grey zum Generalsachwalter erhoben wurde. — Zwei Blätter von großem Ansehen „Morning chronicle“ und „Scotchman“ behaupten, daß die berühmte Zeitung „Times“ (das größte Institut dieser Art) wirklich vorigen November an den Carlton-Club (wo die Tories zusammenkommen) verkauft worden sei, und daß die Herausgeber (zwei oder drei an der Zahl und Männer von anerkanntem Talent) sich zugleich mit hätten verkaufen lassen. Der Preis muß sehr hoch gewesen sein, da Walter vor einiger Zeit seine zwei Drittel von dem Eigenthum an dieser Zeitung auf 140,000 Pf. St. anschlug. Demnach betrug der Kaufschilling die ungeheure Summe von 210,000 Pfund Sterling! Aber selbst bei dieser kaum glaublichen Summe verloren die Tories nichts, weil in jenem Monate keine Zeitung sich im Absatze, und vielleicht auch in der Güte der Redaction, mit den „Times“ messen konnte. Allerdings verlor das Blatt gleich, nachdem es seinen liberalen mit dem servilen Ton vertauscht hatte, täglich mehre Tausend Interessenten; der Absatz vermindert sich immer noch. Auch sind die Artikel lange nicht mehr so gut als sonst. — Der von allen Freunden der Schauspielkunst so geschätzten Familie Kemble wurde schon im letzten Briefe gedacht. Nun ist hinzuzufügen, daß die zweite Tochter dieser berühmten Künstlerfamilie als Sängerin zum erstenmale in der Ancient music auftrat. Ihre Stimme und musikalischen Kenntnisse berechtigen zu großen Hoffnungen. Sie hatte das Glück, besonders der Königin zu gefallen, welche sie auf eine schmeichelhafte Weise durch Lord Burghersh ersu-

chen ließ, am Geburtstage J. M. bei Hofe zu singen. — Herr Brockedon, welcher eine gehaltreiche Reisebeschreibung unter dem bescheidenen Titel: „Road-book from London to Naples" herausgegeben hat, lobt gar sehr die Arbeiten der deutschen Maler in Rom, Overbeck, Schnorr, Koch u. A. Er erzählt auch, daß man in Neapel, um gute Milch zum Thee zu erhalten (eine für Engländer unentbehrliche Sache), auf das königliche Schloß schickt, weil der König dort der Milchmann ist, sowie er auch mit Salz, Schießpulver, Taback u. s. w. handelt, und wie ehedem der Cardinal Doria in Rom einen Milchschank in seinem Palaste hatte.

Es thut der Literatur an Höfen keinen geringen Vorschub, wenn sie vornehme Männer anbauen. Irland, wo die Musen verhältnißmäßig nur wenig Verehrer haben, beweist dies. Der jetzige Statthalter oder Vicekönig in Dublin, Lord Mulgrave, ist Verfasser von drei beliebten Romanen „Matilda", „Yes and no" und „The contrast". Weil dieser Herr fast den ganzen Einfluß eines Königs hat, so werden nicht nur seine Dichtungen häufig dort gelesen, um daraus seine Denkungsart kennen zu lernen, sondern die Damen und Herren des irischen Hofes suchen auch angelegentlich sich einen literarischen Anstrich zu geben, um sich bei Sr. Excellenz beliebt zu machen.

26. Mai 1836.

Als die Tories im ganzen Reiche Associationen errichten ließen, um die ausschließliche Wahl der Conservativen zu Parlamentsgliedern zu bewirken, bildeten sie sich nicht ein, daß sie sich dadurch schaden würden. Dies ist aber der Fall: ihr Beispiel hat die Reformers veranlaßt, gleiche Waffen zu ergreifen und Reformvereine in den drei Reichen zu stiften, welche natürlich viel zahlreicher als jene sind. Solche Vereine sind im Grunde revolutionnair und werden das schon vorher so schroff in seinen politischen Grundsätzen getheilte Land nun in zwei erbitterte Parteien trennen und grade das Gegentheil von „Conservation" herbeiführen. Die Tendenz zum Republikanismus, Gleichheitsschwindel, Adelshasse und zum endlichen Sturze der anglicanischen Kirche wird unaufhaltbar werden. Es nahen sich für das britische Reich Aenderungen, vielleicht Katastrophen, welche kein Freund desselben mit Gleichmuth betrachten kann. Wohl Denen, die sich bei diesen beängstigenden Parteikämpfen in die ruhigen Gefilde der Literatur retten können! Diese hat uns endlich mit dem Buche der Frau Butler, gewesenen Fanny Kemble, beschenkt, und da das Vaterland sie immer wie eine geliebte Tochter betrachtet hat, so liest man begierig, was sie über Amerika sagt. Das Werk wird den literarischen Ruf der jungen Verfasserin gewiß vermehren. Es enthält viel originelle Bemerkungen und ist in einem natürlichen, ungesuchten Styl geschrieben. Ueberall herrschen eine liebenswürdige Weiblichkeit und eine Herzensgüte, welche für sie einnehmen. Freilich thut sie auch manchmal den Amerikanern aus Mangel an Kenntniß Unrecht. Ebenso ungegründet ist, was sie von den englischen Literaten (newspaper editors and writers) sagt, daß sie nicht anders in gute Gesellschaft zugelassen würden, als um sich ihrer zu politischen Werkzeugen zu bedienen. Ei, ei, daß eine so artige, kluge Frau es bei den Gelehrten ihres Vaterlandes so verderben sollte! Dessenungeachtet findet das Buch überall Eingang und gefällt. Ueber das amerikanische Theaterwesen ist ihr Urtheil nicht günstig. Sie spricht unumwunden und als Kennerin. Unter andern schönen Stellen findet man eine treffliche Vergleichung Kean's mit ihrem Vater, Charles Kemble. Von Letzterm sagt sie: „Ich habe Ophelie dreimal mit meinem Vater gespielt, und jedesmal habe ich in dem schönen Auftritte, wo sein Wahnsinn und seine Liebe gleich einem von Stürmen angeschwollenen Strome, der tausend Blüten auf seinen erzürnten Wellen trägt, zusammen ausbrechen, eine solche Gemüthsregung empfunden, daß ich kaum sprechen konnte. Der außerordentlich zärtliche Ton seiner Stimme, das wilde Mitleid und Erbarmen seiner Miene, welche Andern Das geben, was er selbst am meisten brauchte, die traurige Rastlosigkeit, die bittere Selbstverachtung, jede Schattirung des Ausdrucks und der Umgebung waren so voll von der mannichfaltigen Bangigkeit, welche das Menschenherz ertragen kann, daß meine Augen, sobald sie auf die seinigen trafen, sich mit Thränen füllten, und lange bevor der Auftritt zu Ende war, waren die Briefe und Juwelkästchen, welche ich ihm überreichte, durch sie benetzt. Die Fühllosigkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen setzt mich in Erstaunen. Nachdem ich diese Stelle gespielt hatte, konnte ich nicht umhin, mich an die verschiedenen Ophelien zu erinnern, welche ich gesehen hatte und ihre außerordentliche Kälte zu loben. Mein Herz wurde durch diese Rolle zerknickt." Sie sagt, daß die Amerikaner stockstill im Theater sitzen und sehr karg mit ihrem Beifall sind. Eigentlich sei ihr Stillschweigen das größte Lob für eine Schauspielerin; aber auch dies könne übertrieben werden. Dessenungeachtet hätten sie es durch unaufhörliches Beifallklatschen am Ende wiedereingebracht. Ihr Fazio hatte sich einen falschen, gefärbten Backenbart angemacht, von welchem eine schwarze Schweißrinne herabtröfelte, sodaß sie in Angst gerieth, so oft er sie umarmte. Die Beschreibung der Art, wie sich ihr Romeo betrug, wird die Leser ergötzen. — Eine andere angenehme und vielgelesene Schrift ist „Coleridge's Table-talk". Coleridge war ein bekannter, geachteter, aber nicht sehr geliebter Mann. Mit großen Kenntnissen ausgerüstet, voller Anekdoten von vielen seiner berühmten Zeitgenossen, die er gekannt hatte, und wenig beschäftigt, spielte er eine gute Rolle in der Gesellschaft, wenn man ihn reden ließ; denn wenn er einmal anfing, ließ er Niemand wieder zu Worte kommen. Kurz, wo er zugegen war, predigte er und machte aller Unterredung ein Ende. Es ist wahr, vielen nicht sehr unterrichteten Leuten war dies eben recht. Ein Verwandter, der ihn sehr schätzte und daher in seinem Hause aufnahm, hatte den Einfall, ein Boswell bei diesem ziemlich Johnson gleichenden Mann zu werden. Er zeichnete die Bemerkungen auf, welche Coleridge bei Tische machte. So entstanden die vorliegenden zwei Bändchen, welche für die Literargeschichte Großbritanniens von Werthe sind. Coleridge's Eminenz als Literator erhellt auch daraus, daß er der Erste war, welchem die Society of literature die kleine Pension zutheilte, welche Georg IV. für zehn Gelehrte aus seiner Schatulle bestimmt hatte. — Dr. Stapf aus Naumburg ist jetzt in London, vom Könige, wie es heißt, hierher berufen, weil er in der Heilung gewisser Zufälle, an denen die Königin leidet, besonders erfahren sein soll. Einer der ersten londoner Tonkünstler, Benjamin Cramer, von deutscher Abkunft, dessen Compositionen der musikalischen Welt rühmlich bekannt sind, gab vor einigen Tagen sein Abschiedsconcert, um nach München zu gehen und sich dort mit seiner Gattin niederzulassen. Da wenig Musiker in England so viele Freunde haben als er, und da er noch rüstig und in den besten Jahren ist, so bedauert man seinen Fortgang aufrichtig, und eine sehr glänzende Zuhörerschaft gab ihm davon die schmeichelhaftesten Beweise. 125.

Literarische Notizen.

Im vorigen Jahre kamen zu Helsingfors in finnischer Sprache heraus: Eine Uebersetzung der Oden des Anakreon und der Sappho, und die erste finnische Tragödie, welche eine locale Nachbildung von Macbeth ist, unter dem Titel: „Ruunulinnan Murhe Kurwans", von Fr. Lagerwall. Dr. Lönrot, Kreisarzt zu Kajana, hat auf einer Reise durch Finnland eine Sammlung alter finnischer Volkslieder und Balladen gesammelt, welche nächstens von der literarischen Societät zu Helsingfors in Druck gegeben werden soll.

Der fleißige Panoramenmaler Burford, der unlängst die interessante Ansicht von Père Lachaise gab, hat neuerdings in London ein Panorama von Jerusalem aufgestellt, das allgemeine Bewundrung erregt. 190.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 167. —— 16. Juni 1835.

Mexico.

Aus den Papieren eines Reisenden.

Die Revolution Neuspaniens hat nur die Verfassung des Landes, nicht die Menschen und die Sitten geändert. Es ist überall noch die Mannichfaltigkeit der Physiognomien, welche die Vermischung der Europäer mit den Indianern hervorrief, überall noch der vormalige Unterschied der Stände oder Kasten sichtbar, nur daß das Gesetz sie frei und gleich machte und der Spanier von seiner unnatürlichen Höhe herabstieg, ein geduldeter Fremdling wurde. Der geistliche Stand ist noch immer der erste, der reichste, der einflußreichste, dann folgen im Range der adelige Creole oder der von Weißen abstammende Mexicaner, der Beamte, der Offizier, der Kaufmann und der Bauer, hinter welchem die farbigen Abstufungen der Mestizen, Zambos, Mulatten, Neger und Lazaros anfangen. Die Letztern sind im eigentlichen Wortverstande der Niederschlag der Gesellschaft, der zu faul zur Arbeit und zu elend zum Emporkommen ist, die Lazzaroni der Republik. Man sieht sie scharenweise mit Weibern und Kindern, oft kaum die Blößen bedeckt, auf den Landstraßen und vor den Kirchen und Klöstern liegen, wo sie betteln oder wie schmuziges Gewürme von den Früchten der Bäume und den Maisfeldern leben. Die Hälfte davon ist siech und krank, meist mit Aussatz behaftet.

Es ergibt sich hieraus, daß in Mexico wie nirgend in der Welt der Luxus mit der Dürftigkeit contrastirt, daß Paläste mit elenden Hangars wechseln und Gold und Seide neben der Armuth Lumpen glänzen. Ein Sennor wirft tausend Duros auf eine Karte, unterdeß ein hungeriger Indianer vor seiner Thüre um einen Maravedi bettelt, und der Priester administrirt mit goldenen Leuchtern vor einer andächtigen Gemeinde, die nichts zu essen hat als Tortillas mit Pulque angefeuchtet. Fast allen farbigen Menschen ist ihr Zustand gleichgültig, nur das Leben im Augenblick des Genusses Bedürfniß.

Wenn man daher von den Mexicanern spricht, die sich von fremder Herrschaft losgerissen, so versteht man darunter zunächst die Creolen. Die übrigen Einwohner des Landes haben nur ihr dienstliches Verhältniß geändert und ihr Loos gemildert. Der Creole regiert, der Creole besitzt, und zwar Beides, weil er der allein gebildete und befähigte Bürger ist. Dem Indianer steht der Weg zur Emancipation offen, ohne daß er ihn einschlägt. Er läßt lieber für sich denken, als er selber denkt, er ist kein Wesen, das in die Zukunft sieht.

Der Creole ist ein liebenswürdiger und guter Mensch, der nur das Bessere des spanischen Charakters und alle Sanftmuth und alles Feuer des tropischen Klimas erbte. Er ist höflich, gastfreundlich und gefällig, sein Haus steht dem Reisenden und Ausländer offen, denn er liebt Gesellschaft und strebt sich zu unterrichten. Am interessantesten sind die Creolinnen, welche viel den römischen Frauen gleichen, aber noch mehr Feuer, mehr Geist und vor Allem mehr Gutmüthigkeit haben. Sie sind religiöse Schwärmerinnen, ohne bigot zu sein, und es kann als Regel angenommen werden, daß sie den Fremden dem Eingeborenen vorziehen, sobald sich derselbe ein wenig auf die Bestechung der Weiberherzen versteht. Bekannt ist aus der Geschichte von 1812, daß die mexicanischen Frauen, wenn die Nationalwürde ins Spiel kommt, auch des Heroismus nicht ermangeln; man sah sie nicht nur die Verwundeten und unter diesen die Mestizen und Zambos pflegen, sondern selber die Waffen ergreifen und ihre Ahn- und Zwingherren vertreiben.

Alle Mexicaner rauchen. Die Cigaritos sind ihnen unentbehrlicher als das Brot. Wenn sie schlafen, brennt neben ihrer Hängematte eine Lampe, um das beliebte Mundelixir, so oft es erloschen, wieder anzubrennen; was aber merkwürdiger ist, die Damen rauchen auch. Creolin oder Mestize, Nobile oder Lazaros, es ist Niemand so reich oder so arm, daß er dieses Vergnügens entbehren möchte. In dieser Hinsicht gleichen die Mexicaner den Türken, die Art zu rauchen ausgenommen; denn sie haben, so Frauen als Männer, ihre besondern Ciupars, wo sie in Gesellschaft rauchen und sich unterhalten, ohne sich an die Rauchwolken zu kehren, die an der Decke des Zimmers lagern.

Wer dies in Frankreich und Deutschland hört, der wird mich schwer begreifen mit meiner Schilderung der Liebenswürdigkeit der Creolinnen. Eine Frau, die Taback raucht, spricht er mit ironischem Lächeln, wie kann die uns entzücken, uns schön vorkommen? Und doch ist es also. Vorerst bedenke man, daß der Portorico und Ma-

ryland nicht so schlecht und übelriechend sind als der Knaster der Manufacture royale de Paris, daß er vielmehr aromatisch wohlriechend ist, und dann, daß die Raucherinnen sich keiner Knotenpfeifen mit Quasten, Röhren, Wasserabgüssen u. dgl., sondern parfumirter kleiner Cigaritos bedienen, die aus den feinsten Blättern niedlich, klein und wie zum Tändeln und Spielen gemacht sind. Der Cigarito ist wie der Fächer für die Kokette; es gehört Verstand und Takt dazu, um sich dessen mit Vortheil und mit Zierlichkeit zu bedienen.

Ein Mexicaner rühmt von seiner Schönen, daß sie schön rauche, und ein Dichter des alten Mexico wäre im Stande, eine Ode oder ein Sonett auf den Ciupar seiner Daphne zu dichten, wie sie unsere Musensöhne beim Anblick schöner Augen vom Stapel lassen.

Ciupar, ciupar! da findet man die Mädchen, wenn sie ihre Sieste gehalten und die schwarze Zofe die Laute anschlug, zum wollüstigen Tanze von Yucatan einladend. Sie sitzen halb liegend auf der Ottomane, nachlässig die Mantilla vom Scheitel über den Busen gezogen, und rufen nach Licht und Cigaritos, um sie mit Grazie zwischen den Fingern zu halten und mit Nonchalance von Zeit zu Zeit zum Munde zu bringen, gleichfalls um Pausen im Gespräch auszufüllen oder um sich zu sammeln. Der Anbeter sitzt seiner Donna gegenüber und ist hochbeglückt, wenn sie ihm neckend den weißen Rauch ins Gesicht bläst oder gar die Vertraulichkeit so weit treibt, ihn um Feuer zu bitten.

„Beso a Vuestra merced la mano", lispelt er nach jeglicher galanten Bewegung der schönen Hand; denn eben diese Hand mit ihrer Cigarre verkündet ihm sprachlos, was die Augen züchtig nicht sagen dürfen, so sehr übrigens ihr Mund von Worten überfließt. Ein Mädchen braucht nicht zu erröthen ob Dem, was sie gesagt hat oder was ein Anderer sagte, wenn sie nur gleich ihren Woodvillestengel bewegt und einen Vergessenheits- oder Abwesenheitsnebel vor sich hinsendet. Der Tabacksdampf ist der Befreier des Schamgefühls und der Vertreiber der Langeweile, er befreit von allem Uebel der Gesellschaft.

Beltrami sagt: Wenn ihr einer Mexicanerin etwas unter vier Augen mitzutheilen und dazu keinen Muth habt, oder wenn ihr wollt, daß sie euch etwas Zärtliches oder Verbindliches sage, so besucht sie, wenn sie raucht. Der Rauch eines Cigaritos ist Liebe in Dampf aufgelöst und hat magische Gewalt.

Die Tracht der Mexicaner ist überaus reich und malerisch. Sie unterscheidet sich in die der Adeligen und Reichen, in die der Bürger, des Landvolks und die der Diener und Sklaven. Da Jedermann reitet, wenn sein Vermögen ein Pferd oder Maulthier, Mulos, ihm zu halten gestattet, so gehört zu einem vollständigen Costum auch der Anzug des Thieres, ja dieser ist nicht der unbedeutendste. Es gibt in Mexico Caballeros oder Standespersonen, die 2000 Piaster auf einen stattlichen Anzug verwenden und in ihrem Hause kein Bette und keinen Stuhl haben, grade sowie es ähnliche in Spanien gibt, die ihres Hauses Adel in einem einzigen großen Mantel zur Schau tragen. Diese Sennores sind die mexicanischen Chevaliers d'industrie, welche auf anderer Leute Töchter, Freundschaft und Börsen speculiren, mit andern Worten: welche betrügen und spielen.

Ein Creole von Stande trägt Hose und Jacke mit Gold- oder Silberborduren, oft mit kostbaren Seeotterfellen verbrämt, eine Manga vom feinsten Sammet mit eben solchen Schnörkeln und Blumen, welche groß und rund ist und als Mantel über die Schultern geworfen wird, und anstatt der Stiefeln Bottinas von gelbem Leder, welche von den Knien an mit vorgebundenen pittoresken Schutzfellen, die offen sind, und an den Fersen mit großen, sechs Zoll langen Sporen versehen sind. Die Kopfbedeckung ist ein sogenannter breitrandiger Guadalaxarahut mit niederm Kopfe, welcher mit einem goldenen oder silbernen Rande versehen ward. Das Pferd eines solchen Caballeros ist reich verzäumt, hat Sammt- und Bärenfellschabracke, riesige Pistolenhalfter und Brustschilde von Stahlarbeit.

Ist der Creole ein Graf oder Marquis oder sonst ein ansehnliches Mitglied des Landes, Nobilitad, so flammt er in purpurnem Sammet von Hindostan, beschwert mit Goldtressen, und trägt eine schwere goldene Brustkette, an der das Bildniß des heil. Jakob von Compostella oder der Maria de los Remedios nicht fehlt; das Gegentheil findet statt bei gewöhnlichen Handels- und Bürgersleuten, die in gewebten Zeuchen mit einer Manga von spanischer Wolle mit carrirtem Dessin dahergehen und allesammt zu der Fahne der Maria von Guadeloupe schwören. Dieses Mirakelbild hat eine wahrhaft amerikanische Reputation.

Zu Bedienten wählt der Mexicaner meistens Mulatten und Neger, Zambos oder Mestizen zu Maulthierführern und Arbeitern. Er bekleidet sie mit weiten Pantalons und Jacken und einer farbigen Schärpe.

Am reizendsten ist die Frauenkleidung, da sie mehr verräth als deckt und der Entwickelung der Körperformen zuträglich ist. Sie besteht gewöhnlich aus einem kurzen und leichten seidenen Hüftkleide oder Röckchen, worüber ein durchsichtiges Flor- oder Blondenfluggewand, Basquina, geworfen wird, das bei jeder Bewegung wie vom Tanze erzittert, und aus einem Schleiermantel von Spitzen, Mantilla, der, an den Haaren und dem Kamme befestigt, vom Scheitel herab über Brust, Nacken und Rücken bis zu den Hüften wallt und tausenderlei Anlaß zu lüsternem Spiel und Koketterie gibt, indem die Besitzerin dessen Falten bald vor und bald zurückzieht und mit einem Fingerruck des Busens lieblichste Fülle den spähenden Blicken verrätherisch preisgibt. Die Basquina umfaßt die Brust nur wie zum Schein, um den kühlenden Zephyren Zutritt zu lassen, und wird unterhalb derselben, gewöhnlich ohne jegliche Art von Corset, von einem Gürtel mit einem goldenen Schlosse festgehalten.

Zu diesem fast durchsichtigen Anzuge gehört ein Perlenschmuck, wie man dergleichen blos in Mexico noch sieht,

oft über alle Begriffe kostbar, und ein Fächer von Gold und Elfenbein, der im Freien, wo der Cigarito die Hand entbehrt und es nicht selten 38 Grad Réaumur heiß ist, ein sehr nothwendiges Stück ist.

Alle Creolinnen haben Mantillas und Basquinas, aber sie sind nach ihrem Stande und Vermögen verschieden, oft nur von Musselin und mexicanischem Zeuche. Die Dienerinnen und Mohrenmädchen gehen in einem einförmigen, knapp anliegenden und kurzen Kleide von farbigem Zeuche, sehr oft barfuß. Sie erhalten eine Art wollenen Shawl, um sich die Schultern zu bedecken, wenn die Regenzeit anfängt.

Hierbei ist aber nicht zu vergessen, daß Mexico wie jede andere Stadt der Welt und sogar seine Provinzialstädte auch seine Fashionables hat, die nicht mit dem Landesputze sich begnügen, sondern pariser Modeartikel kommen lassen. Die hohen adeligen Damen erscheinen fast alle in den dem Klima am zuträglichsten modernen Roben von Seide, Tüll und Kaschemir, und die Herren mit eben solchen Pantalons und Fracks oft zu ihrer eignen Qual; denn das europäische Costum ist sammt und sonders zu warm und unbequem für den Himmelsstrich.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau.

Warschau scheint in literarischer Rücksicht immer mehr in den Hintergrund zu treten; unsers Wissens ist seit einem Jahre auch nicht Ein Werk von Bedeutung von hier ausgegangen. Die literarische Thätigkeit beschränkt sich fast ganz auf Lieferung von Unterhaltungsschriften für unsere Damen. F. S. Dmochowski, der Unermüdliche, hat nun wieder eine ganze Reihe übersetzter Erzählungen, meist aus dem Französischen, nach Alex. Dumas, Mich. Masson u. A., unter dem Titel: „Gabinet czytania" (Lesecabinet) heftweise herausgegeben. Außerdem sind die Briefe Napoleon's an die Kaiserin Josephine in zwei Bänden, einige Romane von Balzac und Bulwer und Bulgarin's „Mazeppa" übersetzt erschienen. Ein neuer Originalroman ist: „Eudoxia Xięzna mazowiecka" (Eudoxia, Fürstin von Mazowien), zwei Theile. Unter den übersetzten Gedichten bemerken wir ein treffliches von Szydlowski: „Kolmar i Oria", nach Byron, und eine von Blumauer's „Aeneis". Ferner erscheint ein zweiter Theil der lyrischen Gedichte Fr. Zatorski's, der größtentheils slawische Volkslieder in polnischer Uebersetzung enthält.

Der slawische Sprachforscher, Andreas Kucharski, jetzt Professor an einem Gymnasium zu Warschau, verlas unlängst bei Gelegenheit des öffentlichen Examens eine Abhandlung, in der er mehre schwierige Stellen des von Mussin Puszkin entdeckten altrussischen Gedichts: „Der Zug Igor's gegen die Polowzer im Jahre 1185", erläuterte und aus diesen Erläuterungen einige allgemein interessirende historische Notizen ableitete. Insbesondere hat ein in dem Gedichte mehrmals erwähnter Trojan den Erklärern viel Mühe gemacht; ein erwähntes „Land des Trojan" erklärte man für Dacien, das der Kaiser Trajan erobert hat; bei einer andern Stelle, wo gesagt ist: „Im 7. Jahrhunderte Trojan's bringt Wecislaw gegen die Stadt Kiew, öffnet die Thore von Nowogrod", nahmen die Ausleger einen Anachronismus von 250 Jahren an, denn Wecislaw eroberte Nowogrod im J. 1067 nach Chr., Trajan regierte von 98—117 nach Chr.; nach der Stelle des Gedichts aber müßte das erste Jahrhundert Trajan's mit dem J. 367 nach Chr. beginnen. Nun fand Hr. Kucharski in den Auszügen aus den byzantinischen Geschichtschreibern, welche von Stritter in Petersburg 1770 in russischer Uebersetzung herausgegeben worden sind und die Geschichte der Slawen und der Bewohner der Donau enthalten, folgende Notiz: „Vierzig Jahre später, unter der Regierung Valentinian I. im J. 367, erwähnen die griechischen Historiker wiederum der Gothen; diesem Kaiser machten sie viel zu schaffen, sie besiegten sogar in einer Schlacht den Feldherrn desselben, Trajan". Dieser Trajan ist offenbar im Gedichte gemeint; Jornandes, aus dem 6. Jahrhunderte, sagt in seinem Werke über die Gothen: „Im J. 373 kriegte Winitar, König der Ostgothen, mit den Anten, besiegte sie und nahm außer vielen Andern auch ihren König Box gefangen, welchen er nachher zu schmählichem Tode verdammte". Da die Gothen aber erst nach Besiegung der Anten (Slawen) die Römer angreifen konnten, so ist höchst wahrscheinlich, daß die Slawen in Verbindung einer Anzahl Gothen jenen Sieg davongetragen haben. Hierdurch wird zugleich eine andere Stelle des Gedichts von Igor erhellt, wo gesagt ist: „Die gothischen Mädchen singen am dunkeln Meere, klingen mit russischem Golde, sie besingen das Zeitalter des Bus, und für uns, o Gefährten, gibt es keine Freude mehr". Dies bezieht sich höchst wahrscheinlich auf den erwähnten Box. Der Schluß des Hrn. Kucharski ist nun, daß die Slawen mit jenem Siege über den Trajan eine Art Aera begonnen haben, die noch zur Zeit der Abfassung des Gedichts vom Igor Geltung gehabt, daß wir ferner in diesem Gedichte die älteste Erwähnung der Slawen besitzen, da die griechischen Schriftsteller, insbesondere Prokop, ihrer erst unter dem Jahre 494 nach Chr. erwähnen.

Unter den neuen Gebäuden der Hauptstadt zeichnet sich das große Theater auf dem Platze Marieville durch Pracht aus. Im J. 1658 ließ die Königin Maria Ludovika, Gemahlin Johann Kasimir's, an dieser bis dahin öden Gegend der Stadt einen geräumigen und prächtigen Palast, nach dem Muster des Palais royal erbauen, den sie Marieville nannte. Sie bestimmte ihn zu Waarenlagern für fremde Kaufleute. Später ward von der Gemahlin Johann III., Maria Kasimira, diesem Gebäude eine Kapelle beigefügt. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatten nun hier die reichsten Kaufleute und Wechsler, unter Andern der bekannte Töpper, ihre Comptoirs, der reiche Buchhändler Michael Gröll hatte hier seine Buchdruckerei und Buchhandlung. In neuerer Zeit ward das Gebäude von den Kaufleuten fast ganz verlassen, da es einzustürzen drohte. Als auch eine kostspielige Reparatur nicht half, ließ es die Regierung im J. 1824 herunterreißen. Durch die Fürsorge des Fürsten Zajonczek, damaligen Statthalters im Königreiche, ward nun hier im J. 1825 der Grundstein zu einem neuen Theater gelegt, dessen Aufbau mehre Male unterbrochen, endlich im J. 1833 vollendet wurde. Am 24. Februar 1833 ward das Theater mit dem „Barbier von Sevilla" eröffnet. Es kann bis 2000 Zuschauer fassen. In einem der Säle dieses Theaters ward neuerlich noch ein kleineres, Teatr Rozmaitości (d. i. théâtre des variétés) eingerichtet.

Wilna.

Außer der medicinisch-chirurgischen und theologischen Akademie besitzt Wilna jetzt noch zwei Gymnasien, zwei Kreisschulen und elf verschiedene Convicte, ferner zehn Buchdruckereien, fünf Buchhandlungen, zwei Lesebibliotheken, acht andere Bibliotheken, die theils bei wissenschaftlichen Anstalten, theils in Klöstern zu finden sind, ein mineralogisches, zoologisches Cabinet, einen botanischen Garten u. s. w. Die Bibliothek der ehemaligen Universität enthielt 55,500 Werke. Nach Aufhebung der Universität verblieben der medicinischen Akademie gegen 16,000, der theologischen 20,000 Werke.

Das Taschenbuch: „Znicz", ist hier auch auf das J. 1835 erschienen, es enthält mehre ausgezeichnete Poesien von Adam Mickiewicz, Jul. Korsak und Maurycy Goslawski. Unter den

prosaischen Beiträgen findet sich ein Aufsatz über Lithauen in den drei ersten christlichen Jahrhunderten und über den berühmten polnischen Philologen Simon Felix Zukowski, dann Einzelnes zur Localgeschichte von Wilna. Ein zweites Taschenbuch für 1835: „Noworocznik bialoruski" (Taschenbuch für Weißrußland), ist, so viel uns bekannt, bis jetzt nur angekündigt.

Lord Byron's „Lara" hat Julian Korsak in fließende Verse übertragen und herausgegeben, dagegen haben sich die Schriften von L. A. Jucewicz, Uebersetzungen der besten russischen Gedichte von Puszkin und Zukowski, keinen Beifall erworben. Ein Werk mit Kupfern von Joseph Strumilla: „Ogrody północne" (nordische Gärten), enthält manches Interessante über den Gartenbau in Polen und Rußland.

Die früher erwähnte Zeitschrift: „Wizerunki i roztrząsania naukowe", bringt im zweiten und dritten Hefte einen Lebensabriß A. W. Schlegel's und die erste Vorlesung desselben über die dramatische Poesie, einen Aufsatz über den Dichter Zacharias Werner, über Immanuel Kant und Schön's transscendentale Philosophie, über den jetzigen Zustand der böhmischen Literatur, auch Recensionen polnischer Werke. Es tritt ein ernster wissenschaftlicher Geist hierin hervor. Auch eine musikalische Zeitschrift haben die Polen in dem „Dziennik muzyczny" von hieraus erhalten.

Krakau.

Schon seit langer Zeit erkannte man das Bedürfniß einer Sammlung der wichtigsten Documente der polnischen Geschichte, insbesondere deshalb, weil fast alle Chroniken nach Dlugosz (Longinus) höchst unzuverlässig sind. Um die Quellen der Geschichte zugänglicher zu machen, begann ein hiesiger wohlausgerüsteter Literat, Michael Wiszniewski, unlängst eine Sammlung von bisher ungedruckten Documenten polnischer Geschichte und Literatur („Pomniki historyi i literatury polskiéj"). In dem erschienenen ersten Theile entwirft der Herausgeber ein treffliches Bild des polnischen Chronikenwesens, wodurch die Schwächen der spätern Chroniken völlig aufgedeckt und das Quellenstudium als unerläßlich dargestellt wird. Da dem Herausgeber die Archive Krakaus eröffnet sind, so darf man von dieser Sammlung viel erwarten. Der erste Theil enthält auch noch einen Aufsatz des berühmten Thaddäus Czacki: „Ueber das Münzwesen in Polen und Lithauen".

Eine gleichfalls vorzugsweise historischen Forschungen gewidmete wissenschaftliche Quartalschrift („Kwartalnik naukowy") gibt seit Anfang dieses Jahres Dr. Helcal heraus. Das erste Heft enthält Aufsätze über Linde's großes polnisches Wörterbuch, über den Zustand der Leibeigenen und Unterthanen in Polen vor der Mitte des 14. Jahrhunderts u. A. Schade nur, daß in Polen dergleichen Schriften gewöhnlich nur von ephemerer Dauer sind.

Einer andern Art historischer Darstellungen gehört „Kmita i Bonerówna", von Nowowiejski, an. Der Verf. bietet hier einen zweiten Versuch, die Vorzeit der Polen, besonders das 16. Jahrhundert in einzelnen Ausführungen wieder lebendig hinzustellen. Dieser Zweck gelingt ihm wohl, doch müßte er später bedeutendere Ereignisse zu Grundlagen seiner Erzählungen wählen, hier ist die eigentliche Erzählung sehr dürftig, die Hauptsachen sind Charakteristiken von denkwürdigen Personen, die aber gar nicht, oder nur entfernterweise in die Erzählung eingreifen, Beschreibungen von Gebräuchen, Wohnungen, selbst alter Münzen und Drucke. Der Inhalt stützt sich auf eine wahre Begebenheit vom J. 1515. Der polnische Ritter, Stanislaus Kmita, liebte ein Fräulein Boner, die Tochter eines aus Weißenburg nach Krakau Eingewanderten; er ward von ihr getäuscht und stürzte sich von einem hohen Felsen in die Rudawa. Aus der ganzen Art des Erzählens erhellt, daß der junge Autor Anlagen hat, einst eine Art Bulgarin der Polen zu werden. Die glorreiche Zeit der beiden Sigismunde, gewissermaßen die Ritterzeit der Polen, kann noch zu vielen farbigen Erzählungen den Stoff liefern, wer ihn nur zu erfassen verstände!

Lemberg.

Nach hiesigen Berichten sind im vorigen Jahre im Ganzen etwa 150 polnische Werke erschienen. Im Anfange des Jahres erschienen 31 polnische Zeitschriften, doch sind im Laufe desselben noch einige hinzugekommen. Von den Zeitschriften sind 7 politische; die der lemberger Zeitung beigesellten „Rozmaitości" (Miscellen) sind besonders schätzbar, weil sie auf kürzestem Wege mit den neuesten Erzeugnissen polnischer und slawischer Literatur bekanntmachen. Unter den Pfennigmagazinen zeichnet sich das „Magazyn powszechny", das in Warschau erscheint, und der lissaer Volksfreund („Przyjaciel ludu") aus, der letzte, weil er besonders nationale Gegenstände behandelt. J. A. Kaminski gibt hier eine heitere Zeitschrift: „Smiesznk" (der Lacher), heraus. Eine theologische Zeitschrift haben wir an dem in Przemysl von katholischen Priestern redigirten „Przyjaciel chrześciańskiéj prawdy" (der Freund der christlichen Wahrheit).

Unter den neuen Poesien ist eine Erzählung in Versen: „Mulatka" (die Mulattin), von Stanislaus Jaszowski. Er beschreibt die unglückliche Liebe der Tochter Dessaline's zu einem Polen zu St.-Domingo. Die Anlage ist sehr einfach, aber gut durchgeführt, die Verse sind fließend. Großen poetischen Werth hat die Erzählung nicht. Karl Antoniewicz hat in Wien eine kleine poetische Schrift: „Listki palmowe" (Palmblätter), herausgegeben. Er hat sich auch in deutscher Poesie versucht und „Wandertöne am Prutfall bei Dora im karpathischen Gebirge" drucken lassen.

Bei Piller ist der zweite Theil der polnischen Uebersetzung des Schiller'schen „Wallenstein's", von J. N. Kaminski erschienen unter dem Titel: „Dwaj Pikkolominiowie".

Johann Jarmusiewicz, Pfarrer im Kreise Rzeszow in Galizien, hat den „Gregorianischen Choral" mit historischen Erläuterungen drucken lassen. Er fügt eine kurze Geschichte der kirchlichen Musik in Polen bei. Die polnischen Könige machten beträchtliche Stiftungen zur Ausbildung der kirchlichen Musik. Sigismund I. führte 1523 eine italienische Kapelle in Polen ein. Unter Sigismund August, einem großen Liebhaber der Musik, machten sich besonders Martin aus Lemberg als Componist und des Königs Kapellmeister Waclaw aus Samter berühmt. Zur Zeit Sigismund III. hatte Christoph Kleban, Hofmusikus und Componist, großen Ruf. Viele der polnischen Musiker bildeten sich in Rom aus, wie Nikolaus Gomulka, der die Psalmen Kochanowski's in Musik gesetzt hat. Unter den Jesuiten componirte Johann Brand aus Posen, Rector des Collegiums in Lemberg, kirchliche Gesänge. 25.

Notiz.

Fast alle orientalischen Fürsten beschäftigen sich mit irgend einer Handarbeit und wissen dieselbe einträglich zu machen, wie denn der Großmogul Aurangzebe seine selbstverfertigten Käppchen auf den Märkten verkaufen ließ und Sultan Mahmud von Ghasna bedeutende Summen für Bücher zog, die er eigenhändig abgeschrieben hatte. Während dieser einstmals einen persischen Dichter copirte, schlug ein anwesender Gelehrter eine Emendation vor und Mahmud trug sie sogleich in die Handschrift ein. Als jedoch der Mulla fortgegangen, tilgte er die Emendation und stellte die ursprüngliche Lesart mit dem Bemerken wieder her: es sei besser in das Manuscript einen Fehler zu machen, als das Selbstgefühl eines armen Gelehrten zu verwunden. 81.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1835.

Mexico.

Aus den Papieren eines Reisenden.

(Beschluß aus Nr. 167.)

Was das gesellschaftliche Leben an sich betrifft, so ist es zu jeder Tageszeit und Jahreszeit ein anderes. Des Mittags sind alle Läden geschlossen, alle Straßen leer und ausgestorben; die ganze Bevölkerung hält ihre Siesta; des Abends wird es desto lebhafter, geräuschvoller, aber nur in der höhern Welt, die sich erholt und vergnügt und Bälle und Schmäuse gibt. Die Calesinen und schweren Equipagen rollen; man sieht schwarze, braune, gelbe und röthliche Lakaien, zunächst in solchen Livreen, dann in der Naturfarbe. Auf jedem Mirador klimpert ein Instrument, und Serenade, Cantate heißt das Lied, das dazu gesungen wird. Da wird im Salon der beste Xeres und Alicante, der Port- und Cyperwein getrunken.

Anders am Morgen, wenn früh die Wagenaxen krachen und die Landleute Mais und Früchte auf die Märkte bringen. Um diese Zeit schläft noch die Nobilitad und das hohe Creolenthum, und nur ihre Gobernadores und Köche, ihre Negros und Indianermädchen trippeln durch die Straßen und stoßen die unflätigen Lazaros von den Schwellen, indem sie ihnen die übriggebliebenen nächtlichen Bissen gleich Hunden zuwerfen. Policeibeamte und Soldaten patrouilliren, und die Krämer und Handwerker gehen an ihre Arbeit, nachdem sie ihre Tortonias gefrühstückt und einen Becher Pulque oder Pflanzenliqueur genossen und eine Messe in der nächsten Kirche gehört und zur Maria von Guadeloupe gebetet haben. Alle diese Leute sind nur ein paar Stunden lang thätig; gegen die zehnte Stunde befällt sie die gewöhnliche Trägheit, eine tropische Apathie, aus der nur ein außerordentlicher Lärm oder Vorfall sie zu erlösen vermag. Wer keine luftigen Gemächer und bequemen Matrazzen hat, der hält seine Siesta in der Hängematte, welche wie in den Seeschiffen an der Decke vieler Zimmer befestigt ist und an Stricken herabhängt.

Das alltägliche gesellschaftliche Vergnügen besteht im Cigaritorauchen und Lautespielen. Nach der Siesta kommt man zusammen und plaudert im Kaffeehause wie in der Casa daheim. Es gibt aber auch ein Theater, worin Cervantes' Tragödien und Mozart's „Don Juan" aufgeführt werden; doch wird dies nur von Denen besucht, die seit der Revolution einen Schritt vorwärts in Kunst und Literatur gethan haben. Zur Zeit des Vicekönigthums decretirte Ferdinand VII. oder seine Vorfahren „die Beförderung der Unwissenheit in seinen amerikanischen Landen".

Ich vergaß zu sagen, daß der Tanz nächst dem Spiel das Hauptvergnügen der Mexicaner ist. Alle spanischen Nationaltänze sind an die Cordilleras verpflanzt und dieselben noch um viele üppigere, wollüstigere vermehrt worden, wie z. B. den Echica, welcher besonders in den Provinzen Yucatan und Oaxaca üblich ist und neuerlich von den Bajaderen der Hauptstadt wiedereingeführt wurde. Sobald sich nur einige Paare, und sei es im Freien, zusammenfinden, wird ein Baum um seinen Stamm mit Schnüren behängt und der Anfang gemacht. Jedes Individuum ergreift eine Schnur und beginnt den Reigen herüber und hinüber, so lange bis der Knäul sich ganz verwickelt und Arm in Arm verschlungen und Brust an Brust und Mund an Mund gedrückt hat. Während dieser Katastrophe der Komödie schweigt die Musik, um den Tänzern Zeit zu lassen, und dann beginnt die Wiederauflösung des gordischen Knotens auf dieselbe Weise. Es ist ein Tanz ohne Castagnetten, aber mit immer wechselnder Beinschwenkung und Mantillaspielerei. Die Augen der Mädchen werden mit jedem Sprung feuriger, leuchtender, der Pas immer rascher und mäandrischer, bis alle Füße und Arme und Leiber wie Hampelmänner zappeln und wie gepeitschte Kreisel springen. Wenn der Tanz vorüber ist, wird getrunken, aller Erhitzung ungeachtet. Die Gesellschaft fängt wieder an, wie sie aufhörte. Wer nicht mehr tanzen will, der spielt, und wer keine Duros mehr hat, der fängt wieder an zu tanzen.

Das Spiel ist eine Hauptpassion auch unter den höhern Ständen. Es wimmelt von Donnas und Sennoritas, die vor Begierde zittern, ihre Sparkasse auf ein grünes Tischchen zu setzen und die Glücksgöttin zu versuchen. Ein Glück für den Ritter, der, im Fall der Schönen Bank gesprengt wird, galanterweise eine Rolle Dublonen in ihr Schürzchen zu spielen weiß. Das kleine Händchen fährt wie ein Blitz unter der Robe hervor und dankt ihrem Freunde, unterdeß feuersprühende Blicke durch das Spitzengitter der Mantilla sein Herz entflammen. Un-

begrenzter Jubel, wenn ein Goldregen den hingeworfenen Stücken folgt; sie springt wie elektrisch berührt auf und reißt ihren Amigo fort — wohin? Zuerst zum Tanze, zur Bolera, zum Fandango, zum Zapateado, zum Echica. Das Gold warf sie ihrer Indianerin in den Schoos und die Mantilla obendrein.

Wenn bei uns die Mädchen tanzen im Menuetschritt, in der Quadrille, so ist's als ob sie zur Kirche gingen. Sie schlagen die Augen nieder, sie fürchten den elastischen Boden und tragen beinahe Schleppkleider. Wie ist das anders unterm tropischen Himmel. Sowie die Sterne klarer, heller, leuchtender, kühner sind, so sind es auch die Augensterne der Frauen. Der Ton der Laute beflügelt ihre Füße, die Füße erzeugen Erhitzung und diese Fieberglut und Rausch, aus dem nur durch Liebe Erlösung ist. Unter Mexico's Himmel ist Liebe keine Sünde; der Cura, der das Evangelium predigt, liebt seine Sobrina, die Nichte oder Cousine, und findet Grund dazu in einem Briefe des Apostels Paulus, und der Augustinermönch die Schwester eines benachbarten Klosters. Sie bedarf geistlichen Trostes.

Ueberhaupt ist Mexico sehr gottlos in Rücksicht auf Moral. Es benutzt die römische indulgenzia plena besser als Rom selbst, nur daß es nicht ganz so schonungslos mordet, raubt und dieses gemeine Thun seiner sogenannten gente irrazionale, der farbigen Classe, überläßt. Sobald die Menschen nur ins Bronze spielen, wächst ihre licentia poetica schon um ein Erkleckliches, und der Reisende hat Ursache, sich vor seinem Famulus in Acht zu nehmen, zumal wenn er allein gebeichtet oder gewallfahrtet hat.

Die Wallfahrtsorte, romerias, sind in allen tropischen Ländern der neuen Welt noch immer Mode, obgleich nicht zu leugnen, daß die spanische oder creolische Geistlichkeit durch die Revolution einen bedeutenden Stoß erlitt. Männlich und Weiblich pilgert zu der Jungfrau de los remedios und dem Erlöser von Atolrico, die vor Zeiten wunderbarliche Mirakel wirkten und seither Ablaß der Sünden an jeden Menschen vergaben, besonders aber für die Mexicaner, denn sie stammen von Isaak ab, der von Abraham geschlachtet werden sollte. Man hat einmal berechnet, daß für sieben Millionen Piaster gebenedeite Amulete an den Hälsen der Mexicaner hingen und daß für noch viel mehr Geld silberne Madonnenbilder seit Cortez Eroberung geschlagen worden seien.

Außer den christkatholischen Wallfahrtsorten haben die Indianer auch noch einige alte heidnische, die sie sorgfältig und zwar trotz ihres neuen Glaubens geheimhalten und nicht außer Curs kommen lassen. Sie denken, es ist immer gut, zweierlei Götter haben, wenn uns die einen im Stich lassen, bleiben uns die andern als Ersatzmannschaft. Man erzählt, daß zur Zeit des Befreiungskrieges in dem Augenblick, wo der Erzbischof Spaniens alle Empörer excommunicirte, dieselben, ohne viel Umstände zu machen, zu Huitzliputzli und Metzli und Tonatich und Compagnie zurückgekehrt seien, um sie als echte Mexicaner um ihren mexicanischen Beistand anzuflehen. Und nun frage ich, ob das nicht se[illegible] war von den dummen farbigen Menschen?

Die Republik ist übrigens jetzt auf dens[illegible] schen Einfall gekommen wie die Cortes in der M[illegible] Spanien. Sie will die geistlichen Herren, die [illegible] haben, ganz wider ihren Willen zu Väter[illegible] landes machen und den Fiscus beschneiden [illegible] ster aufheben. An diesem coup de main der [illegible] haben dieselben wol nicht gedacht, als sie die [illegible] Volk ergriffen, denn sonst hätten sie es bleiben [illegible] todos diablos gegen sie ausgesandt.

Wenn man sich der unbegrenzten Tyranni[illegible] will, die vor dem Jahre 1810 auf Mexi[illegible] den damaligen Zustand mit dem jetzigen [illegible] kann der alles Uebel vergessende Mensch di[illegible] mehr würdigen, die er übersprang. Es sin[illegible] stens Grundgesetze vorhanden, die den W[illegible] zu[illegible] besserung des gesellschaftlichen Zustandes [illegible] alle Privilegien haben aufgehört.

Der Europäer hat es nicht erfahren, [illegible] sche Regierung in ihren Colonien verfuhr, [illegible] trapen dort wirthschafteten, bis ihr Reich z[illegible] Es ist erwiesen jetzt, daß man aus Furcht vo[illegible] Civilisation der Creolen und Farbigen den [illegible] Plan verfolgte, Westindien zu entvölkern [illegible] seine Goldminen zu erhalten. Gesetze wurd[illegible] den, die den Anbau des Tabacks, des W[illegible] derer Producte, welche das Land in Menge [illegible] vom Mutterlande für schweres Geld oder [illegible] nopolisten kaufte, zu verhindern, um dadu[illegible] borenen zum Elend, zur Armuth, zur Ausn[illegible] zum Bergbau zu nöthigen; Gesetze, die [illegible] richt verboten, den der Religion ausgenommen [illegible] setze, die den Spanier von Geburt als Herra[illegible] ter aller Mexicaner schützten und den vicekön[illegible] in einen orientalischen Nimbus hüllten.

Vor der Revolution betrachtete sich der [illegible] Mexico, auch wenn er der größte Habenic[illegible] edelste Wicht war, als einen Souverain der [illegible] nannte sich un viego christiano und die [illegible] Farbigen gogos, die es sich zur Ehre [illegible] hätten, ihre Töchter ihrem Dienst zu widm[illegible] es Einem von ihnen einfiel, eine Creolin [illegible] so mußten die Brüder derselben deswegen ent[illegible] und wenn ein Eingeborener gegen ihn auf [illegible] Weise sein Recht suchte, so verlor er, trotz a[illegible] denn der Alcalde, Corregidor oder Oidor der [illegible] diencia war ein Spanier, Spanier durch alle [illegible] Man hatte nur Gesetze eben für die Spanier[illegible] gen Bewohner waren Heloten und Sklaven, b[illegible] Ausbeute und Bedienung.

Aller dieser Vorkehrungen ungeachtet war [illegible] den Despoten nicht gelungen, die Creolen [illegible] aller Mittel, sich Ansehen und Reichthum zu [illegible] zu berauben, und man sah sich genöthigt, ein[illegible] lien zu schmeicheln und ihnen Monopole und [illegible] nen Anführerstellen in den Armeen zu erthei[illegible]

lische Adel drohte mächtiger zu werden als der spanische, weil er reicher war, und er wurde es endlich in dem Grade, daß er das Vicekönigthum begrub.

Wenn jetzt ein Creole spricht, so verstummt der Spanier, und selbst dem Indianer weicht er sorgfältig aus, fürchtend den Ausbruch des alten wiedervernarbten Grolls vergangener Jahre. Das Volk hat sich für das Wort gogo mit dem Worte gachupino gerächt, welches einen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel bezeichnet.

Auf die Geistlichkeit wirkte die Revolution am meisten, denn sie nahm schlau ihren Vortheil wahr und hielt es mit den Reformern, um nicht im entgegengesetzten Falle Alles zu verlieren. Daher die Mönche an der Spitze der Rebellen in den Befreiungskriegen, daher Kapuzen pro und contra, sobald es mit dem Virey auf die Neige kam.

Vielleicht ist keine Geistlichkeit so reich und ansehnlich, als es bis jetzt die mexicanische war. Es gibt Augustiner- und Dominikaner-, ja sogar Nonnenklöster, die Millionen Dublonen reich sind und die größten und schönsten Haciendas besitzen. Viele Abteien bilden selbst eine Hacienda der Cordilleras, und ihre Gebäude, große Paläste, sind nur das Verwaltungsgebäude davon.

Die spanischen reichen Familien, die sich noch in Mexico aufhalten, haben durch die Revolution unermeßliche Summen eingebüßt; was aber schlimmer für sie ist, sie sehen ihren Ruin in der Zukunft, sofern sie abgesondert bleiben wollen, wie es ihr Dünkel, ihre Nobilitad und das Mutterland befiehlt. Zurück nach Spanien zu kehren verbietet ihnen gleichwol ihr Interesse oder Privatverhältnisse. Es sind in wenigen Jahren viele Familien nach England, Frankreich und Italien ausgewandert, und dort haben sie nach und nach ihr Vermögen angelegt, um die Mexicaner zu täuschen, die die Auswanderung zwar nicht, wol aber die Außerlandesschleppung von Geld und Kostbarkeiten verboten.

Sowie jetzt die Sachen stehen, ist die mexicanische Revolution noch nicht vollendet, im Gegentheil, die moralisch-politische hat aufgehört, um der materiellen das Feld zu lassen. Es wäre leicht möglich, daß der nächste Kampf den Spaniern, den Patriciern und der Geistlichkeit gälte; denn diese drei Kasten drücken die Menge und haben allein die Mittel, etwas zu sein. 29.

Dramaturgische Parallelen von Johann Baptist Rousseau. Erster Band. München, Fleischmann. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Buch gibt biographische Aufsätze und Notizen und Charakteristiken über deutsche Dichter, besonders die, welche etwas Dramatisches geschrieben haben, und literarische und ästhetisch kritische Nachrichten über deren Werke. Ein Grund der Auswahl ist nicht zu ersehen. Fragen wir, warum der Verf. die hier aufgeführten Dichter herausgehoben hat, so könnte er uns auf eine Anzahl von Bänden in infinitum verweisen, mit welchen er etwa diese literarischer Arbeit noch einigermaßen erschöpfen könnte. Ganz unbedeutende und vergessene Leute stehen mit den berühmtesten in einer Reihe. Zweck und Ordnung können wir noch weniger im Buche finden. Sollten blos dramatische oder dramaturgische Schriftsteller hier behandelt werden, warum einige Schriftsteller, die unter dieselben gar nicht gehören, z. B. Wilhelm Müller? Und wozu diese Zusammenstellung von biographischen Aufsätzen, die man überall ebenso gut haben kann, wenn auch nicht alle in solcher Ausführlichkeit. Die Ordnung? mit dieser steht es noch schlimmer. Die behandelten Schriftsteller folgen sämmtlich so: August Apel, Andreas und Christian Gryphius, Mahlmann, Uhland Graf zu Törring (Verf. der „Agnes Bernauerin"), Babo, Klopstock, Gebrüder Stolberg, A. W. und Fr. Schlegel, Tieck, die Meistersänger, insbesondere Ayrer, Wilh. Müller, Deinhardstein, Hans Sachs, Wilibald Alexis, Simon Dach, Seume, Chr. Sam. Schier, Freihr. von Spaun, P. A. Wolff, Spieß, van der Velde, Göthe, Lessing, Hoffmannswaldau, Lohenstein, Gottsched, Wieland, Martin Opitz, Schiller, Maltitz.

Ahnen die Leser einen Zusammenhang? Rec. will mittheilen, was er gefunden. Aug. Apel hat unter andern Erzählungen auch die Fabel von Cardenio und Celinde behandelt und A. Gryphius brachte diese Sage auf das Theater. Von Mahlmann zu Uhland finden wir keinen Uebergang; der vergessene Törring und Babo lassen sich wegen der zu ihrer Zeit auf der Bühne Glück machenden Schauspiele zusammenstellen; so auch wol Klopstock nebst Gattin und die Stolberge, aber nicht grade im Dramatischen, und die beiden Schlegel mit Tieck. Daß der Verf. dann auf die Meistersänger kommt, von ihnen ein Langes und Breites erzählt und bei Ayrer stehen bleibt, läßt sich wol durch Association erklären. Aber der arme W. Müller ist hier wie hereingeschneit; nach rückwärts und vorwärts keine Verbindung. Deinhardstein hat bekanntlich einen „Hans Sachs" geschrieben; dies ist Veranlassung nach ihm von diesem Dichter zu sprechen. Notabene hier wird ein langes Inhaltsverzeichniß seiner in fünf Foliobänden enthaltenen 198 Stücke gegeben, das zuletzt in ein bloßes, den Lesern doch unnützes Namenregister ausläuft. Wilibald wird mit Simon Dach zusammengestellt, weil er etwas von ihm herausgegeben; gleichwol sagt der Verf. selbst, Dach sei als Dramatiker unbedeutend. Auf Seume, der, obgleich er ein Drama geschrieben, doch kein Dramatiker war, folgt, weil er „Aehnlichkeit in Lebensschicksalen mit ihm hat", der wenig bekannte Schier. Unter den übrigen stehen Spieß und van der Velde wohl als Romanschreiber beisammen. Nun kommt der „Hund des Aubri". Wie kommt aber der unter die Dramatiker? Es heißt S. 160: „Will man in neuern Zeiten den Verfall des (deutschen) Theaters schildern und diesen Verfall von einer bestimmten Zeit her datiren, so wird in der Regel der „Hund des Aubri" citirt". Merkwürdige Hundekatastrophe! „Ueber dieses so oft genannte und im Grunde doch jetzt wenig bekannte Schauspiel mögen daher", heißt es weiter, „ein paar Notizen beigebracht werden?" Der Verf. erzählt aber sehr breit über die ganze Herkunft des Hundes; daß auf diesen Hund Göthe folgt, hat doch einigen historischen Zusammenhang, aber der Verf. verweist bei Göthe nur auf seine frühern Schriften, in denen er von ihm schon gesprochen hat. Mit Lessing geht der Verf. in eine frühere Zeit zurück und von da noch weiter. „Um Lessing's Verdienste nämlich nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen", heißt es S. 185, „ist es nöthig, daß man die Koryphäen des Ungeschmacks kenne, „deren Treiben er hauptsächlich einen Damm gestellt". Es war aber vorzüglich die Gottsched'sche Periode, der die Lessing'sche nicht nur folgte, sondern auch entgegentrat. Von Gottsched und seinen im gewissen Sinne sinnesverwandten Vorgängern, Hoffmannswaldau und Lohenstein (also noch weiter zurück), sei daher nun die Rede". Wenn man, um Lessing recht zu würdigen, die Koryphäen des Ungeschmacks kennen muß, warum hat denn der Verf. nicht vorher von ihnen gesprochen? Von Gottsched und Madame macht der Verf. wieder einen Sprung auf Wieland, und wieder einen zurück auf Martin Opitz, und von da wieder auf Schiller vorwärts, dem sich Hr. von Maltitz, wie unsere Leser leicht erachten können, als Fortsetzer seines „Demetrius" anschließt. Wir sehen also zuweilen gar keine Verbindung, zuweilen eine lockere und curiose. Was wollte nun der Verf. selbst mit dieser Aufstellung? Er sagt, er habe seine

dramaturgischen Studien und Arbeiten „nicht in Form eines Compendiums oder eines geschichtlichen Werkes, in dessen erstern Bänden die mitunter langweiligen Antiquitäten unserer Bühnenliteratur hätten abgehandelt werden müssen, sondern in einer, wie ihm scheine, interessanten Form der Oeffentlichkeit übergeben wollen, nämlich als Parallelen". Glaubt denn aber der Verf., daß er seine literarischen Materialien durch Unordnung interessanter gemacht habe? Freilich foderte ein Compendium oder ein wissenschaftliches Werk eine gediegene Ordnung, und man kann da seine Materialien und Excerpte nicht so beliebig ausschütten. Jetzt kommen die deutschen Bühnenantiquitäten in seinem Buche an verschiedenen Stellen vor, wo man sie nicht sucht, und Tieck's „Altdeutsches Theater" gab gute Gelegenheit, Vieles daraus zu excerpiren, was jedoch allerdings mit zu dem Besten des Buches gehört, wie denn auch dessen „Vorschule Shakspeare's" viele Seiten gefüllt hat. Aber was mag der Verf. für einen Begriff von Parallelen haben? Er sagt im Vorworte: „Parallelen im historischen Sinne sind Vergleichungen zweier berühmten (sic) Gegenstände oder Individualitäten (ohne Zweifel war das letztere genug) aus verschiedenen Zeiten. — In meinem Werke", fährt er fort, „sollen ebenfalls berühmte dramatische Schriftsteller (vide supra) aus alter und neuer Zeit zusammengestellt und beurtheilt werden, daß in der Regel von dem Einen auf den Andern ein Schluß gezogen, eine Folgerung angestellt werden kann". Kann? — ich sollte meinen, wer die Parallele macht, müsse sie auch ziehen und daher diesen Schluß geben; denn sonst kann freilich der Witz auch zwischen den unähnlichsten Gegenständen, die ihm zufällig dargeboten werden, noch immer eine Vergleichung finden. „Der bei der Zusammenstellung von mir zu Grunde gelegte Gedanke", setzt der Verf. noch hinzu, „wird sich aus einer nähern Würdigung der einzelnen Abhandlungen selbst ergeben." Welche Art von Gedanken sich ergeben hat, haben wir unsern Lesern angezeigt. Nämlich ohne Zweifel wollte der Verf. seine Materialien auf eine leichte Weise zu einem Buche machen und wählte den obigen Weg. „Der Begriff des Vergleiches im strengern Sinne muß dabei ausgeschlossen bleiben." Hier erst erkennen wir, was der Verf. für ein guter Logiker ist, wovon wir in dem Buche selbst wenig Spuren gefunden. Er hatte oben gesagt, Parallelen seien Vergleichungen, fürchtete aber wol, man möge ihm beim Worte halten; und da hätte er nun wieder große Lust, zu sagen: Vergleiche sollen ausgeschlossen bleiben. Weil das aber ein zu offenbarer Widerspruch wäre, so setzt er wohlweislich hinzu: „im strengern Sinne". Nun ist doch kein Widerspruch mehr vorhanden? Das Buch nennt sich „Dramaturgische Parallelen"; Parallelen sind Vergleiche und also — Vergleiche im strengern Sinne müssen ausgeschlossen bleiben. Also lockere Vergleiche sind hier zu finden, und Aenderungen, Zusätze und Nachträge behält sich der Verf., der laut Unterschrift in Frankfurt lebt, in den folgenden Bänden vor.

Wie verhält es sich nun aber mit dem eigentlichen Inhalte dieser biographisch-charakteristischen Aufsätze. In ihnen, ist so weit sie literarisch und biographisch sind, Vieles mit Fleiß zusammengetragen, wenn auch nicht immer am rechten Orte. Der ästhetisch-kritische Theil aber ist die schwache Seite. Hr. R. urtheilt nämlich immer nur theilweise, d. h. z. B. über einzelne Acte, Scenen eines Stückes, fast nie recht aus dem Ganzen. Seine Bemerkungen sind häufig sehr trivial und der Styl ungleich und fehlerhaft. So steht gleich S. 1. „An Göthe's „Iphigenie" und andern Mustern können wir gewahren, daß, um ein antikes Drama zu schreiben, es hinreicht, den Geist des griechischen Alterthums aufgefaßt zu haben und im Stande zu sein, ihn würdig in die Gegenwart zu rufen". Nun, das ist wol grade genug, wenn man besonders noch hinzusetzt: auf dramatische Weise. Von Apel sagt nun der Verf. mit weitgeöffnetem Munde, daß er „mit dem Geiste der griechischen Tragödie, aber auch mit Allem, was als wesentlicher Theil bei den Alten zu einer Tragödie gehörte, so vertraut gewesen sei, daß er ein Stück zu dichten unternommen habe, worin Alles: Idee, Schicksal, Chor, Versmaß, Scenerie, griechisch geworden, und das, würde es ins Griechische zurückübersetzt, unbedingt für ein zur Zeit des Euripides gedichtetes Trauerspiel gelten könnte." Hier machen wir unsere Leser auf die Vortheile aufmerksam, die einem Kritiker vom starken Lobe, das er ausspendet, zufallen. Denn muß nicht der Kritiker, welcher von einem neuern Autor mit solcher Zuversicht aussagt, daß er mit dem Geiste des Alterthums auf die angegebene Art vertraut gewesen sei, um dies mit Wahrheit behaupten zu können, woran Rec. nicht zu zweifeln wagt, mit diesem Geiste des Alterthums aufs genaueste vertraut sein? Und doch wird eine solche Arbeit nur eine „Liebhaberei, eine geniale Grille" genannt. Je nun, ist denn das nicht hinlänglich, den Geist des Alterthums in einem neuen Drama darzustellen.

Bei Gelegenheit von Schlegel's „Vorlesungen über die dramatische Literatur" heißt es: „Was er von den griechischen Dramatikern gerühmt, ist bis jetzt das Beste, was wir darüber besitzen, trotz des Schreins der Philologen". Was will das sagen? Heißt das nun, das Lob der griechischen Dramatiker bei Schlegel ist gegründet? Wie verhält sich's denn aber mit seiner Ansicht über Euripides? Beim „Jon" Schlegel's heißt es seltsam: „Abgesehen von der frostigen Haltung ebnet sich die Handlung kunstgerecht fort". F. Schlegel wird so charakterisirt: „ein Mann, worauf (pardon! auf welchen) Deutschland stolz war, in manchen Fächern des Wissens (warum nicht gleich gesagt: Poesie, Geschichte der Poesie, Kritik) Bahnbrecher, in einigen tiefer Forscher, in andern glücklicher Nachzügeler (welcher geschmacklose Vergleich für einen Mann, den man auszeichnen will!), in fast allen zu Haus und nebenbei, wenn auch ein spätgereifter, doch ein sinniger Jünger der lyrischen Muse, in deren verschiedenartigsten Gebieten er nicht minder schwärmte, wie (als) er sich im Gebiete der Wissenschaft als Proteus erwies ꝛc." Wie fein, pretiös gesagt und ohne genauere Bestimmung Dessen, was Fr. Schlegel als Dichter gewesen. Sein „Alarkos" wird nur bedauert, und doch war sein lyrisches Talent (obgleich der Verf. ihn nun einmal unter die dramatischen Dichter setzen will) weit bedeutender. Der Verf., zu einem poetischen Schwung in der Prosa aufschwebend, sinkt sehr häufig in geschmacklose Floskeln, wie wenn er von Tieck's „Zerbino" sagt: „Himmlische Zartheit verbrämt und verschleiert die Liebe", und „vom Fortunat" S. 57: „Die freiste und üppigste Phantasie fliegt immer im Rosenbande einer unwillkürlichen Selbstbeherrschung" (hölzernes Eisen!). Am ausführlichsten ist der Aufsatz über Schiller, von dem er sagt, er sei in Hinsicht auf die Deutschheit der Kunst und Natur der erste Dichter; hier werden bei Aufzählung und Charakteristik seiner dramatischen Stücke auch die Uebersetzungen, Parodien, ja selbst die längst verschollenen Schauspieler genannt, die in seinen Tragödien Hauptrollen dargestellt haben, und dabei findet sich manches Interessante zusammengetragen. Am ausführlichsten hat sich der Verf. über das Gedicht: „Die Huldigung der Künste", verbreitet; er liefert eine Art von theoretischem Commentar darüber, citirt darin, weil er dem Gedichte „idyllische Form" beilegt, Stellen aus Bergmann's Buch über die romantischen Streifereien und eine Stelle aus Pölitz's „Gesammtgebiet der deutschen Sprache", wodurch sich ungefähr der Standpunkt seiner Kritik charakterisirt.

8.

Notizen.

In Agram verstarb vor Kurzem der Geistliche Franz Marian Appendini, Lehrer in Dubrownik, der sich viele Verdienste um die illyrische Sprache erworben hat. Besonders geschätzt ist sein Geschichtswerk: „Historia starobylostj a literatury Dubrownicanuw", und seine italienisch geschriebene Grammatik der inyrischen Sprache.

Die magyarische gelehrte Societät hat in Ofen eine reichhaltige Sammlung der philosophischen Kunstwörter der magyarischen Sprache herausgegeben.

N.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1835.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Karl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Eduard Gerhard und Emiliano Sarti. Zweiter Band in zwei Abtheilungen. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Stuttgart, Cotta. 1832—34. Gr. 8. 6 Thlr. Bilderheft hierzu. Dreizehn Blätter. Ebend., 1833. Fol. in Portefeuille. 6 Thlr. 8 Gr. *)

Auch diesem zweiten Bande ist das lockende: „Mit Beiträgen von Niebuhr u. s. w.", auf dem Titel vorgesetzt, obgleich alles das dadurch Ausgebotene auf diesen Band ohne allen Bezug ist. Denn die ganze erste Abtheilung ist ausschließlich von den Herren Bunsen und Platner besorgt; und zum Vorwurfe kann man es ihnen machen, daß sie so wenig ihren eignen Werth erkannt haben, einem Werke solcher Gediegenheit durch so erborgten aufhelfen zu wollen.

Mit dem Heiligthume des neuen Roms, wenn das Capitol als das Heiligthum des alten angesehen wird, mit dem vaticanischen Gebiete beginnen die Verfasser die Beschreibung der Stadt, einen Abriß des Gebietes nach seiner natürlichen und künstlichen Begrenzung seiner Geschichte vorausschickend. Die rühmenswertheste Uebersichtlichkeit läßt bequem dem Verf. durch alle acht Abtheilungen des ersten Hauptstückes folgen, in denen von Herrn Bunsen die geschichtliche Beschreibung des Vaticans in den verschiedenen Epochen der römischen Staatsverhältnisse gegeben ist. Nur durch die beobachtete Methodik war es möglich, die hier einschlagenden Untersuchungen von so verschiedener Wichtigkeit ohne Verwirrung einzuhalten. Wohin man ohne sie geräth, haben eine Menge Vorgänger des Hrn. Bunsen bewiesen.

Weniger von widersprechenden Angaben umdornt, war die Geschichte der Peterskirche, die Hr. Bunsen im zweiten Hauptstücke erzählt, zunächst von der ältesten Peterskirche sprechend. Mit wahrhaft diplomatischer Mäßigung spricht er (S. 52) gleich die Zweifel gegen das angebliche vaticanische Grab des Apostels Petrus aus und bezeichnet dann die ältesten Oertlichkeiten nach Alfarano's Plane, der 1589 erschien, während das ursprünglich dazu gehörige Werk selbst noch ungedruckt liegt. Die Beschreibung der Konstantin'schen Basilica des Vaticans im Jahre 800 will jedoch, um völlig verstanden zu werden, mit dem verheißenen Plane in der Hand gelesen sein, den die Nachweisblätter (S. 101) genau erörtern. Trostloser für die Kunstfreunde ist die Geschichte der Peterskirche im Mittelalter (von Hrn. Bunsen erzählt), da sie darthut, wie viel an Monumenten dort schon zu Grunde ging. Die Geschichte der neuen hat Hr. Platner vorgetragen, und anerkennend, ohne befangen zu sein, äußert er sich lobend und tadelnd. Es war hier von vielen Seiten vorgearbeitet worden, und mit Benutzung der neu erworbenen Aufschlüsse aus diesen reichlichen Nachrichten auszuwählen, was wesentlich war, gehörte zu den Schwierigkeiten der Aufgabe. Für die Kunstgeschichte ist der Bericht über den Fortgang des Baues bis zu seinem Abschlusse durch die Sacristei, die Pius VI. hinzufügte, ein Actenstück, das durch seine Gedrungenheit vor ähnlichen Referaten bei Wiebeking u. A. sich auszeichnet. Jeder, der länger in Rom war, wird Hrn. Platner die Genauigkeit seiner einzelnen Angaben Dank wissen, und Mancher, der noch nicht dort war, erst rechte Lust bekommen, es zu sehen. Die Verweisung auf Dionigi's (Dionysius) Werk „Sacrarum Vaticanae Basilicae cryptarum monum.", Rom 1773, bei dem Gang durch die vaticanischen Grotten kommt den Lesern so zu statten, daß eine gleiche, im obern Raume der Kirche auf bekannte Werke wie Cicognara, Agincourt, Bonanni wol zu wünschen gewesen wäre. Sie würden den Raum nicht beschränkt haben.

Ueber die neuere Peterskirche sind die geschichtlichen Nachrichten nicht allzu selten; viel seltener sind sie über den vaticanischen Palast, den Hr. Platner im dritten Hauptstücke beschreibt. Ohne Grundplan ist jede Beschreibung desselben unverständlich, und einen solchen den Reisebüchern mitzugeben, hätte die Vasi und Consorten zu theuer gemacht. Aus dem Labyrinthe dieser jetzt zusammenhängenden Gebäude konnte nur die genaue Beach-

*) Vgl. über den ersten Band Nr. 252 d. Bl. f. 1831.
D. Red.

tung der gewählten Unterabtheilungen herausführen, von denen blos einzelne mit behaglicher Ausführlichkeit behandelt werden. Aber Hr. Platner ist ein so verständiger Führer, daß er überall, wo es zu verweilen lohnt, seine Begleiter durch die gründlichste Belehrung stillzustehen einladet, und daß nichts übersehen wird, wenn auch manches Minderbedeutende blos im Vorbeigehen angeführt werden konnte. Man bedenke, daß es Hrn. Platner's Aufgabe war, die Scala Regia, Sala Regia und Ducale mit der Cappella Paolina, die Sixtinische Kapelle mit ihren Fresken, die einzelnen Höfe, wo der Cortile di S. Damaso ziemlich kurz weggekommen ist, dabei die Loggien Rafael's, die päpstlichen Wohnzimmer des alten Palastes, d. h. Rafael's Stanzen, die keineswegs von Hrn. Hirt entdeckte Kapelle des heil. Laurentius mit Fresken von Angelico da Fiesole, die vaticanischen Nebengebäude, wie die Mosaikfabrik und den Garten zu beschreiben, und daß er keine Gelegenheit vorbeiließ, kunstgeschichtliche Fragen zu erörtern, wie (S. 258) über die Zeit, wann die Sibyllen von M. Angelo gemalt worden, über das dem Rafael schuldgegebene Plagiat in den Loggien (S. 303) u. s. w.; daß er sorgfältig und eindringlich erklärt und eine Masse des Wissens hier niederlegt, die der nur ganz ermessen kann, der seinen Commentar sich durch Zuziehung von Kupferwerken noch lebendiger macht, auf die billig in den Noten hätte hingedeutet werden sollen. Zu günstig spricht der sonst strenge Kunstrichter, nach Ref. Gefühl, über das von Piero Ligorio im päpstlichen Garten erbaute Casino di Pio IV. (S. 391). Es ist eine der frühesten Proben des ausartenden römischen Baustyls.

Kürzer behandelt das vierte Hauptstück den Borgo (beschrieben von Platner), wo Geschichtforscher über einiges das Hospital di S. Spirito Betreffende wol genauere Angaben gewünscht hätten. Alle neueste Aufgrabungen berücksichtigt Bunsen's gelehrte Untersuchung über das Mausoleum Hadrian's oder die Engelsburg, die zwar noch nicht alle Zweifel zur Entscheidung bringen kann, aber doch viele bisher gültige Traditionen vernichtet. Was die Anschauung gab, ist überall sorglich von Dem, was die Vermuthung voraussetzen möchte, gesondert. Die letzten Abhandlungen des vierten Hauptstücks besprechen die Engelsbrücke und Monte Mario und seine Villen, beide von Bunsen; dann folgt noch ein Anhang von demselben über die Triumphalstraße, den Zug der Triumphatoren in die Stadt und über die heilige Straße zum Capitol. Der Inhalt des letztern würde ohne Karte den Lesern schwerlich deutlich sein und mit dieser wol kaum einleuchtend. Denn daß die Triumphatoren erst im Circus rundum gezogen, ehe sie der weitläufigen Stadt und ihrem fernern langen Wege sich zugewandt, scheint kaum glaubhaft. Doch verdient es wie das ganze treffliche Buch von Jedem, der hier mitsprechen will, genau erwogen zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Kirchengesang unserer Zeit, beleuchtet von C. H. Saemann. Königsberg, Unzer. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Nach einem kurzen Vorworte des Verf. sollen wir in dieser Schrift seine Erfahrungen, die sich auf Kirchenwesen und besonders auf Choralgesang beziehen, in einer gewissen Ordnung aufgestellt finden, wobei er den Wunsch äußert, daß das nur in wenigen Zügen Angedeutete (die Schrift enthält 261 Seiten) weiter verbreitet und angewandt werden möge. Das Werk zerfällt in drei Hauptabschnitte, deren erster „Der Choral" überschrieben ist, dem der zweite, über die Liturgie (S. 103—133) und der dritte, über Kirchenmusik (S. 133—179) sich anschließen. Als Anhang folgt dann, a) Ansichten über den Choral in Bezug auf allgemeine von dem Choralcomponisten oder von dem Herausgeber eines Choralbuches zu beobachtende Regeln, b) zwei Choräle nach älterer und neuerer Bearbeitung, und c) antiphonische Gesänge bei und nach der Communion.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes als eines Theils unseres Religionscultus, der seit der Reformation, namentlich im vorigen Jahrhundert, oft die tüchtigsten Federn unter den Musikgelehrten in Bewegung gesetzt hat — man darf sich nur an die Zeit eines Mattheson, Kaspar Ruetz, Fuhrmann u. A. erinnern — sind wir es dem Verf. des vorliegenden Werkes schuldig, ihm Schritt vor Schritt zu folgen und uns bei der Beurtheilung seines Buches streng an den Inhalt desselben zu halten.

Der Verf. „vermied den polemischen Ton (s. die Vorr.), der nie fördernd ist, wol aber die Lauterkeit der Absicht zweifelhaft macht". Ob Hr. S. diesen Grundsatz befolgt hat, wird sich aus dem Folgenden ergeben, ob er aber überhaupt darin Recht hat, das ist eine andere Frage, bei deren Beantwortung wir seiner Ansicht nicht beistimmen, da wir der Meinung sind, daß eine gründlich wissenschaftliche Polemik nur fördern kann und die beste Absicht verräth, mithin da, wo es gilt, nicht aus etwaiger Furcht oder aus andern Nebenrücksichten hintangesetzt werden darf, nam non potest severus esse in judicando, qui alios in severos judices non vult. Cic. pro leg. Manil. Cap. 13. Nun zum Werke selbst.

Im ersten Abschnitt heißt es: „Der Choral gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten und merkwürdigsten Erzeugnissen der Kirchenmusik, sowol seines Ursprungs und hohen Alterthums wegen als auch um der hohen Bedeutsamkeit willen, welche ihm in Bezug auf Religion und Gottesverehrung nicht abgesprochen werden kann; — wegen der Aehnlichkeit der Kirchentonarten mit den griechischen wird der Ursprung des Chorals von Mehren, wol nicht mit Unrecht bis zur Zeit der alten Griechen (sic) hinausgesetzt, indessen ist er nicht viel jünger als die christliche Religion selbst." Wie sollen wir das verstehen? Trifft denn die Zeit der alten Griechen mit der Einführung der christlichen Religion so nahe zusammen? Dennoch geht dies aus Hrn. S. Worten hervor, indem er Denen beipflichtet, die den Ursprung des Chorals bei den alten Griechen suchen, denn er fügt hinzu, „wol nicht mit Unrecht", und indem er selbst das Entstehen des Chorals nicht lange vor Einführung der christlichen Religion annimmt. Wenn ferner Herr S., auch ganz abgesehen von diesem Fehlschuß, für das hohe Alterthum des Chorals keinen andern Beweis hat, als den „Mehre, und unter diesen Forkel" anführen können, so dürfte seine Behauptung wenig Glauben finden. Hr. S. zieht nämlich aus der Aehnlichkeit der Kirchentonarten mit den griechischen ein Resultat, bleibt uns aber den Beweis für die angegebene Aehnlichkeit schuldig; um aber, meinen wir, zwei Gegenstände in Bezug auf ihre Aehnlichkeit miteinander vergleichen zu können, wird vor allen Dingen das Vorhandensein der beiden Gegenstände erfodert; nun wissen wir wol aus mehren alten Schriftstellern Dies und Jenes von der Musik der alten Griechen, namentlich von ihrem Systeme der Musiktheorie, haben aber aus Mangel an hinlänglichen Quellen, weder von ihrer Theorie, noch von ihrer Praxis eine be-

gentlichen Begriff;*) nicht viel besser geht es uns mit der eigentlichen Beschaffenheit der sogenannten Kirchentonarten, deren Lehre selbst im Glarean (s. dessen „Dodecachordon", Basel 1547) und bei allen den Schriftstellern, die ihn als Quelle benutzt haben, rücksichtlich einer systematischen Behandlung so unvollständig und ihren Principien oft sich widersprechend ist, daß wir heute nur Hypothesen annehmen können, die uns aber nicht zu einem bestimmten Resultat führen. Die beiden Gegenstände also, die Hr. S. miteinander vergleicht, sind nur dem Namen, nicht der Sache nach vorhanden; reicht das nun hin, fragen wir, um aus ihrer Vergleichung ein Resultat überhaupt zu ziehen, und insbesondere ein Resultat, das als Beweisgrund gelten soll? Der obige Zusatz: „indessen ist der Choral nicht viel jünger als die christliche Religion selbst" wird von Hrn. S. ebenfalls nicht erwiesen, und hier entsteht zuvörderst die Frage, ob unser heutiger Choral mit dem Gesange der ersten Christengemeinden der Sache nach einerlei ist, oder ob nur eine und dieselbe Benennung für verschiedene Gegenstände gebraucht wird? Daß das ganze Gebiet der Musikgeschichte bis zur Erfindung der Notenschrift (s. verschiedene hierher gehörige Aufsätze des um die Geschichte der Musik so höchst verdienstvollen Hrn. Hofrath Kiesewetter, in den letztern Jahrgängen der „Allgemeinen musikalischen Zeitung") nach Abschaffung der Neumen noch sehr im Dunkeln liegt, und wir aus Mangel an Verständniß der Notation früherer Zeit, selbst wenn noch mehre Ueberbleibsel, als der von Hrn. Kiesewetter angeführte Codex in St.-Blasien, vorhanden wären, nichts mit Bestimmtheit von der Beschaffenheit der damaligen Musik entnehmen können, so hätte auch Hr. S. erst von der Zeit an die Entstehung und Ausbildung des Chorals verfolgen sollen, welche uns den Choralgesang in einer uns verständlichen Notation liefert; statt dessen spricht Hr. S. S. 5 von einem Urbilde des Chorals, und meint „manche Choralgesänge sind durch Veränderungen und Zusätze in dem Maße entstellt worden, daß sie ihrem Urbilde nur wenig ähnlich sind." Wenn Hr. S. hier wieder eine Vergleichung anstellen will, so zeige er uns doch das Urbild; allein das geschieht nicht, sondern es kommen zwei Fragen: 1) „worin besteht die Verschlechterung des Chorals vorzugsweise und 2) wodurch wird sie veranlaßt?" Ad 1) antwortet der Verf. „die Abweichungen von der Urform sind veranlaßt durch willkürliche Veränderungen und Zusätze, die wir vorzugsweise zu den Verschlechterungen rechnen". Auch hier fehlt ein demonstrativer Beweis und Hr. S. gibt ein idem per idem. Ad 2) werden drei Hauptursachen angeführt, a) „Erfindung der Harmonie und die Einführung der harmonischen Behandlung und Begleitung des Chorals", bei welcher Gelegenheit S. 11 behauptet wird, wo vom biscantare und dem Verbot desselben im 14. Jahrhundert die Rede ist: „die Harmonie bildete sich trotzdem immer mehr zu einer systematischen, auf Regeln sich stützenden Kunst aus und wurde zugleich die Grundlage und Veranlassung zum Entstehen des Contrapunktes." Was ist das für eine Verwirrung geschichtlicher Facta! und wie kann Hr. S., als ein Lehrer der Tonkunst an einer Universität, dergleichen ins Blaue hineinschreiben. Will er uns beweisen, daß Rameau, dessen Harmoniesystem als das erste geregelte 1722 erschien und der 1764 starb, Methusalem's Alter erreicht und schon vor Dufai 1380—1450, oder vor Ockenheim 1450—80 gelebt und die Harmonie zu einer systematischen, auf Regeln sich stützenden Kunst ausbildete, aus welcher jene uns als die ältesten bekannten Contrapunktisten eine Grundlage für ihre bewundernswürdigen contrapunktischen Arbeiten machten! Bei so irrigen Begriffen des Hrn. S. von Harmonie und Contrapunkt, ist es überflüssig, auf den unter a) angeführten Grund weiter einzugehen, und wir verweisen deshalb nur auf des gelehrten André Anhang zu seiner „Harmonielehre" (Offenbach, 1832). b) „Ausbildung der Opernmusik, deren Weisen, Wendungen und Manieren man zum Nachtheil der Kirchenmusik in letztere übertragen hat". Dies bezieht Hr. S. namentlich auf die dem Choral untergelegten Harmonien und wir fragen demnach, ob es besondere Harmonien für die Oper, besondere für den Choral gibt? was wir mit einem Nein! beantworten, wobei wir jedoch bemerken, daß uns jede vernünftige Opernharmonie (sit venia verbo) immer mehr genügen wird, als die von Hrn. S. (S. 233) angebrachte, wo in drei nacheinanderfolgenden Takten vollkommene Consonanzen gleicher Art in gleicher Bewegung auf guten Takttheilen sich folgen, was eben nicht von einer Kenntniß der Elementarregeln der Setzkunst zeugt. c) „Die zum Theil geringe Sorgfalt und das willkürliche Verfahren beim Niederschreiben der Melodien". Daß durch Sorglosigkeit Verschlechterungen entstehen können, geben wir gern zu. Nach diesen drei Hauptgründen der Verschlechterung des Chorals folgen nun noch Nebengründe — doch wir haben an dem a) b) c) schon genug, um uns noch länger dabei aufzuhalten. Wir finden nun S. 21: „da das Colorit des Chorals, ungeachtet der angeführten Ursachen noch nicht ganz verwischt ist, so ist dies ein so größerer Beweis der ganz eigenthümlichen Kraft dieser wahrhaft herrlichen und großen Tonbildung." Meint Hr. S. hier die Choralmelodie selbst, so fragen wir, worin die Kraft einer Melodie, abgesehen von den ersten Erfodernissen derselben, daß sie nämlich sangbar und gut harmonisch basirt ist, anders bestehe als im Rhythmus, welchen wir aber im Choral durchaus nicht finden, so sehr auch Hr. S. gegen den verdienstvollen Nägeli, freilich nicht in einem wissenschaftlich polemischen, sondern im Tone eines non molto modesto scrittore (wie Zarlino in seinen „Sopplem." S. 103 den Papius nennt) S. 51 aneifert, ohne wieder etwas gründlich zu erweisen. Wir geben zu, daß im Choral betonte und weniger betonte Accente vorkommen, wodurch ein musikalisches Metrum entsteht, aus welchem aber erst durch das Hinzukommen eines, durch Gruppirung der Metra entstehenden Verhältnisses correspondirender Takte untereinander, welches Riepel in seinen „Anfangsgründen zur musikalischen Setzkunst" (Regensburg 1754) sehr richtig mit dem Ausdrucke Taktordnung bezeichnet — unser musikalische Rhythmus hervorgeht. Ist nun solcher Rhythmus im Choral zu finden? Nein! Und wo bleibt also die Kraft der Melodie? Das „wahrhaft Große und Herrliche dieser Tonbildung" liegt demnach für alle Diejenigen, welche nicht aus einer Art Pietät fürs Herkömmliche an demselben kleben, nicht in der bloßen Melodie des Chorals, sondern in dem für den heiligen Ort gedichteten Liede, welches der Melodie untergelegt wird, die, als ein bloßes Abstractum angesehen, auf einen sehr jugendlichen Standpunkt der Kunst oder auf ein Unvermögen der Ausübenden hinzeigt. Wozu nun diese vorzugsweise Bewunderung des Herkömmlichen? Rien n'arrête tant le progrès des choses, rien ne borne tant les esprits que l'admiration *excessive* des anciens (*Fontenelle*, „Poes. past.", S. 152). Wohin würde es auch führen, wenn man eine Choralmelodie an und für sich „herrlich und groß" nennen wollte, die, ehe sie der Kirche einverleibt wurde, zum Absingen eines ganz profanen Volksliedes diente, wie dies z. B. mit der bekannten Melodie: „O Welt, ich muß dich lassen" oder „Nun ruhen alle Wälder" der Fall ist, die früher dem Volksliede: „Inspruck, ich muß dich lassen", angehörte. (André a. a. O.) Der Verf. geht nun S. 23 zu der Auffoderung über, den Choralgesang „als ein uns theures und verehrungswürdiges Urbild wieder in seiner Reinigkeit herzustellen", bemerkt aber gleich darauf, „daß wir vorzugsweise an einem einzigen Uebel leiden, dergestalt, daß es dem besten Willen nicht einmal möglich ist, für die Sache zu wirken, bevor dieses größte aller Uebel beseitigt ist; mit einem Worte: wir wissen nicht mehr, was das Rechte ist." Ungeachtet dieses Bekenntnisses will Hr. S. doch das „Wahre von dem Falschen" scheiden und macht zu diesem Zweck folgende Vorschläge: 1) „Herausgabe eines Normal-Melodienbuches, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, in welchem alle gangbaren Melodien unver-

*) Centum talia occurrunt in musica veterum, praecipue graeca, quae hominum ingenia mire torquent et disciplinae rationem non explicant, sed potius involvunt. *Joan. Albert. Bannus* in dissert. de mus. Cap. 24.

fälscht in ihrer ersten Urgestalt verzeichnet sein müßten." Wie will denn Hr. S. diese Urgestalt herbeiführen, nachdem er oben gesagt, daß „wir nicht mehr wissen, was das Rechte ist"?! 2) „Herausgabe eines Normalgesangbuches mit Texten in der alten Ursprache (sic)" — wozu dieses? sollen etwa die Gemeinden linguistische Forschungen anstellen? Hr. S. läßt uns hierüber im Dunkeln, meint aber: wenn die beiden erwähnten Bücher da wären, so käme es auf eine Untersuchung an, „ob und inwiefern es möglich sein dürfte, die Choralmelodien in den Kirchen auf ihre Urform zurückzuführen —" und hierauf antworten wir ihm: wenn wir dem Hrn. S. erst die Existenz der vorgeschlagenen Bücher verdanken, dann wird es noch Zeit genug sein, uns auf sein „ob und inwiefern" einzulassen. Und somit übergehen wir für jetzt das über Schulen Gesagte, woraus viel guter Wille hervorgeht, worin aber nichts Neues vorkommt, können jedoch nicht umhin, noch eine Frage des Hrn. S. zu berühren: „soll nicht jedes Mittel angewandt werden, das dazu dienlich ist, daß der leider immer mehr aus der Welt verschwindende Ernst von dem Jünglinge ergriffen und jene leichtfertige Gesinnung zurückgedrängt werde, die sich so unverkennbar unserer Jugend bemächtigt?" indem wir Hrn. S. auf den allgemein anerkannten und in scientifischer Rücksicht bewunderungswürdigen Zustand der preußischen Schulen und auf die Examina hinweisen und ihn fragen, ob er etwa glaube, man könne sich auf den erstern so in Bequemlichkeit und ohne ernste geistige Anstrengung zu einem Examen vorbereiten, wie es ein hohes Ministerium der Geistlichen und Schulangelegenheiten verlangt, bemerken wir ihm beiläufig, daß, um mit Ehren zu bestehen, viel mehr gefodert wird, als die bloße Fähigkeit, ein Buch voller Ungereimtheiten zu schreiben. — Wir befürchten, schon zu weitläufig geworden zu sein, und würden den Raum dieser Blätter überschreiten, wenn wir uns noch auf alle Einzelnheiten der Reihe nach einlassen wollten; wir heben daher nur noch einzelne Stellen heraus und eilen zum Schlusse unseres Berichtes. S. 54 finden wir: „daß der Gesanglehrer eines Gymnasiums Kenntnisse in der Theorie der Musik und zwar nicht in bedeutendem Umfange besitze, scheint (sic!) unerläßlich; das praktische Vermögen, einen vierstimmigen Satz zu schreiben, dürfte durch ein gutes, namentlich durch das oben vorgeschlagene Melodienbuch vielleicht entbehrlich sein, — auch darf er nicht ohne wissenschaftliche Bildung sein, da das Ansehen des Lehrers, besonders in den obern Classen, größtentheils davon abhängt und dasselbe durch Blößen, die er durch Rede, Aussprache, unlogische Schlüsse oder durch Unkenntnisse gibt, leicht gefährdet werden kann." Wie kommt Hr. S. als Lehrer der Tonkunst zu diesem „scheint" und „vielleicht" und wie sauber klingt der angeführte Grund für wissenschaftliche Bildung?! Wir machen ganz andere Anfoderungen an einen Musiker, der Gesanglehrer sein soll, und meinen, daß der von Hrn. S. angeführte mit jenen in eine Classe gehört, von welchen Oratio Tigrini in seinem „Compendio della musica" (Venedig 1588 und 1602) und nach ihm Mattheson anführt: „Non è minor distanza tral musico ed il cantore, che tral podesta ed il banditore". Eine hierher gehörige Stelle des vielbeschriebenen Guido Aretinus mag der sich getroffen fühlende Sänger oder Gesanglehrer in des Fürstabt Gerbert „Script. eccl. de mus.", Th. II, S. 25 selbst aufsuchen. Damit genug des ersten Abschnittes; im zweiten Abschnitte: die Liturgie, finden wir bei Hrn. Sämann den besten Willen, das Musikalische derselben aufs Beste herzustellen, bemerken aber mit Rücksicht auf das Frühere, daß guter Wille und That uns nicht als synonyma erscheinen und daß zur guten That noch viel mehr gehört als der bloße gute Wille. Im dritten Abschnitte: die Kirchenmusik, bemerken wir folgende Eintheilung: „Wie wenige Kirchenmusiken sind im Kirchenstyl geschrieben und wie wenige tragen überhaupt das Gepräge eines wahrhaft kirchlichen Charakters an sich; wenn wir in dieser Beziehung die vorhandenen Compositionen betrachten und sie mit einander vergleichen, so ergibt sich, daß die sämmtliche Kirchenmusik ihrer Würde (sic!) nach in drei Hauptklassen eingetheilt werden könne: 1) choralmäßige und streng kanonische, d. i. diejenige, die im Bau der Harmonie und in Hinsicht auf ihre lang gehaltenen Töne dem Choralgesange ähnlich ist." 2) „Die fugirte und die im Oratorienstyl geschriebene — ihrer Melismen, fugirten Sätze und raschen Tempos wegen eignet sich diese Musik nicht für große Räume." 3) „Alle diejenigen Compositionen, deren Styl entweder gar nicht oder nur wenig vom Opernstyl verschieden ist"; „sie entsteht durch Versuche der Instrumentalcomponisten im Gebiete der Kirchenmusik — ein solches Versuchen aber ist ein Frevel an der göttlichen Kunst, womit der Versucher sein Spiel treibt; hier könnte es mit Recht heißen, ne sutor ultra crepidam u. s. w." Nun! das ist wahrlich zu arg, wenn man sich solche Blößen vor der ganzen Welt gibt, solche Blößen als Lehrer der Tonkunst an einer Universität; wie stimmt das überein mit Hrn. S. Anfoderungen an einen Lehrer, der wissenschaftlich gebildet sein soll, um keine Blößen zu geben und keine unlogischen Schlüsse zu machen? Oder sind es etwa keine Blößen, die Unwissenheit verrathen, wenn Styl oder Schreibart eines Musikstückes für einerlei ausgegeben wird mit Gattung, wenn Kanon und Choral „nach dem Bau ihrer Harmonie und hinsichtlich auf die lang gehaltenen Töne", ihrer Würde nach in eine und dieselbe Classe, in die choralmäßige, gesetzt werden, — wenn man einen eignen Oratorienstyl annimmt, als wenn in der Gattung, die wir Oratorienmusik nennen, nicht alle möglichen Sorten fugirter, streng kanonischer und choralmäßiger Sätze vorkommen könnten! Wir übergehen gern das Weitere und erwidern dem Verf. nur noch auf jenen Ausruf, den er wie im heiligen Eifer gegen Operncomponisten thut, in aller Bescheidenheit mit: Jesus Sirach 3, v. 14—15, wobei wir ihn auf ein sorgfältiges Studium der Werke Händel's, Haydn's, Mozart's, Beethoven's u. A., die sich wie die Genannten in Kirchen- und Opernmusik ausgezeichnet, verweisen. Somit hätten wir uns vorläufig unsers Auftrages nach besten Kräften entledigt, hätten uns mit den Haupttheilen des Buches abgefunden und es blieb nur noch übrig, über den Anhang zu sprechen; ergo: S. 186, wo Hr. S. als Lehrer der Harmonie auftritt, stellt er „unter den zu vermeidenden Accorden den Quartsextenaccord obenan, der nicht nur seiner eigenthümlichen Süßigkeit wegen —"; ohe! jam satis! ehe wir uns mit dergleichen die Zeit verderben, wollen wir lieber schließen. Betrachten wir nun das ganze Buch, um ein allgemeines Resultat aufzustellen, so können wir nicht anders, als dem ehrlichen Arthur Bedford beistimmen: It is a hard case, that musik should murdered by those, who pretend to improve it. „Great abuse of musik", S. 205. London 1711. 8.)

S. W. Dehn.

Notiz.

In Nr. 123 d. Bl. ist aus Schneller's „Ansichten der Philosophie und Geschichte" (S. 29) berichtet worden, daß der genannte Gelehrte meint, dieselben Fehler, welche Lucian in seiner Schrift „Wie man Geschichte schreiben soll" bereits im 2. Jahrhundert an seinen Geschichte schreibenden Landsleuten nachgewiesen hat, mit demselben Rechte an französischen Schriftstellern gerügt werden können. Diese Bemerkung gewinnt an Wahrheit, indem ein anderer Schriftsteller, K. G. Jacob, in seiner „Charakteristik Lucian's" (Hamburg 1832), dieselbe Ähnlichkeit wahrgenommen und im dritten Hauptstücke seines Buches S. 108—110 u. a. weiter ausgeführt und mit Beispielen belegt hat. Solche Parallelen haben, wie auch der erwähnte Berichterstatter äußert, ihr Nützliches und Zweckmäßiges für die gegenwärtigen Leser; um so weniger begreift Ref., wie Prof. C. H. Weiße in Leipzig in seiner Relation über die Jacob'sche Schrift (deren Verfasser freilich das Alterthum in einem ganz andern Lichte sieht als sein Beurtheiler) mit diesen Parallelen unzufrieden sein konnte.

14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 170. — 19. Juni 1835.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Karl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 169.)

In kürzerm Zwischenraume, als man es bisher bei diesem Werke gewohnt war, ist die zweite Abtheilung seines zweiten Bandes erschienen, und gern nimmt man daraus ein Anzeichen ab, daß die Vollendung von den ersten Käufern noch werde erlebt werden.

Das Verdienst dieses Bandes wird besonders dankbar in Rom erkannt werden, denn zum ersten Male erhalten durch ihn die Leser ein Verzeichniß der Schätze der vaticanischen Museen, das nach transalpinischen Grundsätzen den Beschauer zu orientiren beabsichtigt. Die gelehrten Bearbeiter gehen nämlich in dieser zweiten Abtheilung zum vaticanischen Museum fort (2. Bandes 2. Abth. 1. Hauptstück), in dessen Beschreibung sich Gerhard und Platner getheilt haben. Der wesentlichere Theil ist Hrn. Gerhard zugefallen, der über das Apartemento Borgia, dann über alle einzelne Theile des Belvedere mit bekannter Sachkenntniß, aber glücklicherweise diesmal in einem weit weniger, als ihm sonst wol begegnet, verfitzten Style spricht und durch eine musterhafte Oekonomie des Druckes von S. 3—283 eine Masse von Belehrungen zusammenstellt, die man bisher noch nirgend in dieser Vereinigung antraf und die nur nach langem Heimischwerden unter diesen Denkmälern und durch kritisches Studium der hier einschlagenden Werke gewonnen werden konnten. Das Verdienst dieser kurz und erwägend manche durch gefeierte Namen empfohlene Erklärung bestreitenden Zusammenstellung wird bedeutend erhöht durch die dem Ganzen gegebene Uebersichtlichkeit. Archäologen werden in dem wortkargen, aber sachreichen Texte und in den kurzen, aber auf das Wesentliche hinweisenden Nötchen in Perlschrift oftmals Stoff zu Abhandlungen finden, die leicht so viele Seiten anfüllen könnten, wenn Leute wie W. und Cr. darüber kommen, als hier Zeilen gegeben sind. Und es wird sich fragen, wer dann von Beiden die Wissenschaft mehr gefördert.

Das zweite Hauptstück gibt Nachricht von der vaticanischen Bibliothek mit dem Archive, der Hr. Röstell eine geschichtliche Einleitung hat vorausgehen lassen. Die literarhistorischen Werke, die neuerdings über Italien erschienen sind und die Statistik der Bibliotheken, Museen u. s. w. sich zum vorzüglichen Augenmerk machten, namentlich Pertz und Blume, haben Hrn. Röstell die Mühseligkeit seiner Forschungen über Archiv und Bibliothek erleichtert. Seinen Stoff hat Hr. Röstell so gedrängt verarbeitet, daß man auf wenigen Blättern eine Geschichte beider Sammlungen hat, die neben Wilken's „Geschichte der Bibliothek zu Berlin" ihren Platz und auch dadurch Aufmerksamkeit verdient, weil sie stets den Gesichtspunkt festhält, daß die Sammlungen Roms als ein Schatz angesehen werden müssen, der zum Besten europäischer Gesittung gepflegt wird (S. 323).

Ueber das Bibliothekgebäude und die den verschiedenartigen Sammlungen im linken Flügel gewidmeten Zimmer (ihrer sieben: Bibliothek, Papyrusurkunden aus Ravenna, Biblioteca Chiaramonti, Kupferwerke, Musikalien, Gemmenabdrücke und Münzcabinet umfassend, zum Theil dürftige Anfänge, zum Theil traurige Reste geplünderter Schätze); dann, von S. 333 an, über die Bibliotheksäle im rechten Flügel, woran sich das Zimmer der römischen und etruskischen Bronzen schließt, spricht für den Reichthum des Stoffes sehr kurz Hr. Platner. Doch wird man das Bedeutendere jeder einzelnen Abtheilung berührt finden. Ueber die Handschriften spricht Bunsen mehr auf das ihm Wichtige hindeutend und mit großer Mäßigung der Verhältnisse Niebuhr's zu diesem Schatze (S. 341) gedenkend. Ueber die Miniaturen geht Platner mehr ins Einzelne ein, kunstgeschichtlich ihre Bedeutenbheit darlegend und in einzelnen Abschnitten (Abendländische Miniaturen aus der Zeit des Verfalls der Kunst — byzantinische Miniaturen — Miniaturen des 14. Jahrhunderts, des 15. Jahrhunderts) einige wichtigere Handschriften charakterisirend. D'Agincourt hatte hier vorgearbeitet, da ihm durch Papst Pius VI. eine Freiheit in Benutzung der Handschriften zugestanden war, die jetzt nicht einmal für die Kataloge gewährt wird. Reichlicher sind die Nachrichten über das christliche Museum, gleichfalls von Platner, der über den byzantinischen Kunstcharakter so gründliche, auf Anschauungen beruhende Bemerkungen einflicht, daß Kunstfreunde sie nicht ohne Vortheil mit Rumohr's Ansichten vergleichen werden. Ueber die Vasen in der Bibliothek gibt Gerhard, der ihren Werth nicht sehr hoch anschlägt, nur summarische Auskunft. Das dritte Hauptstück ist Ra-

fael's Tapeten und der vaticanischen Gemäldesammlung gewidmet (von Platner, mit Ausnahme der Untersuchung über die ursprüngliche Anordnung der Tapeten von Bunsen). Die Geschichte der Tapeten ist von Platner gearbeitet, ehe die „Cartonensia" von W. Gunn (Lond. 1831) ihm bekannt sein mochten, wie man aus der Note zu S. 395 ersieht. Für die Freunde der dresdener Kunstsammlungen ergibt sich manche folgenreiche Notiz, z. B. daß man dort die eine Tapete ganz besitzt, die in Rom nur mittendurchgeschnitten noch vorhanden ist (die Blendung des Zauberers Elymar in Paphos). Aber befremdend war es, die Bemerkungen von Fernow durch Hrn. Platner nirgend erwähnt zu finden. Bunsen hat ihre Vertheilung im Presbyterium der Sixtinischen Kapelle, ehe ihre architektonische Anordnung durch M. Angelo's jüngstes Gericht unterbrochen ward, glücklich herausgefunden und mit Salbung erörtert. Die Mittheilung über die vaticanische Gemäldesammlung ist beurtheilend und namentlich die Namen einzelner Meister, denen man sie zutheilen möchte, bestreitend. Die Sammlung ist bekanntlich in einem eignen Werke von Craffonara gestochen, mit einem Texte von G. A. Guattani begleitet (Rom 1820), in Folio erschienen; aber manche der dort aufgeführten Werke scheinen in andere Sammlungen übergegangen zu sein, andere sind durch neu hinzugekommene ersetzt. Hr. Platner gedenkt weder dieses Werkes noch des Umtausches.

Die Nachträge verbreiten sich über die von Hrn. Gerhard (S. 113) weniger bestimmt angegebenen ägyptischen Denkmale in Tor de' venti nach Rossellini's Erklärungen und berichtigen gewissenhaft einige Irrthümer der frühern Bände.

Die Beilagen von Hrn. Gerhard sind rein archäologisch und behandeln mehre Denkmäler der vaticanischen Sammlung, wo es im Texte nicht Raum gab, die in Bezug auf sie angeregten Fragen ausführlicher zu besprechen. Sie genauer zu erörtern, würden ebenso lange Verhandlungen noth sein, als sie hier veranlaßt haben. Solche Kettenglieder greifen stets und ins Unendliche ineinander. Das gehört anderwärts hin. Aber aus diesen Angaben wird wenigstens Das den Lesern einleuchten, daß auch dieser Band an Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes hinter den frühern keineswegs zurücksteht. An Sorgfalt des Druckes, den Freunde der Verfasser in Deutschland nachsahen, steht er vielleicht den frühern voran, und überall, wo wir die Citate verglichen, fanden wir sie richtig. Nur S. 12 und 13 ist dasselbe Kupfer aus Millin's „Gal. mythol." zweimal falsch citirt. Durch die Verweisung auf dieses vielverbreitete Buch, das so vielen Reisenden zur Hand ist, scheint Hr. Gerhard absichtlich mehr das allgemeine Bedürfniß zu berücksichtigen als die archäologische Genauigkeit, da er am besten weiß, wie wenig genügend dort die Kupfer sind. Aber wie in dem ganzen Werke die überlegte Ausdauer bei den aufgestellten Grundsätzen, muß man auch hier die verständige Wahl loben.

Mit diesem Bande ist der Atlas, der zur Verständniß so vieler Stellen des Werkes so unerläßlich ist, ausgegeben worden, welcher 1) einen von Stier und Knapp gezeichneten und von Knapp gestochenen Plan der Stadt Rom enthält, der dadurch sich von früher bekanntgewordenen, z. B. vom Stoll'schen, wesentlich unterscheidet, daß er zwar keineswegs die Namen aller Gäßchen und Winkel der jetzigen Stadt, aber die Namen aller Weingärten u. s. w. im alten Rom beibringt, was für die Geschichte der archäologischen Auffindungen von so großem Interesse ist. Noch dürfen die Käufer des Werkes auf einen zweiten Plan der Stadt Rom von Hrn. Stier hoffen, nach S. LXX der Vorrede zum ersten Bande, der, Bufalini's Plan von 1551 zum Grunde legend, eine vergleichende Uebersicht des alten und neuen Roms nach seinen Trümmern und seinem Bestehenden gewähre; wir denken uns, wie das Blatt in Karl Sachse's erstem Theile seiner „Geschichte und Beschreibung der alten Stadt Rom". Mag er ja nicht zu lange mehr ausbleiben! 2) Gibt das Bilderheft: Drei Pläne von den vier Regionen des Servius Tullius auf drei dem Texte des ersten Bandes am besten einzuheftenden Blättchen; 3) einen vergleichenden Plan des vaticanischen Gebiets von Hrn. Knapp im J. 1832 zu Rom in der Art gearbeitet, wie wir den ganzen von Hrn. Stier versprochenen Plan uns denken dürfen, denn Bufalini's Plan liegt dabei zum Grunde; nur wäre sehr zu wünschen, daß der Maßstab dann nicht allzu klein genommen werde. 4) Grundriß der neuen Peterskirche in ihren verschiedenen Bauperioden (ein Doppelblatt); 5) ein geognostisches Bild von Rom (nach Brocchi von Hoffmann); 6) einen Grundriß von St.-Peter im J. 800; 7) einen Grundriß von St.-Peter im J. 1506, in den Zahlen nicht ganz genau mit dem Texte übereinstimmend und daher durch Bonanni zu berichtigen; 8) einen Grundriß der Basilica von St.-Peter nach ihren verschiedenen Baumeistern; 9) einen Grundplan des vaticanischen Palastes und Durchschnitt des Museums Pio-Clementinum, den letztern nach Gau, den erstern größtentheils nach Bonanni; 10) einen Plan der vaticanischen Grotten mit einigen Darstellungen der alten Kirche St.-Peter's, denn so muß der Titel dieses Blattes nach einer Berichtigung heißen, die S. 436 des letzten Bandes beigebracht ist, nicht wie das Bilderheft es verkündet. Auch hier ist es gut, Bonanni zu vergleichen; 11) das Mausoleum des Kaisers Hadrian, nach den neuesten Nachgrabungen aufgenommen und gezeichnet von Knapp im J. 1825. Statt conische Löcher ist auf diesem Blatte komische Löcher verschrieben, was für Liebhaber solcher Curiositäten noch bemerkt sein mag, sowie daß überhaupt die Revision der Bildtafeln nicht mit gleicher Genauigkeit wie die der Druckbogen besorgt scheint. 110.

Die Expedition des Capitain Roß zu Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt.

Während des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich die Schiffahrt hauptsächlich mit den Entdeckungen in Südmeer, nach der Revolution hingegen, als für die mannichfachen Kriege, wovon diese die Veranlassung war, der Friede eingetreten war,

richtete sie sich nach dem Pol zu, nach jener mystischen Region hin, wo die Natur am strengsten mit ihren ewigen Eisbarrieren dem weiterstrebenden Menschen Halt zu gebieten scheint. Aber des Menschen Geist läßt sich nicht so leicht Halt gebieten, und es fanden sich immer kühne Leute, die, obwol sie voraus wußten, daß sie nicht von Zauberinseln, Blumen- und Fruchtgefilden würden zu berichten haben, doch die beschwerliche und gefährliche Fahrt in jene Gegenden nicht scheuten, wo man nur schwer sich einrichten, aber auf jedem Schritte ums Leben kommen kann.

Capitain Roß, der letzte Reisende, der diese Gegenden befuhr, rüstete seine Expedition hauptsächlich durch die Großmuth eines Privatmannes aus, da die königl. Marine, eingedenk der vielen vergeblichen Versuche, das Wagniß zu zweifelhaft fand, um viel darauf zu verwenden. Dieser Privatmann, Felix Booth, übernahm die Angelegenheit und zahlte die Mannschaft aus, unter denen der Capitain selbst, der Commandant, James Clark Roß, sein Neven, und der Lieutenant Thom die Einzigen waren, welche sich dazu verstanden, ohne Sold zu dienen. Am 23. Mai 1829 verließ die Flottille, welche aus dem Dampfschiff Victoria und dem Provisionsfahrzeug John bestand, die Mündung der Themse.

Vier Jahre verstrichen, ohne daß man von dem Capitain und seinen Leuten reden hörte; nach der allgemeinen Meinung war er umgekommen. Allein mit einem Mal, nachdem er längst aufgegeben worden, erschien er in einem europäischen Hafen wie ein deus ex machina, und hatte alle Gefahren und Hindernisse glücklich überwunden. Die Engländer machten damals in ihren Journalen (gegen Ende des Jahres 1833) von dieser merkwürdigen Heimkehr großes Aufsehen, was sie allerdings auch verdiente, und erwarteten sehnlich die baldige Erscheinung des Reiseberichts, der nun auch dem Publicum in folgendem Werke: „Narrative of a second voyage in search of North-west passage, and of a residence in the arctic regions, during the years 1829, 30, 31, 32, 33, by Sir *John Ross* etc., Capitain in the royal navy, including the reports of Commander (now Capitain) *James Clark Ross* etc. and the discovers of the northern magnetic pole" (4. 740 S. London 1835) vorliegt.

Capitain Roß hat im Eigentlichen den Zweck seiner Reise verfehlt, wenigstens darin, daß er den Durchgang nach dem nördlichen Amerika nicht entdeckt hat; allein man verdankt ihm die Gewißheit, daß diese Durchfahrt nicht von der Südseite unter 74 Grad Breite existirt. Er hat bisher noch unbekannte Länder entdeckt, unter andern eine Erdenge und eine Halbinsel, welcher er aus Dankbarkeit gegen den Ausrüster seiner Flottille den Namen Boothia-Felix gab. Obgleich also im strengen Sinne die Expedition ihrem Endzweck nicht entsprochen hat, so ist doch dadurch die Wissenschaft, namentlich die Geographie, Physik, Meteorologie u. s. w. um ein nicht Unmerkliches bereichert worden. Auf alle Fälle verdient die Energie und der standhafte Wille dieser kleinen Mannschaft alle Anerkennung, und nicht jenen albernen Hohn, den ein unbekannter recensirender Abenteurer dem alten ehrlichen Capitain Roß, der Alles eher als ein abgefeimter Aufschneider ist, im Maiheft der „Literary Gazette" angedeihen läßt, und der, wie man sehr leicht bemerkt, nur von dem Interesse und Gegeninteresse von Parteien angeregt ist, welche wir der Klugheit gemäß nicht näher bezeichnen wollen. Bald zur See, bald zu Lande bringen jene Leute, denen es keineswegs an Muth gebricht, immer vorwärts, bis sie die westliche Küste von Amerika erreicht haben. Auf der Rückkehr wird ihr Weg sehr häufig beschwerlich und gefährlich, die Hoffnung geht ihnen zuweilen aus in diesen unerspießlichen Gegenden, wo man nur selten ein Bedürfniß befriedigen kann; aber der Muth verläßt sie niemals. Die Dampfmaschinen thun häufig ihre Schuldigkeit nicht, sie nehmen zu Segel und Ruder ihre Zuflucht, Eis und Felsen legen fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg, sie durchstreichen nun zu Fuß die traurigsten Einöden; ihr Schiff wird ganz untauglich, sie bauen sich Schaluppen aus den Trümmern gescheiterter Fahrzeuge. So fand sie die Isabella, ein Wallfischfahrer von Hull, ganz zufällig in einem bemitleidenswerthen Zustande; fast bis auf Haut und Knochen waren sie abgezehrt, das Haar verwildert; mit Hunger und Wogen kämpfend, war es für sie die höchste Zeit, daß Hülfe kam.

Schon die ersten Monate der Schiffahrt waren durch Unglücksfälle bezeichnet, es verunglückten durch den oft ungelenken Gang der Maschine mehre von der Mannschaft, und auf dem John entstand eine Meuterei. Man überließ die Aufwiegler ihrem Schicksal, und das folgende Jahr kamen sie alle in der Baffinsbai ums Leben. Nach einem kurzen Verweilen zu Holsteinborg, einer dänischen Niederlassung, deren friedliche Civilisation gleich einer grünen Oase mitten in Grönland blüht, erreichte die Victoria die Meerenge von Lancaster, und hierauf den äußersten Punkt von Regents Inlet. Hier hatte im Jahr 1826 die Furie, ein zu einer frühern Expedition gehöriges Fahrzeug, Schiffbruch gelitten. Man legte an; es war darum zu thun, die Spuren des gescheiterten Schiffs aufzufinden; das Wrack war verschwunden, wahrscheinlich hatten es die Eisschollen weiter mitfortgerissen oder in Stücke zerbrochen; allein eins der Zelte stand noch aufgerichtet, wie es zum Schutz der Mannschaft gedient hatte; es war ebenfalls sehr beschädigt, denn die Eisbären hatten ihm fleißige Besuche gemacht, die aber ihr dummer Instinkt doch nicht bis zu den Mundvorräthen geleitet hatte, welche innerhalb des Zeltes in noch ganz unversehrten Koffern befindlich waren, aus Gemüse, Früchten, Brot, Mehl, Zucker, Wein und Liqueuren bestanden, und nunmehr von der sehr ausgehungerten Mannschaft der Victoria für gute Prise erklärt wurden.

„Wer nicht", erzählt Capitain Roß, „die arktischen Meere im Winter, wer sie nicht während eines Sturmes gesehen hat, der hat nicht die geringste Idee von dem Anblick, den ein Eismeer darbietet. Für den Europäer sind Eis und Winter gleichbedeutend mit Stillschweigen und Ruhe. Dies ist ein Irrthum. Wenn es auf dem Wasser hinflößt, oder sich an das Ufer anspült, so stellt sich das Eis in ebenso compacten und harten Massen dar als der Alpengranit. Man denke sich solche Berge festesten Kristalls, welche sich in dem engen Kanal, von einer reißenden Flut fortgetrieben, umherdrängen; wie sich ungeheure Massen von ihnen ablösen und in den Abgrund rollen, wie sie rings das ganze Gewässer mit Fragmenten und heftigen Wirbelwinden anfüllen, wie ein Stück an das andere krachend anstößt und immer die größere Masse die kleinere zerschmettert. Einem Fahrzeug, mitten in einer solchen unabsehbaren tobenden Flut verloren, kann allerdings nicht sonderlich wohl sein." Unweit dem Cap Garry, bei schon hereinbrechendem Winter, mußte das Schiff drei Monate lang stillstehen, weil ringsum durch die bis zum Ungeheuern aufgehäuften Schollen nicht durchzubringen war. Man mußte also die unfreiwilligen Winterquartiere veranstalten. Drei Monate lang brachte die Mannschaft im Innern ihres Fahrzeugs wie in einem trostlosen Gefängniß zu, während rings um dasselbe eine wirkliche Wagenburg von Schnee und Eis errichtet war. Selten gingen Einige auf kurze Zeit zur Jagd und zum Fischfang heraus. Außer sich selbst sahen sie kein lebendiges Wesen als Fische, Eisbäre und die andern unersprießlichen Wesen der arktischen Zone. Endlich, am 9. Januar 1830, berichtete ein Matrose vom Observatorium aus, daß er fremde menschliche Gestalten in einiger Entfernung erblicke, eine köstliche Nachricht nach einer so langen Einsamkeit. „Wir rückten", erzählt der Capitain, „nun in der angegebenen Entfernung zum Recognosciren aus, und entdeckten hinter einem kleinen Eisberge vier Esquimaux. Bald brach ein ganzer Trupp aus dem Hinterhalt hervor, die in einem förmlich geschlossenen Zuge von zehn Mann Front und drei Mann Tiefe, voraus aufmarschirten, der 31. Mann, und wie es schien, Chef des ganzen Corps, saß hinter der Front auf einem Schlitten. Wir begrüßten sie mit dem unter ihnen gewöhnlichen Freundschaftsruf: tima, tima, den sie sogleich voll Freude erwiderten; sie warfen jauchzend ihre Waffen in die Luft und erhoben ein lautes Geschrei. Wir umarmten jeden aus dem Corps einzeln und

klopften ihn auf die Schulter, was unter den Esquimaux ein Zeichen der freundschaftlichsten Gesinnungen ist. Sie waren sämmtlich gut, größtentheils in Rennthierfell gekleidet. Die obere Kleidung war doppelt, bedeckte den ganzen Körper, vom Knie an bis zum Schenkel, und zeigte hinten eine Kapuze, um den Kopf zu schützen. Die Rock- oder Jackenärmel reichten fast bis zu den Fingerspitzen, und von den beiden Fellen, aus welchen die ganze Kleidung bestand, war bei dem einen das Haar nach innen, bei dem andern nach außen gekehrt. Einige trugen Stiefeln, andere Schuhe. In Folge ihrer abenteuerlichen Kleidung sahen Alle um Vieles größer und dicker aus, als sie wirklich waren. Der Aelteste unter ihnen, der auf dem Schlitten saß, war 65 Jahr alt, zwei von ihnen hinkten. Als Waffen führten sie eine Art Jagdspieße, welches lange Stöcke waren, an dem einen Ende mit einer hölzernen Kugel, an dem andern mit einer Spitze von Horn versehen. Von Messern führten sie zwei Arten, eine kleinere, welche nicht gefährlich war, denn sie bestanden nur aus Rennthierknochen, die nicht einmal scharfgemacht waren, eine zweite Sorte hing Jedem an dem Rücken herab, und war mit einer eisernen Spitze und dergleichen Schneide versehen. Der Eine von ihnen führte eins von englischer Fabrik, auf welchem das Zeichen und der Name des Manufacturisten eingestochen war, was wenigstens so viel bewies, daß dieser Stamm von Europäern und europäischen Dingen wußte. Die Figur dieser Esquimaux war ziemlich rund und voll, mit einem Ausdruck guten Humors; ihre kleinen schwarzen Augen waren überaus lebhaft und feurig, ihre Haut war nicht so kupferfarbig, als dies oft bei andern Stämmen der Fall ist. Uebrigens schienen sie auch reinlicher zu sein; ihr Haar war kurz abgeschnitten, sorgfältig gekämmt und geordnet. Drei von ihnen begleiteten uns an Bord; hier drehten sie sich neugierig und überrascht immer von einer Seite nach der andern und gaben lebhafte Zeichen ihres Erstaunens. Wir zeigten ihnen unter Anderm ihre eignen Abbildungen, die zu einem frühern Kunstwerk über die arktischen Gegenden gehörten, worüber sie eine lebhafte Freude äußerten; noch mehr entzückten sie unsere Spiegel; allein sie bezeigten dennoch durchaus kein Verlangen, die Gegenstände, an denen sie ein solches Interesse nahmen, selbst zu besitzen, sie begnügten sich vielmehr vollkommen mit den Geschenken, die wir für gut fanden, ihnen zu geben. Unser Fleisch, das wir ihnen zu kosten gaben, schien ihnen nicht sonderlich zu behagen, dagegen befreundeten sie sich sehr mit dem Oel, und verschlangen davon ein ziemliches Volumen. So hat die Natur die Organe und den Geschmack dieser Menschen einzig auf diejenigen Subsistenzmittel gerichtet, welche in ihrer Dürftigkeit ihnen zu Gebote stehen.

Am nächsten Tage machten wir unsererseits ihnen unsern Besuch in ihrem Dorfe. Dieses bestand aus zwölf Hütten im Innern eines kleinen Schlupfhafens, zwei und eine halbe Meile von unserm Schiff entfernt. Es waren, genau genommen, Eiskegel, auf rauhe Weise zugerundet, und ohne Ordnung und Symmetrie nebeneinander hingeworfen, vor jedem befand sich eine Art bedeckter Gang, vor dessen Eingang die Weiber mit ihren Kindern saßen. Sie empfingen uns anfänglich mit scheuem Argwohn; allein einige Kleinigkeiten, die wir ihnen schenkten, gewannen uns bald ihr Vertrauen. Das Hauptapartement im Innern der Hütte, größer oder kleiner, nach der Stärke der Familie, ist ein runder Saal von 10—15 Fuß im Durchmesser, der sich in Form eines Doms erhebt. Gegenüber der Eingangsthür befindet sich eine Eisbank von 2½ Fuß Höhe und mit Häuten und Pelzwerk bedeckt, diese dient der ganzen Familie zum Bett. Eine trübe Lampe erleuchtet und erwärmt zugleich das Gemach. Darüber hängt ein steinernes Gefäß, worin man Rennthierfleisch in Fischthran kocht. Alle übrigen Geräthschaften des Hauses liegen pêle-mêle am Boden durcheinander und zeigen, daß Ordnung keine Haupttugend der Esquimaux ist. Die Frauen, welche wir sahen, waren allerdings nicht schön, allein ihre Männer hatten ihnen in dieser Hinsicht keinen Vorwurf zu machen, sie trugen sämmtlich das Haar in großer Unordnung. Ihre Züge aber waren mild, ihre Wangen frisch, und besonders eine junge Frau von etwa 15 Jahren, welche sich vor allen andern auszeichnete, konnte für recht hübsch gelten. Alle waren tättowirt, aber nicht mit Figuren, sondern nur mit einfachen Linien. Die Frauen der Esquimaux heirathen in der Regel schon im dreizehnten Jahre, allein wir konnten nicht bemerken, ob ein Mann deren mehre habe.

Wir glauben zu Empfehlung des wackern Capitains und seines Reisebuchs Hinreichendes mitgetheilt zu haben.*) 150.

Literarische Notizen.

Der vierte Band der „Mémoires de tous" enthält auch „Esquisse des Mémoires de La Fayette, tracée par lui-même" und Auszüge aus den Memoiren eines in den letzten Jahren des Kaiserreichs an einen nordischen Hof gesandten Staatsmanns.

Paul de Wint gab „Le prévot de Paris, 1830" heraus. 41.

---

*) Es ist bereits die zweite Auflage einer deutschen Uebersetzung des Roß'schen Werks erschienen, die den Titel führt: „Die zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829—1833. Nebst einem Anhange, die Berichte des Commandeur James Clark Roß und die Entdeckung des nördlichen Magnetpols enthaltend. Aus dem Englischen von G. W. Becker und J. Sporschil. Zwei Bände, in acht Lieferungen. Mit einer Karte, zwei Ansichten und dem Portrait des Verfassers." Erster Band. Leipzig, Weber. 1835. Gr. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr. 8 Gr. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 171. —— 20. Juni 1835.

Schleiermacher.

Zweiter Artikel. *)

Wir haben früher mehre kleinere Schriften über den großen Hingeschiedenen zur Anzeige gebracht, deren vorzugsweises Interesse darin besteht, daß ihre Verfasser, theils mit dem Gegenstande ihrer Darstellung persönlich unbekannt, theils auf sehr weit von dem seinigen entlegenen Orten der Wissenschaft und öffentlichen Wirksamkeit erscheinend, in der ehrenvollsten Anerkennung der Außerordentlichkeit der geistigen und wissenschaftlichen Individualität übereinstimmen, welche in Schleiermacher unserer Zeit und gewiß in noch allgemeinerer Bedeutung der Nachwelt zum epochemachenden Vorbilde gegeben ist. So willkommen indessen dergleichen Zeugnisse von außenher sein mußten, weil sie die sieghafte Bewegung dieses Geistes schon in der Gegenwart nach allen Richtungen hin beurkundeten, so mußte sich auch um desto lebhafter das Bedürfniß geltend machen, nächst den am Grabe, wie vor und nach der Bestattung gesprochenen Reden weitere Stimmen solcher Freunde des Verstorbenen zu vernehmen, welche sich die Muße genommen hatten, wenn auch in kleinern Mittheilungen, doch sorgfältiger und mit genauerm Eingehen und allseitigerer Auffassung das Wesen des Schleiermacher'schen Geistes und Wirkens darzulegen, wie es früher Baumgarten-Crusius in Jena aus der Ferne gethan, oder von irgend einer einzelnen Seite die Tüchtigkeit und das Verdienst des Todten zu schildern, wie Diesterweg sich in seinem ausgezeichneten Vortrage über Schleiermacher's Lehrmethode gegen deutsche Schulmänner verbreitet hat. Es ist diesem Bedürfnisse durch drei ehrenwerthe Männer des nähern Umganges und der genauern Bekanntschaft Schleiermacher's Genüge geleistet worden. Wir halten es um desto mehr für unsere Aufgabe, in d. Bl. davon Erwähnung zu thun, als zwei dieser Abhandlungen, wiewol die eine auch besonders abgedruckt, in gelehrten Zeitschriften ursprünglich erschienen sind und daher, was doch so sehr zu wünschen wäre, nicht leicht zur allgemeinen Kenntniß eines größern Kreises von Lesern gelangen dürften.

Friedrich Schleiermacher, die Darstellung der Idee eines sittlichen Ganzen im Menschenleben anstrebend. Eine Rede an seine ältesten Schüler aus den Jahren 1804—6 zu Halle von einem der ältesten unter ihnen. Berlin, Enslin'sche Buchhandl. 1835. Gr. 8. 9 Gr.

Diese Rede ist in der Nacht nach Schleiermacher's Beerdigung, den 15. Febr. 1834 und den darauf folgenden Sonntag gemacht. Sie scheint daher im Voraus nicht zu den Arbeiten zu gehören, welche, wie wir oben unsern Wunsch ausgesprochen haben, eine sorgfältige Auffassung und umsichtige Darstellung des Gegenstandes geben. Indessen, so rasch der Aufsatz niedergeschrieben worden, so unverkennbar ist über das Ganze der Stempel der innigsten Vertrautheit mit der Sache und des frühe vorangegangenen Sinnens und Klarwerdens über den großen Freund und Lehrer des Verf. verbreitet. Das Büchlein ist schon an sich von literarischem Werthe, abgesehen von seinem nähern Inhalte. Denn Zweierlei hat den Ref. bei dessen Durchlesung ungemein angezogen. Einmal, die ganz eigenthümliche Vereinigung einer durchaus classischen Bildung und einer ebenso durchaus romantischen Darstellungsweise, die originelle Mischung von klarem Fixiren des Gegenstandes und der überströmendsten Gemüthlichkeit in dem Ausspinnen und Einkleiden der Schilderung desselben. Denn überall knüpft der Verf. auf der einen Seite an antike Vorbilder und Grundsätze, namentlich des großen Platon, an und schweift wie ein Dithyrambe auf der andern Seite durch die lebhaftesten, glühendsten, fließendsten Bilder und Gedankenscenen in das freie Luftmeer seiner Ergießungen des Schmerzes über den großen Verlust, der Bewunderung des außerordentlichen Lebens, der Dankbarkeit für die tiefsten Erregungen seiner geistigen und sittlichen Natur, der Weissagung noch fernerer und entschiedenerer Einwirkungen Schleiermacher's auf die Zeitgenossen und Nachlebenden aus. Sodann aber bei allem Vorwalten eines mächtigen Gefühles ist doch im Grunde die ganze Darstellung so wenig im gewöhnlichen Sinne subjectiv gehalten, daß, wenn nicht in einer (S. 37) eingestreuten Stelle eines Briefes von Schleiermacher an den Verf. auf den gemeinsamen Predigerberuf, den Beide hätten, hingedeutet wäre, Ref. noch immer über den Stand und gesellschaftlichen Ort des Verf. in Zweifel, ja eher geneigt sein möchte, wie er es vor dem Lesen der 37. Seite war, an einen geistreichen Staatsmann oder

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 264 und 265 d. Bl. f. 1834. D. Red.

hochgebildeten Philologen zu denken, in welchem letztern er sich auch jetzt immer noch nicht getäuscht zu haben glaubt. Die Berliner werden freilich bald errathen haben, wen sie unter dem nach dem Vorwort und der Weihung unterzeichneten Namen (Thiel) zu nehmen haben; dem entferntern Leser aber, als welchen sich Ref. bekennt, steht eine persönliche Auskunft darüber erst noch zu erwarten. Sehen wir jedoch, was gewiß der liebste Wunsch des Verf. ist, von ihm selbst auf den Helden seiner Rede und die Art, wie er denselben genommen und gegeben, so gestehen wir frei, hier über den auch uns persönlich bekannten und nahe befreundeten Entschlafenen das Tiefste sowol als das Vollständigste gelesen zu haben, was bisher über ihn vorgebracht worden ist. Die ganze Rede ist ein Hymnus der Dankbarkeit, Liebe und Verehrung. Man fühlt wohl, wie durch Alles Ein Federzug nie rastend, sondern die tiefsten Kammern der Ueberzeugung und Wehmuth öffnend und das großartige Bild des vollendeten Meisters in den bestimmtesten Umrissen und mit den belebtesten Farben aufzustellen bemüht, sich zu erkennen gibt. Man sieht einen Funfziger im Jugendtraum schwelgen und alle Empfindungen, Gedanken, Eindrücke, Bilder und Geschicke jener für deutsche Bildung wie für die Geschichte des Vaterlandes so bedeutungsvollen Zeit wiederauftauchen und sich um den Einen großen Mittelpunkt der Verehrung als um den damaligen Anfangspunkt Dessen, was aus Schleiermacher und seiner Generation geworden ist und mit der letztern erst noch werden soll, organisch anreihen. Aber die Haupttendenz ist immer bei dem Verf., die verschiedenen Seiten des Wesens und der Wirksamkeit Schleiermacher's in diesem organischen Ganzen als Eines, als nothwendige Bestandtheile einer vollkommenen menschlichen Sittlichkeit nachzuweisen. Und dies hat er eben nicht blos an dem Bilde seines reifern Alters gethan, sondern die Fäden seiner Darstellung schon bei dem frühesten öffentlichen Auftreten desselben als Schriftsteller, Prediger und akademischer Lehrer aufgenommen und die organische Entwickelung dieser selteren geistigen Natur in ihrer wesentlichen Identität dargelegt.

Die Einheit der Cardinaltugenden der Alten, durch das christliche Princip geläutert und geweiht und so die sittliche Idee des Lebens in der Nachfolge des Erlösers verwirklichend, erscheint dem Verf. an Schleiermacher in den verschiedenen Beziehungen, in welchen er mit Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst und freier Geselligkeit gestanden. Es ist in diesen Mittheilungen und Erörterungen eine Menge von bisher unbekannten Thatsachen und Winken eingestreut, welche jedem Freund und Verehrer des Verewigten von hohem Werth sein müssen. Besonders wichtig aber sind die Nachweisungen über den politischen und religiösen Charakter Schleiermacher's in seiner frühern Periode, woraus Diejenigen sich belehren lassen mögen, welche, weil sie kein Vertrauen zu der sittlichen Erscheinung oder keine Einsicht in den Zusammenhang verschiedener Aeußerungen besaßen, frischweg ihn entweder der Veränderung seiner Grundsätze oder der Unredlichkeit, die mit ihrer wahren Meinung in kirchlichen und bürgerlichen Dingen hinter dem Berge halte, beschuldigt hatten. In der einen Hinsicht sagt der Verf. von Schleiermacher's Stellung zu dem Unglück Halles und Preußens im J. 1805 und 1806:

Wie er sich dabei so weise benahm! unsere zu jugendlich geflügelten Hoffnungen mäßigte! unserm kecken Unwillen auf Napoleon die welthistorische Ansicht entgegenhielt! wie er, indem er des Königs Weisheit ebenso sehr als gemäßigte Besonnenheit bei dem bedeutsamen Schritte (der Kriegserklärung) hervorhob, diesen Krieg als eine verschuldete Last der Entartung des Zeitalters, als einen politischen Reinigungsproceß für das nur zu verschleimte Zeitalter, als einen göttlichen Regen zur Befruchtung und Aufrichtung der dem Verdorren nahen himmlischen Anpflanzungen ansehen, und wenn auch keine leichte Entscheidung, so doch ein durchgreifendes Resultat hoffen lehrte! — Schleiermacher blieb in ruhigem Mitleiden, worin damals das verständige Mithandeln bestand, und ich würde heute fast als ein unredlicher Gastgeber, der das Beste zurückzubehalten wünscht, Euch anzureden scheinen, wenn ich Euch etwas verenthielte, was ein so klares Licht über das Verhältniß dieser merkwürdigen Seele zu jenen Zuständen anzündet. Ich, damals in Berlin von den großen politischen Wirren in allen meinen Schritten gehemmt, hatte Schleiermacher davon unterrichtet und ihm meinen Eindruck von den damaligen Dingen und meine Ansicht von Napoleon's Stellung mit Plutarch's Worten aus jener schönen Schrift über die späte Strafnehmung des göttlichen Wesens vorgelegt. Dem trat Schleiermacher bei und äußerte brieflich unterm 15. Dec. 1806 mir Folgendes: „Schlecht sind die Zeiten, und frisch und munter zu bleiben, ist schwer; aber man muß es doch dahin bringen. Drei kleine Kunstgriffe weiß ich dazu und sehr wohlfeile, die gar nicht übel sind. Was das Vaterland, ich meine Deutschland, betrifft, nur so weit hinauszusehen als möglich; denn nur in der Ferne sieht man das klare, fröhliche Licht; die Schlechtigkeiten, die um uns her vorgegangen sind, nur in Masse und in ihren allgemeinen wohlbekannten Ursachen zu betrachten, ohne zu sehr auf das Einzelne zu sehen, denn das macht am meisten Noth und Ekel; und endlich, lachen Sie nicht darüber, dem Magen die Augen nur auf 14 Tage voraus zu erlauben, sonst kommen die Sorgen der Nahrung, und in denen sitzt der größte Teufel. Des letztern wegen kann ich mich wol rühmen, denn ich habe jetzt eben, ungeachtet ich buchstäblich weiter als 14 Tage für meinen Magen keine Aussicht habe, einen abermaligen Ruf nach Bremen ausgeschlagen. Aber ich kann, da unser wackerer König so brav ist, keinen Frieden zu machen, mein Katheder nicht im Stiche lassen und denke lieber, daß die Steine Brot werden müssen, als daß ich eine Hand anlegen sollte, Halle zu zerstören oder dem Vaterlande auch nur den lindesten Schmerz zu machen. Es ist freilich hart, daß die Schüler vertrieben worden sind, allein so lange die Lehrer nur zusammenbleiben, sind doch die Wurzeln noch unversehrt und das schöne Gewächse kann wieder grünen. Steffens hat auch Anträge nach Kopenhagen, wiewol grade, was in der Zeitung steht, falsch ist; aber er denkt ebenso, was doch von ihm, dem Dänen, gar herrlich ist, und nur wenn der König einen schimpflichen Frieden schlösse, nur dann, sagt er, würde er gehen. Lassen Sie sich also für das Leben der Wissenschaft noch nicht bange sein. Es ist zu tief gewurzelt, Anziehung und Mittheilung zu lebendig erregt, als daß Ein solcher Weststurm Alles ertödten sollte. Er wird sich gewiß bald brechen, denn eine solche lose Gewalt kann nicht lange währen, und dann wird auch äußerlich Alles wieder schön sich offenbaren. Das Unglück, was uns hier betroffen hat, hat auch in sich selbst etwas sehr Beruhigendes; denn wenn man den Ursachen recht nachforscht, hat es doch keine andere, als daß hier Niemand eine Niederträchtigkeit begangen hat." Die Zeit bedurfte für das Wiederaufleben der Gesinnung gar sehr eines Mittelpunktes, in welchem die Bessern sich zusammenfanden und einander erkannten, die Schwachen stärkten und befestig-

ten, die Schlechten den ewig frischen und untilgbaren Sprudel des siegreichen Gegensatzes fürchteten und ehrend haßten. Dieser war Schleiermacher. Nicht daß er je eigentlich politische Predigten gehalten; aber wie er die Tüchtigkeit seiner politischen Gesinnung überall und oft absichtlich scharf den Leuten entgegentrug, so war ihm die Kanzel die geweihte liebe Stätte, wo er Alles, was der alle die kleinsten und feinsten Theile des Lebens wunderbar ätherisch durchziehende Geist des Christenthums an Heil-, Stärkungs-, Trost-, Belebungs-, Reiz- und Zuchtmitteln in seinen allgemeinen weltrichtenden Anschauungen und Grundwahrheiten darbot, als Schild für die Schwachen, als Schwert für die Starken, als Harnisch für die Zweifelnden, als sichere Veste für die Bedrängten und Trostlosen, als Gerichtsplatz für pflichtvergessene Schlechtigkeit, für alles Gute aber als Panier anwendete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geographisch-historische Beschreibung des Landes Syrien von Friedrich Gottlieb Crome. Erster Theil. Geographische Beschreibung. Erste Abtheilung. Der südliche Drittheil oder das Land Palästina. Mit einer Karte. Auch unter dem Titel: Geographisch-historische Beschreibung des Landes Palästina. Erster Theil. Geographische Beschreibung des Landes Palästina. Mit einer Karte. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Keine Wissenschaft bewährt das alte Wort: Dies diem docet, mehr als die Erdbeschreibung. Landesregierungen und reiche Privaten rüsten tüchtige, wohlvorbereitete Männer aus, zu Wasser und zu Lande die fernsten Länder geognostisch, chorographisch und topographisch zu erforschen. und, was sie an geistigen Schätzen und Denkmälern für Wissenschaft und Kunst gewinnen, ihren Zeitgenossen in gediegenen Werken mitzutheilen. Beschränken wir unsern Blick auf das kleine Palästina: wie Viele haben es bereiset unter mehr oder weniger günstigen Verhältnissen, mehr oder weniger vorbereitet, mit größern oder geringern Früchten für seine genauere und richtigere Kenntniß! Ihr Reisegewinn liegt zum Theil noch in Tagebüchern, Handschriften und Denkmälern geborgen, oder in ausführlichen Reisebeschreibungen mit den Abbildungen der letzten vor. Gemeingut der christlichen Welt wird alles mit ungeheuerm Aufwand und unsaglichen Mühen Erworbene, wenn von Zeit zu Zeit Männer, wie Ritter u. A., die reichen Bilder des Entfernten in Zeit und Raum in ihrem Geiste ordnen und in lebenvollen Gemälden aufstellen. Seit Jahr und Tag hat Ritter ein solches von Palästina versprochen und der Verf. des vorliegenden ist ihm vorangeeilt. Reicher in ganzen Gruppen und einzelnen Zügen wird es Palästina enthüllen, als dieses, welches vor drei Jahren schon angefangen und jetzt erst vollendet ward und ohne die dazu gehörige Karte nicht in den Buchhandel kommen sollte. Sein Verf. macht mit Recht in einer dem Ref. eben zugekommenen Nachschrift vom Juni d. J. darauf aufmerksam, und „hätte gern die Mängel und Flecken hinweggeschafft, welche bei wiederholter Durchsicht seiner Arbeit ihm auffielen, sowie die, seine Ansichten berichtigenden und seine Kenntnisse erweiternden Nachrichten benutzt, welche zu seiner Kunde kamen.“ Entbehrt es auch die jüngsten Forschungen und Entdeckungen auf dem palästinischen Gebiete, so bietet es doch fast Alles, was bis dahin bekannt war, in guter Ordnung dar und hilft nicht allein in Bezug auf Palästina, sondern auf das ganze Syrien einem großen Zeitbedürfnisse ab. „Auf jeden Fall ist Syrien für den Beobachter der Weltereignisse gegenwärtig ein ungleich interessanteres Land, als noch vor wenig Jahren. Denn wenn damals der Geograph, der Historiker, der biblische Archäologe sich um Syrien bekümmerte, so ist es seit den letzten beiden Jahren in den Kreis der Gegenstände getreten, deren Kenntniß Niemanden, der auf allgemeine Bildung Anspruch macht, fremd bleiben darf.“ — „Ibrahim Pascha, Mehmet Ali's Sohn, hat mit dem Heere seines Vaters Syrien erobert, dieses Land ist dem Mehmet Ali zugesprochen und schwerlich wird man es ihm wiederentreißen können. Schon hat der seltene Mann dieselben durchgreifenden Reformen in Syrien begonnen, welche er unter unendlich viel größern Schwierigkeiten seit etwa 20 Jahren in Aegypten angefangen und mit einer Gewandtheit und einem Glücke durchgesetzt hat, deren Größe nur Derjenige zu begreifen vermag, welcher den beispiellos jammervollen Zustand kennt, unter dem Aegypten erlag, bis Mehmet Ali die Hand an des unglücklichen Landes Rettung legte. Man darf erwarten, daß mit gleicher Energie und doch auch mit gleicher Umsicht das neugewonnene Syrien wird behandelt werden — und da wird es sich denn in wenig Jahren zeigen, wie hoch begünstigt das Land auch zugleich durch seine natürliche Beschaffenheit und seine Weltstellung ist, und wie es nur eines kräftigen und geistreichen Herrschers bedürfte, um eine Summe von Staatskräften ins Leben zu rufen, deren Größe um so mehr überraschen dürfte, je weniger sie vormals geahnet wurde.“ Der Verf. gründet darauf die Hoffnung einer schnellern Verbreitung seines Werkes, die es möglich macht, den zweiten und dritten, kaum so viele Druckbogen, als dieser erste, fassenden Theil, deren Materialien in vollständiger Sammlung vorliegen, im Laufe d. J. erscheinen lassen zu können. Doch nicht die geographische Beschreibung des ganzen Landes, sondern auch die historische, wünschen wir in ihrer Vollendung, der Anlage des Werkes gemäß, zu sehen. Unsern Wunsch rechtfertigen der Umfang und der Entwurf des Ganzen, wie die gelungene Bearbeitung der ersten Abtheilung des ersten Haupttheiles desselben.

Syrien in seinen alten weitern Grenzen von Kleinasien und Armenien im Norden bis gegen Aegypten und an das rothe Meer im Süden auf dem äußersten östlichen Ufer des mittelländischen Meeres und von diesem Wassermeere im Westen bis zum Sandmeere im Osten soll der erste Haupttheil in drei Abtheilungen geographisch, der zweite in ebenso vielen Abtheilungen geschichtlich darstellen. Geographisch zerfällt es in das südliche Drittheil oder das Land Palästina, in das mittlere oder das Libanongebirge und in das nördliche oder das eigentliche Syrien (im engern Verstande des Wortes); historisch in folgende drei Zeiträume: von den ältesten Zeiten bis zu der vollendeten Zerstörung aller politischen Selbständigkeit der Bewohner dieses Landes, von — bis 70 n. Chr., von da bis zur Vollendung der Kreuzzüge, 70—1291 n. Chr., von da (oder von der sichergestellten Oberherrschaft der Mohammedaner) bis zu unsern Zeiten, 1291—1832. Das Interesse, das ein zu großes Publicum an Palästina nimmt, bewog den Verf., Palästina den übrigen Theilen vorangehen zu lassen, obgleich in Hinsicht bequemer Darstellung der großen geographischen Verhältnisse die Beschreibung des mittlern Drittheiles unverkennbare Vortheile gewährt hätte. Die erste Abtheilung des zweiten Haupttheiles, die historische Beschreibung Palästinas, versprach der Verf. nach der Vorrede von 1832 noch in demselben Jahre folgen zu lassen, und er hätte dann ein Ganzes vom Ganzen geliefert. Seinen Entschluß scheinen die politischen Verhältnisse wanken gemacht zu haben, wenn er dieselbe für den Augenblick ganz vergißt und die 2. und 3. Abtheilung der geographischen Beschreibung mittheilen will. — Aus diesem Plane erhellt, daß das Werk eher für gelehrte Bibelforscher als für ungelehrte Leser bestimmt ist und ein Auszug aus demselben für die letztern nicht unwillkommen sein wird. Gelingt's, was der Verf. beabsichtigt, diese biblische Geographie mit einer kleinen Sammlung von getreuen Ansichten palästinischer Gegenden und Ortschaften auszustatten, so erhält sie eine Zugabe, die um Weniges einen großen Aufwand für unzuverlässige Phantasiestücke mit beliebiger Unterschrift überflüssig macht und das todte Wort veranschaulicht.

Was Ref. über dieses Unternehmen im Allgemeinen vorausschickte, glaubte er dem Leser schuldig zu sein, wie dem Werke selbst, welches die Aufmerksamkeit aller Gebildeten verdient. Es

vereinigt Alles, was man billigerweise erwarten kann: reiche, fast vollständige Sammlung des Vorhandenen, überdachte Anordnung und lichtvolle Darstellung. Nach einer allgemeinen Einleitung, welche auch im 10., 11. und 12. §. eine Skizze der zu erwartenden historischen Beschreibung von Palästina gibt, und in der Ausführung über manche dunkle Partie ihres ersten oder biblischen Zeitraumes reines, geschichtliches Resultat verspricht, eröffnen einige §. §. über Namen, Grenzen u. s. w. Palästinas den Blick in dasselbe von Norden her, wie es jetzt den Reisenden erschienen, nicht selten an die dunkle Vergangenheit erinnernd. Vom Libanon an beschreibt der Verf. die einzelnen Gebirgsmassen im Westen und Osten, steigt herab in die Jordangegenden und stellt die Nachrichten über Einzelnes in Reiserouten von einem Orte zum andern, wie sie sich in neuern Reisebeschreibungen finden, zusammen. Wir können hier ihm nicht folgen, noch weniger mit unsern Bemerkungen den Raum füllen. Bei der Hauptstadt verweilt er länger als irgendwo, und nirgend als hier dürfte es auch mehr zu berichtigen geben, wie Olshausen angedeutet hat. Ueber die Quelle Siloa, sowie über Teiche und Gewässer in der Umgebung Jerusalems wäre Umständlicheres und Genaueres zu wünschen. Als Anhang gibt er noch eine Ansicht über das steinige Arabien und die Halbinsel des Berges Sinai, und endlich über Boden, Klima, Witterung, Producte und Bevölkerung Palästinas. Schicklicher hätte dies Platz in der Einleitung gefunden, wenn die Bemerkungen darüber sich auf Palästinas Grenzen nur bezogen hätten. Die beigegebene Karte verdient den Namen einer berichtigten, und ist mit Fleiß durchgesehen, aber nicht besonders deutlich lithographirt.

Für gelehrte und gebildete Bibelfreunde empfängt dieser Theil des Ganzen seinen verdienten Werth, wenn das Geschichtliche möglichst bald ihm zugesellt und mit einem Register (das Inhaltsverzeichniß befriedigt nur den Kundigen) über das Geographische und Geschichtliche geschlossen wird. 118.

Fünf Marterjahre. Schicksale eines deutschen Soldaten in Spanien und Sicilien. Weimar, Hoffmann. 1834. Gr. 12. 12 Gr.

Ein weimarischer Unteroffizier schildert hier auf 127 Seiten die Schicksale seines Kriegslebens und seiner Gefangenschaft in Spanien und Sicilien. In einem Vorbericht von anderer Hand wird gesagt: einfach und wahr, wie ihr Verf., seien diese Schilderungen und an der Sprache und dem Style wenig geändert worden. Das sieht man dem Werkchen an; Sprache und Styl verrathen den geringen Grad von Bildung, der übrigens mit einer Unteroffizierstelle grade nicht verknüpft zu sein braucht. Was die Wahrheit der Schilderungen anlangt, so wird leider dadurch eine oft schon von Fremden und Einheimischen, von Hohen und Niedern gemachte Bemerkung bestätigt, die aber freilich nicht sehr erhebend ist. Ueberall, wo man hinblickt in diesem Werkchen, trifft man auf den Beweis, daß ein großer, ja man kann sagen der größte Theil der deutschen Soldaten sich in allen Verhältnissen, in welche sie der Krieg unter Napoleon brachte, durch eine wahrhaft übertriebene grobsinnliche Genußlust auszeichnete. Essen und Trinken, das erstere in einem Maße, daß man es kaum mehr Essen nennen kann, das letztere bei jeder Gelegenheit und in einer Menge, die nur zu oft das Bischen Himmelslicht im Innern auslöschte: das ist's, was als der Hebel erscheint, und der Verf. ist ehrlich genug, zu gestehen, daß auch ihm diese Erbsünde bei jeder möglichen Gelegenheit, selbst in den gefahrvollsten Tagen, ein Bein stellte. Mehrmals durch Unmäßigkeit krank geworden, vermachte er nach eigenem Geständniß dennoch häufig nicht den Rathschlägen der eignen Vernunft und anderer Menschen im Punkte der Enthaltsamkeit Folge zu leisten und es mangelt nicht an Stellen in seinem Buche, wo er bekennt, durch übertriebenen, unvernünftigen Genuß von zufällig sich darbietenden Speisen und Getränken sich selbst Leiden der mannichfachsten Art zugezogen zu haben. Die nothwendige Kehrseite dieser Neigung tritt dann wieder ein, man möchte sagen, fast ununterbrochener Heißhunger charakteristisch hervor, der freilich den mäßigen Südländern unbegreiflich und natürlich auch widerlich erscheinen mußte.

Das Schicksalsgemälde des Sergeanten im Allgemeinen betrachtet, so ist dasselbe bunt und trübe genug in seinem Wechsel und seinen Schattirungen; offen wird sich der Leser, will er ehrlich sein, aber immer gestehen müssen, die mehrsten der traurigen Ereignisse, welche den Verf. oder dessen Leidensgenossen trafen, zog man sich durch eigene Verschuldung zu oder verbitterte durch diese wenigstens den Kelch, den das Schicksal reichte. Ob das Buch Unterhaltung gewährt? darüber können wir nichts entscheiden. Die Begriffe von Unterhaltung sind so verschieden, daß es wol sein kann, Befriedigung derselben werde von Einigen hier gefunden werden. Lehrreich ist es jedoch nicht, falls man nicht etwa annehmen will, der alte Satz: Sei mäßig und verständig in allen Lagen, könne durch Beispiele, im entgegengesetzten Sinne gezeigt, also genannt werden. 55.

Notizen.

Das unter dem Titel: „Flavien ou Rome au désert" neuerdings erschienene Werk enthält ein vollständiges Sittengemälde Roms im dritten Jahrhundert, mit dramatischer, leidenschaftlicher und, wie man nicht leugnen kann, großartiger Haltung. Das Buch, dessen Verfasser jener Zeit ein eindringendes und echthistorisches Studium gewidmet hat, zerfällt, wie ein wirkliches Drama, in mehre große historische Massen oder Acte: Die erste ist Carthago mit seinen üppigen Vergnügungen, dann Rom mit seiner Ruhmsucht, Herrschbegierde und den vielfachen Eitelkeiten jenes Zeitraums, dann Campanien, wo sich der Isis- und Mithra-Geheimdienst an den Küsten von Capri und Bajä zuerst niederließ; endlich Alexandrien mit seiner übergreifenden Philosophie, welche sich gleichen Schritts mit der mächtigern Idee des Christenthums ausbildet. Hier liegt das Dramatische in der Weltgeschichte selbst, und was der poetische Geist des Verf. aus den eignen Mitteln hinzugethan, ist nicht Erfindung, sondern nur steigernd und erhöhend. — „Flavien" ist von der französischen Kritik sehr günstig aufgenommen worden und wird sich, ein richtiges juste milieu zwischen Kunst und Geschichtschreibung haltend, in den Reihen der Bibliotheken zu behaupten wissen.

In einer Kritik des „Temps" über Meyen's und [illegible] Reise um die Welt, deren Verf. sich das Ansehen gibt, als sei er in der Geschichte der Reisen ein vielgewanderter Derwisch, wird der allbekannte Mungo Park ohne Umstände zu einem Deutschen gemacht. Es heißt dort: „Die Deutschen sind ein reiselustiges Volk (un peuple voyageur), sie haben für Amerika einen Humboldt, für Arabien einen Burkhardt, für Afrika einen Mungo Park hervorgebracht u. s. w. Aber die Franzosen haben noch nie einen so gelehrten Mann hervorgebracht, dem man nicht einige Capitalschnitzer wenigstens des Gedächtnisses zu verzeihen hätte.

James Hogg's neuestes Werk: „The wars of Montrose, a series of tales" (3 Bände. London 1835), erfreut sich günstiger Aufnahme. Die ganz eigenthümliche Darstellweise des Ettrickschäfers verleugnet sich auch hierin nicht. Man kann diesen Geschichten selbst ihre Fehler nicht nehmen, ohne sie eines Charakterzugs zu berauben. Sie sind so eigenthümlich, daß sie nirgend anders als in Schottland entspringen, und eben von keiner andern Person herrühren konnten als vom Ettrickschäfer, dem halb pittoresken, halb pathetischen Sonderling. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1835.

Schleiermacher.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Ueber seine Wirksamkeit für das Gemeinwesen stellt der Verf. Alles zusammen:

Der Gelehrte, welcher als Schriftsteller ganzen Gebieten der Wissenschaft neue und vollkommenere Gestaltung und mit jeder neuen Schrift gleichsam einen neuen olympischen Kranz zu Ehren seines Vaterlandes erwarb, als Universitätslehrer so unausgesetzt in, Andern wol unbequemen Stunden, oft dreien hintereinander, von 6—9 Uhr Morgens, in den durchdachtesten, schwierigsten, originellsten Vorträgen die edelsten jungen Geister weckend und befruchtend, spätesten Jahrhunderten Geistesnahrung und Gesinnungsmark zuströmte, der als Akademiker fleißig gehaltvolle Arbeiten, die Frucht sorgsamster Forschungen, ausstellte, derselbe war der von den denkendsten Geistern besuchteste und geehrteste Prediger, ein wahrer Anker des Christenthums, eine ganz neue Leuchte der Religion, Seelsorger einer großen, von ihm selbst begründeten und herangezogenen Gemeinde, Religionslehrer der vorzubereitenden Jugend, durch viele geistliche Geschäfte seine Zeit höchst unerwartet oft und wol täglich unterbrochen sehend, war Präsident der Geistlichkeit, Secretair der Akademie, Beisitzer von Collegien, in eine ausgebreitete Correspondenz verwickelt, von vielen Besuchenden, kamen sie, um den seltenen Mann zu sehen oder um sich Raths zu erholen, oder anderer Beziehungen und Verbindungen wegen gestört, war rüstiger Theilnehmer am Armenwesen und hatte wol auch mit zum Theil lästigen Beiarbeiten des praktischen Lebens, Berichten, Rechnungen u. dgl. zu thun, unterhielt mit Vielen aufs sorgsamste Freundschaftsverhältnisse, war Familienvater und zeigte sich als eins der beweglichsten und theilnehmendsten Mitglieder des geselligen Lebens.

Daher auch die Allgemeinheit und Entschiedenheit des Eindrucks, den er hervorbrachte:

Mancher von Euch erinnert sich, wie Schleiermacher an jenen denkwürdigen Abenden zu Halle uns zu erzählen pflegte, es habe ihn Niemand bündiger und wahrer charakterisirt als einst ein ganz gewöhnlicher hallescher Bürger in einem Brief an seinen Vater: „Gegen Höhere sei er keck und von gespannten Anfoderungen, gegen Gleichstehende fidel und theilnehmend, gegen Niedere mild, mittheilend und unverstellt, gegen Alle aber gar sondernd und auswählend" (kritisch). Deshalb ist der bessere Theil des Bürgersinnes durch Schleiermacher ungemein angeregt, in das Familienleben auch der niedern Stände viel von ihm übergegangen, der Ton des Lebens höher gestellt, und sein Wort hatte beim Volk die Gewalt und Kraft, möchte ich sagen, eines Propheten. Dagegen ist selbst die Schwierigkeit seiner Vorträge kein Einwand. Habe ich doch selbst ein ganzes Halbjahr mit einem gewöhnlichen Handschuhmacher mir angelegen sein lassen, sonntäglich seine Vorträge zu besprechen, und weiß nicht, ob ich des Hörenden gesunden Sinn oder Schleiermacher's Kunst oder die Kraft der Wahrheit und Lauterkeit mehr bewundern soll, und weiß von einem Andern, der im unangenehmsten Winterwetter sich nicht abhalten ließ, aus der Nähe des Schönhauserthores nach der Dreifaltigkeitskirche um 7 Uhr zu gehen, „um so einen rechten und tiefen Grund von der Sache zu bekommen".

Auf gleiche Weise hat der Verf. die Tendenz und Thätigkeit Schleiermacher's im Gebiete der Religion und Kirche dargelegt und auch hier an das erste öffentliche Erscheinen dieses Geistes angeknüpft, als er mit Göthe, Schiller, Tieck, den Gebrüdern Schlegel, Novalis, Fichte und andern denkenden Geistern zusammentraf, eine neue bessere Zeit heraufzuführen; am ernstlichsten aber, am entschiedensten, auf der geeignetsten Stelle, am unmittelbarsten und wie am ausdauerndsten so am umfänglichsten bliebe Schleiermacher der Ruhm, es gethan zu haben. Die tiefreligiöse Richtung und wesentlich-christliche Grundlage seines Gemüthes und der heilige Ernst, womit er seinen Beruf ansah und Andere davor warnte, wenn sie nicht gleicher Gesinnung und Denkart sich bewußt seien, leuchtet aus den Erzählungen und Aeußerungen Schleiermacher's selbst, welche der Verf. aus der halleschen Periode mittheilt, zur Genüge hervor. Man hat ihm aus jener Zeit namentlich die beinahe berüchtigt gewordenen „Briefe über Schlegel's Lucinde" vorgeworfen. Darüber sagt unser Verf. eines der schönsten und treffendsten Worte, welche zur Ehrenrettung eines der herrlichsten sittlichen Charaktere, die die Welt gesehen hat, gesagt werden können.

Schleiermacher war bis auf Kleinigkeiten hin ein griechischer Charakter. Sokrates nun, der erste der Philosophen, war auch beim Durchbruch einer neuen Zeit Liebhaber des leichtfertigen Alcibiades, nicht der Leichtfertigkeit wegen, sondern weil er in dem Schönen neben dieser die Grundzüge großer Entwickelungen erkannte. Der griechische Schleiermacher beschützte die lose „Lucinde" nicht ihrer Losheit wegen, sondern weil sie in Caricaturform der Nichtswürdigkeit der Zeitpoesie von einer andern Seite persiflirend entgegentrat und die Keime großer Phantasieentwickelungen prophetisch andeutete, wozu freilich römische Dignitäten, Autoritäten, Severitäten und Gravitäten höchst morose aussehen mußten.

Es ist indessen jetzt, wo dieses vergriffen gewesene Buch durch materielle Speculation des hamburger Buchhändlers und materialistische Tendenz eines durch litera-

rische Unarten sich überbietenden Journalisten wiedererschienen ist, die tiefere sittliche Bedeutung und Absicht der „Briefe" für Keinen verborgen, der sie aufmerksam liest, aber weder mit dem Vorurtheil des alten Pietismus noch des jungen Deutschlands.

Dies Wenige sind Brocken von dem reichen Tische des Verf. Er hat die Selbstaufgabe seiner Rede trefflich gelöst und sich in seiner Darstellung durchweg im Sinne seines großen Meisters gehalten; nur Eins ausgenommen, worin er von der besonnenen Billigkeit abließ, die jenen überall bezeichnet und auch dann nicht verläßt, wo er zürnen und strafen muß, in dem Passus über Schleiermacher's Stellung zur Politik der transrhenanischen Propaganda und zu den Freiheitsbewegungen in Deutschland, an welchen man bekanntlich von mehren Seiten auch ihm einen verborgenen Antheil zugeschrieben hatte. Hier wirft unser Verf. Ansicht und Gesinnung dermaßen durcheinander, daß er ohne Weiteres den Liberalismus ein Laster nennt, ohne die Begründung desselben in einem wesentlichen Triebe der geistigen Natur, dem der Fortbewegung, anzuerkennen und nur demselben die Mäßigung anzurathen, deren er allerdings bedarf, aber nicht er allein, sondern der Stabilismus desgleichen. Wie sehr Schleiermacher Beides durch sein christliches Princip zu versöhnen und den rechten Fortschritt auf dem geschichtlichen Boden des Rechtes und auf dem ethischen Boden des Vertrauens und der Einsicht anzubahnen suchte, kann Niemanden entgehen, der seine Grundsätze kennt und sein Benehmen beobachtet. Demgemäß darf auch die, wenngleich mit schroffen Ansichten und unhistorischen Tendenzen gepaarte Lauterkeit der Gesinnung in den deutschen Männern, die sich durch ihr Talent an die Spitze Derjenigen gestellt sahen, welchen die Beschleunigung der Fortschritte wichtig erscheint, nicht verkannt werden, wenn wir nicht den edelsten Denkern und Dichtern der jüngern Generation bitteres Unrecht anthun wollen.

Erinnerungen an Friedrich Schleiermacher von Friedrich Lücke. (Theologische Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. 1834. S. 745—813.)

Diese höchst anziehende Darstellung umfaßt zunächst nur das wissenschaftliche und kirchlich-theologische Wesen und Wirken Schleiermacher's. Sie knüpft dabei an das für beide Theile ehrenvolle Wort an, womit der würdige Neander in Berlin die eben empfangene Nachricht von dem Tode seines Lehrers und Collegen seinen Zuhörern angekündigt hat: „es sei der Mann dahingeschieden, von dem man künftig eine neue Epoche in der Theologie datiren werde". Es wird im Allgemeinen und Besondern das große Verdienst Schleiermacher's um die theologische Wissenschaft und um die Kirche als die Bereitung des Ueberganges aus der mehr negativ-kritischen, zerstreuenden und zerstörenden Richtung zu der wiederaufbauenden positiven Reformation, in der man jetzt begriffen sei, bezeichnet. Er sei an die Quellen zurückgegangen, indem er das positive Christenthum in die ganze Tiefe und Fülle des frommen Gemüthes aufgenommen, das strenge, zusammenhängende christliche Denken wiedergebracht und die Idee der kirchlichen Gemeinschaft neu belebt habe. Dazu gehört aber auch, daß er auf dem Wege der Wissenschaft, die im frommen christlichen Bewußtsein ihre Wurzeln hat, über den theologischen Standpunkt seiner Zeit hinausschreiten, manches Unhaltbare hinwegräumen, manches Vielgeltende entkräften und von der Masse des Zufälligen und Gleichgültigen auf die Einfachheit und Einheit des Wesentlichen hinführen mußte. So muß ihn Jeder beurtheilen, der ihn unbefangen, weder von dem einseitig-kritischen noch von dem einseitig-dogmatischen Standpunkte herrschender Parteien verblendet, beobachtet. Wenn es ihm nicht darum zu thun war, ja wenn er absichtlich vermied, was man Schule nennt, zu stiften, so war dies kein Abschließen gegen den Organismus des wissenschaftlichen Verkehrs, kein Egoismus des mit seinem Verdienste Alleingeltenwollens. Es liegt darin vielmehr die wahre Anspruchslosigkeit und das wahre Vertrauen auf die Wahrheit selbst, die sich ihren Kreis schon bilden und was von Einem auf Andere übergehen soll, ihnen schon zubringen werde; es liegt darin vornehmlich das tiefste Verständniß über Stellung und Beruf eines Meisters der Zeit, der nicht sowol durch den Inhalt seiner Resultate Alle befriedigen und beherrschen, als durch die Kunst, womit er Jeden anregt zur freien und nutzbaren Entfaltung seiner Eigenthümlichkeit, den allgemeinen Anbau und Fortschritt des geistigen Lebens fördern soll. Den Ruhm dieser Meisterschaft behauptet Schleiermacher vor allen großen Männern unserer Zeit.

Ein großes Unrecht hat man an ihm besonders dadurch begangen, daß man seine Schriften außer dem Zusammenhange mit ihrer Zeit, Veranlassung und nächsten Tendenz beurtheilte und sich an gewisse Ausdrucksweisen festhielt, die der einen und andern unter den herrschenden Parteien zum Aergerniß gereichen mußten. Wie man ihn bei den „Reden über Religion" des Pantheismus, bei der Glaubenslehre der Leugnung des historischen Christus, bei den jüngsten liturgischen Sendschreiben des Jesuitismus beschuldigt habe, ist bekannt. In allen solchen Beziehungen findet er an seinem geistreichen Freund Lücke einen Verbündeten, der die Oberflächlichkeit, Beschränktheit oder Arroganz jener Beschuldigungen in ein helles Licht stellt. Besonders ansprechend sind aber die Mittheilungen, welche der Verf. über Schleiermacher's Persönlichkeit und dessen Lebensende macht; über letzteres gibt er Auszüge aus einem Manuscript für Freunde, welches die Witwe mit einem jüngern Freunde des Verstorbenen aufgesetzt hat. Mit der weisen Würde, die das Gemeine unter sich hält, weiß der Verf. die unverschämten Reden zu beurtheilen, die kaum wenige Wochen nach Schleiermacher's Tode in der „Allgemeinen Zeitung" standen und deren Urheber in der noch schamlosern Vorrede zu den, wie schon gesagt, in Hamburg erschienenen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" sich bekannt zu haben scheint. Welch ein Unsinn! muß man mit Lücke ausrufen, als wenn es einem hektischen Aestheticus gelingen könnte, sich selbst die Krone aufzusetzen, die er den gesunden und reinen Geistern ab-

zureißen sucht; solcher Triumph der Herostrate läßt sich aber immer davontragen, wo der Tempel, gegen den sie die Fackel der Verleumdung schwingen, mehr ist als von Menschenhänden gebaut.

(Der Beschluß folgt.)

Arabesken für Musikfreunde, von Gustav Nicolai. Zwei Theile. Leipzig, Wigand. 1835. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Im Vorworte beklagt der Verf. sich über den verdrießlichen Umstand, daß in neuerer Zeit mehre Nicolais in der literarischen Welt einen nicht eben rühmlichen Namen erworben haben, und daß er nun nicht selten mit einem von jenen verwechselt werde. Dergleichen sei, versichert er, ein ernsthaftes Unglück für einen Schriftsteller. „Hätte Göthe z. B. Müller und Shakspeare Schulz oder dem ähnlich geheißen, sie würden nicht so leicht berühmt geworden sein." Wahrscheinlich wäre Hr. Nicolai längst der Abgott Deutschlands, wenn nicht unglücklicherweise seine Namensvettern ihm die Berühmtheit gestohlen hätten. In den vorliegenden Bänden bietet er uns übrigens den Schluß seiner Versuche als musikalischer Schriftsteller. „Die Geweihten, die Broschüre Jeremias und das vorliegende Werkchen bilden einen für sich bestehenden und in sich abgeschlossenen Cyklus'. Wer demnach glaubte, der Verf. habe nun hier seine Ansicht über die Musik vorgetragen und gewissermaßen zum Schlusse gebracht, der würde sich sehr irren; denn er erklärt unmittelbar darauf: „Wer die in allen diesen Versuchen entwickelten Ansichten über Musik für diejenigen halten wollte, zu denen ich mich bekenne, der würde sich in einem großen Irrthume befinden". Das klingt nun freilich räthselhaft genug; doch wir wollen sehen, was uns geboten wird.

Den ersten Band füllt eine Novelle: „Der Musikfeind. Ein Nachtstück." Ein Mann wird uns hier vorgestellt, welcher in seiner Jugend Enthusiast für Musik gewesen, nun aber verständig geworden ist und die Musik verachtet. Dieselbe, sagt er, ist in dreifacher Beziehung die erbärmlichste aller Künste. Erstens ist sie eine armselige Kunst, weil „ihre Schöpfungen nur durch große Vorbereitungen und Hülfsmittel wahrgenommen werden können". Ferner ist sie eine unmoralische Kunst, „denn sie erweckt die Leidenschaften, unterstützt den Ausbruch derselben, veranlaßt bei der Darstellung ihrer größten Schöpfungen Individuen verschiedenen Geschlechtes, öffentlich mit erlangter Kunstfertigkeit zu prunken und einander zu überbieten, um den Beifall der Menge zu erringen". „Ihr Ziel ist nichts als sinnliche Schwelgerei". Drittens endlich haben die musikalischen Kunstwerke nicht wie Gedichte oder Gemälde einen bleibenden, von der Mode unabhängigen Werth, sondern sie seien vielmehr allein Producte des Modegeschmacks, etwa wie die Erzeugnisse eines Haarkünstlers. Wenn diese Ansicht mit Humor dargestellt wäre, so hätte die Figur, welcher sie in den Mund gelegt wird, recht ergötzlich werden können. Hätte der Verf. mit Bewußtsein einen recht ausgedörrten Philister dargestellt, welcher, nachdem er in seiner Jugend, wie der Enthusiast in Tieck's tiefsinniger Novelle, einige Streifzüge in das Gebiet der Phantasterei gemacht hat, nun zu Verstande gekommen ist und eine ganz unerhörte Weisheit erbeutet zu haben meint, indem er sich grade die Ansicht der vollständigsten Beschränktheit und Gedankenlosigkeit angeeignet hat, so wäre Sinn in der Darstellung gewesen. Statt dessen aber stellt der Verf. uns einen Mann vor, welchem er selbst auf jeder Seite durch ausdrückliche Bemerkungen, sowie durch den Ton, mit dem er von ihm spricht, die höchste Achtung zollt, und jene Ansicht wird mit so steifem Ernste vorgetragen, daß man deutlich sieht, die Ansicht des Verf. sei, wenn nicht wesentlich dieselbe, doch jedenfalls ungefähr ebenso wahr und so werthvoll als jene. Auch bekehrt der Musikfeind zuletzt den achtbaren Theil des Personals der Novelle vollständig und darunter sogar einen Componisten, welcher als sehr genial geschildert und sogar in gewisser Beziehung mit Mozart parallelisirt wird. Dem entspricht nun jede andere Einzelnheit dieser sogenannten Novelle vollkommen. Die Haupthandlung derselben besteht darin, daß ein junger Mensch, der eine ganz herzlose und sogar höchst ungeschickte Kokette liebt, zwar unaufhörlich von der Verworfenheit der Geliebten überzeugt wird, auch sein Herz darob häufig genug „erstarrt", er aber doch einige Minuten später immer wieder ausruft: „Constanze ist gewiß edel und gut. Sie hat mir ja ihre Liebe gestanden". Und diesen guten Jungen schildert der Verf. ebenfalls so, daß man deutlich sieht, er habe einen tüchtigen, verständigen, talentvollen Jüngling schildern wollen, und er sei mithin der Meinung, daß die Albernheiten, welche er ihm zuschreibt, nur Folge des jungen Leute überhaupt und nothwendig eignen Mangels an Erfahrung sei. Die ganze Erzählung wimmelt übrigens von kleinlichen Intriguen, offenbaren Gemeinheiten und Verbrechen, welche alle so geschildert sind, daß dem Verf. wol von Uebelwollenden mancher schwer zu zu beseitigende Vorwurf über die Gegenstände seiner Darstellung gemacht werden könnte.

Der zweite Theil enthält zunächst: „Das Musikfest zu Ephyrä. Ein Schwank." Ein musikalischer Club in einer kleinen Stadt wird durch einen Zeitungsartikel in Entzücken versetzt, welcher eine angeblich soeben aufgefundene Beschreibung eines antiken Musikfestes enthält. Nach der Vorlesung desselben wird ein Fremder angemeldet, welcher kein Anderer als der Verf. selbst ist, und erklärt, er habe jene Beschreibung zum Spaß erfunden. Was der Verf. sich bei diesem Schwanke gedacht und was er damit gewollt, ist mir räthselhaft geblieben. Nun folgen musikalische Gedichte. In einem Vorworte versichert der Verf., es fehle in Deutschland an musikalischen Gedichten, und er helfe hiermit diesem Mangel ab. Nach einigen Bemerkungen über die Technik der musikalischen Dichtkunst finden wir zunächst einige kleinere Gedichte, Hymnen, Romanzen u. s. w. Es wird mir schwer, eine Eigenthümlichkeit an denselben zu entdecken. Ich will daher statt des Urtheils die beiden kleinsten derselben, welche der Verf. als Seitenstücke einander gegenübergestellt, abschreiben.

Mannskraft.	Frauenlied.
Wenn das Rebenblut	Wenn uns der Demuth
Hoch aufschäumt,	Süßer Frieden
Wenn das Roß sich kühn	In stiller Hütte
Emporbäumt,	Ist beschieden,
Wenn das Jagdgewühl	Wenn Gattenarme
Heranbraust,	Uns umfangen,
Wenn im dunkeln Forst	Wenn Säuglings Lippen
Der Sturm saust:	Uns verlangen:
Dann glüht Leidenschaft,	Dann kennt das Herz nicht
Dann wirkt Manneskraft!	Wilde Triebe,
	Dann ist beseelt das
	Weib von — Liebe.

Vielleicht findet einer der geehrten Leser Sinn in diesen Worten, und diesem Leser empfehle ich dann gern diese Gedichte.

Nächst diesen kleinern Gedichten finden sich nun noch zwei „große Oratorien", von denen eines schon ein „feindlich gesinnter Recensent", Hr. Rellstab, abgeschmackt und unsinnig genannt hat. Ich muß gestehen, daß ich dieses Urtheil nicht zu widerlegen weiß. Absolute Mattigkeit und sinnleeres Wortgeklingel ist der Charakter aller dieser Gedichte.

Es folgen nun noch einige prosaische Aufsätze, von denen der erste, in welchem von Paganini gesprochen wird, von Interesse für Den ist der Schottky's „Leben" dieses Tonkünstlers noch nicht gelesen hat; denn dieses Buch wird uns hier im Auszuge gegeben. Die beiden andern Aufsätze enthalten manches Verständige, sind aber im Ganzen sehr unbedeutend.

Der Verf. wird in dieser Anzeige ohne Zweifel einen Beleg für seine Ansicht über die Kritiker unserer Tage finden. Diese, sagt er, theilen sich in zwei Parteien, in solche, welche Alles „herunterreißen oder mit vornehmer Kälte abfertigen", und in „die Enthusiasten, die Alles göttlich finden". Wenn er jedoch bald

darauf fortfährt: „Am jämmerlichsten aber sind die Juste-milieu-Männer, welche weder kalt noch warm werden. Nein, man muß warm sein, wo der Strahl des Kunstwerks trifft; kalt, wo das Feuer erloschen ist", so kann ich ihm meiner entschiedensten Beistimmung versichern. Die vorliegende Beurtheilung ist genau nach diesem Grundsatze angefertigt. 131.

Der dreizehnte März, oder die wichtigsten Thatsachen der Revolution von achtzehnhundertundneun, von Oberst Gustafsson. St.-Gallen, Huber und Comp. 1835. 8. 7 Gr. — Auch unter dem Titel: La journée du treize Mars ou les faits essentiels de la révolution de mil huit cent neuf, rédigés par le Colonel *Gustafsson*. Ebend., 1835. 8. 10 Gr.

Die schwedische Revolution, durch welche 1809 der König Gustav IV. Adolf entthront und seinen leiblichen Nachkommen ihr Successionsrecht genommen ward, gehört unstreitig zu den merkwürdigsten, um nicht zu sagen sonderbarsten Erscheinungen ihrer Zeit. Während damals der gesammte Adel Europas sich fest an seine Könige anschloß, sich auf das eifrigste gegen die französische Revolution und namentlich gegen den Treubruch, den sie an dem König verübte, erklärte, sehen wir zu derselben Zeit den Adel Schwedens und noch dazu den im Militair dienenden sich in gleicher Weise gegen seinen Monarchen verschwören, wenn auch diese Verschwörung nicht zu einem gleich blutigen Ausgang führte als dort. Nicht ganz klar liegen die treibenden Ursachen dieser Revolution zu Tage, denn indem die Einen lediglich die Sorge für des Vaterlandes Wohl in ihr erkennen wollen, sind die Andern der Meinung, daß nur persönlicher Groll und das Streben nach altem, in der Revolution von 1772 verloren gegangenen Einfluß und Ansehen den Adel geleitet habe. Wenigstens rechtfertigt uns der Ausspruch, der sich bei einem berühmten deutschen Historiker bei Anführung dieser Revolution findet, dieselbe nicht, daß nämlich „die Noth gebiete, den Schiffer, der gerade auf Klippen zusteuert, vom Ruder zu entfernen". Diese Nothwendigkeit wird sich immer schwer, am wenigsten von Militairs entscheiden lassen, deren unbedingte und erste Pflicht die Treue und der Gehorsam gegen ihren Herrn und König ist und stets bleiben muß. König Gustav mag in manchen Dingen eine excentrische, daher nicht zu billigende Hartnäckigkeit gezeigt haben; die Kriege aber, durch welche er angeblich den Staat in solche Noth brachte, daß nur eine Revolution denselben retten konnte, waren einerseits durch den Drang der Umstände ebenso hervorgerufen, als sie andrerseits und als nöthig zur Erhaltung der Ehre und Selbständigkeit Schwedens erscheinen. Rußlands und Dänemarks Kriegserklärungen gingen wol größtentheils aus eroberungssüchtigen Absichten hervor, gegen welche mit aller Macht und Ausdauer sich zu vertheidigen ebenso sehr des Königs als seiner Unterthanen Pflicht war. Denn es ist nicht zu glauben, daß es damals Rußland wahrhaft um die Durchsetzung der Continentalsperre zu thun war, wenn auch Dänemark mehr auf Antrieb Napoleon's als aus eigenem den Krieg begonnen haben mag. Der schwedische König aber, der nun einmal und, so viel wir einsehen können, mit Recht sich der Annahme jenes Systems geweigert hatte, konnte immer auf die Unterstützung Englands rechnen, die um so bedeutender war, da weder Frankreich noch Dänemark damals eine Seemacht besaßen, welche die Ueberführung großer Truppencorps geschützt hätte. Wäre übrigens bei Nichtannahme der Continentalsperre wirklich in Schweden eine solche Noth vorauszusehen gewesen, so müßte doch, unsrer Meinung nach, eher der Bürgerstand, der Kaufmann und der Gewerbtreibende zur Empörung geschritten sein als der Militair, den sie doch weniger berührte. Genug, der Oberstlieutenant von Adlersparre, der General von Adlercreutz, der Feldmarschall von Klingsporr, der Generaladjutant von Silfversparre waren die Häupter der Verschwörung, welche am 13. März 1809 zu Stockholm ausbrach und im vorliegenden Büchelchen geschildert wird.

Der König war auf die Nachricht von der Empörung der norwegischen Grenzarmee im Begriff, dieser entgegenzuziehen, als bei einer Unterredung zwischen ihm und dem Feldmarschall Klingsporr dieser die Thür des Zimmers öffnete, sodaß die genannten und andere Stabsoffiziere sich in dasselbe drängten. Auf den Ausruf des Königs: „Verrätherei"! fielen die Herren theilweise über die wachthabenden Offiziere her, um sie zu entwaffnen, theils suchten sie Gewalt gegen den König selbst zu brauchen, dem der Herr von Silfversparre von hinten mit aller Gewalt den gezogenen Degen aus den Händen wand. Andere Offiziere suchten vergebens die von den Verschworenen verschlossene Thüre zu durchbrechen; der König blieb im Gewahrsam der Letztern, welche sich nun wieder entfernten und nur von außen den König bewachten. Zwei Thüren befanden sich in dem Zimmer, durch die eine waren die Verschworenen hereingekommen, die andere führte mittels einer Wendeltreppe ins obere Stock. Der König bemächtigte sich von neuem eines Degens, setzte seinen Hut auf und eilte auf der Wendeltreppe, vom General von Adlercreutz und andern Stabsoffizieren verfolgt, weiter. Der Fall eines seiner Verfolger verschaffte ihm einen Vorsprung, dessen Vortheil jedoch wieder dadurch gemindert ward, daß er selbst durch einen Fall sich den Arm zerquetschte. So ereilten ihn die Verfolger, ergriffen ihn und führten ihn tragend in die Zimmer zurück. Das Weitere ist bekannt. Der Herzog von Südermannland übernahm die Regierung, der König ward nach Drottningholm, später nach Gripsholm gebracht, von wo aus er nach seiner Abdankung nach Deutschland ging u. s. w.

21.

Notiz.

Alterthümer in Griechenland.

Wir lasen vor Kurzem in d. Bl., daß auf der Insel Kreta ein alter Sarkophag von schöner Arbeit ausgegraben worden sei, den der englische Admiral Malcolm nach England schaffen wollte. Daß die ägyptische Regierung ebenso wenig in Aegypten als auf Kreta für die Erhaltung der Alterthümer sorgt und daher auch nicht die Ausführung derselben verbietet, darüber kann man sich wol grade nicht wundern; aber fragen darf man mit allem Rechte: ob denn der in dem gebildeten Europa hinreichend gebrandmarkte Kunstraub Elgin's, den derselbe in Griechenland verübt, nicht nun endlich die Einsicht allgemein begründet habe, daß es eine Barbarei, sowie ein offenbarer Raub an der Vergangenheit eines Volkes sei, die Alterthümer und Zeugnisse solcher Vergangenheit dem Boden zu entfremden, dem sie angehören und in dem sie, geschichtlich wurzelnd, auch allein ihre wahre künstlerisch-poetische Bedeutung haben und finden. Tadelte es neulich ein Engländer selbst, daß man aus dem aufgegrabenen Pompeji Gemälde, Statuen u. s. w. in das Museo borbonico nach Neapel geschafft habe und noch immer schaffe, so muß es noch viel mehr Tadel verdienen, wenn dergleichen dem Lande selbst, dem sie angehören, gänzlich entzogen werden. Daß dies früher geschehen ist, hat nur zur Erhaltung der Alterthümer selbst und dann auch zur Auffassung des Alterthums aus diesen redenden Zeugen seiner vergangenen Herrlichkeit gedient; aber jetzt bedarf es jenes Zweckes nicht mehr. Wir freuen uns daher um desto aufrichtiger, daß aus dem freien und selbständig gewordenen Griechenland, das natürlich seine Alterthümer nunmehr selbst behält, auch nicht einmal einzelne Inschriften in bloßen Abschriften dem Auslande mehr mitgetheilt werden sollen, da man beabsichtigt, dort selbst ein Corpus inscriptionum herauszugeben.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1835.

Schleiermacher.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Von jenen Mittheilungen, die dem Verf. für sein theologisches Publicum verstattet waren, geben wir einem weitern Kreise gern den Mitgenuß.

Seine Stimmung war während der ganzen Krankheit klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorsam gegen jede Anordnung; nie ein Laut der Klage oder Unzufriedenheit, immer gleich freundlich, geduldig, wenngleich ernst und nach innen gezogen. Als er eines Tages, durch Opium in Schlummer gebracht, daraus erwachte, rief er die geliebte Gattin an sein Bett und sagte: „Ich bin doch eigentlich in einem Zustande, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankt, aber in meinem Innern verlebe ich die schönsten Augenblicke; ich muß immer in den tiefsten Speculationen sein, die aber mit den innigsten religiösen Empfindungen eins sind". Ich finde hierin — sagt Lücke — eine schöne Verklärung seines Lebens. Der Mann, der sein ganzes Leben hindurch nach der höhern Einheit des Religiösen und Speculativen gerungen hatte, aber bescheiden und vorsichtig sie nicht als Anfang, sondern als Ziel seines Denkens betrachtete, empfängt sie als Lohn und Weihung in das himmlische Reich in den Augenblicken, wo der äußere Mensch erstirbt, damit der innere frei und rein zum Vollgenusse des ewigen Lebens in Gott erstehe. Die letzten Tage und Stunden waren von der Religion durchdrungen und verklärt. Selbst seine Träume waren Reflexe seines religiösen Lebens und Wirkens. „Ich habe so schön geträumt", sagte er einmal, „und der Traum hat mir eine ganz eigne, wohlthuende Stimmung zurückgelassen. Ich war in einer sehr großen Versammlung, viele Bekannte und Unbekannte, Alle sahen auf mich und wollten Religiöses von mir wissen, es war wie eine Belehrung, und ich gab sie so gern." Der Kinder, der Freunde liebreich gedenkend und je näher dem großen Augenblicke, desto versenkter in der Liebe, als der innersten Quelle seines Wesens, sprach er: „Den Kindern hinterlasse ich den Johanneischen Spruch: Liebet euch untereinander! Und ich trage dir auf, sagte er zu seiner Gattin, alle meine Freunde zu grüßen und ihnen zu sagen, wie herzlich lieb ich sie gehabt habe." Er war seines Todes bald gewiß geworden; er wünschte noch gern bei den Seinigen zu bleiben; er fühlte, daß er bis zur ewigen Ruhe noch viel Schweres zu überstehen habe; aber er ging gefaßt und ergeben in den heiligen Willen der ewigen Liebe dem letzten Kampf entgegen. Am letzten Morgen stieg sein Leiden sichtbar. Er klagte über heftigen innern Brand und der erste und letzte Klagelaut drang aus seiner Brust: „Ach, Herr, ich leide viel!" Auf eine tief ergreifende Art sagte er dann zu den Seinigen: „Lieben Kinder, ihr solltet jetzt alle fortgehen und mich allein lassen, ich möchte euch gern den Jammerblick entziehen". Die vollen Todeszüge stellten sich ein, das Auge schien gebrochen, sein Todeskampf gekämpft. Da legte er die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er oft that, wenn er tief nachdachte, und fing an zu sprechen: „Wir haben den Versöhnungstod Christi, seinen Leib und sein Blut". Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an sich zu beleben, seine Stimme ward rein und stark und er sagte mit priesterlicher Feierlichkeit: „Seid ihr eins mit mir in diesem Glauben?" worauf die Seinigen ein lautes Ja antworteten: „So laßt uns das Abendmahl nehmen! Aber vom Küster kann keine Rede sein. Schnell, schnell, es stoße sich Keiner an die Form!" Nachdem das Nöthige herbeigeholt, während dessen die Seinigen in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an mit immer verklärtern Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer, unbeschreiblicher Glanz, ja eine höhere Liebesglut, mit der er die Seinigen anblickte, zurückgekehrt war, einige betende und einleitende Worte zu der Handlung zu sprechen. Darauf gab er, indem er Jedem einzeln, auch zuletzt sich selbst die Einsetzungsworte vollständig und laut gesprochen, das Brot und den Wein zuerst den Andern, dann sich selbst, und sprach: „Auf diesen Worten der Schrift verharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens". Nachdem er den Segen gesprochen, wandte sich sein Auge noch einmal mit voller Liebe zuerst zu seiner Gattin, dann sah er jeden Einzelnen mit durchdringender Innigkeit an mit den Worten: „So in dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir Eins". Er legte sich auf das Kissen zurück. Noch ruhte die Verklärung auf den Zügen. Nach einigen Minuten sagte er: „Nun kann ich auch nicht mehr hier aushalten", und wieder: „Gebt mir eine andere Lage!" Man legte ihn auf die Seite, er athmete einige Male auf; das Leben stand still. Unterdessen waren die Kinder hereingekommen und umgaben kniend das Bette. Sein Auge schloß sich allmälig.

Schleiermacher's Wirksamkeit als Prediger, dargestellt von Alexander Schweizer. Halle, Kümmel. 1834. Gr. 8. 15 Gr.

Zu dem Außerordentlichen an Schleiermacher gehörte die Vereinigung der Wissenschaft und Praxis in gleicher Tüchtigkeit. Wie er im Gebiete der Religionsphilosophie und Dogmatik einen neuen Boden gelegt, so hat er für die Predigt eine frische Bahn gebrochen. Er hat angefangen, durch seine kirchlichen Vorträge über den Glauben denken zu lehren, ohne den Glauben verloren zu geben, wie vor ihm die Rationalisten gethan hatten. Er hat das Wesen und den Reichthum der christlichen Wahrheit in seinem Grund und Zusammenhang entwickelt und das Eigenthümliche, das Positive des Christenthums zur Einsicht und dadurch zur Geltung gebracht. Dabei hat sich dann auch die Form seiner Predigt anders gestalten müssen, als es vordem gebräuchlich gewesen war; Alles concentrirter auf das Wesentliche, Alles aus der heiligen

Schriftstelle tief, klar und vielseitig entwickelt, Alles in dem Kreise des Christlichen festgehalten, aber von hier aus auch wesentlich bestimmt und geheiligt.

Es war ein glücklicher Gedanke, der den Verf. zu dieser Schrift bewog, und ein so treuer Schüler wie derselbe muß auch in den Geist und die Art des Meisters besser eindringen können als jeder Andere. Das Ganze zerfällt in zwei Abschnitte, von welchen der eine seinen Gegenstand nach den allgemeinen Verhältnissen besonders zur religiösen Ansicht, der andere ihn im besondern Verhältnisse zur Kunst auffaßt und darstellt. Fürs erste nun zeigt hier der Verf. den versöhnenden Charakter, welcher in dem, Alles in die Einheit bringenden Geiste Schleiermacher's wurzelt. Er war zu vielseitig gebildet, als daß er sich nicht ins Bewußtsein jeder Partei hätte hineindenken und das Wahre darin auffinden sollen, somit auch nothwendig zu umfassend, als daß einer dieser Standpunkte ihm hätte genügen und Raum genug bieten können. Sobald er aber in einer Richtung irgend Zusammenhang mit der Wahrheit und redliches Streben erkannte, so wollte er ihre Vertreter nicht zurückstoßen, sondern grade der Liebe des sich tragenden Verkehrs und Umgangs die Ausgleichung mit andern Richtungen überlassen. Dieses beständige Auseinandertreten von Gegensätzen und ihre allmälige Versöhnung erschien ihm grade als die Art und Weise des in der Kirche sich entwickelnden Lebens. Er pflegte daher enge und einseitige Richtungen nicht zu bekämpfen, vielmehr Jedem, was er Gutes hatte, recht geltend zu machen, dabei aber das Bedürfniß nach Ergänzung durch das andere auch Wahre zu wecken. So waren seine meisten Vorträge nicht sowol negativ und kritisch als positiv, nicht sowol hinwegräumend als aufbauend. Ebendamit hat er dem vielen Polemisiren über Religion und Lehrbegriff auf der Kanzel die strengste Rüge durch sein vorleuchtendes Beispiel der Versöhnung ertheilt. Schon dies mußte ihm die Feindschaft der Parteien, deren jede nur Den anerkennt, der es mit ihr allein zu halten verspricht, herbeiziehen. Der tiefere Grund des gegen ihn entstandenen Widerspruchs lag jedoch, wie unser Verf. so klar als einfach nachzuweisen verstanden hat, in seinem eigenthümlich-christlichen Geiste. Das Christliche ist ihm etwas Eigenthümliches, etwas Positives, von der allgemeinen Vernunftreligion verschieden und nach Inhalt und Form über dieselbe erhaben. Wer nun eine Auflösung des Positiv-Christlichen für gleichbedeutend nimmt mit Rationalismus, darf über alle Zweifel gewiß sein, daß Schleiermacher diese Partei am entschiedensten für eine verkehrte gehalten hat und gradezu zu den gegnerischen rechnete. Aber auch das Positive oder, wie Schleiermacher sich ausdrückt, die specifische Dignität Christi war ihm gar nicht blos Sache des Althergebrachten, sondern zugleich ein Resultat seines tiefsten philosophischen Denkens, mindestens ein Postulat, auf welches seine Untersuchungen über das Verhältniß Gottes zur Menschheit, namentlich zur Sünde, ferner über Psychologie und Anthropologie von allen Seiten hinleiteten. So mußte er denn auch den ängstlichen und hinwieder verketzerungseifrigen Dienern des Buchstabens misfallen, wie sehr das Wesentliche Dessen, was der Buchstabe der heil. Schriften enthält, der innerste Kern seines Glaubens und auch seiner öffentlichen Darstellung des Christenthums war.

Was nun die Form der Predigt betrifft, so war für ihn die geistliche Rede ein rhetorisches Kunstwerk, bei welchem er nicht auf vollständige logische Ueber-, Neben- und Unterabtheilung drang, sondern das Ganze in den bedeutsamsten Momenten, die ein wesentliches Interesse zum Verständnisse des Thema darboten, gruppirte und gliederte. Dadurch hat er das steife Gerüst, welches die Reinhard'sche Schule charakterisirt und worin so oft ein dem Gegenstande selbst gleichgültiges Theilungsprincip aufgestellt und dieses oder Anderes blos um der logischen Ausfüllung willen behandelt ist, abgebrochen und jeder Predigt die Form gegeben, die dem Inhalt und Zweck wesentlich entspricht. Der Nutzen dieser Reform ist nicht zu berechnen, da er die kirchlichen Vorträge von einer so lästigen Fessel als von einem eiteln Scheine geordneten Denkens befreit und dem talentvollen Redner eine ungehemmte Entwickelung seiner Gedanken erlaubt, den bequemen zu einem tiefern und tüchtigern Auffassen der Idee veranlaßt. Man hat auch bereits da und dort im deutschen Norden und Süden die Wirkungen dieses Vorbildes unter der jüngern Generation willkommen geheißen. Sodann waren seine Vorträge die gediegensten Auslegungen der Schrift, deren einzelne Sprüche oder zusammenhängendere Stellen er tief in den innersten Grund und Zusammenhang hinein verfolgte und mit einem Scharfsinne wie mit einer Innigkeit zergliederte und hinwiederum die Verbindung der einzelnen Theile nachwies, daß auch von dieser Seite bis jetzt nichts Aehnliches geliefert worden ist. Manche Schriftanwendungen und Auslegungen einzelner Textstellen mögen willkürlich genannt werden; aber sie liegen sämmtlich nicht nur im Bereiche des christlichen Bewußtseins, sondern sind auch so geistreich und gemüthvoll, daß, wer sich im Einzelnen nicht davon überzeugt findet, sich doch im Ganzen angeregt und erbaut fühlt und dem tiefsinnenden und klarschauenden Geiste Bewunderung zollen muß. Merkwürdig ist aber immer und zeugt besonders für die echte Frömmigkeit des Mannes, daß er den Zweck der geistlichen Rede nicht in die Belehrung setzte, sondern die Belehrung nur als Mittel der sittlichen Anregung und Erbauung gelten ließ, wiewol viele seiner Vorträge durchweg einen didaktischen Entwickelungsgang enthalten. Doch ist der Totaleindruck auch seiner strengsten Entwickelungen für den Verstand immer eine wohlthätige Stimmung des Gemüthes, eine harmonische Befriedigung der gläubigen Seele. Mögen sie nur in der neuen Sammlung, in welcher sie eben jetzt ausgegeben werden, den weitesten Beifall, dessen sie in so hohem Maße werth sind, finden und sich Niemand durch die ihm noch unbekannte Form und ungeläufige Darstellung abschrecken lassen; im tiefen Schachte dieser Sprache liegt klares und theures Gold.

77.

Rough leaves from a journal kept in Spain and Portugal, during the years 1832, 1833 and 1834. By Lieutenant Colonel *L. Badcock*. London 1835.

Dieses Buch verspricht anfangs wenig, aber das Interesse wächst und man stößt auf viele lesenswerthe Dinge. Die englische Regierung schickte 1832 Lord William Russell nach Portugal und der Verf. war einer seiner Begleiter. Der Lord hatte den Auftrag, dahin zu sehen, daß die Spanier die versprochene Neutralität streng beobachteten. Dies gab dem Verf., welcher unter Wellington den Feldzug auf der Halbinsel mitgemacht hatte, Gelegenheit, die Portugiesen und Spanier, vornehmlich Erstere, genauer kennen zu lernen. Er schildert die Portugiesen, welche er besonders in und um Oporto beobachtete, als ein gutmüthiges, anspruchloses Volk. „Sie sind", sagt er, „gutherzig, ungemein höflich, treu, still und häuslich, ihren Fürsten ergeben und ihren alten Gesetzen und Gebräuchen zugethan." Sonst waren sie große Freunde der Engländer, aber diese haben es bei ihnen durch drei Dinge verdorben, 1) weil sie den Zoll auf französische Weine erniedrigt haben; 2) weil sie der portugiesischen Armee zu Ende des großen Feldzuges keinen öffentlichen Dank abstatteten; 3) weil England in Absicht auf die portugiesische Constitution, Succession rc. seit einigen Jahren unentschieden und wankelmüthig gehandelt hat. Die Engländer haben in Lissabon eine schöne Kirche bei dem Kloster Estrella nebst einem schönen Garten und Begräbnißplatz. Eine hohe Mauer umschließt das Ganze. Obwol die Portugiesen sehr eitel sind und zu viel auf Ceremonien im Umgange halten, so belästigt dies doch den Fremden nicht, und ihre Geduld im Leiden ist bewunderungswerth. Sind die Portugiesinnen auch nicht sehr schön, so haben sie doch viel Anmuth, und der Glanz ihrer Augen wird allgemein anerkannt, dabei sind sie äußerst zuthätig, treu und häuslich. Ehe ein Regiment die Parade verläßt, beten alle Offiziere und Soldaten laut, einer herkömmlichen Gewohnheit zufolge. Den Verf. führte seine Pflicht nach Spanien, wo er sich zu Salamanca aufhielt. Man wagte kaum sich ihm zu nähern, weil man glaubte, er sei gekommen, liberale Ansichten zu verbreiten. Alle Spanier ohne Unterschied des Ranges sind leidenschaftliche Spaziergänger. Eine Dame von Stande fragte den Verf., da sie gern reisen möchte, ob man nicht nach England zu Lande kommen könne, ohne über die See zu fahren? Eine andere wollte wissen, welches der nächste Weg dorthin wäre, über Barcelona oder Gibraltar? Viele Spanier glauben, Gibraltar stößt an England, weil sie sich nicht einbilden können, daß die Engländer eine Festung in Spanien besitzen. Ueber die Krankheit des Königs Ferdinand waren bereits viele Gerüchte verbreitet, aber kein Mensch wagte es davon zu sprechen. Die Spanier halten wenig auf Reinlichkeit. In die Bäche, welche durch Salamanca laufen, wirft man während der Siesta allen Unrath aus den Häusern. Auch sind sie in ihren Reden äußerst anstößig. Trotz der gewaltigen Hitze, trotz der damaligen Seuchen hat man in Salamanca die Gewohnheit, die Leichen unbedeckt auf Bahren vor den Hausthüren auszustellen. Die Spanier sind Knauser und heben ihr Geld auf. Ihre Häuser sind elend meublirt. In dem Hauptzimmer findet man vielleicht den Fußboden mit einer Matte bedeckt und einige alte Stühle, weiter nichts. Der Fußboden ist mit rothen Ziegelsteinen gepflastert und Alles, was dieselben berührt, nimmt diese Farbe an. Die Maulthiertreiber erkundigten sich angelegentlich, ob nicht wieder eine englische Armee nach Spanien kommen würde? Sie wünschen dies sehr, weil sie so gut von den Briten bezahlt und behandelt wurden, daß sie dies nicht so leicht vergessen werden. In Aripeles lebt noch ein Bauer, welcher einmal dem Herzoge von Wellington den Weg wies und dabei ein Bein einbüßte. Dieser hat seitdem regelmäßig einen Schilling Pension des Tages gezogen. Nach der Meinung des Verf. würden bei einem Kampfe mit den Portugiesen die Spanier den Kürzern ziehen. Die spanische Reiterei ist jetzt ganz schlecht. Die schöne andalusische Pferderasse scheint ausgestorben zu sein. Auf dem Lande herrschte die äußerste Armuth, viele schon erwachsene Mädchen gingen fast unbekleidet. Er redete in demselben Dorfe, wo er dies sah, mit einer der angesehensten Frauen darüber. Diese entblößte sich zum Theil und sagte: „Sehen Sie nur, ich selbst habe keine Camisa, es gibt dergleichen im Dorfe gar nicht." „Aber", erwiderte er, „rings um das Dorf liegt ja doch Feld zum Ackerbau!" „Ja", gab die Frau zur Antwort, „sonst trieben wir diesen, aber jetzt haben wir weder Saatkorn noch Geld, um welches zu kaufen; eine Mißernte vor zwei Jahren hat uns zu Grunde gerichtet." Die spanischen Landbesitzer besuchen fast niemals ihre Güter. Die Mütter würden hier dem Verf. ein halbes Dutzend ihrer Kinder überlassen haben, wenn er sie hätte mitnehmen wollen. Er versichert, daß Madrid eine ausnehmend schöne Lage habe. Der Manzanares, welcher es an zwei Seiten umfließt, ist an beiden Ufern dicht mit Pappelbäumen und Erlen bepflanzt. Das felsige und zum Theil waldige Guadaramagebirge gibt der Scene viele Majestät. Die Stadt hat eine hohe Mauer mit elf Thoren, höchst prachtvolle Paläste, Kirchen, Straßen, Brunnen, Alles wahrhaft königlich. Von der hohen Mauer umringt, wird sie durch keine der unscheinbaren Vorstädte entstellt, die man bei den meisten europäischen Hauptstädten findet. Die spanischen Damen fangen an ihre Mantillas und schönen Nationalanzüge bei Seite zu legen und die pariser Mode anzunehmen, welche nicht für sie paßt. Nur die mittlern und niedern Classen bleiben bei ihrer alten Tracht. Man sieht in Spanien nur wenig Wagen und zwar sehr schwerfällige, altväterische. — Die Spanier sind von Natur grausam und gefühllos. Wenn Jemand ermordet wird, oder kraftlos umfällt, so hilft ihm kein Mensch, alle laufen fort. Der Verf. sah eine anständig gekleidete Frau in der großen Alcalastraße in Madrid umfallen, während Hunderte von Menschen vorübergingen, Niemand achtete auf sie, und man rieth ihm, sich ihr nicht zu nähern. Er erzählt mehre Beispiele davon und sagt, daß er in Portugal niemals Jemand in einer solchen Lage gesehen habe, ohne daß Andere zu Hülfe geeilt wären, ja, er habe oft Bettler gesehen, welche einander beigestanden hätten. In Spanien besiehlt ein Gesetz, daß die Person, welche man bei einem Ermordeten trifft, sei sie ihm auch noch so nahe verwandt, gleich ins Gefängniß gebracht und ihre Habe in Beschlag genommen wird. Die Folge hiervon ist, daß Alle weglaufen und daß der Mörder oder Räuber entkommt. Weil die Franzosen so viele Gemälde geraubt haben, hat man ein Gesetz gegeben, das Jedem Todesstrafe androht, der ein spanisches Originalgemälde außer Landes mitnimmt oder schickt. — Man findet Spanierinnen (S. 112), welche eine Flasche starken Wein ohne Umstände trinken. Die Portugiesinnen leben äußerst eingezogen. Daher glaubt der Verf., daß sie als Nonnen glücklicher sind, weil sie im Kloster mehr Gesellschaft haben. In der Regel verlassen sie das Haus nur, um in die Messe zu gehen. Portugiesische Frauen begeben sich, wenn ihre Männer verreisen, in irgend ein Recolhimento. An Markttagen sieht man in Oporto 50 – 60 Pipen Wein auf dem Markte nebeneinander liegen; jede Familie der Mittelclassen schickt ihren Krug und läßt den nöthigen Bedarf für die Mahlzeiten holen, wie man an andern Orten nach Bier schickt. Portugal hat viele gute Weine, aber sie werden unter die schlechteren gemischt. Portwein ist, nach des Verfs. Meinung, der gesündeste und nahrhafteste aller Weine; während der Weinlese werden sogar die Bettler und Thiere fett. Oporto ist wegen seiner gesunden Luft berühmt. Abendwinde wehen sanft von der See her. Die Granithügel, worauf es gebaut ist, und die großen Plätze, Gärten und vielen Landhäuser tragen zu dessen Trockenheit und Gesundheit bei. Die Witterung ist so milde, daß man ohne Schaden Tag und Nacht ausgehen kann; in der warmen Jahreszeit schlafen viele Familien unter freiem Himmel. Man weiß hier nichts von dem kalten Fieber, dieser fürchterlichen Geißel der Halbinsel. Die Gegend des obern Douro, obwol gebirgig und waldig, ist eine der fruchtbarsten der Welt. — Don Pedro unterzog sich großen Strapazen, er sah kränklich aus und trank blos Wasser. Die Beschreibung der Belagerung von Oporto macht dies Buch auch für den Militair

anziehend. Die Noth in der Stadt wurde bald so groß, daß man Hunde-, Katzen- und Eselfleisch aß. Zum Glück machten die Miguelisten unerhörte Fehler. Im Februar, als nur noch Proviant für einige Tage da war, dachte man an das Capituliren, aber Don Pedro wollte nichts davon hören. Damals konnte ein Soldat seine winzige Ration auf Einmal verzehren; doch hatte man guten Portwein in Ueberfluß, und hiermit erhielten sich die Truppen größtentheils. Alle Katzen waren aufgezehrt, fast alle Bäume verschwunden und das Feuerholz äußerst rar. Einige Thurmglocken wurden geschmolzen und zu 40 Reesstücken ausgeprägt. Don Pedro stand am Rande des Verderbens und nichts als die militairischen Fehler und Uneinigkeiten der Generale Don Miguel's erhielten ihn. Um ihre Familien vor dem Hungertode zu retten, verkauften die Mädchen oft ihre Haare an einen französischen Perückenmacher für ein Geringes. Die portugiesischen Soldaten sind ihren Fahnen sehr treu; während des Freiheitskriegs desertirten sie selten zum Feinde, sie ließen aber in ihre Heimat. Die Portugiesen hegen einen großen Haß gegen die Franzosen; aber den britischen Soldaten, welche oft betrunken in der Stadt umherlagen, thaten sie nie etwas zu Leide. Obgleich schon sechs Monate beschossen, hielt sich Oporto doch noch immer; wegen seiner Lage litt es weniger, als andere Städte in solchen Umständen zu leiden pflegen; denn die Häuser sind meistens aus ungeheuern Granitblöcken gebaut. Ueber alle Beschreibung ist die Schönheit und der Wohlgeruch der Gewächse im Juni. Ein Landmann hatte einen Magnoliabaum, der zehn Fuß sechs Zoll im Umfange hatte, sich 17 Ellen ausbreitete und dessen Blüten zwei Fuß sechs Zoll groß waren. Die Camellia japonica wächst hier unter freiem Himmel in allen Spielarten. Die Jasminen sind unvergleichlich. Der Reichthum der Blumen, besonders der Nelken, ist unbeschreiblich. Der französische Marschall Solignac, ein geschickter Mann, wurde von den Portugiesen hintergangen, sie vollzogen niemals seine Befehle. Am 9. Juli, dem Jahrestage der Ankunft des Don Pedro, kam die Nachricht an, daß Don Miguel's Flotte genommen sei. Der Kaiser umarmte vor Freude den Verf., der sie ihm brachte. Aber Oporto's Lage war dadurch wenig gebessert, die Kanonade wurde stärker. Marschall Bourmont kam eben bei Don Miguel an. Man schwebte in großer Besorgniß. Die englische Subscription für die Armen in Oporto hatte schon viel Gutes gestiftet; am 20. Juli kam auch eine aus Hamburg an, welche man vornehmlich der Madam Murphy, einer gebornen Hamburgerin, zu danken hatte. Man konnte beständig auf beiden Seiten die Brüder Don Pedro und Don Miguel sehen, wie jeder seine Truppen musterte. Alle Stände, besonders die Weiber, bewiesen den größten Heldenmuth. Einer Frau, welche ein Pulverfaß auf dem Kopfe trug, wurde ein Arm durch eine Kanonenkugel abgeschossen, indem andere zurückkamen, welche soeben ihre Bürde abgeliefert hatten; einer derselben rief sie nun zu, ihr die Last vom Kopfe zu nehmen, während sie umkehrte, um sich den Stumpf ablösen zu lassen. Endlich ging die Nachricht ein, daß Lissabon eingenommen sei, und Don Pedro segelte am 27. Juli dahin ab. Die Miguelisten fuhren fort Oporto zu beschießen und blieben dort, anstatt grade nach Lissabon zu marschiren. Ein unbegreiflicher Fehler! Wären sie gleich dahin aufgebrochen, so hätten sie es unstreitig wiedererobert; man sagte daher sehr treffend, daß die Miguelisten Lissabon weggeworfen und die Constitutionnellen es aufgehoben hätten. Aus der Belagerung von Oporto wurde nun eine Blocade. Während der Belagerung kamen 16,000 Civilisten und 7000 Soldaten um. Die Bauern um Oporto sind ein sehr schöner Menschenschlag; wohlgebildet, groß und von regelmäßigem Wuchse. Mitten unter dem Kugelregen trugen sie auf den Köpfen Körbe mit Lebensmitteln und oben darauf schlief vielleicht ein Kind ganz ruhig! In Villa Nova wurden 27,000 Pipen Wein vernichtet. Eigentlich waren die Pedroisten deswegen zu tadeln, weil man ihnen den Wein unter den billigsten Bedingungen angeboten hatte, z. B. gegen Wechsel auf England, welche nicht eher als nach Beendigung des Kriegs zahlbar sein sollten. Am 20. August wurde die Belagerung aufgehoben. Die Ehrlichkeit der portugiesischen Landleute, besonders um Oporto, verdient das größte Lob und wird mit einigen merkwürdigen Beispielen erläutert. Von ihrer Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit kann der Verf., welcher lange ihre Leiden theilte, nicht genug erzählen.

125.

Der Jäger, oder die Stimmen der Natur. Roman von H. G. Zehner. Drei Theile. Mainz, Kupferberg. 1834. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Unser guter D. ist in seinen Novellen oder Erzählungen ein Greis an Lebensweisheit und Erfahrung gegen den Verf. dieses Buches, dessen gänzliche Unkenntniß von Welt und Menschen ans Fabelhafte grenzt. Ohne diesen sogenannten Roman gelesen zu haben, würde man eine etwaige Schilderung desselben für einen Scherz halten und es gradezu für eine Unmöglichkeit ausgeben, daß in unserer Zeit noch so etwas geschrieben und gedruckt werden könnte. Man weiß nicht, soll man sich mehr durch die kindliche Einfalt des Autors rühren lassen oder sich über seine Albernheit ärgern. Derselbe kann unmöglich bereits die Schule, geschweige denn die Universität, wenn seine Laufbahn ihn dahin führte, verlassen haben! Er hat auch keinen einzigen möglichen Menschen in diesem Buche geschildert.

Dies waren ungefähr unsere Gedanken, als wir den ersten Theil gelesen hatten, und es ist noch das Beste, was sich über das Buch denken läßt, denn der zweite Theil, wenn man die grenzenlose Geduld gehabt hat, ihn durchzulesen, macht nur einen Eindruck wie ein wüster Traum und verdrängt in dem Widerwillen über die Verkehrtheit des Autors ein etwaiges Bedauern desselben.

Der dritte Theil krönt das Ganze als ein Gewebe von Druckfehlern und Tollheit, wie man es nicht so leicht in einem andern Buche wiederfinden dürfte. Alle Standes-, alle Charakterverschiedenheit ist darin aufgehoben. Herzoge, Juden, Jesuiten, Grafen, Banditen, Päpste, Lakaien, Cardinäle, Gaukler, Gesandten trinken miteinander Brüderschaft oder morden und schimpfen sich in Gottes und des Teufels Namen, daß es eine Lust ist, kurz die zügelloseste Sprache und die zügelloseste Phantasie brauen in diesem Romane einen wahren Herentrank zusammen, worunter auch nicht ein Tropfen gesunden Menschenverstandes gemischt ward. Wir wiederholen es, entweder ist der Verf. ein Gymnasiast, auf den seine Lehrer künftighin ein wachsameres Auge haben mögen, oder er hat die Gewohnheit, seine Schriften im Traume abzufassen. Man verlange uns den Faden der Erzählung nicht ab, denn sie hat gradezu keinen und ist, mit einem Worte, unter der Kritik.

51.

Literarische Notizen.

Pourcet de Baron hat in „Un mariage de coeur" einen Roman nach neuestem Zuschnitt mit grellen Farben geliefert, wo es wieder an einer Ehescheidung und ähnlichen Reizmitteln für die Straußenmagen der gewöhnlichen, gebildet seinwollenden Leser nicht fehlt.

Eins der verruchtesten französischen Werke ist unstreitig: „Le croyant détrompé etc." in zwei Bänden von P. Dubeil. Der Verf. hat es darin auf die Ausrottung des Christenthums abgesehen, dessen Falschheit und Schädlichkeit er mit hohlem Gewäsch darzuthun sucht; das eben erschienene Werk: „Le christ devant le siècle" von Rossely de Lorgues hat dieselbe Tendenz. Dieses par nobile fratrum wird aber der Sache nach wol keine Geschäfte machen; vielleicht ist das auch gar der Zweck nicht, sondern es gilt blos Aufsehen und Skandal zu erregen und, wenn das Glück einigermaßen will, etwas zu lucriren.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1835.

Kaiser-Lieder. Von Franz Freiherrn Gaudy. Mit der Todtenmaske Napoleon's. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 12. 20 Gr.

Die neuere Geschichte der Völker hat zwei Menschen aufzuweisen, an geistiger Anlage und Wirkung weit von einander verschieden; aber der Form des Geistes und der subjectiven Macht des einwohnenden Genius nach unstreitig die größten der neuen Zeit: Shakspeare und Napoleon. Will man diese gewaltige subjective Macht des überreichen Innern mit einem einzigen Ausdruck als die Männlichkeit des Genius bezeichnen, so findet der bekannte Ausspruch des Ersten dieser Beiden: „He was a man etc.", der auf ihn selbst mit vollem Recht zurückgewendet worden, auch auf den Zweiten seine gerechte Anwendung. Die neueste Zeitepoche hat keinen männlichern Geist gesehen als Buonaparte, und ebendarum bedurfte und bedarf er eines männlichen Geschichtschreibers, und es wird Niemand schwer fallen, wenn in Hinsicht dessen zwischen W. Scott und Hazlitt eine Bilanz gezogen wird, zu wissen, welcher von beiden Schriftstellern sich als Biograph Napoleon's männlicher bewiesen hat.

Napoleon, der noch immer neue Gegenstand der Volksrede, vom reflectirenden Gelehrten an bis zum kannegießernden Philister, der Heros von Epopöen, Dramen, Liedern und prosaischen Darstellungen, ist aber — sowie er nämlich noch in unserer Zeit als Zeitgenosse sich ausnimmt — vorzugsweise ein lyrischer Held, und es wird aus diesem Grunde begreiflich, daß nicht sowol das Totale als das Momentane seines Wesens und die einzelnen Zustände und Züge desselben Gegenstand so vieler lyrischen Gedichte in Frankreich wie in Deutschland geworden sind, und warum selbst die scenischen Darstellungen, welche von ihm ausgegangen, im Durchschnitt und bis auf die ganz verunglückten, mehr Lyrisches als Dramatisches in sich haben. Denn eine historische Gestalt, wie der „große Kaiser und der kleine Corporal", bietet eine unendliche Fülle von Seiten dar, welche für sich als einzelne Erscheinungen, ja Gestaltungen plastisch hervortreten; sich einer solchen Gestaltung aber als eines Ganzen zu bemächtigen, ist grade die Seele der Lyrik; die Natur des Helden aber kommt dem Sänger entgegen, weil sie in jedem Momente etwas Vollständiges offenbart.

Nichts Absurderes kann es mithin geben, als wenn Jemand aus dem ganzen Napoleon — geistig und historisch genommen — ein Heldengedicht oder ein fortlaufendes Drama machen will; denn das erstere würde immer nur ein bänkelsängermäßiges Recitativ, und als solches ein lächerlich trockenes Referat, das andere würde nur ein Aneinanderreihen von einzelnen geschichtlichen Momenten sein, welche, wenn sie weiter keinen tiefern Anspruch machen, wie z. B. das Schauspiel von Alexander Dumas, ihrem Zwecke vollkommen genügen; wollen sie aber mehr, wollen sie innerlich geschlossene Darstellungen sein, nur Ungeheuerliches und Lächerliches bieten. Willkommener als solcherlei Abnormitäten müssen uns deshalb immer die Lieder auf Napoleon sein, wenn sie ohne subjective Anmaßung nur auf die Feier ihres Gegenstandes abzielen und so viel Begeisterung in sich tragen, daß man sie als aus diesem wahrhaft entsprungen betrachten kann.

Die neueste Sammlung derartiger Gesänge auf den Mann des Jahrhunderts liegt uns in den „Kaiser-Liedern" vom Freiherrn von Gaudy vor, welche der Verf. mit einem „Vorspiel" in die Welt schickt, die allerdings noch immer, wenn auch in leisern Pulsschlägen, von dem Fußtritt des Imperators, der einst über sie hinwandelte, zittert. In dem „Vorspiel", dem der Verf. füglicher die einfache Bezeichnung: Vorwort hätte geben können, spricht er das richtige Bewußtsein aus, was der Lyriker, wenn er von Napoleon singt, haben muß, wenngleich die Einrahmung seiner Gedanken in demselben keine neue genannt werden kann. Er fragt sich:

> Schlummern denn in deiner Laute solche mächtig große Klänge,
> Die den Namen voll beziffern? Und du fürchtest nicht es sprenge
> Deines Saitenspieles Wölbung dröhnend jener Riesenton,
> Der der Erde Ball erschüttert, der Accord Napoleon?
>
> Sprechen nicht des Kaisernamens Sternenschrift-gewebte Lettern,
> Denen kaum genug des Raumes auf der Weltgeschichte Blättern,
> Hohn zwerghaftem Maß der Strophen? Des Gesanges Jünger wagt,
> Wo der Meister, dessen Schläfe schon der Lorber schmückt, verzagt?
>
> Ja er wagt's, der Heldengröße Huld'gung im Gesang zu zollen,
> Wohl bewußt, ihr einzig würd'ger Herold sei des Donners Rollen.

Aus des Liedes engem Rahmen leuchte des Gewalt'gen Bild:
Wiegt sich spiegelnd doch im Tropfen Thaus der Sonne flammend Schild.

Der Dichter spricht hier das „Singen vom Gewaltigen" als ein Vorrecht des Liedes aus; allein sowie es dies ist, ist es auch das wahre Glück des Sängers, und dieser Gedanke allein schon kann die Weihe geben: daß, wie die ewig unendliche Natur jedwedem Auge offen liegt, und Jedem sich ans Herz legt, der ein Herz besitzt, ebenso die geistigen Mächte der Welt und Weltgeschichte vom Sänger nur die Fähigkeit des Verständnisses verlangen, um sich ihm vertraulich zu nähern. Für ein Gemüth, das zu dichten versteht, muß dies immer die größte Betrachtung sein, daß Alles im Himmel und auf Erden Natur und Geist, Leib und Seele, ihm gehört, nichts so hoch und nichts so tief ist, was nicht wenigstens im Streben sein wäre. Darum hat Schiller auch Unrecht, wenn er dem Dichter nur den Himmel gibt und ihm die Erde nimmt. Es ist freilich eine schöne Sache, bei Zeus dem Donnerer zu wohnen und mit ihm Nektar zu trinken; aber das ist ein armer Zeus, dem die Erde nicht mehr sein ist und der seinem Liebling nicht auch diese zu schenken vermöchte.

Aus den Ueberschriften der hier angezeigten Gesänge vom Freiherrn von Gaudy mag der Leser sehen, welche Zustände und Erscheinungen in Napoleon's Leben der Dichter vorzugsweise ins Auge gefaßt. Sie lauten: „Brienne", „Arcole", „Die Schlacht bei den Pyramiden", „Pelusium", „Die Wüste", „Buonaberdi", „Marengo", „Reiters Tod", „Josephine", „Entscheidung", „Borodino", „Moskau", „Moskaus Brand", „Krasnoe", „Biwacht", „Schlacht bei Dresden", „Der Gefangene", „Nach der Schlacht von Brienne", „Fontainebleau", „Das Veilchen" (ein recht inniges und anspruchloses Lied vom Febr. 1815). Ferner: „Rückkehr von Elba", „Der Grenadier der alten Garde", „Der Northumberland", „Sanct Helena", „Das Grab" und „Lätitia".

Es war ein richtiges, um nicht zu sagen Zartgefühl, das den Dichter leitete, indem er auch jenen beiden Frauen, Lätitia und Josephine, einen Platz in seinen „Kaiser-Liedern" verstattete. Wenn es überhaupt poetische Frauengestalten gibt, so müssen es wol diese sein, die, so eng an das tragische Geschick Buonaparte's gekettet, ein großes Maß des Schmerzes um seinetwillen auszudulden hatten. Von jenen heitern Stunden, welche Josephine mit dem Gemahl in dem herrlichen Garten von Malmaison theilte, wo er sich zwischen Lilien und Tulpen, zur Rechten die arme Beauharnois, zur Linken die reizende Hortensia, die er mehr liebte als ein Vater seine Tochter, auf die nächsten Artikel des „Moniteur" und auf die Angelegenheiten der Welt besann — bis zu jenem finstern Jahre, wo die Gattin Beauharnois zum zweiten Mal eine noch trostlosere Witwe wurde; zwischen diesen Zeiten und darüber hinaus liegt für die arme Josephine eine Erinnerung, welche allein hinreicht, sie zu einer lyrischen Gestalt im höchsten Sinne des Worts zu machen.

Wir wollen das Gedicht: „Josephine", ganz hierher setzen; es fehlt ihm nicht an Begeisterung und Innerlichkeit; aber das ist nicht zu leugnen, daß sich über die größte der Witwen noch etwas Größeres hätte singen lassen:

In der kaiserlichen Halle thronet ernst Napoleon,
All die Fürsten, all die Großen drängen sich um seinen Thron,
All die Fürsten, all die Großen lauschen jenem Wort gespannt,
Das noch eh'r als Tod zerreißen soll der Liebe zartes Band.

In der kaiserlichen Halle thronet jetzt zum letzten Mal
An des Kaisergatten Seite sein tieftrauerndes Gemahl;
Von der Stirne, von dem Busen glänzen Perlen des Geschmeids,
In dem Auge schimmern Perlen aus dem Meer des Herzeleids.

Was der Herrscher auf dem Throne mit bewegter Stimme spricht,
Wie des Reiches Kanzler schmeichelt, Josephine hört es nicht.
Worte mögen nicht betäuben des zerriß'nen Herzens Qual,
Und der Blumenkranz versöhnet nicht das Opfer mit dem Stahl.

Thrän' im Auge, Thrän' im Herzen, denkt die Kaiserin der Zeit,
Wo den Gatten Robespierre's Blutspruch dem Schafot geweiht,
Wo ihr Knabe kühnen Trotzes foderte des Vaters Schwert,
Wo er stolz des ersten Sieges an des Feldherrn Hand gekehrt.

Jener sonn'gen Tage denkt sie, wo ihr des Jahrhunderts Held
Huldigend zu Füßen legte die Trophäen einer Welt,
Wo in Notredames Hallen sie dieselbe Hand geschmückt
Mit der Krone lichtem Golde, die den Reif ihr jetzt entrückt.

So bewährten die Gestirne, was des Negerweibes Mund,
In der Hand des zarten Kindes Zukunft lesend, machte kund:
Heil dir, Herrin, die dereinst du über Königinnen ragst!
Weh dir, Herrin, die dereinst du deinen tiefen Sturz beklagst!

Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet rasch das Pergament,
Das sie von der Herrscherkrone, das sie von dem Gatten trennt,
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern,
Weinet, bis zum Tod' entwichen ist mit ihr des Kaisers Stern.

Das Gedicht: „Lätitia", das letzte der Sammlung und eins der gelungensten, ist zu lang, um es hierher zu setzen, weshalb wir nur darauf verweisen wollen.

Weniger gelungen müssen wir das elegische Gedicht „Sanct Helena" finden. Es gibt überhaupt in deutscher Sprache kein gelungenes Gedicht auf den leidenden Napoleon, so wenig als auf sein Grab. Selbst Manzoni's berühmte und vielübersetzte Ode ist verfehlt. Die Poeten haben den Fehler begangen, stets den allgemeinen Gegensatz des Herrn der Welt und seine schnelle Vereinsamung auf der öden Felsenklippe festzuhalten; dieser Gegensatz in solcher Allgemeinheit führt aber auf Gemeinplätze, die schon von Tausenden gesagt sind und sich alle weit schlechter ausnehmen als das einfache Wort Ossian's: „Mit den Schritten meß ich dein Grab, du, der du so groß warst". Wozu können die weitschichtigen Umschreibungen dieses einfachen Wortes führen, als zu Elegien; Derjenige aber misversteht das Leid Napoleon's auf der Felsenklippe des Oceans, der nur eine Elegie (und wenn es die gediegenste und ergreifendste ist) auf ihn zu dichten weiß. Ist wol Napoleon ein einziges Mal, so lange er von Hudson's Blicken beargwohnt ward, elegisch geworden? Nein. Wenn

er es einmal geworden wäre, so hätte es gewiß der gute Las Casas aufgeschrieben. Viel eher als zu einer Elegie gäbe jene letzte Zeit des Imperators zu einem „Sommernachtstraum“ Stoff, der aber freilich nicht so friedlich, blumenartig und in sich geschlossen endigen könnte als jener des großen Shakspeare. Auf alle Fälle werden die vorliegenden Lieder in manchem Gemüth Anklang und Theilnahme finden, was sie sicherlich verdienen. 32.

Denknisse eines Deutschen oder Fahrten des Alten im Bart, herausgegeben von Karl Schöppach. Schleusingen, Glaser. 1835. 8. 1 Thlr.

Obwol der Verf. dieses Büchleins sich nicht genannt hat und der Herausgeber vielleicht nur einen angenommenen Namen führt, so ist es doch nicht schwer, den Autor zu errathen, der eine Zeit lang (um seine Ausdrucksweise zu gebrauchen) viel im Volke genannt wurde. Da er sich indessen nicht genannt, so haben wir auch kein Recht, unsere Vermuthung als evident hinzustellen, möchten aber doch wol ziemlich fest darauf bauen, daß es der Gründer der Turnanstalten, der Verf. des „Deutschen Volksthums“ ist, der hier mit seinen Lesern spricht — mit einem Worte Jahn. Was ihn bewogen haben kann, mit diesen Mittheilungen, welche ein Franzose Memoiren, ein anderer Deutscher, wie z. B. Rumohr Denkwürdigkeiten *) genannt haben würde, so spät hervorzutreten, da sie sämmtlich Ereignisse betreffen, die schon vor 20 und mehr Jahren vorfielen, wissen wir nicht. Jedenfalls aber müssen wir dem Verf. Dank dafür sagen. Der Inhalt des Büchleins zerfällt in drei Abschnitte, einen größern und zwei kleinere. Der erstere heißt „Der Geleiter“, die beiden andern „Der Abend in Mattiach“ (augenscheinlich Wiesbaden) und „Die Fahrt nach dem Jettenbühel“ (Heidelberg). Der erstere nimmt gute drei Viertheile des Buches ein, und erzählt uns des Ausführlichern, wie der Geleiter (eine Person mit dem Verf.) in den Zeiten, wo Napoleon's Herrschaft auf Deutschland lastete, einen in Deutschland reisenden Engländer, der eine wichtige diplomatische Mission hatte, dabei aber von den Franzosen ausgewittert und gefährlichst bedroht wurde, glücklich durch vielerlei Fährlichkeiten bis an die Küste führt, wo er sich nach England einschifft. Bei dieser Erzählung, die doch vielleicht etwas zu sehr in die Breite geht, ist uns besonders die überall hervortretende höchst genaue Bekanntschaft mit der deutschen Volkssitte, Volkssprache und der Oertlichkeit bis in die geringsten Einzelheiten bemerkenswerth und anziehend gewesen. Hier und da sind gute lustige Geschichtchen eingestreut, die ganz zu dem Erzähler und zu Denen, denen sie vorgetragen werden, passen. Daß wir die Ansichten des Verf. in der Politik, sowie in Betreff der einzelnen Pflichten des Bürgers jetzt nicht mehr ganz theilen können, wird er uns vielleicht um so weniger verübeln, als er sie wol selbst nicht mehr in der damals ebenso begreiflichen als heilsamen Strenge festhalten mag. So ist uns denn auch das Bestreben des Verf. in der Behandlung der Sprache mehr eine am Einzelnen zu achtende Eigenheit, als etwas, das zum Gesetz für Andere werden könnte. Wie indessen entschiedene Neigungen und Bestrebungen nach einer Seite, so wenig sie selbst ein harmonisches, sich ausgleichendes Ganze in der Welt des Handelns oder des Betrachtens darstellen, doch immer für das Allgemeine ersprießlich werden, so auch hier. Die Sprache gewinnt so manche schätzbare Ausbeute bei des Schriftstellers einseitigem Eifer, daß für Denjenigen, welcher mit Auswahl behalten will, sich hier eine reiche Fundgrube öffnet. Das Buch aber erhält dadurch ein eigenthümliches Colorit, daß es zu einem echten Charakterbilde wird und uns eine der in jener Zeit so mannichfaltigen Physiognomien selbstkräftiger Männer in erfreulicher Bestimmtheit hinstellt.

*) In dem Vorworte des Herausgebers wird dieser Ausdruck als zu anspruchsvoll abgelehnt.

Der zweite Abschnitt des Buches erzählt ein halb artiges, halb ernstes Abenteuer, das dem Verf. in Wiesbaden begegnet ist. Er hat eine schöne Spanierin, die ihm am Tisch gegenüber sitzt, nicht für eine echte Perle dieser stolzen Nation anerkennen wollen und sich nicht darüber getäuscht. Wie ihm dies beinahe unangenehme Händel zugezogen, lese man in dem Büchlein selbst nach. Den Beschluß endlich bildet eine Art diplomatischer Mission des Verf., weshalb er sich denn in diesem Abschnitt auch den Sendner nennt. (Wir wollen die Richtigkeit dieser Wortbildung dahingestellt sein lassen.) Der Sendner hat ein ehrenwerthes Abenteuer in Darmstadt, und verrichtet seinen Auftrag mit ebenso viel Geschick als Eifer. Das wie, bleibe die Ueberraschung und Unterhaltung der Leser, die das Büchlein selbst in die Hand nehmen wollen. Man urtheile über das anspruchlose Werkchen, wie man will; so viel wird aber wol Jeder einräumen müssen, daß er es mit Antheil gelesen, wenn nicht an dem Inhalt, so doch an dem Verf., dessen Name vor 20 Jahren einen so mächtigen Klang bei der deutschen Jugend hatte und dem Viele Vieles verdanken, worunter sich denn der Schreiber dieser Zeilen, der einer der ersten Besucher des Turnplatzes gewesen, mitrechnen muß. Die Lebensweise eines in seiner Zeit so hervortretenden, jetzt fast verschollenen Mannes hat uns denn natürlich den Wunsch erweckt, daß er mehr von sich hören lassen, und namentlich auch einmal von dem Jetzt seines Daseins Kunde geben möge. 13.

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Nach dem Book of Science von J. Sporschil. Ersten Bandes erste bis vierte Abtheilung (Mechanik mit 86 Abbild., Hydrostatik und Hydraulik mit 25 Abbild., Pneumatik mit 19 Abbild., Akustik mit 12 Abbild.) Leipzig, Brockhaus. 1834—35. 16. 1 Thlr. 3 Gr.

Referent kennt das englische Original nicht, dem man die vorliegenden Büchelchen nachgebildet hat; so viel scheint ihm aber gewiß, daß dasselbe bei Vereinigung einer sorgfältigen wissenschaftlichen und stylistischen Ausstattung mit einem gleich niedlichen Aeußern sehr viel Gutes habe stiften können. Die Welt, die Geschäftsleute, vielleicht selbst die Damen, werden gern Werkchen in die Hand nehmen, in denen ihnen die interessantesten Dinge aus der Physik, von denen sie täglich reden hören, ohne beim Mangel aller Vorkenntnisse mitsprechen zu können, auf eine populaire, ganz mundrechte Weise dargeboten und noch obendrein durch beigedruckte Kupferchen, wie hier, veranschaulicht werden. Denn man muß, im Ganzen genommen, leider zugeben, daß das Studium der Naturwissenschaften verhältnißmäßig noch immer sehr vernachlässigt wird, und daß mancher sogenannte Gebildete seine gänzliche Unkenntniß in derselben ohne Beschämung eingesteht, während ihn z. B. ein grammatischer Schnitzer erröthen machen würde.

Betrachten wir das vorliegende Werkchen als einen bloßen Ausdruck des Wunsches, diesem Misverhältnisse in den verschiedenen wissenschaftlichen Bestrebungen entgegenzuarbeiten, ohne in Anschlag zu bringen, wie weit dasselbe höheren diesfallsigen Anfoderungen genügt, so erscheint dies reine Bestreben demnach als sehr verdienstlich. Allein in der technischen und stylistischen Behandlung der so gestellten Aufgabe ist, angedeutetermaßen, gefehlt und der Ausarbeitung, in diesen beiden Rücksichten, nicht diejenige Sorgfalt geschenkt worden, welche die Wichtigkeit des Zwecks erheischt. Zu der Uebersetzung oder übersetzenden Bearbeitung eines wissenschaftlichen Werkes gehört nicht, wie sich die Herren Uebersetzer oft einbilden, bloße Sprach-, sondern auch Sachkenntniß und zwar nicht blos eine oberflächliche, sondern eine tiefere, da die Darstellung derselben schwierigen Materien in zwei verschiedenen Sprachen auch meistens große Verschiedenheiten darbietet, deren Beziehung aufeinander oft ebenfalls nicht

ohne Schwierigkeit ist. Die Zweideutigkeit des Ausdruckes wird dann der Verräther der wissenschaftlichen Incompetenz des Uebersetzers; und es würde mir nicht schwer werden, dem vorliegenden Werkchen fast auf jeder Seite ein solches zweideutiges Schwanken des Ausdruckes nachzuweisen.

Ein Vorzug dieses Werkchens anderseits, den es aber freilich lediglich dem Originale verdankt, dem es nachgebildet worden ist, besteht in der geschickten Auswahl der Experimente, welche zur Versinnlichung der entwickelten Lehren vorgeschlagen werden. Die Verf. haben dabei den Takt bewiesen, fast überall nur Anweisung zu solchen Versuchen zu geben, die mit Leichtigkeit und Eleganz der Ausführung die Bewirkung augenblicklicher sinnlicher Evidenz verbinden, und die beigefügten (eingedruckten) Kupferchen sind oft so gelungen, daß schon ihre bloße Ansicht das weitere Experimentiren überflüssig macht. So habe ich z. B. in der Mechanik zur Versinnlichung der Lehre vom Parallelogramm der Kräfte Anweisung zu einigen mechanischen Spielereien gefunden, welche ich in größern Lehrbüchern, wo nur immer Eberhard's Diagonalmaschine dafür angeführt wird, ungern vermisse. Es gibt eine Classe von Lesern, für welche dergleichen ein großer Vorzug ist, und besonders wird es einen angenehmen Eindruck hervorbringen, zuweilen das Billard dabei in Vorschlag gebracht zu finden.

In der Hydrostatik findet sich da, wo von der Zusammendrückbarkeit der tropfbaren Flüssigkeit die Rede ist, dagegen „Zusammenwirkbarkeit" gedruckt, welches einen Beweis der Nachlässigkeit der Correctur abgibt, die grade bei einem solchen, dem Laien bestimmten wissenschaftlichen Werke doppelt aufmerksam sein sollte. Daß das Büchelchen mit seinen beigedruckten Kupfern hätte Nutzen stiften können, davon kann man sich z. B. im dritten, der Pneumatik gewidmeten Bändchen, S. 32 durch die vielleicht zufällig besser gerathene Beschreibung des Radbarometers überzeugen, welche eben mittels des sogleich daneben gedruckten Kupferchens augenblicklich eine vollkommene Deutlichkeit gewährt. 87.

Notizen.

Elias und die Propheten.

Wir entnehmen folgende sehr interessante Stelle aus Lamartine's „Reisen in den Orient": „Die vorzüglichste der sogenannten Eliasgrotten auf dem Berge gleiches Namens, unfehlbar von Menschenhand in den härtesten Felsen gehauen, ist ein Saal von wunderbarer Ausdehnung; er hat keine andere Aussicht als die auf das weite grenzenlose Meer, und man vernimmt daselbst kein anderes Geräusch als das der Wogen, welche sich ohne Unterlaß an dem Vorgebirge brechen. Die Tradition berichtet, daß dies die Schule war, wo Elias seinen Schülern die Geheimnisse der verborgenen Wissenschaften lehrte. Der Ort war bewundernswürdig gewählt, und die Stimme des alten Propheten, der als das Haupt einer ganzen spätern Prophetengeneration zu betrachten ist, mußte majestätisch widerhallen in dem hohlen Busen des Berges, den er mit so vielen Wundern bezeichnete und seinen Namen gab.

Die Geschichte des Elias ist eine der wunderbarsten in der heiligen Geschichte; er ist der Riese der heiligen Barden. Wenn man sein Leben liest und die schreckliche Weise seiner Vergeltungen, so scheint es, daß der Blitz Gottes dieses Mannes Seele ausmachte, und daß das Element, in welchem er gen Himmel fuhr, sein angebornes war. Dieses Leben ist eine schöne lyrische Figur in dem großen Gedichte der alten Mysterien der jüdischen Civilisation. Ueberhaupt ist die Epoche der Propheten, wenn man sie historisch betrachtet, eine der schwierigsten und unverständlichsten in dem Leben jenes flüchtigen Volkes. Indessen kann die Zeit und die Person des Elias, wenigstens großentheils, als der Schlüssel zu der seltsamen Organisation der Prophetenkaste angesehen werden. Unstreitig war es eine heilige (sainte) und wissenschaftlich gebildete Classe, die immer in Opposition gegen die Könige stand, heilige Volkstribunen, die das Volk aufregten oder besänftigten durch Gesänge, Parabeln, Drohungen, Weissagungen, die in Israel Factionen bildeten, sowie heutzutage das Wort und die Presse dergleichen hervorbringen, die sich gegenseitig bekämpften, anfangs mit dem Schwert ihrer Rede, dann mit dem wirklichen Schwert und Steinigung, die sich von der Oberfläche der Erde vertilgten, wie man den Elias sie hundertweise vertilgen sieht, an die endlich ebenfalls die Reihe kam, überwunden zu werden, und die endlich andern Herrschern der Völker Platz machen mußten. Zu keiner Zeit hat die Poesie, im eigentlichsten Verstande, eine so gewaltige Rolle in einem politischen Drama in den Bestimmungen der Nationen gespielt. Die Vernunft oder die Leidenschaft, jenachdem sie wahre oder falsche Propheten waren, sprach aus ihrem Munde nur in der energischen und wohlklingenden Sprache der Bilder und Gleichnisse. Unter ihnen gab es keine Redner, wie zu Athen oder zu Rom; denn der Redner ist zu sehr Mensch. Sie hatten nur Lobgesänge und erschütternde Klagen, denn der Poet ist göttlicher Natur. Wo hätte irgendwo anders eine solche glühende, farbenreiche, berauschte, ja oft beinahe wahnsinnige Begeisterung unter einem ähnlichen Volk eine gleiche Herrschaft des singbaren Worts ausgeübt? Nicht erstaunen darf man, daß, unabhängig von dem hohen Sinn, den diese Gedichte in sich schließen, sie ein so vollständiges, unnachahmbares Denkmal des Genies und der Anmuth bilden. Damals war der Werth des Dichters der Völkerverein selbst; ihre Inspiration unterwarf ihnen die Nation, sie vermochten diese je nach ihrem Willen zu Heldenthaten und zu Verbrechen; sie machten die schuldbeladenen Könige erbeben, sie brandmarkten die bösen Fürsten vor den Augen Aller, aber indem sie den Patriotismus in den Herzen ihrer Mitbürger erweckten, verhalfen sie ihnen zu herrlichen Triumphen über ihre Feinde, oder riefen ihnen, wenn sie sich in Verbannung und Sklaverei befanden, die Berge Zion und die Freiheit der Kinder Gottes in's Gedächtniß. Man muß erstaunen, daß, so viel die moderne Poesie aus der heiligen Geschichte geschöpft hat, sie noch nicht das wunderbare Drama von den Propheten begriffen hat. Es ist ein schöner Gesang in der Weltgeschichte.

Eine französische Dame hat unlängst der königlichen Akademie der Medicin zu Paris die Summe von 20,000 Francs legirt, unter der Bestimmung, daß die jährlichen Zinsen dieser Summe Demjenigen zufallen sollen, der der Akademie die beste Schrift über den verderblichen Einfluß des Aergers auf die Verkürzung des menschlichen Lebens einreicht. Die Dame muß sich in ihrem Leben viel geärgert haben, daß sie die Theorie des Aergers schließlich noch mit 20,000 Francs bezahlt.

Das britische Museum erfreut sich nach der Angabe der „Literary Gazette" seit sechs Jahren einer vervierfachten Theilnahme seiner Interessenten. Im J. 1829 war die Zahl der Besucher 68,101, im folgenden Jahre stieg sie auf 71,336, 1831 betrug sie 100,000, 1832 147,900, 1833 211,000, und im vorigen Jahre 237,300. Die Zahl der Personen, welche in den Studirzimmern arbeiteten, belief sich im verflossenen Jahre auf 70,300. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1835.

Die Lehre von den Köpfen, namentlich von dem witzigen und schwärmerischen Kopfe, entwickelt und dargestellt von Harro Wilhelm Dirksen. Altona, Aue. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese ausführliche und mühsame Untersuchung gehört ihrer Art und Methode nach noch in diejenige Periode der Psychologie, in welcher man durch formelle, logische Eintheilungen des durch mancherlei Erfahrung zusammengebrachten Stoffes die Seelenerscheinungen erklären zu können meinte; sie schließt sich also etwa an die Untersuchungen, wie sie Maaß, Hoffbauer u. A. angestellt haben, an. Sie stellte sich vornehmlich einen psychologischen und einen pädagogischen Zweck. Jener besteht darin, die Köpfe ebenso, wie Andere mit den Gefühlen und Trieben, Affecten und Leidenschaften gethan, nach Principien abzuleiten (die Köpfe ableiten?) und zu classificiren (Vorrede I), dieser darin, Lehrern und Erziehern Anleitung und Winke über die Erkennbarkeit der verschiedenen Köpfe und deren Behandlung zu geben. Der Verf. bemerkt (S. 4), daß seit der bekannten, von Lessing übersetzten Schrift des Spaniers Huart (Huarte): „Ueber die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften", und in neuern Zeiten seit Garve in seiner Abhandlung: „Ueber die Kunst zu denken", die Entwickelung (?), Eintheilung und Beschreibung der Köpfe sowol in psychologischen Lehrbüchern als in Monographien wenig zum Gegenstand der Untersuchung gewählt (worden) ist. Aber seitdem Kant in seiner „Anthropologie" die verschiedenen Arten des Wahnsinns, folglich die kranken Köpfe methodisch und sogar (!) systematisch (sic) zu entwickeln und zu ordnen versucht habe, so seien in kurzer Zeit mehre Versuche dieser Art auf einander gefolgt, unter welchen der von Carus (dem ältern) sich vorzüglich auszeichne. Und doch scheine, sowie einer jeden Pathologie und Nosologie eine Physiologie des menschlichen Körpers vorhergehen müsse, eine Theorie der kranken Köpfe nur durch eine Theorie der gesunden möglich werden und gelingen zu können, sowie letztere auch jener an Interesse und Nutzbarkeit in keiner Hinsicht nachstehe.

Von der versprochenen Ableitung der Köpfe aus Principien hat nun Rec. in der That keine Spur wahrgenommen, wie er denn nicht einmal den Begriff des Kopfs, was ihm das einzig Mögliche scheint, auf seine wahre Grundlage zurückgeführt sah. Nicht einmal eine Definition versucht der Verf., sondern er beginnt mit einer Bestimmung, welche, indem sie sich an einen particulairen Sprachgebrauch anschließt, gegen einen andern verstößt: „Kopf bezieht sich auf die intellectuellen Anlagen und Fähigkeiten mit Ausnahme des Gedächtnisses." Warum? Der Kopf ist kein bloßer Gedächtnißmensch; aber der (gute) Kopf kann nicht ohne Gedächtniß sein, und der Verf. sagt ja selbst wieder (S. 52): „In Verbindung mit dem Kopfe hat das Gedächtniß einen sehr großen Werth u. s. w." Wenn nun der Verf. einestheils im Gegensatz des bloßen Gedächtnißmenschen unter dem Kopfe unstreitig den guten Kopf versteht, wie kann er nun auch wieder eine Classe der dummen und einfältigen Köpfe annehmen? Die andere Seite seiner Bestimmung ist die, der Kopf soll sowie über dem Gedächtnisse, so unter dem Geiste stehen, obgleich sich beide auf die intellectuellen Anlagen beziehen. Wenn nun der Kopf unter dem Geiste stände, wie könnte man vom philosophischen Kopfe reden, von welchem der Verf. doch spricht; obgleich er auch wieder sagt, philosophischer Geist sei richtiger. Aus solchen sich blos an den Sprachgebrauch anknüpfenden Bestimmungen ist natürlich nichts zu machen und abzuleiten. Rec. glaubte, der Verf. würde daher tiefer ausholen, nachdem er die folgenden Worte gelesen hatte: „Kein Kopf kann für sich und isolirt verstanden und begriffen werden sowie kein Temperament u. s. w." Beschrieben können Köpfe werden, auch vereinzelt und ohne Zusammenhang mit- und untereinander u. s. w., aber begriffen und verstanden können sie nur werden durch organischen Bau und Zusammenhang (wessen?), folglich durch Principien, wodurch sie in eine erkennbare und nothwendige Verbindung und Beziehung mit und untereinander (der Styl des Verf. leidet sehr an solchen Ueberflüssigkeiten) gesetzt werden. Allein statt der Principien oder tiefern Grundlage der Untersuchung gibt uns der Verf. eigentlich blos eine auf jene oberflächlichen Bestimmungen gebaute Eintheilung und scheint also zu glauben, eine Classification bringe schon Zusammenhang in die Begriffe. Wir wollen diese Eintheilung, auf welcher eine Menge anderer aufgeführt sind, etwas näher betrachten.

Zwischen den Köpfen ist ein Unterschied. Dinge aber,

die zu einem Geschlecht oder Hauptbegriff gehören, können nur verschieden gedacht werden in der Art oder in der Größe; diese beiden Momente (der Qualität und der Quantität) können auf nichts Höheres zurückgeführt werden (warum nicht?) und erschöpfen jeden Unterschied. Der Unterschied der Art aber ist der wichtigere. Die Artverschiedenheit der Köpfe also will der Hr. Verf. nach Principien bestimmen. Was gibt er nun für Principien aus? Zufolge der obigen Bestimmung eines relativen Sprachgebrauchs steht der Kopf über dem Gedächtniß und unter dem Geiste; daraus nun folgert der Verf., er falle in den Verstand als seine eigenthümliche und nothwendige Sphäre, denn der Verstand sei das Mittlere zwischen Gedächtniß und Geist und fehlen dürfe er bei keinem Kopf. „Aber blos aus dem Verstande lassen sich die Köpfe auch nicht ableiten und eintheilen." Es wird also weiter gesucht oder vielmehr nicht gesucht, sondern gesagt: die Einbildungskraft steht auch zwischen dem Gedächtnisse und dem Geiste. Sollte man nun wol glauben, daß Jemand den seltsamen Schluß machen würde: die Einbildungskraft gehört daher auch zum Kopfe, und doch thut dies der Verf. und nennt sie ein Element des Kopfs. Die Sache wäre sehr natürlich, wenn der Verf. ganz einfach gesagt hätte: was man Kopf nennt, ist die concrete Erscheinung der nach verschiedenen Seiten hin gerichteten und verschiedentlich bedingten und ausgebildeten Anlage zum Vorstellen und Denken. Allein noch nicht genug, es wird noch ein drittes Princip oder Element hinzugebracht, nämlich der intellectuelle Sinn. Der Verf. rechtfertigt das Herbeiholen dieser qualitas occulta, sowie das der Einbildungskraft nachträglich dadurch, daß er hierbei auf den Ursprung und die Verknüpfung der Vorstellungen in den Köpfen Rücksicht nehmen zu müssen glaubt. Aber was ist denn über den Ursprung der Vorstellungen erklärt, wenn man dafür den Namen: intellectueller Sinn, setzt? Der Verf. sagt, der intellectuelle Sinn liefere den Stoff zu den Verknüpfungen des Verstandes und der Einbildungskraft. Also ein Stoffvermögen und ein Formvermögen. Wenn man sich das nur denken könnte! Wenn aber die Verknüpfung der Vorstellungen hier auf die Einbildungskraft und den Verstand bezogen wird, so hätte der Verf. auch erklären sollen, warum er hier einmal den Verstand als eigenthümliche und nothwendige Sphäre des Kopfs und dann wiederum neben die Einbildungskraft in der letztgegebenen Beziehung setzt. Hier ist aber der Verf. schon mit seinen „Principien" fertig, und er eilt zu Dem, was ihm die Hauptsache ist, zur Eintheilung (S. 4).

Zuerst ergeben sich „an den schon bemerkten Elementen oder Grundbestandtheilen merkwürdige und ganz verschiedene Kopfanlagen", welche schon als ganz eigenthümliche Köpfe angesehen und aufgeführt werden können und welche Köpfe der ersten Ordnung oder einfache Köpfe heißen sollen. „Die übrigen oder zusammengesetzten (S. 110) Köpfe müssen sich nun nothwendig (?) aus der Verknüpfung der mehrerwähnten Grundbestandtheile ergeben." Sind denn nach dem Vorigen nicht alle diese sogenannten Grundbestandtheile schon eben als solche in dem Kopfe verknüpft? Oder nimmt der Verf. hier den Kopf wieder in einer andern Bedeutung? Diese Verknüpfung soll nun wieder verschiedener Art sein, bloßer Uebergang von dem einen (Kopfe?) in den andern oder eine Durchdringung oder Verknüpfung im wahren Sinne. Köpfe, die aus dem Uebergang hervorgehen, heißen Köpfe der zweiten Ordnung, die aus der Durchdringung, Köpfe der dritten Ordnung. Aber warum? Der Name selbst deutet ja auf eine Ableitung aus dem Vorigen hin. Wir lassen dabei die rohen Voraussetzungen, welche mit diesen bildlichen Vorstellungen von Uebergang und Durchdringung gemacht werden, ganz dahingestellt sein, können aber unsere Verwunderung nicht bergen, wie ein psychologischer Forscher heutzutage noch glauben kann, mit solcher Art von Fachwerk die unendlichen Modificationen der intellectuellen Anlagen begreifen zu können wie der Verf., welcher es ganz vertrauensvoll ausspricht, daß auf diese Weise „alle Köpfe zum Vorschein kommen müßten und das Princip der Eintheilung darum richtig und erschöpfend zu nennen sei." Nicht einmal logisch richtig kann man die Eintheilung finden.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Briefe. I. Leipzig, F. Fleischer. 1834. 8. 1 Thlr.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Literatur und der Sitten am Ende des vorigen Jahrhunderts. Denn obgleich diese Briefe meist in diesem Jahrhundert, ja einige sogar 1833 geschrieben worden sind, so sind sie doch Nachklänge einer frühern Zeit, und vergegenwärtigen uns Ansichten und Formen des Zusammenlebens, welche in den geistreichern Cirkeln am Ende des vorigen Jahrhunderts herrschend waren.

Zuerst finden sich hier einige Briefe von Göthe an den Geschichtsforscher Woltmann aus den Jahren 1811—16. Sie liefern einen neuen Beweis von der Geschicklichkeit, mit welcher Göthe, ohne seine Selbständigkeit und seine Ueberlegenheit aufzugeben, sich Personen freundlich zu bezeigen und in gewissem Sinne anzuschließen wußte, welche ihren Ansichten nach ihm ebensowol hätten feindlich gegenüberstehen können. Unter Anderm sagt er in dem ersten Briefe: „Ueber die Grundsätze, welche Sie in Ihrer Uebersetzung (des Tacitus) in Absicht auf Sprache und Styl befolgen, erlaube ich mir kein Urtheil, indem ich wohl weiß, daß manches Befremdliche versucht werden muß, die Zeit und Gewohnheit das erst neu und gewagt Scheinende aufnehmen und bestätigen. Auch ist Das, was Sie ausgeübt, nicht ohne Vorgänger; aber Sie widmen Ihre Arbeit dem gegenwärtigen Augenblick; Sie wünschen die Theilnahme des Publicums; sollte dies nicht eben durch einen Styl abgeschreckt werden, der den jetzt Lebenden fremd erscheinen muß, wenn sein Verdienst auch wol in der Zukunft wird anerkannt werden! Verzeihen Sie mir diese Bemerkung!"

Das ist nun freilich die gelindeste Art, Jemand zu sagen, daß er unnütze und willkürliche Sprachverdrehungen zur Anwendung bringe. Die Wahrheit ist hier gesagt, aber so fein, daß nur Derjenige sie versteht, den sie nicht beleidigt. Unumwundener muß Göthe sich aussprechen, als Woltmann ihn auffodert, in eine von ihm redigirte Zeitschrift Beiträge zu liefern. Doch läßt Göthe jene Feinheit deswegen nicht ganz fahren. „Je älter man wird", sagt er unter Anderm, „je weniger wird es uns möglich, in Gesellschaft ans Publicum zu reden. Ich kann nicht verlangen, daß ein Redacteur Aufsätze ausschließen soll, die

meinem Sinne widersprechen; allein mir kommt es gar zu wunderlich vor, meine Ueberzeugung und das Gegentheil davon in Einem Hefte zu lesen.“

Da in diesen Briefen ein Aufsatz Woltmann's über Göthe's „Wahrheit und Dichtung“ erwähnt wird, so wird er auch hier beigefügt. Er ist sehr verständig geschrieben; aber über Göthe erfahren wir wenig darin. Der Verf. hatte offenbar mehr den guten Willen als die Fähigkeit, Göthe zu verstehen, und wir finden daher hier nur gelegentliche Betrachtungen über Göthe's Leben, welche, so scharfsinnig auch einzelne derselben sind, des Mittelpunktes und Zusammenhanges entbehren, sowie denn auch ihr Verfasser überhaupt zu den Menschen gehört, welche trotz vorzüglicher Verstandesgaben und eines ausgezeichneten Charakters nicht im Stande waren, sich einen einigen und inhaltreichen Lebenszweck auszubilden.

Es folgen nun Briefe von Woltmann an einige Freunde. Hier begegnet uns zunächst ein sittlicher Widerspruch, welcher trotz seiner Seltsamkeit häufig genug dem aufmerksamen Beobachter in der Welt entgegentritt. Der Briefsteller schmachtet nämlich im Anfange des ersten Briefes nach „der idyllenmäßigen Natur des Harzes“. „Nach ihr sehne ich mich“, sagt er, „wiewol das ungewohnte Vergnügen der Königsstadt mich rauschend umgibt, wie nach einem goldenen Zeitalter. Ich fühle es wohl, so lebendig ich mich im Strome des städtischen Lebens bewegen mag, für ländliche Einsamkeit, für stille Liebe und Freundschaft, vielleicht auch für die Wissenschaften war ich von der Natur bestimmt, nicht für die Täuschungen des Ehrgeizes und das Spielen einer Rolle in glänzenden Cirkeln.“ Und aus demselben Briefe geht sogleich darauf hervor, daß dieser stille Mann sich mit der größten Behaglichkeit in sogenannten glänzenden Cirkeln bewegt, und daß er denselben viel mehr Zeit widmet, als einem Gelehrten geziemend erscheinen möchte. Die Wahrheit an der Sache ist, daß Männer, wie Woltmann, überall sich behaglich fühlen, wo man ihnen mit Achtung und Ehrerbietung entgegenkommt, und daß der Weihrauch ihnen desto erfreulicher duftet, je zahlreicher die Fässer sind, aus welchen er aufsteigt. Solche Menschen können daher in Wahrheit der Menge auf die Dauer ebenso wenig entbehren als der gewöhnliche Zerstreuungssüchtige, wiewol aus andern Gründen als dieser. Daß nun solche Menschen meistens eine gewaltige Sehnsucht nach der „stillen Natur“ haben oder vielmehr zu haben meinen, scheint seltsam und ist doch erklärlich; denn indem sie fühlen, daß die Achtungsbezeigungen Anderer nur eine ihrer Neigungen, wenn auch die herrschende, befriedigen, so sehnen sie sich natürlich nach einem Andern, ohne daß ihnen der Gegenstand dieser Sehnsucht unmittelbar deutlich wird. Diese Lücke in ihrem unmittelbaren Bewußtsein muß nun die Reflexion ausfüllen, und diese wendet sich ihrer Natur gemäß immer auf das Entgegengesetzte von Dem, was eben vorliegt. Wenn daher äußerer Glanz, lebhafter Verkehr das Gegenwärtige ist, so wendet diese reflectirende Sehnsucht sich auf ländliche Zurückgezogenheit, Stille, Einsamkeit. Und sind diese vorhanden, so will sie wiederum das Gegentheil, und so treibt sie Diejenigen, welche ihr einmal verfallen sind, ewig in einem unerquicklichen Kreislaufe umher.

Wie übrigens Woltmann sich gegen die Literatur seiner Zeit verhielt, zeigt er in einem folgenden Briefe sehr offenherzig. „Friedrich Schlegel“, sagt er, „hat einen Roman, „Lucinde“ geschrieben, einen Auswurf seiner Lecture italienischer und spanischer Novellen und der griechischen Dichter, als Ganzes unter aller Kritik, widerlich als Dasjenige, was reine Menschheit darin sein soll, durch einzelne scharfsinnige Gedanken weniger ungenießbar. „Adelheid's Briefe“ von Nicolay sind nicht ohne wahre Bemerkungen und Anspielungen; aber er hat doch zu sehr Geschwätzigkeit, die Einem die Maulsperre verursachen könnte, für echten Ton des Frauenzimmers ausgegeben.“ Hier werden also Friedrich Schlegel und Nicolay ungefähr gleich hoch gestellt! Hält man dieses Urtheil mit dem Aufsatze über Göthe zusammen, so wird um so deutlicher, daß Woltmann sich zur Anerkennung Göthe's nur gleichsam gezwungen hat, weil dieser einmal als Genie ersten Ranges anerkannt war.

Dagegen ist das Lob, welches Woltmann in einem dritten Briefe dem Könige von Preußen spendet, sehr verständig und sachgemäß. Einen ehrenwerthen Charakter zu würdigen ist Woltmann fähig, weil er selbst einen solchen besitzt. „Hier, glaube ich“, sagt er, „kennt man den König nicht ganz, weil er nicht zu repräsentiren versteht; man schätzt nach der Sitte großer Städte seinen wirklichen Werth nicht genug, weil er ihn nicht mit Scheinwerth versetzen will und kann. Ich kenne sein stündliches Leben, und höre fast täglich, was er an Urtheilen und Empfindungen äußert. Er liebt nichts in der Welt als das Militair und seine Pflicht. Die Staatsgeschäfte sind ihm unangenehm; aber er besorgt sie auf das emsigste, weil er ohnedies nicht pflichtmäßig handeln würde. Er besitzt alle Tugenden, die man von einem rechtschaffenen Privatmanne fodert, ohne daß die Empfindungen, welche er als solcher hegt, jemals ihn verführt hätten, auch nur im leisesten gegen den König zu fehlen. Keusch und treu gegen seine hochgeachtete Gemahlin, streng, doch ohne Uebermaß gegen seine Kinder, ohne Veränderung gegen einmal gewählte Freunde, ehrt er alle die Verhältnisse, die ein dankbares Gemüth heilig hält, auf das gewissenhafteste, und um ihretwillen Menschen, welche sonst sein Urtheil verwirft. Obgleich seinem Geiste durch Natur und Erziehung glänzende Vorzüge fehlen, besitzt er doch ein seltenes Talent, welches auf einem Throne von unschätzbarem Gewinn ist. Daß ein so durchaus guter Mensch die sittliche Güte Anderer gleichsam durch einen Instinkt auffindet, ist sehr natürlich; aber daß sein Verstand den hellen Geist und das Talent, dessen er bestimmt bedarf, mit dem ersten Blicke entdeckt, scheint eine Gabe zu sein, die außer den Grenzen seiner Natur liegt, von einem guten Geschick ihm aber als Zugabe verliehen wurde, damit er glücklich auf dem Throne sein könne. Dagegen liegt es ganz in der Gesundheit seiner Individualität, daß Vorurtheile tief unter ihm sind, obgleich er nicht durch Schwung über sie erhaben ist. Ein König unserer Tage (1799), der bei der gefahrvollsten Lage Buonaparte's mit Ehrlichkeit sagen konnte: es wäre doch Schade, wenn ein so großer Mann unterginge, erregt wenigstens das Vorurtheil, daß er selbst nicht von Vorurtheilen beherrscht werde. Auch in der Religion duldet er sie nicht, wiewol seine Begriffe über dieselben die kirchlichen sind. Sein religiöses Gefühl bleibt im Kreise einer edeln Natur.“

Nun folgen einige Briefe an Woltmann. Unter ihnen ist einer von Fr. Buchholz insofern interessant, als sich aus demselben deutlich genug ergibt, daß er sich viel weniger innig mit Hrn. von Woltmann befreundet haben würde, wenn Frau von Woltmann nicht gewesen wäre. Der Briefsteller bemüht sich zwar, sich den Schein der Unbefangenheit zu geben; aber wider seinen Willen blickt eine empfindsame Neigung überall durch; z. B. in folgender Stelle, welche ganz unbefangen anfängt, aber sehr zart endigt: „Versichern Sie Ihre Frau meiner höchsten Achtung. Ihr Lied auf den Krieg von 1813 ist das letzte, was ich von ihren Productionen kennen gelernt, und mir noch immer gegenwärtig. Ich weiß es auswendig, und sage es mir oft auf einsamen Spaziergängen mit den angenehmsten Erinnerungen an die Sommerabende, die ich mit Ihnen Beiden in Ihrer Villa verlebt habe. In wessen Händen sie jetzt ist — das zu erforschen, habe ich bisher gar nicht das Herz gehabt; so wehe thut es mir, zu denken, daß diese hübsche Besitzung nicht mehr das Eigenthum zweier genialen Menschen ist, die sie für mich zu einem Zauberpalast machten. Es sei darum!“ Es ist anziehend, die feine, aber natürlich niemals ganz verschwindende Nuance zu beobachten, welche die Verschiedenheit des Geschlechts in die Freundschaft verständiger und gebildeter Menschen bringt.

Die nun folgenden Briefe von Therese Huber an Frau von Woltmann lassen einen unangenehmen Eindruck zurück; sie stellen uns das Bild einer Frau vor Augen, welche trotz ihres hohen Alters und trotz dem, daß sie vier zum Theil verheirathete Kinder hat, doch zu keinem ruhigen, behaglichen Familienleben

gelangen kann, und welche sich mit fast krankhafter Anstrengung durch Verhältnisse hindurchwindet, welche selbst einem Manne gegenüber bis zur Peinlichkeit drückend erscheinen würden. Hat man aber das Unangenehme des Gegenstandes überwunden, so kann man sich auch hier an der Schärfe und Lebendigkeit erfreuen, mit welcher die Briefstellerin sich darstellt. Jedenfalls sind diese Briefe ein charakteristisches Denkmal jener Zeit, in welcher die Frauen sich über ihr Geschlecht zu erheben meinten, indem sie männliche Arbeiten und Gewohnheiten annahmen.

Den Rest des Bändchens füllen einige Briefe von Frau von Woltmann. Hier spricht sich dieselbe Unweiblichkeit aus, wie in den vorgehenden, doch wirkt sie minder unangenehm, weil sie sich fast nur in Reflexionen äußert. Unter Anderm sagt die Briefstellerin: „Da die bürgerliche Gesellschaft da ist, die allgemeinen Zwecke des Daseins fördern zu helfen, nicht deren Erreichung zu hindern, sollte sie das Mutterwerden der Frauen außer der Ehe nicht unbedingt, wie sie thut, verpönen. Sie kann, indem sie jenes that, nur einer Sittenlosigkeit haben entgegentreten wollen, die freilich beim Weibe, gar beim Mädchen noch abscheulicher als beim Manne widernatürlich ist. Sie kann nur daran gedacht haben, sich tüchtige, brave Mitglieder zu sichern, dadurch, daß sie denselben in der Kindheit Schutz, Pflege, Ausbildung sichert. Gesetzt aber, ein Mädchen bewiese durch ihr allgemeines Benehmen, daß sittlicher Ernst in ihr sei; sie besäße Vermögen oder Fähigkeiten, oder Beides, um dadurch ihrem Kinde ein Asyl würdiger, menschlicher Ausbildung in einem eignen Hausstande zu verschaffen; sie thäte dies, erzöge jenes häuslich und würdig, sollte sie sich nicht mit Ehren zu ihm als Mutter bekennen dürfen? Ich spreche nicht von andern Fällen, denn ich brauche wol nicht zu sagen, daß ich keiner Sittenlosigkeit das Wort reden will."

So unweiblich diese Aeußerung sein mag, so ist doch daneben so viel Verstand und so viel edle Selbständigkeit des Geistes darin, daß sie noch als die bessere Seite in der Denkweise der Briefstellerin repräsentirend gelten kann; dagegen möchte die folgende Stelle genügen, um die Einseitigkeit dieser Denkweise in ihrem vollsten Lichte aufzuzeigen. „Bei der Ehe, wie sie unter uns ist, finde ich Vieles herb und roh. Für's Leben! So etwas für immer Festgestelltes für ein menschliches Verhältniß, bei dem wandelbaren Wesen der menschlichen Natur und der Dinge! Dann das gemeinschaftliche Existiren in denselben Räumen, — die Verpflichtung Kinder zu erzeugen. Ich begreife nicht, wie die Mädchen nicht viel mehr Widerwillen gegen die Ehe haben wie die Männer. Man hat ihnen die rothen Beeren der bürgerlichen Bedeutsamkeit, des häuslichen Regiments, der einzigen Möglichkeit, mit Ehren Mutter zu werden, nicht umsonst an die Schlinge gebunden."

Hier tritt der Verstand zurück und die Unweiblichkeit bleibt. Seltsam ist es, daß sie das Mutterwerden als eine wesentliche Bestimmung des Weibes festhält, während sie so ganz und gar keinen Sinn für den Beruf des Weibes als Gattin hat. Consequenter wäre es, all dergleichen Natürliches als ein nothwendiges Uebel zu verwerfen. Aber Frau von Woltmann ist niemals selbst Mutter gewesen, und es ist Frauen dieser Art eigen, immer Das, was ihnen nicht gegenwärtig ist, als das Hohe, das Wesentliche zu betrachten.

Ueberdies liebt Frau von Woltmann überhaupt die Uebertreibung. Als sie auf einer Reise in Italien Genua verlassen soll, sagt sie: „Bald werde ich das göttliche Genua mit tausend Thränen verlassen. In wenigen Tagen ist auch diese Blüte meines Lebens, der hier verflossene Zeitraum verblüht und fällt ab. Müßte ich zugleich vom Meere scheiden, hielte ich es nicht aus, bilde ich mir ein; ich möchte sagen, schmeichle ich mir; denn was hält man nicht aus, das viel härter noch ist; — es ist eine Schande für die menschliche Natur, wie viel sie ertragen kann."

Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine sonst verständige Frau es für einen Fehler der menschlichen Natur erklärt, daß man von einer schönen Gegend zur andern reisen kann, ohne vor Schmerz zu sterben!

131.

Notiz.

Hindostanische Steinbilder.

In dem Dorfe Trivikaret bei Pondichery in Indien befindet sich eine große Pagode auf einem freien Platze, die in der That anstaunenswerth ist. Ueber der Thüre, durch die man hineingeht, erhebt sich eine Pyramide von fünf Stockwerken Höhe; alle mögen, vom Sockel unten an gerechnet, wol 50 Ellen hoch sein und schließen in der Spitze der Pyramide mit in Stein gehauenen Pfauen, die ein Rad schlagen. So wunderlich die Idee ist, so mag sie allerdings zu dem sonderbaren Ganzen passen und mindestens einen eigenen Eindruck machen. Auch einige andere steinerne Kunstarbeiten kommen vor, namentlich ein paar Tänzerinnen mit Tamburin und Flöte.

Wenn schon das Aeußere dieses Göttertempels mit seltsamen Vorstellungen erfüllt, weil der Europäer an solche groteske Bildungen nicht gewöhnt ist, so macht doch das Innere einen noch viel stärkern Eindruck. Man kommt in den ersten Hof, wo eine Menge zerfallener Kapellen zur Seite liegen. Kaum eine ist noch in leidlichem Zustande, aber die Brahminen sehen es nicht gern, wenn der Europäer hineingeht. Zwei weibliche in Stein gehauene Gestalten sind gleichsam die Hüterinnen derselben. Im Innern erblickt man sieben Gestalten, alle von Stein und glänzend von Oel. Die mittelste von ihnen stellt den Gott Wischnu dar, und zwar in seiner Allmacht, daher mit sieben Armen und in jedem Arme eine Waffe, unter ihnen auch den Cheten, einen Wurfspieß, der kräftig von ihm geschleudert den Schuldigen überall erreicht, und hätte er sich in den Mittelpunkt der Erde verborgen. Ein Halsband von Todtenköpfen schmückt seine Brust. Die Bildsäule des Wischnu ist auch die größte, etwa sechs Fuß; allein, da sie sitzend, mit untergeschlagenen Beinen abgebildet ist, so macht sie einen schauerlichen Eindruck durch alle die sonderbaren Embleme. Die dem Wischnu beigegebenen sechs andern steinernen Bilder stellen ihn in den mannichfaltigsten Verwandlungen dar, welche er nach der indischen Mythologie sich gefallen ließ. Hier steht er als ein Mensch mit einem Affenkopfe, dort mit einem Elefantenkopf. Auch die Schlange Calegan fehlt nicht, mit der er ein großes Abenteuer bestand. Da in die Kapelle nur durch die Thüre und ein Fensterchen Licht hereinkommt, so kann man urtheilen, welches schauerliche Dunkel hier herrscht.

Eine große kolossale steinerne Kuh findet sich auf einem andern Punkte des großen Hofes. Sie mag wol gegen 25 Fuß Höhe haben und wird von einem Dache gegen die Witterung geschützt. Rechts steht ein Säulentempel von den vielen Säulen so genannt, die das Dach desselben tragen, und am Fuße sieht man eine Menge Greifen, jenes Geschöpf der Phantasie, das in Indien zuerst als Symbol verschiedener Kräfte der Thierwelt, des Adlers, des Löwen u. s. w., aufgestellt worden sein mag, bis späterhin die Unwissenheit des Abendlandes, was Sinnbild war, in der Wirklichkeit zu finden meinte, und die Fabel vom Vogel Greif Jahrhunderte lang erzählte. Läßt doch schon Herodot das Gold in der Wüste von solchen Greifen bewachen und Die, welche es dort suchen, mit ihnen heftige Kämpfe bestehen. Man sieht aber hieraus, wie uralt Indiens Mythologie sein muß. Beim geringen Verkehr der alten Welt hatten doch sicher Jahrhunderte dazu gehört, ehe eine solche Fabel im Abendlande Fuß fassen und dem Herodot als Wahrheit gesagt werden konnte. Es sind bei einer solchen Pagode eine große Zahl von Menschen angestellt, den Dienst des Heiligthums zu verrichten. Je 15 Brahminen, 10 oder mehr Musikanten, ebenso viel Bajaderen und noch einmal so viel andere Subjecte finden ihren Unterhalt, der in der Regel nur auf Almosen begründet ist, welche Alle, die dahin kommen, nach Kräften zu geben verpflichtet sind.

36.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 176. —— 25. Juni 1835.

Die Lehre von den Köpfen, namentlich von dem witzigen und schwärmerischen Kopfe, entwickelt und dargestellt von Harro Wilhelm Dirksen.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Nun werden zuerst behandelt die Köpfe der ersten Ordnung; sie heißen Köpfe der intellectuellen Sinneskraft, des Verstandes und der Einbildungskraft. Bei den erstern werden die wesentlichen Verschiedenheiten des unerwiesenen intellectuellen Sinnes aufgesucht. „Die Gedanken", heißt es, „quellen unwillkürlich aus der Seele (S. 4), der Kopf ist ein Werk der Natur." Was hat nun der Verstand zu thun, wenn der intellectuelle Sinn schon Gedanken unwillkürlich erzeugt? Der Verf. erklärt den Sinn als „eine angeborene, aus den Tiefen der menschlichen Seele quillende Empfänglichkeit und Kraft und den intellectuellen Sinn als die natürliche Empfänglichkeit für Gedanken und die ursprüngliche Kraft, wodurch sie unwillkürlich hervorgebracht werden. Wer nur begreifen könnte, wie eine Empfänglichkeit aus der Seele quillt! Aber der Verf. hat auch zwischen Vorstellungen und Gedanken nicht zu unterscheiden gewußt und das Element des Unwillkürlichen in unserm Bewußtsein an eine besondere Kraft gefesselt. „Gänzlicher Mangel an Kopf", sagt er ferner, „ist Dummheit, diese aber ist Mangel an Sinnkraft." Da nun das „erste, ursprüngliche, nie und nirgend fehlen dürfende und unzerstörbare Element der Köpfe" (S. 5) der intellectuelle Sinn sein soll, so ist ganz klar, daß es keinen Dummkopf oder dummen Kopf geben könnte, von welchem der Verf. doch in der Folge redet. Daß ein Kind Worte oft ohne Erklärung versteht und bald richtig und sicher anwendet, das erklärt nun der Verf. durch die Vermischung seines intellectuellen Sinnes; aber das unbewußte Verstehen und Aneignen ist doch keine bloße Empfänglichkeit und schon dieselbe Thätigkeit, welche entwickelter in der eigentlichen Begriffsbildung vorkommt. „Zum Wesen und Eigenthum und zur Sphäre des intellectuellen Sinnes gehören nach dem Verf. 1) einzelne Gedanken, die unwillkürlich durch zufällige Anregung in der Seele aufkeimen und der Thätigkeit des Verstandes und der Einbildungskraft vorangehen; 2) Combinationen von Gedanken, Beziehungen derselben, aber wohlverstanden, nur als Keime in ihrem ersten Ursprunge". Aber wer will diese ineinanderfließenden Unterscheidungen festhalten? Die Eigenschaften des Sinnes sind ferner Feinheit, Schärfe, Tiefe, bezüglich auf die drei Dimensionen des Raums. Die Gedanken können ebenfalls betrachtet werden nach der Dimension der Länge (!), welche die erste Dimension ist; ferner „nach der Aehnlichkeit der Fläche", d. i. „wie sie, nebeneinander gestellt, mit einander verknüpft und von einander unterschieden, also hauptsächlich in Beziehung auf einander gesetzt werden", oder endlich, nach der Aehnlichkeit der dritten Raumdimension, wie sie sich durchdringen, folglich (?) hauptsächlich durcheinander begründet werden. Dies gibt ihm als Arten des intellectuellen Sinnes: Feinsinn, Scharfsinn, Tiefsinn. So befindet sich der Verf. ungeachtet seiner logisch-abstracten Weise immer im Gebiete der Bilder und Analogien, die er statt erklärender Begriffe anwendet; und nur darin hat er recht gesehen, daß er die in dem Verhältnisse des innern Lebens zur Raumwelt wurzelnde Wesentlichkeit solcher Metaphern erkannt hat. Was aber die gegebene Erklärung anlangt, so können wir nicht seiner Meinung sein. Der feinsinnige Kopf bezieht sich nämlich nach ihm nicht auf Unterscheidung der Gedanken, sondern auf die Gedanken, wie sie an sich selbst, unabhängig von einander sind. Der Feinsinnige entdeckt Merkmale, die dem Gegenstande unmittelbar zukommen. Sonach aber unterschiede der Feinsinn doch, nämlich die Merkmale der Gedanken, die doch wieder Gedanken sind. Der Scharfsichtige soll solche Merkmale entdecken, die aus Vergleichung und Reflexion entspringen; er soll sich, laut S. 15, in allen logischen Functionen zu Tage legen. Dann aber ist ja, nach des Verf. Voraussetzungen, vom Verstande in eigentlicher Bedeutung, nicht mehr vom intellectuellen Sinne die Rede. Der Tiefsinn soll in einer höhern Sphäre sich bewegen, wie der Verf. mit Recht bemerkt, aber er setzt hinzu: er ist hauptsächlich dem Geiste eigenthümlich. Wie kann ihn aber dann der Verf. den Köpfen beizählen? Um die Ausartungen auch als Köpfe zu schildern, knüpft er an die Betrachtung des scharfsinnigen Kopfes die des spitzfindigen und an den tiefsinnigen den grübelnden an; dies läßt sich hören, aber dem feinsinnigen Kopf soll der dumme Kopf entsprechen, der doch, nach oben, Mangel Dessen ist, was keinem Kopfe fehlen kann, Kopflosigkeit, wodurch er zur bloßen Null wird. Wie kann er also Ausartung genannt

werden? So zerrinnen immer die Classificationen des Verf. wieder, wenn man genau betrachtet, auf welche Abstractionen sie sich stützen. Inzwischen bemerkt er wohl (S. 110), daß man es mit Modificationen zu thun habe, die nicht isolirt existiren, sondern jederzeit noch mit andern verknüpft sind, aber die Anwendung davon wird immer wieder vergessen. In einer Fortsetzung der Betrachtung der intellectuellen Sinneskraft kommen noch die trockenen, die muntern, die lebhaften und lebendigen Köpfe zum Vorschein; denn zur Erklärung dieser Nuancen der Köpfe weiß der Verf. nichts Besseres zu thun, als auf seinen intellectuellen Sinn zu verweisen; diese Modification, sagt er S. 46, entspringt aus den Tiefen der Seele, aus ihrem innersten Wesen. In der That eine wohlfeile und gar nicht tiefe Erklärungsweise! Ein Anhang handelt von dem Gedächtniß.

Unsere Leser haben hiermit die Art und Methode des Verf. kennen gelernt und werden wol nicht mehr Verlangen tragen, daß wir noch die übrigen Kasten, in welche der Verf. die Köpfe gesteckt hat, herausziehen und ihnen die zweite Classe der Köpfe, welche zur ersten Ordnung gehören (nämlich den sistematischen (systematischen), den rhapsodischen und den einfältigen Kopf), und die dritte, welche den dichterischen und den träumenden Kopf enthält, ferner die Köpfe zweiter und dritter Ordnung vorführen. Allein bei einem Punkte, auf welchen der Verf. schon laut des Titels großes Gewicht legt und um deswillen, wie er (S. 112) sagt, die ganze Untersuchung von ihm unternommen worden ist, müssen wir noch verweilen; dies ist der Unterschied des witzigen und des schwärmerischen Kopfes, welche der Verf. die zweite Ordnung ausmachen läßt. Was der Verf. seiner Erklärung, welche an die Stelle der bisherigen mangelhaften treten soll, zum Grunde legt, ist aber nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Es ist nämlich die Annahme des oben berührten Uebergangs aus dem Gebiete der Einbildungskraft in das des Verstandes und umgekehrt. Er sucht nun erstens zu zeigen, daß der witzige und der schwärmerische Kopf weder dem Verstande allein noch der Einbildungskraft angehören, daß also in beiden beide Kräfte zusammenwirken. Aber man möchte erst fragen, warum der Verf. beide sogenannte Köpfe hier heraushebt? Sein Grund liegt eigentlich wol darin, daß zweitens zwischen beiden eine Entgegensetzung stattfindet, z. B.: „Der Witz entwickelt sich in der Gesellschaft, die Schwärmerei wird aber hauptsächlich durch Einsamkeit hervorgebracht und genährt" u. a. m. Wie particulair die letztere Erfahrung ist, brauchen wir nicht auseinanderzusetzen. Drittens, und das ist die Hauptsache, will der Verf. zeigen, daß die bemerkte Entgegensetzung auf dem angeführten Verhältniß beruhe (S. 116). Dies geschieht so: der Witz (d. i. Witzproduct) besteht aus „Einfällen, Combinationen und zufälligen (?) Aehnlichkeiten und Contrasten, aus uneigentlichen Bedeutungen von Ausdrücken"; insofern gehört er gewiß der Einbildungskraft, er endet mit einem Erzeugnisse der Einbildungskraft. Dagegen könne man mit Wahrheit sagen, daß er mit dem Verstande anhebe, von ihm ausgehe und in seiner ursprünglichen Anlage dem Verstande angehöre. Denn das Treffende in den Vergleichungen und Contrasten, das Richtige in dem tertium comparationis, das Feine in den Anspielungen sei nicht Erzeugniß der Einbildungskraft, sondern des Fein- und Scharfsinnes, der Urtheilskraft und des Verstandes. Wollten wir uns nun auch über die vielen Kräfte, welche hier nebeneinander vorkommen, überhaupt hinwegsetzen, so würden wir doch in den angegebenen Gründen durchaus nicht finden, daß der Witz mit dem Verstande anhebe; dies würde nur dann der Fall sein, wenn man zeigen könnte, daß die verständige Vergleichung des Gegebenen das Erste wäre und diese in den bildlichen Combinationen endigte; aber wie ein solcher Uebergang und eine Einwirkung eines Verstandes auf die Einbildungskraft nur überhaupt denkbar sei, hat der Verf. (der im Gegentheil, S. 110, sagt, die Einbildungskraft sei niemals müßig, wenn der Verstand thätig sei) zu erörtern unterlassen müssen. Die Schwärmerei soll nun umgekehrt von Einbildungen, die sie hypostasirt, ausgehen (S. 118), welche Hypostasirung wieder durch den Verstand vermittelt wird. Sie verpflanze Einbildungen in den Verstand. Ob man nun mit der oberflächlichen Bestimmung, daß die Schwärmerei Einbildungen einen wesentlichen Gehalt beilegt, die Erscheinungen der Schwärmerei zu umfassen im Stande sei, mag jeder aufmerksame Leser sich selbst beantworten. Gleichwol aber versucht nun der Verf., aus solchen Grundlagen das Verhältniß zwischen dem Witzigen und dem Schwärmer zu erklären.

In diesem ganzen Capitel hat überhaupt der Verf. seinem Raisonnement freien Lauf gelassen und erstens ein Langes und Breites über den Witz gesprochen, dann auch eine Theorie des Lächerlichen (S. 139—151) eingeschoben, weil viele witzige Einfälle in das Gebiet des Lächerlichen fallen. Diese Theorie ist in folgenden Worten zusammengefaßt (S. 142):

> Das Lachen und das Lächerliche scheint zu entspringen aus einem solchen überraschenden, in Absicht des Erfolgs aber ganz gleichgültigen Misverhältniß zwischen Zweck und Mitteln, zwischen Anstrengung und Effect, zwischen Plan und Zufall, zwischen dem Ganzen und seinen Theilen, zwischen Voraussetzung und wirklichem Erfolg u. s. w., welches der Verstand nicht abweisen, aber auch nicht zulassen kann und welches auch aufzulösen sich nicht lohnt.

Der Verf. hat diese Definition ausführlich erklärt, nur daß er nicht deutlicher bemerkt hat, in welcher Hinsicht das Misverhältniß gleichgültig sei und wodurch dasselbe für den Lacher interessant werde; denn das blos Auffallende erklärt nichts. In der Auseinandersetzung wird auch wieder die in der Definition ausgesprochene Unmöglichkeit der Auflösung dahin beschränkt, daß es häufig schwer, ja unmöglich sei, im Augenblick es aufzuklären. Im Uebrigen müssen wir dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß dieses eine der besten Partien seines Buchs ist und in welcher auch am meisten in die Sache eingegangen ist. Darauf redet der Verf. vom satirischen Kopf als einer Art des witzigen und dabei weitläufig von der Satire.

Wir verlassen hier, um nicht zu weitläufig zu werden, den Verf. und schließen nach dem Obigen mit der Erklärung, daß sein Buch den Leser von der Unmöglichkeit, die Geistesverschiedenheiten durch Eintheilungen, welche von den nebeneinander befindlichen und ineinander übergehenden Seelenkräften hergenommen sind, zu erklären, wider seine Absicht zu überzeugen im Stande ist; womit wir nicht leugnen wollen, daß die Lecture des in seinen oberflächlichen Classificationen untergebrachten Details manchem Leser nicht auch noch außerdem nützlich sein könne. 8.

Alexander Burnes' Reisen in Bokhara, Indien, Kabul, der Tartarei, Persien ꝛc. in den Jahren 1831—33.

Erster Artikel.

Vielleicht bietet, von dem riesenhaften Himalaya als Standpunkt an gerechnet, die östliche Partie Asiens ein reicheres Feld neuer Entdeckungen und ein anziehenderes Schauspiel barbarischer Größe dar; allein unstreitig ist die Gegend zwischen dem Indus und Oxus von tieferm historischen Interesse. Hier finden sich die Spuren der macedonischen und mogolischen Herrschaft, Alexander's und Dschengis Khan's, eines Halbgotts und eines Halbteufels, und die Natur selbst ist hier ganz geeignet, die großartigen Momente jener alten Geschichte dem Geiste zu vergegenwärtigen. Außerdem war es deshalb ein Verdienst für Lieutenant Burnes, daß er diese Gegend bereiste, weil sie großentheils noch sehr unbekannt ist, und obgleich dieser Reisende nicht der erste Europäer ist, der das Hinduland von Kabul bis nach dem Oxus durchkreuzte, so ist er doch der erste, der eine ausführliche und genügende Schilderung über diese in der Geschichte der Reisen bisher dunkeln Partien gibt.

Schon im Jahre 1828 faßte Lieutenant Burnes, ein unternehmender Kopf, den Plan, die Gegend von Rajput längs dem Fluße Loonee hin auszuforschen, sowie den Landstrich zwischen diesem und dem Indus. Dieser Plan, der ganz dahin abzweckte, die bisher sehr unvollständige Kenntniß der Grenzen von britisch Indien zu erweitern, ward unter gewissen Modificationen, welche von der Furcht, den Gouverneur von Sindhi eifersüchtig zu machen, eingegeben waren, von dem Gouvernement von Bombay gebilligt. Lieutenant Burnes besuchte nun Jagsulmere, dessen Fort die stärkste Festung des ganzen Landes ist, den Berg Aboo und seinen merkwürdigen Tempel, den fruchtbaren Landstrich bei Ajmere und einen Theil der nördlichen Wüste von Cutch. Es läßt sich denken, daß diese Reise durch die Gebiete unabhängiger indischer Fürsten dem Reisenden Gelegenheit gab, über das Leben an den Höfen dieser eingeborenen Landeshäupter interessante Beobachtungen anzustellen. Im Jahre 1830 machte der König von Großbritannien dem Maharaja Runjeet Sing fünf ausgezeichnet schöne apfelgraue Pferde zum Geschenk, und Lieutenant Burnes, der eben von seinen Ausflügen in Rajputana zurückgekehrt war, ward auf Empfehlung des damaligen Gouverneurs von Bombay, John Malcolm, dazu ausersehen, dies Geschenk zu seiner Bestimmung nach Lahore zu führen. Was unsern Reisenden bei dieser Expedition am meisten interessirte, waren die Beobachtungen und Messungen, die er über den Indus anstellen wollte. Dies Vorhaben war jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten, da bisher die Amiren oder Beherrscher von Sindhi stets in feindseliger und eifersüchtelnder Stellung zu den Europäern gestanden hatten, und keine der Missionen, welche nach dem Innern des Landes ausgesandt waren, über die Hauptstadt Hyderabad hinaus hatten gelangen können. Auch durchschneidet der Fluß Indus in seinem Lauf, näher nach der Mündung zu, mannichfache Landstriche gesetzloser und roher Völkerstämme, von denen eine europäische Gesandtschaft stete Hindernisse und Kränkungen zu befürchten hat. Nichtsdestoweniger blieb Lieutenant Burnes seinem Vorhaben treu. Er hielt es für gerathener, in geringer Begleitung die Reise anzutreten und sich auf den Edelmuth der Stämme, die er zu besuchen gedachte, zu verlassen, als eine zahlreichere militairische Escorte mitzunehmen, die vielleicht eher die Feindschaft als die Furcht jener Völker erregt haben würde, und schiffte sich am 21. Jan. 1831, begleitet von dem Fähndrich Leckie, einem Feldmesser, einem Arzt, welche Letztere Eingeborene des Landes waren, und einer mäßigen Anzahl Diener zu Mandivee in Cutch ein. Seine Flotte bestand aus fünf Booten, nach der Bauart des Landes gezimmert.

„Wir fuhren", erzählt der Reisende, „längs der Küste von Sindhi 4—5 Tage lang hin, passirten die sämmtlichen Mündungen des Indus, der Zahl nach 11, in deren vorzüglichste wir der Untersuchung halber einfuhren, ohne jedoch von den Bewohnern des Landes im Geringsten bemerkt zu werden. Es war nicht, als befänden wir uns an der Mündung eines so gewaltigen Stroms, wie der Indus ist; denn das Wasser des Flusses blieb sich, seiner Beschaffenheit nach, bis auf eine Meile von der Küste von Gore (der größten Indusmündung) hin, ganz gleich, auch bildete sich die Vereinigung des Seewassers mit dem Flußwasser ohne heftige Strömung und war nur an einem schmalen Strich weißen Schaums und einigen sanften Wirbeln zu merken. Es läßt sich nicht erwarten, daß bei einem so mächtigen Gewässer wie der Indus die Menge der Mündungen seine Schnelligkeit und sein reißendes Wesen vermindern sollte, es scheint jedoch, daß sich die stärkste Strömung nur in den Monaten Juli und August, während der Ueberschwemmung zeigt. Die Wellen des Indus sind so schlammig und thonig, daß sie das Seewasser bis drei Meilen hinein, von der Küste aus, trübe machen."

Die Küste von Sindhi ist ganz flach, sodaß sie kaum eine Meile in das Gewässer hinein sichtbar ist; nirgends zeigt sich in dieser Oede ein Baum, der dem Seefahrer zum Erkennungs- oder Warnungszeichen dienen könnte. Am 28. Abends ging die Expedition an der Mündung von Pittee vor Anker, welches der westlichste Indusarm ist. Lieut. Burnes sandte eine Notiz über seine Anwesenheit und Absicht an die Behörden von Darazie, und ging den Fluß bis auf 35 Meilen von der See hinaufwärts. Er mußte jedoch wieder umkehren, da er von den Eingeborenen, deren Boote in großer Anzahl um die seinigen kreuzten, ungezogen und feindselig behandelt wurde, und hielt es für gerathen, sich einstweilen in der östlichen Mündung des Flusses in den Hinterhalt zu legen und von da aus dem Amir von Hyderabad neue Vorstellungen zu machen. Bald langte auch ein Schreiben von diesem Fürsten an, welches auf die nachdrücklichste Weise die Schwierigkeiten, den Indus zu befahren, auseinandersetzte. Da es jedoch kein ausdrückliches Verbot enthielt, so kehrte Lieutenant Burnes zurück, und beschloß, in der früher erwähnten westlichen Indusmündung das ungünstige Wetter, welches er befürchtete, abzuwarten. Allein es lief von Hyderabad keine weitere directe Erlaubniß, den Fluß hinaufzufahren, ein, und da der Lieutenant und die Seinigen fortwährend von dem rohen Betragen der Eingeborenen zu leiden hatten, so verließ er nach einem monatlichen Aufenthalt die unwirthliche Küste von Sindhi und kehrte nach Cutch zurück.

Jetzt erfolgten gegenseitige Unterhandlungen zwischen dem Amir von Hyderabad und den europäischen Gouvernements, in welchen die europäische Diplomatik doch endlich den Sieg davon trug. Der Amir von Hyderabad erklärte unaufhörlich, daß der Indus nur für leichte Canoes befahrbar sei; allein die englischen Unterhändler behaupteten dagegen, es sei unmöglich, das kostbare Geschenk zu Lande fortzuschaffen, gleichsam als ob die englischen Wagenpferde Seethiere gewesen wären. Machte nun der Erstere einen Vorschlag, wie man möglicherweise doch zu Lande nach Lahore gelangen könnte, so wurde von europäischer Seite ihm sogleich ein anderer entgegengestellt, wie dasselbe auf die bequemste Weise zu Wasser zu vollführen sei. Während diese Bera-

thungen noch im Unbestimmten schwankten, segelte Lieutenant Burnes zum dritten Mal den Indus hinauf, und lief in Hujamre, einer der mittlern Mündungen dieses Stromes, am 17. März ein. Hier waren neue Unterhandlungen mit dem Gouvernement von Sindhi nöthig, um zu bewirken, daß die Boote an der Küste landen durften. Trotz diesen zum Theil höchst langweiligen und widerwärtigen Verzögerungen tröstete sich Lieutenant Burnes damit, daß er während derselben hinlängliche Muße gehabt, die sämmtlichen Indusmündungen genau zu untersuchen und zugleich in Folge der während eines wöchentlichen Aufenthaltes zu Tatta gesammelten Notizen eine Karte vom Delta zu vervollständigen. Die erstere Stadt enthält eine Bevölkerung von 15,000 Seelen, die in Häusern leben, aus Weiden geflochten und mit Thon, nach Art der Scheuntennen, gepflastert. Die Stadt war früher ein nicht unbemittelter und unbedeutender Handelsplatz, der aber gegenwärtig sehr heruntergekommen ist.

Am 12. April begann Lieutenant Burnes seine Fahrt den Indus hinauf in sogenannten Doonbees oder flachränderigen Booten, wie sie in Sindhi construirt werden. Diese Fahrzeuge sind sehr beschwerlicher Natur, eine Art von schwimmenden Häusern, in denen die Schiffer ihre Weiber und Kinder, ihre Hausthiere, Federvieh und andere Bedürfnisse mitnehmen. Der Indus wird desto breiter, je weiter er sich von der See entfernt, und bei Tatta hat er eine Breite von 2000 Fuß. Seine Tiefe in dieser Gegend (von der Mündung bis nach Tatta) beträgt nicht unter sechs Faden. Seine Ufer zeigen eine trostlose Einöde. Von Tatta nach Hyderabad ist die Gegend zunächst dem Fluß ein ebenso unerfreuliches Jagddickicht, bewachsen mit Strauchholz und Stechginster. In Hyderabad, der Hauptstadt von Sindhi, aus Thon oder vielmehr Schlamm erbaut, fanden die Reisenden eine freundliche Aufnahme. Der Amir hatte die Gewogenheit, bei den Fremden anfragen zu lassen, was für Geschenke sie am liebsten anzunehmen wünschten. Allein solche Zuvorkommenheiten waren in Lieutenant Burnes' Stellung den Damengeschenken zu vergleichen, welche immer doppelt und dreifach erwidert werden müssen, und der Amir von Hyderabad, indem er diese freundliche Meldung that, freute sich im Voraus schon auf den stattlichen Beutel voll Rupien, den er zu erhalten gedachte. Nach einer glücklichen Fahrt von acht Tagen langte unser Reisender in Sehwun an, und von da in zehn Tagen in Bukkur, wo seine Ankunft bereits sehnlich von dem Amir von Khyrpur erwartet worden war. Auf dieser ganzen, von dem Reisenden zurückgelegten Strecke ist die Schiffahrt auf dem Indus ganz unbedeutend.

Von Bukkur aus wurde unser Reisender in einem köstlichen Palankin nach Khyrpur befördert, wo er mit herzlicher Gastfreundschaft von dem Khan aufgenommen wurde. Dieser „arme Fürst", wie sich derselbe selbst zu nennen beliebt, schickte seinen Gästen zweimal täglich eine Mahlzeit von 72 Couverts, welche alle auf Silber servirt wurden, nebst noch andern sehr kostbaren Geschenken. Man glaube aber nicht, daß dieser Luxus auf den Wohlstand des Landes deutet. Die sindianischen Häuptlinge verstehen es trefflich, ihre eignen Seckel auf Kosten ihrer Unterthanen zu füllen; man kann sie im Verhältnisse zu diesen allerdings reich nennen, im Allgemeinen aber stehen ihre gelegentlichen Verschwendungen mehr im Verhältnisse zu ihrem Dünkel als zu ihren Einkünften. Die Fortsetzung der Reise des Lieutenant Burnes dem Strom hinauf bekam von hier aus fast das Ansehen eines kleinen Triumphzugs. Es regnete jetzt von allen Seiten Höflichkeitsbezeigungen, und die Khans erschöpften sich, um den Engländern ihre Reise durch Zuvorkommenheit zu erleichtern. Zu Doch, einem Orte, der unterhalb der Vereinigung des Indus mit dem Chenab liegt, wo der erstere schon über eine Meile breit ist, traf der Reisende mehre angesehene Kaufleute aus Bhawalpur, welche sich im Gefolge des Khans befanden.

„Die ausgebreiteten Kenntnisse dieser Leute", sagt Lieutenant Burnes, „und die Ausdehnung, die sie ihren Handelsreisen geben, überraschten mich. Die meisten von ihnen hatten das Reich Kabul nach allen Richtungen durchstrichen und in Balkh und Bokhara öftere Besuche gemacht. Einige von ihnen hatten sich bis Astrachan hinauf verstiegen, und sie wußten in den entferntesten Gegenden, welche sie bereist, so gut Bescheid als in Indien selbst. Sie hatten in Bokhara auch russische Kaufleute getroffen, versicherten mich aber, daß diese nie östlich über diese Gegend hinauskämen. Diese Kaufleute waren sämmtlich aus dem Stamme der Hindus und ihrem Stande mit großer Vorliebe ergeben. Am ersten Tage, nachdem die Expedition Doch verlassen, passirte sie die Mündung der Sutlege, und am Abend des zweiten Tages erreichte sie die Grenzen des Seikgebiets. Hier wurden sie von einem Sirdar empfangen, der ein zahlreiches Truppengefolge bei sich führte und schon mehre Tage die Ankunft der Reisenden erwartet hatte. Dieser Offizier näherte sich ihnen in einem pomphaften Aufzuge; er ritt auf einem Elefanten, war mit köstlichen Juwelen reich geschmückt und hielt in der einen Hand einen Bogen (das gewöhnliche Freundschaftsgeschenk der Seiks), in der andern zwei Schreiben, die in seidnen Beuteln verwahrt waren. Das Rencontre dieses Beamten mit den Europäern war sehr ceremoniös und endigte sich damit, daß mehre Beutel mit Geld zu den Füßen der Letztern aufgeschüttet wurden. Lieutenant Burnes zeigte den Leuten des Maharajah die schönen Pferde, welche diesem zum Geschenk bestimmt waren. Die Thiere erregten die allgemeine Bewunderung besonders ihrer Farbe und Größe wegen, und die Indier versicherten, dies wären keine Pferde, sondern kleine Elefanten. 150.

Notiz.

In Nr. 132 d. Bl. wundert sich ein Mitarbeiter — der übrigens der dort erwähnten Opposition gegen die bekannte Behauptung des Prof. Fallmerayer: daß auch nicht Ein Tropfen hellenischen Bluts in den Adern des neugriechischen Volks oder vielmehr der gegenwärtigen Bewohner des alten Griechenlands erhalten sei, vollkommen beitritt, — darüber, daß man Hrn. F.'s Behauptungen nicht längst schon von Seiten der Sprache des neugriechischen Volks selbst her, dem derselbe seinen hellenischen Ursprung so ganz unbedingt abspricht, entkräftet und bloßgestellt habe; und es werden dann zugleich einige interessante Andeutungen über den ganz unzweifelhaft hellenischen, nicht aber slawischen Sprachbaum der Neugriechen gegeben, die jene Behauptungen F.'s allerdings offenbar widerlegen. Indeß verlangt es die Wahrheit, daß wir hier, zu möglichster Vervollständigung der Literatur über die angeführte Opposition, nur in der Kürze bemerken, daß das in der Sprache der heutigen Bewohner des alten Griechenlands liegende wichtige Moment gegen den slawisirenden Fallmerayer bereits von Theodor Kind, in der Vorrede zu seinen „Beiträgen zur bessern Kenntniß des neuen Griechenlands" (1831), S. xiv, neben andern Gründen dagegen, geltend gemacht worden ist, und daß auch der ironische, aber besonders sprachgelehrte Rec. des Fallmerayer'schen Werks in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", Bd. 51 (1830) dasselbe von dieser Seite nicht weniger als von der historischen angegriffen hat, indem er unter andern mit Recht der Meinung ist (S. 113), daß wir „die Griechen, die nicht nur griechisch glauben, sondern auch griechisch sprechen, mit gutem Gewissen auch ferner für Nachkommen der Griechen gelten lassen können, wie wir — setzt er hinzu — die Römer auch nicht für Deutsche halten, ob sie gleich sich von Cicero's Sprache noch weiter entfernt haben, als die Griechen von der des Perikles oder Philopömen". Wie Hr. F. das Byzantinisch-Griechische, das er auf dem griechischen Continente als Beweis der Mischung ansieht, auf den reinen Inseln erklären werde, muß man wol im zweiten Theile seines Werks erwarten. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1835.

Ueber die neuere holländische Literatur.

Die Holländer besaßen bisher kein vollständiges alphabetisches Verzeichniß ihrer seit Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Bücher. Für die ältere Zeit von 1600—1761 reichte aus J. van Abkoude's „Naamregister van Nederduitsche boeken", was von R. Arrenberg bis zum J. 1787 fortgesetzt war. Von diesem Zeitraum an begnügten sich Gelehrte und Buchhändler mit dem monatlichen Verzeichnisse neu erschienener Bücher, was erst bei dem Buchhändler Saakes, dann später bei Schleijer herauskam und auch noch jetzt fortgesetzt wird. Endlich beschloß die Buchhändlerkörperschaft im J. 1824, einen Ausschuß zu bilden, der unter besonderer Mitwirkung des Buchhändlers P. van Cleef im Haag das darauf Bezügliche berathen und ins Werk setzen sollte. Der Ausschuß einigte sich über gewisse zu beobachtende Grundsätze und übertrug demgemäß die Ausführung ihres beabsichtigten Werkes Hrn. J. de Jong im Haag; im J. 1825 wurde der Anfang gemacht, und seitdem wird ununterbrochen daran gearbeitet. Erschienen sind bis jetzt 756 Seiten in 4. unter dem Titel:

Alphabetische naamlijst van boeken, welke federt het jaar 1790 tot en met het jaar 1831, in Noord-Nederland zijn uitgekomen, met aanduiding van het getal deelen, de platen en kaarten, het formaat, het jaar der uitgave, den naam des eigenaars, en de prijzen; strekkende ten vervolge op het Naamregister van Nederduitsche boeken van *R. Arrenberg*. In 's Gravenhage en te Amsterdam, bij de gebroeders van Cleef. 1832.

Das dazu gehörige Supplement, wie es vor uns liegt, geht bis zum Buchstaben V und ist 17 Bogen stark.

Wenn wir bedenken, daß die Bevölkerung Hollands gegenwärtig noch nicht einmal drittehalb Millionen beträgt *); ferner, daß wol fünf Sechstel der seit 1790 erschienenen Bücher in holländischer Sprache geschrieben sind, so muß man in der That sich wundern, daß ein so kleines Publicum so viel Gelehrte und Dichter, so viel Papiermühlen und Druckerpressen seit so langer Zeit beschäftigen und erhalten konnte. Die Holländer thun sich aber auch etwas darauf zugute. Es ist nicht etwa die Meinung Einzelner, sondern der Mehrheit, daß ihr Pünktchen Land reicher als ganz Europa sei, reicher an Gelehrten, Staatsmännern, Helden und Dichtern, ganz sowie es ein neuerer Poet (Spandaw) ausspricht:

> Fremdling, o kennst du das Land, draus die Sage
> Wahrheiten meldet', als wären es Wunder?
> Nimm nur die Weltkarte, sieh da das Pünktchen,
> Fremdling, das Pünktchen nur ist unser Holland.
>
> Fremdling, das Pünktchen, das ist unser Holland,
> Klein wol, doch reicher noch als ganz Europa.
> Reicher an Helden, Staatsmännern und Weisen,
> Reicher an Dichtern, die Edeln zu preisen. *)

Es gab eine Zeit, worin auch dieser Reichthum theilweise für wahr galt und gelten durfte; diese Zeit ist nicht mehr. Die Holländer sind in der Wissenschaft Das nicht geblieben, was sie waren, und sind in der Poesie Das nicht geworden, was sie wie jedes deutsche Volk werden konnten. Ihre ganze Poesie ist eine unglückliche Modernisirung ihrer frühern des 17. Jahrhunderts. Zu zeitig losgerissen von dem benachbarten und verwandten Deutschland, haben sie sich fortwährend an das Antike und Französische gehalten und den langweiligsten aller Verse, den Alexandriner, zum Lieblingsvers ihrer schönsten poetischen Schöpfungen erhoben und gepflogen. Und eben dadurch ist in Betreff ästhetischer Begriffe von romantischer Poesie und poetischen Schaffens eine Kluft zwischen Holland und Deutschland entstanden, die schwerlich je wieder ausgefüllt wird. Hartnäckig, wie die Holländer immer sind, werden sie auch in ihrer Literatur bleiben; Einzelne werden die Nothwendigkeit einer deutschen Richtung, d. h. einer ursprünglich holländischen fühlen, aber die Masse wird sich nie bekehren. Man hat neuerdings viel gesprochen von dem Einfluß der deutschen Literatur auf die holländische, ja man liest es sogar in holländischen Werken selbst, wo ist aber dieser Einfluß sichtlich? Hat Hollands neueste

*) Oder noch genauer, nach dem soeben erschienenen „Jaarboekje voor het Koningrijk der Nederlanden over 1835", seit dem 1. Januar 1834 : 2,431,382.

*) Vreemdling! kent ge 't land, waarvan de faam u
Waarheên, als waren het wond'ren, verkondde?
Neem eens de wereldkaart, zie dáár dat stipje,
Vreemdling! dat stipje slechts — dat is ons Neêrland!

Vreemdling! dat stipje — ja, dat is ons Neêrland!
Klein is 't, maar rijker nog dan heel Europa;
Rijker in wijzen, in staatsliên en helden,
Rijker in dichters, die de ed'len bezingen.

Zeit außer seinen kleinen lyrischen Gedichten irgend etwas Poetisches, woran ein deutsches Gemüth wahre innige Freude finden wird? Holland hat große Dichter, aber leider nur für sich, wenigstens nicht für Deutschland; und sein größter Dichter wird so wenig Theilnahme erhalten wie Bilderdijk, wenn sich in ihm nicht Das findet, was ein Deutscher jetzt beinahe schon aus Gewohnheit in jeder verwandten Literatur zu finden sich berechtigt hält. Der Deutsche wird sich also immer zunächst mehr mit der holländischen Literaturgeschichte als der Literatur selbst beschäftigen, und für diesen Zweck wollen wir hier die berühmtesten und fruchtbarsten neuesten holländischen Dichter, deren Werke hier verzeichnet sind, namhaft machen. Van Alphen, A. L. Barbaz, Willem Bilderdijk mit 118 und im Suppl. mit 40 Artikeln, die verschiedenen Ausgaben mitgerechnet; unter diesen 118 Werken sind gewiß hundert Bände, oder wol noch mehr, eigne Poesie, die übrigen entweder Dichtungen Anderer, die er herausgab, oder sprachliche, juristische u. s. w. Werke; J. da Costa, Jan van Eijk, R. Feith, Jan van 's Gravenweert, Helmers, van der Hoop, J. Kinker, H. H. Klijn, van Loghem, Loosjes (81 Werke), Loots, Jacob van Lennep, Lulofs, P. Nieuwland, A. Simons, H. A. Spandaw, Staring, Tollens, M. Westerman, Wiselius, de Witte. Doch nicht allein der ganze Charakter der holländischen Poesie trägt die Schuld, daß der Deutsche weder zu ihrer Kenntniß noch zu ihrem Genusse gelangt. Die Sprache selbst ist ein Hinderniß. Ein deutsches Ohr gewöhnt sich schwer an die vielen Worte, die im Holländischen etwas Edles und Schönes bedeuten und im Deutschen oft schnurstracks das Gegentheil. Wer wird nicht lachen, wenn in voller Entzückung der Held eines Trauerspiels plötzlich ausruft: „ik ben verrukt, dit meisje is 't puikje van het dorp" (ich bin entzückt, dies Mägdlein ist die Krone des Dorfes)! Nun kommt noch häufig eine reinfranzösische Stellung der Worte dazu, in die sich der Deutsche ebenfalls nicht finden kann. Wenn sich aber auch aus allen diesen Gründen keine Liebe für holländische Poesie erwecken, wenn sich das Gefühl dawider natürlich und demnach verzeihlich finden läßt, so ist doch das gänzliche Ignoriren so vieler anderer bedeutender Erscheinungen der holländischen Sprache für Deutschland weder rühmlich noch ersprießlich.

Schwerlich würden wir so ungenügende, oft voll von Unrichtigkeiten strotzende Geschichtswerke über die Niederlande haben, wenn von unsern vornehmen Historikern nur irgend die ältern und neuern holländischen Geschichtschreiber berücksichtigt wären. Holland hat grade für seine eigne Geschichte viele fleißige Sammler, gründliche Forscher und gewandte, geistreiche Darsteller; hier nur einige, wovon dieser und jener sich auch mit der Geschichte anderer Länder befaßt: van der Aa, W. Broes, G. Bruining, Engelberts Gerrits, G. van Hasselt, Hallo, J. C. de Jonge, van Kampen, Meerman, Scheltema, W. A. van Spaan, J. Wagenaar, van Zutphen. Derselbe Vorwurf trifft uns in Bezug auf bedeutende und beachtenswerthe Erscheinungen in andern Fächern; in der Politik und Staatswissenschaft Hogendorp, Kemper, J. Kluit; in der Mathematik J. H. van Swinden und J. de Gelder; in der Literaturgeschichte J. P. van Cappelle, van Kampen, Witsen-Geijsbeek, J. de Vries, van Westreenen, van Tiellandt, H. van Wijn, J. F. Willems; in der Geographie Haafner, Haekens, H. Potter; in der Sprachforschung Bilderdijk, M. Siegenbeek, P. Weiland. Also auf prosaische Weise sollte wenigstens eine Näherung stattfinden, die sich auf poetische nicht bewerkstelligen ließ und läßt. Und eine solche Näherung, ein Achten und Anerkennen unsererseits erscheint nachgerade als ein Act unumgänglicher Dankbarkeit; man sehe nur, mit welchem Fleiße, welcher Liebe die Holländer unser Gutes und Schlechtes übersetzen! Freilich spricht sich der holländische poetische Charakter auch darin wieder so bestimmt aus, daß die obigen Bemerkungen auch hierin neue Bestätigung finden: wir verstehen uns nun einmal nicht recht.

(Der Beschluß folgt.)

Das Leben eines evangelischen Predigers, des Christian Gottfried Aßmann, herausgegeben von E. W. Arndt. Berlin, Dümmler. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die „Evangel. Kirchenzeitung" mit ihren Anhängern wird den Fund der 798 S. starken Handschrift, deutlich und sauber von Aßmann geschrieben, gewiß als ein besonderes Wunder zum Besten der vermeinten Rechtgläubigen rühmen und das Verdienst des Herausgebers, dem es des Verf. Nachkommen übergeben, und der eine Vorrede von XVI S. zur Empfehlung schrieb, zum Glück sich jedoch im Buche einige Abkürzungen erlaubte, nicht genug preisen können. Aßmann war, soviel man aus der Biographie ersehen kann, ein ehrlicher, nicht ungeschickter Mann, geb. 1714 in Berlin, gest. 1779, nachdem er verschiedene Pfarrämter bekleidet hatte. Er faßte diese Lebensbeschreibung 1765 für seinen Sohn ab, der zwar auch Theolog wurde, aber wegen Kränklichkeit zur Landwirthschaft überging und frühzeitig starb. Von des Pastors Nachkommen leben noch ein Sohn und eine Tochter. Der Verf. war ein Zögling der Spener-Francke'schen Schule in Halle, doch muß man hinzufügen, der schon in Pietismus ausgearteten Schule. Sein Glaube, wie er ihn besonders in den Drangsalen des siebenjährigen Krieges bewährte, als die Russen dort verheerten und ihn ein Kosacke ausplünderte, ihm jedoch auf des General Tettleben Befehl alles geraubte Silber wiederbringen mußte, welche §. §. nicht ohne Interesse zu lesen sind, ist achtungswerth; auch benahm er sich sehr vernünftig, als ein hypochondrischer Jüngling das Gelübde der Ehelosigkeit in seinem 18. Jahr gethan hatte, den er zu einem andern Entschluß brachte. Uebrigens war er schwärmerisch pietistisch. Seine weitern Anstellungen erfuhr er vorher in Träumen, auch seine Frau war darin glücklich; und so sehr ihn seine Gemeinden baten, sie nicht zu verlassen, da er ohne alle Rücksicht auf zeitliche Vortheile in die Veränderungen einging, so hielt er doch die neuen Rufe so fest für unmittelbar göttlich, daß er jede Einwendung „als Werk der verderbten Vernunft und des Teufels" ansah, womit denn freilich die Sache bald abgemacht war. In den Jahren der Theuerung segnete ihn Gott so, „daß mehr Roggen von dem Boden heruntergetragen wurde, als ihm aufgekommen war." Von der gewöhnlichen Verdammungssucht ist er nicht frei; die Herrnhuter nennt er eine Secte von verderblichen Irrthümern, und man kann ein ganz ordentlicher, rechtlicher und vernünftiger Mensch sein, gehört man aber nicht zu den Bekehrten und von der Gnade Ergriffenen, in seinem Sinne, so ist man doch nichts werth, sondern ein geistlich Blinder. Es

konnte daher nicht befremden, daß man in dem Städtchen Gartz gegen seine Annahme protestirte. Allein unser Aßmann, „der des göttlichen Willens gewiß war, wunderte sich nur, daß der liebe Gott dem Teufel hierin so vielen Willen ließ, seinem Willen zu widerstreben"; man suchte ihn zu überreden, an seinem Orte zu bleiben, aber „er wollte es keineswegs dem Teufel zu Gefallen thun", setzte es auch durch, daß man ihn behielt. Allein wie bei uns, so stiftete auch dort die Engherzigkeit und das Conventikelwesen vieles Unheil. Aßmann nennt selbst einen Einwohner einen verständigen Mann, den aber seine Frau nicht für einen Bekehrten hielt; sie lief von ihm weg, und was von seiner Trunksucht erzählt wird, mag wol erst die Folge der Verkehrtheit seiner Gattin gewesen sein, denn selbst der Vater brachte sie nicht zur Vernunft, und Aßmann stand ihr bei, bis der Gatte endlich auch ein Bekehrter wurde. Auch mangelt es nicht an lieblosen Urtheilen über göttliche Strafgerichte, an Klagen, daß „jetzt (1765!) die Atheisterei und grobe Spötterei ärger sei als je". Tout comme chez nous. 44.

Correspondenznachrichten.

Neapel, im Mai 1836.

Der heilige Januarius war einmal Bischof von Neapel, als die Christen noch den Troglodyten glichen und in ihren Katakomben unterirdischen Gottesdienst hielten. Er starb den Märtyrertod in der Nachbarschaft von Vulcans Forum, der Solfatara, weshalb die Mönche des heiligen Dominicus daselbst ein Kloster erbauten. Wer nach Neapel kommt, darf nicht versäumen, drei heilige Orte, die auf diesen Tod Bezug haben, zu besehen: nämlich das Grab in den Höhlen des Capo di Monte, den Henkerblock an der Solfatara, worauf das Blut zweimal des Jahres zu fließen anfängt, und die silberne Statue in der Kathedrale mit ihren beiden Krystallflaschen voll desselben Blutes. Weh euch, wenn ihr nicht an dieses Blut und seine geheime Kraft, das Land vorm Uebel und dem Feuer des Vesuvs zu bewahren, weh euch, wenn ihr nicht glaubt, daß im Frühjahr und im Herbste dieses Blut, sonst hart wie Lava, flüssig wie Ischiawein wird! Der Cardinal glaubt, die Minister glauben, der König glaubt — und die Lazzaroni glauben. Ich habe mich als ein guter Katholik in mein Schicksal ergeben und mit zu glauben angefangen, aus Furcht, die Policei könne die Sache politisch nehmen und die Widerspenstigen in ein Castell sperren.

Man hat befohlen, daß während der dermaligen Mirakelsaison, das heißt während achtzehn Tagen, in denen das ganze Land unter Gebet und Gesang in den Kirchen das Mirakel des Blutes erwartet, die Theater geschlossen und alle öffentliche Vergnügen suspendirt werden sollen, und Seine Eminenz, der Stellvertreter des Papstes, hat geruht, dieser Ordonnanz zufolge anstatt der gewöhnlichen großen Impressarioplacate neben die Dampfschiffahrtsanzeigen aller Orten anzuschlagen, es sei das Himmelreich nahe und der Patron der Stadt gedenke in den nächsten Tagen unter Pauken und Trompeten sein Wunder zu verrichten, kraft dessen viel Sünden vergeben würden. Unten auf dem Zettel stehen die Worte: Das Mirakel wird wie gewöhnlich des Abends in der Kirche der heiligen Clara wiederholt werden („La ripetizione ha luogo nella chiesa di Santa Clara").

Inzwischen muß ich bemerken, daß nicht alle Künstler das Ereigniß durch sonntägliche Ruhe feierten. Ich fand auf dem Largo di Castello einen Pulcinellkasten, wo ein Hanswurst vor einem großen Publicum Vorlesungen über die Tugend eines Haarzopfs hielt, und auf dem Molo des Leuchtthurms einen Improvisator mit einem Stelzfuß von Talleyrand's Alter, der mit heiserer Stimme Madrigale verfertigte und eine Cigarre dazu rauchte. Die Zuhörer sprachen von der Cholera und der Pest, welche den Vesuv vom Aufgang bis zum Niedergang bedrohen und bei Hof alle Pulse beflügelten.

Es sind so viele Fremden hier, daß man glauben könnte, im Norden sei eine Revolution ausgebrochen. Sie drängen sich in der Villa Reale und auf dem Toledo, und da theilt Einer dem Andern auf die Frage: Warum ist kein Theater? die Neuigkeit mit, daß Ferdinand, von Gottes Gnaden König beider Sicilien, im Dome auf ein — Mirakel warte.

Wir waren am verwichenen Sonntag bis Abends 10 Uhr in der Kirche, man illuminirte, man musicirte, man sang, man magnetisirte die Mädchen, man stahl mir ein Taschentuch — Alles vergeblich. Der Heilige ließ das Wunder nicht geschehen und nöthigte den Erzbischof und sein Capitel die Belagerung aufzuheben und die silberne Statue zurück in die Kathedrale zu transportiren. Dies ist ein Schauspiel, das alle Tage wiederholt wird, bis das Volk die freudebringenden Worte hört: „Il miraculo è fatto"! Alsdann strömt es in die Kapelle des Märtyrers, worin 36 Männer von Silber glänzen und ein Kanonikus die verhängnißvolle Phiole verwahrt, und läßt sich das flüssige Blut zeigen, um es zu küssen — und Neapel ist Heil widerfahren.

Heute früh hat mir der Kellner die Stiefeln eine Stunde früher geputzt und mich mit der Neuigkeit aus dem Schlaf geweckt, daß Sanct Januar um Mitternacht das Gebet des Landes erhört habe. „Befehlen Sie noch Etwas", sagte er, „ich muß meinen Isaak schlachten".

Der Bursche hatte Witz und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, mir zu erklären, wie es sich mit dem Blute des Apostels verhalte, wie der Cardinal in den beiden Krystallflaschen rothgefärbtes Wasser chemisch zu Eis frieren und hernach aufthauen lasse, und wie der Hof endlich diesen Hocuspocus aus Politik beklatsche und unterstütze, aus Furcht, der Janhagel könne bei der geringsten Aufklärung ein Clairvoyant werden und gegen alle Kleiderordnung auch in andern Dingen zu protestiren anfangen. So ist es aber wirklich. Wir sind im Stande und hängen uns Einer an den Zopf des Andern, wie gewisse Raupenfamilien, die den Frühling fliehen, und eher lassen wir uns todtschlagen, als wir dem Wahn entsagen, der unsere Väter bei der Suppe erhielt. In Italien bricht der Tag der Vernunft nicht wie bei uns allmälig an durch Wolken, Dämmerung und Morgenröthe. Die Sonne reißt auf einmal ihre flammenden Thore auf und blitzt durch Gewitternacht mit Dolchstrahlen.

Das Lustigste bei diesem Mirakel ist die Sympathie des Blutes. Sobald die Flaschen im Dome flüssig geworden, bekommen auch die Tropfen im obenerwähnten Kloster ihre ursprüngliche Frische.

Heute ist die Klerisei vollauf beschäftigt mit den Andächtigen. Jeder Lazzaroni will Maccaroni essen und die heilige Phiole küssen. Im erzbischöflichen Palast ist großer Schmaus, wobei auch das Orchester aufspielt, das seit 10 Tagen auf der Domtribune das Signal Seiner Eminenz zum Tuschblasen abwartete. Die religiösen Böller donnern, die Raketen platzen, die zerlumpten Könige von Santa Lucia, die Fischer und Gurkenmänner fahren in Kutschen und die Fachini und Eckensteher trinken Capri. Das Vaterland ist gerettet.

Gewiß, wir könnten gern mit der Dummheit zufrieden sein, wenn sie von Obrigkeitswegen nicht unser Vergnügen beschränkte und die choregraphischen Gourmants um den Genuß schöner Beine und Rossini'scher Melodien brächte. Der König und sein Cardinal sollten berücksichtigen, daß ein Viertel der holden Parthenope nicht von der Religion des heiligen Januar ist und lieber achtzehn Tage kein Fleisch essen, als so lange Zeit keinen Pulcinell sehen möchte. Der Vesuv selbst langweilt sich bei derlei Andacht und fängt wieder sehr stark zu rauchen an.

Seit meiner Abwesenheit hat die Presse hier als ein echter Baum der Erkenntniß viel neue Aeste getrieben. Das große und umfaßliche Journal „Omnibus" hat in einer engen Straße des Toledo umgeworfen und einen Theil seiner Mitarbeiter ausgesetzt, die seitdem gegen alle neapolitanische Maxime eine Reise auf den Vulcan machten und in Betracht der feuerspeienden oder vielmehr rauchenden und drohenden Länder- und Staatenverhältnisse ein

neues großes Blatt herausgaben, das sie mit dem Namen „Vesuvio“ belegten. Die Idee war nicht die schlechteste, wenn auch vor der Hand der „Omnibus“ dadurch nichts verlor. Das Publicum gewinnt durch die Concurrenz und die Literatur mit, da sichtbarlich geistige Fähigkeiten geweckt werden. Wer die hiesigen Journale liest, muß die Ueberzeugung bekommen, daß es blos an der Regierung liegt, dem Volke eine der bisherigen ganz entgegengesetzte Richtung zu geben. Die Neapolitaner sind sehr fürs Oeffentliche und es ist kein republikanischer Schwindel unter ihnen thätig.

Daß in den hiesigen Blättern von Politik so gut als nicht die Rede ist, ist leicht begreiflich. Die Autoren unterliegen einer doppelten Censur; ich muß sagen der allerpfäffischsten, die es geben kann. Wollen sie von Geschichte reden, so müssen sie allerwenigstens bis zu den Kreuzzügen zurückgehn. Ihr Hauptelement ist das unsrer deutschen Unterhaltungsblätter, die Novelle und die Reisebeschreibung. Die Franzosen und die Engländer liefern das Tafelstück, die Deutschen den Nachtisch. Es würde wahrscheinlich gar nicht die Rede von uns sein, wenn gewisse Dramentheater sich nicht auf Erzeugnisse unserer Bühne geworfen und den Iffland übersetzt hätten. Ich habe von Göthe und Schiller ein paar Gedichte und eine Uebersetzung einer Uebersetzung ins Französische gelesen.

Doch von dem Literaturverhältniß Italiens zu Deutschland und zum Ausland überhaupt wollte ich nichts sagen. Das große Wunder liegt in der Unbekanntschaft mit aller nordischen Musik, mit den Opern besonders. Man liest Kriegserklärungen wider Bellini, weil er, man höre, sich von der italienischen Schule entferne und zu viel Deutsches annehme. Ein Brief Rossini's aus Paris, im „Vesuvio“ abgedruckt, hat sogar in diesem Sinne die „Puritaner“ des großen Meisters, unstreitig des größten italienischen Componisten, recensirt und dadurch alles Lob bei den beschränkten oder sich selbst und ihren Ohren nicht glaubenden Neapolitanern in Tadel verwandelt.

Dessenungeachtet haben sich einige Kunstfreunde vereinigt und Mozart einen Weg zum San Carlo zu bahnen gesucht. Sie meinen, wenn man Das, was Rubini so herrlich machte, deutsch und schlecht nennt, so könne doch wol etwas hinter den deutschen Noten stecken. Es heißt, Meyerbeer's „Robert“ werde in Scene kommen, sobald das Theater wieder mit Sängern ausgebessert worden. Die Malibran hat mir nichts zurückgelassen als eine Lithographie, welche ihren Abschied darstellt und ohnmächtige Stutzer sehen läßt.

Ein anderes neues Journal führt den Titel: „La farfalla“ (der Schmetterling), und will seiner Natur gemäß zunächst um Blumen flattern, den Damen gefallen. Seine Tendenz ist rein belletristisch und theatralisch.

Ebenso die „Mode“, ein Wochenblättchen in französischer Sprache, dem aller Gehalt fehlt.

Den „Veritiero“ und die Monatschrift: „Utile passatempo“ habe ich erst zufällig zu Gesichte bekommen. Sie bringen Wissenschaftliches, Humoristisches, Miscellen und Poesien. Hier ist die Muse noch nicht so verrufen wie bei uns, und es braucht sich ein Dichter von Talent nicht zu schämen Verse zu machen. Das Honorar ist eine Nebensache, die Verf. dichten für ihr Privatvergnügen, für ihre Laura, für ihre Freunde und für den König. Am meisten begeistern, wie mir däucht, die Sängerinnen; denn außer einem Buch voll Reime an die Malibran, dessen ich vor einiger Zeit erwähnte, hat jetzt sogar ein alter Professor der Philologie, der in den Classikern seine Muttersprache vergas, auf lateinisch zu einer schwedischen Gesangsgöttin, Dlle. Ungher, zu beten angefangen wie folgt:

> Ungher, quae Romam cantu reficitque beatque
> Audiat; et quod amet cernere quisque potest.

Der ehrenfeste Titel des Gedichts lautet in großen dicken Buchstaben: „In laudem Carolinae Ungher, cantatum principis in urbe epigramma. Tarquinii Vulpes dicatum illis patri politioribus linguis apprime exculto.“ 129.

Notizen.

Der bekannte französische Recensent T. Toussenel, nicht grade der geistloseste Mitarbeiter des „Temps“, gibt bei Gelegenheit einer Recension der „Correspondance religieuse“ von Bautain, Professor in Strasburg, eine gedrängte Uebersicht der deutschen Systeme von Kant bis auf die neueste Zeit, worin sich folgende merkwürdige Stelle findet, welche beweist, daß in Frankreich das Philosophiren nicht viel mehr ist als ein bloßes Drechseln hohler Phrasen.

„Ich will hier nicht ausführlich entwickeln, wie in Schelling die Monas als das Eine und absolute Wesen, als der Lebensfunke, als allgemeines Ich sich erschloß, sich brach und zur Dyas gestaltete, deren Streben eben darin begriffen ist, wieder Monas zu werden, d. h. um deutlicher zu sein, wie hier Geist und Materie als zwei gleiche Emanationen der göttlichen Idee erschienen.“ (Von einer Monas in diesem Sinne ist aber in dem ganzen Systeme Schelling's gar keine Rede, und noch weniger erscheinen in demselben Geist und Materie als gleiche Emanationen der göttlichen Idee; denn die göttliche Idee im Sinne Schelling's, den er freilich nicht selbst in dieser Firmheit ausgesprochen, ist eben erst das Resultat der Einheit von Geist und Materie, d. h. Endlichen und Unendlichen.) Hören wir Herrn Toussenel weiter: „Der Fortgang von Schelling“, sagt er, „ist auf Oken und Hegel, von denen der erste die Materie vergeistigt (spiritualisa la matière), der andere den Geist materialisirt hat (materialisa l'esprit).“

Einen größern Unsinn kann aber ein Mensch, der philosophiren will, nicht reden, selbst wenn er es bezahlt bekäme. Schwerlich ist es Oken selbst in den Momenten des gesteigertsten Selbstbewußtseins je in den Sinn gekommen, daß er die Materie der deutschen Speculation vergeistigt hätte. Man könnte ebenso gut sagen, Toussenel hätte die Feuilletons des „Temps“ vergeistigt. Von Hegel aber wissen Toussenel und Seinesgleichen ungefähr so viel als die Griechen und Römer von der ultima Thule wußten; denn wer in seinen philosophischen Studien die Epoche des französischen Materialismus durchgemacht hat und hinreichend den Begriff des Materialistischen in der Philosophie gefunden, wer das „Système de la nature“ und den Voltaire'schen Standpunkt kennt, der muß sagen, daß es nichts Unsinnigeres geben kann, als denselben Ausdruck von der Speculation Hegel's zu gebrauchen, eines Denkers, den deutsche Zeloten und Unverständige im Reiche des Gedankens grade den Vorwurf machen, daß er den Reichthum der Schelling'schen Naturphilosophie zur formalen Dürrheit des logischen Gedankens ernüchtert habe. Von dem Philosophen, der den Begriff des Geistes erst in die deutsche Philosophie einführte, kann doch nichts Alberneres gesagt werden, als daß er den Geist materialisirt habe; aber so sind die Franzosen; sie haben keinen Begriff von einer Arbeit des Denkens, und wollen in dem ernsten Reich der Wissenschaft herumlaufen wie in dem Garten der Tuilerien, wenn Lampen brennen und Musikanten spielen. Ich möchte eine Wette eingehen, daß Toussenel nicht das Verzeichniß der Hegel'schen Schriften, ja vielleicht nicht den Titel einer einzigen kennt, und doch sagt er: Hegel habe das deutsche Denken materialisirt, mit eben solcher leichtfertigen, gutmüthigen Albernheit, wie etwa Herr Weimars von seinem Collegen Toussenel bei Tortoni erzählt, er habe sich unlängst verheirathet. Gott bessere die französischen Philosophen!

Von Madame J. Bastide (C. Bodin) ist ein neuer interessanter Roman unter dem Titel „Savinie“ erschienen. 130.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1835.

Ueber die neuere holländische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Klopstock's „Messias" ist dreimal von Verschiedenen und zu verschiedenen Zeiten übersetzt, durch Groeneveld, Nieuwenhuysen und Meerman; von Göthe nur „Hermann und Dorothea"; von Schiller außer dem „Abfall der Niederlande", dem „Dreißigjährigen Krieg", dem „Geisterseher" nur dies und jenes Trauerspiel, und von Jean Paul nur ein Pröbchen unter dem Titel: „Gedachten", also wol so ein kleiner Geist aus Jean Paul's Schriften. Dagegen wurden fleißig übersetzt J. H. Campe, Jung-Stilling, Lavater, Herder. Zu erwähnen sind hier auch noch die Uebersetzungen von Tiedge's „Urania", Voß's „Luise", Blumauer's „Aeneis", von einigen Gedichten Bronner's, Salomon Geßner's, Wieland's. Auch unsere gelesensten Erbauungsschriften haben Uebersetzer gefunden: Eckartshausen, Ehrenberg, J. L. Ewald, J. G. Rosenmüller, Salzer, G. F. Seiler, Spalding, Strauß, Zollikofer, und beinahe noch mehr die bei uns beliebten Kinderschriften: J. Glatz, Krummacher, Löhr, Lossius, Rochow, Salzmann, Spieker, Schmid („Ostereier"), Chr. F. Weiße, Wilmsen; ferner auch manche Schulbücher: Scheller's und Bröder's lateinische Grammatiken, Gedicke's lateinisches, Jacobs' griechisches Lesebuch; die geschichtlichen Handbücher von Bredow, Kohlrausch, Pölitz, Rauschnick, Fabri's Geographie. Von unsern zahlreichen Reisebeschreibungen wurden vielerlei, sogar einige der umfangreichsten übersetzt: Otto von Kotzebue, Krusenstern, Lichtenstein, Prinz Max von Neuwied, Domherr Meyer, Niemeyer, Oehlenschläger, F. von Raumer, Rehfues, J. F. Reichardt, . Schubert, Sieber, Spiker, F. L. von Stolberg, H. Storch, v. Stürmer. Manches aus der Geschichte: Heeren, Joh. von Müller, Spittler, Venturini, Wachler. Aus der Pädagogik: Pestalozzi, Pockels, Salzmann. Aus der Theologie: J. D. Michaelis' Uebersetzung der Bibel in 17 Theilen, Niemeyer, Planck, Reinhard, de Wette, Tzschirner.

Minder erfreulich ist die durch unersättliche Lesewuth hervorgerufene Masse übersetzter deutscher Romane: von Chamisso („Schlemihl"), Clauren (17, von zweien aber nur zweite Auflagen), C. G. Cramer, G. Döring (3), Fouqué (3), Hermes, Hoffmann („Elixire"), Fr. Jacobs, Knigge (12), Kotzebue (38), Lafontaine (68), Langbein (11), Laun (8), Meißner (9), J. M. Miller (4), Müller von Itzehoe (9), Karoline Pichler (14), Schopenhauer (2), G. Schilling (4), Spieß (14), Spindler, von Tromlitz (10), van der Velde (9), Zschocke.

Solche Vielschreiberei aus der Hand in den Mund, wie wir sie lange schon hatten und noch haben, war früher in Holland unerhört. Doch zeigen sich jetzt auch davon Spuren; wir rechnen dahin A. Fokke, P. Moens und W. G. Reddingius.

Wenn die bedeutende Masse Uebersetzungen in keinem rechten Verhältnisse erscheint zu den Originalwerken, so muß man nicht übersehen, daß eben oft die Originalaufsätze von ziemlichem Umfange den vielen Gesellschaftsschriften einverleibt sind, die seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herauskommen. Darum hat denn der Katalog diesem Gegenstande ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, was für ähnliche Werke bei uns Nachahmung verdient. Holland ist gesegnet mit Gesellschaften und Stiftungen aller Art; es gibt beinahe keinen Gegenstand menschlichen Wissens und Könnens, wofür sich nicht ein Verein gebildet hätte. Nicht immer ist der Erfolg ihrer Wirksamkeit den materiellen Mitteln und geistigen Kräften entsprechend, doch leisten sie zum Theil mehr als unsere Akademien und Vereine ähnlicher Art, auch gehören sie recht wesentlich mit zum holländischen Leben und haben festen Fuß im Volke gefaßt. Welches Land der Welt hat eine Gesellschaft *tot nut van 't algemeen* aufzuweisen? Die vielen und vielerlei ihrer herausgegebenen Schriften, die hier noch nicht verzeichnet sind, geben einen sprechenden Beweis ihrer rastlosen, vielseitigen Thätigkeit. Die bedeutendsten Vereine, welche zugleich schriftstellerisch thätig sind, mögen hier nun noch schließlich genannt werden, mit Angabe der Zeit, in welcher sie ihre Werke herausgaben.

Genootschap tot verdediging van den christelijken godsdienst tegen deszelfs hedendaagsche bestrijders, 1787—1827. Van Teyler's goodgeleerd genootschap, 29 Theile in 4.; tweede genotsch. 20 Stücke in 4. Stolpiaan'sches Legat für Theologie und Moral, 1756—1824. Koninklijk Instituut van wetenschappen, letterkunde en schoone kunsten zu Amsterdam. Hollandsche maatschappij der wetenschappen te Haarlem, 1754—94: 30 Theile; 1815—22: 3 Theile; naturwissenschaft-

liche Abhandlungen von 1799—1829: 17 Theile, und einige Bände aus andern Wissenschaften. Nederlandsche huishoudelijke maatschappij (ökonomische Gesellschaft) te Haarlem. Bataafsche maatschappij van taal- en dichtkunde, 1804—10. Hollandsche maatschappij van fraaije kunsten en wetenschappen 1810—30. Bataafsche genootschap der proefonder vindelijke wijsbegeerte (praktischen Naturwissenschaften) te Rotterdam. Maatschappij der nederlandsche Letterkunde te Leiden, 1772—1830: 12 Theile. Zeeuwsche genootschap der wetenschappen te Vlissingen, 1769—92: 15 Theile, und später eine neue Folge von 4 Theilen. Het provinciaal Utrechtsch genootschap van kunsten en wetenschappen, 1781—1801: 9 Theile und neuer Folge 6. Het genootschap pro excolendo jure patrio te Groningen, 1773—1828: 5 Theile. Gekrönte Abhandlungen aus dem Vermächtnisse des Johannes Monnikhoff, 1794—1815: 7 Theile und später noch 4. Genootschap ter bevordering der heelkunde te Amsterdam 1791—1819: 11 Theile, und gekrönte Abhandlungen, 1794—1819: 10 Theile. Maatschappij ter bevordering van den landbouw te Amsterdam, 1778—1826: 18 Theile. Het bataviaasch genootschap der kunsten en wetenschappen, 1781—1826: 11 Theile. Genootschap: kunst word door arbeid verkregen, te Leiden, 4 Theile. Abhandlungen der Universität Leyden, 1817—33; der Universität Gröningen, 1815—32. 144.

Der Nationalreichthum, die Finanzen und die Staatsschuld des Königreichs Spanien. Aus dem Spanischen des A. Borrego ins Deutsche übertragen von Rottenkamp. Manheim, Hoff. 1834. Gr. 8. 16 Gr.

Wol mehr noch als der Kampf des Liberalismus mit der alten Monarchie hat in der neuesten Zeit die Lage der spanischen Finanzen die Blicke von ganz Europa auf dieses Land gerichtet, indem auch alle Diejenigen, denen sonst wol dieser oder jener politische Zustand, die absolute oder constitutionnelle Monarchie ganz gleichgültig bleibt, durch die Schwankungen der Börse in Bezug auf die spanischen Papiere an ihrer empfindlichsten Stelle, ihrem Geldinteresse nämlich, angegriffen und aufgeschreckt wurden. Es wird daher wol vielen unserer Leser angenehm sein, wenn wir statt einer genauern Kritik vorliegender Schrift — zu der uns ja auch alle positiven Documente fehlen möchten —, statt wohlfeiler, aber nur zu leicht unbegründeter Raisonnements und Reflexionen uns darauf beschränken, durch einen bündigen Auszug ihnen die Lage der Dinge vor Augen zu stellen.

Bei dem Tode Königs Ferdinand VI. aus dem Hause Anjou bestand (1759) die Staatsschuld nur aus 1,260,521,565 Realen, deren Verzinsung 17,152,733 Realen erfoderte. Die Regierungszeiten Karl III. und Karl IV. brachten bis zum 18. März 1808 diese Schuld bis auf die Summe von 6,876,396,675 Realen (1,719,099,165 Francs), für welche jährlich 62,724,988 Francs Zinsen bezahlt werden sollten. Hierzu kamen nun noch:

Schulden der ersten Restauration . .	50,000,000	Francs
Constitutionsanleihen	405,746,879	=
Anleihen der zweiten Restauration . .	677,448,666	=
Provisorisch anerkannte Schuldfoderungen Frankreichs	80,000,000	=
Dfaliaschreine oder englische Schuld . .	15,000,000	=
Französische Entschädigungen . . .	10,000,000	=
Liquidation der junta de reemplazos mit Abzug von 90,000,000, die unter der Schuld der ersten Restauration mitbegriffen sind	74,021,223	Francs
Betrag von Lieferungen, Soldrückstände u. s. w.	825,000,000	=
Entschädigungen für Confiscationen u. s. w. mit 1814	125,000,000	=

Zählt man zu diesen nun noch die frühere Schuld vor dem J. 1808, die Rückstände, die schwebenden Schulden, so stellt sich nach vorliegender Tabelle (S. 50 u. 51) die spanische Staatsschuld am 31. Dec. 1833 auf 6,992,021,750 Francs, deren Verzinsung 179,164,270 Francs beträgt.

Nach dieser Darlegung der Schuld Spaniens geht der Verf. zur Schilderung der Mittel über, welche seinem Vaterlande zur hypothekarischen Sicherheit für die Gläubiger sowie zur Tilgung ihrer Ansprüche zu Gebote stehen. Er theilt diese Mittel in drei Classen. Zur ersten rechnet er das ganze Privatvermögen (freilich ein nie anzugreifendes Capital!), zur zweiten das Staatseigenthum, zur dritten die Kirchengüter, die er gleichfalls für Staatseigenthum erklären möchte. Was nun die zweite Classe betrifft, so schätzt er das darin enthaltene Capital von unbebautem Lande, von den Landgütern der Komthureien der vier Ritterorden, von den Provinzial- und Gemeindegütern (aus denen beiläufig alle Communallasten in der Art bestritten werden, daß die Bürger frei sind von Municipallasten und sich selbst noch ein Ueberschuß von 16,000,000 zur Zeit Königs Karl IV. ergab), von den Majoraten der gestorbenen Herzoge von Alba, von dem Eigenthum der Inquisition, von der Albufera in Valencia, dem Thal von Alcudia, Bergwerken, Wäldern, öffentlichen unbenutzten Gebäuden u. s. w., — er schätzt all dieses auf 3,025,636,500 Francs, also fast gleich dem verzinsten Capital der Schuld 3,981,315,933 Francs.

Die Einkünfte dieses Capitals betragen nach Abzug aller Verwendungen 11,271,105 Francs. Da jedoch auch dieses Capital zur Deckung der Nationalschuld nicht angegriffen werden kann, ohne großen Schaden in der ganzen Verwaltung hervorzubringen, so beschränkt sich also alle Hoffnung auf die Einziehung des Staatseigenthums zweiter Classe, des Kirchenvermögens. Der Untersuchung, ob dieses wirklich dem Staat gehöre, überhebt sich der Verf., und gibt uns nur eine Schätzung des Einkommens, wonach die Kirche von Landgütern, Häusern, Heerden u. s. w. 175,000,000 Francs zieht, wozu noch durch die Zehnten, frommen Stiftungen u. s. w. eine solche Summe hinzukommt, daß man dies Gesammteinkommen auf 336,932,005 Francs anschlagen kann, also, mit drei Procent berechnet, ein Capital, welches die Staatsschuld beinahe um 11 Milliarden Realen übersteigt. Somit stellt der Verf. den Satz als erwiesen auf, daß Spanien seine Schulden bezahlen kann, daß es aber berufen ist, dies in einer andern Weise durchzuführen, als es das Interesse der Börsenspeculanten erfodert. Das erste Mittel nun, welches nach den Ansichten des Verf. hierbei von der spanischen Regierung zu ergreifen wäre, gehört in das schöne Reich der Träume. Amerikas junge Republiken, Spaniens frühere Colonialländer sollen für die Anerkennung ihrer Rechte (an der ihnen wol jetzt wenig gelegen sein wird!) die spanische Schuld vor dem J. 1808, d. h. 2,000,000,000 Francs, übernehmen und unter sich theilen. Sie sollen wie „die grosjährigen und unabhängig gewordenen Kinder die Schulden des Vaters übernehmen, die er für den Zweck ihrer Erziehung und Aufrichtung über sich genommen hat". Wir glauben an dergleichen politische Kindlichkeit in unserm Zeitalter nicht mehr, zumal da die Kinder durch eigne schlechte Wirthschaft gleichfalls schon in Schulden gerathen sind. Praktischer als dieses sind nun die fernern Mittel, welche der Verf. als zweckmäßig zur Erhaltung des Credits und Tilgung der Schuld angibt. Sie bestehen in der ganz einfachen Maßregel, daß der Staat nicht das Kirchenvermögen gänzlich einziehe und verkaufe, sondern daß er nur den Zehnten an die Kirche aufhebe und dafür jährliche Renten ertheile. Die

günstig auch im Allgemeinen die Stimmung des Volkes in Spanien für die katholische Kirche sein mag, so ist sie doch dem Bestehen dieser drückenden Last durchaus feindselig, wie dies die allgemeine Unzufriedenheit beweist, welche sich zeigte, als die zweite Restauration den durch die Cortes von 1821 um die Hälfte verminderten Zehnten wieder seinem ganzen Betrage nach einführte. Durch Aufhebung desselben würde nun zunächst der Pachtzins steigen, dieser Vortheil aber nur den Grundbesitzern allein zum Nutzen gereichen, welchen gegenüber man die Rechte des Landes durch Creirung jährlicher Renten wahrnehmen könnte. Die Grundeigenthümer würden alsdann die Einlösung durch die Vermehrung der ihnen zufallenden Capitalien bewerkstelligen können. Die gewöhnliche Abschätzung der Einlösung von Servituten, welche fortwährend auf dem Grundbesitz lasten, beläuft sich im Durchschnitt auf den Ertrag von 40 jährlichen Rentenzahlungen. Indem man nun diese Grundlage zur Einlösung des Zehnten annähme, müßten die Grundeigenthümer 40 Jahre hindurch denselben zahlen. Das Resultat dieser Maßregel würde dann darin bestehen, daß der Staat 40 Jahre hindurch ein Einkommen von wenigstens 600,000,000 Realen erhielt, welches die Zinsen der consolidirten Schuld um 100,000,000 überstiege. Dieser Ueberschuß, welcher durch andere Verbesserungen im Zollwesen und der Verwendung von Staatsgütern sich leicht noch um das Doppelte vermehren möchte, würde der Regierung einen Rückhalt geben, wodurch der Zustand des Mangels und der Verlegenheit, der den Schatz bedrängt und ihn zu verderblichen Anleihen verleitet, aufhören würde. Man besäße endlich ein baares und zur Tilgung zu verwendendes Capital.

Wir verbinden mit dieser Anzeige zugleich die einer zweiten staatswirthschaftlichen Flugschrift von

J. F. Benzenberg, Preußen und Frankreich. Bonn, Weber. 1834. Gr. 8. 8 Gr.

aus welcher wir gleichfalls nur einige positive Resultate unsern Lesern mittheilen wollen. In einer abgebrochenen Schreibart verfaßt, gibt das Büchelchen außer einigen allgemeinen Gedanken über preußische Zustände meistentheils nur Zahlenverhältnisse der Schulden und Abgaben Preußens und Frankreichs und ist besonders gegen Herrn Hansemann's bekanntes Buch über beide Länder gerichtet. Wir entnehmen daraus folgende Angaben.

Im Jahre 1807	hatte Frankreich	243	Mill.	Thlr.	Schulden,
„ „ 1821	„ „	925	„	„	„
„ „ 1829	„ „	1136	„	„	„
„ „ 1831	„ „	1388	„	„	„
„ „ 1832	„ „	1444	„	„	„
„ „ 1833	„ „	1575	„	„	„
Dagegen hatte Preußen	im J. 1823	196	Mill.	Thlr.	Schulden,
nach Abtrag v. 40 Mill.	„ 1833	156	„	„	„

In Preußen kann man die Zahl der Einwohner auf 13 Millionen, in Frankreich auf 32½ Mill. anschlagen, sodaß also nach diesem Verhältnisse die französische Staatsschuld 390 Mill. Thlr. betragen könnte. Rechnet man nun auch noch so viel auf die bedeutendern Staatskräfte Frankreichs, so ist doch zwischen 390 Mill. und 1575 Mill. eine so große Differenz, als daß sie durch jenen Nationalreichthum aufgewogen werden könnte. Dasselbe Verhältniß findet auch seine Angaben auf die Abgaben:

In Frankreich kamen auf					
jeden Kopf im Jahre 1796	2	Thlr.	26	Sgr.	Abgaben,
1801	4	„	5	„	„
1812	6	„	„	„	„
1817	8	„	15	„	„
1834	9	„	15	„	„

Dagegen kommen in Preußen auf jeden Kopf nur 4 Thlr. 10 Sgr.

„Zahlen entscheiden", ist das bedeutungsvolle Schlußwort der vorliegenden Schrift, und Hr. B. hat Recht, denn es lassen diese Zahlenverhältnisse beider angezeigten Bücher uns einen tiefen Blick in die Zustände und darum auch in die Zukunft dieser Staaten thun, in welchen wir den großen geistigen Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Entwickelung repräsentirt annehmen. Oft genug hat man die französische Nation als diejenige genannt, welche mit Riesenschritten auf der Bahn der socialen Fortschritte jeglicher Art den übrigen Europäern weit vorausgeeilt wäre; man hat sie darum beneidet und ihre politische Organisation als den Hebel der Bewegung vielfach bewundert und gepriesen. Hier sehen wir nun deutlich die materiellen Folgen, und eben wie es von Tag zu Tag mehr und mehr hervortritt, daß Deutschland es ist, auf dessen Boden die tiefere geistige Entwickelung der europäischen Menschheit vor sich geht und gedeiht, so deutet auch Alles in der neuesten Zeit darauf hin, daß die materiellen Verhältnisse desselben Deutschlands, ohne welche keine wahre geistige Gesammtentwickelung gedeihen kann, ruhig und langsam zwar, aber sicher und fest im Fortschritt begriffen sind, während die romanischen Staaten immer schneller einem Abgrunde entgegeneilen. 21.

Jakob Ehrlich, von Capitain Marryat, ein Seitenstück zu Peter Simpel, vom nämlichen Verfasser. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Theile. Aachen, Mayer, 1835. 8. 4 Thlr.

Capitain Marryat hat sich durch seinen frühern Roman: „Peter Simpel", welcher in Nr. 27. d. Bl. bereits angezeigt ist, der Lesewelt bestens empfohlen. Es ist nicht zu zweifeln, daß auch sein „Jakob Ehrlich" große Theilnahme finden werde, und er verdient es in vielem Betracht, denn wir machen Bekanntschaft mit eigenthümlichen Charakteren und mit zum Theil recht originellen Begebenheiten.

Jakob ist der Sohn eines armen Lichterführers auf der Themse. Seine Mutter ist dem Trunke in einem Grade ergeben, daß ihr Dasein durch Selbstverbrennung vernichtet wird, und der Vater, im Schreck über eine ihm unbekannte, furchtbare Erscheinung, stürzt sich ins Wasser. So führt denn der durch zwei Elemente Verwaisete den Lichter ganz allein nach dem Werfte des Herrn Drummond, Eigenthümer des Fahrzeugs, und betritt als elfjähriger Knabe, mit nichts als drei lakonischen Denksprüchen seines Vaters ausgestattet, zum ersten Mal in seinem Leben das feste Land. Herr Drummond nimmt sich seiner redlich an, schickt ihn in die Armenschule, und wie hier der Knabe nicht allein die Rudimente alles Wissens, sondern auch noch Latein und Mathematik erlernt, so macht der Leser zugleich eine Bekanntschaft, welcher er durch das ganze Buch mit ungetheiltem Interesse folgen muß: er sieht nämlich in der Person des ersten Lehrers Domine Dobiensis, vulgo Dobbs, einen pädagogisch-philologischen Don Quixote vor sich, dessen Zeichnung, selbst in den kleinsten Zügen, trefflich genannt werden muß. Mit dem vierzehnten Jahre wird Jakob, dessen Lebenselement nun einmal das Wasser ist, als Lehrling auf einem Lichter eingeschrieben, und nachdem er eine Gaunerei der Führer desselben entdeckt hat, wird das Fahrzeug dem alten Tom übergeben. Jetzt entwickelt das Buch die eigenthümlichste Poesie. Der alte Tom hat unter Nelson beide Beine verloren und trägt seinen in ziemliche Breite ausgehenden Körperrest auf zwei kurzen Stelzen, sodaß diese lachenerregende Figur höchst zwerghaft aus dem Lichter in die Welt hinausschaut. Dabei ist Tom immer heiter, weiß bei jeder Gelegenheit einen guten Geschichtsfaden aus dem Bereich seiner Erfahrung abzuspinnen, hat eine schöne Stimme und ist im Besitz eines unerschöpflichen Liedervorrathes, von welchem überall Bruchstücke auftönen, so passend, so lieblich, daß man, wie viel sie auch in der Uebersetzung verloren haben mögen, nicht aufhören kann, sie wieder und wieder zu lesen. Dem ehrlichen alten Tom ist sein Sohn Tom als Folie untergelegt; er ist ein derber, aber höchst gutmüthiger Schelm, neckt Vater und Mutter und alle Welt, wo und wie er nur kann, und weiß doch Jeden wieder auf die beste Weise zu versöhnen. Jakob tritt mit allem Latein und der ganzen Mathematik vor diesen Beiden fast vergessen in den Hintergrund, doch nimmt sein Schicksal plötzlich eine

entscheidende Richtung. Herr Drummond nämlich bedarf seiner Hülfe im Comtoir, und wie fleißig und geschickt er sich auch zeigen mag, sein gutes Verhältniß zum Herrn, zur Familie und den Befreundeten, unter welchen besonders Herr Turnbull hervorgehoben wird, erregt bald den Neid seiner Collegen. Der erste Buchhalter verleumdet ihn beim Herrn und bricht die Gelegenheit vom Zaun, unserm Jakob schlecht zu begegnen, und dieser, im Gefühl seiner Unschuld, steht so stolz dem streng, aber gemessen ihn mahnenden Drummond gegenüber, daß, wie auch dessen Frau, vorzüglich aber die Tochter Sarah vermittelnd einschreiten wollen, ein völliger Bruch unvermeidlich ist. Jakob verläßt das Haus mit dem festen Vorsatze, von nun an selbständig und unabhängig durch die Welt zu schreiten und keines Menschen, am wenigsten Drummond's Hülfe jemals in Anspruch zu nehmen. Seine Lehrjahre will er als Bootführer des philosophischen Stapleton vollenden, und nur mit dem, durch Grönlandsfahrten reich gewordenen Turnbull bleibt er in einigem Verhältnisse und rettet ihm einmal das Leben. Uebrigens gleiten die Tage ziemlich einförmig vorüber, sodaß selbst die verunglückte Entführung einer jungen Dame, bei welcher sich Jakob und Turnbull thätig erweisen, die fast sichere Erwartung einer Katastrophe nicht erfüllt. Bald nachher sehen wir Jakob und den jungen Tom, welcher ein Liebesverhältniß mit Stapleton's Tochter Marie angeknüpft hat, als gepreßte Matrosen auf einer königl. Fregatte nach Madeira segeln, um auf Kaper Jagd zu machen. Jakob wird verwundet, zum Dienst für längere Zeit untüchtig, und tritt als Gehülfe dem Zahlmeister und Schreiber zur Seite. Nach Verlauf eines Jahres endlich kommen Briefe aus England, und Jakob erhält die Nachricht, daß Turnbull gestorben sei und ihn zum Erben eingesetzt habe. Er geht nach England zurück, nimmt Besitz von den ihm zugefallenen Gütern und heirathet Sarah Drummond.

Wir Deutschen sind durch Clauren u. A. freilich schon längere Zeit daran gewöhnt, den Knoten auf solche Weise zerhauen zu finden; allein bei dem vorliegenden Romane können wir die Aeußerung unsers Bedauerns nicht unterdrücken, ein so wohlfeiles Mittel angewendet zu sehen, damit der Held des Buches zu einem wünschenswerthen, sichern Standpunkt in der Welt nicht geleitet, sondern gezogen werde. Freilich will der Verf. darthun, daß in der menschlichen Gesellschaft, wie sie nun einmal sich gebildet hat, eigentlich keine äußere Unabhängigkeit möglich sei; daß wir, mögen wir wie Jakob arm und verlassen die Welt betreten, oder dieser zu gebieten haben, überall der Welt bedürfen, um in ihr zu bestehen. Aber diese Wahrheit, will sie der Dichter uns anschaulich machen, bedarf solcher Mittel nur nebenher. Da ferner der Verf. oft genug eine pragmatische Tendenz durchblicken läßt, nämlich zu zeigen, daß gute Erziehung und gute Grundsätze, wie ungünstig auch die äußern Umstände scheinen mögen, zum Glücke führen, so war wohl zu erwägen, daß, wie dergleichen, um eine Erbschaft anzutreten, ein äußeres Glück zu erlangen, nicht unbedingt nothwendig sind, sie auch hier im Romane, wie die gegebene Relation bethätigt, fast ganz müssig dastehen und wir fast auf den Glauben verfallen, sie seien dem Jakob nur zu Theil geworden, damit er seiner irdischen Glücksgüter sich edler erfreuen möge und nebenher im Stande sei, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Auch Drummond's, vorzüglich aber Sarah's Verhältniß zu Jakob erscheint durch diese Lösung des Knotens in unvortheilhaftem Lichte. Da nämlich der Erstere schon früh den Inhalt des Testamentes kannte, so scheint es, als werde nur Komödie gespielt, um Sarah, wenn Jakob nicht etwa geradezu ein schlechter Mensch werde, an den Mann zu bringen, an einen Mann, der Geld hat.

Die gegen den Schluß des letzten Bandes eingeschobene Episode des jungen Tom und seiner Marie hat uns ebenfalls verwundert. Der Raum ist hier zu beschränkt, um die Verhältnisse weiter auseinanderzusetzen; es sei daher nur angedeutet, daß, wie schön und tief erschütternd auch die Scene dargestellt ist, in welcher es sich um Leben und Tod handelt, sie dennoch als ein zu weit getriebenes Spiel mit dem Gefühl des Lesers erscheint, da wegen einer Parlamentsacte Alles ja nicht nöthig war, und sich wol ein gelinderes Mittel auffinden ließ, ein im Grunde gutes und braves Mädchen von der Flatterhaftigkeit zu heilen.

Wir haben die schwächere Seite des Buches ohne Rückhalt zu Tage gelegt, weil uns dasselbe in sehr vielen Beziehungen angesprochen hat, und wäre darin auch alles Uebrige wenig interessant, so würden wir uns dem Verf., welcher sich aller Orten als kenntnißreich und die Erscheinungen des Lebens klar auffassend bethätigt, doch immer noch für die Schöpfung des Domine dankbar verpflichtet erkennen müssen, und hiemit sei es der Worte genug. 101.

Ueber das Verhältniß des Staates und der Kirche zu einander. Von Matth. Christian Glaser. Schleusingen, Glaser. 1834. 8. 4 Gr.

Ein Lieblingsthema unserer Zeit, woran sich die dialektische Gewandtheit manches Schriftstellers schon versuchte, ohne daß man über den Begriff, den Zweck und das Wesen der Kirche und des Staates sich verständigte. Hr. Glaser bemerkt aber gleich zu Anfang seines Schriftchens, daß dieses erfoderlich, um mit Erfolg vom Verhältnisse beider zu einander reden zu können. Da Kirche und Staat durch die menschliche Culturgeschichte fortlaufende Ergebnisse des socialen Lebens sind, so darf auf das „Ins-Reine-kommen" mit dem Begriffe und seinen Folgen nicht zu viel gegeben werden, um nicht aus dem geschichtlichen, sich fortbildenden Elemente in starre Abgeschlossenheit und todtes Absprechen zu gerathen. Theoretische Begriffsfeststellungen der vorliegenden Art sind Schulerercitien, in welchen sich, Belehrung suchend und gebend, der Scharfsinn versucht. Das Resultat der hier mitgetheilten Abhandlung spricht sich in den Schlußworten also aus: „Aus dem Wesen des Menschen ergibt sich kein anderes Wesen von Staat und Kirche als das entwickelte: jene als Erkenntniß-, dieser als dingliche Gewaltanstalt zur Abhaltung und, nach Befinden, Vertilgung der dem Menschenthum feindlichen, schädlichen Ding-Gewalt, die von Menschen geübt wird. Nur so kann waltende Erkenntniß bestehen, blühen und wachsen. Dieses Aufkommen u. s. f. ist der eigene freie Wille, die Liebe eines Jeden, nie eines Andern Werk und Wirkung. Laissez faire!" 36.

Literarische Notizen.

Michel Raymond (Masson) hat in zwei Bänden „La lampe de fer" herausgegeben, als Fortsetzung der auch ins Deutsche übersetzten „Contes de Daniel etc."

Von J. B. Toussaint erschien ein starker Band: „De la pensée".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 179. — 28. Juni 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

Dritter Artikel.*)

26. **Bretislaw und Jutta.** Dramatisches Gedicht von Karl Egon Ebert. Prag, Enders'sche Buchhandlung. 1835. Gr. 8. 22 Gr.

Wir beginnen diesen Artikel gern mit einem dramatischen Gedicht, dem wir eine genußreiche Stunde danken und dem wir das uneingeschränkte Lob einer in seiner Gattung vollendeten Leistung zollen können; denn, wer wäre nicht gern dankbar, und wer lobte nicht gern das in sich Schöne. Zu einem solchen Totaleindruck des Schönen verschmelzen sich in diesem Drama Begebenheit, Charaktere, Verwickelung und Sprache, daß wir dies Schauspiel, wiewol es nicht grade die höhern Tendenzen der Tragödie als sein Ziel setzt, an die Spitze der von uns bisher überblickten dramatischen Erzeugnisse des Jahres stellen. Das schöne Maß in den festgezeichneten Charakteren, die selbst, wenn sie der Tugend fremd sind, unsere Achtung behaupten, die tiefe Einsicht in Geschichte und Natur des Menschen, die klare und doch zarte Erfindung, die dramatische Abrundung der Begebenheit, die Kraft der Situation, die stets aus poetischer Wurzel emporwächst, und der Reiz einer vollendeten Diction, Alles dies sichert diesem Drama einen dauernden Werth, auch außerhalb des Landes, dessen Fürsten und Helden es feiert. Die Fabel, aus der böhmischen Geschichte entlehnt, beginnt da, wo ein anderes Drama unserer Uebersicht: „Der Rache Schwanenlied", sie fallen ließ. Ein Haupt, aus dem vertilgten Geschlecht der Werschowez, Preslaw, hat sich gerettet und strebt, zu Kaiser Konrad geflüchtet, diesen gegen das siegreiche Herrscherhaus der Premysliden in Waffen zu bringen. Der besonnene und stets würdevolle Konrad prüft und schwankt lange. Da erscheint Bretislaw, Herzog Ulrich's (Udalrich's) siegreicher Sohn; entflammt von Liebe für Jutta, der Tochter des weißen Grafen, Konrad's Freund, trotzt er dem Kaiser, entreißt Jutta ihrem Verfolger Preslaw, und der Krieg, welcher die Folge seiner Kühnheit ist, wird durch Jutta's Kindesliebe im entscheidenden Augenblick geendet. Preslaw's Verrath ist entdeckt und der Kaiser und Böhmen sind versöhnt. Diese einfache Fabel entwickelt sich in großen, energischen Zügen, bald dichterisch-kühn, bald historisch-groß, stets aber in einer Sprache, wie sie der Kothurn immer hören lassen sollte. Das vorzüglichste Bild, der Held, für den der Verf. in Begeisterung glüht, ist Bretislaw. Er verwendet an ihn seine prachtvollsten Farben; er, den uns Preslaw zuvor als ein Ungeheuer geschildert hat, reißt uns hin durch den reinsten Adel der Seele. Neu und wahrhaft dichterisch ist die Zeichnung seiner Liebe. Die riesige Kraft, welche plötzlich vor dem Anblick der Schönheit zusammenbricht und nur noch zu dem Ausruf Kraft hat:

> . . . Lubomir,
> Ein Blitz hat mich getroffen!

und die dann wieder erwacht, Ein Bild allein im Auge, ruft:

> Denn über alle Hindernisse weg
> Springt das Gefühl in freud'gem Uebermuth.
> Gieß eine See jetzt zwischen mich und sie,
> Laß wilde Flammen himmelhoch sich thürmen —
> Ich will hindurch nach meinem Ziele stürmen —

eine solche Kraft, wenn sie andererseits zu Bildern voll Besonnenheit und voll Ebenmaß, wie Kaiser Konrad, Graf Otto und Preslaw sind, sich zu zügeln weiß, ist es, die wir an dem dramatischen Helden und an seinem Dichter lieben. Von einem hervorragenden dramatischen Talent gibt die Scene des zweiten Actes Zeugniß, wo sich Kaiser Konrad, Bretislaw und sein Todfeind Preslaw begegnen, und wo die dreifach gezwungene Gemüthsstimmung endlich von allen Seiten in helle Flammen herausbricht. Der besonnene Konrad geht so weit, den Prinzen einen „Knaben" zu nennen. Da ruft Bretislaw:

> Verachtest du den Knaben?
> Wohl — erstaune nicht.
> Wenn einst am Morgen du im Land ringsher
> Den Qualm von feurig loh'nden Dörfern siehst
> Und hörst den Klang von Panzern und Drommeten.
> Das wird der Knabe sein, der sich das Haupt
> Des Preslaw holt und seine Gattin Jutta.

Nicht minder schön ist die Aussöhnung dieser beiden dichterisch erfundenen Charaktere. Auch Jutta ist in ihrer krystallreinen Weiblichkeit eine nicht oft gesehene Gestalt, zart hingehaucht und doch voll poetischen Kerns. S. 102 bittet sie Bretislaw um einen Tag Aufschub für den Kampf. Was gewinnt dir ein Tag? fragt dieser. O, ein Tag ist Alles, entgegnet sie.

> Ein Tag verheert das Land mit Hagelschlag,
> Ein Tag belebt die Wüste neu mit Regen,
> Ein Tag kann des Verdammten Haare bleichen,
> Ein Tag kann Ingrimm lösen, Haß erweichen,
> Ein Tag kann Alles, was mein Glück zerstört,
> Ein Tag kann Alles, was mein Herz begehrt.

Wenn es wahr ist, daß die Sprache des Dramas ganz eigenthümliche Töne fodert, so sind es die, welche der Verf. anwendet, welche allein hier gemeint sein können. Möge es dem reichbegabten Dichter gefallen, sie uns oft vernehmen zu lassen.

27. **Das Weib, oder: Thron und Hütte.** Drama in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen des James Sheridan Knowles, für das deutsche Theater bearbeitet von Wilh. Gerhard. Leipzig, Baumgärtner. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

An dieser ausgezeichneten Erscheinung mögen wir erkennen, welchen unermeßlichen Vortheil es gewährt, in irgend einem Gebiete der Literatur ein unbestreitbares Vorbild, irgend eine Form des Schönen vor Augen zu haben, die als unzweifelhaft nachahmungswürdig im Gemüthe eines ganzen Volkes feststeht. Der Geist Shakspeare's ist es, der dem Dichter erschienen ist, ja, der seine Feder geführt hat; treuer als Knowles hat ihn niemals irgend ein Dichter ergriffen oder wieder dargestellt. Dies Stück vermöchte selbst Kenner zu täuschen, so sehr ist

*) Vgl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 45—47 u. 106—108 d. Bl. D. Red.

es aus dem Geiste des Unvergleichlichen hervorgegangen. Fünf Auflagen haben in England diesem Drama Gerechtigkeit erwiesen, und eine gewandte Feder führt es jetzt in Deutschland ein. So unzweifelhaft der hohe dramatische Kunstwerth dieses Dramas ist, so zweifelhaft indeß wird uns sein Bühnenerfolg in Deutschland. Wir sind an gröbere Malerei auf der Bühne gewöhnt; blendende Effecte, perspektivische Wirkung, aber weder Ausführung, noch reinen Umriß braucht der Theatermaler. Das Stück ist mehr für den stillen Genuß des einsamen Lesers geschrieben. Zunächst ist die großartige Auffassung des Gegenstandes, der kühne Umschwung der Begebenheit einerseits ganz Shakspearisch, andererseits viel zu poetisch für unser heutiges Bühnenpublikum und Bühnenpersonal. Die dramatische That ist folgende. Ferrando, Herzog von Mantua, hat den Thron inne, weil sein legitimer Erbe, Leonardo, verschollen ist. Der Tyrann hat einen Freund, Graf Florio, der die Hand eines fremden Mädchens, Mariana, durch einen Rechtsspruch des Herzogs erzwingen will; Mariana ist Waise, und ihr Vormund hat sie dem Grafen wider ihren Willen verlobt. In ihrer Noth ist Lorenzo, ein berühmter Advocat aus Rom, von ihrem Pfleger, dem frommen Pfarrer Antonio, herbeigerufen. Dieser erscheint und mit ihm Prinz Leonardo als sein Schreiber. In feierlicher Rathssitzung wirft dieser die Vermummung ab, nachdem er in Mariana seine Geliebte, und sie in ihm das Bild, das ihren Widerstand erweckte, erkannt hat. Ferrando steigt von dem Thron, anscheinend in Güte, das Herz jedoch voll Haß gegen den Herzog und Mariana, seine Gattin. Der Krieg entfernt Leonardo; Ferrando's Plan, ihn durch Verletzung seiner Ehre zu tödten, reift. Ein Glücksritter, St.-Pierre, wird dazu gebraucht, den Schein der Untreue auf die arglose Mariana zu werfen. Aber an dem festen Glauben Leonardo's scheitert der höllische Plan und die Unschuld triumphirt; St.-Pierre weist sich als Mariana's Bruder aus und Ferrando endet im Kerker. Als Zwischenspiel erscheint, gleichfalls in Shakspeare'scher Art, das Volk, mit seiner Gier nach Neuem, nach Verbrechen, nach Executionen, ergötzlich durch Bernardo, Bartolo, Carlo und Marco repräsentirt. Die Charaktere, mit flammendem Pinsel gemalt, glutvoll in Leonardo und St.-Pierre, sanft in Antonio und Lorenzo, schrecklich in Ferrando, tückisch in Florio, verwegen und feig in Beiden, sind des größten dramatischen Dichters nicht unwerth. Die Art, wie sie gegen einander ins Spiel gesetzt erscheinen, die Weise, wie sie sprechen, ist im Grunde genommen seine Art, nur daß ein moderner Byron'scher Schatten ihren Glanz verdüstert und seine Klarheit im Nebel jener Gedankenferne bisweilen verlöscht. Nichtsdestominder möchten wir wol bewiesen sehen, warum etwa Shakspeare dies Drama nicht geschrieben haben könnte so gut wie „Maß für Maß" oder die „Beiden Edelleute von Verona".

Es würde mehr Raum bedürfen, als über den wir gebieten, davon, wie sich alle diese poetisch erfaßten Charaktere hier malen, Proben zu geben. Nur wenige Bemerkungen sind uns noch verstattet. Zunächst ist es auch Shakspearisch, daß von dem Doppeltitel des Stücks keiner recht paßt. „Das Weib"? Soll das Weib durch zwei Züge: treue Liebe und Arglosigkeit, unbesonnene Hingebung gezeichnet sein? Denn durch mehr zeichnet sich Mariana nicht. „Thron und Hütte"? Nun ja, Mariana, in einer Hütte der Schweiz geboren, steigt auf den Thron von Mantua; doch Beide sind weit entfernt, zu Elementen des Stücks zu werden. Genau betrachtet, ist Leonardo und sein felsenfester Tugendglaube das herrschende Element des Dramas. Wir kommen nun auf zwei Fehler dieses ausgezeichneten Gedichts zu sprechen. Der eine ist der, daß die Hauptumschwünge der Fabel uns nicht deutlich genug gemacht werden. In der Rathssitzung werden wir auf den Beweis gespannt, den Lorenzo darüber führen wird, daß Mariana frei wählen könne — und kein solcher erfolgt. Ebenso läßt uns Alles gegen den Schluß hin den sonnenklaren Beweis von Mariana's Unschuld erwarten; wir fodern ihn unbedingt, und der Verf. nimmt den Schein an, als vergäße er ihn. Will er das, wozu dann die Vorbereitung durch den Brief hier und dort durch Lorenzo's Berufung? Beide sind völlig unnütz. Ein anderer Fehler ist die Zerrissenheit der Handlung selbst durch die regelmäßig eintretenden Volksscenen; auch hier wird weit mehr vorbereitet, als gegeben wird. Doch diesen Mängeln welche Schönheiten gegenüber! Wie fein spitzt sich der Verrath in Ferrando's Hand zum schärfsten Dolch? Wie kennt er die Stellen, wo der Feind verwundbar ist? Wie edel ist Leonardo dagegen? Wie rein, wie entzückend arglos Mariana? Wie groß gedacht die Scene, wo sie, stolz auf ihre Tugend, dem zweifelnden Antonio sogar rauh begegnet, dann wiederkehrt und knieend um seinen Segen bittet:

> Ja, ich bin's.
> Bin deine Tochter. Vater, segne mich.
> Wär' ich die Best', ich wäre, traun, nicht über
> Die Schlechteste, nicht unter deiner Liebe!

Die kühne Zeichnung in St.-Pierre, dem verworfenen Diener Ferrando's, der ihn endlich entlarvt, hat allerdings mehr von Byron als von Shakspeare; aber in sich, wie scharf, fest und sicher ist diese überaus poetische Gestalt? Wie weiß er in dem Geschwätz von ihrer Heimat die arglose Mariana zu umstricken nach Ferrando's Absicht? Die Schweiz, ruft er,

> — das Land der Schönheit und der Größe,
> Ein Meer von Seen, Waldungen und Hügeln.
> Krystall'ne Wogen sprudeln aus den Bergen . . .
> Hier wird der Strom zur schimmernden Cascade,
> Dort tobt der Sturm in seiner Schrecken Pracht.
> Dann unsre Thäler — ach, die stille Heimat
> Der Herzen sind sie — unsre Hütten, Gärten,
> . . . unsre Matten, reich
> Besetzt mit Heerden . . .
> . . . . . unsre Alpenlieder, die von Berg
> Zu Bergen tönend uns die Herzen schmelzen.
> Ein freies, edles, einfach redlich Volk.

Und sowie diesen Worten Mariana lauscht, ist sie verloren.

Wir müssen enden. Dies schöne Drama wenigstens zeigt uns, was England in seinem langen dramatischen Schlummer noch vermag in der lebendigen Erinnerung an einen großen Geist, der sein war. Es erweckt die größte Begier nach den andern Dramen dieses Dichters, den „Hunchback", „Virginius"; es gibt uns den Wunsch ein, daß dieselbe Hand, die das „Weib" so trefflich übertrug, auch diese uns mittheile. Geschähe dies, so würden wir nur fragen, warum der Uebersetzer die Anrede durch „Sie", ja selbst durch „Er" nöthig gefunden hat, da doch unser „Ihr", dünkt uns, zugleich poetischer, treuer und zeitgemäßer das englische „You" wiedergäbe.

28. Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra (!). Geschichtliches Original-Trauerspiel in vier Aufzügen. Von B. Kaim. Leipzig, Drebisch. 1834. 8. 20 Gr.

Original ist dies Trauerspiel allerdings! Doch da wir nicht gern den Vorwurf eines schonungslosen Urtheils auf uns laden, so geben wir dem Leser lieber eine oder zwei Proben von der Sprache des Verf. und überlassen das Uebrige seinem eignen inappellabeln Ausspruch. Den zweiten Aufzug beginnt Gabrielle (!) mit folgendem Monolog: „O! Wie es mich schaudert! Die Helle durchzuckt die Nacht und blutroth ist der Himmel. Nebel der zerkrachten Bomben steigen auf und die Kugeln (!) sprühen donnernd verzehrend Feuer. Der Kanonen Schlund, der weite Rachen öffnet sich; scheu ist der Mensch, Thiere beben (!), die Erd' ist erschüttert, der Himmel senkt sich. In Brand steht der wilde Forst, der Tiger (in Frankreich?) bebt, der Löwe (dito) winselt, und durch die Luft saust das Krachen, der Donner und das Geheul und durchbohren das erschütterte Ohr u. s. w." Das klingt wie Spaß, aber es ist bitterer, bitterer Ernst. Welcher närrische Kobold hat dem Verf. den unglückseligen Gedanken eingeflößt, durchaus ein Trauerspiel schreiben zu wollen? Denn wir erinnern uns schon einer ganz ähnlichen Arbeit von ihm, einer „Corinna" oder dergleichen. Wahrhaftig, man möchte irre werden an sich selbst beim Lesen so mißgestalteten und das

wieder ergötzlichen Unsinns! Und dies Stück, mit der Kunstansicht eines Hottentotten und der Sprache eines Quintaners ist — man höre! — Sr. königl. Hoh. dem Prinzen Mitregenten gewidmet, die sich, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, diese Huldigung gnädigst gefallen ließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die letzten zwanzig Jahre am Rhein, von Zeiler. Frankfurt a. M., Schäfer. 1835. 8. 16 Gr.

Diese Novelle ist mit einem so gehaltschweren Motto und noch dazu einem griechischen auf dem Titel geziert, daß man viel von ihr zu erwarten berechtigt ist. „Beiweitem die größte und schönste Thätigkeit des Verstandes äußere sich in der Staats- und Hausverwaltung," sagt diese Inschrift, und wir erwarteten diesen classischen Ausspruch in dem Schriftchen, wenn nicht ausgeführt, doch gewiß befolgt. Allein wir haben selten eine größere Geschmacklosigkeit im Vortrag und eine abschreckendere Schwerfälligkeit in der Anordnung des Stoffs in irgend einem neuern Werke gefunden. Unklarheit in der Hauptidee, welche dargestellt werden sollte, scheint die Hauptklippe gewesen zu sein, an welcher Hr. Z. gescheitert ist. Man wußte vor zwanzig Jahren noch nicht, was man am preußischen Rheine wollte, und beim Ausbruch der Revolution im Jahre 1830 sah man ein, daß die Verwaltung des preußischen Staats eine Sicherheit gewähre, zu welcher Frankreich auch nachher nicht gelangen konnte.

Aber wo sind die Gründe für diesen den Rheinlanden so wichtigen Erfahrungssatz? Wenn man dergleichen bekannte Sätze vorträgt, sollte man sie wenigstens gehaltreich durchführen. Wenn eine Französin Frankreich, wenn ein leidlich gebildeter Deutscher beide Länder repräsentiren soll, wenn am Ende ein Dritter, der Verfasser selbst, oder Hr. Ich, die Französin heirathet, weil diese sich in Deutschland, nachdem sie Witwe geworden, heimisch fühlt, so scheint das recht sinnreich, ist aber an sich unverständlich.

Dies Alles ist aber in einer Gedanken- und Redeschwulst vorgetragen, aus welcher man nur mit Anstrengung klug wird. Phantasie hat der Verfasser, aber es fehlt ihm die φρονησις und die διακοσμησις, d. h. er beherrscht sie weder durch den Verstand, noch durch den Geschmack. So viel Gutes und Wahres nun auch gesagt wird, so ist es doch insipid vorgetragen. Eine gewisse Asperität der männlichen Charaktere ist gleichsam der Charakter der ganzen Schrift. Zum Beweise mag folgende Stelle dienen:

„Das Streben, der Armuth entgegenzuwirken, fuhr Herwer (im Kreise mehrer Frauen von hoher Zartheit) fort, geht zu weit. Die (Land) Güter untheilbar zu machen, sie nur an ein Familienglied vererben zu lassen, heißt, die Proletarier, die gefürchtet werden, sogleich erschaffen, indem solche beschränkende Gesetze, besonders da, wo keine Hofgüter mehr sind, mehre Familienglieder immer nahrungslos machen würden. Es wäre dies eine neue Art von Insibuliren."

Will der Verf. sich aus seiner strengen Form in eine poetische und liebliche Begeisterung werfen, so spricht er folgendergestalt:

„ — Wir kamen nach der Brohl und standen wie begeistert."

„O Himmel, rief ich, man muß von dem Rheine auch nur einen Tag entfernt sein, um ihn neu zu empfinden. Malte Hemmling je so schön, wie dieses Thal ist? Hier möchte das Jesukind (sic! nomin. Jesus, genit. Jesu!) verweilen und sich über den Strom tragen lassen, und den Träger immer wieder ermüden."

Bei dem Allen gehört der Hr. Verf. zu den denkenden und gebildeten Köpfen, denn er philosophirt nicht nur sehr stark, sondern es ist auch Manches recht gut gedacht, wenn auch nicht grade ein tiefes Studium der psychischen Anthropologie bei ihm zu suchen sein möchte.

Die Form und Sprache anlangend, so müssen wir dessen Rauhheit und Unbehülflichkeit rügen, wie überhaupt eine gewisse Rücksichtslosigkeit. Wer eine neue Bahn in der Literatur brechen, wer neue Formen des Schönen erfinden will, muß sich nicht sehr vertraut mit der Vollkommenheit der bisher von Alten und Neuen gebildeten classischen Formen gemacht haben, wenn er glaubt, daß die besten zu verlassen seien. Nur dem Humor wird Manches nachgesehen, wenn er witzig ist. Von dieser Anlage besitzt aber der Verf. nur eine sehr magere Ader, wie man S. 116 ein Beispiel finden wird.
23.

Correspondenznachrichten.

London, 2. Juni 1835.

London wird die Freude, welche es über die schnell ihrer Vollendung nahenden Eisenbahnen äußert, theuer bezahlen müssen. Sein Großhandel wird in Kurzem verschwinden, die meisten Schiffe, welche jetzt in die Themse einlaufen, werden wegbleiben, und die vielen köstlichen Docks, welche jetzt die Bewunderung des Ausländers erregen, werden bald ungebraucht dastehen und verfallen. Schon lange hat man geklagt, daß das reiche Liverpool dem londoner Handel mit jedem Jahre mehr Abbruch thue; bald aber wird es denselben ganz an sich ziehen. Man weiß, welche unermeßliche Lasten auf Eisenbahnen fortgeschafft werden können und mit was für einer wohlfeilen und gefahrlosen Schnelligkeit der Kaufmann durch diese Erfindung seine Waaren erhält. Wenn nun die Sachen in einem Nu von Liverpool äußerst billig nach London gebracht werden können, so werden die Schiffe natürlich lieber nach Liverpool laufen als sich der schwierigen Fahrt durch den Kanal unterziehen und nach der Themsenmündung steuern. Die Ersparniß dabei ist gar nicht zu berechnen. Viele Tausend Arbeiter aller Art in London werden dadurch außer Brot gesetzt eine bedeutende Anzahl von londoner Kaufleuten ihrer Correspondenz verlustig und die Zolleinnahme um ein Ungeheures vermindert werden. — Ueber den jetzt wieder so sehr in England besprochenen Punkt der Volkserziehung sagt Cobbet, dem man, anderer Vorzüge nicht zu gedenken, einen guten, natürlichen Verstand nie abgesprochen hat, kurzgefaßt in seinem letzten Wochenblatte Folgendes: „Ich bin immer der Meinung gewesen, die ich meinem sehr verständigen Vater verdanke, daß früher Unterricht aus Büchern den Geist schwächt oder ganz zu Grunde richtet. Ich bin überzeugt, daß ich meine erstaunliche Fähigkeit, mit dem Kopfe zu arbeiten, blos dem Umstande zu danken habe, nichts von Dem, was mit dem Namen Kenntnisse belegt zu werden verdient, vor meinem 14. Jahre gewußt zu haben. In verschiedenen meiner Schriften habe ich den Aeltern stark angerathen, ihre Kinder doch ja nicht zu kleinen gelehrten Wundern machen zu wollen, und meinen sieben Kindern habe ich nie eine Vorschrift zum Schreiben oder eine Lecture zum Lesen gegeben. Meine Mädchen wissen grade so viel, als Frauenzimmern Noth thut, und meine drei ältesten Söhne darf ich mit Fug und Recht gebildet (scholars) nennen. Hätte ich es mit diesen Kindern gemacht, wie Aeltern insgemein zu thun pflegen, so würden sie gewiß Das nicht geworden sein, was sie jetzt sind. Meine Söhne lernten von selbst schreiben, weil sie mich schreiben sahen. Ich habe nichts unterlassen, ihnen das von Lord Bacon so sehr gepriesene Glück, einen gesunden Verstand in einem gesunden Körper, zu geben. Als ich meine englische Grammatik einem meiner Söhne widmete, sagte ich ihm in der Dedication, daß die Grammatik seiner eigenen Sprache die einzige Grundlage aller Büchergelehrsamkeit sei. Mein gedachter Sohn hat eine italienische Grammatik herausgegeben und letzthin auch eine lateinische; er hat den ganzen Cursus der Jurisprudenz gemacht, und ein Rechtsagent, welcher eine starke Praxis hat, sagte mir letzthin, mein Sohn sei ein sehr gelehrter Jurist. Es geziemt mir nicht, meine eigene Meinung von ihm zu sagen, aber so viel

darf ich hinzusetzen, daß ich befugt bin, diese Thatsachen für eine Bestätigung meines oben erwähnten Urtheils über den zu zeitigen Unterricht durch Bücher anzusehen. Was für Kämpfe habe ich gefochten, um zu verhindern, daß meine Kinder in die Schule geschickt würden! Um andere Dinge, Essen, Anzug u. dgl. bekümmerte ich mich wenig, aber in Ansehung des Schulunterrichts beharrte ich auf meiner Meinung. Nichts konnte mich von meinem Vorsatze abbringen, obgleich meine Gegner Hülfstruppen herbeiriefen. Lord Althorp trug auf eine Geldbewilligung für diese Kinderschulen an, er hielt sie für sehr nützlich, weil Kinder dort Unterricht erhielten, ehe sie zu arbeiten im Stande wären. Ich aber sagte, grade dies sei einer von den Gründen, welche mich dawider einnähmen; ehe Kinder arbeiten könnten, sollten sie wachsen, um zur Arbeit tüchtig zu werden, und diese Tüchtigkeit bekämen sie dadurch, daß sie sich auf der Erde herumwälzten und über Zäune und Hecken sprängen, aber nicht durch das Einkerkern in dumpfige Stuben mit einer Menge anderer Kinder. Sehen wir denn junge Vögel oder andre junge Thiere sich zusammendrängen? Nein! sie halten sich zu den Alten, um ihr Betragen und die Art der Ernährung zu lernen. Kann ein Knabe, der nur mit Knaben spricht, lernen, wie ein Mann aus ihm werden soll? Wenn hundert Kinder zusammen erzogen würden und bis in das zwanzigste Jahr blos mit einander umgingen, so würden sie nicht viel besser sein als Blödsinnige. Vornehmer Leute Kinder lassen sich nicht so willig zusammensperren, sie trotzen ihren Aeltern und Lehrern, und das ist ein großes Glück für sie, denn, im Allgemeinen zu sprechen, werden sie eben deswegen Männer von gesunderm Verstande und viel angenehmere Menschen im Umgange als die unerträglichen Wichte, welche immer über den Büchern liegen und sogenannte Gelehrte werden, welche die Pest der menschlichen Gesellschaft sind." Er sagt in der Folge, es würde sehr gut sein, wenn die Gesetze erlaubten, diese literary men zu erschlagen; auch zieht er nach seiner Art los auf die race of bloated money-mongers. Der Leser wird leicht das Wahre von dem Uebertriebenen sondern. Rousseau hat Alles das, nur nicht so derb, gesagt. — Als die Gesellschaft der civil engineers letzthin ihre jährliche Zusammenkunft hatte und man die Gesundheit eines der würdigsten Mitglieder, des berühmten Brunel, ausbrachte, sagte er unter anderm, daß er 1806 der Admiralität den Vorschlag gemacht habe, den Dampf bei der Schiffahrt anzuwenden, daß man aber seinen Gedanken als ein ausführbares Hirngespinst behandelt habe. Man brach darüber in ein großes Gelächter aus, weil Jeder weiß, von welcher Wichtigkeit die Dampfschiffahrt jetzt ist.

D. 9. Juni 1836.

Brougham hat „A discourse of natural theology" herausgegeben. Obgleich die Urtheile darüber sehr verschieden sind, so sieht man doch, daß, während seine Feinde ihn bitter verspotten, die Literatur ihm einen Trost darbietet, welcher den Exministern der Torypartei fremd ist. Seine Kenntnisse setzen ihn in den Stand, sich immer bemerkt zu machen, bald im Oberhause als Rechtsgelehrter, bald als Präsident bei öffentlichen Gastmählern, wo es Gelegenheit gibt, über mancherlei Gegenstände seine Meinung zu sagen. Obgleich vom Ministerium ausgeschlossen, unterstützt er dasselbe doch aus allen Kräften, weil die Minister an seiner Ausschließung keinen Antheil haben. — Zu den Theaterneuigkeiten gehört, daß London ein Vaudevilletheater bekommen soll, wozu Braham und Yates sich Erlaubniß zu verschaffen gewußt haben. Dies wäre ein neuer Schlag für die Theater, welche insgesammt in mehr oder weniger schlechten Umständen sind. Es ist jedoch ungegründet, wenn man sagt, die Londoner bezeigten keine Lust mehr, die Schauspiele zu besuchen. Sobald ein erträgliches neues Stück erscheint, und noch mehr, sobald berühmte Künstler auftreten, füllen sich die Theater. Charles Kemble, welcher nach zweijähriger Abwesenheit in Amerika wieder ein paarmal im Haymarkettheater gespielt hat, ist mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Im „Hamlet" und mehren andern Hauptrollen macht ihm noch kein andrer englischer Schauspieler den ersten Rang streitig. Er bekam für jede Rolle funfzig Pfund, für ein so kleines Theater eine bedeutende Summe! Seine zweite Tochter, Adelheid, eine in Paris gebildete Sängerin, trat vorigen Sonnabend zuerst in Drurylane auf und gefiel. Ihre Stimme ist schwach, aber man merkt, daß sie viel Schule hat. — Vielen Spaß hat dem londoner Publicum die Klage eines Rechtsgelehrten Wilde gemacht, einer von den drei Personen, welche das Amt des Lordgroßkanzlers während des jetzigen Ministeriums verwalten. Er beschwerte sich über die Unbequemlichkeit der Kanzlerperrücke und sagte, daß sie ihm Kopfschmerz verursache. Man mußte ihm erlauben, seine gewöhnliche Perrücke zu tragen. Eine ähnliche Beschwerde erhob Herr Hume im Unterhause über den Haarbeutel und Degen, womit diejenigen Mitglieder versehen sein müssen, welche dem Sprecher an gewissen Abenden die Aufwartung machen. Diese Hofkleidung, sagte er, sei sehr beschwerlich und sollte mit dem gewöhnlichen Anzuge vertauscht werden, welchen man in Abendgesellschaften trägt. Der Sprecher wollte auch in einer so unbedeutend scheinenden Sache der Würde seines Amtes nichts vergeben und an dem Herkommen nichts ändern; das Unterhaus selbst möge verlangen, was ihm gutdünke.

Die Speculationswuth kann deshalb nirgends so weit getrieben werden als hier, weil die Engländer das größte Handelsvolk sind. Diese Wuth hat sich seit 1825 nicht so gezeigt als neulich bei dem Falle der spanischen Papiere. Man sagt, es seien auf der Stockbörse 5 Mill. Pf. St. Verluste bei dieser Gelegenheit entdeckt worden. Es ist unglaublich, wie viele bis dahin reiche oder wohlhabende Männer an den Bettelstab gebracht worden sind. Aus solchen Verlusten und aus den vielen Unternehmungen, z. B. Eisenbahnen, Brücken, Häfen, Fabriken ꝛc., die alle mit ungeheuern Summen beanschlagt sind, darf man wol schließen, daß in Großbritannien noch manches ungebrauchte Pfund liegen mag. Die neue Londonbrücke hat sammt allen Vorbereitungen und Anhängseln 2,500,000 Pfund Sterling gekostet. Dafür aber kann man auch voraussagen, daß in wenig Jahren keine andre Stadt sich mit London wird messen können. Nur selten darf das Privatinteresse sich dem gemeinen Besten in den Weg stellen. So bewegte die Altstadt London Himmel und Erde, um den Viehmarkt in Smithfield, diesen schreienden Uebelstand, allen Gegenvorstellungen zum Trotz, beizubehalten. Ihr Interesse verlangte es. Aber nun ist der Markt nach Islington, einer Vorstadt, verbannt, wo ein reicher Privatmann einen so schönen und geräumigen Markt für Vieh, Heu ꝛc. mit allen Bequemlichkeiten (denn an die comforts denkt man hier immer) angelegt hat, daß dieser nun zu den Sehenswürdigkeiten der reichen Hauptstadt gehört. Es ist in der Regel, daß durch diese Verlegung Hunderte oder vielleicht Tausende unvermeidlich beeinträchtigt werden, und daß die Leidenden den Zuwachs des Elends auf der andern Seite vermehren müssen. Aber da gebricht es in England nie an Menschenfreunden, welche sich es zur Pflicht machen, den Armen beizuspringen. So hat der gelehrte Bischof Blomfield von London eine Leihgesellschaft unter dem Namen: the London benevolent loan society, gestiftet, welche dürftigen Personen, die in Noth gerathen, ohne Zinsen Geld vorschießt. Dadurch wird einer Classe von Menschen geholfen, welche ohne solchen Beistand vor übelverstandener Scham in unnennbares Elend gerathen und vielleicht verzweifeln würden. Den arbeitenden Classen kommt das Bedürfniß nothwendiger Bauten sehr zu statten. Eine derselben nach einem großen Maaßstabe ist bereits auf dem alten smithfielder Marktplatze projectirt. Die Altstadt London wird dort ein prächtiges Häuserquadrat (square) errichten und also eine bisher ganz vernachlässigte Stadtgegend verschönern.

15.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 180. — 29. Juni 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

29. König Arthur und seine Tafelrunde. Drama von August Bürck. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1834. 8. 20 Gr.

Ohne eben besondere Liebhaber langer, erklärender Vorreden zu sein, hätten wir doch gewünscht, der Verf. hätte uns in zwei Worten über Zweck und Meinung dieses Dramas aufgeklärt. Ein Kunstwerk soll sich allerdings selbst erklären; aber was soll ein armes Gedicht thun, das nun einmal kein Kunstwerk ist? Wir hätten dies gewünscht, blos um desto sicherer zu sein, daß wir dem Verf. kein Unrecht thun, wenn wir meinen, daß sein Gedicht für einen ernsten Zweck an barockem Spaß zu reich, für einen scherzhaften an langweiligem Ernst zu freigebig ist. In der That, wir wissen keinen Vers daraus zu machen! Arthur und seine Helden, die Feen, Morgane, Nina, Merlin, um dessen ewigen Abschied aus dem Kreise, der ihm so viel Dank schuldig ist, es sich handelt, sprechen hier allerhand, das wie Ernst klingt, wie eine räthselhafte Allegorie aussieht, und dazwischen machen Key, König Morke, Ginovar und der Narr die absurdesten Späße. Hat der Verf. eine Idee bei dem Allen, oder hat er keine — wahrhaftig, wir wissen es nicht und fürchten sehr, unsern Lesern würde es ebenso ergehen. Zuweilen sieht es aus, als wolle Merlin's Abschied, den der heilige Graal endlich wirklich verdrängt, in der That etwas bedeuten, z. B. das Verschwinden einer goldenen Zeit der Naturliebe, des reinen Heldenthums, oder gar des poetischen Zaubers. Aber dann begräbt sich diese, gleichsam halberwachende Idee wieder unter einem Gallimathias wahnwitziger, geschmackloser und höchst trivialer Späße, sodaß wir mit aller Mühe nicht daraus klug werden. Wir haben das Buch zweimal gelesen, weil wir es für einen Ehrenpunkt hielten, durchaus etwas darin zu entdecken. Ein Räthsel, meinten wir, müßte dahinter stecken. Denn wer studirt die „Tafelrunde" so um nichts und wieder nichts? Aber umsonst! Wir kamen zu nichts! Wir gaben's auf. Möge nun ein Anderer, der's vermag, solche Verse erklären, wie:

Narr.

So bringt Herr Key die dummen Bengel
Bald zum Geschlecht der klugen Engel.
Auch mich führt er an seiner Kette
Und spielt den Bärentanz und hätte
Schon längst den Himmel mir erworben,
Wenn ich zum Engel nicht verdorben.
Doch eil' ich zu den Engeln hin,
Weil ich als Bengel nöthig bin.

Oder wenn Key spricht:

Ordnung, ihr alten, täppschen Bengel,
Na, schwinget risch und rasch den Schwengel.
. . . . .
Frau Königin, das Zelt ist weg
Und auch der Fraß liegt da im —
. . . .
Da haben wir den schönen Brei.
Dort kommt die Kön'gin selbst herbei.
Und mit ihr kommt Herr Lanzelot,
Der lange täppsche Schlagetod.

Das wunderliche Gedicht schließt, von uns so unverstanden, wie es anfängt, mit der Erscheinung Titurel's, der den heiligen Graal vorhält, vor dem Merlin floh, indem er ruft:

In dieser Schal' ist eingeschlossen
Das Blut, das Christ für euch vergossen.
Und die da glauben, macht es rein.
Auch Merlin wird einst selig werden —
Er glaubt — in Huld wird ihn empfangen
Der Gott, von dem er ausgegangen.
Auch ihr müßt euch den Graal erstreiten,
Durch ihn euch Seligkeit bereiten.
Erhebe dich, o Parzifal,
Geh in den Streit dem heil'gen Graal.

In diesen gewichtigen Worten will sich uns durchaus ein halbangedeuteter Gedanke aussprechen. Wenn er ihn hat, warum ängstigt uns der Poet durch lange Verheimlichung? Warum vergräbt er seinen Fund unter Nichtigkeiten? Warum spielt er den Geschmacklosen?

30. Dänemarks erster Souverain, Nationalschauspiel in fünf Aufzügen von Köbner. Mit einem Prolog zur Feier des Regierungsjubiläums Königs Friedrich VI. im März 1833. Altona 1833. (Hamburg, Schuberth und Niemeyer.) 8. 12 Gr.

Allerdings ist es etwas seltsam, die Geschichte der Souverainmachung König Friedrich III. von Dänemark in dem Augenblick zum Gegenstand eines patriotischen Schauspiels zu wählen, wo König Friedrich VI. mit der Wiedereinführung der damals abgeschafften Stände beschäftigt ist, und mit einem solchen Schauspiel das Regierungsjubiläum eben dieses Königs zu feiern. Dänemark bietet bekanntlich die europäische Abnormität dar, „von Rechtswegen" keine ständische Verfassung zu besitzen, und der Bürgertumult, in dem diese 1660 unterging, bildet den Gegenstand dieses Dramas. Trotz einer sehr mangelhaften Erfindung, welche es zu keiner recht dramatischen Situation gelangen läßt, trotz der schwachen und nebelhaften Charakterzeichnung und einer Sprache, die sich nur wenig über die Prosa erhebt, enthält das Stück doch einige gelungene Stellen, und die edeln Charaktere des Königs Friedrich und seines Helden Mortensen fesseln die Theilnahme an mehren Stellen. Der Sturz der Aristokratie, wenngleich der Unwille der Bürger zu weit ging, erscheint uns verdient, und in der Hand eines Fürsten wie Friedrich III. hat die Schrankenlosigkeit nichts Gefährliches. Höhere Einblicke in die Weltgeschichte oder in die Geheimnisse der menschlichen Brust dürfen wir zwar in dieser Arbeit nicht suchen; aber die Familiengeschichte der Mortensen sind doch ganz gut mit dem öffentlichen Schicksal, dem das Drama gewidmet ist, verwebt, und das Ganze gefällt, wenn es auch weder hinreißt, noch begeistert. Hin und wieder kom-

men selbst so musterhafte Stellen vor, wie S. 98, wo der sterbende Iver spricht:

> Nein, Kind, dann gleich, dann schnell davon, noch ehe
> Ein neues Schicksal an die Thüre pocht.
> Du arme Welt, wo ich in achtzig Jahren
> Noch nie ein zwanzigjährig Glück gesehn!
> Du arme Welt, die selber du vielleicht
> Noch nie ein achtzigjährig Glück gesehn!
> Armsel'ger Ball, wo ich in achtzig Jahren
> Mit allem Eifer eines reinen Willens
> An einem kleinen Tugendtempel baute,
> Und wo ich nur ein Kartenhaus erhöht.
> Armsel'ger Ball, und doch halt' ich dich fest
> Mit einer Hand, indeß die andre sich
> Zum Himmel hebt; doch schweift mein Auge seitwärts u. s. w.

31. Dramatische Dichtungen. Von J. F. Bahrdt. Erster Band. Der Weihnachtsabend. Die Lichtensteiner. Die Grabesbraut. Leipzig, F. Fleischer. 1834. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

In den beiden geschichtlichen Dramen, beide nach bekannten Novellen gearbeitet, zeigt sich so viel dramatisches Geschick, daß wir ausnahmsweise unsere Prävention gegen jede Umwandlung einer modernen Novelle in ein Drama dabei fallen lassen können. Dies hat seinen natürlichen Grund darin, daß der Verf. den novellistischen Stoff wirklich so behandelt, wie er zu seinem Zwecke behandelt sein will, d. h., er bemächtigt sich der Sage, Fabel, That, welche die Novelle erzählt, und bildet daraus ein Drama ohne alle Rücksicht auf die Mittel und Wege, mit welchen der Novellist seinem Ziele nachstrebte. Dies ist's, was wir begehren, dies, was geschehen muß, wenn das Mislingen hier nicht so gewiß sein soll als irgend ein mathematischer Schluß.

„Die Lichtensteiner", dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel: „Der Weihnachtsabend", entlehnen ihre Handlung aus der gleichnamigen Novelle van der Velde's. Der Charakter Wallenstein's ist gut und in festen Umrissen zur Darstellung gebracht, die Begebenheit entwickelt sich dramatisch-kräftig. Die Motive, sowol die des Widerstandes in Hurka, Pater Lamormain, und Goes, als die des Fortschrittes in Oswald Dorn, Katharina und Fessel, sind naturgemäß begründet, und die Diction ist, wenn nicht ausgezeichnet, doch passend. Der Vers ist gut und nicht selten poetisch. Vorzüglich gelungen ist die Scene, wo Wallenstein die mecklenburgischen Abgesandten abfertigt. Mit so vielem Löblichen verbindet sich mancher nicht eben löbliche Zug. So muß es z. B. wider die Natur scheinen, daß die Witwe Rosen in Hurka's Gegenwart sich beim Lesen der Bibel ertappen läßt; ein Umstand, auf welchem ein großer Theil der Intrigue beruht. Ebensowenig können wir es loben, daß ein Blitz die Rolle der Nemesis übernimmt; denn eine solche Bequemlichkeit widerspricht durchaus dem dramatischen Kunstgesetze, das der scenischen Wirkung nicht untergeordnet werden darf.

„Die Grabesbraut oder Gustav Adolf in München", dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel: „Die Verlobung", dramatisirt die von Tromlitz unter dem Titel: „Der Ring", erzählte Begebenheit. Hier sind Tilly und sein großer Widersacher, Gustav Adolf, die historischen Helden, Max Starnberg, Angelica, Gräfin Tilly und Maria Lauterbach die Träger des dramatischen Interesses. Die etwas verworrene Handlung der Novelle ist im Drama allerdings zu größerer Klarheit gebracht; indeß schadet doch auch ihm der Mangel an Einheit und eine auf zu viele Personen vertheilte Sympathie. Daß die Sache des Aberglaubens und der mörderischen Intrigue untergehe, ist uns schon recht, aber wir sehen auch die Tugend in langer Verirrung, und kaum scheint sie uns ihres endlichen Sieges recht werth. Gustav Adolf ist durchweg edel gehalten; allein wir zweifeln, daß er in seiner kurzen glänzenden Laufbahn so viel Zeit wie hier den verliebten Abenteuern seiner Rittmeister zu widmen übrig hatte. Im Ganzen genommen sind alle handelnden Personen unmäßig wortreich; die Handlung selbst hätte sich mit der Hälfte des Raumes begnügt und in vielen Versen nichts zu sagen, wird dem Verf. oft zum wahren Studium. Sein Vers ist sonst nicht übel; in folgenden Zeilen ist der kurze Inhalt des ganzen Stücks enthalten:

> Hier diesen Ring empfing ich von der Gräfin,
> Und leistete im Rausch der Leidenschaft
> Den Schwur, ihn immer treulich zu bewahren.
> Zur Ehre und zur Pflicht kehrt' ich zurück
> Und gab, Mariens letztem Wunsch gehorchend,
> Ihr dieses Pfand; sie nahm es mit ins Grab.
> Da zwang mich jenes unheilvolle Wesen,
> Erinnernd meines Eides mich (!), zum Raub.
> Dem Tode sollt' ich eine Beute stehlen —
> Und ich — erweckte die Geliebte mir.

32. Der Schwur, oder die Falschmünzer. Komische Oper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen des Scribe, von Petit. Zur Musik von D. F. E. Auber. Mainz, Schott's Söhne. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

33. Das Heilmittel. Komische Operette in einem Act. Nach dem Französischen des Scribe und Bayard, von J. D. Anton. Ebendaselbst 1833. Gr. 8. 8 Gr.

34. Ali-Baba, oder die vierzig Räuber. Oper in vier Aufzügen, nebst einem Prolog von Scribe und Melesville; übersetzt von J. E. Grünbaum. Musik von Cherubini. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1834. Gr. 8. 6 Gr.

Nr. 32 macht sich durch Laune geltend; der Umschwung der Begebenheit ist lebhaft und anziehend, die Verse von mäßiger Schlechtigkeit und die musikalische Intention fast null. Nr. 33 ist sprachlich so übel zugerichtet wie alle Arbeiten dieses Uebersetzers und in seinen Intentionen das grade Widerspiel aller Musik. Nur mit offenbarer Gewalt vermag diese in ein solches Thema einzugreifen. Nr. 34 erhebt sich dagegen fast zu der Oper, wie sie sein soll. Die Verse sind gut, nach dem Maßstab wenigstens, den wir hier mitbringen, und die Situationen von der Art, daß der Eintritt der Musik mindestens nicht wider Natur und Verstand verstößt. Ist es denn so schwer, diesen Wechsel durch wenige Worte, die eine lyrische Seelenstimmung ankündigen, zu vermitteln? Wir fodern ja nichts als eine Täuschung, die sich vor dem Angesicht der Kunst irgendwie rechtfertigen lasse.

35. Epithalamia. Sammlung von Originaldichtungen zu Polterabendfesten, mit Beiträgen von J. F. Bahrdt, G. von Haselberg, Fr. Kind, E. Ortlepp, K. G. Prätzel u. A. Herausgegeben von Fr. Opitz. Mit einem Steindruck und einer Musikbeilage. Güstrow, Opitz. 1834. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Bekannte Namen auf dem Titel genannt, gegenüber einem schauervollen Kupfer, nöthigen uns doch zu einer nähern Ansicht dieser Sammlung von Gelegenheitsgedichten. Vor allen andern schien uns Ortlepp's Festspiel durch eine seltsame Zusammenstellung von Luther, Mozart und Napoleon der Prüfung werth. Närrisches Zeug! Vor dem fürstlichen Brautpaar erscheint der Genius des Genius und beschwört jene Drei. Luther bringt die Bibel, Mozart die Partitur des „Don Juan", dann sagt er:

> Ja, Harmonie nur kann Getrenntes binden.

und Napoleon bringt sein Scepter zum Geschenk:

> Ich liebte nie die Rednerei. Mehr Kopf
> Als Zunge — und die That ein Blitz —
> Groß kannst du sein, sobald du willst; verbanne,
> Wirf hin, was klein ist u. s. w.

Schöne Lehren, die Niemand weniger befolgte als der Redner. Der Fürst selbst ruft endlich: „Vive l'empereur!" und wir haben seit langer Zeit nichts Unsinnigeres gehört. Viel besser ist der prosaische Beitrag Kind's und die poetischen von Prätzel, Richard Roos und Bahrdt. „Der Streit um die Braut", von Prätzel, ist allerliebst, und andere sind, wie Opitz's „Feldkümmel" u. s. w., wenigstens launig und nicht unange-

nehm. An poetischem Werth übertrifft diese Sammlung eine früher angezeigte beiweitem.

36. Die Overstolzen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Kreuser. Dresden, Arnold. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Geschickt dramatisirte, altkölnische Bürgerfehde, löblich als historisches Schauspiel, doch als tragisches Gedicht nicht zu der Würde emporwachsend, welche der Kothurn fodert. Als Charakteristiker gibt der Verf. Proben von Talent in den fest und sicher erfaßten Gestalten des Stadtvogts Matthias Overstolz, seines Sohnes Gerhard und der Rathsherren Grin und Kleingedank; Walraf Herzog von Limburg ist mit unsicherer Hand und die weiblichen Gestalten der Agnes v. Overstolz und Klara v. Weise sind mit herkömmlicher Nebelhaftigkeit gezeichnet. Die Begebenheit selbst entwickelt sich auf anziehende Art aus kleinen Anfängen durch Hermann's Verrath bis zum Opfertode Matthias'; der Erzbischof wird zurückgeschlagen, die Feigen und die Verräther werden bestraft und der Stadt Freiheiten gerettet. Abenteuer der Liebe und ein Maskenfest bringen Wechsel in die ernste Handlung; in jenen sind mitunter recht zarte Töne, poetische Laute, in diesem ist Laune und Witz anzutreffen. Im Ganzen genommen, ist der Ausgang aller dieser Verwickelungen wol trüber und düsterer, als es nöthig wäre. Aber auch auf seltene Art in Prosa und Versen zu schimpfen hat der Verf. gelernt, und nicht zu unserer Erbauung macht er von dieser Virtuosität einen allzuhäufigen Gebrauch. Kunigunde, die Frau Burgemeisterin, ist auch darin Meisterin:

> Schandmemme, der nicht Frau'n und Sitte ehrt,
> Du widerhaar'ger, roher Unhold du,
> Geh' mir a us dem Gesicht ich spucke sonst!

Das ist nicht fein; ja, es hat nicht einmal das Verdienst, spaßhaft zu sein wie Grin's Antwort:

> Ei du Teufelsmagen,
> Schminkklappe, du, und übermaltes Leintuch,
> Du ausgestopfter Balg und Knochenraspel,
> Setz dich vors Haus, man hält dich für den Mond,
> Du Flötenklapper, mag're Vogelscheuche ...
> Verkauf dein Fell an einen Schreiber,
> Oder vermach' es auch der Stadt zur Trommel ...
> Potz Wetter, Höll' und Ottern, mir wird warm!

Und in Prosa fehlt's ihm auch nicht; „Du Weiserhundschwanz, vermaledeites Dreibein, Weiberpantoffel und zweischneidig Hackmesser" sind noch geringe Ehrentitel. Wird die Sache aber vollends so schmuzig wie S. 79, so wenden wir uns ab und bedauern den Verf., der sonst achtbare Anlagen durch Geschmacklosigkeiten, die er für Proben von Kraft halten mag, verdirbt oder doch dadurch den Beifall neutralisirt, den ihm wirklich gelungene und poetische Stellen, wie sie besonders der vierte Act enthält, gewonnen haben möchten. Von allen Dingen in der Welt begreifen wir am wenigsten, wie dieselbe Feder auf der einen Seite des Blattes zart und gefühlvoll und auf der andern gemein und geschmackwidrig malen kann.

37. Das letzte Abenteuer. Lustspiel in fünf Aufzügen von Bauernfeld. Wien, Wallishauser. 1834. 8. 16 Gr.

Der Verf. kann uns füglich für den letzten Repräsentanten der ältern deutschen Komödie, wie Jünger, Schröder, Iffland sie begriffen, gelten; seine werthvollsten Arbeiten halten diesen Typus streng fest und unterscheiden sich wesentlich in Styl und Darstellung von dem neuen deutschen Lustspiel, wie Töpfer, Robert, Albini, Raupach z. B. es auffassen. In jener ältern Schule kommt nicht Alles auf einen Witz, sondern auf Witz überhaupt an; es ist nicht ein scherzhafter Einfall, der das ganze Lustspiel bedingt, sondern der Scherz überhaupt. Dies ältere Lustspiel, auch Conversationsstück genannt, verstattet dem Sittenmaler eine größere Freiheit; es beschränkt ihn nicht auf eine genau abgeschlossene That, es erlaubt ihm, hier und dort umherzugreifen; mit Einem Wort: es hat mehr das Leben ganzer Stände überhaupt als eine einzelne Handlung im Auge. In dieser Form des Lustspiels ist Bauernfeld ein Meister und, wie es scheint, das letzte Muster. Die ungemeine Lebendigkeit seines Dialogs und seines Scenenwechsels, sein reiner Geschmack in der Charakterzeichnung, der Niedrigkeit und Caricatur streng verschmäht, seine ebenso reine, stets poetisch würdige Erfindung, in der er jedoch mehr auf Naturwahrheit als auf eigentliche vis comica sieht, seine gewählte, fast classische Sprache, alle diese Vorzüge weisen ihm ein sehr bestimmtes Gebiet an, in dem er ohne Nebenbuhler waltet. Wir glauben nicht, daß er bei seinen Lustspielen einem vorgezeichneten Entwurf so streng folge, wie z. B. Töpfer dies thut, sowie ihm auch die Laune dieses Lustspieldichters, der die Ueberladung nicht so fürchtet wie er, nicht erreichbar ist; allein an Gediegenheit, Reinheit, Wahrheit kommt keiner der eleganten Lustspieldichter unsers Erachtens ihm gleich. In dem „Letzten Abenteuer" scheint dem Verf. kaum ein anderer Plan vorgelegen zu haben, als die Anziehung und das Sichfliehen, das Suchen und Sichmeiden der Liebe darzustellen und dies Gemälde durch eine Menge von Nuancen der Liebe zu beleben. Sternheim, Günther, Schwach und Wallner sind vier treffliche Repräsentanten der männlichen, Romana und Leonore der weiblichen Liebe. Mit der Einheit der Begebenheit nimmt der Verf. es so wenig genau, daß wir im ganzen ersten Aufzuge noch keine Art von Plan entdecken und bis dahin nur mit Charakterskizzen, aber reizenden, unterhalten werden. Ganz nach Art der ältern Komödie wird die Entwickelung durch eine Maskerade herbeigeführt, bei der jeder Theil den andern durch List überbietet. Das Stück ist nicht blos äußerst gefällig, sondern wir halten es für eines der nicht zahlreichen Lustspiele, die wir in eine classische Bibliothek deutscher Komödien einreihen möchten, welche den Witz mehr in der Situation als in den Worten, den Beifall mehr durch Zeichnung der Wahrheit im Lächerlichen als durch Uebertreibung des Möglichen bis zum Seltsamen suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Washington Irving's neuestes Werk.

Der Verf. des „Skizzenbuchs" ist in seinem neuesten Werke: „Abbotsford and Newstead Abbey" (London 1835), der Richtung treu geblieben, welche ihn seit seinem Auftreten so interessant und genießbar machte. Das Buch enthält die Resultate eines Besuches, den Irving im Jahre 1816 auf den Wohnsitzen jener beiden großen Dichter abstattete, deren Namen schon hinreichen, das Buch ausgezeichnet zu machen. Es ist in der gewöhnlichen anmuthigen Weise Irving's geschrieben, reich an gemüthlichen Localschilderungen, interessanten Beobachtungen und historisch werthvollen Notizen über das Privatleben Scott's und Byron's, jener beiden tiefbegabten Naturen, welche uns ein ungünstiges Geschick zu früh entriß. Es ist doppelt erfreulich, diesen Gegenstand grade von Washington Irving behandelt zu sehen, einem Manne, der an poetischer Naturgabe wol als der Dritte neben jenen Beiden angesehen werden kann, und der, was Sinniges und Ansprechendes in dem verborgenen Leben seiner Geistesverwandten hervortrat, gewiß herauszunehmen und darzustellen verstand.

Ueber die innere Persönlichkeit Walter Scott's sagt der Verf. Folgendes: „Die Unterhaltung Scott's war freimüthig, herzlich, pittoresk und dramatisch. Es zog sich durch seine Gespräche, wenn man sich so ausdrücken darf, eine reichliche Ader von tüchtigem, gesundem Menschenverstande, wie man ihn auch in allen seinen Schriften bemerkt, allein gewürzt und belebt durch eine Fülle von Gefühl, Phantasie und Humor. Noch jetzt, wenn ich mich dieser mannichfachen Unterredungen während meines fast wöchentlichen Aufenthalts bei Scott erinnere, verweile ich mit Vergnügen bei jenen hervorstechenden Lichtpunkten und einer Menge launiger Züge und interessanter Anekdoten, welche er immer am rechten Orte einzustreuen wußte. Man hat häufig das Gegentheil von Scott berichtet und namentlich behauptet, er schlage sich auch in der Unterhaltung häufig mit Grabgedanken herum; ich meinerseits habe davon nichts erfahren, vielmehr war der gr[illegible]ekannte während meines ganzen Auf-

enthalts zu Abbotsford bei auffallend froher Laune. Auch im Dialog blieb ihm sein angeborenes Talent, auf das lebendigste und so schildern, daß die ganze Scene dem Hörer vor Augen stand, getreu, und man konnte, besonders wenn er Localitäten und Persönlichkeiten mit Lebhaftigkeit beschrieb, einen Augenblick wähnen, man läse in einer seiner Novellen.

Eine der größten Liebenswürdigkeiten Walter Scott's war seine außerordentliche Anspruchslosigkeit. Er war so entfernt, irgend Jemand in der Gesellschaft durch seine Ueberlegenheit zu drücken, daß er vielmehr auch die beschränktesten Geister aufzumuntern und ihnen etwas Liebes zu erweisen verstand. Selbst dem stummsten und verschlossensten Gesellschafter wußte er durch eine feine Wendung dann und wann ein Wort zu entlocken und ins Gespräch zu ziehen. Sehr erfreulich und fast wohlthätig wirkte auf mich die zarte Weise, wie er von seinen literarischen Zeitgenossen sprach; er rühmte die Verdienste eines jeden und recitirte bei seiner außerordentlichen Belesenheit alle schöne Stellen ihrer Werke aus dem Gedächtnisse. So hörte ich ihn von Jeffrey, der gegen ihn zu verschiedenen Malen eine scharfe, fast hämische Feder geführt hatte, mit großer Achtung und Anerkennung sprechen. Scott besaß ein scharfes und schnelles Auge für die Gebrechlichkeiten und Schwächen der menschlichen Natur; aber er verstand auch die Kunst, sie in allen Fällen mit Nachsicht zu betrachten, alles Gute schnell dagegen abzuwägen, das Thörichte zu ertragen und das Böse selbst zu bemitleiden. Dieser wohlthätige Geist, der ihn beseelte, verleiht auch seinen Werken den Charakter jener Bonhommie, welcher sie dem Gemüth so nahe legt. Er wäre wahrscheinlich ein großer und gefährlicher Satiriker geworden, wenn nicht die Freundlichkeit und der Edelmuth seiner Natur die Schärfe seines Witzes gemildert hätte."

Folgendes Bekenntniß des tiefen Gemüthskenners Irving in Betreff seines Verhältnisses zu Scott läßt ihn in sittlicher und geistiger Hinsicht gleich hoch erscheinen und ist gewiß Hunderten der Gott sei Dank noch immer zahlreichen Verehrer Scott's aus der Seele geschrieben. „Ich habe häufig in Stunden einer außerordentlichen Verstimmung, wo mir das ganze Leben trübe und farblos erschien, ein Werk Walter Scott's zur Hand genommen, so als ob mir ein guter Genius zugeflüstert hätte, daß ich darin Beruhigung und Erhebung finden würde, und wirklich habe ich auch stets Beides darin gefunden. Wenn ich so bedenke, wie viel der verewigte Dichter zu den bessern Stunden meines vergangenen Lebens beigetragen hat, und wie frei und unabhängig mich stets die Lecture seiner Schriften gemacht hat, so regt sich in mir ein so innerstes Gefühl der Dankbarkeit für den großen Dichter, daß ich diese als einen freudigen Tribut betrachte, den ich ihm für meine ganze Lebenszeit schuldig bin. Ich betrachte es als eines der günstigsten Resultate meiner literarischen Laufbahn, daß sie mich mit einem solchen Geist in freundlichen Verkehr gebracht hat, und ich möchte gern dieses einfache aber aufrichtige Geständniß als eine freie Gabe meiner Dankbarkeit für seine Freundschaft, meiner Verehrung seines Gedächtnisses angesehen wissen. Es möge als ein einfacher Stein auf den Hügel des Vollendeten gelten, den bald von würdigern Händen ein ehrenvolleres Monument errichtet werden wird."

Ein größeres vielleicht dem Umfang nach, dies wollen wir dem liebenswürdigen Irving zugeben, aber ein ehrenvolleres wol schwerlich, denn was könnte dem Dichter ehrenvoller sein, als sich mit solchem Liebeswort von dem würdigsten Geistesverwandten begrüßt zu sehen.

In Folgendem schildert der Verf. die Gefühle, welche beim ersten Anblick der classischen und malerischen Gegenden Schottlands seine Seele erfüllten:

„Wir streiften hier", sagt er, „durch Gefilde, welche in den schottischen Gesängen einheimisch und gefeiert waren, lange bevor ehe Scott den reichen Mantel seiner ursprünglichen, echten Poesie über ihnen entfaltet hatte. Welch ein Vergnügen empfand ich, als ich zum ersten Mal die blum[illegible]bedeckten Gipfel des Cowdenknowes über den grauen Höh[illegible] Tweed hervorblicken sah, als ich die herrlichen Ansichten des Ettrickthals, als ich Kinnaird, Buchan und Duncansby und die zahllosen Inseln der zackenvollen Küste erblickte. Jeder Strich, jeder Punkt erweckte in mir irgend eine vergessene Erinnerung und den Laut einer längst verträumten Melodie, welche mir in meiner Kindheit vorgesungen worden war, mit ihnen die Erinnerung der Stimme, welche sie mir gesungen hatte und die ich vergebens unter den Lebendigen suche. Schottland ist im höchsten Sinne ein Land des Liedes, und eben jene Erinnerungen an die, welche wir in zartester Jugend vernehmen, an die sich Alles reiht, was wir damals erlebten, eben diese sind es, welche einer schottischen Landschaft einen so außerordentlichen Reiz verleihen. Miß Sophie Scott, die liebenswürdige Tochter des Dichters, mußte ihm häufig solche Gesänge vortragen, und er liebte besonders, trotz seiner Loyalität, die Jacobitischen ausnehmend."

Unter Anderm sprach sich Scott über Campbell mit großer Neigung und Anerkennung aus, dessen Gedicht: „Gertrude of Wyoming", er in Betreff seines poetischen Materials für amerikanische Scenerie als ausgezeichnet rühmte. Er recitirte damit mehre Stellen mit großem Vergnügen. „Wie Schade ist es", sagte er, „daß Campbell nicht mehr schreibt und öfter, und seinem Genius volle Zügel läßt! Er hat Flügel, die ihn zum Himmel zu tragen vermöchten, aber es ist, als ob er sie oftmals aus dieser Sonderbarkeit geflissentlich beschnitte und seinen Flug lähmte. Er kennt entweder die Fülle seiner Kraft nicht oder meint es mit sich selbst nicht redlich."

Eine anderes Mal äußerte Scott von demselben Dichter: „Campbell ist auf gewisse Weise sein eigner Popanz geworden; das Glänzende seines frühern Erfolges ist seinem spätern verderblich geworden; er ist vor dem Schatten seines eignen Ruhms, der vor ihm herlief, erschrocken."

Unter die eigenthümlichen Humore Walter Scott's gehört auch seine außerordentliche Vorliebe für einen menschlichen Schädel, welcher einst, der Sage nach, einem jener lustigen Mönche gehört hatte, von denen er in einer seiner Balladen sagt: „O die Mönche von Melrose machen ihren Kohl vortrefflich, am Freitag wenn sie fasten, und sie brauchen weder Fleisch noch Bier, so lange sie gute Nachbarschaft halten". Diesen lustigen Mönchsschädel hatte Scott auf das Sorgfältigste säubern und glätten lassen, und er prangte nun auf einem Schranke in seinem Schlafzimmer zum großen Schrecken der abergläubischen Hausmägde, welche nicht begreifen konnten, wie ein so widrig grinsender Todtenkopf in so hohem Ansehen bei ihrem Lord stehen konnte.

Wer denkt hierbei nicht an den guten Monkbarns, den ehrlichen Alterthümler in einem von des Dichters vorzüglichsten Gemälden, dessen ehrwürdige Schwester und liebenswürdige Nichte auch die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, wenn er mit die edinburger Post, mit alten vergelbten Quartanten und Folianten bepackt heimkehrte, für welche er dem Antiquar manch schweres Pfund gezahlt hatte.

Newstead Abbey, wo der Verf. von dem neuen Besitzer mit außerordentlicher Gastfreundschaft aufgenommen wurde, war kurz vorher von Byron verlassen worden, der in diesem Jahre eben von seiner Gemahlin geschieden war. Der neue Eigenthümer hatte so viel als möglich von seinen Einrichtungen zu seinem Andenken bestehen lassen. 150.

Literarische Notizen.

Angekündigt werden: „Mémoires de John Tanner, ou Trente ans dans les déserts de l'Amerique du nord", desgleichen sollen die „Mémoires de John Hampden etc." von Lord Nugent, mit einer geschichtlichen Einleitung des Hrn. von Salvandy, in zwei Bänden nächstens herauskommen.

„Les soirées de S. M. Louis XVIII." sollen in zwei Bänden am 10. Mai in Paris ausgegeben werden und die bekannten „Mémoires" dieses Königs ergänzen. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 181. — 30. Juni 1835.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1834.

(Beschluß aus Nr. 180.)

38. Dramatische Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, auf das Jahr 1834. Von Heinrich Meyer. Erstes Bändchen. Wismar, Schmidt und von Cossel. 1834. 16. 1 Thlr. 16 Gr.

Die beiden ersten Stücke dieser neuen Sammlung ausländischer Erzeugnisse: „Eine Stunde im Vorzimmer, oder die Hintertreppe", Lustspiel in einem Act, und „Der Mann von vier Frauen", Lustspiel in zwei Aufzügen, beide nach dem Italienischen des Zografi, deuten durch ihre Auswahl und die Art ihrer Bearbeitung auf einen gebildeten Geschmack. Vorzüglich ist das erstgenannte Stück ein durchweg löbliches Lustspiel voll Wahrheit und Wirkung. Im zweiten wird die Natur mehr als einmal verletzt, und die Verheirathung eines Mannes mit vier nicht gestorbenen oder geschiedenen Frauen ist nach unsern Sitten und Einrichtungen sogar unmöglich. Die beiden andern Stücke gehören einer minder löblichen Gattung an. Das „Carneval zu Schöpsendorf" ist ein Schwank, in dem die Feigheit eines gimpelhänser Strumpffabrikanten den Lachstoff hergeben muß. Dergleichen mag noch passiren, es erreicht wenigstens seinen Zweck, wenn dieser auch weiter kein Verdienst hat; allein jene unerträgliche französisch-sentimentale Gattung, der das Drama: „Philipp", angehört, und welche alle moralische Gesetzgebung umkehrt, um das nackte Laster mit den Lappen der Menschenliebe und des Soldatenthums zu bedecken, verdient die unbedingteste Verwerfung und sollte mit Geißelhieben des Spottes über den Rhein zurückgetrieben werden. Hoffentlich wird sich der Herausgeber vor solchen Fallkindern der dramatischen Muse in Zukunft hüten und sich an Stücke halten, die seinen ersten gleichen, widrigenfalls er auf unsere kritische Nachsicht nicht weiter zu rechnen hätte.

39. Die Nachtwandlerin. Melodram in zwei Aufzügen. Nach dem Französischen. Von Karl Rob. Schmieder. Leipzig, Franke. 1834. Gr. 16. 8 Gr.

Gegen dies Stück haben wir nichts weiter auszusetzen, als daß es erfahrungsgemäß ist, daß Nachtwandler sich ihrer Träume im wachen Zustand nicht erinnern. Sonst ist die Erfindung gut und das Melodram könnte selbst als Lustspiel gelten. Auf der Bühne kann ihm seine Wirkung nicht fehlen; denn wer eilte nicht, zu sehen, wie diese oder jene Dame als Nachtwandlerin agiren, oder welch Gesicht Heinze machen wird, wenn das Gespenst verschwunden ist? Die Bearbeitung verdient Lob.

40. Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1834. Von Castelli. Neunzehnter Jahrgang. Wien, Wallishauser. 1834. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein gutes, ein mittelmäßiges und ein verfehltes Stück bilden den Inhalt dieses Bandes. Der Verf., dem an erfindender Kraft und an Bühnenkenntniß wenige seiner Mitbewerber gleichkommen, hat in dem „Eiligen Zauberer", Lustspiel in Versen, eine Probe von beiden Vorzügen abgelegt. Eines verwickelten Plans und einer kunstvollen Intrigue ist Castelli nicht mächtig; aber die einzelne Situation beherrscht er und weiß sie zu einem launigen Gemälde wohl zu formen. So ist die Gestalt eines stets Eilenden und nie Ankommenden in Langer ihm trefflich gelungen. Natürlich kommt er auch bei der Hochzeit zu spät. Der Vers (Alexandriner) könnte den Schein größerer Freiheit haben, wie mehr Feile ihm wol mitgetheilt hätte; aber das Lustspiel ist gut. Von dem „General", Lustspiel in Prosa, läßt sich nur sagen, daß es nicht übel ist. Das Motiv, nach welchem Rißberg, der arm ist, für reich und für einen General gilt, während er nichts ist, ist ziemlich abgetragen; die Situation erweckt nicht durch sich selbst, sondern nur in einigen Incidentpunkten die Lachlust, und das Ganze erinnert an die neufranzösische Komödie, welche der Natur Daumschrauben ansetzt und sie in die Länge reckt. „Die Schwäbin", Lustspiel in einem Act, ist auch schon oft dagewesen in Intention, Motiven und Intrigue. Die Frau des Neffen Karl muß das Herz des alten Onkels als Schwäbin gewinnen. An diesem Stück finden wir nichts zu loben und viel zu tadeln. Wenn der Name der neufranzösischen Komödie Naturverrenkung ist, so ist der der neudeutschen Niedrigkeit. Das poetische Lustspiel, das Lustspiel Shakspeare's, Lope's, Moreto's, Gozzi's hat in Deutschland nie einen bestimmten Repräsentanten, selbst an Göthe nicht gehabt, der es offenbar zu gering achtete und bei verwandten Bestrebungen („Die Vögel" z. B.) ganz ins Phantastische hinüberschwankte, anstatt den Fuß auf die Wirklichkeit zu setzen. Unter diesen Umständen müssen wir schon mit der materiellen Sittenzeichnung, wie sie der „Zauberer" gibt, zufrieden sein, die denn doch immer noch besser ist als die neufranzösischen sentimentalen Caricaturen.

41. Zwei neue Lustspiele von Karl Klähr, enthaltend: Von Sieben die Häßlichste, Wachmantel und Schlafrock. Meißen, Goedsche. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Beide hier gegebene Lustspiele sind auf der Bühne beliebt, und die eine der Bedingungen, die wir an das Lustspiel stellen, nämlich die der Wirkung, muß von ihnen daher wol erfüllt werden. „Von Sieben die Häßlichste", nach einer Erzählung von Tolb, in fünf Acten, hat auch wirklich das Verdienst einer guten Erfindung und reichen Gestaltung; nur streift die Täuschung durch die verfälschte Testamentsklausel doch bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten und Möglichen. „Wachmantel und Schlafrock", in drei Acten, ist dagegen von jedem andern Verdienst als dem der Bühnenwirkung entblößt. Die Komik der Situation ist in der „Radicalcur" und „Beschämter Eifersucht" weit besser als hier benutzt, und die Erfindung selbst an sich aufs höchste unglaublich, in unserer Zeit überdies unmöglich, und der Charakter Major Rüppel's nebenher von so widerwärtiger Häßlichkeit, daß er zu keiner Zeit ein Element zum Lustspiele hergeben konnte. So gewandt und löblich daher auch die Sprache des Verf. ist, der in dem Postmeister und im Harmoni des ersten Stücks wirklich ein paar ergötzliche Gestal-

ten gebildet hat, so ist das zweite Stück doch durch alle übrigen Prädicate hin ein verwerfliches.

42. Komische Scenen aus dem Leben des Studio und Poeten Hieronymus Grünau. Mit einem Anhange: Das Ständchen, Posse in einem Act. Von Georg Dorner. München, Franz. 1835. Gr. 16. 14 Gr.

Versuche eines Anfängers, der den lustigen Trieb und einige Einfälle für hinreichend hält, um Lustspiele zu schreiben. Die Posse: „Der Betrug", gestaltlos und in der Luft schwebend, wie sie ist, verkündet wenigstens einige Uebung im Verse, aber „Das Ständchen", in Prosa, noch ungestaltiger, ohne Anfang und Ende und ganz resultatlos, zeugt nur von Ungeschmack und Albernheit.

43. Die Bärenjagd. Lustspiel in Versen und einem Aufzuge von Adolf Schwarzenberger. Glogau, Flemming. 1834. 8. 10 Gr.

Die Erfindung, einer Erzählung von Prätzel entlehnt, ist nicht ohne Glück dramatisirt; die Liebesnoth eines Pärchens zu lösen, muß ein verkleideter Bär seiner Kette entspringen, die Stadt und ihr väterliches Oberhaupt in Angst und Schrecken versetzen und so die Tochter Klara als Siegespreis ihrem geliebten Kunze zuführen. Die Situation ist launig genug, die Sprache passend und der Vers geschickt. Das kleine Stück würde daher Empfehlung verdienen, wäre sein Erlös auch nicht für einen milden Zweck bestimmt.

44. Thalia. Allegorisch-dramatische Spiele. Verfaßt von August Held. Ratibor, Juhr. 1834. 8. 1 Thlr.

In den allegorischen Scenen: „Göthe's Todtenfeier", „Fortuna oder der dritte August", „Die Wiederkehr des Sohnes" (Drama); in dem Lustspiel: „Die beiden Freier"; in der Allegorie: „Die Schlacht bei Leipzig" und im „Scheidenden Jahr", zeigt sich einerseits poetische Erregung, andererseits Geschmack und Besonnenheit. Die Laune in dem Lustspiel hat etwas Gewaltsames, wiewol die Verse leicht und fließend gebildet sind. Ein nicht verächtliches Talent verkündet sich in dem Drama: „Die Wiederkehr des Sohnes", und wenn der Verf. auch noch mit der Sprache zu kämpfen hat, z. B.:

> Ein Bildniß strahl' es rück (!) von seines Geistes Stärke,

so gelingt ihm doch manches hübsche Bild und mancher wohllautende Vers. Die Größe und Neuheit des Gedankens, die den Dichter macht, und die durchaus schöne Form kann nur das Resultat längerer Bemühung oder eingeborenen Geistes sein.

45. Buondelmonte Buondelmonti. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Otto Jacobi. Ratibor, Juhr. 1833. 8. 1 Thlr.

Die Fabel dieses nicht verwerflichen Dramas ist aus Dante's „Paradies", Ges. 16, V. 140 der Streckfuß'schen Uebersetzung, entlehnt. Die Behandlung derselben hätte durch Verengung an Kraft gewinnen, durch Hinweglassung vieler unnöthigen, das Interesse spaltenden Nebendinge mehr zu unserer Sympathie sprechen können. Aber ein gewisses Vermögen poetischer Charakteristik und die Gabe dramatischer Gestaltung zeigt sich in den Charakteren Buondelmonti's, Oderigo's, der Bianca Donati und der Amidea. Besonders ist die letzte fast eine neue und zuverlässig eine poetische Gestalt. Buondelmonti fällt und die Donati werden aus Florenz verbannt. Der Abschied im Tode zwischen Buondelmonti und Bianca ist von rührender Wirkung, und wenn dem Ganzen auch das höchste Gepräge des Tragischen, der vergeistete Triumph der erliegenden Tugend, gebricht, so liest man doch Verse gern, die von einem so poetischen Anhauch Kunde geben wie diese:

Bianca.
Ich lieg' in deinem Arm?
Buondelmonti.
. . . . Du ruhst mit mir?
Bianca.
Der Blütenbaum des Lebens über uns?
Buondelmonti.
Und goldne Früchte hier zu unsern Füßen?
Bianca.
O scheide nicht — u. s. w.

Die Kritik erfüllt daher nur eine gern geübte Pflicht, wenn sie den Verf. dieser versprechenden Arbeit zu fernerer Uebung und zu andauerndem Streben nach der reinen Kunstform und nach tieferer Erkenntniß der tragischen Aufgabe ermuntert.*) 2.

Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung. Stuttgart, Neff, 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Gustav Pfizer gehört zu denjenigen Jugenddichtern Deutschlands, die die Warnung mislauniger, furchtsamer Ältlinge: „die Poesie soll sich doch ja in Acht nehmen, mit der Politik sich einzulassen!" völlig zu Schanden machen. „Die Poesie ist die Sprache der Engel!" sagte der alte Leibnitz und wies damit dem Dichter die religiösen Bahnen an. Heutzutage hört man aber Philosophen und Nichtphilosophen die Muse für eine liebe Hausgöttin ausgeben. Was sich draußen ereignet im tosenden Strom der bewegten Völkerwelt, was Tausende aufregt oder niederdrückt, was die besten Interessen der neuesten Zeit füllt, das, sagt man, sei für den Dichter ein zu sehr getrübter Stoff, seine Kunst solle sich nicht aus der lichtern Sphäre einer gemüthlichen Familienwelt, wo noch das Ideelle seine trübste Erscheinung erlebe, entfernen. Sagte doch neulich ein Kritiker in einer berliner Zeitschrift, man müsse sich darum grämen, daß ein Volk unterginge, da doch der Mensch noch immer bleibe. Es sei für die Lyrik der Gegenwart keine andre Rettung, als wenn sie wieder anfinge, die kleinen Freuden und Leiden der häuslichen Bagatellen zu besingen, selbst „einen Zwirnsfaden" zu feiern sei ein würdiger Fortschritt der Lyrik. Das sagt ein junger Kritiker, der sich in Heine's Caricatur verliebt hat, dem die Heine'sche Trostlosigkeit die Kehle zuschnürt, und der nur noch mit röchelnder Stimme die Misèren besingen möchte, die ihm den böslichen Katarrh zugezogen. Heine's liederliche Liebesklagen zeugen von einer entsetzlichen Verwahrlosung des Gemüths. Aus dieser Versumpfung rettet uns nur ein Hinblick auf allgemeineres Leben, von dieser Krankheit befreit uns nur die Theilnahme am großen Stoffe des Völkergeschicks.

Entwindet sich die dichterische Brust der minutiösen Trivialitäten des Kleinlebens und erweitert sie sich zu einer umfassendern Richtung des nationellen Weltverkehrs, so werden Polen und Griechenland wol vorzugsweise aus den Interessen des Zeitgeschicks heraustreten. Ueber Griechenland gibt es zu satirisiren, über Polen ist die elegische Klage des Dichters noch nicht zu Ende gesungen. Hier ist auch eine Trostlosigkeit, die sich des Gemüthes bemächtigen kann, aber es ist ein großer, ein heiliger Schmerz, wenn ich über die Freiheit weine, die sich selbst ins Grab stürzt, weil die alten Elemente der Zerrüttung wieder auferstehen, sobald die Brust nur den Athemzug höher hebt, und weil der alte Fluch noch immer lebt, der den Polen gegen sich selbst wüthen läßt. Der Schmerz um ein zerstörtes Völkerglück erscheint mir wie ein Gebet, wenn man ihn gegen die lächerliche Klage um den Schnitt in den Finger oder um eine verdächtige Geliebte hält.

Die lyrischen Heine-Männer Norddeutschlands mögen, wie sie wollen, ihr Wesen fortteiben, ich möchte sie auch nicht hinwegwünschen, sie helfen unsere Zeit charakterisiren. Die gesund kräftige Lyrik des südlichen Deutschlands wird immer die zeitgemäße zu nennen sein, selbst wenn sie, wie dies bei Pfizer zum Theil noch der Fall ist, nicht ganz frei sich hält von Anklängen an ältere Weisen. Denken wir uns, Schiller träte jung und jünglingsmuthig ins Leben, so würde er so wie Pfizer über Polen und Griechenland sprechen mit dem Feuer seiner [illegible]benstolzen Begeisterung und dem ideellen Aufschwung zu großen, allgemein menschlichen Leiden und Freuden. Mit tiefer Wehmuth lesen wir in vorliegender Sammlung den „Sieges[illegible]":

---

*) Der vierte Artikel folgt im Monat August. D. Red.

Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
Der weiße Adler spannt die Flügel
Aus über ein erlöstes Land;
Daß er von Staub und Blut und Asche
Den Glanz der Flügel rein sich wasche,
Enteilet er zum Meeresstrand. u. s. w.

Auf das Frohlocken folgt dann auch bald die Todestrauer in „Polens Schicksal,“ „Den Manen der Polen,“ „Gruß an die Polenhelden“ und in andern Gedichten in der Mitte der vorliegenden Sammlung. Als die schönsten unter diesen edeln elegischen Klagen möchten wir die beiden Lieder: „Mythe“ und „Lethe“, hervorheben. Beide stehen in Bezug auf Polens Geschick.

Nie wird der Fabel tiefe Weisheit alt!
Es kommt der Tag, wo sich das Märchen deutet.
Ein Wesen weiß ich — Fülle und Gestalt
Hat ihm der Trotz der Feinde abgedeutet:
Vor seiner Räuber Geiz und Grimme
Ist ihm nichts blieben als die Stimme!

Doch diese Stimme wird nicht untergehn!
Sie wird in Städten, Dörfern, Wäldern wohnen,
Sie wird als Kriegsruf durch Europa wehn,
Und ihrem Donner stürzen ein die Thronen,
Und frischen Leib und goldne Waffen
Wird neu sie aus dem Nichts sich schaffen.

Am liebenswürdigsten offenbart sich das Gemüth des Dichters, wenn er sich verzweiflungsvoll, aber vergebens zu betäuben sucht und sich von dem Anblick der Menschen abwendet:

Ach! umsonst, daß im Genusse
Ich die Seele will betäuben!
All die bunten Farben stäuben
Weg bei meinem ersten Kusse!
Saitenlos der Freude Zitter!
Aller Vögel Ruf verhallt!
Der Pokal so gallenbitter,
Der Geliebten Mund so kalt!

Ziehen möcht' ich in die Wüste,
Wo die Winde wehn so traurig
Und die Brut der Löwin schaurig
Wimmert um der Mutter Brüste;
Wo die Wuth im Schlaf und Wachen
Lechzend Blut und Wollust heischt,
Und der Tiger seinen Rachen
An des Cactus Dorn zerfleischt.

Dann vielleicht, wenn übertroffen
Von der Wüste Mord und Wehe
Ich der Menschheit Schicksal sehe,
Könnt' ich noch Versöhnung hoffen!
Vor der Wildniß Grau'n erbleichte
Mir des Völker Mitgeschick,
Und die Wuth der Tiger scheuchte
Zu den Menschen mich zurück.

Als beschämend für die Ansicht Derer, die da meinen, die Tagesinteressen der Gegenwart seien, wie unsre ganze Zeitgeschichte, weil sie das letzte Mittelalterliche von sich zu streifen strebe, viel zu prosaisch, um den Dichter zu begeistern, machen wir folgende Gedichte namhaft: „Die Bürger“, „An den deutschen Adel“, „Des Griechen Gruß an den neuen König“, sämmtlich dem J. 1830 ihrer Entstehung nach angehörig. Im letztgedachten Gedichte heißt es unter Anderm:

Wohlfeil ist es, Gaben reichen
Bettlern, welche flehn am Thor,
Aber wollt ihr Göttern gleichen:
Hebt sie frei zu euch empor!

Hier ist nun wol, nicht blos ideell, sondern auch wörtlich, der ganze Schiller in der ersten lyrischen Sturmperiode seines Dichtens nicht zu verkennen. Es wäre leicht, mehre Passagen und Cadenzen aus Pfizer's Liedern herauszusuchen, die in der That zu sehr Schillerisch sind, um sie als Borg zu dulden. Auch in der Auffassung der vielen Stoffe aus der griechischen Mythe verräth Pfizer noch zu sehr die Schule, aus der er hervorgegangen. Diese Schwäche muß man fortwünschen; in den einzelnen Wendungen sich an den Meister anzuschließen, ist kaum erlaubt. Der Dichter sollte strenger feilen; aus dem Schwunge seiner Phantasie im Allgemeinen und der Art seiner Begeisterung wird man doch hinreichlich seine Verwandtschaftlichkeit und seine Schule wahrnehmen, ohne ihm dies tadelnd anzurechnen. In Schiller's Sinne fortzudichten und gleichwol die Aufgaben unsrer Zeit, die Interessen der Gegenwart zu verstehen, ist ebenso erfreulich als fruchtbringend für die Stimmung der Zeitgenossen. 11.

Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften der verflossenen Jahrhunderte über den Zustand der Seele nach dem Tode. Enthaltend einen Auszug des Interessantesten aus der gesammten Literatur über diesen Gegenstand, namentlich über die christliche Unsterblichkeits- und Auferstehungslehre, die Lehre von der Psychopannychia oder dem Seelenschlafe und die übrigen damit zusammenhängenden Lehren und Irrlehren, von den Kirchenvätern einschließlich bis in das 18. Jahrhundert. Herausgegeben von Hubert Beckers. Erstes Heft. Auch unter dem Titel: Mittheilungen aus Val. Ernst Löscher's auserlesener Sammlung von Schriften aus dem 17. und 18. Jahrhundert über den Zustand der Seele nach dem Tode. Nebst Zugaben aus dem Römischen Katechismus und Leibnitzens System der Theologie. Augsburg, Kollmann, 1835. 8. 20 Gr.

Wir haben uns der Abschrift des langen Titels unterzogen, weil er allein hinreicht, die Entbehrlichkeit der vorliegenden Sammlung an den Tag zu legen, welche, wenn sie Käufer findet, zu einer Unzahl von Heften anwachsen kann, ohne daß irgend etwas damit gewonnen wäre. Der nicht ganz verwahrloste Zögling der Philosophie hat gelernt, daß über einen Gegenstand, welcher außerhalb der Schranken der Erkenntniß liegt, die in diesem Erdenleben nicht zu überschreiten sind, wie sehr es ihm auch am Herzen liegt, nichts Gewisses ausgesagt werden kann; daß er aber darüber vollkommen ruhig sein kann, wenn ihn der Glaube an ein höheres Wesen beseelt, dessen Allwissenheit und Allgüte allmächtig ist, und das auch die kühnsten Wünsche seiner Geschöpfe übertreffen wird, insofern sie sich vor seiner untrüglichen Gerechtigkeit rechtfertigen. Nichts Andres lehrt auch das Christenthum, und der vornehmste, thätigste und einflußreichste seiner Glaubensboten erklärt ausdrücklich: „Es hat kein Auge gesehn und kein Ohr gehört, und ist in keines Menschen Herz kommen, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben“, dem ein andrer Spruch hinzufügt, Gott habe uns früher geliebt als wir ihn. Dabei stand Herder still, der Philosoph, der Theolog, der Mensch in ehrenvollster Bedeutung des Worts, dem an Belesenheit Wenige zu vergleichen sind:

Was geboren ist, muß sterben,
Was da stirbt, wird neu geboren.
Mensch, du weißt nicht, was du warest,
Was du jetzt bist, lerne kennen,
Und erwarte, was du sein wirst!

Indessen ergibt die Geschichte aller Zeiten und Völker, daß die Menschen nicht umhingekonnt haben, auch übersinnliche Gegenstände zum Vorwurf ihres Nachdenkens zu machen, obgleich Xenophon's Ausspruch ewig gültig bleibt, daß Niemand etwas darüber weiß, noch wissen kann, nicht einmal zu errathen vermag, ob ihm etwa gelungen sei, ins Ziel zu treffen. Doch ist nichts dagegen einzuwenden, so lange diese Gedankenbilder und wachenden Träume nicht gegen die Würde der Gott-

heit und Menschheit verstoßen, nur für Vermuthungen ausgegeben werden und der Glaube an sie zur Beruhigung der Gläubigen beiträgt. Aber die Wahrheit kann nur eine sein, und die Zahl der Vermuthungen ist unermeßlich. Eine hinlängliche Uebersicht Derer, welche unter den Bekennern des Christenthums Aufsehen erregt haben, gewähren die Lehrbücher der Dogmengeschichte, und der Gelehrte, welchem um nähere Bekanntschaft mit einigen von ihnen zu thun ist, weiß sie in großen Büchersammlungen zu suchen. Der kundige Löscher gab 1735 in der hier wieder abgedruckten Vorrede seiner dem Zustande abgeschiedener Seelen gewidmeten Sammlung, die eine spätere Zeit nicht umfassen konnte, eine literarische Nachweisung, die Hr. B. durch einige Büchertitel vermehrte. Darauf läßt er Meisner's Abhandlung vom Mittelstande abgeschiedener Seelen folgen, die der wittenberger Professor schon 1661 lateinisch herausgab und sich besonders mit Widerlegung der Meinung vom Schlaf der abgeschiedenen Seelen bis zum Tage des jüngsten Gerichts beschäftigt. Was sich philosophisch gegen diese Hypothese vorbringen läßt, verlangen wir nicht zu widerlegen; gleichwol begreifen wir, warum von den ältesten Zeiten des Christenthums bis auf die spätesten gläubige Denker, welchen das jüngste Gericht über die lebendigen und wieder mit einem Körper bekleideten Todten, die Entscheidung über das Betragen des Menschengeschlechts von seiner Entstehung bis zum Untergange der Welt für biblische Offenbarung galt, was sie unleugbar ist, darauf verfallen konnten und durften, Seelen, vom Körper getrennt, oder der Vereinigung mit einem solchen vorbehalten und alsdann erst vor Gericht zu stellen, bis zu dessen später Zukunft zwar Bewußtsein, aber Gelähmtheit und Unthätigkeit zuzuschreiben, die nach menschlicher Vorstellungsart dem Zustande des Schlafs verglichen werden mag. Man könnte sogar Bedenken tragen, einen körperlosen Geist Seele zu nennen, wie der entseelte Leichnam, allmäliger Auflösung entgegengehend, den Namen des Leibes verliert. Der Apostel legt keinen Werth auf den Leib dieses Todes, von dem er vielmehr erlöst zu sein begehrte, und hoffte mit einem verklärten Leibe bekleidet zu werden. Der echtchristliche, gerngläubige, aber besonnene Stäudlin bekennt in einer seiner letzten reifsten Schriften mit bescheidener Freimüthigkeit, ihm sei unmöglich eine Lehre zu begreifen, die er anzufechten sich nicht getraue, und die Hülfe logischer Vorschriften möchte schwerlich ausreichen, diese Unwissenheit zu verscheuchen. Schon Mosheim erinnert in seiner reichhaltigen Dogmatik, bei Gelegenheit eines andern christlichen Religionsgeheimnisses, die Worte der hergebrachten kirchlichen Bestimmung wären nur nachzusprechen, nicht zu erklären, zu erläutern und mit verständlichern zu vertauschen, ohne unmittelbar in eine Ketzerei zu verfallen. Auf Meisner's Abhandlung, die drei Viertel des Hefts wegnimmt, folgen zwei Abschnitte des römischen Katechismus über die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben. Bei weitem das Beste und Lesenswürdigste des Ganzen sind fünf Blätter über die letzten Dinge und das zukünftige Leben, aus Leibnitz's allbekanntem „System der Theologie". Jedermann weiß, wie sehr dieser seltne und unvergleichliche Denker dem Bedürfnisse nachhing, aus jedem Kiesel Funken zu ziehen, einen Strahl seines Lichts auf dunkle Gegenstände fallen zu lassen und das Unbegreifliche mit der Vernunft zu versöhnen. Man bewundert ihn immer, man liebt ihn, man fühlt sich emporgehoben, indem man ihm nachblickt; aber die Grenzen aller menschlichen Erkenntniß bleiben es auch für ihn. Hr. B. muß wol nicht verstanden haben, was er abdrucken ließ, da Leibnitz S. 211 ausdrücklich erklärt: „Ich möchte nicht wagen, den Ort, wo die Seelen eine bloße Verlustes-, aber keine Gefühls-Strafe erleiden, in Abrede zu stellen, da er mit der göttlichen Gerechtigkeit sattsam vereinbarlich scheint. Denn ich kann Diejenigen nicht loben, welche in dem Wahn stehen, daß, gleichwie sie selbst nur Extreme kennen, auch Gott also handle." Doch wir müßten jede Zeile dieser Mittheilung abschreiben, wenn wir Alles aufnehmen wollten, was für die Unbedeutsamkeit des Vorhergehenden entschädigt. — Der scharfsichtige Kant gesteht unumwunden, er vermöge nicht zu begreifen, wie die Gottheit Allgerechtigkeit mit Allbarmherzigkeit vereinbaren werde, ohne eines dieser gleich unerläßlichen Erfodernisse durch das andere zu beeinträchtigen. Welcher Sterbliche wäre der Aufgabe gewachsen? Dadurch wird jedoch die beseligende Zuversicht nicht erschüttert, der Unerschaffene und Untrügliche werde den beseelten Geschöpfen seine Huld gewähren, wozu sich der menschliche König der Briten, so viel in verliehenen Kräften stehe, gegen sein Volk anheischig macht: Justice temper'd with Mercy!

57.

Literarische Notizen.

Ein gewisser Buchon will unter dem Titel: „Le Panthéon littéraire" eine „collection universelle des chefs-d'oeuvre de l'esprit humain" in 100 Bänden zu 10 Francs herausgeben. Jede Woche soll ein halber Band erscheinen, und demnach erhält die Welt in ungefähr vier Jahren für 1000 lumpige Francs alle Meisterwerke des menschlichen Geistes, oder wenigstens die, welche Hr. Buchon für solche zu halten, oder aus mercantilischen Gründen in seine Sammlung aufzunehmen beliebt. Schlägt das Unternehmen ein, wer hindert den Herausgeber, dem ja auf diese Weise alles literarische Eigenthum verfallen ist, immer neue Meister zu creiren und die Sache ins Unendliche fortzusetzen!

Genty de Bussy verbreitet sich in einem Werke von zwei Bänden: „De l'établissement des Français dans la régence d'Alger", über die Mittel, den Franzosen den Besitz ihrer Eroberung zu sichern und nützlich zu machen und schützt seine Meinung durch reichlich beigebrachte Belege.

Mad. Laure Bernard gab heraus: „Mademoiselle de Valville", und Madame Laya „Jeune et vieille", in zwei Bänden; von Mad. Foa wird als bald erscheinend angekündigt: „La juive", Geschichte aus der Zeit der Regentschaft, in zwei Bänden.

Benj. Laroche und Albert Montément veranstalten eine neue französische Uebersetzung von Cooper's sämmtlichen Werken. Von einer andern von Defauconpret sind bereits mehre Bände erschienen.

Von Kératry erschien „Saphira, ou Paris et Rome sous l'empire" in drei Bänden; von Lord Feeling „Scènes de la vie castillane et andalouse" und von Ed. Corbière „Scènes de mer. Deux lions pour une femme" in zwei Bänden.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

das Ausland vorbereitet und durch Herrn Haas in Neufchatel eine französische Uebersetzung im Werk und von einem londoner Freunde dem Verfasser eine englische Uebersetzung versprochen ist, sodaß mit dem Namen des Historikers zugleich die Geschichte der deutschen Poesie auf eine würdige Art in den Ländern bekannt wird, die jetzt so vieles Interesse für unsere Literatur zeigen.

---

rer besten deutschen Künstler gearbeitet, sind dieser
rung beigegeben, und wird dieselbe das geehrte Publicum
zeugen, daß wir unsern Versprechungen getreu geblieben.

Wer sich der Sammlung von Subscriptionen unterzieht,
lt bei 12 bezahlten Exemplaren Eins gratis.

Leipzig, den 31sten Dec. 1834.

Expedition der Karlsruher Bibel.
W. Creuzbauer.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
tter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Ver-
ntwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834.
Monat December, oder Nr. 335—365, 1 Beilage:
Nr. 12, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXIX—
XXXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Num-
mern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier
2 Thlr.

ertorium der gesammten deutschen Literatur. Her-
usgegeben von *E. G. Gersdorf.* Dritten Ban-
es siebentes Heft (Nr. XXIV). Gr. 8. Preis eines
Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1835.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist nun vollständig erschienen:

Andronikos

von

Dr. Woldemar Seyffarth.

Verfasser der Reisetage, der Bunten Briefe.

Drei Theile.

Leipzig, Ch. E. Kollmann.

4 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser der Reisetage und der Bunten Briefe ist dem
den Publicum hinlänglich bekannt, sodaß ich zu dem obenste-
en einfachen Titel nur noch hinzuzusetzen für nöthig halte,
Andronikos unstreitig die vollendetste seiner Schriften ist.

Seit Neujahr 1835 erscheint im Verlage von J. D. Sauer-
der in Frankfurt:

Phönix,

ühlingszeitung für Deutschland, redigirt von Dr. Eduard
Duller, mit einem Literaturblatt von Dr. Karl
Gutzkow. Preis für den ganzen Jahrgang 10 Thlr.,
der 16 Fl.

Wir unterlassen es, dies neue, energisch begonnene und mit
quenter Thatkraft geleitete Unternehmen nicht blos einzelnen
ibeten, sondern dem ganzen deutschen Volke weitläufig zu
ehlen; die Sache spricht sich selbst am entschiedensten aus;
deutsche Volk erhält durch dieses festbegründete Unterneh-
täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, das Neueste
im geistigen Nationalleben des In- und Auslandes sich em-
ebt, ein Centralblatt, welches Novellistik, Lyrik,
ma, Geschichte, bildende Kunst und Musik, Mit-
ungen aus Volksleben und Volkssitten, Reisen, Li-
tur und Kritik umfaßt — ein Originalblatt, welches
ändig neben allen übrigen Rivalen dastehen kann und beach-
werden muß, wenn man nicht fürchten will, den Faden un-
nationalen Fortschrittes zu verlieren. Zweiundfunfzig
che Schriftsteller haben sich zur Theilnahme daran freund-
zusammengefunden; wir können darunter Namen aufweisen
Adrian, W. Alexis, L. Bechstein, Belani, Berly,
Beurmann, E. Duller, E. Förster, Glaßbrenner,
bbe, K. Gutzkow, G. von Heeringen, C. Herloß-
, von Hormayr, J. Kerner, Kilzer, von Kobbe,
König, Kruse, A. Lewald, von Malten, J. E. Mand,
Maßmann, A. Mundt, Nänny, Graf von Platen,
L. Rellstab, F. Rückert, von Sallet, L. Schefer,
G. Schwab, L. Storch, J. N. Vogl, Wagner, E. von
Wachsmann, Welcker, O. L. B. Wolff rc. — Namen,
welche wol eine hinlängliche Garantie stellen, daß man vom
Phönix nur Gutes und Ausgezeichnetes erwarten dürfe.
Lesegesellschaften, Lesecirkel und alle gesellige Ver-
eine werden sich nach einer Durchsicht der ersten 24 Nummern,
welche durch jede solide Buchhandlung zu beziehen sind, von der
Unentbehrlichkeit dieser neuen Zeitschrift überzeugen.

Unter der Presse ist, binnen 8 Tagen zu versenden:

Die Prinzessin, oder die Beguine.

von Lady Morgan.

Aus dem Englischen von Dr. P. Holling.

8. 3 Bände. Geheftet.

Aachen, den 2ten Januar 1835.

J. A. Mayer.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neugriechisch-deutsches
und
deutsch-neugriechisches
Taschenwörterbuch
von
A. M. Anselm.

Zwei Theile.

Gr. 12. In Umschlag. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Bei der immer häufiger werdenden Verbindung mit Hellas
und bei den beträchtlichen Uebersiedelungen nach diesem Lande
ergab sich ganz vorzüglich das Bedürfniß nach einem gut bear-
beiteten griechischen Wörterbuche, dem nun der Herr
Verf. auf die genügendste Weise abgeholfen hat.

Ein neuer Katalog vorzüglicher Werke
in englischer, italienischer, spanischer u. a. Sprachen, vielen
griechischen und römischen Classikern und Prachtwerken
zum Verkauf bei Friedrich Fleischer in Leipzig
ist durch alle Buchhandlungen jetzt zu erhalten, und wird Lieb-
habern ausländischer Literatur zur geneigten Beachtung um so
mehr empfohlen, als alle Preise höchst billig gestellt sind.

Bei **Karl Schumann** in **Schneeberg** ist nun
complet erschienen:

**FORCELLINI, A., TOTIUS LATINITATIS LEXI-
CON, 4 tomi.**

Mit Vergnügen beeile ich mich, der gelehrten Welt
die Nachricht zu ertheilen, dass nun **FORCELLINI LE-
XICON** bis auf die Vorrede *complet* erschienen ist. —
Das Ganze, aus vier Bänden in 690 Bogen gross Folio in
dreispaltigen Columnen bestehend, ist auf dem schönsten
Patentpapier aus der berühmten *Bohnenberger*'schen Fabrik,
mit den neuesten Lettern aufs Correcteste gedruckt. Was
den innern Werth dieses Lexikons betrifft, so wird jeder
Billigdenkende sich überzeugen, dass gewiss Alles gethan
worden ist, was die obwaltenden Umstände nur irgend er-
laubt haben. Es sind die Forschungen der berühmtesten
Philologen neuerer Zeit, namentlich unter den Deutschen,
mit möglichster Umsicht und Vollständigkeit benutzt worden,
und nur ein flüchtiger Ueberblick wird hinreichen, um den
grossen Unterschied und die Vorzüge meiner Ausgabe vor
der paduaer unwiderlegbar darzuthun.

Der Subscriptionspreis ist für das ganze Werk

30 Thlr., mithin verdient dieselbe auch hierin den Vorzug, dass sie trotz ihres bessern Gehalts und ihrer schönern Austattung dennoch wohlfeiler ist als die italienische, welche 56 Thlr. und die englische, welche, obgleich sie tief unter der meinigen steht, 70 Thlr. kostet.

Schneeberg, im Decbr. 1834.

Karl Schumann.

In demselben Verlage ist erschienen:

W. Shakspeare's sämmtliche Werke in Einem Bande. Im Verein mit Mehren übersetzt und herausgegeben von Julius Körner. Eine Prachtausgabe. Pr.-Pr. 5 Thaler.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen hierauf an.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schilling, Dr. F. A., Lehrbuch für Institutionen und Geschichte des römischen Privatrechts. 1ste Lieferung, die Einleitung enthaltend. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Das ganze Werk wird in zwei Theile zerfallen, von denen der erste, außer der Einleitung, die äußere Rechtsgeschichte, und der zweite die Institutionen nebst der innern Rechtsgeschichte enthalten und bald erscheinen soll.

Heimbach, M. G. E., Ueber Ulpian's Fragmente. Eine kritische Abhandlung. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Früher erschienen in demselben Verlage:

Schilling, Dr. *F. A.*, Dissertatio critica de Ulpiani fragmentis. 8. maj. 15 Gr.

— — Animadversionum criticarum ad Ulpiani fragmenta specimen I. II. 8. maj. Geh. 9 Gr.

— — — specimen III. IV. 8. maj. 4½ Gr.

— — Bemerkungen über römische Rechtsgeschichte. Eine Kritik über Hugo's Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Gr.

Heimbach, *G. E.*, Observationum juris graeco-romani liber primus. Anonymi librum de Actionibus adhuc ineditum ex tribus codd. Mss. edidit prolegomenisque instruxit. 8. maj. Geh. 9 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rhetores graeci

ex

codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, tauriensibus, et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit

Christianus Walz,

Professor Tubingensis.

Vol. III. Schreibpapier: 7 Fl. 54 Kr.
Druckpapier: 5 Fl. 36 Kr.

Enthaltend:

Hermogenis rhetorica cum Hermogenis epitomatoribus.

Somit wäre nun mit Band 3—7 (Band 4—7 sind früher erschienen) Hermogenes sammt seinen Scholiasten und Epitomatoren vollendet.

Da Hermogenes seit 1714 nicht mehr erschienen und als bedeutender Schriftsteller bekannt ist, so wird diese neue, bedeutend verbesserte Ausgabe gewiß willkommen geheißen werden.

Stuttgart, im December 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei W. Engelmann in Leipzig das zweite Heft der deutschen Jahrbücher erschienen, enthaltend:

Plan

zur Reform der deutschen Universitäten.

Ein Ministerialbericht.

Musikalische Briefe.

Der erste Band von drei Heften kostet 1 Thlr. 8 Gr. das Heft einzeln 12 Gr.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Blumauer's sämmtliche Werke, herausgegeben von A. Kistenfeger. 3 Theile. Zweite verbesserte Auflage. 12. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Diese Taschenausgabe der Werke eines unserer beliebtesten Schriftsteller, an beißendem Witz, Satire und unerschöpflicher Laune noch unerreicht, ist unter allen Ausgaben die wohlfeilste, weshalb wir Freunde des Scherzes und der Satire darauf aufmerksam machen.

Kunstanzeige.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu beziehen:

Katalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur (R. Weigel) in Leipzig vorräthig oder durch dieselbe besorgt werden. 2te Abtheilung. 9 Bogen. Gr. 8. 8 Gr. 1ste und 2te Abtheilung zusammen 12 Gr.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Flathe, Dr. L., Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden. 1ster Theil. Von der Urzeit bis zum Untergange des persisch-macedonischen Reiches. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr. — 2ter Theil. Vom Untergange des persisch-macedonischen Reiches bis zum Ausgange des Reiches der Ptolemäer. Gr. 8. 3 Thlr 18 Gr.

Ein Werk, welches mit dem eben erschienenen zweiten Theil geschlossen, das Ergebniß eines langjährigen mühevollen, aber gewiß höchst verdienstlichen Forschens auf einem dunkeln Gebiete der alten Geschichte ist, und dessen so interessanter und bedeutender historischer Stoff in der Weise und in dem Zusammenhange, wie es von dem Herrn Verfasser geschehen, noch nie behandelt wurde. Trefflich hat derselbe verstanden, den an sich selbst so schwierigen und verworrenen Gegenstand durch die Kunst der Behandlung und der Darstellung in ein klares und lebensvolles Licht zu stellen, und wir glauben das gelehrte Publikum besonders darauf aufmerksam machen zu müssen, daß hier die wichtigsten Aufschlüsse über das seleucidische und das parthische Reich gegeben worden sind. Gewiß wird daher kein Forscher und kein Freund der alten Geschichte dieses Werk, dessen erster Theil bereits mit verdientem Beifall aufgenommen wurde, unbeachtet lassen können.

Ebendaselbst ist erschienen:

Flathe, Dr. L., Geschichte des Kampfes zwischen dem alten und dem neuen Verfassungsprincip der Staaten der neuesten Zeit. 1ster und 2ter Theil (von 1789—99). Gr. 8. 5 Thlr.

Die Fortsetzung ist unter der Presse.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. II.

er Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für litera- he Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1834 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis zwölftes Heft. Tafel I — CXLII (Kupferstich, in Folio) und Text Bogen 1 — 22 (in gr. 8.). Auf feinem Druckpapier. 1832 — 34. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Von dem Verfasser des Scipio Cicala. Zwei Bände. 8. 53¾ Bogen auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis dritte Lieferung. Aachen bis Bambus. 22 Bogen mit 90 Holzschnitten und 9 Landkarten. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1834. Außer den Beilagen 365 Nummern. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. 12 Thlr.

Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erster Theil. 8. 36 Bogen auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

6. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis zehnte Lieferung. A bis Jod. 1833 — 34. Gr. 8. Jede Lieferung von circa 30 Bogen auf weißem Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

7. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vier Bände (in 32 Heften). 1832 — 34. Gr. 8. 253 Bogen. Auf weißem Druckpapier 8 Thlr., auf gutem Schreibpapier 10 Thlr. 16 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 20 Thlr.

Jedes einzelne Heft auf Druckpapier 6 Gr., auf Schreibpapier 8 Gr., auf Velinpapier 15 Gr.

8. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis dritter Band. 1831 — 34. Gr. 8. 138½ Bogen auf gutem Druckpapier. 9 Thlr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugethiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische und der dritte (1834, 40 Bogen, 2 Thlr. 16 Gr.) die Mollusken.

9. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818 — 34. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A — G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis fünfundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H — N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis elfter Theil.

Dritte Section, O — Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis fünfter Theil.

Den frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, welche als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

10. Falkenstein (Karl), Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert. Zweite, umgearbeitete, mit dem Bildniß und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko creirten Papiergeldes, des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, sowie mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage. Gr. 8. 24½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Kosciuszko's Bildniß. Lithographirt von L. Zoellner. Abdrücke auf chinesischem Papier in gr. 4. 8 Gr.

11. Hauch (J. C.), Die Belagerung Maastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 12½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

12. *Henke* (*Adolf*), Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin. Fünfter Band. Gr. 8. 21 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Die ersten vier Bände dieses ausgezeichneten Werks erschienen in zweiter Auflage 1822 — 30 und kosten 6 Thlr. 12 Gr., sämmtliche fünf Bände nun 8 Thlr. 8 Gr.

13. Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Zwei Theile. Gr. 12. 25½ Bogen auf feinem Druckvelinpapier. Geh. 3 Thlr.

14. Hüllmann (Karl Dietrich), Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 14¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

15. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, von Oken. Jahrgang 1834. 12 Hefte. Mit vielen Kupfern. Gr. 4. (Zürich.) 8 Thlr.

16. **Keyserlingk (Hermann von)**, Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung bis auf den Congreß zu Verona. Gr. 8. 21 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

17. **Krug (Wilhelm Traugott)**, Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Bände. 1832—34. Gr. 8. 215 Bogen auf gutem weißen Druckpapier. Subscriptionspreis 11 Thlr. Jeder Band 2 Thlr. 18 Gr.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist von diesem Werke erschienen:

18. — —, Encyklopädisch-philosophisches Lexikon ec. Fünften Bandes zweite Abtheilung, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze zur zweiten Auflage. Gr. 8. 13 Bogen auf gutem weißen Druckpapier. 20 Gr.

19. ***Most (Georg Friedrich)***, Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben. In alphabetischer Folge mit vollständigem Sach- und Namenregister. Zwei Bände (ausgegeben in acht Heften). 1833—34. Gr. 8. 102 Bogen auf gutem weissen Druckpapier. Subscriptionspreis 6 Thlr. 16 Gr.

Jedes einzelne Heft 20 Gr.

20. Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Mit vielen Abbildungen. Kleinfolio. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Erster Jahrgang, Mai 1833 bis April 1834, Nr. 1—52. 2 Thlr. Zweiter Jahrgang, Mai bis December 1834, Nr. 53—91. 1 Thlr. 12 Gr. Jede einzelne Nr. 1½ Gr.

21. **Raumer (Friedrich von)**, Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis vierter Band. Mit königl. würtembergischem Privilegium. 1832—34. Gr. 8. Subscriptionspreise: auf gutem weißem Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 24 Thlr.

Erster Band 3 Thlr. 4 Gr. — 6 Thlr. 8 Gr.; zweiter Band 3 Thlr. 4 Gr. — 6 Thlr. 8 Gr.; dritter Band 3 Thlr. 10 Gr. — 6 Thlr. 20 Gr.; vierter Band 2 Thlr. 6 Gr. — 4 Thlr. 12 Gr.

22. **Rellstab (Ludwig)**, 1812. Ein historischer Roman. Vier Bände. 8. 89 Bogen auf feinem Druckvelinpapier. Geh. 8 Thlr.

23. Repertorium der gesammten deutschen Literatur, herausgegeben im Vereine mit mehren Gelehrten von *E. G. Gersdorf*, Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig. Erster bis dritter Band (ausgegeben in 24 Heften). Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

24. ***Sachs (Ludwig Wilhelm)***, Die Homöopathie und Herr Kopp. Eine Kritik der Schrift des Letztern über erstere nebst einem Sendschreiben an Herrn Hof- und Medicinalrath Ritter Dr. Clarus. Gr. 8. 18 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

25. **Schmid (Heinrich)**, Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. 22½ Bogen auf weißem Druckpapier. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

26. **Schopenhauer (Johanna)**, Sämmtliche Schriften. Wohlfeile Ausgabe. 24 Bände in Taschenformat, mit dem Bildniß der Verfasserin. 16. 462½ Bogen. Geh. Auf feinem Druckpapier 8 Thlr., auf feinem Velinpapier 12 Thlr.

27. **Stieglitz (Heinrich)**, Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Auf gutem Druckpapier. 8. Geh. 10 Gr.

28. **Stieglitz (Christian Ludwig d. J.)**, Das Recht des Hochstifts Meißen und des Collegiatstifts Wurzen auf ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Eine staatsrechtliche Erörterung. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

29. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **Friedrich von Raumer**. Sechster Jahrgang. Mit Beiträgen von Barthold, Leo und Voigt. Gr. 12. 23 Bogen auf feinem Druckpapier. 1835. Cart. 2 Thlr.

Erster Jahrgang. Mit Beiträgen von Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken, und dem Bildnisse des Cardinals Richelieu. 1830. 19½ Bogen. 2 Thlr.

Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen von Denselben, und dem Bildnisse Kaiser Maximilian II. 1831. 25½ Bogen. 2 Thlr.

Dritter Jahrgang. Mit Beiträgen von Lorentz, Raumer, Varnhagen von Ense, und dem Bildniß Kaiser Ferdinand II. 1832. 23 Bogen. 2 Thlr.

Vierter Jahrgang. Mit Beiträgen von Gans, Raumer, Varnhagen von Ense, Voigt, Waagen, und dem Bildnisse Rubens. 1833. 16 Bogen. 1 Thlr. 16 Gr.

Fünfter Jahrgang. Mit Beiträgen von Förster, Gans, Lorbek, Stieglitz, Wachsmuth, und den Faust'schen Bildern aus Auerbach's Keller zu Leipzig. 1834. 19½ Bogen. 2 Thlr.

30. ***Thiele (J. M.)***, Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. Zwei Theile. Mit 160 Kupfertafeln und einem Facsimile. 1832—34. Gr. Fol. 60 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. In vier Bänden sauber cartonnirt. 40 Thlr.

31. ***Thiersch (Frédéric)***, De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Deux volumes. Gr. 8. 52½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr.

32. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1835. Mit dem Bildniß Tegnér's, fünf Stahlstichen nach Gemälden und Handzeichnungen deutscher, französischer und holländischer Künstler, so wie Beiträgen von A. Freiherrn von Sternberg, Tieck und dem Verfasser des Scipio Cicala. 16. 25½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810—29 sind vergriffen.

Jahrgang 1830, mit Uhland's Bildniß, sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, und Beiträgen von Martell, Sartorius, Schopenhauer, Schwab, Tieck. 20½ Bogen. 2 Thlr. 6 Gr.

Jahrgang 1831, mit Cornelius' Bildniß, sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, und Beiträgen von Heyden, Hugo, Schefer, Tieck. 31 Bogen. 2 Thlr.

Jahrgang 1832, mit Oehlenschläger's Bildniß, sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, und Beiträgen von W. Alexis, Döring, Tieck, Voigts. 24½ Bogen. 2 Thlr.

Jahrgang 1833, mit Dannecker's Bildniß, sechs Stahlstichen, meistens nach französischen Gemälden, und Beiträgen von Oehlenschläger, Posgaru, Tieck u. A. 25 Bogen. 2 Thlr.

Jahrgang 1834, mit Zelter's Bildniß, sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden, und Beiträgen von Mörike, Rumohr, Schopenhauer, Tieck. 22½ Bogen. 2 Thlr.

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Goethe, Tiedge, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Zelter, Tegnér, Calderon, Kurt Sprengel, Baggesen, G. von Kügelgen, welche mit Ausnahme der vier letzten die Titelkupfer von frühern Jahrgängen der Urania bildeten, kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes acht Groschen.

33. **Wachsmann (C. von)**, Erzählungen und Novellen. Sechs Bändchen. 1830—34. 8. 136½ Bogen auf feinem Druckpapier. 10 Thlr. 12 Gr.

Erstes und zweites Bändchen, 1830, 3 Thlr. 12 Gr., drittes und viertes Bändchen, 1832, 3 Thlr. 12 Gr., fünftes und sechstes Bändchen, 1834, 3 Thlr. 12 Gr.

34. **Wachsmuth (W.)**, Darstellungen aus der Geschichte des Reformationszeitalters, mit Zugaben aus der Quellenforschung. Ersten Theils erste Lieferung. Auch unter dem Titel: Der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation. Mit dem Bildniß Thomas Münzer's. Gr. 8. 10 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

35. **Wiese (Sigismund)**, Hermann. Ein Roman. 8. 15½ Bogen auf feinem Druckvelinpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

36. Winke und wohlmeinende Rathschläge für israelitische Schulen. Der königl. hebräisch-deutschen Primar-Hauptschule in Prag besonders zugeeignet von einem unparteiischen christlichen Theologen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

37. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Fünften Bandes drittes bis fünftes Heft. (Nr. XXXV—XXXVII.) Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Gr. 8. Jedes Heft von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen
der ältern und neuesten Zeit,
eine Sammlung
er interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Als Erweiterung des Planes des

Auslandes.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann, Redacteur des Auslandes,

und

Dr. H. Hauff, Redacteur des Morgenblattes.

Mit jedem Tage wird die Verbindung der Völker inniger und erweitert sich über ehemalige Grenzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Dem Handel, der diese Bande zuerst geknüpft, und der, wenn er den materiellen Interessen diente, zugleich die Entwickelung geistiger Kräfte förderte, kommt jezt eine allgemein verbreitete Lectrue zu Hulfe, die über den beschränkten Raum unserer Heimat hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt.

Reisebeschreibungen und Schilderungen des Zustandes fremder Länder und Völker, ihres geistigen, politischen und sittlichen Lebens, galten stets nicht blos für eine interessante und unterhaltende, sondern auch für eine nüzliche und lehrreiche Lecture. Mit dem Kreise unsers Wissens, mit der Erweiterung unserer Bildung hat sich aber auch die Art der Reisebeschreibungen geändert; der Blick der Reisenden ist heller geworden, und man hat von einem allgemeinern menschlichen Standpunkt die Verhältnisse und Sitten fremder Länder und Völker auffassen gelernt. In dieser Beziehung dürfte daher als Erweiterung des Fachwerkes des Auslandes ein neues Magazin der Reisen bei dem in dieser Hinsicht sich immer mehr erweiternden Stoffe und der Oede des jezigen literarischen Treibens ein zeitgemäßes Unternehmen sein, dem es an Erfolg, wenn anders die Leitung dem Zwecke entspricht, nicht fehlen wird. Dem positiven Geiste unserer Zeit, der die Schale leerer Theorie immer mehr abzustreifen sucht, entspricht eine Sammlung von Schriften, welche dem aufmerksamen Beobachter politischer Verhältnisse ein Bild der innern Zerwürfnisse auswärtiger Staaten, dem philosophischen Forscher eine Sammlung des geistigen und sittlichen Zustandes fremder Völker darbietet, und so bei dem erstern den Stachel politischen Hasses abstumpft, dem zweiten durch Enthüllung neuer Seiten der menschlichen Geistesthätigkeit das Gebiet seiner Untersuchung erweitert.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist das Studium der Geographie und Völkerkunde eine ebenso gesunde Geistesnahrung als die Geschichte, mit der sie Hand in Hand gehen. Diese Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen soll darum keineswegs sich auf außereuropäische Länder beschränken, sondern auch Europa nicht außer Acht lassen; ebenso wenig soll sie blos das Neueste über fremde Welttheile mitzutheilen suchen, sondern auch einzelne ältere Werke bearbeiten oder wiedergeben. die weniger allgemein bekannt sind und doch in der Geschichte des geographischen Wissens einen bedeutenden Rang einnehmen. Ueber Europa selbst darf freilich nur das Neueste, oder, wenn es nicht ganz das Neueste berührt, nur Originalwerke gegeben werden; über die andern Welttheile aber, die uns noch so viele unerforschte Gegenden darbieten, die zum Theil in älterer Zeit genauer, als in den lezten Decennien untersucht wurden. wie dies namentlich hinsichtlich Afrikas und Amerikas von Portugiesen und Spaniern geschah, wird gewiß auch das Aeltere, das sich nach einer solchen Reihe von Jahren immer noch als das Beste bewährt hat, seine Leser finden.

In demselben Verhältnisse, als man nach und nach die Bewegungen der Menschheit aus immer höherm Standpunkte betrachten gelernt hat, macht die Naturforschung in allen ihren Fächern und auf allen Punkten bedeutende Fortschritte; die Berührungspunkte zwischen Naturgeschichte und Menschengeschichte werden immer häufiger und fruchtbarer, und Naturkenntniß ist ein nothwendiges Element im Ideenkreise des Gebildeten geworden. Unser Unternehmen wird daher, neben dem Material für Geographie,

Völker- und Staatenkunde, die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen, sowie geistreiche Schilderungen aus dem ganzen Umfang der Naturwissenschaften fleißig berücksichtigen. Im Allgemeinen werden die Herausgeber darauf bedacht sein, keine bedeutende neuere Erscheinung im Fache der Reisen ganz zu übergehen. Wenn sie gleich mit ihren besten Kräften bemüht sein wollen, den fremden Stoff in der würdigsten Form zu geben, so dürfte doch dem Publicum die Anzeige willkommen sein, daß verschiedene bedeutende Originalarbeiten deutscher Reisenden bereits in ihren Händen sind.

Der vorliegende, immer reicher werdende Stoff, welchem der enge Rahmen eines Tagblattes nicht mehr genügt, führte auf den Gedanken, dem Plane des, mit vielseitigem Beifall aufgenommenen Auslandes eine passende Erweiterung durch diese Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen zu geben. Je nachdem nun dieser Stoff sich häuft, werden häufiger oder seltener, immer aber nur zwanglose Bändchen ihn zu veröffentlichen bemüht sein, deren Preis wegen der artistischen Beigaben im Voraus nicht bestimmt werden kann, welcher aber möglichst niedrig gehalten werden soll.

Neben dem allgemeinen Titel der Sammlung werden dieselben immer auch noch einen speciellen erhalten und unter demselben auch einzeln verkauft werden.

Die ersten zur Veröffentlichung bestimmten und eben in Arbeit befindlichen Werke sind:

1) Uebersetzungen. Burnes' Reise nach Bokhara, mit einer Karte.
2) Originalwerke.
   a) Irlands gegenwärtiger Zustand.
   b) Algier wie es ist.
   c) Briefe in die Heimat geschrieben während einer Reise über Frankreich, England und Nordamerika nach Mexico.

Die Redacteure: Dr. E. Widenmann. Dr. H. Hauff.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Berichtigung!

Vielfachen Anfragen zu begegnen, stehe hier die Bemerkung, daß der Subscriptionspreis jeder Lieferung des eben erschienenen

Staatslexikons

von

C. von Rotteck und C. Welcker.

nur 12 Gr. (15 Sgr.) beträgt, und zu diesem Preise werden auch Allen, welche vor Erscheinen des 2ten Bandes subscribiren, die folgenden Lieferungen abgegeben. Bei der außerordentlichen Sensation, welche das Erscheinen dieses Werkes bereits in ganz Deutschland erregt hat, dürfte diese Berichtigung allen Förderern desselben willkommen sein, und wird nur noch hinzugefügt, daß sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands Exemplare vorräthig halten.

Im Bureau der Theaterzeitung in Wien, Wollzeil Nr. 780, ist erschienen und durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Schaumburg, Mörschner und Jasper, Volke, Bauer und Dirnböck, Buchhändler in Wien, zu beziehen:

Was verdankt Oestreich der Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz I.?

Herausgegeben von Adolf Bäuerle.

Gr. 8. 30 Bogen stark, mit zwei prächtigen Kupferstichen in 4. und einem trefflichen Portraite des Kaisers. Wien 1834.

Gewiß ist noch kein vollständigeres Werk über diesen Gegenstand erschienen, deshalb auch der Antheil so groß war, daß binnen vier Wochen über 5000 Exemplare abgesetzt wurden. Dr. Meynert in Dresden erwähnt desselben in seinem Buche „Franz und sein Zeitalter" als eine der besten Quellenschriften mit lauter Anerkennung.

Preis 3 Thaler Sächsisch auf Druckpapier.
4 Thaler auf Schreibpapier.

Eben da ist auch erschienen:

Humoristische Leuchtkugeln

von

M. G. Saphir.

Herr M. G. Saphir, der rühmlich bekannte Humorist und Kritiker, befindet sich wieder in Wien und hat sich dauernd mit der Wiener allgemeinen Theaterzeitung verbunden. Außer sehr werthvollen, höchst witzigen Spenden, mit welchen er diese Zeitschrift bereichert und der er seine ganze literarische Thätigkeit gewidmet hat, schrieb er auch äußerst geistreiche Piecen für eine, von ihm für die durch den Brand von Wiener-Neustadt verunglückten Bewohner veranstaltete Akademie, welche Piecen von den ersten Künstlern des wiener Hofburgtheaters, von den Herren Korn, Löwe, Fichtner, Wothe und den Damen Fichtner, Fournier, Peche und Bildauer vorgetragen und dargestellt wurden, und nun den Inhalt dieses Werkchens bilden. Außerdem enthält dasselbe noch eine große humoristische Federzeichnung:

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr

verfaßt und in derselben Akademie vorgelesen von M. G. Saphir,

sammt einer Beurtheilung von ihm selbst geschrieben für Diejenigen, die seiner Vorlesung beiwohnten und Diejenigen, die ihr nicht beiwohnten.

Preis 12 Groschen Sächsisch.

Endlich ist im Bureau der Theaterzeitung in Wien erschienen und kann durch Gerold, Tendler, Wallishausser, Mörschner und Jasper u. s. w., Buchhändler in Wien, bezogen werden:

Theatralische Bildergalerie.

Erster Jahrgang. 52 Lieferungen in Querfolio, prächtig illuminirt, mehr als 1000 einzelne Figuren enthaltend.

Davon sind 20 Lieferungen schon ausgegeben, und es erscheint in jeder Woche eine Lieferung, stets die vorzüglichsten Scenen und Tableaux des deutschen Repertoirs enthaltend, ein Unternehmen, das allgemeinen Beifall findet, und allen Kunst- und Theaterfreunden äußerst willkommen ist. Die vorzüglichsten Schauspieler, Sänger, Tänzer und Pantomimisten sind hier mit der größten Portrait-Aehnlichkeit abgebildet. Die Schönheit des Stiches, die Schönheit des Colorits ist überraschend, der Preis höchst gering:

8 Thaler Sächsisch der ganze Jahrgang.

(Buchhändler und Pränumerantensammler erhalten, wenn sie 12 Exemplare von diesen Werken abnehmen, außer der gewöhnlichen Provision, das 13te Exemplar gratis.)

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. III.

Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für litera- Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betra- gen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

llgemeines europäisches Staatsarchiv.

Sammlung

der auf das

aats- und Völkerrecht bezüglichen Verträge, Verhandlungen, Erklärungen und Thatsachen,

mit historischen Erläuterungen

herausgegeben

von

Dr. Karl Ernst Schmid

zu Jena.

8. Auf gutem weißen Druckpapier. Preis des Bandes von 30—36 Bogen 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

hat wol keine Zeit gegeben, in welcher es für Staats- und Geschäftsmann, für den Gelehrten für den bloßen Beobachter, welcher den Gang ffentlichen Angelegenheiten mit prüfendem Nach- n verfolgen will, ein so dringendes Bedürfniß en wäre, eine zweckmäßig geordnete, vollstän- und den Begebenheiten möglichst rasch folgende ımlung der verschiedenen Quellen des ats- und Völkerrechts zur Hand zu ha- als eben die gegenwärtige. So rasch und wech- ist der Umschwung der Ereignisse noch niemals en als jetzt; man wird es in allen Verhältnissen ch gewahr, daß Alles zu einer Entscheidung drängt, ie Elemente des politischen Lebens nach einer fe- Gestaltung streben, als die gegenwärtige ist, man solche in der Festhaltung des Alten oder in der dung irgend eines Neuen suchen. Beides liegt, man die Sache ernst und besonnen betrachtet, wie sie den durch Leidenschaft und Egoismus ıdeten Parteien erscheint, ja gar nicht so weit ıander, indem redliche und einsichtige Männer einverstanden sind, daß ebenso wenig etwas htgehalten werden kann, was nicht in sich selbst einen gesunden Kern trägt, als etwas Neues nd gewinnen könnte, wenn es nicht in dem bereits Vorhandenen eine sichere Grundlage fände, also eine naturgemäße Entwickelung des Bestehenden wäre. Von welcher Seite daher auch ausgegangen wird, muß man sich immer in dem Punkte begegnen, das Vorhandene als die einzige sichere Basis anzuerkennen.

Die gegenwärtige Zeit ist aber ferner dadurch ausgezeichnet, daß die Verbindung der Staaten täglich enger und die Wechselwirkung von einem zum andern stärker wird. Man wird zwar den großen Einfluß, welchen die tiefer eindringenden Veränderungen in der Verfassung und Gesetzgebung des einen Staates auf das übrige Europa haben, zu jeder Zeit wahrnehmen können; das europäische Staatensystem glich immer einer elektrischen Kette, in welcher sich Funken und Schläge auf alle Glieder fortpflanzten. Allein dies ist in unsern Tagen noch viel schneller und umfassender geworden; die Staaten sind einander näher, die Entfernungen verschwunden. Es geht in keinem Lande etwas wahrhaft Wichtiges vor, welches nicht in allen andern empfunden würde.

Dieser Zusammenhang ist aber noch mehr auf die Ideen als auf die materialen Interessen der Staaten gerichtet. Das Persönliche tritt in den Hintergrund. Ein gewonnenes Princip gilt fast mehr als

eine gewonnene Schlacht, als die Erwerbung einer Provinz. Zugleich werden aber auch die innern Elementarverhältnisse der Völker gleichartiger. Die Theorien, welche sonst dem wirklichen Leben so fern standen, sind ihm näher gerückt.

Dagegen ist und bleibt das Leben die wahre Quelle der Theorie. Nicht in Worten, Reden, Schriften spricht sich die wahre öffentliche Meinung, die Ueberzeugung der Völker aus, sondern in ihren Handlungen. Selbst die Gesetze eines Volkes sind nicht so zuverlässige Erkenntnißquellen als die Art ihrer Befolgung. Das wahre lebende Recht ist von dem Buchstaben der Gesetzbücher oft sehr abweichend, und kein Zwiespalt ist trauriger, verderblicher als der zwischen den Gesetzen und der Denkungsweise, den Sitten der Völker.

Daher sind auch die Verfassungsgesetze nicht die einzige häufig nicht einmal die vorzüglichste Quelle des öffentlichen Rechts, und die Verträge und Friedensschlüsse nur ein kleiner Theil der Materialien, aus welchen das Recht der Staaten untereinander, das Völkerrecht entsteht und fortgebildet wird. Aus den bei einer Menge von Veranlassungen vorkommenden Erklärungen, aus den Handlungen, worin sich die Anerkennung oder Zurückweisung eines Rechtsprincips ausspricht, ergibt sich ein ebenso reichhaltiger Stoff sowol für das Staatsrecht einzelner Staaten, als für das Völkerrecht. Beide Zweige der Rechtswissenschaft stehen aber untereinander in einem Zusammenhange, welcher für den praktischen Geschäftsmann nicht weniger wichtig ist als für den theoretischen Gelehrten.

Eine Sammlung, welche ihrem Zwecke entsprechen soll, ein fortlaufendes Handbuch für das neueste Staats- und Völkerrecht zu sein, muß demnach alle diese Erscheinungen des öffentlichen Handelns der Regierungen in sich aufnehmen:

Gesetze und Verträge, Friedensschlüsse, Verhandlungen zwischen verschiedenen Staaten, Erklärungen und Thatsachen, welche auf das innere und auswärtige öffentliche Recht Bezug haben.

Dies wird also den Hauptinhalt unserer Sammlung ausmachen. Es wird darunter auch eine kurze Uebersicht der parlementarischen, reichs- und landständischen Thätigkeit oder vielmehr ihrer Resultate begriffen sein, und so das „Allgemeine europäische Staatsarchiv" sich zu einem wahren Repertorium für die neue Gesetzgebung gestalten.

Die eigentlichen Actenstücke werden, so weit es möglich ist in der Ursprache geliefert werden, weil sie doch nur in dieser von dem Geschäftsmanne gebraucht werden können. Den französischen eine Uebersetzung beizufügen, würden wir für Verschwendung des Raumes halten, aber die Urkunden in andern Sprachen werden mit einer sorgfältigen Uebersetzung und alle mit den historischen Erläuterungen und Zurückweisungen begleitet werden, welche die Natur des Gegenstandes erfodern wird.

In dieser Hinsicht wird also dies „Allgemeine europäische Staatsarchiv" als eine Fortsetzung und Ergänzung aller frühern diplomatischen und publicistischen Sammlungen gebraucht werden können, insbesondere der bekannten von Martens und Pölitz.

Um aber dem „Allgemeinen europäischen Staatsarchiv" als diplomatisch-publicistisches Handbuch desto größere Brauchbarkeit zu geben, wird jedem Bande eine Uebersicht der Weltbegebenheiten, eine jedoch nur kurze Chronik vorgesetzt werden, welche von dem verhängnißvollen Jahre 1830 als ihrem Ausgangspunkte beginnen wird.

Endlich werden wir auch in jedem Bande die wichtigern neuen Werke aus dem Kreise des Staats- und Völkerrechts anzeigen, jedoch nur nach ihrem wesentlichen Inhalte und ohne Beurtheilung, wie überhaupt nur unsere Absicht ist, die vorhandenen Materialien mit möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit zu liefern, nicht aber auf irgend eine Weise uns in den Streit der Parteien einzumischen, oder dem eignen Urtheile Derer, für welche unsere Sammlung bestimmt ist, in irgend einer Weise vorzugreifen.

Jena, im Januar 1835.

Dr. Karl Ernst Schmid.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich anzuzeigen, daß der erste Band des oben angekündigten Werks nach der Ostermesse ausgegeben werden wird.

Der Herr Herausgeber beabsichtigt jährlich 2 bis 3 Bände erscheinen zu lassen, deren jeder 30 — 35 Bogen stark sein und etwa 2 Thlr. 12 Gr. kosten dürfte.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Januar 1835.

F. A. Brockhaus.

---

urch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu be-

Repertorium
gesammten deutschen Literatur
für das Jahr 1835.

Herausgegeben
im Vereine mit mehren Gelehrten von

E. G. Gersdorf,

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

n Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

s gereicht mir zu um so grössern Vergnügen, die tzung dieser Zeitschrift anzeigen zu können, als nach rtheile sachverständiger Männer (die Aufgabe derselber alle in den deutschen Buchhandel gekommenen schriften möglichst schnell zu berichten und den Inner jeden in gedrängter Kürze zu charakterisiren, dar Leser selbst entscheiden könne ob eine weitere Einm nützlich sein werde oder nicht, genügend gelöst ist. ie beigegebenen literarischen Miscellen ent- Personalnotizen, Schul- und Universitätsnachrichs. w., sowie die Uebersichten der neuesten Literatur slandes.

as Repertorium erscheint regelmässig am 15. und 30. Monats; jedem Hefte wird ein bibliographischer iger beigegeben, worin literarische Anzeigen aller ntikritiken u. dgl. gegen Insertionsgebühren von ei- Groschen für die Zeile aufgenommen werden.

eipzig, im Januar 1835.

F. A. Brockhaus.

---

phir und die Wiener Theaterzeitung.

Diese bekannt auch unter dem Titel: „Originalblatt unst, Literatur, Musik, Mode und geselli- ben.")

er geniale Saphir, unstreitig der erste humoristische steller Deutschlands, hat sich mit der Wiener Theaitung verbunden, und seit seinem erneuerten Aufenthalte n dieselbe mit seinen geistvollen Beiträgen auf das Glänbereichert.*). Indem dieses Blatt

für das Jahr 1835

ecturefreunden empfohlen und hiermit angekündigt wird, es nicht überflüssig sein zu bemerken, daß gegenwärtig ine belletristische Zeitung existirt, welche sich solcher Ver- g zu erfreuen hätte.

zählte im Jahre 1834 über 4000 Abonnenten

ird den schon vorläufig eingegangenen Bestellungen zuahrscheinlich diesen Antheil noch um ein Bedeutendes gesehen.

ißer den witzigen, gehaltvollen, die Erscheinungen der Zeit e Verkehrtheiten satirisch und humoristisch beleuchtenden on Saphir's, der der Theaterzeitung seine ganze ge Thätigkeit zugewendet hat, enthält dieselbe Mittheivon den geschätztesten Schriftstellern Deutschlands und 6 Dukaten in Gold Honorar für den gedruckten Bogen formats für Originalbeiträge aus allen Fächern eratur wissenschaftlichen oder erheiternden Inhalts (mit me lyrischer Arbeiten, welche nicht gewünscht werden), lich für Novellen, Erzählungen, umfassende spondenznachrichten aus bedeutenden Städten (bei welchen jedoch das Theaterwesen nicht zu breit besprochen werden darf), für Schilderungen aus dem Leben, die Sitten, Gebräuche und die Cultur betreffend, für Mittheilungen von Tagesbegebenheiten, merkwürdigen Criminalfällen, Verirrungen, wichtigen Ereignissen, komischen Erlebnissen, Naturerscheinungen, Erfindungen, Entdeckungen u. s. w.

Das Streben der Redaction geht einzig dahin, den Lesern jeden Standes und Alters eine belehrende und ergötzende Lecture zu bieten, in Deutschland ein Centralblatt zu schaffen, in welchem das Wissens- und Bemerkenswerthe, das Seltene und Neue nicht nur des In-, sondern auch des Auslandes schnell mitgetheilt werden kann, damit Keiner, in welcher Sphäre er auch für Geist und Gemüth Erholung suche, ohne Befriedigung bleibe.

Die äußere Ausstattung dieses Blattes ist so glänzend wie bei keinem in Deutschland, ja wie vielleicht bei keinem in Europa.

Es erscheint wöchentlich fünfmal auf italienischem Velinpapier im größten Quartformat.

Jede Nummer ist entweder mit einem Holzschnitte, oder mit einem illuminirten Modenbilde, oder mit einem illuminirten Costumbilde, dem Portraite eines berühmten Bühnenkünstlers in seiner eminentesten Leistung geziert.

Die Holzschnitte der Theaterzeitung zeigen etwas Neues in diesem Fache. Hoch stehen sie über den Erscheinungen, welche die Pfennigliteratur bei uns eingeführt hat, denn sie können größtentheils nur mit Stahlstichen verglichen werden. Sie werden nur nach Originalzeichnungen angefertigt und bringen nur solche Gegenstände, welche sich durch Interesse von allem Gewöhnlichen absondern. Wer an dem Fortschreiten deutscher Kunst Antheil nimmt, kann ihnen seine Anerkennung nicht versagen, und wer zur Ueberzeugung gelangen will, daß deutsche Künstler auch in diesem Fache über jenen des Auslandes stehen können, muß diese Holzschnitte würdigen. Die öffentlichen Kunstrichter haben ihnen bereits das glänzendste Zeugniß geschenkt, namentlich hat Hofrath Böttiger in der Abendzeitung sie mehre Male unbedingt ausgezeichnet und sie wiederholt über und neben die meisterlichsten Arbeiten der Engländer gestellt.

Die illuminirten Modenbilder der Theaterzeitung sind bisher von keinem Journal in Deutschland erreicht worden. Nicht nur, daß sie stets nach fünf Tagen das Neueste, Geschmackvollste und Anziehendste der tonangebenden Hauptstädte Europas im bunten Wechsel für Damen und Herren und jede Mode von zwei Seiten zur Anschauung bringen, erscheinen sie in so großer Anzahl und mit einer solchen Farbenpracht und Feinheit im Stiche, dann mit einer solchen Auswahl und Präcision, daß sie alle ähnlichen Erscheinungen überflügeln.

Die illuminirten Costumbilder, die Portraite der berühmtesten Bühnenkünstler in ihren eminentesten Leistungen sind nun durchaus eine Beigabe, welche kein was immer Namen habendes Journal besitzt, und die Schönheit derselben kann nur mit jener verglichen werden, welche ähnliche Bilder unter Iffland in Berlin erschienen. Sie dienen dem Schauspieler zu Studien für Mimik und Geberde, zur Richtschnur für Costumirungen und dem Theaterfreunde zur bleibenden Erinnerung für großartige Darstellungen.

Die sämmtlichen Bilderbeigaben, in Xylographien und meisterlich illuminirten Kupfer- und Stahlstichen bestehend, übersteigen für den Jahrgang die Zahl von 200 beiweitem.

Man pränumerirt auf die Wiener Theaterzeitung bei allen löblichen Postämtern in der gesammten östreichischen Monarchie, in Deutschland, in der Schweiz, in Italien, Frankreich, England, Rußland u. s. w. Der Pränumerationsbetrag für das ganze Jahr beträgt 24 Fl. Conv.-M. (im Zwanzig-Guldenfuß), oder 28 Fl. 48 Kr. Reichswährung, oder 16 Thaler Sächsisch. Gegen diesen Betrag wird diese Zeitschrift

---

*) Antheil, den Saphir's Beiträge für die Wiener Theaterzei- erweckten, war so groß, daß im zweiten Semester die ganze utende Auflage dieser Zeitschrift noch um 1000 Exemplare er- und die Monate August, September und October nachgedruckt en mußten.

an jedem Hauptposttage unter gedruckten Couverts bis an die äußerste östreichische Grenze portofrei versendet.

Man kann bei den sämmtlichen Postämtern aber auch halbjährig pränumeriren.

Im Wege des Buchhandels verpflichtet man sich stets auf ein ganzes Jahr, pränumerirt mit 20 Fl. C.=M. (24 Fl. Reichswährung, oder 13 Thlr. 8 Gr. Sächsisch.) Es nehmen auf diese Zeitung alle soliden Buchhandlungen in und außer Deutschland Bestellungen an. Den Hauptabsatz haben in Leipzig Wigand; in Dresden Arnold; in Berlin Enslin; in Frankfurt Wilmans; in München Jaquet; in Aarau Sauerländer; in Wien Gerold, Schaumburg, Tendler, Mörschner und Jasper, Volke, Wallishausser, Bauer und Dirnböck; in Prag Bohmann's Erben und Dirnböck übernommen.

Wer jedoch ganzjährig in dem unterzeichneten Bureau abonnirt und den Betrag von 24 Fl. C.=M. direct nach Wien an dasselbe baar einsendet oder anweist, erhält die Begünstigung, daß ihm die ganze Sammlung der herrlichen Costumbilder, vom Beginne derselben, die Jahrgänge 1833 und 1834, welche für sich allein auf 12 Fl. C.=M. zu stehen kommen, in Großquart auf französischem Velinpapier abgedruckt, prächtig illuminirt, complet, gratis und portofrei zukommen. Sollten jedoch frühere Abonnenten diese Sammlung schon besitzen, so erhalten sie den Jahrgang 1834 des neuen „theatralischen Pfennig=Magazins", ebenfalls in Großquart, meisterhaft illuminirt und aus mehr als 500 einzelnen Figuren bestehend, welche durchaus große Tableaux der besten Stücke, Opern und Ballets des deutschen Repertoirs bilden und in der Pränumeration 12 Fl. C.=M. kosten, complet, gratis und portofrei.

Im Wege des Buchhandels kann selbst bei ganzjähriger Pränumeration diese soeben bemerkte Begünstigung nicht zugestanden werden.

Bureau der Theaterzeitung in Wien,
Wollzeile Nr. 780.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu erhalten:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Jahrgang 1835.

Monat Januar, oder Nr. 1—31, 1 Beilage: Nr. 1 und 3 literarische Anzeiger: Nr. I—III. Gr. 4.

Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Die frühern Jahrgänge sind zu herabgesetzten Preisen zu beziehen.

Leipzig, im Januar 1835.

F. A. Brockhaus.

Anzeige.

Die
Neue Zeitschrift für Musik,
im Verein
mit mehren Künstlern und Kunstfreunden
herausgegeben
unter Verantwortlichkeit von R. Schumann,

tritt mit den frohesten und begründetsten Hoffnungen das J. 1835 an, wird wöchentlich zwei Nummern (jede zu einem halben Bogen) liefern und zwei Bände (jeden von 52 Nummern) bilden, denen stets zwei schön gestochene Portraits berühmter Musiker beigegeben werden.

Die Redaction, unterstützt von den hochgeachtetsten Mitarbeitern, als den H.H. Rellstab, Seyfried, Heinroth, Panofka, Mainzer, Bank, K. Stein, Seidel, Fröhlich, Nauenburg, Kahlert u. A., wird die Tendenz, die altwürdige Zeit anzuerkennen, die letztvergangene als eine unkünstlerische zu bekämpfen und eine neue poetischere zu beschleunigen, nach Kräften festhalten. Wir verweisen auf die Probenummern dieses Jahrganges, die in den Buch= und Musikhandlungen zur Ansicht bereit liegen.

Der Jahrgang kostet 3 Thlr. 8 Gr.; die resp. Abonnenten verpflichten sich zur Abnahme eines Bandes, dessen Preis 1 Thlr. 16 Gr. beträgt.

Alle Postämter, Buch=, Musik= und Kunsthandlungen nehmen darauf Bestellungen an.

Leipzig, im December 1834.

Joh. Ambr. Barth.

Bei K. Bädeker in Koblenz sind erschienen:

Novelas
ejemplares
de
Miguel de Cervantes Saavedra.
Completas en 1 tomo.
Englisch cartonnirt.
Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Scharfer Druck, genaue Correctur nach der neuen durch die Akademie zu Madrid festgestellten Orthographie, gefälliges Octavformat, feines Velinpapier und Billigkeit des Preises geben obiger Ausgabe den Vorzug vor jeder französischen, englischen oder spanischen Ausgabe.

Bücherauction.

Montags den 1sten Juni 1835 und darauf folgende Tage früh von 9—12 und Nachmittags von 2—5 Uhr, soll zu Eisleben im preuß. Herzogthum Sachsen mit der öffentlichen Versteigerung der in dem ersten Theile des Katalogs der zum Nachlasse des Herrn Stiftsregierungsraths F. J. von Bülow gehörigen, sowol an gedruckten Werken als an Handschriften überaus reichen und kostbaren Bibliothek, verzeichneten Bücher, gegen gleich baare Bezahlung in preuß. Courant begonnen werden. Es umfaßt dieser Theil in zwei Abtheilungen (von 470 und 401 Seiten in gr. Octav) allgemeine Wissenschaftskunde und Literargeschichte, ältere und neuere Sprachkunde, Pädagogik, Philosophie und Theorie der schönen Wissenschaften, Mythologie und Alterthumskunde, alte classische Literatur, Theologie, Anthropologie, Medicin und Chirurgie und schließlich Jurisprudenz, Politik und Diplomatik. Exemplare des Katalogs sind bei dem Hauptcommissionair, Herrn Buchhändler Reichardt in Eisleben, sowie bei allen accreditirten Buchhandlungen und Antiquarien des In= und Auslandes zu haben.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu erhalten:

Isis.
Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie
von
Oken.

Der Jahrgang von 12 Heften in gr. 4. mit vielen Kupfern kostet 8 Thlr.

Das erste Heft für 1835 mit 4 Tafeln ist soeben versandt, die noch fehlenden Hefte von 1834 folgen nächstens.

Die frühern Jahrgänge sind zu herabgesetzten Preisen zu beziehen.

Leipzig, im Januar 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu dem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. IV.

Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ankündigung und Einladung zur Unterzeichnung.

L e b e n
königl. preussischen Geheimen Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft
ERNST LUDWIG HEIM.

Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern
h e r a u s g e g e b e n

von

Georg Wilhelm Kessler,

königl. preuss. wirkl. Geh. Oberfinanzrath.

In zwei Theilen.

Preis etwa drei Thaler.

Ernst Ludwig Heim der Arzt wird neben dem Theologen Schleiermacher dem Finanzminister Maassen zu den ausgezeichnetsten Männern gerechnet, welche Tod im vorigen Jahre in der Hauptstadt Preussens hinwegraffte. Ueber 50 Jahre es langen Lebens gehörte er der Stadt Berlin an und wurde auch bis an sein e für einen ihrer glücklichsten Bürger, ja wol der glücklichsten Sterblichen gehal- Obwol sein Beruf ihn täglich in die Kreise der bittersten Leiden, des tiefsten mers zog und sein Gemüth stets für die aufrichtigste Theilnahme empfänglich b, war doch die Freude seiner Seele unerschütterlich. „Die Gewalt seiner Persönlich- und ihres ganzen Eindrucks auf Kranke aller Stände, Alter, Bildung u. s. w.", sagt r seiner vorzüglichsten Collegen, „war von unbeschreiblicher Wirkung. Sprache, , Miene und sein ganzes Wesen bei steter Heiterkeit und Fröhlichkeit verfehlten grosse Wirkung nie. Ohne es zu wollen, ganz von selbst durch seine Art zu er- inen, zu reden, ohne viele Worte und Erklärungen leistete er physisch unendlich ."

Eben dadurch war er gewiss der glücklichste Arzt und zugleich unter allem ke der leutseligste Mensch. Wie sich die Achtung und die Liebe Aller, vom ige bis hinab zum geringsten Bewohner der Stadt, bei seinem Leichenbegängnisse d gab, so ward ihm diese Anerkennung auch im Leben, ganz besonders bei sei- Doctorjubiläum (im Jahre 1822) in hohem Grade und auf die mannichfaltigste ise zu Theil.

Dem nach dem Tode des trefflichen Mannes vielfach ausgesprochenen Wunsche r ausführlichen Darstellung seines Lebens zu entsprechen, dürfte der obengenannte ausgeber, von welchem schon 1822 kurze Nachrichten über Heim's Leben erschie-

nen, als dessen Schwiegersohn und Landsmann, vorzugsweise berufen sein. Von der Kindheit an mit Heim's Brüdern und gesammter Familie in der nächsten Verbindung lebend, wurde es ihm leicht, einen Schatz von Materialien zu sammeln, welche nicht allein ein helles Licht über die verschiedenen Abschnitte seines rührigen, heitern Lebens verbreiten, sondern zugleich die anziehendsten Thatsachen über die Eigenthümlichkeit der Zeit und der Umgebungen, in welchen er sich bewegte, enthalten. Heim's eigenhändige Betrachtungen, Briefe, Tagebücher, von der im Jahre 1766 beim Abgange vom Gymnasium zu Meiningen gehaltenen Abschiedsrede an bis zu den wenige Wochen vor seinem Tode niedergeschriebenen Bemerkungen, vereinigt mit der lebendigen Erinnerung aus dem langen vertrauten Zusammenleben mit dem Verstorbenen, gewährten dem Verfasser seiner Biographie einen ausserordentlich reichen Stoff.

Die Aufgabe, aus dem Reichthum des Stoffs das Bedeutendere zu wählen, um das Bild des Menschen und Arztes in einem mässigen Umfange darzustellen, in einen annehmlichen Rahmen zu fassen, ist, wie ich glaube versichern zu können, von dem Herrn Verfasser sehr glücklich gelöst. Wie Heim stets zugleich Mensch und Arzt war, so wird auch in der Darstellung des Menschen der Arzt Belehrung finden und die Schilderung des Arztes jeden Leser erfreuen.

Die Biographie Heim's, von deren bevorstehendem Erscheinen ich die Freunde und Verehrer des seltenen Mannes hiermit benachrichtige, wird aus zwei Theilen bestehen, wovon der eine gleichsam die Lehr- und Prüfungsjahre bis zur Versetzung von Spandau nach Berlin — der andere die Zeit des Lohns und der Ehre in der Königsstadt in sich begreift. Zu Ostern hoffe ich den ersten, einige Monate später den zweiten Theil ausgeben zu können. Dem ersten Theile wird Heim's Bildniss beigegeben werden, wenn die desfalls getroffenen Einleitungen ein völlig befriedigendes Resultat liefern.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Leipzig, im Januar 1835. *F. A. Brockhaus.*

---

sendste und gediegenste, welches je diese Fächer behandelt hat, wiederholt aufmerksam. Kein Kaufmann oder Gewerbetreibender, dem um weitere Ausbildung zu thun ist, Niemand, der Handel und Industrie in ihren einzelnen Erscheinungen, sowie im Zusammenhang mit Gesetzgebung und Finanzen gründlich kennen lernen will, wird dasselbe entbehren können.

Stuttgart und Tübingen 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* Ersten Bandes zweites Heft (Nr. II). Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, 31 Januar 1835.

F. A. Brockhaus.

Ein Buch für alle Stände und für jedes Alter!

Mit Beginn des Jahres 1835 erscheint in Joh. Phil. Diehl's Verlagsbuchhandlung in Darmstadt eine neue Naturgeschichte unter dem Titel:

Das Thierreich
in seinen Hauptformen beschrieben
von Dr. J. J. Kaup,

Mitglied der naturforschenden Gesellschaften in Moskau, Zürich und der k. k. Leopoldin. Karolinischen Akademie in Bonn.

Mit Abbildungen in Text von Deutschen Künstlern.

Wöchentlich in einzelnen Bogen, oder auf Verlangen monatlich in Heften, ohne Verbindlichkeit zur Abnahme des ganzen Werks.

Jede Woche wird regelmäßig 1 Bogen geliefert, in gr. 8., auf Maschin.-Velinp., mit 6—8 vorzüglichen Abbildungen zu dem ungemein billigen Preis von

1½ Gr., 2 Sgr., oder 6 Kr. Rhein.

Alle Buchhandlungen geben auf 12 Ex. zusammengenommen 1, auf 25 3 Freiexemplare.

Ausführliche Anzeigen, die den Plan dieses Werkes besprechen und zugleich Probeabbildungen enthalten, sind in allen Sortimentsbuchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Zur Empfehlung dieses Buchs will die Verlagshandlung nichts sagen; sie bittet nur, man möge sich die Ansicht des Prospectus verschaffen und nicht unbeachtet lassen, daß Niemand zur Annahme der Fortsetzung verbunden ist.

Subscriptions-Eröffnung

auf

J. C. F. Manso's Geschichte des preußischen Staates seit dem Frieden von Hubertsburg bis zur zweiten pariser Abkunft. Neue, vielfach berichtigte und verbesserte Ausgabe. 3 Bände, oder 10 Lieferungen zu 8 Bogen in gr. 8. Subscriptionspreis für jede Lieferung 12 Gr., oder 54 Kr. Rhein.

Manso's unübertreffliche Darstellung der Geschichte des preußischen Staates seit dem siebenjährigen Kriege ist zu bekannt und behauptet unter den Hauptwerken, welche die deutsche historische Literatur aufzuweisen hat, einen zu ehrenvollen Platz, als daß die unterzeichneten gemeinschaftlichen Verleger dieser neuen billigen Ausgabe daran zweifeln könnten, es werde dies Unternehmen von dem gebildeten Publicum Deutschlands, insonderheit Preußens, nicht günstig aufgenommen werden. Um die Anschaffung des Werkes auch dem minder Bemittelten zu erleichtern, schlagen wir den Weg der Subscription und der Herausgabe in Lieferungen ein.

Von den 10 Lieferungen, aus denen das Ganze bestehen wird, welche aber nicht getrennt werden, erscheint alle sechs Wochen eine; die erste ist soeben versendet worden. Eine Verzögerung beim Drucke kann nicht eintreten, da das Manuscript vollständig bereit liegt.

Die Verbesserungen, mit denen diese neue Ausgabe bereichert ist, rühren zum großen Theil noch von dem würdigen Verfasser selbst her, der, als ihn der Tod ereilte, bereits die beiden ersten Bände, behufs des schon damals nöthigen und durch diesen Unglücksfall um lange verzögerten neuen Abdrucks durchgesehen hatte; die des dritten Theiles besorgte, nach dem Wunsche des Verstorbenen, einer seiner gelehrten Freunde.

Das Werk erscheint auf milchweißes Papier und mit neuen scharfen Lettern gedruckt, und wird die äußere Ausstattung dem Werthe des Buches entsprechend befunden werden.

Obiger Subscriptionspreis gilt blos bis zur Ostermesse dieses Jahres, nach dieser Zeit tritt ein erhöhter Ladenpreis ein. Diejenigen, welche sich der Mühe des Sammelns von Subscribenten unterziehen wollen, erhalten auf 6 Exemplare das 7te frei.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an.

Frankfurt a. M. und Leipzig, den 15ten Jan. 1835.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.
C. F. Dörffling in Leipzig.

Kunth, Enumeratio. Tom. II.

In der unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Enumeratio
PLANTARUM
omnium hucusque cognitarum,
secundum
familias naturales disposita,
adjectis
characteribus, differentiis et synonymis.
Auctore
Carolo Sigismundo Kunth.
Supplementum tomi primi,
exhibens descriptiones specierum novarum et minus cognitarum.
Cum tabulis XL lithographicis.
Auch unter dem besondern Titel:
Agrostographia
synoptica
sive
Enumeratio
GRAMINEARUM
omnium hucusque cognitarum,
adjectis
characteribus, differentiis et synonymis.
Tomus secundus.
Preis 5 Fl. 24 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Zwölftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Aus dem Feldzuge 1793 in Deutschland. (Schluß.) — II. Vertheidigung des Klosters Scinay durch den Hauptmann Niclas Freiherrn von Rauber gegen die Türken am 28sten März 1788. Nach den Originalberichten. — III. Nekrolog des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Schustekh-Herve. (Schluß.) — IV. Etwas über Rüstung und Panzerung bei dem leichten Fußvolke. — V. Literatur. Ternay's

Taktik. (Schluß.) — VI. Fortsetzung des Ehrenspiegels der k. k. östreichischen Armee. — VII. Neueste Militairveränderungen. — VIII. Verzeichniß der in den Jahrgängen der östreichisch-militairischen Zeitschrift 1811—12 2ter Aufl., dann 1813, — ferner in der 3ten Aufl. von 1811, 1812 und 1813 —, endlich 1818 bis einschließlich 1834, enthaltenen Aufsätze. In wissenschaftlicher Ordnung. Fünfte Beilage. Notizen aus dem Gebiete militairischer Wissenschaften.

Auch im Jahre 1835 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Stärke der Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die P. T. Herren Abnehmer hiermit höflichst, ihre Bestellungen so schnell als möglich durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen.

Der Preis ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um 1/4 wohlfeiler.

Wien, den 21sten Januar 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen:

Die Lebensgeschichte
des großen
Königs Friedrich von Preußen.
Ein Buch für Jedermann,
von
Professor Dr. J. D. E. Preuss,
dem bekannten Verf. des größern Werks über denselben Gegenstand.

Zweiter Band. Mit Portrait. Gr. 8. 26 Bogen. Geheftet.

Der Subscriptionspreis für diesen Band ist 1 Thlr. 12 Gr. Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk kostet nun 2 Thlr. 20 Gr., wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Wir machen das Publicum auf dieses Volksbuch ganz besonders aufmerksam, indem der Inhalt desselben wiederum Zeugniß gibt, wie sehr es dem würdigen Streben des berühmten Verfassers, gestützt auf seltene Hülfsquellen, gelungen ist, das thaten- und folgenreiche Leben des großen Königs so darzustellen, daß es Jedermann verständlich und nützlich ist, und ihn auf eine angenehme Weise mit einer der denkwürdigsten Zeit unserer vaterländischen Geschichte bekannt macht.

Uebrigens hat der Herr Verfasser alle die Verbesserungen, Berichtigungen und Bereicherungen in sein neues Werk aufgenommen, welche derselbe noch nachträglich aus den ihm später überwiesenen Materialien gesammelt und die von großer Bedeutung sind. Es ist hiernach sein Werk nicht allein als eine gedrängte ergänzende Ausgabe des größern anzusehen, sondern wird auch Jeden, der noch nicht in dem Besitz dieses letztern ist, vollständig befriedigen.

Berlin, im Januar 1835.

Interessante Lebensbeschreibung.

Der Marquis von Sade.
Nach dem Französischen
von Jules Janin.
Preis, sauber geheftet, 12 Gr.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung", Nr. 9, 1835, sagen über diesen wahrhaft berüchtigten Mann: „Ueber diese Ausgeburt höchster Unsittlichkeit in Frankreich im 18. Jahrhunderte enthält die „Revue de Paris" einen höchst interessanten und — wenn über ein moralisches Ungeheuer nur sonst mit Geist geschrieben werden kann — sehr geistreichen Aufsatz von Jules Janin." Der Schluß dieser Biographie charakterisirt ihn treffend: „fünfundsiebenzig Jahre leben, besessen von unsittlichen Gedanken, seine Jugend in Verbrechen, sein reiferes Alter in Gefängnissen hinbringen (Napoleon hatte ihn ins Bicêtre sperren lassen), seine ganze Familie hinsterben sehen, und der Leichenbegleitung seiner Gattin nicht zu folgen wagen, aus Furcht, die letztere dadurch zu entehren, in allen Schandhäusern der Welt und den Wohnungen der Unsittlichkeit bewundert werden; sterben, wie man gelebt hat, einsam und als ein Gegenstand des Schreckens und Ekels"; diese Strafe ist eine höchst seltene, aber sie ist dem Marquis von Sade zu Theil geworden.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, Leipzig bei Leopold Michelsen, zu haben.

Es ist soeben neu erschienen und
bei J. G. Heubner,
Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, in Commission zu haben:

Theorie
zur allgemeinen Auflösung
der bestimmten
algebraischen Gleichungen.
Nebst kritisch-analytischer Untersuchung der bis jetzt bekannten und Aufstellung neuer wissenschaftlich-begründeter
Auflösungen.
Mit einem Anhange über reine Potenzgleichungen, Normal-Potenzen und unbestimmte Analytik.
Von
Friedrich Graf Hochenegg.
k. k. wirkl. Kämmerer, Feldmarschall-Lieutenant, wirkl. Oberst und Inhaber des 45sten Linien-Infanterieregiments.

Wien 1835. Auf Kosten des Verfassers.
Großoctav. 44 1/2 Bogen mit 6 Tabellen. Preis 5 fl. C. M. oder 3 Thlr. 8 Gr.

Dieses hochwichtige Werk wird mit der Ueberzeugung angekündigt, daß es etwas ganz Besonderes zur Erweiterung und Vervollkommnung der Erkenntnisse darbietet.

Der Gegenstand desselben umfaßt die Grundlage der analytischen Wissenschaften, und somit der ganzen Mathematik: die Gleichungen. Die bis jetzt bekannten Methoden, dieselben aufzulösen, werden beleuchtet, ihre Mängel und Unvollkommenheiten aufgedeckt, und irrige Ansichten, wenngleich durch Jahrhunderte sanctionirt, als solche dargestellt und erwiesen. Hierauf stellt dieses Originalwerk (eine Frucht vieljährigen Studiums) die Grundsätze zur allgemeinen Auflösung auf, zeigt ihre Anwendung genau, und gibt vieles Neue und Wahre, das nicht blos für diesen Zweig, sondern für die Wissenschaft überhaupt ein echter Gewinn sein möchte.

Wenn schon der nähere Inhalt desselben nur von Kennern gewürdigt werden kann, bleibt es doch ausgemacht, daß die Wichtigkeit neuer Erfindungen im Gebiete der reinen Größenlehre ebenso groß wie ihre Seltenheit ist.

Uebrigens dürfte die gründliche und lichtvolle Darstellung der wahren (bis jetzt gar nicht bekannten) Auflösungen dem Anfänger ebenso brauchbar, als dem Gelehrten willkommen sein.

Das zweite Heft
der Geschichte des preuß. Staates und Volkes für alle Stände, bearbeitet von Dr. Ed. Heinel (Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard, Preis 7 1/2 Sgr.) ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden. Der Druck schreitet rasch vorwärts. Alle vier Wochen erscheint ein Heft. Das erste und zweite sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Interesse dadurch dar, daß es zum Theil mit der letzten belgischen Geschichte verknüpft ist, und uns dieses Land, seine Bewohner, namentlich einige der ausgezeichnetsten Personen derselben, in treffenden Zügen vorführt.

Julius Schneller's hinterlassene Werke.

In J. Scheible's Verlagsexpedition in Leipzig erschien soeben und es können diese höchst interessanten Werke durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Julius Schneller's

Lebensumriß

und

vertraute Briefe an seine Gattin und seine Freunde.
Herausgegeben von Ernst Münch.
Gr. 8. Elegant broschirt. 3 Fl. Rhein., oder 1 Thlr. 20 Gr. Sächs.

Briefwechsel zwischen Julius Schneller

und

seinem Pflegsohn Prokesch.

Aus Schneller's hinterlassenen Papieren herausgegeben
von
Ernst Münch.
Gr. 8. Elegant broschirt. 3 Fl. Rhein., oder 1 Thlr. 20 Gr. Sächs.

Julius Schneller's

Ansichten

von

Philosophie und Geschichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchthum u. s. w.
Aus seinen hinterlassenen Manuscripten und kleinen Schriften gesammelt und herausgegeben
von
Ernst Münch.
Gr. 8. Elegant broschirt. 2 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Julius Schneller's

Ideen

über

Literatur und Kunst, nebst ausgewählten Dichtungen; statistische Briefe, Biographien und Charakteristiken.
Aus seinen hinterlassenen Manuscripten und zerstreuten Aufsätzen u. s. w. gesammelt und herausgegeben
von
Ernst Münch.
Gr. 8. Elegant broschirt 2 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Vierter Theil, zweite Abtheilung.
Velinpapier, in Umschlag broschirt. Preis 3 Fl.

Inhalt:

Die Schlacht bei Leipzig. — Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. — Die letzte Rose des Kallenfels. Aus Familienpapieren. — Kopernicus. — Der Herr von Mondschein. Ein Märchenbild nach Callot.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Neuntes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie durch alle Zeitungsexpeditionen und Postämter zu beziehen:

Allgemeine Gartenzeitung.

Eine Zeitschrift für Gärtnerei und alle damit in Beziehung stehende Wissenschaften. In Verbindung mit den tüchtigsten Gärtnern und Botanikern des In- und Auslandes herausgegeben von Friedrich Otto, königl. preuß. Gartendirector und Inspector des botanischen Gartens zu Berlin, und Albert Dietrich, Dr. der Philosophie und Lehrer an der Gärtner-Lehranstalt zu Berlin.

1835, oder 3ter Jahrgang. 52 Bogen in gr. 4. Preis 4 Thlr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Achtundsechzigster Band, oder 1834. October. November. December.

Inhalt.

Art. I. 1) Elementarbuch des Religionsunterrichts, türkisch, ohne Titel. Konstantinopel 1822.
2) Dürrijekta, d. i. die einzige Perle, türkisch. Konstantinopel 1828.
3) Mahometanism unveiled: an inquiry in which that Arch-heresy, its diffusion and continuance, are examined on a new principle, tending to confirm the evidences, and aid the propagation, of the christian faith, by *Charles Forster*. London 1829.
4) Roman de Mahomet, en vers du XIIIième siècle par *Alexandre du Pont*, et livre de la loi au Sarrazin en prose du XIVième siècle par *Raymond Lulle*, publiés pour la première fois, par M. M. *Reinaud* et *Francisque Michel*, à Paris 1831.
5) Mémoire sur des particularités de la religion musulmane dans l'Inde d'après les ouvrages hindoustanis par M. *Garcin de Tassy*. Paris 1831.
6) The life of Mohammed, founder of the religion of Islam, and of the empire of the Saracens, by *George Bush*, A. M. New-York, 82 Cliff-st. 1832.
7) Observations on the Mussulmauns of India: descriptive of their manners, customs, habits and religious opinions, made during a twelve years residence in their immediate society, by Mrs. *Meer Hassan Ali*. London 1832.
8) Qanoon-e-Islam or the customs of the Moosulmans of India; comprising a full and exact account of their various rites and ceremonies, from de moment of birth till the hour of death, by *Jaffur Shureef*, translated by *Herklots*. London 1832.
9) Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? Eine von der königl. preußischen Rhein-Universität gekrönte Preisschrift, von Abraham Geiger. Bonn 1833.
10) Seili Nabi, d. i. Nabi's Fortsetzung der Biographie des Propheten, von Wesii, türkisch gedruckt zu Kairo 1833.

11) Derdschümei Seirol Halebi, d. i. die Uebersetzung der Prophetenlegende Ibrahim's von Haleb, gedruckt zu Kairo 1833.
12) Haschijei Scherhi Akaid, d. i. Randglossen zum Commentare der Dogmen, gedruckt zu Konstantinopel 1833.
II. Bilancia politica del globo, ossia quadro geografico-statistico della terra. Di *Adriano Balbi*. Padova 1833.
II. Rosamunde. Ein Trauerspiel von Uechtritz. Düsseldorf, 1834.
V. Der vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Feuerbach. Nürnberg 1833.
1) Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494 — 1515, von Wilh. Havemann. Hanover 1833.
2) Georg von Freundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, dargestellt durch Barthold. Hamburg 1833.
3) Unternehmungen Kaiser Karl V. gegen die Raubstaaten Tunis, Algier und Mehedia. Aus den Quellen bearbeitet von Wiens. Münster 1832.
VI. 1) Fürstentafel der Staatengeschichte (ein colorirtes Wandtableau), verfaßt von J. F. Damberger.
2) Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte.
3) Sechzig genealogische, auch chronologisch-statistische Tabellen zu Fürstentafel und Fürstenbuch der europäischen Staatengeschichte. Von Damberger. Regensburg 1832.
VII. Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Rudolf Wienbarg. Hamburg 1833.
VIII. Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chûte de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. Bruxelles 1831 — 33.
IX. Directorium diplomaticum, oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden. Bearbeitet von Schultes. 1832.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXVIII.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830. Von W. Freiherrn von Pflügl. (Fortsetzung.)
Hammer's morgenländische Handschriften. (Fortsetzung.)
Smyrna. Von Prokesch Ritter von Osten. (Fortsetzung und Schluß.)
Register.

An das ärztliche Publicum.

Bei Unterzeichnetem erscheint mit Anfang dieses Jahres:

Bibliothek von Vorlesungen der vorzüglichsten und berühmtesten Lehrer des Auslandes über Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, bearbeitet oder redigirt von Dr. *F. J. Behrend* etc.

In wohlfeilen Lieferungen 6 Bogen Median. à 8 Gr. (36 Kr.) und lade ich zur Subscription auf dies ganz neue, höchst wichtige wissenschaftliche Unternehmen, das ich zwar nicht Pfennigausgabe benennen will, welches sich aber durch Wohlfeilheit und eleganten Druck vortheilhaft auszeichnen wird, ein. Eine ausführlichere Anzeige davon ist in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Leipzig, Januar 1835.

Ch. E. Kollmann.

Erschienen ist zu Rudolstadt in der Hofbuchhandlung:

Joh. Henr. Vossii commentarii Virgiliani. In Latinum sermonem convertit Dr. Theod Fried. Godofr. Reinhardt. Pars II, sive eclogae VI — X cum commentario et tabula de lapide expressa. 8. Velinp. 16½ Bg. Ladenpr. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Pars I. ecl. I—V. 16 Bg. 1832. Ladenpr. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Literarische Anzeige.

Friedrich Bettinger,
Professor an der königlichen Studienanstalt zu Speier,
Vollständiges Lehrbuch
der
französischen Sprache
für
Studienanstalten und zum Privatgebrauch.

Zweite, mit einem Inhaltsregister nach Capiteln und Paragraphen vermehrte Ausgabe.

31 enggedruckte Bogen in größtem Octavformat auf schönes weißes Druckvelinpapier.

Ladenpreis 1 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. Sächs.

empfehlen wir zum öffentlichen und Privatgebrauch; besonders den verehrlichen Directionen der Lehranstalten, und begründen diese Empfehlung am besten durch Beschlüsse der königl. bair. Regierungen des Rheinkreises, d. k. b. Regierung des Rezat- und des Untermainkreises u. m. a., welche die Directoren und Lehrer der höhern und mittlern Lehranstalten officiell und dringend zur Anwendung des Buches einladen, zum Theil mit den Ausdrücken des hier folgenden Urtheils von einem geachteten öffentlichen Blatte.

„So bedeutend die Fortschritte waren, welche Mozin, Hirzel und Andere seit etwa 30 Jahren in Bearbeitung der französischen Sprachlehre gemacht, so wurden doch gar manche Unvollkommenheiten von Kennern gerügt, von Lehrern und Lernenden empfunden."

„Herr Bettinger, bekannt durch seine genaue Kenntniß der französischen Sprache, durch seine vortreffliche Methode und die Klarheit seiner Mittheilung, erregte keine geringe Erwartung auf das von ihm mit stillem, anspruchlosem Fleiß ausgearbeitete Lehrbuch, und Kenner werden ihm einstimmig ein ausgezeichnetes Verdienst zuerkennen. Wir haben das Lehrbuch des Herrn Bettinger mit jenen des Herrn Mozin und des Herrn Hirzel verglichen, und müssen ihm nicht nur den entschiedensten Vorzug in Absicht auf größere Reichhaltigkeit, klare und lichtvolle Darstellung, sinnreiche Methode und zweckmäßigere Anordnung des ganzen Buchs beimessen, sondern wir fanden auch bedeutende Vorzüge im Besondern und Einzelnen. Beinahe alle Lehren sind neu und eigenthümlich behandelt; eine gänzliche Umbildung haben z. B. erfahren die Lehren von der Aussprache und den Accenten, von der Mehrzahl der zusammengesetzten Beiwörter, von der Uebereinstimmung des Subjects und Prädicats, vom Regime der Beiwörter, von den unregelmäßigen Zeitwörtern, die durch einfache Regeln sehr viel von ihrer Schwierigkeit verloren haben, und die Lehren von den Participien oder Mittelwörtern, worüber man bekanntlich eigne Werke hat, und die hier auf einigen Seiten so vollständig als lichtvoll dargestellt sind. Ein anderer Vorzug liegt in der Auswahl der Uebungsstücke. Selbstlernende und Lehrer werden diesen mit Vergnügen folgen, indeß man in andern Sprachlehren durch die abgeschmackten Uebungsstücke mit Ekel erfüllt wird. Das beigefügte vollständige Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches ungemein. Ueberall waltet Sinn und Verstand." In gleichem Sinne drückt sich noch neuerdings die darmstädter Schulzeitung in Nr. 140 des Jahrgangs 1834 aus.

Außerdem ist der Verfasser in Besitz mehrer privatim Zuschriften, welche ihm die ehrenvollste Anerkennung ausdrücken, wir können also nicht zweifeln, daß Jeder, der die französische Sprache gründlich lehren oder lernen will, begierig nach dem Buche greifen werde.

Heidelberg, im Januar 1835.

August Oswald's
Universitätsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen

Das Pfennig-Magazin
der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. Januar. Nr. 92 — 96.

Inhalt:

Nr. 92. * Die Madonna della Sedia von Rafael. — * Adolf Zacharias Becker. — * Der Fluß Eurotas mit der alten Brücke. — Einfluß des Mondes auf Pflanzen und Thiere. — * Der Storch.

Nr. 93. * Der Knabe, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. — Der Meerschaum, in naturgeschichtlicher und technischer Hinsicht. — * Die Rutscheisberge in Rußland. — * Der Honigvogel und der Baumläufer. — Sitten und Gebräuche der amerikanischen Völkerschaften an den Küsten der Behringsstraße. — Feierlichkeiten bei dem Leichenbegängnisse eines Oberpriesters der Birmanen. — * Der malaiische Tapir.

Nr. 94. * Der Scherenschleifer nach Teniers. — Die Gewandtheit der Eskimos. — Mittel zur Entfernung mephitischer Luft aus Brunnen u. dgl. — Anstalt zu Paris, in welcher Rindfleisch ohne Knochen, sowie Fleischbrühe verkauft wird. — * Die Luftpumpe. — * Thon essende und auf Bäumen lebende Völker. — Die unverwundbaren Soldaten. — Die indianischen Begräbnisse. — Die Bestandtheile der chinesischen Tusche. — Hohes Lebensalter in Nordamerika. — Ueber die Kunst, den Kautschuck zu spinnbaren Fäden zu verarbeiten und elastische Zeuche daraus zu verfertigen. — * Kaiserswert.

Nr. 95. * Hogarth und seine Werke. — Die Erziehungsanstalt zu Billodes. — Die ägyptischen Tänzerinnen. — * Gefangenen in Südamerika. — Anbau der Walachei. — * Der Dom zu Köln. — Sitten und Gebräuche der Tscherkassen. — * Die Bank. — Zunehmende Verminderung der Ostsee. — * Hogarth's Werke. Der erzürnte Musikus.

Nr. 96. * Moskau. — * Das Schnabelthier. — Die Schlacht und Lord Nelson. — * Der Tamarindenbaum. — Das Staatsarchiv zu Venedig. — * Das Rheinwaldthal.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1835

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1835:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1835. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter 1 und 2 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung" (Altenburg) beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

*3. Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.) Jahrgang 1835. 52 Nummern. (Nr. 92—143.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.

Auch das National-Magazin ist in meinen Verlag übergegangen, erscheint aber nicht ferner und die Abnehmer desselben werden zur Anschaffung des Pfennig-Magazins veranlaßt, da es mit demselben gleiche Tendenz hat und jetzt bei der Vereinigung beider Zeitschriften desto Tüchtigeres geliefert werden kann.

Der erste Jahrgang des Pfennig-Magazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Thlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Thlr. 12 Gr., und es sind fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 12 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen eine billige Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*4. Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Verantwortlicher Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrgang 1835. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier. 1 Thlr.

Der erste Jahrgang kostet cartonnirt 1 Thlr.

*5. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1835. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*, Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig. Vierter Band und folgende. In Heften von ungefähr 6 Bogen. Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpap. 3 Thlr.

Unterstützt durch ausgezeichnete Mitarbeiter und bei strengem Festhalten an dem Plane, den Inhalt jeder Schrift in gedrängter Kürze und fern von jeder Parteilichkeit so zu charakterisiren, daß der gebildete Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht ihm nützlich sein werde oder nicht, dürfen wir hoffen, einem bei der großen Literaturmasse längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und somit einer mehrseitigen Unterstützung auch Seiten der Herren Verleger und Herausgeber durch baldige Einsendung ihrer neuesten Druckschriften uns versichert halten. Ueber 3000 Schriften sind bereits in den drei ersten, den Jahrgang 1834 bildenden Bänden angezeigt, und das Auffinden derselben ist durch eine bestimmte Anordnung in jedem Hefte und ein sorgfältiges Register am Schlusse jedes Bandes erleichtert worden. In den beigegebenen literarischen Miscellen werden Personalnotizen, Nachrichten über literarhistorische Gegenstände, Schulen, Universitäten u. a. gegeben, mit vorzüglichem Fleiße aber die wichtigern neuesten literarischen Erzeugnisse des Auslandes zusammengestellt.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet; jedem Hefte wird ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, worin literarische Anzeigen aller Art, Antikritiken u. dgl. gegen Insertionsgebühren von einem Groschen für die Zeile oder deren Raum aufgenommen werden. Anzeigen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. dem Repertorium beigeheftet.

*6. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Fünften Bandes sechstes Heft und folgende (Nr. XXXVIII und folgende). Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*7. *Becker* (*Wilhelm Gottlieb*), Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilh. Adolf Becker*. Dreizehntes und vierzehntes (letztes) Heft. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav.

Das erste bis zwölfte Heft (Taf. 1—CXLII, und Text Bogen 1—22, 1832—34) kosten im Subscriptionspreise 22 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr.

*8. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*9. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur

Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Gr. 4. Vierte Lieferung und folgende. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel ist die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (4 Lieferungen, 30 Bogen mit 120 Holzschnitten und 10 Landkarten enthaltend, 1 Thlr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den deutschen Bürger und gebildeten Landmann.

In das jeder Lieferung beigefügte

Intelligenzblatt

werden Ankündigungen jeder Art aufgenommen. Die Insertionsgebühren stelle ich bei gespaltenen Quartcolumnen für die Zeile aus Corpus-Schrift oder deren Raum auf 6 Gr., umfaßt die Anzeige aber mehr als 30 Zeilen, so berechne ich jede Zeile, welche sie mehr enthält, nur mit 4 Gr. Anzeigen bin ich bereit dem Bilder-Conversations-Lexikon gegen eine Gebühr von 1 Thlr. für das Tausend beiheften zu lassen.

•10. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Zweiter Theil und folgende. 8. Auf feinem Druckvelinpapier.

Der erste Theil, 1834, kostet 2 Thlr. 12 Gr., der zweite, 1835, ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.

•11. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis zehnte Lieferung (A bis Is) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind erschienen. Die folgenden Lieferungen erscheinen in so kurzen Zwischenräumen, als die fortwährenden Bemühungen, dem Werke durch die Gediegenheit seines Inhalts einen unbestrittenen Vorzug vor ähnlichen Unternehmungen zu sichern, bei einer bedeutenden Stärke der Auflage gestatten.

•12. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Vierter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr. Der vierte Band wird die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und den Anfang der Insekten enthalten.

13. *Ebert (Friedrich Adolf)*, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Dritter Band. Gr. 4. Auf feinem Druck- und Schreibpapier.

Die ersten beiden Bände erschienen 1821—27 und kosten auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. Der dritte Band, Ergänzungen, zum Theil nach des Verf. hinterlassenen handschriftlichen Materialien enthaltend, wird das Werk beschließen und zu dem reichhaltigsten allgemeinen bibliographischen Lexikon machen.

•14. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Sechsundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Zwölfter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Sechster Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

•15. Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Fünfte Abtheilung und folgende. Mit vielen Abbildungen. Kl. 8. Auf Velinpapier. Geh.

Die erste Abtheilung (Mechanik) kostet 9 Gr., die zweite (Hydrostatik und Hydraulik) 6 Gr., die dritte (Pneumatik) 6 Gr., die vierte (Akustik) 6 Gr. Die fünfte Abtheilung wird die Pyronomik, die sechste die Optik, die siebente die Elektricität, den Galvanismus und Magnetismus enthalten.

16. *Brech (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste.

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von Dr. C. A. *Geissler* in Wien.

•17. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Drucker, der Verleger und der Preise. Vierter Supplementband, oder des ganzen Werkes achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. (Bearbeitet von O. A. Schulz.) Gr. 4.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

Der Druck des achten Bandes hat begonnen und es wird in der Messe die erste Lieferung desselben ausgegeben werden.

•18. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Fünfter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis vierte Band (1832—34) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 12 Thlr., auf Velinpapier 24 Thlr.

19. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

20. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.

•21. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Siebenter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr., der fünfte und sechste jeder 2 Thlr.

•22. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1836. Mit einem Bildnisse und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Die frühern Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831 — 35 jeder 2 Thlr.

23. Wachsmuth (Wilhelm), Darstellungen aus der Geschichte des Reformations-Zeitalters, mit Zugaben aus der Quellenforschung. Ersten Theils zweite Lieferung und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die erste Lieferung (1834, 20 Gr.) hat auch den Titel: Der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation. — Für die nächsten Lieferungen sind vorläufig bestimmt: Christian II. von Dänemark mit seinen Freunden und Feinden; die Wiedertäufer in Münster; der schmalkaldische Krieg; Erich XIV. und Johann von Schweden, Siegmund Wasa und Karl IX. und Gustav Adolf von Schweden, Moritz von Oranien; Olden-Barneveld und die dordrechter Synode. Christine von Schweden.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erschien:

•24. Alexis (W.), Das Haus Düsterweg. Ein Roman. In Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

•25. Anleitung zum Selbststudium der Pyronomik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit vielen Abbildungen. Kl. 8. Auf Velinpapier. Geh.

•26. Anleitung zum Selbststudium der Optik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit vielen Abbildungen. Kl. 8. Auf Velinpapier. Geh.

•27. Anleitung zum Selbststudium der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit vielen Abbildungen. Kl. 8. Auf Velinpapier. Geh.

25—27 bilden die sechste bis achte Abtheilung des unter 15 erwähnten „Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste".

Baggesen (Jens), Poetische Werke in deutscher Sprache. herausgegeben von seinen Söhnen Karl und August Baggesen. Sechs Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier.

Banim (J.), Peter aus der alten Burg. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Zwei Theile. $34\frac{1}{2}$ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Das Haus Nowlan, oder Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. Aus dem Englischen. Drei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier.

Beer (Michael), Sämmtliche Werke. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik Beer's begleitet von Ed. von Schenk. In Einem Bande. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Altdeutsche Blätter, von Haupt und Hoffmann. Erstes Heft. 8.

Bührlen (F. L.), Der Flüchtling. Ein Gemälde aus der Gegenwart. 8. Auf feinem Druckpapier.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Eine Fortsetzung dieses Werks wird in angemessener Form später geliefert werden, worüber das Weitere seiner Zeit bekannt gemacht werden soll.

A COMPLETE DICTIONARY ENGLISH-GERMAN-FRENCH. On an entirely new plan, for the use of the three nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. 36 Bogen auf feinem Velinpapier. Cart. 2 Thlr.

Bildet eine Abtheilung des unter 46 angeführten Vollständigen Handwörterbuchs der deutschen, französischen und englischen Sprache.

DICTIONNAIRE FRANÇAIS-ALLEMAND-ANGLAIS. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. 3 Bogen auf feinem Velinpapier. Cart. 1 Thlr.

Bildet eine Abtheilung des unter 46 angeführten Vollständigen Handwörterbuchs der deutschen, französischen und englischen Sprache.

Ebert (*Friedrich Adolf*), Lehrbuch der Bibliographie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Elsholtz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bändchen. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der Allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten u. s. w. Herausgegeben von F. H. von Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten u. s. w. Herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Ersch (*Johann Samuel*), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

— —, Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von Dr. *C. Geissler* in Wien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Faust. Eine Tragödie von B. v. B. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Gaudy (Franz, Freiherr von), Kaiserlieder. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und Deutsch von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. 2 Bogen auf Velinpapier. Geh. 6 Gr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. $\frac{1}{2}$ Bogen auf feinem Velinpapier. Cart. in Einem Bande. Thlr. 12 Gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. Die letztern sind aus England und von besonderer Schönheit und auf Druck und Correctur ist die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

*47. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. (Mit Stereotypen gedruckt.) Breit Octav. $24\frac{1}{2}$ Bogen. Auf feinem Velinpapier. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

Bildet eine Abtheilung des unter 46 angeführten Vollständigen Handwörterbuchs der deutschen, französischen und englischen Sprache.

*48. *Heim* (*Ernst Ludwig*, weil. königl. preuss. Geh.-Rath), Vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von *A. Paetsch*. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*49. *Hoffmann* (*Heinrich*), Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Iter Austriacum. Gr. 8.

*50. Horae Belgicae studio atque opera *H. Hoffmann Fallerslebensis*. Pars III. Auch unter dem Titel: Floris ende Blancefloer door Diederic van Assende. Gr. 8.

*51. Der Kalenderstreit in Riga. Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Gliebow. 8. 30 Bogen auf Schreibpapier. Geh. 2 Thlr.

*52. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauch für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*53. *Kessler* (*Georg Wilhelm*), Leben des königl. preuss. Geheimenraths und Doctors der Arzneiwissenschaft ERNST LUDWIG HEIM. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben. Zwei Theile. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

In allen Buchhandlungen ist eine besondere Ankündigung hierüber zu erhalten.

*54. König Eduard's Söhne. Drama. Nach dem Französischen bearbeitet von G. von Frank. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

55. Kruse (Friedrich), Das alte Rußland. In Beziehung auf Germanien, Byzanz und andere Länder nach den Quellen dargestellt und herausgegeben. Zwei Theile. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*56. Loebell (Johann Wilhelm), Gregor von Tours, und seine Zeit in seinem Geschichtswerk. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier

*57. Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. 8. Auf feinem Druckpapier.

*58. *Martens* (*Charles de*), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

*59. Neumann (Wilhelm), Schriften. Mit einer Biographie desselben. Drei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier.

Inhalt: I. Kritiken. II. Gedichte. III. Versuche und Hindernisse. Ein Roman.

*60. Posgaru, Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

*61. Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine edidit *Hermannus Brockhaus*. Fasciculus prior, continens textum sanscritum. Gr. 8. 8 Bogen auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr.

*62. Raumer (Karl von), Palästina. Mit einer Karte der Umgegend von Jerusalem und einem Grundriß desselben. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*63. — —, Lehrbuch der allgemeinen Geographie, Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*64. Reumont (Alfred), Andrea del Sarto. Mit einem Plane. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*65. Sarsena, oder der vollkommene Baumeister, enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und

die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte, was eine Loge ist, die Art der Aufnahme, Oeffnung und Schließung derselben, in dem ersten, und die Beförderung in dem zweiten und dritten der St.-Johannisgrade; sowie auch die höhern Schottengrade und Andreasritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Aus dessen hinterlassenen Papieren gezogen, und unverändert zum Drucke übergeben. Fünfte Auflage. 16½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

*66. Scävola (Emerentius), Leonide. Ein Roman. Vier Theile. 8. 65 Bogen auf feinem Druckpapier. 5 Thlr.

*67. — —, Learosa, die Männerfeindin. Seitenstück zu dem Roman: Adolar, der Weiberverächter. Drei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

*68. Schmid (Heinrich), Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre mit Beziehung auf die Reden über die Religion. Gr. 8. 20¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

69. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*70. Schopenhauer (Johanna), Richard Wood. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

*71. Allgemeines europäisches Staatsarchiv. Sammlung der auf das Staats- und Völkerrecht bezüglichen Verträge, Verhandlungen, Erklärungen und Thatsachen, mit historischen Erläuterungen herausgegeben von Karl Ernst Schmid. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das vorstehende Werk wird als eine Fortsetzung und Ergänzung aller frühern diplomatischen und publicistischen Sammlungen gebraucht werden können, insbesondere der bekannten von Martens und Pölitz.

Eine ausführliche Ankündigung ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

72. Stieglitz (Heinrich), Fliegende Blätter. Erinnerungen einer Sommerreise. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*73. Luise Strozzi. Florentinische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Vom Verfasser der „Nonne von Monza" (Giov. Rosini) Nach dem Italienischen bearbeitet. Zwei Theile. 8 Auf feinem Druckpapier.

*74. Tasso (Torquato), Das befreite Jerusalem. Uebersetzt von Karl Streckfuß. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Von der ersten Auflage sind fortwährend Exemplare mit dem Originaltext gegenüber zu dem herabgesetzten Preise von 1 Thlr. 12 Gr. zu haben.

*75. Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen, verfaßt von der durch königliche gnädigste Resolution vom 22. November 1828 ernannten Commission, und von derselben unterm 28. August 1832 an das Justiz- und Policei-Departement der königlichen norwegischen Regierung abgegeben. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission, in Gemäßheit der königlichen gnädigsten Resolution vom 5. [illegible] 1834, aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. 10 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

*76. Walch (Heinrich), Das Gelübde. Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

*77. Wiesand (Georg Friedrich), Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zur Verhütung von Tumult und Aufruhr, insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? nach den Vorschriften des allgemeinen Staatsrechts, der philosophischen Rechtslehre, des römischen Rechts, der alten Deutschen und deutscher Reichsgesetze, des deutschen Staatenbundes, sowie der sächsischen, französischen und englischen Gesetzgebung, veranlaßt durch die in der zweiten Kammer der Ständeversammlung des Königreichs Sachsen über die obige Rechtsfrage stattgefundenen Verhandlungen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*78. Wiese (Sigismund), Drei Trauerspiele. 8. Auf feinem Druckpapier.

*79. Wigand (Paul), Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. 59 Bogen auf Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Aus dem Verlage der Weise'schen Buchhandlung in Elberfeld habe ich übernommen und ist zu den beigesetzten Preisen von mir zu beziehen:

Knapp (J. F.), Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westfalen. Von der ersten geschichtlichen Kenntniß an bis auf Karl den Großen. Mit einer Karte von Niederrheinland und Westfalen zur Zeit der Römer. 1830. Gr. 8. 21¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller (Johann Heinrich), Europa und vornehmlich Deutschland in seiner neuesten Gestalt. Ein geographisches Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. Zur nützlichen Unterhaltung und Beförderung echter Vaterlandsliebe. 1831. 8. 21 Bogen auf Druckpapier. 12 Gr.

Stein (*Georg Wilhelm*), Lehre der Geburtshülfe, als neue Grundlage des Faches, insonderheit als Leitfaden bei Vorlesungen. Erster Theil. Geburtslehre. Mit 18 Abbildungen auf fünf Tafeln. Gr. 8. 1825. 33 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 8 Gr.

Den zweiten Theil, die Hülfelehre enthaltend (1827, 32 Bogen, 2 Thlr. 16 Gr.), liefere ich ebenfalls.

Aus dem Verlage des Herrn K. J. Becker in Elberfeld habe ich übernommen und ist zu den beigesetzten Preisen von mir zu beziehen:

Cramer (Friedrich), Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume. Erster Band: Praktische Erziehung. Von den ältesten Zeiten bis auf das Christenthum oder bis zum Hervortreten des germanischen Lebens. 1832. Gr. 8. 34¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Schifflin (Philipp), Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache. Erster und zweiter Cursus. 1832 — 33. 32½ Bogen auf Druckpapier. 22 Gr.

Erster Cursus 6 Gr., zweiter Cursus 16 Gr.

Von den Herren Borghi und Comp. in Florenz erhielt ich in Commission:

Biblioteca portatile del viaggiatore. Zwölf Theile. Mit Vignetten und Bildnissen. Gr. 8. in gespaltenen Columnen. Auf feinem Velinpapier mit schöner Nonpareilleschrift gedruckt. Cart.

Hiervon sind erschienen:

I. La divina commedia di Dante Alighieri, con nuovi argomenti e annotazioni di G. B. — Rime di Messer Francesco Petrarca con brevissime illustrazione di G. B. — L'Orlando furioso di Messer Ludovico Ariosto. — La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso. 62 Bogen. 8 Thlr.

II. Teatro tragico italiano. (Edizione seconda.) Autori compresi nella raccolta: Alfieri, Maffei, Monti, Manzoni, Ipp. Pindemonte, Gio. Pindemonte, Varano, Foscolo, Granelli, Bettinelli, Pellico, Benedetti, Della Valle, Conti, Giovanbattista Niccolini. 54 Bogen. 9 Thlr. 8 Gr.

III. Tutte le opere di Niccolò Machiavelli. 60½ Bogen. 10 Thlr. 18 Gr.

IV. Tutte le opere di Pietro Metastasio. 70 Bogen. 13 Thlr. 8 Gr.

V. Raccolta di novellieri italiani. Si hanno le novelle intere del Bandello, del Parabosco, del Erizzo, del De' Mori, quelle di alcuni autori fiorentini, quelle di alcuni autori sienesi, il Pecorone di Ser Giovanni Fiorentino, la Cene del Lasca, le Novelle di Franco Sacchetti, gli Ecatommiti del Giraldi, ed il Decamerone del Boccaccio. In zwei Bänden. 160 Bogen. 25 Thlr. [illegible]

Ferner werden enthalten:

VI. Raccolta di lirici e satirici.

VII. VIII. Storia d' Italia dagli Etrusci fino a noi.

IX. Opere scelte di filosofia, di economia pubblica, e di morale.

X. Scelta d' orazioni e prose dei migliori scrittori antichi e moderni.

XI. XII. Opere di Goldoni, e di altri autori comici.

Auch bin ich bereit aus Italien zu besorgen:

Le antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico *Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco.* Volume secondo. Palermo 1834. Gross Folio. Cart. Ungefährer Preis 16 Thlr.

Von diesem Prachtwerke über die Alterthümer Siciliens ist der zweite Band zuerst erschienen; er bildet ein vollständiges Ganze und behandelt die Alterthümer von Selinunt; zur Erläuterung des Textes (28 Bogen) dienen mehre Vignetten und 35 Kupfertafeln. Der erste Band, dessen Erscheinen nahe bevorsteht, wird die Denkmäler von Segeste, die folgenden die von Agrigent, Syracus, Catania u. s. w. erläutern, und das Werk nach seiner Vollendung ein Gemälde der alten Größe der ganzen Insel gewähren.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. VII.

r Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literar e Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betra gen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Erklärung

n einen Recensenten der von mir herausgegebenen achlese zu Schiller's Werken (Zeiz 1835).

Ein Herr Dr. Bahrs hat in Nr. 12 der Mitter- ,zeitung vom Jahr 1835 das obengenannte Werk beurtheilt, sondern gradezu verurtheilt. Ueber den Werth Unwerth jener Nachlese möge das Urtheil des Publicums entscheiden; ich hoffe es wird günstiger ausfallen. Bei dieser Gelegenheit hat sich aber Hr. Dr. Bahrs zugleich erlaubt, auf mich und meinen literarischen Charakter ein zweifelhaftes Licht zu werfen, und sich sogar nicht entblödet zu behaupten: „ich lebte seit langer Zeit nur(!) vom Tode großer Männer." Dies erklär' ich hiermit für eine unverschämte Lüge, wie ich aus meinen, ihm offenbar völlig unbekannten, Verhältnissen ge- nugsam darzuthun im Stande bin. Angenommen, Herr Dr.

Bahrs lebte nur vom — Recensiren, ich würde mich geschämt haben, es öffentlich zu behaupten, auch wenn ich es selbst genau gewußt hätte. Ich will übrigens den genannten Kritikus vor ähnlichen Insolenzen gewarnt haben, weil ich mich sonst genöthigt sähe, wirksamere Maßregeln dagegen zu ergreifen.

Jena, im Februar 1835.

Dr. Heinrich Döring.

Menzel's Geschichte der Deutschen.

Sechste Lieferung.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen.

Sechste Lieferung, 14 Bogen.

Gr. 8. Schön weißes Papier, großer deutlicher Druck, brosch. Subscriptionspreis 1 Fl.

☞ Da die Bogenzahl obigen Werkes bedeutend größer wird, als wir im Einverständniß mit dem Verfasser bei Beginn des Druckes und bei erster Berechnung des Preises als Norm annehmen zu können glaubten, so sehen wir uns veranlaßt, nach dieser sechsten Lieferung noch eine siebente erscheinen lassen, welche den Schluß dieses Werkes enthalten wird.

Gleichwol werden wir dieselbe allen bisherigen Subscribenten unentgeltlich liefern, sodaß der von uns von an Anfang festgesetzte Preis von 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr., für dieselben nicht erhöht wird, obgleich sie eine ganze und sehr starke Lieferung mehr erhalten als wir versprochen haben.

Für die neuen Abnehmer tritt jedoch mit Versendung der letzten Lieferung der nach dem Verhältniß der stärkern Bogenzahl erhöhte Ladenpreis von 8 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr., ein.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1835.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei N. G. Elwert in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rehm, Dr. Fr., Professor zu Marburg, Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung derselben. 23½ Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. — 3 Fl.

Matthias, Dr. K. G. M., Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche. Mit Hinsicht auf die geschichtliche Entwickelung der Freiheit in den genannten Beziehungen wissenschaftlich dargestellt. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

Schmid, Dr. L., Briefe Guntram Adalbert's an einen Theologen. Brosch. 20 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Geiße, H. F., Pfarrer, Die Rechtfertigung durch den Glauben. Gr. 8. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

Justi, *Dr. K. W., Professor zu Marburg*, Gedichte. Neue Sammlung: die spätern Gedichte des Verfassers. Mit drei musikalischen Compositionen von *Rinck*, *Neefe* und *Näding*. 12. Geb. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

Theologische Bedenken

betreffend reformirten und lutherischen Lehrbegriff, Kirchenverfassung und Union. Von Dr. Scheibel und Dr. Guerike. 10 Gr.

Der denkende Christ.

Von Egeling, aus dem Holländischen von Weydmann 12 Gr. Velinpapier 18 Gr.

Tägliche Herzensweide

aus Dr. Martin Luther's Werken, zur Erfrischung und Stärkung der lieben Christengemeine. Herausgegeben von E. W. Krummacher. In geschmackvollem Einbande 1 Thlr. 18 Gr., auf Druckp. roh 1 Thlr. 3 Gr.

Eine Festgabe für Gebildete des weiblichen Geschlechts:

Dichtergarten für Frauen und Jungfrauen.

Ein Band auf Velinpapier mit Vignetten. Preis 2 Thlr. 6 Gr., in Seide gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr. 8 Gr.

Sämmtlich im Verlag von Siegm. Schmerber in Frankfurt a. M. und zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Hund

in seinen Haupt- und Nebenrassen durch 139 naturgetreue Abbildungen in Stahlstich dargestellt, für Forstbeamte, Oekonomen, Thierärzte und Freunde jenes nützlichen Thieres überhaupt, besonders abgedruckt aus der praktisch-gemeinnützigen Naturgeschichte von Dr. H. G. Ludwig Reichenbach, königl. sächs. Hofrath, Professor der Naturgeschichte x. Lexikonformat. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 8 Gr. schwarz. 2 Thlr. 8 Gr. illumin.

Leipzig, im Monat Februar 1835.

Expedition des Naturfreundes.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das Corpus juris canonici, in Gemeinschaft mit mehrern Gelehrten ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Dr. A. Lang, öffentl. ord. Professor der Rechte x. Mit Genehmigung der k. k. Censurbehörde in Wien. 1ster Band 1stes Heft. Gr. 8. (8 Bogen.) 12 Gr.

Der Herausgeber beabsichtigt durch dieses Werk zuerst dem Publicum eine Verdeutschung des kanonischen Rechtsbuchs nicht etwa nur stückweise, oder in Excerpten, sondern in ganzem Umfange zu übergeben und liefert dadurch gewiß ein den Freunden des kanonischen Rechtes, sowol durch die Umfassenheit des Planes, als auch durch die Treue und Genauigkeit der Übertragung, willkommenes Buch.

Friedr. Korn'sche Buchhandlung in Nürnberg.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1797 in Italien, Innerösterreich und Tirol. Nach östreichischen Originalquellen. Erster Abschn.

– II. Allgemeine Grundsätze der Befestigungskunst, dargestellt in Bezug auf die Erörterung verschiedener Befestigungsmanieren. Mit einer Kupfertafel. — III. Der Erbfolgekrieg in Spanien 1701—13. Einleitung. — IV. Neueste Militairveränderungen. — V. Uebersicht des Inhalts sämmtlicher Jahrgänge der österreichischen militairischen Zeitschrift seit 1811. — Erste Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften.

Der Preis des Jahrgangs 1835 ist, wie der aller frühern Jahrgänge, acht Thaler Sächs. Wer die ganze Reihe von 1811—34 auf einmal abnimmt, erhält dieselben um ½ wohlfeiler.

Wien, den 20sten Februar 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Sechste Lieferung
der
wohlfeilen Taschenausgabe
von
Müller's historischen Werken.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle resp. Pränumeranten und Subskribenten versandt:

Johannes von Müller's
sämmtliche historische Werke.
Taschenausgabe in 40 Bändchen.
Sechste Lieferung,
oder 26stes — 30stes Bändchen.

Inhalt: Historische Kritik. — Nachlese kleiner historischer Schriften. — Biographische Denkwürdigkeiten. Erster und zweiter Theil.

Preis für alle 40 Bändchen auf Velinpapier 36 Fl., oder 4 Fl. 30 Kr. per Lieferung.
— — — — auf Druckpapier 24 Fl., oder 3 Fl. per Lieferung.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschienen eben nachstehende, so gemeinnützige als empfehlungswerthe Schriften, die durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Francke, Dr. H., Mecklenburgs Noth und Kampf, vor und in dem Befreiungskriege, nach Handschriften und gedruckten Urkunden dargestellt. 1ste — 3te Lief. Geh. à 7 Gr.

Groth, F. C., Predigt zur Feier des 18ten Octobers, über das Evangelium am 21sten Sonntage nach Trinitatis 1834 gehalten zu Damshagen im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin. 1½ Bogen. 2 Gr.

Diese Predigt erscheint als Probe einer demnächst zu veranstaltenden Predigtsammlung, weshalb wir dieselbe den Herren Geistlichen ganz besonders empfehlen.

Most, Dr. G. F., Ueber Liebe und Ehe, in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht. 2te Aufl. Geh. 1 Thlr. Schreibpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Eine Anpreisung dieser Schrift halten wir für unnöthig; die günstigsten Urtheile, welche diesem Werke gefällt wurden, sowie das Bedürfniß einer zweiten Auflage, sprechen hinlänglich für dessen Werth.

Mussa, Dav., Drillinge. Historisch-romantische Erzählungen. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Hr. Verf. hat sich dem deutschen Publicum durch seine frühern Leistungen so sehr befreundet, daß dieses neue Werk seiner dichterischen Feder wol schwerlich in Leihbibliotheken und Lesezirkeln entbehrt werden kann.

Scott, Dr., Tabellen des Werthes eines Louis- oder Friedrichsdor in N. ⅔ zu den Coursen von 1/16 bis 10 Proc. Nebst einer Anweisung zur arithmetischen Verwandlung der einen Geldsorte in die andere, und zur Berechnung der Friedrichsdor- und Dukatenwerthe in preuß. Courant gegen N. ⅔, ohne alle Kenntniß vom Bruchrechnen und von der Kettenregel. Geh. 3 Gr.

☞ Beamte, Kassenberechner, Kaufleute, Handelsmänner, Rechtsgelehrte, Oekonomen, Korn- und Pferdhändler 2c. können sich dieser Tabellen auch zur Prüfung des von ihnen etwa auf andere Art Ausgerechneten mit Vortheil bedienen.

Soltau, J. A. F., Praktisches Rechenbuch nach den mecklenburg-schwerinischen Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnissen. Erster Theil. 9 Gr.

Volksbuch, Allgemeines mecklenburgisches. Erster Jahrgang auf das Jahr 1835. 14½ Bogen. Geh. 9 Gr.

Es hat sich ein Verein von Vaterlandsfreunden gebildet, um durch diese Schrift, welche jährlich fortgesetzt werden soll, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Das reichhaltige Inhaltsverzeichniß wird beweisen, daß diese Absicht erreicht wurde, denn dasselbe enthält interessante Mittheilungen über das Weltgebäude und unser Sonnensystem (nach Alex. von Humboldt), Betrachtungen über das Jahr 1835 und über die einzelnen Monate, geographische, statistische und topographische Notizen über Mecklenburg; kurzgefaßte Geschichte Mecklenburgs 2c., Volksarzneikunde, und außerdem viele erprobte Mittel aus der Thierheilkunde, Land- und Hauswirthschaft, sowie endlich Erzählungen, Anekdoten und Miscellen.

Wismar, im Januar 1835.

H. Schmidt und von Cossel's
Rathsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat Februar, oder Nr. 32—59, 1 Beilage: Nr. 2, und 3 literarische Anzeiger: Nr. IV—VI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* Ersten Bandes drittes Heft. (Nr. III). Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, 28sten Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Stuttgarter Bilderbibel.

Die mit vierunddreißig Abbildungen gezierte erste Lieferung der in 18 bis 20 Lieferungen erscheinenden

Haus- und Familien-Bilderbibel
oder die ganze heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, nach Luther's Uebersetzung, mit 300 bis 350, durch vorzügliche Meister Deutschlands, Englands und Frankreichs gefertigten Holzstichen. Imperial-Octavformat, Velinpapier. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung.

ist soeben versandt worden und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz zu haben. Der höchst geringe Subscriptionspreis ist für jede Lieferung nur 18 Kr., oder 4 Gr., oder 5 Sgr., und innerhalb 16 Monaten wird dieselbe nun vollständig erschienen sein. Wegen ihrer vorzüglichen Ausstattung in Papier und Druck und als bei weitem die aller-

billigste von allen, jemals in deutscher Sprache gedruckten Bibeln mit Abbildungen, darf diese neue Bilderbibel allen christlichen Familienvätern aufs wärmste empfohlen werden.

Hanover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der evangelische Kirchenfreund,

ein praktisches Handbuch

zur nähern Kenntniß des Wesens und der Gestalt der evangelischen Kirche,

ihrer Entstehung und Ausbildung im Allgemeinen, sowie ihrer Haupt- und Unterscheidungslehren, Einrichtungen, Gebräuche, Handlungen, Personen, Oerter, Sachen und Rechtsgrundsätze insbesondere.

Für alle Gebildete, vorzüglich für Geistliche, Lehrer und Katechumenen;

von

A. W. Knauer,

Archidiakonus zu Celle im Königreich Hanover.

Gr. 8. 1835. Velindruckpapier. Geh. 1 Thlr.

Im Verlag der Unterzeichneten ist vor Kurzem die letzte Abtheilung von nachstehendem Werk erschienen und dasselbe ist nun vollständig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische Real- und Verbal-Concordanz

oder

alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch,

worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet

von

J. G. Hauff,

Dr. der Philosophie und Pfarrer zu Warth im Königreich Würtemberg.

Zwei Bände in vier Abtheilungen. Gr. 8. Ermiedrigter Preis 8 Fl., um dieses nützliche Werk auch Minderbegüterten zugänglich zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Jahre 1834 sind in unserm Verlage folgende Werke erschienen, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii, Theophili, Meletii, Joannis, Damascii, aliorum Scholia in Hippocratem et Galenum. Codd. mss. Vindobogens. Monacens. Florent. Mediolanens. Escorialens. cet. primum graece edidit Fr. R. Dietz. 2 vol. 8 maj. 4 Thlr. 20 Gr. (4 Thlr. 25 Sgr.)

Drumann, W., Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und genealogischen Tabellen. 1ster Thl. Gr. 8. 3 Thlr.

Ellendt, Fr., Lehrbuch der Geschichte für die obern Classen der Gymnasien. 2te vielfach verb. und zum Theil umgearbeitete Auflage. Gr. 8. (40 Bog.) 1 Thlr. 8 Gr. (10 Sgr.)

Ellendt, Fr., Lexicon Sophocleum adhibitis vetrum interpretum explicationibus, gramaticorum notationibus, recentiorum doctorum commentariis compos. Vol. I. 8 maj. 5 Thlr. 8 Gr. (5 Thlr. 10 Sgr.)

Kreyßig, W. A., Das Ganze des landwirthschaftlichen Düngerwesens in einer durchgreifenden Verbesserung und Reform, zur Erhöhung und Belebung eines segensreichern Erfolges des deutschen und preuß. Feldbaues. Gr. 8. 1 Thlr 8 Gr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Rösselt, Fr., Kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 2te verm. und verb. Aufl. Gr. 8. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Rösselt, Fr., Handbuch der Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 3 Thle. 2te sehr verbesserte und vermehrte Ausg. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Gr. (4 Thlr 25 Sgr.)

Sachs, L. W., und Dulk, Fr. Ph., Handwörterbuch der prakt. Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Aerzte und Physici. 2ten Theils 2te Abth. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr. (3 Thlr. 25 Sgr.)

Desselben Werkes neue Ausgabe in monatlichen Lieferungen à 20 Gr. (25 Sgr.) 1ste, 2te, 3te Lief.

Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. 6ter Band. Gr. 8. 3 Thlr.

Nächstens werden erscheinen:

Bohlen, P. von, Die Genesis, kritisch-archäologisch erläutert. Gr. 8. (28 bis 32 Bogen.)

Drumann, W., Geschichte Roms ꝛc. 2ter Theil Gr. 8.

Ellendt, F., Lexicon Sophocleum. Vol. II. 8 maj.

Förstemann, A., Arithmetisches Uebungsbuch zum zweckmäßigen Unterricht in der Zahlenrechnung, Buchstabenrechnung und Algebra. Gr. 8. (32½ Bogen.) 1 Thlr. 20 Gr. (1 Thlr. 25 Sgr.)

Lengerke, C. von, Das Buch Daniel, übersetzt und ausgelegt. Gr. 8. (42 Bogen). 3 Thlr.

Mrongovius, C. C., Ausführliches polnisch-deutsches Wörterbuch, kritisch bearbeitet. Gr. 4. Gegen 90 Bogen. Subscriptionspreis 3 Thlr. 16 Gr. (3 Thlr. 20 Sgr.)

Preuß, A. E., Preußische Landes- und Volkskunde, oder Beschreibung von Preußen. Ein Handbuch für Volksschullehrer der Provinz Preußen, sowie für alle Freunde des Vaterlandes. Gr. 8. (41 Bogen.) 1 Thlr. 8 Gr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

— —, Gedrängte Uebersicht der Landes- und Volkskunde von Preußen. 8. (7 Bogen.) 4 Gr. (5 Sgr.)

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa. 2 Bände in 4 Theilen. Gr. 8. (80—85 Bogen.) Preis für je 20 Bogen 1 Thlr. 8 Gr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Königsberg, im Januar 1835.

Gebrüder Bornträger.

Bücherauction zu Marburg.

Im Monat Mai d. J. wird die hinterlassene Büchersammlung des zu Felsberg verstorbenen Metropolitan Dr. von Gehren hier öffentlich versteigert werden.

Es enthält diese Sammlung die Fächer: Theologie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Jurisprudenz, Naturwissenschaft, Pädagogik und Belletristik, und ist der Katalog bei allen Antiquaren und in allen Buchhandlungen zu haben.

Marburg, 7ten Februar 1835.

Im Auftrag N. G. Elwert.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, von Ersch und Gruber.

Erste Section (A—G) 25ster Theil.

Zweite Section (H—N) 11ter Theil.

Dritte Section (O—Z) 5ter Theil.

Das Werk schreitet so schnell vor, als es die Sorge für dessen Gediegenheit gestattet. Den frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Denjenigen, welche als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert, wenn sie sich direct oder durch Vermittelung einer Buchhandlung an den unterzeichneten Verleger wenden.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniß der Vorlesungen welche in der königl. bairischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen im Sommersemester 1835 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 26ste April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Uebungen des exegetischen Seminars der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, biblische Isagogik, biblische Archäologie, erste Hälfte der Psalmen. — Dr. Engelhardt: Uebungen des homiletischen und der kirchenhistorischen Abtheilung des theologischen Seminars, zweiten Theil der Kirchengeschichte, zweiten Theil der Dogmengeschichte. — Dr. Olshausen: Einige kleinere paulinische Briefe, zweiten Theil der Dogmatik, Briefe Pauli an die Korinther. — Dr. philos. Höfling: Uebungen des homiletischen und des katechetischen Seminars, Liturgik, Pastorale. — Dr. philos. Krafft: Entweder cursorisch die Harmonie der vier Evangelien, mit Auflösung aller Scheinwidersprüche in denselben, oder die Geschichte der Leiden, des Todes und der Auferstehung Jesu, nach den vier Evangelien, synoptisch. — Dr. von Ammon: Uebungen im Pastoralinstitute, Symbolik und Polemik, christl. Moral, Volkspädagogik. — Dr. philos. Harleß: Synopse der drei ersten Evangelien, Evangelium Johannis, theol. Encyklopädie und Methodologie. — Dr. Ackermann: Homiletisch-katechetische Uebungen.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Die Lehre von der Intestaterbfolge, Pandekten, Conversatorium über die wichtigsten Lehren des römischen Rechts. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Theorie des gemeinen und bairischen Criminalprocesses. — Dr. C. A. Feuerbach: Gemeines und bairisches Lehnrecht, Handels- und Wechselrecht, Encyklopädie des Rechts, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: Bairisches Staatsrecht. — Dr. Lang: Theorie der summarischen Processe, Kirchenrecht, die Lehre vom Concursprocesse. — Dr. Hunger: Exegese einzelner schwieriger Pandekten- und Codexstellen in lateinischer Sprache, Institutionen des römischen Rechts mit vorausgeschickter äußerer Rechtsgeschichte, römisches Erbrecht. — Dr. Dollmann: Gemeines und bair. Criminalrecht, Institutionen des römischen Rechts, ausführl. Kritik der verschiedenen Strafrechtstheorien.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, gerichtliche Medicin, praktische Uebungen in der medicinischen Krankenhaus- und Poliklinik, specielle Therapie der Weiber- und Kinderkrankheiten. — Dr. Fleischmann sen.: Angiologie und Neurologie, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie des Menschen, über den Scheintod und dessen Behandlung. — Dr. Koch: Die natürlichen Gruppen der Pflanzen und das natürliche System des Gewächsreiches, die angewandte Landwirthschaft, insbesondere die Cultur der Obstbäume, hauptsächlich zum Unterricht der Theologie Studirenden, die beschreibende und physiologische Botanik, mit besonderer Rücksicht auf die officinellen und technischen Gewächse, botanische Excursionen. — Dr. Leupoldt: Allgemeine Pathologie und Therapie, specielle Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, in Verbindung mit Irrenhauskunde, Leitung des jatrosophischen Vereins. — Dr. Jäger: Operationslehre in Verbindung mit Instrumenten- und Verbandlehre, chirurg. Operationscurs, chirurgische und augenärztliche Klinik. — Dr. Roßhirt: Geburtshülfliche Klinik, in Verbindung mit den Touchirübungen und den Instrumentaloperationen am Fantome, Geburtskunde, über Krankheiten des weiblichen Geschlechts, über Krankheiten neugeborener Kinder. — Dr. Wagner: Vergleichende Anatomie und Entwickelungsgeschichte in Verbindung mit zootomischen Uebungen, allgemeine und medicinische Zoologie, Demonstrationen im zoologischen Museum. — Dr. Trott: Receptirkunst, Arzneimittellehre in Verbindung mit der pharmaceutischen Waarenkunde, Semiotik. — Dr. Fleischmann jun.: Homöopathie und Homopathie, Anatomie und Physiologie des Saugadersystems, Repetitorien über Anatomie und Physiologie.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Psychologie. — Dr. Harl: Staatsfinanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde, Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht. — Dr. Köppen: Examinatorium, praktische Philosophie, näml. Naturrecht, Ethik, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: Encyklopädische Uebersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Theorie der Chemie, Uebungen seines Vereins für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der neuesten Zeit, Geschichte und Statistik von Baiern, Geschichte der Deutschen. — Dr. Pfaff: Chronologie, Mechanik, höhere Mathematik. — Dr. Rückert: Sanskrit-Grammatik, und Texterklärung, Erklärung der Psalmen oder eines Propheten, Unterricht im Arabischen, Persischen und Türkischen. — Dr. Döderlein: Uebungen im Interpretiren, Disputiren und Unterrichten im philol. Seminar, Sophokles Ajax und Philoktet, philologische Encyklopädie zweiter Theil, oder Einleitung in die alte Literaturgeschichte, Mythologie, Archäologie und Antiquitäten. — Dr. von Raumer: Krystallkunde, Mineralogie, Geographie. — Dr Kopp: Vergleichende Darstellung der Platonischen und Aristotelischen Metaphysik, Aristotelis Metaphysica, im philol. Seminar, Quintiliani Institutiones oratoriae l. V. in Verbindung mit lateinischen Stylübungen. — Dr. Fabri: Technologie, Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Elementarmathematik, politische Rechenkunst, Feldmeßkunst, verbunden mit praktischen Uebungen. — Dr. Drechsler: Arabische Sprache, die Weissagungen des Propheten Jesaias I—XII und XL—LXVI. — Dr. Winterling: Geschichte der deutschen Literatur seit Luther's Kirchenreformation bis auf die neueste Zeit, Geschichte der bildenden Kunst seit ihrem Wiederaufblühen im 15. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit, Methodologie der Uebersetzungskunst mit praktischen Anwendungen, namentlich auf classische Schriftsteller der englischen Nation. — Dr. Richter: Sallust's Catilinarische Verschwörung lateinisch, deutsche Erklärung einzelner Homerischer Gesänge, römische Alterthümer, Disputatoria privatissima. — Dr. Martius: Experimentalpharmacie, über die Aus-

mittelung der metallischen Gifte in gerichtlich-medicinischen Fällen. — Dr. Zmilcher: Praktische Uebungen in der Manuscriptenkunde. — Dr. L. A. Feuerbach: Psychologie, Geschichte der neuern Philosophie. — Dr. Leutbecher: Ueber Göthe's Faust, Logik, Pädagogik oder Psychologie. — Lector Dr. Doignon: Wechselsweise Gil Blas und mehre der schönsten Stellen der besten französischen Schriftsteller, Fortsetzung seines französischen Privatunterrichts, französische Uebungen und Conversatorien. — Lector Dr. Otto: Die Elemente der englischen und spanischen Sprache, Sheridan's Lästerschule.

Die Reitkunst lehrt Esper. — Die Fechtkunst und Gymnastik Dr. Roux. — Die Zeichenkunst: Küster. — Die Tanzkunst: Hübsch.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montag und Mittwoch von 1—3; das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Fortsetzungen,

welche in neuester Zeit von Unterzeichneter an die verehrlichen Subscribenten versandt wurden:

Oken, Allgemeine Naturgeschichte. 14te—17te Lieferung. Preis 18 Kr. — 5 Gr. für die Lieferung.

NB. Die 18te und 19te Lieferung werden in 14 Tagen versandt.

Littrow, Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems; 3te und 4te Lieferung. Preis 54 Kr. — 12 Gr. für die Lieferung.

NB. Das Werk besteht aus 3 Bänden von je 2 Lieferungen zu 12 Bogen; der 3te Band erscheint gleich nach Ostern 1835. Dieses treffliche Buch ist mit den schönsten artistischen Beilagen, Stahlstichen und Lithographien geschmückt.

Wolfram, Lehre von den Metallen und deren Anwendungen insbesondere in allen Zweigen des Bauwesens, in Gußformen, Barren, Blechen, Drähten, Nägeln u. s. w.; von den Vergoldungen, Versilberungen, Metallfarben ꝛc. ꝛc., mit 181 ausgeführten erläuternden Zeichnungen der vorzüglichsten in England, Frankreich, Oestreich, Preußen, Schweden ꝛc. bestehenden Schmelz- und andern Metallöfen, Hammer-, Streck- und Walzwerke und anderer Maschinen, auf 20 großen Tafeln. 4 Fl. 30 Kr. — 3 Thlr.

Von demselben Verfasser ist im vorigen Jahre erschienen:

Lehre von den natürlichen Bausteinen. (25 Bogen Text in gr. 4. mit 117 Abbildungen auf 7 großen Tafeln.) 3 Fl. — 2 Thlr.

Lehre von den künstlichen Bausteinen und Verbindungsstoffen. (17 Bogen Text, mit 167 erläuternden Figuren auf 2 Tafeln.) 12 Fl. 42 Kr. — 1 Thlr. 16 Gr.

Lehre vom Bauholze. (23 Bogen Text und 55 erläuternde Figuren auf 5 Tafeln.) 3 Fl. — 2 Thlr.

Diese drei selbständigen Schriften des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers bilden mit der oben angeführten Abtheilung „von den Metallen" die ganze „Baumateriallehre" oder den ersten Band des „Vollständigen Lehrbuches der gesammten Baukunst".

Im gleichen Verlage erscheint demnächst:

Vollmer, Dr. W., Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre der Völker der alten und neuen Welt. 5—7 Lieferungen, von je 10 Bogen, Lexikonformat, auf Velinpapier, mit 400 Abbildungen. Preis jeder Lieferung 54 Kr. — 12 Gr.

Stuttgart, im Februar 1835.

Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reuterei von K. von Reinhardt, im herabgesetzten Preise.

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reuterei

von

Karl von Reinhardt,

königl. würtemb. Oberst und Commandeur eines Reiterregiments, Commenthur des königl. würtemb. Militair-Verdienst-Ordens, Ritter des kais. russ. St. Georgenordens, des kais. östreich. St. Leopoldsordens, der kön. französischen Ehrenlegion ꝛc.

Nach dessen Tode herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet

von

F. von Batz,

Obrist-Lieutenant der königl. würtemb. Reiterei.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Gr. 8. Preis 2 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Soeben erschien und wurde an alle preuß. Buchhandlungen versandt:

das dritte Heft der

Geschichte des preuß. Staates und Volkes von Dr. Ed. Heinel.

In Heften à 7½ Sgr. (Danzig bei Gerhard.)

Das vierte Heft ist unter der Presse, und der Druck schreitet rasch vorwärts. — Schon haben mehre geachtete Blätter in Beurtheilung der beiden ersten Hefte dieses vortrefflichen Werkes Erwähnung gethan; darunter die Preuß. Staatszeitung, Figaro, der Berl. Modespiegel und der Gesellschafter; alle sprechen sich über dasselbe vorzüglich lobend aus; es ist so recht ein Buch für Jedermann!

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Ueber

Schleiermacher's Glaubenslehre

mit Beziehung auf

die Reden über die Religion

von

Heinrich Schmid,

a. Professor der Philosophie in Heidelberg.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Erschienen!!

Eben ist die zweite Lieferung (Bogen 17—28) von dem

Staats-Lexikon

von

K. von Rotteck und C. Welcker

versandt worden; die dritte Lieferung folgt in 14 Tagen!

Subscriptionspreis à Lieferung nur 12 Gr.

Wer dieses Werk, dessen erste Lieferung bereits die größte Anerkennung gefunden, noch zum Subscriptionspreis zu erhalten wünscht, wird gebeten mit der Anschaffung nicht zu säumen, da mit dem Erscheinen der fünften Lieferung ein erhöhter Ladenpreis eintritt.

Wir enthalten uns jeder weitern Empfehlung, sondern verweisen auf die Namen der Herausgeber und der Mitarbeiter, welche den einzelnen Artikeln beigefügt sind.

Noch nie vereinigten sich in Deutschland so viele ausgezeichnete Männer zur Herausgabe eines Werks, wie zu diesem Staats-Lexikon, das, wie die frühern Ankündigungen verhießen, mit Recht ein

deutsches Nationalwerk

auf das Deutschland stolz sein kann, genannt werden darf.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen sind die erschienenen Lieferungen vorräthig.

Anzeige für Juristen.

In meinem Verlage erschien soeben:

Zeitschrift für Civilrecht und Proceß.

Herausgegeben von Dr. J. T. B. Linde, Dr. Th. G. L. Marezoll, Dr. A. W. von Schröter. VIIIten Bandes 2tes Heft. Preis des Bandes von 3 Heften 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt dieses Hefts:

IV. Erörterung der Frage: Kann Jemand, der in dem Glauben, seine eignen Geschäfte zu treiben, die eines Andern gerirt, gegen diesen Andern die Negotiorum gestorum actio utilis anstellen. Nebst einem Nachtrage über die de in rem verso actio. (Fortsetzung.) Von dem Professor Dr. Kämmerer

in Rostock. — V. Ueber den Ungehorsam vor Gericht und dessen Strafen, mit besonderer Rücksicht auf das Verfahren in nichtstreitigen Fällen. Von Dr. W. H. Puchta, Landrichter in Erlangen. — VI. Revision der Lehre von der sogenannten Adventition. (Fortsetzung.) Von Marezoll.

Fortwährend sind auch vollständige Exemplare der ersten 7 Bände dieses hinlänglich bekannten gediegenen Werkes zu dem Ladenpreis von 14 Thlr., oder 25 Fl. 12 Kr., durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Gießen, im Februar 1835.

B. C. Ferber.

Tübingen bei H. Laupp ist erschienen, und in allen soliden Buch- und Musikalienhandlungen zu finden.

XII Volkslieder, für vier Männerstimmen gesetzt und der Stuttgarter Liedertafel hochachtungsvoll gewidmet von Fr. Silcher. Istes Heft. Zweite Auflage. Eingetragen in das Vereinsarchiv. Quer 4. in Umschlag. Preis 16 Gr.

Im Verlage von W. Langewiesche erscheint:

Marschall Vorwärts!

Oder: Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer von Dr. Rauschnick. Mit einem Stahlstich von H. Pinhas, den Helden zu Pferde darstellend, und mit Holzschnitten von Gubitz. In 4 gehefteten Lieferungen, jede, von 5—6 Bogen groß Octav, im Subscriptionspreise à 6 Gr.

Interessanter Inhalt, treffliche Darstellung, elegante Ausstattung und billigster Preis vereinigen sich, um diese Lebensbeschreibung des größten deutschen Helden neuerer Zeit zu einer Zeit zu einem Lieblingsbuche für alle deutschen Männer und Stände zu machen. Sie wird auf dem Felde der Literatur zu siegen wissen, wie er es auf den Schlachtfeldern an der Katzbach, bei Leipzig und Schönbund verstand. Man subscribirt in allen deutschen Buchhandlungen.

Für Gelehrtenschulen sind folgende Werke in den letzten Jahren in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Atlas, Neuer, der ganzen Erde für Gymnasien u. s. w. Dreizehnte Aufl. in 24 Karten grössentheils neu entworfen von Dr. *F. W. Streit*, gest. von *H. Leutemann*, nebst 7 histor.-statist. Uebersichten. Gr. Fol. 1834. 4 Thlr. 8 Gr.

Fiedler, Dr. Fz., Geschichte des röm. Staates und Volkes für die obern Classen in Gelehrtenschulen dargest. Zweite vermehrte Aufl. Gr. 8. (25½ B.) 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

Flügel, Dr. *J. H.*, Compl. english and german phraseology. Gr. 8. Geh. 1832. 1 Thlr. 6 Gr.

Forbiger, Dr. A., Aufgaben zur Bildung des latein. Styls für mittlere Classen in Gymnasien mit steter Hinweisung auf Zumpt und Ramshorn ꝛc. Zweite verm. Aufl. Gr. 8. 1834. (16 B.) 16 Gr.

Hoffmann, Karl Joh., Grammatikal. lateinisches Lesebuch mit fortlaufender Beziehung auf die lateinische Schulgrammatik von *O. Schulz*. (u. A.) 1ster Curs. Gr. 8. (10 B.) 1835. 8 Gr.

— — Dessen 2ter Curs., mit fortlauf. Bezieh. auf Schulz, Zumpt, Ramshorn, unter der Presse.

Hoffmann, Dr. Karl Joh., Die Wissenschaft der Metrik, Anhang I. Die antike Rhythmik und Musik in ihrem Verhältnisse zur Metrik. II. Regeln zum deutschen Versbau. Gr. 8. 1835. (12 B.) 18 Gr.

Hoffmann, Dr. *S. F. W.*, Die Alterthumswissenschaft. Ein Lehr- und Handbuch für Studirende etc. 4 Lieferungen. Mit Register und 16 Kpfrtaf. Lex.-8. (circa 68 B.) 1835. Geh. 5 Thlr.

Pölitz, K. H. L., Gedrängte Darstellung der allgem. Geschichte für höhere Lehranstalten. Siebente Aufl. Gr. 8. (36½ B.) 1834. 1 Thlr.

Rauschnick, Dr. G. P., Handbuch der classischen, germanischen, und der damit verwandten Mythologien. Für höhere Lehranstalten, Künstler u. s. w. Gr. 8. (33½ B.) 1832. 2 Thlr. 6 Gr.

Stein's und Ferd. Hörschelmann's Abriß der gesammten Erdkunde für Gymnasien. Nach den neuen Ansichten umgearbeitet. Neunzehnte Aufl. Gr. 8. 1833. (28½ B.) 16 Gr.

Syrius, Publ., Sinnsprüche und des heil. Fabricius Sammlung ähnl. Stellen griech. und röm. Dichter lat. und deutsch mit Register. 2te verb. Aufl. 8. 1834. (8½ B.) 14 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. Februar. Nr. 97—100.

Nr. 97. * Nauplia. — Die Kupferstechkunst. 1. Ursprung derselben. — * Der Pilchardsfang in Cornwall. — * Die Kirchen im 16. Jahrhundert. — Die Besteigung des Montblanc. — Die zusammengewachsenen Fische und Bäume. — * Die Abnahme des Heilandes vom Kreuz, Gemälde von Rubens.

Nr. 98. * Die Pompejussäule. — Die Kupferstechkunst. 2. In ihrem weitern Entfalten und der älteste Kupferstich. (Fortsetzung.) — * Die Maulwurfsgrille. — Taue aus Fasern. — * Die Kirche St. Maclou in Rouen. — * Das Dromedar und das Kameel. — Die Besteigung des Montblanc. (Schluß.) — Das beste Mittel gegen den Mehlthau. — * Rafael's Cartons. 1. Christus, der dem Petrus die Schlüssel des Himmels übergibt.

Nr. 99. * Der öffentliche Schreiber. — Die Kupferstechkunst. 3. Ausbreitung derselben. (Fortsetzung.) — Heldenmüthiger Kampf zwischen 13 Italienern und 13 Franzosen. — * Die Insel Capri. — Das Schachspielerdorf Ströbeck. — Erhaltung thierischer Körper im Torf. — * Hogarth's Werke. 2. Das Hahnengefecht.

Nr. 100. * Das Nordcap. — Die Kupferstechkunst. 4. Die Schulen in ihrer Begründung. (Fortsetzung.) — * Das Murmelthier. — * Die schwimmenden Boten in Peru. — Die Negeransiedlung Liberia. — * Die Bäder von Pystian in Ungarn.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Leipzig, im Februar 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. IX.

[Di]eser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

nes Helldunkel des Gefühls in Sprüchen und Sinngedichten unterbrechen. In Allem aber, was der Verfasser dichtet, spricht sich der sittliche Adel seiner Gesinnung aus: für irdische und überirdische Wahrheit bringt er eine Fülle von Ueberzeugung mit, für die Geschichte den klaren Blick des Verstandes, für die Natur Tiefe der Empfindung, für alle geselligen Verhältnisse und Misverhältnisse den Freimuth der Unbefangenheit. Er gehört zu den Dichtern, in welchen man zugleich die Bekanntschaft des Menschen macht, und die man darum doppelt werth achtet.

Mit Erscheinen des obige Sammlung schließenden vierten Bändchens ist der bisherige Subscriptionspreis erloschen, und dagegen der verhältnißmäßig erhöhte Ladenpreis von 5 Fl. oder 3 Thlr. eingetreten.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ritual, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche. Ein Erbauungsbuch für die Gläubigen, besonders aber für deren Seelsorger. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Preis 2 Fl.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint:

Authentische Beiträge zur Geschichte des Lebens und der Regierung Franz I., Kaisers von Oestreich.

Gesammelt von einer Gesellschaft östreichischer und deutscher Gelehrten und herausgegeben von

Dr. A. J. Gross-Hoffinger.

(Mit den Bildnissen der berühmtesten Zeitgenossen.)

Unter diesem Titel wird in zwanglosen Heften ein periodisches Werk erscheinen, welches darauf angelegt ist, ein Magazin des wichtigsten historischen Materials über die Zeit und das Leben des verewigten Monarchen zu bilden, und sein Wirken freimüthig und gerecht zu würdigen. Die ausgezeichnetsten und bestunterrichteten Schriftsteller Deutschlands und Oestreichs, mit welchen der Herausgeber größtentheils in persönlicher Beziehung steht, sind bereits aufgefodert dieses wichtige Unternehmen nach Kräften zu fördern. Jene Herren Autoren, welche im Besitz interessanter und zuverlässiger Quellen sind, und noch nicht von der Redaction aufgefodert werden konnten, werden hierdurch gebeten uns ihre Beiträge schleunigst zukommen zu lassen. Jeder Beitrag, welchen die Redaction geeignet zur Aufnahme findet, wird mit 15 Reichsthalern per Druckbogen honorirt. Die Redaction wird dafür sorgen, die Beiträge und ihre eignen schätzbaren Daten, das Resultat von zehnjähriger Sammlung chronologisch und systematisch zu ordnen, sodaß die Abnehmer ein vollkommen abgeschlossenes Geschichtswerk über die denkwürdigsten Ereignisse der letzten 40 Jahre in die Hände bekommen. Man wird nicht minder bedacht sein, durch sorgfältige Auswahl und möglichste Kürze der Darstellungen zu verhüten, daß das Werk sich über 15—20 Hefte erstrecke.

Stuttgart, den 6ten März 1835.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Von

J. C. F. Manso's Geschichte des preußischen Staats, seit dem Frieden von Hubertsburg bis zur zweiten pariser Abkunft. Neue, vielfach berichtigte und verbesserte Ausgabe. 3 Bde. oder 10 Lieferungen zu 8 Bogen in gr. 8.

ist soeben die 2te Lieferung erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Der bisherige Subscriptionspreis von 12 Gr. oder 54 Kr. Rhein. für die Lieferung besteht nur noch bis zur bevorstehenden leipziger Jubilatemesse. Auch erhalten Sammler bis dahin auf 6 Exemplare 1 Freiexemplar. Nach dieser Zeit tritt ein erhöhter Ladenpreis ein. Die unterzeichneten gemeinschaftlichen Verleger verbürgen die Vollendung des Ganzen bis zum Schlusse dieses Jahres und laden das gebildete Publicum zur Unterzeichnung auf dieses gediegene, in schöner äußerer Form erscheinende Nationalwerk ein.

Frankfurt a. M. und Leipzig, den 11ten März 1835.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

C. F. Dörffling.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat März, oder Nr. 60—90, 1 Beilage: Nr. 3, und 2 literarische Anzeiger: Nr. VII und VIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* Ersten Bandes viertes bis sechstes Heft (Nr. IV, V, VI). Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im März 1835.

F. A. Brockhaus.

---

72 Geschichten des Alten Testaments

in lithographischen Darstellungen mit dazu gehörigem Text von

C. Becker.

1ste bis 6te Lieferung à 6 Gr.

Das Ganze erscheint in einzelnen Lieferungen je monatlich eine, enthaltend 9 Lithographien mit 2 Bogen Text gr. 8. in saubern Umschlag broschirt, sodaß das Alte Testament in 8 Lieferungen vollständig in den Händen der Käufer sein würde. Das Neue Testament wird unmittelbar darauf folgen. Proben davon sind in jeder Buchhandlung niedergelegt.

Magdeburg, im März 1835.

Ferd. Rubach.

Anzeige.

Confucii

Y-KING

ex latino P. Regis interpretatione nunc primum edidit

J. MOHL.

Vol. I.

Cum quatuor tabulis. 8.

Preis 4 Fl. 30 Kr.

Die Chinesen haben zu jeder Zeit dem Y-King den ersten Platz in ihrer Literatur angewiesen. Die erste Grundlage des Werks besteht aus den Symbolen, in denen Fohi, der Stifter des Reiches, seine kosmogonischen und die darauf gegründeten politisch-moralischen Ideen niederlegt. Seitdem ist jede Reform der Ideen in Staat und Wissenschaft an die Erklärung dieser Symbole angeknüpft worden. Der älteste dieser noch erhaltenen officiellen Commentare ist der, in welchem die Dynastie von Wenwany im 12. Jahrhundert vor Christus ihre Thronbesteigung rechtfertigte und ihre Principien niederlegte. Sechs Jahrhunderte nach ihm stellte Confutsee den Y-King an die Spitze der fünf classischen Bücher, auf welche er die Restauration des Reichs

gründete, und welche seit seiner Zeit die geistige Regel desselben bilden. Fast alle Versuche physischer und metaphysischer Theorien in China sind auf dieses Werk in der Form von mehr oder minder willkürlichen Interpretationen gebaut, daher seine hohe Wichtigkeit für die philosophische Geschichte der Menschheit. Die französischen Jesuiten in China hatten frühe gefühlt, wie nothwendig das Studium dieses Buchs für sie sei, und nachdem sich mehre an der schweren Aufgabe versucht hatten, vollendete einer der gelehrtesten unter ihnen, P. Regis, eine Uebersetzung und einen Commentar, welcher die Substanz der berühmtesten chinesischen Arbeiten darüber enthält. Das Werk lag in der k. Bibliothek in Paris, nur Wenigen bekannt und zugänglich, bis sich der Herausgeber, nach dem Wunsch der asiatischen Gesellschaft in Paris, entschloss, einen vollständigen Abdruck davon zu veranstalten, von welchem hier die erste Hälfte vorliegt.

Wir machen das Publicum auf obiges interessante Werk vorläufig aufmerksam, und bemerken, dass der erste Band bereits gedruckt ist und nächste Ostermesse von uns ausgegeben, und alsdann in jeder soliden Buchhandlung zu haben sein wird.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1835.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. März. Nr. 10—13.

Nr. 10. * Göttingen. — * Die Sündflut. — * Der Mondfisch. — Der Fuchs und das Eichhorn. — Der naschhafte Prinz und Ritter Heinrich von Kempten. — * Das Zebra. — Räthsel.

Nr. 11. * Die Fächerpalme. — * Die belohnte Ehrlichkeit. — Die Schiefertafeln. — Das Pferd und der Geldbeutel. — * Das Flußpferd. — Auflösung des Räthsels in Nr. 10.

Nr. 12. * Kaiser Heinrich III. — * Der Hamster. — * Die Ananas. — Man soll auf den Mann sehen und nicht aufs Kleid. — Heinrich und Emma. — * Der Seedrache.

Nr. 13. * Der adersbacher Felsenwald. — Die Glasfenster. — * Das Känguru. — Von dreierlei Dingen, die nicht wahr und doch keine Lügen sind. — Von der Wirkung der Musik auf Thiere. — * Der Steinbock. — Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. Der erste Jahrgang kostet cartonnirt ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im März 1835.

F. A. Brockhaus.

Unter dem Titel:

Symposion,

oder:

Blätter für Ernst und Laune,

herausgegeben,

in Verbindung mit Mehren,

von

P. Scheitlin, Professor,

erscheint seit Anfang dieses Jahres in unserm Verlage (wöchentlich einmal, ein halber Bogen in groß Quart) eine der Unterhaltung und Erheiterung gewidmete Zeitschrift.

Zwar ist die Zahl solcher Unterhaltungslecture in Deutschland und der Schweiz schon groß, allein jedes Blatt enthält nun einmal, der Eigenheit seines Standpunktes und der Mitarbeiter wegen, seine Eigenthümlichkeiten, die, wenn sie in ästhetischer Form auftreten, wenn nicht Alle, doch Viele ansprechen. Mit Würdigung des vielseitigen Publicums wird die Redaction umsichtig für beliebte Abwechslung sorgen, in den verschiedensten prosaischen und poetischen Formen möglichst viel geben; einzig Aufsätze allgemein interessirenden Stoffes liefern, nicht copiren, sondern nur Originelles mittheilen, und aus den neuesten und interessantesten Werken der Literatur selbst nur dann Proben ihres Geistes entschöpfen, wenn sie auf den Beifall des gebildeten Publicums mit Sicherheit zählen kann.

Vier Probenummern (durch alle Buchhandlungen zu erhalten) zeigen, auf welchen Wegen die Redaction ihrer Ansicht und Absicht Genüge zu thun sich bemüht; dennoch ersucht sie jeden Leser auf stete Vervollkommnung unbedingt zu rechnen. Daß sich dieses Blatt aller Politik gänzlich enthalten und ausschließlich auf seinem Standpunkte: „Unterhaltung durch Ernst und Laune", stehen bleiben werde, wird schließlich noch ausdrücklich versichert.

Der Preis des Jahrganges von 52 Nummern, denen am Ende desselben Haupttitel und Inhalt beigegeben werden, durch Buchhandlungen bezogen, ist 4 Gulden Rhein., oder 2 Thlr. 12 Gr.

St.-Gallen, den 31sten Januar 1835.

Huber und Compagnie.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau und ist zu haben:

Enumeratio Plantarum Galiciae et Bacowinae,

oder die

in Galizien und der Bukowina wildwachsenden Pflanzen mit genauer Angabe ihrer Standorte

von

Dr. Alex. Zawadzki,

Prof. der Mathematik, Physik, Botanik rc. in Lemberg.

8. XXIV. 200 Seiten.

Preis 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Enumeratio Plantarum beschäftigt sich seit sechszehn Jahren mit dem Studium der Pflanzenwelt der Länder in einer Strecke von 70 Meilen, von der schlesischen Grenze, den gesammten Karpaten wie deren höchsten Gipfeln, bis an den Fuß der siebenbürger Alpen. Die Resultate eigner und seiner Freunde Anschauungen übergibt derselbe hiermit dem Publicum.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint:

Der Tod des Kaisers,

Charakter und Zeitgemälde

aus

authentischen Quellen

von

Dr. A. J. Gross-Hoffinger.

Circa 15 Druckbogen 1 Thlr. 6 Gr.

Mit dem Bildniß des verewigten Monarchen.

Der Verfasser dieser Schrift, längst allen Oestreichern rühmlichst bekannt als ein bestunterrichteter Landsmann von dem edelsten Willen und reichbegabtem Geiste, hat er auf Veranlassung seiner Freunde und seines eignen Gefühls übernommen, dem Andenken des edeln Monarchen, dessen Verlust in dem Augenblick ganz Deutschland betrauert, durch eine psychologische und historisch motivirte Apologie den schuldigen Tribut der innigsten Verehrung zu zollen.

Er wird darin nicht nur über die persönlichen Tugenden des Monarchen, sondern auch über den rührenden Moment seines Todes die interessantesten Notizen mitzutheilen im Stande sein, da er in persönlichen Beziehungen steht, welche ihm von Manchem Kenntniß geben, was auf anderm Wege nicht öffentlich bekannt werden dürfte.

Da sich erwarten läßt, daß diese Schrift eine außerordentliche Theilnahme finden wird, so kündigen wir dieselbe im Voraus an und bitten um schleunige Bestellungen, damit wir im Stande sind, die Anfoderungen des Publicums in kürzester Zeit zu befriedigen.

Stuttgart, den 6ten März 1835.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

In der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin ist erschienen:

Friedrich Schleiermacher, Die Darstellung der Idee eines sittlichen Ganzen im Menschenleben erstrebend. Eine Rede an seine ältesten Schüler aus den Jahren 1804—6 zu Halle, von einem der ältesten unter ihnen. Br. 9 Gr.

Diese Darstellung ist aus der lebendigen Quelle persönlichen Umgangs und inniger Geistesverwandtschaft mit dem Entschlafenen geschöpft. Sie gibt uns das geistige Abbild Schleiermacher's auf eine Weise, die allein dazu geeignet ist uns sowol eine klare Anschauung Dessen zu geben, was wir in ihm verloren als auch Desjenigen, was er Allen bleibt auch für künftige Geschlechter.

Familiengebete von William Wilberforce. Aus dem Englischen von Gust. Ad. Lüders. Mit einer Vorrede von Dr. Aug. Neander. Br. Preis 6 Gr.

Die wohlgelungene Uebersetzung obiger Gebete wird gewiß Vielen eine sehr willkommene Erscheinung sein. Sie eignen sich durchaus dazu bei den häuslichen Erbauungen frommer christlicher Familien zum Grunde gelegt zu werden. Der Herr Professor Dr. Neander macht in der Vorrede zu diesen Gebeten auf die jedem Menschenfreunde so wichtige Persönlichkeit Wilberforce's aufmerksam, und es ist gewiß vom größten Interesse, diesen wahren Christen tiefer in das gottinnige Herz blicken zu dürfen.

In Joh. Ph. Diehl's Verlagsbuchhandlung in Darmstadt ist soeben erschienen:

***Kaup*, Dr. *J. J.*, Description d'ossemens fossiles de mammiféres inconnus jusqu'à présent, qui se trouvent au muséum grand-ducal de Darmstadt; avec figures lithographiées. 4te Lieferung. 3 Thlr. 8 Gr., oder 6 Fl. Rhein.**

Darmstadt, 1sten Februar 1835.

Wochenblatt
für
Haus- und Landwirthschaft, Gewerbe und Handel,
Jahrgang 1835,
mit einer colorirten Gebirgsartenkarte von Würtemberg und vielen andern Lithographien und Holzschnitten.

Die 8te, soeben ausgegebene Nummer des Wochenblatts für Haus- und Landwirthschaft, Gewerbe und Handel enthält nebst einer colorirten Gebirgskarte von Würtemberg (welche später im Buchhandel wol die Hälfte des jährlichen Abonnementspreises von diesem Blatte kosten dürfte): Kurzer und faßlicher Unterricht über die Beschaffenheit Würtembergs in Hinsicht seiner Gebirgsarten. Von Pfarrer Schwarz in Botenheim. — Vortheilhafteste Zeit des Waldstreubezugs. — Die Mistjauche, als zweckmäßiges Mittel, den in Ermangelung nothwendiger Düngerzufuhr geschwächten Wintersaaten zu Hülfe zu kommen. — Incarnatklee.

Preis des ganzen Jahrgangs 1 Fl. 30 Kr.

Stuttgart und Tübingen, den 22sten Febr. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.
Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Des k. k. Feldmarschallieutenants [illegible] von Hadik Zug nach Berlin 1757. Nach östreichischen Originalquellen. Mit einem Plane. — II. Einige Betrachtungen über Feldmanoeuvres. — III. Der Feldzug von Waterloo 1815. Aus dem militairischen Nachlasse des großherzoglich badischen Majors im Generalstabe und Flügeladjudanten von Zech. — IV. Literatur. — V. Kartenankündigung. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Uebersicht des Inhalts sämmtlicher Jahrgänge der östreichischen militairischen Zeitschrift seit 1811. (Schluß.) Zweite Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften.

Der Preis des Jahrgangs 1835 ist, wie der aller frühern Jahrgänge, acht Thaler Sächs. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 15ten März 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei Rubach in Magdeburg erschien soeben:

C. C. G. Zerrenner,

Vorlegeblätter für den Unterricht im Schönschreiben. Für alle Schulen brauchbar, aber zunächst für Schulen der wechselseitigen Schuleinrichtung bearbeitet. 80 Blätter groß Folio 1 Thlr. 12 Gr.

Anzeige.

Da nach Verfluß von 15 Monaten die zweite völlig umgearbeitete Auflage schon vergriffen war, so ist nun eben die dritte verbesserte Auflage erschienen von:

M. W. Götzinger's deutscher Sprachlehre für Schulen. Gr. 12. 1835. 1 Fl. — 15 Gr.

Indem wir auf des Herrn Verfassers Vorrede zu dieser dritten Auflage hinweisen, begnügen wir uns hier nur die Eingangsworte aus derselben mitzutheilen:

„Der schnelle Absatz der zweiten Auflage dieser Sprachlehre ist mir ein erfreulicher Beweis, daß der wissenschaftliche Unterricht in der Muttersprache immer mehr Eingang in den höhern Schulanstalten findet, und berechtigt mich zu der Hoffnung, daß er sich trotz allen Anfeindungen und Widerstrebungen eine [illegible] Bahn brechen wird.“

Die Versendungen sind bereits an alle Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz abgegangen.

Aarau, im März 1835.

H. R. Sauerländer.

Uebersetzungsanzeige.

In meinem Verlage erscheint baldigst eine von B. I. Lindau bearbeitete Uebersetzung von

Les Guerillas, par le comte de Locmaria. (Paris 1834.)

Leipzig, im März 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Handbuch für Kaufleute,

oder

Uebersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufacturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen.

Nach dem Englischen

des

Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. Mac Culloch Esq.

in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen

von

C. F. E. Richter.

Complet in zwei Bänden. Broschirt. 126 Bogen, mit einer Weltkarte nach Mercator's Projection und andern Lithographien. Preis 13 Fl. 30 Kr.

Wir haben dem Wortlaut unserer Ankündigungen gemäß innerhalb Jahresfrist die Lieferung dieses inhaltreichen Werkes vollendet, und dasselbe kann nunmehr durch alle soliden Buchhandlungen zu oben bemerktem Preise bezogen werden.

Ueber den ausgezeichneten Werth desselben ist nur eine Stimme. Die geachtetsten kritischen Blätter, zwei schnell aufeinander folgende Ausgaben des englischen Originals, Uebersetzungen ins Französische, Italienische ꝛc., wie der ungetheilte Beifall, mit welchem unsere Bearbeitung aufgenommen wurde, haben sich darüber hinlänglich ausgesprochen. Es ist eine vollständige Handels-Encyklopädie, das wirklich unentbehrliche Handbuch für den Kaufmann, Gewerbsmann und Fabrikanten, mit dem er sich eine ganze Bibliothek ersetzen kann.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usancenkunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche ihm im Verlauf seiner Tagesgeschäfte nöthig sein kann, findet er darin eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden.

Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechselung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, sowie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutendere Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrikationsartikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung.

Das wunderbare, vielfach verschlungene Getriebe des Handels liegt in einem großen Bilde vor uns. Seine Geschichte, beinahe gleichzeitig mit der Geschichte des Menschengeschlechts, dunkel in ihrem Beginn wie diese, und in steter Wechselwirkung auf dieselbe, entwickelt sich vor unsern Augen. Wir verfolgen mit Interesse die mannichfaltigen unscheinbaren Quellen, wie sie gegen natürliche und künstliche Hindernisse ankämpfen, oft verschwinden, aber nie versiegen, bis sie sich endlich zu dem unermeßlichen Strome vereinigen, der die ganze Erde umfängt und dem Menschengeschlechte alle Hülfsmittel der Ausbildung und des Wohlseins zugeführt hat.

Der Standpunkt des Verfassers ist zunächst Englands Boden, auch ist dies der Natur der Sache nach kaum anders möglich. Englands Handel und Welthandel sind Synonyme, und seine Gesetzgeber haben sich vor allen andern Jahrhunderte lang mit Handel und Schiffahrt beschäftigt; dennoch aber widerfährt auch dem Interessanten anderer Nationen in weitester Ausdehnung sein Recht. Wir führen nur einige Beispiele an. Dem Verkehr Hollands und der Niederlande sind die Artikel: Amsterdam, Antwergen, Rotterdam, Hollands Handel ꝛc., gewidmet, die seine Specialgeschichte erschöpfend behandeln, seine Gesetzgebung, die Gründe früherer Superiorität und spätern Verfalls ꝛc. entwickeln und selbst die neuesten Verordnungen der Regierung in Betreff der Einführung gleichförmiger Münzen, Maße und Gewichte im Original wiedergeben.

Ueber Deutschlands Handel unterrichtet man sich zunächst in den Artikeln: Hansa, Hamburg, Bremen, Lübeck, Danzig, Memel, Königsberg; über den französischen unter Havre, Nimes, Nantes, Bordeaux, Marseille; den spanischen unter Cadix, Barcelona, Bilbao, Alicante ꝛc.; den der Vereinigten Staaten unter Neuyork, Neuorleans, Boston, Philadelphia, Baltimore ꝛc., während in der Beschreibung des Waarenverkehrs, der Fabrikation ꝛc., in Artikeln wie Baumwolle, Wolle, Seide, Häring-, Stockfisch- und Walfischfang ꝛc., der Antheil jedes Volkes wieder besonders gewürdigt ist.

Der schon früher von uns angekündigte Supplementband wird alle Zusätze der zweiten Originalauflage, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in

Betreff der englischen Bank, der ostindischen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfassen. Eine wesentliche Verbesserung wird dasselbe ferner dadurch erhalten, daß alle bedeutenden **inländischen** Handelsplätze — die im englischen Originale sammt und sonders übergangen sind — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichtsusanzen aufgenommen werden, wie so mancher Waarenartikel, dessen Beschreibung ungenügend oder ganz weggelassen ist.

Die Herausgabe dieses Supplementbandes wird binnen kurzer Zeit erfolgen, und der Preis für die Abnehmer des Werks selbst billig gestellt werden.

Stuttgart und Tübingen, 1835.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. April. Nr. 105—108.

Nr. 105. * Mohammed II. — Die Kupferstechkunst. 5. Die italienische Schule. — * Der Evaapfel oder die verbotene Frucht. — * Der Baß Rock in Schottland. — Der Salmenfang am Baikalsee. — Zur Geschichte des Glases. — * Der Bergsturz von Goldau.

Nr. 106. * Der Jaccabrotbaum. — Die Kupferstechkunst. 6. Die deutsche Schule. — * Die Addax-Antilope — * Guido Reni. — Die Witterung des Jahres 1834. — Die orientalische Pest in Smyrna. — Der giftige Honig in Trapezunt. — * Ein Grenzstein in Cumberland.

Nr. 107. * Stadt und Schloß Wernigerode. — Die Kupferstechkunst. 7. Die niederländische Schule. — * Sandstürme in der Wüste Sahara. — Die Witterung des Jahres 1834. (Beschluß.) — Miscellen — * Rafael's Cartons. 5. Der Tod des Ananias.

Nr. 108. * Das Karavanserai. — Wunderbare Lebensrettung. — * Der Argalostorch oder Adjutant. — * Die Riesenblume Rafflesia. — * Warschau. — Die Kupferstechkunst. 8. Die französische Schule. — Beiträge zur Völkerkunde. — Mörtel aus Algier. — * Die Verlobung auf dem Lande.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

Lamartine's Reise in den Orient.

Soeben ist erschienen:

Alphons von Lamartine's Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833. Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landschaftsgemälde. Aus dem Französischen übers. von **Gustav Schwab** und **Franz Demmler**. Erster Band. Gr. 8. Geh. Stuttgart, Metzler'sche Buchh. Pr. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Man findet in dieser Reise nicht nur den Dichter, sondern zugleich den Denker, den Forscher, den Christen. An die malerischen Naturschilderungen reihen sich Klänge eines reinen tiefen Gefühls, an die einzelnen Sittengemälde ungezwungene Betrachtungen über allgemein Menschliches. Die beschriebenen Landschaften führen meist an Orte von biblischem oder antiquarischem Interesse, oder auf Schauplätze einer noch mangelhaft beleuchteten Geschichte der neuesten Zeit. In Gebieten, welche dem gewöhnlichen Reisenden verschlossen bleiben, beutet Lamartine Notizen aus, die nicht blos der Neugierde, sondern auch dem wissenschaftlichen Interesse merkwürdig sind. So im ersten Bande ein Besuch bei der Königin von Palmyra, Lady Stanhope, die Geschichte des Drusenfürsten vom Libanon und des Bassas von Acre, welche mit der Besitznahme Syriens durch Ibrahim Bassa im engsten Zusammenhange steht. Denkt man sich alle diese Bilder, Empfindungen, Notizen von dem charakteristischen Hauche eines reinen, edeln, religiösen Gemüths durchweht, dazu das Interesse, welches die persönlichen Begegnisse des liebenswürdigen Dichters einflößen, so wird man daraus den allgemeinen Beifall erklärlich finden, den schon die wenigen, in Frankreich zuvor bekannt gemachten Bruchstücke dem Werke erworben haben. Die vorliegende Uebersetzung ist **nicht** nach dem durch Lamartine für unecht erklärten brüßler Nachdrucke, sondern nach Aushängebogen bearbeitet, welche uns der Verleger selbst von Paris zusandte, und deren Benutzung machte bis mit dem Originale gleichzeitige Erscheinung möglich, ohne daß diese Uebertragung an den Mängeln der Eile zu leiden hätte. Die Gedichte sind durch **Gustav Schwab**, dem wir bereits eine treffliche metrische Uebersetzung von **Lamartine's** „Poetischen Betrachtungen" verdanken, das Uebrige durch **Franz Demmler** bearbeitet. Der zweite bis vierte Band folgen in kurzen Zwischenräumen.

Vorräthig in jeder guten Buchhandlung Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz.

Für Gelehrtenschulen sind folgende Werke in den letzten Jahren in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen und zu beziehen durch alle gute Buchhandlungen:

Atlas, Neuer, der ganzen Erde für Gymnasien u. s. w. **Dreizehnte** Aufl. in 24 Karten grösstentheils neu entworfen von Dr. *F. W. Streit*, gest. von *H. Leutemann*, nebst 7 histor.-statist. Uebersichten. Gr. Fol. 1834. 4 Thlr. 8 Gr.

Fiedler, Dr. Fz., Geschichte des röm. Staates und Volkes für die obern Classen in Gelehrtenschulen dargest. **Zweite** vermehrte Aufl. Gr. 8. (25½ B.) 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

Flügel, Dr. *J. G.*, Compl. English and German Phraseology. Gr. 8. Geh. 1832. 1 Thlr. 6 Gr.

Forbiger, Dr. A., Aufgaben zur Bildung des latein. Styls für mittlere Classen in Gymnasien mit steter Hinweisung auf Zumpt und Ramshorn ꝛc. Zweite verm. Aufl. Gr. 8. 1834. (16 B.) 16 Gr.

Hoffmann, *Karl Joh.*, Grammatikal. lateinisches Lesebuch mit fortlaufender Beziehung auf die lateinische Schulgrammatik von *O. Schulz*. (u. A.) 1ster Curs. Gr. 8. (10 B.) 1835. 8 Gr.

— — Dessen 2ter Curs, mit fortlauf. Bezieh. auf Schulz, Zumpt, Ramshorn, unter der Presse.

— —, Die Wissenschaft der Metrik, Anhang I. Die antike Rhythmik und Musik in ihrem Verhältniß zur Metrik. II. Regeln zum deutschen Versbau. Gr. 8. 1835. (12 B) 18 Gr.

Hoffmann, Dr. *S. F. W.*, Die Alterthumswissenschaft. Ein Lehr- und Handbuch für Studirende etc. 4 Lieferungen. Mit Register und 16 Kpfrtaf. Lex.-8. (circa 68 B.) 1835. Geh. 5 Thlr.

Pölitz, K. H. L., Gedrängte Darstellung der allgem.

Geschichte für höhere Lehranstalten. Siebente Aufl. Gr. 8. (36½ B.) 1834. 1 Thlr.

auschnick, Dr. G. P., Handbuch der classischen, germanischen, und der damit verwandten Mythologien. Für höhere Lehranstalten, Künstler u. s. w. Gr. 8. (33½ B.) 1832. 2 Thlr. 6 Gr.

tein's und Ferd. Hörschelmann's Abriß der gesammten Erdkunde für Gymnasien. Nach den neuern Ansichten umgearbeitet. Neunzehnte Aufl. Gr. 8. 1833. (28½ B.) 16 Gr.

rus, Publ., Sinnsprüche und des G. Fabricius Sammlung ähnl. Stellen griech. und röm. Dichter lat. und deutsch mit Register. 2te verb. Aufl. 8. 1834. (8½ B.) 14 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen — in Wien bei K. Gerold — zu haben:

Sämmtliche Werke

von

Johann Ladislaw Pyrker.

ue umgearbeitete, durchaus verbesserte und mit Anmerkungen versehene Ausgabe. 3 Theile. Gr. 8. Weiß Druckpapier mit Titelvignetten. Preis 9 Fl., oder 5 Thlr. 12 Gr.

ster Theil, enthaltend: Tunisias. Zweiter Theil: Rudolf von Habsburg. Dritter Theil: Perlen der heiligen Vorzeit.

Der ehrwürdige Kirchenfürst Ungarns, der in dem ersten er Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. im zweiten die Thaten Rudolf's von Habsburg in Horischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den selte Sängern, deren Leben und Dichtung durch ein wunderba Schicksal verbunden sind. In dieser, wie in manch anderer ziehung gleicht Pyrker dem edeln portugiesischen Dichter Caëns. Er hat nicht die romantische Form des Tasso, sondern classische des Homer gewählt und auf das Glücklichste gehabt, welche sich für kriegerische Darstellung und epische dschaftgemälde als die musterhafteste darbietet. Insofern d er mit Recht der erste jetzt lebende epische Dichter utschlands genannt.

Die Perlen der heiligen Vorzeit — deren Int folgender ist: Abraham (Verheißung). Moses (Gott, lösung, Auferstehung). Samuel (Gericht). Helias laube, Liebe, Hoffnung). Elisa (Tod, Unsterblichkeit). akkabäer (Trost, Hingebung, Sieg) — sind in dieser neuen Auflage bedeutend vermehrt worden, und hat dieses vorffliche Werk, dessen Classicität in allen Landen deutscher Zun und so weit als echte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, gst anerkannt ist, durch diese Vermehrung eine, wo möglich h höhere Vollendung erhalten.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ldefeld, C. L. W., und Dr. F. Ahn, Die ältern und neuen Maße und Gewichte der kön. preuß. Rheinprovinz. Ein Handbuch für Beamte, Kaufleute und Geschäftsmänner. 8. Geh. 1 Thlr.

ıur, P., Neue Liedersammlung für Gymnasien, höhere Bürger-, Tochter- und Elementarschulen. Erstes Heft. Zweistimmige Lieder. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. Quer 4. Geh. 6 Gr.

PTOLEMAEI Hephæstionis novarum historiarum ad variam eruditionem Pertinentium Excerpta e photio edidit lexionis varietate instruxit et Comentario illustravit J. J. G. Roulez, Præfatus est Friedericus Creucerus. 8. Geh. 1 Thlr.

JOURNAL DE CHANT. Publié par J. B. Blasseau et J. B. Bielaerds. Année 1835. Douze livraisons à 4 feuilles. 3 Thlr.

Quix, Ch., Geschichte des Karmeliterklosters, der Villa Harna, der gelehrten Schulen in Aachen vor Einführung des Jesuitengymnasiums, der vormaligen Herrschaft Eilendorf u. u. 8. Geh. 20 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. April. Nr. 14—17.

Nr. 14. * Der braune Bär. — * Abraham. — Die Nußbuttenmacher im Thüringerwalde. — * Das Rhinoceros oder Nashorn. — Auflösung des Räthsels in Nr. 13.

Nr. 15. * Der Buschmann. — Das Schaf und der Eber. — * Der Wendehals oder Drehvogel. — Der schrecklichste Tag aus Gustav's Leben. — * Das Armadill, Panzer- oder Gürtelthier. — Räthsel.

Nr. 16. * Der Steinadler. — Mustapha und Caro. — * Die Artischocke. — * Der Krebs. — Laßt euch das eine Warnung sein. — * Der Igel. — Auflösung des Räthsels in Nr. 15.

Nr. 17. * Kaiser Friedrich I., der Rothbart. — * Die amerikanische Agave. — Die Spötterin. — * Die Genettkatze. — Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet cartonnirt ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

Göthe's Portrait in groß 4. vom berühmten Professor Steinla in Linienmanier gestochen, setzen wir auf vieles Verlangen von 12 Gr. auf 6 Gr., wofür es jede Buchhandlung liefert, herunter.

Diese gute Ausführung von einem so berühmten Künstler bedarf keiner Lobeserhebung.

Henning'sche Buchhandlung.

Soeben wurde im A. Pichler'schen Verlage vollendet und von mir an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versendet:

Elisabeth von Guttenstein.

Ein historischer Roman

von

Karoline Pichler.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

3 Bände.

Mit 3 Kupf. von J. Armann und D. Weiß. 8. Wien 1835. In Umschlag brosch. 4 Thlr. 12 Gr.

Abermal hat sich die Frau Verfasserin die Aufgabe gestellt, einen Zeitraum von hoher historischer Bedeutung inner die Grenzen der Dichtung zu drängen. Es ist jene sturmbewegte Epoche des östreichischen Erbfolgekriegs, wo längst nach dem Besitze der schönen Erblande gierige Feinde in die angestammten

[illegible] der [illegible] Angriff [illegible]; auch ist der großartige Moment, der noch [illegible] im Munde des Volks und ewig in der Geschichte leben und glänzen wird, jener wahrhaft erhebene Moment: Maria Theresia, die durch Schönheit, Seelenadel und Majestät Alles überstrahlende, bedrängte Monarchin im Uebermaße ihres Kummers zu den edeln Magyaren flüchtend — als Episode in die ungemein ansprechende, [illegible] Handlung verflochten.

Eine meisterhafte Behandlung des Stoffes und die geniale Sprache sind längst bekannte Vorzüge, die allen Geistesproducten der gefeierten Schriftstellerin, und so auch diesem jüngsten zu eigen sind.

A. G. Liebeskind.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beeilt sich die zahlreichen Subscribenten auf das

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk

zu benachrichtigen, daß soeben die vierte Lieferung dieses Werks erschienen ist. Dieselbe umfaßt auf 8 Bogen die Artikel Bau bis Bettelei, mit 30 Abbildungen und einer in Kupfer gestochenen Karte von Belgien, und wird den Beweis liefern, wie sehr es gelungen ist, in diesem Werke

ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung

zu liefern, welches bei dem höchst geringen Preise auch den minder bemittelten Ständen zugänglich ist. Die ersten vier Lieferungen, 30 Bogen mit 120 Abbildungen und [illegible] Karten, kosten nur 1 Thlr.

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

[illegible], Dr. C.,

De rei publicae Romanae forma

[illegible] Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit Quaestio philologica. [illegible] Lipsiae, sumpt. Vetter et Rostosky. 8 Gr.

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Von diesen Jahrbüchern erscheinen ordentlicher Weise jährlich 2 Hefte, und sind bis jetzt erschienen: 1ster und 2ter Jahrgang [illegible] und [illegible], jeder Jahrgang 2 Fl. 45 Kr., 3ter und 4ter Jahrgang, [illegible] und 1821, in einem Band (Verlag der [illegible] Buchhandlung) 2 Fl. 36 Kr., 5ter bis 16ter Jahrgang, [illegible] jeder von 2 Heften à 3 Fl. 30 Kr. [illegible] 16 Jahrgänge 50 Fl. 6 Kr. Subscriptionspreis [illegible] Fl. 54 Kr. Der Preis eines Hefts für den [illegible] ist nur 1 Fl. 12 Kr. und broschirt 1 Fl. [illegible] Kr. Wer die ganze Sammlung, so weit sie bis jetzt erschie-

nen, kaufen und zugleich für die Fort[...] tion eintreten will, erhält solche (mit [...] 4ten Jahrgangs bei Metzler) für 20 [...] durch alle solide Sortimentsbuchhandlun[...] ziehen, wozu wir diese durch den üblich[...] setzen werden. Einzelne Jahrgänge [...] zum Ladenpreis abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, [...]

J. G. Cotta'sche [...]

Literarische An[...]

Bei uns ist soeben erschienen und [...] handlungen zu bekommen:

Das Provinzialr[...] des Herzogthums Alt-, [...] Hinterpomm[...] nach Ordnung des Allgemeinen Landr[...] Aus amtlichen Quellen b[...]

Preis 1 Thlr.

Stettin, Nicolai'sche Buch- u[...]

Gu[...]

Bulwer's Sendschre[...]

Im Verlage der Gebrüder Schum[...] ist soeben erschienen und durch alle Buchhand[...] Sendschreiben an einen ehemaligen Cab[...] die gegenwärtige Krisis vo[...] Aus dem Englischen von Dr. F. Alb[...]

Dieses merkwürdige Pamphlet hat in [...] ordentliches Aufsehen erregt, daß binnen 14 [...] Auflagen zu sehr hohem Preise davon verkau[...]

Uebersetzungsanzeig[...]

Von dem soeben in London erschienenen: **The unfortunate [...]** by Capt. *Chamier*, author of „The life of a Sai[...]" ist bei mir eine deutsche Uebersetzung veranstalt[...] stens erscheinen wird.

Aachen, den 25sten März 1835.

J. [...]

Soeben ist bei F. A. Brockhaus in Leip[...]

Was ist von den neuesten kirch[...] eignissen in Schlesien und von [...] wendung militairischer Gewalt [...] strengen Lutheraner daselbst zu [...]

Eine Abhandlung zur Berichtigung der Urthe[...] Zeitereignisse herausgegeben von

Dr. Herm. Olshause[...]

Prof. der Theologie zu Erlangen.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Rechte der Kaiserin Eingriff thaten; auch ist der großartige Moment, der noch lebt im Munde des Volks und ewig in der Geschichte leben und glänzen wird, jener wahrhaft erhabene Moment: Maria Theresia, die durch Schönheit, Seelenadel und Majestät Alles überstrahlende, bedrängte Monarchin im Uebermaße ihres Kummers zu den edeln Magyaren flüchtend — als Episode in die ungemein anziehende, meist historische Handlung verflochten.

Eine meisterhafte Behandlung des Stoffes und die geniale Sprache sind längst bekannte Vorzüge, die allen Geistesproducten der gefeierten Schriftstellerin, und so auch diesem jüngsten zueigen sind.

A. G. Liebeskind.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beeilt sich die zahlreichen Subscribenten auf das

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk

zu benachrichtigen, daß soeben die vierte Lieferung dieses Werks erschienen ist. Dieselbe umfaßt auf 8 Bogen die Artikel Ban bis Bettelei, mit 30 Abbildungen und einer in Kupfer gestochenen Karte von Belgien, und wird den Beweis liefern, wie sehr es gelungen ist, in diesem Werke

ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung

zu liefern, welches bei dem höchst geringen Preise auch den minder bemittelten Ständen zugänglich ist. Die ersten vier Lieferungen, 30 Bogen mit 120 Abbildungen und 10 Karten, kosten **nur 1 Thlr.**

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ramshorn, Dr. *C.*,

De rei publicae Romanae forma

qua L. Cornelius Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit Quaestio philologica. 8 maj. Lipsiae, sumpt. Vetter et Rostosky. 8 Gr.

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Von diesen Jahrbüchern erscheinen ordentlicher Weise jährlich 2 Hefte, und sind bis jetzt erschienen: 1ster und 2ter Jahrgang, 1818 und 1819, jeder Jahrgang 2 Fl. 45 Kr., 3ter und 4ter Jahrgang, 1820 und 1821, in einem Band (Verlag der Metzler'schen Buchhandlung) 2 Fl. 36 Kr., 5ter bis 16ter Jahrgang, oder 1822—33, jeder von 2 Heften à 3 Fl. 30 Kr. Ladenpreis obiger 16 Jahrgänge 50 Fl. 6 Kr. Subscriptionspreis derselben 36 Fl. 54 Kr. Der Preis eines Hefts für den Subscribenten ist nämlich nur 1 Fl. 12 Kr. und broschirt 1 Fl. 18 Kr. Wer die ganze Sammlung, so weit sie bis jetzt erschienen, kaufen und zugleich für die Fortsetzung in die Subscription eintreten will, erhält solche (mit Ausschluß des 3ten und 4ten Jahrgangs bei Metzler) für 20 Fl., und kann dieselbe durch alle solide Sortimentsbuchhandlungen für diesen Preis beziehen, wozu wir diese durch den üblichen Rabatt in den Stand setzen werden. Einzelne Jahrgänge oder Hefte werden nur zum Ladenpreis abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Literarische Anzeige.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Das Provinzialrecht des Herzogthums Alt-, Vor- und Hinterpommern

nach Ordnung des Allgemeinen Landrechts dargestellt. Aus amtlichen Quellen bearbeitet.

Preis 1 Thlr.

Stettin, Nicolai'sche Buch- und Papierhandlung. Gutberlet.

Bulwer's Sendschreiben.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sendschreiben an einen ehemaligen Cabinetsminister über **die gegenwärtige Krisis** von **E. L. Bulwer.** Aus dem Englischen von Dr. *F.* Albert. Geh. 9 Gr.

Dieses merkwürdige Pamphlet hat in London so außerordentliches Aufsehen erregt, daß binnen 14 Tagen fünf starke Auflagen zu sehr hohem Preise davon verkauft worden sind.

Uebersetzungsanzeige.

Von dem soeben in London erschienenen:

The unfortunate Man

by Capt. *Chamier*,

author of „The life of a Sailor",

ist bei mir eine deutsche Uebersetzung veranstaltet, welche nächstens erscheinen wird.

Aachen, den 25sten März 1835.

J. A. Mayer.

Soeben ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen:

Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militairischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten?

Eine Abhandlung zur Berichtigung der Urtheile über diese Zeitereignisse herausgegeben von

Dr. Herm. Olshausen,

Prof. der Theologie zu Erlangen.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Gebirgszüge, durch Schärfe der Conturen, schöne Schrift u. s. w. aus, und enthält sowol die Oberamts- als Kreisgrenzen, Posten, Berg- und Hüttenwerke, Salinen, Bäder u. s. w. Wenn sie daher schon an und für sich für die Herren Beamten jedes Zweiges der Staatsverwaltung, wie für jeden Staatsbürger geeignet sein dürfte, so ist sie auf Schreibpapier noch besonders allen Denjenigen zu empfehlen, welche sie zum Eintragen auf irgend eine Art benutzen wollen.

Wie in der in unserm Verlag erschienenen, aber längst vergriffenen Land- und Höhenkarte von Würtemberg, so ist auch in dieser wieder eine, jedoch stark vermehrte, Höhenkarte, nach dem Entwurfe des Herrn Prof. Dr. Schübler, beigefügt; eine weitere Zugabe sind die Durchschnittsansichten von der Tiefe des Bodensees in 12 verschiedenen Richtungen nach den von dem königl. statistisch-topographischen Bureau veranstalteten Messungen.

Auf Landkartenpapier . . . . 1 Fl. 12 Kr.
Auf gut geleimtem Schreibpapier zum Eintragen . . 1 Fl. 18 Kr.
Nach Regierungs- und Oberamtsbezirken colorirt . 1 Fl 24 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die vielfachen Anfragen der resp. Interessenten zu begegnen zeigen wir an, daß

Schedel's vollst. allgem. Waaren-Lexikon.

Fünfte ganz umgearb. und verb Aufl. herausg. vom Prof. D. L. Erdmann. 7te Lief. Sarder — Strohhüte. 16 Gr.

am 23sten Jan. 1835 zur Fortsetzg versandt ist. Die 8te und und letzte Lief. erscheint zu Ostern d. J.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Erstes Januarheft 1835.

Inhalt: Verbesserungen an Dampf- und andern Maschinen. Mit Abbildungen. — Verbesserungen an den Dampf- und Treib- oder fortschaffenden Maschinen. Mit Abbild. — Ueber selbstfahrende Fuhrwerke. — Bericht über die Leistungen und Fahrten der beiden Dampfwagen Autopsy und Era auf der Landstraße zwischen London und Paddington. — Verbesserungen an den Apparaten zur Verhütung von Unglücksfällen beim Bergabfahren und unter andern gefährlichen Umständen. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Maschinen zum Wägen und in der Art und Weise die von den Wäge- und Meßapparaten vollbrachten Operationen zu ermitteln, zu registriren und anzuzeigen. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Zündapparaten. Mit Abbild. — Ueber den Betrieb der Hohöfen mit heißer Luft. Mit Abbild. Andere Anwendungen des geheizten Windes. Erfahrungen darüber in andern Ländern. — Verbesserungen im Decken der Dächer von Gebäuden aller Art. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Rauchfängen. Mit Abbild. — Ansichten verschiedener französischer Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges in Frankreich, und über die Folgen der Aufhebung des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. — Ueber die Tuch- und Wollenwaarenfabrikation. — Miscellen. Verzeichniß der in England ertheilten Patente. Einfluß der Dampfschiffahrt auf den Verkehr. — Ueber den Kanal, welcher die Rhone mit dem Rheine verbindet. — Ausdehnung des Eisenbahnsystemes in den Vereinigten Staaten. — Wiederaufnahme der Fabrikation des alten Papyruspapiers. — Fortschritte der Baumwollspinnerei in den Vereinigten Staaten. — Mißhandlung der Kinder in den englischen Nadelfabriken. — Geringe Anzahl der Fabriken in Irland. — Ueber die Kraft der Menschen. — Benj. Stancliff's Reibungsrollen. — Chronometer mit Unruhen aus Glas und Palladium. — Wells' Apparat zur Verwandlung von Seewasser in süßes Wasser und zum Kochen. — Beleuchtung der Straßennamen. — Große Laterne für den Leuchtthurm zu Cork. — Ostindische Steinkohlen. — Selbstentzündung der Steinkohlen. — Zahl der in den englischen Steinkohlengruben umgekommenen Arbeiter. — Destillation des Steinkohlentheers zur Gewinnung nützlicher Producte. — Urtheil der British association über die Rutter'sche Heizmethode. — Bleidraht zum Anbinden der Aeste der Spalierbäume. — Ueber die [illegible] Bleiplatten des Hrn. Boisin. — Ueber den Gehalt des Hopfens an Schwefel. — Verbesserungen in der Ziegelfabrikation. — Indischer Mörtel. — Ueber die Ausdehnung von Holz, Marmor ꝛc. — Brunel's Methode, Bogen zu bauen, und der Themse-Tunnel. — Thomas Peachy's Gerbeproceß. — Ein Verfahren, das Absetzen der Niederschläge aus Flüssigkeiten zu erleichtern. — Französische Methode, junge Weine für alte geltend zu machen. — Ueber die Benutzung verschiedener Faserstoffe statt Hanf und Flachs. — Eine neue Anwendung der Lithographie. — Bücher für Blinde. — Sympathetische Tinte mit Stärkmehl und Jod. — Spargelbeeren zum Färben benutzt. — Warnung vor einem Betruge des Hrn. [illegible] in Paris. — Literatur.

Zweites Januarheft.

Inhalt: Verbesserungen in dem Baue oder an dem Mechanismus der Chronometer, Uhren und Wanduhren, welche sich auch zu andern mechanischen Zwecken anwenden lassen. Mit Abbildungen. — Ueber die Wirkung des Stoßes auf eiserne Balken. Ueber die directe Spannkraft des Gußeisens. — Bericht des Hrn. Albert Schlumberger über die beiden, von Hrn. Augustin und Hrn. Baumann erfundenen Maschinen zum Auslesen oder Sortiren des Kieses für den Straßenbau. Mit Abbild. — Beschreibung der Maschine des Hrn Augustin. Beschreibung der Maschine des Hrn. Baumann. Allgemeine Bemerkungen über die Straßen. — Verbesserungen an den Eisenbahnen mit Kantenschienen. Mit Abbild. — Einiges über die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zum Hecheln von Flachs, Hanf und andern Faserstoffen. Mit Abbild. — Verbesserungen im Vorspinnen, Spinnen und Dubliren von Baumwolle, Seide, Flachs und andern Faserstoffen. Mit Abbild. — Ueber die Bereitung des Kautschuköles in England und einige Anwendungen des in demselben aufgelösten Kautschuks. — Ueber die Zusammensetzung des im Kartoffelbranntweine enthaltenen Fuselöles — Untersuchungen über das Stärkmehl und die Diastase, von den Herren Payen und Persoz. — Zubereitung der Kälberfüße, um sie zur Verproviantirung von Schiffen und Festungen benutzen zu können. — Bemerkungen über den von Hrn. J. S. Clémandot gemachten Vorschlag, bei der Runkelrübenzuckerfabrikation den Macerationsproceß mit der alten Methode zu verbinden. — Bemerkungen über die Abhandlung des Hrn. Schlumberger, welche den Titel führt: „Vergleichende Untersuchung des avignoner und des elsasser Krapps", von Hrn. Robiquet. — Ansichten verschiedener französischer Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges in Frankreich und über die Folgen der Aufhebung des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. — Miscellen. Englische Patente. — Preisaufgabe der Gesellschaft für Wissenschaften und Künste zu St.-Quentin. — Ueber die Dampfdreschmaschinen. — Ueber Wharton's Dampfmaschine zum Pumpen von Wasser. — Burden's Dampffloß. — Amerikanisches eisernes Dampfboot. — Ein segelnder Eisenbahnkarren. — Die Dublin- und Kingstowneisenbahn. — Ausfuhr englischer Maschinen und englischer Arbeiter. — Haggenmacher's neue

amerikanisches Silber. — Ueber Hrn. Lemare's neuen Ofen, Panthotherme genannt. — Berichtigung.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr 8 Gr., oder 16 Fl. Münze. In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden, Abbestellungen aber können nur am Schlusse jedes Semesters angenommen werden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Zehntes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat April, oder Nr. 91—120, 1 Beilage: Nr. 4, und 3 literarische Anzeiger: Nr. IX—XI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* Ersten Bandes siebentes Heft (Nr. VII). Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar.

Inhalt: Die Lage des Orients. — Ein Ausflug nach Polen. — Mexicanische Stiergefechte. — Leichtsinn der Amerikaner in Führung der Dampfboote. — Marmor in der Krim. — Seltsame Sitte auf den Azoren. — Eine Zusammenkunft mit dem Kafferhäuptling Islambi. — Literarische Notizen. — Wanderungen eines Naturforschers im indischen Archipelagus: Holländische Politik in den Molukken. Lage von Singapur. Opiumhandel in China. — Das Duell zwischen Dreien. — Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilischen Marine. 2. Mißlungene Flucht. 3. Abenteuer in den Pampas. — Alterthümer in Kleinasien. — Salmenfang in der Selenga. — Vereine zur Beförderung des Handels und Ackerbaues in Neapel. — Die Schlacht am Pekefonika. — Die Tenasserim-Provinzen. — Kunstfeuerwerke in Mexico. — Reise des Chanticleer. — Lage der westindischen Inseln. — Ansichten der Ostamerikaner über den Westen. — Der tiefste Schacht in Großbritannien. — Apparat zur Bemessung der Stärke und Richtung der Erdbeben. — Lebensdauer der Quäker. — Ueber die Ausdehnung des Golfstroms. — Entdeckung einer großen Kohlenschichte in Frankreich. — Reisebilder von Marmier. — Wettrennen und Pferde im Uralsk. — Einwanderer in Canada. — Erdbeben zu Comrie in Schottland. — Besteigung der Vulkane auf Owaihi. — Literarische Notizen aus Rußland. — Theater in Mexico. — Das Königreich Siam. — Die Brotfrucht auf Vandiemensland. — Ayesha, das Mädchen von Kars. Roman von Morier. — Texier's Reise in Anatolien. — Notizen auf einer Reise in die Normandie. Harfleur, Havre, Cherbourg. — Die Besteigung des Pik's Quoirhat. — Ueber die Verwendung des Reismehls zum Brotbacken. — Baumwolleneinfuhr in England. — Einiges über Canton. — Ein Grabmal bei Kertsch. — Lage der französischen Kolonie am Senegal. — Etwas über Tscheremissen, Wotjäken und Tschuwaschen. — Schreiben über Aegypten von Michaud. — Zahl der Hinrichtungen in London. — Ueber die doctrinaire Philosophie in Frankreich. — Der Mineralreichthum Spaniens. — Chinesische Finanzen. — Alte Art die Zeit abzumessen in Indien. — Eine Revolution in der argentinischen Republik. — Meteorologische Beobachtungen in Amerika. — Heilung einer Sprachlähmung durch Galvanismus. — Handelsstatistik. — Norwegen, Dänemark, Neapel, Sicilien. — Verbalprocesse über Algier. — Fahrt ums Nordcap auf einer Labia. — Ausflug auf der Insel Celebes. — Ein Exemplar des Phatagin. — Das russische Theater. — Ueber die Treulosigkeit der amerikanischen Staaten gegen die in ihre Dienste getretenen Engländer. — Die Boxerkämpfe in England. — Die Bibliotheken in Spanien. — Miscellen aus indischen Journalen. — Die Volkszahl der Städte Spaniens. — Nationalcharakter der Japaner. — Vicekönige in Irland. — Zahl der Personen, die in den Kohlenbergwerken von England durch Dampf erstickt wurden. — Versteinerungen bei Chateaubun.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ornithologische Galerie,

oder

Abbildungen aller bekannten Vögel.

Von

C. F. DUBOIS.

Erstes und zweites Heft, jedes Heft mit sechs Tafeln in 4.

Subscriptionspreis: schwarz 10 Gr.;
sorgfältig illuminirt 18 Gr.

Durch richtige Zeichnung und naturgemässes Colorit wird dieses Werk den Beifall der Ornithologen erhalten, und bei dem sehr billigen Preis darf das Unternehmen gewiss einen guten Erfolg erwarten.

Auffoderung.

Schiller's Denkmal.

An

Deutschlands Schriftsteller und Künstler.

Die Auffoderungen, welche der literarische Ausschuß des Vereins für das unserm großen deutschen Dichter zu errichtende Denkmal zu einem Schiller's-Album im vorigen Jahr an Deutschlands Schriftsteller und Künstler ergehen zu lassen sich erlaubte, haben sich einer höchst ehrenvollen Theilnahme zu erfreuen gehabt. Da es sich aber ausweist, daß sie für den darin bestimmten Termin nicht früh genug in entfernten Gegenden und nicht allgemein genug bekannt geworden sind, so hält der Verein es für seine Pflicht, dieselben mit Verlängerung des Termins für die Einsendung der Beiträge und mit einigen nähern Bestimmungen zu erneuern.

Er ersucht daher wiederholt alle Schriftsteller und Künstler Deutschlands, welche den unsterblichen Dichter ehren und die Bedeutung einer solchen öffentlichen Anerkennung im Allgemeinen, und auch in Hinsicht der Zeit, in der sie stattfindet, zu würdigen wissen, sich in das bereits glänzend eröffnete Schillers-Album einzuschreiben, als ob dieses Zeichen der Freundschaft noch dem Lebenden gälte, und zwar in folgender Form:

Jeder der geehrten Theilnehmer schickt bis zum 31. Juli 1835

„an die J. G. Cotta'sche oder J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart, zu Handen des Vereins für das Schiller's-Denkmal"

mit Buchhändlergelegenheit oder portofrei, deutlich geschrieben, einen eignen kurzen Spruch oder Gedanken, wie er gewöhnlich in Stammbücher eingeschrieben wird, beliebig in gebundener oder ungebundener Rede, mit unmittelbarer Beziehung des Inhalts auf den Dichter oder nicht, und fügt seinen vollständigen Namen, Geburtsjahr und -Tag, Geburts- und Wohnort und seinen Stand bei. — So wird das Schillers-Album, als ein Denkmal von jetzt lebenden Schriftstellern und Künstlern gestiftet, für die Jetzt- und Nachwelt eine hohe literarhistorische Bedeutung gewinnen.

Die Handschriften selbst werden wohlverwahrt in den Grundstein der Statue niedergelegt. — Das Album wird aber in groß Octav schön gedruckt und mit vierundzwanzig Bogen geschlossen.

Jeder der Einsender verpflichtet sich stillschweigend durch die Mittheilung seines Blattes zur Annahme eines gedruckten Exemplars des Albums gegen Drei Gulden Rheinisch.

Sollten Supplemente irgend einer Art erfodert werden, so wird darüber erst später eine Anordnung zu treffen sein.

Stuttgart, im März 1835.

Der Ausschuß des Schiller-Vereins. Im Namen und Auftrag desselben — der Vorstand:

Hofrath Dr. Reinbeck

Beachtenswerthe Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

An alle Buchhandlungen ist soeben versandt:

Gutbier, F. A. P., Superintendent und Consistorialrath in Ohrdruff,

Summarien,

oder

kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen der heil. Schrift des Neuen Testaments, zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser.

2ter Theil zweite Abtheilung: Die Apostelgeschichte von Lucas. Gr. 8. Pr. 16 Gr.

Leipzig, bei A. Wienbrack. (I. 1—5 und III. 1, ebendaselbst kosten 2 Thlr. 10 Gr.)

Ueber die frühern Theile dieses so zeitgemäßen als lehrreichen Werkes, das nicht allein für Prediger und Schullehrer, sondern für jeden Bibelfreund Interesse hat, sprachen die meisten Kritiken sich günstig aus. Auch dieser Theil ist in gleichem Geiste bearbeitet, und wird den Besitzern der erstern nicht minder willkommen sein.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

August Grafen von Platen-Hallermünde.

Zweite, um mehr als ein Drittel vermehrte Auflage

8. Velinpapier. Preis 3 Fl. 48 Kr.

Von demselben Verfasser sind ferner in unserm Verlag herausgekommen:

Die verhängnißvolle Gabel.
Ein Lustspiel.
8. Preis 36 Kr.

Der romantische Oedipus.
Ein Lustspiel.
8. Preis 45 Kr.

Schauspiele.
Erster Band.
8. 2 Fl.

In Kurzem erscheinen:

Die Abbassiden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik,

für Leser aus allen Ständen

von

Prof. H. W. Brandes.

Aus des Verfassers hinterlassenen Papieren herausgegeben

von

C. W. H. Brandes.

Mit einer gestochenen Kupfertafel in quer Folio. Gr. 8. Brosch. Preis 18 Gr. Sächs., 1 Fl. 8 Kr. Conv.-Münze, 1 Fl. 21 Kr. Rhein.

Der Inhalt dieses interessanten Werkes besteht in folgenden Abhandlungen: Wie hat man die Größe der Erde bestimmt? — Wie hat man die Entfernung des Mondes von der Erde bestimmt? — Warum fallen die Sonnenfinsternisse und die Mondfinsternisse jedes Jahr in zwei entgegengesetzte Jahreszeiten? — Wodurch bestimmte Kepler die Bahn des Mars und seine Entfernungen von der Erde und von der Sonne? — Ueber den Halley'schen Kometen. — Blicke in die Ordnung des Weltgebäudes. — Vermuthungen der Astronomen über die Natur der Kometen und ihre Schweife. — Das Brockengespenst. — Ueber Abbruch und Anwachs an den Ufern des Meeres und großer Meerbusen. — Ueber die Fata Morgana und ähnliche Erscheinungen, die von der Strahlenbrechung abhängen.

In meinem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Banim (J.), Peter aus der alten Burg. Aus dem Engl. übersetzt von W. A. Lindau. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. In vier Theilen. Zweiter Theil. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Bearbeiter gibt in diesem Werke eine Auswahl des Guten und Bessern der alten Novellistik und hat, ohne die Volksthümlichkeit und das Eigenthümliche der Verfasser zu verletzen, mit Glück das Störende, Unschickliche und Breite von den alten Novellen getrennt. Der erste Theil (1834) kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.

Der Kalenderstreit in Riga. Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Ollebow. 8. Auf Schreibpapier. Geh. 2 Thlr.

Scävola (Emerentius), Leonide. Ein Roman. Vier Theile. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 5 Thlr.

Der Verfasser ist durch seine frühern ausgezeichneten Dichtungen bereits vortheilhaft bekannt.

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Wigand (Paul), Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. 59 Bogen auf Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Bildet eine Fortsetzung der bekannten Sammlung: Provinzialrechte aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von F. H. von Strombeck. — Die bisher erschienenen 7 Bände (1827—35) kosten 12 Thlr. 16 Gr.

Zu diesem Werke gehören ferner, obwol unter besondern Titeln erschienen:

Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt von Paul Wigand. Drei Bände. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von Zettwach. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

Verzeichniss

[de]r im Jahr 1834 im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart und ihrer literarisch-artistischen Anstalt zu München erschienenen Werke.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

[Al]berti, Fr. v., Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers und die Verbindung dieser Gebilde zu einer Formation. Mit 2 Steintafeln. Gr. 8. 3 Fl.

[Au]sland, Das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 7ter Jahrgang. 1834. Gr. 4. [1]5 Fl.

[Ber]noulli, Dr. Chr., Elementarisches Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik. 1ster Band, einen [Ab]riß der allgemeinen und industriellen Physik enthaltend. [M]it 7 Steindrucktafeln. Gr. 8. 3 Fl. 24 Kr.

[Bes]chreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Karl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer [ge]gnostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Plane, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem [bes]ondern Urkunden- und Inschriftenbuch von E. Gerhard und Emiliano Sarti. Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Zweite Abtheilung oder der Beschreibung zweites Buch. Gr. 8. 5 Fl.

— — Bilderhefte dazu, enthaltend: Kupferstiche und Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Bande gehörten, in Portefeuille. Gr. 4. 10 Fl. 48 Kr.

Cook, S. E., Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829—32. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. P. Frisch. 8. 3 Fl.

Correspondenzblatt des königl. württ. landw. Vereins. Neue Folge. Band V. Jahrgang 1834. 6 Hefte. Gr. 8. Brosch. 3 Fl.

Cousin, V., Ueber französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenrathes v. Schelling. Gr. 8. 1 Fl.

Eichwald, Dr. E., Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus. Unternommen in den Jahren 1825—26. Erster Band, erste Abtheilung, den historischen Bericht der Reise auf dem kaspischen Meere enthaltend. Mit 4 Kupfern und Karten. Gr. 8. 5 Fl.

Elsner, J. G., Hand- und Hülfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer und Landmann. Gr. 8. 2 Fl. 30 Kr.

Freiberg, M. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften. 4ter Bd. 1stes Heft. Gr. 8. 1 Fl. 48 Kr.

Göthe, J. W. v., Faust, eine Tragödie. Beide Theile in einem Bande mit dem Bildniß des Verfassers. 4 Fl. 48 Kr.

Göthe's Portrait in 4. auf chinesischem Papier. 1 Fl.

Hacke, C. v., Aufsätze aus den Papieren eines Verstorbenen. 8. 2 Fl.

Handbuch für Kaufleute, oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufacturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen. Nach dem Englischen des Dictionary practical, theoretical and historical, of commerce and commercial navigation, by R. Mac Culloch Esq., in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen von C. F. E. Richter. Erster Band zweite Abtheilung bis zweiter Band zweite und letzte Abtheilung, mit drei Lithographien. Gr. 8. Beide Bände 13 Fl. 30 Kr.

Hauff, Dr. J. G., Bibl. Real- und Verbalconcordanz, oder Alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommenden Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet. Zweiter Band, zweite und letzte Abtheilung, oder Buchstaben R bis Z. 3 Fl. 24 Kr.

Höfler, Dr., C., Geschichte der englischen Civilliste. Gr. 8. 30 Kr.

Huber, Th., Die Geschichte des Cevennenkriegs. Ein Lese-

buch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt. 8. 2 Fl.

Jahrbücher, Würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von Memminger. Jahrgang 1833. 2 Hefte. 8. 3 Fl. 30 Kr.

Journal, Polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufacturen, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ic. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, unter Mitredaction von Dr. E. M. Dingler und Dr. J. H. Schultes. Funfzehnter Jahrgang. 1834. 24 Hefte mit vielen Kupfern. 16 Fl.

Kerner, J., Dichtungen. Neue vollständige Sammlung in einem Bande. Gr. 8. 3 Fl.

Kunth, Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis. Supplementum tomi primi, exhibens descriptiones specierum novarum et minus cognitarum. Cum tabulis XL lithographicis. 8 maj. 5 Fl. 24 Kr.

Kunstblatt. Funfzehnter Jahrgang. 1834. Herausgegeben von Dr. L. Schorn. Gr. 4. 6 Fl.

Lenau, N., Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. 8. 3 Fl.

Literaturblatt. Jahrgang 1834. Redigirt von Dr. W. Menzel. Gr. 4. 6 Fl.

Memminger, J. G. D. v., Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 10tes Heft, enthaltend: Beschreibung des Oberamts Waldsee. Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Waldsee und vier Tabellen. Gr. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Menzel, Dr. W., Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage in einem Bande. Sieben Lieferungen. 8 Fl. 30 Kr.

— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. 4ter Jahrgang, Geschichte des Jahres 1832. 2ter Theil, mit 11 Portraits. 12. Brosch. 3 Fl.

— — 5ter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1833. 1ster Theil, mit 12 Portraits. 12. Brosch. 3 Fl.

Morgenblatt für gebildete Stände. Achtundzwanzigster Jahrgang. 1834. Gr. 4. 20 Fl.

Müller, J. v., Sämmtliche Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. 6te Lieferung. Herausgegeben von J. G. Müller. Velinp. Gr. 8. 4 Fl. 30 Kr.
Druckp. 3 Fl.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1835. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen (nach dem stuttgarter Meridian), zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Begründet von Ch. K. André, fortgesetzt von J. H. Meyer. Elfter Jahrgang, mit zwei Musikblättern und einigen Holzschnitten. Gr. 4. Brosch. 1 Fl. 12 Kr.

Nees ab Esenbeck, Dr. Ch. G., Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, genera europaea et species illustrantes. Volumen primum, Ichneumonidum braconoideorum et alysioideorum, tum evanialium monographias complectens. 8 maj. 2 Fl. 36 Kr.

— — Volumen secundum, Pteromalinorum, codrinorum et dryineorum monographias complectens. 8 maj. 3 Fl. 48 Kr.

Platen, A. v., Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Gr. 8. Brosch. 3 Fl. 48 Kr.

Plieninger, Dr. Gemeinfaßliche Belehrung über den Maikäfer als Larve und als Käfer, seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben; ein Beitrag zu der landwirthschaftlichen Fauna. Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eignen Beobachtungen zusammengestellt. Gr. 8. Brosch. 30 Kr.

Prechtl, J. J., Technologische Encyklopädie, oder Alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Fünfter Band. Eisen bis Federschwamm. Mit den Kupfertafeln 86—101. Gr. 8. 6 Fl.

Pyrker, J. L. v., Sämmtliche Werke. Dritter Band. Perlen der heiligen Vorzeit. Neue durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 3 Fl.

Retzsch, M., Umrisse zu Göthe's Faust. Erster Theil. Von dem Verfasser selbst retouchirt und mit einigen neuen Zeichnungen vermehrt. Gr. 4. 4 Fl.

Reumont, Dr. Alfr., Ein Beitrag zum Leben Michelangelo Buonaroti's. 8. 15 Kr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. T. III. Schreibp. 8 maj. 7 Fl. 54 Kr.
Druckp. 5 Fl. 36 Kr.
T. VI et VII p. 2. Schreibp. 16 Fl. 48 Kr.
Druckp. 13 Fl.

Rom im Jahr 1833. Mit einem Grundriss der Stadt Rom. 8. Brosch. 3 Fl.

Rumohr, C. F. v., Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. 8. Brosch. 1 Fl. 36 Kr.

Runen, Finnische. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. v. Schröter. Herausgegeben von G. H. v. Schröter. Mit einer Musikbeilage. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Schnaase, Karl, Niederländische Briefe. Gr. 8. 3 Fl. 48 Kr.

Schubert, Dr. G. H. v., Die Geschichte der Seele. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst acht lithographirten Tafeln. Gr. 8. 7 Fl. 12 Kr.

Stadtplan von Rom, in Kupfer gestochen. 3 Fl. 36 Kr.

Sternberg, Frhr. A. v., Novellen. Dritter Theil. Brosch. 8. Brosch. 3 Fl.
Vierter Theil, erste Abtheilung. 8. Brosch. 3 Fl.
— — zweite — 8. Brosch. 3 Fl.

Uhland, L., Bildniß in Stahl gestochen. Gr. 4. Auf chinesisch Papier. 1 Fl.

— —, Gedichte. 8te vermehrte Auflage, mit des Verfassers Bildniß. 8. Brosch. 3 Fl. 36 Kr.

Wessenberg, Frhr. J. H. v., Sämmtliche Dichtungen. 4 Bändchen. 12. Brosch. 5 Fl.

Wochenblatt für Haus- und Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Herausgegeben von der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart, in Verbindung mit der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg, der Weinverbesserungsgesellschaft und dem [illegible] Vereine. Erster Jahrgang, 1834. [illegible] Mit mehren Steindrucktafeln. Gr. 4. 1 Fl. 8 Kr.

Zedlitz, Frhr. J. Ch. v., Dramatische Werke. Zweiter Theil, enthaltend: Kerker und Krone. Der Königin Ehre. [illegible] Brosch. 2 Fl. 42 Kr.

Zeitung, Allgemeine, für das Jahr 1834. Gr. 4. 16 Fl.
Alphabetisch-chronologisches Namen- und Sachregister dazu, verfaßt von G. v. E. 45 Kr.

Verlag der literarisch-artistischen Anstalt in München.

Beck, F., Geschichte eines deutschen Steinmetzen. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Büchlein, Ein, für die Jugend. Enthaltend die Legende von Placitus und seiner Familie, das Märchen vom [illegible], die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern [illegible]lichen und ergötzlichen Historien. Vom Verfasser des Volksbüchleins. 8. 1 Fl. 30 Kr.

Brulliot, Dictionnaire des monogrammes, marques figurées, lettres initiales, noms abrégés etc., avec lesquels les peintres, dessinateurs, graveurs et sculpteurs ont désigné leurs noms. Volume VI. 4., contenant les noms abrégés et estropiés, ainsi que les appendices. Gr. 4. 7 Fl. 30 Kr.

Höhe, Dr. R. F., Beschreibung des Königreichs Baiern, nach den neuesten Bestimmungen. Gr. 8. 3 Fl.

Ringseis, Ueber den revolutionnairen Geist auf den deutschen Universitäten. Gr. 8. Brosch. 24 Kr.
Schubert, Dr. G. H., Die Alter der Kunst. Gr. 8. 24 Kr.
Sonne, H. D. A., Beschreibung des Königreichs Hanover. 4ter Band. Gr. 8. 5 Fl. 24 Kr.
Wibmer, Dr. K., Die Wirkungen der Arzneimittel und Gifte im gesunden thierischen Körper.
2ter Band 2tes Heft. Gr. 8. Brosch. 1 Fl. 30 Kr.
3ter Band 1stes Heft. 1 Fl. 30 Kr.

Kunstartikel und Landkarten.

Schnoderhüpfeln, d. i. bairische Gebirgslieder mit Bildern, gezeichnet von E. Neureuther. Fol. 2tes Heft, mit 4 lithographirten Blättern. 1 Fl.
Tischgebet, nach J. van Stoen, lithographirt von Tröndlin. 1 Fl. 12 Kr.
Madonna, nach Titian, lithographirt von Selb. 1 Fl. 12 Kr.
Maria und Martha mit dem Christuskinde, lithogr. von Leiter. 1 Fl. 12 Kr.
Familie Napoléon's, ein grosses Tableau mit 14 Portraits, lithogr. von Selb. 1 Fl. 12 Kr.
Der Violinspieler, nach Rafael, lithogr. 1 Fl. 12 Kr.
Herzog August von Leuchtenberg, lithographirt von Leiter. 1 Fl. 12 Kr.
Victor Hugo, lithogr. von Hanfstängl. 27 Kr.
Schlacht bei Sendling, nach Lindenschmidt, lithogr. von Hohe. Velinpapier 4 Fl.
Chinesisches Papier 5 Fl.
Ansicht, Plan und Umgebung der Stadt Nauplia. 18 Kr.
Hammerschmiede in Tirol, nach Dorner, lithogr. von Wölffle. 1 Fl.
Die sieben Freuden der Maria, in 3 Blatt Contouren, gestochen von Schäfer. 6 Fl.
Berghaus, Karte von Spanien und Portugal, in Kupfer gestochen von Brose. 4 Fl. 30 Kr.
Boisserée, Galerie, 37ste, 38ste und letzte Lieferung, à 10 Fl.

Einzeln: 37ste Lieferung.
1) Die heilige Elisabeth, 3 Fl.
2) Die heilige Katharina, 3 Fl.
von einem kölnischen Maler aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts.
3) Die Maria mit dem Kinde, 4 Fl.
von einem kölnischen Maler aus der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts.

38ste Lieferung.
1) Bildniss des Herrn Georg Weiss, 34 Jahre alt, 3 Fl. von Hans Asper, gemalt i. J. 1533.
2) Die heilige Barbara, 3 Fl. von Martin Schön.
3) Die Anbetung der drei Könige, 7 Fl. aus dem Bilde: die sieben Freuden der Maria, von Hemling.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Februar.

Inhaltsanzeige: Ueber das Theater in Rußland. — ...tsha, das Mädchen von Kars. (Roman von Morier.) — Bibliotheken in Spanien. — Das Weib nach Schakya's Geschmack. — Handelsstatistik: Neapel, Sicilien, Nord- und Südcarolina und Luisiana. — Lage der Ackerbautaglöhner in Irland. — Verwendung der Hunde zum Schmuggeln. — Hochzeit eines strengen Brahminen. — Kosten einer macadamisirten Straße. — Feldzug der argentinischen Republik gegen die Pampaindianer. — Bericht der königlich dänischen Gesellschaft für nordische Alterthümer für das Jahr 1834. — Bougainville's Reise um die Welt. — Zahl der Wähler in England und Schottland. — Zahl der Mäßigkeitsgesellschaften und ihrer Mitglieder in Amerika. — Oeffentliche Arbeiten in Aegypten. — Außerordentliche Wurfmaschine. — Bilder aus Paris: Eine Sitzung im Taubstummeninstitut. — Malthus, Nekrolog. — Ungeheure Knochen bei Cap Breton aufgefunden. — Besonderer Kitt in Algier. — Die Falklandsinseln. — Reise von der Hauptstadt Nepals, Khatmandu, nach Tazedo in Tübet. — Miscellen aus indischen Journalen: Die Unternehmung des Schah Schudscha; Kinderverkäufer in Oberindien; Abscheulichkeiten des Radscha von Curg; ungeheuerer Hagel in der Nähe von Punah; der Stamm Borah; Oeffnung des Indus; Tod des Lamas von Butan. — Das Studium des Buddhismus in Rußland. — Sittenschilderung aus Corsica. — Raufkopie. — Schilderung von Gaza. (Aus der Correspondence d'Orient.) — Mexicanisches Allerlei: Oeffentliche Spaziergänge; Pferderennen. — Handelsgeschichte der Baumwolle. — Eintheilung des Volks in England nach seinen Beschäftigungen. — Herculanum. (Mit einer lithographirten Beilage.) — Chinesischer Handel. — Zustand der Neger in Westindien. — Ureinwohner von Bengalen. — Project einer Eisenbahn über den Isthmus von Panama. — Steigen der englischen Rhederei. — Reise von Konstantinopel nach Nauplia. — Panorama von König Georgs-Sund. — Das obere Rhonethal. — Die Gebirgsstämme von Bhagelpur. — Die Gefahren der englischen Herrschaft in Indien. — Musik und Tanz der Eingeborenen auf den Tongainseln. — Art die Condors zu erlegen. — Drei Tage auf dem Orinoco. — Reise nach dem Berge Sinai. — Eigenthümliche Vegetationsverhältnisse. — Die großen Manceuvres der Oestreicher in Italien. — Autobiographie Amir Khan's. — Handelsreise ins Innere von Afrika. — Kosten einer Cactuspflanzung in Algier. — Handelswohlfahrt von Cuba. — Tschudgartschids in Indien. — Ausflug nach Polen. — Neue Ausgrabungen in Pompeji. — Verfall des arabischen und Sanskritstudiums in Indien. — Bestechlichkeit der Braminen. — Die Schlangenfresser in Aegypten. — Salzwasserteich in Schottland. — Neue Benützung gefallener Pferde. — Der Hof von Oude. — Geschichte eines Freigelassenen in Jamaika. — Schwarzes Wasser an den obern Zuflüssen des Orinoco. — Kochkunst ohne Feuer. — Statistische Notizen über Frankreich. — Plan zur Beschiffung des Amazonenstroms. — Unternehmung nach dem Westen der Vereinigten Staaten. — Das englische Oberhaus, seine Stellung und Zukunft. — Der Erdey von Algier. — Aegyptisch-persische Alterthümer. — Zahl der im Jahr 1834 in England erschienenen Schriften. — Reisebilder von Marmier: Die Pyrenäen. — Eine Scene aus dem Leben Canova's. — Reise nach Dagana. — Bemannung der französischen Kriegsschiffe. — Unterirdischer Fluß in Frankreich. — Naturereigniß in Sicilien. — Adelsvorurtheil der französischen Glasbläser. — Fahrt des Dampfschiffs Enterprize nach Kalkutta.

Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Entdeckungen über die Entdeckungen unserer neuesten Philosophen. Ein Panorama in fünfthalb Acten mit einem Nachspiel von Magis amica veritas. 8. Brosch. 8 Gr.

Seit 40 Jahren verbreitete sich über das philosophirende Deutschland aus einer absoluten Schellenkappe ein absoluter Höherauch. Der Dunst muß endlich verjagt werden! Das originelle Käppchen wird hier säuberlich abgezogen, den Manen einiger Würdigern ein schuldiges Todtenopfer gebracht. An das Cranium unter der Schellenkappe wird mit der Frage angeklopft: ob auch in der letzten Philosophie, nach 30 stummen Jahren, nichts als absolut hohle Schälle wieder schallen sollen? Wie aber der letzten Philosophie bereits eine allerletzte den Rang abläuft, und dennoch Mephistopheles der ganzen philosophistischen Absolutheit den Abschied singt,

werden günstige Leser gerne selbst hören, und Gruithausen's Kritik der Rede Schelling's von 1834 vergleichen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist folgendes, hauptsächlich Landwirthen empfehlenswerthes Werkchen erschienen:

Der Maikäfer

als

Larve und als Käfer.

Gemeinfaßliche Belehrung

über

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben.

Für den Bürger und Landmann nach fremden und eignen Beobachtungen zusammengestellt

von

Prof. Dr. Plieninger,

wissenschaftlichem Secretair der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg.

5¼ Bogen. 8. In Umschlag geh. Preis 30 Kr., oder 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen, verfaßt von der durch königliche gnädigste Resolution vom 22. November 1828 ernannten Commission, und von derselben unterm 28. August 1832 an das Justiz- und Policeidepartement der königlichen norwegischen Regierung abgegeben. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission, in Gemäßheit der königlichen gnädigsten Resolution vom 5. April 1834, aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow. Gr. 8. 10 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im April 1835.

F. A. Brockhaus.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

: Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat März.

Inhaltsanzeige: Das nordöstliche Spanien. (Mit ei- Karte.) — Texier's Reise in Kleinasien. — Bevölkerung russischen Städte. — Der Jahrmarkt von Hurdwar. — ›get von Vandiemensland. — Ungewöhnliche Seehöhe. — Basken. — Ein Waldbrand in Nordamerika. — Die pit- ske Industrie in Paris. — Briefe des Herrn Dubois be fchatel über Armenien. — Zahl der englischen Marineoffi- am 1sten October 1834. — Bälle und Lustbarkeiten in Me- — Die Länder, Nationen und Sprachen von Oceanien. — der Armen in Frankreich. — Ueber die Kraft des Men- in den verschiedenen Tagesstunden. — Vorschlag zu einer Todtenstadt in England. — Posteinkünfte von neun Städten in England. — Ueber den letzten Ausbruch des Vesuvs. — Dampfschiff zum Eisbrechen. — Schlechter Zustand der Colonie am Schwanenflusse. — Der Harem des Vicekönigs von Aegypten. — Sonderbare Naturerscheinung bei Kiachta. — Gewehr, um Seile von verunglückten Schiffen ans Ufer zu schießen. — Große Anzahl der Schiffbrüche in der englischen Marine. — Ueber die Eismassen in den nördlichen Meeren. — Schilderung von Alexandrien. — Zinngruben in Frankreich. — Ueber eine Verbesserung der Ferngläser. — Lage der englischen Armee im Vergleich mit der französischen. — Ueber das Zufrieren der Newa. — Abenteuer eines englischen Offiziers in brasilischen Diensten. 4. Indianerkämpfe und neue Gefangenschaft. 5. Gefangenschaft bei den Indianern und unerwartete Befreiung. — Morrison. (Nekrolog.) — Die Geschichte der Baumwollenmanufactur in England. — Flint's Reise im Mississippithale. — Ueber den niederländischen Handel. — Indische Miscellen: Die Greuel bei dem Tode eines Radschah. Hungersnoth in Gumtur. Aufhebung der Knabenversorgungsanstalten bei den indischen Regimentern. Plan, die kleinern Garnisonen aufzuheben. — Verhältniß der kleinrussischen Sprache zur großrussischen. — Die Siah Pusch. — Verlust Frankreichs an Kriegsschiffen während der letzten Kriege. — Aufstellung eines Apparats zum Reinigen des Seewassers. — Panorama von Sibirien. — Die dänische Armee. — Statistische Notizen über England. — Fliegende Brücken ohne Anker. — Zahl der in Thätigkeit befindlichen Webstühle im Departement Lyon. — Die irischen Factionen. — Zunahme der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. — Bevölkerung des Königreichs Neapel. — Clubs in London. — Französische Literatur: Die blutige Nonne. Chatterton. — Kupferausbeute in England. — Ueber das Trinken der Schlangen. — Dampfboote auf Cylindern. — Maschine um den Hanf zu reinigen. — Die Musethierjagd. — Ueber den Serapistempel zu Pozzuoli. — Concerte in Lafitte's Hôtel. — Oldfield's Fahrt den Tschadda hinauf. — Reise von Neuyork nach St. Louis am Missouri. — Erinnerungen aus dem schwedischen

Kriegsdienst. — Wohlfeilheit der Baumwollenwaaren in England. — Stutzermäßiges Benehmen der Neger in Neuyork. — Auffindung der Racella auf der Insel Ascension. — Eine Bärenjagd in Nordamerika. — Anekdote von General Jackson. — Literarische Notizen aus Rußland. — Weg nach Ostindien, 1) über den Euphrat, 2) über das rothe Meer. — Die Gemälde in den Grotten von Beni Hassan. — Skizze von Dublin. (Nach Inglis.) — Statistische Notizen über Venedig. — Das siamesische Heer. — Ueber den Pyrenäenkanal. — Tannan und Mergui. — Auffindung des echten Papyrus.

Mit einer der nächsten Nummern wird ein eigner Umschlag für das erste Quartal dieses Jahrgangs mit Angabe des Inhalts ausgegeben.

---

säßen, auch eine noch brauchbarere Einrichtung zu geben, wie er denn das Ganze überhaupt so durchaus umgearbeitet hat, daß die gegenwärtige Auflage sich von der vorigen ebenso wesentlich unterscheidet als diese von den frühern Werken ähnlicher Art unterschieden war. Dabei ist das Werk mit ganz neuen Lettern auf gutes weißes Papier vorzüglich scharf und schön gedruckt, und der Preis für die über sechszehn Bogen betragende Vergrößerung des Buches nur um das Billigste erhöht worden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alphabetisch-chronologisches

Namen- und Sachregister

nebst

Titelblatt

für den Jahrgang 1833 der

Allgemeinen Zeitung.

Preis 45 Kr.

Von diesem Register sind zu den Jahrgängen 1822, 1823 (1824 fehlt) und 1825—32 gleichfalls noch Exemplare vorräthig und können zum Preise von 30 Kr. per Jahrgang durch alle solide Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Ankündigung.

BESCHREIBUNG

DER STADT ROM,

von

Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard* und *W. Röstell.

Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Plane, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Eduard Gerhard und Emiliano Sarti. — Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Zweite Abtheilung, oder: der Beschreibung zweites Buch. — Mit einem Bilderhefte, enthaltend Kupferstiche und Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Band gehören. Gr. 8. Text 5 Fl. Das Bilderheft in gr. Quart in Portefeuille, 13 Blätter. 10 Fl. 48 Kr.

Die eben erschienene zweite Abtheilung des zweiten [Ba]ndes dieses gründlichen Werkes beschäftigt sich allein mit [de]n reichen Kunstinhalte des Vaticans und liefert ein voll[stän]diges Verzeichniss sämmtlicher darin befindlichen Anti[ken], eine Geschichte und Beschreibung der vaticanischen [Bib]liothek und des Archives, und ausführliche Nachrichten [übe]r die vorzüglichsten Handschriften und Miniaturen, sowie [übe]r die bei der Bibliothek befindlichen altchristlichen Denk[mäl]er und antiken Vasen. Ein besonderes Hauptstück ist [den] Tapeten Rafael's und der vaticanischen Gemäldesamm[lung] gewidmet. Die angehängten Nachträge zu den frühern [The]ilen beweisen, dass die Herren Herausgeber keine Mühe [ges]cheut haben, ihren Angaben die grösste Zuverlässigkeit [zu v]erschaffen. Auch wird die Zweckmässigkeit der Anord[nung], durch welche es leicht ist, das Wichtige von dem Un[wich]tigern zu unterscheiden, jedem Wunsche genügen. [Wenn] dieses aus langen und gewissenhaften Forschungen entstandene Werk als eine reiche Quelle für die Special- und Kunstgeschichte in allen ihren Zweigen zu betrachten und daher jedem Geschichts- und Kunstkenner unentbehrlich ist, so wird es auch ein zuverlässiger Führer für Jeden sein, der die Merkwürdigkeiten Roms mit Nutzen betrachten will; es wird daher weder in Gelehrten- noch in Reisebibliotheken fehlen dürfen.

Unter den Kupfern werden der mit der grössten Genauigkeit entworfene Plan von Rom und die Blätter über den ältern und neuern Zustand der Peterskirche, sowie die geologische Darstellung des römischen Bodens besondere Aufmerksamkeit erregen. Die Beschreibung der noch übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt soll, einer Ankündigung der Herausgeber zufolge, wo möglich in Einen Band zusammengedrängt, im nächsten Jahre erscheinen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Fünften Bandes sechstes Heft.

(XXXVIII.)

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.
Friedrich August Wolf.
Biographische Andeutungen.
Thomas Fanshaw Middleton, erster Bischof von Kalkutta.
Christoph Friedrich von Pfleiderer.
Johann Friedrich Wurm.
Miscellen.
Foscolo und Monti.
Wordsworth.
Berichtigung.

Das siebente Heft des fünften Bandes erscheint im Juli 1835.

Leipzig, im April 1835. F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dingler's

polytechnisches Journal.

Erstes Märzheft.

Inhalt: Whitelaw's neue Methode die Schieber und Klappen der Dampfmaschinen zu bewegen, wenn der Dampf ausdehnungsweise angewendet wird. Mit Abbildungen. — Beare's Verbesserungen an den Maschinen zum Heben und Leiten von Wasser und andern Flüssigkeiten. Mit Abbild. — Forman, Beschreibung eines Pendels, dessen Schwingungen von den Veränderungen der Temperatur nicht beeinträchtigt werden. Mit Abbild. — Ueber die Perkins'schen Heizapparate mit überhiztem Wasser. — Ueber das Abdampfen mittels heißer Luft. — Neu erfundene große Feilenhauermaschine. — Herzog Heinrich von Würtemberg, Beschreibung einer verbesserten Jagdflinte. Mit Abbild. — Ueber den Bleistiftschneider des Hrn. Lahausse in Paris. — Cunningham's sich selbst putzender Leuchter. Mit Abbild. — Losh's verbesserte Methode, gewisse thierische Fette und vegetabilische sowol als animalische

Oele zu bleichen. — Balard, über die Zusammensetzung der bleichenden Verbindungen des Chlors. — Beaujeu, über die Fabrikation des Runkelrübenzuckers mit Hülfe der Apparate mit ununterbrochener Circulation. Mit Abbild. — Miscellen. Ueber das in Göttingen errichtete magnetische Observatorium und die Anwendung des Galvanismus zu einer neuen Art von Telegraphen. — Ueber die Fahrten des Dampfwagens des Hrn. d'Asda zu Paris. — Einiges über die Leistungen der Dampfwagen auf der Liverpool-Manchester-Eisenbahn. — Woodhouse's Methode, das Abrollen von Wagen von schiefen Eisenbahnen zu verhindern. — Ueber die Tiefe der tiefsten Bergwerke, und über einige in denselben angestellte Versuche. — Ueber einige an der Kerzenflamme bemerkbare Erscheinungen. — Neue Bereitungsart des Kohlenoxydgases. — Ein neues Indigo-Surrogat. — Nachtrag zu Telford's Biographie.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. Münze. In das Abonnement kann jederzeit eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse jedes Semesters angenommen werden.

In der Schöne'schen Buchhandlung in Eisenberg sind nachstehende Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nagel, Dr., Beitrag zur Erkenntniß und Heilung derjenigen Krankheiten des Magens, welche man Magenverhärtung, Magenkrebs und Magenmarkschwamm nennt. Nebst einigen Krankengeschichten und deren Epikrisen. 8. Brosch. à 8 Gr.

Nützer, Kleines juristisches Handwörterbuch, oder Erklärung der in der Rechtssprache vorkommenden fremden und unverständlichen Wörter, Redensarten und Sprachwendungen; ein nützliches Handbuch für den Bürger, Landmann und jeden Nichtjuristen, nach den besten Quellen und Hülfsmitteln und unter Mitwirkung eines Rechtsgelehrten bearbeitet. 8. 2te Aufl. Brosch. à 12 Gr.

Zeitschrift für evangelisches Christen- und Kirchenthum für Geistliche und gebildete Verehrer Jesu. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben von Fritzsche, Jakobi, Gieseler, Klein, Schuderoff sen., Schuderoff jun. und Wohlfahrt. Dritter Band. 1stes bis 3tes Heft. à 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift erscheint von 1835 an in zwanglosen Heften von 8–9 Bogen, deren 3 jedesmal einen Band ausmachen.

Roman.

Die Blockade von Genf, oder die treuen Republikaner. Eine historische Novelle des Verfassers von Otto und Pauline. 8. à 1 Thlr.

Im Verlage von W. Langewiesche erscheint:

Marschall Vorwärts!

Oder: Leben, Thaten und Charakter des Fürsten **Blücher von Wahlstadt**. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer von Dr. Rauschnick. — Mit einem Stahlstich von H. Pinhas, den Helden zu Pferde darstellend, und mit Holzschnitten von Gubitz. In 4 gehefteten Lieferungen; jede, von 5—6 Bogen groß Octav, im Subscriptionspreise à 6 Gr.

Interessanter Inhalt, treffliche Darstellung, elegante Ausstattung und billigster Preis vereinigen sich, um diese Lebensbeschreibung des größten deutschen Helden neuerer Zeit zu einem Lieblingsbuche für alle deutschen Stämme und Stände zu machen. Sie wird auf dem Felde der Literatur zu siegen wissen, wie er es auf den Schlachtfeldern an der Katzbach, bei Leipzig und Schönbund verstand. Man subscribirt in allen deutschen Buchhandlungen.

Die erste Lieferung hat soeben die Presse verlassen.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Zunftzwang und die Bannrechte,

gegenüber

der Vernunft, dem Rechte und der Wissenschaft. Ein staatswissenschaftlicher Versuch, zunächst zu Aufklärung der Bevorrechteten über ihre Vortheile und zum Gebrauche für Volksvertreter, Magistratspersonen und Stadtverordnete

von

Friedrich August Benedict,

königl. preuß. Gerichtsamtmanne in Wittenberg.

Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. C.-M. — 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Mit Eifer, Sachkenntniß und Scharfsinn ist das genannte Werk verfaßt. Gründlich behandelt der Verfasser das Zunftwesen in allen seinen Gestaltungen. Ueber die Bannrechte, einen bisher noch wenig bearbeiteten Gegenstand, verbreitet sich derselbe ebenfalls gründlich, und macht dabei schätzbare Vorschläge zu deren Beseitigung.

Uebersetzungsanzeige

von

E. Baine's

History of the Cotton manufacture.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete hiermit an, daß eine Uebersetzung des vorstehenden Werkes in Kurzem in ihrem Verlag erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen, 10ten April 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Sarsena

oder

der vollkommene Baumeister,

enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist, die Art der Aufnahme, Oeffnung und Schließung derselben, in dem ersten, und die Beförderung in dem zweiten und dritten der St.-Johannesgrade, sowie auch die höhern Schottengrade und Andreasritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Aus dessen hinterlassenen Papieren gezogen, und unverändert zum Drucke übergeben. Fünfte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Früher erschien in meinem Verlage:

Encyklopädie der Freimaurerei,

nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Verbindung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung von C. Lenning. Durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Drei Bände. 1822—28. Gr. 8.

Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt 5 Thlr.

Leipzig, im Mai 1835. F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XIV.

[Die]ser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für litera[ri]sche Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Abbild. — Badeley's verbesserte tragbare Feuerleiter. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Theodor Olivier über ein neues Winkelmaß, welches Hr. Havard, Mechaniker in Paris, der Société d'encouragement zur Begutachtung vorlegte. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Francoeur über ein Fortepiano des Hrn. Côte, Fabrikanten von Musikinstrumenten in Lyon. Mit Abbild. — Durant's verbessertes Barometer. Mit Abbild. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der Wollenwaarenfabrikation in Frankreich, wie er sich bei der letzten Industrieausstellung beurkundete. — Bericht der Jury des Oberrheines über die zur Ausstellung bestimmten Gegenstände dieses Departements und über die Fortschritte der Industrie in demselben vom Jahre 1827 bis zum Jahre 1834. — Ansichten verschiedener französischer Fabrikanten über den gegenwärtigen Zustand ihres Industriezweiges in Frankreich, und über die Folgen des Prohibitivsystems für ihre Fabriken. (Fortsetzung.) — Miscellen. Urtheil des London journal über die Dampfwagen für Landstraßen. — Ueber einige Kupferbergwerke in Cornwallis, und die an denselben gebräuchlichen Dampfmaschinen. — Ueber das Vorkommen des Titans in organischen Substanzen. — Verfahren um dem Eisen und Holze den bekannten Bronzeanstrich zu geben. — Ueber die Verzinnungsmethode der HH. Etiennal und Buillemot. — Ueber architektonische Verzierungen aus Papiermaché. — Ames' Verbesserungen an den Maschinen zum Zerschneiden des endlosen Papieres. — Truman's Verbesserungen an der sogenannten Cylinderpapiermaschine. — Statistische Notizen über die Papierfabrikation in England. — Ueber einige Materialien zur Bereitung von Packpapier. — Nachricht für Zuckerraffinerien und Runkelrübenzuckerfabriken. — Ueber die Bereitung einiger Weinfabrikate. — Notiz für Stärkmehlfabrikanten. — Von selbst entzündbare Cigarren. — Reitpeitschen und Angelschnüre aus Kautschuk. — Shaw's Reitpeitschen, eine Vorrichtung für Selbstmörder. — Ueber die sogenannte graue Seide. — Ueber die Benutzung der Sägespäne. — Verschiedenheit des Salzgehaltes verschiedener Meere. — Ueber die Quantität der festen Bestandtheile, welche der Rhein jährlich fortschwemmt. — Ueber Nutt's Bienenzuchtsystem.

Von diesem sehr gemeinnützigen Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. Münze. In das Abonnement kann jederzeit eingetreten, Abbestellungen aber können nur am Schlusse jedes Semesters angenommen werden.

Landwirthschaftliche Schriften.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind folgende für den Landwirth äußerst interessante Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. N. von Schwerz,
Anleitung
zum
praktischen Ackerbau.
Erster bis dritter Band.
Preis 14 Fl.

Von Demselben
Landwirthschaftliche Mittheilungen,
1stes Bändchen.
Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt während einem zweijährigen Aufenthalt in Westflandern
von
Friedrich Fehl,
Zögling der hohenheimer Waisenanstalt. Mit Steindrücken.
Preis 2 Fl.

Hortus Gramineus Woburnensis,
oder
Versuche
über den Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen;
veranstaltet durch
Johann Herzog von Bedford.
Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, sowie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; sammt Angaben über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten
von
Georg Sinclair,
Mitglied der Linné'schen und der Gartenbaugesellschaft zu London, correspondirendem Mitglied der caledonischen Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart.
Preis illum. 8 Fl. — schwarz 6 Fl.

Dem Botaniker vom Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk ebenso interessant sein, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schatz von nützlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Cultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden muß.

J. G. Elsner,
Meine Erfahrungen
in der
höhern Schafzucht.
Preis 1 Fl. 36 Kr.

Dieses neueste Werk eines der erfahrensten Schafzüchter Deutschlands dürfte in Kurzem von keinem Schafhalter vermißt werden können.

J. G. Elsner,
Die deutsche Landwirthschaft
nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.
2 Thle. Gr. 8. 3 Fl.

J. G. Elsner,
Handbuch
der
veredelten Schafzucht.
Gr. 8. Preis 2 Fl.

J. G. Elsner,
Hand- und Hülfsbuch
für den
kleinen Gutsbesitzer und Landmann.
Gr. 8. Preis 2 Fl. 30 Kr.

A. W. Pabst,
k. w. Oekonomierath.
Beiträge
zur
höhern Schafzucht
mit besonderer Rücksicht auf die Production der hochfeinen Wolle im Königreich Würtemberg und den angrenzenden Staaten.
Preis 1 Fl. 12 Kr.

Von Demselben

Anleitung
zur
Rindviehzucht
zur verschiedenartigen Benutzung des Hornviehs. Mit lithograph. Tafeln und 2 Tabellen. Preis 2 Fl. 45 Kr.

S. von Hördt,
k. w. Obermedicinalrath,
Unterricht
über die
ferdehuf-Beschlagekunst
und die
Behandlung
ranken und fehlerhaften Hufe, nebst einer Abhandlung über Castration der Pferde. Zweite verbesserte und vermehrte ige. Gr. 8. 18 Bogen stark auf fein Velinp. mit Lithographien. Preis 2 Fl. 42 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Am 20sten dieses Monats erscheint bei mir complet und sofort an alle Buchhandlungen versandt, das neueste soeben gewordene Werk von Bulwer unter dem Titel:

: Gelehrte. Aus meinen Papieren, von E. L. ulwer. 8. 2 Bände. Elegant geheftet. Preis Thlr.

selbe Werk in Taschenformat. 16. 2 Bändchen. legant geheftet. Preis 16 Gr.

☞ Beide Ausgaben bilden die Fortsetzung der bei mir erenen Gesammtausgabe von Bulwer's Werken.

Aachen, im Mai 1835.

J. A. Mayer.

Bei G. Franz in München ist erschienen und in allen handlungen Deutschlands zu beziehen:

Lustspiele
von
Johann von Plötz.

. 360 S. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Spende des geistreichen Verfassers wird sämmtlichen chen Theaterdirectionen, sowie allen Freunden echten Lu: und treffender Satire sehr willkommen sein. Werke von n Gehalte loben sich selbst und bedürfen keiner Empfehlung.

Wohlfeilste Reisekarten.

Nachstehende bei uns erschienenen Reisekarten erlassen wir nun an zu folgenden Preisen:

Reisekarte der Schweiz
Bollmann, in Kupfer gestochen von Seitz und Schleich.

Schwarz . . . . 2 Fl. 24 Kr.
Colorirt . . . . 3 Fl. — Kr.
Colorirt auf Leinwand und in Etuis 4 Fl. — Kr.

Die genaue Kenntniß, welche der Verfasser von dem Schwei-nde durch seine vielseitigen wissenschaftlichen Reisen beurete und die umsichtige Benutzung aller zu Gebote stehenden llen machte es möglich, bei dem günstigen Maßstabe von)0,000 mit dem reichhaltigsten Detail eine charakteristische führung der Oertlichkeiten zu vereinigen, die besonders in raphischer Beziehung ein klares Bild über dieses interessante irgsland vor Augen stellt.

Ganz unparteiische und competente Richter stimmen darin überein, daß diese Karte unter den vielen vorhandenen ihrer Genauigkeit und reichhaltigen Ausstattung wegen, zu den besten gezählt werden müsse.

Reisekarte von Italien
nebst den nördlichen angrenzenden Ländern.

Colorirt . . . . 1 Fl. 21 Kr.
Colorirt auf Leinwand und in Etuis 2 Fl. — Kr.

Reisekarte von München in das bairische und salzburger Hochgebirg.

2 Blatt . . . . 1 Fl. 36 Kr.
Dieselbe auf Leinwand und in Etuis 2 Fl. 24 Kr.

München, im März 1835.

Literarisch-artistische Anstalt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Elftes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Mai 1835.

F. A. Brockhaus.

Wichtige Anzeige
für das gesammte philologische Publicum, besonders für Lehrer und Studirende.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist mit dem 2ten Theile soeben vollendet worden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten,

AUSFÜHRLICHE GRAMMATIK
der
GRIECHISCHEN SPRACHE,
wissenschaftlich
und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch
ausgearbeitet von
Dr. *Rafael Kühner*,
Conrector am Lyceum zu Hanover.

2 Theile. 74½ Bogen in gr. 8. 1834 und 1835.
Velindruckpapier. 4 Thlr.

Menzel's Geschichte der Deutschen.
Siebente Lieferung.

In der Unterzeichneten hat soeben die Presse verlassen:

Geschichte der Deutschen
von den ältesten bis auf die neuesten Tage
von
Wolfgang Menzel.
Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage in
EINEM BANDE.
Siebente Lieferung.

Mit Erscheinen dieser, den Schluß des Werkes bildenden siebenten Lieferung, welche allen bisherigen Subscribenten unentgeldlich nachgeliefert wurde, ist der nach Verhältniß der stärkern Bogenzahl erhöhte Ladenpreis von 8 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr. eingetreten, um welchen vollständige Exemplare durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden können.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, Die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 Fl. 36 Kr. (Verlag von Hallberger.)
— —, Rübezahl. Ein Märchen. 1829. 8. 1 Fl. 36 Kr.
— —, Narcissus. Ein Märchen. 1830. 8. 2 Fl.
— —, Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in zwei Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 Fl.
— —, Reise nach Oestreich. 1833. 8. 2 Fl. 45 Kr.
— —, Literaturblatt. 4. 1829—34. Jeder Jahrgang 6 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

☞ Preiserniedrigung. ☜

Um vielseitigen Wünschen zu genügen, habe ich mich entschlossen, die Werke des Herrn Obersten von Schepeler auf unbestimmte Zeit bedeutend im Preise herabzusetzen.

Ausführliche Anzeigen darüber sind in jeder Buchhandlung zu haben, wo auch Bestellungen darauf angenommen werden.

Aachen, im April 1835.

J. A. Mayer.

Bei G. Franz in München ist erschienen und zu haben:

Wilhelm und Rosina.

Ein ländliches Gedicht

von

M. Meyr.

8. Brosch. 1 Fl. 48 Kr.

Wenn Voß in seiner Luise die Zustände einer Landpredigersfamilie, Göthe in Hermann und Dorothea landstädtisch-bürgerliche Verhältnisse schildert, so hat hier der Verfasser in einem treuen und vollständigen Gemälde das Leben und Treiben der Landleute dargestellt; es dürfte sich somit diese Idylle als ein eigenthümliches Drittes ergänzend an die obigen Dichtungen anreihen.

In der Liter.-artist. Anstalt in München ist soeben erschienen:

Festkalender

in Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich

von

F. G. v. Pocci, G. Görres

und ihren Freunden.

4tes Heft, enthaltend: 1) Hubertuslied; 2) St.-Martin; 3) St.-Hermann; 4) Zum neuen Jahr; 5) Das Gewitter; 6) Hartmann von Siebeneichen.

Unter der Presse befindet sich:

P. Virgilii Maronis Carmina perpetua annotatione illustravit *A. Forbiger.* Pars 1. Bucolica et Georgica.

Pars II und III, Aeneis, werden ohne Unterbrechung folgen. Diese neue Ausgabe wird nächst einem correcten, auf die Heyne'sche Recension gegründeten Texte und den nöthigen Registern einen vollständigen grammatisch-exegetischen, die Kritik nur wo es die Erklärung nöthig macht, berührenden Commentar enthalten, worin die Hauptresultate aller bisherigen dem Virgil gewidmeten Forschungen, namentlich der neuesten Heyne-Wagner'schen Ausgabe, mit den eignen zahlreichen Anmerkungen des schon seit Jahren mit öffentlicher Erklärung dieses Dichters beschäftigten, durch seine Ausgabe des Lucretius und andere mit Beifall aufgenommene literar. Arbeiten hinlänglich bekannten Hrn. Herausgebers zusammengestellt werden sollen. Der Preis wird so billig sein, als es bei dem sehr compressen Drucke nur immer möglich ist.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1835.

Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug von Waterloo 1815. (Fortsetzung.) — II. Die Erstürmung des Lagers bei Landshut durch den k. k. Feldmarschall Baron Loudon am 23sten Juni 1760. Aus östreichischen Originalquellen. — III. Ueber Geschichte, besonders Kriegsgeschichte, ihre Quellen und Hülfswissenschaften. — IV. Neueste Militairveränderungen. Dritte Beilage. Notizen aus dem Gebiete der militairischen Wissenschaften.

Der Preis dieses Jahrgangs ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern von 1818 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 26sten April 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Wahrheit

über die

gothaer Bank

von

Dr. A. M. Anselm.

Preis 36 Kr.

Der Verf. hat in dieser Schrift die neuerlich über Verfassungsverletzungen und andere angebliche Misverhältnisse der gothaer Bank aufgeworfenen und durch verschiedene darüber erschienene Schriften nicht erledigten Fragen ruhig, unparteiisch und gründlich geprüft. Der Inhalt ist wichtig nicht nur für jeden Theilnehmer der gothaer Bank, sondern auch für Staatsbeamte in allen deutschen Ländern.

Lit.-artist. Anstalt in München.

In unserm Verlage wird spätestens um Johannis dieses Jahres erscheinen und nimmt jede solide Buchhandlung vorläufig Bestellung darauf an:

Snorre Sturleson's Heimskringla

von Dr. Gottlieb Mohnike.

Erster Band. Gr. 8.

Der Herr Consistorial- und Schulrath Dr. Mohnike hat sich, wie es in den berliner Jahrbüchern der Literatur und in dem Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur schon vorlängst angeführt ist, seit einer Reihe von Jahren mit dem Werke des berühmten isländischen Geschichtschreibers, den man mit Recht den Herodot des skandinavischen Nordens nennt, beschäftigt. Es stehen ihm bei dieser Arbeit die reichsten Hülfsmittel zu Gebot.

Wir haben den Verlag des wichtigen Werkes übernommen und der Druck wird ohne Zögerung beginnen.

Stralsund, im Mai 1835.

C. Löffler'sche Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Rocher percé, Oberhäupter der Ajowas, Côte du grand Manitou, Franklin, Fortsetzung der Reise zu Lande, Uebergang über den Missouri bei Pierre de la flèche. Eintritt in die Steppen, Prairie de la mine, Rivière à Tabau, Marais du sorcier, Liberty Town, der Kanzas, Aufenthalt in der Gegend. Reise den Strom abwärts. Fort Osage. Ankunft an einer Insel am Chenal du Tigre oder Marais Apaqua, und Zusammentreffen mit meinen Leuten auf dem Boote. Rückkehr mit demselben an den Kanzas. — Zusammenkunft mit den Kanzas. Wa-kan-ze-re, ihr Häuptling. Bemerkungen über diese Indier. Der Wa-sa-bae-wa-kanda-ge. Die Flüsse Nana dawa, Tar-ku-yu, Ni-ma-ha, Nisch-na-ba-tona. Der la Platte, Côtes à Kennel, Fort der Otos. Ayowas. — Das Fort Atkinson auf den Coun-Bclluffs. Das Dorf der O-mahas. Zusammenkunft mit den O-maha-Indiern. Der Fluß Eau qui courre. Die Ponkara. Der weiße Fluß. Vulkanische Gegend. Sioux-Indianer. Die Faktorei von Josua Pilsher. — Sioux-Indianer. Factorei am Grand détour. Rückkehr zu Wasser nach den Council-Bluffs. Aufenthalt daselbst. Reise zu den Otos und Pahnis. — Fortsetzung der Reise nach St.-Louis. Abfahrt mit dem Dampfboot Cincinnati. Das Dampfboot verunglückt bei St.-Geneviève. Aufenthalt daselbst. Fahrt nach Neuorleans. Rückkehr nach Europa.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verragshandlung.

Im Verlage von Joh. Phil. Diehl in Darmstadt erscheint:

Das Thierreich
in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup,
mit mehr als 1000 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Gr. 8. Velinp. in monatlichen Heften von 4 Bogen (64 Seiten) mit 24—30 Abbildungen zu dem billigen Preis von

6 Gr., 7½ Sgr., oder 24 Kr. Rhein.

Jede Buchhandlung gibt auf 12 Ex. 1, auf 25 3 Freiexemplare.

Die ersten 4 Bogen liegen in allen Buchhandlungen zur Einsicht bereit.

Noch sind bis daher von diesem Werk nur die Ankündigungen mit eingedruckten Probeabbildungen und der erste Bogen ins Publicum gekommen, und schon hat sich überall in Deutschland und selbst außerhalb desselben auf eine überraschende Weise die lebhafteste Theilnahme dafür gezeigt. Auch haben mehre der geachtetsten Naturforscher und einige der ausgezeichnetsten Künstler Deutschlands diesem Unternehmen bereits ihren vollen Beifall gezollt, und sich dahin ausgesprochen, daß sie dasselbe nicht nur einer allgemeinen Theilnahme des deutschen Publicums würdig achten, sondern auch die Ueberzeugung haben, daß ihm jene gewiß zu Theil werden wird, wenn die Unternehmer in ihren bis jetzt bekannten Leistungen bei Fortsetzung des Werks mindestens gleich bleiben würden.

Die nun vorliegenden 4 Bogen und eine größere Anzeige mit vielen Probeabbildungen mögen zeigen, um wie viel die neuesten Abbildungen besser sind als die frühern: man wolle darin eine Gewähr finden, daß wir immer Vorzügliches liefern können und werden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Karte vom nordöstlichen Spanien.

Colorirter Abdruck. 36 Kr.

Die vorliegende Karte vom nordöstlichen Spanien enthält mehr als den vierten Theil des iberischen Halbinsellandes mit westlicher Ausdehnung bis Llanes und Valladolid, südlich bis Toledo und Rüles, und gewährt einen klaren Ueberblick über den gegenwärtigen Kriegsschauplaz in den baskischen Provinzen und Navarra.

Der ganze Zug der Pyrenäen mit dem anschließenden cantabrischen Gebirge bis zur Penna Mellera, das Gebiet des Ebro mit seinen Nebenflüssen und Kanälen, die östliche Hochterrasse von Altcastilien mit dem Oberlaufe des Duero, sowie das ostcastilische Scheidegebirge mit dem Obertheile des Tajo und Guadalaviar sind hier dargestellt.

In den Abgrenzungen ist der frühere Länderbestand mit der gegenwärtigen und neuesten Eintheilung angedeutet und die Hauptmarschlinien nach Madrid ersichtlich; ferner sind sämmtliche Städte mit ihrer Einwohnerzahl, die Märkte, Dörfer, Festungen, Loets, Häfen, Gebirgspässe, Bergwerke, dann die Generalkapitanerien, Obertribunale, Erzbisthümer, Bisthümer, Universitäten u. s. w., angegeben; ein kleines dem Maßstabe der Karte angepaßtes Gebirgsprofil versinnlicht das Höhenverhältniß des behandelten Ländergebiets u. dgl.

Plan von Rom,

lithographirt von Grasmüller. 1 Fl.

Plan von Rom,

mit 26 Randansichten

in Kupfer gestochen von Mayr und Schleich.

4 Fl. 48 Kr.

München, im März 1835.

Lit.-art. Anstalt.

Anzeige über das Erscheinen von

Heyse's größter deutscher Sprachlehre
5te Ausgabe
und von
dessen Fremdwörterbuche
7te Ausgabe.

In unserm Verlage haben soeben die Pressen verlassen:

Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache von Dr. J. C. A. Heyse. Fünfte Ausgabe, neu bearbeitet vom Professor Dr. K. W. L. Heyse in Berlin. Ersten Bandes 1ste Abtheilung. Gr. 8. 1835. 20 Gr.

Da der Herr Herausgeber dieser neuen Ausgabe sich einer gänzlichen Umarbeitung dieses allgemein geschätzten und unentbehrlichen Werkes unterzogen hat, und bei der Schwierigkeit und Weitläufigkeit dieser wichtigen und verdienstlichen Arbeit außer Stande war, das Ganze in der Kürze zu vollenden, so haben wir auf Veranlassung vielfacher dringender Nachfragen uns entschlossen, vorläufig diese erste Abtheilung auszugeben. Dieselbe enthält außer der interessanten und lehrreichen Einleitung in das ganze Werk, das 1ste Buch der Grammatik oder die Laut- und Schriftlehre, und wird hinreichen, den Geist, in welchem, und die Grundsätze, wonach diese treffliche und zeitgemäße gänzliche Umarbeitung ausgeführt wird, zu erkennen. Die 2te Abtheilung dieses ersten Bandes wird im Laufe dieses Sommers, und der ganze zweite Band, nebst Uebungs-Aufgaben und Register, baldmöglichst nachfolgen.

Ungeachtet der Erweiterung des Werkes über 60 Bogen und der weit schönern Ausstattung, wird der Preis fürs Ganze dennoch sehr billig bleiben und 2 Thlr. 20 Gr. bis 3 Thlr. nicht übersteigen.

Allgemeines Fremdwörterbuch oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung von Dr. J. C. A. Heyse. Siebente rechtmäßige vielfach (mit 6000 neuen Fremdwörtern abermals) bereicherte und verbesserte Ausgabe. 2 Theile. Gr 8. 1835. 2 Thlr. 16 Gr.

Ueber Erwarten schnell ist diese neue Ausgabe nöthig geworden, ein sichtbarer Beweis, wie das Bedürfniß eines Wörterbuchs dieser Art immer allgemeiner gefühlt wird, und die von Jahr zu Jahr wachsende Anzahl ähnlicher Werke, weit entfernt, den Absatz des obigen zu benachtheiligen, vielmehr dazu beiträgt, die eigenthümlichen Vorzüge desselben in ein um so helleres Licht zu setzen.

Der Herr Professor Dr. Heyse in Berlin hat mit unermüdeter Sorgfalt und Umsicht auch ganz vorzüglich diese 7te Ausgabe genau durchgesehen, die schon vorhandenen Erklärungen und Verdeutschungen abermals kritisch geprüft, berichtigt oder erweitert und außerdem 6000 neue Fremdwörter hinzugefügt, obgleich schon jede der frühern Ausgaben mit vielen tausenden von Bereicherungen und allein z. B. die vorige 6te mit fast 4000 neuen Artikeln vermehrt worden waren, sodaß jetzt kein Fremdwort darin mehr vermißt werden wird, welches in die Umgangs- und allgemeine Schriftsprache und Nationalliteratur Eingang gefunden hat, welches im geselligen, Geschäfts- und Gewerbsleben gebräuchlich ist, oder in Zeitungen und Zeitschriften aller Art, bei classischen oder viel gelesenen deutschen Schriftstellern vorkommt; daher diesem reichhaltigen, correct und deutlich gedruckten, dabei verhältnißmäßig sehr wohlfeilen Handbuche wiederum die allgemeinste Verbreitung unter allen Ständen gesichert worden ist. Der noch unter der Presse befindliche 2te Band wird nächstens nachgeliefert.

Ferner sind seither bei uns wieder neu erschienen:

Heyse, Dr. J. C. A., Theoretisch-praktische deutsche Schulgrammatik, oder kurzgefaßtes Lehrbuch der deutschen Sprache, mit Beispielen und Aufgaben zur Anwendung der Regeln. Elfte verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1834. 16 Gr.

— —, Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache, für höhere und niedere Schulen, nach den größern Lehrbüchern der deutschen Sprache. Zehnte sehr verbesserte Auflage. Gr. 8. 1835. 6 Gr.

— —, Hülfsbuch für den Unterricht in der deutschen Aussprache und Rechtschreibung, auch als Stoff zu Vorschriften, nützlichen Verstandes- und Stilübungen zu gebrauchen. Ein Anhang zu den Sprachlehren des Verfassers. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 6 Gr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hanover.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chevalier Reynaud.

Roman
von
Louis Lax.
Verfasser der Memoiren eines Schornsteinfegers, Der Bekehrer ꝛc. ꝛc.
2 Bände. Elegant broschirt. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser hat sich durch seine frühern Werke den Ruf ies geistreichen, unterhaltenden und witzigen Erzählers erworn. Der obige Roman, der zwei verschiedene Epochen einer teressanten Zeit zu schildern sucht, verdient durch Charakterilderung, Humor und lebendige Darstellung die allgemeine fmerksamkeit.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Aelteste Geschichte

des
durchlauchtigsten Hauses

Scheiern-Wittelsbach,

bis zum
Aussterben der Linie Scheiern-Valai
aus den Quellen bearbeitet vom königl. bair. Reichsarchivsadjunkten
Dr. Joh. Ferd. Huschberg.
Preis 4 Fl. 12 Kr.

Das durchlauchtigste Regentenhaus von Baiern, bekannt als eine der ältesten Dynastien Europas, entbehrte bisher einer eignen Geschichte, indem die verschiedenen Landesgeschichten mit Uebergehung der ältesten Ahnherren, ihrer Besitzungen und Schicksale, gewöhnlich nur dort den Faden aufnehmen, wo ein altes Grafen- oder Fürstengeschlecht zur wirklichen Regierung eines Landes gelangt. Wird hin und wieder auch ein Hinblick auf die Vorzeit solcher regierenden Häuser geworfen, so ist doch solcher seiner Natur nach sehr beschränkt. Da das regierende Haus von Baiern schon im 10ten Jahrhundert über das Land herrschte und nach einer Zwischenregierung fremder Häuser im 12ten Jahrhundert abermals die Zügel der Regierung ergreift, so sind wol mehre der ausgezeichnetsten Vorväter desselben in die Geschichte Baierns enge verschlungen, aber das Wirken und Leben der ganzen Ahnenreihe blieb dem Leser der Landesgeschichte immer entrückt. Vorstehendes Werk aus den Documenten und Urkunden der Archive, sowie aus den ältesten Ueberlieferungen der gleichzeitigen Chronisten geschöpft, dürfte sowol eine Lücke in der historischen Literatur Baierns ausfüllen und dessen Geschichte in vielen wichtigen Punkten ergänzen, als auch für die übrigen deutschen Länder überhaupt von mannichfachem Interesse sein.

Literarisch-artistische Anstalt in München.

Bei W. Heinrichshofen in Magdeburg ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Handwörterbuch der deutschen Sprache

mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, sowie auf deren Sinnverwandtschaft;
nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre
angelegt von
Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse,
weil. Schuldirector in Magdeburg.
Ausgeführt
von
Dr. K. W. L. Heyse,
außerord. Prof. an der Universität Berlin.

4te Lieferung 1stes Heft, oder des 2ten Theils 1ster Lieferung 1stes Heft
(L bis Messer),

und wird dieses Heft den resp. Herren Pränumeranten von den Buchhandlungen in Kurzem abgeliefert werden, die es denn einstweilen und bis zur Beendigung des Ganzen planirt heften lassen wollen. Wenn auch der Druck, den Umständen zufolge, nur langsam vorwärts schreitet, so werden sich die Käufer des Buchs doch aufs Neue überzeugen, mit welchem Fleiße, welcher Sorgfalt es vom Verfasser fortgeführt wird, dem sichtlich die Arbeit von Bogen zu Bogen unter den Händen lieber wurde, sodaß ungleich mehr und Besseres hier gegeben wird, als anfangs versprochen ward. Der Pränumerationspreis von 4 Thlr. 12 Gr. für das Ganze von gewiß 100 Bogen Lexikonformat dauert noch fort. Ein so nützliches Buch, das überall, wo es

auf die Bedeutung, den Gebrauch, die Rechtschreibung irgend eines deutschen Worts ankommt, Auskunft gibt und aus jeder Verlegenheit der Art zu reißen geeignet ist; sollte auf keinem Handlungscomptoire, in keinem Geschäftsbureau, in keiner Familienbibliothek unaufgestellt bleiben.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen:

Jahrbücher der Literatur. Neunundsechzigster Band, oder 1835. Januar. Februar. März.

Inhalt des neunundsechzigsten Bandes.

Art. I. Uebersicht von zwölf Werken über den Islam und Mohammed. (Schluß.)

II. Directorium diplomaticum, oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden. Bearbeitet von Schultes. 1832.

III. 1) *Auli Persii Flacci Satirarum Liber.* Editio novissima, auctior et emendatior ex ipsius auctoris codice: cura Merici Casauboni Is F. Typis repetendum curavit *Fridericus Duebner*. Lipsiae 1833.

2) *A. Persii Flacci Satira prima* edita et castigata ad XXX editiones antiquas — ed. *Ferdinand Hauthal.* Lipsiae 1833.

3) Specimen *Annotationum* in *A. Persii Fl. Satirarum primam.* — Ed. *Frid. Carol. Reinh. Ritter.* Marburgi 1833.

4) Emigrant und Stoiker. Die Sprüche des Theognis und die Satyren des A. Persius Flaccus. Deutsch von Dr. Wilhelm Ernst Weber. Bonn 1834.

IV. Der vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Feuerbach. Nürnberg 1833.

V. Spanisches Lesebuch. Von Dr. V. A. Huber. (Auch unter dem spanischen Titel: Teatro pequeño de elocuencia y poesia castellana con breves noticias biograficas y literarias por D. V. A. Huber.) Bremen 1832.

VI. Geschichte des osmanischen Reichs, durch Joseph von Hammer. Neunter Band: Schlußrede und Uebersichten I—IX. Zehnter Band: Verzeichnisse, Hauptregister und Anhang, nebst dem Plane Konstantinopels. Pesth 1835.

VII. Lehrbuch der Mechanik. Von J. P. Brewer. Düsseldorf 1829—32.

VIII. Platon's Erziehungslehre, oder dessen practische Philosophie. Aus den Quellen dargestellt von Dr. A. Kapp. Minden und Leipzig 1833.

IX. Geschichte des salzburgischen Benedictinerstiftes Michaelbeuern, von Michael Filz. Salzburg 1833.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXIX.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830. Von W. Freiherrn von Pflügl. (Fortsetzung.)

Hammer's morgenländische Handschriften. (Fortsetzung.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitanwürde.

Es erscheint in der Unterzeichneten zur nächsten Ostermesse:

Die

Politik der Landwirthschaft

von

J. G. Elsner.

Erster Band.

Der Name des Verfassers, dessen bisher über Landwirthschaft erschienene Schriften mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen und von literarisch-kritischen Zeitschriften als classisch anerkannt wurden, bürgt dafür, daß das genannte Werk von hohem Interesse sein werde. Der Gegenstand ist neu und die Art der Behandlung ebenso überraschend als treffend. Das Publicum kennt den Verfasser in diesem Fache der Literatur bereits aufs Vortheilhafteste aus seinen gediegenen Beiträgen für die Allgemeine Zeitung. Uebrigens dürfte wohl etwas Aehnliches, wie das hier angezeigte Werk, dessen zweiter Band ebenfalls noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird, in der gesammten deutschen Literatur noch nicht vorhanden sein, und es hat Herr Elsner dadurch seinen Ruf als einer der ersten deutschen Schriftsteller im Fache der Landwirthschaft und Kameralistik aufs Neue bewährt.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Merkwürdige Criminalrechtsfälle

für

Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen

herausgegeben

von

Dr. Bischoff,

großh. sächsischem Criminalrichter, Dirigenten des Criminalgerichts in Eisenach, Ritter ꝛc.

Hiervon ist soeben der zweite Band (gr. 8., Vel.-Druck. 1835, 2 Thlr. 20 Gr.) erschienen, und enthält wiederum 17 der merkwürdigsten und verschiedenartigsten Rechtsfälle die nicht nur von großem wissenschaftlich-practischem Interesse sind, sondern auch jedem denkenden und gefühlvollen Leser vielseitigen Stoff zu neuen Beobachtungen der menschlichen Natur, der Charactere, Leidenschaften, Verbrechungen und Verirrungen aller Art darbieten.

Der kürzlich erschienene, nicht minder reichhaltige erste Band kostet ebenfalls 2 Thlr. 20 Gr., und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hanover.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theorie

des

Beweises

im

preußischen Civilprocesse,

von

F. G. Leue,

königl. preuß. Staatsprocurator in Aachen.

Erster Band:

Vom Object und Subject des Beweises.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist dies die erste Schrift über das Eigenthümliche des Beweisverfahrens im preußischen Civilprocesse. Die aufgestellten Grundsätze, welche der Herr Verf. für jede Proceßordnung anwendbar erklärt, enthalten großentheils ganz neue Ansichten, wenigstens in der Art der Darstellung, sodaß diese Schrift in der juristischen Welt gewiß Aufmerksamkeit erregen wird.

Uebersetzungsanzeige.

Zur Verhütung von Collisionsfällen kündigt die Unterzeichnete hiermit an, daß von der

Tour on the Prairies, by the author of the Sketch Book (Washington Irving)

eine Uebersetzung erscheinen, und einen Theil der Länder- und Reisebeschreibungen ausmachen wird.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Als Erweiterung des Planes

des

Auslandes.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann, Redacteur des Auslandes,

und

Dr. H. Hauff, Redacteur des Morgenblattes.

Mit jedem Tage wird die Verbindung der Völker inniger und erweitert sich über ehemalige Grenzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Dem Handel, der diese Bande zuerst geknüpft, und der, wenn er den materiellen Interessen diente, zugleich die Entwickelung geistiger Kräfte förderte, kommt jetzt eine allgemein verbreitete Lecture zu Hülfe, die über den beschränkten Raum unserer Heimat hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen, wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt.

Reisebeschreibungen und Schilderungen des Zustandes fremder Länder und Völker, ihres geistigen, politischen und sittlichen Lebens, galten stets nicht blos für eine interessante und unterhaltende, sondern auch für eine nützliche und lehrreiche Lecture. Mit dem Kreise unsers Wissens, mit der Erweiterung unserer Bildung hat sich aber auch die Art der Reisebeschreibungen geändert; der Blick der Reisenden ist heller geworden, und man hat von einem allgemeinern menschlichen Standpunkt die Verhältnisse und Sitten fremder Länder und Völker auffassen gelernt. In dieser Beziehung dürfte daher als Erweiterung des Fachwerkes des Auslandes ein neues Magazin der Reisen bei dem in dieser Hinsicht sich immer mehr erweiternden Stoffe und der Öde des jetzigen literarischen Treibens ein zeitgemäßes Unternehmen sein, dem es an Erfolg, wenn anders die Leitung dem Zwecke entspricht, nicht fehlen wird. Dem positiven Geiste unserer Zeit, der die Schale leerer Theorie immer mehr abzustreifen sucht, entspricht eine Sammlung von Schriften, welche dem aufmerksamen Beobachter politischer Verhältnisse ein Bild der innern Zerwürfnisse auswärtiger Staaten, dem philosophischen Forscher eine Schilderung des geistigen und sittlichen Zustandes fremder Völker darbietet, und so bei dem erstern den Stachel politischen Hasses abstumpft, dem zweiten durch Enthüllung neuer Seiten der menschlichen Geistesthätigkeit das Gebiet seiner Untersuchung erweitert.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist das Studium der Geographie und Völkerkunde eine ebenso gesunde Geistesnahrung als die Geschichte, mit der sie Hand in Hand gehen. Diese Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen soll darum keineswegs sich auf außereuropäische Länder beschränken, sondern auch Europa nicht außer Acht lassen; ebenso wenig soll sie blos das Neueste über fremde Welttheile mitzutheilen suchen, sondern auch einzelne ältere Werke bearbeiten oder wiedergeben, die weniger allgemein bekannt sind und doch in der Geschichte des geographischen Wissens einen bedeutenden Rang einnehmen. Ueber Europa selbst darf freilich nur das Neueste, oder, wenn es nicht ganz das Neueste berührt, nur Originalwerke gegeben werden; über die andern Welttheile aber, die uns noch so viele unerforschte Gegenden darbieten, die zum Theil in älterer Zeit genauer als in den letzten Decennien untersucht wurden, wie das namentlich hinsichtlich Afrikas und Amerikas von Portugiesen und Spaniern geschah, wird gewiß auch das Aeltere, das sich nach einer solchen Reihe von Jahren immer noch als das Beste bewährt hat, seine Leser finden.

In demselben Verhältnisse, als man nach und nach die Bewegungen der Menschheit aus immer höherm Standpunkte betrachten gelernt hat, macht die Naturforschung in allen ihren Fächern und auf allen Punkten bedeutende Fortschritte; die Berührungspunkte zwischen Naturgeschichte und Menschengeschichte werden immer häufiger und fruchtbarer, und Naturkenntniß ist ein nothwendiges Element im Ideenkreise des Gebildeten geworden. Unser Unternehmen wird daher, neben dem Material für Geographie, Völker- und Staatenkunde, die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen, sowie geistreiche Schilderungen aus dem ganzen Umfang der Naturwissenschaften fleißig berücksichtigen. Im Allgemeinen werden die Herausgeber darauf bedacht sein, keine bedeutende neuere Erscheinung im Fache der Reisen ganz zu übergehen. Wenngleich sie mit ihren besten Kräften bemüht sein wollen, den fremden Stoff in der würdigsten Form zu geben, so dürfte doch dem Publicum die Anzeige willkommen sein, daß verschiedene bedeutende Originalarbeiten deutscher Reisenden bereits in ihren Händen sind.

Der vorliegende, immer reicher werdende Stoff, welchem der enge Rahmen eines Tagblattes nicht mehr genügt, führte auf den Gedanken, dem Plane des mit vielseitigem Beifall aufgenommenen Auslandes eine passende Erweiterung durch die Sammlung von

Reisen und Länderbeschreibungen zu geben. Je nachdem nun dieser Stoff sich häuft, werden häufiger oder seltener, immer aber nur zwanglose Bändchen ihn zu veröffentlichen bemüht sein, deren Preis wegen der artistischen Beigaben im Voraus nicht bestimmt werden kann, welcher aber möglichst niedrig gehalten werden soll.

Neben dem allgemeinen Titel der Sammlung werden dieselben immer auch noch einen speciellen erhalten und unter denselben auch einzeln verkauft werden.

Die ersten zur Veröffentlichung und eben in Arbeit befindlichen Werke sind:

1. Uebersetzungen.
   a) Burnes' Reise nach Bokhara, mit einer Karte.
   b) J. Barrow. Ein Besuch in Island, mit Holzschnitten.
   c) W. Irving's Ausflug in die Prairien.
   d) Pringle's Afrikanische Skizzen.

2. Originalwerke.
   a) Algier wie es ist, mit einer sehr schönen Karte Algiers und des Mittelmeeres.
   b) Irland's gegenwärtiger Zustand.
   c) Briefe in die Heimat geschrieben, während einer Reise über Frankreich, England und Nordamerika nach Mexico, von Koppe.
   d) Reiseschilderungen von Dr. Reumont.

Demnächst verschickt werden: Irlands gegenwärtiger Zustand und Algier wie es ist, Irving's Ausflug in die Prairien.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1835. Mai. Nr. 109—113.

Nr. 109. * Ansicht von Edinburg. — Die uralte Schildkröte. — * Eduard Jenner. — * Der achtarmige Tintenfisch. — Die Kupferstechkunst. 9. Die britische Schule. — * Die Anbetung der Hirten, von Spagnoletto.

Nr. 110. * Maserpfeifenköpfe. — Gefängnißwesen und Gefangenenzucht in Nordamerika. — * Rehabeam, König von Juda. — * Der lindenblätterige Hibiscus. — * Die Korbtrompetenblume. — * Das Felsenthor bei Besançon. — Japan. — * Die Piazza del popolo und die Obelisken in Rom.

Nr. 111. * Die Orgel zu Harlem und über die Geschichte und Erfindung der Orgeln überhaupt. — * Steinkohlenbergbau. — * Ansicht von Egribos oder Chalkis. — Japan. (Fortsetzung.) — Notiz. Kartoffeln unter der Erde zu gewinnen. — * Rafael's Cartons. 4. Das Opfer zu Lystra.

Nr. 112. * Die wilde Dattelpalme. — Japan. (Fortsetzung.) — * Ein polnischer Jahrmarkt. — * Das Rhinoceros oder Nashorn. — Naturhistorische Unterhaltungen. — * Hogarth's Werke. 4. Fleiß und Faulheit. I.

Nr. 113. * Die Stadt Canterbury. — Japan. (Beschluß.) — Naturhistorische Unterhaltungen. — * Die Pyramide von Cholula. — * Ueber Entstehung, Elektricität, Höhe und Formen der Wolken. — Miscellen. — * Hogarth's Werke. 4. Fleiß und Faulheit. II.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Mai 1835.

F. A. Brockhaus.

Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen von Dr. Leonhard Tafel. Zweiter Curs (in zwei Theilen). 38½ Bogen. Preis 2 Fl. 42 Kr.

Der erste Theil enthält eine Sammlung von Gesprächen, eine kurze englische Geschichte nebst einer vergleichenden katechetischen Grammatik, der zweite denselben englischen Text mit zwischenzeiliger wörtlicher Uebersetzung.

Die analytische Methode, welche in unsern Tagen auch in Deutschland eine so günstige Aufnahme findet, erfüllt alle Foderungen, welche man an einen zweckmäßigen Sprachunterricht zu machen berechtigt ist. Dadurch, daß jedes Wort in seiner Grundbedeutung in dem entsprechenden Redetheil der Muttersprache und zwar sogleich in ganzen Sätzen und Satzverbindungen aufgefaßt wird, lernt der Schüler die fremde Sprache gleich anfangs nach ihren verschiedensten Bestandtheilen kennen und erhält so in äußerst kurzer Zeit nicht nur ein treues Bild derselben, sondern lernt auch durch die stete Übertragung des Deutschen in die fremde Sprachform in dieser denken und, da er nach einer unbestrittenen Erfahrung aufs schnellste einen sehr großen Wörtervorrath gewinnt und mit dem fremden Satz und Periodenbau vertraut wird, seine Gedanken schriftlich und mündlich regelrecht ausdrücken. Daß die Methode aber nicht nur zu schneller und gründlicher Erlernung der fraglichen Sprache führt, sondern sogleich in hohem Grade auch formell bildend wird, beweist die Thatsache, daß Schüler mit ordentlichen Anlagen in sehr kurzer Zeit, oft schon nach sieben einstündigen Lectionen, in welchen der Lehrer die betreffenden Sätze oder Perioden vorgesprochen hatte, welche jede Lection gehörig repetirt worden war, schon so viel Kenntniß der Aussprache und der einzelnen Redetheile sich erworben hatten, daß sie, nach der Erfahrung des Verfassers, ohne weitere Beihülfe des Lehrers, als jeweilige Verdeutschung neuer, noch nicht vorgekommener Wörter, oder etwaige, jedoch seltenere Berichtigung der Aussprache mit ziemlicher Fertigkeit in dem ersten Curse lesen und weiter übersetzen konnten. Mit dem zweiten Curse, das heißt, je nach Maßgabe der Erfüllung der in dem Vorworte gestellten Bedingungen schon im ersten, zweiten, dritten Monat, beginnt in besonders dafür ausgesetzten Stunden der förmliche grammatische Unterricht, nachdem sich die Schüler bereits in dem ersten Curse durch Abstraction eine Art von Grammatik gebildet hatten. Der Schüler erwirbt sich nicht nur eine Fertigkeit und Sicherheit in der Beugung oder Abwandlung der betreffenden Redetheile, sondern sucht auch an der Hand des Lehrers die organischen Gesetze auf, nach welchen sich die fremde Sprache in den verschiedenen Redetheilen entwickelt hat, und erkennt in den einzelnen Worterscheinungen nicht mehr einen blos factischen Bestand, sondern eine Nothwendigkeit an. Die katechetische Grammatik gibt auf jede Frage die Antwort in Beispielen, ganzen Sätzen oder Perioden, aus denen sich der Schüler theils allein, theils mit Hülfe des Lehrers die Regel abstrahirt, wodurch nicht nur die Denkkraft geweckt und geübt wird, sondern auch die fragliche Regel sogleich in anschaulicher Anwendung vor Augen tritt. Die Grammatik sucht ferner durch Vergleichungen mit theilweise schon Bekanntem in andern Sprachen das Einzelne dem Gedächtniß bleibender einzuprägen und weist besonders auf die auffallende Uebereinstimmung des Englischen mit dem Dänischen nicht nur in Wörtern, sondern auch im Satzbau und in den Satzverbindungen hin. Auch unter der Interlinear-Uebersetzung wird bei den einzelnen Wörtern (neben den Worterklärungen) auf ihre Ver-

wandtschaft mit oder Abstammung aus dem Französischen und dem Dänischen aufmerksam gemacht. Wann und in welcher Stufenfolge mit der rein deutschen Uebersetzung begonnen werden soll, ist in dem Vorwort angegeben. Uebungen im Uebertragen deutscher Stücke in die fremde Sprache stellt die analytische Methode erst dann an, wenn sie weniger zeitraubend sind, d. h. wenn die Schüler durch längere Lecture einen bedeutenden Wörterschatz gesammelt haben und mit der fremden Ausdrucksweise vertraut geworden sind. Für Uebungen im Sprechen ist durch Aufnahme der (zu memorirenden) Gespräche und auch dadurch gesorgt, daß jedem größern Abschnitte englische Fragen folgen, welche der Lehrer, nachdem das Gelesene gehörig repetirt ist, mündlich beantworten läßt und daran leicht noch weitere Unterhaltungen anknüpfen kann. Die analytische Methode wird um so wichtiger, da durch sie neben gründlicher Erlernung der fremden Sprachen auch in philologischen Schulen noch hinlänglich Zeit gewonnen wird, außer der Muttersprache und der Mathematik auch die Naturgeschichte, Physik, Geographie und Geschichte gründlicher und zwar so zu behandeln, daß sie nicht blos große materielle Ausbeute gewähren, sondern auf die von dem Verfasser vorgeschlagene und von mehren tüchtigen Schulmännern bereits gutgeheißene Weise traktirt, auch fruchtbare formelle Bildungsmittel werden, wodurch nach der Ansicht des Verfassers auch die philologischen Schulen dem ihnen so oft und nicht mit Unrecht gemachten Vorwurf der Einseitigkeit entgehen und eine harmonischere Entwickelung der verschiedenen Seelenkräfte erzielen würde.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mannkopff, A. J., K. preuss. Kreisjustizrath und Stadtgerichtsdirector, Ergänzungen und Abänderungen der preussischen Gesetzbücher, oder Sammlung aller das allgemeine Landrecht, die allgemeine Gerichts-, Criminal-, Hypotheken- und Depositalordnung ergänzenden, abändernden und erläuternden Gesetze und königl. Verordnungen, verbunden mit einem Repertorium der Justiz-Ministerial-Rescripte und der in der Simon- und von Strampff'schen Sammlung von Rechtssprüchen der preuss. Gerichtshöfe enthaltenen Judicate; nach den Materien der Gesetzbücher geordnet.

In Sechs Bänden.

Mit Genehmigung Eines hohen Justiz-Ministerii herausgegeben. Erster Band, enthaltend das Allgem. Landrecht Theil I. Tit. 1—23. Gr. 12. Subscriptionspreis für alle 6 Bände 7 Thlr. Der 2. und 5. Band erscheinen im Juli, das Ganze wird bis Michaeli d. J. vollendet sein.

[H]andbuch der französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken von L. Ideler und H. Nolte.

Vierter Band,

enthaltend die Dichter der neuern und neuesten Literatur bearbeitet vom Dr. J. Ideler, herausgegeben von L. Ideler. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Geppert, Dr. K. E., Ueber das Verhältniß der Hermann'schen Theorie der Metrik zur Ueberlieferung. Gr. 8. Preis 20 Gr.

Anleitung, Praktische, zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, mit Hinweisung auf die Grammatiken von Herrmann, Franceson und Hirzel. Enthaltend eine große Anzahl mustergültiger, nach den Regeln der Grammatik geordneter und aus den besten französischen Schriftstellern entlehnter Sätze und größerer Fragmente mit Wörterverzeichnissen, bearbeitet von Fr. Herrmann und L. Alb. Beauvais (Gymnasiallehrer). Gr. 8. Preis 20 Gr.

ΔΙΑΘΗΚΗ, Η ΚΑΙΝΗ, das Neue Testament, griechisch und deutsch, zum Handgebrauch für Prediger und Candidaten des Predigtamts. Der Text nach der Knapp'schen Recension desselben, in gespaltenen Columnen, der Luther'schen Uebersetzung gegenüber gedruckt, nebst Angabe der Sonn- und Festtagsperikopen, und in den Evangelien die Parallelstellen nach der Synopsis von De Wette und Lücke. In 6 Lieferungen. Preis 2 Thlr. Erste Lieferung. Gr. 8. Geh. Preis 8 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, genera europaea et species illustrantes, scripsit Christ. Godofred. Nees ab Esenbeck, Dr., Acad. Caes. Leop. Cur. Nat. Cur. Praeses, Professor Vratislaviensis. Vol. II. 1834. 320 und 448 Seiten gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 Gr., oder 3 Fl. 48 Kr.

Man darf die Naturbeschreibung der Ichneumoniden oder Schlupfwespen — die nämlich ihre Eier in die Larven und selbst in die Eier anderer Insekten legen, woselbst die daraus entspringenden Larven bis zu ihrer Entwickelung leben — vor Gravenhorst's Ichneumonologia Europaea und dem hier angezeigten Werk unbedenklich für ungnügend und höchst mangelhaft erklären, daher denn zu hoffen, daß die Freunde der Entomologie sich seines Erscheinens freuen und ein so unentbehrliches Hülfsmittel für ihre Studien nicht unbeachtet lassen werden.

Der Verfasser dieser Monographien hat lange Jahre bei voller Muße auf dem Lande sich der Naturgeschichte widmen können, und sich dabei zunächst und vorzüglich an das Einheimische, an die nächste lebendige Umgebung gehalten. Man wird daher auch in seiner Arbeit die frische Anschaulichkeit nicht vermissen, die beim Selbststudium die Forschung erregt und am sichersten leitet. Das Auffinden und Bestimmen der europäischen Insekten aus diesen Familien ist durch die Methode des Verfassers sehr leicht gemacht. Wie sehr aber der Umfang des Gebiets durch dieses Werk gewonnen habe, und wie viel durch weiteres Forschen nach dessen Anleitung nur allein für diesen Theil der Kenntniß unserer allernächsten Umgebung, zum reichen Genuß für den beschaulichen Naturfreund und zum wahren Gewinn der Naturgeschichte noch ferner zu entdecken sein dürfte, wird aus der einzigen Bemerkung hervorgehen, daß bis auf die Zeit, wo der Verfasser schrieb, höchstens 150 europäische Insekten aus dieser Abtheilung in Schriften aufgezeichnet waren, und von diesen kaum die Hälfte mit Sicherheit wieder erkannt werden konnte, während wir hier 703 wohl charakterisirte und leicht erkennbare Species, in mehre, zum großen Theil neue Gattungen vertheilt, zu bequemster Benutzung vor uns haben. Die Wahl der lateinischen Sprache empfiehlt das Werk dem Auslande wie dem Inlande, und die Verlagshandlung hat ihr Be-

fles gethan, es auch im Aeußern gehörig auszustatten und einen correcten Text zu liefern. Was während des Drucks in diesem Fache von Andern geliefert worden, ist in einem Anhange zum zweiten Bande enthalten, und des großen schwedischen Kenners dieser Insekten, des zu früh verstorbenen Dalman zerstreute monographische Abhandlungen konnten noch während der Bearbeitung selbst benutzt und gehörigen Orts eingetragen werden.

Die Familien, oder Gruppen, mit welchen sich dieses Werk beschäftigt, sind: im ersten Theil Braconoidei, Alysioidei und Evaniales; im zweiten die Pteromalini, Codrini, und, als Anhang, die Dryini. Dieses mag zugleich der Vorstellung begegnen helfen, die man etwa hegen könnte, als sei der Inhalt dieses Werks in Gravenhorst's Ichneumonologia Europaea mit enthalten. Die beiden Herren Verfasser haben sich vielmehr von Anfang an in die Bearbeitung dieses weiten Gebiets getheilt und einander gegenseitig auf jede Weise gefördert, worüber sowohl frühere Ankündigungen, als die Zueignung und Einleitung zu unserer Schrift, hinlängliche Auskunft geben.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung sind soeben erschienen:

Erweckungen zu christlichem Glauben und Leben in Predigten vom Pastor Dr. G. A. F. Goldmann. Gr. 8. 1835. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese allen Freunden wahrer Erbauung höchst willkommene und werthvolle Gabe des bereits durch seine christlichen Vorträge rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, die von den Besitzern seiner frühern Schriften und von vielen Zuhörern längst gehofft wurde, bildet zugleich den 3ten Band seiner „Predigten zunächst für häusliche Erbauung", welche so vielen Beifall fanden, daß eine neue Auflage des ersten Theiles schon früherhin erforderlich wurde.

Der Preis des 1sten und 2ten Bandes beträgt 1 Thlr. 15 Gr., also des Ganzen nunmehr 3 Thlr. 3 Gr., worauf in jeder Buchhandlung Bestellungen angenommen werden.

In der Literarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Sammlung architektonischer Entwürfe, welche ausgeführt oder zur Ausführung entworfen wurden, mit erläuterndem Text, von L. v. Klenze, 1stes bis 3tes Heft, jedes mit 6 lithographirten Blättern. Gr. Fol.
Jedes Heft 4 Fl.

Frescogemälde aus der Geschichte der Baiern, in den Arcaden des Hofgartens zu München, herausgegeben und lithographirt von einigen Malern derselben, in 35 Blättern. Gr. Fol. 9 Fl.

Randzeichnungen zu Göthe's Balladen und Romanzen von E. Neureuther, lithographirt. 4 Hefte. Preis 10 Fl.

Randzeichnungen zu den Dichtungen deutscher Classiker von E. Neureuther. 6 Hefte. Preis 7 Fl. 12 Kr.

Erinnerungen an Rom, Florenz und Neapel, Monumente und Volksscenen Italiens darstellend, von W. Gail. 6 Hefte. Mit 39 lithograph. Blättern. Fol. 9 Fl.

Sammlung von Contouren der vorzüglichsten Gemälde aus der Glyptothek, Pinakothek und den Arcaden in München. 16 Blatt mit erläuterndem Texte. 2 Fl. 48 Kr.

Tempelruine von Korinth, mit Pallikaren, welche ihre Beute auf Kameelen durch gefangene Araber fortbringen lassen, gemalt von Heydeck und auf Stein gezeichnet von Hohe. 3 Fl.

Göthe, lithographirt von Strixner, mit Thon auf Carton aufgezogen. 48 Kr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Pflegesohn;
ein
historischer Roman
aus der Zeit des Prinzen Moritz von Oranien.
Von
J. van Lennep.

Aus dem Holländischen übersetzt
von
Karl Eduard.
Drei Bände. 8. Geh. Preis 3 Thlr.

Der Verfasser nimmt jetzt den ersten Rang unter den Dichtern Hollands ein, und hat in diesem höchst ausgezeichneten Romane eine so interessante Schilderung von dem Zustande seines Vaterlandes und dessen Freiheitskampfe, sowie von den vorzüglichsten Charakteren desselben entworfen, daß die Spannung von Anfang bis ans Ende ununterbrochen rege gehalten wird. Es fehlt diesem Roman an nichts, um ihn zu einer wahrhaft empfehlenswerthen Lectüre zu machen.

Uebersetzungsanzeige
von
E. Baine's
History of the Cotton manufacture.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete hiemit an, daß eine Uebersetzung des vorstehenden Werkes, geschmückt mit den Stahlstichen des Originals, in Kürze in ihrem Verlage erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen, 10ten April 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.
1835. Mai. Nr. 18—22.

Nr. 18. * Isaak und seine Söhne Jakob und Esau. — * Der Basilisk. — * Der gemeine Pelikan oder die Kropfgans. — Die Weiber von Weinsberg. — Mailied. — * Der Maulwurf. — Auflösung des Räthsels in Nr. 17.

Nr. 19. * Ansicht von Berchtesgaden. — * Die südamerikanische Ohreule. — Ferdinand und Luise. — Die Fabel. — Schrecklich bestrafter Muthwille. — * Der Auerochs. — Räthsel.

Nr. 20. * Der gefleckte Aron. — Das Backen. — * Die Nachtigall. — Henriette. — * Die Maulwurfsgrille. — Auflösung des Räthsels in Nr. 19.

Nr. 21. * Heinrich der Löwe. — * Der Dachs. — Der Uhu und die Schwalbe. — * Der Hecht. — Räthsel.

Nr. 22. * Der neuholländische Kasuar. — * Das Rennthier und die Lappländer. — Der Kyffhäuser und der verzauberte Kaiser. — * Der Achat. — Auflösung des Räthsels in Nr. 21.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet cartonnirt ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Das in meinem Verlage erschienene

Vollständige

Handwörterbuch

der

deutschen, französischen und englischen Sprache.

Breit-8. Elegant gebunden. 3 Thlr. 12 Gr.

ist mit so ungetheiltem Beifalle aufgenommen worden, dass die erste Auflage binnen wenigen Monaten vergriffen war. Der zweite Abdruck dieses mit Stereotypen gedruckten Werks ist jetzt beendigt und in allen Buchhandlungen sind wieder Exemplare zu erhalten.

Jede der drei Abtheilungen dieses Wörterbuchs:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)

II. A complete Dictionary english-german-french. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich ebenso durch seine Vollständigkeit als typographische Einrichtung aus. Die Schönheit und Deutlichkeit der dazu verwandten englischen Lettern, noch mehr hervorgehoben durch den auf das schönste Velinpapier ausgeführten sehr saubern Druck, machen den Gebrauch dieses Lexikons sehr bequem. Auf die Correctheit ist nicht weniger eine grosse Sorgfalt verwandt; der Preis aber wird bei diesem Umfange und solchen Leistungen nur als höchst billig erscheinen.

Leipzig, im Juni 1835.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten sind erschienen, und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Denkmale der Baukunst

vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert,

am

Niederrhein,

herausgegeben

von

Sulpiz Boisserée.

Ein Band in Fol. mit 72 zum Theil colorirten Steinabdrücken und 12¼ Bogen Text. Preis 43 Fl. Rhein.

Dieses Werk enthält eine reiche Auswahl von kirchlichen, klösterlichen und bürgerlichen Gebäuden nebst Taufbrunnen, Grabmälern, Bildwerken und Glasgemälden, der Zeitfolge nach geordnet und mit steter Hinweisung auf die allgemeine Geschichte der Kirchenbaukunst erklärt.

Die Merkwürdigkeit der treu und schön abgebildeten Denkmale in so vollständiger, einem bestimmten Zeitraum angehöriger Reihe und die Gründlichkeit der daran geknüpften Untersuchungen geben diesem Werk einen ganz eigenthümlichen Werth. Es muß daher die Aufmerksamkeit aller Freunde der Kunst und des Alterthums und, da in unsern Tagen der Baustyl der ersten Hälfte des Mittelalters beim Kirchenbau sehr beachtet wird, auch das Interesse der ausübenden Baukünstler in einem hohen Grad erregen.

Diesen Letztern wird es besonders willkommen sein, hier Plane, Risse, Durchschnitte und Einzeltheile von manchen ausgezeichneten Denkmalen jener Art zu finden.

München, im März 1835.

Literarisch-artistische Anstalt.

Neuigkeiten

der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien.

Junius. 1835.

Anschütz, Ed., Neue Originalien zur Declamation, bestehend in poetischen Erzählungen für Freunde der Dichtkunst und des mündlichen Vortrags. Auch unter dem Titel: Erzählende Dichtungen. 12. In Umschlag brosch. 9 Gr.

Balassa, Konst., Die Zähmung des Pferdes. Rationelle Behandlungsart der Remonten und jungen Pferde überhaupt, und der bösen, verdorbenen und reizbaren insbesondere. Aus der innern und äußern Natur des Pferdes praktisch entwickelt. Mit 7 lithogr. Tafeln in Fol. Gr. 8. In Umschlag brosch. 2 Thlr.

* Bronn, W., Für Kalobiotik, Kunst das Leben zu verschönern, als neuausgestecktes Feld menschlichen Strebens. Winke zur Erhöhung und Veredlung des Lebensgenusses. 12. 16 Gr.

* Forgách, L. Freih. von, Dem wiener Donaukanal auch bei kleinem Wasser das zur Schiffahrt hinlängliche Wasser zu verschaffen. Mit einer Steindrucktafel. Gr. 8. In Umschlag brosch. 8 Gr.

* Heintl, Fr. Ritter von, Der Weinbau des östr. Kaiserthumes. Zugleich Anleitung zur Bereitung, Wartung und Pflege der Weine. Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Die Landwirthschaft des östr. Kaiserthums. Fünfter Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Hölder, Luise, Kleine Schauspiele zum Nutzen und Vergnügen der Jugend. Geeignet im Zimmer oder Garten, ohne besondere Vorbereitung, aufgeführt zu werden. 16. In Umschlag brosch. 12 Gr.

Höss, Fr., Beschreibung der vorzüglichsten Forstinsekten und die bewährtesten Mittel zu ihrer Verhütung und Vertilgung. Gr. 8. 8 Gr.

— —, Das Nöthigste über den innern Bau der Organe und deren wichtigere Verrichtungen in Holzgewächsen. Gr. 8. 8 Gr.

* Jeitteles, Ign., Aesthetisches Lexikon. Ein alphabetisches Handbuch zur Theorie der Philosophie des Schönen und der schönen Künste. Nebst Erklärung der Kunstausdrücke aller ästhetischen Zweige, als: Poesie, Poetik, Rhetorik, Musik, Plastik, Graphik, Architektur, Malerei, Theater u. s. w. Erster Band. A—K. Gr. 8. In Umschlag brosch. 2 Thlr.

Scheiger, J., Ueber Schutz und Hülfe gegen Feuersbrünste. 8. In Umschlag brosch. 6 Gr.

Schmidag, F. W., Gebetbuch für evangelische Christen ohne Unterschied des Alters. (Mit einem sehr schönen Stahlstiche.) 12. Postdruckp. 9 Gr. Geb. 14 Gr. — Velinp. 12 Gr. Geb. 20 Gr.

Schmidl, Adolf, Reisehandbuch durch das Erzherzogthum Oestreich mit Salzburg, Obersteiermark und Tirol. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukarest und Konstantinopel. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr. 20 Gr.

Neue Auflagen und Ausgaben.

Ammon, Dr. F. A. von, Die ersten Mutterpflichten und die erste Kinderpflege, zur Belehrung junger Frauen und Mütter. Zweite Ausgabe. 12. In Umschlag brosch. 1 Thlr.

— —, Brunnendiätetik, oder Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche der natürlichen und künstlichen Gesundbrunnen und Mineralbäder Deutschlands. Dritte Ausgabe. 12. In Umschlag brosch. 20 Gr.

Balassa, Konst., Der Hufbeschlag ohne Zwang. Eine Abhandlung über die Art, reizbare, böse und gänzlich verdorbene Pferde, welche bisher nur durch Anwendung von Zwangsmitteln beschlagen werden konnten, binnen einer Stunde dahin zu bringen, daß sie sich willig beschlagen lassen, und ihre Widersetzlichkeit für immer ablegen. Nach rationellen aus der Psychologie des Pferdes geschöpften Grundsätzen. Mit 6 lithogr. Tafeln in Fol. Zweite Aufl. Gr. 8. In Umschlag brosch. 16 Gr.

Buschmann, Jos. Baron von, Die Landgutsrechnungslegung. Nebst einigen Grundsätzen über die Güterverwaltung selbst und ihre Organisation. Neue unveränd. Ausgabe. Gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

Littrow, J. J., Ueber Kometen. Mit einem Anhange über den im Jahre 1835 erscheinenden Halley'schen Kometen von K. L. Littrow. Neue Auflage. Mit 2 lithogr. Tafeln. Gr. 8. In Umschlag brosch. 1 Thlr.

Naumann, J. Ph., Handbuch der Physik. Zweiter Band. Mit 12 Kupfern. Zweite bedeutend geänderte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste Band, zweite Aufl., erschien 1830 und kostet 3 Thlr. 12 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Confucii

Y-KING

ex latino P. Regis interpretatione nunc primum edidit

J. MOHL.

Vol. I.

Cum quatuor tabulis. 8.

Preis 4 Fl. 30 Kr.

Die Chinesen haben zu jeder Zeit dem Y-King den ersten Platz in ihrer Literatur angewiesen. Die erste Grundlage des Werks besteht aus den Symbolen, in denen Bhi, der Stifter des Reiches, seine kosmogonischen und die darauf gegründeten politisch-moralischen Ideen niederlegt. Seitdem ist jede Reform der Ideen in Staat und Wissenschaft an die Erklärung dieser Symbole angeknüpft worden. Der älteste dieser noch erhaltenen officiellen Commentare ist der, in welchem die Dynastie von Wenwany im 12ten Jahrhundert vor Christus ihre Thronbesteigung rechtfertigte und ihre Principien niederlegte. Sechs Jahrhunderte nach ihm stellte Confutsee den Y-King an die Spitze der fünf classischen Bücher, auf welche er die Restauration des Reichs gründete und welche seit seiner Zeit die geistige Regel desselben bilden. Fast alle Versuche physischer und metaphysischer Theorien in China sind auf dieses Werk in der Form von mehr oder minder willkürlichen Interpretationen gebaut, daher seine hohe Wichtigkeit für die philosophische Geschichte der Menschheit. Die französischen Jesuiten in China hatten frühe gefühlt, wie nothwendig das Studium dieses Buches für sie sei, und nachdem sich mehre an der schweren Aufgabe versucht hatten, vollendete einer der gelehrtesten unter ihnen, P. Regis, eine Uebersetzung und einen Commentar, welcher die Substanz der berühmtesten chinesischen Arbeiten darüber enthält. Das Werk lag in der k. Bibliothek in Paris, nur Wenigen bekannt und zugänglich, bis sich der Herausgeber, nach dem Wunsch der asiatischen Gesellschaft in Paris, entschloss, einen vollständigen Abdruck davon zu veranstalten, von welchem hier die erste Hälfte vorliegt.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen der östr. Monarchie zu haben:

Die

Zähmung des Pferdes.

Rationelle Behandlungsart der Remonten und jungen Pferde überhaupt und der bösen, verdorbenen und reizbaren insbesondere.

Aus der innern und äußern Natur des Pferdes praktisch entwickelt von

Konstantin Balassa,

k. k. Rittmeister.

Mit sieben lithographirten Tafeln in Folio.

Gr. 8. Wien 1835.

In Umschlag broschirt. Preis 3 Fl. C.-M.

Der Herr Verfasser, der sich schon durch seine frühere Schrift: Der Hufbeschlag ohne Zwang, als eines einsichtsvollen, sorgfältigen und genauen Kenner und Beobachter der Natur des Pferdes bekannt gemacht hat, legt hier dem Publicum in einem umfassenden und ausführlichen Werke den ganzen Schatz seiner Erfahrungen im Gebiete der Pferdewissenschaft vor.

Das Werk zerfällt, wie schon der Titel andeutet, in zwei Haupttheile. Der erste beginnt mit den allgemeinen Vorschriften für den Transport der Remonten, handelt sodann von der Zucht der wilden und sonstigen Landpferde, und geht hernach zur allgemeinen Pferdekenntniß über. Mit ungemeiner Sachkenntniß und Umsicht hebt der Hr. Verfasser die Hauptpunkte heraus, worauf es bei der Untersuchung eines Pferdes ankommt. Das sogenannte Exterieur wird mit der nöthigen Ausführlichkeit besprochen und kein Theil des Pferdes unerörtert gelassen. Nicht unerwähnt bleiben hiebei die Pferde-Verschönerungskünste des Roßtäuschers, deren Kenntnißnahme dem Pferdekenner unerläßlich ist. Es kommen sodann die im Stalle und im Freien zu erkennenden Defecte zur Sprache, und nachdem noch mehr wichtige, und vorzüglich Remonten und Militairpferde betreffende Punkte ins gehörige Licht gesetzt worden sind, ist vom Zähmen und Abrichten des Pferdes die Rede. Hier entwickelt der Hr. Verfasser in einem, wo möglich noch höhern Grade als in seinem frühern Werke, diese so genaue, wodurch psychologisch tiefe Kenntniß der innern Natur des Pferdes, die ihn zu einem so gewandten und meisterhaften Praktiker in Behandlung desselben gemacht hat. Es genügt, auf Das aufmerksam zu machen, was über die Gemüthsverfassung des Pferdes im Allgemeinen, über Geist, Wille, Gemüth, Charakter

Temperament des Pferdes, über das Verhältniß seiner äußern Sinne, über seine allgemeinen äußern Eigenschaften gesagt wird. Was nun folgt von der Behandlung des Pferdes im Stalle, vom Beschlagen, vom Anreiten der Remonten, von der Reitschule, vom Exercieren der Remonten in Reihe und Glied ꝛc. ꝛc., legt das triftigste Zeugniß ab von der erschöpfenden Gründlichkeit, womit der Hr. Verfasser seinen Gegenstand nach allen seinen Beziehungen behandelt hat, und dürfte weder den Anfänger in der Pferdekunde noch den Sachverständigen unbefriedigt lassen.

Der zweite Theil des Ganzen handelt nach kurzer Erörterung der Ursachen, aus welchen die Unarten der Pferde entspringen, von dem Umgange mit bösen, verdorbenen und reizbaren Pferden, sowol im Reiten als im Fahren. Wer die Schwierigkeit dieses Theiles der Pferdewissenschaft zu erwägen vermag, insofern es dabei ganz vorzüglich auf eigne Erfahrung und Praxis ankommt, wird dem Hrn. Verfasser gern zugestehen, daß er seine Aufgabe in allen ihren Theilen vollkommen aufgefaßt und mit dem besten Erfolge gelöst habe.

Aus dieser gedrängten Darlegung des Inhalts wird man sich leicht von der Reichhaltigkeit sowol, als von der Gründlichkeit und umfassenden praktischen Tendenz des vorliegenden Werkes überzeugen, welches demnach allen Denen, die sich eine vollkommene Kenntniß des Pferdes und seiner Behandlung zu erwerben wünschen, ganz vorzüglich aber den Herren Offizieren der k. k. Armee, mit vollem Rechte anempfohlen werden kann.

Dictionarium
Pentaglottum.

Recudi curavit
Josephus Thewrewk de Ponor.

Preis 2 Thlr.

Zu haben bei Joseph Landes in Presburg und Karl Andrae in Leipzig.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1835.
Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug von Waterloo 1815. (Fortsetzung) — II. Der Feldzug von 1746 in den Niederlanden. Nach östreichischen Originalquellen. Erster Abschnitt. — III. Der Erbfolgekrieg in Spanien 1701—13. 1) Der Angriff auf Cadix durch die Verbündeten 1702. — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis dieses Jahrgangs ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern von 1818 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818 — 34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Wien, den 20sten Mai 1835.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Soeben wurde versendet:

Weber's, C. J., sämmtliche Werke. 23.—25. Lief. Enthält das Papstthum und die Päpste. 12tes bis letztes Heft. à 6 Gr. oder 24 Kr.

Weber, C. J, Das Papstthum und die Päpste. 1ster Band. Gr. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. (3 Bände: 7 Thlr. — oder 12 Fl. 36 Kr.)

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In der Literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Plan von Rom
mit 26 Randansichten,

entworfen, gezeichnet, gestochen und herausgegeben
von
GEORG MAYR,
Graveur im topographischen Bureau des königl. bairischen General-Quartiermeisterstabs.
Preis 4 Fl. 36 Kr. Rhein.

Diesen, das alte und neue Rom umfassenden, mit ausserordentlicher Sorgfalt im Maasstabe von 1: 15,000, nach den neuesten Materialien ausgeführten Plan, welcher durch Angabe der berühmten Hügel Roms, die auf keinem andern enthalten, ferner durch die Ausscheidung der antiken Gebäude von den modernen, sowie durch die Benennung aller selbst antiker Strassen, Plätze, Villen, Kirchen etc., besonders aber durch ausserordentlich schönen Stich vor allen bisher erschienenen, selbst den in London gestochenen, sich rühmlichst auszeichnet, umgeben nebst einer malerischen Ansicht der Stadt, 25 theils nach Originalzeichnungen, theils nach grössern Werken, von C. Schleich meisterhaft gestochene Ansichten merkwürdiger antiker und moderner Gebäude, Plätze, Kirchen, Thore, Brunnen, Monumente etc.

Eigne Rubriken enthalten die Eintheilung der Stadt in Districte (Rioni) und die Angabe der darin befindlichen, für den Fremden wichtigsten, im Plane selbst mit Zahlen bezeichneten Merkwürdigkeiten, der Höhen der vorzüglichsten Hügel über der Meeresfläche, und einiger Localhöhen berühmter Gebäude.

Andere Rubriken liefern verschiedene, besonders für Fremde interessante topographische und statistische Notizen in deutscher und italienischer Sprache.

Dieses höchst gelungene, ebenso wissenschaftlich als kunstgewandt ausgeführte Tableau, ein ehrendes Werk deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleisses, können wir als einen sehr practicablen Führer, da es sich auch zum Aufziehen eignet, allen Jenen empfehlen, welche die weltberühmte Roma zu besuchen gedenken, wie es auch gewiss Jedem, der diese interessanteste aller Städte kennt, ein willkommenes Erinnerungsblatt sein wird, das zugleich als eine schöne Wandverzierung gebraucht werden kann.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1835. Monat Mai, oder Nr. 121 — 151, 1 Beilage: Nr. 5, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XII — XVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1835. Vierten Bandes achtes und neuntes Heft. (Nr. VIII, IX.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1835.

F. A. Brockhaus.

An die Besitzer der Taschenausgabe von Joh. von Müller's Werken.

Die unterzeichnete Buchhandlung erlaubt sich die Anzeige, daß in einigen Wochen eine aus den zuverlässigsten Quellen geschöpfte Biographie jenes berühmten Historikers erscheinen wird, die sich durch Druck und Format jenen Werken anschließt. Für die Gediegenheit dieser mit einer Charakteristik Müller's ver-

bundenen Lebensbeschreibung, muß der Name ihres Verfassers, des Herrn Dr. Heinr. Döring sprechen. Ein erhöhtes Interesse wird dieselbe dadurch erhalten, daß Herr Verfasser, nach dem Plane, dem er in seinen Biographien Schiller's, Herder's, Klopstock's, Bürger's u. A. gefolgt, auch hier das von ihm geschilderte Individuum, überall, wo es thunlich, selbst redend einführen und die Echtheit der gegebenen Mittheilungen durch briefliche Zeugnisse verbürgen wird.

Zeitz, den 27sten Mai 1835.

Im. Webel.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist in Commission erschienen und durch alle soliden Buchhandhandlungen zu beziehen:

Der Weinbau

des östreichischen Kaiserthumes.

Zugleich Anleitung

zur Bereitung, Wartung und Pflege der Weine.

Von

Franz Ritter von Heintl,

niederöstr. ständischen Ausschußrathe, Ritter des großh. badischen Ordens vom zähringer Löwen, Herrn und Landstand in Oestreich und in Steiermark rc. rc.

Zweiter Band.

Gr. 8. Wien 1835. Preis 3 Fl. C.=M.

Auch unter dem Titel:

Die Landwirthschaft des östreichischen Kaiserthumes. Fünfter Theil.

Dieser von allen der Weincultur obliegenden Oekonomen lange mit Ungeduld erwartete zweite Band eines anerkannt classischen Werkes in einem mehr für das Aus= als Inland, und noch gar nicht für letzteres in diesem Umfange und mit so großer, Theorie und Praxis vereinigender Sachkenntniß bearbeiteten Zweige der Landwirthschaft, liefert die vierte und fünfte Abtheilung des Ganzen. Jene handelt in 39 Hauptstücken von den vielfältigen Benutzungen der Weintrauben und ihres Saftes, und die Reichhaltigkeit des hier auf die gründlichste und lehrreichste Art verarbeiteten Stoffes verstattet keine ins Specielle gehende Inhaltsanzeige; wir glauben aber versichern zu können, daß kein Punkt unerörtert bleibt, der bei Benutzung der Weintrauben zu was immer für einen Zweck in Betracht zu ziehen ist. Zu den wichtigsten Abschnitten des Werkes rechnen wir die Capitel vom Auspressen der Weintrauben (4tes Hauptst.), von der Benutzung der Weintrestern (6tes bis 10tes Hauptstück), vom Traubenmost im 11ten und in den folg. Hauptstücken, wo die Bereitung des Bundmostes, die Erzeugung süßer Weine, sowie die Bereitung des Wermuth=, Kräuter=, Kirschen= und Weichselmostes und Weines, dann des Tropfwermuthes, ferner die Bereitung der Essenz=, Ausbruch= und Strohweine u. s. w. dargestellt ist. Neu, eigenthümlich und zugleich mit zweckmäßiger Vollständigkeit und Ausführlichkeit ist die Gährungslehre abgehandelt, sowie auch Dem, was man den chemischen Theil der Weinlehre nennen könnte, vom Hrn. Verf. ein so ausgezeichneter Fleiß, verbunden mit Sachkenntniß, gewidmet worden ist, daß er des Beifalls aller Sachkenner versichert sein kann.

Die vier letzten Hauptstücke dieser Abtheilung sind durchaus praktischen Inhalts, und bezeugen die reiche und ausgebreitete Erfahrung des Hrn. Verfassers abermals auf glänzende Weise.

Die fünfte Abtheilung handelt von den beim Weinbau erfoderlichen Gebäuden und deren Einrichtung, und theilt gleichfalls neue, vom Hrn. Verfasser selbst erprobte und bewährte Erfahrungen mit.

Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige ergibt sich, daß in diesem Werke die natur= und gewerbswissenschaftliche Literatur eine wahrhafte Bereicherung erhalten hat, deren Interesse von solcher Art ist, daß es das Inland sowol als das Ausland dem Hrn. Verf. Dank wissen wird, seinem vor Jahren angefangenen Werke über Oestreichs Weinbau einen so trefflichen Schluß gegeben zu haben.

Soeben ist erschienen:

Vater Goriot.

Familiengemälde

aus

der höhern pariser Welt.

Nach dem Französischen

des

Balzac

herausgegeben von Friedrich von R.

2 Bände. 8. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 35 Kr.

„Einer Novelle", sagt der Herausgeber in seinem Vorwort, „deren Verfasser Balzac ist, eine Empfehlung vorausgehen zu lassen, würde die gebildete deutsche Lesewelt sehr geringschätzend behandelt heißen." Wir haben daher unserer gegenwärtigen Anzeige nichts weiter beizufügen.

Stuttgart, Mai 1835.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Die Geschichte des Cevennen=Kriegs.

Ein Lesebuch für Ungelehrte.

Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt von der verstorbenen Therese Huber.

Preis 2 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

die fünfte Lieferung

des

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Bettelmönche bis Bonzen,

mit 24 Holzschnitten und der in Kupfer gestochenen Karte von Böhmen.

Die bis jetzt erschienenen fünf Lieferungen, 37 Bogen in gr. 4. mit 124 Holzschnitten und 11 in Kupfer gestochenen Karten, kosten 1 Thlr. 6 Gr. — gewiß ein sehr billiger Preis, wie er nur bei großem Absatze zu stellen möglich ist.

Leipzig, im Mai 1835.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1835. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Gegenkritik

über die in den Blättern für literar. Unterhaltung, Nr. 69 vom 10ten März d. J. erschienene Kritik über Widerhold, ein historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des 30jährigen Krieges in Würtemberg, von Aloys Freih. v. Oefele. 2 Bände. Stuttg. 1834.

Es ist eine allgemeine, aber leider traurige Erscheinung unserer Zeit, daß sich an die Stelle einer vernünftigen Kritik über Kunst oder wissenschaftliche Erzeugnisse, meist ein gehässiges, dem Factionengeist huldigendes Bekritteln derselben gesetzt hat, verderblich für den Zweck, und das Publicum täuschend. Ein Werk wird nicht nach seinem Werth, d. h. ob es das nach den Regeln der Kunst und Wissenschaft geleistet hat, was es leisten gewollt; sondern nach einer parteiischen Vergleichung zu andern Werken, die oft beiweitem nicht dessen Gehalt haben, abkritisirt, und ihm grade zu das zur Last gelegt, was es nicht gewollt.

Nicht besser ging es dem Freih. v. Oefele bei seinem historisch-romantischen Gemälde Widerhold, aus dem 30jährigen Krieg in Würtemberg, abkritisirt in den Blättern für literar. Unterhaltung (Brockhaus) Nr. 69, obwol es schon allgemein durch ehrenwerthe Recensionen bekannt war.

Der Hr. Kritikus, welcher seine Protectionen von Büchern vorausschickt, und dabei auf eine Periode hindeutet, wo man vor Allem Lehre und Bedeutung in erzählenden Werken sucht, hat wahrscheinlich des Freih. v. Oefele Vorwort zu seinem Widerhold gar nicht gelesen. Darin sagt er klar „daß historische Romane heutzutage keinen Werth mehr haben, wenn sie nicht großartige Ereignisse und Charaktere der Geschichte enthalten, und dadurch Kraft und Tugend erwecken."

Ob wol die Zeiten des 30jährigen Krieges, besonders in Ländern, wo ihre Einwirkungen nicht so bekannt sind, eine würdige Sphäre der Behandlung gewähren? — ob wol ein deutscher Bürgerheld Widerhold, der, wenngleich Hesse von Geburt, das Herzogthum Würtemberg. durch seinen seltenen Muth vom gänzlichen Untergange in dieser Alles verschlingenden Zeitperiode, und die Regentenfortdauer seiner Fürsten mit Aufopferung alles seines Vermögens und seiner Lebensaussichten rettete, ein würdiger Gegenstand eines historisch-romantischen Gemäldes ist? — diese Fragen bleiben wol keinem Zweifel unterworfen.

Es ist daher nicht nur ungeschickt und herzlos, sondern höchst kleinlich und zu sehr Parteifarbe verrathend, wenn Hr. Kritikus einen solchen wahren, bessern Helden, als viele andere waren, von denen er nichts zu erborgen brauchte, mit dem schnöden Wort: Meister Widerhold, oder musterhafter Schwabe, abfertigt. Es zeigt eine unendliche Geistesbeschränktheit, ja lächerlichen recensirenden Patriotismus an, einen deutschen Helden weniger zu achten, jenachdem er aus einem andern Landstrich Deutschlands oder gar ein Schwabe ist; möchte dieses auch noch so herkömmlich hinsichtlich der Schriftsteller sein. Diese alberne Spiesbürgerlichkeit sollte doch wenigstens nicht in der Literatur in Gang kommen!

Die Federn, die Hr. Kritikus dem Werke hie und da, wie einem Vogel ausrauft, um darauf ein Urtheil zu begründen, wie er aussieht, schmücken das Verdienst des Herrn Kritikus nur selbst. Soviel können wir aber versichern, daß alle Hauptscenerien geschichtlich sind, und er, wenn sie nicht nach seinem Geschmacke sind, gleichwol sich eine andere Geschichte machen muß. Die vielfache endliche Belohnung Widerhold's ist freilich eine ärgerliche Zusammenstellung mit der Dankbarkeit unserer Zeit, aber die Rührung, die sie hervorbringt, ehret die Seelen, die sie empfinden.

Uebrigens ist dem Hrn. Kritikus noch zu bemerken: daß dieses historisch-romantische Gemälde lange vor seiner Taufe schon gut aufgenommen war, und diese christliche Taufe, welche von vorne herein ihr Gift sprizend der Geburt schaden sollte, von hinten herein zu spät eingespritzt, nur als ein heilsames Purgativ ihm zurückfließt.

---

daß gegenwärtiger Erzählung eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, wird die Theilnahme dafür noch erhöhen.

Penseroso, Neffe und Oheim. Eine Novelle. 8. 4 Bde. Pr. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser, welcher durch seine frühern Leistungen im Gebiete der Unterhaltungsliteratur sich schon den Beifall der Lesewelt gewann, bringt den Freunden Herz und Geist ansprechender Lecture hier eine neue Gabe. Gelungene Charakterzeichnung, tiefe Kenntniß des menschlichen Gemüthes, naturgetreue Darstellung des Familienlebens, sichern dieser Novelle einen Platz neben den besten ihrer Gattung. Auch in Schilderungen von Naturscenen versucht sich der Verfasser mit Glück; namentlich dürfte derjenige Theil der Erzählung, welcher die sächsische Schweiz zum Schauplatze hat, in manchem Leser und mancher schönen Leserin angenehme Erinnerungen hervorrufen. Wir sind überzeugt, daß, wer erst die Lecture eines Bandes beendigt, mit gesteigerter Theilnahme nach den übrigen verlangen wird: so sehr weiß der Verf. die Aufmerksamkeit zu fesseln und das Interesse bis zum Schluß rege zu erhalten.

Fischer, J. H. L., Schlachtengemälde aus Europas Vorzeit für Freunde der Geschichte, sowie überhaupt für gebildete Leser. 8. Pr. 1 Thlr. 18 Gr.

Kein Roman, sondern auf rein historischem Grunde gezeichnete Gemälde, welche durch die Lebendigkeit der Schilderung, durch die zweckmäßige Auswahl und geistreiche Darstellung von Schlachten, als Hauptmomenten in der Geschichte eines Volkes, gewiß jeden Gebildeleten, namentlich studirende Jünglinge und Militairpersonen, ansprechen werden. Auch Leihbibliotheken zu empfehlen.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien
ist erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Aesthetisches Lexikon.

Alphabetisches Handbuch
zur

Theorie der Philosophie des Schönen und der schönen Künste.

Nebst
Erklärung der Kunstausdrücke aller ästhetischen Zweige,
als
Poesie, Poetik, Rhetorik, Plastik, Graphik, Architektur, Musik, Theater rc.
Von
Ig. Jeitteles.
Erster Band.
A bis K.
Gr. 8. Wien 1835. In Umschlag broschirt.
Preis 2 Thlr. Sächs.

Viel Inhalt, noch mehr Gehalt darbietend, bei so mäßigem Umfange, verdient dieses (seit des trefflichen aber nun veralteten Sulzer's heute nicht mehr ausreichender Theorie) erste vollständige ästhetische Real-Wörterbuch, nach dem Bedürfnisse unserer Zeit und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft eingerichtet, die volle Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten und gebildeten Lesewelt.

Das große, weitumfassende Gebiet der Lehre vom Schönen und der schönen Künste ist hier nicht blos im Titel bezeichnet, sondern wirklich in concentrirten, ebenso gründlichen als geistreichen, mit Reiz und Frische ausgestatteten, freimüthigen, von kritischem Scharfblick durchwehten Abhandlungen zur schnellen und bequemen Belehrung in lexikographischer Form bearbeitet; es sind hier nicht nur alle ästhetischen Gesetze, sondern auch alle Begriffe und Ausdrücke in der Sphäre jeder einzelnen schönen Kunst, fern vom Nebel der Schule, faßlich erklärt, und da die tüchtigsten Quellen alter und neuester Zeit hierbei benutzt worden, dürfte sich das Werk, eine Welt von Ideen umfassend, als leichtes Nachschlagebuch für den Gelehrten von Fach, als Hülfs- und Auskunftsbuch für Literaten, Künstler, Kunstfreunde, Dilettanten rc., als wahrhaft ersprießlich beweisen.

Der zweite Band, womit dies ganze Werk geschlossen, wird diesem ersten (im Lexikonformat 436 Seiten an 2500 Artikel enthaltenden) bald folgen.

Die äußere Ausstattung ist dem innern Gehalte conform.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

REISE

auf dem caspischen Meere
und
in den Caucasus.
Unternommen in den Jahren 1825 — 26
von
Dr. Eduard Eichwald.
Erster Band
mit Kupfern und Karten.
Auch unter dem besondern Titel:

PERIPLUS

des caspischen Meeres.
Erste Abtheilung,
den historischen Bericht der Reise auf dem caspischen Meere enthaltend.
Mit 4 Kupfern und Karten. Gr. 8. Preis 5 Fl.
Stuttgart und Tübingen, im April 1835.
J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Von J. C. F. Manso's

Geschichte des preußischen Staates seit dem Frieden von Hubertsburg bis zur zweiten pariser Abkunft. Neue vielfach berichtigte und verbesserte Ausgabe. 3 Bände oder
10 Lieferungen zu 8 Bogen in gr. 8.
ist die 3te Lieferung, welche den ersten Band beschließt, soeben versandt worden.

Der billige Subscriptionspreis à 12 Gr. für die Lieferung nebst dem 7ten Freiexemplar bei Abnahme von 6 Exemplaren dauert noch für einige Zeit fort.

Frankfurt a. M. und Leipzig, den 31sten Mai 1835.
Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.
C. F. Doerffling.

Bei L. Pabst in Darmstadt ist soeben erschienen:

Mittheilungen aus der Erfahrung

über die
Wirkung und Anwendung
der

Soolbäder

insbesondere zu Salzhausen. Eine Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche derselben, für Kurgäste und angehende Aerzte, von Medicinalrath Dr. Möller. Mit einer Karte und einer Ansicht. 8. Elegant ausgestattet und broschirt
1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Der Hr. Verfasser hat in diesem Werkchen seine mehrjährigen Erfahrungen als Badearzt niedergelegt, dasselbe dürfte deshalb namentlich allen praktischen Aerzten zu empfehlen sein.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Systematische Aufzählung
der
Vögel Würtembergs,
mit
Angabe ihrer Aufenthaltsörter und ihrer Strichzeit.
Aus Auftrag
der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg entworfen
von
Christian Ludwig Landbek.
Preis 48 Kr.

Inhalt: Tagraubvögel. — Nachtraubvögel. — Schwalbenartige Vögel. — Sitzfüßler. — Krähenartige Vögel. — Spechtartige Vögel. — Fliegenfänger. — Würgerartige Vögel. — Dickschnäbler. — Lerchenartige Vögel. — Sänger. — Meisenartige Vögel. — Taubenartige Vögel. — Hühnerartige Vögel. — Laufvögel. — Regenpfeiferartige Vögel. — Sandhühner. — Reiherartige Vögel. — Schnepfenartige Vögel. — Kalenartige Vögel. — Mövenartige Vögel. Pelikanartige Vögel. — Taucher.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlag von Unterzeichnetem ist erschienen:

Universallexikon der Tonkunst
oder
Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften.
Bearbeitet von
M. Fink, de la Motte Fouqué, Dr. Großheim, Dr. Heinroth, Prof. Dr. Marx, Director Naue, G. Nauenburg, L. Rellstab, Ritter v. Seyfried, Prof. Weber, v. Winzingerode, mehren Andern und dem Redacteur
Dr. Gustav Schilling.
Ister Bd. in 6 Lief. groß Lexikonformat. A—Bq.
IIter Bd. 1. 2. Lief. Br.—Clavicylinder.
2ter Subscr.-Pr. für die Lief. 12 Gr. — 54 Kr. Rhein. — 48 Kr. C.-M.

Der ungetheilte Beifall, der diesem zeitgemäßen musikalischen Conversations-Lexikon zu Theil geworden, spricht sowol für das Bedürfniß nach einem derartigen Werke, als auch für die Brauchbarkeit desselben.

In der That wird sich auch alsbald jeder Musikfreund überzeugen, daß bei dem Reichthume und der Ausführlichkeit der Artikel, dies Lexikon stets die befriedigendste Auskunft über Alles ertheilt, was nur in irgend einer Art Bezug auf Tonkunst hat; daher findet man darin Biographien aller interessanten Künstler und Künstlerinnen, die Geschichte der Musik aller Völker, Erklärung und Beschreibung aller theoretischen, technischen und ästhetischen Gegenstände, Ausdrücke und Begriffe, genaue Beschreibung aller existirenden Instrumente nach ihrer Construction und Anwendung u. s. w.

Als Anerkennung der Verdienste des Redacteurs geruhten S. M. der König von Preußen demselben die große goldene Verdienstmedaille mit dessen Brustbilde zu übersenden.

Stuttgart, 1. Juni 1835.

F. H. Köhler.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist in Commission erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Für Kalobiotik,
Kunst das Leben zu verschönern,
als
neu ausgestecktes Feld menschlichen Strebens.
Winke
zur
Erhöhung und Veredlung des Lebensgenusses
von
Wilhelm Bronn.
12. Wien, 1835.
In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr. Sächs.

Wenn Neuaufgestelltes in einer bereits gekannten Wissenschaft schon geeignet ist, bei einigem Nutzen öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, um wie viel mehr dürfte das angekündigte Buch darauf Ansprüche machen, da es die Aufstellung einer ganz neuen Lehre (Wissenschaft im weitern Sinne) behandelt, die von so wichtigem, handgreiflichem Nutzen sowol für das Leben des Einzelnen, als der Gesammtheit werden kann. Außerdem, daß hierdurch der Aesthetik eine ganz neue Wendung und Ausdehnung gegeben wird, ist das vorliegende Werkchen auch ein wohlwollender Rathgeber für Jedermann, sein tägliches Leben schöner, interessanter und angenehmer einzurichten: eine Angelegenheit, die jedem Denkenden und Gefühlvollen am Herzen liegt, um so mehr, da uns hier durch keinen schönen Traum kurze Täuschung geboten, sondern klar und einsichtig gezeigt wird, wie das Wirkliche sich verschönern und veredeln lasse.

Es gereicht uns zum größten Vergnügen, der höhern Lesewelt ein neues Product des genialen Verfassers des Virey, der Transatlantischen Reiseskizzen &c. vorzulegen:

Lebensbilder
aus
beiden Hemisphären.
1ster und 2ter Theil. 8. 2 Thlr. 8 Gr., od. 3 Fl. 30 Kr.
die soeben in alle Buchhandlungen versandt wurden.

Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1835. Fünften Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. X, XI.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1835.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Büchlein für die Jugend,
enthaltend:
Die Legende von Placidus und seiner Familie, das Märchen vom Marienkinde, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien,
vom Verfasser des Volksbüchleins.
In Umschlag. 20 Bogen. Preis 1 Fl. 30 Kr.

Der Verfasser des Volksbüchleins bietet hiermit Aeltern und Erziehern ein ähnliches, in demselben Geiste ausgeführtes und im nämlichen Tone gehaltenes Werklein. Wie in jenem werden hier Erzählungen mannichfaltigen Inhalts und

verschiedenartiger Form mitgetheilt: Legenden, Märchen, Volkssagen, Fabeln, Parabeln, sowie andere Geschichten zum Zwecke der Erbauung, der Belehrung und der Belustigung. Es ist demnach zu hoffen, daß die vielen Leser, welche das Volksbüchlein liebgewonnen haben, auch diesem ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden. Die Verlagshandlung freut sich, zur Verbreitung des vielen und reichen Samens des Guten, der in diesem Büchlein enthalten, durch mäßigen Preis so viel möglich beitragen zu können und erbietet sich noch überdies, bei fester Bestellung von 12 Exemplaren zwei Freiexemplare, von 25 Exempl. drei Freiexempl. und von 50 Exempl. sechs Freiexempl. dazu zu geben.

München, 1. October 1834.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Gelehrte.

Aus
meinen Papieren;
von
E. L. Bulwer.

Aus dem Englischen übersetzt
von
Louis Lax.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke,
15ter und 16ter Band.
8. Velinpapier. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Dasselbe Werk in Taschenausgabe.
Zwei Bände. Elegant geheftet. Preis 16 Gr.

Eine Sammlung von Erzählungen und Aufsätzen, die durchaus das Gepräge des Genius tragen, der den Verfasser zu einem der ersten jetzt lebenden Dichter erhoben hat. Das ganze Werk bietet einen reichen Schatz der geistvollsten und anziehendsten Unterhaltung dar.

Wohlfeile Taschenausgabe.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist soeben erschienen:

Eine Reise auf den Prairien.

Von **Wash. Irving.**

Mit dem Bildniß des Verfassers. Velinpapier 12 Gr. 48 Kr., Druckpapier 9 Gr. 36 Kr. — Der Gesammtausgabe 48stes bis 50stes Bändchen.

Das neueste Werk desselben Verfassers:

Abbotsford und Newstead-Abtei

erscheint in kurzer Zeit in dieser wohlfeilen Ausgabe um obige Preise.

Nachricht für die Besitzer der Taschenausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken.

Als Supplementbände zu dieser Ausgabe, im gleichen Druck und Format und mit kritischer Sorgfalt bearbeitet, wofür schon der Name des Herausgebers bürgt, sind vor Kurzem in unterzeichneter Verlagshandlung erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

1. Nachlese zu Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Dr. Heinrich Döring. 1835. Geh. 1 Thlr.
2. Schiller's auserlesene Briefe in den J. 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. 3 Bdchen. 1835. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Von beiden Werken sind auch Ausgaben in gr. 8., ersteres für 1 Thlr. 8 Gr., letzteres für 1 Thlr. 12 Gr., zu haben.

Zeitz, den 6ten Juni 1835.

Im. Webel.

Für Lesezirkel.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Trevelyan

oder die natürliche Tochter.

Roman nach dem Englischen der Verf. von „A Marriage in high Life.“ 2 Bde. f. Velin. Eleg. brosch. Pr. 3 Thlr.

Altenburg, Juni 1835.

Expedition des Eremiten.

Soeben wurde an alle solide Buchhandlungen versandt:

Franziska von Rimini,

ein Trauerspiel
von
Silvio Pellico.

Aus dem Italien. metrisch übersetzt und mit einer Einleitung von P. J. J. Schädelin.

12. Orell, Füßli und Comp. Br. 12 Gr. od. 45 Kr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1835. Juni. Nr. 23—26.

Nr. 23. * Herrenhausen. — Das Gänseblümchen. — * Jakob und seine Söhne. — Ein zwölfjähriger Held. — * Die Fischotter. — Räthsel.

Nr. 24. * Das schwarze Bilsenkraut. — Der habsüchtige Bärenjäger. — * Der Orang-Utang oder Waldmensch. — Die Dämmerung. — Morgenlied. — * Der Kuckuck. — Auflösung des Räthsels in Nr. 23.

Nr. 25. * Das Dromedar oder einhöckerige Kameel. — * Ein Blick nach Lappland. — Die Geschwister. — * Der Bullenbeißer. — Räthsel.

Nr. 26. * Konradin, der letzte Hohenstaufe. — * Der amerikanische Laternenträger. — Die Nachtigall und die Frösche. — Belohnte kindliche Liebe. — Die Kornblume. — * Das zweihöckerige Kameel oder Trampelthier. — Auflösung des Räthsels in Nr. 25.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste Jahrgang kostet cartonnirt ebenfalls 1 Thlr.

Leipzig, im Juni 1835.

F. A. Brockhaus.



